All in one

Über die Jahre sind mancherlei Predigten und Andachten gehalten worden sowie Texte und Konzepte entstanden, die hier in einer Datei dokumentiert werden. Vielleicht hilft das eine oder andere denen weiter, die darin lesen.

Zuerst kommen die Predigten zur Bibel in der lutherischen Anordnung der biblischen Texte. Es folgen alphabetisch geordnete Themenpredigten sowie chronologisch geordnete Andachten, die für Gemeindebriefe oder die Presse entstanden sind.

Angefügt sind ein paar Texte, die meinen Glauben, mein Verständnis von Christsein und mir wichtige Bibelstellen dokumentieren, aber auch zu den Themen „Mitte“ und „Gottesdienst“ mir Wichtiges festhalten.

Mit der Suchfunktion lässt sich zu vielem etwas finden.

Mensch als Ebenbild Gottes

Predigt zu 1. Mose 1,1 – 2,4 i. A. am 8. Mai 2022

Heute geht es um den Anfang, nicht nur der Bibel, sondern unserer Welt. Mit den Worten der Bibel klingt das so: „Am Anfang erschuf Gott Himmel und Erde.“

Viele Menschen können nicht mehr glauben, dass da ein Gott, der die Welt geschaffen hat. Warum nicht? Ganz einfach. Sie schlagen die Bibel auf und lesen, was da steht, schlagen sie wieder zu und sagen sich: Das stimmt doch nicht mit dem überein, was wir über das Werden der Erde und die Entstehung der Menschen wissen.

Und da haben sie in gewisser Weise ja sogar Recht: Denn die Sterne hängen nicht am Firmament. Und nur weil der atmosphärische Himmel blau aussieht und es ab und zu von oben regnet, ist da oben auch kein Ozean. Es ging bei der Schöpfung auch nicht nur um die Erde, sondern um das ganze Universum, das unvorstellbar groß ist. Und all das entstand vor allem nicht in sieben Tagen. Soweit wir wissen, begann alles vor ca. 13,7 Milliarden Jahren. Und recht betrachtet ist das Universum noch im Werden.

Gerade weil wir immer mehr übers Universum wissen, stellen sich immer mehr Fragen, die auf Antwort warten: Wie ist das mit der Raum-Zeit und der Quantenmechanik, mit der String-Theorie und den Schwarzen Löchern? Gibt es jenseits unseres Universums noch andere Universen? Was war vor dem Urknall? Wie hat man sich das vorzustellen, dass quasi aus dem Nichts alles entstanden sein soll? Wir dürfen gespannt sein, was wir noch in Erfahrung bringen über das, was ist und wie es geworden ist.

Eine kritische Anmerkung sei mir erlaubt: Wer auf all die Fragen keine Antwort hat, sollte hübsch bescheiden sein und sich mit der Behauptung, dass es keinen Gott gibt, zurückhalten.

Zurück zu denen, die den biblischen Schöpfungsbericht aufgeschrieben haben. Denen ging es weniger um die Frage, wie und in welcher Reihenfolge alles entstanden ist. Sie haben einfach in ihre Berichte übernommen, was damals Stand der Wissenschaft war.

Im Grunde wollten sie nur das Eine festhalten, dass nämlich ihr Gott, den sie Jahwe nannten, der Schöpfer der Welt ist. Somit nahm nicht nur die Welt ihren Anfang, sondern auch die Geschichte mit Gott.

Wenn die Bibel dieser Tage entstünde, würden wir vom Anfang der Welten anders erzählen. Einen Versuch haben wir eben als Lesung ge-

hört. In einem wäre unser Schöpfungsbericht den biblischen Schöpfungsberichten ähnlich. Worin? Na darin, dass wir bekennen würden, dass Gott der Schöpfer all dessen ist, was unsere Wirklichkeit ausmacht.

Wie auch immer. Es bleibt die Frage, die jeder für sich entscheiden muss: Will ich es glauben, kann ich es glauben, dass hinter all dem eine göttliche Macht steht? Oder will ich ernsthaft glauben, dass all das, was ist, rein zufällig aus dem Nichts entstanden ist?

Also: Ist alles, was ist, von allein und rein zufällig entstanden? Oder ist das Werden des Universums auf eine ordnende Kraft zurückzuführen, ein alles durchwaltendes geistiges Prinzip, das wir Gott nennen? Das ist und bleibt eine echte Glaubensfrage. Denn beide Antworten kann man wissenschaftlich weder widerlegen noch bewiesen.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen damit geht. Aber für mich ist die Antwort klar. Ich finde es höchst unwahrscheinlich, dass alles rein zufällig entstanden sein soll. So viele Zufälle, wie für das Werden unserer Welt notwendig wären, kann es nicht geben.

Kommen wir zum Werden des Menschen. Darüber heißt es im heutigen Predigttext aus dem 1. Buch Mose: Gott sprach: „Lasst uns Menschen machen – unser Ebenbild, uns gleich sollen sie sein!"... Gott schuf den Menschen nach seinem Bild. Als Gottes Ebenbild schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie und sprach zu ihnen: „Seid fruchtbar und vermehrt euch! Bevölkert die Erde und nehmt sie in Besitz! Herrscht über die Fische im Meer und die Vögel am Himmel und über alle Tiere, die auf dem Boden kriechen!"

Soweit aus dem ersten Bericht von der Erschaffung des Menschen. Genau genommen gibt es nämlich zwei Berichte, die auf unterschiedliche Weise davon erzählen, dass und wie Gott den Menschen werden ließ.

In unserem Bericht steht nur, dass Gott den Menschen werden ließ, nichts über das „Wie". Im zweiten Bericht steht, dass Gott den Menschen aus Erde gemacht hat. Ich zitiere (1. Mose 2, 7ff): „Da formte Gott der Herr den Menschen aus Staub vom Erdboden. Er blies ihm den Lebensatem in die Nase. Und so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen... Gott der Herr nahm den Menschen und brachte ihn in den Garten Eden. Er sollte ihn bearbeiten und bewahren."

Es klingt ein bisschen so, als hätte er wie ein Töpfer den Menschen modelliert. Und dann hauchte er dem, was er da geformt hatte, den Odem des Lebens ein. Und so ward der Mensch eine lebendige Seele.

Gerade die biblischen Berichte vom Werden des Menschen sehen viele im Gegensatz zur Sicht der Naturwissenschaft, die davon ausgeht, dass sich der Mensch aus dem Tierreich entwickelte. Es ist sicher kein Zufall, dass die sogenannte Menschenaffen bzw. Primaten wie z.B. die Schimpansen 99% der Gene mit uns gemeinsam haben.

Daraus ergibt sich für viele, dass der Mensch vom Affen abstammte, was so natürlich höchst missverständlich ist. Richtig daran ist, dass wir Menschen und die heute bekannten Menschenaffen in grauer Vorzeit gemeinsame Vorfahren hatten.

Manche fühlen sich dadurch verunsichert, wenn sie hören, dass sich der Mensch seinen Stammbaum mit anderen Lebewesen teilt, dass er den gleichen Odem des Lebens wie alle anderen zum Leben braucht. Dabei heißt es doch in der Bibel ausdrücklich, dass Gott den Menschen aus Erde gemacht hat.

Eins allerdings hat Gott dem Menschen mit auf den Weg gegeben, was ihm eine besondere Würde verleiht, nämlich die Fähigkeit und den Auftrag, Ebenbild Gottes zu sein.

Manche leiten daraus ab, der Mensch sähe Gott ähnlich. Das ist natürlich Unsinn. So ist es nicht gemeint.

Um das verwendete Wort „Ebenbild" verstehen zu können, muss man einen Blick in die Geschichte tun. In der Zeit, als man die Schöpfungsberichte aufschrieb, gab es Großkönige, die natürlich nicht in all ihren Provinzen zur gleichen Zeit leibhaftig anwesend sein konnten. Also ließen sie überall Standbilder von sich aufstellen, die als Zeichen ihrer Herrschaft über ihre Provinz dienten. Zur Bezeichnung dieser Standbilder verwandte man das Wort, das hier mit Blick auf den Menschen verwandt wurde und mit Ebenbild übersetzt wird.

Was heißt das? Nun: Gemäß dem Schöpfungsbericht ist der Mensch das lebendige Standbild Gottes. Insofern sind wir Gottes Statthalter. Als seine Statthalter haben wir nicht das Recht selbstherrlich zu herrschen. Wir sollen herrschen, wie er herrschen würde. Wir haben die Aufgabe, in seinem Sinne zu herrschen, also nicht willkürlich, sondern fürsorglich.

So gesehen widerspricht sich der Auftrag, zu herrschen, nicht mit der Formulierung aus dem zweiten Schöpfungsbericht, wo es heißt, dass uns die Welt als Garten Eden anvertraut ist, damit wir sie beschützen und bewahren.

Der biblische Auftrag an den Menschen, sich die Erde untertan zu machen und zu herrschen, wurde immer wieder falsch verstanden von

Menschen, die sich nicht mehr als Statthalter Gottes verstanden, sondern die sich losgelöst vom Herrn selbst als Herrscher über die ganze Welt verstanden. Genau das aber war und ist nicht Gottes Wille und Auftrag.

Als Statthalter Gottes hat der Mensch den schönen und verantwortungsvollen Auftrag, diese Welt im Sinne ihres Schöpfers zu bebauen und zu bewahren.

Und das war noch nicht alles. Schnell wird dabei übersehen, dass da ja noch etwas, noch ein Tag kam: der Ruhetag. Gott selbst ruhte nach getaner Arbeit aus.

Und wir – seine Statthalter – täten gut daran, es auch zu tun. In der Ruhe liegt nicht nur die Kraft, wie alle wissen. In der Ruhe liegt auch das Ziel der Schöpfung.

Hier begegnet uns schon in der Schöpfungsgeschichte etwas, was die Mönche mit ihrer Grundregel so formulierten: „Ora et labora“ – „Bete und arbeite.“

Alles hat seine Zeit. Der Werktag mit seiner alltäglichen Arbeit hat seine Zeit. Und der Ruhetag mit seiner Möglichkeit sich zu besinnen, hat seine Zeit. Hier wie dort haben wir immer wieder die Möglichkeit, uns der Gegenwart Gottes bewusst zu werden.

In dem Maße, in dem uns das gelingt, wird es uns gelingen, unserer Bestimmung gemäß als Ebenbild Gottes zu leben.

Stellt Euch vor, wie ein Marmorblock unbehauen in die Werkstatt kommt. Und stellt Euch vor, wie der Bildhauer seine Arbeit beginnt, weil er eine Vorstellung von dem hat, was werden soll. Und so bearbeitet er den Stein solange, bis er so aussieht, wie er sich das vorgestellt hat.

Ist das mit uns nicht genauso, wenn wir ins Dasein, in Gottes Werkstatt kommen? Entsprechend seiner Vorstellung ist Gott unser Leben lang an uns dran.

Goethe soll einmal gesagt haben: „Behandelt die Menschen so, als ob sie schon so wären, wie ihr sie haben wollt. Es ist der einzige Weg, sie dazu zu machen.“

In diesem Sinne behandelt uns Gott als seine Ebenbilder und formt uns zu dem, was wir in seinen Augen sind.

Da könnten wir anknüpfen und einander als das sehen und behandeln, was wir in Gottes Augen sind: Gottes Ebenbilder. Damit würden wir einander helfen, unserer Bestimmung gemäß zu leben.

Ist das nicht wunderbar: Der, der uns ins Leben rief, ist – solange wir leben – nie mit uns fertig. Geben wir unseren Schöpfer die Möglichkeit, an uns zu arbeiten.

Mensch im Garten

Predigt zu 1. Mose 2,4-8 am 20. September 2020

Glauben Sie an die Evolution, dass der Mensch vom Affen abstammt? Nicht leicht zu beantworten. Stimmt’s? Im Grunde sind das ja auch zwei Fragen.

Die eine Frage lautet: „Glauben Sie etwa an die Evolution?“ Nach allem, was wir über das Werden des Lebens auf dieser Erde wissen, muss man die Fragen mit „Ja“ beantworten. Alles, was lebt, hat sich entwickelt und passt sich ständig an die äußeren Gegebenheiten an. Das ist bis heute so. Ich denke da nur an die Viren, die sich ja leider ständig verändern, was die Abwehrmaßnahmen so schwierig macht.

Sicher: Über die Details kann man sich streiten. Und man wird immer wieder zu neuen Erkenntnissen darüber kommen, wie geworden ist, was ist.

Es ist ja mittlerweile sogar so, dass der Mensch in diese Entwicklungsprozesse eingreift. Ich denke da an Pflanzen- und Tierarten, die gezüchtet werden.

Der Mensch ist nicht nur Subjekt der Veränderung, er ist selbst auch Teil der sich ständig verändernden Welt. Von daher hat er im Laufe der Jahrmillionen an allen Phasen der Entwicklung teilgehabt.

Man braucht ja gar nicht so weit zurückzugehen, um festzustellen, dass sich die Menschen verändern, innerlich und äußerlich. Denken Sie nur daran, dass die Menschen des Mittelalters um einiges kleiner waren als wir heute.

Oder denken Sie daran, wie sich das Denken verändert hat. Was früher undenkbar war, ist für uns heute selbstverständlich.

Also: Auch der Mensch ist ein Produkt der Entwicklung, ein Produkt der Evolution, das sich verändert und den äußeren Gegebenheiten anpasst.

Damit bin ich schon bei der zweiten Frage: „Stammt der Mensch vom Affen ab?“ Jein, weil es nur zum Teil stimmt. Wenn man bei der Frage an die Primaten denkt, also z.B. an Schimpansen, Gorillas oder Orang-Utans, dann lautet die Antwort: Nein. Von denen stammen wir nicht

ab, auch wenn unsere Gene fast identisch sind mit denen der Schimpansen. „Gott sei Dank“ nur fast.

Und doch stammt der Mensch genauso wie die Primaten von einer Art Affen ab, die es so schon lange nicht mehr gibt. In der Wissenschaft spricht man von Feuchtnasenaffen als gemeinsamen Vorfahren der Menschen und Menschenaffen. Unser gemeinsamer Vorfahr kommt vermutlich aus Afrika, von wo aus sich der Homo sapiens über die ganze Welt verbreitet hat.

Was Wissenschaftler über das Werden des Menschen herausgefunden haben, ist höchst spannend. Es lässt sich allerdings noch nicht mit Sicherheit sagen, ab wann genau Denken und Sprache den Menschen als Menschen erkennbar machen.

Wir müssen wohl davon ausgehen, dass sich die Fähigkeit zum Denken und Sprechen langsam entwickelt hat. Die Menschwerdung war und ist offensichtlich ein langer Prozess, der bis heute nicht abgeschlossen ist und von vielen Faktoren mitbestimmt wird.

Was es so spannend macht ist die Entdeckung, dass es in der Menschheitsentwicklung offenbar parallel zueinander verschiedene Arten von Menschen gegeben hat. Ich nenne stellvertretend für die anderen Menschenarten mal den Neandertaler, der zum Teil zeitgleich mit dem Homo sapiens gelebt hat. Teile unserer Erbinformationen stammen vom Neandertaler. Es muss also zu Begegnungen gekommen sein.

Der Neandertaler hatte wie der Homa sapiens z.B. eine Kultur, was nicht zuletzt daran deutlich wurde, dass er seine Toten in Höhlen bestattete.

Nun wurde der Neandertaler vom homo sapiens, also der Art Menschen, wie wir es sind, mit der Zeit verdrängt. Vor etwa 30.000 Jahren verschwindet der Neandertaler als eigenständige Art. Also noch gar nicht so lange her.

Wie passt nun dieses wissenschaftliche Wissen um das Werden des Menschen zum biblischen Bericht vom Werden des Menschen, wo es ja heißt: „Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.“

Da stellt sich doch die Frage, ob da vom Homo sapiens oder vom Neandertaler die Rede ist? Das macht sprachlos. Wann denkt man schon mal darüber nach?

Lassen wir das für den Moment mal so stehen und wenden wir uns wieder der Ausgangsfrage zu, ob man sich als vernünftig denkender

Mensch entscheiden muss, entweder der Evolutionstheorie oder der Schöpfungsgeschichte zu glauben.

Ich meine, man muss sich nicht entscheiden. Ganz im Gegenteil: Ich finde, die Schöpfungsgeschichte und die Evolutionstheorie ergänzen sich vorzüglich.

Während der biblische Schöpfungsbericht vor allem daran festhält, dass Gott für das Werden allen Lebens und auch das Werden des Menschen verantwortlich ist, versucht die Wissenschaft mit Hilfe der Evolutionstheorie zu erhellen, wie sich alles entwickelte, ohne die Frage zu beantworten, wer oder was dafür verantwortlich war und ist.

Während der Schöpfungsbericht bezeugt, wer für das Werden des Menschen verantwortlich ist, nämlich Gott, beleuchtet die Evolutionstheorie, wie der Mensch geworden ist.

Wenn es da heißt: „Da machte Gott den Menschen aus Erde.“ ist das ja nach vor wissenschaftlich völlig korrekt. Wir sind Erde, nämlich aus den Elementen dieser Erde gemacht, um es prosaisch zu sagen: Wir sind Sternenstaub.

Und wir werden aus den Bausteinen dieser Erde, die wir über die Nahrung zu uns nehmen, immer wieder erneuert, innerhalb von sieben Jahren geradezu runderneuert. Ja, wir sind von der Erde genommen. Wir sind Erde. Der Mensch ist Teil der Erde.

Aber eben nicht nur. Es gibt da etwas in uns, im Menschen, dessen Existenz und Ursprung sich nicht mit den Worten der Evolutionstheorie beschreiben lässt.

In der Bibel ist an dieser Stelle davon die Rede, dass das Stück Erde, das wir sind, beseelt wird durch göttlichen Odem. Es heißt: „Da blies Gott ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.“

Der Text beschreibt, wie das bisschen Erde, das wir sind, zum Menschen, zu einer lebendigen Seele wird. Durch Gott. Durch göttlichen Odem. Man könnte auch sagen: Der Funke springt über. Was hier festgehalten wird, ist das gewisse Etwas, das, worauf es entscheidend ankommt, das, was uns zu Menschen, ja zum Ebenbild Gottes macht. Der Mensch ist also mehr als ein rein irdisches Produkt.

Wenn Gott übrigens diesen Odem des Lebens zurückruft, bleibt von uns nur übrig, was wir ohne ihn sind. Im Psalm 104 heißt es über das Vergehen des Menschen: „Nimmst du weg den Odem des Lebens, so vergehen die Menschen und werden wieder zu Staub.“ Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zum Staub.

Was also macht den Menschen zum Menschen? Der göttliche Odem des Lebens, der von Gott kommt, der zu Gott gehört, der zu Gott heimkehrt, wenn es soweit ist, der uns beseelt.

Letztlich ist es diese Beziehung und Verbindung zu Gott, die den Menschen zum Menschen macht. Ohne diese Beziehung, ohne die Verbindung zu Gott bleibt der Mensch unter seinen Möglichkeiten. Der Glaube, dass Gott den Menschen erschaffen hat, ist recht betrachtet nicht nur eine Frage der Vergangenheit. Der biblische Bericht vom Werden des Menschen ist mit Adam und Eva nicht zu Ende.

Wenn wir mit den Worten des Glaubensbekenntnisses Gott als den Schöpfer bekennen, dann meint das nicht nur den Anfang, sondern auch die Gegenwart und Zukunft.

Martin Luther hat darüber im Kleinen Katechismus folgendes gesagt: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat...“ Genau diese Frage muss jeder für sich entscheiden, ob er glauben kann, dass Gott ihn werden ließ und am Leben erhält.

Nun geht es im biblischen Bericht nicht nur um die Erschaffung des Menschen, sondern auch um die Aufgabe, mit der er von Gott in die Schöpfung, diesen wunderbaren Garten gesetzt wurde.

Es heißt, dass wir diesen Garten bebauen und bewahren sollen. Mit Blick auf unseren eigenen Garten am Haus ist uns das selbstverständlich. Da wissen wir, was das bedeutet.

Niemand käme doch auf den Gedanken, seinen Garten in eine Müllhalde zu verwandeln. Niemand würde seinen Aschenbecher in Garten auskippen. Niemand würde sein Leergut unter die schönen Blumen werfen. Niemand würde unter sein Gemüse giftiges Zeug verbuddeln.

Wer einen Garten hat, der pflegt und bewahrt ihn. Gott hat uns beauftragt, ihm dabei zu helfen, seinen Garten in Ordnung zu halten. Sein Garten ist uns nur zur Nutzung überlassen.

Dieser Aufgabe kommt der Mensch auf Ganze gesehen nur ansatzweise nach. Viel zu viel wird absichtlich oder fahrlässig, aus Profitdenken oder aus Dummheit zerstört. Wir wissen darum, ändern aber nicht unseren Kurs.

Wir kommen irgendwie nicht raus aus dem Irrsinn, der unsere Welt zugrunde richtet. Damit vernichten wir nicht nur Gottes Garten, sondern auch unsere Lebensgrundlage. Was wir der Erde antun, tun wir letztlich ihm und uns selbst an.

Wir bekommen die Folgen unseres unverantwortlichen Umgangs mit der Erde bereits zu spüren und merken: Es reicht nicht, hier und da ein bisschen was zu machen. Wir müssen unsere Einstellung ändern.

Dabei kann uns die Vorstellung vom Garten helfen, den wir uns und unseren Nachkommen unbedingt als Garten bewahren müssen. Behandeln wir unsere Welt doch so, als sei sie unser Garten. Nur so hat die Erde eine Chance. Nur so hat der Mensch eine Chance. Damit das gelingt, möge Gott inspirieren, seinen Odem des Lebens gewähren.

Im Wissen um Gut und Böse

Predigt zu 1. Mose 3 am 13. März 2010

„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ So heißt es mit Blick auf die Schöpfung. Es war paradiesisch, der Garten Eden, der Himmel auf Erden, alles ganz wunderbar.

Hätte es nicht einfach so bleiben können? Warum denn bloß Tod und Leid, Krankheit und Not, Naturkatastrophen und Unglück?

Wenn denn alles, was Gott gemacht hatte, sehr gut war, wie kam dann bloß das weniger Gute – um nicht zu sagen: das Böse – in die Welt? Eine Frage, unzählige Antworten.

Eine Antwort gibt uns eine Geschichte aus der Bibel, die so bekannt ist, wie kaum eine andere. Man nannte sie die Geschichte vom Sündenfall und war der Meinung, es sei der Teufel in Gestalt einer Schlange gewesen, die Eva verführt hätte, einen Apfel zu essen, worauf die Todesstrafe stand.

Das Schlimme ist: Genau das steht nicht da. Es ist weder von Sünde, noch von einem Fall die Rede, weder vom Teufel noch von einem Apfel. Und todsicher stand auch schon vor dieser Sache fest, dass Adam und Eva sterben mussten – nur eben nicht sofort. Sie glauben mir nicht, dann hören Sie die Geschichte einmal am Stück: ….

Bevor es zu dem kam, was diese Geschichte berichtet, hatte Gott dem Menschen seine Schöpfung anvertraut und ihm aufgetragen, sie zu bebauen und zu bewahren.

Und dann hatte er noch gesagt, so wird es berichtet, der Mensch dürfe von allem essen, nur nicht von dem einen Baum, dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

Ja und dann kam es eben zu diesem Vorfall mit der Schlange, die ja vielen schon deshalb unheimlich ist, weil sie sich so windet und schlän-

gelt, mit der Zunge zischelt und womöglich zubeißt. Von daher war die Schlange gewissermaßen die Idealbesetzung für die Stimme, die Eva verführte.

In der Bibel heißt es: „1 Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten?“

Das stimmte natürlich nicht. Sie sollten nur von dem einen nicht essen. Das hatte Gott Adam und Eva verboten, nicht um ihnen etwas vorzuenthalten, sondern um sie zu schützen, wie Eltern eben ihren Kindern manchmal etwas verbieten, von dem sie meinen, es sei nicht gut für sie. Eva ließ der Schlange diese Unterstellung auch nicht durchgehen und stellte den Sachverhalt richtig.

„2 Da sprach die Frau zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; 3 aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet!“

Damit gab sich die Schlange aber nicht geschlagen. Und so legte sie nach: „4 Da sprach die Schlange zur Frau: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben.“ Und sie hatte, wie sich zeigte, ja sogar Recht. Denn Adam und Eva starben nicht, jedenfalls nicht durch das Essen des Apfels.

Sicher: Adam und Eva würden eines Tages sterben müssen, wieder zur Erde werden, von der sie genommen waren, wie alle Menschen eben sterben müssen. Aber todsicher waren das Sterben und der Tod den beiden von Anfang an in die Wiege gelegt. Leben heißt nun mal auch sterben. Wie die Geburt am Anfang so gehört der Tod am Ende des Lebens zum Menschsein dazu.

Das mit dem Sterben muss anders gemeint sein. Hören wir, was die Schlange sagte: „5 Gott weiß: an dem Tage, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“

Was für eine Aussicht? Wer wollte nicht wissen, wie Gott wissen, was gut und böse ist? Wer wollte nicht begreifen und verstehen? Wer wäre da nicht neugierig geworden? Wer hätte dieses Angebot nicht als Chance ergriffen, endlich zu wissen, den Durchblick zu haben, Klarheit zu gewinnen?

Natürlich klang es missverständlich, als die Schlange sagte „Ihr werdet sein wie Gott“ Dabei ging es doch gar nicht darum, in allem wie

Gott zu sein. Es ging doch nur darum, wie er unterscheiden zu können, was gut und was böse ist.

Was daran sollte falsch sein? Wie soll man sich für das Gute entscheiden, wenn man nicht weiß, was gut und was böse ist? Ist es nicht geradezu notwenig, darum zu wissen, was gut und was böse ist, um das Richtige tun zu können? Wer nicht um gut und böse weiß, das eine mit dem anderen womöglich verwechselt, steht immer in der Gefahr, das Gute nicht tun zu können und dem Bösen nicht widerstehen zu können.

Ich kann Eva in ihrem Wissensdurst verstehen. Diese Gelegenheit mochte sie sich nicht entgehen lassen. Sie hatte auf einmal nur noch Augen für den einen Baum. Alles andere wurde unwichtig, verlor seinen Reiz. Alle Gedanken kreisten nur noch um diesen einen. Eine geradezu magische Anziehungskraft übte er auf sie aus. Und dann geschah es – mit ihr, durch sie. Und es kam, wie es kommen musste. Sie setzte sich über die Anweisung Gottes hinweg und naschte von eben diesem verbotenen Baum.

„6 Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er aß. 7 Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze.“

Zweierlei Folgen hatte es: Zum einen erkannten die beiden auf einmal, was sie vorher so nicht gesehen und verstanden hatten. Und zum anderen schämten sich Adam und Eva wie kleine Kinder, die etwas Verbotenes dann doch getan hatten.

Allen Warnungen zum Trotz hatten sie dann doch ausprobiert, was ihnen eigentlich verboten war. Aber sei’s drum. Genau das gehört wohl zum Erwachsenwerden dazu: eigene Erfahrungen machen. Und im schlimmsten Fall bezahlt man für seine Fehler.

Denn was sie sahen bzw. erkannten, löste keineswegs so etwas wie ein Triumphgefühl aus, sondern eher so etwas wie ein Erschrecken: Sie wurden sich schlagartig ihrer Nacktheit bewusst.

Damit ist sicher nicht in erster Linie die körperliche Nacktheit gemeint, sondern das Gefühl, nackt, klein und unbedeutend da zu stehen.

Auch hier – wie in der ganzen Geschichte – ist es wie bei kleinen Kindern. Sie waren aus ihrer kindlichen Naivität erwacht. Vorher wa-

ren Sie als Teil der Welt eines mit allem, was war, eins mit ihrem Schöpfer.

Und dann entdeckten Sie ihre Blöße, erlebten sich als getrennt und eben nicht mehr eins mit allem, was war. Auf einmal erlebten sie sich im Gegenüber zur Welt, im Gegenüber zu Gott, dem Herrn, wie kleine Kinder eben, die ein „Ich"- Bewusstsein entwickeln.

Als ihnen das bewusst wurde, erschraken sie, bekamen sie es mit der Angst zu tun und fühlten sich einsam, klein und irgendwie unbedeutend.

Kleine Kinder, die etwas aufgefressen haben, verstecken sich, wenn sie Vater oder Mutter kommen hören. So auch hier: „8 Und sie hörten Gott den HERRN, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des HERRN unter den Bäumen im Garten."

Ja, und wenn man dann zur Rede gestellt wird, dann versucht man sich rauszureden und die Schuld auf die anderen abzuschieben. Ich habe ja nur, weil der oder die … So auch hier bei Adam und Eva: „9 Und Gott der HERR rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? 10 Und er sprach: Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich. 11 Und er sprach: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du etwa gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen? 12 Da sprach Adam: Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich aß. 13 Da sprach Gott der HERR zur Frau: Warum hast du das getan? Die Frau sprach: Die Schlange betrog mich, sodass ich aß."

Aber wie das so ist. Der Versuch, sich raus zu reden, gelingt nicht wirklich und er bewahrt einen meist nicht vor den Folgen des eigenen Tuns bzw. davor, bestraft zu werden. Der Reihe nach werden sie bestraft, die Schlange, die Frau und auch der Mann.

Aber es sollte für die beiden trotz allem ein Leben danach geben. Die paradiesischen Zustände würden zwar fortan der Vergangenheit angehören. Aber sie sollten leben – wenn auch jenseits von Eden. Denn was geschehen war, war ja nun nicht mehr zu ändern.

Zunächst einmal stellte Gott selbst das für unmöglich Gehaltene fest: „22 Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist." Das war zwar im Plan Gottes nicht vorgesehen. Und doch war es passiert. Fortan wusste der Mensch wie Gott um Gut und Böse.

Schiller hat diesen Moment des Erkennens, des Erwachens als den glücklichsten Moment der Weltgeschichte verstanden. Und die Theologin Dorothee Sölle sagte einmal: „Ohne Eva säßen wir noch immer auf den Bäumen. Wir wüssten nicht, was Erkenntnis bedeutet." So positiv kann man diese Geschichte verstehen.

Die Frage ist natürlich, ob es uns Menschen gut getan hat. Das ist schwer zu beantworten. Ein Stückweit auch müßig. Denn es ist, wie es ist. Alles Wenn und Aber ist graue Theorie. Wir sind nicht mehr wie die unwissenden Kinder, nicht mehr im Zustand kindlicher Unwissenheit.

Nein: Wir wissen sehr wohl um Gut und Böse. Und das macht es keineswegs leichter. Denn nun müssen wir uns entscheiden, für das Gute und gegen das Böse. Und das ist nicht leicht, dem Bösen zu widerstehen und das Gute zu tun. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an die Jahreslosung, in der wir ja nicht umsonst aufgefordert werden: „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Unser Problem ist vor allem, dass wir erkannt haben, dass wir sterben müssen. Und darum zu wissen, ohne daran etwas ändern zu können – das ist unsere Not.

Unser einziger Trost ist, dass es auch jenseits von Eden lebenswertes Leben gibt, ja sogar Leben unter dem Segen Gottes. Wenn es im Vers 22 heißt: „Und Gott der HERR machte Adam und seiner Frau Röcke von Fellen und zog sie ihnen an" dann zeigt das, wie er trotz dem, was geschehen ist, auch weiterhin für seine Kinder sorgt.

Wie gut. Denn es war kalt auf der Erde. Und das ist es im doppelten Sinne immer noch. Wie gut, dass er uns nicht im Regen stehen lässt. Wie gut, dass seine Güte und Fürsorge uns nach wie vor begleiten – trotz mancher Fragwürdigkeit, trotz unseres Versagens, jenseits von Eden. Gott sei Dank. Wir sind und bleiben auf ihn angewiesen.

Ende der Sintflut

Predigt zu Genesis 8, 15-22 am 9. Oktober 2005

Schon mal was von Noah gehört? Klar. Jeder kennt die Geschichte von Noah und der Arche. Und jeder mag Noah, der auf Gott hörte und die Arche baute, die ihm und den Seinen angesichts der Sintflut das Überleben sicherte.

Für heute ist das Ende der Sintflutgeschichte als Predigttext vorgesehen. Wenn die Noahgeschichte im Kindergottesdienst dran ist, dann freuen sich die Erzählenden. Endlich mal eine Geschichte, wo so richtig was los ist. Regelmäßig gibt es aber eine gewisse Ratlosigkeit angesichts des Massensterbens. Denn die – und das muss man sich ja mal klarmachen – die nicht in der Arche waren, ertrinken jämmerlich. Eine schreckliche Katastrophe. Und wenn man die Geschichte in allen Zügen wörtlich nehmen und erzählen würde, müsste man dann eben auch sagen, dass Gott die Menschen durch die Sintflut hinwegraffte.

Gut, die Kinder kennen das aus den Märchen. Die Bösen müssen da ja immer sterben. Und das Gute siegt. Und in diesem Sinne konzentrieren wir uns auf das Gute und Positive dieser Geschichte, auf die nämlich, die die Katastrophe überleben, die auf Gott hören, die – the day after tomorrow - für ihre Rettung verständlicherweise dankbar sind.

Wir sehen damit in der Sintflutgeschichte weniger einen Tatsachenbericht als vielmehr ein biblisches Märchen. Noah ist dann keine historische, sondern eine literarische Figur. Er vertritt stellvertretend den Teil der Menschheit, dessen Herz eben nicht böse ist von Jugend auf – und der deshalb eben auch nicht in der Flut umkommen muss.

Ich weiß: Es gibt hier jetzt einige, die damit nicht einverstanden sind, diese Geschichte wie ein Märchen zu behandeln. Doch bevor ihr den Stab über mir brecht, bitte ich euch, mir weiter zu zuhören und für euch Antworten auf die Fragen zu finden, auf die ich keine weiß.

Also: Warum müssen so viele Unschuldige sterben? Selbst dann, wenn alle anderen außer Noahs Familie böse gewesen wären, ist nicht erklärlich, warum Gott in seinem Zorn alle ertrinken lassen sollte. Sollte er so zornig sein, wie er hier dargestellt wird? Und wenn ich dann an all die Tiere und Pflanzen denke: Warum sollte der Schöpfer all die Lebewesen vernichten? Sollte er selbst denn keine Ehrfurcht vor dem Leben haben?

Und dann nahm Noah doch nur je ein Paar mit in die Arche. Wieso sollte es Gott da gefallen haben, dass Noah verschiedene dieser Tiere opferte. Das hätte doch die endgültige Ausrottung dieser Tierart bedeutet?

Mal abgesehen davon, dass verbranntes Fleisch stinkt: Wieso sollte gerade Gott so ein Geruch gut gefallen haben und wieso sollte gerade dieser Geruch bei Gott bewirkt haben, dass er beschlossen hätte, künftig keine Sintflut über die Menschen kommen zu lassen?

Und stimmt das denn eigentlich, dass das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf, also von Anfang an? Was ist denn das für ein schreckliches Menschenbild? Sollte Gott von uns, seinen Kindern, ein derartig schlechtes Bild haben? Ich weiß wirklich nicht.

Die Geschichte tut so, als wenn Gott über der Bosheit seiner Kinder selbst böse geworden wäre, so böse, dass er einem Amokläufer vergleichbar alles vernichtet hätte.

Ich weiß ja nicht, was ihr davon haltet. Ich bin anderer Meinung als die, die diese Geschichte von Gott erzählt haben. Was da von Gott gedacht wird, kann ich nicht von meinem Gott denken. Ich habe ein anderes Bild von ihm als das, was mir hier begegnet. Für mich ist er nicht der in dieser Weise zornig strafende Gott. Für mich ist er ein Gott der Liebe, ein gütiger Gott eben, wie ihn uns Christus nahe gebracht hat.

Was also ist der Sinn der Sintflutgeschichte für die Menschen von damals gewesen? Vermutlich hatte sie erklären wollen, wieso Gott, der Allmächtige, es zulässt, dass Katastrophen über die Menschen kommen, die Leben vernichten.

Und dies hat man an einer wirklich großen Katastrophe deutlich machen wollen: die Sintflut - so etwas wie ein Weltuntergang oder der Super-Gau.

Sicher: Es gibt noch andere, kleinere und persönlichere Katastrophen. Aber was für die eine ganz große Katastrophe gilt, das würde ja auch für all die anderen, kleineren und persönlichen Katastrophen gelten.

Die Erklärung läuft darauf hinaus: Wem so etwas passiert, der muss böse gewesen sein und Verwerfliches getan haben. Die Erklärung hat was – bis heute. Dementsprechend fragen auch heute noch viele Leute, wenn sie ein Unglück ereilt: Womit habe ich das verdient. Sie fragen so, weil sie – meist unbewusst denken: Was mir hier widerfährt ist eine Strafe für ein Vergehen.

Und teilweise stimmt es ja auch: Manche Katastrophen haben ihren Grund in menschlichem Versagen und in menschlicher Bosheit. Viele werden krank, weil sie sich falsch ernähren und über die Luft, das Wasser oder unser Essen all die Gifte aufnehmen, die sie unbedacht freisetzen. Viele verunglücken im Verkehr, weil sie oder andere unverantwortlich fahren. Viele gehen an ihrer Habgier zugrunde, weil sie einfach nicht genug kriegen können.

Genau hier setzt die Sintflutgeschichte ein. Denn sie macht deutlich: Lässt Gott zu, dass jemandem Schlimmes widerfährt, kann das seinen Grund nur darin haben, dass sich dieser Menschen etwas zu Schulden kommen ließen.

Nur: Was ist mit denen, die es unschuldig trifft? Was ist mit den Kindern, die vom Auto überfahren werden. Was ist mit den Frauen, deren Männer im Krieg sterben. Was ist mit den Menschen, die der Tsunami umbrachte. Waren die da alle böser als wir, sodass die Flut sie hinweggerafft hat und nicht uns? Doch wohl kaum. Und ist es womöglich Gott gewesen, der das Schlimme passieren ließ, der diese Menschen bestrafen wollte?

Die Sintflutgeschichte hilft uns nicht wirklich, unsere großen und kleinen Katastrophen zu verstehen. Im Gegenteil: Wer mit z.B. Blick auf die Geschehnisse rund um den indischen Ozean von Sintflut sprach, der übertrug eine 3000 Jahre alte Geschichte, die ganz anders gemeint war, in unverantwortlicherweise in unsere Zeit.

In solchen Situationen sollte man lieber den Mund halten, bevor man Erklärungen und Deutungen des Schrecklichen zum Besten gibt, die nichts ungeschehen, sondern alles nur noch schlimmer machen.

Denn wer wollte denn im Sinne der Sintflutgeschichte ernsthaft behaupten wollen, Gott habe all die Menschen aufgrund ihrer Bosheit strafen wollen? Wer wollte an so einen Gott denn glauben? Ich nicht.

Nun gut. Und was sollen wir nun mit dieser Geschichte anfangen, die es uns eher schwer macht, als dass sie unsere Fragen beantwortet.

Noah könnte uns, auch wenn er keine historische Gestalt, sondern eine literarische Gestalt ist, weiterhelfen: Er könnte uns ein Vorbild sein. Wir könnten wie er auf Gott hören und tun, was Gottes Wille ist. Und wer wie Noah auf Gott hört und tut, was Gott will, der baut mit an der Arche, um zu retten, was zu retten ist. Indem uns so verhalten, dürfen wir uns zu Recht als die Nachkommen Noahs fühlen.

Wie Noah sind auch wir schon mancherlei Katastrophen entronnen. Wie er haben wir immer wieder Grund, unser „Gott-sei-Dank“ zum Ausdruck zu bringen.

Und wo wir uns so wie Noah an Gott orientieren, gilt das Versprechen, dass Gott Noah gab, wohl auch uns. Der Regenbogen erinnert uns daran, dass Gott unser Leben und nicht unseren Tod will.

Gott will jedenfalls keine Flut, die Leben vernichtet. Er will das Leben, unser Leben. Und er will, dass das Leben weitergeht. Davon leben wir Tag um Tag, dass er unser Leben will. Gott sei Dank.

Turmbau

Predigt zu 1. Mose 11, 1-9 am 12. Juni 2011

Es gibt wenige Kapitel in der Bibel, die so gut bekannt sind, wie die ersten Kapitel, wo berichtet wird, dass Gott die Welt geschaffen hat und wie das mit Adam und Eva war, wie es zum Sündenfall kam, wie Kain seinen Bruder Abel erschlug und wie Gott Noah vor der Sintflut durch die Arche rettete. Das gilt auch für die letzte dieser Geschichten, die Geschichte vom Turmbau zu Babel, die heute als Predigttext dran ist. Sie wundern sich vielleicht, dass diese Geschichte zu Pfingsten dran ist.

Aber das ist gar nicht so verwunderlich, wie es auf den ersten Blick aussehen mag. Denn die Turmbaugeschichte ist so etwas wie Negativ zum Positiv der Pfingstgeschichte.

Die Turmbaugeschichte zeigt, wie sich die Menschen nicht verstanden, obwohl sie eine Sprache sprachen, weil ein unguter Geist sie bewegte. Und die Pfingstgeschichte zeigt, wie sich die Menschen verstanden, obwohl sie sich unterschiedlich ausdrückten, weil sie von einem guten Geist durchdrungen waren.

Ich lese die Geschichte, wie sie im 11. Kapitel des 1. Mosebuches steht: „Die Menschen hatten damals noch alle dieselbe Sprache und gebrauchten dieselben Wörter, als sie beschlossen: 'Ans Werk! Wir bauen uns eine Stadt mit einem Turm, der bis an den Himmel reicht. Dann wird unser Name in aller Welt berühmt. Dieses Bauwerk wird uns zusammenhalten, so dass wir nicht über die ganze Erde zerstreut werden.' Da kam der Herr vom Himmel herab, um die Stadt und den Turm anzusehen, die sie bauten. Als er alles gesehen hatte, sagte er: 'Wohin wird das noch führen? Sie sind ein einziges Volk und sprechen alle dieselbe Sprache. Wenn sie diesen Bau vollenden, wird ihnen nichts mehr unmöglich sein. Sie werden alles ausführen, was ihnen in den Sinn kommt.' Und dann sagte er: 'Ans Werk! Wir steigen hinab und verwirren ihre Sprache, damit niemand mehr den anderen versteht!' So zerstreute der Herr sie über die ganze Erde, und sie konnten die Stadt Babel nicht weiterbauen.“

Soweit die Geschichte. Eine schöne Geschichte - oder sollen wir lieber gleich sagen - eine schöne Bescherung. Denn die Geschichte setzt ja voraus, dass es vor dem Turmbau eine Zeit gegeben haben muss, in

der die Menschen eins waren, eine Sprache hatten und eines Sinnes waren.

Nun wollten sich die Menschen durch den Bau einer Stadt und eines großen Turmes einen Namen machen. Damals war so ein Turm so etwas Ähnliches wie eine Kathedrale, eben der Ort und Sitz Gottes. Der Turm sollte bis in den Himmel reichen. Man wollte also bis zu Gott vorstoßen. Das Vorhaben scheiterte. Warum mussten sie es aber auch buchstäblich bis auf die Spitze treiben? Sie wollten offensichtlich zu hoch hinaus.

Mit feiner Ironie erzählt die Turmbaugeschichte, wie Gott vom Himmel herabkommen musste, um den ach so großen Turm überhaupt sehen zu können, so klein war er in den Augen Gottes.

Dabei war es wohl nicht so sehr der Turm, der Gott zornig machte. Es war die Haltung der Bauherren, die sich in diesem Bau ausdrückte. Sie wollten sich einen Namen machen. Auch da ist es wie heute: Wer hat das höchste Gebäude der Welt?

Mir scheint ein Wort aus dem Neuen Testament wiederzugeben, was Gott so aufbrachte. Da heißt es. „Gott zertreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn." Da die Turmbauer offensichtlich hoffärtig waren, heißt es in der Geschichte von Gott: „'Wir steigen hinab und verwirren ihre Sprache, damit niemand mehr den anderen versteht!' So zerstreute der Herr sie über die ganze Erde."

Nun könnte man ja – wenn man die Geschichte wörtlich als historischen Bericht versteht – den Eindruck gewinnen, als sei die Ausbreitung der Menschen über die Erde und die Entstehung der verschiedenen Sprachen von Gott her so eine Art Strafe.

Aber kann das sein, dass Gott will, dass sich die Menschen nicht verstehen? Ich kann mir das nicht vorstellen. Ist es nicht vielmehr so, dass Gott gerade will, dass wir einander verstehen.

Von daher verstehe ich die Geschichte mehr als bildhafte Geschichte, die zeigen will, was passiert, wenn Menschen überheblich werden, wenn Menschen es auf die Spitze treiben, wenn Menschen zu hoch hinauswollen, wenn sie das rechte Maß aus den Augen verlieren, wenn sie über all ihrem selbstherrlichen Tun Gott vergessen.

Das führt in die Katastrophe. Sobald wir Menschen ehrgeizig nur noch unsere eigenen Ziele vor Augen haben, sobald es uns im Grunde nur noch darum geht, uns selbst einen Namen zu machen, reden wir aneinander vorbei, verstehen wir einander nicht mehr. Und dann redet und redet man und versteht sich doch nicht mehr.

Was diese Geschichte so anschaulich beschreibt, sind Erfahrungen, wie auch wir sie machen: Menschen leben sich über ihren ehrgeizigen Vorhaben auseinander. Menschen zerstreiten sich. Menschen verstehen auf einmal weder sich selbst noch die anderen. Menschen reden aneinander vorbei. Beste Freunde geraten aneinander und können auf einmal nicht mehr miteinander reden. Die Verständigungsbasis geht verloren.

Und so kommt es zu dem, was man die babylonische Sprachverwirrung nennt, bis heute in allen Bereichen, im Kleinen wie im Großen, im privaten wie im öffentlichen Leben. Es wird so viel aneinander vorbei geredet. Es werden so viele Worte gemacht – und man versteht einander doch nicht. Und so kommt es, dass man nicht versteht, was man hört.

Allenthalben Worte. Leeres Gerede allüberall. Und die vielen Worte, die überall gehört oder gelesen werden, machen das Durcheinander größer und größer. Wesentliches geht unter in der Flut der Worthülsen.

So erleiden wir, wie wir die anderen nicht verstehen und dass auch wir selbst von den anderen nicht wirklich verstanden werden, uns jedenfalls nicht verstanden fühlen. Ein ums andre Mal leiden wir daran, dass wir weder einander noch uns selbst verstehen.

Ist das alles nun ein Wirken Gottes, das wir uns auseinander leben und einander nicht mehr verstehen, wie man von der Geschichte her meinen könnte? Das kann doch nicht sein. Wir können doch nicht Gott die Schuld für unser Nichtverstehen in die Schuhe schieben. Das um sich greifende Unverständnis ist doch nicht seine Schuld, sondern eindeutig eine Frucht unseres Egoismus.

Dabei beginnt unsere Geschichte mit einem wunderbaren Bild: Alle sprachen eine Sprache. Das belebt die Hoffnung, dass es wieder so werden könnte. Welch ein Traum: Alle verstehen einander. Was gesagt wird, ist offen und ohne Doppelzüngigkeit. Was uns wichtig ist, können wir einander ohne Schwierigkeiten verständlich machen. Jeder Gedanke und jede Empfindung wird erspürt. Keiner wird überhört. Die Hilferufe einsamer Menschen werden aufgenommen. Die manchmal stummen Schreie der Verzweifelten werden erhört. Menschen hören einander zu und leben dadurch in einer Gemeinschaft großer Vertrautheit.

So steht dieses Bild für eine Welt, die wir verloren haben, und als ein Bild, an dem wir neue Hoffnung schöpfen können, auf dass es vielleicht wieder einmal so wird, dass wir einander verstehen.

Eine Ahnung solcher ursprünglichen Harmonie haben heute noch die Liebenden dieser Welt, die sich sogar ohne Worte verstehen, die einander zuhören und ein tiefes Verständnis füreinander haben. Sie verstehen einander, weil sie die Sprache der Liebe, die Sprache des Herzens sprechen.

Da wird anders geredet und gehört. Die Worte, die so oft für Missverständnisse sorgen, die werden nicht gleich auf die Goldwaage gelegt. Da unterstellt man nicht gleich das Schlechte, sondern setzt das Gute voraus. Und vieles, was zu Missverständnissen Anlass geben könnte, spielt erst gar keine Rolle, weil die darüber hinweghört. Wie gut, wenn man einander wohlwollend, in Liebe zugetan ist.

Vor dem Menschen, den ich liebe, brauche ich keinen Turm aufzubauen, um mir einen Namen zu machen. Der würde fragen: Was machst du denn da? Seine Liebe und Zuwendung steht auch so, ohne dass ich einen Turm bauen muss. So ist das zwischen Gott und uns auch: Wir brauchen uns bei ihm keinen Namen zu machen. Ganz im Gegenteil: Er kennt uns schon mit Namen.

Bei der Turmbaugeschichte lebten sich die Menschen auseinander in dem Versuch, zu Gott aufzuschließen, sodass sie einander nicht mehr verstanden, obwohl sie eine Sprache sprachen.

In der Pfingstgeschichte werden die Menschen Kraft des Heiligen Geistes eines Sinnes, sodass sie einander verstehen, selbst da, wo sie nicht die gleiche Sprache sprechen.

Das ist das Überwältigende bis heute geblieben, dass uns Gottes guter Geist, dass uns der Heilige Geist eint. Über alle Unterschiede der Geschlechter, Generationen und Kulturen, der Völker und der Sprachen hinweg macht er uns zu der einen Familie Gottes. In diesem Geist ist ein Miteinander der Liebe möglich, wo einer den anderen hört und versteht.

Pfingsten markiert also den Anfang eines neuen Miteinanders der Menschheitsfamilie, die über die vielen Unterschiede hinweg in Gott und seinem Geist der Liebe doch eins ist und sich versteht. Damit dies Miteinander gelingt, erbitten wir den Heiligen Geist. Amen.

Auf dem Weg

Predigt zu 1. Mose 12, 1-4 am 23. Juli 2000

Finden Sie nicht auch? Das ist schon eine großartige Geschichte von Abraham. Gott spricht - und Abraham macht sich auf den Weg. Dabei

wusste er nicht einmal, wohin es eigentlich gehen würde. Und doch: er ging. Wenn wir heute Morgen nur dies eine aus dieser Geschichte lernen würden, wäre schon viel gewonnen.

Mich hat diese Geschichte schon immer beeindruckt. Als Kind beeindruckte mich, dass Abraham so gehorsam war. So alt, wie er war, er war immerhin schon 75 Jahre, machte er sich auf den Weg. Und es erfüllte sich ja alles, was Gott ihm versprochen hatte. Er wurde Stammvater eines großen Volkes. Er wurde reich. Er erfuhr Gottes Segen und er konnte anderen davon weitergeben.

Als Jugendlicher war ich beeindruckt von Abraham, dem Aussteiger. Wie es für junge Leute heute normal ist, verließ er damals das Haus seiner Eltern und wanderte aus. Er ließ alles zurück. Er ging seinen Weg - einen Weg mit Gott. So wollte ich auch sein.

Als Student war mir die Geschichte von Abraham Trost und Verheißung. Ich war damals reichlich verwirrt und gerade dabei, über dem Studium den Rest meines Kinderglaubens zu verlieren. Und wenn man sehr Vertrautes hinter sich lässt und zu neuen Ufern, zu neuen Gedanken, zu neuem Glauben aufbricht, dann ist das mit mancherlei Zweifel und Unsicherheit verbunden.

Aber mich lockte das Neue. Und ich glaubte, dass ich wie Abraham Gott schon nicht verloren gehen würde. Und so machte ich mich damals auf den Weg.

Im Grunde bin ich noch immer unterwegs. Was mir damals Angst gemacht hatte, ist nicht mehr beängstigend. Denn wenn man seine sicher geglaubte Position erst einmal aufgegeben hat, wenn man sich innerlich auf den Weg gemacht hat, wenn eine gewissen Beweglichkeit erst einmal zum Normalfall geworden ist, dann gewinnt man eine neue Sicherheit auf dem eigenen Weg mit Gott.

Lange Zeit habe ich in dieser Geschichte nur den großen und einmaligen Neuanfang gesehen. So ist der Bericht auch angelegt. Das Spektakuläre, nicht das Alltägliche wird herausgestellt.

Aber wenn man Abrahams großen Umzug ins gelobte Land genauer anschaut, verlieren die große Berufung und der einmalige Aufbruch von seinem Glanz.

Denn es wird deutlich, dass der Heiligenschein, der diese Geschichte umgibt, erst viel später entstanden ist. Als Abraham sich auf den Weg machte, war das nur ein erster Schritt, dem viele weitere folgen mussten. Erst im Nachhinein wurde deutlich, was geschehen war.

Ein kleiner Blick auf Abrahams Lebensweg ist hier sehr aufschlussreich. Abrahams Großfamilie bestand aus Nomaden, die mit ihren Tieren umherzogen. Die Großfamilie hatte ihre Heimat in der Gegend um Ur in Chaldäa. Abrahams Vater verließ diese Gegend, um nach Kanaan zu gehen. Offensichtlich folgte man dem Flusslauf des Euphrat.

Nach etwa dreiviertel des Weges fand man in einem Tal, wo einer der Zuläufe des Euphrat entsprang, eine neue Heimat. Man nannte diesen Ort Haran, offensichtlich in Erinnerung an einen der Brüder Abrahams, der noch in der alten Heimat Ur verstorben war. In jenem Haran starb Terach, der Vater Abrahams.

Nun war Haran war noch nicht Kanaan. Da kam es dem biblischen Bericht zufolge dazu, dass Gott Abraham aufforderte, sich auf den Weg zu machen, um doch noch nach Kanaan zu kommen.

Wenn man dann in der Abrahamsgeschichte weiter liest, wird deutlich, wie unspektakulär und mühsam alles war. Und spätestens da merkt man, dass Abraham ein ganz alltägliches, ein ganz normales Leben mit mancherlei Freud und Leid zu leben hatte, genau wie wir. Und vieles, von dem, was Abraham damals erlebte, erleben wir heute so ähnlich.

Denken Sie nur daran, wie es ist, wenn Menschen wie Abraham sich auf den Weg in ein gelobtes Land machen, wenn Menschen Vertrautes verlassen und zu neuen Ufern aufbrechen, wenn Menschen Gewohnheiten hinter sich lassen, wenn sie alte Beziehungen kappen und sich ihnen neue erschließen?

Sie merken schon: Vieles, was wir tagtäglich erleben, ist dem sehr vergleichbar, was Abraham da erlebte. Dass bei Abraham etwas ganz Großes daraus werden würde, war beim ersten zaghaften Schritt noch nicht deutlich.

Es wird doch meistens nicht von heute auf morgen ganz anders. Sicher: Das gibt es auch. Aber bei Lichte besehen sind es meistens doch nur Kleinigkeiten, sehr kleine Schritte und konkrete Taten im Alltäglichen, kaum spürbar, die aber aufs Ganze gesehen einen anderen, einen neuen Weg erkennen lassen.

Wenn man daraufhin die Lebensläufe berühmter Menschen zurückverfolgt, dann gelangt man an Stationen, wo entscheidende Weichen gestellt wurden. Das macht sich meistens nicht sofort, sondern erst viel später bemerkbar. Rückblickend stellt sich ein kleiner Schritt dann als großer Aufbruch dar.

Über dem Bericht von Abrahams Berufung wollen wir zweierlei nicht vergessen: Erstens gibt es bis in die Gegenwart großartige Berufungen. Immer wieder erleben Menschen, wie sich manch krisenhafter Abbruch als Berufung und Aufbruch entpuppt. Zweitens vollziehen sich die meisten Aufbrüche im alltäglichen Leben weitaus weniger spektakulär.

Insofern ist diese Geschichte von Abrahams Aufbruch für mich nicht nur als einmaliges großes und überwältigendes Ereignis interessant, sondern als Geschichte, die beispielhaft die Erfahrung festhält, von Gott auf den Weg gerufen zu sein.

Diese Geschichte sagt: Bleib beweglich, lass dich auf Neues ein. Lass dich von Gott locken, das Leben zu entdecken. Mach dich auf Entdeckungsreise. Bleib nicht stehen. Bleib unterwegs - wenigstens innerlich.

Wenn Abraham nach der großen Berufung und Beauftragung da geblieben wäre, wo er sich gerade befand - äußerlich wie innerlich -, so wäre er auch nicht weiter gekommen. Was hätte ihm die spektakuläre Berufung genutzt. Nichts. So ist der hier im Text beschriebene Aufbruch nur der erste Schritt für Abraham. Viele kleine Schritte mussten dem ersten noch folgen.

Nun werden die wenigsten von uns so eine Berufung erlebt haben. Und doch glauben wir, dass Gott an unserer Seite ist. Ich gehe davon aus, dass Sie wie ich gerufen sind, sich mit Gott auf dem Weg in das gelobte Land zu wissen bzw. auf den Weg in ein Neuland zu machen, das er uns erst unterwegs erschließt. Warum?

Ganz einfach: In der Tatsache, dass wir leben, und in unserer Taufe wird deutlich, dass auch wir zu so einen Weg mit Gott berufen sind. Es braucht meiner Meinung nach keine Extra-Berufung - allenfalls für die, die einfach nicht glauben können, dass sie schon berufen sind.

Diese Geschichte von Abrahams Berufung und Aufbruch lädt uns alle ein, nicht nur über die spektakulären Aufbrüche berühmter Heiliger nachzudenken. Was da von Abraham berichtet wird, lädt uns ein, einmal über unseren Weg nachzudenken, den Weg, auf dem Gott uns führt.

Wichtig ist also vor allem das, was nach dem Aufbruch kommt. Ob nun getauft oder sogar bekehrt, ob spektakulär berufen oder eben einfach nur ins Leben gerufen: Im alltäglichen Ringen um den richtigen Weg sind wir alle gleich.

Es gibt für alle Menschen nur die eine Möglichkeit - und das sind immer und überall höchst menschliche und kleine Schritte, mehr zweifelnd und fragend als glaubend.

Aber gerade darin erweisen wir uns als Kinder Gottes, dass wir bei unseren alltäglichen Kleinstschritten unsere Berufung nicht aus dem Sinn verlieren. Das gibt unserem Leben und den vielen kleinen Schritten Richtung.

Und nur so, so unterwegs mit Gott, bekommen wir den versprochenen Segen zu spüren.

Du bist ein Gott, der mich anschaut

Predigt über 1. Mose 16, 13 am 31. Dezember 2022

Jahreswechsel sind ja die Zeit, in der man zum einen auf das vergangene Jahr zurückblickt und zum anderen auf das beginnende Jahr vorausblickt. Je nachdem, wie es gelaufen ist, schaut man mehr oder weniger zufrieden zurück.

Wer meint, vieles sei schief gelaufen, sagt sich: Gut, dass dieses Jahr endlich vorbei ist. Und wer meint, es sei doch wunderbar gewesen, sagt sich: Schade, dass es vorbei ist.

Natürlich hat man bei so einem Rückblick einen sehr subjektiven Blick. Man schaut das Jahr nicht objektiv an. Man schaut durch die persönliche Brille an. Also wie erging es mir? Was ist mir gelungen und was lief eben nicht so gut.

Natürlich erinnert man sich, was noch so alles passiert ist, aber mehr andere betraf: Ich denke an die Pandemie, an den Krieg in der Ukraine, an die Flüchtlingsströme, an die diversen Katastrophen...

So ist es durchaus möglich, dass die einen mit dem vergangenen Jahr ganz zufrieden sind, während andere damit überhaupt nicht zufrieden sein können.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Blick auf das kommende Jahr. Mal ganz abgesehen davon, dass niemand weiß, was es mit sich bringt, schauen die einen ganz zuversichtlich auf 2023, während die anderen voller Sorge nur heraufziehende dunkle Wolken sehen.

Wie wird es weitergehen mit diesem Krieg im Osten und den Folgen? Wie wird es weitergehen mit der Inflation und Corona? Wird es mit alledem besser? Und kommt noch etwas auf uns zu, von dem wir nicht wissen?

Auch hier ist es durchaus möglich, dass die einen sehr zuversichtlich auf das kommende Jahr schauen, während die anderen eher ängstlich und sorgenvoll dem entgegen sehen, was kommt.

All das dürfte nicht nur mit Blick auf einzelne Begebenheiten und einzelne Jahre so sein, sondern auch mit Blick auf größere Zeiträume, z.B. die Jahre, die man schon gelebt hat, oder die Jahre, die einem noch bevorstehen.

Während die einen ganz zufrieden sind mit dem, wie es in ihrem Leben bisher gelaufen ist bzw. läuft, können die anderen damit, wie es bei ihnen gelaufen ist bzw. läuft, nicht zufrieden sein.

Es scheint vieles eine Frage der Perspektive zu sein, wie man sein Leben, das Leben der anderen und das Leben überhaupt sieht.

Eine zusätzliche Perspektive eröffnet sich, wenn man sich fragt, ob denn Gott mit uns und unserem Leben zufrieden ist? Wie mag er das sehen?

Und verändert die Tatsache, dass Gott uns sieht, unsere Sicht auf die Jahre unseres Lebens?

Die Beantwortung dieser Frage ist wiederum eine sehr persönliche Sache und hängt natürlich sowohl von unserer Selbsteinschätzung als auch von unserem Gottesbild ab.

Die unter uns, die eher Perfektionisten sind, stellen sich Gott vermutlich auch als Perfektionisten vor, der mit ihrem Leben genauso unzufrieden ist, wie sie es auch selbst sind.

Und die unter uns, die eher großzügig mit sich sowie den eigenen Fehlern und Schwächen sind, stellen sich Gott vermutlich als einen vor, der schon mal ein Auge zudrückt und im Großen und Ganzen ganz zufrieden mit ihrem Leben ist.

Also je nachdem, wie man sich Gott vorstellt, ob gnädig und großzügig oder gerecht und kleinlich, fällt dann auch das Urteil aus, dass man von Gott erwartet.

So stellen sich jeder und jedem von uns nicht nur zum Jahreswechsel, da allerdings in besonderer Weise, Fragen wie diese: Wie siehst Du Dich und Dein Leben? Und wie sieht Gott Dich und Dein Leben?

Wie komme ich drauf? Von der Jahreslosung her. Sie steht im 16. Kapitel des 1. Mosebuches und lautet: „Du bist ein Gott, der mich sieht."

Um diesen einen Satz besser einordnen und verstehen zu können, muss man sich die Geschichte vergegenwärtigen, zu der die Losung gehört:

Die Geschichte berichtet davon, dass Abraham von Gott auserwählt war. Ihm war verheißen, Vater eines großen Volkes zu werden. Zu der

Zeit, als die Geschichte spielt, hatte er aber noch keine Nachkommen, und das, obwohl er schon so alt war.

Nach heutigen Maßstäben kommt uns das seltsam vor, dass seine Frau Sara Abraham nahelegte, er solle mit der Magd Hagar Nachwuchs zeugen. Nach damaligen Brauch war das aber möglich. Das Kind würde wie die Magd Abraham gehören. Sara wollte einfach, was den Nachwuchs anging, auf Nummer sicher gehen.

Abraham ließ sich darauf ein und die Magd Hagar wurde schwanger, die es dann allerdings an Respekt gegenüber Sara fehlen ließ. Das wiederum ließ diese sich natürlich nicht bieten, was dazu führte, dass Sara Hagar sehr spüren ließ, dass sie nur die Magd war. Da Hagar das nicht aushielt, floh sie in die Wüste. Sie konnte nicht mehr und wollte sterben.

Dort kam es dann zu einer Begegnung mit einem Engel des Herrn. Hagar fühlte sich gesehen und wahrgenommen. Und nicht nur das. Ihr und vor allem ihrem Sohn wurde eine große Zukunft in Aussicht gestellt. Ihr Sohn Ismael würde der Stammvater aller Araber und Araberinnen.

Hagar fasste aufgrund dieser Geschichte ihre Gotteserfahrung mit den Worten zusammen: „Du bist ein Gott, der mich sieht."

Indem Hagars Worte zur Jahreslosung erhoben wurden, stellt sich uns die Frage, ob wir das von uns auch so sagen können. Also: Könnte ich, könntest Du Gott sagen: „Du bist ein Gott, der mich sieht."

Dazu ermuntert uns die Jahreslosung, dass auch wir uns als von Gott Angesehene sehen – gerade dann, wenn wir uns von anderen weder wahrgenommen noch wertgeschätzt noch angesehen fühlen.

Das Lied, das wir eben gesungen haben, fasst die Erfahrung der Hagar so in Worte, dass es uns nicht schwerfallen dürfte, uns damit zu identifizieren.

Denn natürlich fragen wir uns – um es mit den Worten dieses Liedes zu sagen: „Wo kommst Du her und willst Du hin?"

Um sich Fragen wie diesen zuzuwenden, muss man weder in Not noch in Lebensgefahr sein. Und man muss dazu auch nicht in die Wüste gehen. Es reicht, sich immer wieder einmal zu besinnen.

Auch wenn wir nicht abschließend beantworten können, woher wir kommen und wie es weitergehen wird, ist es immer wieder heilsam und hilfreich innezuhalten, um sich klar darüber zu werden, wo man sich auf seinem Lebensweg gerade befindet und wo man hin will, um ggf. seine Ziele zu überdenken oder neu auszurichten.

Im Lied heißt es: „Geflohen aus Not in die Einsamkeit, durchkreuzt sein Wort meine Wüstenzeit." Gerade dann, wenn man mit sich und seinem Gott in Klausur geht, fängt nicht nur die Stille an zu sprechen. Da werden plötzlich Worte als Gottes Wort hörbar.

Das allein reicht, um zuversichtlicher in die Zukunft zu schauen. Das allein reicht, damit Hoffnung aufkeimen kann – und sei die Situation augenscheinlich auch noch so verfahren. Mit den Worten des Liedes heißt das: „Du bist nicht allein! Hoffnung keimt auf und Leben wird sein."

Auch wenn sich an dem, was uns Sorgen macht, sichtbar zunächst nichts ändern mag, verändert die Gewissheit, in alledem nicht allein zu sein, die Situation und die Sicht auf die Dinge. In diesem Sinne heißt es im Lied: „Die Sorge bleibt, doch bedroht mich nicht."

Es ist unendlich viel gewonnen, wenn wir die Situation nicht als bedrohlich empfinden. Dass wir uns vor Gott aussprechen können und in alledem von ihm gehalten und geborgen wissen, hilft doch sehr. Im Lied heißt es deswegen: „Gott hört - so beginnt meine Zuversicht."

Was das Lied beschreibt, ist kein Endergebnis, sondern die Momentaufnahme eines lebenslangen Prozesses, eines nie endenden Gesprächs mit einem Gott, der uns sieht, der nach uns schaut, der uns nachgeht, der ein offenes Ohr für uns hat, der uns würdigt und achtet, der uns wertschätzt und stark macht.

Was für eine wohltuende Jahreslosung: „Du bist ein Gott, der mich sieht."

Und? Wie reagieren wir darauf? Diese Jahreslosung könnte sich auswirken sowohl auf unsere Beziehung zu Gott als auch auf unseren Umgang mit anderen.

Die Frage, die sich nahelegt, lautet doch: Sehen wir Gott und die anderen, wie Gott uns sieht? Also würdigen und achten wir Gott und die anderen?

Gott ist die Liebe, die Würde gibt. Ist in der Art, wie wir einander und Gott anschauen, diese Liebe, die Würde gibt? Ist in der Art, wie wir einander begegnen, das Versprechen „Du bist nicht allein"? Sind wir so füreinander da, wie Gott für uns da ist. Sehen wir nach Gott und den anderen, wie er nach uns sieht? Gehen wir einander und Gott so nach, wie er uns nachgeht? Würdigen und achten wir Gott, wie er uns würdigt und achtet?

Göttliches Lachen

Predigt zu 1. Mose 18, 1-2+9-15 am 20. Dezember 2020

Advent, zu deutsch Ankunft. Wir kennen das Wort von Bahnhöfen. Da geben die entsprechenden Tafeln Auskunft: Wann kommt mein Zug an. Wann fährt er ab.

Wenn ein Kind geboren wird, spricht man von Niederkunft. Klingt zwar so ähnlich, ist ja aber was anderes. Bevor es dazu kommt, muss eine Frau zunächst einmal schwanger werden. Das ist – wie sich in der Familienplanung mancher Ehen zuweilen zeigt – nicht so selbstverständlich, wie es manchmal scheint.

Jeder von uns kennt Menschen, die haben sich so sehr Nachwuchs gewünscht. Aber es hat einfach nicht geklappt. Sie haben womöglich alles versucht, aber es kam einfach nicht zur Schwangerschaft.

Jenseits der 40 wird es ja immer unwahrscheinlicher, dass eine Frau schwanger wird. Die biologische Uhr tickt unbarmherzig runter.

Und dann, wenn sich solche Ehepaare damit abgefunden haben, dass sie wohl keine Kinder bekommen können, hat es oft doch noch geklappt – für alle überraschend. Unbeschreibliche Glücksgefühle bei den Eltern. Mit Recht.

Abraham und Sara ging das ähnlich. Gott hatte ihnen ausdrücklich versprochen, dass sie einen Stammhalter bekommen würden und dass er sogar Stammvater eines großen Volkes werden sollte. Das Problem war: Sie bekamen diesen Nachwuchs nicht. Richtiger gesagt: zunächst nicht.

Sie müssen schon ziemlich alt gewesen sein, als sich ereignete, was der Text beschreibt, der uns heute als Predigttext vorgegeben ist. Vermutlich übertreibt der biblische Text ein ganz klein wenig, wenn er davon spricht, dass Abraham schon 100 Jahre und Sara schon 90 Jahre alt waren. Auch wenn sie nicht ganz so alt waren, müssen sie doch in einem Alter gewesen sein, wo man normalerweise nicht mehr mit Nachwuchs rechnen darf.

Sara lacht. Nicht laut. Eher in sich hinein. Sie kichert. Sie amüsiert sich. Was sie da hört, kann sie nur belächeln. Wie soll das gehen?

Und Abraham ging es nicht anders. Das steht hier zwar nicht. Aber es gibt eine Variante dieser Geschichte, in der davon die Rede ist, dass auch Abraham lacht. Und auch er lacht in sich hinein, für die anderen unsichtbar.

Ich glaube, wir können Abraham und Sara verstehen und müssen selbst ein wenig schmunzeln angesichts dessen, dass Sara spottet: „Nun, da ich alt bin, soll ich noch Liebeslust erfahren, und auch mein Herr ist alt!“ Unvorstellbar? Man sollte meinen, in jeder Hinsicht.

Und doch geschieht es und sie wurde tatsächlich schwanger und brachte einen Sohn zur Welt, der tatsächlich der Stammvater aller Israeliten wurde.

Bemerkenswert ist, wie sie ihn nannte: Isaak. Der Namen Isaak bedeutet nämlich „Gott hat zum Lachen gebracht“ oder auch „Gott lacht“. Was für ein Name – in mehrfacher Hinsicht.

Einerseits erinnert der Name an Abrahams und Saras Lachen angesichts der Ankündigung, dass sie trotz ihres hohen Alters doch noch Nachwuchs bekommen sollten.

Dass jemand lachen muss, wenn er eine göttliche Verheißung gesagt bekommt, ist so unerhört, dass Sara es leugnet, gelacht zu haben. So peinlich ist es ihr. Aber es ist passiert. Es hilft nicht, das zu leugnen.

Und als der lang ersehnte Sohn dann endlich da war, werden die beiden auch gelacht haben, allerdings mit Tränen des Glücks in den Augen.

Diese Geburt war ein spätes Glück, aber dafür ein umso größeres, nicht mehr für möglich gehaltenes Glück. In diesem Sinne wird Sara später sagen: „Ein Lachen hat mir Gott bereitet; jeder, der davon hört, wird mir zulachen.“

Aber auch mit Blick auf unsere Vorstellungen von Gott ist das mit dem Lachen bemerkenswert, wenn denn der Name Isaak bedeuten kann: „Gott lacht.“

Bemerkenswert, weil wir uns Gott auf die eine oder andere Weise vorstellen können, mit ernstem oder würdigem, mit freundlichem oder gnädigem Blick. Aber lachend?

Dieser Text hat die Theologen über die Jahrhunderte darüber nachdenken lassen, inwiefern hier schon von der Dreieinigkeit die Rede ist. Denn der Besuch ist kein gewöhnlicher Besuch. Der Herr kommt zu Besuch.

Abwechselnd wird vom Besuch in Mehrzahl und Einzahl gesprochen, mal ist es einer, dann sind es drei. Diese Szene stand unzählige Male Pate in der Ikonen-Malerei. Die wohl berühmteste russische Dreifaltigkeitsikone von Andrei Rubljow ist auf dem Blatt abgebildet.

Gott ist einer und doch vielfältig. Man könnte auch sagen: Er ist immer der eine und Einzige, der uns in unterschiedlicher Weise, also vielfältig zugewandt ist und begegnet.

In Umberto Ecco's Roman „Im Namen der Rose" wird in einer Kloster-Bibliothek Feuer gelegt, nur um das eine Buch zu vernichten, in dem Gott nicht so heilig, sondern lachend dargestellt wird, was in den Augen des Brandstifters Gott der Lächerlichkeit preisgeben würde.

Aber ist das so? Würde es die Göttlichkeit Gottes schmälern oder beschädigen, wenn Gott lachte? Warum sollte es nicht möglich sein, sich Gott lachend vorzustellen?

Wenn wir ansonsten doch auch glauben, Gott könne traurig sein, sollte es auch möglich sein, dass er sich freut. Und wenn wir glauben, Gott könne weinen, sollte es auch möglich sein, dass er lacht.

Das könnte man jetzt mit anderen Begriffspaaren, die Gegensätzliches über oder von Gott zum Ausdruck bringen, auch machen. Es würde eine endlose Aufzählung von Gegensätzen dabei herauskommen. Vieles davon empfinden wir als denkbar, anderes als undenkbar.

Und doch: Wer A sagt, müsste auch B sagen. Will sagen: Mit welcher Berechtigung schreiben wir Gott manche menschliche Eigenschaften zu, während wir andere für unpassend halten?

Ich stelle für heute nur fest, dass es so ist, dass wir Gott menschliche Eigenschaften zuschreiben. Ich verzichte darauf, zu bewerten, ob es gut oder schlecht so ist. Wie dem auch sei. Es ist so. Wir stellen uns Gott menschlich vor.

Aber nicht nur mit Blick auf Gott selbst fällt es uns schwer, ihn uns lachend vorzustellen. Auch Christus werden die wenigsten von uns lachend vor Augen haben. Meistens haben wir ihn eher leidend oder majestätisch, irgendwie verklärt und eben nicht wirklich von dieser Welt vor Augen.

Es gibt sehr wenige Bilder von Christus wie dieses auf dem Blatt, auf denen er lachend dargestellt wird. Ist natürlich schade. Es wäre natürlich attraktiver und werbewirksamer, wenn er freundlich lachend aussehen würde.

Alle Welt präsentiert sich heutzutage am liebsten lachend oder zumindest lächelnd. Denken Sie nur an die Situation, wenn ein Bild von Ihnen gemacht wird: „Und jetzt bitte mal ein bisschen freundlicher..."

Natürlich ist nicht alles lustig und zum Lachen. Aber warum – um Himmels willen – ist uns in der Bibel, in der Kirche und in der Theologie das Lachen abhandengekommen.

Bitte: Ich rede nicht einem albernen Gegackere das Wort. Auch nicht einem hemmungslosen Gelächter Betrunkener. Ich meine ein offenes, freundliches, glückliches Lachen.

Last, but not least denke ich am 4. Advent, so kurz vor Weihnachten, an das uns allen bekannte Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht, Gottes Sohn, o wie lacht..."

Da steht es doch. Lassen wir uns anstecken vom Lachen des Gotteskindes. Kleine Kinder können das, so herzerfrischend und ansteckend glucksend lachen, dass man gar nicht anders kann als mitlachen.

Summa summarum: Ich wünsche Dir und Ihnen, mir, ja uns allen, dass wir was zu lachen haben – auch und gerade dieser Tage.

Wer lacht, könnte mit Fug und Recht von sich sagen: Ich habe verstanden. Gott lacht. Christus lacht. Und wir dürfen es auch. Und nicht nur im Keller.

Opferbereitschaft und Hingabe

Predigt zu 1. Mose 22, 1-13 am 10. April 2011

Heute ist eine wirklich rätselhafte Geschichte aus dem Alten Testament dran. Man fragt sich natürlich sofort: „Ist das wirklich so passiert? Was ist das denn für ein Gott, der von einem Vater verlangt, seinen einzigen Sohn zu opfern?" Ist doch schrecklich. Gott sei Dank – im wahrsten Sinne - kommt es ja nicht zum Opfer.

Aber bis die Geschichte an diesen Punkt kommt, durchläuft man im Miterleben ein Wechselbad der Gefühle: blankes Entsetzen, Wut, Ohnmacht. Man stelle sich vor, in welch eine schreckliche Verzweiflung Abraham durch den Auftrag Gottes gestürzt wurde. Was muss ihm auf dem Weg zum Berg Morija nicht alles durch den Sinn gegangen sein? Die Angst, den Sohn zu verlieren, aber auch die stille Hoffnung, ihn ja vielleicht doch behalten zu dürfen.

Nun muss ich gestehen, dass ich einen entscheidenden Halbsatz, mit dem die Erzählung der Geschichte begann, bei der Lesung des Textes weggelassen habe. Da steht nämlich etwas von Probe. Gott habe Abraham auf die Probe stellen wollen. Er hat ihn sozusagen in Versuchung geführt. Eine Prüfung also.

Uns soll dieser Hinweis helfen, die Geschichte gleich richtig zu verstehen und uns gar nicht erst aufzuregen. Mancher wird sich sagen: „Ja,

wenn denn das Ganze nur ein Test war … dann ist es doch nur halb so wild."

Aber genau das wusste Abraham zunächst nicht. Er musste davon ausgehen, dass er seinen Sohn opfern sollte. Ihn bringt diese Prüfung an den Rand der Verzweiflung. Was der durchmacht, ist unvorstellbar. Einfach grausam.

Da fragt man sich doch: Wozu das Ganze? Um den Glauben Abrahams zu prüfen? Das kann's doch nicht gewesen sein.

Denn hätte der allwissende Gott nicht wissen müssen, wie gläubig Abraham ist und dass er gehorsam sein würde, dass er selbst das Undenkbare tun würde, wenn Gott es von ihm verlangen würde.

Hoffentlich passiert mir, passiert Ihnen nicht ähnliches. Auf dem Hintergrund dieser Geschichte verstehe ich, um was es bei der Bitte aus dem Vater Unser gehen könnte: „Und führe uns nicht in Versuchung". Da kann ich nur sagen. Wohl wahr. Gott möge uns und anderen dererlei Prüfungen ersparen.

Zurück zu Abraham: Natürlich fragen wir uns, wo denn der Protest Abrahams blieb. Wieso hat er sich nicht gewehrt, nicht versucht, mit Gott zu verhandeln? Sein Protest blieb aus. Kein Wort. Keine Frage. Seltsam: In anderen Zusammenhängen konnte er sehr wohl mit Gott feilschen. Hier tut er es nicht.

Stattdessen macht er sich ohne Zögern und ohne ein Wort auf den Weg. Offensichtlich will uns die Erzählung genau das vermitteln, wie gehorsam Abraham gegenüber Gott war.

Aber auch da fragen wir uns natürlich: „Ist das gut, geradezu blind zu vertrauen und einfach zu gehorchen, zumal dann, wenn so etwas von einem verlangt wird?"

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht: Aber in mir sträubt sich so ziemlich alles. Ich hätte, wer weiß was, unternommen. Ich hätte mich geweigert und ihn gefragt: „Wie kannst du nur so etwas von mir verlangen." Ich wäre nicht gegangen.

Die Geschichte nimmt ihren Lauf. Abraham macht sich auf. Mit Bangen sieht man dem grausigen Ende entgegen. Erst ganz am Ende, es ist schon fast zu spät, erklingt endlich die himmlische Stimme, die den Wahnsinn unterbindet, das Kind rettet und Abraham davor bewahrt, etwas ganz und gar Unglaubliches zu tun.

Und erst dann, in dem Moment, wie er das Messer sinken lässt, sah er den Widder, den er dann ersatzweise opferte.

Ich habe die Geschichte zunächst einmal so genommen, wie sie dasteht. Gleichzeitig bin ich, Sie haben das ja gemerkt, hier und da innerlich unter Protest auf Abstand gegangen. Denn: Was da erzählt wird, das geht doch gar nicht.

Um diese besondere Geschichte einordnen zu können, ist es gut, wenn man weiß, dass es in der Menschheitsgeschichte lange Zeit üblich war, seinem Gott Menschenopfer zu bringen. Das ist der dunkle Hintergrund dieser Geschichte.

Wenn man die Geschichte vom Ende her versteht, wird klar, dass es eben nicht Gottes Wille ist, dass Abraham seinen einzigen Sohn oder irgendjemand einen anderen Menschen als Opfer darbringt.

Auch wenn es auf den ersten Blick ganz anders aussieht. Aber hier geht es um das Ende der Menschenopfer. Gott will das nicht, dass Menschen geopfert werden.

Natürlich stellt sich mit Blick auf Karfreitag die Frage: Warum sollte Gottvater seinen Sohn geopfert haben, wo er es doch ganz offensichtlich verboten hatte, Menschenopfer zu bringen. Unsere heutige Geschichte erklärt das nicht.

Im Gegenteil: Man kann sie doch nur als Erklärung dafür verstehen, dass es Abraham und Abrahams Kindern und Kindeskindern verboten ist, Menschen zu opfern. Wenn Menschen nicht einmal für Gott geopfert werden sollen, dürften sie doch eigentlich auch für keinen anderen Zweck geopfert werden, weder im Straßenverkehr, noch fürs Vaterland, noch für irgendein anderes System.

Seit Abraham wissen wir: Gott will keine Menschenopfer. An die Stelle der Menschenopfer traten ersatzweise die Tieropfer. Die Tempel wurden zu Schlachthäusern. Die Altäre standen im Blut. Was da verbrannt wurde, muss entsetzlich gestunken haben.

Aber auch diese Art des Opferns blieb nur eine Phase. An die Stelle der Tieropfer sind dann die Ernteopfer getreten.

Und in einem weiteren Schritt wurden die Ernteopfer durch Geldopfer abgelöst. Dementsprechend wird in manchen Gemeinden mit Blick auf die Kollekte bis heute vom Dankopfer gesprochen.

Im Zuge dieser Überlegungen stellte sich mir die Frage: „Und was opfern wir - unserem Gott?" Abraham war bereit, auf Gottes Wort hin das ihm Wertvollste zu opfern. Würde ich mein, würden Sie ihr Liebstes und Wertvollstes für Gott hingeben, wenn Gott es verlangen würde?

Es geht uns - so lange es uns nichts kostet – womöglich leicht über die Lippen, dass wir das tun würden, weil Gott unser Herr ist und an oberster Stelle steht. Aber wie ernst es uns damit ist, zeigt sich erst, wenn wir entscheiden, was wir zu opfern bereit sind. Vielleicht sagen Sie sich, Sie wären ja bereit – und denken sich: Was ein Glück, dass Gott es nicht verlangt.

Das Ganze hat allerdings eine sehr positive Begleiterscheinung. Denn die Frage, ob wir bereit wären, unser Liebstes und Wertvollstes für ihn zu opfern, hilft uns bei der Klärung der Frage: „Was ist mir, was ist uns eigentlich wichtig, das Wichtigste?"

Wenn ich es recht verstehe, geht es von der Geschichte her nicht darum, irgendetwas hinzugeben bzw. zu opfern.

Es geht auch nicht darum, ob ich das mir Liebste für Gott hingeben würde. Nein: Es geht um weitaus mehr, nämlich um die Frage, ob ich bereit bin, mich selbst Gott hinzugeben.

Ich finde, dass ist eine gute Frage, eine Frage, die es lohnt, bedacht zu werden: „Wie sehr bin ich bereit, mich mit allem, was ich bin und habe, Gott hinzugeben?"

Abraham antwortete nur: „Hier bin ich."

Immer und überall da

Predigt zu 1. Mose 28, 10-19a am 8. September 2013

Das ist eine der schönsten Geschichten des Alten Testaments. Sie macht auf wunderbare Weise deutlich, wie nahe uns Gott ist – zu allen Zeiten und an allen Orten, selbst da, wo wir nicht damit rechnen.

Stellen Sie sich vor: Jakob war auf der Flucht. Er war müde - äußerlich und innerlich. Also legte er sich schlafen - und zwar da, wo er sich gerade befand: Unter freiem Himmel. In jener Nacht träumte er: Da war eine Leiter, die Himmel und Erde, oben und unten, die irdische und himmlische Welt, die sichtbare und unsichtbare Wirklichkeit Gottes miteinander verband. Auf dieser Leiter waren Engel unterwegs, die für uns normalerweise unsichtbaren göttlichen Mächte und Kräfte, von unten nach oben und von oben nach unten. Es war, als wenn der Schleier weggezogen wäre, der sonst über allem liegt.

Und dann hörte Jakob, wie Gott zu ihm sagte: Und siehe, ich bin mir dir und will dich behüten, wo du hinziehst … Ich will dich nicht verlassen. Alles hatte er erwartet, nur das nicht: Gott bot ihm, dem Lügner

und Betrüger, Unterstützung an. Die hatte er bestimmt nicht verdient. Aber die konnte er gut brauchen. Es tat ihm gut, zu wissen: Ich bin nicht allein. Gott steht mir bei. Er begleitet mich, trotz allem, was ich getan habe.

Als er dann aus seinem Traum aufwachte, konnte er nur staunen: Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht. Er hatte träumend einen Blick auf das werfen können, was sonst verborgen in der sichtbaren Wirklichkeit liegt: nämlich Gottes Wirklichkeit. Für einen Moment sah er tiefer, hinter das Vordergründige, unter die Oberfläche. Gerade an einem Ort und zu einem Zeitpunkt, wo er es am wenigsten erwartet hätte, wurde er von Gottes Gegenwart überrascht.

Im Nachhinein bekam Jakob beim Gedanken an die ihm zuteil gewordene Erfahrung der göttlichen Wirklichkeit eine Gänsehaut. Geradezu ungläubig betrachtete er die Stelle, auf der in seinem Traum die Himmelsleiter gestanden hatte. Und dann es brach aus ihm heraus: Hier ist nichts anderes als das Haus Gottes, und hier ist die Pforte des Himmels.

Aber wie das so ist, wenn man einen schönen Traum hat: Kaum wird man sich dessen bewusst, wacht man auch schon wieder auf und alles ist vorbei. Direkt zum Heulen: Kein Gott. Keine Verbindung zwischen Himmel und Erde. Keine Engel. Und leider auch kein offener Himmel – jedenfalls nicht zu sehen.

Sicher wird sich Jakob gewünscht haben, so etwas wieder und wieder erleben zu können. Hat er aber nicht. Und doch wird er immer wieder an diesen Traum gedacht und ihn so in gewisser Weise immer wieder geträumt haben.

Wir tun es ja auch. Wir träumen wie er davon, dass der Himmel offen ist, dass er sich für uns öffnet, dass wir einen Einblick bekommen in Gottes gegenwärtige, aber unseren Augen normalerweise verborgene Welt.

Und das ist gut so, dass wir davon träumen. Jakobs Traum zeigt, dass es möglich ist, das Sichtbare und Vordergründige zu durchschauen auf die darin und dahinter verborgene göttliche Wirklichkeit.

Und geht uns das nicht manchmal auch so, für einen Moment, für den Bruchteil einer Sekunde, dass wir es ahnen und spüren, wie Gott und seine Engel da sind, sodass uns der Gedanke durch den Kopf geht: Unglaublich. Hier und jetzt ist er da, ganz nah.

Gottes Gegenwart und Wirklichkeit ist nicht an außergewöhnliche und besonders heilige Orte gebunden. Nein. Jederzeit und überall kann sich uns ein Tor in jene andere Wirklichkeit öffnen.

Und wie ist das mit uns, wenn wir träumen, am Tag oder in der Nacht? Wir träumen ja auch dies und das. Und was man nicht so alles träumt. Kann es sein, dass Gott sich auch uns in Träumen mitteilen will?

Denn Träume sind keineswegs nur Schäume, wie manche sagen. Träume sind viel mehr. Träume eröffnen uns Einblicke in das, was uns sonst verborgen ist. Nicht dass jeder Traum von großer Bedeutung wäre. Aber es gibt immer wieder auch Träume in der Nacht oder Tagträume, die haben es in sich.

Denken Sie nur an Martin Luther Kings Traum von einer Welt, in der schwarze und weiße Menschen friedlich miteinander leben, oder an den Traum, es ginge auch ohne Atomkraftwerke. Manche Träume werden Wirklichkeit.

Wenn wir von etwas träumen, was noch nicht ist, aber sein könnte, sollten wir uns freuen, dass sich die mögliche Zukunft immerhin schon einmal als Traum in uns zeigt. Das ist doch schon mal was, wenn sich das Neue und Zukünftige als Traumwirklichkeit zeigt. Durch solche Träume bekommen wir eine Vorstellung von dem, was sein könnte. Und so kann der Traum Wirklichkeit werden.

Jakobs Traum ist so einer, der nicht nur für ihn von Bedeutung war, sondern für jeden von uns, der sich die Zusagen an Jakob zu eigen macht und seinen Traum einfach als eigenen Traum weiterträumt.

Wer wollte nicht sehen, was Jakob sah? Wer wollte nicht wie er angesprochen werden? Genau so wünschen wir es uns, dass Gott uns und den Menschen, die uns nahe stehen, beisteht. So soll es sein, dass wir einander in der Gemeinde beistehen und nicht im Stich lassen. Und wie gut, dass er uns beisteht bei allen Versuchen, einander beizustehen.

Eine Frau sagte mal: Da steckt doch Gott dahinter. Für diese Frau war das, was ihr widerfuhr, durchsichtig geworden mit Blick auf das, was hinter und in allem verborgen an göttlicher Wirklichkeit steckt.

Diese Frau war wie Jakob aus ihrem unmittelbaren Erleben aufgewacht. Sie hatte den Ort Ihres alltäglichen Lebens als einen Ort entdeckt, wo sie Gott begegnete und wo ihr Gott begegnete, wo sie ihn zu spüren bekam und hörte.

Wäre es nicht geradezu himmlisch, wenn auch unser Blick immer wieder durchs Alltägliche hindurch auf Gottes Gegenwart in allem fallen würde? Wäre es nicht geradezu himmlisch, wenn wir hören könnten, wie Gott uns sagt: Ich bin mit dir. Wäre es nicht geradezu himmlisch, wenn wir immer wieder feststellen und sagen könnten: Hier ist die Pforte des Himmels.

Albert Einstein z.B. glaubte an einen Gott, der sich in der Harmonie des Seienden, also durch alles hindurch offenbart. Und wir? Ist uns deutlich, dass Gott hier und jetzt, an diesem Ort, in dieser Kirche, gegenwärtig ist? Können wir von innen heraus sagen, was Jakob staunend über jenen Ort sagte, wo er diesen Traum hatte: Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht! Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als das Haus Gottes, und hier ist die Pforte des Himmels.

Dieser Wunsch, dass es so sein möge, ja die Erkenntnis, dass es so ist, drückt sich in dem Lied aus, das wir gleich singen: „Gott ist gegenwärtig."

Was wäre es nicht wunderbar, wenn uns dieser Ort und viele andere Orte durchsichtig, transparent würden für die Wirklichkeit Gottes, die immer da ist, aber nur ganz selten so sichtbar und spürbar wird, wie in Jakobs Traum.

Und doch ist es genau das, wonach wir uns sehnen, dass sich uns ein Fenster öffnet, dass wir Gottes Wort vernehmen, dass wir etwas von seiner Gegenwart mitten in unserem alltäglichen Leben erfahren, sodass es auch uns entfährt: Er ist ja wirklich da – hier und jetzt.

Mögen die Orte, wo wir gerade sind und leben, solche Orte sein und werden, von denen wir wissen oder an denen wir neu entdecken, wie Gott gegenwärtig ist.

Mögen möglichst viele Momente unseres Lebens Momente sein, an denen wir Gott ganz nahe und gegenwärtig erfahren.

Denn das ist er: Immer und überall da, unsichtbar und verborgen, aber an unserer Seite.

Inneres Ringen

Predigt zu 1. 32, 23-31 am 23. April 2023

In derselben Nacht stand Jakob auf. Er weckte seine beiden Frauen, die beiden Mägde und seine elf Söhne. Denn er wollte den Jabbok an einer flachen Stelle überqueren. Zuerst ließ er die Frauen und Kinder den Fluss überqueren. Dann brachte er sein Hab und Gut hinüber.

Er selbst blieb allein zurück. Plötzlich war da jemand, der bis zum Morgengrauen mit ihm kämpfte. Aber er sah, dass er Jakob nicht besiegen konnte. Da packte er Jakob am Hüftgelenk, sodass es beim Ringen ausgerenkt wurde. Dabei sagte er: „Lass mich los! Denn der Tag bricht an.“ Jakob entgegnete: „Ich lasse dich erst los, wenn du mich gesegnet hast.“

Der andere fragte Jakob: „Wie heißt du?“ Er antwortete: „Jakob.“ Da sagte der andere: „Von nun an sollst du nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, ›Gotteskämpfer‹. Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist Sieger geblieben.“

Jakob bat: „Sag mir doch deinen Namen!“ Er erwiderte: „Wozu fragst du noch nach meinem Namen?“ Und er segnete ihn dort. Jakob nannte den Ort Penuel, das heißt: Angesicht Gottes. Denn er sagte: „Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und bin am Leben geblieben.“ Als Jakob Penuel verließ, ging gerade die Sonne auf. Er hinkte wegen seiner verrenkten Hüfte.

Was für eine spannende und zugleich verwirrende Geschichte. Um sie zu verstehen, ist es zwar nicht notwendig, aber hilfreich, den Zusammenhang zu kennen. Jakob war nämlich auf der Flucht und im Streit mit seinem Bruder, den er betrogen hatte. Die Geschichte spielt kurz bevor sich die Zwillingsbrüder treffen. Jakob war skeptisch, was das Treffen angeht. Ja, er hatte Angst. Denn würde sein Bruder ihm vergeben? Oder würde er sich rächen? In seiner Phantasie malte er sich schlimmste Szenarien aus.

Unsere Geschichte wurde an einem Fluss verortet. Am Jabbok. An einer flachen Stelle musste Jakob mit den Seinen über den Fluss. Seine Leute zuerst. Dann sein Hab und Gut, vor allem die Tiere. Er selbst blieb zurück. Soweit, so klar.

Aber dann wird es unübersichtlich, weil nicht klar ist, ob die Geschichte wirklich geschehen ist, geschehen sein kann. Es gibt meiner Meinung nach innerhalb der Geschichte zu viele Widersprüche, zu viel einander Ausschließendes.

Vermutlich wurde hier etwas von innen nach außen verlegt, sodass die Geschichte den Eindruck erweckt, das Beschriebene sei historisch tatsächlich passiert.

Aber gut. Nehmen wir fürs Erste einfach mal an, es wäre so gewesen, also da wäre wie aus dem Nichts einer aufgetaucht, der Jakob überfallen und mit ihm gekämpft hätte.

Aber schon da stellt sich die erste Frage: Wieso hätte er Jakob überfallen sollen? Sein Hab und Gut hatte er ja nicht mehr bei sich. Der Überfall lohnt sich doch nicht.

Und wie – um Himmels willen – soll man sich das vorstellen, dass da zwei eine ganze Nacht miteinander ringen? Ein Profiboxkampf geht über 15 Runden. Also nach nicht einmal einer Stunde sind alle Beteiligten platt. Kein Mensch kann stundenlang kämpfen.

Und dann renkte sich Jakob beim Kampf die Hüfte aus. Ist möglich. Aber wer hatte sie ihm wieder eingerenkt? Und wie war es Jakob möglich, mit ausgerenkter Hüfte weiterzukämpfen und die Kraft aufzubringen, seinen Widersacher festzuhalten – ja vermutlich unter höllischen Schmerzen. Kann das sein?

Ganz dunkel und mystisch wird es, wenn wir die Gestalt bzw. das Wesen anschauen, mit dem Jakob da gekämpft haben soll. Alte Mythen scheinen Pate gestanden zu haben. Das Ganze klingt ein bisschen so wie in den Vampirfilmen heutiger Tage, in denen die Wesen der Dunkelheit das Tageslicht meiden, um nicht sterben zu müssen.

Aber wieso – um Himmels willen – wollte Jakob von seinem Widersacher gesegnet werden, also von einem, der ihn überfallen hat, der ihm Schmerzen verursacht? Das ist doch seltsam.

Ist die Geschichte bis hierhin schon im wahrsten Sinne unglaublich, wird es im Fortgang noch unglaublicher. Denn unter der Hand wird in der Erzählung der Kämpfer mit Gott gleichgesetzt. Der da mit ihm kämpfte, soll nicht irgendwer, sondern zum Erstaunen aller Gott selbst gewesen sein.

Dementsprechend heißt es dann, Jakob hätte nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Gott gekämpft, weshalb er in Zukunft nicht nur Jakob, sondern „Gotteskämpfer“ heißen soll.

Ganz nebenbei wird durch diese Szene der neue Name für Jakob eingeführt. Er soll Gotteskämpfer, auf Hebräisch „Israel“ heißen. So erklärt die Geschichte ganz nebenbei, wie der Stammvater der Israeliten zu seinem Namen kam.

Irgendwie klingt die ganze Stelle gekünstelt. Die Geschichte wirkt überladen. Und natürlich fragt man sich, wie es möglich gewesen sein soll, dass der kleine Mensch Jakob den allmächtigen Gott, wenn schon nicht besiegt, so doch festgehalten hat. Ist das nicht reichlich vermessen, ja geradezu eine Gotteslästerung?

Die Erzählung setzt noch eins drauf, indem sie Jakob den Ort des Kampfes Penuel nennen lässt. „Penuel“ heißt „Angesicht Gottes“. Und zur Begründung heißt es, er habe Gottes Angesicht gesehen.

Wie das? Heißt es nicht überall in der Bibel, es sei tödlich, Gott von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das klingt ja sogar im Text an, wenn es heißt, dass er am Leben blieb, obwohl er Gott gesehen hatte.

Und doch soll es Jakob möglich gewesen sein, Gott gesehen zu haben – und das sogar in der Dunkelheit, in der man ja eigentlich nichts sehen kann.

Das mag reichen. Ich höre auf mit dem Versuch, die Geschichte auf ihre Historizität hin zu überprüfen. Für mich – das ist zwischen den Zeilen sicher schon deutlich geworden – steht fest: So kann das alles nicht passiert sein. Zu viele Indizien sprechen dagegen.

Und nun? Was sollen wir mit dieser Geschichte anfangen. Die Antwort kann nur lauten: Wir müssen versuchen, sie im übertragenen Sinn zu verstehen. Ich hatte es eingangs schon angedeutet.

Also – Klappe, die Zweite – ein zweier Versuch, die Geschichte zu verstehen – und zwar als eine Geschichte, die versucht, innere Prozesse als äußeres Geschehen anschaulich werden zu lassen.

Es geht bei dieser Geschichte schon um ein Ringen, aber nicht im Sinne eines Ringkampfes, sondern im Sinne eines inneren Ringens.

So kennen wir das von uns. Immer wieder kommt es zu so einem Ringen, wenn wir uns an einem Übergang befinden, in einer kritischen Situation, an einer Weggabelung, wo wir uns entscheiden müssen und nicht absehbar ist, welches der richtige Weg ist.

Manchmal geschieht das in der Nacht oder in Momenten, in denen wir im Dunkeln tappen und eben nicht sehen können, wo und wie es weitergehen könnte. Und wenn wir dann um eine Entscheidung ringen, dann spielt da so vieles hinein.

Wenn man so ringt, gehen die Gedanken oft quälend lange hin und her. Man weiß man oft nicht, mit wem man da eigentlich ringt, mit sich, mit dem inneren Schweinehund, mit seinem Gewissen, der inneren Stimme, dem Überich, mit den vermeintlichen Erwartungen, denen man sich ausgesetzt sieht, mit seinen uneingestandenen, geheimen Wünschen, mit seinem Schatten, seinen Ängsten, Trieben oder womöglich mit den inneren Dämonen oder Gott selbst.

Auch wenn das alles andere als schön ist, im Dunkeln zu tappen und den Weg nicht zu wissen, muss man sich dem stellen. Tut man es nicht,

bleibt man ein Leben lang auf der Flucht. Das alles ist nicht einfach, wie jeder weiß.

Wir beten zwar regelmäßig und in aller Selbstverständlichkeit, dass nicht unser, sondern sein Wille geschehe, machen uns aber selten bewusst, dass diese Bitte eigentlich eine ständige Auseinandersetzung voraussetzt im Bemühen darum, den eigenen Willen hinten anzustellen, und Gottes Willen nicht nur zu erkennen, sondern auch zu tun.

Und immer wieder fragt man sich, ob die eine oder andere innere Stimme nicht womöglich Gottes Stimme ist, die sich einmischt in unsere Gedanken, die uns warnt oder motiviert, die uns inspiriert oder aber auch vergewissert, dass der Weg, den wir wählen wollen, der Weg ist, den Gott uns ja auch führen will.

So ein inneres Ringen ist ein wirklicher Kampf. Das veranschaulicht die Geschichte, indem sie das innere Geschehen nach außen verlegt.

Und auch das ist bei uns nicht anders. So kann es sein, dass wir rein äußerlich völlig friedlich und ruhig sind, aber innerlich auf Heftigste ringen.

Was uns in solchen Momenten durch den Sinn geht, das sind nicht nur die Worte eines Selbstgesprächs oder Auseinandersetzungen mit unseren Ängsten und Dämonen, das sind ein ums andere Mal Kämpfe mit unserem Gott.

Von daher könnte man auch von uns sagen, wir ringen nicht nur mit uns selbst und anderen, sondern auch mit Gott um den richtigen Weg. Manchmal wird einem das auch bewusst – oft allerdings erst im Nachhinein.

Dürfen wir das eigentlich, mit Gott ringen? Auf diese Frage gibt uns die heutige Geschichte eine tröstliche Antwort, indem sie uns ermutigt, Gott nicht loszulassen, der uns ja seinerseits auch nicht loslässt. Wie heißt es in der Geschichte: „Ich lasse dich nicht, Du segnest mich denn.“

So ermutigt uns diese Geschichte, es uns nicht zu leicht zu machen, sondern um die richtige Entscheidung zu ringen, eingedenk der Möglichkeit, dass sich Gott in unsere Gedanken einmischt und hilft.

Wer so ringt, wie es hier beschrieben ist, womöglich eine ganze Nacht oder eine ganze Woche, womöglich unter großen Schmerzen und Entbehrungen, der wird gesegnet aus dem Ringen hervorgehen, vielleicht humpelnd, aber gesegnet.

Gott hat es zum Guten gewendet

Predigt zu 1. Mose 50, 15-21 am 27. Juni 2021

Da gab es Streit um eine Erbschaft – seitdem redeten sie nicht mehr miteinander. Da gab es Streit um eine missverständliche Äußerung – seitdem redeten sie nicht mehr miteinander. Da gab es Streit um die Einhaltung der Hausordnung – seitdem redeten sie nicht mehr miteinander. Da gab es Streit wegen ... wegen irgendetwas eben – seitdem redeten sie nicht mehr miteinander.

Sie – die Eltern und Kinder, die Nachbarn, die Eheleute, die Verwandten, die Geschwister, die Kollegen, die Klassenkameraden...

Und mit wem hast Du so einen Streit, dass Ihr nicht mehr offen miteinander reden könnt?

Heute geht es bei der Geschichte von Josef und seinen Brüdern um so einen Streit unter Geschwistern, wie er sich so oder ähnlich immer wieder ereignet.

Der Vater war nicht ganz unschuldig. Er mochte seinen einen Sohn, den Josef, nämlich besonders gern. Und dann machte er den Fehler, dies auch noch zu zeigen, indem er ihm ein besonders schönes Gewand schenkte. Kein Wunder, dass die anderen neidisch auf Vaters Liebling und wütend auf den Vater waren.

Als Josef ihnen dann auch noch davon erzählte, dass er geträumt hätte, wie sich seine Brüder ehrfurchtsvoll vor ihm beugten, reichte es ihnen. Sie packten ihn und warfen ihn in einen Brunnenschacht. Erst wollten sie ihn dort sterben lassen. Aber dann verkauften sie ihn als Sklaven an eine Karawane, die nach Ägypten zog.

Damit begann für Josef eine lange Leidenszeit, in der er seine Brüder so manches Mal verflucht haben mag, z.B. als er in einem ägyptischen Verlies saß.

Aber dann geschah etwas gänzlich Unvorgesehenes. Josef machte am Hof des Pharao Karriere und brachte es bis zum obersten Verwalter der Kornspeicher, also der Lebensmittelvorräte.

In dieser Eigenschaft begegnete er seiner Familie, seinen Brüdern und seinem Vater, nach vielen Jahren wieder. Es flossen viele Tränen, auf beiden Seiten. Alles schien wieder gut.

Aber es war noch nicht gut. Die böse Tat der Brüder lag noch immer wie ein Schatten auf ihrem Miteinander. Die Schuld war noch nicht eingestanden. Das klärende Gespräch noch nicht geführt.

Von den Brüdern wird berichtet, dass sie sich vor Josef fürchteten, nachdem ihr Vater gestorben war. Josef hatte seine Brüder zwar über all die Jahre so behandelt, als wenn nichts wäre. Aber sie waren sich nicht sicher. Es hätte ja sein können, dass Josef nur aus Rücksicht auf den alten Vater bis zu dessen Tod auf Vergeltung verzichtet hatte. Nach des Vaters Tod, hätte Josef den Brüdern doch heimzahlen und vergelten können, was sie Böses an ihm getan hatten. Von daher bekamen sie es mit der Angst zu tun.

Im Text heißt es: Als Josefs Brüder begriffen, dass ihr Vater tot war, bekamen sie Angst. Sie dachten: Hoffentlich ist Josef uns gegenüber nicht nachtragend. Sonst wird er uns all das Böse heimzahlen, das wir ihm angetan haben.

Den Brüdern war klar: Jetzt ist das klärende Gespräch unumgänglich. Sie wollten Vergebung und die Sache endlich aus der Welt schaffen. Denn sie wussten: Auf Dauer, je länger desto mehr, würde ihre böse Tat und deren Folgen ihr Leben zerstören.

So beschlossen sie, ihren Bruder über einen Unterhändler anzusprechen. Dabei beriefen sie sich nach ihren Worten auf den letzten Willen des Vaters. Josef würde den doch sicher nicht missachten? Auf diese Weise verliehen Sie Ihrer Bitte um Vergebung Nachdruck.

Und so steht es in der Bibel: Darum ließen sie ihm mitteilen: Dein Vater hat uns vor seinem Tod aufgetragen, dir zu sagen: ›Vergib deinen Brüdern das Unrecht und ihre Schuld! Ja, sie haben dir Böses angetan. Nun vergib ihnen dieses Unrecht.

An ihre nachvollziehbare Bitte um Vergebung sollte der Unterhändler noch den Hinweis hängen: „Sie dienen doch dem Gott deines Vaters!“ Damit sollte Josef für alle Fälle daran erinnert werden, dass sie dem gleichen Gott dienen wie er und ihr Vater.

Dahinter steht die Vorstellung: Dienen wir ein und demselben Gott, dann kann doch nicht einer gegen den anderen sein. Stimmt natürlich. Diese Einsicht könnte auch heute mit Blick auf manche Streiterei durchaus hilfreich sein.

So lange hatte Josef in seinem Schmerz auf diesen Moment gewartet. Endlich war es soweit. Da gab es kein Halten. Und er weinte. Es heißt: Als Josef das hörte, fing er an zu weinen.

Josef war klug genug, seine Zweifel für sich zu behalten, ob das wirklich Vaters Bitte war oder ob die Brüder dem Vater nur die Worte unterschoben hatten, die ihre eigenen waren. Hauptsache war doch, dass sie es sagten und die Versöhnung wollten.

Josef wird längst klar geworden sein, dass er es den Brüdern mit seiner Eitelkeit auch nicht gerade leicht gemacht hatte und dass er selbst eine Teilschuld daran trug, dass es so gekommen war. Es sind doch meist beide Seiten schuld, wenn auch in unterschiedlichen Anteilen.

Sein Weinen jedenfalls war ein gutes Zeichen. Denn es machte den über alles Erhabenen zum verletzlichen Bruder, der genauso verwundet war und unter alledem litt wie die Brüder.

Und genau das wird der Unterhändler den Brüdern berichtet haben, was ihnen Mut gemacht hat, von ihrer Seite weitere Schritte auf den Bruder zuzugehen. Anders kann es bei der Versöhnung auch nicht gehen, als dass beide Seiten Schritt für Schritt aufeinander zugehen.

Und so machten sie sich selbst auf den Weg, wie es im Text heißt: Da gingen seine Brüder zu ihm hin, warfen sich vor ihm nieder und sagten: Wir sind deine Knechte.

Damit gaben sie sich dem Bruder preis. Ein bisschen mulmig wird ihnen gewesen sein. Sie wussten ja nicht, wie er reagieren wird. Josef muss die Gedanken seiner Brüder gelesen haben, denn er sagte: Fürchtet euch nicht! Damit löste er schon mal einen Teil ihrer Spannung und Verkrampfung.

Was die Bitte der Brüder um Vergebung anging, sagte er: Bin ich etwa Gott? Er meinte damit, dass er sich nicht anmaßen wollte, über seine Brüder zu richten. Richten – das sollte damals wie heute Gottes Sache sein.

Natürlich: Schuld muss bekannt werden, damit sie bereinigt werden kann. Wir können nur dann um „Entschuldigung“ bitten, also um Entschuldung bitten, wenn auch klar ist, was unsere Schuld ist. Erst dann ist es doch möglich, dass uns Vergebung gewährt wird - im Großen wie im Kleinen.

Konkret gefragt: Wo bist Du einem Bruder, einer Schwester etwas schuldig geblieben, was unausgesprochen, unbearbeitet und unvergeben geblieben ist und Euer Verhältnis belastet? Wie könnte das wieder gut werden? Worin besteht Deine Schuld?

Dass wir Gottes Kinder sind, bewahrt uns nicht davor, uns zu streiten und schuldig aneinander zu werden. Aber es sollte uns helfen, einander zu vergeben, wenn der Streit vorüber ist. Denn wenn wir Gottes Kinder sind, kann doch nicht einer auf Dauer gegen einen anderen sein.

Abschließend formuliert Josef seine Lebenserfahrung in dem Bibelvers, der berühmt werden sollte: Ihr hattet Böses für mich geplant. Aber Gott hat es zum Guten gewendet.

Das war im Rückblick sein Fazit. Damit spielte er das Böse in der Tat der Brüder keineswegs herunter. Es war und blieb böse, was sie mit ihm gemacht hatten. Und doch konnte Gott aus der bösen Tat etwas Gutes erwachsen lassen.

Das ist nicht immer so. Oft genug scheint es keinen Sinn und kein Gutes zu geben, wenn das Böse geschieht und Menschen leiden. Wir müssen uns hüten, die Worte des Josef zu verallgemeinern.

Manchmal, nicht immer, stellt sich im Nachhinein heraus, wie durch mancherlei Fügung aus etwas Bösem doch etwas Gutes entstanden ist. Das erschließt sich aber meist erst im Rückblick, vom Ende her, von Gott her.

Man könnte es auch mit Paulus sagen (Römer 8,28): „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Ich ergänze mal: „alle Dinge zum Besten dienen“ können....

Ich schließe mit einer kleinen Geschichte, die Christian Morgenstern aufgeschrieben hat. Auch in ihr geht es darum, dass nicht immer gleich klar ist, was gut oder böse, was Glück oder Unglück ist:

Eines Tages lief einem Bauern das einzige Pferd fort und kam nicht mehr zurück. Da hatten die Nachbarn Mitleid mit dem Bauern und sagten: „Du Ärmster! Dein Pferd ist weggelaufen - welch ein Unglück!“

Der Landmann antwortete: „Wer sagt denn, dass dies ein Unglück ist?“

Und tatsächlich kehrte nach einigen Tagen das Pferd zurück und brachte ein Wildpferd mit.

Jetzt sagten die Nachbarn: „Erst läuft dir das Pferd weg - dann bringt es noch ein zweites mit! Was hast du bloß für ein Glück!“

Der Bauer schüttelte den Kopf: „Wer weiß, ob das Glück bedeutet?“ Das Wildpferd wurde vom ältesten Sohn des Bauern eingeritten. Dabei stürzte er und brach sich ein Bein. Die Nachbarn eilten herbei und sagten: „Welch ein Unglück!“

Aber der Landmann gab zur Antwort: „Wer will wissen, ob das ein Unglück ist?“

Kurz darauf kamen die Soldaten des Königs und zogen alle jungen Männer des Dorfes für den Kriegsdienst ein. Den ältesten Sohn des Bauern ließen sie zurück - mit seinem gebrochenen Bein.

Da riefen die Nachbarn: „Was für ein Glück! Dein Sohn wurde nicht eingezogen!“

Glück und Unglück wohnen eng beisammen, wer weiß schon immer sofort, ob ein Unglück nicht doch ein Glück ist?

Auferstehung ins Leben vor dem Tod

Predigt zu 1. Samuel 2, 1+6 Ostern 2020

An einem Tag wie diesem feiern wir den Sieg des Lebens – auch und gerade angesichts der Bedrohung durch das Corona-Virus. Und das ist gut so.

Zu Ostern feiern wir, dass Christus nicht im Tod blieb. Er ist durch den Tod hindurch in ein neues Leben auferstanden. Seine Auferstehung ist der Grund für unseren Glauben an unsere eigene Auferstehung, also die Auferstehung der Toten.

Und so glauben wir, dass es auch uns möglich ist, wie er den Tod zu überwinden, durch den Tod hindurch in eine neue Existenz jenseits des Todes zu gelangen.

So gehen unsere Gedanken vom Karfreitag zu Ostern, vom Tod zum Leben, vom Dunkel zum Licht, von der Nacht zum Tag, vom Ende zum Anfang.

In meiner Vorbereitung auf dieses Ostern bin ich auf einen Text aus dem Alten Testament gestoßen, der vor 3000 Jahren, also noch gut tausend Jahre vor Christi Auferstehung entstanden ist.

Im 2. Kapitel des ersten Samuelbuches heißt es: „Und Hanna betete und sprach: Mein Herz ist fröhlich in dem HERRN, mein Haupt ist erhöht in dem HERRN. Ich freue mich deines Heils. Der HERR tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf."

Was war dem vorausgegangen? – Eine lange leidvolle Geschichte. Denn Hanna war über viele Jahre kinderlos geblieben, was in der damaligen Zeit eine echte Katastrophe war.

Denn Kinderlosigkeit bedeutete für Frauen dieser Zeit in etwa das gleiche wie heute Arbeitslosigkeit: Die Altersversorgung war nicht gesichert. Soziale Anerkennung wurde Kinderlosen nicht zuteil. Und so wurden solche Frauen von der Frage nach dem Sinn ihres Lebens bedrängt.

Von daher ist sicher nicht verwunderlich, dass die kinderlose Hanna sich wie tot fühlte, wie vom Leben abgeschnitten, wie lebendig begraben. Und es hätte ihr durchaus wie vielen anderen passieren können, dass sie über ihrem Schicksal verbittert wäre.

Aber in ihrem Schmerz und in ihrer unerfüllten Sehnsucht nach Leben blieb sie offen, offen für Gott. Sie bewahrte sich ihren Glauben und blieb für die Erfahrung neuen Lebens zugänglich.

Sie verstummte nicht. Sie schüttete ihr Herz vor Gott aus. Sie traute Gott einen Neuanfang zu. In ihrer Not flehte sie zu Gott. Und dann legte sie ein Gelübde ab. Sollte sie doch noch ein Kind bekommen, würde sie es Gott weihen. Von Gott erbeten, sollte es Gott zurückgegeben werden, um ihm dienen zu können.

Es kam, wie es kommen musste. Hanna wurde schwanger. Und sie bekam einen Sohn. Natürlich. Diese Geschichte würde ja keine Erwähnung in der Bibel gefunden haben, wenn Hanna ihr Gelübde nicht gehalten hätte.

Aber genau das tat sie. Nachdem sie ihren Sohn, den späteren Propheten Samuel, abgestillt hatte, brachte sie ihn ins Heiligtum.

Und dort stimmte sie dieses Loblied an: „Mein Herz ist fröhlich in dem HERRN, mein Haupt ist erhöht in dem HERRN. Ich freue mich deines Heils. Der HERR tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf."

Man spürt ihr ab: Sie kann nicht anders, als Gott zu loben, der auf der Seite des Lebens steht und darum besonders auf der Seite derer, die im Schatten des Todes nicht wirklich leben können.

Sie hatte Gottes Leben schaffende Macht am eigenen Leib erfahren. Sie hatte sich als „so-gut-wie-tot" erlebt.

Und dann das. Sie lebte. Sie lebte auf. Sie fühlte sich wie neugeboren. Sie genoss dies Gefühl von Lebendigkeit.

Ihr Loblied war nun nicht nur ein ganz persönliches Danke an den, dessen Leben schaffende Macht sie erleben durfte. Nein. Es war für alle ein Zeichen der Hoffnung auf Leben.

Und wir? Können wir in Hannas Loblied einstimmen? Können wir in dieses Lied einstimmen: „Der HERR tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf."

Manche von uns werden ohne zu zögern einstimmen, weil sie ähnliches schon erlebt haben, unabhängig von der momentanen Krise oder gerade jetzt.

Andere, vor allem die, die meinen, im Schatten des Todes zu sitzen, die zur Risikogruppe gehören, Angst haben, schwer krank zu werden, die werden zögern.

Es werden nicht die Worte „Der HERR macht lebendig" sein, die Schwierigkeiten machen. Es sind die Worte. „Der HERR tötet und führt hinab zu den Toten."

Wer hätte nicht Angst ums eigene Leben, das Leben seiner Lieben?

„Mein Herz ist fröhlich in dem HERRN, mein Haupt ist erhöht in dem HERRN. Ich freue mich deines Heils. Der HERR tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf."

So etwas kann einem nur aufgrund eigener Erfahrung über die Lippen kommen. So etwas gilt nicht für alle und immer. Wer so etwas angesichts der eigenen Not sagt, der hält daran fest, dass sein Gott nicht in weiter Ferne weilt, sondern ihm gerade auch in seiner großen Not und Todesangst ganz nahe ist.

Natürlich bleibt bis zuletzt die Hoffnung, dass der HERR nicht tötet und hinabführt zu den Toten, sondern lebendig sein lässt.

Von der Auferweckung Christi her beziehen wir die Worte Hannas zu Ostern auf die Auferstehung nach dem Tod. Das schwingt für uns natürlich immer mit.

Warum sollten wir in ihren Worten nicht eine Art Prophetie sehen, eine Vision dessen, was eben erst viel später mit Christus sichtbare Wirklichkeit wurde.

Aber um die Auferstehung der Toten zu einem Dasein nach dem Tod ging es bei Hanna noch nicht. So ein nachösterlicher Blick auf den Tod und die Auferstehung war Hanna 1000 Jahre vor Christus noch nicht möglich.

Deswegen brauchen wir darauf natürlich nicht zu verzichten. Wir dürfen Hannas Lied getrost christlich hören und verstehen.

Aber das, was Hanna sagte, muss natürlich auch einen Sinn ergeben, der sich aus der Situation der Hanna ergibt.

Wie also konnte Hanna das verstanden haben, wenn es hier nicht um die Auferstehung der Toten nach dem Tod ging?

Eigentlich ganz einfach: Es ging ihr um die Auferstehung bzw. Auferweckung zu einem neuen Leben vor dem Tod. Und damit macht sie jeden von uns angesichts des Todes Hoffnung auf Leben hier und jetzt.

Für Hanna begann die Hoffnung in dem Moment, in dem sie sich in ihrer Verzweiflung, aber voller Hoffnung an Gott wandte. Indem sie sich mit ihrem Gebet an Gott wandte, veränderte sich ihre Situation.

Es war, als würde sie auferweckt zu einem Leben, das auf Gott ausgerichtet war. Wohl wahr: „Der Herr macht lebendig."

Und auch das kennen wir. Manchmal haben wir von uns selbst oder anderen den Eindruck, lebendig tot zu sein. Es kann einem ja kaum etwas Schlimmeres passieren, als lebendig und doch irgendwie tot zu sein.

Und gibt es etwas Schöneres, als wieder lebendig zu werden? Ist es nicht wunderbar, wenn man sich wie neugeboren fühlt, wenn man sich wieder lebendig fühlt.

Das kann sehr unterschiedlich aussehen, das „Lebendig-Tot-Sein" und das „Wieder-Lebendig-Sein". Es ist keineswegs übertrieben, wenn man in so einem Zusammenhang von Auferstehung spricht. Es gibt sie wirklich, die Auferstehung vor dem Tod, die Auferstehung ins Leben.

Marie Luise Kaschnitz sagte es einmal so: „Manchmal stehen wir auf, stehen wir zur Auferstehung auf mitten am Tage mit unserem lebendigen Haar, mit unserer atmenden Haut..."

Auf bildliche Art und Weise veranschaulicht folgende kleine Parabel vom „Leben nach der Geburt" sowohl die Auferstehung ins Leben vor dem Tod als auch die Auferstehung zum Leben nach dem Tod:

Im Bauch einer schwangeren Frau unterhalten sich drei Embryos. Einer ist der kleine Gläubige, einer der kleine Zweifler und, einer der kleine Skeptiker.

Der kleine Zweifler fragt: „Glaubt ihr eigentlich an ein Leben nach der Geburt?"

Darauf der kleine Gläubige: „Klar gibt es das. Deshalb sollen wir jetzt einfach wachsen und uns auf das Leben nach der Geburt vorbereiten. Wir müssen stark werden für das, was danach kommt."

Der kleine Skeptiker widerspricht: „So ein Quatsch! Wie sollte das denn aussehen, ein Leben nach der Geburt?"

Der kleine Gläubige: „So genau weiß ich das auch nicht. Aber bestimmt wird es heller sein als hier. Und vielleicht werden wir herumlaufen und mit dem Mund essen."

Der kleine Skeptiker: „Unsinn! Herumlaufen! Das geht doch gar nicht. Und mit dem Mund essen! Wie stellst du dir das vor? Wir werden doch durch unsere Nabelschnur ernährt. Und sie ist viel zu kurz, um damit herumzulaufen!"

Der kleine Gläubige: „Doch, doch, das geht bestimmt. Es wird eben alles ein bisschen anders sein."

Der kleine Skeptiker: „Es ist noch nie einer zurückgekommen nach der Geburt. Deshalb denke ich, mit der Geburt ist das Leben zu Ende. Dieses Leben hier ist sowieso eine Quälerei. Es ist mir viel zu dunkel."

Der kleine Gläubige: „Auch wenn ich nicht genau weiß, wie es nach der Geburt sein wird, so bin ich mir sicher, dass wir unsere Mutter sehen und dass sie für uns sorgen wird."

Der kleine Skeptiker: „Mutter?! Du glaubst an eine Mutter? Wo ist die denn bitte schön?“

Der kleine Gläubige: „Na, hier, überall — um uns herum! Wir sind in ihr und wir leben von ihr und durch sie. Ohne unsere Mutter könnten wir gar nicht sein.“

Der kleine Skeptiker: „So ein Quatsch! Wenn es wirklich eine Mutter gäbe, dann hätte ich das schon bemerkt.“

Der kleine Gläubige: „Manchmal, wenn wir ganz still sind, kannst du sie singen hören oder spüren, wie sie unsere Welt streichelt. Angenommen, es gäbe wirklich ein Leben nach der Geburt, würde dann der kleine Skeptiker bestraft, weil er nicht geglaubt hat?“

Darauf antwortet der kleine Gläubige: „Das weiß ich nicht. Doch kann ich mir denken, dass er vielleicht einen kleinen Klaps braucht, dass er seine Augen aufmacht und damit sein neues Leben beginnen kann.“

Wie diese Mutter um all ihre Kinder und bei all ihren Kindern ist, vor und nach der Geburt, so ist Gott um und bei all seinen Menschenkindern, vor und nach dem Tod. Tröstlich.

Rufbereitschaft

Predigt zu 1. Samuel 3, 1-11a am 21. Mai 2023

Samuel war zum Zeitpunkt des Geschehens noch ein kleiner, unbekannter Priestergehilfe, ein Lehrling des großen Eli. Er hatte nur kleine unbedeutende Dienste zu verrichten.

Das hier Berichtete ereignete sich in einer Zeit, in der Religion immer mehr zur Formsache geworden war. Es fehlte an Lebendigkeit und Begeisterung. Die Menschen erinnerten sich zwar, wie Gott zu den Vätern gesprochen hatte. Aber dass man ihn selbst hörte, war selten geworden.

Geradezu beiläufig heißt es, dass Elis Augen schwach geworden waren. Das ist sicher nicht nur ein Hinweis auf das altersbedingte Nachlassen seiner Sehkraft, sondern auch darauf, dass er zunehmend den Überblick und Durchblick verloren hatte.

Als nun Samuel hörte, wie ihn jemand rief, dachte er natürlich, es sei sein Herr und Meister. Wer sonst? Also ging er hin. Aber Eli hatte ihn nicht gerufen.

Erst beim dritten Mal dämmerte es dem altersschwachen Eli, wer Samuel da rief. Auch wenn es ein wenig dauerte, erkannte er dann

doch noch, dass es Gott selbst sein musste, der da immer wieder nach Samuel rief.

An dem, was Eli dann tat, kann man sehen, wie weise er war. Denn er gab Samuel den einen entscheidenden Hinweis. Und damit eröffnete er seinem Schüler die Möglichkeit, seine eigenen Erfahrungen mit Gott zu machen. Wenn Samuel noch einmal den Eindruck haben sollte, es würde ihn jemand rufen, dann solle er sagen: „Rede, Herr, denn dein Knecht hört.“

Und genau so kam es. Gott rief Samuel ein viertes Mal mit Namen. Diesmal war er vorbereitet. Entsprechend der Anweisung seines Lehrmeisters sagte er: „Rede, Herr, denn dein Knecht hört.“ Und so kam es, dass Samuel hörte, was Gott ihm zu sagen hatte.

Ich habe den Eindruck, dass wir uns in einer vergleichbaren Situation befinden wie Samuel. Wir lesen die Bibel. Wir hören durch mancherlei Predigten davon, wie Gott früher Großes getan hat. Wir staunen darüber, wie er sich offenbarte. Und wir versuchen, unser Christsein zu leben und die Kirche am Leben zu erhalten.

Und doch leiden wir daran, dass Gott selbst unsichtbar bleibt, dass er nicht mit uns spricht, sich nicht offenbart. Wir haben zu kämpfen mit dem Eindruck, er würde schweigen und bliebe verborgen. Und dann steigt schon mal die Klage auf: „Wo bist du nur?“

Unser Eindruck trügt. Gott schweigt nicht, wie wir manchmal meinen. Wir hören ihn nur nicht, wenn er auf vielfältige Weise zu uns spricht. Gott ist auch nicht unsichtbar, nur verborgen in dem, was uns umgibt und widerfährt.

Richtig ist allerdings, dass wir ihn immer wieder übersehen. Denn Gott ist nicht abwesend, wie ihm viele unterstellen. Wir nehmen seine Gegenwart nur viel zu selten wahr.

Ich glaube, wir würden Gottes direkte und indirekte Botschaften viel öfter wahrnehmen, wenn wir damit rechnen würden, wenn wir beherzigen würden, was Eli dem Samuel ans Herz legte, wenn wir dem Gebet „Rede, Herr, ich höre!“ entsprechend immer in Rufbereitschaft wären.

Es geht nicht von allein. Es will geübt sein. Dazu müssen wir uns selbst und andere anhalten. Wir müssen uns gegenseitig erinnern, Gott zu bitten: „Rede, Herr, ich höre!“

Wer sich nicht mit einem Gebet wie diesem auf Empfang einstellt und öffnet, dem wird es schwerfallen, etwas zu empfangen bzw. zu hören. Und selbst die, die offen und empfänglich sind, müssen warten können.

An der heutigen Geschichte wird schön deutlich, wie Gott nicht nur

einmal versuchte, Samuel zu erreichen. Er versuchte es immer wieder, bis er ihn endlich erreichte und es zu einer Verbindung zwischen den beiden kommen konnte.

Bei uns ist es nicht anders. Du kannst davon ausgehen, dass er auch Dich immer wieder zu erreichen versucht hat. Und? Ist es ihm bei Dir gelungen?

An der biblischen Geschichte wird deutlich, dass Gott sich nicht immer namentlich vorstellt, wenn er zu uns spricht, wenn er sich uns mitteilt, wenn er uns ruft.

Das stellt uns vor die Aufgabe, unter den vielen verschiedenen Stimmen um uns und in uns die Stimme, seine Stimme, Gottes Stimme herauszuhören. Es ist nicht leicht, in all dem Geschehen, dass sich in uns und um uns herum ereignet, Gott am Werk zu sehen.

Einmal abgesehen davon, ob wir selbst Gott noch hören und wahrnehmen, stellt sich die Frage, ob und wie es uns gelingen könnte, anderen hilfreich zu sein beim Hören auf Gott. Könnte nicht einer dem anderen ein Eli sein?

Da sind so viele unterwegs wie Samuel mit der Frage: „Was bedeutet das - mit Blick auf Gott?“ Sie hören - und hören bei den vielen Stimmen in ihnen und um sie herum nicht, dass es Gott ist, der sich ihnen mitteilen will. Es fällt ihnen schwer, Gottes Stimme zwischen den Zeilen zu lesen bzw. zu hören.

In solchen Momenten sind dann die gefragt, die gelernt haben, Zusammenhänge zwischen Gott und dem zu sehen und herzustellen, was uns alltäglich begegnet.

Ich kann Dich nur wie Eli darauf hinweisen: Wenn Du den Eindruck haben solltest, dass Gott Dich ruft, dass Du gemeint bist, dann geh dem unbedingt nach und sage: „Rede, Herr, ich höre!“

Die Geschichte zeigt: Gott selbst bringt sich zu Gehör. Zunächst bei Eli, dann bei Samuel, aber auch bei all denen, die wie die beiden von Gott angesprochen aufwachen, die aufhorchen, die geradezu lauschen, die Gott entdecken, entdecken wollen in dem, was sie hören, was ihnen widerfährt.

Vielleicht hast Du von Dir aus auch den Eindruck, Gott würde Dich rufen. Vielleicht fragst Du Dich, ob Du gemeint bist.

Warum nicht? Die Geschichte von Samuel ist doch keine Exklusivgeschichte. Es ist eine Beispielgeschichte.

Und so will ich Dir ausdrücklich Mut machen, dass Du wie Samuel immer wieder sagst: „Rede, Herr, ich höre.“

Die Frage ist halt, ob Du hören willst, wie Gott spricht, und ob Du danach fragst, was er heute von Dir will, ob Du bereit bist, dass er Dich ruft oder sogar beruft.

Ich bitte Dich wie Eli den Samuel bat: Geh auf Rufbereitschaft zu Gott und bete: „Rede, Herr, ich höre.“ Du wirst erleben: Gott schweigt nicht.

Und wenn er dann zu Dir spricht, dann erschrick nicht, sondern höre und sei ganz Ohr für das, was Gott Dir sagt.

Der Herr sieht das Herz an

Predigt zu1. Samuel 16, 7 vom 31. Dezember 2016

Ich möchte Sie einladen, mit mir heute Abend die Losung für das neue Jahr zu bedenken. Wenn Sie mögen, bringen Sie sich mit Ihren Gedanken zur Jahreslosung doch einfach mit ein: „Ein Mensch sieht, was vor Augen ist. Der Herr aber sieht das Herz an.“

Ein Mensch sieht, was vor Augen ist. Nicht jeder gleich gut. Der eine sieht alles. Andere sehen nichts. Viele brauchen ein Hilfsmittel, z.B. eine Brille. Wieder andere werden nie etwas sehen können, weil sie blind sind und bleiben.

Hier ist zunächst vom Sehen der Augen die Rede. Alles, was mit bloßem Auge sichtbar ist, können menschliche Augen - mehr oder weniger gut - sehen. Ich erspare mir eine Aufzählung von dem, was man so sehen kann. Sie sehen es ja selbst.

Aber nicht jeder Mensch sieht tatsächlich, was vor Augen ist. Wir sehen meistens nur das, was wir sehen wollen. Manche sehen die Arbeit nicht. Andere sehen das Schöne nicht. Eben nicht jeder sieht alles, was vor Augen ist.

Wir wählen aus. Und das nicht nur im Fernsehprogramm. Und auch nicht nur in der Zeitung. Für manches hat man ein Auge. Auf anderes wirft man ein Auge. Und bei ganz anderen Gelegenheiten drückt man beide auch zu.

Woran liegt das, dass die einen etwas sehen, was anderen unsichtbar ist, obwohl alle die gleichen - mehr oder weniger guten - Augen im Kopf haben und sich das, was zu sehen ist, allen in gleicher Weise zeigt?

Offensichtlich hängt unser Sehen nicht nur von unseren Augen ab, sondern von der Art und Weise, wie wir sehen, wie wir unsere Augen benutzen.

Es gibt also aus uns heraus unterschiedliche Aufträge an unsere Augen. Da gibt es aus einer unserer Zentralen z.B. den Auftrag: „Such das Haar in der Suppe!“ oder „Such den Fehler!“ Und siehe da, wer so guckt, wird selbst da fündig, wo niemand etwas vermutet hätte.

Es gibt aber auch den entgegen gesetzten Auftrag an die Augen: „Das Gesehene sofort ausblenden und gar nicht erst an die Zentrale weitergeben.“

Was manche nicht mitansehen können, ist für andere eine Augenweide. Sie merken schon: So oder so. Das Sehen der Augen hängt ab von dem, der sieht, von der Motivation, mit der geschaut wird. Also: Mit welchem Interesse, aus welchem Grund sehe ich mir dies oder das an - oder eben auch nicht.

Ganz objektiv sieht der Mensch ja, was vor Augen ist. Aber rein subjektiv nimmt er nie alles wahr, sondern nur ganz bestimmte Dinge. Das geht soweit, dass man über manche schamlosen Blicke dann sagen muss: Der Schmutz liegt im Auge des Betrachters.

Nun wird in der Jahreslosung zwischen dem Sehen des Menschen und dem Sehen Gottes ein entscheidender Unterschied gemacht. Wir könnten auch sagen, es wird ein entscheidender Unterschied gesehen.

Gott schaut uns nämlich in einer Art und Weise an, die für uns nicht nachvollziehbar ist. Was für uns unsichtbar ist, ist für ihn sichtbar.

Wir sehen nur, was einer tut. Warum er dies tut, darüber können wir nur mehr oder weniger zutreffende Vermutungen anstellen. Wir fragen uns dann: Wie hat er das gemeint? Was steckt wohl dahinter? Kann ich ihm trauen?

Bei Menschen, die einem fremd sind, ist das schwer einzuschätzen. Bei Menschen, die wir gut kennen, gelingt uns das meistens schon besser. Und bei Menschen, die wir lieben, gelingt es uns fast immer.

Gerade die letzte Beobachtung ist bemerkenswert. Denn sie zeigt, dass auch das Sehen des Menschen mit dem Herzen zu tun hat. Denn der, der sieht, was vor Augen ist, hat ja auch ein Herz.

Und je nachdem, wie es mit seinem Herzen aussieht, wird er das, was vor Augen ist, sehen.

Hat jemand z.B. ein böses Herz, wird er alles vom Bösen aus sehen. Wenn jemand ein mitfühlendes Herz hat, wird er das Gleiche ganz anders sehen.

Und der, der engherzig ist, wird das alles noch anders sehen, als der, dessen Herz für jemanden anderen schlägt, bis dahin, dass das, was er für einen anderen empfindet, ihn blind macht für das, was vor Augen ist

und mit Händen zu greifen wäre.

Was nun uns Menschen schon ansatzweise möglich ist, ist Gott in einer uns unvorstellbaren Weise möglich. Er sieht das Herz an. Und er sieht damit uns an. Und ihm bleibt nichts verborgen.

Je nachdem, wie es in unserem Herzen aussieht, könnte uns dies sehr beunruhigen. Für Gott sind wir durchsichtig. Jede Motivation, jedes Gefühl, jede Regung - alles liegt wie auf einem Präsentierteller.

Aber dies muss uns nicht nur beunruhigen. Es könnte uns auch beruhigen. Denn wenn er ohnehin alles weiß, wenn wir ihm nichts vormachen können, ja auch nichts mehr vormachen brauchen, dann könnten wir ja auch damit aufhören, ihm und uns selbst etwas vorzumachen, dann könnten wir ja aufhören mit dem Versteckspielen.

Er sieht uns, wie wir sind. Er sieht, was vor Augen ist. Und er sieht, was unseren Augen unsichtbar ist. Er sieht alles.

Was sieht Gott, wenn er uns ansieht? Es nützt nichts, ihm etwas vorzuspielen. Er hat den Durchblick und sieht unser Herz, unser Innerstes. Vermutlich sieht er mehr, als wir sehen.

Was ist das nun für ein Blick, mit dem er uns anschaut. Ein kritischer, ein vielleicht mit uns unzufriedener Blick. Wohl kaum. Wohl eher ein liebevoller oder ein freundlicher. Deshalb heißt es z.B. im Segen: Der Herr lasse sein Angesicht über euch leuchten.

Es gibt ein sehr schönes und bekanntes Wort von Antoine de Saint-Exupery: „Man sieht nur mit den Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Exupery vergißt, dass es auch ein böses Herz gibt, das des Menschen Herz nicht nur hilfreich und gut ist, sondern eben ein ums andere Mal auch sehr niederträchtig.

Exupery hat das nicht im Blick gehabt. Er dachte nur an das Gute, das Gute im Menschen, das gute Herz. Und da stimmt sein schönes Wort uneingeschränkt.

Ich würde es gern um eine Variante erweitern und sagen. „Man sieht nur mit dem Herzen Gottes gut. Das Wesentliche ist für unsere Augen ohne Gottes Sehhilfe unsichtbar.“

Das hört sich nach einer Brille an - für Sehbehinderte, fast Blinde. Wenn wir die Welt und uns selbst durch diese Brille anschauen könnten, die Gott uns anbietet, sähe alles ein wenig anders aus.

Es wäre gut, uns stünde diese Sehhilfe, diese göttlich verordnete Brille zu Verfügung.

Deshalb schließe ich mit einem Wunsch, einem Vers aus dem Ephe-

serbrief. Da heißt es: „Er gebe euch erleuchtete Augen des Herzens.“ Amen.

Ein Mensch sieht, was vor Augen ist. Alles, was mit bloßem Auge sichtbar ist, können menschliche Augen - mehr oder weniger gut - sehen. Nicht jeder gleich gut. Der eine sieht alles. Andere sehen nichts. Viele brauchen eine Brille. Und nicht jeder Mensch sieht tatsächlich, was vor Augen ist.

Wir sehen meistens nur das, was wir sehen wollen. Manche sehen die Arbeit nicht. Andere sehen das Schöne nicht. Wir wählen aus. Und das nicht nur im Fernsehprogramm.

Offensichtlich hängt unser Sehen nicht nur von unseren Augen ab, sondern auch von der Art und Weise, wie wir sehen, wie wir unsere Augen benutzen.

Es gibt das mittlerweile geflügelte Wort von Antoine de Saint-Exupéry: „Man sieht nur mit den Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ Stimmt, wenn das Herz ein gutes Herz ist.

Nun wird in der Jahreslosung zwischen dem Sehen des Menschen und dem Sehen Gottes ein entscheidender Unterschied gesehen. Wir sehen nur, was einer tut. Warum er dies tut, darüber können wir nur mehr oder weniger zutreffende Vermutungen anstellen.

Das zeigt, dass auch das Sehen des Menschen mit dem Herzen zu tun hat. Und je nachdem, wie es mit seinem Herzen aussieht, wird er das, was vor Augen ist, sehen.

Hat jemand z.B. ein böses Herz, wird er alles vom Bösen aus sehen. Wenn jemand ein mitfühlendes Herz hat, wird er das Gleiche ganz anders sehen.

Was nun uns Menschen schon ansatzweise möglich ist, ist Gott in einer uns unvorstellbaren Weise möglich. Er sieht das Herz an. Ihm bleibt nichts verborgen. Deshalb brauchen wir ihm nichts vorzumachen.

Er sieht uns, wie wir sind. Und wie sieht er uns an? Kritisch und unzufrieden oder voller Güte und Liebe. Im gottesdienstliche Segen werden wir Sonntag für Sonntag vergewissert, dass er es gut mit uns meint, wenn es heißt: „Der Herr lasse sein Angesicht über euch leuchten.“

Ich würde dies schöne Wort gern um eine Variante erweitern und sagen. „Man sieht nur mit dem Herzen Gottes gut. Das Wesentliche ist für unsere Augen ohne Gottes Seh-Hilfe unsichtbar.“

Wenn wir die Welt und uns selbst durch so eine göttliche Brille anschauen könnten, sähe alles ein wenig anders aus. Es wäre gut, sie stünde uns zur Verfügung. Möge Gott sie uns schenken.

Deshalb schließe ich mit einem Wunsch aus dem Epheserbrief, in dem es heißt: „Er gebe euch erleuchtete Augen des Herzens.“

Wie im Himmel

Predigt zu 2. Chronik 5, 2-14 i. A. 10. Mai 2020

Im schwedischen Film „Wie im Himmel“ geht es um Daniel, einen international erfolgreichen Dirigenten, der infolge eines Herzinfarkts seine Karriere beendet und an den Ort seiner Kindheit heimkehrt.

Dort übernimmt er die freie Stelle des Kantors für den Chor des Ortes und träumt von einer Musik, die die Herzen der Menschen öffnet und verbindet.

Der anfangs kleine Chor wächst. Auch der geistig behinderte Tore darf mitmachen. Daniel erhält von den Chormitgliedern großen Zuspruch. Er hilft den Chormitgliedern, sich zu öffnen und einen neuen Zugang zur Musik zu finden.

Arne, der Organisator des Chores, meldet den Chor zu dem Gesangswettbewerb an. Daniel trifft dort auf seinen ehemaligen Musikagenten, dem er erklärt, nun seinen Traum verwirklichen zu können, nämlich die Herzen der Menschen durch Musik zu verbinden.

Auf dem Weg zum Auftritt erleidet Daniel allerdings einen weiteren Herzinfarkt, während sein Chor bereits auf der Bühne steht. Da der Leiter nicht erscheint, ist Tore irritiert durch die entstehende Unruhe. Er beginnt, hörbar und permanent seinen Ton zu singen. Damit ruft er im Saal fragende Gesichter hervor, bis andere ebenfalls ihren Ton anstimmen, gefolgt von den anderen, die nun auch jeweils ihren Ton singen. Die Mitglieder der anderen Chöre werden davon so sehr in Bann gezogen, dass sie nach und nach alle mit einstimmen.

Daniel hört über den Lautsprecher, dass die Improvisation die Menschen im Saal erreicht und verbindet. Was die Chöre da singen, klingt für Daniel himmlisch, wie im Himmel. Mit einem Lächeln im Gesicht stirbt er.

Ich habe diesen Film sofort vor Augen bzw. im Ohr gehabt, als ich den biblischen Text las, der für diesen Sonntag vorgesehen ist. Es geht im Text um die Einweihung des Tempels.

Damit man diesen Bericht einordnen kann, kurz ein paar Worte zu den Ereignissen, die der Tempeleinweihung vorausgingen:

Während der Zeit der Wüstenwanderung befand sich die Bundeslade mit den Gesetzestafeln des Moses in einer Hütte, der sogenannten Stiftshütte, eigentlich nur ein Provisorium. Das alles war lange her. Die Bundeslade stand nach dem Erreichen des gelobten Landes provisorisch hier und da, zuletzt in einer Kammer des königlichen Palastes.

Das konnte natürlich kein Dauerzustand sein. Und so ließ König Salomo den Tempel bauen, in dem die Bundeslade ihren würdigen Platz finden sollte.

Unser Text beschreibt nun, wie die Bundeslade aus dem königlichen Palast in den Tempel gebracht wurde.

Was für ein feierlicher Moment nach all den Jahren. Natürlich nicht wirklich vergleichbar mit den sieben Wochen, die wir nun ohne Gottesdienst auskommen mussten.

Dass die Tore des Tempels nun offen standen und Gottesdienste gefeiert werden konnten, ist ein wenig vergleichbar der Situation, dass die Kirchen offen sind und auch wieder Gottesdienste gefeiert werden können – wenn auch unter erheblichen Einschränkungen.

Und auch der Dank und die Freude, die die Menschen damals bewegten, die die Tempeleinweihung miterleben konnten, hat eine gewisse Parallele zu unserer Situation. Oder sind wir nicht dankbar dafür, bisher gut durchgekommen zu sein. Natürlich hat der Virus viele Menschen in große Not gestürzt und viele Menschen das Leben gekostet, auch aus unserer Mitte.

Aber ich gehe sicher nicht zu Unrecht davon aus, dass Ihr (!) Euch freut, nach all der Zeit hier sein zu können.

Zurück zur Tempeleinweihung bzw. zum Film. Der von den vielen erzeugte Ton im Film schwebte geradezu im Raum und erzeugte einen Klang, eine Symphonie, zu der alle beitrugen, jeder auf seine Weise.

Und auch bei der Tempeleinweihung wurde der Ton von unzähligen Sängern und Instrumenten erzeugt. Es ist von Trompeten, Zimbeln und Saitenspielen die Rede. Offensichtlich gehörte zu diesem Klang, dass da immer wieder das gleiche Wort rezitiert wurde.

Hier wie da: ein einzigartiges Klangerlebnis, ungemein dicht, geradezu meditativ, wie aus einer anderen Welt, himmlisch eben, wie im Himmel, von Herzen kommend, zu Herzen gehend, alle miteinander verbindend.

Wenn da von Wolke die Rede ist, meint das natürlich keine Wolke, wie wir sie am Himmel sehen oder wie sie bei Großveranstaltungen mit einer Nebelmaschine erzeugt wird.

Wolke meint hier etwas Geheimnisvolles, Einhüllendes, nicht Greifbares, etwas für die Augen Unsichtbares, aber für die Herzen Spürbares, das alle ergriff. Gänsehaut eben, geradezu unheimlich.

Wir kennen das, wenn es einem durch und durch geht, wenn es einen berührt, ja geradezu entrückt, eben nicht kalt lässt, sondern wenn es etwas mit einem macht.

Da sind wie schon gesagt nicht nur die Töne, sondern auch das Wort, das da offensichtlich immer wieder erklingt: „Gott ist gütig, und seine Barmherzigkeit währt ewig."

Große Worte. Vermutlich nicht groß genug, um in Worte zu fassen, was sich da ereignete. Gottes Güte und Barmherzigkeit – und das in Ewigkeit. Das klingt großartig und wunderbar. Und das ist es ja auch.

Gott ist uns gut. Er ist gütig. Gott hat ein Herz für uns, das für uns schlägt. Er ist warmherzig, barmherzig. So war er. So ist er. Und so wird er sein. Daran ändert auch der Corona-Virus nichts.

Diese Worte, dieser Ort und der alles durchdringende Klang machten jenen Moment zu einem ganz großen und unvergesslichen Ereignis.

Gedeutet wird das Erlebte als Gotteserfahrung, als Erfahrung der Gegenwart Gottes. Denn abschließend heißt es: Die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus Gottes.

Was da erklang, war also alles andere als Schall und Rauch, als Zauber und Hörensagen. Es war eine elementare Erfahrung, die die Anwesenden machten und die sie veränderte.

Im Klang der Worte und der Musik fühlen sie sich wie im Himmel, eben Gott spürbar näher. Wer wollte das nicht, gerade dieser Tage angesichts all der Ängste und Schwierigkeiten, in die wir durch Covid19 geraten sind?

Natürlich wäre es wunderbar, wenn wir heute dankbar und voller Freude laut singen könnten, und wenn schon nicht singen, dann wenigstens summen könnten. Geht aber nicht.

Als dem Propheten Elia in Aussicht gestellt wurde, Gott zu begegnen, meinte er zunächst, dass das in einer mächtigen Erscheinung geschehen würde, als Feuer, Erdbeben oder Sturm.

Aber so geschah es nicht. Da war ein kaum merkliches Lüftchen. Und in dem verspürte Elia die Gegenwart Gottes.

Warum ich das hier erzähle? Weil es keine mächtige Musik und keinen lauten Gesang braucht, um Gott im Klang zu begegnen. Manchmal geschieht es auch ganz still, mehr innerlich.

Heute braucht es ein innerliches Singen, wo wir weder singen noch summen dürfen. Dadurch bekommen die Worte des Liedes, das gleich anklingt, eine ganz neue Bedeutung: „Du meine Seele singe...“

Manche singen und musizieren manchmal eher äußerlich, womöglich laut und schräg, aber weitgehend sinnfrei und herzlos, seelenlos und geistlos.

Für uns, die wir nicht laut singen dürfen, wie wir es gern tun würden, ist es eine besondere Herausforderung, voller Hingabe und Gefühl, voller Freude und Dankbarkeit innerlich zu singen.

Was die innerliche Beteiligung angeht, kommt es ja nicht auf die Lautstärke an, sondern auf die Hingabe, auf die Intensität, auf die Innerlichkeit, mit der man sich mit dem Text und der Melodie verbindet und zu Gott tragen lässt. Dem dient auf den Gottesdienstblättern der Text und seitens der Orgel die Melodie.

Wenn Text und Melodie in uns etwas zum Klingen bringen, was uns berührt und sowohl miteinander als auch mit Gott verbindet, dann wird auch diese Form innerlichen Gesangs und der Orgelmusik zu einem Medium, dank dessen sich für uns eine Wirklichkeit auftut, von der wir sagen: Wie im Himmel.

So eine Musik, die wir mit dem Herzen hören, ist in der Lage, eine Resonanz zu erzeugen, also etwas in uns zum Klingen zu bringen, einen Raum zu eröffnen, in dem wir uns finden können - miteinander und mit Gott, ein Raum, wo man nicht denkt, sondern spürt.

So verstanden kann auch ein innerliches, intensives und im Herzen stattfindendes Singen Gott nicht nur loben, sondern geradezu vergegenwärtigen. Selig, die das spüren und erleben können.

Ich bin … die Liebe

Predigt zu 2. Mose 3, 1-14 von Hans-Jürgen Kopkow am 16. Januar 2005

Letzten Sonntag ging es hier im Gottesdienst um den unvergleichlichen Gott. Wir fragten uns: Wie können wir von ihm sprechen, wen er doch unbegreiflich und unbeschreiblich ist?

„Mit wem wollt ihr mich also vergleichen?“ Mit dieser Frage fühlten wir uns von Gott selbst vor so etwas wie ein großes Fragezeichen gestellt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als mit dieser Frage, mit diesem großen Fragezeichen nach Hause zu gehen.

Der heutige Predigttext aus dem 2. Buch Mose knüpft da an, wie wir gerade gehört haben. Mose geht es ein Stück weit wie uns. Er möchte gerne wissen, wer der Gott ist, mit dem er es zu tun hat.

Und auch hier: Die Antwort wirft mehr Fragen auf, als dass sie Fragen beantwortet. Denn auf die Frage „Wie ist dein Name?“ bekommt Mose eine auf den ersten Blick ausweichende Antwort: „Ich werde sein.“ Ein seltsamer Name. Und eigentlich auch weniger der Name selbst, als dessen Übersetzung. Gottes Antwort auf die Frage, wer er denn sei, lautete wörtlich: „Jahwe“ – was übersetzt so viel wie „Ich bin da“ oder „Ich werde sein“ heißt.

Ich verstehe das so, als wollte Gott Mose sagen: „Ich lasse mich nicht festlegen. Auch namentlich nicht. Es muss dir genügen, dass ich da bin. Und sei gewiss: Was immer kommt: Ich werde da sein.“ So ist dieser Name gleichzeitig so etwas wie Programm. Dafür steht er.

Aus anderen Zusammenhängen wissen wir, dass er nicht nur einfach so da ist und sein wird, sondern immer auch für seine Menschen, für seine Menschenkinder da sein wird. Es ist, als wollte er sagen: „Keine Angst. Ich werde da sein. Du wirst schon sehen.“

Wir haben in der Lesung aus dem Lukasevangelium gehört, wie Jesus und der Schriftgelehrte auf die alttestamentlichen Gebote der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten zu sprechen kamen.

Es ist ja erstaunlich, dass das Gebot der Liebe keineswegs eine christliche Erfindung ist, wie manche immer noch meinen, sondern beide Gebote schon im Alten Testament stehen.

Neu daran ist allenfalls, dass diese beiden Gebote so dicht zusammengerückt werden, dass es einem vorkommt, als wäre es nur ein Gebot. Und so kennen wir es auch, als das einzigartige Gebot der Liebe: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Wie bei allen Geboten, so auch hier. Entscheidend ist nicht, dass man es kennt, sondern dass man es tut. Nur wer das Gebot beherzigt – und das auch nicht nur manchmal, sondern ständig – kennt es wirklich und hat es verstanden.

In diesem Sinne habe ich ganz zu Anfang aus der Didache vorgelesen, die von der Liebe als dem Weg zum Leben sprach.

Auch der Kirchenvater Augustin wusste darum. Er brachte es auf den Punkt, als er einem, der fragte, was er denn tun solle, den seelsorgerlichen Rat gab: „Liebe – und tu was du willst!“

Das ist nun wieder so kurz, dass man es unter Umständen missversteht, also gar nicht mehr weiß, was für so einen wie Augustin da alles mitschwang.

Vor allem das mit Gott schwingt längst nicht für alle mit, die lieben und sich lieben lassen. Schade: Ist es nicht wunderbar, wenn man sich nicht nur von anderen Menschen, sondern auch von Gott geliebt weiß?

Der Schreiber des 1. Johannesbriefes bringt das so deutlich wie kaum ein anderer zur Sprache, wenn er davon spricht, dass Gott uns zuerst geliebt hat und dass unsere Liebe gewissermaßen auf die göttliche Liebe antwortet.

In diesem Zusammenhang wird die Liebe unter uns Menschen unlöslich mit der Liebe zu Gott verbunden, sodass sich der Schluss aufdrängt, dass das mit der Liebe nur im Doppelpack geht.

In einem dieser Verse aus dem 1. Johannesbrief laufen alle Fäden zusammen, die ich eben noch einmal angesprochen habe. Er lautet: „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Hier wird die Frage nach dem, was man tun soll, genauso beantwortet, wie die Frage, wer oder was Gott ist. In einer so umfassend verstanden Liebe kommt alles zum Ziel.

So in der Liebe zu sein, von Gott und Menschen geliebt, Gott und die Menschen liebend – das ist nun wirklich das Größte.

Und spätestens hier sollte deutlich sein, inwiefern all das besonders gut zum heutigen Gottesdienst passt, der als Trauerinnerungsgottesdienst angekündigt war.

Denn worum geht es, wenn Menschen „Ja" zueinander sagen, wenn sie sich trauen, miteinander zu leben und einander zu lieben, wenn sie sich der Liebe Gottes anbefehlen?

Es geht um die Liebe. Es geht um diese liebenden Geliebten bzw. geliebten Liebenden. Und in solcher Liebe geht es um Gott, der die Liebe ist. Was könnte es Schöneres geben, als geliebt liebend miteinander in der Liebe zu sein?

Nun könnte man sich ja fragen: „Beantwortet das unsere Fragen nach dem unbeschreiblichen Gott?" Ist es uns damit gelungen, ihn in gewisser Weise festzulegen? Haben wir ihn?

Schauen wir – bevor wir eine Antwort versuchen – doch mal auf zwei Liebende: Haben die sich? Natürlich: Sie haben sich lieb. Sie lieben einander. Aber haben sie sich?

Klar, wenn ich schon so frage, Sie ahnen es schon, kann die Antwort nur „Nein!" lauten.

Und hier nun kommt der Text ins Spiel, den wir Max Frisch verdanken. Ich brauche doch nur den ersten Satz zu wiederholen: „Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, nicht sagen können, wie er sei."

Und das gleiche gilt mit Blick auf Gott: „Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von Gott, den wir lieben, nicht sagen können, wie er sei."

Stimmt. Wir lieben den geliebten Menschen. Wir lieben Gott. Wir lieben und legen nicht fest. Gerade weil wir lieben, bleiben wir offen und lassen uns immer wieder überraschen.

Das ist doch gerade das Spannende, dass wir mit den Menschen, die uns lieben und die wir lieben, und dass wir mit Gott, der uns liebt und den wir lieben, nicht fertig werden, weil wir sie lieben und solange wir sie lieben.

Das Gebot „Du sollst dir kein Bildnis machen" macht Sinn – uns zwar nicht nur mit Blick auf Gott, sondern auch mit Blick auf die Menschen, mit denen wir es zu tun haben.

„Du bist nicht", sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte, „wofür ich dich gehalten habe." Die Enttäuschung entsteht nur da, wo wir uns ein Bild vom Gegenüber gemacht haben. Denn das ist in gewisser Weise lieblos.

Kein Bild ist in der Lage, die Wirklichkeit so komplex abzubilden, wie sie ist. Jedes Bild, jedes Bildnis ist nur so etwas wie eine Momentaufnahme. Was man z.B. einen Menschen fotografiert, sieht er im Moment der Entstehung so aus, wie er abgebildet wird. Aber in Wirklichkeit sieht er ganz anders aus, was die nächste Momentaufnahme ja auch beweisen würde. Die Wirklichkeit dessen, was ein Bild festhalten will, ist allemal viel umfassender.

Vor dem Verrat des lieblosen Bildermachens schützt uns nur, wenn wir einander vorbehaltlos lieben und in der Liebe begegnen.

Deshalb heißt es: „Du sollst dir kein Bildnis machen". Und das gilt mit Blick auf Gott, den wir lieben, genauso, wie mit Blick auf einen Menschen, den wir lieben.

Du sollst Dir also erstens weder von Gott noch irgendeinem Menschen ein Bild machen, sondern Gott und die Menschen so lieben, wie sie sind – von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt.

Ich fasse zusammen: Auf die Frage, wer er sei, gibt Gott die Antwort: „Ich bin da, für dich da.“ Auf die Frage, wie er da ist, lautete die Antwort: „Gott ist die Liebe.“ Auf die Frage, was wir denn tun sollen, heißt es klipp und klar: „Liebe!“ Und etwas ausführlicher: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Das alles macht Sinn – für jeden Menschen, insbesondere für liebende Menschen. All das wird auf einzigartige Weise im 1. Johannesbrief zusammengefasst, wo es heißt: „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Passahfest und Abendmahl

Predigt zu Exodus 12, 1ff am 5. April 2007

Als Jesus das letzte Mal mit seinen Jüngern zu Abend aß, begann gerade das Passahfest. Dazu gehörte am Vorabend dieses Festes traditionell ein großes Festessen. Bei diesem Festessen sprach Jesus über dem Brot und dem Wein die Worte, die wir als Einsetzungsworte kennen und die am Beginn jeder Abendmahlsfeier stehen.

Im heutigen Predigttext aus dem Alten Testament geht es um das Passahfest. Wir werden uns also zu fragen haben, ob – und wenn ja, welche - Bedeutung es für das Abendmahl hat, dass das erste Abendmahl ein Passahmahl war.

Bevor ich gleich den eigentlichen Predigttext vorlese, möchte ich kurz den geschichtlichen Hintergrund des Passahmahls vergegenwärtigen.

Wissen Sie noch: Die Israeliten befanden sich damals in Ägypten und hatten als Sklaven harte Frondienste zu leisten, als Gott Mose versprach, sein Volk aus der ägyptischen Gefangenschaft zu befreien. Der Pharao sperrte sich dagegen, seine billigen Arbeitskräfte ziehen zu lassen. Es kam zu den Plagen.

Zunächst sah es so aus, als ließe sich der Pharao auch durch die Plagen nicht umstimmen. Aber dann kam es zur letzten und schrecklichsten Plage, nämlich zum Sterben der Erstgeborenen.

Damit die Israeliten verschont blieben, war es nötig, Vorkehrungen zu treffen. Denn Gott wollte die verschonen, die ihm treu waren. Und so kam es. Der Todesengel ging an ihrer Tür vorbei. Sie blieben verschont. Von daher bekam das Fest seinen Namen: Passah – was so viel bedeutet wie „überspringen, vorbeigehen, verschonen“.

Jedes Jahr, wenn die Israeliten das Passahfest feiern, vergegenwärtigen sie sich, wie Gott sie verschont und dann aus der Gefangenschaft befreit hat.

Sie haben recht: In diesem Text begegnet uns eine uns sehr fremde Welt. Wir würden das Bestreichen der Türpfosten mit Blut eklig finden. Wir würden uns fragen, was das denn wohl soll. Und wir würden uns schwer damit tun, zu glauben, dass Gott das angeordnet haben soll. Denn wir kennen solch blutige Rituale sonst nur aus Beschreibungen von Sekten.

Und doch: So fremd, wie uns all das vorkommt, hat das Passahmahl doch Pate gestanden bei der Entstehung des Abendmahls. Damit ist nicht gesagt, dass das Abendmahl ein Passahmahl ist. Und doch ist zu fragen: Wo liegen Parallelen? Und vor allem: Was ist für uns wichtig? Schauen wir einmal genauer:

1. Die Israeliten feiern mit dem Passahfest wie gesagt, dass Gott sie aus der ägyptischen Gefangenschaft, von den ägyptischen Göttern und Mächten befreit hat.

Und wir? Wenn wir Abendmahl feiern, dann erinnern wir uns, dass Gott auch uns befreit hat - nicht etwa von den alten Göttern Ägyptens, wohl aber von den Göttern und Mächten dieser unserer Welt.

Dass es sehr einflussreiche Mächte auf dieser Erde gibt, wird niemand bestreiten. Welchen Einfluss wir ihnen einräumen, hängt nicht zuletzt davon ab, wie frei wir uns innerlich wissen. Leben wir die Freiheit, die Gott uns ermöglicht hat, die Freiheit, zu der wir befreit sind?

Oder lassen wir uns viel zu schnell gefangen nehmen von den Mächten und Ersatzgöttern unserer Tage, die unsere ganze Aufmerksamkeit beanspruchen und die nach unseren Herzen greifen?

Wie das Passahfest so lädt das Abendmahl ein, dem zu danken, der unsere Freiheit will, der uns Freiheit ermöglicht, der uns befreit. Immer wieder werden wir erinnert: Du bist frei.

2. Die Israeliten feiern den Gott, der ihre Gemeinschaft stiftete. Die ganze Gemeinde soll feiern. Niemand ist ausgeschlossen.

Und wir? Wenn wir Abendmahl feiern, haben wir miteinander und mit Gott Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft ist ein Geschenk, sein Geschenk an uns. Und es ist gut, dass wir ihn und einander haben, um uns gegenseitig helfen und beistehen zu können.

Ich weiß: Es gibt Momente, da fällt es einem schwer, mit dem anderen, mit der anderen auszukommen. Und man denkt dann schnell, man könnte auch ganz gut ohne die auskommen, die einen nerven.

Und doch: Letztlich brauchen einander, in all der Unterschiedlichkeit. Wir sind aufeinander angewiesen. Und wir sind alle – mitsamt unseren Schwächen und Stärken – geliebte Kinder Gottes.

3. Beim Passahmahl wird ein makelloses Lamm geschlachtet und miteinander verspeist.

Bei uns gibt es das verniedlicht auch - aus Kuchenteig: das Osterlamm. Wem ist das schon bewusst? Aber selbst dann, wenn es uns nicht bewusst ist, lässt sich der Zusammenhang ja nicht leugnen.

Und dann sind da noch die Einsetzungsworte. Christus sagte: „Nehmt und esst. Das ist mein Leib." Es geht also nicht nur um Kuchen. Es geht um mehr. Es geht um ihn selbst. Wie damals das Lamm gegessen wurde, sollen wir ihn in uns aufnehmen.

4. Das Blut des Lammes an den Türpfosten bewahrte die Menschen vor dem Tod. Wer der Kraft des Blutes nicht glaubte, wer Gott nicht gehorchte, musste damals sterben.

Viele Theologen haben das auf Christi Blut übertragen. Sein Blut bewahrt all die vor dem Tod, die es sich im Bilde gesprochen an die Türpfosten ihres Lebens streichen.

Deshalb heißt es beim Abendmahl: Christi Blut - für dich vergossen - zur Vergebung der Sünden.

5. Und dann geht es beim Passahmahl um das Feiern des Aufbruchs. Es geht um Befreiung aus alten Strukturen und um einen Aufbruch ins gelobte Land und in Gottes Zukunft.

Aufbruch heißt immer auch Abschied vom Gewohnten und Vertrauten. Lieb Gewordenes musste in Ägypten zurückbleiben. Die Fleischtöpfe Ägyptens, also der materielle Wohlstand, war eben nicht alles.

Wenn damals davon die Rede war, zum Aufbruch bereit zu sein, dann heißt das doch im Blick auf uns: Bleib offen - für den Weg, den Gott dich führen will, für den Weg, den er mit dir gehen will.

6. Für den Weg, der vor den Israeliten lag, brauchte es Stärkung und Wegzehrung.

Das ist bis heute so geblieben. Wir sind und bleiben unterwegs, auf dem Weg mit Gott. Wie das Passahmahl will uns das Abendmahl stärken, auf unserem Weg, in unserem Glauben, in unserer Hoffnung, in unserer Liebe.

Deshalb heißt es: Das stärke und bewahre euch zum ewigen Leben. Sie merken: Nicht nur beim Passahmahl, auch beim Abendmahl geht es um Freiheit, Gemeinschaft, Essen, Rettung, Aufbruch und Stärkung.

Entscheiden Sie selbst, was Sie davon heute Abend brauchen. Und dann lassen Sie es sich schenken, wenn Sie nachher Brot und Wein empfangen.

Aufbruch

Predigt zu Exodus 3 und 12 i. A. am 30. Mai 2019

Jeder kennt die Exodus-Geschichte. Gott sprach zu Mose: „Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen. Und ich bin gekommen, dass ich sie errette und aus diesem Lande in ein gutes und weites Land führe." Also zogen die Israeliten aus. Dementsprechend ist dieser Abschnitt in meiner Lutherbibel mit „Aufbruch" überschrieben.

So zogen sie aus... Seitdem sind immer wieder Menschen ausgezogen. Sie brachen auf mit der Hoffnung, ins gelobte Land zu kommen.

Ich denke nicht nur an den Auszug aus Ägypten. Ich denke an unzählige Völkerwanderungen. Ich denke daran, wie Menschen früher in die sogenannte Neue Welt aufbrachen. Ich denke an die ostpreußischen und schlesischen Flüchtlinge. Ich denke an die Spätaussiedler. Ich denke an die Flüchtlinge dieser Tage. Das waren und sind wirklich große Aufbrüche.

Ich denke daran, wie Menschen in der Hoffnung auswandern, in einem anderen Land zu finden, was sie in Deutschland vermissen. Ich denke aber auch an manchen Aus- und Umzug im Kleinen. Ich denke daran, wie junge Leute umziehen oder Familien die Wohnung wechseln.

Ich denke natürlich auch an Aufbrüche in der Kirche. Uns allen vor Augen ist die Reformation. Aber auch danach gab es Aufbrüche, z.B. in der Heide. Man sprach da von Erweckung. Zurzeit gibt ähnliche Aufbrüche in Asien und Afrika.

Doch: Aufbruch ist ein Zauberwort, immer schon gewesen. Wer aufbricht, versucht etwas hinter sich zu lassen. Wer aufbricht, wagt was Neues und erhofft sich von der Zukunft Gutes. Wer aufbricht, hat gelobtes Land vor Augen.

Was bei uns im Rahmen des Pfarrverbandes geschieht, ist ein kleiner, kaum erwähnenswerter Wandel, aber eben auch ein Aufbruch.

Wir haben uns auf den Weg gemacht, haben uns im Pfarrverband Braunschweiger Süden zusammengefunden, sind miteinander und nicht nur nebeneinander auf dem Weg, der uns immer wieder – wie auch heue – zueinander führt.

Natürlich: Unser Aufbruch lässt sich nicht mit den großen Aufbrüchen in der Geschichte gleich setzen. Und doch: Vieles ist ähnlich, manches anders.

Die damals machten sich miteinander auf den Weg, weil Gott es so wollte. Wir dagegen haben uns nicht in den Pfarrverband begeben, weil Gott das so gewollt hätte, sondern weil es uns von der Landeskirche nahe gelegt wurde. Das sollte manches relativieren.

Die damals scheinen zunächst auch in den Gruppen, also als die 12 Stämme Israels unterwegs gewesen zu sein. Das ist bei uns sieben Gemeinden doch sehr ähnlich.

Alle sind einerseits nach wie vor allein unterwegs, aber andererseits doch auch miteinander. Warum miteinander? Weil wir verstanden haben, dass es auf Dauer allein nicht so gut geht wie gemeinsam. Denn wir sind aufeinander angewiesen. Für die Gemeinden in Mascherode und der Südstadt, aber auch in Melverode und im Heidberg ist das schon sehr konkret. Sie teilen sich jeweils einen Pfarrer. Aber auch wir Pfarrerinnen und Pfarrer merken das schon sehr. Einer vertritt den anderen.

Als die damals aufbrachen, da dachten sie beim gelobten Land an ein Land, wo Milch und Honig fließen. Die Realität sah weitaus bescheidener aus. Wir tun das auch, träumen dies und erhoffen uns anderes, müssen uns dann aber immer wieder eingestehen, dass es nur sehr langsam voran geht.

Sowohl die damals als auch wir heute müssen realisieren, dass Wunsch und Wirklichkeit nicht das gleiche sind. Lassen wir uns mal überraschen von dem, was auf dem Wege passiert und wohin die Reise geht.

Auch wenn wir es gelassen angehen, sollten wir nicht alles dem Zufall überlassen. Denn nicht nur jeder einzelne von uns, sondern auch der Pfarrverband wird des Weges geführt, den er wählt.

Fürs Unterwegssein ist es allerdings wichtig, sich und die anderen nicht zu überfordern, miteinander ein Tempo für das Miteinander und Unterwegssein zu finden, bei dem alle mitkönnen.

Und dass wir miteinander auf dem Weg zueinander sind, heißt nicht, dass wir die vergessen, denen wir auf dem Weg begegnen, für die wir miteinander da sein können und ja auch da sein wollen.

Das müssen wir unter allen Umständen im Blick behalten, vor allem dann, wenn wir beten: Dein Reich komme. Denn darum geht es letztlich. Unsere Gemeinden und der Pfarrband sind doch kein Selbstzweck.

Wir wissen, dass mit dem Reich Gottes Größeres gemeint ist. Und das will in den Strukturen unserer Kirche und dieser Welt Wirklichkeit werden – auch durch uns.

Wir sind noch lange nicht am Ziel, sondern bleiben unterwegs – miteinander und auch mit Gott.

Deshalb singen wir jetzt:

We are marching in the light of God.

Auf deutsch: Wir gehen im Licht Gottes.

We are living in the love of God.

Auf deutsch: Wir leben in der Liebe Gottes.

We are moving in the power of God.

Auf deutsch: Wir bewegen uns in der Kraft Gottes.

Aufbruch heißt marching, living und moving, also gehen, leben und bewegen. Und genau das kann nur im Licht Gottes, in der Liebe Gottes und in der Kraft Gottes geschehen, wenn Gottes Segen darauf ruhen soll. Das möge als Überleitung vom Aufbruch zum Geleit reichen.

Feuerwerk Gottes

Predigt zu Exodus 13, 17+21-22 am 31. Dezember 2005

Es ist Sylvester. Viele erwarten diesen Tag sehnsüchtig. Warum? Na wegen des Feuerwerks. Den ganzen Tag sind Jugendliche schon dabei zu zündeln. Und gegen Mitternacht wird das Ganze seinen Höhepunkt erreichen. Für gut eine Stunde wird dann gefeuerwerkt, was das Zeug hält. Millionen Euros werden in die Luft gejagt.

Natürlich – so sagen manche - könnte man dies Geld auch besser anlegen. Von wegen: „Brot statt Böller“. Natürlich wäre das Geld bei der Aktion „Brot für die Welt“ besser angelegt. Aber das könnte man von vielem anderen auch sagen, was bei uns unter die Rubrik Luxus fällt. Wir könnten uns so manche Ausgabe verkneifen. Und würden wir dann all das für Luxusgüter nicht ausgegebene Geld an Brot für die Welt geben, dann wüssten vermutlich nicht, wohin mit dem vielen Geld.

Bitte denken Sie jetzt nicht, dass ich denen, die ihre Freude am Feuerwerk haben, ein schlechtes Gewissen machen wollte. Wer mich kennt, der weiß, dass ich lange Zeit selbst viel Freude am Sylvesterfeuerwerk hatte – und dass nicht nur wegen meiner Kinder.

Nein. Mir hat das wirklich Spaß gemacht. Und meine Begeisterung kannte kaum Grenzen. Es ist noch gar nicht lange her, da habe ich noch

selbst Feuerwerk gekauft und fleißig mitgemacht. Mittlerweile schnorre ich nur den einen oder anderen Knaller von meinem Jüngsten.

Also: Ich kann die Leute verstehen. Es macht wirklich Spaß, Knaller loszulassen und es ordentlich knallen zu lassen. Und es sieht doch um Mitternacht ganz wunderbar aus, wenn die Raketen in den Himmel zischen und sich dann da oben mit einem Knall farbig entfalten. Und auch so ein vor sich hin sprühendes Bodenfeuerwerk ist nicht zu verachten. Einfach toll.

Nun habe ich eigenartiger Weise all die Jahre, in denen ich mit Begeisterung beim Sylvesterfeuerwerk dabei war, nie darüber nachgedacht, warum ich davon so fasziniert war. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht?

Also: Warum sind viele zu Sylvester so vom Feuerwerk fasziniert? Mir ist beim Nachdenken darüber klar geworden, dass so ein Feuerwerk etwas Zeichenhaftes hat. Die Frage lautet: Für was zeichenhaft? Was zeigt es uns über die, die es veranstalten? Was versteckt sich an geheimen und unausgesprochenen Wünschen im Sylvesterfeuerwerk?

Die meisten werden sich darüber vermutlich keine Gedanken machen. Und würde man ein wenig herumfragen, würden die Leute sagen: „Macht doch Spaß. Und es gehört doch dazu, wenn man das neue Jahr begrüßt."

Natürlich. Ist ja auch nicht verkehrt, allenfalls nur oberflächlich betrachtet. Denn ist das schon alles? Schauen wir doch mal genauer hin. Was könnte dahinter stecken?

Liegt das z.B. vielleicht daran, dass man es mal so richtig knallen lassen will? Und wünscht man sich für das kommende Jahr, dass der eine oder andere Knaller dabei ist? Sind diese Wünsche der Grund für die Knallerei?

Und wie ist das bei den Raketen, die man in die Luft jagt? Hat das seinen Grund nicht auch darin, dass man hoch hinaus will, dass man sich den einen oder anderen Höhenflug wünscht? Und wer würde sich nicht wünschen, dass das Dunkel des Lebens von schönem, farbigem Licht durchbrochen wird?

Und wenn man nicht so hoch hinaus will, wenn man lieber auf dem Boden der Tatsachen bleiben möchte, weil man eben bodenständig ist, dann kann man es sich ja auch da schön machen. Steckt das unausgesprochen dahinter, wenn man sein Alltagsgrau mit den allerlei bunten Überraschungen und Zaubereien eines Bodenfeuerwerks aufhellt?

Ich will wirklich nichts hineingeheimnissen ins Sylvesterfeuerwerk. Ich denke, es ist auch so deutlich geworden, dass mehr dahinter steckt, als man auf den ersten Blick erkennt – unausgesprochen, unbewusst, uneingestanden. Und bei all der Faszination, die von so einem Feuerwerk ausgeht, muss man sich doch fragen: Welchen Grund hat diese Faszination?

Vielleicht kommen wir einer Antwort dadurch näher, wenn wir uns kurz vergegenwärtigen, dass so ein Sylvesterfeuerwerk nicht an einem x-beliebigen Tag abgebrannt wird, sondern traditionellerweise eben zum Jahreswechsel.

An Sylvester geht ein Jahr zu Ende und ein neues Jahr fängt an. Wir schauen zurück und wir schauen nach vorn. Was hat uns das zu Ende gehende Jahr 2005 gebracht? Und was wird uns das neue Jahr 2006 bringen?

Mit Blick auf das Sylvesterfeuerwerk könnte man sich fragen: Haben wir letztes Jahr mit dem, was wir taten, ein wahres Feuerwerk abgebrannt? Und waren richtige Knaller und Raketen dabei? War es also richtig bunt und laut? Oder waren es nur ein paar kaum zu bemerkende Knallerbsen und die andere oder andere Stinkbombe?

Wie auch immer das letzte Jahr war: Das Jahr 2006 soll gut werden. Deshalb beginnen wir auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen: Es soll – so zeigt es das Sylvesterfeuerwerk – knallen und bunt sein. Es soll schön sein und uns gefallen.

Es möge der eine oder andere Knaller dabei sein. Es möge der eine oder andere Höhenflug dabei sein. Es möge uns die eine oder andere Überraschung den Alltag verzaubern.

Nun haben Sie vielleicht zum Jahreswechsel schon einmal wahrgenommen, dass die Kirche sich in gewisser Weise daran beteiligt. Denn um Mitternacht läuteten überall die Kirchenglochen. Warum?

Ganz einfach: Um in all dem Lärm des Feuerwerks noch etwas ganz anderes anklingen zu lassen. Und vor allem: um ein Zeichen zu setzen.

Denn das Läuten der Glocken zeigt an, dass auch neue Jahr 2006 ein Jahr des Herrn sein möge, eben Anno domini 2006. Die Frage ist natürlich, wer dies Zeichen unter all den anderen, viel lauteren und viel bunteren Zeichen sieht bzw. hört?

Seien Sie nicht traurig, wenn es Ihnen selbst nicht gelingt. Denn auch wenn man das Glockenläuten zu Sylvester nicht hört, so ist es doch da. Und wie gut: An weiteren 364 Tagen im Jahr wird es erklingen. Und immer ruft uns das Glockengeläut die gleiche Botschaft in Erinnerung:

Dieses Jahr ist ein Jahr des Herrn. Dieser Tag ein Tag des Herrn. Dieser Moment ist ein Moment des Herrn. Daran werden wir hörbar erinnert.

Das Läuten der Glocken zu Sylvester ist nun nicht unbedingt ein Feuerwerk, aber ein Zeichen, das uns an die Gegenwart Gottes erinnert. Und es tut gut, das neue Jahr in dem Wissen „ER ist da. ER ist bei mir." zu beginnen und dann auch Tag um Tag und Moment für Moment zu leben.

Im Predigttext für diesen Abend geht es um beides, um ein Zeichen der Gegenwart Gottes und um ein Feuerwerk:

Sagen Sie selbst. Was hier steht, das hat doch was von Feuerwerk. Hier ist zwar von einer Feuersäule die Rede. Aber was gäben die Feuerwerker darum, wenn so was hätten. So eine Feuersäule, das wäre doch der Knaller des Abends.

Nun feierten die Israeliten, von denen da die Rede ist, nicht Sylvester. Aber auch sie hatten Abschied genommen und waren aufgebrochen. Sie waren auf dem Weg, weg vom Alten, hin zum Neuen, aus der Sklaverei heraus und ins gelobte Land hinein.

Das war ein Wagnis. Und sie brauchten Zuspruch. Deshalb hat Gott ihnen sichtbar gesagt und gezeigt: Ich bin bei euch – Tag und Nacht, als Wolken- oder Feuersäule. Ich zeige euch den Weg.

Und wir? - Wir sind auch auf dem Weg, auf unserem Lebensweg, auf dem Weg vom alten ins neue Jahr. Und genau wie die damals wünschen wir uns: Gott möge mit uns sein.

Und natürlich schauen wir wie die damals aus nach Zeichen, die uns vergewissern und zeigen, dass wir nicht allein sind, dass ER bei uns ist. Denn darum geht es.

Für die einen ist dies Zeichen der Gegenwart Gottes das Glockengeläut. Für andere ist es das Kreuz. Für wieder andere sind es Worte der Bibel oder der Lieder und Gebete, die zu Zeichen seiner Gegenwart werden. Und für wieder andere ist es das Wasser der Taufe oder das Brot und der Wein beim Abendmahl. Und wieder andere spüren Gottes Nähe dank der Gemeinschaft und der inneren Verbundenheit mit denen, die wie sie auf dem Weg sind und glauben, dass sie nicht nur für sich und miteinander, sondern eben auch mit Gott unterwegs sind.

Wir haben zu Anfang gesungen „Von guten Mächten wunderbar geborgen … Gott ist mit uns am Abend und am Morgen." Und wir werden gleich singen: „Gott liebt diese Welt. Feuerschein und Wolke … sagen diesem Volke: Gott ist in der Welt."

Und das ist gut so. Denn da schließt sich der Kreis: Der Gott, der damals in Feuerschein und Wolke bei den Seinen war, der ist auch heute bei uns - unsichtbar in Form guter Engelsmächte – am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Murren

Predigt zu 2. Mose 16, 2-16 i. A. von Hans-Jürgen Kopkow am 6. Juli 2014

Zunächst ein kleiner Ausflug in die Geschichte des Volkes Israel. Wir erinnern uns. Die Israeliten waren aus der Knechtschaft in Ägypten geflohen. Ihr Weg führte sie durch das Schilfmeer in die Wüste. 45 Tage danach gingen ihnen die Vorräte aus.

Hier setzt die Geschichte ein, die den heutigen Predigttext bildet. Für die meisten von uns wird das Murren nachvollziehbar sein. Wir kennen ähnliche Situationen aus unserem Leben, in denen wir uns unfrei und eingeengt gefühlt haben, als wären wir Knechte oder Gefangene.

Sag selbst: Hast Du nicht hier und da schon mal gedacht oder sogar gesagt: „Ich muss hier raus. Ich halte es nicht mehr aus. Ich will hier weg."

Und gleichzeitig hat uns möglicherweise etwas anderes gelockt, ein neue Stelle, eine neue Wohnung, eine neue Partnerschaft, die Selbständigkeit, etwas Neues, etwas eben, das von weitem wie das gelobte Land aussah.

Und wenn man's dann geschafft hatte und sich lösen konnte von dem, was einen einengte, wenn man den Absprung hinbekommen hatte, dann war man ja meist nicht gleich im gelobten Land, sondern musste erst mal durch so etwas wie eine Wüste.

Da kann es dann sein, dass man dem hinterher trauert, was man aufgegeben und verlassen hat. Da denkt oder sagt man schon mal: „Wenn ich das gewusst hätte, dann wäre ich nicht mitgekommen, dann hätte ich mich nicht darauf eingelassen, dann hätte ich es nicht gemacht."

Aber dann ist es zu spät. Meist ist ein Zurück nicht möglich. Also bleibt einem nichts anders übrig, als auf dem Weg ins gelobte Land die Wüste zu durchqueren.

So sehr ich die Israeliten von damals verstehen konnte, die unzufrieden murrten, so sehr habe ich früher gedacht: Wie? Die murren. Das geht doch gar nicht.

Das hing damit zusammen, dass man mir in meiner Kindheit und Jugend zu verstehen gegeben hatte, dass sich das nicht gehört. Man murrt nicht. Man ist nicht mürrisch.

Und wenn ich dann doch mürrisch war, handelte ich mir natürlich den üblichen Tadel ein: Ich solle mal schleunigst mit meinem Gemotze aufhören.

Auch wenn ich damit zunächst meine Schwierigkeiten hatte, musste ich zur Kenntnis nehmen, dass die Israeliten murrten. Ihr Murren richtete sich – im Grunde verständlicherweise – gegen Mose und Aaron, also gegen die, die sie führten. Sie hatten eben Hunger. Die Mägen knurrten. Die Kinder weinten. Es entstand Unruhe im Volk.

Aaron und Mose zogen sich den Schuh aber gar nicht erst an, wie man annehmen sollte. Denn da Sie ja nur im Auftrag des Herrn gehandelt hatten, reichten sie das Murren im Grund gleich weiter an ihren Auftraggeber, an Gott selbst.

Je länger ich mich mit diesem Murren beschäftigte, desto mehr fragte ich mich, was das denn eigentlich ist, das Murren. Und so habe ich einfach mal mein Wörterbuch zu Rate gezogen. Und da stand: murren = seiner Unzufriedenheit Ausdruck geben, sein Missfallen äußern; (noch zurückhaltend) aufbegehren. Genau das taten die Israeliten damals.

Und so wurde ihr Murren zum Ausgangspunkt für Gottes Eingreifen. Man wird sicher nicht so weit gehen können, dass Gott nur aufgrund ihres Murrens tätig geworden wäre. Und man wird sich hüten müssen, mit Blick auf Menschen in Not zu sagen, dass sie nicht genug gegen Gott gemurrt hätten. Man kann daraus keine Gesetzmäßigkeit ableiten, so von wegen: Nur dem wird geholfen, der genug gemurrt hat.

Und doch habe ich mich gewundert: Das Murren wird hier nicht negativ bewertet. Ganz im Gegenteil. Sicher: Mose und Aaron sind nicht gerade begeistert. Sie finden es ungehörig. Aber Gott scheint das Murren anders zu sehen. Er schimpft deshalb nicht. Er zürnt nicht. Er macht den Israeliten deshalb keine Vorhaltungen.

Ganz im Gegenteil: Als wenn er nur darauf gewartet hätte, lässt er den Notleidenden eine etwas unkonventionelle Soforthilfe zukommen: Wachteln, also kleinere Vögel, quasi als Geflügelfleisch, und Manna, kleine weiße essbare Saftabsonderungen der Tamariske, als Beilage.

Die Hilfe ist mit zwei Hinweisen verbunden. Der ganz praktische Hinweis lautete: Sammelt nicht mehr, als ihr an einem Tag essen könnt. Warum nicht? Weil der Rest verderben würde. Das weiße Manna hält nämlich nur einen Tag. Zudem ist es ganz unnötig, mehr zu sammeln,

womöglich den anderen weg zu sammeln und zu horten. Denn – so das Versprechen – es wird Tag um Tag genug davon da sein - für alle. Es reicht für alle.

Es würden die Ernteerträge dieser Welt ja übrigens auch heute auch für alle reichen, wenn wir es nur anders verteilen würden … Möge Gott uns und all seinen Menschenkindern das himmlische Manna, das täglich Brot geben, das wir täglich brauchen, um gestärkt unseren Weg mit ihm fortsetzen zu können.

Der zweite Hinweis ist hintergründiger: Vergesst nicht, wem ihr das verdankt. Vergegenwärtigt euch, dass er es ist, der euch euer tägliches Brot gibt. Das hat so ein bisschen was von Erntedank. „Wisst, dass ich, der Herr, euer Gott bin“, heißt es im Text.

Ich komme abschließend noch einmal auf das Murren. Denn genau dieses Murren ist das Besondere an diesem Text: Ich nehme mein persönliches Fazit mal vorweg: Wir murren zu wenig. Wir finden uns zu schnell ab mit dem, was ist. Wir erleiden es. Und wir arrangieren uns. Wir sind zu satt und bequem.

Seltsam. Dabei ist es doch gerade uns Protestanten in die Wiege gelegt, dass wir protestieren - gegen die Missstände dieser Welt und für ein Leben gemäß dem Willen Gottes.

Unser Protest würde sich nur dann erübrigen, wenn alles in Ordnung wäre, wenn keine Gefahr im Verzug wäre, wenn die Welt nicht gefährdet wäre.

Da aber nicht alles in Ordnung ist bzw. vieles im Argen liegt, hätten wir allen Grund, Protestanten im wahrsten Sinne des Wortes zu sein oder – um es mit den Worten unserer Geschichte zu sagen – die Missstände murrend vor die Verantwortlichen und damit auch vor Gott zu bringen.

Und eins ist doch mal klar: Solange wir nicht im Paradies bzw. Reich Gottes leben, gibt es immer Grund zum Murren.

Man sieht: Es ist sicher richtiger und gottwohlgefälliger, angesichts der Missstände zu murren als allen Ärger in sich rein zu fressen und sich mit dem Elend zu arrangieren.

Nicht dass Sie mich falsch verstehen: Ich rede hier nicht dem Murren um des Murrens willen das Wort. Nein. Ich setze mich dafür ein, dass wir uns bei den Verantwortlichen und bei Gott murrend für die einsetzen, die unsere Hilfe brauchen.

Ich denke an die, die berechtigterweise aufbegehren, die angesichts ihres Hungers schreien. Ich denke an die um das Leben Betrogenen, an

die, die absichtlich missverstanden und verunglimpft werden, die um ihres Einsatzes für den Frieden in Gefängnissen gefoltert werden, die um anderer willen leiden.

Möge Gott sich ihrer erbarmen. Und möge er uns helfen, ihren Protest, ihr Murren hörbar zu machen. Denn je lauter das Murren, je lauter der Protest, desto mehr besteht die Möglichkeit, dass sich die Dinge zum Besseren verändern.

Sich wandelnde Gottesbilder

Predigt zu 2. Mose 19, 1-6 am 8. August 2021

Wie Ihr wisst, ist unsere Bibel eine Art Sammelband von mehr als 66 Büchern. In diesen Büchern kommen sehr unterschiedliche Autoren zu Wort. Da gibt es Mose und die Propheten, da gibt es Lehrer, Liedermacher und Dichter, Geschichtsschreiber und Erzähler, aber auch die Evangelisten und Paulus und viele andere. Auf unterschiedliche Weise berichten sie vom Glauben an Gott, vom eigenen Glauben und vom Glauben der Vorfahren.

Die Texte im ersten Teil der Bibel, den viele das Alte Testament nennen, sind 3000 Jahre alt. Und die Texte im zweiten Teil der Bibel, den viele das Neue Testament nennen, sind fast 2000 Jahre alt.

Manches daran ist Geschichte. Einiges in gewisser Weise überholt. Und vieles nach wie vor aktuell – und das nach all den Jahren.

Schaut man die Texte genauer an, dann sieht man, wie unterschiedlich Menschen in all den Jahren von Gott sprachen. War z.B. anfänglich noch die Rede von anderen Göttern und Vielgötterei, so kristallisiert sich immer mehr die Vorstellung heraus, dass da nur ein Gott ist.

Heute geht es um einen Text, der sehr weit in die Geschichte Israels zurückreicht. Er knüpft an beim Auszug aus Ägypten und dem Ende der Sklaverei. Der Text erinnert an jene bewegte Zeit, als das mit dem Gott Jahwe für die Israeliten anfing, als sozusagen der Bund fürs Leben zwischen ihm und diesem Volk geschlossen wurde. Und er ermahnt, all das nicht zu vergessen, sondern der göttlichen Erwählung gemäß zu leben.

Ich weiß nicht, wie es Euch mit diesem Text geht. Ich muss feststellen: Dieser Text ist in mancherlei Hinsicht nicht mein Text, auch wenn er in der Bibel steht. Das hat mehrere Gründe. 3000 Jahre nach der Entstehung dieses Textes denke ich als Kind meiner Zeit anders über Israel und Gott, als es dieser Text tut. Ich will das am Text verdeutlichen:Meine Eltern sind aus Ostpreußen und Schlesien geflohen, um in Freiheit zu leben – und nicht aus Ägypten. Was dieser Bibeltext beschreibt, ist zunächst einmal ein Teil jüdischer Geschichte und jüdischer Theologie, und eben nicht meiner Geschichte und meiner Theologie.

Hier heißt es, dass Mose auf einen Berg stieg – als wenn dort oben Gott wohnen würde. Und ich frage mich: Sollte Gott nur auf diesem einen Berg sein? Sicher nicht.

Und wenn es dann in diesem Zusammenhang von ihm heißt, er würde vom Berg aus Mose zurufen, dann frage ich mich, wie ich mir das vorzustellen habe. Wie in den Bergen, wo zwei weit entfernt stehen, einer hört und der andere ruft und das Echo hallt? Soll ich mir das mit wirklich so vorstellen?

In V.4 werden Gott dann die Worte in den Mund gelegt: „Ihr habt gesehen, was ich an den Ägyptern getan habe“. Und ich denke an die Plagen und das Versinken der Menschen im Meer und das damit verbundene Leid der Ägypter. Ist das mein Gott, meine Vorstellung von Gott? Sicher nicht. In meiner Vorstellung ist er nicht ein die einen vernichtender Gott und die anderen rettender Gott. Ich meiner Vorstellung ist er ein alle Menschen liebender Gott, ein barmherziger Gott.

Dass dieser Gott fordert, seiner Stimme zu gehorchen, macht es für uns nicht leichter, ein Vertrauensverhältnis zu ihm aufzubauen. Aber darum geht es, ihm zu vertrauen.

Wenn von Gottes Stimme die Rede ist, dann sollte sie für mein Dafürhalten nicht wie eine Kommando-Stimme klingen, der man gehorchen muss, sondern wie die Stimme einer Frau, die ihrem Geliebten etwas Schönes sagt.

Und dann ist da die Rede davon, dass dieser Gott Menschen als sein Eigentum betrachtet. Also sind sie nun frei oder sein Eigentum?

Nun geht es ja immer um das Volk Israel, von dem es dann auch noch heißt, es wäre Gottes Eigentum vor allem Völkern. Warum diese Bevorzugung? Mit Recht stellt sich die Frage: Sind die denn was Besseres? Natürlich nicht. Was sollen denn die anderen sagen? Das konnte doch nicht gut gehen. Ihr merkt: Ich gehe auf Abstand. Nicht auf Abstand zu Gott. Aber auf Abstand, was die Art und Weise angeht, so wie in diesem Text von Gott zu reden.

Ich kann mir gut vorstellen, dass Menschen vor 3000 Jahren so dachten und von Gott und von sich redeten. Sie hatten auch ein ganz ande-

res Weltbild. Das muss man sich klarmachen. Denn wenn man das nicht macht, wird es echt schwierig.

Ich denke, das wird jüdischen Theologen von heute in vielem nicht anders gehen. Die wiederholen ja auch nicht einfach nur das, was da steht, sondern deuten und interpretieren es. Darüber wird ein lebendiges Gespräch auf der Höhe der Zeit geführt. Schon deshalb sollten wir nicht so tun, als seien die Texte von damals eins zu eins in unsere Zeit übertragbar.

Die Menschheit hat in den letzten 3000 Jahren nicht nur neue Erdteile entdeckt und ein neues Weltbild entwickelt. Sie hat auch gelernt, aufeinander zu hören und voneinander zu lernen. Auch die anderen haben gute Gedanken und tun Gutes.

Man kann ja nur hoffen, dass sich dieser Prozess weiter fortsetzt und auch auf die Bereiche Religion und Theologie ausweitet.

Vielleicht gelingt es uns dann, den eigenen Glauben an Gott so zu formulieren, dass er niemanden ausgrenzt, sondern alle einlädt, einander trotz aller Unterschiedlichkeit zu achten.

Nun muss man sich keineswegs von allen Vorstellungen distanzieren. Denn wie so oft mischen sich Gedanken, von denen man sich getrost verabschieden kann, mit solchen, die bis heute tragen. Das ist auch in unserem heutigen Text so:

Wenn es heißt: „Mose stieg hinauf zu Gott“, dann ist das auch bildlich gemeint. Es geht um das menschliche Bemühen, sich Gott – wie auch immer – zu nähern. Und das ist doch zweifellos sehr positiv.

Wenn es heißt: „Gott sprach“, dann beschreibt das doch die Erfahrung, dass man etwas so hört, als käme es von Gott, als wäre es Gottes Stimme, als hätte es Gott wirklich gesagt, mir oder dir gesagt.

Und so ist es doch immer noch: Wir versuchen Gottes Stimme aus all den Stimmen herauszuhören, die uns zu Ohren kommen, weil wir wissen, wie sehr es uns hilft, auf ihn zu hören.

Immer noch versuchen wir uns ein Bild von Gott und seinem Wirken in der Welt, ja im Universum zu machen. Unser Bild verändert sich in dem Maße, in dem sich unsere Welt verändert. Es hat sich durch Christus verändert. Es hat sich infolge der religiösen Globalisierung verändert. Keine Entdeckung blieb und bleibt ohne Folgen für unsere Gottesvorstellungen. Das ist absolut spannend.

Für mich findet sich die schönste Passage des Textes in Vers 4, wo es heißt: „Ihr habt gesehen, wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln“. Das klingt märchenhaft.

Gemeint ist: Er trägt uns. Was das angeht, kann ich doch nur erfreut feststellen, dass ich mich wie unzählige andere auch von Gott getragen fühle. Und das ist meines Erachtens gut so.

Und gleich danach noch ein Stück Theologie, das vermutlich auch in Zukunft Bestand haben wird, wenn es heißt: „Ihr habt gesehen, wie ich euch zu mir gebracht habe.“ Er bewegt Menschen, sich ihm anzuvertrauen. Er bringt uns sich näher. Welch ein schöner Gedanke. Da wünscht man sich doch, alle würden sich von ihm auf den richtigen Weg bringen lassen.

Gegen Ende von Vers 5 wird dann der Horizont ganz weit, wenn es heißt: „Die ganze Erde ist mein.“ Hier überholt sich der Autor des Textes gewissermaßen selbst, wenn denn dieser Zusatz vom gleichen Autor stammt. Vielleicht hat hier auch ein an die Seite geschriebener Kommentar Eingang in den ursprünglichen Text gefunden.

Wurde zunächst davon ausgegangen, dass nur das Volk Israel Gottes auserwähltes Volk und Eigentum sei, kommt hier wie nebenbei eine die ganze Welt umfassende Sicht zu Tage. Nicht nur die Juden, nein die ganze Welt, also alle Menschen sind sein. Wir alle sind auserwählt.

Manch ein Kind denkt ja: „Die Mutter liebt mich.“ Gut so. Schwierig wird es, wenn es denkt: „Die Mutter liebt mich, vor allem mich, nur mich.“ So denken kleine Kinder manchmal - mit Blick auf ihre Geschwister.

Das geht solange, bis sie merken, dass die Geschwister genauso denken. Wenn man dann aufhört, so egoistisch zu denken, dann ist der Weg frei zu begreifen, dass die Mutter alle ihre Kinder gleich liebt.

So ähnlich ist es wohl auch mit uns Menschen und dem himmlischen Vater bzw. der himmlischen Mutter. Manche mögen immer noch denken: „Gott liebt mich… nur mich.“

Aber die meisten wissen längst: „Er liebt alle. Er trägt alle. Er will sie und uns, eben uns alle zu sich ziehen.“

10 Gebote

Predigt zu 2. Mose 20 i.A. am 14.10. 2001

Wenn man so etwas wie eine Hitliste der bekanntesten Texte aus der Bibel machen würde, fänden sich die 10 Gebote aus dem alten Testament mit Sicherheit in der Spitzengruppe. Wer kennt sie nicht, die 10 Gebote.

Diese 10 Gebote ja nur ein Teil der Gebote. Es gibt ja viel mehr Gebote in der Bibel. Haben Sie sich schon einmal gefragt, was eigentlich mit den anderen ist? Kennen Sie noch andere Gebote aus der Bibel? Und finden die irgendwie Berücksichtigung in Ihrem Leben?

Wäre ja nicht schlecht. Denn nirgends steht, dass all die anderen Gebote unwichtiger wären als die Gebote, die wir als die 10 Gebote kennen. Aber das wäre nun ein eigenes Thema, die Fülle der biblischen Gebote wahrzunehmen. Bleiben wir für heute der Einfachheit halber bei den 10 Geboten.

Kurze Frage zwischendurch: Was hat ein Pfarrer mit einem Wegweiser gemeinsam: Beide weisen den Weg - gehen ihn aber nicht. Ich befürchte, das trifft nicht nur auf Pfarrer zu.

Und was haben die 10 Gebote mit den Verkehrsregeln gemeinsam. Fast jeder kennt sie - wenigstens teilweise. Aber inwieweit richten wir uns danach? Dabei weiß jeder: Es ist gut, die Verkehrsregeln zu kennen und zu beachten, damit es kein Unglück gibt.

Manchmal ist das sofort einleuchtend. Im Feierabendverkehr sollte man besser nicht über die Salzdahlumerstraße gehen - es sei denn, an einer Ampel, die gerade grün für die Fußgänger anzeigt.

Aber wie das im Verkehr so ist. Es halten sich nicht alle an die Regeln: Manchmal kommt es zu Übertretungen, weil es der Betreffende einfach nicht besser wusste. Wer weiß schon, dass man am grünen Pfeil unter der roten Ampel wie an einem Stoppschild erst anhalten muss, bevor den Verkehr beachtend weiter vorfahren darf.

Manchmal ist das Verhalten bestimmter Verkehrsteilnehmer grob fahrlässig, wenn sie sich übermüdet oder angetrunken ans Steuer setzen. Von denen, die mit 180 durch die Stadt rasen, wollen wir an dieser Stelle lieber schweigen.

Bei den 10 Geboten ist das ganz ähnlich. Manchmal scheint der Fall ganz klar auf der Hand zu liegen:

Der Einbrecher übertritt das Gebot „Du sollst nicht stehlen.“ Die habgierige Tochter, die den Vater aus seinem eigenen Haus klagt, vergeht sich an dem Gebot „Ehre Vater und Mutter“.

Aber auch das Mädchen, das im Urlaub dem zu Hause gebliebenen Freud untreu wird mit einem anderen geht, verstößt gegen das Gebot „Du sollst nicht fremdgehen.“

Sicher: Manchmal fragt man sich, welchen Sinn die Einhaltung eines Gebotes macht. Werfen wir als erstes einen Blick in das Verkehrsgeschehen:

Da steht er mit seinem Rad an einer roten Ampel. Kein Mensch auf der Straße. Kein Mensch zu sehen. Soll er da auf grün warten? Er fährt rüber. Auf einmal neben ihm ein Polizeiauto: „Bitte mal anhalten.“ Letztlich koste es den jungen Mann 500 Euro

Da kommt sie mit ihrem Auto aus Salzdahlum und fährt auf Mascherode zu. Um Energie zu sparen, nimmt sie weit vor dem Ortseingangsschild den Gang heraus, um gemütlich zu rollen. Wie das so ist: Nach dem Ortseingangsschild geht es ziemlich bergrunter. Das Auto verliert kaum an Fahrt, so um die 70. Sicher: Eigentlich ja nicht richtig. Aber was soll‘s. Es reicht doch, den Wagen unten an der Kreuzung auszubremsen. - Aber wie das so ist: Pech gehabt. Rote Kelle. Mit 50 Mark ist sie dabei. Strafe für zu schnelles Fahren.

Nur zwei Beispiele für etwas, was im Grunde ständig passiert, passieren könnte. Wir wissen um Regeln, halten uns aber nicht dran, weil wir deren Einhaltung für unsinnig halten.

Solange niemand gefährdet wird, ist ein solches Denken durchaus nachvollziehbar und sicher niemandem von uns fremd.

Und doch: Wo kämen wir hin, wenn sich jeder seine eigenen Gesetze machte. Es hat doch seine Gründe, warum man dies oder das nicht tun soll.

Wenn‘s dann passiert ist, was abzusehen war, was zu befürchten war, was durch die Einhaltung des Gebotes hätte verhindert werden können, hilft es nicht, dass es einem leidtut, dass man es ja nicht wollte, dass man es ja nicht wusste.

O doch: Man hätte es vermutlich verhindern können, wenn man sich an die Regeln gehalten hätte.

Und wie ist das mit den 10 Geboten? Wir wissen, dass wir nicht lügen sollen. Und wie viele Partnerschaften leiden darunter, dass es die betreffenden nicht so genau genommen haben.

Und doch sind wir der Meinung, dass eine kleine Notlüge hier und da oder eine mehr oder weniger große Halbwahrheit den Kohl ja auch nicht fett machen.

Aber da täuschen wir uns gewaltig. Sicher: Viele machen das. Aber wo bleibt denn da das Vertrauen, die Ehrlichkeit.

Natürlich wissen wir, dass wir niemandem etwas wegnehmen sollten. Und doch geschieht das im Großen wie im Kleinen. Denken Sie nur an die vielen Steuertricks und Kungeleien. Denken Sie an die Zinswirtschaft oder an die weltweite Ausbeutung der Ärmeren durch die Reicheren.

Und wie ist das mit dem Heiligen des Feiertags in einer mobilen Gesellschaft, wie der unseren? Wir haben immer größere Schwierigkeiten, zur Ruhe zu kommen, Zeit zu haben, für uns, füreinander, für Gott.

Natürlich wissen wir, dass wir nicht töten sollen. Wenn aber Soldaten ausziehen, um zu zerstören und Leben zu vernichten, meinen wir, das müsste eben so sein.

Ich höre auf. Sie merken schon: Wie die Verkehrsgebote, so biegen wir uns auch die Gebote Gottes so zurecht, wie wir sie gerade brauchen. Was soll denn dabei herauskommen? Das kann doch nur im Chaos enden, wenn letztlich jeder tut, was er will. Irgendwie ist der Wurm drin. Wir kennen die Gebote - befolgen sie aber nicht immer. Warum ist das so?

Ich glaube, es hängt mit der Frage zusammen, ob wir innerlich wollen oder nicht und was wir innerlich wollen oder eben auch nicht wollen. Wenn wir wollten, wären uns 100 Gebote nicht zu viel. Aber wenn wir nicht wollen, ist uns schon eins unerträglich. Also was wollen wir eigentlich?

Wir mögen es nicht, wenn es heißt: „Du sollst nicht ...“ Wir wollen uns von nichts und niemand Vorschriften machen lassen - letztlich wohl auch von Gott nicht. Das scheint unser Problem zu sein.

Gibt dafür nun eine Lösung? Sicher keine einfache Lösung. Wie könnte es weitergehen? Gibt es Möglichkeiten? Meine Gedanken gehen in zwei Richtungen:

Erstens: Jesus betete: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.“ Mit Sicherheit würde sich vieles klären, wenn wir zuerst dieses Gebet Jesu zu unserem Gebet machten, bevor wir an die Gebote herangehen.

Und zweitens: Jugendliche haben das ärgerliche „Du sollst nicht ...“ einfach mal weggelassen und das, worum es in den Geboten geht, positiv formuliert. Wäre das so nicht tatsächlich hilfreicher:

„Ein Gott reicht dir.“ „Sein Name ist kostbar.“ „Du darfst frei haben.“
„Jemand sorgt für dich.“ „Auch der andere darf leben.“ „Ein Partner ist genug.“ „Du besitzt schon sehr viel.“ „Du darfst die Wahrheit sagen.“ „Dem anderen soll auch was gehören.“ „Der andere braucht seine Existenzgrundlage.“

Hier 10 Empfehlungen: „Ein Gott reicht dir.“ „Sein Name ist kostbar.“ „Du darfst frei haben.“ „Jemand sorgt für dich.“ „Auch der andere darf leben.“ „Ein Partner ist genug.“ „Du besitzt schon sehr viel.“

„Du darfst die Wahrheit sagen.“ „Dem anderen soll auch was gehören.“ „Der andere braucht seine Existenzgrundlage.“

Engel

Predigt zu Exodus 23,20 vom 31. Dezember 1995

Es war vor genau 2 Jahren. Wir waren abends noch eingeladen. Der Babysitter war die Großmutter aus Ahlum. Sie musste noch nach Hause gebracht werden.

Wir fuhren los. Die Straße war feucht, aber frei. Außerhalb der Stadt auf der Bergkuppe kurz vor Ahlum muss es aber so kalt gewesen sein, dass die eigentlich feuchte Straße überfroren war und der Wagen bei sicher 90 km/h ins Schleudern geriet...

Da haben meine Schutzengel gut zu tun gehabt. Ich glaube nicht, dass es meine Fahrkünste waren, die uns vor der Katastrophe bewahrt haben. Dafür war ich über die Tatsache, dass ich keine Kontrolle mehr über den Wagen hatte, viel zu geschockt.

Sicher: Ich habe durch Gegenlenken versucht, den Wagen wieder unter Kontrolle zu bekommen. Und doch waren es für mich Gottes Schutzengel, die uns bewahrt haben.

Andere mögen hier denken: „Ach was, Engel, du hast einfach Glück gehabt.“ Mag sein. So oder so - wir kamen mit dem Schrecken davon. Und für mich war der Fall klar.

Mir ist dies Erlebnis lange nachgegangen. Und immer wieder habe ich von daher neu über das Thema Schutzengel nachgedacht.

Im Kindergarten sangen unsere Kinder immer: „Schutzengel mein, behüt mich fein, Tag und Nacht, früh und spät, bis meine Seele zum Himmel eingeht. Schutzengel mein, behüt mich fein.“

Ich glaube, es gibt bestimmte Situationen, in denen wir mehr mit Engeln rechnen und an sie denken als sonst. Dazu gehören sicher solche Geschichten von Bewahrung. Dazu gehören aber sich auch Ereignisse um den Beginn des Lebens wie um das Ende des Lebens.

So hat man beinahe den Eindruck, dass uns die Engel oder dass wir den Engeln dann näher sind, wenn sich unsere Wirklichkeit durch außergewöhnliche Umstände der himmlischen Wirklichkeit nähert.

Ein Wort, dass mir aus diesem Themenkreis immer wieder wichtig gewesen ist, steht im 2. Buch Mose. Dort sagt Gott: „Siehe, ich sende

einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und dich bringe an den Ort, den ich bestimmt habe."

Lassen Sie uns dies schöne Wort miteinander anschauen. Denn gerade auch zum Jahreswechsel scheint es gut zu passen. Denn wer von uns weiß schon, was ihn im neuen Jahr erwartet, persönlich, mit Blick auf die Familie oder sogar mit Blick auf die ganze Welt.

„Siehe, ich sende einen Engel". Gott sendet uns einen Engel. D.h. doch, dass er an uns denkt. Wir sind nicht allein gelassen. Wir mögen uns von Gott und der Welt verlassen vorkommen. Und mit Blick auf die Welt mag das ja auch stimmen. Aber mit Blick auf Gott stimmt dies niemals.

Engel haben nun genau hier ihre Aufgabe, Brücke zwischen Gott und uns zu sein. Sie sollen den Kontakt herstellen bzw. halten. Die Engel, diese Boten Gottes, sind da, um uns zu helfen, mit Gott in Verbindung zu bleiben.

Das klingt alles wunderbar. Vielleicht in Ihren Ohren zu wunderbar, als dass Sie es glauben könnten. Und Sie haben Recht. Es ist nicht leicht, an Engel zu glauben, sich vorstellen, dass es Engel gibt?

Man denkt da ja unwillkürlich an jene pausbäckigen Barock-Engelchen oder an die Engel aus den Kindermärchen. Aber wer von uns wollte an die Existenz solcher Engel glauben. So kam ich sie mir nicht vorstellen. Sie?

Wie können wir sie uns denn dann vorstellen? Na z.B. in Gestalt eines lieben Menschen, der uns zum Engel wird. Sagen wir nicht ein ums andere Mal: „Dich schickt der Himmel". So wird es auch im neuen Jahr sein. Ein ums andere Mal werden wir überraschenderweise Hilfe erfahren, wo wir nicht damit gerechnet hätten.

Im Grunde sagen wir mit dem „Dich schickt der Himmel" doch: Du bist von Gott gesandt, ein Bote Gottes, ein Engel. So werden wir ein ums andere Mal zu Engeln aneinander. Und da Engel Boten Gottes sind, begegnet uns zugleich auch Gott selbst.

Aber diese menschlichen Engel sind noch längst nicht alles, was zum Thema Engel zu sagen ist. Darüber hinaus gibt es tatsächlich Engel, für mich jedenfalls, Engel, die weder Pausbäckchen noch menschliche Gesichter haben.

Mir fällt dazu einmal mehr Dietrich Bonhoeffers Spruch von den guten Mächten ein. Denn er hat nicht von Engeln, sondern stattdessen von guten Mächten gesprochen. „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

Gute Mächte haben keine Pausbacken. Aber die Wirkung, die gute Wirkung guter Mächte bekommen wir oft zu spüren. Es kommt nicht so sehr darauf an, die guten Mächte zu sehen, allenfalls kommt es darauf an, sie am Werk zu sehen, sie zu spüren.

Auch wenn wir sie nicht sehen, haben wir doch immer wieder das Gefühl, nicht allein, sondern begleitet zu sein.

Diese Engel, diese Engelsmächte, diese guten Mächte, sendet Gott vor uns her. Sie sind uns gewissermaßen Wegbegleiter. Wie sie uns begleiten, verstehe ich im Sinne eines alten irischen Reisesegens, in dem es heißt, Gott möge vor, in, unter, über, neben, hinter uns sein.

So stelle ich mir vor, dass unsere Engel um uns, vor uns, hinter uns, unter uns, über uns, neben uns und in uns sind. Von allen Seiten umgibt er uns mitsamt seinen guten Engelsmächten, die er uns an die Seite gestellt hat.

Es kommt offensichtlich nur darauf an, dafür offen zu sein, offen für die Gegenwart der Engel, der guten Mächte und damit offen für Gott.

Nun beschreibt dies Wort aus 2. Mose ja recht eindeutig, was die Aufgabe des Engels ist, „der dich behüte". Von daher kommen unsere Vorstellungen über die Schutzengel, die uns vor diesem oder jenem bewahren, bewahren mögen.

Nun ist auch der beste Schutzengel keine Garantie dafür, dass wir vor allem Übel, vor allem Bösen bewahrt bleiben. Das Versprechen Gottes ist kein Garantie-Schutzbrief. Das mit der überfrorenen Straße z.B. hätte auch anders enden können.

Trotz der besten Absichten können auch Schutzengel nicht alles verhindern. Das zeigen die Katastrophen und das mancherlei Elend.

Aber kein Unglück widerlegt die Anwesenheit der guten Engelsmächte. Ich sehe die guten Mächte unablässig um uns bemüht.

Ich möchte das bewahrende Wirken der Engel einmal mit menschlichen Eltern vergleichen, die sich um ihre Kinder bemühen - mit der besten Absicht, alles Leid und Unglück von den Kindern fernzuhalten. Aber Eltern können einfach nicht alles Leid und

Elend, nicht jedes Unglück von ihren Kindern fernhalten. Immer wieder passiert doch etwas.

So können uns auch die guten Engelsmächte nicht vor allem bewahren. Aber auch wenn sie uns schon nicht davor bewahren können, so begleiten sie uns doch wenigstens hindurch. Und es ist immer wieder

eine großartige Erfahrung, wenn Menschen in all dem Schrecklichen, das ihnen widerfährt, doch noch gesegnet werden, wenn sie erfahren, was es heißt, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Am Ende dieses Wortes heißt es dann: „der dich bringe an den Ort, den ich bestimmt habe bzw. den ich bereitet habe“ Da stellt sich die Frage, welcher Ort da gemeint ist. Ist dieser Ort eine lokale Größe? Ist der Ort gemeint, wo das Leben zum Ziel kommt, wo es hier auf dieser Erde endet? Das kann nicht gemeint sein.

Ich verstehe unter Ort den Sinn und das Ziel des Lebens. Auf der Suche nach Sinn, auf der Suche nach dem Ziel meines Lebens ist mir und Ihnen unser Engel ein Begleiter.

Dabei ist das Ziel keineswegs vorherbestimmt, als liefe unser Leben auf Gleisen ab. Das Ziel ist nicht vorherbestimmt, es ist vorbereitet, wie ein Raum, den man beziehen und ausfüllen muss, den man sich aktiv aneignen muss. Da ist bei aller Führung die Eigeninitiative des Geführten herausgefordert.

Gott bietet uns ein Ziel an, aber es bleibt eben eine Möglichkeit und es könnte auch anders kommen, als es gedacht und vorbereitet war. D.h. also, dass wir nicht alles tatenlos über uns ergehen lassen sollen. Dass da auch etwas draus wird, liegt mit an uns.

Mögen Sie durch die Hilfe ihrer Engel Ihren Weg finden und gehen, möge es Gottes Weg sein und mögen Sie einander Engel sein, um den Sinn des Lebens miteinander zu entdecken.

Gott sagt: „Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und dich bringe an den Ort, den ich bestimmt habe.“

Mit diesem Versprechen können wir getrost dem neuen Jahr entgegensehen.

Als Abschluss folgende kurze Szene: Ich sagte zu dem Engel, der an der Pforte des Jahres stand: „Gib mir ein Licht, damit ich sicheren Fußes der Ungewissheit entgegengehen kann!“ Aber er antwortete: „Geh nur in die Dunkelheit und lege deine Hand in die Hand Gottes. Das ist besser als ein Licht und sicherer als ein bekannter Weg.“

Moses Fürbitte

Predigt zu 2. Mose 32, 7-14 am 27. April 2008

Als wir während der Chorprobe überlegt haben, was wir heute bei der Goldenen Konfirmation singen könnten, da habe ich euch den für

heute vorgegebenen Predigttext vorgelesen. Ihr erinnert euch? Viele von euch empfanden den Text als Zumutung. Und das ist er auch.

Sofort tauchte die Frage auf: Muss man den denn nehmen? Ihr hattet die Befürchtung, dass so ein Text bei so einem feierlichen Tag wie einer Goldenen Konfirmation stören könnte. Und würden die neuen Konfirmanden, die der Gemeinde heute vorgestellt werden, dadurch nicht auch eher abgeschreckt? Zum Teil waren das auch meine Bedenken.

Aber dann entschloss ich mich, diesen Text trotz allem doch zu nehmen. Ich hoffe, dass Sie am Ende der Predigt beim Amen mit mir der Meinung sind, dass dieser Text einen nicht nur aufregt, sondern eben auch sehr anregt. Fangen wir von vorn an: Der Zusammenhang ist schnell erzählt. Mose war mit dem Volk Israel auf dem Weg durch die Wüste ins gelobte Land. Das war ein langer und beschwerlicher Weg.

Und einige waren der Meinung: „Wir hätten mal lieber dableiben sollen. So schlecht war das doch gar nicht.“ Andere fragten sich. „Ob wir wohl jemals im gelobten Land ankommen werden?“

Und über Mose gingen die Meinungen mittlerweile schon sehr auseinander. Vor allem: Wo war er eigentlich? Seit Tagen, seit Wochen hatte ihn niemand mehr gesehen. Er war in die Berge gegangen, hatte das Lager der Seinen verlassen – und war nicht zurückgekehrt. Es wird schon Gerüchte über seinen Tod gegeben haben.

Wie auch immer: Ohne ihn fühlten sie sich hilflos, irgendwie auch von Gott verlassen. Und wo er jetzt, der Gott des Mose, der ihm erschienen war und versprochen hatte, sie zu führen? Weg war er, wie Mose. Weg.

Als Mose noch da war, da war noch etwas spürbar von diesem Gott. Aber als Mose weg war, verflüchtigten sich auch die Zuversicht und die Hoffnung. Verzweiflung machte sich breit. Man hörte immer öfter, wie einer sagte: „Wir sind verloren“.

Und wie das so ist: Wenn man verzweifelt ist, klammert man sich an jeden Strohhalm. Als einige auf die Idee kamen, beschaffen wir uns doch einfach Ersatz, lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach, da fertigen sie sich aus ihrem Gold einen kleinen goldenen Stier an, um den Gott anzubeten, für den damals der Stier stand.

Manchen wird ziemlich unwohl bei dieser Aktion gewesen sein. Aber was sollten sie machen? Immerhin hatten sie wieder etwas, woran sie sich halten konnten. Wenn Mose und sein Gott doch nicht da waren.

So sehr man es einerseits nachvollziehen kann, wenn man sich in die Lage derer hineinversetzt, die es getan haben, ist es andererseits doch eine Schande gewesen, wie undankbar sie waren und wie schnell sie sich neu orientiert hatten.

Der biblische Text spricht hier sehr in sehr menschlichen Bildern von der Reaktion Gottes. Man meint, man würde ihn sehen, wie Gott im Himmel ungläubig den Kopf schüttelt und zornig wird angesichts des gottlosen Treibens.

Und dann sagte er seinem Vertrauten Mose, was wir hier als Predigttext vor uns haben. Was sie da veranstalteten war in seinen Augen eine Schande, ein Akt der Untreue. Unfassbar, wie schnell die Leute ihre eigenen Wege gingen und nicht den Weg, den er für sie vorgesehen hatte. Wie konnten sie nur ernsthaft den Gott anbeten, für den der goldene Stier stand? Was für eine Sturheit und Halsstarrigkeit. Ja, es stimmte auch hier: Undank ist der Welt Lohn.

Der Text beschreibt es so, dass Gott Mose gegenüber kein Hehl daraus machte, dass er über das Verhalten des Volkes mehr als enttäuscht und traurig war. Nein: Er war außer sich. Er war zornig. Und er drohte, sie zu vernichten.

Ich weiß: Spätestens an dieser Stelle fragen wir uns, ob Gott so ist und redet, wie er hier beschrieben wird. Ist der hier beschriebene und zu Wort kommende Gott der Gott, den Christus uns nahe gebracht hat, der himmlische Vater, der alle seine Kinder unendlich liebt und der jedem einzelnen nachgeht?

Wir könnten uns nun stundenlang aufregen und darüber diskutieren, ob Gott das wirklich so gesagt hat oder ob man ihm das nur so in den Mund gelegt hat. Aber wer kann schon mit letzter Sicherheit sagen, ob Gott alle Übeltäter zornig bestraft oder ob er ihnen liebend verzeiht?

Wenn ich jetzt sage, dass es hier letztlich gar nicht darum geht, ob Gott nun ein strafender oder ein liebender Gott ist, dann will ich mich nicht vor diesem Thema drücken. Für mich ist Gott, das wissen die meisten von euch und Ihnen, vor allem der, der seine Menschen über alles und unaufhörlich liebt.

Deshalb produziere ich jetzt auch keinen Kurzschluss nach dem Strickmuster: Wie sich das Volk damals schändlich verhalten hat, so verhält sich die Kirche heute schändlich. Wie die Leute damals vom Wege gewichen sind, so tun Sie es auch heute. Wie Leute sich damals ihren Gott selbst gemacht haben, so beten auch Sie heute die falschen Götter an. So wie Gott über die von damals zornig war, ist er auch

über Sie heute zornig. Und so wie Gott die Übeltäter von damals bestrafen wollte, wird er es auch heute tun.

Was damals war, das ist das eine. Und was heute ist, ist was ganz anderes. Es gibt Vergleichbares. Und es gibt Parallelen. Und doch ist es ganz anders. Wer wollte da richten. Ich nicht.

Aber was Mose damals machte, das hat mich schon beeindruckt. Obwohl er doch allen Grund gehabt hätte, zornig auf seine Leute zu sein, weil sie sich so daneben benommen hatten, machte er sich zu ihrem Fürsprecher.

Sicher: Auch hier ist die Frage durchaus berechtigt, ob man so mit Gott sprechen kann, wie Mose es hier tut. Es ist ja so beschrieben, als müsse Mose Gott wie einen vergesslichen alten Mann daran erinnern, was er versprochen hatte. Als wenn er das nicht selbst wüsste. Kann das sein?

Und können wir mit Gott so handeln, je geradezu feilschen wie auf einem Markt? Mose tut es. Kaum zu glauben. Er fleht und bettelt um das Leben seiner Leute. Gott möge der Versprechen gedenken, die er gegeben hat. Gott möge Erbarmen zeigen. Und Mose hat Erfolg. „Da gereute den Herrn das Unheil, das er seinem Volk zugedacht hatte."

Neben all den Fragen, die diese Geschichte aufwirft, zeigt sie uns vor allem das eine: Es lohnt sich, wie Mose für andere zu beten. Dementsprechend ist dieser Abschnitt in meiner Bibel auch „Fürbitte des Mose" überschrieben. Dementsprechend ist dieser Abschnitt auch für diesen Sonntag ausgesucht worden, den Sonntag Rogate, was auf Deutsch so viel wie „Betet" heißt.

Mit ist deutlich geworden, dass es bei dieser Aufforderung zum Beten nicht um so eine Art Drohung, Befehl oder Ermahnung mit erhobenen Zeigefinger geht, sondern darum, an das Potential des Gebets zu erinnern, das jeder Mensch ungenutzt liegen lässt, wenn er nicht betet.

Bitte: Niemand muss beten. Weder für sich noch für andere. Nur was diese Geschichte zeigt, ist dieses: Das Gebet des Mose bewegte etwas. Es vermochte Gott umzustimmen. Schier unglaublich. Aber so steht es hier. Gott ist veränderlich.

Und das ist vielleicht der Hinweis überhaupt, der sich von diesem Text her ergibt: Mensch, bete.

Und jetzt sagen Sie bitte nicht: Was soll das schon bringen? Diese Frage kann nur der beantworten, wer es immer wieder ausprobiert. Was passiert, wenn ich bete.

Vielleicht probieren Sie ja mal folgendes Rezept zum Beten für andere aus: Man denke nach, wie es anderen geht und was sie brauchen. Man frage sich, was Gott will. Man überlege, was geschehen muss und was wir tun können. Und dann wünsche man sich von ganzem Herzen, dass es gelingt.

Beten sollen wir also. Die Geschichte zeigt, was passieren kann, wenn einer intensiv betet, ja geradezu mit Gott ringt.

Das, was wird, das Leben selbst ist nicht vorherbestimmt. Man kann es offensichtlich beeinflussen, was wird. Und man kann dazu beitragen, dass es besser wird. Dafür, dass es schlechter wird, braucht man nichts zu tun. Schlechter wird es von allein, wenn man nichts dafür tut, dass es besser wird. Aber dass es gut oder zumindest besser wird, darum muss man beten, darum muss man ringen, dafür kann und muss man etwas tun.

Liebe Jubilare, vermutlich ist auch bei Ihnen wie bei jedem von nicht alles so gelaufen, wie es hätte laufen sollen und können. Haben Sie sich und wir uns damit womöglich Gottes Zorn zugezogen?

Diese Geschichte lehrt uns: Wir können die Vergangenheit zwar nicht verändern. Aber die Zukunft. Und darauf kommt es an: Nicht in der Vergangenheit zu leben, sondern in der Gegenwart die Weichen so zu stellen, dass die Zukunft gelingt.

Brief an meinen Freund Mose

Predigt zu 2. Mose 33, 17-23 am 15. Januar 2017

Mensch Mose, alter Freund, heute muss ich Dir doch mal einen Brief schreiben. Du hast doch in Deinem Leben schon die unglaublichsten Dinge mit unserem Gott erlebt. Mehrere Male hat Dir unser Gott das Leben gerettet. Dann ist er Dir an jenem Dornbusch in der Wüste erschienen. Er hat sich Dir mit Namen vorgestellt. Und dann hat er Dich berufen, sein Volk aus der Knechtschaft in die Freiheit zu führen. Und Du hast gehorcht, hast es getan. Das alles war schon unglaublich. Und was Ihr da unterwegs erlebt habt? Lauter Wunder. Und dann hat Dir unser Gott die zehn Gebote anvertraut. Immer wieder hat er mit Dir gesprochen und Dich zum Mittler zwischen ihm und seinem Volk gemacht. Du hast über die Jahre viel mehr als alle anderen mit unserem Gott erlebt. Ihr beide hattet eine wahrhaft einzigartige Beziehung. Ihr kanntet Euch. Du warst mit ihm vertraut, gewissermaßen „per Du“ mit

ihm.

Du weißt natürlich selbst am besten, wie oft Gott sich Dir schon zugewandt hat. Das hat er Dir ja auch in Erinnerung gerufen, als er zu Dir sagte: „Du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen.“

Du kannst Dir sicher vorstellen, wie wir Dich um all diese Erfahrungen mit Gott beneiden. Manche von uns wären schon froh, wenn Sie Gott wenigstens einmal in ihrem Leben so wie Du erfahren hätten. Aber bei den meisten von uns verläuft das Leben weitaus unspektakulärer als bei Dir.

Alles in allem sind die meisten ganz zufrieden damit. Wir sind zwar nicht in einem Königspalast groß geworden, haben aber unser Leben weitgehend selbstbestimmt in Freiheit gestalten können. Und wenn wir so unser Leben anschauen, dann haben viele von uns im Rückblick schon den Eindruck, dass ihnen Gott immer wieder nahe war.

Alles in allem würden viele sich nicht wundern, wenn ihnen Gott eines Tages das gleiche sagen würde, was er Dir sagte: „Du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen.“ Doch: davon ist auszugehen. Glauben wir zumindest.

Aber zurück zu Dir. Dir hat all das offensichtlich immer noch nicht gereicht. Du bist aber auch unersättlich. Anders lässt sich doch Dein Wunsch nicht erklären, mit dem Du Dich an unseren Gott gewandt hast: „Lass mich deine Herrlichkeit sehen!“

Es hätte mich nicht gewundert, wenn ER Dir das rundweg abgeschlagen hätte. Hand aufs Herz: Findest Du nicht selbst, dass Deine Bitte geradezu unverschämt war.

Natürlich kann ich Dich verstehen. Du warst auf den Geschmack gekommen. Du wolltest es immer wieder. Du wolltest immer mehr. Du wolltest als Krönung gewissermaßen ihn und seine ganze Herrlichkeit sehen.

Ehrlich gesagt: Ich würde mir das auch wünschen. Und vermutlich alle anderen auch. Wer würde das nicht, ihn endlich mal sehen?

Wie Du gehen wir davon aus, dass unser Gott da ist, für uns da ist, uns immer unsichtbar nahe ist. Aber so tröstlich, wie es ist, dass er da ist, so zermürbend ist auf Dauer, dass er immer nur unsichtbar, verborgen, andeutungsweise da ist. Man würde ihn doch zu gern einmal richtig sehen, eben in all seiner Herrlichkeit.

Aber Dir gegenüber war er ja schon immer anders. Obwohl Du in Deiner Unersättlichkeit mit Deiner Bitte geradezu unverschämt ihm

gegenüber warst, hast Du Dir weder einen Rüffel noch einen Vorwurf, geschweige denn eine Strafe eingefangen. Du bekamst nur den dezenten Hinweis, dass das um deinetwillen nicht geht. Denn Du würdest das nicht überleben. Wie sagte er Dir? „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht."

Ich selbst habe das erst verstanden, als mir folgende Geschichte erzählt wurde: „Es lebte einmal ein König, der wollte wie Du Gott sehen. Dieser König wurde aufgefordert in die Sonne zu sehen. Er wurde natürlich vom Glanz der Sonne geblendet. Tränen schossen ihm in die Augen. Wütend fragte er, ob man wolle, dass er erblindet. Und er bekam zur Antwort: „Aber König, die Sonne ist doch nur ein Ding der Schöpfung, ein schwacher Abglanz der Herrlichkeit Gottes, ein kleines Fünkchen seines flammenden Feuers. Wie willst du mit deinen schwachen, tränenden Augen Gott sehen, wenn du nicht einmal in die Sonne sehen kannst?"

Die Geschichte machte mir klar, dass unser Gott Dir Deinen Wunsch um Deinetwillen nicht erfüllen konnte.

Aber dann stellte er Dir das Unmögliche in Aussicht, als er sagte: „Ich will vor deinem Angesicht all meine Güte vorübergehen lassen und will vor dir kundtun den Namen des HERRN: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich."

Da war er wieder: der Mose-Bonus. Was eigentlich allen Sterblichen nicht möglich war, wollte er Dir dennoch möglich machen. Einfach unfassbar. Immer wieder machte er für Dich eine Ausnahme.

Um Dich also nicht in Lebensgefahr zu bringen, musste er Maßnahmen zu Deinem Schutz ergreifen. Das hat er Dir ja auch erklärt: „Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin."

Was er aber auch alles für Dich gemacht hat, nur damit er Dir Deinen Wunsch wenigstens teilweise erfüllen konnte. Ich denke mal, Du hast gespürt, dass er Dich mit diesen Schutzmaßnahmen nicht auf Abstand halten wollte, sondern dass das zu Deinem Schutz geschah.

Es ist wie bei der Sonne. Nicht die Sonne muss sich vor uns schützen. Wir müssen uns vor der Sonne schützen. Will sagen: Nicht unser Gott braucht den Abstand, wir brauchen ihn.

Deshalb hat Dich unser Gott ja in diesen Felsspalt gestellt. Da warst Du von fast allen Seiten sicher. Und indem er dann auch noch seine Hand über den Felsspalt und Dich hielt, warst Du rundherum sicher,

wie in einer Höhle.

Als ich mir das so vorstellte, wie er dafür sorgte, dass Dir nichts passieren konnte, habe ich gedacht: Wie oft wird Gott das auch mit mir machen, mich zur Seite nehmen, damit mir nichts passiert, und seine Hand über mich halten. Ist das nicht bei uns ganz oft so wie bei Dir, dass er uns von allen Seiten umgibt und seine Hand über uns hält?

Und passierte ganz zum Schluss ja noch das, was er versprach, als er sagte: „Dann will ich meine Hand von dir tun und du darfst hinter mir her sehen." Du hast gar nichts weiter darüber gesagt, wie das war, als er seine Hand zurückzog, was Du gesehen hast, als Du ihm hinter gesehen hast.

Ich habe immer wieder darüber nachgedacht, ob es da in meinem Leben und im Leben der anderen, mit denen ich lebe, nicht Vergleichbares gibt. Und dann dachte ich an Spuren. Die sieht man ja auch erst im Nachhinein, ohne dass man denjenigen sieht, der die Spuren hinterlassen hat.

Ich kam drauf, weil es da eine schöne Geschichte gibt, die mir zu dem zu passen scheint, was Du uns von Dir berichtet hast: „Ich träumte eines Nachts, ich ging am Meer entlang mit meinem Herrn. Und es entstand vor meinen Augen, Streiflichtern gleich, mein Leben. Nachdem das letzte Bild an uns vorbeigeglitten war, sah ich zurück und stellte fest, dass in den schwersten Zeiten meines Lebens nur eine Spur zu sehen war. Das verwirrte mich sehr, und ich wandte mich an den Herrn: ‚Als ich dir damals, alles was ich hatte, übergab, um dir zu folgen, da sagtest du, du würdest immer bei mir sein. Warum hast du mich verlassen, als ich dich so verzweifelt brauchte?' Der Herr nahm meine Hand: ‚Geliebtes Kind, nie ließ ich dich allein, schon gar nicht in Zeiten der Angst und Not. Wo du nur ein Paar Spuren im Sand erkennst, sei ganz gewiss: Da habe ich dich getragen.'„

Ich bin ja im Vergleich zu Dir, mein Freund, nur ein kleines, unbedeutendes Licht. Aber manchmal scheint es mir ähnlich zu ergehen, immer dann nämlich, wenn ich im Rückblick auf das, was ich gerade erlebt habe, für einen kurzen Moment den Eindruck habe, dass er mir unsichtbar ganz nahe war.

Vorübergehend ist mir dann vieles klarer. Aber eben nur vorübergehend – und meist erst im Nachhinein, im Rückblick.

So schön, wie solche Momente sind: Ich kann sie leider nicht festhalten – schon gar nicht für immer. Aber was das angeht, erging es Dir ja auch nicht anders.

So genug für heute. Mit Dir verbunden in dem Wunsch, Gottes Herrlichkeit sehen zu wollen.

Dein Freund

Lass mich deine Herrlichkeit sehen

Predigt zu 2. Mose 33, 17-23 von Hans-Jürgen Kopkow am 15. Januar 2023

Daniel glaubte an Gott. Da fragte ihn jemand, der sich über ihn lustig machen wollte: „Woher weißt du, dass es einen Gott gibt?“ Und Daniel antwortete: „Woher weiß ich, ob ein Mensch oder ein Hund oder ein Esel nachts um meine Hütte gegangen ist? - An den Spuren im Sand sehe ich es. Auch in meinem Leben sind Spuren eingedrückt, Spuren Gottes.“

Für Daniel war der Fall klar, weil er meinte, Gottes Spuren in seinem Leben zu sehen.

So einfach, wie es hier klingt, ist es aber nicht. Denn natürlich fragt man sich, ob es wirklich Gottes Spuren sind. Und oft genug kann man diese Spuren Gottes im eigenen Leben nicht sehen.

Davon erzählt die Geschichte von den Spuren im Sand: Ich träumte eines Nachts, ich ging am Meer entlang mit meinem Herrn. Und es entstand vor meinen Augen, Streiflichtern gleich, mein Leben. Für jeden Abschnitt, wie mir schien, entdeckte ich je zwei Paar Schritte im Sand; die einen gehörten mir, die anderen meinem Herrn. Als dann das letzte Bild an uns vorbeigeglitten war, sah ich zurück und stellte fest, dass viele Male nur ein paar Schritte im Sand zu sehen waren. Sie zeichneten die Phasen meines Lebens, die mir am schwersten waren. Das machte mich verwirrt. Und fragend wandte ich mich an den Herrn: „Sagtest du mir nicht, du würdest bei mir sein? Doch in den tiefsten Nöten sehe ich nur ein Paar Spuren im Sand. Warum hast du mich gerade dann verlassen, als ich dich am meisten brauchte?“ Da sagte der Herr zu mir: „Nie ließ ich dich allein, schon gar nicht in den Zeiten, in denen du gelitten hast. Wo du nur ein Paar Spuren in dem Sand erkennst, da trug ich dich auf meinen Schultern.“

Im Sinne dieser Geschichte glauben und hoffen wir, dass Gott da ist, dass er mit uns geht und uns trägt, wenn wir nicht mehr können, auch dann und vielleicht gerade dann, wenn wir uns von Gott und der Welt verlassen fühlen.

Immer wieder gerät unser Glaube ins Wanken und wir werden von

Zweifeln geplagt, ob wir uns nicht letzten Endes doch nur alles einbilden. Oft genug scheint Gott unendlich weit weg. Und immer häufiger geht der Glaube an Gott verloren.

Das ist nicht unausweichlich. Der Glaube muss nicht an den Schrecklichkeiten dieser Welt zerbrechen.

Ganz im Gegenteil, wie folgende Worte zeigen, die jemand im Warschauer Ghetto an eine Wand geschrieben hatte: „Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint. Ich glaube an die Liebe, auch wenn ich sie nicht spüre. Ich glaube an Gott, auch wenn ich ihn nicht sehe.“

Es ist, als ginge man durch einen Wald in dem Gefühl, man sei nicht allein, da sei noch jemand. Hin und wieder hat man den Eindruck, man sähe einen Schatten dahinhuschen. Und schaut man dann genauer hin, kann man niemanden sehen.

Und wenn man die Spannung nicht mehr aushalten kann, ob denn da nun jemand ist oder ob man sich alles nur einbildet, dann ruft man schon mal in den Wald: „Ist da wer?“ Und solange niemand antwortet oder sich zu erkennen gibt, bleibt man im Ungewissen.

So geht es vielen Menschen, die in den Raum rufen: „Hallo, ist denn da wer? Ist denn da ein Gott?“

Und wir? Geht es uns nicht ganz ähnlich, sodass auch wir denken und rufen: „Ist da wer? Bist Du es, Gott? Dann gib dich zu erkennen.“

Mose war vermutlich in einer sehr ähnlichen Situation. Da gab es unzählige Spuren Gottes in seinem Leben. Er wusste sich von Gott berufen und begleitet. Er wusste sich gesegnet. Er wusste, dass Gott ihm gnädig war. In alledem meinte er Gott am Werk zu sehen.

Er hatte erlebt, wie Gott am brennenden Dornbusch mit ihm geredet hatte. Er hatte erlebt, wie Gott das Volk Israel aus Ägypten geführt hatte. Er hatte erlebt, wie sie auf der Flucht und in der Wüste bewahrt blieben. Er hatte schon oft mit Gott gesprochen. Aber irgendwie war ihm das zu wenig. Er wollte mehr.

Auch unserm Bitten und Fragen nach Gott geht immer schon etwas voraus. Gott hat mit jedem und jeder von uns schon lange eine Geschichte, ob wir es merken oder nicht.

Und doch quälen sich viele von uns mit der Frage herum, ob sie sich womöglich alles nur eingebildet haben.

Bonhoeffer brachte die Not des Mose, die auch unsere eigene Not mit der Unsichtbarkeit Gottes ist, auf den Punkt, als er sagte: „Die Unsichtbarkeit macht uns kaputt... dies wahnwitzige dauernde Zurückgeworfenwerden auf den unsichtbaren Gott... das kann doch kein Mensch

aushalten.“

Stimmt. Auch für uns ist das kaum zum Aushalten. Und deshalb werden sich viele von uns immer wieder wie Mose wünschen: „Lass mich deine Herrlichkeit sehen.“

Mose wollte endlich sehen und Klarheit haben. Wenigstens einmal sollte Gott aus seiner Verborgenheit treten und sichtbar werden. Und so bat er Gott: „Lass mich deine Herrlichkeit sehen.“

Ich kann Mose so was von verstehen. Da ist man gefühlt ein Leben lang unterwegs im Auftrag des Herrn, den man aber nie gesehen hat. Wer würde sich da nicht wie Mose wünschen, den Auftraggeber wenigstens einmal zu sehen? Nur einmal. Nur ganz kurz. Gott schauen.

Scheint aber nicht zu gehen. Denn Gott antwortet nicht nur Mose, sondern jedem, der ihn von Angesicht zu Angesicht sehen will: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.“

Auch wenn wir uns das so sehr wünschen, es wäre – so die überlieferte Antwort – nicht gut für uns. Wir müssten in seinem Glanz vergehen.

Leo Tolstoi erzählt die Geschichte von einem König, der Gott sehen wollte. Dieser König wurde aufgefordert in die Sonne zu sehen. Er wurde natürlich vom Glanz der Sonne geblendet. Tränen schossen ihm in die Augen. Wütend fragte er, ob man wolle, dass er erblindet. Und er bekam zur Antwort: „Aber mein König, die Sonne ist doch nur ein Ding der Schöpfung, ein schwacher Abglanz der Größe Gottes, ein kleines Fünkchen seines flammenden Feuers. Wie willst du mit deinen schwachen, tränenden Augen Gott sehen, wenn du nicht einmal in die Sonne sehen kannst? Versuche Gott mit anderen Augen zu sehen.“

Die Geschichte vom König hat vieles gemeinsam mit der Geschichte von Mose. Beide haben den Wunsch, Gott zu sehen. Beiden wird der Wunsch nicht erfüllt. Beide enden mit der Erkenntnis, dass es für uns Menschen weder möglich ist noch gut wäre, Gott zu sehen. Es würde uns Menschen umbringen, würden wir Gott in seiner Herrlichkeit ohne Schutz sehen.

Immerhin: Während der Blick in die Sonne blind macht, macht der Blick dorthin, wo die Strahlen der Sonne ihr Licht hinwerfen, sehend.

Zurück zu Mose. Damit er nicht vergeht, stellt Gott ihn in eine Felsspalte und hält seine schützende Hand über ihn, während er in seiner Herrlichkeit draußen vorüberzieht.

Ist das nicht ein wunderbares Bild für das, was ständig geschieht?

Gott ist immer und überall bei uns, seinen Menschen mit seiner Herrlichkeit, ohne dass wir seine Herrlichkeit sehen. Und warum sehen wir sie nicht? Weil er schützend seine Hand über uns hält.

Auf diese Weise wird Mose deutlich: Es gibt ein verborgenes Nahesein Gottes, ein schützendes Umschlossensein. Man könnte es mit den Worten des 139. Psalms so sagen: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“ Oder mit Bonhoeffers berühmten Worten: „Von guten Mächten wunderbar geborgen.“

Wenn es bei Mose hieß, dass er Gott nur von hinten sehen durfte, dann liegt auf der Hand, was damit gemeint war: Gott kann man nicht direkt sehen. Es geht nur im Rückblick. In dem, was wir erleben, können wir Gott vorübergehend, nachträglich, im Nachhinein am Werk sehen.

Nun denn: Ich wünsche Ihnen, Euch, uns allen, dass wir nicht allzu sehr unter der Unsichtbarkeit Gottes leiden. Trösten wir uns in dem Wissen, dass er da ist, dass er die Hand über uns hält und uns gnädig ansieht. Dieses möge uns immer wieder bewusst werden – und wenn schon nicht auf Dauer, dann doch wenigstens vorübergehend.

Immer wieder

Predigt zu 2. Mose 34, 4-10 am 13. Oktober 1996

Wenn einer eine Reise macht, dann kann er was erzählen. Stimmt. Es gibt immer etwas zu erzählen. Was man erzählen kann, hängt natürlich von der Reise selbst ab. Da gibt es die Rundreisen bei denen es darauf ankommt, einen gewissen Überblick zu bekommen. Und es gibt die Reisen, die einen an bestimmte Orte führen, wo einen das Drumherum nicht weiter interessiert.

Ich erzähle Ihnen das, weil es bei biblischen Texten nicht viel anders ist. Man kann sich einen Ausschnitt bzw. eine Momentaufnahme anschauen, nimmt sich ein Wort oder einen Vers und versucht, in die Tiefe vorzustoßen.

Oder man schaut sich eine längere Geschichte an, um sich die Entwicklung und Dynamik zu vergegenwärtigen, die in der langen Geschichte liegt.

Nun haben Predigttexte die Angewohnheit, dass sie sich meist nur mit einem Ausschnitt begnügen. Meistens erschließt sich das, worum es geht, auch aus den wenigen Versen.

Aber heute ist ein Predigttext dran, die Momentaufnahme einer längeren Geschichte, der nur verständlich wird, wenn man den Zusammenhang ein wenig kennt. Bevor ich Ihnen also den Predigttext vorlese, will ich Ihnen einen kurzen Überblick darüber geben, was vorangegangen war:

Sie erinnern sich vielleicht an die Geschichte vom Auszug der Israeliten. Die Israeliten waren in Ägypten zu Sklaven des Pharao geworden. Gott berief Mose, um die Israeliten in die Freiheit zu führen. Das stieß natürlich auf den Widerstand des Pharao. Der wollte die Israeliten zunächst nicht ziehen lassen. Doch dann hatten ihn die 10 Plagen eines Besseren belehrt, sodass er Mose und die Israeliten ziehen ließ. Als er seinen Entschluss bereute und er den Israeliten nachsetzen ließ, um sie zurückzubringen, ertranken seine Häscher im Meer. Die Israeliten freuten sich, der Sklaverei entronnen zu sein. Sie lobten den Gott, den sie als Verbündeten auf ihrer Seite wussten. Als es dann nur auf Umwegen und unter Strapazen weiterging und der Weg ins gelobte Land lang und länger wurde, begannen sie lauter und lauter zu murren Das war auch für Mose, ihren Anführer, eine schwere Zeit der Anfechtung. Er hatte die Israeliten im Namen eines Gottes zu führen, der unsichtbar blieb und nicht zu greifen war.

In dieser kritischen Situation erschien Gott Mose und es sollte ein Bund geschlossen werden zwischen Gott und den Israeliten. Die Grundlage für diesen Bund waren zahlreiche Gebote, von denen wir eigentlich nur die Gebote kennen, die uns als die 10 Gebote bekannt sind.

Das dauerte eine Zeit. Während Mose in der Gegenwart Gottes die Gebote empfing - so die Geschichte -, machte sich im Lager eine Unruhe breit. Die Menschen waren der Meinung, dass Mose etwas zugestoßen sein müsse, weil er so lange wegblieb. Sie fühlten sich von Mose und Mose Gott verlassen.

So wandten sie sich an Moses Bruder Aaron mit der Bitte, ihnen einen Gott zu machen, der sie schützten und führen könnte, einen Gott, dessen Gegenwart man sehen und dem man in Zukunft vertrauen konnte. Im Zuge dieser Entwicklung kam es zum Tanz ums Goldene Kalb.

Als Mose das bei seiner Rückkehr sah, packte ihn die Wut und er zerschmetterte, die beiden Tafeln, auf denen der Bund mit Gott geschrieben stand. Noch bevor der Bund zwischen Gott und Israeliten rechtsgültig werden konnte, hatten die Israeliten ihn schon gebrochen.

Nachdem Mose sich halbwegs beruhigt hatte, ließ er unter den Abtrünnigen hart durchgreifen. Wer abtrünnig geworden war, wurde bestraft. Und dann wollte Mose versuchen, den richtigen Gott gnädig zu stimmen, denn Gott war zornig über dies halsstarrige Volk, wie es heißt. Und tatsächlich ließ sich Gott durch Moses Eintreten für die Israeliten umstimmen und bewegen, einen zweiten Versuch zu machen.

Von dem erfolgreichen Moment, als Mose erneut auf den Berg Sinai steigen durfte, damit ein neuer Bund zwischen Gott und den Israeliten geschlossen werden konnte, handelt unser Predigttext.

So kam es zum Bund zwischen den Israeliten und Gott, zum Alten Bund, zum Alten Testament. Das ganze Alte Testament handelt von nichts anderem als der Geschichte dieses Bundes.

Nun wissen wir aus der Geschichte, dass die Israeliten ihrem Gott immer und immer wieder untreu geworden sind. Immer und immer wieder haben sie den Bund gebrochen, indem sie sich von Gott entfernten.

Das Seltsame daran ist: Sooft der Bund gebrochen wurde, so oft konnte er erneuert werden. Immer und immer wieder war ein Neuanfang möglich.

Gott hat sich immer als der erwiesen, von dem es in unserem Predigttext heißt „Ich bin ein Gott voll Liebe und Erbarmen. Ich habe Geduld, meine Güte und Treue sind grenzenlos“.

Dass ein Neuanfang möglich war, hieß nicht, dass böses Tun ohne Folgen blieb. Nein. Ganz gewiss nicht. Wir wissen darum, wie schnell die Strafe oft auf den Fuß folgt, wie man so sagt. Böses Tun bleibt nicht ohne Strafe. Selbst da, wo einer vielleicht nicht erwischt wird, trägt sein Leben Schaden davon. Auf keiner bösen Tat liegt Segen.

Natürlich fragt man sich manchmal, wie etwas Böses sein kann, ohne dass die Schuldigen bestraft werden. Diese Fragen werden uns unbeantwortet immer begleiten.

Aber wenn wir nun mal auf uns schauen und uns fragen, was diese Geschichte von den sich wiederholenden Bundesschlüssen und Treuebrüchen mit uns zu tun hat, dann brauchen wir meiner Meinung nach nicht lange nach einer Antwort suchen.

Ist es nicht so, dass Gott mit uns seinen Frieden machen möchte, wie er damals mit den Israeliten seinen Frieden machen wollte? Ist es nicht so, dass er uns verspricht, mit uns zu sein, wo wir dafür offen sind. Und ist es nicht so, dass auch wir uns wünschen, dass Gott mit uns ist?

Immer wieder und wieder kommt es mehr oder weniger offensichtlich zu einem Bund zwischen Gott und uns. Wer hätte nicht schon in Not gebetet: „Gott, wenn du dann werde ich ....“

Und immer wieder brechen wir diesen Bund dann wieder, werden untreu, wenden uns von Gott ab und anderem zu, vertrauen ihm eben nicht mehr. Als wenn es so sein müsste, dass auf den Bundesschluss irgendwann der Vertrauensbruch folgt.

Aber so verwunderlich das klingt. Wir bekommen immer wieder eine Chance, haben immer wieder die Möglichkeit, neu anzufangen. War es Mose, der für die Israeliten bei Gott ein gutes Wort einlegte, so ist es Christus, der für uns beim Vater ein gutes Wort einlegt, sodass es nicht Gottes Zorn ist, den wir zu spüren bekommen, sondern Gottes Liebe und Geduld.

Auch uns ist gesagt: „Ich bin ein Gott voll Liebe und Erbarmen. Ich habe Geduld, meine Güte und Treue sind grenzenlos“ So schön, wie das ist, und so gut es uns tut in Zeiten der Not und Enttäuschung, es wird uns nicht davor bewahren, auch in Zukunft immer wieder Gott untreu zu werden.

Aber das Wissen, dass Gott voller Liebe zu uns ist und eigentlich nur darauf wartet, dass wir darauf eingehen, der aus seiner Liebe zu uns geduldig wartet, ob wir uns von seiner Liebeswerbung nicht gewinnen lassen wollen, der gut zu uns bleibt, auch wenn wir böse zu ihm, seiner Schöpfung oder den Menschen sind, die er allesamt liebt, dies Wissen um Gott könnte uns veranlassen, die Nähe dieses Gottes von uns aus zu suchen, bevor es zu spät ist, damit es gar nicht erst zu den diversen Entgleisungen kommt.

Ich lade Sie ein, Gottes Versprechen aus dem Predigttext als Versprechen zu nehmen, das Ihnen, Ihnen ganz persönlich gilt. Gott verspricht: „Ich bin ein Gott voll Liebe und Erbarmen. Ich habe Geduld, meine Güte und Treue sind grenzenlos“

Ausstrahlung

Predigt zu 2. Mose 34, 4-10 am 13. Oktober 1996

Vordergründig geht es darum, wie Mose mit den Geboten vom Berg kommt, wie er dem Volk verkündete, was ihm Gott aufgetragen hatte. Aber weder über den Berg noch über die Gebote steht da Genaueres.

Das liegt daran, dass es hier weder um das eine noch um das andere geht.

Aber worum geht es dann? Offensichtlich um das, was es mit Mose machte, wenn er Gott begegnete, mit ihm redete, auf jenem Berg oder in jenem Zelt, von dem hier mehrfach die Rede ist.

Und was war die Folge? Ich habe es im Text fett gedruckt. Da heißt es: Von seinem Gesicht gingen Strahlen aus ... Darum geht es. Das muss sehr eindrücklich gewesen sein. Mose scheint geradezu furchteinflößend gewirkt haben. Die Leute liefen vor ihm weg. Er musste sich etwas vors Gesicht halten, damit es für die anderen erträglich wurde.

Wie hat man sich das vorzustellen? Ich habe mal ein bisschen recherchiert, wie man Mose dargestellt hat. Von den vielen Darstellungen habe ich hier mal vier abgedruckt.

Ich fange mal bei der Darstellung an, die man in Rom sehen kann. Aus Marmor hat Michelangelo seinen Mose gestaltet, der so etwas wie Hörner auf dem Kopf hat.

Das mit den Hörnern hängt damit zusammen, wie man diese Stelle früher übersetzt hatte. Das dort stehende Wort bedeutet nämlich entweder Hörner oder Strahlen.

Man fragt sich natürlich: „Warum denn Hörner?“ Vielleicht hat man es deshalb so übersetzt, weil der altgriechische Hirtengott Pan auch Hörner hatte.

Aber hilft einem das weiter? Nicht wirklich. Warum sollten Mose durch die Begegnung mit Gott Hörner gewachsen sein? Mir scheint diese Übersetzung ein Irrweg.

Deshalb das zweite Bild direkt daneben, auf dem Mose so etwas wie zwei Strahlen auf dem Kopf hat. Sieht ein bisschen so aus wie Antennen? Hätte ja was? Zwei Antennen, um Gott empfangen und verstehen zu können. So hat man Mose oft dargestellt.

Aber warum die Strahlen nur an zwei Stellen? Wäre es nicht viel besser, es würde sein Gesicht als Ganzes strahlen? In diesem Sinne steht es in der Lutherübersetzung: Die Haut seines Angesichts glänzte.

Natürlich ist damit kein lächelnder Strahlemann gemeint, sondern einer, der eine gewisse Ausstrahlung hat. Das mit der Ausstrahlung können wir uns gut vorstellen. Manche haben das, dass die Augen strahlen, dass der ganze Gesichtsausdruck etwas Strahlendes hat, vielleicht nicht immer, aber auch nicht nur einmal.

Dieses Strahlen, diese Ausstrahlung fand ihren Ausdruck in der Kunst immer wieder als Heiligenschein. Damit sind wir beim dritten Bild: Mo-

se mit Heiligenschein. Und wie schön: Mal ein schwarzer Mose. Warum nicht?

Von manchen Menschen heißt es ja, sie wären in der Lage, die Aura eines Menschen zu sehen. Ich kann das nicht beurteilen, weil ich dazu nicht in der Lage bin.

Aber ob man es nun wirklich sehen kann oder nicht, umgibt manche Menschen eine besondere Aura, die man intuitiv spürt, im Guten wie im Bösen, man fühlt sich angezogen oder geht lieber auf Abstand.

Und damit bin ich beim letzten Bild, bei dem der Künstler versucht hat, alles miteinander zu verbinden. Hier strahlt nicht nur eine Stelle, nicht nur das ganze Gesicht, sondern der ganze Kopf. Es geht vom Betreffenden etwas aus: ein Glanz, eine Ausstrahlung.

Vielleicht ist das ein bisschen übertrieben dargestellt, zu viel des Guten und von daher auch unrealistisch. Aber wer weiß? Vielleicht war es tatsächlich so.

Wie auch immer. Mose hatte sich sichtbar verändert, hatte ein Strahlen in den Augen, hatte eine Ausstrahlung, die die Seinen mehr als beeindruckte.

Nun lässt dieser Bericht keinen Zweifel darüber aufkommen, dass seine Veränderung ihre Ursache in Begegnung mit Gott hatte. Ohne diese Begegnung hätte Mose diese Ausstrahlung nicht.

Und er würde diese Ausstrahlung verlieren, wenn er sich nicht immer wieder Gott zuwenden würde. Aber genau das tat er, ging immer wieder in jenes Zelt, in dem er Gott begegnete.

Ich habe hier so einen Leuchtstern, wie ihn manche Kinder über ihrem Bett haben. Setzt man so einen Stern dem Licht aus, leuchtet er noch eine Weile in der Dunkelheit, zunächst noch sehr hell, mit der Zeit aber immer weniger, zuletzt gar nicht mehr. Es sei denn, man hält ihn wieder ins Licht. Dann wiederholt sich das Ganze.

Nehmen wir das mal als Gleichnis. Solange Mose immer wieder Gott begegnete, hatte er diese geradezu furchteinflößende Ausstrahlung.

Sicher wäre sie mit der Zeit immer mehr verblasst, wenn er Gottes Nähe nicht gesucht hätte.

Mir fällt noch ein anderer Vergleich ein: Wenn wir in dunkler Nacht den Vollmond anschauen, leuchtet unser Gesicht. Im Kontrast zur Dunkelheit würde es sogar ziemlich hell leuchten.

Das ist ja mit Mond nicht anders. Er leuchtet ja nur, weil ihn die Sonne anstrahlt. Er leuchtet nicht aus sich heraus. Er reflektiert nur.

So war es bei Mose auch. Er reflektierte nur. Seine Ausstrahlung war nicht sein Werk, sondern ein Reflex auf die Herrlichkeit Gottes, der er immer wieder ausgesetzt war.

Auf uns übertragen bedeutet das: Wer sich Gott zuwendet, wer Gott begegnet, wer mit ihm spricht, wer auf ihn hört, wer auf ihn schaut, wem es gelingt, sich Gott zu vergegenwärtigen, ihn zu verinnerlichen, mit ihm in Kontakt zu sein, den wird es verändern, von innen heraus, von dem werden wir sagen, dass er strahlt, dass er eine Ausstrahlung hat, dass ihn eine ganz besondere Aura umgibt.

Natürlich ist es ein Geschenk des Himmels, wenn man Gott so begegnet, dass es Spuren hinterlässt, womöglich in Form einer besonderen Ausstrahlung. Es ist und bleibt reine Gnade, wenn einem derartiges widerfährt. Man kann es nicht machen.

Und doch kann man etwas tun, kann sich Gott öffnen, kann sich Gott zuwenden.

Dass wird nicht alles schlagartig verändern. Aber es bleibt nicht ohne Spuren, wenn ein Mensch Gott zugewandt lebt.

Was immer sich an Veränderungen ergibt, hat nur Bestand, wenn es auf Dauer geschieht. Wer sich nicht aktiv Gott zuwendet, wendet sich automatisch passiv von ihm ab und verliert wieder an Ausstrahlung.

Natürlich. Es gibt Grenzen. Paulus sagt es im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes so: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel... Dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin."

Bis dahin können und wollen wir Gott bitten, dass er sich unser annimmt und in seinem Sinne umgestaltet.

Ich schließe mit einem Lied von Gottes Liebe, ja von Gott selbst, dem wir nicht nur auf heiligen Bergen und im heiligen Zelt begegnen können, sondern immer und überall:

Gottes Liebe ist wie die Sonne, sie ist immer und überall da. Streck dich ihr entgegen, nimm sie in dich auf. Sie kann dich verändern.

Umverteilung des Geistes

Predigt zu 4. Mose 11 i. A. am 27. Mai 2007

Erinnern Sie sich: Mose hatte von Gott den Auftrag erhalten, das Volk Israel aus Ägypten zu führen. Erst wollte der Pharao seine Ar-

beitskräfte nicht ziehen lassen. Aber dann kam es zu den Plagen. Danach durfte das Volk ziehen.

Voller Begeisterung war man aufgebrochen. Aber es dauerte nicht lange, da begannen die ersten zu meckern. Den einen war dies nicht recht und den anderen etwas anderes. Außerdem hatten sie alle Hunger und Durst. Die Sonne brannte. Und die lebensfeindliche Wüste war nicht gerade das, was man sich als gelobtes Land vorgestellt hatte.

Angesichts dieser Beschwerlichkeiten hörte man immer öfter, wie gesagt wurde: „Wären wir doch nur in Ägypten geblieben."

Mose konnte einem leidtun. Und es gab nicht wenige, die ihm dafür die Schuld gaben. Sie meinten: „Er hat uns in diese Lage gebracht." Als wenn er etwas dafür gekonnt hätte.

Und doch belastete es ihn. Es fiel ihm schwer, die so hungern und dürsten zu sehen, die ihm vertraut hatten und die ihm in die Wüste gefolgt waren. Er hätte ihnen nur zu gern gegeben, was sie brauchten. All seinen Kummer schüttete er vor Gott aus.

Und da beginnt der für heute festgelegte Predigttext. Man sieht: Mose hielt das Leid der Menschen nicht länger aus. Lieber wollte er sterben, als ihr Leid länger mit ansehen zu müssen. Er konnte nicht mehr.

Das war Gott, dem Herrn, natürlich nicht verborgen geblieben. Um Mose zu helfen, gab er die Anweisungen.

Mose hatte sich zwar schwer damit getan, ganz allein für alles verantwortlich zu sein. Sicher: Das hatte seinen Reiz. Er hatte die Macht. Aber je länger, desto mehr wurde ihm diese Macht zur Last. Er wünschte sich, beides loszuwerden.

Und dann Gottes Plan: 70 der führenden Leute sollten ihm helfen, die Macht auszuüben und die Last der Verantwortung zu tragen. Und so kam es. Das ist eine ganz bemerkenswerte Geschichte göttlicher Umverteilung der Macht.

Gott entlastet Mose und belastet die 70. Damit diese nun wiederum unter der zu bewältigenden Last nicht zusammen brechen, bürdet er ihnen nicht nur Last der Verantwortung auf. Nein. Er stattet sie auch mit Geist und Kraft aus, die es braucht, um mit der Last fertig zu werden.

Was das zur Folge hatte, fasst der letzte Satz zusammen: „Und als der Geist auf ihnen ruhte, gerieten sie in Verzückung …"

Das erinnert mich an den 7. Tag der Schöpfung. Da ruhte Gott aus. Hier ist es ähnlich: Nachdem Gott die Last und Macht von dem einen

auf die vielen verteilt hatte, war das Werk vollbracht. Da ruhte der Geist - auf ihnen.

Für manche mag sich das so anhören, als wenn da von „zur Ruhe setzen" die Rede wäre. Von solcher Ruhe ist da aber keine Spur. Denn als der „Geist auf ihnen ruhte", so heißt es, „gerieten sie in Verzückung."

Was ist damit gemeint? Verzückung hat etwas mit Begeisterung, mit Ekstase, mit einem Zustand geistigen Entrückseins zu tun.

Und man merkt schon: Damit sind wir beim Thema Pfingsten, wo es ja auch um den Geist, den Heiligen Geist geht, und darum, dass der Heilige Geist ausgegossen wird, dass der Funke überspringt, dass viele Menschen Feuer und Flamme sind, dass sie begeistert sind.

Ob sich bei uns heute Morgen – wenigstens ansatzweise – auch so ein Gefühl einstellt? Wir haben hier die Geschichte von damals. Aber was hilft uns das heute?

Als ich den Text das erste Mal las, dachte ich: Manchmal geht es mir ja genau wie Mose, vor allem dann, wenn es mir zu viel wird, wenn ich mich der Verantwortung nicht gewachsen fühle und mir alles zur Last wird, wenn ich das Leid und den Kummer der Menschen, die mir anvertraut sind, kaum noch ertrage.

Aber dann habe ich mir gesagt: Glaub doch ja nicht, dass du Mose bist. Das geht doch nicht nur dir so. Die meisten von uns kennen das Gefühl des Moses, das hier dokumentiert wird: Ich kann nicht mehr. Und von diesem Gefühl haben wir eine ganze Menge in uns, in unserer Gesellschaft.

Aber das andere Gefühl, von dem hier die Rede ist, dass dadurch ausgelöst wird, dass der Geist Gottes auf die Anwesenden kommt, dass der Funke überspringt, dass scheint uns weitestgehend abhandengekommen zu sein.

Natürlich wären wir gern wie Mose, mit Geist und Kraft begabt, charismatische Persönlichkeiten, in der Lage eben, andere zu begeistern und mitzureißen. Sind wir aber nicht.

Um zu veranschaulichen, was wir sind, bitte ich Sie, sich mal einen Ofen vorzustellen. Ich habe einen. Es kommt vor, dass das Feuer herunter gebrannt ist und dass es so aussieht, es sei es vollständig erloschen. Nur noch Asche. Aber dann ist da doch noch ein wenig Glut unter der Asche. Mit ein bisschen Geschick, ein wenig Papier und Kleinholz und dem nötigen frischen Wind gelingt es schnell, aus dem bisschen Glut wieder ein richtiges Feuer entstehen zu lassen.

Ist das nicht bei uns auch so? Die wenigsten von uns brennen so hell, dass man von ihnen sagen könnte, sie seien Feuer und Flamme. Aber so ein Rest von Glut hat wohl jeder in sich. Da ist zwar kein offenes Feuer, aber immerhin noch ein wenig Glut unter der Asche.

Was heißt hier nur. Da ist noch Glut unter der Asche. Jeder von uns weiß, wie schnell aus so ein bisschen Glut wieder Feuer und Flamme wird. Es braucht nur ein wenig frischen Wind. Es käme also nur darauf an, die Glut wieder zu entfachen.

Denn es ist bei uns ja nicht, wie damals bei den 70 zur Zeit Moses. Bei uns ist der Heilige Geist schon seit unserer Taufe am Wirken. Mal mehr und mal weniger. Je nachdem, wie wir ihn wirken lassen. Und dementsprechend sind wir mal mehr und dann wieder weniger Feuer und Flamme. Und es ist auch keiner von uns Mose, auf dem allein der Geist Gottes ruhe würde. Nein. Wir sind in gewisser Weise weiter als die damals.

Für uns käme es darauf an, dass Feuer neu zu entfachen. Das könnte z.B. so gehen, dass wir einander den frischen Wind zuwedeln, den es bräuchte, um das Feuer neu zu entfachen.

das, was wir an Heiligem Geist in uns bzw. unter uns haben, zu teilen. Es käme darauf an, dass jeder dem anderen hilft, die Glut des Heiligen Geistes zu neuer Flamme zu entfachen. Und da wir uns da wohl alle in ähnlicher Situation befinden, kann hier nur einer dem anderen helfen bzw. einer dem anderen helfen, sich von Gott und seinem Geist helfen zu lassen.

Einer oder eine allein kann das nicht schaffen. Wir haben hier keinen Mose in unseren Reihen, der alles allein machen und schaffen könnte. Und wir sind auch nicht die 70 Ältesten von damals.

Aber Gott hat uns hier versammelt. Und er möchte, dass wir den Heiligen Geist spüren, der uns versprochen ist, der in uns und unter uns am Werk ist – auch wenn wir das oft nicht so sehen.

Doch: Wir sind mit dem Heiligen Geist begabt. Als Geist-Begabte stehen wir miteinander vor Gott. Wir können uns immer wieder neu beschenken lassen und von dem, was uns zu Teil wird, an die weitergeben, mit denen wir leben.

Der Heilige Geist ist uns nicht nur versprochen. Er ist da. Es kommt einzig und allein darauf an, ihn zum Zuge kommen zu lassen.

In gewisser Weise können wir Gott helfen, die Kraft und den Geist, die er uns gegeben hat, zu teilen, indem wir ihn uns mit-teilen.

In dem Maße, indem wir einander mitteilen, was wir durch ihn empfangen haben, vergessen wir unsere Last zu beklagen und finden wir mit anderen zusammen unsere Begeisterung wieder.

Aaronitischer Segen

Predigt zu 4. Mose 6,22-27 am 27. September 2015

Jeder weiß: Der Gottesdienst ist fast zu Ende, wenn der Segen gesprochen wird. Und da es meist derselbe Segen ist, kennen diesen Segen manche Gottesdienstbesucher schon auswendig. Er lautet: „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden."

Man nennt diese Segensformel den aaronitischen Segen. Warum? Weil dieser Segen auf Aaron zurückgeht, wie uns die Bibel im 4. Buch Mose berichtet.

Wir nehmen uns heute Morgen einmal die Zeit, diesen Segen genauer anzuschauen. Warum? Familie Ehlert weiß es schon. Dieser Segen ist Fionas Taufspruch. Fast jedenfalls.

Warum fast? Weil Sie, die Eltern, diesen Segen nicht in der Übersetzung Martin Luthers gewählt haben, sondern in der Übersetzung der Guten Nachricht.

Und da lautet dieser Segen etwas moderner: „Der Herr segne dich und beschütze dich. Der Herr blicke dich freundlich an und schenke dir seine Liebe. Der Herr wende dir sein Angesicht zu und gebe dir Glück und Frieden."

Wer ist eigentlich der HERR, um den es hier geht? Das ist gar nicht so leicht zu sagen. Eigentlich müsste es Jahwe heißen. Denn das ist sein Name.

Weil man sich scheute, Gott beim Namen zu nennen, hat man ihn einfach HERR genannt. Das ist natürlich sehr missverständlich, weil ja der allmächtige und barmherzige Gott nichts mit den oft arroganten Herren unserer Welt zu tun hat.

Eigentlich müsste da mit Blick auf die Bedeutung seines Eigennamens stehen: „Er, der immer in neuer Weise für dich da sein wird." Da das zu lang ist und man den richtigen Namen auch nicht nehmen wollte, hat man ersatzweise „Der Herr" genommen.

Weil eigentlich niemand weiß, ob „Der Herr“ ein „Er“ oder eine „Sie“ ist, wäre besser gewesen, man hätte den Namen Jahwe durch Gott ersetzt. Darüber ließe sich mancherlei sagen … aber nicht heute.

Der Segen beginnt nun mit „Der HERR segne dich“. Was ist das eigentlich, ein Segen?

Einerseits ist der Segen eine Bitte an Gott. Der Mensch, der Segen spricht, bittet Gott mit dem Segen, die Angesprochenen in der Weise zu segnen, wie es der Segen sagt.

Andererseits ist der Segen ein Wunsch des Segnenden direkt an die Adresse der Angesprochenen. Der Mensch, der den Segen spricht, wünscht den Angesprochenen, was der Segen besagt.

Der Segen eröffnet, was er zuspricht. Insofern ist er nicht nur Schall und Rauch. Er ist mehr. Er bringt die Angesprochenen in Verbindung mit der göttlichen Macht, die sich da entfalten kann, wo ihr Offenheit entgegengebracht wird.

Wenn wir auf den Zusammenhang unseres Segens blicken, könnte der Eindruck entstehen, als sei es nur mit diesen Worten möglich, Gottes Segen weiterzugeben oder zu empfangen.

Dem Anspruch nach sind die Worte des Segens nicht beliebig, sondern von Gott selbst festgelegt. Es heißt: „So sollt ihr sagen zu den Israeliten, wenn ihr sie segnet.“

Diesem Eindruck stehen die vielfältigen Segensformen der Bibel entgegen, die uns deutlich machen, dass es letztlich nicht auf genau diese Formulierung ankommt. Es können eben auch andere sein.

Worauf es ankommt, ist weder die Form des Segens noch der Segnende, der den Segen spricht, sondern es ist Gott selbst, der durch den Segnenden hindurch spricht und wirksam ist. So bekommt der Segen sein Gewicht, seine Wichtigkeit.

Da es sich beim Segen nicht um einen automatisch wirksamen Zauber handelt, zielt der Segen letztlich darauf ab, dass die Gesegneten diesen Segen annehmen. Es kommt nicht nur auf die Zusage an, sondern auch auf die Annahme.

Der Segen geht dann weiter mit: „Er behüte bzw. beschütze dich.“ Behüten hat etwas mit Hut zu tun. Ich habe einen großen mexikanischen Sombrero vor Augen. Gott sei so etwas wie ein Hut für Dich, der Dich behütet, der Dich bewahrt und schützt. Natürlich wünschen wir uns für uns und heute natürlich besonders für Fiona, dass wir beschützt und behütet werden.

Und was ist, wenn der Schutz ausbleibt, wenn es zum Unglück kommt, wenn nicht Gesundheit, sondern Krankheit das Dasein überschatten?

Dann dürfen wir auf keinen Fall denken, dass Gott uns damit bestrafen will, sondern sollen wissen, dass er uns auch im Leid und in der Not begleitet.

Gerade dann – und so geht der Segen ja auch weiter – gilt: „Er lasse sein Angesicht leuchten über dir.“ Vom sonntäglichen Segen her kennen wir die Formulierung: „Er erhebe sein Angesicht auf dich.“ Hier wird beschrieben, wie Gott uns begegnet - nämlich leuchtend und zugewandt.

Der Segen stellt uns Gott als einen vor, der sich wie ein Vater oder eine Mutter über das Kind beugt - voller Liebe und Fürsorge, bedacht darauf, dem Kind zu helfen.

Was damit gemeint ist, sieht man, wenn man sich über Fiona beugt und sie anlächelt. Was passiert? Richtig. Sie fängt auch an zu lächeln. Wann immer man sich freundlich strahlend über sie beugt, wird sie dies wahrnehmen und mit einem freundlichen Strahlen beantworten.

Und so ist es auch sonst: Ein freundliches Gesicht, das leuchtet, lädt ein. So einem Gesicht öffnen wir uns. Auf so ein Gesicht gehen wir gern zu.

Und genauso möge Gott uns anschauen, mit einem freundlich strahlenden Blick. So lasse er sein Angesicht immer wieder über uns leuchten, damit sein Licht unser Leben und unsre Stimmung immer wieder aufhellt.

Im Taufspruch geht es dann weiter mit: „Der Herr schenke dir seine Liebe.“ Das ist dann schon wie eine Übersetzung der uns geläufigen Worte: „Der Herr sei dir gnädig“

In einer Zeit, in der alles perfekt sein muss, ist es schwer, vor sich und anderen zu bestehen, zumal dann, wenn man etwas in den Sand gesetzt hat. In solchen Momenten braucht gar keiner mit uns zu schimpfen. Es ist uns doch meistens selbst peinlich genug. Besser wäre doch, wenn einer da wäre, der uns dann sagen und zeigen würde: „Ist nicht so schlimm. Kriegen wir schon wieder hin.“

Der Taufspruch hält fest: Gott weiß, dass wir auf seine Liebe, auf seine Vergebung und Gnade angewiesen sind. Indem er sie uns gewährt, ermöglicht er uns, weder aufzugeben noch zu resignieren, sondern weiterzuleben und es eben immer und immer wieder zu neu zu versuchen.

Es tut unendlich gut, wenn wir, wenn unsere Kinder erfahren dürfen, dass Gott will, dass alles gut wird, auch wenn es manchmal schief geht.

Der Segen schließt mit der Bitte um Frieden. „Er gebe dir Frieden." Nicht nur den Seelenfrieden, sondern auch Frieden mit den Menschen, mit denen wir zusammenleben. Bei allem, was wir dazu beitragen können, dass Friede herrscht, wissen wir doch: Frieden ist ein Geschenk des Himmels, ein Glück, dass einem widerfährt.

Deshalb steht das mit dem Frieden am Ende des Segens, gewissermaßen als krönender Abschluss. Am Ziel ist Gott mit uns Menschen, wo wir Frieden haben. Können wir in Frieden zufrieden leben, haben wir unbeschreibliches Glück gehabt.

Bei alledem stellt sich abschließend die Frage, wie Gott das ganz konkret tut, was der Segen in Aussicht stellt. Ich denke, die Antwort liegt auf der Hand: unter anderem durch uns.

Ich erfahre vom Segen Gottes durch Menschen, die von Gott gesegnet mir zum Segen werden. Sie begleiten und behüten mich. Sie fördern mein Leben. Sie strahlen mich an und vertreiben meine trüben Gedanken. Sie sind mir gnädig und ermöglichen mir einen Neuanfang.

Und so geht es letztlich darum, sich Segen um Segen in einen Strom von Segen zu stellen, der uns von Gott her durch andere hindurch zuströmt.

Es geht darum, behütet andere zu behüten. Es geht darum, die erfahrene Freundlichkeit freundlich weiterzugeben. Es geht darum, mit sich und anderen gnädig zu sein, weil man Gnade erleben durfte. Es geht darum, vom Frieden weiterzugeben, der einem selbst zuteilwurde.

Damit Du und Sie anderen ein Segen sein könnt, segne Euch Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Unser Lebens-Zeichen

Predigt zu 4. Mose 21, 4-9 am 20. März1988

Sie uns ich, wir erleben es immer wieder, dass etwas nicht so läuft, wie wir uns das vorgestellt hatten. Nicht wahr, Sie kennen diese Momente doch auch, wo es nicht mehr weiterzugehen scheint, wo man sich anscheinend nur noch im Kreise dreht?

In solchen Momenten, in denen man bitter enttäuscht und ernüchtert ist, kann man sich einfach nicht mehr an das Gute und Gelungene erinnern. Ich solchen dunklen Zeiten überschattet die trostlose Gegenwart

alles. Und es scheint undenkbar, dass es wieder anders und besser werden könnte. Das kennen wir alle, weil es ganz menschlich ist. Und dass de den Menschen nicht erst heute so ergeht, zeigt die Geschichte, um die es heute in der Predigt geht.

Es ist eine Geschichte des Volkes Israel. Die Israeliten waren damals schon Jahre auf der Wanderschaft. Und die Wüstenjahre nahmen kein Ende. Der Weg ins gelobte Land wurde länger und länger. Das war zum Davonlaufen.

Unzufriedenheit machte sich breit. Lange schwelte der Ärger im Untergrund. Aber eines Tages hatten es einige so satt mit der Wüste, dem Manna, der Hitze und der Wanderung, dass sie ihrem Unmut freien Lauf ließen. Der Funke zündete und alle stimmten in das Klagelied mit ein. Mose, der das Volk ja führte, musste sich so einiges anhören. Das war sehr unschön. Selbst gegen Gott redeten die Israeliten.

Denn Mose und Gott – die waren natürlich verantwortlich für die Notlage, in der sie sich befanden. Diese beiden waren schuld daran, dass man immer beinahe verhungerte.

Voller Vorwürfe drangen sie auf Mose ein: „Warum hast du uns aus Ägypten geführt, dass wir in der Wüste sterben."

Ich kann den Unmut der Israeliten gut nachempfinden. Ich hätte bestimmt ähnlich geredet. Sie doch auch – oder? Das ist nur menschlich, was uns da berichtet wird.

Natürlich lassen wir unserem Unmut hin und wieder freiem Lauf. Und genauso suchen wir schnell nach Sündenböcken und Schuldigen, die wir verantwortlich machen können, wenn es nicht wie geplant läuft. Damals wie heute. Schuld sind immer die anderen. Und wenn es einmal schlecht geht dann ging es immer schon schlecht und es wird für immer so bleiben – und vergessen ist alle Bewahrung durch Gott.

Wir und die Menschen damals erwarteten immer, dass Gott unsere Not sieht und uns hilft, indem er die Not beendet. So erwarteten die Israeliten von Gott, er möge die Wüstenzeit beenden, sie endlich ans Ziel kommen lassen.

Doch es geht ganz unerwartet weiter. Gott greift wohl ein – aber doch ganz anders, nicht etwa um die Wüstenzeit zu beenden. Nein. Zu allem Unheil hinzu schickte er nun auch noch giftige Schlangen unter das Volk. Diese Schlangen bissen die Murrenden, was für viele den Tod bedeutete. Gott streichelte nicht – er strafte mit unbarmherzig hartem Gericht durch giftige Schlangen.

Und während ich mich frage, weshalb Gott so hart strafte, nehme ich wiederum erstaunt zur Kenntnis, wie die Geschichte weiterging. Denn die Israeliten beschwerten sich nun nicht etwas gegen die Härte, mit der Gott gegen sie vorging. Sie murrten nicht etwa weiter, wie man ja annehmen könnte.

Nein. Sie lamentierten nicht. Sie gingen in sich. Sie kamen zur Besinnung, zum Nachdenken. Und das hatte Folgen: Sie erkannten, was falsch gelaufen war. Sie erkannten ihre Schuld. Sie wussten, dass es nicht in Ordnung war, so gegen Mose und Gott zu reden.

Also gingen sie zu Mose und baten um Entschuldigung. Sie baten Mose: „Bitte den Herrn für uns." Und sie hofften, Gott würde sie von der Schlangenplage befreien.

Mose betete für das Volk. Und er bat Gott um ein Ende der Plage. Erstaunlich wiederum die Antwort Gottes.

Denn Mose bekam den Auftrag, eine eherne Schlange herzustellen, also eine Schlange aus Metall. Und diese Schlange sollte wie eine Fahne an einer Stange befestigt werden, damit sie jeder sehen konnte.

Und wer gebissen wurde, sollte nicht sterben, wenn er nur die von Gott eingesetzte Schlange ansah.

Nun half Gott den geplagten Israeliten. Aber er tat ganz anders, als es das Volk gehofft hatte. Denn die Israeliten hatten sich ja gewünscht, von dem ekelhaften Gewimmel der tödlichen Schlangen befreit zu werden. Sie wollten frei sein von der Angst ums eigene Leben, von der ständigen Bedrohung und den Bissen.

Gott half zwar. Aber beseitigte die Schlangen nicht. Und die Bedrohung und Angst blieben.

Wer allerdings gebissen wurde, starb nicht, wenn er die von Gott gesetzte Schlange ansah.

Diese Geschichte wirft Fragen auf, die unmöglich im Rahmen dieser Predigt beantwortet werden können. Aber benennen möchte ich sie.

Da ist z.B. die Frage, ob das alles wirklich so war, so unglaublich wundersam geschehen ist. Wie soll das wohl zugegangen sein? Oder warum hat Gott denn nur so überhart auf das doch sehr menschliche und verständliche Murren reagiert?

Dann ist da noch die Frage im Blick auf alle Plagen, Krankheiten und Katastrophen. Sind sie wie die Schlangenplage allesamt Strafen Gottes, mit denen er die Betroffenen zur Besinnung bringen will – doch wohl kaum.

Eins scheint an der Geschichte aber offensichtlich: Gott hilft denen, die sich an das Zeichen halten, das er durch Mose gesetzt hatte.

Es geht in der Geschichte um die Schlange. Dabei ist deutlich, dass die Schlange nicht etwa selbst so etwas wie ein Gott ist. Die Schlange wirkt nicht wie von allein. Sie ist nur ein Zeichen. Für die Bedrohte ein Zeichen des Lebens. Als Zeichen verweist sie auf den lebendigen Gott selbst. Und der wiederum hilft denen, die sich ihm anvertrauen.

Das war nun alles damals. Die Geschichte betrifft die Israeliten. Und die Schlange gibt es nicht mehr. So drängt sich die Frage auf. Wer hilft uns angesichts der verschiedenartigen modernen „Plagen" und Bedrohungen? Wohn sollen wir schauen? Welches Zeichen wurde uns gesetzt, um uns an den lebendigen Gott zu verweisen, der uns hilft?

Was für die Israeliten in der Wüste die Schlange an der Fahnenstange war, das ist für uns Christen Jesus Christus am Kreuz.

Ich lese Ihnen dazu einmal die beiden Verse aus dem 3. Kapitel des Johannesevangeliums vor, die mich auf diesen Gedanken gebracht haben: „Wie Mose in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muss der Menschensohn (also Jesus) erhöht werden, damit all, die an ihn glauben, das ewige Leben haben."

Dieses Kreuz ist also unser Lebenszeichen, auf dass wir sehen sollen, wenn wir leben wollen. So ist das Kreuz das Zeichen, das uns an Jesus Christus verweist, der uns hilft inmitten aller tödlichen Bedrohung, der uns hilft inmitten allen Leides, vor dem er uns nicht bewahren kann.

Es ergeht uns wie den Israeliten: Auch wenn wir um ein Ende dieser Not oder jeder Plage bitten – befreit Gott uns nicht vom Bedrohlichen. Aber er setzt uns inmitten des Bedrohlichen ein Zeichen, an das wir uns halten können.

Wer getauft wurde, wer dem Schutz des Allerhöchsten unterstellt wurde, bleibt nicht vor allem Bösen bewahrt. Not und Plage kann uns trotzdem treffen. Jeden kann es treffen.

Aber indem uns beim Segen das Kreuz über uns geschlagen wird, wird uns das Zeichen vor Augen gestellt, von dem das Gelingen unseres Lebens abhängt.

Und dann kommt es darauf an, dass wir unseren Blick auch wirklich auf dieses Lebenszeichen richten.

Denn alle, die sich um dieses Kreuz sammeln, werden gesegnet. Und so mag für uns alle vom Kreuz her Wirklichkeit werden, was uns zugesagt und versprochen ist – dass Gott uns segnet.

Ein Missverständnis muss ich noch ausschließen: Die Schlange damals und das Kreuz heute sind nur Zeichen und nicht etwa magisch wirkende Dinge.

Weder die eherne Schlange noch das goldene Kreuz am Halskettchen ersetzen den Glauben an den, der uns hilft.

Beide Zeichen fordern unseren Glauben nur heraus. Und nur dann nehmen wir sie als Zeichen ernst als das, was sie sein wollen – Zeichen für die Kraft, die dahinter steht.

Beide versweisen auf den, der unser Leben will – in guten wie in bösen Tagen.

Der Blick zur ehernen Schlange und die damit verbundenen Hinwendung zu Gott bedeutete damals Weiterleben.

Der Blick auf das Kreuz und damit auf Christus, den gekreuzigten und auferstandenen, bedeutet für uns heute Leben – und zwar Leben vor dem Tod und Leben nach dem Tod.

Was auch geschehen mag – „Lasst uns auf unser Lebens-Zeichen sehen."

Zeichen der Liebe im Alltag

Predigt zu 5. Mose 6, 4-9 von Hans-Jürgen Kopkow am 1. Juni 2008

Wissen Sie eigentlich, dass es bei den Juden auch so etwas wie ein Glaubensbekenntnis gibt, mit dem sie sich selbst und einander an ihren Gott erinnern? Seit 4000 Jahren wird es von Generation zu Generation weitergegeben und täglich gesprochen.

Dies Glaubensbekenntnis hat einen Namen. Es heißt „Sch'ma Jisrael." Mit diesen Worten beginnt es im hebräischen Urtext. Es steht im 5. Buch Mose und lautet: „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein" Sie sehen sicher schon: Das ist der Anfang des heutigen Predigttextes.

Das jüdische Glaubensbekenntnis ist so eine Art Selbstverpflichtung, fast so etwas wie eine Antwort auf das erste Gebot, wo es heißt: „Ich bin der Herr, dein Gott." Mit diesem Glaubensbekenntnis sagen die Juden: „Ja, so soll es sein. Er ist der Herr. Er ist unser Gott. Wir wollen sein Volk sein."

Er ist der Eine, der Ewige. Ihm wissen sie sich zugehörig. Von Ihm wissen sie sich umgeben. Von ihm wissen sie sich begleitet, nicht nur auf der Sonnenseite des Lebens, sondern auch auf der Schattenseite. Was auch geschieht - er ist und bleibt in allem der Eine, ihr Gott.

Es gab eine Zeit, da wusste das Volk Israel noch nicht, zu welchem Gott es gehörte. Denn es gab in jener Zeit viele Götter. Und man musste sich noch entscheiden, zu welchem Gott man gehören wollte. Aber nachdem die Entscheidung gefallen war, gab es eben nur noch den einen.

Wie gesagt: Sie erinnern sich und andere: „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein" In diesem Sinne ist dann auch die Aufforderung gemeint, die sich anschließt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft."

Wir kennen diese Worte aus dem Neuen Testament, wo Jesus sie aus dem Alten Testament zitiert.

Ich finde das ungeheuer spannend, dass die Liebe einer der zentralen Punkte des jüdischen Glaubens ist. Zwischen Gott und seinen Menschen soll es sein wie zwischen Liebenden.

Das steht so wohlgemerkt im Alten Testament. Es ist das mit der Liebe zu Gott also keine christliche „Erfindung" wie manche meinen.

Uns Christen stellt sich damit letztlich die gleiche Frage wie den Juden - und das immer wieder neu: Liebe ich Gott? Liebe ich ihn wirklich - von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit aller Kraft?

Ich habe hier einen Liebesbrief, den ein Mensch an Gott geschrieben hat - wobei vieles auch in einem sehr menschlichen Liebesbrief so stehen könnte:

„Du bist unglaublich. Unglaublich nachsichtig. Unglaublich liebevoll. Und ich glaube Dir, dass Du mich liebst. Ich liebe Dich auch.

Manchmal frage ich mich, womit ich Deine Liebe verdient habe. Ich bin Dir gegenüber oft unaufmerksam, ja - ich denke sogar manchmal gar nicht an Dich. Gelegentlich tue ich Dinge, von denen ich weiß, dass sie Dir nicht gefallen, die Du ausdrücklich missbilligst.

Ich weiß, Du erwartest, dass ich Dir mehr Zeit widme. Dass ich tue, was Du für richtig hältst. Dass ich öfter mit Dir rede. Du möchtest auch, dass ich mehr Zeit für andere Menschen habe und mit ihnen rede. Zum Beispiel über Dich.

Das ist ja das Merkwürdige an unserer Liebesgeschichte: Du liebst nicht nur mich allein. Du liebst alle Menschen. Und trotzdem muss ich nicht eifersüchtig sein und Angst haben, dass du mich wegen eines andern Menschen verlässt. Du hast ein so riesiges Herz, dass für alle genug Liebe da ist.

Das liebe ich an Dir, dass Du mich lieb behältst, auch wenn ich Dir

wehgetan habe. Dass Du die Hoffnung nicht aufgibst, dass ich zu Dir zurückfinde. Dass Du mir hilfst, mein Herz immer wieder für Dich freizumachen, wenn ich Dich darum bitte. Danke, dass Du mich liebst. Danke, dass ich Dich lieben darf, Gott.“ (Marianne Müller)

Der Rat des Predigttextes ist eindeutig: Geh mit diesen Worten um. Nimm sie dir zu Herzen. Und dann werden ganz konkrete alltägliche Situationen benannt, wie das aussehen könnte, wo diese Worte im Herzen bewegt werden könnten:

Wenn du in deinem Hause sitzt, also daheim bist, wo du Geborgenheit und Ruhe erfährst, oder auch, wenn du an dein Haus gebunden bist und nicht hinaus kannst - erinnere dich, dass er dein Gott ist. Liebe ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

Wenn du unterwegs bist, wenn der Weg interessant ist, aber auch wenn er mühsam und staubig ist und du dich sehnst, am Ziel zu sein - erinnere dich, dass er dein Gott ist. Liebe ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

Und wenn du dich hinlegst, wenn du dich der Nacht anvertraust oder gezwungermaßen das Krankenlager aufsuchen musst, wenn du dir Wichtiges aus der Hand legen musst, wenn du dich zur Ruhe setzt - erinnere dich, dass er dein Gott ist. Liebe ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

Wenn du aufstehst, dich neuen Aufgaben und dem frischen Tag zuwendest, wenn du dich aufmachst zu neuen Ufern oder dich mit dem alltäglichen Einerlei zufrieden geben musst - erinnere dich, dass er dein Gott ist. Liebe ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

Wenn du Kinder hast, dann schärfe ihnen ein, was du als wichtig erkannt hast, auf dass es ihnen in Fleisch und Blut übergeht. Es gibt Dinge, die man seinen Kindern weitergeben sollte. Wenn du überlegst, wie das gehen soll, dann denk einfach dran, dass er dein Gott ist. Liebe ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

Einige Beispiele nur. Wir könnten die Aufzählung aus unserem Alltag beliebig ergänzen. Wo immer du bist, was immer du tust: Erinnere dich, dass er dein Gott ist. Liebe ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.

Und damit man das alles nicht vergisst, soll man sich den berühmten Knoten ins Taschentuch machen oder einem Wichtiges als Wandspruch an die Wand hängen oder auf einen Merkzettel schreiben oder sonst wie festhalten. Nur bloß nicht vergessen.

Hier im Text ist gemäß jüdischer Überlieferung und Sitte von Gebetsriemen die Rede, die man sich wie ein Stirnband um die Stirn oder wie ein Armband um den Oberarm binden sollte.

An diese Gebetsriemen befestigen die Juden in kleinen Lederbehältern die Worte „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Diese kleinen Erinnerungszeichen an der Stirn, dem Sitz des Denkens, und am Arm, dem Werkzeug unseres Handelns sollen helfen, den Herrn nicht zu vergessen, sondern im Herzen zu bewahren und sich seiner Liebe in Taten dankbar zu erweisen.

Bei uns ist das anders. Wir haben keine Gebetsriemen mehr. Wir müssen uns andre Erinnerungshilfen suchen, die uns helfen, das Wichtige nie zu vergessen.

Denn ohne Erinnerung, ohne ständige Vergegenwärtigung geht es nicht. Sonst geht es ganz schnell nach dem Motto „Aus den Augen, aus dem Sinn.“ Wir vergessen einfach zu schnell. Je mehr Zeichen uns an die Liebe in unserem Alltag erinnern, desto besser für uns.

Also suchen Sie sich Ihre Erinnerungszeichen, ihre ganz eigenen Knoten im Taschentuch, ihre Merk- und Wandsprüche oder was immer Ihnen hilft, das mit der Liebe bei all dem alltäglichen Kleinkram nur ja nicht zu vergessen.

Ich bin der Meinung, es können gar nicht genug Zeichen sein, die uns immer wieder daran erinnern, die uns helfen, auch wirklich zu beherzigen, was uns wichtig ist.

Denn darum geht es letztlich, um das „beherzigen“. Es geht darum, sich vom Gehörten das zu Herzen zu nehmen, was wichtig ist.

Das Wichtige und Wichtigste, was uns zu Herzen geht, was wir von Herzen lieben, das im Herzen bewahren und bewegen, das wird uns verändern, wenn wir es beherzigen, also auch umsetzen.

Deshalb hören Sie abschließend die Worte, die immer wieder nur darauf warten, dass wir sie hören und beherzigen.

Höre Sie diese Worte als eine Aufforderung, die eben nicht nur dem Volk Israel, sondern jedem und jeder von uns ganz persönlich gilt:

„Höre, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Seine Augen blickten unverwandt in das heilige, gelobte Land

Predigt zu 5. Mose 34, 1-8 am 21. November 2021

Wie man an den fünf Büchern Mose sehen kann, war und ist Mose eine der wichtigsten Gestalten des Alten Testaments. Er führte das Volk Gottes aus der ägyptischen Knechtschaft und durch die Wüste. Er vermittelte einen Bund zwischen Gott Jahwe und dem Volk Israel. Er verpflichtete das Volk Israel auf die 10 Gebote.

Der heutige Predigttext ist dem letzten Kapitel der Mosebücher entnommen. Weil es da um den Tod des Moses geht, wurde er für diesen Sonntag ausgewählt.

Man kann sich das gut vorstellen, wie Mose zum Sterben auf den Berg steigt und wie sein Blick ein letztes Mal in die Ferne geht. Was mag ihm dabei im Rückblick auf sein Leben nicht alles durch den Sinn gegangen sein? Fragen, wie sie sich jedem Menschen im Rückblick stellen, wenn es die Möglichkeit dazu gibt: Was hätte ich anders machen sollen? Was war gut so, wie es war? Und wie ist das mit meinen Lieben?

Wie nebenbei klingt die Tragik seines Lebens durch den Bericht hindurch, die darin besteht, dass er, der die Menschen ein Leben lang ins gelobte Land führen wollte, selbst nicht das gelobte Land betreten durfte.

Ihm ist zwar noch ein Ausblick vergönnt. Mehr aber auch nicht. Für ihn persönlich erfüllt sich der Traum vom gelobten Land nicht wirklich. Die Vollendung fehlt.

War deshalb alles umsonst? Natürlich nicht. Auch wenn er das gelobte Land selbst nicht betreten konnte, würde sich doch für die Seinen in Kürze der Traum vom gelobten Land erfüllen.

Wenn man sich das recht überlegt, passiert es doch immer wieder, dass Menschen mit einer großen Vision etwas anstoßen und auf den Weg bringen, aber selbst nicht mehr erleben dürfen, wie Realität wurde, was sie vorher gesehen haben.

Ich denke an unzählige Visionäre und Reformer aus dem politischen und religiösen, dem wirtschaftlichen und sozialen Bereich.

Da muss man nicht nur an Martin Luther King denken, der seine berühmteste Rede vom Ende der Apartheit in den USA mit den Worten „I habe a dream“ begann. Zum Zeitpunkt, als er das sagte, war die Wirklichkeit in vielem eine andere. Aber aufgrund der Vision, die er

mit vielen teilte und in Worte fasste, hat sich die USA verwandelt.

Es braucht Menschen, die im Großen wie im Kleinen Visionen davon haben, was werden soll. Und auch wenn sie zu Lebzeiten selbst nicht mehr erleben, wie das von ihnen Erdachte und Erträumte realisiert wird, sind es doch genau diese Menschen, die mit ihren Visionen und Träumen die Geschichte maßgelblich bestimmen.

Aber zurück zum sterbenden Mose. Ein Leben lang hatte er das heilige, gelobte Land vor Augen, wo Milch und Honig fließen würden. Und diese Vision ließ nicht nur ihn aufbrechen, sondern ein ganzes Volk. Auch wenn der Weg mühsam und viel länger war, als vorauszusehen war, gab es dieses Land.

Mit jedem Tag hatten sie sich diesem Land genähert. Und als es zum Greifen nahe war, also schon in Sichtweite, musste er sterben. Sein Leben war also keineswegs vergeblich. Er hatte es geschafft.

Und auch wenn er selbst das heilige, gelobte Land nicht betreten würde, so hatte er die Seinen soweit gebracht, dass sie dieses Land betreten konnten.

Mich begleitet dieser Text seit meiner Jugend. Das heißt, es war nicht der biblische Originaltext, sondern seine Vertonung durch den christlichen Liedermacher Siegfried Fietz. In einem seiner Lieder heißt es: „Auf dem Gipfel des Gebirges steht Mose, der Mann Gottes und Prophet. Seine Augen schauen unverwandt in das heilige, gelobte Land.“

So, wie Mose hier besungen wird, wollte ich auch sein. Ich wollte das heilige, gelobte Land schauen, es nicht aus den Augen verlieren. Und ich glaube, so ähnlich ergeht es vielen, die ein Ziel vor Augen haben, eben ihr ganz persönliches gelobtes Land.

Mir ist natürlich klar, dass das, was hier mit „Gelobtes Land“ besungen wird, unterschiedlich gefüllt wird. Oft war es wie zu Zeiten des Mose ein Land, das es wirklich gab, sei es die neue Welt für die Pilgerväter oder die EU für die Flüchtlinge aus Afrika.

Genau genommen verbindet sich mit dem Ausdruck „Gelobtes Land“ mehr als ein geographischer Ort auf dieser Erde. Das gelobte Land ist, wenn auch in unterschiedlicher Weise, ein Ort der Sehnsucht, so etwas wie der „Himmel auf Erden“, etwas ganz Außergewöhnliches, geradezu nicht von dieser Welt Seiendes.

Für mein Empfinden war das bei Christus auch so, wenn er vom Reich Gottes sprach. Das Reich Gottes war sein gelobtes Land. Das Reich, von dem er sprach, war himmlischen, ja göttlichen Ursprungs. Es würde alles je Dagewesene übertreffen.

Seiner Meinung nach, da war er sich sicher, war dieses Reich Gottes zum Greifen nah. Dementsprechend lud er die Menschen ein, seiner Vision vom hereinbrechenden Reich Gottes zu vertrauen und sich darauf einzustellen, indem sie sich und ihr Leben Gott anvertrauten. Und das haben sie getan.

Wie wir wissen, ist Christus wie Mose gestorben, bevor eingetreten war, was er als Vision vor Augen hatte. Von daher könnte es auch von Christus heißen: „Seine Augen schauten unverwandt in das heilige, gelobte Land."

Auch wenn er das Reich Gottes zu seinen Lebzeiten nicht so angebrochen ist, wie er dachte, haben seitdem unzählige Menschen seine Vision nicht aus den Augen verloren.

Der große Visionär Johannes hat in seinem Buch der Offenbarung dafür folgende Worte gefunden:

„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Ich hörte eine große Stimme, die sprach: „Jetzt wohnt Gott bei den Menschen. Er wird bei Ihnen bleiben und sie werden sein Volk sein. Gott selbst wird als ihr Gott bei ihnen sein. Er wird alle ihre Tränen abwischen. Es wird keinen Tod mehr geben und keine Traurigkeit, keine Klage und keine Quälerei mehr. Was einmal war, ist für immer vorbei. Siehe, ich mache alles neu." Was für ein Ausblick auf das, was kommt.

Je mehr Menschen diesen Traum leben, desto mehr wird Wirklichkeit, was Christus als das Reich Gottes, als heiliges, gelobtes Land vor Augen hatte. All das geschieht, seit er für seine Vision gestorben ist. Das allein ist schon großartig.

Aber es ist noch nicht alles. Denn mit dem, was wir als Christi Auferstehung oder Auferweckung bezeichnen, eröffnete sich uns ein neuer Ausblick. Seitdem reichen unsere Blicke nicht nur bis zum Kreuz und bis zu den Gräbern, sondern über das Kreuz und die Gräber hinaus.

Wie sagte Christus am Kreuz dem einen, der mit ihm auf Golgatha starb: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein."

Damit bekam das Bild vom heiligen, gelobten Land eine neue Facette, um die es gerade heute geht. Denn wir begehen ja nicht nur den Totensonntag, an dem wir uns unserer Toten erinnern, sondern gleichzeitig auch den Ewigkeitssonntag.

Und damit kommt das heilige, gelobte Land in den Blick, das dem Glauben jenseits des Todes am Horizont aufscheint. Niemand kann zu Lebzeiten wissen, wie es dort ist, in jenem heiligen, gelobten Land jenseits dieser Welt.

Wie es im heiligen, gelobten Land ist, kann man erst wissen, wenn man dort ist, wenn man wie die Israeliten den Jordan überquert hat, wenn man wie die Sterbenden im übertragenen Sinn über den Jordan gegangen ist.

Aber wie Mose auf dem Berg und Christus auf Golgatha werden wir alle im Moment des Todes jenes heilige, gelobte Land nicht nur sehen, sondern auch betreten, wie es die Menschen bereits getan haben, derer wir heute gedenken.

Von daher wünsche ich uns allen, dass unsere Blicke nicht an den Gräbern enden, sondern über die Gräber hinaus das sehen, was darüber hinaus ist, jenes heilige, gelobte Land jenseits des Todes.

Es wäre wunderbar, wenn man auch von uns, wenn wir eines Tages sterben, sagen könnte: „Deine Augen schauen unverwandt in das heilige, gelobte Land." Lasst es uns bis dahin nicht aus den Augen verlieren, das heilige, gelobte Land.

Ich (ver) lasse dich nicht

Predigt zu Josua 1, 1-9 von Hans-Jürgen Kopkow am 13. Januar 2019

Haben Sie, habt Ihr schon einmal von Josua gehört? Die einen haben, andere nicht. Nur soviel: Mose hatte ja die Israeliten im Auftrag Gottes aus Ägypten geführt. Der große Exodus. Kurz bevor die Israeliten das gelobte Land erreichten, verstarb Mose. Josua sollte sein Nachfolger werden und die Führung übernehmen. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie es Josua ging. All die Leute. Die Zukunft ungewiss. Wie sollte das nur werden?

Nun gut. Es traf ihn nicht ganz unvorbereitet. Er gehörte offensichtlich schon vorher zum Kreis derer, die an der Seite Moses Verantwortung hatten. Aber als es dann soweit war, bekam er weiche Knie.

Sicher: Josua war nicht allein. Da waren Menschen, die er begleitete und denen er beistand. Und da waren Menschen, von denen er begleitet wurde und von denen er Beistand erfuhr. Ihm ging es da nicht anders als uns.

Jeder von uns weiß, wie sehr einem das hilft zu wissen, dass da Menschen sind, die einem beistehen und die es gut mit einem meinen, die zu einem halten und einen nicht im Stich lassen, sondern einfach da sind, wenn man sie braucht.

Wir sind und bleiben aufeinander angewiesen. Es tut unendlich gut zu wissen, dass man nicht fallen gelassen wird, wenn es schwierig wird.

Darum wird Josua gewusst haben. Und doch wurde er unsicher angesichts der großen Aufgabe, vor der er stand. Und wie Josua so überlegte, wie es werden sollte, da wurde er von Gott angesprochen.

Ich kann mir gut vorstellen, wie es Josua nach diesem Zuspruch besser ging. Es war natürlich rein menschlich betrachtet nachvollziehbar, dass Josua Angst hatte, zu versagen. Aber genau das war, so die Zusage Gottes, nicht nötig. Deshalb ja der Zuspruch: „Sei getrost und unverzagt."

Warum getrost und unverzagt? Weil Gott an seiner Seite sein würde, weil er in nicht verlassen würde, weil er ihm helfen und beistehen würde.

Er konnte sich also auf Gott verlassen. So von Gott geführt würde er in der Lage sein, andere zu führen. Alles würde ihm gelingen. Niemand sollte ihm widerstehen können.

Manch einer sieht die Zusagen und denkt sich: „Das ist ja prima. Das wünsch ich mir auch." Warum auch nicht?

Die Sache hat einen Haken. Denn die Zusagen waren an Bedingungen geknüpft.

Josua wird eingeschworen auf die Weisungen und Gebote, die sein Denken, Tun und Lassen durchdringen sollen. Ihm wird ans Herz gelegt, sein ganzes Leben immer wieder mit dem abzustimmen, was Gott will.

Manch einer mag versucht sein zu denken: „Mach' ich doch – ganz im Sinn des Vaterunsers: Dein Wille geschehe..."

Einspruch: Stimmt das? Wie so oft, hilft uns die Unterscheidung von Wunsch und Wirklichkeit weiter. Wir wünschten uns, es wäre so, bei uns, bei anderen, in dieser Welt. Aber ist dem so?

Dieser Tage kursierte ein Text im Netz. Der begann so: „Was würde mir unserer Bibel passieren, wenn wir sie behandeln würden, wie unser Handy? Was wäre, wenn wir sie immer in den Händen oder in der Tasche hätten? Würden wir zurückgehen, wenn wir sie vergessen hätten? Würden wir sie viele Male am Tag öffnen, um nachzuschauen, ob wir eine Nachricht erhalten haben? ...."

Wir sehen: So einfach ist das nicht. Bevor wir uns an Gottes Weisung halten können, müssen wir sie kennen. Und wie sollen wir sie kennen, wenn wir z.B. kaum noch in der Bibel lesen.

So hat der heutige Predigttext zwei Seiten: Zuspruch und Weisung. Ich halte als Zwischenergebnis fest: Wir sehnen uns danach, dass da

einer an unserer Seite ist, ob Mensch, ob Gott, ob Engel, einerlei, wenn er uns nur spüren lässt: „Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht – gerade auch dann nicht, wenn Du es nicht schaffen solltest."

Diesen Zuspruch können wir immer wieder gut gebrauchen. Denn wir kommen immer wieder in Situationen, in denen Neues und Ungewisses auf uns zukommt, in denen wir nicht wissen, wie es weitergehen soll.

Viele hätten den wohltuenden Zuspruch gern zum Nulltarif. Aber wer von käme auf den Gedanken, dass der Zuspruch und das Befolgen der Gebote zusammen gehören? Zum Nulltarif gibt's das nicht. Deshalb die Aufforderung, sich an Gott und seine Gebote zu halten.

Es leuchtet nicht jeden ein, warum man Tag und Nacht die Worte der Bibel lesen und dann innerlich hin und her bewegen soll. Natürlich denkt man nicht bei allem, was man tut, an die Gebote. Und die wenigsten werden immer vor Augen haben, was in der Bibel steht.

Und dennoch wird es uns ans Herz gelegt. Es hat schon seinen Sinn, Gottes Wort vor Augen zu haben und im Sinn zu haben. Nur so kann man es Stück um Stück verinnerlichen. Nur so geht es einem in Fleisch und Blut über. Nur so fragen wir uns immer wieder neu: Was ist Gottes Wille – hier und jetzt?

Natürlich: Wir sind nicht Josua. Und manches aus diesem Text ist historisch, galt damals also auch nur Josua. Und doch meine ich, dass wir diese Worte an Josua zu Recht so lesen, als ob sie uns gelten würden. Gott verspricht:

Was liegt da näher, als Gott und seine Worte auch beim Wort zu nehmen. Wir werden es immer wieder brauchen, dass Gott uns beisteht bei dem, was auf uns zukommt.

Sicher wird es Momente geben, wo es gar nicht danach aussieht, dass er uns zur Seite steht. Und es wird ein ums andere Mal ganz anders kommen, als wir es uns vorgestellt und erträumt hatten. Und doch ändert das nichts an der Tatsache, dass er zu uns steht, wie er versprochen hat.

Auch wenn wir ihn verlassen und links liegen lassen, bleibt er uns zugewandt, lässt er uns nicht fallen und verlässt uns nicht. Wie gut, dass er so nachsichtig und barmherzig mit uns ist, selbst da, wo wir es nicht verdient haben. So sind wir niemals von Gott verlassen – auch wenn uns das gefühlt manchmal so vorkommen mag.

Die wunderbare Geschichte der Ruth

Predigt zu Ruth 1, 16-17 am 24. Januar 2021

Heute geht es um Ruth, eine Geschichte aus dem ersten Teil unserer Bibel. Es ist eine Geschichte von Hunger und Flucht, Fremde und Heimat, Tod und Leben, aber auch vom Umgang mit Vorurteilen, von der Liebe, die Grenzen überwindet, von Menschlichkeit und Treue. Also vermutlich für jeden was drin.

Aus dieser Geschichte können wir alle lernen, dass nicht Dogmatik und Gesetze das Wichtigste sind, sondern Liebe und Menschlichkeit.

Es beginnt damit, dass eine Frau namens Noomi mit ihrem Mann Elimelech sowie ihre beiden Söhne Kiljon und Machlon aufgrund einer Hungersnot die Heimat verlassen müssen. So fliehen sie vor dem Hunger aus Bethlehem in Israel nach Moab, einer Gegend östlich des Toten Meeres im Bereich des heutigen Jordaniens.

Freunde werden ihnen abgeraten haben, gab es doch mancherlei Vorurteile gegenüber den Moabitern. Sie würden Fremden gegenüber feindlich gesinnt sein. Und was deren Religion anging, wurden sie von den Juden als Ungläubige betrachtet.

Es kam ganz anders. Sie wurden nämlich freundlich aufgenommen. Und die beiden Söhne Kiljon und Machlon fanden unter den Töchtern Moabs eine Frau fürs Leben. Und so heirateten sie Rut und Orpa, was nach den Gesetzen des Moses eigentlich nicht ging. Denn Mischehen waren verboten. Trotzdem schlossen sie gewissermaßen – wir würden heute sagen - konfessionsverschiedene Ehen. Die Liebe war eben stärker gewesen und konnte die Grenzen von Religion und Volk überwinden.

Dann folgten drei Schicksalsschläge. Noomis Ehemann Elimelech verstarb. Und die Söhne Kiljon und Machlon verstarben auch. Was für ein Elend, zumal damals, weil die drei Frauen als Witwen damit unversorgt zurückblieben.

Noomi und ihre beiden Schwiegertöchter Rut und Orpa beschlossen deshalb, in Noomis alte Heimat, also nach Bethlehem, zu gehen. Denn dort hatte zumindest Noomi noch Verwandte, die ihr helfen würden, über die Runden zu kommen.

Nun wollten die beiden Schwiegertöchter ihre Schwiegermutter in dieser Situation nicht allein lassen. Sie sagten sich: „Wir müssen jetzt zusammenhalten." Und so kam es, dass sich die drei Frauen gemeinsam auf den Weg machten.

Kaum aufgebrochen, überkamen Noomi aber Skrupel mit Blick auf ihre Schwiegertöchter. War es richtig, sie aus deren Heimat in ihre Heimat mitzunehmen? Wie würde es ihnen als moabitische Ausländerinnen in Israel ergehen? Schließlich bot sie ihnen an, doch lieber nach Moab in den Schoß der eigenen Familie zurückzukehren.

Während Orpa schweren Herzens Noomis Rat beherzigte und nach Moab umkehrte, entschied sich Ruth, bei ihrer Schwiegermutter zu bleiben – offensichtlich nicht aus Pflichtbewusstsein, sondern aus einem Gefühl herzlicher Verbundenheit.

In diesem Zusammenhang sagte die Schwiegertochter Ruth zu ihrer Schwiegermutter Noomi: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen. Wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk. Dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da will ich auch begraben werden. Nur der Tod wird mich und dich scheiden."

Soweit zu Ruths Geschichte. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass Ruth dann einen israelitischen Mann heiratete und Kinder bekam. Sie wurde sogar die Ahnfrau von König David und damit ja auch von Jesus. Ruths Geschichte ist eine Geschichte mit Happyend. Leider endet nicht jede Flüchtlingsgeschichte so.

Ruth gibt ein bemerkenswertes Versprechen. Es ist ja eine Liebeserklärung ganz besonderer Art. Kein Wunder, dass sich junge Leute immer wieder genau diese Worte als Trauspruch aussuchen.

Wir sind nicht Ruth und Noomi. Und doch stehen auch wir immer wieder vor ähnlichen Situationen, die es erfordern, dass wir uns genauso oder zumindest so ähnlich verhalten, wie Ruth sich gegenüber Noomi verhalten hat.

Das sind Momente, in denen es brenzlig wird, in großer Not, wenn wir ahnen, dass wir das nicht allein schaffen. Genau dann bräuchten wir jemanden, der uns sagt und spüren lässt, was Ruth hier sagt. Genau dann bräuchten andere, dass wir ihnen sagten, was Ruth hier sagt.

Und so in der Not versichern wir uns gegenseitig: „Wir schaffen das. Wir müssen nur zusammenhalten. Gemeinsam sind wir stark."

Das müssen natürlich nicht genau diese Worte sein - aber dem Sinn nach. Man könnte es auch so sagen: „Ich begleite dich. Ich bleibe bei dir. Wir gehören zusammen. Wir wissen uns durch Gott verbunden. Nichts wird uns auseinander bringen."

Sicher habe nicht nur ich unzählige Beispiele für solche Momente und Situationen vor Augen:

Ich denke da nicht nur an frisch Verliebte, die sich das so sagen bei der Trauung – in guten Tagen. Ich denke auch an die Frau, die es ihrem Mann sagt, bevor er zur Operation abgeholt wird, in schwierigen Tagen sozusagen.

Und überhaupt denke ich an eher an Momente der Not, z.B. an Eltern, die es ihren Kindern sagen, die durch eine große Dummheit in große Schwierigkeiten geraten sind. Oder ich denke an den Hindu-Vater, der es seinem Sohn sagt, der gerade dabei ist, zum Christentum zu konvertieren. Oder ich denke an die Mitarbeiter einer Firma, die es gerade dieser Tage mit Blick auf die finanziell angespannte Lage sagen.

In Momenten wie diesen wird deutlich, dass niemand von uns für sich allein lebt. Und niemand geht seinen Weg allein. Genau da tut es gut, sich gemeinsam unterwegs zu wissen. Unsere Leben, ja unsere Schicksale sind ja auf vielfältige Weise miteinander verbunden.

Und es ist eine göttliche Kraft in der Welt, mit der wir alle auf die eine oder andere Weise verbunden sind – unabhängig davon, wie wir darüber denken.

Wir sind nicht nur miteinander auf dem Weg. Wir haben auch alle eine gemeinsame Bleibe, nämlich diese eine Erde. Insofern werden wir „Beieinander-Bleiben“, bleiben müssen - in guten wie in schwierigen Tagen. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir können dem nicht entgehen.

Und auch wenn wir nicht ein Volk sind, gehören wir als Menschheit zusammen. Natürlich haben wir eine Privatsphäre, eine eigene Familie und einen eigenen Freundeskreis. Aber wir sind gleichzeitig ein Teil der Braunschweiger, der Niedersachsen, der Deutschen, der Europäer, ja der Menschheit, die alle Völker umfasst. Je früher uns bewusst wird, wie sehr wir aufeinander angewiesen und miteinander auf Gedeih und Verderb verbunden sind, desto besser für uns alle.

Immer wieder wäre es gut, wenn wir einander im Sinne des Versprechens Mut machen würden: „Ich begleite dich. Ich bleibe bei dir. Wir gehören zusammen. Wir wissen uns durch Gott verbunden. Nichts wird uns auseinander bringen.“

Bei Ruth heißt es: „Dein Gott ist mein Gott.“ Lässt sich auch das auf alle übertragen? Ist Dein Gott auch mein Gott? Wer oder was ist mein Gott? Ist überhaupt ein Gott? Ja, was ist mir hoch und heilig?“ Jeder wird diese Frage anders beantworten. Reden wir drüber, was mein oder Dein Gottesbild ist, was uns und anderen hoch und heilig ist?

Man könnte sich Ruths Versprechen leicht abgewandelt auch zwischen Gott und Mensch vorstellen, also diese Worte so hören, als ob Gott sie uns und wir sie Gott sagen würden: „Ich begleite dich. Ich bleibe bei dir. Wir gehören zusammen. Wir sind miteinander verbunden. Daran kann nicht einmal der Tod etwas ändern.“

Als Christen glauben wir ja, dass auch der Tod uns nicht von Gott trennen kann. Wir bleiben vor dem Tod wie nach dem Tod mit ihm verbunden.

So alt, wie diese Geschichte ist, hat sie doch mancherlei Bezug zu den Themen unserer Zeit. Da wäre zum einen der Umgang mit Flüchtlingen und Einwanderern. Man könnte sie einfach aufnehmen und integrieren. Man muss sie nicht ausgrenzen oder abschieben.

Und wer weiß, ob nicht eines Tages wir aus dem Norden bei denen im Süden um Asyl bitten müssen, weil infolge des Klimawandels der Norden von Eis bedeckt unbewohnbar ist und man nur noch im Süden leben kann.

Aus der Geschichte wäre was zu lernen für unser Miteinander. Heute mehr denn je käme es darauf an, gesamtgesellschaftlich zusammenzuhalten, zusammen zu stehen und solidarisch zu sein. Da gilt nicht nur mit Blick auf Krisen wie jetzt Corona, sondern z.B. auch mit Blick auf die Verteilung der Güter auf dieser Welt.

Und dann wäre da noch der Umgang der Religionen und Weltanschauungen miteinander. In der Geschichte überwindet die Liebe die Grenzen. Warum sollte das heute nicht möglich sein, dass die Liebe diese Grenzen überwindet. Auf diese Weise würde sich die Angst, sich zu verlieren oder sich zu verunreinigen, in Luft auflösen.

Ruth ist ja nur ein biblisches Beispiel von vielen, die zeigen, wie es immer wieder die Liebe und Menschlichkeit ist, die gewaltlos Grenzen und Hindernisse überwindet. Das von Gott der Welt in Aussicht gestellte Heil ist allen versprochen.

Das hörende, weise und verständige Herz

Predigt zu 1. Könige 3, 5-28 am 2. August 2015

„Wünsch dir was. Du hast einen Wunsch frei“, sagte die gute Fee. So was gibt es nur im Märchen. Und wenn es tatsächlich mal passieren sollte, ist es wie im Märchen.

„Wünsch dir was. Du hast einen Wunsch frei.“ Was würdest Du sagen? Was würdest Du Dir wünschen? Hast Du so etwas wie den Wunsch, den einen?

Vermutlich würdest Du vor Schreck nicht wissen, was Du sagen sollst. Und dann würdest Du Dir sicher Bedenkzeit erbitten. Du hast schließlich nur den einen Wunsch. Und der will gut überlegt sein.

In der Bibel gibt es eine Geschichte, in der es nicht die gute Fee, sondern Gott selbst ist, der dem jungen König Salomo im Traum erscheint und ihn auffordert, sich etwas zu wünschen.

Man ahnt es schon: Diese Geschichte würde nicht in der Bibel stehen, wenn sich Salomo Reichtum, Macht und ein langes Leben gewünscht hätte. Sie wurde der Nachwelt nur deshalb überliefert, weil er genau das zwar bekommen hat, sich aber von Gott etwas gewünscht hatte, das ihm wichtiger war, etwas, von dem man sich wünschen würde, alle hätten es: ein hörendes, ein weises und verständiges Herz.

Das klingt bescheiden, ist es aber nicht, denn ein hörendes, weises und verständiges Herz ist der Schlüssel zu allem anderen.

Und müsste man nicht aufgrund dieses Wunsches schon sagen: Wer sich wie Salomo vor allem anderen ein weises und hörendes Herz wünscht, der hat es doch schon, der ist doch schon weise, der weiß doch schon, worauf es ankommt.

Salomo ist weise genug zu wissen, dass er seine Herrschaft niemand anderem als Gott verdankt. Er ist weise genug, um zu wissen, dass ihm bereits unendlich viel Barmherzigkeit erwiesen wurde und dass Gott ihm von Kindesbeinen an viel Gutes getan hat.

Und doch: Salomo wünscht sich ein hörendes, weises und verständiges Herz, ein Herz, das auf Gott hören kann, ein Herz, dass offen ist für das, was Gott will, ein Herz, das sich von Gott ausrichten lässt.

Salomo weiß schon lange, wie schwer es ist, um richtig und falsch zu wissen, das Gute zu tun und das Böse zu meiden. Natürlich weiß er um die Gebote. Aber was bedeutet das für den konkreten Fall, für all die Entscheidungen, die von Fall zu Fall anders aussehen?

Es wäre doch alles viel einfacher, wenn der Wille Gottes eindeutiger und einfach abzulesen wäre aus den Worten der Bibel.

Wer könnte Salomos Wunsch nicht verstehen: „Sag mir doch“, so hört man ihn sagen, „sag mir doch, Gott, was richtig ist! Sag mir, wo's lang geht! Lass mich nicht im Unklaren! Ich will keine Fehler machen.“ So geht es uns doch auch. Wir wissen ein ums andere Mal nicht, was wir tun sollen.

Gerade deshalb ist es gut, wenn wir Gott wie Salomo um ein hörendes, weises und verständiges Herz bitten, das in der Lage ist, auf Gott zu hören und seinen Willen zu vernehmen.

„Dein Wille geschehe“ beten wir mit den Worten des Vaterunsers. Und wir tun gut daran. Wer so betet, der öffnet sich Gott, der versucht herauszuhören, was Gott will, der weiß eher, was wir tun oder lassen sollen.

Das wäre doch wahrhaft weise, sich immer wieder hörend ihm zuzuwenden, um im Einklang mit seinem Willen zu leben - soweit uns das möglich ist. Dein Wille geschehe – durch uns.

Weise sein bedeutet hier, ganz und gar vom Willen Gottes durchdrungen zu sein. Diese Art von Weisheit galt zu Salomos Zeiten als die höchste aller göttlichen Gaben.

Das zeichnete Salomo als König aus, dass er die Weisheit besaß, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden und dem Volk ein gerechter Richter zu sein.

In diesem Sinne wird dann im Anschluss an seine Bitte um ein hörendes, weises und verständiges Herz die Geschichte von zwei Frauen erzählt, die zeigen soll, wie weise er war. Die Geschichte ist als Salomonisches Urteil berühmt geworden.

Salomo hat um ein hörendes, weises und verständiges Herz gebeten, um sich an dem ausrichten zu können, was Gott will. Und indem er sich selbst daran ausrichtete, war er in der Lage auch andere daran auszurichten, war er in der Lage, andere zu richten, neu auszurichten, ja auch aufzurichten.

Die Art und Weise, wie er im Konflikt der beiden Frauen richtete, ist überaus bemerkenswert. Denn er sucht und findet eine Lösung, die allen Beteiligten gerecht wird und der Wahrheit zum Durchbruch verhilft.

Die falsche Mutter, die unbarmherzig auf ihrem Recht beharrt, wird entlarvt. Der wahren Mutter, die bereit ist zu verzichten, um das Leben des Kindes zu schonen, wird zu ihrem Recht verholfen. Und das Leben des Kinders wird gerettet.

An der Geschichte wird ein wenig von der Weisheit deutlich, um die es geht. Auf Gott zu hören, für seinen Willen offen zu sein, kann nur zur Folge haben, Leben zu bewahren.

Hier ist wohl niemand, der sich nicht der Bitte des Salomos um ein hörendes, weises und verständiges Herz anschließen würde. Und natürlich würden wir uns und allen die Geistesgegenwart wünschen, die in

Lage ist, die Dinge richtig zu beurteilen, und die Umsicht, Gutes von weniger Gutem zu unterscheiden.

Bitten wir Gott, uns hörende, weise und verständige Herzen zu schenken, die urteilsfähig und bereit sind, sich weise für das Leben einzusetzen.

Wolke der Herrlichkeit Gottes

Predigt zu 1. Könige 8, 22-28 i. A. vom 2. Juni 2011

Als vor 3000 Jahren zur Zeit Salomos der Tempel gebaut wurde, da gab es nur den einen Tempel im heiligen Land. Und für die Menschen, die ihn gebaut hatten, gab es nur den einen Gott, ihren Gott. Ein Gott, ein Volk, eine Religion, ein Tempel. Ein klarer Fall. Scheinbar jedenfalls - wenn man die Götter und Tempel der anderen Völker ausblendete.

3000 Jahre später ist die Welt eine andere. Den Jerusalemer Tempel gibt es nicht mehr. Wir können und wollen die Augen nicht davor verschließen, dass es unzählige Völker, Götter, Religionen, Konfessionen, Weltanschauungen und Stätten der Gottesverehrung wie Kirchen und Tempel gibt. Auch wenn sich vieles verändert hat, stellt sich uns und vielen anderen nach wie vor die Frage: Wo wohnt Gott?

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass es nach wie vor Menschen gibt, die der Meinung sind, Gott würde wohnen. Sie sprechen z.B. in aller Selbstverständlichkeit vom Haus Gottes und meinen ihre Kirche.

Mancher mag einwenden: Führt nicht schon die Frage auf eine falsche Fährte? Wohnt Gott tatsächlich in einem Tempel oder einer Kirche? Wohnt er überhaupt irgendwo, wie wir wohnen? Wem sich die Frage nach dem Wohnen nicht stellt, der fragt sich dann vielleicht: Wo ist Gott?

Oben ist er jedenfalls nicht. Salomo betete zwar damals mit nach oben erhobenen Händen – in der Annahme, Gott sei da oben. Auch wenn wir es nicht hundertprozentig wissen, so ahnen wir es doch: Gott ist nicht oben. Er ist allerdings auch nicht unten. Er ist weder oben noch unten.

Aber wo ist er dann? Hören Sie dazu folgendes kleine Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Jungen. Der Rabbi sagte zu dem Jungen: „Ich gebe dir einen Gulden, wenn du mir sagst, wo Gott wohnt?“ Der Junge sagte daraufhin zum Rabbi: „Und ich gebe dir zwei Gulden, wenn du mir sagen kannst, wo er nicht wohnt.“

Dies kleine Gespräch zeigt, dass die Frage eigentlich nicht zu beantworten ist. Gott ist jedenfalls nicht nur hier oder da, sondern hier und da. Er ist oben im Himmel, aber auch unten auf Erden. Er ist bei uns, aber auch bei den anderen. Er ist überall, wo er sein will, und nicht nur da, wo wir ihn gerne hätten. Er hat versprochen, bei uns zu sein, lässt sich aber nicht festlegen. Er war im Tempel, aber nicht nur dort. Er ist hier in der Kirche, aber auch in der ganzen Welt.

Ich weiß: Das ist ein wenig unbefriedigend und auch verunsichernd. Wir hätten es gerne – wenn schon nicht schwarz auf weiß – so doch verbindlicher. Aber darauf, wie wir uns das denken und uns das wünschen, lässt Gott sich nicht festlegen. Gott ist immer mehr und anders als wir von ihm denken.

Das fängt schon mit seinem Namen an. Nicht einmal auf den lässt er sich festlegen. Als Mose ihn danach fragte, bekam er von Gott diese vieldeutige, geheimnisvolle Antwort: Ich werde sein, der ich sein werde. Das heißt doch: Ich lege mich nicht fest. Und ich lasse mich nicht festlegen. Aber ich werde für euch da sein, wie ich immer für euch da gewesen bin.

Immer wieder höre ich den geradezu warnenden Einwand des biblischen Textes: Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun?

Dieser Einwand ist zwar 3000 Jahre alt, hat aber nichts von seiner Aktualität verloren. Ganz im Gegenteil. Gerade wir wissen, welch Staubkorn unsere Erde in der Milchstraße ist. Und die wiederum ist im unvorstellbar großen Universum nur eine von unzählig vielen Galaxien.

Von daher haben wir eine gewisse Ahnung davon, wie groß der Himmel und aller Himmel Himmel sind, wie unvorstellbar groß. Und da sollte sich Gott ausgerechnet und ausschließlich unsere Erde ausgesucht haben, um darauf zu wohnen? Welch kindlich naive Vorstellung. Das mit dem Wohnen ist eben nicht wörtlich zu verstehen, sondern im übertragenen Sinn und bildlich.

Die Frage lautet also: Ist er bei uns? Ja, natürlich ist er bei uns. Und in Christus ist er uns in ganz einzigartiger Weise nahe gekommen. Aber nicht nur uns. Jedenfalls nicht ausschließlich. Wer so dächte, würde den unfassbar großen Gott, der alles gemacht hat, was wir in seiner Größe nicht fassen können, unendlich klein, ja geradezu winzig machen.

Nun haben wir heute ja Christi Himmelfahrt. Und unter Umständen möchte mir jetzt gern der eine oder andere mit Blick auf die biblischen

Geschichten von der Himmelfahrt widersprechen. Denn heißt es dort nicht, dass Christus gen Himmel fuhr, dass er in den Himmel aufgehoben wurde, dass er also nach oben ging? Richtig. So steht es dort. Wie hätten die Menschen das, was sie erlebten, auch anders ausdrücken sollen, als mit den Möglichkeiten ihrer Zeit. Sie taten es im Rahmen ihres Weltbildes. Da gab es noch so ein Oben.

Aber wenn sie denn von oben und Himmel sprachen, dann meinten sie ja nicht den blauen Wolkenhimmel, sondern den güldenen Himmel, im Englischen nicht den sky, sondern den heaven, eben den Himmel Gottes. Eigentlich wollten sie doch nur sagen, dass Christus zu Gott bzw. in Gottes Herrlichkeit heimgekehrt war.

Wenn wir uns also fragen, wo Gott ist, dann sollten wir nicht davon ausgehen, dass Gott im Himmel ist. Wir sollten es umdrehen und sagen: Der Himmel ist da, wo Gott ist. Wenn denn Gott bei uns ist, wovon wir ausgehen, dann ist auch der Himmel nicht nur oben und sonst wie weit weg von uns, sondern bei uns, um uns, in uns, da jedenfalls, wo wir ihn einlassen, wie folgende Geschichte zeigt:

Ein Rabbi war zu Gast bei gelehrten Männern. Er überraschte sie mit der Frage: „Wo wohnt Gott?“ Sie lachten über ihn. „Was redet er! Ist doch die Welt seiner Herrlichkeit voll?“ - Er aber beantwortete seine eigene Frage: „Gott wohnt, wo man ihn einlässt.“ Es geht also nicht um eine wie auch immer aussehende Wohnung, sondern um Gottes Sein bei uns Menschen.

Dies wird in Psalm 139 so ausgedrückt: Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht schon wüsstest. Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.

Gott ist mitsamt seinem Himmel immer und überall da, allgegenwärtig eben. Manchmal merken wir das nicht. Manchmal ist uns das nicht bewusst. Manchmal haben wir den Eindruck, wir seien von Gott und allen guten Geistern verlassen. Das sind trostlose Tage, Tage der Gottesfinsternis.

Und doch gilt auch für diese Tage, was uns Christus versprochen hat: Ich bin bei euch alle Tage. Was sich in diesen Worten ausdrückt, verdichtet sich für uns hier und da in alltäglichen Erfahrungen. Das, was unsichtbar um uns ist, wird uns gelegentlich bewusst, sichtbar, spürbar.

An dieser Stelle komme ich auf noch einmal auf die Geschehnisse rund um die Tempeleinweihung durch Salomo zu sprechen. Im Zuge der Einweihungsfeierlichkeiten machten die Menschen eine Erfahrung, die sie mit folgenden Worten wiedergaben: Da erfüllte die Wolke bzw. die Herrlichkeit des Herrn den Tempel. Damit wollten sie zum Ausdruck bringen, wie sich in jenem Augenblick die meist unsichtbare Gegenwart Gottes zu etwas geradezu Sichtbaren verdichtete. Nicht nur der Raum, auch sie waren ganz erfüllt. Kein Wunder.

Diese Wolke, die in der Bibel für die Gegenwart und Herrlichkeit Gottes steht, ist es dann auch, die Christus aufnimmt, wie es die Geschichte von der Himmelfahrt beschreibt.

Diese Wolke möge es sein, die uns aufnimmt – und das nicht erst am Ende unserer Tage, sondern schon jetzt. Möge Gott uns diese Wolke seiner Herrlichkeit und Gegenwart immer wieder sehen lassen. Mögen wir in ihr aufgehoben und geborgen sein. Mögen wir dank der darin verborgenen Macht und Kraft ein Stück Himmel auf Erden erleben.

Ich schließe mit den Worten eines Kinderliedes: Weißt du, wo der Himmel ist, außen oder innen? – Du bist mitten drinnen.

Gewalt

Predigt zu 1. Könige 18 von Hans-Jürgen Kopkow am 8. März 1998

Um 1000 vor Christi Geburt kam das Volk Israel mit Saul, David und Salomo zu seinen ersten Königen. Unsere Geschichte spielt etwa 150 Jahre später. Der König der Israeliten zu jener Zeit hieß Ahab.

König Ahab befand sich politisch in einer schwierigen Lage. Das Volk, dessen König er war, befand sich mit anderen Völkern im Krieg. Was lag da näher, als durch Heirat eine Lösung des Konflikts herbeizuführen. So heiratete Ahab die Phönizierin Isebel.

Nun hatte Ahab nicht den besten Ruf. Man sagte über ihn: Er tut, was dem Herrn missfällt. Was die Gemüter vor allem erhitzte war die Tatsache, dass er mit seiner Frau Isebel deren Gott Baal einen Tempel baute und opferte, sodass es neben dem Tempel für Jahwe, den Gott der Israeliten, noch einen Tempel und damit noch eine offizielle Religion gab.

Ahab tanzte gewissermaßen auf zwei Hochzeiten. Politisch war das clever. Aber für das religiöse Empfinden vieler Israeliten war es eine Gotteslästerung erster Güte. Dies nun rief die Propheten auf den Plan, allen voran Elia. Der Prophet Elia und König Ahab waren nicht gut auf-

einander zu sprechen. Soweit zum Kontext der Geschichte, um die es heute geht.

Nun können wir heute Morgen diese Geschichte unmöglich in alle Richtungen ausleuchten. Es ist hier nicht zu klären, was damals wirklich geschehen ist, wie es zu der Dürre kam und wie Gott die Dürre beendete, wie Elia das Geschehen interpretierte.

Das mit dem Regen scheint ohnehin nur der Rahmen für die eigentliche Geschichte zu sein, wie Elia die Baalspriester zum Wettstreit herausforderte, wie er gewann und wie er im Überschwang seines Erfolges schlicht zu weit ging, indem er die Verlierer umbrachte.

Wir können hier nicht klären, was dieser Erzählung an historischen Ereignissen zugrunde lag, ob tatsächlich Feuer vom Himmel fiel, ob tatsächlich hunderte von Baalspriestern abgeschlachtet wurden.

Ich will nur ein Thema herausgreifen: der Umgang mit Andersgläubigen. Als die Jünger wie Elia Feuer vom Himmel fallen lassen wollten, gebot Jesus ihnen Einhalt und wies sie zurecht. Was hätte Jesus wohl zu Elia gesagt? Er hätte ihn wohl wie die Jünger zurechtgewiesen. Elia hat damals keine Stimme aus dem Himmel von seiner Wahnsinnstat abgehalten.

Und leider haben unzählige Glaubenskrieger genau wie Elia im religiösen Wahn Andersgläubige auszurotten. Die Kirchengeschichte ist leider voll davon, denken wir nur an die Pogrome des Mittelalters oder die Inquisition, die Kreuzzüge und Zwangschristianisierung der Germanen oder der Indianer.

Das, was sich damals auf dem Berg Karmel abspielte, hat sich immer wieder unter verschiedensten Vorzeichen wiederholt. In allen Religionen gab und gibt es derartige Verirrungen. Es wurde und wird immer wieder im Namen der Religion und der jeweiligen Götter getötet. So wurden Millionen von Menschen Opfer des religiösen Fanatismus.

Und das soll im Namen Gottes geschehen sein? Das kann ich weder für die Elia-Geschichte noch für eine der vielen anderen Geschichten glauben. Das kann doch nicht Gottes Wille sein. Es kann keine biblische Rechtfertigung für derartige Entgleisungen geben.

Zurück zu unserer Elia-Geschichte. Da gibt es zwei Hitzköpfe: Elia und Isebel. Und sie schenken sich nichts. Isebel lässt die Propheten Jahwes umbringen. Und Elia lässt die Propheten Baals umbringen. Einer so schlimm wie der andere.

König Ahab und sein Palastverwalter Obadja stehen dazwischen. Ahab mehr bei Isebel, weil er wie Isebel dem Baal Opfer darbringt, und Obadja bei Elia, weil er dem Herrn treu ergeben ist.

Nun ist das Verhalten des Ahab und des Obadja deshalb interessant, weil die beiden Kompromissbereitschaft leben. Nicht das alles richtig war, was die beiden taten.

Aber man muss Ahab zu Gute halten, dass er um des Friedens willen zwei Religionen ausübte. Und Obadja: Innerlich blieb er seinem Gott treu und äußerlich war er gegenüber dem König loyal. Wer weiß, wie er sich entschieden hätte, wenn er vor die Alternative gestellt worden wäre: Entweder Gott oder König Ahab.

Sicher: Die beiden waren hin- und hergerissen. Vielleicht kann man ihnen vorwerfen, sie seien halbherzig gewesen. Aber sie wurden darüber nicht zum Mörder. Das war bei Elia und Isebel anders. Die gingen über Leichen. Ist das nun nachahmenswert für uns. Sollen wir wie diese beiden über Leichen gehen? Wird das von uns verlangt, womöglich unseres Glaubens wegen? Sollte das Gottes Wille?

Bevor ich mich hinreißen lassen würde, wie Elia und Isebel zu handeln, würde ich es vorziehen, einen Mittelweg wie Ahab oder Obadja zu gehen. Elia und Isebel können mir in ihrem blinden und gewalttätigen Eifer jedenfalls keine Vorbilder sein.

Stellen Sie sich das mal vor, ich würde jeden umbringen, der anderen Glaubens wäre. Wo kämen wir da hin.

Was können wir dann aus der Geschichte lernen? Elia ließ es damals ja zum Wettstreit zwischen den Göttern bzw. zwischen den verschiedenen Religionen kommen. Das war ja nicht verkehrt. Da könnten wir anknüpfen.

Warum sollten die Religionen und verschiedenen Glaubensrichtungen nicht in einen fairen, geradezu olympischen Wettstreit miteinander treten?

Sagte nicht schon Jesus: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ Und sicher erinnern sie sich an Lessings Ringparabel, in der der wahre Ring gesucht wurde. Keiner behaupte einfach von sich - womöglich mit Gewalt - sein Ring, seine Religion sei die richtige. Und so schließt jene Parabel ja mit dem Wunsch, es möge sich der wahre Ring, es möge sich die wahre Religion in ihren guten Früchten erweisen.

Nun haben Sie vorhin als Lesung schon gehört, wie das bei Paulus war. In Athen verehrte man die unterschiedlichsten Götter. Was Paulus da verkündigte, kannten die Athener offensichtlich noch nicht. Was

hätte er dadurch gewonnen, wenn er die Andersgläubigen wie Elia umgebracht hätte, gesetzt den Fall, er hätte dies gekonnt. - Nichts. Welch ein Unsinn. Er wollte die Andersgläubigen ja auch für Christus gewinnen und nicht im Namen Gottes umbringen.

Es geht doch nicht darum, Menschen anderen Glaubens mitsamt ihrem Glauben auszurotten, damit der eigene Glaube und seine Gläubigen den Sieg davon tragen können. Das kann doch nur schiefgehen, wie an den Zwangschristianisierungen ja auch zu sehen ist.

Es kann doch nur so gehen, wie Paulus es in Athen machte, dass man nämlich die Menschen mit ihren Glaubensvorstellungen erst einmal so stehen lässt und in ihrem Anderssein ernstnimmt. Und dass man dann in aller Freiheit und Fröhlichkeit davon erzählt, was einem selbst hoch und heilig ist, was einem hilft, mit dem Leben besser zurecht zu kommen, was einem den Sinn des eigenen Lebens erschließen hilft, dass und wie man sein Leben an Christus ausrichtet.

Elia hätte Paulus sicher nicht vorwerfen können, er sei nicht eifrig gewesen. Ganz im Gegenteil: Paulus hätte dem Elia aus einer Zeit in seinem Leben erzählen können, in der er auch so gewalttätig war in seinem blinden Eifer wie Elia und die ausrotten wollte, die seiner Meinung nach falsch lagen.

Aber dann hatte Paulus ja jene Begegnung mit dem auferstandenen Christus. Und das hatte Folgen - nicht nur für Paulus, auch für uns. An dem, wie Paulus dann seinen Glauben vertrat, können wir lernen und uns ein Beispiel nehmen.

Mit Christus lebt man. Für Christus wirbt man. Zu Christus lädt man ein. Von Christus erzählt man. Aber man bringt niemanden um - auch nicht mit Worten, der nicht bzw. noch nicht an Christus glaubt bzw. glauben kann.

Der Karmel, dieser Berg der Entscheidung aus dem Alten Testament ist ein anderer Berg, als der Berg der Verklärung aus dem Neuen Testament, auf dem den Jüngern die Augen dafür geöffnet wurden, was es mit Christus auf sich hat, ein anderer Berg auch als der Areopag, auf dem Paulus für den Glauben an Jesus Christus warb.

In einem mag Elia damals Recht gehabt haben: Man kann nicht auf zwei Hochzeiten tanzen - jedenfalls nicht auf Dauer. König Ahab und viele aus dem Volk Israel versuchten den Spagat zwischen dem Glauben an Jahwe und dem Glauben an Baal.

Elia hat auf seine Weise eine Entscheidung herbeigeführt. Das Volk war nach der Szene auf dem Karmel einer Meinung: „Jahwe, der Herr, ist allein unser Gott."

Wie Paulus würde ich gern dazu beitragen, dass Menschen sich sehr bewusst für Christus entscheiden und als Christen leben und von sich sagen: „Ich vertraue mich dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist an."

Gott helfe uns allen zu einem gewaltfreien Leben im Geist Jesu.

Schuldig infolge Gottmangels

Predigt zu 2. Samuel 12, 1-10+13-15 von Hans-Jürgen Kopkow am 28. August 2022

Was da passiert war, das war schon ein echt starkes Stück: Ein Skandal erster Güte. David, Israels König, der Stammvater Jesu, der Verfasser so vieler Psalmen, David, auf dem Gottes Gnade ruhte, David der Fromme, der Held, der den Goliath besiegte, dieser David, der uns in der Bibel in den leuchtendsten Farben beschrieben wird, dem war etwas ganz Dummes passiert.

Es war an einem Spätnachmittag. David hatte sich nach der Mittagsruhe auf dem Flachdach seines Palastes die Beine vertreten. Da sah er im Hof eines Nachbarhauses eine Frau, die gerade badete. Was für eine Frau. Eine Schönheit.

David erkundigte sich sofort, wer sie denn sei. Man sagte ihm: „Sie heißt Batseba. Das ist die Frau deines Heerführers Urija." David ließ sie zu sich holen. Und es kam, wie es eigentlich nicht hätte kommen dürfen. David vergaß sich und tat so, als sei Batseba eine der Frauen aus seinem Harem. In der Folge wurde Batseba schwanger.

David überlegte, wie er das Ganze vertuschen konnte. So schickte er Boten zu seinem Feldherrn Joab, unter dessen Befehl sich sein Heerführer Urija gerade im Krieg befand, und befahl ihm: „Schick mir Urija her!"

Als Urija zu David kam, da tat er scheinheilig und erkundigte sich nach dem Stand der Belagerung und wie es Joab und dem Heer gehe. Dann sagte er zu Urija so ganz nebenbei - aber natürlich nicht ohne Hintergedanken: „Geh jetzt nach Hause und ruh dich aus." Denn er hoffte, Urija würde mit seiner Frau schlafen, was dieser aber nicht tat. Denn dann hätte ja auch Urija der Vater des werdenden Kindes sein können. So war die Sache also nicht aus der Welt zu schaffen.

Es musste eine andere Lösung her. Und so schrieb David einen Brief

an seinen Feldherrn Joab. Darin stand: „Stelle Urija dorthin, wo der Kampf am härtesten ist. Dann zieht euch plötzlich zurück, so dass er erschlagen wird.“ Und so kam es. Urija wurde erschlagen. Als die Frau Urijas hörte, dass ihr Mann gefallen war, trauerte sie um ihn.

Nach Ablauf der Trauerzeit holte David sie zu sich in seinen Palast und heiratete sie. Von dem Sohn, der wenig später zur Welt kam, dachten die Leute, es wäre Urijas Sohn.

Was für eine Geschichte: Der große, fromme und berühmte König David, der Gottes Gebote kannte, setzte sich über mehrere Gebote hinweg und verwickelte sich in Ehebruch und Mord. Unglaublich aber wahr.

Bei diesem Sündenregister wäre doch eigentlich zu erwarten, dass Gott ihn straft. Und ganz ungeschoren kam er auch nicht davon. Und doch gab ihm Gott noch eine Chance.

„Hätte ich es doch bloß gelassen.“ Wird sich David gesagt haben. Aber da war es zu spät. „Hätte ich es doch bloß gelassen.“ Wie oft haben auch wir uns das schon gesagt? Aber dann war es schon zu spät. Dass es hier und überall immer wieder dazu kommt, zeigt doch, dass da etwas mit uns nicht stimmt. Manche sagen in diesem Zusammenhang: „Das ist doch krank.“ Stimmt: Es ist krank.

In der Bibel wird diese Krankheit „Sünde“ genannt, die uns tun lässt, was wir eigentlich gar nicht tun wollen. Man bekommt sie, wenn man so etwas wie einen „Gottmangel“ hat. Das mit dem „Gottmangel“ muss ich erklären.

Also wenn einem die Luft zum Atmen fehlt, erstickt man infolge des Sauerstoffmangels. Wenn man nicht genügend Jod zu sich nimmt, erkrankt die Schilddrüse an Jodmangel. Wenn man sich nicht ausreichend bewegt, werden die Gelenke infolge des Bewegungsmangels in ihrer Funktion immer weiter eingeschränkt. Viele Missstände lassen sich auf einen Mangel zurückführen.

Wer am „Gottmangel“ leidet, merkt das meistens nicht gleich. Aber je größer der Mangel an Gott ist, desto mehr bricht diese spezielle Krankheit aus, die man auch Sünde nennt.

David weiß: Die ganze Sache ist nur passiert, weil er Gott und Gottes Gebote missachtet hat, weil er selbstherrlich geworden war, weil ihm das Gefühl um die Gegenwart Gottes abhandengekommen war. Infolge seines Gottmangels hatte er gesündigt.

Er konnte das, was da geschehen war, nicht wieder rückgängig machen. Aber er konnte es zugeben und um Vergebung bitten. Und das

tat er. Und wie wir wissen, wurde ihm geholfen. Er musste an seinem Fehlverhalten nicht zugrunde gehen.

Aber wie das so ist. Auch wenn man eine Krankheit überwunden hat, bleibt doch oft etwas zurück: eine Narbe, eine Angst, eine Einschränkung. Manchmal kommt es zu Spätfolgen - manchmal sogar erst bei den Kindern.

Das ist heute nicht anders. Viele bekommen die Sünde infolge ihres Gottmangels. Teilweise haben sie ihren Gottmangel schon geerbt. Teilweise haben sie ihn selbst verursacht.

So kommt es nicht von ungefähr, dass viele immer wieder an sich selbst, an anderen und an Gott schuldig werden.

Nun wird diese skandalöse Geschichte aus dem Leben von David und Batseba hier nicht erzählt, damit wir uns über deren Leben empören.

Es geht auch nicht darum, sich über die schmutzigen Geschichten anderer Promis aufzuregen. Zugegeben: Es gäbe ja reichlich Stoff von Leuten, die sich an Kleineren und Schutzbefohlenen vergangenen haben. Gott sei‘s geklagt.

Nein: Hier geht es nicht um die schmutzige Innenseite einer nach außen wohlanständigen Gesellschaft und auch nicht um die unzähligen Auswüchse von Machtgier, Habsucht und Machtmissbrauch.

Nein. Darum geht es nicht. Jedenfalls nicht, was die anderen betrifft. Allenfalls insofern, als es uns selbst betrifft.

Sie haben richtig gehört. Es geht nicht um die anderen, es geht einzig und allein um uns. Die Geschichte fordert jeden Menschen auf, der sie hört, mit Blick auf sich selbst zu prüfen, inwiefern der Satz des Propheten auf einen selbst zutrifft, der da lautet: „Du bist der Mann!“ bzw. „Du bist die Frau!“

„Du bist es. Du missachtest infolge Deines Gottmangels immer wieder die Gebote Gottes und setzt dich auf Kosten anderer durch!“

Und bevor jemand auf den Gedanken kommt, sich rausreden zu wollen mit der Ausrede, dass er das ja gar nicht gewusst habe, sei ihm gesagt: Unwissenheit schützt vor Strafe nicht.

Die Geschichte zeigt aber auch: Gott sagt zwar „Nein!“ zur Sünde. Aber er lässt den Schuldigen nicht fallen. Dem reuigen David lässt Gott durch Nathan versprechen: Du hättest zwar den Tod verdient. Aber du wirst trotz deiner todeswürdigen Vergehen nicht umkommen. Du sollst leben.

Und dann starb dieser Sohn. In der Bibel steht, David hätte das als Gottes Strafe für sein Fehlverhalten empfunden.

Ich weiß nicht. Warum sollte Gott das Kind töten? Das war doch nun unschuldig am Fehlverhalten seines Vaters.

Meiner Meinung nach spiegelt diese Sicht die Erfahrung wider, dass für viele Verfehlungen nicht die Verursacher, sondern erst die nächste und die übernächste Generation bezahlen muss. Womöglich sogar mit dem Leben. Das ist mit den tödlichen Folgen der Umweltverschmutzung und des durch Menschen verursachten Klimawandels ja nicht anders.

Von David lesen wir, dass er zwar weiterleben durfte, dass ihn aber die Trauer um seinen Sohn verändert hat. Sein Leben verlief von da an anders. Er musste mit seiner Schuld leben.

Das zeigt: Es gibt Vergebung für die, denen es leid tut. Es wäre gut, wenn wir den Kopf angesichts unserer Schuld nicht in den Sand stecken würden, sondern wie David den Mut fänden, unseren Gottmangel und unsere Sünde wahrzunehmen.

Nur wer einsieht, wo er sich, anderen und Gott etwas schuldig geblieben ist, kann dann sagen: „Entschuldige. Es tut mir leid."

Ein Letztes: Wer um all das, um den Gottmangel, ums Schuldigwerden und Schuldigsein weiß, der wird vermutlich nachsichtiger mit den anderen und ihrer Schuld sein. Möge Gott uns und allen vergeben, die darum bitten.

Lebensfreude angesichts des Leids

Predigt zu Hiob 14, 1-6 i.A. am 17. November 2019

Hiob. Jeder kennt ihn. Und seine Geschichte: Alles hatte er verloren. Sein Besitz wurde geraubt oder war verbrannt. Seine Angestellten wurden ermordet. Seine Kinder waren tödlich verunglückt. Gesundheitlich war er angeschlagen. Lauter Hiobsnachrichten. Nichts war mehr, wie es einmal war.

Er verstand die Welt nicht mehr. Alles war ihm merkwürdig fremd geworden, sein Leben, ja auch Gott. Niemand verstand, dass er trotz seines Leids doch an Gott festhielt, seine Frau nicht, seine Freunde nicht, nicht einmal er selbst.

Ungefragt wird der Mensch geboren. Seine Tage sind gezählt. Zum Sterben ist er verurteilt. Kurz und mühsam ist das Leben, angefüllt mit Sorge und Hektik. Aufblühen und Dahinwelken – ein Schattendasein, nichts Bleibendes.

Wozu also das Ganze? Hiob fragt sich, womit er das verdient hat. Und kommt darüber nicht zur Ruhe.

Hiob ist zeitlos. Vermutlich nie geboren, keine historische Gestalt - und doch unsterblich. Hiob könnte jeder und jede sein oder – was noch schlimmer wäre – zu einem Hiob könnte jeder werden.

Jederzeit könnte auch uns ein Unheil, eine Katastrophe, ein Unglück ereilen, eben eine Hiobsnachricht erreichen. Und dann wäre von jetzt auf gleich nichts mehr wie es vorher war.

Wenn man das hört, denkt man zunächst: „Ist das negativ und deprimierend." Stimmt. Hier kommt einer zu Wort, dem unerträglich viel Leid widerfuhr und der viele Fragen hatte, nicht nur ans Leben, auch an Gott. Zum Beispiel diese: „Was ist der Mensch?"

Diese Frage stellt sich bis heute angesichts unserer begrenzten Lebenszeit und der Vergänglichkeit. Und sie stellt sich besonders dann, wenn man wie heute derer gedenkt, die durch Kriege und Gewalt in Not und Elend gestürzt werden. Wann immer man das Leid dieser Menschen an sich herankommen lässt, wird es einem ganz anders.

Auch jenseits von Krieg und Elend stellt sich die Frage „Was ist der Mensch?" Denn kaum ist man geboren, stirbt man schon. Die Geburt ist der Anfang vom Ende.

Und sei ein Mensch auch noch so jung und schön – er wird alt und verwelken wie eine Blume. Und was bleibt, selbst von denen, die sich ein ums andere Mal so ungeheuer wichtig vorkommen? Vergleichsweise wenig.

Wir spüren, wie Hiob nicht nur sich fragt, sondern auch Gott. Er fragt nicht nur. Er klagt Gott an, der ja alles sieht, aber nicht eingreift und anscheinend alles nach einem Hiob nicht einsehbaren Plan ablaufen lässt.

Die meisten von uns glauben nicht mehr an so einen unveränderlichen Plan. Hiob schon. Er lebte noch in dem Gefühl, seine Tage wären von Anfang an gezählt.

Dass Gott ein Auge auf ihn hatte, fand er ganz und gar nicht hilfreich, eher beschwerlich, eher bedrohlich. Wir würden sagen, Hiob kam sich so vor, als habe ihn Gott auf dem Kieker.

Es ist, als wollte er sagen: „Ich merke schon: Du meinst es nicht gut mit mir. Warum auch immer? Ich versteh es nicht." Und es scheint, als würde er sich fragen: „Was habe ich dir, Gott, getan, dass Du es mir so ergehen lässt. Lass mich doch einfach in Ruhe! Am liebsten würde ich sterben. Dann wäre es wenigstens vorbei." So verzweifelt war er. Und wer könnte es ihm verdenken?

Es gibt so Momente im Leben, in denen man so fühlt und denkt wie Hiob, in denen man fragt und klagt, ja das Leben und Gott selbst anklagt – vor allem immer dann, wenn Schlimmes passiert.

Und dann könnten einem Texte wie dieser helfen, es zu sagen, es einfach mal auszusprechen, woran man leidet, was einem zu schaffen macht und dass man sich von Gott und aller Welt verlassen fühlt.

Das ist ein ums andere Mal sicher auch eine Frage der Lebensphase, in der man sich gerade befindet. Denn hat man gerade einen geliebten Menschen verloren oder eine schlimme Diagnose vom Arzt erhalten, ist man durch ein Unglück oder eine schlimme Nachricht geschockt, wird man wie Hiob denken.

Natürlich könnte meine Predigt zumal heute am Volkstrauertag jetzt so weitergehen im Sinne von: Geht es uns nicht allen so wie Hiob? Und denken wir nur an all die, die wie Hiob alles verloren haben.

Und dann würde sich vor uns und in uns ein großes schwarzes Loch auftun. Wir würden Trübsal blasen und so richtig schön deprimiert nach Hause gehen. Dann hätten wir die Bescherung: Volkstrauertag, Novemberstimmung eben.

Nicht, dass mich jemand falsch versteht. Ich will niemandem den Schmerz ausreden, den er oder sie wie Hiob in sich trägt. Ich habe nichts gegen tief empfundene Traurigkeit am Volkstrauertag.

Aber ich will auch niemandem einreden, er oder sie müsse jetzt wie Hiob solchen Schmerz und solche Verzweiflung fühlen – wenn es einem eben nicht schlecht, sondern gut geht.

Nicht jedem Menschen geht es wie Hiob. Und damit bin ich bei der Frage: Was hat jetzt seine Zeit? Bei Dir. Bei Ihnen. Bei mir. Lachen oder Weinen?

So unterschiedlich, wie wir sind, und so unterschiedlich, wie es uns gerade geht, werden unsere Antworten auf diese Frage unterschiedlich ausfallen.

Natürlich: Morgen könnte schon alles ganz anders aussehen. Dann könnte es sein, dass Hiobs Worte unsere Worte sind.

Aber entsprechen seine Worte jetzt unserem momentanen Lebensgefühl? Denn gefühlt wird es den meisten anders gehen. Wie gut. Wir stehen nicht unter Schock, weil uns gerade eine Hiobsnachricht getroffen hätte. Wir müssen nicht aushalten, was die Menschen ausgehalten haben, derer wir heute am Volkstrauertag gedenken. Wir dürfen leben, uns für den Frieden und die Verständigung einsetzen und hoffen, dass uns Kriege und das damit verbundene Leid erspart bleiben.

Natürlich werden auch wir sterben. Aber wollen wir uns jetzt darauf fixieren und darüber unsere Lebensfreude verlieren? Oder wollen wir uns nicht lieber solange am Leben freuen und für das Leben einsetzen, solange wir leben.

Warum sollten wir uns die Lebensfreude mit Sorgen angesichts einer Zukunft verderben, von der wir nicht einmal genau wissen, ob sie so kommt, wie wir es in unseren Albträumen befürchten?

Um die Traurigkeit zu überwinden, die uns überkommt, wenn wir der Gewalt und Kriege gedenken, lasst uns den Text für einen Moment doch mal nur unter dem Gesichtspunkt ansehen, was uns helfen könnte, die Freude am Leben nicht zu verlieren.

Wie verliert er das Deprimierende und Bedrückende? Wie bleibt uns das Mut Machende erhalten?

Auch dieser Text stellt uns vor die Frage, ob für uns das Glas halbvoll oder halbleer ist, ob dieser Text dunkel oder hell ist. Fixieren wir uns doch auf das, was uns zum Leben ermutigt und stark macht.

Wenn wir das tun, dann steht da: „Der Mensch lebt... Wie eine Blume blüht er... Du, Gott, lässt ihn nicht aus den Augen... Du

hast ihm ein Ziel gesetzt... Schau ihn gnädig an, damit er Ruhe hat und sich seines Lebens Tag um Tag freut - bis sein Tag kommt."

Leiden und trotzdem glauben wie Hiob

Predigt zu Hiob 19, 17-27 i.A. am 21. März 2021

Warum müssen Menschen so leiden? Ist das Leiden Zufall, Schicksal oder gar verdiente Strafe? Hat es einen tieferen Sinn? Und warum verhindert Gott es nicht, wenn er doch allgütig und allmächtig ist? Warum trifft es mich? Warum gerade jetzt? War ich nicht immer gut? Habe ich mich nicht immer bemüht?

Fragen wie diese quälten und beschäftigten die Gläubigen schon immer – angesichts der Kriege und Naturkatastrophen, der Unfälle und Krankheiten, der Nöte und Seuchen.

In der Bibel ist es vor allem das Buch Hiob, das Fragen wie diesen nachgeht. Der Hiob aus der Bibel ist dabei keine historische Person, sondern eine literarische Figur. An ihm wird deutlich gemacht, wie man mit dem Thema Leid umgehen könnte.

Kurz ein paar einführende Gedanken, um das Buch Hiob und den Predigttext besser einordnen zu können: Hiob wird als erfolgreicher und reicher Mann beschrieben. Er ist verheiratet, hat sieben Söhne und sieben Töchter, besitzt tausende Schafe, Kamele, Rinder und Esel. Zahllose Diener und Knechte arbeiten für ihn. Es geht ihm gut und er lebt ein frommes und gottgefälliges Leben.

Doch dann kommt Satan ins Spiel mit der Behauptung: „Hiob ist doch nur fromm, weil es ihm gut geht. Ginge es ihm schlecht, würde auch er nicht mehr glauben". Um zu prüfen, ob das stimmt, darf der Satan Hiob alles nehmen, nur sein Leben muss er verschonen.

Spätestens an dieser Stelle sollte auch Nicht-Theologen klar sein, dass es sich beim Hiobbuch um so etwas wie einen Roman handeln muss. Denn so einen Gott, der einen wie Hiob zur Spielfigur macht und eine ganze Familie zum Spaß über die Klinge springen lässt, gibt es nicht. Das gibt es nur in einer frei erfundenen Erzählung.

Wobei: Die Fragestellung macht nachdenklich. Wie ist das im wirklichen Leben mit dem Glauben, wenn man schier Unerträgliches erleiden muss?

Für Hiob beginnt dann tatsächlich eine Leidenszeit. Er bekommt schmerzhafte Geschwüre und Ausschläge. Der Reihe nach bringt man

ihm schlechte Nachrichten, Hiobsbotschaften eben: Herden werden geraubt, Schafe kommen zu Tode, Knechte werden getötet, ein Sturm bringt das Wohnhaus zum Einsturz, alle vierzehn Kinder Hiobs werden unter den Trümmern begraben und kommen ums Leben.

Hiobs Welt geriet aus den Fugen. Um seinem Entsetzen und seiner Trauer Ausdruck zu verleihen, zerriss er seine Kleidung und rasierte sich den Kopf kahl.

Mitten in seiner Not erhielt Hiob dann Besuch von drei Freunden. Sie sahen, wie es ihm ging und setzten sich sieben Tagen und sieben Nächte still an seine Seite. Sie sagten nichts, denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.

Sie machten das, was bis heute die Grundlage jeder Begleitung von Menschen in schweren Situationen ist: Einfach da sein, spüren was der andere braucht, aushalten, still sein.

Und als er so weit war, begann Hiob von sich aus zu reden. Und er machte das, was in so einer Situation nachvollziehbar ist. Er verfluchte den Tag seiner Geburt: „Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin... Warum bin ich nicht gestorben bei meiner Geburt?"

Die an und für sich ja richtige Aussage, dass Gott es ist, der uns hält und trägt, und dass wir bei ihm geborgen sind, egal, was uns widerfährt, kam ihm angesichts seines Schicksals zunächst verständlicherweise nicht über die Lippen.

Was ihm widerfuhr, musste er zunächst emotional durchleben, aushalten, verarbeiten. Und das tat Hiob, zuerst im Schweigen und dann im Reden und Klagen. Gemeinsam mit seinen Freunden suchte er nach Antworten, nach Erklärungen, nach dem Sinn von dem, was ihm da widerfuhr.

Und so fragte er sich: Ist das, was mir da widerfährt, eine Strafe für ein Vergehen? Wenn ja, für welches? Wenn ich nicht weiß, was ich getan haben könnte, kann ich Gott auch nicht um Verzeihung bitten? Habe ich etwas übersehen? Oder handelt es sich bei dem, was mir widerfährt, um eine Prüfung?

Verständliche Fragen, die auch heutzutage gestellt werden, wenn Menschen in ähnliche Situationen kommen. Irgendwie muss es doch möglich sein, zu verstehen, warum passiert, was passiert.

Aber das ist es eben nicht. Egal, wie sehr Hiob und Menschen wie er sich das Hirn zermartern, finden sie keinen Sinn. Und auch das, was die Freunde sagen, hilft nicht wirklich weiter.

„Ihr seid allzumal leidige Tröster“, so kommentiert Hiob die erklärenden Tröstungsversuche seiner Freunde. Sie helfen ihm nicht. Sie verstärken sein Leiden nur. Er fühlt sich nicht angenommen, vielmehr bedrängt, vielleicht doch selbst schuld an alledem zu sein. Und das, obwohl er davon ausgeht, dass das nicht sein kann. Er kann nicht anders, als zu zweifeln und zu klagen. Soweit zur Vorgeschichte.

Hiob wusste nicht mehr aus noch ein. Auch seine Freunde verstand er nicht. Was sie sagten, half ihm in seiner Situation nicht weiter. Er kann sie nicht mehr hören. Ihre Erklärungsversuche verpuffen. Es gibt das unerklärliche Leiden. Und das nimmt das Buch Hiob ernst.

Am Tiefpunkt angekommen tut er das einzig Richtige – er wandte sich in seinem Leid und mit seinem Leid Gott zu.

Im Unterschied zu vielen Zeitgenossen fragt Hiob nicht „Warum lässt Gott das zu?“ wie in einer philosophischen Erörterung, sondern er wendet sich betend direkt an Gott „Warum lässt du das zu?“. Er redet nicht über, sondern mit Gott und bleibt so trotz des Leidens an Gott dran.

Was er dann sagte, lässt einen die Luft anhalten: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen; gelobt sei der Name des Herrn!“ Und wenig später: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“

Hiob hält trotz der Schicksalsschläge an seinem Glauben und an Gott fest. Er lässt sich von dem, was ihm da widerfährt, nicht beirren.

Als wollte er sich selbst vergewissern, sagte er mehr hoffend als wissend: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Ich selbst werde ihn sehen. Er ist da.“

So hielt er trotz seiner Zweifel an Gott fest. Auch wenn er dem Leid beim besten Willen keinen Sinn abgewinnen konnte, wandte er sich klagend und fragend an Gott. Indem er mit ihm haderte und stritt, ließ er ihn nicht los.

Das Buch Hiob widersteht der Versuchung, eine Antwort geben zu wollen auf die Fragen nach dem Warum und Wozu des Leids. Diese Fragen bleiben offen, müssen offen bleiben.

Was uns widerfährt, ist jedenfalls keine Reaktion auf unser gutes oder schlechtes Leben mit Gott. Manche denken ja: Wenn ich Gutes tue, werde ich belohnt, und nur wenn ich Schlechtes tue, werde ich bestraft. Das ist ein Irrtum. Das Leid betrifft alle, „gute“ wie „schlechte“ Menschen in gleicher Weise.

Und noch etwas anderes macht das Buch Hiob deutlich: Dass das Leiden böse und teuflisch ist. Es zeigt, dass wir in einer unheilen Welt leben. In einer Welt, in der Gott oft unendlich weit weg zu sein scheint. Gleichzeitig macht es Mut, an Gott festzuhalten – egal, was einem widerfährt, egal, wie es einem geht.

Zumindest der Hiob aus der Bibel erhält am Ende alles, was ihm genommen wurde, doppelt zurück. Es ist, als wollte der Erzähler augenzwinkernd sagen: Der Teufel hat ja schließlich seine Wette verloren.

So üppig wird das vermutlich bei den wenigsten von uns ausgehen. Aber es bleibt das Bild, dass wir nicht alleine sind, dass wir gehalten und getragen sind, dass wir eingebettet sind in einen großen Himmel, der uns offen steht.

So kann Hiob für viele zur Identifikationsfigur werden, denen Leid wiederfährt. An Hiob wird gezeigt, was es bedeutet, leiden zu müssen, mit allen Schmerzen, mit allen Fragen, mit allen äußerlichen und vor allem inneren Wunden.

Und doch wird Hiob über alledem zum Vorbild. An ihm wird deutlich, wie wir mit Schicksal und Leid umgehen können: Streiten, kämpfen, zweifeln, aushalten, annehmen – und in alledem vertrauen.

Hiob setzt der Leiderfahrung seinen Glauben an die Erlösung entgegen – allem Anschein zum Trotz. Hiob erfährt sich auch im Leid auf dem Weg zu Gott mit Gott.

Und so kommt Hiob letztlich zu der Einsicht: Ich weiß, ich spüre, ich ahne, dass ich trotz allem gehalten und getragen bin, dass Gott auf meiner Seite steht. Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.

Sein Wissen um die Erlösung und den Erlöser hebt sein Leid nicht auf, verunmöglicht auch nicht seine Klage, schenkt ihm aber die Kraft, trotz des Leides, trotz seiner Angst und Zweifel, trotz des Elends und Ohnmacht auf Gott bezogen zu bleiben.

Damit ist allen, die leiden, ein gangbarer Weg gewiesen.

Wunsch und Erfüllung

Predigt zu Psalm 20,5 am 23. Juli 2017

Manchmal stößt selbst ein Theologe auf Texte in der Bibel, die er dort nicht vermutet. So ging es mir, als ich den 5. Vers aus dem 20. Psalm las: „Er gebe dir, was dein Herz begehrt und erfülle alles, was du dir vornimmst.“

Ich empfand diesen Wunsch zu neuzeitlich in seinem Denken für biblische Zeiten: zu sehr auf das Individuum bezogen, zu sehr aufs Haben-Wollen konzentriert, gefühlt geradezu egoistisch.

Aber da hatte ich mich geirrt. Es steht genau so in den Psalmen. Kurz und bündig formuliert.

Genau genommen besteht der Vers aus vier Teilen: (1) Er gebe dir… (2) was dein Herz begehrt… (3) und er erfülle alles … (4) was du dir vornimmst …

Wir sehen: Es geht um Gott und einen Menschen, es geht um Gaben, um Herzenswünsche, um Erfüllung und um Lebensplanungen. Alles drin.

Es ist geradezu genial, wie hier alles miteinander verzahnt wird, wie göttliches und menschliches Wirken eins werden. Es geht von Gott her und auf Gott hin. Und es geht vom Menschen her und auf den Menschen hin.

Beides durchdringt sich so sehr, dass letzten Endes nicht mehr zu sagen ist, ob es geschehen ist aufgrund menschlicher Bemühungen oder aufgrund des göttlichen Wirkens.

Versuchen wir doch mal, das Ganze etwas zu konkretisieren. Das, worum es da geht, scheint im Menschen seinen Anfang zu nehmen. Denn da steht: „Was dein Herz begehrt“ bzw. „Was du dir vornimmst.“ Damit fängt es an.

Da stellt sich zumindest mir sofort die Frage: Was begehrt mein Herz? Was ist mein Herzenswunsch? Gibt es da nur einen oder mehrere Wünsche - mit Blick auf mich, auf meine Lieben, auf diese Welt?

Haben Sie eine konkrete Vorstellung davon, was Ihr Herz begehrt? Was wollen Sie tun, um Ihre Herzenswünsche zu realisieren.

Und was – mal ganz konkret – haben Sie sich vorgenommen? Hinter der Frage, was wir planen, steht sicher nicht die Frage, was wir nach dem Mittagessen machen. Dahinter steht eher die Frage, was wir mit unserem Leben machen. Ja, was begehren Sie? Und was wollen Sie eigentlich?

Wenn wir uns nicht im Klaren darüber sind, was wir begehren und uns wünschen, was wir planen und uns vornehmen, funktioniert das Ganze nicht.

Wie soll uns Gott erfüllen, was wir uns vornehmen, wenn wir uns nichts vornehmen? Wie soll Gott uns geben, was wir von Herzen begehren, wenn wir nichts begehren?

Aber genau davon geht der Psalmist aus, wenn er bittet, dass Gott dem Menschen gibt, was er begehrt - von ganzem Herzen und mit aller Kraft, und dass Gott dem Menschen gelingen lässt, was er sich mit seiner Planung vorgenommen hat.

Ich habe den Eindruck: Je konkreter das für uns ist, desto wahrscheinlicher wird, das es auch wirklich geschehen kann, also dass es nicht beim Wunsch bleibt, sondern dass das Gewünschte und Erhoffte Wirklichkeit wird.

Sie merken: Das ist gar nicht so leicht, wenn man mal versucht, es zu konkretisieren. Die Schwierigkeit liegt nicht darin begründet, was Gott tut, sondern darin, dass wir uns so selten Klarheit darüber verschaffen, was wir begehren und planen.

Dem müssen wir nachgehen. Dafür müssen wir uns Zeit nehmen. Immer wieder. Nur dann kann etwas von dem passieren, was wir begehren und uns wünschen.

Viele wünschen sich zunächst einmal, wenn ich das jetzt mal so sagen darf, dass die Grundbedürfnisse gestillt werden: Wir wollen essen und trinken. Wir wollen was anzuziehen haben und es warm haben. Wir wollen gesund sein und selbständig. Wir wünschen uns und allen Menschen dieser Welt ein Leben in Frieden und bescheidenem Wohlstand. Und es wäre nicht schlecht, wir würden Menschen um uns haben, die uns lieben und die wir lieben, Familie und Freunde eben.

Natürlich haben wir darüber hinaus mancherlei Extra-Wünsche, oft materieller Art, teilweise auch ideeller Art. Wir wünschen uns für uns selbst und diese Welt – wie wir es ja auch oft sagen – „Alles Gute“. Manche unserer Wünsche gehen in Erfüllung. Andere nicht.

Wir haben ein ums andere Mal erlebt, dass nicht alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen, bei Lichte betrachtet nicht in Erfül-

lung gehen können. Und es gelingt längst nicht alles, was wir uns vorgenommen haben. Oft kommt es ganz anders, als es geplant war. Das ist ein manchmal schmerzlich. Und doch geht es irgendwie weiter.

Und? Ist das schlimm? Manchmal ja, sehr schlimm sogar. Aber manchmal hilft es uns, herauszufinden, was wirklich wichtig ist – und zwar nicht nur mit Blick auf uns selbst, sondern auch mit Blick auf andere und die Welt, in der wir leben.

Gerade um unsertwillen wäre es nicht gut, wenn all unsere Wünsche in Erfüllung gingen.

Viele Kinder antworten z.B. auf die Frage, was sie denn später einmal werden wollen: „Ich möchte reich sein." So denken Kinder. Und viele träumen diesen Traum ihr Leben lang – und merken nicht, wie reich sie schon sind.

Wir sind doch allein dadurch reich und privilegiert, dass wir hier in Deutschland leben dürfen. Von unserem Wohlstand träumen unzählige Menschen in der Welt.

Warum nur sind manche nimmersatt, was das „Noch-Reicher-Werden-Wollen" angeht? Was soll das bringen?

Und was heißt all das mit Blick auf Gott? Dietrich Bonhoeffer hat einmal gesagt: „Gott erfüllt nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen."

Klar. Gott ist doch kein Automat, wo oben der Wunsch rein und unten die Erfüllung raus kommt. So geht das nicht.

Offensichtlich geht es weniger um uns und unser persönliches Wohlbefinden, auch wenn sich das so anhört. Es geht um etwas Größeres, etwas, was die ganze Welt betrifft.

Viel scheint davon abzuhängen, dass unser Begehren, unser Wünschen nicht egoistisch ist, dass es im Einklang steht mit dem, was Gott sich wünscht und für uns und diese Welt will.

Um es mit den Worten Christi zu sagen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Wir beten im Vaterunser doch nicht ohne Grund: „Dein Wille geschehe".

Daran muss sich unser Begehren und Planen orientieren. Wo wir zuerst „Dein Wille geschehe" beten, wo wir uns von Herzen „Dein Wille geschehe" wünschen, wo wir versuchen „Dein Wille geschehe" konkret werden zu lassen, da treten die Bitten, die unser persönliches Wohlergehen betreffen, in den Hintergrund.

Von daher ist es unsere Aufgabe, unser Wollen und Planen in Einklang zu bringen, in Einklang bringen zu lassen mit dem, was Gott will bzw. was wir als Gottes Willen für uns und diese Welt erkennen. Auf diese Weise verändert sich das Begehren und auch das, was wir uns vornehmen.

Es dürfte klar sein, wie lohnenswert es ist, über dieses Psalmwort nachzudenken: „Gott gebe dir, was dein Herz begehrt und erfülle alles, was du dir vornimmst."

Wer kommt?

Predigt zu Psalm 24, 7-8 am 16. Dezember 2012

Jahrein jahraus singen wir in der Adventszeit „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit…" Auch heute haben wir es gesungen. Dieses Lied können und mögen wir. Es gehört wie kaum ein anderes in diese Zeit, obwohl es aus einer ganz anderen Zeit kommt.

Das merkt man nicht zuletzt daran, dass der Liedtexter Georg Weissel eine Welt vor Augen hatte, die es längst nicht mehr gibt. Man sieht förmlich, wie sich die großen Tore einer mittelalterlichen Stadt öffnen, wie ein mächtiger König mit seinem Gefolge unter triumphalem Gesang und Posaunenklang in die Stadt einzieht. Dementsprechend heißt es dann ja auch: „O wohl der Stadt, die diesen König bei sich hat."

Das klingt noch deutlicher an im Psalm 24, auf den sich das Lied bezieht. Dort heißt es: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe. Wer ist der König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit … Es ist der Herr Zebaoth. Er ist der König der Ehre."

Ursprünglich wurde dieser Psalm zum Einzug ins Heiligtum, also zum Einzug in den Tempel, gesungen bzw. gebetet. Natürlich zog Gott nicht leibhaftig in Gestalt eines siegreichen Königs ins Heiligtum ein.

Es war also schon damals der Einzug ins Heiligtum im übertragenen Sinn gemeint. Man rief ihn herbei, beschwörte sein Kommen und seine Gegenwart geradezu. Gott der Herr möge doch ins Heiligtum einziehen, also da zu sein, wo man ihn verehrte, im Tempel, in der Mitte sei-

nes Volkes. Im Psalm taucht nun ein etwas verwirrender Name für Gott den Herrn auf. Er wird der „Herr Zebaoth“ genannt. Das klingt für unsere Ohren unverdächtig.

Übersetzt man das Wort „Zebaoth“ aus dem Hebräischen ins Deutsche, kommt dabei ein Name heraus, der für unsere Ohren befremdlich klingt: Zebaoth bedeutet nämlich „Heerscharen“. Und das lässt uns an Heerscharen im militärischen Sinne denken, eben an die mancherlei Scharen von Soldaten, die gemeinsam das Heer bzw. die Heerschar bilden.

Das nun wiederum passt zum Bild vom Einzug eines Triumphators mitsamt seiner Heerscharen in eine Stadt.

Für uns handelt es sich bei den im Psalm bedachten Heerscharen natürlich nicht um kriegerische Heerscharen, sondern um die himmlischen Heerscharen, und bei Gott nicht um einen weltlichen König, sondern um den Herrn der Welt.

Wenn dieser Psalm damals singend gebetet wurde, war das von der Vorstellung geprägt, Gottes Macht und Herrlichkeit würde nun den Raum erfüllen – sei es nun der Tempel oder später dann eine der vielen Kirchen.

Wir singen normalerweise keine Psalmen mehr, eben auch nicht den 24. Psalm. Wir singen „Macht hoch die Tür“ anders, vor allem deshalb, weil wir beim Kommen des Herrn an ein erneutes Kommen des Christus in diese unsere Welt denken.

Und das ist für uns ein Grund zur Freude, weil wir davon überzeugt sind, dass er kommt, um uns aufzurichten, um uns neu auszurichten, um uns heil zu machen. Wir sehen seinem Kommen voller Freude entgegen, will er doch unser Heiland sein, der Heil und Leben mit sich bringt, „derhalben jauchzt, mit Freuden singt.“

Nun wird sich mancher fragen: „Warum tun wir eigentlich immer so, als müsse er erst noch kommen? Ist er denn nicht schon lange da und bei uns?“

Doch natürlich. Er kam ein erstes Mal. Und seitdem verändert sich unsere Welt. Und doch steht noch so vieles von dem aus, was er ankündigte. Es hat die Veränderung schon begonnen. Aber sie ist längst noch nicht vollendet.

Viele Menschen sind der Meinung, diese unsere Welt müsste anders aussehen, wenn er denn schon da wäre. Stimmt. Der Einwand ist durchaus berechtigt. Den Himmel auf Erden gibt es weder auf Dauer noch für alle und überall.

Wie kann man also angesichts all der Missstände in der Welt daran festhalten, dass er da ist, schon da ist, dass er eingezogen ist und sein Regiment bereits ausübt - in seinem Heiligtum, in dieser seiner und unserer Welt?

Während der Psalm davon ausging, dass der Herr wie ein siegreicher Feldherr oder mächtiger König in sein Heiligtum einzieht, also ganz weltlich, ja geradezu politisch, beantwortet unser Adventslied die Frage nach der Art und Weise seines Kommens mit einem kleinen Trick. Jedenfalls sieht es auf den ersten Blick wie ein kleiner Trick aus.

Im Lied heißt es „Wohl allen Herzen insgemein, da dieser König ziehet ein … Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, eu’r Herz zum Tempel zubereit‘, … so kommt der König auch zu euch.“

Von daher wird die abschließende Bitte nur allzu verständlich: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist, ach zieh mit deiner Gnade ein…“

Es geht dem Lied weniger um ein Kommen in diese Welt als um ein Kommen in Dein und mein, in unser Herz und Leben, um ein Kommen im übertragenen Sinn, um ein zum Zug kommen.

Da kann man doch nur zustimmen und sagen: „Ja, komm in mein Herz, in mein Leben.“ Soweit so gut.

Die meisten werden sich nun sagen: „Das wusst‘ ich schon …“ Und wer wollte das bezweifeln. Aber haben wir auch schon einmal die Folgen bedacht.

Deshalb erlaube ich mir, auf die Feststellung „Das wusst‘ ich schon…“ mit der Frage „Wirklich?“ zu reagieren. Welche Folgen hat denn dieses Wissen für uns Leben?

Homilius hat in einer Sprechmotette die Verse aus dem 24. Psalm vertont, um die es uns gerade geht: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe…“

Einige Stimmen singen dann „Wer?“ Immer wieder singen sie ihr „Wer?“ dazwischen. Und immer wieder bekommen sie die gleiche Antwort, die sie aber nicht befriedigt, sodass es zu einem Wechselgesang kommt zwischen denen, die es wissen, zu wissen glauben, und denen, die sich unsicher sind und ihre Frage im „Wer?“ formulieren.

Eigentlich, so scheint es jedenfalls, wäre diese Frage doch ganz leicht zu beantworten. „Wer?“ Na: „Es ist der Herr, stark und mächtig …“

Auch wenn diese Antwort nicht alle Fragen erschöpfend mitbeantwortet, die sich an dieses „Wer?“ und die Antwort „Es ist der Herr, stark und mächtig…“ anknüpfen, so ist schon mal klar, dass es sich bei

ihm nicht um den Knaben mit lockigem Haar handelt. Nein. Es kommt der Herr, stark und mächtig, mächtig im Streit.

Ich will niemandem Angst und Bange machen. Aber wir werden uns alle miteinander mächtig wundern – nicht nur darüber, wer er ist, der da kommt, sondern auch darüber, wie er und wann er und wo er kommt, wenn er kommt, zum Zuge kommt.

Homilius hätte die Chorstimmen in seiner Motette ja auch „Wann?“ „Wie?“ und „Wo?“ singen lassen können. Und auch „Warum?“ und „Für wen?“

Und so stellen sich uns, angeregt durch das „Wer?“, noch viel mehr Fragen, als hier bedacht werden können. Jeder kann und sollte ihnen immer wieder unbedingt nachgehen.

Und indem wir den aufbrechenden Fragen nachgehen, öffnen wir uns ja dem Kommen dieses Herrn. Jede Frage eröffnet uns neue Möglichkeiten, die Frage zu beantworten, wie er kommt.

Wer kommt? Er kommt. Oder ist es sie? Damit fängt es doch schon an. Und wie kommt er? Stark und mächtig? Oder nicht manchmal auch schwach und ohnmächtig? Und ist er schon da, schon gekommen? Oder kommt er erst noch? Und wie? Handelt es sich um ein gewaltiges Kommen? Oder handelt es sich nicht vielmehr um ein stilles, geradezu unscheinbares Kommen, ähnlich dem zarten Windhauch, wie ihn der Prophet Elia spürte.

Es dürfte deutlich geworden sein, wie wichtig es ist, sich immer wieder Rechenschaft darüber abzulegen, mit welchen Erwartungen man ihn und seine Ankunft erwartet.

Falsche Erwartungen führen zu herben Enttäuschungen. Angemessene Erwartungen können dazu führen, sich mit anderen auf das göttliche Kommen besser einstellen zu können. Nicht dass er zu uns kommt – und wir merken es nicht.

Mit meinen Gott springe ich über Mauern

Predigt zu Psalm 18, 30 am 5. Juli 2015

„Mit meinem Gott springe ich über Mauern springen“ Das klingt frisch und ermutigend. Und das ist schon mal mein Wunsch für Sie und Dich, für mich und uns alle: Dass wir uns in unserem Schwung

von nichts ausbremsen lassen, was sich uns wie eine Mauer in den Weg stellen will.

Und da gab und gibt es ja nun jede Menge, was einem zum Thema Mauer einfällt. Wer hätte beim Thema Mauer nicht die Mauer in Berlin vor Augen, die es mittlerweile Gott sei Dank nicht mehr gibt. Oder die Mauer im Heiligen Land, die acht Meter hoch ist und versucht, gewaltbereite Palästinenser und Israelis auseinander zu halten. Im Urlaub bestaunen wir die Reste der mittelalterlichen Stadtmauern, wo es sie noch gibt. Soweit mal zu einigen der sichtbaren Mauern.

Und dann wären da ja noch die unsichtbaren Mauern. Ich denke da an die Firewalls, also die digitalen Mauern in unseren Computern. Natürlich gibt es da auch noch die Mauern in den Köpfen der Menschen, die wir eben besungen haben.

Da sind zum einen die Mauern, die uns blockieren, einengen, begrenzen, gegen die wir im übertragenen Sinn immer wieder, oft genug vergeblich, anrennen.

Und zum anderen sind da die Mauern in uns, die uns oder etwas von uns schützen und beschützen sollen, die Firewall im Kopf sozusagen.

Jeder von uns hat mit dieser Art von Mauern seine Erfahrungen gemacht, bei sich selbst und bei anderen. Stellen Sie sich die Steine in einer Mauer vor.

Da könnte z.B. Misstrauen drauf stehen. Wer misstraut, der baut Mauern um sich herum und zwischen sich und andere. Er denkt vielleicht, es sei zum eigenen Schutz, ohne zu merken, wie er sich damit gleichzeitig selbst einmauert.

Da könnte z.B. Schuld drauf stehen. Oft genug steht eine Schuld oder das Gefühl, versagt zu haben, zwischen mir und einem anderen Menschen. Da könnte z.B. Enttäuschung drauf stehen. Solche Mauern trennen vor allem Menschen, die sich besonders gern gemocht haben, aber durch ein Ereignis nicht mehr zueinander finden.

So oder so. Wir könnten noch mancherlei Mauersteine benennen. Im Ergebnis ist es immer ähnlich: Plötzlich ist da eine Mauer. Und sie scheint unüberwindlich. Angesichts solcher Mauern heißt es: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern.“

Nun mag mancher hier sagen: „Würde ich ja, wenn ich wüsste wie“ Die Frage ist berechtigt. Wie ist das möglich? Wie geht das: mit Gott über Mauern springen? Wir spüren: Wir brauchen eine Art Gebrauchsanweisung zum Springen.

Wie kann man also mit Gott über Mauern springen? Das ist ja keine sportliche Übung. Und doch ist es ein bisschen wie beim Hochsprung. Man braucht Erfahrung. Man fängt klein an, also mit einer Höhe, die man leicht schafft. Der Anlauf muss stimmen. Und wenn es nicht klappt, versucht man es eben noch einmal. Übung macht den Meister.

Natürlich: Irgendwann ist Schluss. Man kommt nicht weiter. Im Sport scheidet man dann aus, allerdings mit der übersprungenen Höhe von...

Auch die, die aus dem laufenden Wettbewerb ausgeschieden sind, haben ja eine bestimmte Höhen durchaus gemeistert und übersprungen und verdienen unsere Anerkennung.

Lassen wir mal den Sport und kommen wir wieder zu uns. Gab es in der letzten Zeit eine Situation, wo Du gedacht hast, wo Sie gedacht haben: Puh, das schaffe ich doch nicht. Von weitem betrachtet sieht so manche Aufgabe wie eine hohe Mauer aus.

Da fragt man sich dann schon: Wie soll ich denn da wohl drüber kommen? Und? Dann hat es doch geklappt, wenn auch manchmal erst im zweiten Versuch oder nur ganz knapp. Aber geschafft ist geschafft.

Ich weiß nicht, ob sie den Text der Luther-Bibel zufällig im Ohr haben. Da heißt es: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen."

In dieser Formulierung „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen" ist so etwas wie die Möglichkeit formuliert. Ich kann, ich könnte, wenn ich denn wollte, muss aber nicht. Es scheint ein wenig offen zu bleiben, ob nun gesprungen wird oder nicht.

Ein wenig anders übersetzt klingt der gleiche Satz gleich ganz anders: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern." So gesagt wird der Vollzug beschrieben. Wer so redet, ist gerade dabei. Er erwägt es nicht nur zu springen. Er springt. Vermutlich hat er es auch schon mal getan, ist also schon mal gesprungen, was ihm die Zuversicht vermittelt, dass er es auch diesmal wieder schaffen wird.

Also: Die Frage sollte nicht „Kann ich?" lauten, sondern „Mach ich's auch?"

Nun möchte ich mal mit Blick auf uns festhalten: Es ist außer Frage, dass jeder von uns über Mauern springen könnte. Die Frage ist, ob er's auch macht.

Gesetzt den Fall, jemand hat damit Erfahrung, gute Erfahrungen gemacht, dass er es geschafft hat, über die Mauer zu springen, dann

wird er es ja ohne Zögern immer wieder versuchen und vermutlich auch hinbekommen.

Gesetzt den Fall, jemand hat damit keine Erfahrung, womöglich sogar schlechte Erfahrungen gemacht, wird er vermutlich aus der Angst heraus, es wieder nicht zu schaffen, tatsächlich nicht schaffen, weil ihm einfach das Zutrauen fehlt.

Haben wir also so viel Selbstvertrauen, dass wir uns trauen, uns den Herausforderungen zu stellen und immer wieder den Sprung zu wagen?

Gut, das gelingt wie beim Hochsprung vielleicht nicht gleich beim ersten Anlauf. Da braucht es vielleicht noch ein bisschen Übung, ein bisschen Motivation, ein bisschen Überzeugungskraft, ein bisschen Zutrauen, bis man weiß: „Ich kann's schaffen."

Und wenn ich es nicht schaffe? Dann kommt es darauf an, die eigenen Grenzen zu akzeptieren. Man ist und kann ja auch dann etwas, wenn man dies eine nicht geschafft haben sollte.

So weit, so gut. Ich meine, dass dürfte für alle soweit nachvollziehbar sein, auch für die, die von sich nun nicht gerade sagen würden, dass sie an Gott glauben.

Nun steckt in diesem Psalmwort die Überzeugung, dass es einen Gott gibt, der einem hilft, der es einem zwar nicht abnimmt, sich selbst zu bewegen, also zu springen, aber der einem - wie auch immer - hilft, drüber zu kommen.

Der Mensch, der diesen Satz formuliert hat, war ein gläubiger Mensch. Einer also, der wusste, dass er seine Leistung nicht nur sich selbst, sondern auch Gott verdankt.

Dieser Mensch hätte vermutlich auf die Frage: „Wie hast Du das nur geschafft?!" gesagt: „Gott gab mir die Kraft."

In dessen Leben gab es also nicht nur Menschen, die ihm das Wissen und Selbstvertrauen vermittelt haben, dass er es schafft, indem sie ihm sagten und ihn spüren ließen: „Du schaffst das."

Da war sein Glaube an einen Gott, der ihn beflügelte, der ihn ermutigte, der ihm das Gefühl gegeben hat: „Du kannst das. Du schaffst das. Mach's."

Genau das ist es. Das spürt er – voller Dankbarkeit. Aus diesem Lebensgefühl, heraus sagt er: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern." Die Welt steht ihm offen.

Indem er sein Lebensgefühl so in Worte fasst, macht er nicht nur sich selbst Mut, über Mauern zu springen. Nein.

Er lädt auch Dich und Dich, Sie und mich, ja uns alle ein: „Vertrau diesem Gott, der dir helfen will, über Mauern zu springen."

Ich wünsche Dir und Ihnen und uns allen, dass wir nie vergessen: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen." und besser noch: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern."

Du stellst meine Füße auf weiten Raum

Predigt zu Psalm 31,9 am 24. Juni 2012

„Du stellst meine Füße auf weiten Raum". So heißt es im 31. Psalm. Und darum soll's gehen.

Wenn Eltern ihren Kindern das Laufen beibringen, dann stellen sie sie auf die Füße. Und dann wird's lustig. Denn das klappt natürlich nicht auf Anhieb. Zu Anfang trauen sie sich nämlich nicht. Sie lassen sich nach eins zwei Schritten schnell wieder auf den Po fallen.

Es bracht an dieser Stelle jede Menge Vertrauen – zu sich selbst und der hilfreichen Hand. Aber wenn sie dann merken, dass es geht und wie es geht, werden die Wege immer länger... bis sie dann eben ganz allein unterwegs sind – voller Freude.

Mit jedem gelungenen Schritt ins Leben wächst das Vertrauen, dass man das kann, sich dem weiten Raum stellen, eigene Wege gehen, selbständig auf eigenen Füßen stehen.

So geht das immer weiter. Kinder gehen ihre Wege. Immer selbständiger. Und dann kommt der Tag, wo sie auf eigenen Füßen stehen, stehen müssen, wo sie aus dem Haus gehen...

Für die meisten Menschen ist das mit dem weiten Raum zeitlebens eine gute Sache. Denn wer wünschte ihn sich nicht, den Platz und Freiraum, das Gefühl eben, frei zu sein? Wer wünschte sich nicht die Möglichkeit, sich entfalten und etwas gestalten zu können? Wer wünschte sich nicht, sich frei bewegen und Neues entdecken zu können?

Sie merken schon: Der weite Raum ist für mich positiv besetzt. Ich denke da z. B. an Urlaub, an die See, wo der Blick unendlich weit in die Ferne schweifen kann. Das ist für mich Weite, weiter Raum.

Wenn dann noch die frische Luft hinzukommt, wird es auch innen drin weit, man atmet tief durch, alles Schlechte raus, wodurch noch mehr Weite entsteht.

Auch was die Gedanken angeht, liebe ich die Weite. Die Gedanken sind frei. Und wir tun gut daran, sie nicht einzuengen. Ganz im Gegenteil: Wir sollten alles dran setzen, unseren Horizont immer wieder zu erweitern und uns die andere oder andere geistige Dehnübung zumuten, damit sich unsere Denkfähigkeiten nicht verengen bzw. verkürzen. Es kommt darauf an, nicht eng, sondern offen bzw. weit zu bleiben.

Das schöne Psalmwort lädt ein, alles Enge, Engherzige, Engstirnige hinter sich zu lassen, sich zu öffnen. Alle Enge möge der Weite, alles Engherzige dem Weitherzigen weichen.

Schon der Gedanke an den weiten Raum eröffnet uns im wahrsten Sinne des Wortes Spiel-Raum und Entfaltungsmöglichkeiten. Es ist nicht alles von vornherein festgelegt.

Sicher: Irgendwo begann unser Weg. Und wir können unseren Weg nur Schritt für Schritt immer nur fortsetzen. Aber wohin wir ihn weitergehen, wohin wir uns wenden, liegt auch an uns.

Das Leben bringt es mit sich, dass wir immer wieder vor neuen, uns bis dahin unbekannten Räume stehen. Und immer wieder müssen wir es wagen, uns selbständig die weiten und unbekannten Räume, das Neuland zu erobern.

Es gibt natürlich auch Momente im Leben, in denen man die Weite scheut, weil sie verunsichert und eben nicht das Gefühl von Geborgenheit vermittelt, nach dem sich wohl jeder Mensch sehnt.

Ein Beispiel: Man kommt in ein Restaurant. Wo setzt man sich in der Regel hin? In die Ecken oder wenigstens an den Rand in die Nähe einer Wand. Wer setzt sich schon gern in die Mitte, in die Weite des Raumes?

Weiter Raum und Boden unter den Füßen. Das ist kritisch. Wie soll man sich einigermaßen sicher bewegen, wenn es keine Grenzen gibt? Wie soll man auf unüberschaubarem Weg gehen können ohne Geländer, ohne Halt? Die Vielfalt, die im weiten Raum möglich ist, kann zur Orientierungslosigkeit und zur Beliebigkeit führen.

Man sieht: Manchmal ist die Weite beängstigend. Leere Räume machen Angst, weil da nichts ist, an dem man sich orientieren könnte. Nun müssen weite Räume nicht leer sein. Oft sind sie eben nur nicht zugemüllt.

Viele weichen der Herausforderung weiter Räume dadurch aus, dass sie die Räume füllen, ob mit Gegenständen, Gedanken oder Terminen. So nachvollziehbar das ist – es verbaut die Möglichkeit, die Leere als Weite konstruktiv werden zu lassen.

Jetzt wird es aber Zeit, zu fragen: Wer ist das denn, der meine Füße auf weiten Raum stellt? Dieses große „Du“ in unserem Satz: „Du stellst meine Füße auf weiten Raum.“ Wer ist dieses Du?

Für Baby und Kleinkinder sind Mama oder Papa dieses große Du. Durch Großeltern und Paten erweitert sich der Kreis vertrauenswürdiger Menschen.

Irgendwann will man mitreden und entscheiden, von wem man sich auf den Weg bringen lässt. Und man fragt sich völlig zu Recht: Wer stellt mich so hin, dass ich nicht gleich bös auf die Nase falle? Wer zeigt mir Wege, auf denen es gut ist zu gehen?

Der Psalmbeter, dem wir den Satz „Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ verdanken, dachte bei dem „Du“ nicht an einen Menschen, sondern an Gott. Dieses große Du ist für ihn wirklich da. Und was er da sagt, ist eine Feststellung und klingt wie ein Dank.

Du Gott bist wie ein Vater, wie eine Mutter zu mir. Du stellst meine Füße auf weiten Raum. Du bringst mir bei, selbständig zu sein. Du schränkst mich nicht ein. Ganz im Gegenteil: Du eröffnest mir neue Möglichkeiten. Du sorgst dafür, dass mein Horizont weit bleibt. Du nimmst mir nicht ab, meinen Weg zu gehen, stehst aber hinter mir, mir zur Seite, begleitest mich. Alles, was mir Angst macht, verliert an Macht aufgrund Deiner Gegenwart und Nähe. Du willst für mich Weite und Freiheit. Gott, ich danke dir.

Nicht jeder Gläubige kann das so nachvollziehen und mitbeten. Warum nicht? Ganz einfach: Manche wollen gar nicht selbständig sein und allein laufen. Sie möchten lieber Baby sein und immer nur getragen werden.

Und immer dann, wenn Gott sie auf die eigenen Füße stellt, bekommen sie es mit der Angst zu tun. Das ist dann wie bei Kleinkindern, die sich nicht trauen und sich auf den Po fallen lassen.

Aber das geht nicht – jedenfalls auf Dauer nicht. Gott stellt uns immer wieder auf die Füße. Er bringt uns immer wieder auf den Weg. Er hilft uns bei jedem neuen Schritt. Aber gehen müssen wir schon selbst.

Nun stellt der Beter von Psalm 31 sein Bekenntnis nicht einfach blind in den Raum. Er kennt die Erfahrung engen Raumes, die Beklemmung, das Gefangensein wie in einem Netz, in das man sich umso tiefer verstrickt, je mehr man zappelt.

Mitten in diese Erfahrungen hinein setzt er sein Gebet, sein Bekenntnis, seine Hoffnung: „Du stellst meine Füße auf weiten Raum. Du willst

nicht, dass ich ersticke. Du öffnest das Gefängnis meines Lebens. Du hast mich zur Freiheit hin geschaffen und lässt mich gehen.“

Wir spüren vermutlich alle, dass Traum nicht zum Verweilen einlädt, sondern auch eine Herausforderung beinhaltet. Wenn Gott unsere Füße auf weiten Raum stellt, so die Zusage, dann will er auch, dass wir uns dementsprechend verhalten, jeden Tag neu. Die Taufe ist ein Anfang, nicht das Ziel. Sie eröffnet uns den weiten Raum. Genießen wir ihn und vertrauen wir uns dem an, der uns das zumutet.

Meine Zeit steht in deinen Händen

Predigt zu Psalm 31, 16 am 1. April 2021

Als ich den Predigttext las, in dem es um die Vorbereitung und die Feier des Passafestes geht, um die Ankündigung des Verrats und den Aufbruch zum Ölberg – und das alles am Vorabend der Hinrichtung Jesu – da fiel mein Blick auf Jesu Worte „Meine Zeit ist nahe“.

Ich musste spontan an das Lied denken, das ich eben gesungen habe. Es ist ein Lied aus meiner Jugend. Solange begleitet es mich schon.

Ehrlicherweise muss ich sagen, dass ich es zwar kenne, auch schon oft gesungen habe, aber nicht immer dementsprechend empfunden habe. Ich hätte mir gewünscht, ich hätte immer so ruhig und so gelassen allem entgegen sehen können, was auf mich und diese Welt zukam. Konnte ich aber nicht. Jedenfalls nicht immer

Aber meist holten mich Unruhe und Sorgen ein. Und ich bekam es wie andere in ähnlicher Situation auch mit der Angst zu tun. Jeder, der das von sich kennt, weiß, wie schwierig es ist, in solchen Momenten die Ruhe zu bewahren.

Manchmal gelingt es mir, ruhiger zu werden, und die Geborgenheit zu spüren, die sich in Bonhoeffers unvergleichlich schönen Worten niedergeschlagen hat: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

In solchen Momenten der Unruhe muss ich mir das mehrmals sagen und vergegenwärtigen, als wenn ich mich selbst davon überzeugen müsste. Dann geht’s.

Ich stelle mir vor, dass es dem Menschen Jesus am Vorabend seiner Hinrichtung ähnlich ergangen ist. In den Evangelien, die darüber rückblickend berichten, klingt das alles immer so klar und heldenhaft.

Aber wie war das damals wirklich, für ihn als Menschen, dem es gefühlsmäßig doch nicht ganz anders gegangen sein dürfte als uns.

Er scheint jedenfalls gespürt haben, dass es sich für ihn entscheidet. Die Entscheidung darüber, was aus ihm werden würde, lag gewissermaßen in der Luft. Deshalb sagt er: „Meine Zeit ist nah."

Manche meinen ja, er hätte in diesem Zusammenhang weniger an den Tod als an die Aufrichtung des Himmelreichs gedacht, von dessen Kommen er ja immer wieder gepredigt hatte. Das mag durchaus so gewesen sein.

Die biblischen Berichte schildern die Geschehnisse rund um den Karfreitag allerdings anders, natürlich unter Kenntnis dessen, was wirklich passiert war, im Rückblick darauf, wie er gefangen genommen und verhört wurde, wie man ihm den Prozess gemacht hatte und wie man ihn kurzerhand vor Anbruch des Sabbats gekreuzigt hatte.

Wusste oder ahnte er das alles in dem Moment, als er sagte: „Meine Zeit ist nahe." Wer weiß? Die biblischen Berichte kommen jedenfalls nicht umhin, davon zu berichten, wie Jesus offensichtlich um Klarheit rang, was seinen weiteren Weg anging.

An jenem ersten Gründonnerstag zog er sich ja für längere Zeit betend in den Garten Gethsemane zurück. Auch wenn die Jünger offensichtlich müde waren und mit dem Schlaf zu kämpfen hatten, haben sie doch irgendwie mitbekommen, wie intensiv Jesus betete, ja im Gebet mit dem himmlischen Vater um Klarheit rang.

Wie auch immer es ihnen gelungen ist, haben sie gehört, dass er betete: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir. Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe."

In dem Moment, wo er das sagte, sahen die Jünger einen Engel bei ihm, der ihn stärkte - für das, was ihm bevorstand.

So wie Jesus da betete, beten viele in ihrer Not: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir. Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe."

Nicht ganz so bedrängt, aber in der Sache sehr ähnlich, beten wir mit jedem Vaterunser, das wir beten: „Dein Wille geschehe". Genau genommen könnten wir auch beten: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

Haben wir das Gefühl von Gewissheit, dass es Gottes Wille ist, was uns dann widerfährt, was anschließend mit uns geschieht? Sind wir bereit, uns mit dem Unausweichlichen abzufinden oder zumindest zu arrangieren.

Wenn das, was uns widerfährt oder wir zu tun bzw. zu lassen haben, Gottes Wille ist, werden wir – wenn schon nicht ganz ruhig – so doch ruhiger.

Wenn es z.B. Gottes Wille ist, dass wir nicht wieder gesund werden, sondern sterben, dann sind wir eher bereit, zu gehen und wie Christus zu sagen: „Meine Zeit ist nahe."

Es muss ja nicht gleich zum Äußersten, zum Sterben und zum Tod, kommen. Es gibt ausreichend Situationen, in denen wir um den richtigen Weg ringen, ringen müssen und uns wünschten, wir hätten Klarheit über Gottes Willen.

Oft genug ist ja gerade das die Schwierigkeit, dass sich nicht mit letzter Sicherheit sagen lässt, wie es besser wäre, welcher Weg der bessere wäre, was man tunlichst machen oder lassen sollte, wieviel Zeit einem noch bleibt.

Für alle diese Momente wäre es nur gut, wir könnten so denken und empfinden, wie es das Lied besingt:

„Meine Zeit steht in deinen Händen. Nun kann ich ruhig sein, ruhig sein in dir. Du gibst Geborgenheit, du kannst alles wenden. Gib mir ein festes Herz, mach es fest in dir."

Nun ist das nicht nur ein Lied. Wer sich in der Bibel auskennt, der weiß natürlich, dass es sich dabei zumindest am Anfang um einen Vers aus den Psalmen handelt. Im 16. Vers des 31. Psalms heißt es: „Meine Zeit steht in deinen Händen."

Gemeint sind natürlich Gottes Hände. In seinen Händen sind wir mitsamt unserer Zeit, auch unserer Lebenszeit.

Und so ist es gut, wenn wir uns immer wieder Zeit nehmen, wenn sich jeder und jede von uns vergegenwärtigt: Moment für Moment unseres Lebens hält er mich und meine Zeit, die Zeit die war, die

Zeit, die ist, und die Zeit, die kommen wird. Selbst dann hält er mich, wenn meine Zeit abgelaufen ist.

Bis dahin ist jeder Moment meines Lebens ein Teil der Ewigkeit und birgt die Möglichkeit, sich Gott hier und jetzt ganz und gar anzuvertrauen.

Je klarer uns das ist, desto weniger Angst werden wir haben, wenn auch wir eines Tages erkennen und sagen müssen: „Meine Zeit ist nah."

Suche Frieden und jage ihm nach

Predigt zu Psalm 34,15 am 31. Dezember 2019

„Suche Frieden und jage ihm nach!" Ich finde bemerkenswert, dass in der Formulierung der Artikel fehlt. Denn wer wollte definieren, was DER Friede ist? Es heißt eben nicht „Suche den Frieden!", als wenn es nur den einen Frieden gäbe. „Suche Frieden!" ist sehr viel offener formuliert.

Man merkt schnell, wie wohltuend es ist, dass der Artikel fehlt, der definieren und festlegen will, was Frieden ist, als wenn es nur den einen Frieden gäbe. Es dürfte deutlich sein, dass es den einen, alles umfassenden Frieden nicht gibt, allenfalls als Traum, als Wunsch.

Ist nicht gerade dieser durch göttliche Boten zu Weihnachten ausgesprochene Wunsch „Friede auf Erden" genau das, was sich alle wünschen und ersehnen?

So ist es gut, dass die Aufforderung „Suche Frieden" uns alle ermutigt, sich für Frieden einzusetzen, sich also für alles einzusetzen, was Friedensprozesse fördert, und allem zu wehren, was den Frieden gefährdet oder behindert. Und das wäre?

Ich denke an Streit und Krieg, an Waffen und Soldaten, an Lieblosigkeit und Gewalt, an Falschmeldungen und Unwahrheit, an Hass und Feindbilder, an Propaganda und Machtmissbrauch, an Unzufriedenheit und Unfriede.

Wenn man nicht resignieren will angesichts all dessen, was den unterschiedlichen Bemühungen um Frieden im Wege steht, bleibt einem doch nur, sich selbst immer wieder um Frieden zu bemühen.

Kommen wir zum zweiten Teil: „Jage ihm nach!" Also: „Jage dem Frieden nach!" Offensichtlich ist der Friede, von dem hier die Rede ist, nicht etwas, was man hat, schon gar nicht sicher hat. Dieser Friede ist flüchtig. Diesem Frieden ist nachzujagen. Da muss man sich anstrengen,

wenn man ihn einholen und erreichen will.

Selbst da, wo eben noch Frieden war, kann er im nächsten Moment schon wieder weg sein. Ein falsches Wort. Und schon gibt ein Wort das andere. Der Streit eskaliert und Unfriede weitet sich aus. Kleinkrieg oder gar ein großer Krieg können die Folge sein. Befindet man sich im Streit oder Unfrieden mit anderen, hat man auch in sich keinen Frieden und keine Ruhe. Die Folge: Der Unfriede lässt uns nicht zur Ruhe kommen. Er zerfrisst uns von innen.

Man ist dann ja schnell dabei, andere für den Streit oder Konflikt verantwortlich zu machen. Nicht unbedingt sieht man den eigenen Anteil an der Entstehung des Unfriedens.

Man sieht den Splitter im Auge des anderen, während man den berühmten Balken im eigenen Auge nicht sieht. Und weil natürlich immer die anderen schuld sind, auf jeden Fall mehr schuld sind, als man selbst, erwartet man den ersten Schritt immer von den anderen.

Aber so wird kein Friede. Deshalb ist es gut, wenn wir singen: „Herr, gib mir Mut zum ersten Schritt". Wer Frieden wirklich will, muss sich bewegen, auf den anderen zu und zwar als erster. Jeder Schritt auf den anderen zu - unabhängig von der Schuldfrage - ist ein persönlicher Beitrag zum Frieden auf Erden.

Was für ein motivierendes Bild: dem Frieden nachjagen. Es heißt nicht, mal schauen, ob man ihn findet. Es heißt nicht, dass es leicht oder einfach ist. Nein: Eine Jagd ist intensiv, dauert lange, verlangt höchste Konzentration. Einen Flüchtigen einholen ist anstrengend.

Und wie ist es uns bisher gelungen, uns um Frieden zu bemühen? Haben wir es bewusster versucht als sonst, uns für den Frieden einzusetzen? Oder endet dieses Jahr womöglich mit dem Eingeständnis, die Aufforderung der Jahreslosung womöglich vergessen zu haben? Wie auch immer: Die Aufforderung „Suche den Frieden und jage ihm nach!" gilt auch in Zukunft.

Und der Friede Gottes, der größer und umfassender ist als alles, was wir uns vorstellen können, der erfülle unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Ein feste Burg ist unser Gott

Predigt zu Psalm 46, 2-12 am 31. Oktober 2022

Kein Reformationstag ohne Martin Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott". Es hat etwas Kämpferisches und Trotziges. Wer so denkt

und singt, schmettert allen Widrigkeiten des Lebens sein „Dennoch“ entgegen. Dennoch vertrauen wir uns und unsere Lieben Gott an. Dennoch setzen wir uns zur Wehr gegen das Böse. Wir wissen, dass wir allein verloren wären und nichts ausrichten könnten. Und selbst wenn die Welt voller Teufel wär, fürchten wir uns nicht. Denn wir haben einen an unserer Seite im Kampf gegen das Böse und für das Gute: Christus selbst.

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, dass der Psalm 46, auf den sich dieses Lied bezieht, aufgenommen wird in die Reihe der Predigttexte.

Auch wenn im Psalm das Wort „Burg“ kein einziges Mal vorkommt, steht schon in der Bibelübersetzung Martin Luthers als Überschrift über dem Psalm: „Ein feste Burg ist unser Gott.“

Um das zu verstehen, muss man sich ins ausgehende Mittelalter versetzen, wo Burgen der Inbegriff für Sicherheit und Schutz waren. In der Not fanden dort alle Zuflucht, die in und um die Burg wohnten. Da war man sicher, zwar nicht 100%ig, aber doch weitestgehend. Von daher hat Luther das mit dem „Schutz“ durch das Bild der „Burg“ konkretisiert und damit für alle nachvollziehbarer gemacht.

Das mit dem Schutz ist heute sehr viel komplizierter. Burgen sind heute allenfalls Schauplatz mittelalterlicher Märkte oder bieten Museen und Konzerten Raum. Aber sie bieten keinen Schutz mehr. Schon lange nicht.

Und auch die Bunker und Luftschutzkeller aus der Zeit des 2. Weltkrieges bieten kaum noch Schutz gegen die biologischen, chemischen und atomaren Waffen und Bedrohungen unserer Zeit. Nicht ohne Grund fühlen wir uns mehr oder weniger schutzlos allen möglichen Gefahren ausgesetzt.

So gut wir können, versuchen wir uns zu schützen. Wir lassen uns impfen, um gesund zu bleiben. Wir cremen uns ein, um unsere Haut vor UV-Strahlung zu schützen. Wir bauen Sicherheitsschlösser ein, um uns vor Diebstahl zu schützen. Wir verbauen in den Autos Airbags, um einen eventuellen Aufprall abzufedern. Wir installieren Virenschutzprogramme, um unsere Smartphones und PCs zu schützen. Wir schließen alle möglichen Versicherungen ab, um die Risiken zu minimieren, die das Leben birgt.

Aber auch wenn wir versuchen, uns zu schützen, gibt es keinen 100%igen Schutz – schon gar nicht vor den möglichen globalen Katastrophen, die durch Kriege, Naturkatastrophen, Seuchen oder den Klimawandel ausgelöst werden können.

Wir können uns ja nicht einmal vor uns selbst schützen. Wir zerstören durch die Art, wie wir leben und konsumieren, auf mannigfaltige Weise uns selbst und unsre Lebensgrundlagen.

Nicht das Gefühl der Sicherheit, sondern die Unsicherheiten bestimmen unser Leben. Kein Wunder, dass Menschen auf den verschiedensten Ebenen Ängste entwickeln. Es bleibt eben nicht ohne Folgen, dass wir uns mehr und mehr schutzlos ausgeliefert fühlen.

Von daher tun die Worte des 46. Psalm einfach gut, dann jedenfalls, wenn man sie nachsprechen kann. Auch wenn die Welt ist, wie sie ist, lebt es sich anders in ihr, wenn man tief drinnen spüren und glauben kann:

„Gott ist meine Zuversicht. Gott ist meine Stärke. Selbst wenn die Welt untergehen würde, bräuchte ich mich nicht zu fürchten. Denn was auch immer kommt und geschieht: Er ist bei mir und hilft mir. Drum ängste ich mich nicht – zumindest nicht zu sehr.“

Und doch: Wenn’s dicke kommt, fürchten sich eben auch Helden und solche, die lieber stark als schwach, lieber hoffnungsvoll als verzweifelt, lieber mutig als ängstlich sein wollen.

Damit wir nicht ängstlich, verzweifelt und schwach sind, sondern stark, hoffnungsvoll und mutig, müssten wir – so der Psalm – innehalten und still sein, bis wir Gott wahrnehmen und zu der Gewissheit kommen: „Ja. Gott ist da. Er ist meine Burg. Er ist mein Schutz.“

Kommt es dazu, dass Menschen still werden und erkennen, dass Gott da ist, bei ihnen und für sie da, dass Gott ihnen helfen kann und sie stärken möchte, dann mag es um sie herum drunter und drüber gehen. Aber sie wissen: Gott ist da.

Gott ist da, wenn man befürchten muss – und das muss man -, dass es mit dieser Erde zu Ende geht und die Welt untergeht. Gott ist da, wenn der Meeresspiegel steigt, weil Eisberge im Meer versinken. Gott ist da, wenn die Meere wüten und zurückschlagen. Gott ist da, wenn Pflanzen und Tiere aussterben. Gott ist da, wenn Zeiten des Friedens enden und sich Völker in Kriege verstricken.

Gott ist da - und damit die Hoffnung, dass alle Zerstörung irgendwann ein Ende haben wird.

Bis dahin möge Gott – wie es in einem alten Segenswort heißt – einem jedem und einer jeden von uns Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten sein.

Die Taschenuhr

Predigt zu Psalm 62, 2 am 31. Dezember 2016

Ein Bauer hatte einmal seine Taschenuhr im Keller verloren. Die verlorene Uhr war für ihn etwas sehr Wertvolles. Seine verstorbenen Eltern hatten ihm die Uhr zu seiner Hochzeit geschenkt. Darum suchte der Bauer die verlorene Uhr lange und intensiv überall im Keller. Aber er fand sie nicht.

Als er nach dem erfolglosen Suchen aus dem Keller nach draußen kam, sah er einige Kinder auf dem Feld spielen. Er rief die Kinder zu sich und sagte: „Ich habe meine Uhr im Keller verloren. Wer sie findet, bekommt einen sehr großzügigen Finderlohn von mir."

Die Kinder gingen in den Keller und begannen zu suchen. Doch die Suche blieb erfolglos.

Da kam eines der Kinder zum Bauern zurück und sagte: „Wenn du mir noch eine Chance gibst, werde ich die Uhr finden." Der Bauer glaubte ihm zwar nicht, trotzdem erlaubte er es ihm.

Dieses Mal ging der Junge ganz allein in den Keller. Als er wenige Minuten später aus dem Keller herauskam, hatte er die verlorene Uhr in seiner Hand.

Der Bauer war ganz erstaunt und fragte den Jungen: „Wie hast du die Uhr so schnell gefunden?"

Hättest Du es gewusst? Wie hat der Junge die Uhr so schnell finden können? Hier des Rätsels Lösung:

Der Junge antwortete lächelnd: „Ich habe mich ganz still auf die Kellertreppe gesetzt. Ich habe in die Stille hineingehorcht und plötzlich hörte ich das Ticken der Uhr. So habe ich die Uhr entdeckt."

Kluger Junge. Schöne Geschichte. Aber warum erzähl ich Ihnen und Euch heute Abend diese Geschichte, wo es alles andere, aber nie ganz still ist?

Ganz einfach. Überlegen wir doch mal, was uns abhandengekommen ist, was wir schon seit langem suchen, weil uns was dran liegt.

Manch einem ist die Lebensfreude in einer Höhle voller Schwermut abhandengekommen. Manch einem ist die Freizeit unter einem Berg

von Arbeit abhandengekommen. Manch einem ist echte Freundschaft unter in der Menge all der Bekanntschaften nicht mehr auffindbar. Manch eine sucht in all den Informationen und News verzweifelt nach dem, was wirklich wichtig ist.

Nur ein paar Beispiele, wie das mit der verlorenen Taschenuhr auf andere Bereiche übertragen werden könnte. Viele haben etwas verloren, was sie früher einmal hatten, von dem sie wissen, wie sehr sie dran hängen. Und sie finden es nicht wieder. Es scheint unauffindbar.

Schauen wir auf die Geschichte von der Taschenuhr und vor allem auf den Jungen, dann liegt in der Geschichte vielleicht der Schlüssel zum Lösen auch ganz anderer Probleme. Denn was machte der Junge? Er ging das Problem ganz in Ruhe an. Dafür zog er sich zurück. Das heißt nicht, dass man alles allein machen soll.

Es gibt genügend Situationen, wo man sich von anderen helfen lassen sollte, wo man es allein eben nicht schaffen kann. Aber es gibt eben auch Aufgaben im Leben, die man besser allein angeht.

Der Junge geht in den Keller. Ich will diese schöne Geschichte nicht unnötig psychologisieren. Aber in den Keller gehen, also in die Tiefe gehen, in sich gehen.

Natürlich wäre die Geschichte genauso schön, wenn der Bauer die Taschenuhr auf dem Heuboden verloren hätte. Dann hätte der Junge auf den Boden steigen müssen, also in die Höhe bzw. über sich hinausgehen müssen.

So oder so. Er musste es tun, allein, ganz still, mal ohne die anderen. Und dann: „Ich habe in die Stille hineingehorcht." Es ist immer so laut um uns herum. Heute besonders. Aber auch sonst. Wir sind so aktiv und unterwegs und beschäftigt und mit anderen und anderem befasst.

Da ist oft viel zu wenig Zeit für „ganz allein" und „ganz still", zu wenig Zeit fürs Nichtstun, zu wenig Zeit für absichtslose Offenheit, zu wenig Zeit fürs Horchen.

Es stimmt natürlich: Der Junge horchte nicht absichtslos in die Stille. Er wollte die Uhr finden. Und wir horchen meist auch nicht ganz absichtslos in die Stille hinein. Da mag es durchaus unterschiedliche Momente geben, wenn wir so dasitzen, ganz still und horchend.

Manche horchen in sich hinein. Andere horchen auf das, was Ihnen Menschen zwischen den Zeilen mitteilen. Wieder andere hören Musik und nur noch wenige hören im Wald sehr gezielt Vogelstimmen.

So oder so. Wer es schafft, in Ruhe auf sich, auf andere und anderes zu hören, wird auf jeden Fall mehr wahrnehmen.

Nun kam neulich mal eine Mutter mit ihrem kleinen Sohn auf mich zu: „Herr Kopkow, mein Sohn möchte so gern mal wissen, warum Gott nicht antwortet, wenn er zu ihm betet…“ Upps. Gute Frage.

Ich habe dann versucht, dem Kleinen möglichst einfach zu erklären, dass Gott durchaus antwortet, nur eben nicht so, wie wir es erwarten. Der kleine Junge erwartete ja, dass Gott so sprechen würde, wie er mit ihm in seinen Gebeten sprach.

Ich habe ihm dann gesagt, er solle nach seinem Gebet nicht gleich „Amen“ sagen, sondern noch ein wenig horchen, was Gott denn dazu sagt. Denn manchmal antwortet Gott so, dass er sich ganz still in unsere Gedanken einmischt und uns seine Antwort und Gedanken dazu fühlen oder denken lässt.

Für mich haben die beiden Geschichten miteinander zu tun. Wenn wir es schaffen, zur Ruhe zu kommen, dann wird es uns gelingen, auch leise Stimmen zu hören. Und Gottes Stimme ist so eine leise Stimme.

Mir ist in diesem Zusammenhang ein Wort aus den Psalmen in den Sinn gekommen. Es lautet: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“

Das passiert mir viel zu selten. Meine Seele ist meist nicht still. Der Alltag lässt sie nicht zur Ruhe und zur Besinnung kommen. Und weil es in mir viel zu selten still ist, bekommt Gott viel zu selten die Möglichkeit, mir zu helfen. Wie gut, dass er mir auf die eine oder andere Weise hilft, auch wenn ich nicht still war.

Ich lade Sie ein, still zu sein zu Gott, auf dass er Ihnen helfen kann. Dieses Still-Sein zu Gott gibt dem Leben die Ausrichtung, die es braucht.

Frag sich jetzt nur, wie das konkret aussehen kann, still zu sein zu Gott, in den Keller zu gehen, um fernab vom Lärm, der uns sonst umgibt, seine Stimme wie das Ticken der Taschenuhr zu hören?

Bei aller Bereitschaft, hören zu wollen, können wir das Hören nicht machen. Die Uhr hilft, sie zu hören, indem sie tickt. Und Gott hilft, ihn zu hören, indem er zu uns – zwischen den Zeilen dessen, was wir hören oder erleben – spricht bzw. sich in unsere Gedanken einmischt.

Ich wünsche Ihnen ganz viele Momente, in denen es Ihnen gelingt, sich still und in aller Ruhe neu auf Gott auszurichten. Lassen wir ihn uns helfen. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“

Beschützte Beschützer

Predigt zu Psalm 91, 1-4+11-12 am 17. Februar 2013

Viele der Psalmen werden David zugeschrieben. Immer wieder steht da: „Ein Psalm Davids…“ Im 16. Kapitel des 1. Samuelbuches wird berichtet, wie David als junger Mann an König Sauls Hof kam. Der König litt zu jener Zeit an Angstzuständen und die Vertrauten des Königs suchten nach einem Mann, der gut auf der Harfe spielen und singen konnte. Offensichtlich hatte man Erfahrungen damit gesammelt, dass derartige Musik in solchen Fällen half. In der Bibel heißt es:

„Sooft nun der böse Geist über Saul kam, nahm David die Harfe und spielte darauf mit seiner Hand. So wurde es Saul leichter und es ward besser mit ihm und der böse Geist wich von ihm.“

Nicht nur der Psalmenmann in St. Markus und die Mönche in den Klöstern - auch wir singen immer wieder einmal einen vertonten Psalm.

Auch wir machen dabei die Erfahrung, dass es uns gut tut, Psalmen zu singen, natürlich auch zu lesen bzw. zu beten. Gerade die Psalmen vermitteln uns das Gefühl, dass Gott uns nahe ist, dass er uns begleitet, dass er uns beschützt, dass wir bei ihm geborgen sind – trotz allem, was mit uns und um uns geschieht.

In der kirchlichen Tradition gibt es den Brauch, jeder Woche einige Verse aus den Psalmen als Wochenpsalm zuzuordnen. Für die kommende Woche ist das 90. Psalm.

Viele von uns wird dieser Psalm an die Konfirmation erinnern. Im Einsegnungswort fand sich früher noch häufiger als heute der Wunsch, der Herr möge den Betreffenden „Schutz und Schirm vor allem Bösen“ sein.

Bis heute finden die Worte aus dem 90. Psalm bei Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Bestattungen Verwendung. Menschen befehlen sich und ihre Lieben dem Allmächtigen an. Er möge sie beschützen. Klar, wer wollte das nicht für sich und seine Lieben. Nun ist im Psalm zwar nicht direkt vom Schutz oder vom Beschützen die Rede, aber vom Schirm: „ … unter dem Schirm des Höchsten…“

Woran denken Sie beim „Schirm“? An den Regenschirm, um nicht nass zu werden, wenn es regnet? An den Sonnenschirm, um sich am Strand keinen Sonnenbrand einzuhandeln? An den Abschirmdienst, der in den Spionagefilmen vorkommt? An den Schutzschirm, mit dem die Militärs feindliche Raketenangriffe abwehren wollen? An die firewall auf

dem Rechner, mit der man sich gegen Angriffe aus dem Netz schützt? Sicher gibt es noch manches, was ich nicht auf dem Schirm habe …

Nun kommt der Psalm aus einer ganz anderen Zeit, wo es das alles noch nicht gab. Und deshalb hatten die Menschen anderes vor Augen, wenn vom Schirm des Höchsten die Rede war.

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt“ war ja damals schon nicht wortwörtlich gemeint. Sicher: Das konnte man sich bildlich vorstellen, wie man neben jemand ganz Berühmtes unter einem Baldachin saß. Welche Ehre. Vorübergehend mag das ja tatsächlich schon mal so gewesen sein. Aber nicht auf Dauer.

Diese Redewendung wurde wohl von Anfang an im übertragenen Sinn verstanden. „Wer unter dem Schirm des Höchsten“ saß, der war gewissermaßen unantastbar, der stand unter dem Schutz dieses Obersten.

Ganz ähnlich die Worte „Wer unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt“. Nur auf den kann doch der Schatten von einem anderen fallen, der ihm nahe steht. Gemeint ist also: Wer ihm, dem Allmächtigen, so nahe stand, dass er noch in seinem Schatten stand, der war sicher.

Und aus dieser Sicht früherer Menschen sind auch die anderen Bilder zu verstehen: Wer sich seiner Feinde von einer Burg aus erwehren konnte, wer einen Starken an seiner Seite hatte, der einem die Pest und all die vom Halse halten konnte, die einem nachstellten, der war fein raus.

Und dann hatte man damals ja durchaus noch vor Augen, wie ein Adler seine Jungen schützt, indem er nämlich seine Flügel - oder wie es hier heißt - seine Fittiche über seine Jungen ausbreitete bzw. wie die Kleinen dann Zuflucht suchten und schnell drunter schlüpften.

Lauter Bilder, die deutlich machen: Genauso stehen wir unter Gottes Schutz. Er ist der Höchste. Er ist der Allmächtige. Er ist wie eine Burg, wie ein Adler. Und wir, wir sind seine Schützlinge, seine Schutzbefohlenen. In seiner Nähe stehen wir unter seinem Schutz. In seiner Nähe sind wir sicher.

In diesen Zusammenhang gehören dann auch die beiden Verse 10 und 11, in denen von den Engeln die Rede ist, die uns im Auftrag Gottes beschützen, die also Gott auf ihre Weise dabei helfen, uns zu beschützen.

Als Schutzengel beschützen sie die, die sich ihm anbefohlen haben. Sie beschützen seine Anbefohlenen. Das hat Gott ihnen aufgetragen: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen

deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“

Ich fasse zusammen: Wir befinden uns unter seinem Schirm. Wir dürfen uns in seinem Schatten, in seiner Nähe sicher fühlen. Er ist für uns Schutz und Schirm vor allem Argen. Er beschützt uns vor allem, was uns schaden könnte. Wir dürfen uns wie die Küken unter seine Fittiche flüchten. Wir dürfen uns unter seinen Schirm stellen. Wir dürfen uns von ihm und seinen Schutzengeln behütet wissen. Wir stehen unter seinem Schutz. Das gilt uns, die wir uns seinem Schutz anvertrauen und seine Nähe suchen. Dadurch werden wir zu seinen Schützlingen.

Und was ist mit denen, die das nicht machen – aus welchem Grund auch immer? Natürlich können wir diese Menschen ebenfalls der Fürsorge Gottes anbefehlen. Und das tun wir im Gebet mit jeder Fürbitte. Denn auch diese Menschen sind natürlich wie wir auf seinen Schutz angewiesen. Auch sie sind und bleiben seine Schützlinge.

Und wir? Wir sind ja nun nicht nur Gottes Schützlinge. Wir haben auch Schützlinge, also Menschen, die uns anvertraut wurden, die sich in unserer Nähe aufhalten, weil sie sich da sicherer fühlen.

Jeder von uns hat Menschen, für die er sich verantwortlich weiß, Menschen, die auf Schutz angewiesen sind, die wir beschützen müssen, weil sie so klein, so verletzlich, so ohnmächtig, so hilfsbedürftig sind. Und so sind wir Beschützten selbst auch Beschützer, Beschützer unserer Schützlinge.

Die Sicherheit und den Schutz, die uns gewährt werden, dürfen wir an andere weitergeben, dürfen wir denen gewähren, die schutzbedürftig sind. Wir sind für unsere Schützlinge, für unsere Schutzbefohlenen verantwortlich und müssen alles tun, was in unserer Macht steht, um Schaden von ihnen abzuwenden, um sie zu beschützen.

Wir von Gott beschützte Beschützer haben das Leben zu schützen. Gott schütze uns – auf dass wir andere beschützen können.

Dich schickt der Himmel

Predigt zu Psalm 91, 11 am 31. Dezember

Es gibt Momente im Leben, wer würde sie nicht kennen, da hat man den Eindruck, man sei von Gott und der Welt und eben von allen guten Geistern verlassen. Da sind diese Momente, wo alles schief gelaufen

ist, wo man am Boden ist, wo man bei besten Willen nicht weiß, wie es weiter gehen soll.

Da ist man froh, wenn einfach mal einer vorbeikommt und nachfragt, wie es denn geht. Tut das gut. Da braucht dann gar nicht so viel zu passieren. Und doch ist uns geholfen. Vielleicht hat uns so ein schlichter Besuch, so ein schlichtes Zeichen der Anteilnahmen und Menschlichkeit schon über den Berg gebracht. Sagen wir dann nicht: „Dich schickt der Himmel."

Die, die der Himmel schickt, nennt die Bibel Engel. Manchmal haben Gottes Engel offensichtlich Gesichter wie Sie und ich. Das ist das eine.

Aber es gibt auch das andere: die himmlischen Engel, die uns umgebenden guten Mächte, die wir weder sehen noch anfassen können, deren Wirkung wir dadurch spüren, dass wir uns behütet und geborgen fühlen – vielleicht gerade in den Situationen, die nicht so ganz leicht für uns sind.

Im Psalm 91 heißt es: „Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen." Es ist also jedem Menschen ein Engel zugewiesen, der dafür sorgt, dass die Verbindung zu Gott letztlich nie abreißt - was auch geschieht. Wie gut.

Wie ich Sie kenne, wissen Sie darum. Denn nicht zuletzt die Tatsache, dass Sie heute Abend hier sind, zeigt doch Ihre Absicht, das alte Jahr mit Gottes Segen abzuschließen und das neue Jahr mit Gottes Segen zu beginnen. Und es hat schon was, sich zum Jahreswechsel der größten Schutzmacht zu unterstellen, die es gibt.

Und so vertrauen wir uns und die Menschen, die uns lieb und teuer sind, denen wir nahe stehen, die uns nahe stehen, diesem Gott an, der seinen Engeln befohlen hat, dass sie uns behüten auf allen unseren Wegen. Und indem wir uns so unserem Gott anvertrauen, vertrauen wir uns auch Gottes dienstbaren Geistern an, seinen Engeln.

Dem Wort aus den Psalmen zufolge ist jedem Menschen ein Engel zugewiesen, sozusagen extra einer abgestellt, um jedem und jeder einzelnen zu helfen, mit Gott in Verbindung zu bleiben. So kommen wir alle zu unserem Engel.

Aber was ist das eigentlich, ein Engel? Das Wort Engel kommt vom Lateinischen Angelus und heißt zu Deutsch so viel wie Bote Gottes. Boten stellen eine Verbindung her. Engel, stellen als Boten Gottes, eine Verbindung von Gott zu den Menschen her.

Soweit – so gut. Aber wie stellen Sie sich Engel vor? Man denkt da ja nach all den Engeln der Weihnachtszeit unwillkürlich an jene pausbäckigen Barock-Engelchen oder an die Engel aus den Kindermärchen.

Aber stellen Sie sich die Engel so vor? Ich kann sie mir so nicht vorstellen. Sie? Aber wie dann? Wie stellen Sie sich die Engel vor? Wie bekommen wir Engel zu sehen?

Na z.B. in Gestalt eines lieben Menschen, der uns zum Engel wird. Sagen wir nicht ein ums andere Mal: „Dich schickt der Himmel". Im Grunde sagen wir damit doch auch: Du bist von Gott gesandt, ein Bote Gottes, also ein Engel. So werden wir ein ums andere Mal aneinander zu Engeln, erschließen uns gegenseitig Zusammenhänge, die geradezu himmlisch sind. Wer solche menschlichen Engel zur Seite hat, der hat allen Grund, sich zu freuen. Engel müssen also keineswegs Flügel haben.

Aber diese menschlichen Engel sind noch längst nicht alles, was zum Thema Engel zu sagen ist. Darüber hinaus gibt es ja tatsächlich Engel, für mich jedenfalls, Engel, die weder Pausbäckchen noch menschliche Gesichter haben.

Mir fällt dazu ein Gedicht des Theologen Dietrich Bonhoeffers ein: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist mit uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

Für Bonhoeffer sind Engel also gute Mächte. Er übersetzt die altertümliche Vorstellung in unsere Zeit. Gute Mächte kann man nicht sehen, allenfalls am Werk sehen. Auch wenn wir sie nicht sehen, wir bekommen die gute Wirkung guter Mächte zu spüren. Auch wenn wir sie nicht sehen, haben wir doch immer wieder das Gefühl, nicht allein, sondern begleitet zu sein.

Diese Engel, diese Engelsmächte, diese guten Mächte, sendet Gott vor uns her. Sie sind uns gewissermaßen Wegbegleiter. Wie sie uns begleiten, verstehe ich im Sinne eines alten irischen Reisesegens, in dem es heißt, Gott möge vor, in, unter, über, neben, hinter uns sein. So stelle ich mir vor, dass seine Engel um uns, vor uns, hinter uns, unter uns, über uns, neben uns und in uns sein lässt. Von allen Seiten umgibt er uns mitsamt seinen guten Engelsmächten, die er uns an die Seite gestellt hat.

Es kommt offensichtlich nur darauf an, dafür offen zu sein, offen für die Gegenwart der Engel, der guten Mächte und damit offen für Gott.

Nun beschreibt dies Psalmwort ja recht eindeutig, was die Aufgabe der Engel ist, nämlich zu behüten. Von daher kommen unsere Vorstel-

lungen über die Schutzengel, die uns vor diesem oder jenem bewahren, bewahren mögen.

Nun ist auch der beste Schutzengel keine Garantie dafür, dass wir vor allem Bösen bewahrt bleiben. Das Versprechen Gottes ist kein Garantie-Schutzbrief. Trotz der besten Absichten können auch Schutzengel nicht alles verhindern. Aber all das Unglück widerlegt nicht die Anwesenheit der guten Engelsmächte.

Auch wenn sie uns schon nicht davor bewahren können, so begleiten sie uns doch wenigstens hindurch. Und es ist immer wieder eine großartige Erfahrung, wenn Menschen in all dem Schrecklichen, das ihnen widerfährt, doch noch gesegnet werden, wenn sie erfahren, was es heißt, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Es kommt offensichtlich nur darauf an, dafür offen zu sein, offen für die Gegenwart irdischer und himmlischer Engel und damit offen für Gott. Verbunden mit dem Wunsch, dass Sie sich behütet und begleitet wissen, alles Gute für das neue Jahr.

Unendliche Gnade

Predigt zu Psalm 108, 4+5 am 23. Januar 2000

„Ich will dir danken, Herr, unter den Völkern, ich will dich loben unter den Menschen. Denn deine Gnade reicht, so weit der Himmel ist, und dein Treue, so weit die Wolken gehen."

Ich finde, diese Verse passen gut in diese Kirche, wo die Fenster den Blick freigeben auf den Himmel und die Wolken und die Weite. Von daher sind wir an diesem Ort immer verbunden mit dem, was anklingt.

Nun gibt es in der Bibel unzählige Stellen, wo direkt oder indirekt von der Gnade Gottes die Rede ist. Immer wieder wird die Gnade Gottes gerühmt. Immer wieder findet sich die Bitte: „Sei uns gnädig." „Die Gnade des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit." „Laß dir an meiner Gnade genügen" „Ich will der Gnade des Herrn gedenken." „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin." „Gott, sei mir gnädig und wende dich zu mir."

Im Neuen Testament heißt es immer wieder, dass uns die Gnade Gottes vor allem durch Jesus Christus offenbar und zuteilwurde. Der Evangelist Johannes sagte: „Von seiner Fülle haben wir genommen Gnade um Gnade."

Nun ist es ganz so einfach doch nicht. Sicher: Die Gnade steht. Wie ein Regenbogen wölbt sie sich über unser Leben.

Aber wenn man mal darüber nachdenkt, wo und wie die Gnade im alltäglichen Leben vorkommt, wird schnell deutlich, wo der Haken ist. Denn so großartig auch in der Bibel von der Gnade die Rede ist - im alltäglichen Leben scheint die Gnade kaum noch

Platz zu haben. In unserer Gesellschaft zählen Leistung, Recht und Ordnung. Und die Menschen, die Gnade vor Recht geschehen lassen, werden immer seltener. Worte wie „Gnade" und „gnädig" kommen immer seltener vor. Ist das ein Zufall?

Ich glaube nicht. Es ist vielmehr ein Zeichen dafür, dass uns das mit der Gnade zunehmend abhandenkommt. Denn auch Worte wie „Nachsicht", „Erbarmen", „Vergebung" und „Güte", die ja in sachlicher Nähe zum Wort „Gnade" stehen und ähnliches meinen, werden immer seltener.

Und so erfahren wir im alltäglichen Miteinander eher das Gegenteil von „Gnade" und „gnädig". Was viele z.B. auf der Arbeit oder in der Schule erleben, ist doch eher „gnadenlos" als „gnadenvoll".

Vermutlich werden auch Sie eher eine Begebenheit erinnern, wo sie „in Ungnade" gefallen sind, als eine Begebenheit, in der Ihnen Gnade widerfuhr.

So kommt es, dass wir in einer Welt leben, wo das mit der Gnade immer mehr an den Rand gedrängt wird, immer mehr in Vergessenheit gerät, obwohl Gottes Gnade uns immer von allen Seiten umgibt.

Es stellt sich also die Frage, wie wir mit dieser Gnade und von daher mit Gott in Berührung kommen, wie wir diese Gnade erfahren können, um die es in den Psalmversen geht.

Sicher: Es muss die uns immer umgebende Gnade nicht immer sichtbar sein und werden. Und doch kann und darf es ja nicht nur bei den Worten bleiben. Dann wäre das Reden von der Gnade nur leeres Geschwätz. Wie also wird die Gnade Gottes konkret?

Es gibt viele Möglichkeiten. Der eine erlebt sein Leben als Gnade. Andere erleben ihre Kinder oder die Menschen, mit denen sie es zu tun haben, als Gnade. Wieder andere sehen in den Umständen, in denen sie leben, Gottes Gnade. Wieder andere empfinden den Zuspruch der Vergebung als Gnade oder die Möglichkeit im Gebet mit Gott zu sprechen oder sein Wort zu hören. Und ganz sicher ist die Taufe so ein Ort, an dem Menschen die Gnade Gottes vermittelt wird. Wieder andere bekommen ein Empfinden für die Gnade Gottes, wenn sie in sich

gehen und sich die Gnade zu Bewusstsein kommen lassen. Es gibt noch so viele Möglichkeiten.

Und dann gibt es noch das Wunder der Gnade im Umgang miteinander. Wo Menschen im Umgang miteinander Gnade erfahren, wird die Gnade Gottes im alltäglichen erfahrbar.

Indem ein Mensch dem anderen gnädig ist, wird ein Stück der Gnade Gottes Gnade. So einfach, wie das klingt, ist es doch eins der größten Wunder.

Wo es Gott gelingt, soviel von seiner Gnade in einem Menschen zur Wirkung zu bringen, dass er gnädig mit sich selbst und mit anderen ist, da ist die Gnade Gottes am Ziel - mit diesem Menschen, für diesen Moment. Ein ums andere Mal bekommt die Gnade so ein Gesicht.

Irrtümlicherweise versteht man unter Gnade oft die großzügige Handlung eines Mächtigen, Höheren, Stärkeren gegenüber einem Schwächeren, Niedrigeren, Untergebenen. Man spricht von Gnade erflehen und von Gnade gewähren.

Durch Jesus ist die Gnade menschlich geworden. Bei ihm ist die Gnade kein herrschaftlicher Akt gewesen. Jesus fragte nie, ob einer der Gnade würdig war. Die Gnade Gottes verkörpernd wandte er sich allen zu.

Von daher müsste es auch uns darum gehen, dass wir jeder und jede für sich in die Gnade eintauchen und öffnen, dass wir einander mit der Gnade umhüllen, mit der wir von Gott her umhüllt sind.

Das ist wie im Märchen: Von der Gnade kann man zehren und nehmen, ohne dass sie weniger wird. Wenn je mehr man davon nimmt, desto mehr vermehrt sie sich.

Möge es die Gnade sein, die unser Miteinander prägt, auf dass wir einander gnädig sein können wie Gott uns unendlich gnädig ist, auf dass wir allen Grund haben, miteinander singend unserem Gott für all die Gnade zu danken.

Kirchbau

Predigt zu Psalm 127,1 am 1. März 1998

„Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Ja, werden Sie sagen, so ist es. Das passt.

Ich nehme an, dass Ihnen dies Wort aus den Psalmen bekannt ist. Es findet sich ja oft als Inschrift an alten Fachwerkhäusern. Und das ist

nicht verwunderlich, weil es uns in einmaliger Weise daran erinnert, worauf es beim Bauen eigentlich ankommt.

Da heißt es am Ende: „Die daran bauen ...“ Wenn wir jetzt überlegen, wer das ist, dann dürfen wir nicht nur an die denken, die den Bau zur Zeit vorantreiben und in Zukunft vorantreiben werden, sondern auch an die, die damit angefangen haben.

Da wären jetzt viele Namen aus der Landessynode, aus dem Landeskirchenamt, aus der Propstei, aus dem Stadtkirchenamt und aus der Gemeinde zu nennen, die dazu beigetragen haben, dass wir jetzt endlich mit dem Bauen anfangen können.

Sehr viele Menschen vor uns haben diesen Kirchbau immer wieder beantragt, gefordert, erbeten, erträumt, erhofft und - leider - jahrzehntelang vermißt.

Und nun ist es endlich soweit. Die jahrelangen Bemühungen haben zum Erfolg geführt. St. Markus bekommt endlich die versprochene Kirche. Wir können froh und dankbar sein.

Viele konnten und können es einfach nicht glauben. Und so richtig glauben werden es manche vielleicht erst dann, wenn die Kirche wirklich steht.

Nun wurden neben all der Freude in der letzten Zeit immer wieder mal besorgte oder kritische Stimmen laut. Da fragten die einen, wozu denn eine neue Kirche benötigt würde, wo doch die alte nur selten voll wird.

Und andere fragten, ob sich die Kirche heutzutage noch Neubauten leisten kann, wo doch die Kirche mit immer weniger Geld auskommen muss.

Und es stimmt ja: Die Kirche ist nicht jeden Sonntag so gut besetzt wie heute. Und das Geld wird knapper. Leider. Aber das war in früheren Zeiten meist nicht viel anders.

Wären das die allein entscheidenden Kriterien gewesen, gäbe es wohl erheblich weniger Kirchen.

Es hat immer wieder Menschen gegeben, die voller Hoffnung nach vorn schauten und die für die nachfolgenden Generationen mit dem Kirchbau Zeichen setzen wollten für ihren Glauben, dass Gott bei uns ist, dass er gegenwärtig ist, dass er mitten unter uns ist.

Es ist gut, wenn es in unserer Welt besondere Räume gibt, die anders sind, Räume, die dem Heiligen Raum geben, die zum Verweilen in seiner Gegenwart Gelegenheit geben. Es ist gut, wenn es Räume gibt, die für das Hörbarwerden seines Wortes, für die Zwiesprache mit Gott,

für Gottesdienste aller Art samt Tauf- und Abendmahlsfeiern geradezu bestimmt sind, Räume, die zur Begegnung und zur Gemeinschaft miteinander und mit Gott einladen.

Nun werden manche sagen: Hatten wir dazu denn nicht auch bisher in diesem Raum hier die Möglichkeit? Doch, natürlich: Man kann Gott immer und überall begegnen. Auch in diesem Gemeindesaal, der aus der Not heraus zu einem Kirchsaal wurde, war das möglich. Aber dadurch kam beides zu kurz: Viele empfinden diesen Raum bis heute nicht als Kirche. Und Gemeindesaal war er ja auch nicht.

Das wird jetzt anders. Nachdem die Landessynode vor 4 Jahren die Mittel bewilligt hatte, begann die Planung, an der vor allem der Kirchenvorstand und Herr Koch als Architekt mit seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen beteiligt waren.

Über den Gemeindebrief haben wir versucht, alle Interessierten am Gang der Planung teilnehmen zu lassen. Und nun kommen all die Handwerker und Firmen hinzu, die umsetzen werden, was geplant wurde. Das alles fällt mir ein, wenn es im Psalm heißt „die daran bauen."

Nun habe ich gelinde gesagt einen Schreck bekommen beim Bedenken dessen, was im Psalmwort direkt davor steht, wenn es da heißt: „... arbeiten umsonst, die daran bauen."

Ich befürchte, dass wir diese Worte allzu leichtfertig überlesen. Wir sind der Meinung: „Ach was. Weshalb sollte umsonst sein, was wir hier Schönes bauen. Wird schon werden. Gott wird es schon richten. Eine Kirche bauen - das kann doch nicht umsonst sein. Wenn da erst mal etwas los ist, dann..."

Halt. Natürlich ist es wichtig, was sich später in der fertig gebauten Kirche ereignen wird. Aber in diesem Psalmwort geht es nicht um die Zeit der Nutzung der fertigen Kirche, sondern um das Bauen. Und das, was mich erschrecken ließ, war die Erkenntnis: Es könnte schon dies Bauen umsonst sein. Es gibt also die Möglichkeit eines vergeblichen Bauens, eines Bauens, auf dem kein Segen liegt.

Das ist nun wirklich eine schreckliche Vorstellung, dass hier eine Kirche gebaut wird, die umsonst gebaut wird. Ich vermute, Sie denken das gleiche wie ich: „Bloß das nicht. Der Herr bewahre uns davor."

Darin sind wir uns sicher einig. Nur: Wie können wir uns davor schützen? Wie kann verhindert werden, dass alles umsonst ist? Wovon hängt es denn ab, ob diese Kirche schon während der Bauphase zu einem Ort des Segens wird oder nicht?

Das liegt aller Wahrscheinlichkeit nach ja nicht an den Details, über die wir oft nachdenken, ja vielleicht nachdenken müssen.

Natürlich müssen wir uns mühen und versuchen, alles zu bedenken. Natürlich muss alles genauestens berechnet werden. Natürlich muss sauber und ordentlich gearbeitet werden. Natürlich muss alles finanziell und statisch abgesichert sein. Natürlich sollen wir verantwortlich unser Bestes geben.

Und ich bin der Überzeugung, dass wir das tun, dass jeder auf seine Weise versucht einzubringen, was er einbringen kann an Zeit, Ideen, Kraft und Geld.

Und doch: Was bewahrt uns davor, umsonst zu bauen? Im Psalm steht die Antwort: „Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen."

Das Gelingen unseres Bauvorhabens hängt also letztlich nicht von uns, sondern von ihm ab. Gott ist der Herr. Und er ist der Herr nicht nur an und für sich und im Allgemeinen, sondern ganz konkret. Er ist der Bau - Herr. Weder die Landeskirche, noch der Kirchenvorstand, noch der Architekt - er ist der Bauherr.

Nun mögen Sie fragen, wie das denn wohl konkret aussehen soll, dass er die Kirche baut. Vorsicht: Sagen Sie bitte nicht zu vorschnell, dass er das doch nicht kann. Dann würde es ja so sein, wie es gerade nicht sein soll, dass wir die Kirche bauen - allein, ohne ihn, ohne seinen Segen, ohne auf ihn zu achten. Denn wenn es nicht der Herr ist, der unsere Kirche baut, dann bauen wir umsonst, die wir daran arbeiten. Wie also ist es denkbar, dass er der Bauherr ist und die Kirche baut?

Wie wäre es, wenn wir uns als sein Bautrupp verstünden, der in seinem Auftrag die konkrete Arbeit vor Ort ausführt. Dann wäre er es, der diese Kirche baut - der sie durch uns baut.

Mir kommt dazu die Bitte des Vaterunsers in den Sinn, wo es heißt: „Dein Wille geschehe" Mir scheint diese Bitte auch im Blick auf den Bau von elementarer Bedeutung zu sein.

Was wir heute beim Baubeginn tun können ist dies: Ihn bitten, um seine Gegenwart, um seinen Segen. Denn der ist, wie wir wissen, nicht verrechenbar. Den können wir uns bautechnisch nicht sichern. Den können wir alle miteinander immer nur erbitten.

Und das wollen wir tun, wenn wir beten und nachher singen: „Herr, gib uns Mut zum Kirche bauen, gib uns den Mut zum ersten Schritt. Lass uns auf deinen Segen trauen, und wenn wir bauen, bau du mit." In der Hoffnung, dass er mitbaut, wenn wir bauen, wollen wir diesen Bau

beginnen und Gott darum bitten, seinen Segen auf uns und diesen Bau zu legen.

Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir

Predigt zu Psalm 130, 1

Sie haben den Text der Kantate, die wir eben gehört haben, ja in der Hand. Diese Kantate ist in Anlehnung an den 130 Psalm entstanden, wo es zu Anfang heißt: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir, erhöre meine Stimme“ Das passt gut zum heutigen Tag.

Wir gehen in uns. Wir gehen in die Tiefe. Wir beten. Wir rufen zu Gott. Wir bitten ihn: Erhöre uns. Aber das wissen die meisten von uns vermutlich schon. Zweierlei ist mir durch die Kantate wichtig geworden.

Erstens: die Tiefe, von der hier die Rede ist. So als bloßes Wort hat das Wort „Tiefe“ noch nicht unbedingt Tiefe, noch keinen Tiefgang.

Wie ist das? Wenn es uns gut geht, sind wir nicht down, sind wir nicht tief, nicht tief gefallen. Es gibt allerdings Zeiten und Umstände, da bekommt das Wort Tiefe wie von allein eine andere Tiefe. Dann nämlich, wenn man nicht nur von der Tiefe redet, sondern in die Tiefe abgestürzt ist, wenn man in die Tiefe gegangen ist, unter Umständen unfreiwillig gehen musste.

Eine Krankheit, ein Schicksalsschlag, eine persönliche Niederlage oder Katastrophe, eine krisenhafte Entwicklung - man kann schnell und unvermutet tief fallen. Und wenn man dann down ist, nicht nur von Tiefe redet, sondern Tiefe erleidet, als etwas bedrohliches, als etwas dunkles, als etwas unausweichliches, dann weiß man, wie es gemeint ist, wenn es im Psalm bzw. in der Kantate heißt: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir, erhöre meine Stimme.“

Gut, wenn man in der Tiefe weiß, an wen man sich wenden kann, fällt ja schon mal ein Licht der Hoffnung in die Dunkelheit der Tiefe.

So betrachtet haben wir im Text der Kantate einen Menschen vor uns, der ziemlich tief in der Not steckt. Seine Worte klingen sehr verzweifelt.

Kein anderer Mensch spielt noch eine Rolle. Nur er und sein Gott. Und ihn ruft er an. Zu ihm betet er - aus der Tiefe.

Wenn er betet: „Neige doch zu mir die Ohren deiner Güte und tröste mein Gemüte!“ dann spürt man, was er sich ersehnt in seiner Not.

Er hat offensichtlich den Eindruck, Gott hätte sich ihm verschlossen. Gott würde ihn nicht hören. Jedenfalls kommt es ihm so vor.

Er ist untröstlich. Er sagt: „Viel drückt mir auf dem Herzen“ Er hat also großen Kummer, der ihn drückt. Und er kommt nicht zurecht damit. Und er weiß: Alle Mittel helfen nichts, haben nichts geholfen. Der Schmerz will nicht nachlassen. „Wo sonst kein Mittel nicht die Schmerzen stillen kann.“

Ob es sich um reelle Herzbeschwerden oder um einen Herzschmerz im übertragenen Sinn oder gar um beides handelt, bleibt offen. Nur eins weiß er: Gottes Hilfe würde die Not beheben. Nur er kann noch helfen.

Aber dann kann er einfach nicht verstehen, warum Gott, der doch alles sieht und hört, der alles vermag und kann, warum dieser Gott, an den er sich sicher nicht zum erstem Mal wendet, warum ihm dieser Gott nicht hilft.

Er drängt und nötigt Gott geradezu. Er appelliert an Gottes Mitleid, wenn er sagt: „Ach, Auge, welches alles siehet, willst du denn nicht auf mich Verlassnen blicken? Ach, Hand, die alle Müden zu sich ziehet, willst du mich nicht erquicken? Ach, Mund, der alle Blöden tröstet, sprichtst du denn mir keine Trost nicht zu? Ach, Herz, das gegen alle bricht, bist du denn mir noch härter als ein Stein? Sollt ich der erste sein, des du dich nicht in Nöten angenommen? Wie könnte, Jesu, dir das zu Gedanken kommen?“

Dieser Mensch kann und mag nicht glauben, dass Gott ihm nicht hilft. Und so ringt und weint er in seiner Verzweiflung, in seiner Tiefe. Und weil ihm keine Hilfe zuteilwird, geht‘s ihm noch schlechter, eben jämmerlich.

Aber wie durch ein Wunder verliert er seinen Glauben nicht. Er gibt seine Hoffnung nicht auf. So sagt er: „Jedoch bleib ich stets an dir, so lange noch in mir sich wird ein Odem regen, will ich die Hoffnung nicht zu dir, Herr Jesu, niederlegen.“

Er hält also fest an seiner Hoffnung, dass Gott ihm helfen wird - und wenn nicht gleich, dann vielleicht morgen oder übermorgen. „Lacht heute mir kein Freudenlicht, so kann‘s wohl morgen sein und trifft es morgen auch nicht ein, ei, so geschieht‘s zu seiner Zeit, wenn dir‘s gefällt und mir gedeiht.“

So lässt sich der Beter nicht irre machen, sondern bleibt sich und seinem Glauben treu. „Indessen trau ich auf dein Wort und fahre mit Gebet, mit Flehn und Seufzen fort.“

Und so schließt er, wie er angefangen hat: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir, erhöre meine Stimme.“ Sie haben gemerkt: Es geht offensichtlich um uns, um unsere Buße und Hinkehr zu Gott. Es geht darum, dass wir zu ihm rufen und beten - vielleicht mit den Worten der Kantate.

Nun ist mir zu meiner eigenen Überraschung im Bedenken dieser Kantate etwas in den Sinn gekommen, wo zuerst selbst dachte: „Das kann nicht sein.“

Normalerweise ist es doch so, dass wir das mit der Buße immer auf uns beziehen, als wenn es nur darum geht, dass wir Menschen Buße tun. Von daher haben wir Jesu Aufruf „Tut Buße!“ immer als einseitigen Appell an uns verstanden, dass wir Buße tun und uns Gott zuwenden.

Ich hatte auf einmal den Eindruck, als würde der Beter der Kantate seinerseits Gott aufrufen, Buße zu tun, also sich denen zuzuwenden, die ihn anrufen. Der Beter hat ja den Eindruck, als habe sich Gott von ihm abgewandt. Er fühlt sich verlassen, übersehen, überhört, vernachlässigt. Und er bittet Gott darum, sein Verhalten zu ändern. Gott möge gnädig sein. Gott möge sich ihm wieder zuwenden.

Worum geht es als am Buß- und Bettag? Es geht für uns um die Hinwendung zu Gott. Und es geht für Gott um die Hinwendung zu uns. Es geht für uns darum, mit Gott zu sprechen. Und es geht für Gott darum, mit uns zu sprechen.

So verstanden ist es also nicht nur unser Buß- und Bettag, sondern auch Gottes Buß- und Bettag. Vermutlich werden Sie das zunächst als einen doch sehr befremdlichen Gedanken empfinden. Aber glauben Sie mir: Nach dem ersten Schreck macht es durchaus Sinn, es so zu verstehen.

Damit man es richtig verstehen kann, muß man nur eins tun: Sich verabschieden von der Vorstellung, dass es beim Buß- und Bettag darum ginge, in Sack und Asche zu gehen, sich das Büßerhemd überzustülpen, sich schlecht und zerknirscht zu fühlen.

Es ist doch so. Wenn man die Bibel an dieser Stelle, wo Luther mit „Tut Buße!“ übersetzte, wortgetreu übersetzt - ich habe das schon mehrfach gesagt - müsste es besser „Ändert euren Sinn!“ heißen.

Dass wir das nötig haben, das wissen wir nur allzu gut. Aber wenn man die Worte des Beters aus der Kantate richtig versteht, und wenn man geneigt ist, sie zu seinen eigenen Worten zu machen, dann bittet man mit diesen Worten Gott, seinen Sinn ebenfalls zu ändern und sich denen zuzuwenden, die ihn darum bitten.

Wer das so erlebt, dass Gott sich ihm immer wieder zuwendet, der möge Gott bitten, dass er ihm zugewandt bleibt.

Und wem es so geht wie dem Beter aus der Kantate, wer sich von Gott verlassen und übersehen fühlt, der möge nicht nachlassen, Gott um sein Erbarmen zu bitten.

Ob nun unser Buß- und Bettag oder Gottes Buß- und Bettag - es läuft aufs Gleiche hinaus: dass wir einander zugewandt leben, er uns zugewandt, wir ihm zugewandt. So soll es sein.

Von allen Seiten umgeben

Predigt zu Psalm 139, 5 3. Juli 2016

Wer würde sich nicht wünschen, behütet leben zu dürfen. Es möge einer seine schützenden Hände um mich und über mich halten – und nicht nur um mich und über mich, sondern auch um alle und über alle, sowohl die mir nahe stehen als auch die in der Ferne.

Möge es der Allmächtige oder eine wie auch immer geartete höhere Macht sein. Das wünschen sich alle - wir auch.

Im 5. Vers des 139. Psalm heißt es nun: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“

Der Mensch, auf den dieses Psalmgebet zurückgeht, wird diesen Wunsch auch gehabt haben. Aber er ist gewissermaßen schon weiter. Er bedankt sich schon. Bei ihm ist der Wunsch schon in Erfüllung gegangen. Denn er hält mit seinem Gebet staunend fest, dass er sich schon von allen Seiten umgeben weiß. Er spürt schon die beschützende Hand über sich.

Das ist eine nachvollziehbare Erfahrung. Denn wer von uns hätte das nicht schon mal erlebt, beschützt worden zu sein? Wer hätte das nicht schon erlebt, wie eine beschützende Hand über ihn gehalten wurde?

Doch: Das haben wir erlebt. Da wären wir beinahe gefallen. Und im letzten Moment kam die rettende Hand, die uns auffing bzw. festhielt. Oder beinahe hätten wir einen Unfall verursacht. Wie gut, dass da einer war, der aufgepasst hat. Und oft genug haben wir nicht mitbekommen, vor welchem Unglück wir bewahrt blieben.

Immer wieder haben wir erlebt, wie gut es ist, dass da Menschen sind, die es gut mit uns meinen, die ihre beschützende Hand über uns halten. Stimmt doch – oder etwa nicht?

Es tut unendlich gut, wenn man weiß, da hält einer schützend seine Hand über mich. Dann geht es einem gleich viel besser, auch wenn man noch nicht weiß, wie wohl alles wird.

Oft war und ist es die Hand der Eltern. Oder die Hand des Partners, der Partnerin. Oder die Hand des Chefs. Oft bekommen wir die Hand nicht zu sehen, die da schützend über uns gehalten wird.

Wünschen wir uns, dass wir immer Menschen in unserer Nähe haben, die ihre Hand schützend und behütend über uns halten.

Oft genug sind wir es selbst, die eine schützende Hand über andere zu halten haben. Und wir tun es – hoffentlich, selbstverständlich, gerne.

So, wie wir unsere Hände behütend und beschützend über andere halten, so halten die wieder behütend und schützend ihre Hand über uns. Und so behüten und beschützen wir einander.

Nun geht es in diesem Psalmgebet ja um Gott und seine Hand. Das schließt natürlich nicht aus, dass wir unsere Verantwortung füreinander wahrnehmen und einander beschützen und behüten.

Und wenn wir das so tun, ist das sicher einer der Wege, auf denen genau das passiert, was wir von Gott erwarten. So handelt er oft genug durch uns, sein Bodenpersonal, seine irdischen Werkzeuge. In einem Lied heißt es: „Es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott."

Wenn wir uns gegenseitig behüten, wenn wir schützend unsere Hand umeinander halten, dann ist da immer auch Gottes Hand mit dabei. Die sehen wir nur nicht, weil wir immer nur die Hände der anderen sehen.

Wir sagen doch manchmal: Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Das gilt hier in ähnlicher Weise: Wir sehen die Hand Gottes vor lauter menschlichen Händen nicht.

Das ist ohnehin nicht leicht, zu sehen, wie nahe Gott uns ist und wie er uns umgibt. Ich versuche das mal am Beispiel der Luft zu verdeutlichen. Sie ist um uns. Von allen Seiten umgibt sie uns. Unsichtbar. Aber gerade weil sie uns so nahe und selbstverständlich ist, nehmen wir sie so selten bewusst wahr. Bewusst wird sie uns meist erst dann, wenn sie knapp wird. Dabei ist sie ja immer da, auch dann, wenn wir nicht an sie denken.

Finden Sie nicht auch, dass es sich mit Gott ganz ähnlich verhält. Wie die Luft umgibt er uns. Wie die Luft erfüllt er uns. Wie die Luft belebt er uns. Das ist so - auch wenn es uns nicht bewusst ist.

Mir fällt dazu die Geschichte eines kleinen Fisches ein. Der hieß Emil. Emil hatte von irgendwoher gehört, dass Fische zum Leben Wasser brauchen. Da er aber noch nie Wasser gesehen hatte, wollte er aufbrechen und das Wasser suchen, von dem die Leute erzählten, dass es zum Leben notwendig sei. Und so schwamm Emil zu seinem Freund Dagobert, der Kaulquappe. 'Was suchst du?' fragte ihn Dagobert. 'Wasser!', antwortete Emil. 'Wasser', sagte Dagobert, 'Wasser gibt es hier nicht. Hier gibt es Steine und Muscheln, grüne und braune Algen. Aber Wasser habe ich hier mein Lebtag noch nicht gesehen. Du musst zu Kuno, dem Wels gehen. Der ist viel im Meer herumgekommen, und der weiß sicher, wo es Wasser gibt.' So machte sich also der kleine Fisch Emil auf und schwamm, bis er zu der Höhle von Kuno kam. 'Guten Tag, Kuno', sagte Emil. 'Ich bin schon lange unterwegs und suche das Wasser. Aber keiner kann es mir zeigen.' 'Das Wasser ist vor dir', antwortete ihm Kuno. 'Aber vor mir bist doch nur du!' widersprach Emil, und er schaute noch ein bisschen nach rechts und nach links. Aber außer dem Eingang der Höhle und ein paar Muscheln konnte er nichts entdecken. 'Das Wasser ist hinter dir', sagte Kuno. Und als sich Emil umdrehte, sah er nichts als die blauschwarze Tiefe und einen Heringsschwarm, der entlang zog. 'Ich verstehe dich nicht', sagte der kleine Fisch Emil verzweifelt. 'Du willst mich wohl zum Narren halten.' 'Du bist noch sehr jung', sagte gutmütig der alte Wels, 'wenn du Wasser sehen willst, musst du zum Wal Juno schwimmen. 'Du bist Emil, der kleine Fisch, der das Wasser sucht? Ich habe schon auf dich gewartet.' 'Und wer bist du?', fragte Emil vorsichtig. 'Ich bin Juno, der Wal. Leg dich auf meinen Rücken. Ich werde dir zeigen, wo das Wasser ist und wie notwendig es Fische brauchen. Lege dich nur ganz fest auf meinen Rücken.' Und darauf begann der Wal, höher zu steigen und immer höher und immer schneller, dass es dem kleinen Emil schwindlig wurde, bis der Wal schließlich aufgetaucht war und wie ein Berg aus dem Wasser ragte. So blieb er auf der Oberfläche liegen und rührte sich nicht. Dem kleinen Emil schien der Kopf zu zerspringen. Er zappelte auf dem Rücken des Wals, und es war ihm, als müsste er in der Sonne braten und sterben. 'O, wenn ich doch im Wasser geblieben wäre!' So zuckte es ihm durch seinen kleinen Fischkopf - und dann konnte er sich an nichts mehr erinnern. Als er wieder aufwachte, lag er auf dem Grund des Meeres neben dem Wal Juno. 'Na, weißt du jetzt, wo das Wasser ist, das die Fische so notwendig zum Leben brauchen?', fragte ihn der Wal und zwinkerte ihm zu. Da sagte Emil staunend: 'Das Wasser, dass ich so lange gesucht habe, das hat mich ja immer umgeben.' 'Richtig', sagte der Wal. 'Weil das Wasser dir so selbstverständlich war, hast du es suchen müssen.'

So wie sich Emil auf die Suche nach dem Wasser machte, so sind heutzutage viele Menschen bewusst oder unbewusst auf der Suche nach Gott.

Und wie Emil die Erfahrung macht, dass sein Leben vom Wasser abhängt, das ihn von allen Seiten umgibt und durchdringt, so haben Menschen zu allen Zeiten die Erfahrung gemacht, wie ihr Leben von Gott abhängt, der uns von allen Seiten umgibt und durchdringt.

Ist das eigentlich unnormal, dass wir Gott suchen und neu entdecken müssen, obwohl er uns von allen Seiten umgibt, dass wir uns seiner selbstverständlichen Gegenwart erst bewusst werden müssen?

Ich glaube, dass das ganz normal ist, dass man sich gerade auch der Selbstverständlichkeiten des Lebens immer wieder neu bewusst werden muss.

Stellt sich abschließend noch die Frage, was wir tun können. Meine Antwort: Immer wieder einen Moment innehalten und sich der Gegenwart Gottes bewusst werden.

Als kleine Eselsbrücke könnte das mit der Luft dienen: Sie umgibt uns, sie belebt uns, sie durchdringt uns – wie Gott.

Es wäre wunderbar, wir könnten immer wieder aus der Bewusstlosigkeit Gott gegenüber aufwachen und wie der Psalmbeter voller Dankbarkeit feststellen: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir."

Güte, Vertrauen, Weg, Richtung

Predigt zu Psalm 143, 8 am 26. Juni 2016

Frühmorgens sage mir deine Güte zu, denn ich setze mein Vertrauen auf dich. Zeig mir den rechten Weg. Auf dich richte ich Herz und Sinn. So steht es im 143. Psalm. Wir wissen, dass es sich bei den Psalmen um Gebete handelt. Von daher ist klar: Das ist ein Gebet, eine Bitte an Gott.

Natürlich würde fast alles auch Sinn machen, wenn es einer dem anderen sagen würde, wenn z.B. ein Partner es dem anderen sagte oder wenn junge Menschen Ältere so ansprechen würden.

Warum sollte man sich nicht hin und wieder sagen: Ich vertraue Dir. Und wenn's darauf ankommt, wenn man sein ganzes Vertrauen auf jemanden setzt, dann sollte er schon wissen, welches Vertrauen er genießt und welche Verantwortung er damit hat.

Warum sollte man sich nicht an andere wenden, wenn man nicht weiter weiß, wenn man sich verlaufen hat, wenn man sich nicht auskennt. Es gibt so viele Wege von hier nach da, die man nicht kennt, die einem andere aber zeigen können. Ich denke da nicht nur an Wanderwege, sondern auch an Lösungswege oder Lebenswege, auch die Wege der inneren Entwicklung.

Warum sollte man nicht miteinander Tag um Tag, am besten schon frühmorgens gütig umgehen. Natürlich würde es ein bisschen gestelzt klingen, würden wir gleich nach dem Aufstehen andere bitten: „Sag, dass du mir gut bist." Na gut, nach einem Streit am Vorabend würde das ja sogar Sinn machen. „Sei mir wieder gut." Aber wohl kaum jemand würde von Güte sprechen.

Und auch die Formulierung „Auf dich richte ich Herz und Sinn" dürfte im alltäglichen Miteinander – ich sage es mal vorsichtig – eher selten sein.

Obwohl: „Du bist mein ganzes Herz" heißt ein wirklich wunderbares Lied. Und wenn einer dem anderen sagt: „Ich denke immer nur an Dich", was ist das anderes als einen anderen immer im Sinn zu haben.

Wir sehen: Es wäre durchaus denkbar, dass wir im Sinne dieses Wortes miteinander reden würden.

Nun sagte ich bereits: Bei diesen Worten handelt es sich um ein Gebet, also die Bitte eines Menschen an Gott. Der Psalmtexter gibt uns, indem er sein Gebet festhält, seine Worte mit auf den Weg in der Meinung und in der Hoffnung, dass es uns gut tut und hilft.

Nun ist es freilich nicht damit getan, dass man einander diese Worte mit auf den Weg gibt oder sagt. Woher sollen man wissen, was diese Worte des Gebets bedeuten?

Hier nun sind all die gefragt, die schon länger auf einem derartigen Weg sind. Die werden es den Kleinen und Jüngeren schon vormachen müssen. Die werden es ihnen Stück um Stück beibringen müssen.

Und ich denke da weniger an lange Erklärungen und viele Worte, sondern eher ans schlichte Vormachen und Vorbild Sein.

Haben wir selbst Menschen in unserer Nähe gehabt, die uns herangeführt haben an ein Leben, das von Gott her und auf Gott hin gelebt wurde?

Oder haben wir im Laufe der Jahre selbst entdeckt, wie es geht, aus Gottes Güte und im Vertrauen auf Gott zu leben, den Weg nicht immer schon zu wissen, sondern von ihm Wegweisung zu erbitten, indem man sich auf ihn einstellt und nach ihm richtet?

Somit stellt sich die Frage, inwiefern wir beherzigen, was dieses Psalmwort besagt? Sind das unsere Worte oder könnten das unsere Worte werden: „Frühmorgens sage mir deine Güte zu, denn ich setze mein Vertrauen auf dich. Zeig mir den rechten Weg. Auf dich richte ich Herz und Sinn."

Über den Worten des Psalms liegt etwas Geheimnisvolles. Gott selbst kommt nicht direkt vor, nur indirekt, weil letztlich alles von ihm her und auf ihn ausgerichtet ist.

In diese Ausrichtung werden wir hineingenommen, wenn wir uns denn auf diese Worte einlassen. Und dann können wir spüren, dass er es gut mit uns meint, dass wir uns selbst und unsere Liebe ihm anvertrauen können, dass er uns hilft, den richtigen Weg zu gehen.

Deshalb ist es so wichtig, mit ihm in Kontakt zu bleiben, auf ihn ausgerichtet zu sein, keins der Signale zu verpassen, die uns von ihm her erreichen, ob als Wegweiser am Rand des Weges, ob als Botschaft zwischen den Worten, ob als inneres Gefühl.

Mal angenommen: Genau das alles würde Gott tun – oder soll ich besser sagen – tun wollen. Würden wir das mitbekommen? Vermutlich nicht, jedenfalls nicht immer. Warum nicht? Weil wir es übersehen oder überhören würden.

Und hier nun ein Tipp: Wie wäre es, wenn wir im Sinne dieser Psalmworte jeden Tag damit beginnen würden, uns von ihm sagen zu lassen, dass er es gut mit uns meint und wie es weitergehen könnte.

Dafür müssten wir uns ein wenig Zeit nehmen, am besten frühmorgens. Da sind wir offen und ausgeruht. Bevor der Tag mit seiner Hektik beginnt, sind wir aufnahmebereit.

Wir könnten es tatsächlich tun: „Auf dich richte ich Herz und Sinn." Diese Worte könnten der Ausgangspunkt einer morgendlichen Übung sein. Was also hält uns davon ab, dass wir uns morgens immer wieder einen Moment Zeit nehmen, innehalten, um uns ihm anzuvertrauen, um ihn um Hilfe zu bitten beim Herausfinden dessen, wie es den Tag weitergehen soll?

Weg der Gerechtigkeit

Predigt zu Sprüche 12, 28 am 21. Oktober 2007

Wie Sie sicher schon gemerkt haben, geht es thematisch heute um das Thema Gerechtigkeit. Ein großes Thema. Denn was ist Gerechtigkeit? Das haben wir uns während der Vorbereitung auf diesen Gottesdienst auch immer wieder gefragt.

Sie haben bereits viel darüber gehört, nicht nur in diesem Gottesdienst. Und jeder von uns hat ein Empfinden dafür, was gerecht und war ungerecht ist. Wir wissen, dass es nicht ratsam ist, sich gegen sein Empfinden für Gerechtigkeit zu verhalten.

Natürlich kamen uns bei unseren Vorbereitungen Paulus und Martin Luther in den Sinn. Gerade diese beiden wurden ja nicht müde, zu betonen, dass man uns die Gerechtigkeit wie ein Geschenk von Gott her zuteilwird.

Leider führte das in der Folgezeit dazu, dass sich viele keine Mühe mehr gaben, selbst etwas dazu beizutragen, dass es gerecht bzw. gerechter in dieser Welt zugeht.

Wer nun sagt, er könne die Gerechtigkeit nichts tun, der ist wie einer, der keine Lust zum Lernen hat und sich ungeheuer klug vorkommt, wenn er mit einem klassischen Zitat sagen kann: „Ich weiß, dass ich nichts weiß." Wer so redet, ohne ein Leben lang gelernt und versucht zu haben, den Dingen auf den Grund zu kommen, ist faul. So ein Satz steht eben nicht am Anfang eines Denkerlebens, sondern an dessen Ende.

Ich finde, dass das mit der Gerechtigkeit ganz ähnlich ist. Wer der Meinung ist, Gott würde es schon richten und man selbst bräuchte die Hände nur noch in den Schoß zu legen, der ist auf dem Holzweg – auch wenn er meint, er könne sich mit seiner Untätigkeit auf Paulus und Martin Luther berufen.

Um das zu verdeutlichen, möchte ich mir mit Ihnen diesen einen Vers aus den alttestamentlichen Sprüchen anschauen, den Sie hier abgedruckt finden: „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben. Aber böser Weg führt zum Tode."

Nicht umsonst sagen manche: Der Weg ist das Ziel. Und nicht alle wollen damit nur entschuldigen, dass sie nie irgendwo ankommen. Gerade mit Blick auf ein Thema wie unseres wird das nachvollziehbar.

In der hebräischen Sprache ist die Gerechtigkeit nämlich weder ein Zustand noch eine Eigenschaft noch etwas, was man besitzen könnte. Gerechtigkeit hat man nicht. Man übt sie. Man übt sie aus. Man tut sie. Gerechtigkeit ist nur im Vollzug da.

Natürlich gibt es auch das Ziel, einen Zustand vollkommener Gerechtigkeit. Aber so weit sind wir noch nicht. Wir sind noch nicht am Ziel, sondern nur auf dem Weg dorthin. Wer allerdings auf dem Weg dorthin ist, der verwirklicht mit seinem Tun ein Stückweit das, was er vor

Augen und im Sinn hat.

Gerechtigkeit ist also ein Tun, ein Prozess, eben ein Weg. Und jeder Schritt darauf zu gehört schon zu der angestrebten Gerechtigkeit, ist schon Teil der erhofften Gerechtigkeit.

Es ist, als würde man schon ein Stück weit die Gerechtigkeit vorwegnehmen, die am Ende des Weges, des Prozesses dann endlich ganz und vollkommen da ist.

Da, wo Menschen durch ihr Tun Gerechtigkeit verwirklichen, sind sie auf dem Weg der Gerechtigkeit, von dem hier die Rede ist. Insofern ist dann auch der Weg der Gerechtigkeit schon das Ziel, wenigstens teil- bzw. ansatzweise.

Es lässt sich leicht nachvollziehen, dass das allen gut tun würde. Gerechtigkeit dient dem Leben. Gerechtigkeit ist Leben. Gerechtigkeit ist eine Sphäre, die sich Heil bringend auf alle Beteiligten auswirkt.

Das klingt ja alles schön und gut, mögen manche sagen. Und wie sieht es mit der Gerechtigkeit und alledem aus, wenn es konkret wird? Was passiert, wenn z.B. die Reichen den Weg der Gerechtigkeit verlassen und Ungerechtigkeit herrscht? Dann sind die Armen die Dummen. Dann ist es ein böser Weg, ein Weg der Ungerechtigkeit. Und der ist tödlich. Der führt in den Tod. Dementsprechend heißt es hier: „Aber böser Weg führt zum Tode."

Dass das nicht so sein muss, zeigt z.B. Hiob, der in der Zeit, in der er zu den Reichen gehörte, Gerechtigkeit übte. Von ihm heißt es, er sei „des Blinden Auge, des Lahmen Fuß und Vater der Armen." (Hiob 29)

Gerade Hiob muss allerdings leidvoll erfahren, dass das Tun des Gerechten nicht unbedingt belohnt wird. Aber er hält daran fest, weil er davon überzeugt ist, dass das Tun der Gerechtigkeit einen Wert in sich hat. Das taten auch all die anderen, die auf dem Weg der Gerechtigkeit starben, wie z.B. Jesus selbst, aber auch Martin Luther King und Mahatma Gandhi. Und auch Nelson Mandela hat 25 Jahre wegen seines Engagements für die die Gerechtigkeit im Gefängnis gesessen.

Fragen wir uns doch einmal: Was genau ist das Tun der Gerechtigkeit? Und wie vollzieht es sich?

Unter Gerechtigkeit versteht die Bibel all die Maßnahmen und Verhaltensweisen, die lebensfördernd und gemeinschaftsstiftend sind. Maßstab für das, was lebensfördernd und gemeinschaftsstiftend ist, sind in der Bibel die Schwachen, die Armen, die Bedürftigen und die Notleidenden. Wenn denen Ungerechtigkeit widerfährt, ist das ganze System ungerecht.

Ich weiß: Das klingt nun wieder alles sehr anstrengend. Es klingt nach Entbehrung und Verzicht. Es scheint mal wieder darauf hinaus zu laufen, dass wir die Reichen was für die tun müssen, die in Not sind – um der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen und ungerechten Strukturen zu wehren.

Ein Stückweit stimmt das auch. So muss es sein. Aber: Wer den Weg der Gerechtigkeit geht, wird erfahren, wie er selbst an Lebensqualität gewinnt. Wer sich für Gerechtigkeit einsetzt, wird mit einer neuen Lebendigkeit beschenkt, die sich daran freut, wenn es anderen besser geht.

Das ist ja gerade die große Verheißung, die in diesem Wort steckt. Nicht Verzicht und Entbehrung wird denen versprochen, die auf dem Weg der Gerechtigkeit sind, sondern Leben.

Und wenn hier von Leben die Rede ist, dann ist weder Überleben und noch Dahinvegetieren gemeint, sondern Leben, Leben in Fülle.

Wer den Weg der Gerechtigkeit geht und damit Gottes Wort tut, wer Barmherzigkeit und Solidarität übt, der wird Gottes reichen Segen erfahren.

Nicht zuletzt deshalb hat Jesus seine Jünger und damit auch uns aufgefordert: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen."

Ein letzter Gedanke: Wissen Sie eigentlich, wie man die Menschen nannte, die im Sinne Jesu zuerst nach dem Reich Gottes uns seiner Gerechtigkeit trachteten? Jünger bzw. Apostel wurden ja nur die 12 genannt, die zum engsten Kreis gehörten. Und die Bezeichnung Christen für alle anderen ist erst später entstanden.

Sie hießen: Anhänger des neuen Weges. Und ihre Religion hieß auch noch nicht Christentum, sondern sie hieß „der neue Weg"

Die Didache ist eine Schrift aus den Anfängen der Kirche, die nicht ins Neue Testament aufgenommen wurde, aber doch manches über die Anfänge der Kirche überliefert hat. Sie beginnt mit den Worten: „Zwei Wege gibt es: der eine führt zum Leben, der andere zum Tod."

Der neue Weg führt zum Leben. Um ihn gehen zu können, muss man die alten Wege immer wieder verlassen, die den Tod zur Folge haben. In diesem Sinne lade ich Sie und euch ein, sich immer wieder auf den Weg der Gerechtigkeit zu machen.

„Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben. Aber böser Weg führt zum Tode."

Alles hat seine Zeit

Predigt zu Prediger 3, 1ff vom 31. Dezember 2014

So viele Uhren. So viel Zeit. Und jetzt nehmen wir uns einen Moment der Zeit, von der wir unendlich viel haben, auch am Ende diesen Jahres, Zeit, um ein wenig zur Ruhe und zur Besinnung zu kommen.

Es ist doch seltsam mit der Zeit. Wir können die Zeit nicht sehen. Wir können sie nicht riechen. Wir können sie nicht schmecken. Und doch ist sie da. Jede Uhr zeigt uns, dass die Zeit vergeht. Die Sonne wandert über den Himmel. Der Sand rieselt durch die Sanduhr. Der Zeiger rückt über das Zifferblatt.

Was eben noch Zukunft ist, ist im nächsten Moment schon wieder Vergangenheit. Und mittendrin, zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt der kurze Moment, den wir Gegenwart nennen, die Mitte der Zeit, der Moment, den wir Moment für Moment leben.

Nun leben wir weder „damals" bzw. „in der Vergangenheit" noch „später" bzw. „in der Zukunft". Wir leben in der Gegenwart, in der Mitte der Zeit. Wir leben immer nur jetzt... und jetzt... und jetzt, Sekunde für Sekunde.

Und da spielt sich im Grunde alles ab. Moment für Moment. Das Leben besteht genau genommen nur aus solchen Momenten zwischen Zukunft und Vergangenheit.

Wer nur in der Vergangenheit oder nur in der Zukunft lebt, dem fehlt im wahrsten Sinne die Mitte und das Leben. Wer immer nur über das Gestern oder Morgen nachdenkt, der vergisst das Leben, der vergisst das einfache Da-Sein in der Gegenwart. Er vergisst nun nicht einfach nur das Da-Sein in der zeitlichen Gegenwart, sondern auch der Gegenwart Gottes.

Aber genau das sollte uns wichtig, ja das Wichtigste sein: Da-sein und Gottes Nähe spüren. Jeder Moment unseres Lebens will so erlebt sein. Warum eigentlich sollte das nicht möglich sein?

Weil viele, manchmal auch wir, denken und sagen: „Ich habe keine Zeit." Das stimmt doch nicht. Wir haben Zeit, Moment für Moment Zeit. Jeder von uns. Jeder teilt sich seine Zeit ein. Jeder kann sich Zeit nehmen für das, was ihm wichtig ist. Ob wir das dann auch tun, ist eine andere Sache.

Oft hetzten, hecheln wir an unseren Terminen entlang durchs Leben, wie auf der Flucht - ohne Blick für all das, was jeder Moment uns an Fülle des Lebens offenbaren möchte.

Vermutlich kennen Sie die Geschichte des Mannes, der gefragt wurde, warum er trotz seiner vielen Termine immer so gesammelt sein könne. Es gibt diese Geschichte in verschiedenen Versionen.

Auch wenn wir sie kennen, hören wir sie immer wieder gern, weil sie uns jedes Mal einlädt, innezuhalten und uns Zeit zu nehmen für das, was gerade dran ist, oder für den Menschen, mit dem wir es gerade zu tun haben.

Zurück zur berühmt gewordenen Antwort des vielbeschäftigen, in sich ruhenden Menschen. Er antwortete auf die Frage, warum er immer so gesammelt sei:

„Wenn ich stehe, dann stehe ich, wenn ich gehe, dann gehe ich, wenn ich sitze, dann sitze ich, wenn ich esse, dann esse ich und wenn ich spreche, dann spreche ich ...

Da fielen ihm die Fragesteller ins Wort und sagten: Das tun wir auch. Aber was machst du noch darüber hinaus?

Er sagte wiederum: Wenn ich stehe, dann stehe ich, wenn ich gehe, dann gehe ich, wenn ich sitze, dann sitze ich, wenn ich esse, dann esse ich und wenn ich spreche, dann spreche ich ...

Wieder sagten die Leute: Das tun wir doch auch.

Er aber sagte zu ihnen: Nein, wenn ihr sitzt, dann steht ihr schon, wenn ich steht, dann lauft ihr schon, wenn ihr lauft, dann seid ihr schon am Ziel."

Wie geht es Ihnen heute mit dieser Geschichte? Sagen Sie sich: Kenn ich schon. Oder bestärkt Sie die Geschichte in Ihrem ständigen Bemühen, ganz aufmerksam bei der Sache zu sein, die gerade ansteht, oder bei dem Menschen zu sein, mit dem Sie es gerade zu tun haben.

Nun soll es nicht nur um diese schöne Geschichte, sondern um den Text aus dem alttestamentlichen Buch des Predigers gehen.

Alles, so hieß es da immer wieder, alles hat seine Zeit. Man könnte diesen Text auch als Forderung hören: Alles sollte seine Zeit, seinen Platz haben. Alles sollte zu seinem Recht kommen.

Und? Hat alles seine Zeit – in deinem Leben, in Ihrem Leben? Manche Leute haben da schnell die scheinbar richtige Antwort parat, wenn sie sagen: „Man kann ja nicht alles machen."

Das stimmt natürlich. Man kann nicht alles machen. Schon gar nicht gleichzeitig. Gerade deshalb ist es ja so wichtig, dass man mit der Zeit, die einem geschenkt ist, das macht, von dem man denkt und hofft, dass es das Richtige ist.

Ist es z.B. richtig, dass viele von uns so viel arbeiten. Nein. Natürlich

nicht. Dieser Meinung war auch schon der Verfasser unseres Textes. Denn auch er fragte sich und damit auch uns in Vers 9 und 10: „Was hat ein Mensch von seiner Mühe und Arbeit? 10 Ich habe die fruchtlose Beschäftigung gesehen."

Sicher ist nicht alles Tun fruchtlose Beschäftigung. Was getan werden muss, muss getan werden. Was dran ist, ist zu erledigen.

Nur: Es gibt eben auch mancherlei Beschäftigung mit Nichtigkeiten, mancherlei Gewese um Nonsens, mancherlei blinden Aktionismus, mancherlei, was uns Stunde um Stunde unseres Lebens kostet. Da könnte man ansetzen. Was das im Einzelnen in Ihrem Leben sein könnte, wissen Sie sicher selbst am besten.

Alles soll und darf seine Zeit haben, natürlich, aber eben nicht auf Kosten all dessen, was eben auch seine Zeit haben sollte und objektiv betrachtet einfach wichtiger wäre. Auf den Punkt gebracht: Was kam eigentlich zu kurz?

Nun gut. Jeder muss für sich sehen und entscheiden, wie er sich seine Zeit einteilt. Aber niemand vergesse dabei, das Leben zu erleben und zu genießen, soweit das irgend möglich und soweit das nicht durch äußere Widrigkeiten eingeschränkt wird.

In diesem Sinn nimmt der Text selbst eine interessante Wendung. Denn er stimmt nicht etwa ein Klagelied an. Ganz im Gegenteil: Er warnt nicht nur vor der Gefahr, sich zu verlieren, sondern eröffnet gleichzeitig neue Horizonte, indem er sagt: „Gott hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt."

Der Mann war offensichtlich nicht nur Prediger, sondern auch Ästhet und Philosoph, der von Schönheit und Ewigkeit zu reden wusste. Was er da sagt, ist nach wie vor gültig: Wir haben - recht besehen - mit jedem Moment unseres Lebens Teil an der Ewigkeit. Ein wunderbarer Gedanke.

Wem das bewusst ist, der spürt, dass selbst das, was wir Ewigkeit nennen, nur aus Momenten wie diesem bestehen kann. Die Ewigkeit als Ganze und jeder Moment als kleiner Teil der Ewigkeit sind aus dem gleichen Stoff.

Von diesem Gedanken ausgehend wird der alttestamentliche Prediger geradezu überschwänglich und euphorisch. Schluss mit allem Problematisieren und Jammern, Schluss mit allen Sorgen und Planungen, Schluss mit allem, was einem die Freude am Genießen des Augenblicks so richtig verderben kann.

Er meint: „Da merkte ich, dass es nichts Besseres gibt als fröhlich sein

und sich gütlich tun in seinem Leben. Das Beste, was der Mensch tun kann, ist, sich zu freuen und sein Leben zu genießen, solange er es hat."

Das ist doch richtig erfrischend, was hier steht. Hier wird nichts madig gemacht. Hier wird nicht moralisiert. Nein: Lebensfreude pur. Fröhlich sein und das Leben genießen. Daraus könnte man doch direkt einen Werbespot machen.

Ich widerstehe jetzt der Versuchung, an dies wunderbare „Ja" zum Leben ein problematisierendes „Aber" zu hängen. Ich will die Freude am Leben, die hier ihren Ausdruck findet, nicht einschränken und schmälern.

Nein: Was hier steht, soll so stehen bleiben: Als Einladung, das Leben auch mal so zu sehen. „Das Beste, was der Mensch tun kann, ist, sich zu freuen und sein Leben zu genießen, so ein Mensch … ist eine Gabe Gottes."

Es stimmt schon: Es tut einfach gut, Menschen zu begegnen, die Optimismus, Zuversicht und Lebensmut verströmen. In deren Gegenwart fühlt man sich wohl. Sie sind tatsächlich, wie es hier ja auch heißt, eine Gabe Gottes.

Ich finde es richtig gut, dass uns der alttestamentliche Prediger daran erinnert, über allem die Freude am Leben nicht zu vergessen. „Vergiss die Freude nicht." Das ist es doch.

Sollte nicht gerade die Kirche, sollten nicht gerade die Gottesdienste solche Orte und Räume sein, wo man Optimismus, Zuversicht, Lebensmut und Lebensfreude tanken kann? Ich denke schon.

Gerecht und Gott-los

Predigt von Hans-Jürgen Kopkow vom 16. Februar 2025 zu Prediger 7, 15-18

Der Predigttext für diesen Gottesdienst aus dem 7. Kapitel des alttestamentlichen Predigerbuches beginnt mit einer Beobachtung, die wir vermutlich alle teilen:

15 Dies alles hab ich gesehen in den Tagen meines Lebens: Da ist ein Gerechter, der geht zugrunde in seiner Gerechtigkeit, und da ist ein Gottloser, der lebt lange in seiner Bosheit.

Da gibt es welche, die skrupellos und gottlos sind, die nur an sich denken, die Gott einen lieben Mann sein lassen, die über Leichen gehen, derer Bosheit abscheulich ist. Und die leben gut und lange – trotz ihrer Bosheit.

Und dann gibt es da die anderen, die ihr Leben für andere und für Gott leben, die sich an die Gebote halten und ernsthaft versuchen, ein grundanständiges Leben zu führen. Und die trifft es in Form einer tödlichen Krankheit, einer verheerenden Katastrophe oder sonst eines Schicksalsschlags – trotz ihrer Gerechtigkeit.

Klar: Das ist jetzt ein wenig überspitzt und schwarz-weiß gesagt. Aber so ähnlich erleben wir es doch immer wieder: Da sind die vermeintlich Guten und Bösen, die Gottgläubigen und die Gottlosen, die Menschenfreunde und die Menschenhasser.

Und man fragt sich: Wie kann es sein, dass die „Guten" zugrunde gehen und die „Bösen" straflos in Saus und Braus leben?

Warum ist es nicht umgekehrt? Müsste es nicht so sein, dass die Guten für ihr Gutsein belohnt werden mit langem und erfüllten Leben und dass die Bösen für all ihre Untaten eine gerechte Strafe ereilt? Das entspräche doch unserem Gerechtigkeitsempfinden.

Wenn das so einfach wäre. Bei genauerem Hinsehen muss man doch feststellen: Niemand ist nur gut. Und niemand ist nur böse. Wir alle sind nicht nur gut oder böse, nicht nur gottgläubig oder gottlos, nicht nur selbstlos oder egoistisch. Wir sind irgendwas dazwischen. Wir sind nicht schwarz oder weiß, sondern in der einen oder anderen Weise mehr oder weniger grau.

Manch einer mag das von sich weisen, sich für gut und gottgläubig halten und das mit dem Böse- und Gottlos-Sein weit von sich weisen.

Aber insgeheim ahnt man doch: Vermutlich sind wir oft nicht so, wie wir gerne wären oder uns sehen. Und auch die anderen sind oft ganz anders, als wir von ihnen denken.

Deshalb wendet sich der alttestamentliche Prediger mit seinem Rat an die einen wie die anderen.

Er wendet sich an die, die von sich meinen, sie gehörten zu den Guten und Gläubigen. Und er wendet sich an die, von denen die Leute sagen, sie würden zu den Bösen und Gottlosen gehören.

Er wendet sich im Grunde an alle, weil nicht ausgemacht ist, wer zu der einen oder zu der anderen Gruppe gehört. Für ihn ist auch nicht ausgemacht, ob wir nicht gleichzeitig beides sind, gut und böse, mehr oder weniger.

Was rät er nun denen, die sich selbst als die Guten empfinden, die Gott vertrauen, die sich nach den Geboten richten, die von Gott als Gerechte gesehen werden wollen und es allem Anschein nach auch sind?

16 Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, damit du dich nicht zugrunde richtest.

Die Betonung liegt auf „nicht allzu". Er hat natürlich nichts dagegen, wenn sich jemand bemüht, als Gerechter zu leben. Es ist schon gut, sich um ein Leben in Gerechtigkeit zu bemühen.

Aber nicht allzu sehr. Warum nicht allzu sehr? Weil man dann unter Umständen übereifrig übers Ziel hinausschießt. Zu viel des Guten tut eben nicht gut. Womöglich macht einen ein übersteigertes Bedürfnis nach Gerechtigkeit zum Selbstgerechten.

Und die Folge: So einen erlebt man unter Umständen nicht als gerecht, sondern als einen, der im Bemühen um Gerechtigkeit ungerecht und überheblich gegenüber anderen wird.

So einen Selbstgerechten erlebt man nicht als weise, sondern als einen, der von sich meint, er habe die Weisheit mit Löffeln gefressen. So einer, der meint, alles besser zu wissen, sieht nicht nur auf die anderen herunter. Er macht sich selbst kaputt. So einer geht an seiner Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit zugrunde. So einer macht mit seinem Perfektionismus sich und anderen das Leben zur Hölle.

Und deshalb rät der alttestamentliche Prediger all denen, die sich um ein Leben in Gerechtigkeit mühen: Sei barmherzig mit den anderen. Und sei auch mit dir selbst barmherzig, gerade dann, wenn Du mal was nicht hinbekommst. Sei weder mit den anderen noch mit dir selbst zu kritisch.

Und was rät er denen, die sich selbst als die Bösen empfinden oder von anderen als die Bösen verurteilt werden, die es mit den Geboten womöglich tatsächlich nicht so genau nehmen, denen Gott abhandengekommen ist?

17 Sei nicht allzu gottlos und sei kein Tor, damit du nicht stirbst vor deiner Zeit.

Nun könnte man meinen, mit der Formulierung „sei nicht allzu gottlos" würde hier zur Gottlosigkeit aufgefordert, als sei es zwar verboten, ganz und gar gottlos zu sein, aber erlaubt, ein bisschen gottlos zu sein.

Natürlich wird hier nicht zu einem im moralischen Sinn gottlosen Leben aufgefordert. Auch nicht ein bisschen. Niemand soll vor der Zeit sterben müssen. Niemand soll lebendig tot sein.

Mir hat beim Verstehen des „nicht allzu gottlos" ein Gedanke geholfen, den ich durch Dietrich Bonhoeffer kennengelernt habe. Für Bonhoeffer war es keine Frage, dass Gott bei uns ist. Aber er ist nicht so

da, wie wir das gerne hätten.

Da Gott sich offensichtlich nicht einmischt in das alltägliche Geschehen, bleibt uns nichts anderes übrig, als mit Gott und vor Gott so zu leben, als wenn es ihn nicht gäbe.

Es gibt eine fromme Gottlosigkeit, die alles von Gott erwartet, aber nicht wahrhaben will, was Gott von uns erwartet, dass wir nämlich so handeln, als gäbe es ihn nicht. Es ist an uns, alles zu tun, was in unserer Macht steht.

Und so müssen wir, ob wir das wollen oder nicht, in der Gegenwart Gottes so leben, als wenn es Gott nicht gäbe, gottlos eben. Aber nicht allzu gottlos.

Wir sollen und dürfen schon davon ausgehen, dass Gott da und bei uns ist. Also sei nicht allzu gottlos.

Abschließend versucht sich der alttestamentliche Prediger so eine Art Kompromiss. Er sagt: „Es ist gut, wenn du dich an das eine hältst und auch jenes nicht aus der Hand lässt."

Das klingt ein wenig nach sowohl – als auch. Und so ist es auch gemeint. Es ist vieles eben längst nicht so eindeutig, wie es auf den ersten Blick scheint.

Natürlich würden wir uns mehr Klarheit wünschen bei der Einschätzung dessen, wer oder was böse und wer oder was gut ist. Und natürlich wäre dem einen oder anderen eine eindeutige Handlungsanweisung viel lieber. Aber genau die gibt es nicht.

Und so bleibt das Leben eine Gratwanderung. Auf der einen Seite droht der Absturz in die Selbstgerechtigkeit. Und auf der anderen Seite droht der Absturz in die Gottlosigkeit. Beides gilt es zu vermeiden. Auf Ausgleich bedacht meint der Prediger: Sei nicht allzu dies und nicht allzu das. Sei nicht fanatisch. Sei nicht einseitig.

Und wie soll das alles nun gehen? Das sagt er abschließend, indem er uns die Richtung weist, in die wir denken sollten: „Wer Gott fürchtet, der entgeht dem allen."

Ihm geht es natürlich nicht darum, vor Gott Angst zu haben. Dieses „Gott-Fürchten" anders zu verstehen:

Wer Gott Ehrfurcht und Respekt entgegen bringt, wer ihn verehrt und seinen Namen heiligt, wer auf ihn schaut und ihn im Sinn hat, wer Gott und seine Nächsten liebt, der hat gute Chancen bei der Gratwanderung des Lebens auf einem guten Weg zu bleiben.

So Gott zugewandt ist die Gefahr durch die Gottlosigkeit und Bosheit, die einen lebendig tot sein lassen, kleiner. So Gott zugewandt kann man dem Drang nach Perfektionismus und den Versuchungen der Selbstgerechtigkeit besser widerstehen.

So lade ich Sie und Dich, eben alle ein, sich immer wieder Gott zuzuwenden. Möge er uns vor den Abgründen bewahren und uns helfen, unser Leben so zu führen, wie er das will und es dem Leben dient.

Lasst ab vom Bösen – lernt Gutes tun

Predigt zu Jesaja 1, 10-17 am Buß- und Bettag 2008

Als Predigttext lese ich aus einer Rede des Propheten Jesaja vor, die er im Tempelbereich gehalten hat. Jesaja nimmt kein Blatt vor den Mund und sagt, was Sache ist. Seine Botschaft lautet: So asozial, wie ihr euch verhaltet, kann euch nur das gleiche Schicksal wie Sodom und Gomorra blühen. Ihr seid dem Untergang geweiht.

Können Sie sich vorstellen, wie die Tempelbesucher sich aufgeregt haben. Manche werden geradezu gekeift haben: „Das ist ja unerhört, wie der mit uns redet! Was bildet der sich denn ein?" Andere werden abgewiegelt haben: „Ach, lass ihn reden, den Spinner. Was will der denn?" Und wieder andere werden vielleicht gesagt haben: „Hört auf ihn. Er spricht in Gottes Namen. Wir sollten das ernst nehmen."

Was sollte Gott gegen die feierlichen Gottesdienste und die schönen Feste haben? Warum sollten ihre Gebete von Gott als leeres Gerede abgetan werden? Weshalb sollte Gott das alles satt haben?

Sie waren doch mit den allerbesten Absichten in den Tempel gekommen. Sie wollten Gott mit ihren Opfern gnädig zu stimmen. Sie wollten seine Vergebung erbitten und seine Barmherzigkeit erfahren. Sie wollten neuen Mut schöpfen und gestärkt nach Hause gehen können. Warum dann diese Abfuhr: „Und wenn ihr hier auch noch so viel betet, ich erhöre euch doch nicht!"

Die Tempelbesucher werden sich gefragt haben: „Ja aber warum denn nicht? Womit sollten wir Gott so erzürnt haben?" Und sie erhalten zur Antwort: „Ihr habt Blut an den Händen!"

Natürlich waren die Hände der Tempelbesucher sauber und nicht blutüberströmt. Was Jesaja da sagte, war natürlich im übertragenen Sinn gemeint: „Durch euch sind Menschen ums Leben bzw. um ihre Lebensmöglichkeiten gekommen."

Die Geschichte war: Die gesellschaftliche Oberschicht lebte in grenzenlosem Wohlstand. Sie feierte die religiöse Feste, wie es Brauch war, indem Sie z.B. im Tempel ihre Opfer darbrachten. Alles schien in Ord-

nung.

War es aber nicht. Das Treiben der Oberschicht hatte eine Schattenseite. Die sah so aus: Durch dubiose Geschäfte häuften die Eliten Grundbesitz auf Grundbesitz. Durch ein Kredit- und Pfandrecht, das die Reichen begünstigte, wurden immer mehr Menschen in die Schuldsklaverei getrieben. Die Landbevölkerung und die städtischen Armen versanken im Elend.

Durch Jesaja erfuhren sie: Gott hatte sie durchschaut. Mehr noch. Er hatte ihre religiösen Inszenierungen satt. Wahrer Gottesdienst würde heißen: Setzt euch für die ein, die in Not sind und denen Unrecht geschieht. Ganz konkret: Helft den Unterdrückten. Solidarisiert euch mit den Waisen. Streitet für die Witwen. Betet nicht nur. Tut auch was.

Aber sie taten nichts für die Notleidenden. Ganz im Gegenteil. Und so wurden sie in doppeltem Sinn schuldig an ihnen. Sie hatten sie auf dem Gewissen.

Diese Leute bekommen angesichts ihres Verhaltens außerhalb des Tempels die rote Karte. Platzverweis. Raus aus dem Tempel.

Sie werden dorthin geschickt, wo ihre Schuld geschah. Sie sollen, bevor sie im Tempel schöne Gottesdienste feiern wollen, erst einmal ihre Untaten in Ordnung bringen. Und erst wenn das geschehen ist, dürfen sie erneut kommen und auch Gott um Vergebung bitten.

Also nicht nur im Tempel sollen sie fromm und heilig sein, sondern auch in alltäglichen Leben. Nicht nur im Tempel sollen sie ihm dienen wollen, sondern da, wo sie Rest ihres Lebens leben. Und wenn sie ihm opfern wollen, dann nicht nur symbolisch im Tempel, sondern dort, wo es Überwindung kostet, etwas vom Eigenen zugunsten derer zu geben, die es brauchen.

Was da an Kritik laut wird, klingt sehr modern. Als wollte Gott durch den Propheten sagen: „Was habe ich wohl davon, wenn ihr euer Geld verräuchert. Gebt es besser denen, die in Not sind. Benutzt es, um Leben zu bewahren."

Denn eigentlich hatte Jesaja ja nichts gegen den Gottesdienst im Tempel. Aber wenn das, was im Tempel geschah, im Gegensatz zu dem stand, was ansonsten geschah, dann war doch ganz offensichtlich etwas nicht in Ordnung.

Soweit die Tempelbesucher von damals. Wie ist das bei uns Kirchgängern von heute? Es ist Buß- und Bettag. Wir falten die Hände zum Gebet und bitten: Gott möge uns gnädig sein. Gut und schön. Aber sind wir auch bereit, das in unserem Alltag zu ändern, was uns schuldig

werden ließ?

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich weiß, Sie und ich, wir geben uns redlich Mühe und rackern uns ab. Aber genau das taten die von damals auch. Und doch waren die Tempelbesucher, an die Jesaja sich wandte, offensichtlich blind für ihre eigenen Vergehen. Sie wollten nicht wahrhaben, dass sie blutbefleckte Hände hatten.

Ist das heute anders? Ich frage mich, ich frage uns, wo wir - ähnlich wie die Tempelbesucher von damals - blind sind für unsere Vergehen?

Vielleicht geht es uns viel mehr so, wie denen damals, als uns das lieb sein kann. Klebt vielleicht auch an unseren Händen das Blut Unschuldiger, die wir um ihre Lebensmöglichkeiten bringen?

2004 fand in Ghana eine Kirchenkonferenz statt. Die Teilnehmer besuchten uralte Sklavenburgen. Am meisten verstörte sie der Anblick der Kapelle. Sie lag nämlich über dem Verließ der Sklavinnen. In dieser Kapelle feierten die Sklavenhändler und Soldaten ihre Gottesdienste, während unter ihren Füßen die Afrikanerinnen in Ketten lagen. Wie passt das zusammen?

Sie ahnen sicher, warum ich das hier erzähle. Das mit der Kapelle über dem Verlies wiederholt sich meiner Meinung nach in ähnlicher Weise immer wieder, dann nämlich, wenn Menschen, die in Gottesdiensten Vergebung und Barmherzigkeit für sich erbitten, anderen gegenüber im alltäglichen Leben unbarmherzig sind. Jeder und jede von uns weiß für sich am besten, ob und wo er schuldig geworden ist, wo er anderen etwas schuldig geblieben ist.

Wir wissen es. Wir können es benennen. Wir können es bekennen. Wir können dafür um Vergebung bitten. Und sie uns zugesprochen.

Wirklich wirksam wird sie aber erst dann, wenn wir bereit sind, daraufhin auch unser Leben zu verändern. Sonst wäre es scheinheilig, so zu tun, als würde es uns leidtun.

Wenn wir nachher einen Moment Zeit haben, uns unserer Schuld bewusst zu werden, wäre zu fragen: „An wem bin ich schuldig geworden? Und kann ich das wieder gut machen? Was muss geschehen, damit es so oder ähnlich nicht wieder geschieht?"

Gott vergibt denen, die ihn aufrichtig um Vergebung bitten. Gleichzeitig verpflichtet er sie, alles zu tun, den Alltag so zu verändern, dass nicht immer wieder das Blut der gleichen Opfer an ihren Händen klebt.

Nun wissen Sie genauso gut wie ich, wie schwer es ist, sich und sein Leben zu ändern. Wie oft haben wir uns schon dies und das vorgenommen? Wie oft wollten wir endlich etwas ändern und bereinigen?

Und was ist daraus geworden?

Es kommt ja nichts dadurch in Ordnung, dass wir gute Vorsätze fassen. Wir müssen es nicht nur wollen. Wir müssen es auch tun. Wir müssen unserm Wollen auch die Möglichkeit geben, aus dem Stadium des gedanklichen Entschlusses in die konkrete Tat zu kommen. Aber genau da hapert es ja oft. Es ist eben unendlich schwer, das in die Tat umzusetzen, was man eigentlich als gut und richtig erkannt hat.

Und doch ist es genau das, was uns zugemutet wird. Zur aufrichtigen Bitte um Vergebung gehört die aufrichtige Bereitschaft zur Veränderung des alltäglichen Lebens. Wer zu beidem bereit ist, wird lernen, vom Tun des Bösen abzulassen und das Tun des Guten einzuüben.

Möge es uns gelingen, Böses zu lassen und Gutes zu tun, damit unser Leben eben nicht gespalten ist in ein alltägliches Leben ohne Gott, bei dem wir uns blutbefleckte Hände einhandeln, und ein religiöses Dasein in der Kirche, das den Alltag ausklammert.

Schwerter zu Pflugscharen

Predigt zu Jesaja 2,2-5 am 11. August 2019

Was für eine Vision. Es kommt die Zeit, da werden die Menschen Gott suchen. Sie werden erleben, wie von ihm her Ordnung in ihr Leben und Frieden in ihre Beziehungen kommt. Es kommt die Zeit, wo Menschen sich an Gottes Weisungen halten werden und Gerechtigkeit herrschen wird. Es kommt die Zeit, wo die Menschen im Licht wandeln werden, das vom Herrn ausgeht und auf sie übergeht. Es kommt die Zeit, wo Menschen Gott die Möglichkeit geben werden, wieder zu richten, was durch sie kaputt ging. Es kommt die Zeit, wo die Völker sich nicht gegeneinander, sondern miteinander zu Gott wenden werden. Und wenn das geschieht, braucht es keine Waffen mehr. Da werden Schwerter zu Pflugscharen und Spieße zu Sicheln gemacht. Und es wird Friede sein.

Es kommt die Zeit. Auch wenn es länger dauert, als wir uns wünschen würden. Natürlich. Es wäre zu schön, wenn diese wunderbare Vision Wirklichkeit würde, je früher desto besser.

Leider sieht die Welt bis heute anders aus. Denn es gab schon immer auch die anderen, die nur zu gern zu den Waffen griffen, greifen ließen, um am Waffengeschäft zu verdienen, die lieber Waffen wollten, Schwerter und Schilde, Gewehre und Panzer – und das bis heute.

Immer wieder ziehen dunkle Wolken auf. Schlechte Nachrichten erreichen uns fast täglich aus dem Nahen Osten, aus Afghanistan, aus Kaschmir. Es wird so getan, als sei ein neues Wettrüsten alternativlos und als müssten die Rüstungsausgaben unbedingt erhöht werden.

Warum? Wenn doch alle beteuern, sie wollten keinen Krieg. Warum spielen die Kinder Krieg und abschießen? Warum bringen wir den Kindern nicht bei, Frieden zu spielen? Stellt sich die Frage: Wie geht das eigentlich, Frieden spielen?

Warum wundern wir uns nicht, wenn davon die Rede ist, dass Völker in die Schlacht oder den Krieg ziehen? Müsste es nicht normal klingen, wenn wir sagten: Lasst uns in den Frieden ziehen? Und? Wenn ich das so sage, klingt es fremd, oder nicht?

Auch wenn das, was Jesaja vor 2700 Jahren ankündigte, immer noch nicht Wirklichkeit geworden ist, ist es gut und richtig, dass wir gegenhalten, dass wir gegen die angeblichen Fakten anträumen, auch wenn wir uns damit den Vorwurf „Du Träumer“ einhandeln.

Viel zu viele träumen, leider nicht den Frieden, sondern den Krieg. Das ist ein einziger Alptraum. Da kann ich nur sagen: Wehrt Euch. Träumt mit Jesaja von einer anderen Welt. Nehmt nicht einfach hin, was die Kriegstreiber uns einreden wollen und für alternativlos halten. Lasst uns nicht müde werden, im Namen einer besseren Zukunft das Wort zu erheben und tätig zu werden.

Kennen Sie das kreisrunde Zeichen der Friedensbewegung in der ehemaligen DDR, das sich viele als Sticker auf die Jacke nähten? Man sieht darauf einen Schmid, der ein Schwert zu einer Pflugschar umschmiedet. Diese Skulptur wurde 1959 von der Sowjetunion gestiftet und im Garten des UNO-Hauptgebäudes in New York aufgestellt.

Die Botschaft „Schwerter zu Pflugscharen“, die ja der Vision des Jesaja entliehen wurde, war über die Jahre äußerst wirksam. Wer hätte gedacht, dass es eines Tages weder die Sowjetunion noch die Mauer noch die DDR noch den Warschauer Pakt geben würde?

„Schwerter zu Pflugscharen“ - Was für eine Vision! Was würde passieren, wenn sie viele, am besten alle mitträumen würden. Friede würde passieren. Dieses ganz konkrete Beispiel macht deutlich, wie wichtig Visionen sind. Man kann was machen.

Was heute noch eine Vision bzw. Utopie ist, kann doch morgen schon Weltgeschichte sein. Gerade diese Welt, die mehr an schlechten als an guten Nachrichten interessiert scheint, braucht Hoffnung und gute Botschaften.

Es braucht Visionen und positive Bilder der Hoffnung im privaten wie im öffentlichen, im wirtschaftlichen wie im kirchlichen Bereich. Ohne Hoffnungen und Visionen ginge es nur weiter in den sich vor uns auftuenden Abgrund. Ohne sie würden wir nicht einmal ansatzweise zu dem kommen, was wir uns erträumen.

Aber ist die Hoffnung erst einmal da, krallt sie sich wie ein kleines Samenkorn in die Zwischenräume der frustrierenden Fakten.

Was also wäre die Welt ohne die, die Träume und Visionen haben? Sie wäre um vieles ärmer. Die Visionäre sind im Grunde die einzigen, die einen Weg in die Zukunft für möglich halten?

Wohin kämen wir, wenn wir nicht solche Hoffnungen und Visionen hätten, wenn niemand mehr die neue Welt Gottes zu träumen wagte?

Ja. Wo kämen wir hin, wenn alle sagten: 'Wo kämen wir hin ...?' Und niemand ginge, um einmal zu schauen, wohin man käme, wenn man ginge.

Träume und Hoffnungen muss man haben und träumen – je größer desto besser und bewegender – und das auf lange Sicht.

Soziales Verhalten aus Liebe zu Gott

Predigt zu Jesaja 5, 1-7 am 28. Februar 2021

Bei Jesaja geht es – auch wenn man das nicht gleich sieht – um die Liebe, und zwar um die Liebe Gottes zu seinen Menschen und die Liebe dieser Menschen zu Gott.

Um den Text besser verstehen zu können, muss man wissen, dass man vor 2700 Jahren gern in Bildern von der Liebe sprach. Wenn z.B. Männer sich etwas von ihrer Geliebten erzählten, dann sagten sie nicht „Meine Geliebte“, sondern sprachen z.B. von „Mein Weinberg“.

Ich weiß. Das klingt für uns komisch. Aber damals wussten alle, was gemeint ist, wenn einer wie in unserem Textabschnitt von seinem Weinberg, also von seiner Geliebten sprach.

Dieser Text in Reimform, vermutlich vorgetragen als Lied, schildert, wie alles ganz viel versprechend begann, wie der Liebhaber versuchte, seiner Geliebten den Hof zu machen. Er hatte alles Mögliche getan, hatte alle erdenklichen Voraussetzungen geschaffen für ein fruchtbares Miteinander. Und so hoffte er nach all seinen Bemühungen auf süße Trauben.

Aber all seine Bemühungen fruchteten nicht. Und wie das so ist. Der verschmähte Liebhaber ist enttäuscht. Er beklagt sich und fragt andere, wie sie darüber denken.

Auch wenn er fragt, ob denn die Schuld für diesen Misserfolg bei ihm liegen würde, ist er natürlich der Meinung, dass er unschuldig ist am Scheitern der Beziehung. Er ist sich sicher: An mir liegt es nicht. Ich habe mir nichts vorzuwerfen.

Da wird schließlich der Schutz des Weinberges weggerissen und preisgegeben. Der enttäuschte Liebhaber reagiert so, als würde er sagen: Ich will nicht mehr. Schluss mit der vergeblichen Liebesmüh.

In Zukunft will er sie „links liegen lassen“. Er wird sich jedenfalls nicht weiter um sie kümmern. Soll sie doch sehen, wo sie bleibt. Sie wird schon sehen, was sie davon hat. Für ihn jedenfalls war’s das.

Sicher waren die Zuhörer bis zu dieser Stelle mit einer gewissen Schadenfreude seinem Lied gefolgt. Und vielleicht hofften sie ja auch noch, dass es noch ein Happyend geben würde.

Aber dann kam es ganz anders. Denn Jesaja beendete sein Lied mit einer Überraschung. Denn er sagte: „Ihr seid der Weinberg Gottes.“ Also ihr seid die Geliebte und Gott ist der Liebhaber, der sich enttäuscht von euch abwendet.

Als sie das hörten, wird ihnen das Lachen im Gesicht erstorben sein. Gott würde sich doch nie und nimmer von ihnen abwenden, sie fallen lassen, sie sich selbst überlassen. Das konnte doch nicht wahr sein. Und doch war das die bittere Wahrheit, die Jesaja ihnen im Auftrag Gottes zu sagen hatte.

Und warum? Kurz gesagt: Weil sie sich asozial verhielten. Jesaja sagte es so: „Gott hoffte auf Rechtsspruch und erntete Rechtsbruch, statt Liebe und Treue nur Hilfeschreie.“

Die Menschen, an die Jesaja sich richtete, dachten zwar, alles sei in bester Ordnung. Aber das war es nicht. Die sozialen Missstände jener Zeit offenbarten, dass die Menschen Gott eben nicht liebten, wie sie immer sagten.

Denn würden sie ihn lieben, würden sie nach seinen Geboten leben, würden sie gemäß dem Liebesgebot „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst“ leben. Dann dürfte es nicht geben, was Jesaja anprangerte: Die Rechte der Armen und Hilfsbedürftigen wurden immer weiter untergraben und ausgehöhlt, während die Reichen und Mächtigen machen konnten, was sie wollten. So wurde z.B. das Recht so gebeugt, dass es den Interessen der Mächtigen nicht im Wege stand. Das führte

unter anderem dazu, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander klaffte. Das Klima in der Gesellschaft war nicht durch Liebe und Treue, sondern durch die Schreie nach Hilfe der Notleidenden geprägt.

Dass denen, die Hilfe brauchten, nicht beigestanden wurde, nahm Gott gewissermaßen persönlich. Es kränkte ihn, wie da miteinander umgegangen wurde. Und weil er es nicht mitansehen konnte, wie sich seine Geliebten untereinander verhielten, wandte er sich ab.

Viele denken da vielleicht: Ach, was geht mich der Schnee von gestern an. Damit hab ich doch nichts zu tun. Mich betrifft das alles nicht. Bei uns ist das doch alles anders.

Irrtum. Es geht sehr wohl auch uns was an. Denn heute ist es in vielem leider gar nicht viel anders als damals. Auch heute könnten wir vieles, was geschieht, mit den Worten „Statt Liebe und Treue nur Hilfeschreie" zusammenfassen.

Und? Wird Gott auch uns links liegen lassen? Wird uns der „liebe" Gott womöglich bestrafen, weil wir so asozial und lieblos miteinander und mit seiner Schöpfung umgehen? Ist nicht auszuschließen. Bei Jesaja klingt es jedenfalls nach einem Strafgericht durch Gott. Da wird der Schutz weggerissen. Da werden sie preisgegeben. Da werden sie sich selbst überlassen. So ähnlich könnte es auch heute sein. Gott bräuchte uns ja nur den Folgen unseres unverantwortlichen Handelns zu überlassen. Hoffen wir mal, dass er es nicht tut.

Ich für meinen Teil mag einfach nicht glauben, dass Gott uns preisgeben und vernichten oder gar bestrafen will. Es kann unmöglich in seinem Sinne, im Sinne eines Liebenden sein, dass er die umkommen lässt, die er liebt.

Was diesen Teil des Textes angeht, der vom Gericht spricht, bin ich froh, dass es noch andere Texte in der Bibel gibt, wie z.B. den, den wir vorhin als Lesung gehört haben.

Da ging es doch um einen unfruchtbaren Feigenbaum, der nur deshalb nicht abgehackt wurde, weil da einer war, der sich für ihn einsetzte und versprach, alles für diesen Baum zu tun, in der Hoffnung, dass doch noch was draus wird.

Das macht Mut. So stelle ich mir Gott vor, als einen, der uns liebt und der sich solange um uns kümmert, bis es bei uns fruchtet.

Letztlich geht es auch bei Jesaja um nichts anderes. Den Geliebten wird ihr unmögliches Verhalten vor Augen geführt - und die möglichen

Folgen. Natürlich in der Absicht, dass sie zur Besinnung kommen und sich ändern.

Bevor es endgültig zum Bruch kommt, lässt Gott nichts unversucht, um seine Geliebten für sich zurückzugewinnen – ein ums andere Mal.

Und wir? Wie steht es nun um unsere Liebe zu Gott? Wie steht es um unsere Liebe zu unseren Mitmenschen? Wie steht es um unsere Liebe zu Gottes Welt? Müssten wir nicht alles dran setzen, damit er, unser geliebter Gott, nicht unter unseren Lieblosigkeiten leidet?

Wenn der, der uns liebt und den wir lieben, sich so sehr wünscht, dass wir die Schreie um Hilfe der Hilfsbedürftigen und seiner Erde nicht überhören, dann sollte uns - wo uns dies möglich ist - daran gelegen sein, ihm aus Liebe diesen Wunsch zu erfüllen.

Gott jedenfalls hofft nach wie vor, dass wir das Liebesgebot und den Auftrag, die Schöpfung zu bewahren, nicht nur kennen, sondern auch beherzigen. Darum geht's.

Großer, heiliger Gott

Predigt zu Jesaja 6, 1-8 i.A. am 31. Mai 2015

Immer wieder reden Menschen von Gott und über Gott, die einen mehr, die anderen weniger. Wir benutzen das Wort Gott oft so, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt und als wüssten wir ganz genau Bescheid über „Gott".

Aber was wissen wir wirklich? Worüber reden wir da? Wer hat Gott gesehen? Wer hat mit ihm gesprochen? Wer ist autorisiert, Auskunft über ihn zu geben?

Ist das jetzt komisch für Dich oder Sie, dass gerade ich solche Fragen stelle? Sollte man nicht gerade von einem wie mir, der Theologie studiert hat, annehmen, dass er in der Lage ist, sachkundig und kompetent Auskunft über Gott zu geben?

Wie die Biologen sich auskennen sollten, was das Leben angeht, und wie die Geologen sich auskennen sollten, was die Erde angeht, so sollte man doch annehmen, dass sich die Theologen auskennen, was Gott angeht. Schließlich ist Theologie doch die Rede von und über Gott.

Und doch: Genau das ist so einfach nicht. Karl Barth, einer der prominenten Theologen des letzten Jahrhunderts, hat es so auf den Punkt gebracht: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen bei-

des, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen – und eben damit Gott die Ehre geben."

Gott, um den es in der Theologie geht bzw. gehen sollte, bleibt eben im wahrsten Sinne unfassbar und unbegreiflich. Daran ändert sich auch dann nichts, wenn man viele Worte darüber macht.

Aber worum geht es denn dann in der Theologie, wenn Gott doch unbegreiflich ist und bleibt? Es geht letztlich um sehr persönliche Erfahrungen, von denen Menschen sagen, für sie hätte das mit Gott zu tun.

Natürlich darf man dabei nicht vergessen, dass es immer sehr subjektive und persönliche Erfahrungen sind und bleiben und dass man diese nicht einfach verallgemeinern darf.

Diese sehr persönlichen und subjektiven Erfahrungen, die Menschen mit Gott-Vater, mit Jesus Christus oder mit dem Heiligen Geist zu allen Zeiten gemacht haben, wurden weitererzählt, aufgeschrieben, reflektiert, interpretiert, weitergedacht und zu theologischen Wolkenkratzern ausgetürmt.

Die Zeit brachte es immer wieder mit sich, dass sich die eine oder andere Vorstellung durchsetzte, weil es die Mehrheit auch so sah oder erlebte.

Andere Vorstellungen wurden hingegen von der Mehrheit als Irrlehre oder Irrglaube abgetan, was aber letztlich kein endgültiges Urteil sein konnte.

Um nur mal ein Beispiel zu nennen: Was die ersten Christen über Gott und Jesus dachten, war in den Augen der Juden eine Gotteslästerung. Und heute? Wir sehen, was eben noch undenkbar scheint und als Gotteslästerung empfunden wird, kann doch richtig sein und sich mit der Zeit durchsetzen und zur Anschauung der Mehrheit werden.

Genau darum geht es in der Theologie, nachzuvollziehen und zu verstehen, wie man in der Bibel oder in der Kirchengeschichte oder in der Philosophie über Gott gesprochen hat und spricht, wie Menschen ihre Erfahrungen mit Gott mündlich oder schriftlich beschrieben haben, ihren Glauben und ihre Gebete als Ausdruck gelebten Glaubens zu verstehen.

Genau genommen geht es also nicht um Gott selbst, sondern um die Bilder von Gott und die Erfahrungen mit Gott, die die Menschheit im Laufe der Jahrtausende bis heute bewegt haben.

Theologie ist notwendig, weil sie darüber wacht, dass möglichst wenig theologischer Unsinn geredet wird. Und sie ist hilfreich, wenn sie eigene Erfahrungen mit dem lebendigen Gott ermöglicht.

Dabei hat sie selbst der Versuchung zu widerstehen, so zu tun, als hätte sie die Wahrheit gepachtet, als wüsste sie über Gott Bescheid und könnte sie auf alle Fragen, die sich mit Blick auf ihn stellen, Rede und Antwort stehen.

Das Wort „Gott" sollte sich eben nicht wie eine Antwort, sondern besser wie eine Frage anhören. Alle, die etwas zum Thema Gott sagen wollen, tun gut daran, es nicht so vollmundig zu tun, sondern so, dass das Fragen nach Gott offen gehalten wird.

Denn es ist und bleibt offen, was für Erfahrungen Menschen mit Gott machen. Das ist eigentlich auch nicht verwunderlich. Ganz im Gegenteil: Es liegt an dem, was zwischen uns und Gott geschieht. Und das steht nicht fest. Das ergibt sich.

Nicht nur wir ändern uns. Auch unser Denken über Gott ändert sich. Und nicht nur unser Denken über Gott ändert sich. Vermutlich ändert auch Gott selbst sich, wie sich eben alles verändert.

Gottes Sein ist im Werden, auch wenn er derselbe ist und bleibt, von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie wir immer sagen.

Im 6. Kapitel berichtet Jesaja, wie er Gott erfahren hat. Man spürt seinem Bericht auch heute noch ab, wie ihm durch Mark und Bein gegangen ist, was er da erlebte. Kein Wunder, dass das sein Leben grundlegend änderte.

Jesaja sieht den Herrn, unfassbar und unbeschreiblich groß. Eigentlich sieht er ihn nicht wirklich. Er sieht nur den Saum seines Mantels. Und er sagt mit dieser bildhaften Formulierung: Wenn schon der Saum seines Mantels den riesigen Tempel in Jerusalem füllt, wie unvorstellbar groß muss dann erst er selber sein.

Und dann sind da noch die Engel, die rufen: 'Heilig, heilig, heilig!' Dies Rufen ist so gewaltig, dass davon im wahrsten Sinne die Wände wackeln und die Fundamente des Tempels, ja die Säulen der Erde beben.

Auch Jesaja gerät ins Wanken angesichts dieser Größe. Es sind seine Überzeugungen, die wackeln. Was da geschieht, sprengt jeglichen Rahmen, ja geht so weit über das hinaus, was ihm bis dahin theologisch vorstellbar war, dass es ihm den Atem verschlägt.

Der sich ausbreitende Rauch ist Ausdruck dafür, dass er den Durchblick verliert. Kein Wunder, dass er es mit der Angst zu tun bekommt. In dieser Situation meint er zu hören, wie Gott fragt: „Wen soll ich senden? Wer ist bereit, unser Bote zu sein?"

Er weiß nicht, wie ihm geschieht. Es packt ihn. Und er sagt: „Mich. Ich bin bereit. Sende mich." Er weiß weder wohin er gesandt wird noch

mit welchem Auftrag. Er weiß nur eins: „Ich bin bereit.“ Im Grunde kann er nicht anders. Wie sollte er auch angesichts dieser Erfahrung anders entscheiden.

Und wir? Gab es auch bei Dir oder bei Ihnen so ein überwältigendes Erlebnis? Vermutlich ja nicht.

Und doch: Wenn wir uns in den Bericht des Jesaja hineinversetzen, ist uns, als würde Gottes Frage auch hier und jetzt im Raum stehen, als würde er uns, Sie und Dich und mich fragen: „Wen soll ich senden? Wer ist bereit, unser Bote zu sein?“

Und so richtet sich diese Frage nicht nur an einige wenige Auserwählte. Sie steht im Raum und richtet sich an jeden von uns, ohne dass klar wäre, wohin man mit welchem Auftrag gesandt wird.

Wer diese Frage hört, mit dem Herzen hört, wer diese Frage als Frage an sich hört, wer sich darauf einlässt, wer bereit ist, sich senden zu lassen und Bote zu sein, der bekommt auch gezeigt, was zu sagen oder zu tun ist.

Lassen wir uns durch den Bericht Jesajas einladen, wie die Engel Gott die Ehre zu geben und zu singen: „Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke.“

Und wenn du hörst, wie Gott fragt: „Wen soll ich senden? Wer ist bereit, unser Bote zu sein?“ Dann überleg nicht lange, sondern antworte wie Jesaja: „Ich bin bereit. Auch wenn ich nicht, noch nicht weiß, was auf mich zukommt: Sende mich.“

Ein Kind ist uns geboren

Predigt zu Jesaja 9, 1-6 von Hans-Jürgen Kopkow am 25.12.2016

Wer schon einmal in einem dunklen Loch gesessen hat, wer schon einmal in einem Tunnel war, wer schon einmal die Situation erlebt hat, wie es ist, wenn man nicht weiß, wie es weitergehen soll, der hat sich gefreut, und gewünscht, er würde Licht am Ende des Tunnels sehen.

Die Worte des Propheten Jesaja, an ein ganzes Volk gerichtet, gehen in diese Richtung und lassen uns aufhorchen: Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht. Was für ein schönes Bild. Man spürt dem Text ab: Die Lage mag ernst sein, aber nicht hoffnungslos. Mehr noch: Die trübe Stimmung wird sich umkehren, wird sich wandeln, wird lautem Jubel weichen.

Jesaja sieht einen Grund für diese Hoffnung, die er den Leuten vor Augen stellt. Er sieht die Hoffnung in der Geburt eines Kindes begründet. Natürlich hat das einen historischen Grund gehabt: Vermutlich stand die Geburt eines Thronfolgers an.

Aber diese Worte aus dem Alten Testament klingen nach mehr, klingen weit über das hinaus, was sie beschreiben. Sie zielen in eine ferne Zukunft. Denn das, was von diesem Kind gesagt wird, von diesem Hoffnungsträger, das klingt so großartig, dass es einfach über das hinausweist, was damals passierte.

Viele kennen diese Worte, auch wenn sie, wie sie gesprochen sind, fast unnahbar klingen. Dieser Hoffnungsträger heißt, wenn er groß ist: Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst. Man merkt: Große Worte. Da kommt einer, von dem Großes zu erwarten ist.

Von ihm wird erwartet, dass er von Gott inspiriert Wunder vollbringt, dass er mit Gottes Kraft ausgestattet der Gewalt – das wird dann ja auch näher beschrieben – ein Ende setzt, dass er der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Durchbruch verhilft und ein Friedenreich aufrichtet.

Wenn man das hört, dann fängt man an, sich das in der Phantasie auszumalen und bekommt glänzende Augen und sagt: Ach, was wäre es schön. Was wäre es wunderbar, wenn es schon so wäre.

Und dann ist es jedes Jahr zu Weihnachten das gleiche. Man sieht die Prophezeiung des Jesaja in der Geburt Jesu erfüllt. Jede Weihnacht denken wir in der Heiligen Nacht an die Krippe, die Windeln und das Stroh, an die Hirten und Weisen, an den Stern und die Engel, an Maria, Joseph und vor allem an das Christkind. An Heiligabend klingt das alles so niedlich, so beschaulich, so idyllisch.

Aber denken wir mal einen Moment daran, was aus ihm wurde, als er groß war: wie er zur Hoffnung der Armen und zum Arzt der Kranken wurde, wie er ein Menschenfreund war und wie er Prophet des anbrechenden Gottesreichs wurde, eben jenes Friedensreiches, von dem Jesaja sprach.

Vieles mehr könnten wir aufzählen von dem, was man in ihm sah und wie man an ihn glaubte, wie er zum Christus wurde. So vieles von der Bedeutung, die er für uns hat, schwingt für uns schon mit, wenn wir an seine Geburt denken. Wer hat damals geahnt, was aus ihm werden würde und was mit ihm begann.

Versuchen wir uns in jenen Moment zu versetzen, in dem Joseph und Maria Eltern wurden und ihr Kind in den Armen hielten. Welche Hoffnungen und Wünsche werden sie wohl für ihren Jesus gehabt haben?

Und wie war das eigentlich mit den Wünschen und Hoffnungen, die der himmlische Vater für ihn hatte? Er ließ denen, die im Schatten des Todes und in Finsternis leben mussten, mit diesem Kind ein Licht der Hoffnung aufleuchten. Frieden sollte sein. So sagten es die Engel.

Wir wissen natürlich, dass durch die Geburt dieses Kindes keineswegs überall Friede war. Aber es begann sich der Friede in die Welt auszubreiten und dem Unfrieden zu wehren. Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen Kreise zieht, zog diese Botschaft vom Frieden in die Welt. Jahr um Jahr ist besonders zu Weihnachten die Sehnsucht nach Frieden spürbar. Es möge Friede sein.

Mit ihm keimte etwas auf wie eine zarte kleine Pflanze, noch nicht groß, aber schon da, noch nicht fertig, aber schon am Wachsen. Ich denke an die Hoffnung, die dafür sorgte, dass die Finsternis durch das Licht der Hoffnung erhellt wurde.

Ich denke an die Liebe. Natürlich wussten die Menschen immer schon, dass Liebe wichtig ist. Aber durch Jesus wurde das mit der Liebe in ganz besonderer Weise ins Bewusstsein gehoben, dass es darauf ankommt, den anderen und Gott zu lieben wie sich selbst. Das war und ist wichtig.

Nicht dass wegen der Geburt Jesu schon alle Menschen in Liebe miteinander umgegangen wären. Aber seit seinem Kommen wurde die Liebe groß geschrieben, größer als vorher.

Und auch das mit der Gerechtigkeit hat durch Christus eine neue Bedeutung bekommen. Gerechtigkeit für die Welt auf der einen Seite, aber auch Gerechtigkeit von Gott her, die uns zuwächst.

Nicht dass die Geburt dieses Kindes schon überall zu Gerechtigkeit geführt hätte. Aber seit der Geburt dieses Kindes begann sich ein anderes Verständnis von Gerechtigkeit in der Welt und in den Herzen der Menschen durchzusetzen.

Sie merken, wie mit Jesus etwas angefangen hat. Genauso klein, wie er da in der Krippe lag, hat es angefangen. Er ist erst später groß geworden. Und das, was mit ihm angefangen hat, ist auch erst später

groß geworden. Aber es war mit der Geburt bereits alles da. Es brauchte das Neue nur noch Raum und Möglichkeit, sich zu entwickeln und zu entfalten.

Das Schlimmste, was passieren könnte, ist, dass es aufhört, groß zu werden. Es soll auch weiterhin groß werden. Das, was da klein angefangen hat, braucht auch heute Raum zum Groß-Werden.

Wie schnell es groß werden kann, hängt von uns ab, von Dir und mir, von Ihnen, ja von uns allen. Von allein geht es nicht. Es kann nur gehen, wenn wir verstehen, dass dieser, der so klein geboren wurde, wachsen will – und zwar in uns. Und in dem Maße, in dem er in uns wächst und groß wird, verändert sich ein Stück Welt, die wir selbst sind und damit auch die Welt um uns herum.

Wie schnell sich die Welt im Sinne Jesu verändern wird, hängt mit davon ab, inwiefern wir begreifen, dass dieses Kind uns geboren ist und vor allem unser Leben verändern will.

Sicher: In jener ersten Weihnacht wurde der kleine Jesus der Obhut und Pflege Marias und Josephs anvertraut. Was aus ihm wurde, hing zunächst natürlich von Joseph und Maria ab.

Aber nicht nur. Eigentlich ist dieses Kind uns – ja aller Welt – geboren. Der Text sagt: Uns ist ein Kind geboren. Für die damals stimmte es. Und für uns heute stimmt es ganz genauso.

Dieses uns ist ein Kind geboren stellt uns an die Krippe, als wenn wir die Eltern wären, die dieses Kind bekommen hätten. Ich bitte Sie für einen Moment, sich in Maria und Joseph hineinzudenken und sich an die Krippe zu stellen und sich mal zu überlegen: Wie wäre das, wenn das mein Kind wäre, wenn das mein Baby wäre. Denn das sagt der Text: Uns ist ein Kind geboren.

Natürlich würden wir wie Maria und Joseph, wie alle jungen Eltern der Welt staunend vor diesem kleinen Wunder stehen und uns erst einmal über den Kleinen freuen, ohne wissen zu können, was aus ihm wird, wenn es groß ist.

Alles hängt davon ab, dass wir für uns sagen können: Uns ist dieses Kind geboren. Mehr noch. Alles hängt davon ab, dass ich, dass Sie sagen können: Mir ist dieses Kind geboren. Ja, das stimmt: Mir, für mich ist er geboren. Er ist wirklich mein Kind.

Wenn das zutrifft, dann müssen Sie und ich, Du und wir alle, alles dafür tun, dass dieses Kind behütet groß wird, so wie wir dafür ge-

sorgt haben und sorgen, dass unsere Kinder groß werden, Raum bekommen, sich entfalten zu können mit ihren Möglichkeiten.

Es ist unsere Aufgabe, wie Joseph und Maria dafür zu sorgen, dass dieses Kind, dass Jesus groß wird. Sind wir bereit, für dieses Kind alles zu tun, was in unserer Macht steht, damit es bei uns groß werden kann?

Ich weiß: Normalerweise verstehen wir das immer gerne andersherum. Da ist dann Gott der himmlische Vater und wir sind die Kinder. Und er soll auf uns aufpassen und für uns sorgen, uns lenken und leiten – und soweit es geht – vor allem Bösen bewahren. Wir möchten gerne die Kinder sein. Sind wir ja auch. Es bleibt ja dabei, dass wir die Kinder des himmlischen Vaters sind.

Aber vielleicht kann man es eben auch mal umdrehen Jetzt sind wir groß und passen auf die anderen auf. Und vor allem: auf sein Kind. Wir sollen auf seinen Sohn aufpassen. Er ist uns in den Arm gelegt. Er ist unser Kind. Uns ist ein Kind geboren. Dir ist es geboren.

Also: Was aus ihm wird, ist noch nicht ausgemacht. Es ist die Geschichte noch nicht zu Ende, solange wir uns des Kindes annehmen und hineinschlüpfen in die Rolle der Eltern. Es ist längst noch nicht ausgemacht, was aus diesem Kind einmal wird. Wenn wir den Christus innerlich aufnehmen und wie Maria in die Welt tragen, dann kann er groß werden.

Es kommt darauf an, all das nicht nur ein Geschehen von damals sein zu lassen, sondern es hineinzuziehen in unsere Gegenwart, in unsere Welt und das eigene Leben und wie Maria und Joseph dafür zu sorgen, dass dieses Kind groß wird.

Wenn das gelingt und wir wirklich alles dafür tun, dass dieses Kind groß wird, es lieben, es umsorgen, es fördern und all das tun, was Eltern für ihre Kinder tun, die sie lieben, dann verändert sich was, nicht nur was, sondern unser Leben, nicht nur unser Leben, sondern unsere Umgebung, nicht nur unsere Umgebung, sondern die ganze Welt, jedenfalls der Teil, auf den wir Einfluss haben.

Und das wünsche ich Ihnen, dass es Ihnen gelingt, dieses Kind anzunehmen, als eigenes Kind gewissermaßen zu adoptieren, und alles, was das Leben ausmacht, aufs engste mit ihm zu verknüpfen, eben so, wie das bei den eigenen Kindern auch ist. Man bleibt miteinander

verbunden ein Leben lang.

Also nicht nur Maria und Joseph, nicht nur dem himmlischen Vater ist dieses Kind geboren. Die gute Nachricht ist: Uns ist dieses Kind geboren. Und die noch bessere Nachricht ist: Dir ist dieses Kind geboren. Aller Welt ist der Heiland geboren. Das verändert einfach alles.

Hoffnung auf eine neue Welt

Predigt zu Jesaja 11, 1-9 zu Weihnachten 2006

Im Versuch, Weihnachten zu verstehen und in Worte zu fassen, wurde immer wieder auf Bilder und Vergleiche zurückgegriffen. Ein biblisches Bild hat sich bei uns besonders eingeprägt. Ich sage es mit den Worten des Liedes, das wir eben gesungen haben: „Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart“.

Wir haben sie alle vor Augen, die zurück geschnittenen Rosenstöcke, die wie erstorben im Garten stehen. Und wenn es dann wieder warm wird, dann treiben sie seitlich neue Triebe aus. Es mutet uns Jahr um Jahr wie ein Wunder an, dass aus einem so leblos scheinenden Wurzelstock neues Leben treiben kann.

Ganz ähnlich ist es ja oft mit Baumstümpfen. Im Predigttext ist von so einem Baumstumpf die Rede, aus dem seitlich ein neuer Trieb bzw. Reiser bricht, der sich zu einem neuen Baum entwickeln möchte.

Dass wir diese Verheißung zu Weihnachten bedenken, zeigt an, dass die ersten Christen in der Geburt Jesu die Geburt dessen gesehen haben, der von Jesaja angekündigt wurde. Er wurde für sie zum Hoffnungsträger. Mit ihm, mit diesem Kind in der Krippe, würde das so lange herbei gesehnte Neue beginnen. Mit ihm bricht endlich die neue Zeit an.

Mit ihm beginnt sich ein neuer Geist auszubreiten: Gottes Geist, ein Geist der Weisheit, des Verstandes, des Rates, der Stärke, der Erkenntnis und der Ehrfurcht vor dem Herrn.

Er wird den Menschen helfen, indem er ihr Leben neu ausrichtet, indem er Armen und Hilfsbedürftigen hilft und indem er das Böse in die Schranken weist. Arme bekommen ihr Recht, obwohl sie sich keinen teuren Rechtsanwalt leisten können. Elende werden nicht mehr über den Tisch gezogen und in ihrem Elend alleingelassen. Gewalttätige im politischen Leben und auch die Gewalttäter im kleinen Leben verlieren ihre Macht und die Möglichkeit, Leid über andere zu bringen. Gottlose

wird es nicht mehr geben, weil die Menschen so sehr von Gottes Gegenwart und Gotteserkenntnis geprägt sein werden, dass sie zur Sünde nicht mehr fähig sein werden.

Wölfe und Lämmer weiden friedlich nebeneinander. Panter und Ziegen ruhen gemeinsam auf der Weide, ohne dass den Ziegen etwas zu Leide getan wird. Ein kleiner Junge hat seinen Spaß mit Tierjungen, die miteinander spielen. Kein Tier verletzt ein anderes. Kühe und Bären weiden zusammen ohne Angst und Beutetrieb, ohne dass die einen Gejagte und die anderen Jäger sind.

Überall auf diesem irgendwie unwirklichen und doch faszinierenden Bild sind Tierjunge und Menschenkinder zu sehen. Eine neue Generation wächst heran; eine ganz und gar neue Zeit beginnt:

Ein Säugling spielt am Loch der Otter. Gewiss ist der Säugling unerfahren, ahnungslos. Aber er ist nicht gefährdet am Eingang zur Höhle dieses Beutetieres. Ein kleines Kind steckt sogar seine Hand in die Höhle der Natter, einer Giftschlange. Aber kein Biss und nichts Tödliches begegnet ihm.

Ja noch mehr zeichnet Jesaja auf diesem faszinierenden Bild der Zukunft: Nicht nur Schlangen, Bären und Löwen verlieren ihre Gefährlichkeit und ihre Schrecken. Auch die Menschen sind nicht mehr zerstörerisch, gewalttätig, rücksichtslos und gottlos. Auch sie fressen einander nicht mehr.

Ein unvorstellbar friedliches Miteinander. Und alles nur wegen dem, dessen Geburt Jesaja ankündigte. Welch wunderbare Vision, welch schöner Traum von der Welt, wie sie sein könnte, wenn sich die Menschen an dem Kind in der Krippe orientieren würden, wenn sie sich an dies Zeichen der Hoffnung halten würden, das Gott ihnen durch die Geburt seines Sohnes gesetzt hat.

Dieses moderne Weihnachtsbild mit dem die ganze Schöpfung umfassenden Frieden beschreibt nicht einfach unsere Wirklichkeit. Das wäre ja auch zu schön. Und doch beginnt die Veränderung der Welt mit Träumen wie diesem. Was es noch nicht überall und jederzeit gibt, wird denkbar, wird möglich, wird Stück um Stück Wirklichkeit.

Damit greift dieses Weihnachtsbild der modernen Art in unser Leben und Denken hinein. Es akzeptiert nicht unsere Wirklichkeit. Es widersteht denen, die immer nur sagen: „Das geht nicht!“ Stattdessen wird es nicht müde, zu zeigen: Eure gegenwärtige Wirklichkeit ist weder unveränderbar noch das Letzte.

Eins ist mal sicher: Es ist gut, dass von der Krippe her Licht in unsere Hoffnungslosigkeit leuchtet. Denn das Erhoffte hat mit seiner Geburt begonnen. Der Geist Gottes ist seitdem schon dabei, Menschenherzen zu verändern.

Gottes Traum von seiner Erde beginnt wahr werden – und dies umso stärker, je mehr diesen Traum mitträumen und Gottes Hoffnung dadurch wahr werden lassen, je mehr es unser Wunsch wird, das Erträumte auch wirklich zu erleben.

Deshalb ist es gut, sich die Worte aus dem Jesajabuch immer wieder vor Augen zu führen, um eine Vorstellung von dem zu bekommen, dass und wie Gott die Welt durch die Geburt seines Sohnes verwandeln wollte.

Wenn uns diese Verheißung, dieser Traum Gottes doch in gutem Sinn süchtig machen würde, sehnsüchtig nach dieser Welt des Friedens, nach dem Reich Gottes, wo sein Wille geschieht und sein Name geheiligt wird.

Gottes Traum von seiner Welt kann wahr werden, wird wahr in dem Maße, wie wir ihn durch uns wahr werden lassen. Möge Gott uns seinen Frieden gewähren und schenken, den wir mit Leib, Geist und Seele herbeisehnen.

Ich schließe mit einer Weihnachtsgeschichte, die das Gesagte auf ihre Weise aufnimmt und vertieft:

Als die Engel in jener Nacht wieder in den Himmel zurückgekehrt waren, eilten die Hirten nach Bethlehem, um das Kind in der Krippe zu sehen. Einen Hirten aber, einen ganz jungen, ließen sie zurück bei den Schafen, denn sie wollten die Herde nicht unbewacht lassen. Auf dem Hirtenfeld war es wieder dunkel wie in jeder gewöhnlichen Nacht. Nur der Stern strahlte, der den anderen Hirten den Weg zum Stall wies. Der Junge machte die Runde bei den Pferchen und sah nach, ob die Schafe gut verwahrt waren. Auf einmal bemerkte er einen dunklen Schatten. Er hob seine Laterne. Grüne Augen funkelten ihm entgegen. Aus dem Schatten wuchs ein Wolf, ein riesiges altes Tier. Der Junge erschrak bis tief ins Herz. Der Wolf stand ruhig da. Und als er sah, wie sehr der Junge sich fürchtete, sagte er sanft: „Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Ich werde dir nichts tun.“ Was ist das? dachte der Junge. Zuerst die Engel. Und nun ein Wolf, der spricht. Was hat das alles zu bedeuten? „Du hättest mit den anderen gehen sollen“, sagte der Wolf, „denn dies ist die Nacht der Wunder. Heute ist ein Kind geboren, das der Welt Frieden bringen wird.“ „Ich muss doch auf die

Herde aufpassen“, antwortete der Junge mit zitternder Stimme. „Sorge dich nicht um die Herde“, sagte der Wolf. „In dieser Nacht geschieht keinem Schaf ein Leid. Weißt du nicht, dass in den alten Büchern steht: Es wird eine Zeit kommen, da wird der Wolf neben dem Schaf liegen und die Kühe mit den Bären auf die Weide gehen.“ Der Junge ließ den Wolf nicht aus den Augen. Aber der Wolf sah ihn freundlich an und sagte: „Heute geschieht, was in den alten Büchern steht. Eine Nacht wie diese wird nie wieder sein. Willst du sie verpassen?“ Da rannte der Junge los, um die anderen noch einzuholen. Sie waren schon fast beim Stall. Aber er fand sie leicht, denn der Stern zeigte auch ihm den Weg.

Überschwängliche Dankbarkeit

Predigt zu Jesaja 12, 2-6 i.A. am 18. September 2022

Was für ein Text. Mal keine moralisierende oder deprimierende Anklage, sondern ein dankbarer Rückblick und die Aufforderung, einzustimmen in das überschwängliche Lob.

Natürlich gab es in der Zeit Jesajas im Vorfeld Probleme und Beklagenswertes. Aber das spielte zur Zeit der Abfassung des uns vorliegenden Textes keine Rolle mehr. Und deshalb müssen wir uns jetzt auch nicht darum kümmern.

Stattdessen können wir uns ausnahmsweise ja mal anstecken lassen von der fröhlich, dankbaren Stimmung dieses überschwänglichen Lobes.

Es geht um Heil, Heilung und Rettung. Es geht um Vertrauen und Furchtlosigkeit, um Zuflucht und Freude. Es geht darum, fröhlich von Gott zu reden, seine großartigen Taten zu besingen und seine Wohltaten einfach mal zu genießen und sich zu vergegenwärtigen, dass er in unserer Mitte ist.

Diese Text lädt uns ein, ihn ganz in Ruhe anzuschauen und Wort für Wort, Zeile für Zeile zu verkosten. So ein schöner Text lädt ein, ihn nachzusprechen und zu meditieren.

Man kann nicht wirklich über all das sprechen und predigen, was da anklingt. Wie viele Predigten würden das wohl werden? Viele. Zu viele.

Zum Teil beschreiben diese Zeilen, was schon ist und Jesaja als seine Wirklichkeit erlebt. Und zum Teil beschreiben sie, was sein wird und Jesaja für die Zukunft erwartet. Beides bedingt und durchdringt einander, Gegenwart und Zukunft.

Jesaja beschreibt jedenfalls keinen Dauerzustand, sondern etwas, was

geworden ist und immer wieder wird, was er erlebt hat und erleben möchte.

Wenn man das so liest, fragt man sich ja, wie es Jesaja gelingt, in so überschwänglicher Weise Gott zu loben. Denn seine Welt war in vielem nicht besser als unsere. Und dennoch gelingt es ihm, davon abzusehen. Das ist nicht einfach. Zumal dann nicht, wenn es ehrlich bleiben soll und die Dankbarkeit und Freude nicht aufgesetzt ist.

Ich habe mich mit Blick auf uns gefragt: Wie könnte es uns gelingen, unter heutigen Voraussetzungen in ähnlicher Weise überschwänglich von Gott zu reden, ja ihn zu loben?

Ich habe den Eindruck, dass wir viel zu oft in der Erkenntnis hängen bleiben, dass unsere Welt in weiten Teilen heillos und verloren zu sein scheint.

Was im Argen liegt, kann und soll man keineswegs verschweigen. Man kann und muss es benennen. Und man muss sich dagegen wehren, wenn man kann. Und man muss mit dem Guten gegenhalten. Die Frage ist nur: Wie?

Ich denke an die, die Gott zwar loben, aber die Augen vor allem verschließen, was schwierig, unangenehm und problematisch ist. Da, wo man sich geradezu einredet, alles sei gut, kommt doch keine echte Fröhlichkeit auf.

Symptomatisch für diese Grundhaltung sind Sprüche wie z.B. diese: „Alles gut.“ „Ja, wir sind auf guten Weg.“

Was für ein Unsinn. Ich mag es nicht, wenn etwas schön geredet wird. Es wird dadurch nicht besser. Und wir sind in vielem alles andere als auf gutem Weg.

Wer so redet, ist meilenweit davon entfernt, Gott so zu loben, wie es der Text macht. Wer so denkt und redet, für den ist immer nur alles schön. Friede, Freude, Eierkuchen. So geht es doch nicht.

Für andere ist alles nur Mist. Sie haben an allem was zu meckern und auszusetzen, sind mit rein gar nichts zufrieden und befinden sich schon deshalb nie in einer Gemütsverfassung, die sie so singen und loben lassen würde, wie es unser Text hier tut.

Sie sind von Grund auf pessimistisch, finden immer das Haar in der Suppe, können sich an nichts freuen, finden alles immer nur schlimm, sehen überall Verschwörungen am Werk, fühlen sich verraten und verkauft.

Wer so negativ drauf ist, ist ebenfalls meilenweit davon entfernt, Gott

loben zu können, wie es der Text tut. Wer so denkt und redet, für den ist immer nur alles schlecht. So geht es also auch nicht.

Wir sehen: Weder die, für die alles gut ist, noch die, für die nichts gut ist, können die Worte unseres heutigen Textes zu ihren eigenen Worten machen.

Nur da, wo es gelingt, bei der Wahrheit zu bleiben und die Dinge beim Namen zu nennen und – wo es nötig und möglich ist – dagegen anzugehen und trotzdem das Gute, Hilfreiche und Positive zu sehen und zu fördern, da geschieht, worum es geht.

Und wie könnte das aussehen? Hier mal eine Idee, wie es gehen könnte. Dazu muss ich Euch und Ihnen von einem Krimi erzählen, der vorletzten Sonnabend im 1. Programm lief: Lost in Fuseta.

Die Geschichte ist die: Ein deutscher Kommissar kommt dienstlich nach Portugal. Er heißt Lost. Kommissar Lost ist Autist. Er kann nicht lügen, muss also immer die Wahrheit sagen. Er hat Schwierigkeiten mit Gefühlen und es ist ihm nahezu unmöglich, sich schnell in andere einzufühlen. Aber er verfügt über einen äußerst scharfsinnigen Verstand.

Im Film kam es zu folgender unglaublich tiefsinnigen Unterhaltung zwischen Kommissar Lost und einigen Portugiesen, bei denen er zum Essen eingeladen war:

Der Gastgeber fragt ihn:

„Senior Lost, gefällt es Ihnen an der Algave?“

Und Kommissar Lost antwortet:

„Durchaus. Mir gefällt, wie die Menschen mit der verblassten Pracht umgehen.“

Der Gastgeber – sichtlich geschockt – fragt nach: „Verblasste Pracht?“

Und ohne zu zögern sagt Lost:

„Ja. Ich finde, das Land ist wie die Patina an den Häusern. Portugals große Zeit hat den Zenit ja lange überschritten. Früher war es ein Kolonialreich, eine Seemacht. Heute ist davon nicht mehr viel übrig. Bei Licht betrachtet eigentlich Garnichts.“

Entgeisterte Gesichter bei den Portugiesen. Einer der Portugiesen will die Situation retten und sagt:

„Senior Lost. Wir haben zweifellos die schönsten Frauen in ganz Europa. Wir habe eine lange Küstenlinie. Wir sind gastfreundlich. Wir haben über 300 Rezepte für Stockfisch und Tee nach Europa gebracht. Und wenn Ronaldo, den sie kennen dürften, wieder einmal daneben schießt, dann sind wir alle im Pech vereint. Und das hat den fabelhaften Tinto hervorgebracht. Und deshalb ist es nirgends so schön wie hier.“

Während die Portugiesen sich zustimmend zunicken, sagt Lost:

„Ich glaube, das genau meine ich. Dieses Trotzdem. Das zeichnet die Menschen hier aus. Sie mögen traurig sein. Ja. Aber sie verlieren nie den Mut. Genau wie die portugiesische Nationalmannschaft, als Ronaldo gegen Frankreich ausgefallen war. Sie haben sich aufgebäumt und das Unmögliche erreicht. Sie haben Frankreich besiegt. Und wenn das nicht gelungen wäre: Sie habe ihre Würde bewahrt.“

Alle Portugiesen waren daraufhin sichtlich beeindruckt und bewegt.

Und ich war es auch – und bin es bis heute. So kann man es machen, habe ich bei mir gedacht. Sachlich die ganze Wahrheit sagen – und das ohne Schmuß und ohne zu verletzen – und doch würdigend und lobend enden.

Ist es denkbar, auf dem Hintergrund dessen, was in der Welt gerade los ist, so wie Kommissar Lost sachlich die Missstände zu benennen und doch fröhlich und unbeschwert das Gute und Positive zu würdigen und zu loben?

Bleibt abschließend nur noch die Frage nach Gott. Jesajas Worte sind ein überschwänglicher Dank an Gott.

Ich habe schon oft bei Jubiläen und Geburtstagen gehört, wie den Ehepartnern und Kindern, den Kollegen und Chefs und vielen anderen gedankt wurde für alles, was sie für den Betreffenden gemacht haben. Aber ich habe noch nie gehört, dass jemand Worte des Dankes formuliert hätte, die sich wie ein Gebet an Gott gerichtet hätten.

Es fällt uns offensichtlich schwer, im Blick auf unser Leben und unsere Situation neben allem Schwierigen, Problematischen und Notvollen das Gute und Schöne zu sehen und Gott dafür zu danken, wie Jesaja es hier tut.

Liegt es vielleicht daran, dass uns letztlich nicht klar ist, wie gut es uns geht und inwiefern wir ihm alles verdanken, uns selbst und alles, was wir haben? Wir haben so viel. Wir sind so reich beschenkt. Wir hätten allen Grund Gott zu loben und zu danken. Gott sei Dank.

Tod dem Tod

Predigt zu Jesaja 25,8-9 am Ostermontag 1995

Das alles verkündigt der Prophet Jesaja dem Volk Israel 800 Jahre vor Christi Geburt in einer Zeit großer Not. Er möchte sein Volk ermuti-

gen, auf Gott zu hoffen. Und so bekommt es eine Vision, ohne die es zugrunde ginge.

Eine wunderbare Vision: Gott wird den Tod überwinden auf ewig. Da wird es keine Todesangst mehr geben, keine Todeskämpfe, kein Ringen ums Leben. Da werden die Tränen von den Gesichtern gewischt. Da wird es keine quälenden Fragen nach dem Warum und Weshalb mehr geben.

Schmerz und gramvolle Gesichter werden sich in freudige Gesichter verwandeln, Schuldgefühle unter den Völkern fehlen und Kriege wird keiner mehr kennen. Dann werden alle ihren Gott schauen, den Gott, auf den sie hofften, und sie werden fröhlich sein.

Jesaja verkündigt all das zwar erst für das Ende der Tage. Aber warum sollte nicht schon eher damit begonnen werden? Warum sollte nicht jetzt schon geschehen, dass Tod überwunden wird, Tränen abgewischt werden und alle fröhlich sind.

Hat das von Jesaja prophezeite Ende der Tage nicht durch Jesu Auferstehung begonnen? Wenn wir heute das Fest der Auferstehung feiern und uns darüber freuen, dass Jesus den Tod überwunden hat, dann wissen wir doch, dass die Welt seit dieser Auferstehung eine andere ist.

Daraus ergeben sich doch Möglichkeiten für eine Lebensgestaltung, die von Ostern geprägt ist. Die Dichterin Marie Luise Kaschnitz hat dafür in ihrem Gedicht „Auferstehung“ folgende Worte gefunden:

Manchmal stehen wir auf
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tage
Mit unserem lebendigen Haar
Mit unserer atmenden Haut.

Finden Sie nicht auch: Auferstehung so verstanden, das hat was. Auferstehung im alltäglichen Leben, in der gewohnten Umgebung, um Auferstehung inmitten unseres Alltags, d.h. inmitten unserer Freuden und Sorgen.

Bei allem Bedenken und Feiern seiner Auferstehung, die die Voraussetzung für die Auferstehung mitten im Leben ist, ist es wichtig, den Blick für unser „Hier und Jetzt“ nicht zu verlieren. Es darf sich der Sieg Gottes über den Tod doch nicht ausschließlich nach dem Sterben im Jenseits zeigen.

So wünsche ich mir für die Menschen, die lebendig begraben und wie tot sind, schon jetzt eine Auferstehung ins Leben. So wünsche ich uns

allen eine Auferstehung für das, was in uns lebendig begraben und wie tot ist.

Lebendig begraben und wie tot in den verschiedensten Gefängnissen, in den Gefängnissen der Angst und der Einsamkeit. Lebendig begraben und wie tot können wir trotz Wohlstand und Erfolg unsere Tage verbringen - ohne Tiefe, ohne Freude, ohne Glück. Lebendig begraben und wie tot sind wir oft in unseren Sorgen und Nöten. Lebendig begraben und wie tot, weil ausgeschlossen, plötzlich draußen, im Abseits stehend oder ungerecht behandelt. Lebendig begraben und wie tot sind wir immer da, wo wir einsam und allein, von allen verlassen und vergessen unsere Tage verbringen. Lebendig begraben und wie tot sind wir, weil wir zur falschen Zeit am falschen Ort leben. Lebendig begraben und wie tot sind wir, wo wir ohne Gott leben, ohne Wissen und Gespür dafür, dass er gegenwärtig ist.

Nicht nur gegenüber dem letzten Tod, auch gegenüber all den kleinen Toden im alltäglichen Leben ist von der Auferstehung und einem neuen Leben zu sprechen.

Und von Ostern her ist immer wieder zu sagen: Tod muss nicht sein. Wir müssen uns dem Tod, wo er uns begegnet, nicht ergeben, als wenn er das Letzte wäre. Er ist nur etwas Vorläufiges, so endgültig er uns auch erscheinen mag, etwas Elendiges und Vorletztes.

Seit Ostern wissen wir viel mehr noch als Jesaja dies wissen konnte, dass auch der Tod seine Zeit hat. Auch der Tod hat ein Ende. Dies Wissen um die gebrochene Macht des Todes und um die Allmacht Gottes mag uns die Kraft geben, gegen den Tod und alles Todbringende anzugehen, wo man sich ohne Gegenwehr ergibt, um da auferstehen zu können, wo wir selbst wie lebendig begraben und wie tot sind.

Was an Ostern geschah, gibt uns Grund zu der berechtigten Hoffnung, dass eben nicht der Tod, sondern der auferstandene Christus das letzte Wort hat. Er wird uns auferwecken - aus dem Tod vor dem Tod und aus dem Tod nach dem Tod.

Ostern hat alles verändert. Und es kann uns verändern. Es kann manchen Berg versetzen. Veränderungen zum Guten sind möglich.

Ja, diese Vision ist ernst zu nehmen, nicht nur im Blick auf das Jenseits, sondern eben auch im Blick auf das Diesseits. Ich möchte nicht nur glauben, dass Gott die Toten zu neuem Leben erwecken kann. Ich möchte die Hoffnung auf neues sinnvolles Leben in der Gegenwart Gottes auch für diese Welt nicht aufgeben.

Darüber hinaus möchte ich mich in meiner Hoffnung nicht von der

Frage abhängig machen, ob es die Guten und Einsichtigen und Aktiven unter uns wohl schaffen werden, das Ruder herumzureißen. Das ist mir letztlich zu unsicher.

Ich möchte meine Hoffnung aus der Gewissheit schöpfen, dass - ungeachtet unserer Möglichkeiten, die wir voll ausschöpfen sollten – das Eigentliche Gott bewirken wird.

Ich möchte an dem Glauben festhalten, dass er den Tod besiegt hat - und nicht nur irgendwie im Ansatz oder im Prinzip oder auf irgendeiner höheren Ebene, sondern eben auch ganz real hier auf dieser unserer Welt. Ich hoffe, dass Gott uns nicht nur uns selbst und dem Tod überlässt.

Vielleicht wartet Gott, menschlich ausgedrückt, nur darauf, dass wir es endlich glauben und ernstnehmen, was er uns durch seinen Propheten Jesaja ausrichten ließ.

Das ist natürlich nicht leicht. Aber in Gottes Namen können wir versuchen, das zu verwirklichen, was an Großem in der Vision des Jesaja steckt. In Gottes Namen dürfen wir von Ostern her aufstehen, schon heute, uns aufmachen, um das Gute zu suchen, Frieden zu schaffen, Unrecht zu überwinden, Leiden zu mildern. Unser Leben möge aus der Kraft heraus neu werden, die uns vom Auferstandenen her zuströmt.

11. September

Predigt zu Jesaja 29, 17-24 am 11. September 2011

Erinnern Sie sich an den 11. September 2001? Überall liefen Fernseher und Radios. Überall in den Nachrichten: „Terror gegen Amerika“. Immer und immer wieder die gleichen Bilder von den Flugzeugen, die in die Twin-Towers des World-Trade-Centers fliegen, die dann wenig später einstürzen.

Auf den Tag genau zehn Jahre ist es her. Es folgte der Krieg gegen den Irak, der seitens der Amerikaner auch zu so etwas wie einem heiligen Krieg, einer Friedensmission stilisiert wurde.

Wie wurde es peinlich, als sich herausstellte, dass jener schmutzige Krieg auf gefälschten Informationen beruhte. Es bestätigte sich, was viele Kriegsgegner von Anfang an vermutet hatten: Dieser Krieg diente dem Zugang zum billigen Öl und einer militärische Vormachtstellung in jener Region der Welt.

Dem Kampf gegen den Terrorismus fielen nicht selten die Menschenrechte und rechtsstaatlichen Normen zum Opfer. Man denke an die Gesichter der gedemütigten Menschen in Guantanamo und Abu-Ghraib sowie an die durch den Krieg verursachen Leiden der Frauen und Kinder und all der anderen Unschuldigen. Die Bilder von Folter und getöteten Kindern empörten zu Recht nicht nur die Iraker und Menschen der islamischen Welt, sondern Menschen aller Religionen und Nationalitäten.

Der 11. September wurde weltweit zum Symbol persönlicher Grenzerfahrungen, zum Ausdruck eines schmerzhaften einschneidenden Erlebnisses, das weitreichende Folgen hat. Nicht nur auf der Weltbühne, sondern in jedem Leben.

Die Tennisspielerin Martina Navratilova sagt beispielsweise über ihre Brustkrebserkrankung. „Die Diagnose war mein persönlicher 11. September.“

Und ein Erfahrungsbericht einer jungen Frau über ihre Hirntumorerkrankung beginnt mit folgenden Worten: „Mein persönlicher 11. September ist der 12. Juni 2004. Seit diesem Tag ist mein Leben nicht mehr wie es war. Ein ganz normaler Samstag im Juni 2004. Ich war auf dem Weg nach Hause von einer Fortbildung, als ich plötzlich am Steuer meines Autos heftige Bewusstseinsstörungen bekam...“

In jedem Leben gibt es Ereignisse, die uns bis auf’s Mark erschüttern. Da gibt es Tage, nach denen unser Leben in Trümmern liegt, gesprengt vielleicht durch eine schlimme Diagnose, das Scheitern eines beruflichen Traums oder ein „Ich liebe dich nicht mehr“ irgendwann leise gesagt an der Grenze zwischen Tag und Nacht.

Der 10. Jahrestag von Nine Eleven, also jenem 11. September vor 10 Jahren, schürt erneut Ängste. Auf vielen Sendern laufen in diesen Tagen Dokumentationen und Diskussionsrunden. Immer wieder sehen wir die gleichen Bilder – aber manchmal eben auch überraschende neue und verwirrende Deutungen der Bilder jener Tage, z.B. die, dass die Türme nicht infolge der Flugzeugeinschläge und Brände, sondern infolge von gezielten Sprengungen eingestürzt sind.

Und nun stellen Sie sich bitte für einen Moment vor, wie es wäre, wenn inmitten der Bilder von brennenden und zusammen sinkenden Türmen oder irakischen Dörfern in Asche unten auf dem Bildschirm als Infozeile der Predigttext durchflimmern würde: ...

Das wär’s doch. Inmitten all dieser düsteren Bilder würde da eine andere, eine bessere Welt aufblitzen.

Natürlich: Auch Jesajas Welt war keine heile, sondern eine von Terror und Krieg erschütterte, eine von Tyrannen geprägte, eine von erdrückender Ungerechtigkeit gekennzeichnete.

Doch Jesaja resigniert nicht. Er radikalisiert sich auch nicht. Er kapselt sich nicht ein in seine Trauer. Und seine Wut lässt ihn nicht zur Waffe greifen.

Nein - Jesaja setzt auf die Hoffnung. Und die setzt er gegen den Schrecken. Er hat es förmlich vor Augen: Es wird eine Zeit kommen, da werden die Hungrigen satt werden. Da wird es keine Tyrannen mehr geben, da werden die Tauben hören und verstehen, da werden die jetzt Blinden den Durchblick haben, da werden sich die Elenden freuen, da werden die Armen und Zukurzgekommenen haben, was sie brauchen, da werden die Unterdrückten endlich frei leben können.

Und es wird aufhören, dass man Menschen verspottet, dass man das Recht beugt und versucht, den Leuten Unrecht als Recht zu verkaufen, dass Menschen erpresst und übers Ohr gehauen werden. Und selbst die, die sich in ihre verhängnisvollen Irrtümer verrannt haben, werden zur Vernunft kommen. Es wird eine Zeit geben, da wird die Welt wieder heil sein und alles Genörgle und Gemaule wird ein Ende haben.

Auch wenn es in seiner Welt unheilvoll zugeht, auch wenn die Tyrannen in der Überzahl sind und auch wenn noch vieles in Trümmern liegt – Jesaja ist sicher: Das Unheil wird nicht das letzte Wort haben.

Was aber, wenn die ja durchaus berechtigten Hoffnungen auf Veränderungen zum Guten nicht zum Zuge kommen und an der Wirklichkeit zerbrechen?

Dann kommt nicht nur Frust, sondern Wut auf, oft verzweifelte Wut, die bereit ist, gewalttätig zu werden, die sich gegen die erhebt, die sie als Peiniger ausgemacht hat.

Viel zu wenig wurde und wird öffentlich darüber nachgedacht, was dazu geführt hat und führt, dass sich Menschen radikalisieren und sich in ihrer Verzweiflung auch heute zu derartig schlimmen und zerstörerischen Terroranschlägen hinreißen lassen.

Es darf die Veränderung und Besserung der Lebensumstände nicht nur in Aussicht gestellt werden. Es muss auch zu konkreten Verbesserungen der oft menschenunwürdigen Lebensumstände kommen.

Es darf nicht bei Absichtserklärungen bleiben. Das Gewollte muss auch konkret werden. Und da ist die Politik gefragt. Da sind die Reichen, die Millionäre und Milliardäre gefragt. Da ist die Weltwirtschaft gefragt. Da sind die gefragt, die an den Schalthebeln der Macht sitzen.

Und wir? Sind wir da auch gefragt, wir kleinen Leute? Natürlich. Wir auch.

Zum einen können wir auf das Erhoffte hin leben wie die Pflanzen, die dem Licht entgegen wachsen. Obwohl die Pflanzen nie zur Sonne kommen, wachsen sie ihr doch entgegen. Und uns geht es entscheidend besser als ihnen. Die Pflanzen kommen nie bis zur Sonne. Aber wir dürfen hoffen, dass wir dem Erhofften, dem, was Licht in unsere Dunkelheit bringt, nicht nur näher kommen, sondern es auch erreichen, und wenn schon nicht ganz, dann doch wenigstens teilweise. Wir dürfen hoffen, dass konkret wird, was wir hoffen.

Zum anderen sollten wir alle Möglichkeiten nutzen, dem Erhofften auch zum Durchbruch zu verhelfen. Warum sonst beten wir im Vater unser „Dein Reich komme!“

Jesus selbst hat sein Wirken in Tat und Wort mit Hilfe dieser Worte des Propheten Jesaja gedeutet. In ihm und mit ihm hat begonnen, wovon der Prophet sprach. Mit ihm hat die Zukunft begonnen.

Noch sind wir nicht angekommen. Noch ist die Welt, wie sie ist. Und doch sind wir hoffend auf dem richtigen Weg – auch wenn der Weg viel länger ist, als der Prophet dachte.

Geben wir dem, was der Prophet hier in Aussicht stellte, was mit Christus begonnen hat, in unserem Leben Raum. Geben wir der Hoffnung die Chance, in uns und durch uns irdische Wirklichkeit zu werden.

Paradiesisch neue Wirklichkeit

Predigt zu Jesaja 35, 3-10 am 10. Dezember 2000

Welch ein Traum. So könnte es sein. Die Worte Jesajas tun gut, gerade deswegen, weil die Wirklichkeit, in der wir leben, oft genug anders aussieht.

Es gibt also unsere Wirklichkeit, wie wir sie erleben. Und es gibt die geradezu paradiesische Wirklichkeit, wie Jesaja sie in seiner Vision beschreibt.

Stellen Sie sich doch bitte einmal ganz bildlich vor, wie Jesaja zu einer Menge ganz unterschiedlicher Menschen spricht. Weil er ihnen mit seinen Worten Mut machen will, stelle ich mir die Leute eher bedürftig vor.

Ich denke dabei an Menschen, die eher hoffnungslos wirken. Wen könnten Sie sich unter den Zuhörern vorstellen, die Jesaja da trösten und ermutigen will.

Für mich ist da unter den Zuhörern ein Mann, der mit seiner eintönigen Arbeit unzufrieden ist. Da ist ein junges Mädchen, das ungewollt schwanger geworden ist. Da ist ein Ehepaar, das es schwer miteinander hat. Da ist eine Witwe, die nicht über den Verlust ihres Mannes hinweg kommt. Da ist eine Frau, die sterbenskrank ist. Da ist ein junger Mann, der mit seinen Schulden nicht zurechtkommt. An Menschen dieser Art hat sich der Prophet Jesaja gewandt. Ich finde, dass man das zwischen den Zeilen heraus hören kann.

Sicher: Da werden auch einige darunter gewesen sein, denen es gut gegangen sein wird. Ich denke an Menschen, die eigentlich allen Grund hätten, zufrieden zu sein. Und doch werden sie nicht zufrieden gewesen sein, sondern unzufrieden, weil dies und das, eigentlich nur Kleinigkeiten, nicht so waren, wie sie es sich gewünscht hätten.

Da sie zu viel mit sich selbst beschäftigt waren, fordert Jesaja sie auf, von sich abzusehen und sich denen zuzuwenden, die Hilfe und Unterstützung brauchen. Die, denen er dies sagte, brauchten sich nur zur Seite drehen. Da waren sie, die nicht wussten, wie es weitergehen sollte.

Indem Jesaja sprach, entstand für die Zuhörenden ein neues Bild, ein helles Bild, ein Bild der Hoffnung, das Bild von einer anderen Wirklichkeit, einer anderen Welt, einer Welt für alle. Was er da sagt, klingt geradezu paradiesisch.

Das was er da sagte war mehr Traum und Utopie als schon Wirklichkeit. Und doch: Indem er die neue Wirklichkeit beschrieb, entstand in den Köpfen der Zuhörenden eine Vorstellung von dem, wie es sein könnte. Manchmal hat man ja keine Ahnung von dem, was sein könnte, wenn... Aber nach dem Jesaja fertig war, konnte man ahnungsweise wissen, was sein könnte.

In der Wirklichkeit, die er beschreibt, gibt es Menschen, denen es wie Schuppen von den Augen fällt. Sie können sehen, was sie vorher nicht wahrnahmen. Da gibt es Menschen, die auf einmal ganz Ohr sind, die etwas vernehmen, was sie vorher überhört haben, wenn sie denn überhaupt hören konnten. Da gibt es Menschen, die wieder Worte für das finden, was sie vorher sprachlos sein ließ. Sie können sagen, was sie bewegt. Da gibt es Menschen, bei denen das Leben wieder in Bewegung

kommt. Sie sind nicht mehr gelähmt, sondern wieder in der Lage, sich auf den Weg zu machen.

Diesen Menschen würde niemand mehr sagen: „Bist du blind? Bist du taub? Bist du etwa stumm? Bist du angewachsen?“

Eine wunderbare Möglichkeit beschreibt Jesaja da. Es ist, so sagt er, als wenn Wüsten, wo kein Leben möglich schien, plötzlich zu Oasen der Lebensfreude werden. Trockenes und Ausgedörrtes wird fruchtbar. Wege tun sich auf. Neue Kräfte wachsen den Menschen zu.

Wie die Leute Jesaja so reden hören und wie vor ihnen das Bild einer anderen Wirklichkeit entsteht, da wünschen sich alle nur das eine: „Ja, so müsste es sein. So einen Weg, so einen Lebensweg würde ich auch gerne gehen. So müsste es bei mir, bei uns auch sein. Was wäre das schön, es gäbe einen Knall, und alles wäre anders, eben so, wie Jesaja es eben beschrieben hat.

„Aber leider ist ja alles nur ein Traum. Meine Wirklichkeit verändert das nicht. Ich habe nach wie vor dieselben Sorgen und Nöte.“ Aber als ihnen Gedanken wie diese durch den Sinn gehen, erinnern sie sich daran, dass Jesaja ja auch gesagt hatte: „Fasst wieder Mut! Habt keine Angst! Dort kommt euer Gott! Er selber kommt, er will euch befreien“

Diese Worte schienen den Zugang in die beschriebene Wirklichkeit zu eröffnen. Von Gottes Kommen und Gegenwart hing es ab, wie die Wirklichkeit aussah, in der man lebte.

Für die, die sein Kommen wahrnehmen, die es sehen, die der Botschaft von seinem Kommen Gehör schenken, die sich davon bewegen lassen, wird sich die Wahrnehmung der Wirklichkeit und nicht nur die Wahrnehmung, sondern die eigene Wirklichkeit verändern.

Durch seine Vision versucht Jesaja denen, die ihm zuhören, den Zugang, die Tür in jene lichtvolle Wirklichkeit, die im Kommen Gottes ihren Grund hat, zu eröffnen.

Aber es ist deutlich: Wer sich nicht daran ausrichtet, wer sich nicht auf den Weg macht, wer sich nicht dem Kommen Gottes öffnet, der wird von alledem, was Jesaja beschreibt, wenig erfahren.

Ich stelle mir vor, dass die Menschen, die Jesaja zuhören, das Gesagte auf sich wirken ließen. Und dann werden sie sich gewünscht haben, Anteil zu haben an dieser paradiesischen Wirklichkeit.

Und wie sie darüber nachdenken, merken sie, wie ihre Veränderung in Richtung dessen, was Jesaja beschrieb, sich kaum merklich vollzog. Sie fühlen sich von einem Licht umhüllt, das vom kommenden Gott ausgeht und das die bedrängende Wirklichkeit vergessen macht.

Ich stelle mir die Menschen noch einmal vor, die ich eingangs als Zuhörerschaft beschrieben habe: Da ist wieder der Mann, der unter seiner Arbeit leidet, das junge Mädchen, das schwanger ist, die Witwe und die unheilbar Kranke, das zerstrittene Ehepaar und der verschuldete junge Mann.

Ich sehe sie jetzt in einem anderen Licht als zu Beginn. Bevor sie Jesaja hörten, hatten sie nur sich selbst und ihre Not. Und dann hatten sie außerdem Jesajas Vision von einer anderen Wirklichkeit, die mit der Gegenwart Gottes rechnet.

Es ist nicht so, dass das, was sie niedergedrückt hatte, plötzlich verschwunden wäre. Es ist nicht so, dass die Sorgen, die auf ihnen lasteten, plötzlich nicht mehr da gewesen wären. Es ist auch nicht so, dass das, was ihnen Angst machte, plötzlich nicht mehr existiert hätte.

Aber ihnen wurden die Augen und Ohren geöffnet, so dass sie etwas wahrnehmen konnten von Gottes Nähe. Sie haben darauf vertraut, dass er ihnen hilft. Und sie haben erlebt, dass dieses Vertrauen auf Gott wie eine Quelle frischen Wassers in der Wüste ihres Lebens wirkte. Sie haben erlebt, wie sich schon durch das Bedenken des neuen Weges und eines Lebens in der Gegenwart Gottes ihre Situation, ihre bisherige Wirklichkeit veränderte.

Sicher: Es spielte sich zunächst nur in ihren Köpfen ab. Damit fing die Veränderung in Sinne der aufgezeigten Veränderung an. Aber dabei sollte es nicht bleiben.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie dem Hinweis des Jesaja folgen können, der sagte: „Fasst wieder Mut! Habt keine Angst! Dort kommt euer Gott! Er selber kommt, er will euch befreien“ Was wäre es schön, man könnte von Ihnen sagen: „Aus ihren Augen strahlt grenzenloses Glück. Freude und Wonne bleiben bei ihnen, Sorgen und Seufzen sind für immer vorbei.“

Wahrer Trost aus der Wüste

Predigt zu Jesaja 40, 1-10 i.A. am 17. Dezember 2006

„Tröstet. Tröstet mein Volk.“ Gottes Auftrag scheint eindeutig. Und doch fragen wir uns - und wir fragen uns das zu Recht: Wer soll hier wen trösten? Und womit?

Viele fragen sich angesichts der dunklen Wolken, die am Horizont aufziehen: Sind wir denn noch bei Trost? Angesichts von Not und Katastrophen fragen sich die, die helfen wollen: Womit könnte man die

trösten, die untröstlich sind? Denn keiner will Trostpflästerchen verteilen, die doch nicht trösten. Also bitte kein billiger Trost! Niemand will vertröstet werden.

Was also ist wirklich tröstlich? Was lässt uns getrost der Zukunft entgegen sehen?

Viele fühlen sich selbst nicht in der Lage, andere zu trösten, weil sie selbst des Trostes bedürfen. Sie haben so sehr mit sich zu tun, dass sie sich kräftemäßig nicht in der Lage fühlen, auf andere zuzugehen, geschweige denn andere zu trösten. Sie trauen sich nicht zu, Tröster zu sein. Sie suchen Trost für sich selbst. Vielleicht geht es Ihnen ja auch so, zumindest zeitweise.

Wenn man dann, irgendwie leer und sprachlos ist, wenn alle Worte der Hoffnung angesichts der großen und kleinen Katastrophen und Bedrohungen wie verdorrt erscheinen, dann kommt man sich vor wie in einer Wüste.

Ich meine jetzt nicht die Wüste, die man als Tourist im klimatisierten Flugzeug überfliegt. Die Wüste, von der hier die Rede ist, findet sich in keinem Atlas. Nein: Ich meine die Wüste, in der man ums eigene Überleben kämpft. Diese Wüste kann überall sein, wo es öde, leer und lebensfeindlich ist wie in einer Wüste.

Wüste - das muss kein Ort im Sinne von hier und dort sein. Wüste - das kann auch eine trostlose innere Verfassung sein, die davon geprägt ist, dass einem alle Hoffnungen vertrocknet sind und dass einem der Lebenssaft verdunstet und dass man innerlich aushungert.

Das, was es immer wieder im Leben eines jeden Menschen geben kann, gibt es ganz von Anfang an. Denn schon immer war es manchmal „wüst und leer“. Erst als Gottes Wort diese Wüste, dieses „wüst und leer“ erreichte, änderte sich alles zum Guten.

Was damals mit der ganzen Welt geschah, geschieht bis heute immer wieder im Kleinen. Es sieht solange wüst und leer in den Menschen aus, bis sie Gottes Wort erreicht und verändert.

Von so einem alles verändernden Wort Gottes ist hier die Rede: Ein Wort des Trostes, das mit Licht und Leben füllt, was wüst und leer ist - in unserer ganz kleinen und persönlichen Welt und in unserer großen und oft so unüberschaubaren Welt.

Zurück in die Wüste, zurück zur Ausgangssituation, wo es um einen herum und in einem wüst und leer ist, wo es einem heiß und kalt wird, wo man hungert und dürstet, wo es um Leben oder Tod geht.

Vergegenwärtigen Sie sich das bitte: Es ist heiß. Sie haben Durst. Sie haben kein Wasser. Die Kräfte schwinden. Sie kämpfen ums Überleben. Was tun Sie? Sie befreien sich von allem, was hinderlich ist und überflüssig ist. Sie werfen allen Ballast ab, alles, was sie beschwert. Ihr Kopf wird immer leerer. Vieles von dem, was Ihnen bis dahin so wichtig zu sein schien, wird unwichtig. Ihr Leben reduziert sich immer weiter. Zuletzt bleibt Ihnen nur noch eins: Ihr Leben, das am seidenen Faden hängt, und die Hoffnung auf einen, der sie rettet.

Ich glaube, diese Beschreibung passt auf die innere Verfassung vieler Menschen unserer Tage - mehr oder weniger ja wohl auch auf uns. Oder wie sehen Sie das? Ich lasse Sie mal einen Moment allein in Ihrer Wüste und mit Ihrer Wüste...

Finden Sie nicht auch, so ein kleiner Ausflug in die Wüste kann einem auch helfen, Wichtiges von weniger Wichtigem zu trennen und den Kopf ein wenig klarer zu bekommen?

Von daher hat es auch sein Gutes, wenn wir immer wieder einmal in eine Situation geraten, die der Wüste vergleichbar ist. Nicht, dass ich das mir oder einem von Ihnen wünschen würde.

Und doch: Es hat sein Gutes, wenn sich heraus kristallisieren kann, was wichtig ist und was unwichtig ist.

Damit komme ich wieder zu der Frage, was wirklich tröstlich ist. Es kann sehr tröstlich sein, sich in einer Wüstensituation zu vergegenwärtigen, wie unwichtig viele Dinge sind, über die wir uns oft den Kopf zerbrechen.

Wenn es also heißt: „Tröstet, tröstet!“, dann könnte das heißen, den Blick derer, die einem anvertraut sind, auf das zu lenken, was wichtig ist und wichtig bleibt, gerade dann, wenn es schwierig wird. So jedenfalls habe ich Jesaja verstanden.

Er lenkt unseren Blick weg von den oft bedrückenden und zermürbenden Fragen und Problemen des alltäglichen Lebens, indem er Gottes Kommen ankündigt: „Er kommt gewaltig.“

Und wenn es dann z.B. in dem Lied, dass wir gleich singen werden, heißt: „Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt … o komm, ach komm“, dann schließt sich der Kreis, weil deutlich wird: Der Trost, der hier im Blick ist, erschöpft sich nicht in Worten. Der Trost ist ein Bild für Gott selbst. Er kommt gewaltig, der Trost in Person, der Trost höchstpersönlich.

Darauf gilt es sich einzustellen. Das gilt es vorzubereiten. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie das aussehen könnte, braucht

man sich doch nur mal vergegenwärtigen, was man nicht so alles tut, wenn man dieser Tage Besuch bekommt.

Nun kommt hier nicht irgendein Onkel oder die Kinder oder die befreundete Familie Mustermann, sondern: „Siehe, da ist Gott der HERR! Er kommt, der Trost der Welt. Und das ist gewaltig.“

Dass er in der Wüste bzw. in einer der Wüste vergleichbaren Situationen zu uns kommt, zu uns kommen kann, das kann einem die Wüste zum Paradies werden lassen. Denn wenn er da ist, verwandelt sich, was vorher wüst und leer war, in ein Paradies.

Und wenn er zu uns kommt, wenn er bei uns ankommt, dann beginnt etwas, was sich vorsetzt, in uns fortsetzt. Denn durch uns kommt er. In uns kommt er zur Welt. Durch uns hindurch findet er seinen Weg in diese Welt.

Indem wir dies geschehen lassen, bereiten wir ihm, dem Trost der Welt, einen Weg. Indem wir ihn, den Trost der Welt, durch uns zum Zuge kommen lassen, werden wir selbst getröstet und für andere zum Trost.

In diesem Sinne ist die Aufforderung „Tröstet!“ dann keine Überforderung, sondern eine Beschreibung dessen, was mit denen geschieht, die der Trost der Welt erreicht.

Wenn das geschieht, werden die Berge abgetragen und bewältigbar, die vor uns und anderen liegen, von denen wir meinen, sie seien unüberwindbar und wir könnten sie nicht bewältigen.

Wenn das geschieht, werden die dunklen Täler, in denen wir und andere zu versinken drohen, aufgefüllt.

Und wir erleben: Trotz der Höhen und Tiefen unseres Leben kommt er – in unsere Herzen Und das ist ganz gewaltig. Das ist überwältigend.

Deshalb ist es gut, wenn wir alles tun, was uns möglich ist, damit er in unser Leben und durch unser Leben in diese Welt kommen kann.

Und damit kommen wir mit Jesaja zum Finale, nämlich dem Ziel und Zweck seines Kommens. Das ist die Herrlichkeit des HERRN. Sie soll offenbar werden.

Immer da soll die Herrlichkeit des Herrn offenbar werden, wo uns der Trost erreicht, der uns tröstet und durch uns dann die anderen.

Nicht Leid und Traurigkeit, nicht Kummer und Sorge, nicht Not und Elend – nein: Die Herrlichkeit des Herrn soll offenbar werden.

Ich freue mich auf sein Kommen, das Kommen des Trostes – in meine kleine Welt, die diese große Welt.

Unbeschreiblicher Gott

Predigt zu Jesaja 40, 12-25 am 6. Februar 2011

Sie war bei Glatteis von der Straße abgekommen und hatte sich mehrfach überschlagen. Schwer verletzt kämpfte sie tagelang um ihr Leben. Viele Menschen beteten für sie, baten Gott um Hilfe. Und dann war sie ihren schweren Verletzungen doch erlegen.

Immer wieder fragten sich alle, die sie kannten: Warum nur? Warum nur hatte Gott sie nicht wieder gesund werden lassen, gerade sie, die sie sich immer auf ihn verlassen hatte?

Geschichten wie diese sind immer wieder Anlass, an Gottes Macht und Kraft zu zweifeln, zuweilen auch zu verzweifeln: Wenn doch der, von dem es heißt, dass er es gut mit uns meint, allmächtig ist, wie wir glauben, warum verhindert er dann nicht das unsägliche, millionenfache Leid seiner Menschen?

Mal angenommen, er könnte das Leid nicht verhindern, mal angenommen, er wäre ohnmächtig, was das Verhindern von Leid angeht, dann wäre er ja auch nicht allmächtig. Mal angenommen, er wäre allmächtig, also auch so mächtig, dass er es verhindern könnte, dann fragt man sich doch, warum er es dann nicht tut, warum er dann all das Leid auf dieser Welt zulässt? Wir sehen. Das ist schwierig. Sehr schwierig.

Vor ähnlichen Fragen und Problemen stand der Prophet Jesaja. Er war in Erklärungsnot gegenüber Menschen, die infolge eines verlorenen Krieges in Gefangenschaft geraten waren. Diese Menschen fühlten sich von Gott verlassen. Manche mögen sogar so weit gegangen sein, aufgrund der gemachten Erfahrungen zu bezweifeln, dass es ihn, diesen Gott, der es gut mit ihnen meinte, überhaupt gibt.

Von eben diesem Gott hatte Jesaja den Auftrag bekommen, die Fragenden und Zweifelnden zu trösten und zur Besinnung zu bringen. Ich stelle mir vor, wie er mit den Leuten am Diskutieren war, wie sie ihn mit ihren Fragen und Vorwürfen geradezu bombardierten.

Die Menschen, mit denen er es zu tun hatte, dachten: „Unser Gott hat keine Kraft, denn sonst hätte er uns geholfen." Und Jesaja hielt ihnen entgegen: „Und ob er Kraft hat. Er hat es doch so gewollt."

Sie meinten: „Wir hielten ihn für groß. Nun sehen wir, wie klein und unbedeutend er ist." Und er hielt ihnen entgegen: „Er viel größer, als

ihr euch vorstellen könnt. Wie groß er ist, das geht eben über unseren Horizont."

Sie sagten: „Dieser Gott weiß nicht, was er will." Und er entgegnete ihnen: „Ach was. Natürlich hat er einen Plan. Ihr kennt ihn nur nicht."

Sie meinten: „Wenn er uns nicht hilft, was sollen wir dann mit ihm?" Und er entgegnete ihnen: „Was fällt euch ein, dass ihr ihn immer nur vor den eigenen Karren spannen wollt und alles davon abhängig macht, was ihr davon habt?"

Ich stelle mir vor, wie die Leute einfach nicht locker ließen und sagten: „Das hätten wir von Gott nicht gedacht. Wir dachten immer, er wäre …" Da ließ er sie gar nicht erst ausreden. Er fiel ihnen ins Wort: „Wie könnt ihr nur annehmen, dass ihr Gott vorschreiben könntet, wie er zu sein hat."

Im 40. Kapitel des Jesajabuches ist festgehalten, wie Jesaja darauf einging. Gehen wir seine Argumentation doch einmal Abschnitt für Abschnitt durch.

Jesaja stellte den Leuten lauter rhetorische Fragen, auf die niemand eine Antwort geben konnte außer Gott. .

Jesaja gab mit seinen Vergleichen und Bildern Auskunft darüber, wie klein die waren, die von sich dachten, sie wären die Größten, und wie groß Gott ist, von dem einige offensichtlich dachten, er wäre bedeutungslos klein. Jesaja degradierte die Wichtigtuer zu kleinen Tropfen am Wassereimer, während Gott für ihn so groß war, das er die ganze Welt samt all ihren Wassern in seiner Handfläche hält.

Dann ging Jesaja darauf ein, wie naiv sich manche Gott vorstellen. Was er sagte, hört sich an, als wollte er sagen: „Was für ein Unsinn die Leute aber auch reden.

Ich habe ihn vor Augen, wie er den Kopf schüttelt angesichts der grenzenlosen Dummheit und Naivität der Leute, mit denen er es zu tun hatte. Wie konnten sie nur so klein von Gott denken.

Aber weil Gott so groß ist, weil er über den Dingen, über allem steht, weil alles, was mit ihm zu tun hat, dermaßen über unseren Horizont geht, schließt er seine Gedanken mit der entscheidenden Frage, die hier als eine Frage steht, die Gott selbst stellt: „Mit wem wollt ihr mich also vergleichen, dem ich gleich sei?"

Von daher finde ich es nur folgerichtig, dass über dieser Rede in der Lutherbibel die Überschrift „Unvergleichlicher Gott" steht. So faszinierend, wie ich das finde – und ich vermute mal, Ihnen und Euch geht es

nicht anders – so sehr macht es mich dann aber auch sprachlos. Warum? Ganz einfach. Wenn etwas unbeschreiblich, unvergleichlich und unbegreiflich ist, dann wird es schwierig, sich darüber zu verständigen.

Denn wie will man von etwas sprechen, was unbeschreiblich ist? Wie will man etwas zeigen, was unvergleichlich ist? Wie will man etwas begreifen, was unbegreiflich ist?

Gott stellt uns mit seiner Frage „Mit wem wollt ihr mich also vergleichen?“ vor so etwas wie ein großes Fragezeichen. So spannend, wie es einerseits ist, so beängstigend ist es andererseits.

Denn was bleibt uns zu denken? Was bleibt uns zu sagen? Wenn Gott doch unbeschreiblich ist.

Die Antwort: Nichts. Wir können im Grunde nichts sagen, rein gar nicht. Er ist eben unbeschreiblich und unvergleichlich.

Ich sehe es Euch und Ihnen an: Das ist nicht nur unbefriedigend. Das ist beunruhigend. Das ist beängstigend. Das ist alles andere als das, was wir erwarten würden.

Und soll‘s das gewesen sein? Nicht ganz. Mir geht es ja wie Euch und Ihnen: Es ist nicht zum Aushalten. Und weil wir das nicht aushalten, behelfen wir uns, indem wir versuchen, das sperrige „Unbegreifliche“ doch irgendwie begreiflich zu machen, indem wir es durch ein weiteres Wort ergänzen, z.B. durch das Wort „schön“. Wenn einer sagt: „Das finde ich unbeschreiblich schön“, dann wissen wir, dass er etwas nicht nur schön, schöner, am schönsten, sondern sogar unbeschreiblich schön findet.

In unserem Zusammenhang ist die Rede vom „unbeschreiblichen Gott“. Die Kombination von Gott mit dem Wort „unbeschreiblich“ löst unsere Probleme aber nicht.

Im Gegenteil: Sie macht sie noch größer. Das ist dann wie in der Mathematik eine Rechnung mit zwei Unbekannten. Unsere Not mit der Frage, wer oder was Gott ist, wird ja dadurch gerade nicht beantwortet, dass wir sagen, er sei unbeschreiblich. Wir verdoppeln damit allenfalls unsere Sprachlosigkeit.

Spätestens jetzt merkt man, dass diese Predigt von der Sache her unbefriedigend bleiben muss. Das muss ich aushalten. Und Sie und Ihr auch.

Natürlich: Die Versuchung ist groß, mit etwas Schönem, Kuschligem oder Tröstlichem zu enden.

Aber das wäre der zentralen Frage „Mit wem wollt ihr mich also vergleichen?“ nicht angemessen.

Und so denke ich mir: Es ist besser, die Predigt mit einer guten Frage, als mit einer schlechten Antwort zu beenden.

Auserwählt

Predigt Jesaja 42, 1-7 am 9. Januar 2022

Ein rätselhafter Text. Auch für die Theologen. Denn wer könnte der Auserwählte Gottes sein, an dem Gott Wohlgefallen hat, dem Gott seinen Geist gegeben hat, der Licht zu den Heiden bringt, der den Blinden die Augen öffnet und die Gefangenen befreien wird, der tröstet und aufrichtet, der für das Recht eintritt und von Gott gehalten wird?

Spricht Jesaja hier von einem Menschen seiner Zeit, von dem man das erhoffte, von einem König vielleicht? Oder spricht er vom Volk Israel, dass als Ganzes Gottes Auserwählter ist? Oder spricht er von einem, der erst noch kommen soll?

Wir wissen es nicht. Es ist nicht eindeutig. Unter Umständen sind diese Worte gerade deshalb so wirkmächtig geworden. Es könnte einer und es könnten viele sein. Wenn doch endlich passierte, was da in Aussicht gestellt wird.

In vielen Filmen und Romanen geht es um den Auserwählten bzw. die Auserwählte, der oder die die eigene Bestimmung, die Welt zu retten, erst realisieren muss. Ich denke da z.B. an Neo im Film Matrix.

Dieser Text wurde natürlich nicht ohne Grund mit Jesus in Zusammenhang gebracht. Vieles von dem, was uns die Evangelien über Jesus berichten, scheint ihn als den auszuweisen, der hier angekündigt wurde.

Den politischen Erwartungen hat er allerdings nicht entsprochen. Er hat Recht und Gerechtigkeit nicht durchsetzen können. Das hat dann auch sein Schicksal besiegelt. So wurde er schließlich selbst ein Opfer der Ungerechtigkeit.

Und doch ist sein Licht nicht erloschen. Es leuchtete im Grunde erst richtig auf, nachdem man ihn gekreuzigt hatte und er durch den Tod zu neuem Leben hindurchgedrungen war. Seitdem ist er als Auferstandener dabei, für Gottes Reich zum Durchbruch zu verhelfen.

Denn der steht noch aus. Es gibt zwar hier und da positive Ansätze. Aber noch hoffen wir, dass nicht nur hier und da bzw. ab und zu Gottes Wille geschieht, sondern immer und überall. Diese Hoffnung dürfen wir unter keinen Umständen aufgeben.

Hören Sie folgenden Bericht eines amerikanischen Pfarrers: Im Versammlungsraum eines Indianerreservats hatten sich die Indianer versammelt, um Weihnachten zu feiern. Ihre Situation war alles andere als freundlich und weihnachtlich. Sie war miserabel. Ihnen war alles genommen, was ihren Stolz und ihre Würde ausgemacht hatte: ihr Land, ihre Arbeit, ihre Lebensmöglichkeiten. Menschenunwürdig konnte man ihr jetziges Leben nur noch bezeichnen.

Ein Pfarrer leitete die Weihnachtsfeier ein. Dann wurden die Lichter ausgemacht. Die Tür öffnete sich. Ein kleines Kind mit einer brennenden Kerze trat ein: „Ich trage das Licht der Gerechtigkeit Gottes in diese Welt", sagte es aufgeregt und leise. Alles schwieg.

Dann setzte auf einmal Gemurmel ein. Unruhig wurde es. Heftig gezischelte Worte waren zu hören. Dann sprang jemand auf, kam aus dem Dunkeln auf das Kind zu und rief: „Es gibt keine Gerechtigkeit auf dieser Welt", und blies die Kerze aus.

Während es immer unruhiger wurde in dem nun wieder völlig dunklen Raum, ging die Tür wieder auf und herein kam ein weiteres Kind, wieder mit einer brennenden Kerze. Es sprach: „Ich trage das Licht der Liebe Gottes in diese Welt."

Dieses Mal sprang sofort eine junge Frau auf und ging mit hastigen Schritten auf das Kind zu, schlug ihm die brennende Kerze aus der Hand und schrie: „Liebe? Das ich nicht lache. Nein. Die einzige Möglichkeit, die wir noch haben, ist der Kampf. Für Liebe ist kein Platz."

Die Frau lief aus dem Versammlungsraum. Der erzitterte, als sie die Tür zuschlug. Wieder war alles dunkel.

Durch die sich öffnende Tür kam wieder ein Kind herein mit einer Kerze, die es mit beiden Händen umfasste. Und in das Schweigen der verängstigten Menschen hinein sagte es mit seiner leisen, aber kräftigen Stimme: „Ich trage das Licht der Hoffnung in diese Welt. Und dieses Licht darf nicht verlöschen, sonst wird es für immer dunkel bleiben."

Soweit diese beeindruckende Geschichte, die natürlich Recht hat: „Das Licht der Hoffnung darf nicht verlöschen, sonst wird es für immer dunkel bleiben." Dem stimmen sicher alle zu.

Und so sagen wir: Am Ende wird alles gut. Und wenn es noch nicht gut ist, ist es noch nicht zu Ende. Wir sehen: Die Hoffnung lebt.

Natürlich kann die Hoffnung enttäuscht werden. Aber ohne Hoffnung wäre es so hoffnungslos, dass es schier nicht zum Aushalten wäre. Wo immer noch ein Funke Hoffnung besteht, sollte wir ihn schützen und

bewahren. Wo zu befürchten ist, dass die Hoffnung erlischt, sollten wir sie neu entfachen.

Deshalb finde ich aus unserem Predigttext den dritten Vers so ermutigend, in dem es heißt: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen." Das sind sehr anschauliche Bilder.

Es geht gerade nicht darum, dem Geknickten den Rest zu geben. Und es ist niemandem geholfen, einem Menschen den letzten Funken Hoffnung zu nehmen.

Im Gegenteil: Vom Auserwählten heißt es bei Jesaja, dass er denen nicht den Rest gibt, die geknickt sind, und dass er ihnen nicht den letzten Funken Hoffnung nimmt.

Er wird aufrichten, die geknickt sind, und die Hoffnung neu entfachen, wo sie zu verlöschen droht.

Für Christus trifft das zu, wie wir als Christen meinen. Er ist in diese Welt gekommen, um geknickten Existenzen aufzuhelfen, um sie wieder aufzurichten. Er ist in die Welt gekommen, um jeden Funken der Liebe, der Hoffnung, des Glaubens, der Gerechtigkeit, der Treue, der Güte, der Gnade ... zu behüten und - wo es sein kann - zu neuem Leben zu erwecken.

Wo wir uns selbst als bedürftig sehen, können wir es dankbar annehmen, dass er uns aufrichten will, wo wir geknickt sind, dass er in uns das Feuer neu entfachen will, wo es nur noch glimmt.

Und dann könnten wir uns wie er anderen zuwenden, um sie aufzurichten, wo sie geknickt sind, um die Freude am Leben neu zu entfachen, wo der Glaube nur noch wie ein glimmender Docht in den letzten Zügen flackert. Jedenfalls sind wir als Christenmenschen auserwählt und berufen genau das zu tun, was Jesaja vom Auserwählten gesagt hat. Denn der glimmende Docht darf nicht verlöschen.

Von daher gilt die Aufforderung, gerade in dieser Zeit zuversichtlich zu bleiben und die Hoffnung nicht aufgeben, uns. Geben wir die Hoffnung nicht auf, dass sich die Dinge zum Guten wenden werden, dass sich Gerechtigkeit und Recht gegen alle Ungerechtigkeit und gegen alles Unrecht durchsetzen werden, dass die Liebe die Lieblosigkeit überwindet, dass Hoffnungslosigkeit durch neue Hoffnung ersetzt wird.

Dafür braucht es Menschen, die sich von Gott inspirieren lassen, Geknicktes wieder aufzurichten und nur noch Glimmendes zu neuem Leben zu entfachen.

Unendlich viele Geknickte und Hoffnungslose warten nur darauf, dass man sie aufrichtet und ihnen Hoffnung gibt. Wir, Du und ich, sind von Gott dazu beauftragt. Du und Sie, wir alle sind auserwählt. Wir Auserwählten müssen nicht auf den einen Auserwählten warten.

Wem dafür die Augen geöffnet wurden, dem sollte es keine Frage sein, nach Kräften zu helfen, die wieder aufzurichten, die geknickt sind, und denen Hoffnung zu schenken, die ohne Perspektive sind. Seid, was Ihr seid: Auserwählte Gottes.

Du bist mein – ich bin dein

Predigt zu Jesaja 43, 1-2+4 am 15. Juli 2007

Der Prophet macht kenntlich, dass es sich dabei um Worte handelt, die Gott durch ihn sagen lässt. Auch wenn diese Worte ursprünglich dem Volk Gottes als Ganzem galten, gehen wir nicht fehl in der Annahme, dass sie gleichzeitig jedem einzelnen Menschen gelten, also auch Ihnen und dir und mir. Deshalb bitte ich Sie und dich, jedes dieser Worte so zu hören, als wäre es uns ganz persönlich gesagt.

Vermutlich kennen Sie diese Worte ja schon. Und sicher haben Sie schon einiges dazu gehört und gelesen oder sich in stillen Stunden gedacht.

Das ist gut so. Man kann diese Worte gar nicht oft genug anschauen, um zu verinnerlichen, was sie an Schätzen in sich tragen. Denn gerade diese Worte passen fast immer. Da wird zunächst gewissermaßen in der Einleitung, die hier nicht abgedruckt ist, von Gott als dem gesprochen, „der dich geschaffen hat".

Allein darüber könnten wir uns nun stundenlang Gedanken machen. Was heißt das eigentlich, dass jede und jeder von uns von Gott gewollt ist, dass wir ein Teil der guten Schöpfung Gottes sind.

Denn hat Gott nicht über dem, was er geschaffen hat, immer wieder gesagt: „Siehe, es war alles sehr gut." Mögen wir das mit Blick auf uns selbst bestätigen? Er hat uns geschaffen, er hat uns auf den Weg gebracht. Er hat unserem Leben Sinn und Richtung gegeben - ob wir das nun immer merken oder nicht.

Aber anstatt nun davon auszugehen, dass alles gut ist bzw. gut wird, fürchten wir uns. Kein Wunder: Wir haben viele Gründe, uns zu fürchten – nicht nur angesichts der großen Katastrophen dieser Welt, sondern auch angesichts der kleinen Katastrophen, die uns getroffen haben

oder treffen könnten.

Oft genug scheint unsere Furcht grundlos zu sein - und doch ist sie da und niemand kann sie uns nehmen. So scheint es zumindest. Das ist schrecklich, wenn man seine Furcht nicht loswird, wenn man nicht weiß, wie man sie überwinden kann.

Gerade deshalb tut es uns so gut, dass wir gesagt bekommen: „Fürchte dich nicht" - so heißt es hier ja in Gottes Versprechen. Damit wird nicht gesagt, dass Gott beseitigen wird, was uns das Fürchten lehrt. Es hier auch nicht versprochen, dass wir vor der Furcht bewahrt bleiben. Nein. Hier wird nur aufgefordert, der Furcht, die da ist, keinen Raum zu geben.

Und warum sollte man sich nicht fürchten? Gott sagt doch: „Ich habe dich erlöst." Unser Blick wird von dem, was uns Furcht einflößt, weggelenkt. Wir werden auf etwas hingewiesen, was größer und mächtiger ist als das, was uns zittern lässt.

Was hilft es auch, wie das Kaninchen gebannt auf das zu starren, was uns zittern lässt. Wir können uns von dem abwenden, was uns Angst macht. Und wir könnten uns dem zuwenden, der uns helfen kann, der größer ist, als das, was uns Angst macht. Da wir uns nicht an den eigenen Haaren aus dem Sumpf unserer Furcht ziehen können, sind wir gut beraten, uns von ihm helfen zu lassen. Wo es uns gelingt, darauf zu vertrauen, sind wir bereits auf dem Weg aus der Furcht heraus.

„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen" Also: Er meint wirklich jeden von uns: Sie und mich. Wir sind ihm persönlich bekannt, sogar mit Namen. Und ihm ist nicht nur unser Name bekannt, sondern auch, wie es uns heute geht. Wie gut, dass er uns kennt. Wie gut, dass er uns immer wieder mit Namen ruft.

Und wenn uns sein Ruf erreicht, dann vergewissert er uns: „Du bist mein". Hier ist kein Besitzanspruch formuliert, sondern so etwas wie eine Liebeserklärung. So wie Liebende einander sagen: „Du bist mein" bzw. „Ich bin dein", so spricht Gott uns an, so können wir ihn ansprechen. Von ihm her gehören wir zusammen – für immer. Nichts und niemand soll uns voneinander trennen können.

Ich hoffe und wünsche Ihnen und mir, dass wir gerade in den Momenten, in denen uns Furcht befällt, wissen, wohin wir gehören, wohin wir uns wenden können.

Zwei Beispiele werden genannt: „Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen sollen; und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich

nicht versengen.“

Selbst dann, wenn uns das Wasser bis zum Hals steht und wir fast ertrinken, selbst dann, wenn wir wie durchs Feuer gehen und geläutert werden – dürfen wir wissen: „Ich bin bei dir. Ich verlasse dich nicht. Ich begleite dich.“

Er sagt nicht: „Ich regle das schon für dich.“ Er sagt auch nicht: „Ich werde dafür sorgen, dass dir alle unbequemen und gefährlichen Wege erspart bleiben.“ Nein. Aber er sagt: „Selbst wenn ihr solche Wege gehen müsst, bin ich bei euch, an eurer Seite.“

Und warum tut er das alles für uns? Er sagt: „Weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe.“

Was für eine Wertschätzung. Was für eine Liebeserklärung. Wer wollte darauf verzichten? Wie ein Liebender sich für eine Geliebte, wie sich eine Liebende für ihren Geliebten entschieden hat, so spricht Gott. Er spricht wie einer, der sich zur bedingungslosen Liebe entschieden hat, wie einer, der ohne das geliebte Gegenüber einfach nicht mehr sein will.

Lust auf Neues

Predigt zu Jesaja 43,19a am 31. Januar 2007

Die Jahreslosung für das zu Ende gehende Jahr lautete: „Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr’s denn nicht?“ Was ist daraus geworden? Was war das Neue im vergangenen Jahr? Was ist gewachsen? Was gilt es zu erkennen?

Dazu ist es sicher nötig, das zu Ende gehende Jahr noch einmal Revue passieren zu lassen, es gewissermaßen ganz behutsam aufzunehmen und anzuschauen. Wie war das? Und lässt sich etwas Neues entdecken, wenn man genauer hinschaut?

Das muss ja gar nichts Großes sein. Vielleicht war es nur ein kleines Pflänzchen. Vielleicht nicht einmal das. Vielleicht ahnt man, dass gerade etwas im Entstehen ist. Denken Sie nur daran, wie es ist, wenn im Frühjahr die Erde ein wenig aufbricht, weil darunter ein Samen gekeimt hat und dabei ist, die darüber liegende Erde zu durchbrechen.

Oder denken Sie daran, wie etwas kaum merklich gewachsen ist. Man sieht es jeden Tag – und merkt nicht, wie es gewachsen ist, wie es sich verändert hat.

Man muss sich wohl schon einen Moment Zeit nehmen, um auch zu sehen, dass sich etwas verändert hat und was sich verändert hat. Man ahnt es ja. Und doch sieht man es nicht immer gleich.

Hier ist jetzt nicht der Ort, um voreinander auszubreiten, was sich in meinem oder Ihrem Leben verändert hat und an Neuem hinzugekommen ist. Jeder und jede hat das für sich im Blick. Wie immer es war: Das Leben blieb nicht stehen. Es veränderte sich. So war es 2007. Und so wird es auch die kommenden Jahre sein.

Ich weiß: Das ist nicht nur schön. Es gibt viele, die vor Neuem, vor Veränderungen Angst haben, vor allem dann, wenn die Neuerungen – wie man so sagt – Verschlechterungen mit sich bringen.

Denn das, was neu ist, ist ja keineswegs immer eine Verbesserung. Was ist, wenn sich die Arbeitsbedingungen ändern? Wenn es weniger Lohn und mehr Arbeit gibt? Was ist, wenn es gesundheitlich nicht mehr so gut geht?

Die Verheißung, dass etwas anders und neu in unserem Leben werden soll, gilt dennoch – unabhängig davon, wie alt wir sind oder wie es uns gerade geht.

Natürlich sehen die Veränderungen im Leben eines älteren Menschen anders aus als im Leben eines jüngeren Menschen. Und sie lösen gemischte Gefühle aus. Je tiefer die Veränderungen gehen, mit denen wir konfrontiert werden, desto größer ist die Angst davor.

Aber trotzdem will Gott Neues schaffen. Und er will es nicht nur. Er tut es auch. Und das ist hier positiv gemeint. Auch wenn das Neue nicht immer schon deshalb gut ist, weil es neu ist. Hier ist es positiv gemeint.

Deshalb heißt es ja: „Jetzt wächst es auf, erkennt ihr’s denn nicht?“ Es kommt offensichtlich auch darauf an, das jeweils Neue wahrzunehmen. Und das ist nicht leicht.

Oft wäre uns vermutlich lieber, es würde alles so bleiben, wie es ist. Das gilt für unser ganz persönliches, für unser privates Leben vermutlich genauso, wie für das kirchliche und öffentliche Leben.

Wenn die Leute sagen: „Früher war alles besser“, dann bringen sie damit zum Ausdruck, dass sie nichts von Veränderungen halten. Und so bleibt viel zu viel weitgehend so, wie es schon immer war. Das ist nicht gut.

Sören Kierkegaard, ein Theologe aus dem 19. Jahrhundert, hat der Kirche vorgeworfen, sie wäre viel zu sehr der Gewohnheit und Tradition verhaftet – und von daher eben nicht offen für Neues.

Er brachte seine kritische Sicht der Kirche einmal mit folgenden Bild zum Ausdruck: „Die Christen leben wie Gänse auf einem Hof. An jedem siebten Tag wird eine Parade abgehalten, und der beredsamste Gänserich steht auf dem Zaun und schnattert über das Wunder der Gänse, erzählt von den Taten der Vorfahren, die einst zu fliegen wagten und lobt die Gnade und Barmherzigkeit des Schöpfers, der den Gänsen Flügel und den Instinkt zum Fliegen gab. Die Gänse sind tief gerührt, senken in Ergriffenheit die Köpfe und loben die Predigt und den beredten Gänserich. Aber das ist auch alles. Eines tun sie nicht - sie fliegen nicht, denn das Korn ist gut und der Hof sicher."

Tatsächlich - so kommt es einem manchmal in der Kirche vor. Immer ist von der Vergangenheit die Rede: von Mose und Jesaja, von Jesus und den Aposteln. Doch das scheint sehr weit weg, und die Frage liegt nahe: Was hat das alles mit uns zu tun? Haben die Geschichten der Bibel irgendeine Bedeutung für uns heute?

Der Prophet Jesaja, der die Worte unserer Jahreslosung formuliert hat, lebte in einer ganz ähnlichen Situation. Die Menschen, mit denen er es zu tun hatte, erinnerten sich immer wieder an die Ereignisse alter Zeiten.

Und in dies wehmütige Erinnern sagte er: Denkt nicht immer nur an früher. Denn Gott sagt: „Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?" Und er meinte: Es ist an der Zeit, das Alte hinter sich zu lassen und sich auf etwas Neues einzulassen.

Und wir: Sind wir nur ein Verein zur Bewahrung der Vergangenheit, ein historischer Club, eine Gruppe zur Pflege alten Brauchtums? Wenn wir den Worten hier glauben, können wir davon ausgehen, dass Neues möglich ist, dass nichts so bleiben muss, wie es ist.

Sicher: Es bleibt immer ein Wagnis, wo wir uns auf Neues einlassen und das Vertraute und Altbewährte verlassen. Aber mit diesen Worten der Jahreslosung hier macht Jesaja uns Mut, nicht zu sehr am Alten zu hängen. Wir dürfen davon ausgehen, dass Gott nicht nur bei den Menschen der Bibel war, sondern dass er auch in unserem Leben dabei ist.

Und so ermutigt er uns, das Neue zu sehen, aufzubrechen, den Gänsehof zu verlassen und Neues zu wagen. Er sagt uns: „Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?"

Ich wünsche Ihnen auch über das zu Ende gehende Jahr hinaus, dass ihr Leben grün und spannend bleibt, dass es Ihnen gelingt, immer wieder Neues und Schönes zu entdecken. Bleiben sie neugierig auf das Neue in Ihrem Leben, das Gott Ihnen zuwachsen lässt.

Gott zuwenden

Predigt zu Jesaja 45, 22 am 31. Dezember 1994

Geht Ihnen das auch so, dass der Jahreswechsel für Sie eine Zeit ganz besonderer Besinnlichkeit ist? So über's Jahr an Sylvester oder Neujahr wird man doch nachdenklich. Was brachte das vergangene Jahr? Was wird wohl das neue Jahr mit sich bringen?

Manch einer blättert bei seiner Rückschau den alten Kalender durch, schaut die Termine noch einmal durch, ruft sich diese oder jede Begebenheit in Erinnerung.

So um diese Zeit werden auch die neuen Kalender so richtig in Gebrauch genommen, Termine und Geburtstage übertragen, Planungen vorangetrieben.

Wenn man so zurückschaut und sich bewusst wird, was gut gelaufen ist, dann nimmt man sich vor, es im neuen Jahr möglichst ähnlich gut zu machen.

Und wo man sich dessen bewusst wird, was daneben ging, was nicht so gut lief, da nimmt sich vor, es im neuen Jahr besser zu machen.

Es ist die Zeit der guten Vorsätze: Eine will das Rauchen aufgeben, ein anderer will sich mehr Zeit für die Familie nehmen, wiederum eine andere mal etwas sportliche Betätigung angehen von wegen der Pfunde und des allgemeinen Wohlbefindens und noch andere wollen sich beruflich neu orientieren.

In dieser Zeit um die Jahreswende sind viele in so einer Stimmung, vieles im Leben in Zukunft ganz anders und vor allem besser machen zu wollen. Viele sind geradezu bereit, ihrem Leben eine neue Wende zu geben. Das neue Jahr wirkt so frisch und einladend, dass es doch ein Leichtes sein sollte, den Vorsätzen die Tat folgen zu lassen.

Manchmal gelingt dies ja auch. Aber meistens stellt sich schon bald die Ernüchterung ein, dass sich so schnell nichts ändern lässt und dass die guten Vorsätze schnell in Vergessenheit geraten. Es bleibt alles beim Alten.

Sicher: Das ist enttäuschend. Aber gleichzeitig hilft es doch, realistisch zu sein. Man muss nicht immer gleich die ganze Welt verändern wollen. In der Regel reicht es - und auch das ist schwer genug, wenn man sich einen kleinen Schritt auf dem Weg in eine neue Richtung vornimmt.

Auch wenn es einem nicht gelingt, dem Leben eine neue Richtung zu geben, ist es nicht umsonst gewesen, einmal innezuhalten, ein wenig Bilanz zu ziehen, zurückzublicken und vorauszuschauen.

So Bilanz zu ziehen, gibt uns Aufschluss darüber, wo wir gerade stehen. Es vertieft unser Einblick in das, was wir tun bzw. was wir lassen. Es kann doch nur weiterhelfen und Klarheit ins Leben bringen, wenn man sich immer wieder mal fragt: „In welche Richtung soll mein Leben gehen? Wie ist es bisher verlaufen?“ Für solches Fragen scheint die Zeit der Jahreswende bestens geeignet zu sein.

Wenn man so am Überlegen ist, wo und wie es weitergehen kann, wünscht man sich hier und da einen Wegweiser, der einem sagt: „Hier bist du auf dem richtigen Weg“ oder „Hier geht es lang“

Die Jahreslosung für 1995 könnte uns so ein Wegweiser sein. Sie beginnt mit den Worten: „Wendet euch zu mir!“ Gott selbst sagt: „Wendet euch zu mir!“

Dieser Aufruf zur Wende entspricht einem Kommando beim Segeln: „Klar zur Wende!“ Es geht bei der Wende des Seglers ja darum, das Ruder wieder einmal herumzureißen. Verpasst der Segler die Wende, driftet er immer mehr von seinem Ziel ab. Nur durch ständiges Wenden, nur durch ständige Kurskorrektur gelingt es, auch gegen den Wind voranzukommen. Es erfordert Aufmerksamkeit und Konzentration, wenn man dem Ziel näher kommen will.

In der Jahreslosung begegnet uns nun kein Kommando, sondern Gottes Bitte: „Wendet euch mir zu“. Diese Bitte, dass wir uns ihm zuwenden, erneut zuwenden, immer wieder zuwenden, unterstellt uns – aber völlig zu Recht - , dass wir wie von allein auch immer wieder abdriften, dass wir ihn immer wieder aus den Augen verlieren.

Ihn aus den Augen verlieren und abdriften, das kennen wir. Und da ist es gut, wenn man so vor sich hinträumt, ohne zu merken, dass man abdriftet, wenn man angesprochen wird, wenn man aufwacht und wenn man sich neu auf Kurs bringen kann.

Wenn Gott uns mit dieser Jahreslosung einlädt, dass wir uns ihm zuwenden, erneut zuwenden, wieder zuwenden, immer wieder zuwenden, dann stellt sich ja nicht nur die Frage, wie das geht.

Zunächst stellt sich die Frage, wie es mir geht, wo ich stehe, wohin mich mein Weg führt, auf welchem Kurs ich bin. Wie geht es mir eigentlich? Und da ich das niemandem sagen muss, wenn ich mich das mal selbst frage, könnte ich mir ja auch eine ehrliche Antwort geben.

Vielleicht stellt sich bei unserer Bilanz, bei unser Kursbestimmung heraus, dass wir mehr abgedriftet sind, als wir gedacht hätten, dass wir im Grunde ziemlich ziel- und orientierungslos dahintreiben.

Von daher kann uns die auffordernde Bitte „Wendet euch zu mir“ nur helfen, Gott nicht aus den Augen zu verlieren. Diese Einladung „Wendet euch zu mir“ steuert der latenten Gottlosigkeit unseres Lebens entgegen. Sich immer wieder neu ihm zuwenden, um nicht abzudriften, um auf Kurs zu bleiben, das ist die Rettung.

Dementsprechend heißt es in der Jahreslosung weiter: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr gerettet, aller Welt Enden.“ Niemand ist außen vor. Alle sind gemeint, alle eingeladen. Nicht nur das Schiff meines Lebens, nicht nur das Schiff, das sich Gemeinde nennt, alle Welt möge sich ihm zuwenden, sich an ihm orientieren, den Kurs bestimmen.

„Denn ich bin Gott und sonst keiner mehr.“ Nicht irgendwohin sollen wir uns wenden, sondern zu dem, der unser Leben begründet. Das in diesem Zusammenhang das erste Gebot anklingt, kommt nicht von ungefähr.

Denn wem oder was wenden wir uns nicht alles zu? Unsere Aufmerksamkeit wendet sich den vielen Dingen unseres Alltags zu. In allem Möglichen suchen wir unser Glück und Sinn fürs Leben. So vielem im Leben widmen wir Zeit und Kraft.

Mit der Jahreslosung bringt sich Gott selbst in Erinnerung als der, der unser Gott ist und sein will. Es hat das erste Gebot etwas Absolutes. Der Schluss klingt fast ein wenig eifersüchtig „Ich bin Gott - und sonst keiner mehr.“ Gott weiß, dass es für uns gut ist, wenn wir ihm treu sind.

Die Jahreslosung ist eine Herausforderung, die für sich allein betrachtet, manchen überfordern könnte, wenn nicht, ja wenn nicht aller Herausforderung eine Vorgabe vorausginge.

In diesem Fall geht der auffordernden Bitte „Wendet euch zu mir“ das Versprechen voraus: „Ich wende mich euch zu.“ Und ist es nicht so: Wir erfahren Gottes Zuwendung tagtäglich.

„Wendet euch zu mir“ lädt ein, sich dem zuzuwenden, dem wir unser Leben verdanken. Seine Zuwendung geht unserer Zuwendung voraus. Eigentlich lädt Gott uns durch die Jahreslosung ein: „Wendet euch zu mir, um meine Zuwendung zu erfahren.“ Und wenn wir uns fragen, wie das denn praktisch geht, wohin wir uns denn wenden sollen, wenn wir uns Gott zuwenden wollen, dann braucht nun nicht etwa alles anders zu werden.

Es müsste neben allem Rückblick in die Vergangenheit und neben allem Einblick in die Gegenwart und neben allem Vorausblick in die Zukunft eben auch der Durchblick dafür hinzukommen, dass - wohin ich mich auch wende - Gott sich mir zuwendet.

In aller Rückschau oder bei aller Vorausschau eben in allem und durch alles hindurch ihn schauen, sich ihm zuwenden bzw. zuwenden wollen. Das ist gemeint, wenn es heißt: „Wendet euch zu mir."

Das verändert die Rückschau. Denn ich bleibe nicht bei den Äußerlichkeiten und an der Oberfläche meines Lebens, sondern schaue aus nach dem, wo ich Gottes Spuren in meinem Leben finden kann, schaue aus nach ihm.

Das verändert auch meine Vorausschau, meine Aussichten. Denn auf mein Leben fällt doch ein anderes Licht, wenn ich mich zugleich dieser Welt und ihm, dem unsichtbaren Grund dieser Welt zuwende.

Dabei kommt es weniger auf die perfekte Schau an, als vielmehr auf den Versuch. Denn wer sucht, der findet. Und wer sich ihm zuwendet, erfährt die Zuwendung Gottes.

Nun denn: „Wendet euch zu ihm, so werdet ihr gerettet, aller Welt Enden. Denn er ist Gott und sonst keiner mehr."

Vergeblich, umsonst, nutzlos

Predigt zu Jesaja 49, 1-6 am 25. September 1988

Vergeblich, umsonst, nutzlos! Wie gut wir das kennen, was der Prophet Jesaja da sagt. Wer von uns hätte nicht schon solche Momente hinter sich, wo es hieß: Vergeblich, umsonst, nutzlos!

Nicht wahr, ich brauche das nicht weiter auszuführen. Jeder hat aus dem eigenen Leben und aus dem Leben anderer genügend Beispiele vor Augen, wie das ist mit dem Scheitern, z.B. bei der Arbeit, in Ehe und Partnerschaft, in der Erziehung der Kinder. Jeder von uns ist schon gescheitert. Und jeder weiß, wie bitter es ist, sich einzugestehen: vergeblich, umsonst, nutzlos.

Das ist ja aber auch kein Wunder in einer Welt wie der unseren, in der nur die Höchstleistung bewundert wird. Bei den Olympischen Spielen wird das immer wieder deutlich. Nur wer die Goldmedaille holt, wird gefeiert. Bei Silber und Bronze geben sich die Fans schon enttäuscht. Und wird einer gar nur Fünfter, Achtzehnter oder Einundfünfzigster, hat er versagt. So einfach und brutal ist das. Und der Sportler

sagt sich unter Umständen, was andere angesichts seiner Platzierung sagen: Vergeblich umsonst, nutzlos!

Was für ein Unsinn! Ist es nicht eine tolle Leistung, überhaupt bei Olympia dabei sein zu können und damit schon zu den Besten zu gehören? Natürlich ist das großartig! Das Problem ist nur unser Größenwahn. Es zählen halt nur die Besten, die Ersten, die Größten, die Schönsten, die Intelligentesten, die Geschicktesten...

Das ist ein geradezu mörderischer Erfolgsruck, der auf allen lastet. Und dabei hat unsere Leistungsgesellschaft nichts übrig für die, die nichts bringen. Dabei gehen alle zugrunde, die Erfolgreichen wie die in diesem System Erfolglosen. Und weil wir unsere Ansprüche an uns selbst und andere meistens viel zu hoch ansetzen, kommt es ein ums andere Mal zum Frust: „Vergeblich, umsonst, nutzlos!"

Und manch ein Mensch in unserer Stadt hält das einfach nicht mehr aus. Viele werden krank an Leib und Seele. Manche machen mit ihrem Leben sogar Schluss, weil sie es nicht mehr aushalten, dieses ewige „Vergeblich und Umsonst".

Wie gut wir das kennen, was Jesaja damals sagte: Was kann nun passieren? Was kann helfen in solchen Momenten des Scheiterns?

Nun sagen Sie bitte nicht gleich: Der Glaube, Gott... Natürlich: Im Grunde haben Sie damit Recht. Denn es ist unser Gott, dem wir vertrauen, der denen helfen kann, die gescheitert sind.

Und doch: Was hilft es dem Menschen in seiner Not, wenn er gescheitert ist, der in dem Gefühl „vergeblich, umsonst!" lebt, was hilft es ihm zu sagen: „Gott hilft dir. Glaube nur."

Bürdet man einem Gescheiterten damit nicht eine weitre Last auf, nämlich die, dass er nun auch noch etwas glauben soll, dass er die Leistung des Glaubens zu erbringen hat – wo er doch völlig daniederliegt.

Vielleicht gerät Gott und der Glaube in solch einem Moment mit hinein in den Strudel, der alles nach unten zieht. Dann wird alles nur noch schlimmer.

Sollen wir den Betrübten denn nicht das Evangelium, die frohe Botschaft sagen? – Doch. Doch. Wenn es denn für den Gescheiterten eine ist. Nur manchmal ist die Botschaft von Gott eben nicht die notwendige frohe Botschaft, sondern eher das Gegenteil. So erging es nämlich Jesaja. Er war ja nicht in irgendeinem Punkt des Lebens gescheitert. Er ging bei ihm um viel mehr.

Gott hatte ihn zum Propheten berufen und zu ihm gesagt: „Du bist mein Knecht, an dem ich meine Herrlichkeit zeigen will."

Aber das war nicht gelungen und Jesaja zog traurig Bilanz über sein Leben: „Vergeblich, umsonst“. Jesaja fühlte sich gescheitert – auf ganzer Linie, und sein Glaube konnte ihm dabei nicht helfen. Umgekehrt: Sein Glaube hatte ihn allererst in dieses Scheitern geführt.

Jesaja hat sich dann – wie viele heute auch – sein Scheitern als eigene Schuld und eigenes Versagen angekreidet. Und er war dabei, sich dafür vor Gott selbst zu verklagen.

Und doch lag in diesem Scheitern ein Segen, die Chance für einen Neuanfang. Gerade in seinem Tief erfuhr Jesaja Gottes Nähe ganz neu. In dieser Lage hörte er Gottes Stimme wieder neu, die ihm gerade angesichts seines Scheiterns sagte: „Ich mache dich zum Licht für die Völker, damit mein Heil bis ans Ende der Erde reicht.“ Und das war nun wirklich eine frohe Botschaft für Jesaja. Obwohl er versagt hatte, wie er meinte, obwohl er sich im größten Tief befand, was er sich vorstellen konnte – gerade so als Gescheiterter sollte er Licht für die Völker sein.

Unvorstellbar wunderbare frohe Botschaft. Er sollte das Licht nicht bringen oder gar durch besondere Leistungen erbringen – nein, er sollte, so wie er war, mit seinen Worten und Taten, mit seinem Leben, seinem Dasein das Licht sein.

Und so wurde durch Gottes Wort der gescheiterte Jesaja neu zu einem Licht für all jene, die wir Jesaja gescheitert waren. Und wer wäre das nicht?

Der Gescheiterte, der selbst am Ende war, der von sich sagte: „Vergeblich habe ich mich gemüht, umsonst habe ich mich eingesetzt“ – er wird durch Gott ein Licht. Durch ihn, den Gescheiterten breitet Gott sein Heil aus.

An wen erinnert Sie das? An Jesus? War er nicht auch so einer, der zunächst gescheitert schien, weil die Menschen die Liebe Gottes, wie er sie in die Welt brachte, ablehnten und ihn töteten. War er es nicht, der sein Gefühl, gescheitert zu sein, am Kreuz hinausschrie mit den Worten: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen.“

Und doch hat Gott das, was als Scheitern erschien, zu Heil und Segen werden lassen. Und mit Generationen von Christen vor uns sehen wir in dem zunächst gescheiterten Jesus Christus das Licht der Welt, das Licht aller Menschen.

Und ist das Kreuz nicht eigentlich ein Zeichen des Scheiterns? Und doch ist der Gescheiterte am Kreuz zum Licht der Welt geworden. So macht uns das Kreuz Mut, zu unserem Scheitern zu stehen und im eigenen Scheiten und durch das eigene Scheitern hindurch immer wieder neu das Leben zu entdecken.

So ist unser Scheitern nicht mehr etwas, das wir beschämt verbergen müssen. Es gehört zu unserem Leben, zu unserem Christsein hinzu. Wie sollte es überhaupt anders sein.

Wenn wir Christen sind, wenn wir im Zeichen des Kreuzes leben, wenn wir Anhänger eines Gescheiterten sind, muss das Scheitern einen Platz in unserem Leben haben.

Wie gefällt Ihnen das, eine Gemeinde der Gescheiterten zu sein und einen Gescheiterten zum Herrn zu haben? Sie haben zwei Möglichkeiten:

Entweder, dass ist Ihnen nun alles zu viel und allmählich zu dumm, weil Sie weder zu den Gescheiterten gehören wollen noch sich eingestehen mögen, dass auch Sie scheitern. Oder rechnen Sie sich sicher lieber zu der Kirche, die groß und mächtig erscheint, obwohl sich die Stimmen derer mehren, die dieser Kirche bescheinigen: „Vergeblich, umsonst, nutzlos.“

Und wenn es Ihnen nicht anstößig ist, als Gescheiterter zu einer Kirche der Gescheiterten zu gehören, werden Sie es sicher wie ich als große Entlastung erfahren, dass Sie trotzdem zu Jesus Christus gehören dürfen.

Dann haben Sie vielleicht wie ich erfahren, dass unser Gott etwas mit unserem Scheitern zu tun hat. Dann haben Sie vielleicht wie ich erfahren, dass Gott uns im Gekreuzigten sein Heil nahebringt, dass wir ihn nirgends so sehr erfahren können wie gerade dort, wo wir selbst am Ende sind.

Vielleicht haben wir, hat unsere Kirche noch eine Chance, wenn sie nicht großherrlich ist, sondern das eigene Scheitern und Versagen bekennt und mit Gottes Hilfe als Kirche das Licht der Welt ist.

Es tut gut, sich wie Jesaja einzugestehen „Vergeblich, umsonst“. Und doch kann aus uns, unserer Kirche das Licht werden, das anderen helfen soll, die gescheitert sind, und nicht ein noch aus wissen.

Ich will meine Predigt mit einem Bild auf den Punkt und zu Ende bringen. Seit Urzeiten besteht in uns Menschen die Vorstellung, wir müssten über viele Stufen eine lange Treppe emporklimmen, um zu Gott zu gelangen. Und wir mühen uns trotz der Rückschläge, trotz unseres Scheiterns redlich, die Treppe zu Gott emporzuklettern, indem wir je auf unsere eigene Weise fromm leben Gutes tun.

Und doch werden viele, die auf solche einer Treppe zu Gott gelangen möchten, das Gefühl nicht los, dort oben nie anzukommen. Und auch dann heißt es: „Vergeblich, umsonst, nutzlos!“ Gescheitert.

Jesaja und Jesus haben uns gezeigt, dass wir unsinnigerweise versuchen eine Abwärtstreppe hinaufzugehen. Weil Gott die Treppe heruntergekommen ist, weil er selbst gescheiterter, gekreuzigter Mensch wurde, ist er nicht irgendwo da oben zu finden und zu erfahren.

Im Kreuz, im Scheitern, noch bevor die erste Stufe der unendlichen Himmelsleiter erklommen ist – ist Gott uns bereits nah. Noch näher kann er uns nicht sein.

Jesaja und Jesus sind für uns, die wir immer wieder – auch im Glauben – scheitern, Licht der Hoffnung, dass Gott uns trotzdem und gerade dann nahe ist und annimmt, wenn wir scheitern.

Wie eine Mutter

Predigt zu Jesaja 49, 13-16 am 30. Dezember 2007

Der Prophet Jesaja richtete sich mit diesen Worten an Menschen, die fern der Heimat waren. Sie waren verschleppt worden. Die Lage, in der sie sich befanden, war eine einzige Anfechtung für ihren Glauben. Wie hatte es ihr Gott nur zulassen können, dass es dazu gekommen war?

Wir kennen diese Art zu fragen. Auch heute fragen sich Menschen angesichts ihrer Nöte und Schicksale immer wieder: Wie kann Gott nur zulassen, dass es uns, dass es anderen so schlecht geht?

Jesaja selbst befand sich ebenfalls unter den Verschleppten. Einerseits teilte er ihr Schicksal. Andererseits wusste er sich von Gott beauftragt, den Verzweifelten unter ihnen Mut zu machen und ihren Blick in eine Zukunft zu lenken, die zum Jubel Anlass geben würde.

Aber soweit war es noch nicht. Bei Leibe nicht. Viele waren der Meinung: „Der Herr hat uns verlassen. Er hat uns vergessen!“

Wer ähnliches erlebt hat, welch schreckliches Gefühl das ist, wenn man denkt, man wäre von Gott und aller Welt verlassen und „mutterseelenallein“. Wer sich so fühlt, braucht dringend Hilfe. Genau darum ging es Jesaja.

Auch wenn es die Verschleppten noch nicht sehen, noch nicht wahrnehmen konnten, es bestand Grund zur Freude, ja sogar zum Jubel. Und weil sich die Verschleppten noch nicht freuen konnten, fordert Jesaja Himmel und Erde auf, sich stellvertretend für die noch Traurigen zu freuen.

Warum? Ja weil absehbar war, dass der Herr sich seines Volkes erbarmen würde. Darüber bestand doch gar kein Zweifel. Es war doch alles nur eine Frage der Zeit. Dessen war sich Jesaja gewiss. Er hatte sich doch immer als treu erwiesen und ihnen in allen Nöten beigestanden und geholfen.

In den Worten des Propheten Jesaja vergleicht sich Gott mit einer Mutter, einer guten Mutter natürlich, einer, die ihre Kinder nicht vergisst, sondern für sie alles, aber auch alles tut.

Natürlich gibt es auch Rabenmütter, Mütter, die ihre Kinder vergessen, verhungern lassen oder gar umbringen. Gerade in den letzten Jahren wird da ja mitunter Schreckliches in den Medien berichtet.

Aber der Normalfall ist ein anderer, der nämlich, dass eine Mutter für ihr Kind sorgt und nie aufhört, es zu lieben. Wie eine Mutter ihr Kind vor der Geburt unter dem Herzen trägt, so trägt sie es danach im Herzen. Sie leidet mit ihrem Kind, wenn es leidet. Sie freut sich mit ihrem Kind, wenn es sich freut. So ist ihr Ergehen für immer mit dem Ergehen ihres Kindes verbunden.

Gott jedenfalls will so eine Mutter für ihre Kinder sein, eine Mutter, die ihre Kinder eben nicht verlässt, sondern bei ihnen ist und sich um sie kümmert, eine Mutter, die ihre Kinder im Herzen trägt, die sich mit ihnen freut und mit ihnen leidet.

Ganz im Sinne dieser Stelle heißt es bei Jesaja (Kapitel 66,13) in einem anderen Kapitel: „Ich will euch trösten, wie eine Mutter dies tut.“

Nun ist der Trost im biblischen Sprachgebrauch nicht nur das, was schnell zur Vertröstung werden kann. Trost meint ein die Not wendendes Eingreifen Gottes. Wenn z.B. die Mutter das weinende Kind auf den Arm nimmt, macht das den Sturz und die Verletzung zwar nicht ungeschehen. Aber es stillt den Schmerz. Getröstet durch die Erfahrung der nahen Mutter hört das Kind auf zu weinen.

Immer wieder hat Gott seine Kinder getröstet, wie eine Mutter dies tut. Die Erinnerung an Momente des Trostes soll die Aufmerksamkeit der Verzweifelten auf eine Zukunft lenken, in der sie getröstet der Not gedenken, in der sie sich gerade befinden.

Mit einer Redewendung unserer Tage hätte Jesaja auch sagen können: „Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.“ Dadurch war nicht gleich alles anders. Die Not war nicht auf einmal aufgehoben. Und doch fiel von seinen Worten her ein neues Licht auf die ausweglos erscheinende Lage.

Was auch geschehen war und was auch geschehen würde - diese

Worte machten deutlich, dass all dies nichts an der Tatsache ändern konnte, dass Gott und die Seinen bzw. die Ihren zueinander gehörten. Wie gut.

Von daher war Jesajas Aufforderung, in den Jubel einzustimmen, schließlich auch für die akzeptabel, denen zunächst nicht nach Jubel zumute war.

Wie zur Bekräftigung heißt es dann: „In die Hände habe ich dich gezeichnet. Deine Mauern sind stets vor meinen Augen." Was hier bildhaft gesagt wird, ist deutlich: Was an Linien in die Handflächen eingezeichnet ist, ist für immer drin. SIE hat ihre Kinder für immer im Blick. Unauslöschlich eingeprägt.

Uns geht es doch ganz ähnlich: Was uns wichtig ist, wir nicht vergessen wollen, dass schreiben sich manche von uns in die Handfläche. Dann denkt man ganz bestimmt dran.

Soweit zu Jesajas Worten von damals. Nun stellt sich natürlich die Frage, was das mit uns zu tun hat? Zweierlei ist mir dazu wichtig geworden:

Erstens: Auch wir befinden uns immer wieder in Situationen, in denen es uns so geht, wie denen damals. Wir kennen das beklemmende Gefühl, wie es ist, wenn sich alle freuen, man sich aber selbst nicht so recht mitfreuen kann, weil man einen Kummer hat, der einem alles verdirbt. Wir kennen die Angst, die einen überkommt, wenn man nicht weiter weiß. Wir kennen das Gefühl, mutterseelenallein zu sein, das Gefühl, von Gott und der Welt verlassen zu sein. Wir kennen die bohrenden Fragen und den Zweifel, der uns hin und wieder heimsucht. Wir kennen die Ohnmacht, die uns überkommt, wenn die Frage „Warum?" keine Antwort findet.

Hier einmal eine etwas freie Übertragung der Jesajaworte, die schnell deutlich macht, wie sehr das alles auch uns gilt: „Hast du nicht oft gesagt: 'Gott, der hat mich vergessen. Wenn ich ihn brauchte, dann war er nicht da?' Doch Gott lässt dir sagen, dir persönlich: 'Du weißt, keine Mutter bringt es fertig, das eigene Kind zu vergessen. Sie müsste es aus ihrem Herzen reißen. Und selbst wenn eine Mutter das täte, wenn sie von ihrem Kind nichts mehr wissen wollte, ich, Gott, vergesse dich nie. Du wohnst in meinem Herzen. In meine Hände habe ich dich eingezeichnet, du stehst mir immer vor Augen."

Vielleicht geht es Ihnen ja zur Zeit so, wie denen damals, dass Sie wohl sehen, was hier steht, es ja auch gehört haben und sogar erklärt bekamen, es aber dennoch nicht für sich selbst, für Ihr eigenes Leben

glauben können.

Wenn hier von Jauchzen und Loben die Rede ist, dann ist da keine klammheimliche Freude gemeint, sondern eine Freude, die einen förmlich platzen lässt, die aus einem hervorbricht wie ein Vulkan eben ausbricht. Man denke an den befreiten Jubel, wenn im Stadion der erlösende Treffer fällt.

Vielleicht ist das eben nicht unsere Art. Denn auch umgekehrt sind wir ja eher still, was das Klagen angeht. Da gibt es viel unterschwellige Klage. Aber nur ganz selten bricht sich die stille Verzweiflung in lauter Wehklage Bahn.

Auch dann, wenn wir nicht begreifen, wenn uns nach wie vor nicht zum Jubeln zumute ist, wird Gott uns nicht fallen lassen oder vergessen. Wir sind und bleiben gut aufgehoben in ihrem Herzen.

Natürlich gilt das, was für jeden einzelnen von uns gilt, auch für alle anderen. Denn Gott ist nicht Mutter eines Einzelkindes, sondern die Mutter all ihrer Kinder.

Zweitens: Vorhin habe ich das Jauchzen von Himmel und Erde als ein stellvertretendes Jauchzen gedeutet. Das kann man auch anders sehen. Und dann bekommt dieser Text zusätzlich eine ökologische Komponente. Fragen wir uns doch einmal: Wann hätten Himmel und Erde Grund, zu jauchzen, zu loben und sich zu freuen? Eben hätten Himmel und Erde doch allen Grund, sich bitterlich über die schlechte Behandlung, die ihnen zuteilwird, zu beklagen.

Wer oder was wird die geschundene Schöpfung retten und jauchzen lassen? Die göttliche Mutter. Denn sie hat weder Himmel noch Erde vergessen. Es geht hier also nicht nur um mich und dich, um uns alle und die Menschheit, sondern auch um Himmel und Erde, um die ganze Schöpfung, das ganze Universum.

Nun kommt dieser Text nicht ohne Grund kurz nach Weihnachten dran. Er soll uns auf das Wunder der Weihnacht aufmerksam machen: Was Jesaja ankündigte, hat in der Geburt des Heilands eine Erfüllung gefunden. Gott hat sich seiner Welt erbarmt. Er ist selbst in diese Welt gekommen, um das Not Wendende in die Wege zu leiten. Wundmale in seinen Handflächen haben festgehalten, wie sehr er uns liebt.

Diese Liebe ist imstande, unsere Not zu wenden. Diese Liebe ist imstande, uns und alle Welt zu erlösen. Christus hat uns gezeigt, wie sehr wir geliebt sind und dass wir unvergessen sind und bleiben – bis in alle Ewigkeit.

Hören und Standhalten

Predigt zu Jesaja 50, 4-9 am 14. April 2019

Hier spricht einer von sich. Man nennt diesen Propheten Deuterojesaja, also den zweiten Jesaja. Er wirkte während einer für das Volk Israel schwierigen Zeit. Nach einem verlorenen Krieg hatte man ihn und große Teile der Bevölkerung in die Fremde nach Babylonien deportiert. Keiner wusste, wie es weitergehen würde.

Wer in jenen Tagen den Leuten mit Gott kam, der hatte es schwer. Denn der Glaube an Gott hatte mehr als nur einen Knacks abbekommen. Schließlich hatte der Allmächtige, der Schutzherr des Volkes Israel, die Katastrophe nicht verhindert.

Wenn Jesaja gegenüber den Leuten dennoch davon sprach, dass Gott nahe ist und helfen will, haben ihm viele verbittert entgegen geschleudert: „Komm uns jetzt bloß nicht damit!“

Aber Jesaja konnte nicht anders. Immer wieder hat Gott ihm das Ohr geöffnet, ihn also hören lassen, was zu sagen war.

Nicht alle wiesen ihn ab. Wer müde, gar lebensmüde war, ließ sich gern Mut machen. Wer zu resignieren drohte, klammerte sich an die Hoffnung, für die der Prophet stand. Trotz allem ließen sich viele gern versichern, dass Gott da und allen nah war, auch wenn es oft so ganz anders empfunden wurde.

Immer wieder hatte der Prophet auch Unbequemes zu sagen. Dafür haben sie ihn ganz offensichtlich gehasst und geschlagen. Ein ums andere Mal traf die Ablehnung, die eigentlich Gott als dem Absender seiner Botschaft galt, seinen Boten, also den Propheten Deuterojesaja.

So hat er sich ein ums andere Mal Prügel eingefangen. Man schlug ihm voller Verachtung ins Gesicht, man bespuckte ihn. Ja, sie fanden mancherlei Wege, ihn fühlen zu lassen, wie sehr sie ihn verachteten.

Und doch hielt er stand. Denn er wusste sich im Recht und Gott auf seiner Seite. Gott selbst machte ihn innerlich so stark, dass er dem Druck standhalten konnte. Ich finde: Dieser Mann verdient unsere Hochachtung.

Nun stehen diese Verse nicht umsonst am Anfang der Karwoche, in der es um das Leiden und Sterben Christi geht. Man hat in der Christenheit schon früh einen Zusammenhang zwischen dem Ergehen des Propheten und dem wahrgenommen, was mit Christus geschah.

Auch Christus hatte Gottes Wort auszurichten. Für die Botschaft von der Liebe Gottes, die ausnahmslos allen Menschen gilt, hat er alles auf sich genommen.

Auch ihm hat man gern abgenommen, was tröstlich war. Aber für das, was an seiner Botschaft unbequem und revolutionär war, haben ihn viele zunächst nur verhöhnt, dann aber bespuckt, zuletzt sogar gefoltert und getötet.

Aber auch er hielt stand. Schweigend hat er das Leiden ertragen, ja sogar für seine Peiniger gebetet. Denn auch er wusste Gott trotz aller Fragen und Zweifel auf seiner Seite. Es war sein grenzenloses Vertrauen auf Gott, das ihn innerlich so stark machte, dass er dem Druck standhalten, ja sogar das Gefühl aushalten konnte, von Gott verlassen zu sein.

Dieser Einsatz für Gott und seine Botschaft unter Einsatz seines Lebens verdient nicht nur unsere Bewunderung. Die einzig angemessene Reaktion auf diese Liebe kann nur unsere Liebe sein, zu ihm, zu Gott und zu den von Gott geliebten Menschen.

Und damit bin ich schon bei uns. Wie ist das, wenn wir diese Zeilen mit Blick auf uns lesen?

Wir haben weder wie Jesaja noch wie Christus um unseres Glaubens willen zu leiden. Wir werden weder verfolgt, noch verhöhnt, noch geschlagen oder gar getötet. Das ist, wie wir wissen, nicht überall so. Wie gut, dass uns derartiges erspart bleibt. Gott sei Dank. Einerseits.

Andererseits: Würde uns bewusster werden, dass wir glauben und wie wir glauben, wenn man uns um unseres Glaubens willen anfeinden würde? Wüssten wir dann besser, was uns trägt, was uns wirklich hält?

Was wir vom Propheten und von Christus lernen können, ist dies: Es kommt darauf an, standzuhalten. Was das angeht, beinhaltet der Text ja einen ganz praktischen Hinweis. Da heißt es: „Alle Morgen weckt er mir das Ohr, dass ich höre, wie Jünger hören.“

Jesaja ließ sich offensichtlich morgens Zeit, auf Gott zu hören. Bei ihm hatte das zur Folge, ohne dass das näher beschrieben wird, dass er jeden Morgen etwas hörte, dass ihm dadurch jeden Tag deutlich wurde, was zu sagen oder zu tun war.

Wer weiß, wie es bei uns wäre, wenn wir uns täglich, am besten morgens die Zeit nehmen würden, ganz Ohr zu sein für Gott?

Mit Sicherheit wäre es bei uns anders als bei Deuterojesaja. Eben wie bei uns. Aber – wie auch immer es sein wird – es wird etwas sein, was

uns auf lange Sicht verändert. Wer Tag um Tag auf Gott hört, bleibt nicht, wie er ist.

Aber viel zu oft sind wir ganz offensichtlich zu sehr in Eile, zu beschäftigt und mit allem Möglichen erfüllt, als dass wir uns die Zeit gönnen würden, ganz Ohr zu sein.

Der Prophet und Christus hörten. Und dieses Hören veränderte sie. Es blieb nicht ohne Folgen, dass sie sich der Gegenwart Gottes öffneten.

Machen wir es wie sie: Geben wir Gott eine Chance, dass er sich bei uns zu Gehör bringen kann. Und dann möge er nicht nur unsere Ohren, sondern auch unsere Herzen öffnen.

Dann werden wir hören, womit wir anderen helfen können, die am Ende sind, die unter den Lasten ihres Lebens leiden, die keinen Sinn mehr finden, die sich vor Morgen fürchten.

Möge er uns nahe sein und die Kraft geben, die es braucht, um alles zu sagen - gerade auch das, was Schwierigkeiten mit sich bringen könnte.

Gottes Macht

Predigt zu Jesaja 51, 9-16 am 28. Januar 2001

Damit Sie den Predigttext geschichtlich einordnen können, sollten Sie folgendes wissen: Nach einem verlorenen Krieg wurde das Volk Israel von den siegreichen Babyloniern zwangsumgesiedelt. Jahrezehntelang lebten sie fern der Heimat, fern der heiligen Stadt Jerusalem in einer babylonischen Provinz. Mit jedem Tag schwand die Hoffnung auf Heimkehr. Hoffnungslosigkeit machte sich breit. Die Menschen fühlten sich von ihrem Gott verlassen. Warum geschah kein Wunder? Warum befreite Gott sie nicht aus dieser Gefangenschaft?

In dieser Situation versuchte der Prophet zwischen Gott und seinem Volk zu vermitteln, indem er einander gegenüber stellt, was die Israeliten Gott sagten und was Gott seinem Volk sagte.

Versuchen wir das Ganze zunächst einmal geschichtlich zu verstehen und beginnen wir bei dem, was das Volk Gott sagte. Unter dem Eindruck, dass Gott offensichtlich schläft, rief das Volk: „Wach auf, zeig deine Macht."

Man hört den drängenden Unterton, als wenn da stünde: „Wach doch auf! Nun wach doch endlich auf!" Das ist natürlich sehr menschlich gedacht, als wenn Gott sich wie unsereiner zum Schlaf hinlegen müsste.

Wir lassen dahingestellt, ob er sich hinlegt, und nehmen das Gesagte als Bild.

So ist deutlich, worum es dem Volk Israel geht: „Nimm dich unser an. Greif zu unseren Gunsten ein. Mach doch etwas: Wie kannst du nur unser Elend tatenlos hinnehmen."

Indem das Volk Gott daran erinnert, wie konkret er schon zum Wohl aller und seines Volkes gehandelt hat, lässt es keinen Zweifel darüber aufkommen, wie konkret man sich seine Hilfe vorstellt.

Da Gott mit dem Drachen Rahab die Chaosmacht des Urmeeres beseitigt hat, da er sein Volk aus der ägyptischen Gefangenschaft gerettet hat, müsste es ihm doch ein leichtes sein, sein Volk auch aus der babylonischen Gefangenschaft zu führen. Aber warum nur tut er es nicht einfach?

Das Volk weiß, dass Gott die Macht dazu hätte. Und deshalb drängen sie ihn: „Zeig deine Macht. Eil uns zu Hilfe. Hol uns hier raus."

Jetzt kommt mit Vers 11 gewissermaßen ein Zwischenruf des Propheten. Für ihn ist es ja gar keine Frage, dass Gott hilft und helfen wird, dass Gott die Seinen, denen er schon oft geholfen hat, wieder helfen wird, dass sie heimkehren werden.

Voller Jubel werden sie heimkommen zu ihrem Heiligtum, dem Zionsberg. Und dann werden ihre Augen vor Glück strahlen. Dann wird es ihnen wieder richtig gut gehen, alle Sorgen werden der Freude weichen. Der Prophet ist voller Hoffnung.

Seine Einschätzung der Lage begründet er mit dem, was er dem Volk gewissermaßen als Antwort auf ihre Gebete im Auftrag Gottes in den Verse 12-16 sagen darf.

Zweimal fordern ihn die Seinen auf: „Wach auf. Wach auf. Zeig deine Macht." Und zweimal sagt er: „Ich bin es. Ich bin es, der eurem Leiden ein Ende macht."

Und auch in Gottes Antwort auf die Klage seines Volkes klingen Gefühle durch, Gefühle der Enttäuschung über das mangelnde Vertrauen in ihn und ganz versteckt auch ein vorwurfsvoller Ton.

Gott fragt sich und die Seinen, wie sie dazu kommen, sich zu fürchten. Seine Vermutung, woran das liegt, äußert er in der Gegenfrage: „Habt ihr euren Schöpfer vergessen? Wisst ihr denn nicht, dass ich es bin, der euch das Leben schenkt und wieder nimmt, der den Himmel hält und die Erde gründet. Warum fürchtet ihr euch also?"

Weil sie ihn eigentlich vergessen haben, weil sie ihm nichts mehr zutrauen, können sie so reden, wie sie reden. Ihre Furcht ist die Folge

ihrer Gottvergessenheit. Weil sie den Kontakt zu ihrem Schöpfer verloren haben, sind sie Opfer ihrer Lebensängste geworden.

Völlig unnötig. Denn es ist schon in Gottes Ratschluss beschlossene Sache gewesen: Die Gefangenen und ihr werdet in Kürze frei sein. Ich verspreche euch: „Ich halte meine schützende Hand über euch." Und so kam es geschichtlich tatsächlich. Die Israeliten durften wieder in die Heimat heimkehren.

Auch wenn dieser Text geschichtlich betrachtet den Israeliten und nicht uns Christen gilt, so sind wir doch wie sie Gottes Kinder, durch Christus und den neuen Bund sein Volk. Von daher ist das, worum es hier geht, nicht exklusiv gemeint. Es geht nicht nach dem Motto „Wir nur allein sind Gottes Volk und ihr nicht", sondern um ein „Wir sind Gottes Kinder - und ihr auch."

Und wie sich der Himmel über die Erde wölbt, so steht über allem Gottes Versprechen: „Ich bin es, der eurem Leiden ein Ende macht ... Ich halte meine schützende Hand über euch."

Deshalb möchte ich nun mit ihnen versuchen, diesen Text auf uns heute zu übertragen. Denn die Bitte um Hilfe ist immer aktuell. Es sind immer Menschen in Not. Und selbst dann, wenn sie sonst nicht mehr beten. In der Not beten dann doch fast alle.

Viele der aus Not entstehenden Gebete haben dem Sinn nach zum Inhalt: „Wach auf, Herr, wach auf, zeig deine Macht. Gebrauche sie wie in alten Zeiten."

Nun hoffen natürlich alle, die Gott um Hilfe anrufen, auf Rettung. Aber nicht immer kommt es zu einer Rettung, wie sie sich die Betenden gewünscht hätten. Oft gibt es keine Rettung aus der Krankheit, aus der verhängnisvollen Lage, aus der verkorksten Beziehung... Äußerlich ändert sich nichts.

Gottes machtvolle Rettung erfahren wir nicht immer. Anders ist es mit seinem machtvollen Trost. Menschen bitten Gott um Hilfe und es geschieht, dass sie getröstet werden, dass sie sich von Gott getröstet fühlen... in aller ihrer Not.

Auch wenn die Ursache des Leids bestehen bleibt und Gottes Macht nicht in der Beseitigung des Leids zum Tragen kommt, geschieht es, dass Menschen auf geradezu wunderbare Weise mit ihrer Not zurechtkommen, dass sie trotz aller Not getrost leben.

Wenn Menschen die Erfahrung machen, dass der von Gott schon beseitigte Drache des Chaos doch wieder in unsere Wirklichkeit einbricht, Chaos und Not verursacht, Dunkles und Chaotisches in uns und

um uns herum aufbrechen lässt, dann ist es spätestens an der Zeit zu beten: „Wach auf, Herr, wach auf, zeig deine Macht. Gebrauche sie wie in alten Zeiten."

Gerade in Momenten solcher Not und Bedrängnis gilt es nicht irre zu werden an Gott und den Glauben auf gar keinen Fall aufzugeben. Denn Gott ist letztlich mächtiger als alles, was uns ängstet. Wie bedrängend manches auch auf uns einstürzen mag, niemals sollten wir unser Vertrauen in Gottes Macht aufgeben.

Immer sollte sein Versprechen uns Hoffnungsschimmer in der Not sein: „Ich bin es, der eurem Leiden ein Ende macht... Ich halte meine schützende Hand über euch."

So kommt alles darauf an, im Vertrauen auf die Gegenwart Gottes, im Vertrauen auf seine Macht, aus dem Wissen der Geborgenheit bei ihm allem zu widerstehen, was an Chaotischem in uns und um uns herum das Leben bedroht.

Um dies Vertrauen durchhalten zu können, ist es hilfreich, sich zu erinnern an Momente, in denen uns Gottes Macht erfahrbar wurde. Die Erinnerung an solche Momente der Gottes Nähe ist wie das Aufsuchen einer Tankstelle, wenn man mit dem letzten Tropfen Sprit im Tank droht stehenzubleiben.

Wo wir sein Eingreifen, den Erweis seiner Macht erbitten und erwarten, wird uns geholfen, sind wir nicht allein. Wo wir uns auf ihn verlassen, kann sich seine Macht bei uns entfalten.

Denn er ist es, der unserem Leiden ein Ende macht und der seine schützende Hand über uns hält.

Ich finde dieser Predigttext enthält eine wahrhaft gute Botschaft. Diese gute Botschaft, das Evangelium des Predigttextes lautet: „Ich bin es, der eurem Leiden ein Ende macht ... Ich halte meine schützende Hand über euch."

Der mitleidende Gott

Predigt zu Jesaja 53 i. A. am Karfreitag 2014

Eine Lehrerin machte mit ihrer Klasse einen Wandertag. Sie trafen auf ein stark verwittertes Feldkreuz. Am Fuß des Kreuzes stand auf einer Tafel: „Wer an mich glaubt, der wird I..." Vom letzten Wort war nur noch der erste Buchstabe zu lesen. Der Rest war von Regen und Frost unkenntlich geworden.

„Wer an mich glaubt, der wird...“ „Welches Wort mit „l“ mag da wohl gestanden haben“, fragte die Lehrerin die Klasse.

Der beste Sportler der Klasse meinte: „Wer an mich glaubt, der wird loslaufen!“ Ja, dachte die Lehrerin, nicht schlecht. Jesus hat uns doch den Auftrag gegeben, zu allen Menschen zu gehen und allen das Evangelium zu verkünden.

Ein Kind, dessen Vater schwer erkrankt war, sagte: „Wer an mich glaubt, der wird leiden.“ Ja, auch der Christ bleibt nicht vom Leid verschont. Doch Jesus hat sich mit seinem Kreuz auf die Seite der Leidenden gestellt, dachte die Lehrerin.

Ein Junge, der von Lebensfreude nur so strotzte, meinte. „Wer an mich glaubt, der wird lachen.“ Auch diese Deutung konnte die Lehrerin nachvollziehen, denn hat uns Jesus nicht in der Tat eine Frohe Botschaft gebracht?

Ein Schüler vermutete: „Wer an mich glaubt, wird lieben.“ Das gefiel der Lehrerin sehr. Denn die Liebe ist doch der Kern des Evangeliums.

Eine Schülerin sagte leise: „Wer an mich glaubt, wird lernen.“ Stimmt. Je mehr wir von Jesus wissen, desto mehr lernen wir, was Gott von uns erwartet.

Dann rief jemand: „Wer an mich glaubt, wird leuchten.“ Recht hat er: Christen sollen Licht der Welt sein. Sie sollen die Welt heller und wärmer machen.

Und schließlich hatte eine Schülerin noch den Gedanken: „Wer an mich glaubt, wird loslassen.“ Genau das lesen wir im Evangelium. Der Christ soll sich nicht an dieser Welt festklammern. Er soll frei sein wie ein Vogel und nach oben streben.

Am Ende gab die Lehrerin der Klasse die Auflösung bekannt. Jesus hatte gesagt: „Wer an mich glaubt, der wird leben.“ Alles, was die Klasse gesagt hatte, war richtig. Denn wer an Christus glaubt, der wird lachen und leiden, loslassen und loslaufen, lernen und lieben und leuchten. All das lässt uns Christen leben und aufleben.

Soweit die Geschichte zum Bild. Es ist einer von vielen Versuchen, dem Sterben Jesu einen Sinn abzugewinnen.

Seit jenem ersten Karfreitag fragen sich Menschen, warum geschah, was dort geschah. Es war so schrecklich und unfassbar, dass das Entsetzen alle fragen ließ: „Warum? Warum er? Gerade er? Und

warum so?“

Es war ja damals nicht anders als heute. Wenn einem Menschen etwas so Schreckliches widerfuhr, fragten alle: „Warum?“ Die Evangelien berichten, dass auch Jesus von dieser Frage umgetrieben wurde, als er am Kreuz starb: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Es gab schon damals verschiedene Reaktionen und Antworten. Eine ergab sich aus einem Text, den er Prophet Jesaja aufgeschrieben hatte. Ein dunkler, ein rätselhafter Text, der die Menschen schon immer in seinen Bann gezogen hatte.

Es ist immer wieder darüber gerätselt worden, wer denn dieser leidende Gottesknecht war, den Jesaja da beschrieb. Vermutlich war es ja ein Zeitgenosse.

Was diese Beschreibung eines unschuldigen Leidenden so heraushebt, ist die Art und Weise, wie dieser Leidende litt. Er nahm nämlich stellvertretend auf sich, was andere zu tragen und zu erleiden hätten.

Viele haben diese Worte des Propheten nun als Hinweis auf Christus verstanden. Deshalb ist dieser Abschnitt aus dem Jesajabuch auch heute am Karfreitag als Predigttext vorgesehen. Und es stimmt ja: Vieles ist wie bei Jesus. Und doch lassen sich längst nicht alle Details dieser Schilderung auf Christus übertragen:

Jesaja beschreibt einen Menschen, der weder interessant noch eindrucksvoll war. Die Evangelien schildern Jesus dagegen als eindrucksvolle und vollmächtige Persönlichkeit.

Jesaja beschreibt einen Menschen, der von allen verachtet und gemieden wurde. Jesus dagegen hatte schon zu Lebzeiten viele Bewunderer und Jünger, Freunde und Sympathisanten.

Jesaja beschreibt einen Menschen, der krank war. Darüber erfahren wir aus den Evangelien nichts.

Jesaja beschreibt einen Menschen, der während der Haft verstirbt. Mit Jesus machte man dagegen kurzen Prozess.

Jesaja beschreibt einen Menschen, der zwischen Verbrechern begraben wurde. Jesus dagegen wurde im Privatgrab des Pharisäers Josef von Arimathäa beigesetzt.

Jesaja beschreibt einen Menschen, der Nachkommen hatte. Soweit wir wissen, hatte Jesus keine leiblichen Nachkommen.

Und würden wir von Christus sagen, dass er sich mit den Mächtigen eine Beute geteilt hätte? Wohl kaum. Langer Rede kurzer Sinn: Jesaja spricht hier nicht von Jesus.

Und doch hat man Jesus immer wieder von diesen Worten her verstanden. Man hat seinen Tod in den Worten des Jesaja gedeutet gefunden. Von dem, den Jesaja beschrieb, hieß es, er sei der Auserwählte Gottes und habe sein Leiden und Sterben aktiv auf sich genommen - genau wie Christus.

Aber inwiefern hat er alles Übel, alle Schuld der Menschheit, unsere Krankheit, unsere Schmerzen, unsere Missetat und unsere Sünde auf sich genommen? Wurde er tatsächlich wie ein Lamm in alten Zeiten von Gott geopfert, um die Schuld der Menschheit zu sühnen? Was wäre das für ein Vater, der seinen Sohn einer solchen Tortur aussetzen würde?

In der Logik der Menschen von früher hatte es einen gewissen Sinn, den Tod Jesu im Rahmen so einer Opferterminologie zu deuten.

Für uns heute auch? Hat nicht Gott selbst das Menschenopfer abgeschafft, als er Abraham verbot, seinen einzigen Sohn zu töten? Warum um Himmels willen sollte er es mit Blick auf seinen eigenen Sohn wieder eingeführt haben?

Sie merken schon: Es bleiben Fragen, vor allem bei denen, die die alttestamentliche Logik von Schuld und Sühne nicht nachvollziehen können, die für sich nicht glauben können und mögen, dass das Gottes Wille gewesen sein soll.

Wie kommen wir weiter? In einer jüdischen Legende heißt es vom Rabbi Löw: „Wann immer Rabbi Löw einen leiden sah, an der Seele oder am Leibe, nahm er daran mit solcher Intensität teil, dass das Leid zu seinem eigenen wurde."

So kann ich mir auch Gott und Christus vorstellen: Als einen, der am Leid anderer leidet, der das Leid geradezu auf sich nimmt. So ist er bei uns. So nimmt er es uns ab. So opfert er sich.

Genau deshalb ist das Kreuz nicht nur ein Zeichen dafür, dass in unserer Welt etwas nicht in Ordnung ist. Durch den, der da am Kreuz starb, ist das Kreuz gleichzeitig ein Zeichen dafür geworden, dass Gott da ist, gerade da, wo man ihn nicht vermutet: da nämlich, wo Menschen leiden.

Wann immer Gott einen Menschen leiden sieht, an der Seele oder am Leibe, nimmt er daran mit solcher Intensität teil, dass dessen Leid zu seinem eigenen Leid wird.

In diesem Sinne ist Karfreitag nicht nur ein Ereignis längst vergangener Tage. Nein: Karfreitag ist immer und überall dort, wo Gott das Leiden von heute Leidenden mitleidet – und ihnen gerade da nahe ist. In diesem Sinne haben schlimme Tage wie der Karfreitag bei allem Schrecklichen auch etwas sehr Tröstliches.

Und hier nun schließt sich der Kreis zur Geschichte und dem Bild vom Anfang. Den Deutungsmöglichkeiten ist eine weitere hinzugefügt: „Wer sich mir anvertraut", könnte Christus gesagt haben, „der wird wie ich leiden und leben, weil Gott niemanden im Stich lässt."

Auch wenn das schwer nachvollziehbar ist: Er ist da, auch wenn das, was uns widerfährt, dem zu widersprechen scheint, dass er da ist.

Felsenfeste Gnade

Predigt zu Jesaja 54, 7-10 am 10. März 2002

Es ist später Nachmittag. An der Haltestelle warten Leute, die nach der Arbeit oder den Erledigungen in der Stadt nach Hause wollen. Zwischen all den Passanten auf dem Fußweg läuft eine Frau mit ihrem Kind. Sie sind noch ein Stück entfernt, aber schon kann man das laute Gebrüll des kleinen Jungen hören. Dann bleibt er stehen, stampft mit dem Fuß auf und zerrt am Arm der Mutter. Die hatte - zu seinem offensichtlichen Ärger - nicht haltgemacht am Automaten mit dem Geschenke verheißenden Affen. Auf das „Ich will aber..." des Kindes antwortete die Mutter mit einer geduldigen Erklärung, und ebenso freundlich wie bestimmt zieht sie den Jungen in Richtung der Haltestelle. Sein Protest geht weiter. Als sich der Bus nähert, muss die Frau einen Moment die Hand des Sohnes loslassen. Sie sieht in der Tasche nach dem Fahrschein. Diesen Augenblick benutzt der Junge. Er rennt los - ohne zu schauen, geradewegs auf die Straße und den heranrollenden Bus zu. Eben noch an der Kante kann die Mutter das Kind zurückreißen. Im ersten Schrecken schlägt sie ihm eines hinten drauf, aber im nächsten Moment drückt sie ihn an sich. Dabei kümmert sie sich nicht darum, dass er mit den Dreckspritzern, die er vom Bus abbekommen hat, ihren Mantel beschmutzt, auch nicht, dass ihre Tasche auf dem Gehweg

liegt. „Komm, ist ja gut...“ tröstet sie - selbst noch ganz aufgeregt - das Kind. Vergessen sind der Ungehorsam, das Schimpfen, der Trotz.

Soweit diese Begebenheit. Sie werden ähnliches erlebt oder beobachtet haben. Dem heutigen Predigttext liegt eine ganz ähnliche Begebenheit zugrunde.

Man versteht diese Worte besser, wenn aus der damaligen Zeit weiss, dass sich die Israeliten damals lange Zeit wie der Junge aus der Geschichte verhalten haben. Sie hatten sich den bittenden und werbenden und erst recht den mahnenden und drohenden Worten der Propheten versperrt. Sie hatten nicht auf das geachtet, was ihnen von Gott her gesagt wurde. Sie hatten sich losgerissen und waren in ihr Verderben gerannt. Es hatte Krieg gegeben. Viele waren ums Leben gekommen. Zahlreiche Häuser waren zerstört worden. Der Tempel lag in Trümmern. Viele wurden nach Babylon verschleppt.

Die Not und das Fragen der Verschleppten waren groß. Was würde werden? Und wieso hatte ihr Gott das alles zugelassen? Hatte er sie gar verlassen? War alles zu Ende?

Die vielen Ängste und Zweifel sowie die große innere Not legten sich den Menschen aufs Gemüt. Sie konnten das, was sie erlitten, nur als Strafe Gottes verstehen.

Ob das objektiv tatsächlich so war, dass Gott sie strafen wollte mit dem, was sie ereilte, darüber lässt sich streiten. Denn: Wird damit nicht zu menschlich von Gott gedacht?

Sicher: Es gibt Eltern, die ihre ungehorsamen Kinder strafen. Welchen Sinn so etwas macht, sei dahingestellt. Aber dass ein so fragwürdiges Verhalten menschlicher Eltern auf den himmlischen Vater übertragen wird, macht Gott selbst fragwürdig. Was wäre das für ein Gott, der so, so menschlich im Zorn reagiert?

Dann wäre so eine geschichtliche Katastrophe womöglich nur so etwas wie ein großer göttlicher Klaps auf den Hintern des Volkes Israel. Kann das sein? Selbst wenn es eine Zeit gegeben haben sollte, in der Gott aus Zorn gehandelt hat, so ist dies endgültig vorbei. Selbst wenn es eine Zeit gegeben haben sollte, in der die Menschen von Gott dachten, er sei zornig, so ist dies mit diesen uns von Jesaja überlieferten Worten überholt.

Denn durch den Propheten Jesaja sagte Gott: „Aber nun will ich dir für immer gut sein.“ Was für eine Botschaft: Keine Sintflut mehr, kein unkontrollierter Wutanfall und Zornesausbruch mehr, sondern nur

noch: „Ich will euch für immer gutsein. Nie mehr werde ich zornig auf euch sein. Nichts kann meine Liebe zu euch erschüttern.“

Die Worte, die Jesaja uns als Worte Gottes überliefert, dokumentieren einen Wandel. Gott ist nicht mehr der zornige. Und er droht nicht mehr. Alles ist anders. Haben wir das schon realisiert?

Wie oft schleicht sich bei uns der Gedanke ein, dass ein Schicksalsschlag oder eine Katastrophe so etwas ist wie die Strafe Gottes. Wenn wir ernst nehmen, was wir durch Jesaja hören, dürften wir so nicht mehr von Gott denken.

Wir brauchen uns nicht zu fürchten. Ein für alle Mal soll klar sein, dass seine Liebe durch nichts erschüttert werden kann. Das steht felsenfest. Das ist ja gemeint, wenn es hier heißt: „Berge mögen von ihrer Stellen weichen und Hügel wanken, aber meine Liebe nicht.“ Denn: Kann ein Berg tatsächlich hinfallen? Sicher: Erdbeben lassen die Erde und auch Gebirgsketten erzittern. Aber das war es auch.

Wie eine Mutter tröstet, so erreichen die Verschleppten diese Worte des Trostes. Damit hatte sich in ihrer äußeren Situation noch nichts geändert. Und doch eröffneten ihnen diese Worte eine Perspektive, eine Zukunft, mit der es sich leben ließ.

Kritische Stimmen wenden ein, dass diese Worte hier typisch dafür sind, wie Menschen vertröstet werden. Stimmt das?

Auch hier mag uns ein Beispiel helfen: „Das Kind erwacht - vielleicht aus schweren Träumen - und findet sich allein, von nächtlicher Dunkelheit umgeben, namenloser Angst ausgeliefert... Das Kind schreit nach der Mutter... Sie hat die Macht, dem nächtlichen Spuk und dem Kind die Angst zu nehmen. Und so kommt es: Die Mutter eilt herbei. Sie nimmt das Kind liebevoll in den Arm. Sie spricht beruhigend auf das Kind ein: „Hab keine Angst... alles ist in Ordnung... alles ist wieder gut.“ Das Kind schluchzt vielleicht noch ein paarmal auf und gibt sich allmählich zufrieden. Sein Vertrauen ist zurückgewonnen. Es schläft wieder ein. Niemand wird behaupten, dass die Mutter lügt oder das Kind vertröstet, auch wenn es natürlich nicht stimmt, dass alles wieder gut wird. Aber für den Moment sind ihre Worte das einzig Richtige.

Und genau in diesem Sinn sind auch die Worte des Propheten Jesaja zu verstehen. Indem die Menschen im Hören auf seine Botschaft beginnen, Gott nicht als einen Zornigen, sondern als den unendlich Liebenden zu begreifen, eröffnet sich ihnen eine Sicht der Dinge, eine neuen Wirklichkeit und eine lebenswerte Zukunft.

Sicher: Solche Worte des Trostes können auch gefährlich sein. Dann nämlich, wenn sie dazu führen, dass die Kraft zum notwendigen Widerstand erstickt wird, die aber notwendig wäre, um sich gegen das zu wehren, was die Not verursacht.

Und doch muss es solche tröstlichen Worte geben, gerade dann, wenn alles aussichtslos erscheint, gerade dann, wenn es so scheint, als könnte man nichts mehr ändern.

Gerade dann bracht es Worte, die eine Zukunft eröffnen, eine Wirklichkeit, die so eben gerade noch nicht da ist, eben eine Welt, für die es sich lohnt, weiterzuleben, mit einem liebenden und vergebenden Gott.

Der Gott, dem wir in den tröstlichen Zusagen begegnen, die Jesaja uns überliefert, stellt mit seinen Worten eine Wirklichkeit her, in der wir leben und sterben können, eine Wirklichkeit, die uns hilft, dem zu widerstehen, was dem Leben zuwider ist.

Auf diese Zusagen lässt sich bauen - allen äußeren und inneren erdbebenartigen Erschütterungen zum Trotz. Deshalb hören sie abschließend noch einmal diese wunderbaren Worte des Trostes, die uns Jesaja in Namen Gottes zuspricht: „Weil ich dich von ganzem Herzen liebe, will ich dir für immer gut sein. Nie mehr werde ich zornig auf dich sein und nie mehr dir drohen. Meine Liebe zu dir kann durch nichts erschüttert werden, und meine Friedenszusage wird niemals hinfällig. Das sage ich, der Herr, der dich liebt und befreit."

Gratis

Predigt zu Jesaja 55, 1-3a am 9. Juni 2013

Als wir neulich in einem Gesprächskreis über diese Worte des Propheten Jesaja sprachen, da sagte ein Teilnehmer ganz spontan: „Was hier steht, ist super aktuell. Wir geben so viel sauer verdientes Geld für alles Mögliche aus. Aber es macht uns nicht satt."

Ist doch so. Wir kaufen uns noch ein paar Schuhe, obwohl der Schuhschrank schon voll ist? Noch eine Kamera, obwohl wir schon zwei haben? Noch ein paar Klamotten, weil wir ja mit der Mode gehen müssen? Und natürlich können wir der Versuchung nicht wiederstehen, uns das brandneue Handy zu holen, obwohl das in Gebrauch befindliche Handy es auch noch täte...

Wir kaufen und konsumieren – oft ohne Sinn und Verstand. Und was haben wir davon? Befriedigt uns das wirklich? Oder macht es uns nicht

geradezu süchtig nach noch mehr und nach noch größer, noch schneller, noch besser und noch exklusiver...?

Vor 3000 Jahren sagt Jesaja etwas, das bei uns ins Schwarze trifft: „Warum zählt ihr Geld dar für das, was kein Brot ist, und sauren Verdienst für das, was nicht satt macht?"

In diesem Zusammenhang sagt Jesaja nun nichts darüber, was man stattdessen mit seinem Geld machen soll. In anderen Zusammenhängen ist er da sehr deutlich geworden, indem er von den Wohlhabenden gefordert hat, Hilfsbedürftigen, Benachteiligten und Notleidenden zu helfen. Aber hier, in diesem Text, geht es ihm ausnahmsweise nicht darum, die Menschen aufzufordern, sich mit ihrem Reichtum für andere einzusetzen.

Zurück zu dem, was Jesaja hier will. Genau genommen ist es ja nicht einmal er selbst, der hier zu Wort kommt, sondern sein und unser Gott.

So jedenfalls will Jesaja verstanden werden. Als Prophet gibt er nur das weiter, was ihm von Gott her klar geworden ist, was Gott durch ihn anderen sagen will. Was er sagt, ist also streng genommen nicht seine Meinung, sondern Gottes Wort.

Erst wenn man das weiß, versteht man, worum es ihm hier geht. Eben nicht um einen richtigen Verkäufer auf dem Wochenmarkt, sondern um Gott selbst, der durch ihn, seinen Propheten, zu Wort kommt und den Menschen ein Angebot macht, das sie doch unmöglich ausschlagen können.

Damit dieses Angebot alle mitbekommen, mischt sich Jesaja unter die Verkäufer auf dem Markt. Und dann ruft er in die verdutzte Menge der Marktbesucher: „Die ihr kein Geld habt, kommt her und esst umsonst Wein und Milch!" Dabei hat er ja gar nichts von alledem bei sich, was er anbietet.

Die Marktbesucher werden sich gesagt haben: „Was soll das denn? Der hat doch gar nichts von dem dabei, was er da anbietet. Und umsonst!? Dass ich nicht lache. Die Sache hat doch einen Haken. Ne, ne. Da fall' ich nicht drauf rein. Wer hat denn schon was zu verschenken?"

Und doch werden die Leute vermutlich stehen geblieben sein. Denn da war etwas in den Worten des Jesaja, was sie faszinierte. Irgendwie sprach sie an, was Jesaja da sagte.

Und uns spricht es ja auch an. Denn wer von uns hätte ihn nicht, den Durst und Hunger nach mehr, nach Leben? Wer würde sich nicht nach so etwas wie einem gelobten Land sehnen, in dem Milch und Honig

fließen?

Ohne dass Jesaja es ausdrücklich gesagt hatte, war allen klar: Der spricht gar nicht von richtigen Lebensmitteln, die man hier mit Geld kaufen und bezahlen könnte. Der spricht von etwas, was man eben nicht mit Geld bezahlen und kaufen kann.

Deshalb bekommen die Zuhörer ja auch gesagt. „Spart euch euer teuer verdientes Geld. Was ihr braucht, was euch satt macht, das bekommt ihr nicht für Geld, sondern – und jetzt aufgepasst – umsonst."

Natürlich fragt man sich, was das wohl sein soll. Und wenn man dann bedenkt, dass es zum einen den inneren Hunger stillt und zum anderen umsonst zu bekommen ist, dann wäre man, hungrig nach Leben, wie man ist, doch schön dumm, wenn man wegginge, ohne gehört zu haben, wie man denn in den Genuss des Angebotenen kommen kann. Also: „Wie bekommt man, was hier in Aussicht gestellt wird?"

Die Antwort mag zunächst verwundern. Sie lautet nämlich: „Höret, so werdet ihr leben." Damit es sich einprägt und nicht überhört werden kann, werden die Zuhörenden gleich dreimal zum Hören aufgefordert: „Hört doch auf mich, so werdet ihr Gutes essen und euch am Köstlichen laben." „Neigt eure Ohren her und kommt her zu mir!" „Höret, so werdet ihr leben."

Auf's Hören kommt es also an? Und genau das war schon damals nicht leicht. Und heute ist es das auch nicht. Im Gegenteil: Es ist wohl noch schwieriger.

Natürlich hören wir. Worte über Worte. Aber wie soll man aus all den Worten heraushören, was Gott von einem will? Das ist die eigentliche Schwierigkeit, vor der man aber auf gar keinen Fall kapitulieren darf. Denn nur, wer Gott hören kann, wird leben.

Und so bleibt uns nur eins – und das kann uns niemand abnehmen: Hören, hören und immer hören – und zwar auf Gott. Nicht immer gleich alles wissen. Nicht ständig fragen und dazwischen reden. Und auch beim Beten nicht immer nur reden. Sondern hören. Ganz Ohr sein. Auf Empfang gehen, lauschen - bereit sein, das Entscheidende und Unbezahlbare zu empfangen.

Der Hinweis, dass alles „umsonst" ist, ist dann noch einmal so etwas wie ein Wink mit dem Zaunpfahl. Ich weiß, viele denken da: „Was nichts kostet, ist nichts wert." Aber ausnahmsweise stimmt das mal nicht. Es ist nämlich für uns nur deshalb „umsonst", weil es von Gott kommt. Er schenkt uns, was wir zum Leben brauchen, großzügig wie er ist.

Was uns von ihm erreicht, ist im wahrsten Sinne des Wortes „gratis" bzw. Gnade, was dasselbe ist, wenn man sich klarmacht, dass sich unser Wort „gratis" aus vom lateinischen Wort „Gratia" herleitet. Seine Gnade ist für uns gratis.

Er ist es, der uns einlädt. Er ist es, der uns mit seiner – für uns unbezahlbaren – Gnade beschenken will. Ihn kostet es etwas. Für uns aber ist es umsonst, gratis eben.

Ich schließe mit einem Text von Lothar Zenetti, der das mit dem „gratis" auf wunderbare Weise verdeutlicht:

„Einmal wird uns gewiss die Rechnung präsentiert für den Sonnenschein und das Rauschen der Blätter, die sanften Maiglöckchen und die dunklen Tannen, für den Schnee und den Wind, den Vogelflug und das Gras, und die Schmetterlinge, für die Luft, die wir geatmet haben und den Blick auf die Sterne und für all die Tage, die Abende und die Nächte. Einmal wird es Zeit, dass wir aufbrechen und bezahlen: bitte die Rechnung. Doch wir haben sie ohne den Wirt gemacht: Ich habe euch eingeladen, sagt der und lacht. Soweit die Erde reicht: Es war mir ein Vergnügen!"

Gottes Wort ist wie Regen

Predigt zu Jesaja 55, 6-12a am 3. Februar 2013

Kommt ein neuer Pfarrer in die Gemeinde. Am Sonntag hält er dort seine erste Predigt, eine phantastische Predigt. Alle gehen zufrieden nach Hause. Am nächsten Sonntag ist die Kirche wieder voll. Gespannte Erwartung: Was wird der neue Pfarrer diesmal sagen? Und dann … Wie bitte? Das ist ja die gleiche Predigt wie letzten Sonntag. Was soll das denn? Verwirrt verlassen die Gemeindeglieder die Kirche. Einer fasst sich ein Herz: „Herr Pfarrer, war das heute nicht die Predigt vom letzten Sonntag?" Darauf der Pfarrer: „Ja, stimmt, es war die gleiche Predigt." Der Frager mag es nicht glauben und fragt nach: „Aber wieso haben sie denn die gleiche Predigt noch einmal gehalten? Die kannten wir doch schon." „Stimmt", sagte daraufhin der Pfarrer, „gehört haben Sie sie schon. Aber noch nicht beherzigt."

Falls sie jemals den Eindruck haben sollte, Sie hätten die Predigt schon einmal gehört, wissen Sie jetzt, warum... Spaß beiseite.

Obwohl: Manchmal frage ich mich schon: „Wie oft muss ich das denn noch sagen?" Ihnen wird das in anderen Zusammenhängen doch auch

schon so gegangen sein? Oder sind Sie noch nie an den Punkt gekommen, wo Sie sich gefragt haben: „Warum rede ich mir denn hier den Mund fusselig?“

Das fragt sich doch sicher nicht nur mancher Pfarrer mit Blick auf seine Schäfchen. Das fragt sich der Meister mit Blick auf die Auszubildenden, die Mutter mit Blick auf die Kinder, der Lehrer mit Blick auf die Schüler, der Trainer mit Blick auf die Spieler, die Verkäuferin mit Blick auf die Kunden. Darauf eine Antwort zu finden, ist nicht so leicht.

Ich kann da nur für mich sprechen. Also warum versuche und sage ich es immer und immer wieder? Weil ich die Hoffnung einfach nicht aufgeben mag, dass die Worte etwas bewirken, dass sie fruchten. Weil ich es mir so sehr wünsche, dass es nicht umsonst ist, gebe ich nicht auf.

Und Gott? Ob es ihm mit uns genauso geht? Zu allen Zeiten, immer wieder, durch seine Propheten oder ganz einfache Menschen, sehr direkt oder auf Umwegen, zwischen den Zeilen oder durch mancherlei Zeichen hat er immer wieder versucht, mit uns Kontakt aufzunehmen und uns dies und das mitzuteilen. Und er tut es nach wie vor.

Und was ist davon bei uns angekommen, so angekommen, dass sich in unserem Leben, in unserem Denken und Tun etwas verändert hätte? Auch hier: Darauf eine Antwort zu finden, ist nicht so leicht. Sagen wir mal so: Es hätte mehr sein können. Aber auch weniger.

Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist ja, ob wir da mehr wollen, ob wir wollen, dass mehr bei uns ankommt und sich infolgedessen mehr bei uns verändert. Vermutlich tut den meisten von uns ab und zu so eine kleine Aufforderung ganz gut. Jesaja jedenfalls sagte seinen Leuten schon damals: „Suchet den Herrn. Ruft ihn an. Wendet euch ihm zu.“

Für das Verständnis dieses Textes ist es sicher hilfreich, wenn man weiß, dass Jesaja sich mit diesen Worten hier an Menschen wandte, die sich fern der Heimat in so einer Art Kriegsgefangenschaft befanden. Sie hatten die allergrößte Mühe, ihre Situation zu bewältigen.

Jesaja ist nun der Meinung, dass man gerade dann, wenn man nicht versteht, was mit einem und in dieser Welt geschieht, nicht nachlassen sollte, Gott zu suchen und sich ihm zuzuwenden, ihn um Hilfe zu bitten. Das ist jedenfalls der Rat Jesajas. Und den gebe ich doch schon mal gern an Sie weiter. Lassen Sie nicht locker - niemals, was auch geschieht.

Natürlich hätten wir gerne Antworten auf unsere Fragen, befriedigende Antworten und nicht solche rätselhaften Antworten, wie Jesaja sie als Gottes Antwort an seine Leute weiterzugeben hatte. Denn was sagte er ihnen von Gott her: „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.“

Das wird denen damals im wahrsten Sinne des Wortes zu hoch gewesen sein, genauso wie uns heute. Wer wollte das verstehen? Aber auch wenn wir nicht begreifen, wenn es uns zu hoch ist, geben wir die Hoffnung dennoch nicht auf, dass Gott schon weiß, was er tut und dass er es letztlich gut mit uns meint.

Von daher ist es gut und richtig, sich trotz allem und mit allem immer wieder an ihn zu wenden. Denn auf die eine oder andere Weise wird er sich unser erbarmen.

Wie er das tut und eben nicht nur redet, zeigt der sich anschließende Vergleich. „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin zurückkehrt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und lässt wachsen, dass sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, so soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch sein: Es wird nicht wieder leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende. Denn ihr sollt in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden.“

Ein wunderbares Versprechen, ein Machtwort geradezu: Es macht, was es sagt. „Gott sprach... und es ward.“ So war das, so ist das und so wird es immer sein. Und wenn er sagt: „Ihr sollt in Freuden ausziehen und im Frieden geleitet werden“, dann ist genau das nicht nur unsere Zukunft, sondern auch schon unsere Gegenwart - auch wenn es manchmal anders aussieht. Ist doch eine wunderbare Zeitansage: Wir dürfen voller Freude ausziehen, zu neuen Ufern aufbrechen. Und dürfen uns seines Geleits sicher sein.

Das mit dem Regen, der die Erde befeuchtet und fruchtbar macht, ist ein schönes Bild für das Wirken dessen, was Gott sagt. Und es zeigt, dass es nicht umsonst ist.

Stellen wir uns doch einmal so einen warmen Sommerregen vor, wenn es schon lange nicht mehr geregnet hatte. Und wenn es dann endlich regnet, warm und ergiebig, nicht sintflutartig, sondern gerade so, wie es der Boden aufnehmen kann, ist das nicht ein Segen? Ein Reim aus meiner Kindheit drückt das so aus: „Es regnet, es regnet, die Erde wird gesegnet.“

Durch Jesaja lässt Gott sagen: „Genauso ist es mit dem Wort, das ich spreche.“ Also wie der Regen ein Segen für die Erde ist, so ist der Regen göttlicher Worte ein Segen - für jeden, der danach dürstet. Welch eine Aussicht für die, die nach Leben dürsten, die sich ausgebrannt und leer fühlen, deren Leben öde ist und die sich wie verwelkt fühlen.

Im Bild ist das nachvollziehbar. Aber was ist gemeint, was ist das nun genauer, dieser Regen göttlicher Worte? Darauf gibt es mancherlei Antworten. So vieles, kann uns zum Wort Gottes werden, das uns belebt.

Es könnte bei einem Spaziergang geschehen, dass einem die wunderbare Schöpfung wie eine Botschaft des Schöpfers vorkommt. Es könnte ein einschneidendes Erlebnis eine Botschaft Gottes werden, wenn es einem so vorkommt, als sei dies eben kein Zufall, sondern eine Fügung gewesen, ein Fingerzeig Gottes. Es könnte all das sein, was Gott uns an Gaben und Fähigkeiten schenkt und was uns das Leben lebenswert und wertvoll macht. Es könnte einen in den Worten eines Menschen ein Wort treffen, das so tief bewegt, dass wir viel mehr darin sehen, als nur das Wort dieses Menschen. Und immer wieder erreicht uns Gottes Wort durch das Wort der Menschen, mit denen wir es zu tun haben. Es könnte auch eine Musik, ein Film oder ein Buch sein. Immer da, wo Worte und Botschaften im Spiel sind, können sie zum Medium einer Botschaft Gottes werden. Natürlich ist es immer wieder auch die Bibel, durch die uns Gottes Wort in ganz besonderer Weise erreicht, wenn z.B. etwas von damals genau in unsere Lebenssituation passt und es uns so vorkommt, als stünde dieses Wort eigens für uns da. Es gibt viele Möglichkeiten, wie Gott zu uns spricht. Zwischen den Zeilen all dessen, was wir hören, in all dem, was um uns herum geschieht, kommt Gott auf vielfältigste Weise verborgen zu Wort.

Wie nun der Regen aus vielen Regentropfen besteht, so besteht auch der Regen göttlicher Worte aus vielen Worten, oft nur sehr kleinen, fast unsichtbaren Worten, z.B. aus tröstlichen, vergebenden und Mut machenden Worten, einem warmen Sommerregen vergleichbar. Aber manchmal erreicht uns der Regen göttlicher Worte auch eher unangenehm, z.B. mahnend, wegweisend, anstößig, beruhigend wie ein Schneeschauer, wie ein Platzregen, wie Eis und Hagel oder ein Sprühnebel.

So oder so: Regen bringt Segen. Und Gottes Wort auch. Sein Wort kehrt nicht leer zu ihm zurück. Es wirkt auf der Erde. Darauf können wir uns darauf verlassen.

Wie uns nun nicht jeder Tropfen eines richtigen Regens trifft und

nass macht, so trifft und berührt uns auch nicht jedes Wort des göttlichen Wortregens in gleicher Weise. Vieles geht an uns vorbei, trifft aber andere.

Manchmal, wenn es dicke kommt, kann es sein, dass wir uns einen Regenschirm wünschten. Denn wer steht schon gern im Regen? Wie gut, dass es immer wieder regnet - auch wenn uns das nicht immer gefällt. Aber wir brauchen den einen wie den anderen Regen.

Und deshalb lade ich Sie und Euch ein, sich die hier gemachten Zusagen zu Herzen zu nehmen und sich ganz bewusst und willentlich dem Regen göttlicher Worte auszusetzen, auf dass uns möglichst viele Tropfen, möglichst viele Worte dieses besonderen Regens und Segens erreichen.

Wo das geschieht, da eröffnet sich uns dieser Weg, von dem die Rede ist: „Denn ihr sollt in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden.“ Das wünsche ich Ihnen.

Fasten für andere

Predigt zu Jesaja 58, 1-9a am 14. Februar 2021

Auch wenn Karneval und Fasching in diesem Jahr wie vieles andere Corona bedingt ausfallen, beginnt am Mittwoch, dem sogenannten Aschermittwoch, die Fastenzeit. Jedenfalls war das früher so.

Nun ist uns das Fasten im religiösen Sinn weitgehend verloren gegangen. Wie so mancher religiöser Brauch. Das hat seinen Grund in unserer Bequemlichkeit. Wer will schon auf etwas Liebgewordenes verzichten. Wir sind halt Genießer. Das allerdings produziert Probleme, die es früher nur selten gab. Ich meine das Problem mit dem Übergewicht. Weite Teile der Bevölkerung hierzulande, aber auch weltweit sind übergewichtig, zum Teil sehr übergewichtig, während andere Teile der Weltbevölkerung nicht nur Hunger leiden, sondern verhungern.

Wenn hierzulande jemand fastet, also eine Zeitlang weniger isst, deshalb natürlich nicht wirklich hungert, halt ein bisschen schmachtet, dann doch nur deshalb, weil man mal wieder versucht, ein paar überschüssige Kilos loszuwerden. Warum auch nicht? Ist doch nicht schlecht? So eine kleine Diät für unseren ansonsten fetten Lebensstil tut sicher gut.

Neulich lass ich in dem Buch „Kurze Geschichte der Menschheit“ von Harari das Folgende, geradezu Unglaubliche, zum Thema Übergewicht in unserer Wohlstandsgesellschaft: „Allein in den Vereinigten Staaten

geben die Menschen jedes Jahr mehr Geld für Diäten aus als nötig wäre, um die Hungernden im Rest der Welt zu ernähren."

Wenn man statt der kostspieligen Diäten einfach langfristig „f.d.H." machen würde, also „friss-die-Hälfte", könnte man eine Menge Geld sparen, im Grunde sogar doppelt sparen: Erstens könnte man das Geld sparen, das man für das Zuviel an Nahrung ausgeben würde, und zweitens könnte man das Geld für die Diäten sparen, die aufgrund des Jojo-Effektes meist ohnehin nur das Gegenteil bewirken.

Und wenn man dann das fürs Essen und die Diäten gesparte Geld an Brot für die Welt geben würde, ja dann wären doch gleich mehrere Probleme auf einmal gelöst.

Auch im Predigttext geht es um das Fasten. Damals hatte das Fasten einen ganz anderen Sinn. Die Menschen wollten Gott durch ihr Fasten gnädig stimmen. Das versucht heutzutage vermutlich niemand mehr. Sie wollten ihn durch ihr Fasten dazu bewegen, sie zu segnen und ihnen nahe zu sein. Aber ihr Fasten schien irgendwie umsonst. Gott schien unendlich fern zu sein. Sie spürten ihn nicht.

Angesichts dieser Situation bekam Jesaja von Gott her den Auftrag aufzudecken, woran das lag: Da waren einerseits Gott gegenüber das Fasten und Beten und der Wunsch, gottwohlgefällig zu leben.

Und da waren andererseits gegenüber den Mitmenschen ein ganz unwürdiges Hauen und Stechen sowie ein geradezu asoziales Verhalten gegenüber den Notleidenden. Denn da waren viele, die zu wenig zu essen und anzuziehen hatten, denen ein Dach über dem Kopf fehlte. Das Verhalten Gott gegenüber und das Verhalten den Mitmenschen gegenüber passte natürlich nicht zusammen.

Und so ließ Gott seinem Volk durch den Propheten Jesaja ausrichten, wie er sich ihr Beten und Fasten wünschte: Es sollte in erster Linie eben nicht denen dienen, die fasteten, und auch ihm nicht. Nein. Ihr Fasten sollte denen dienen, die in Not waren. Wenn sie so fasten würden, wäre es Gott recht, blieben ihre Gebete nicht unerhört, würden sie ihn, Gott, auch wieder spüren.

Jesajas Worte sind zwar über 2500 Jahre alt, aber nach wie vor aktuell. Denn wir haben heute ganz ähnliche Probleme wie die damals: Wir wissen zwar darum, dass es gut und richtig wäre, denen zu helfen, die in Not geraten sind.

Und manchmal schaffen wir es ja auch, ihnen zu helfen - ein bisschen jedenfalls. Aber aufs Ganze gesehen sind unsere Bemühungen wohl doch nur die berühmten Tropfen auf den heißen Stein. Denn wir sind

gesellschaftlich und wirtschaftlich nicht bereit, die Strukturen zu verändern, die uns reich und andere arm machen.

Vieles von dem, was Jesaja damals seinen Zeitgenossen sagte, könnte er leicht geupdatet auf unsere Verhältnisse auch uns sagen. Oder etwa nicht? Auch heutzutage bekommen viele ihre religiöse Praxis und ihr Verhalten im Alltag nicht wirklich zusammen.

Um beim Beispiel vom Fasten zu bleiben: Wer heute fastet, der denkt an sich und sein Gewicht. Wer heute fastet, den bewegt die Frage: „Was bringt das mir?"

Jesaja ging es beim Fasten aber wie schon gesagt nicht ums Abnehmen, sondern um einen Verzicht auf den eigenen Luxus um der Notleidenden willen. Bei seinem Fasten ging es primär nicht um die Fastenden, sondern um die Notleidenden.

Was man beim Fasten spart, das sollte eben nicht einem selbst zugutekommen, sondern an die weiter gegeben und verschenkt werden, die es zum Leben, zum Überleben brauchen.

Wir werden neu lernen müssen, Nackten und Bedürftigen Kleidung zur Verfügung zu stellen. Wir werden neu lernen müssen, uns derer anzunehmen, die an den Rand gedrängt werden und die in ihrer Not übersehen werden. Wir werden neu lernen müssen, die Strukturen zu verändern, die Menschen knebeln und benachteiligen. Wir werden neu lernen müssen, uns derer anzunehmen, die unfrei sind. Wir werden neu lernen müssen, bescheidener zu leben. Wir werden neu lernen müssen, Hungrigen unser Brot zu brechen. Wir werden neu lernen müssen, denen beizustehen, die aus welchem Grund auch immer heimatlos und obdachlos sind.

Wer so oder so in Not ist, braucht Hilfe. Deine Hilfe, Ihre Hilfe, meine Hilfe, unser aller Hilfe, die Hilfe der Kirche, die Hilfe der Gesellschaft und die Hilfe des Staates. Und jeder von uns kann auf die eine oder andere Weise dazu beitragen, dass es zu dieser Hilfe kommt.

Bevor Sie, bevor Du all dies in Bausch und Bogen abtust und sagst: „Das geht doch nicht!" lade ich Dich und Sie ein, es einfach mal zu versuchen. Dazu folgender Rat eines jüdischen Rabbiners: „Sag nicht, dass es zu schwer ist. Sonst tust du gar nichts. Fange mit dem Fasten an. Du kannst Gottes Gebot Folge leisten durch deine Fehler, durch dein Stolpern, durch deine Missverständnisse - aber du kannst es nicht durch dein Zögern."

Es ist durchaus möglich, diese Form des Fastens einzuüben, indem man an ein oder zwei Stellen einfach mal anfängt, sich einzuschränken,

den Luxus ein wenig zu reduzieren. Und warum sollte man das, was man dabei spart, nicht an die weitergeben, die es bitter nötig haben?

Wer schon mal gefastet hat, der wird mir bestätigen können, dass es nicht leicht ist, das Fasten durchzuhalten und auf einen liebgewonnenen Luxus zu verzichten. Erst im Verzichten wird deutlich, wie mühsam es ist, sich zu bescheiden.

Noch schwieriger dürfte es sein, ein Fasten im Sinne des Jesaja durchzuhalten und das Gesparte dann tatsächlich über eine Hilfsorganisation wie Brot für die Welt denen zukommen zu lassen, denen das Nötigste zum Leben fehlt. Aber genau das fordert Jesaja im Auftrag Gottes.

Ich bin sicher, wir würden nicht nur die Fastenzeit neu erleben, wenn es uns gelingen sollte, unseren Verzicht um anderer willen durchzuhalten, sondern auch die Zeit danach.

Probieren wir doch mal aus, was so ein Fasten mit uns macht. Ich bin mir sicher: So ein Fasten hat ein neues Lebensgefühl zur Folge.

Ansatzweise kennen wir das nämlich schon. Nicht umsonst sagen wir doch: Geben ist seliger als Nehmen. Das ist doch wie eine Umschreibung des Fastens, das Gott gefällt.

Und so steckt in den Worten des Jesaja nicht nur eine Forderung, sondern auch eine Verheißung. In diesem Sinne heißt es im Text: „Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird deinen Zug beschließen. Dann wirst du rufen, und der Herr wird dir antworten. Wenn du schreist, wird er sagen: Siehe, hier bin ich."

Licht sein

Predigt zu Jesaja 60, 1-6 am 6.Januar 2013

„Die einen sind im Dunkeln, die andern sind im Licht. Die man sieht, sind die im Licht, die im Dunkeln sieht man nicht." Dieses Zitat aus Bertolt Brechts Dreigroschenoper kennen nicht alle.

Aber was es besagt, wissen alle: Es gibt Menschen auf der Sonnenseite des Lebens, die sind reich, gesund, berühmt und gebildet. Und es gibt Menschen auf der Schattenseite, die sind arm, krank, unbekannt und ungebildet.

Im Prinzip stimmt das. Und doch: Das ist ziemlich einseitig schwarzweiß gemalt. Wer ist schon nur das eine oder nur das andere. Irgendwie bewegen sich doch wohl die meisten dazwischen, sind also nicht gerade arm, aber auch nicht ganz gesund, sind zwar kein Medienstar, aber auch kein Nobody und ein bisschen was wissen doch alle.

Mit dem Propheten Jesaja meldete sich vor über 2500 Jahren einer zu Wort, der die trösten will, die im Dunkeln sitzen, ob nun nur zeitweise und vorübergehend oder auf Dauer und für immer oder nur gefühlt und nicht wirklich. Er wendet sich an die, die man nicht sieht oder übersieht, an die, die selbst nicht sehen, ob und wie es weitergehen soll.

Er selbst sieht nicht nur die Dunkelheit, die so vielen zu schaffen macht, die alles verdunkelt. Er sieht nicht nur den Nebel, der über allem liegt, aufgrund dessen man nicht einmal die Hand vor Augen sieht, und aufgrund dessen man nicht weiß, wie es weitergehen soll.

Nein. Er sieht weiter. Er sieht anderes. Er sieht Licht am Ende des Tunnels. Er sieht ein Licht, das über allen aufgeht, das auf alle zukommt. Er sieht dieses Licht trotz der Finsternis und trotz der Nebelschwaden. Er sieht, wie es sich ankündigt, wie es dämmert, wie es durch die Dunkelheit bricht, wie es aufstrahlt.

Und er ist sich sicher: Es muss und wird nicht alles bleiben, wie es ist: dunkel, trübe, kalt, elend und Not voll. So setzt Jesaja der trüben Stimmung mit kraftvollen, lichtvollen Worten etwas geradezu traumhaft Schönes entgegen.

Dieses „Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt" will nicht nur gehört werden. Es will uns in Bewegung bringen. Es will, dass wir uns endlich aufmachen, dem Licht entgegen: „Auf, mache dich auf!" Es kommt darauf an, sich dieser Aufforderung im wahrsten Sinne des Wortes zu stellen.

Sich aufmachen und sitzen bleiben geht schlecht. Dann wären Maria und Josef nie nach Bethlehem gekommen. Dann hätten auch die drei Weisen den Stall nie gefunden. Dann wären Sie, dann wärt ihr jetzt nicht hier.

Sich aufmachen ist nun aber nicht nur eine äußere Bewegung. Sich aufmachen hat auch eine innere Seite. Und der kann man sich dann auch wieder im Sitzen zuwenden. Bitte setzen Sie sich wieder.

„Mache dich auf, werde licht, innerlich licht..." Können Sie das, sich öffnen, das Düstere abstreifen, das Licht einlassen, licht werden? Wo die Tür zu ist, bleibt es innen drin dunkel und finster.

Wenn allerdings einer die Tür aufmacht, dann kann das Licht rein.

Und wenn das Licht in die Dunkelheit kommt, wird es – wenn auch noch nicht ganz hell – so wenigstens heller, lichter. Und in diesem Sinne geht es bei Jesaja weiter: „Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt."

Bei dem Licht, von dem Jesaja spricht, handelt es sich nicht um die Sonne. Aber es ist bei diesem Licht so ähnlich wie mit der Sonne, wenn sie aufgeht. Deshalb heißt es: „Die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir." Es sind also Gott selbst und seine Herrlichkeit, die Licht ins Dunkel bringen.

Wie notwendig das ist, beschreibt Jesaja mit den Worten: „Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker." Also nicht nur Einzelne, nicht nur die Bösen sind vom Dunkel betroffen. Die ganze Welt, alle Menschen leiden unter der Finsternis.

Genauso wenig, wie es um die Sonne am Himmel geht, geht es bei der Finsternis um so etwas wie eine Sonnenfinsternis oder die normale Dunkelheit der Nacht.

Nein: Es geht um so etwas wie eine Gottesfinsternis. Weil sie Gott und sein Licht verloren haben, tappen sie im Dunkeln.

Aber genau das soll nicht so bleiben. Jesaja stellt in Aussicht, dass die Herrlichkeit des Herrn wie die Sonne über allen aufgeht, über dir und Ihnen, über mir und uns, über jedem einzelnen von uns.

Gott kommt auf uns zu, wärmer und strahlender als der schönste Sonnenaufgang. So kann man das mit Weihnachten auch ausdrücken. Gottes Licht umfängt uns, erhellt uns, macht uns innerlich licht, dass wir selbst strahlen.

Doch nicht nur wir als einzelne stehen im Licht. „Hebe deine Augen auf und sieh umher: Diese alle sind versammelt und kommen zu dir." Schauen Sie doch nur, wer heute Morgen alles mit Ihnen im Licht steht, im Licht Gottes.

Wir alle stehen gemeinsam im Licht vor Gott. Sich für Gott zu öffnen, bringt es einfach mit sich, dass wir uns hier begegnen. „Dann wirst du vor Freude strahlen, und dein Herz wird erbeben und weit werden." Da kommt weihnachtliche Freude auf. Gott kommt zu uns, wir begegnen einander in seinem Licht, und dieses Licht will und wird einmal die Welt und alle Menschen in seinen Bann ziehen.

Im Kind in der Krippe haben Menschen das Licht der Welt entdeckt. Die, die sich aufgemacht haben, dem Licht entgegen, die haben es erfahren und weitergegeben bis zu uns, dass Gott zu uns kommen will, ja zu uns kommt und uns hineinnehmen will in die Wärme seines Lichtes.

Das anzunehmen fällt uns gar nicht so leicht. Und doch haben wir Teil an dieser Geschichte Gottes in der Welt. Denn eine große Zukunft, seine große Zukunft, liegt ja noch vor uns.

In einer Vision hat Jesaja diese Zukunft hier vor Augen. In dieser Zukunft geht es ums Ganze, um alle Völker, um alle Welt. Gottes Licht wird sie alle in Bewegung setzen, hin zum Licht und damit auch hin zueinander.

Angezogen vom Licht, auf dem Weg zu Gott werden die Völker sich begegnen. Der Weg zu Gott wird zum Weg zueinander.

Ach wenn doch dieser Gedanke ganz allmählich die Köpfe und Herzen aller Menschen ergreifen würde. Es ist Gott selbst, der diesen Gedanken entzündet mit seinem Licht.

Dann wird sie da sein, die Lust und die Freude, und die Herzen werden erbeben und weit werden. Denn im Licht Gottes werden wir uns selbst und die anderen und eben alles mit ganz neuen Augen sehen.

Das Licht Gottes wird unsere Schätze, die Schätze der anderen, die Schätze, die der Menschheit anvertraut sind, sichtbar machen. „Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und des Herrn Lob verkündigen." So sagt es Jesaja.

Wie die drei Weisen werden alle ihre Schätze und Gaben mit- und einbringen. Und im Licht Gottes werden wir gar nicht anders können, als sie einander zu schenken, als uns zu verschenken.

In seinem Licht werden wir das und uns gegenseitig schätzen lernen. Gott sei Dank. Und all das beginnt damit, dass Menschen wie wir den Worten Jesajas Glauben schenken und sich auf den Weg machen - äußerlich wie innerlich.

Nun denn: „Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!"

Geheilt andere heilen

Predigt zu Matthäus Jesaja 61, 1-4+10f am 3. Januar 1988

Ein denkwürdiger Text. Kein Geringerer als Jesus selbst hat über diesen Text seine Antrittspredigt gehalten. In diesem Text geht es um den Messias und um uns. „Der Geist Gottes des Herrn ist auf mir, weil der Herr mich gesalbt hat. Er hat mich gesandt."

Bevor wir uns dem zuwenden, zu wem er gesandt wurde, lassen Sie uns den ansehen, der gesandt wurde. Indem Jesus diese Worte des

Propheten Jesaja auf sich anwendet, erhebt er einen Anspruch. Er beansprucht, der Gesalbte Gottes zu sein.

Das klingt zunächst so, als wäre es nicht weiter wichtig. Und doch hängt davon ungeheuer viel ab. Jesus beanspruchte also, den Geist Gottes zu haben und der Gesalbte Gottes zu sein. Die Juden, die Jesus damals so reden hörten, haben sich mächtig darüber aufgeregt. Sie waren so empört, dass sie Jesus sogar umbringen wollten.

Was die Leute damals so aufbrachte, war Jesu Anspruch, er sei der Gesalbte Gottes. Denn wer für sich beanspruchte, der Gesalbte Gottes zu sein, beanspruchte damit, der Auserwählte Gottes und der König der Juden zu sein. Denn das hing damit zusammen. Der Gesalbte Gottes – das war nur der König Israels. So war das seit alters her.

Was für uns so wichtig daran ist, ist die Tatsache, dass sich von daher unser Namen erklärt. Wir heißen nur deshalb Christen, weil Jesus der Gesalbte Gottes war.

Denn wissen Sie, wie das deutsche Wort Gesalbter auf Hebräisch heißt? Messias. Wenn Jesus beansprucht, der Messias zu sein, dann will er den Menschen damit sagen, dass er der ist, auf den sie seit Jahrhunderten warten.

Und da damals alle Welt griechisch sprach, wurde das hebräische Wort Messias ins Griechische übersetzt. Da hieß es Christus. Sie merken jetzt sicher, warum gerade der heutige Predigttext für uns Christen von Bedeutung ist.

Denn wir Christen haben unseren Namen von Christus, weil wir zu ihm gehören. Und das drückt sich in unserem Namen aus. Also nicht nur das Christentum, sondern auch wir Christen verdanken unseren Namen Christus, was so viel wie Messias oder Gesalbter bedeutet, womit wir wieder beim Predigttext aus dem Jesajabuch wären, wo diese Worte vom Gesalbten auftauchen, die Jesus auf sich anwendet.

Das alles ist letztlich der Grund dafür, dass wir immer von Jesus Christus reden. Jesus Christus – das ist ja kein Doppelname wie Klaus-Dieter, Karl-Friedrich oder Hans-Peter. Jesus Christus, das ist ein Glaubensbekenntnis. Das ist die Verbindung des Vornamens Jesus mit dem Würdetitel Christus, vergleichbar einer Konstruktion wie Friedrich der Weise oder Alexander der Große.

Jeder nun, der Jesus Christus sagt, sagt – ob er es weiß oder nicht – Jesus ist Christus, ist der Auserwählte und Gesalbte Gottes, der uns von Gott gesandt wurde.

Nun zur zweiten Frage: Wozu wurde Jesus auserwählt und gesandt? Ein erster Hinweis ergibt sich aus einer naheliegenden Gedankenverbindung. Ein Gesalbter – so könnte man denken – hat etwas mit Salbe, mit salben zu tun.

Und Salbe hat etwas mit Heilen zu tun. Salben lindern Schmerz und heilen. Und der Gedanke, dass Jesus der Heiland ist, ist uns ja nicht fremd. Jesus Christus, der Heiland, der Heiler, der Heilmacher. Jesus heilt, was schmerzt. Jesus macht heil, was zerbrochen ist. Jesus bringt Heil und Heilung. Der von Gott Gesalbte, der Gesalbte Gottes ist der Heiland der Welt, der große Heilmacher, der Heil und Segen mit sich bringt, derhalben jauchzt und springt. Wahrscheinlich kann überhaupt nur der heilen, der selbst geheilt, von Gott gesalbt wurde.

Nach Jesaja kommt der Gesalbte, der Christus, um den Elenden frohe Botschaft zu bringen, um die zu verbinden, die zerbrochenen Herzens sind, um den Gefangenen zu verkünden, dass sie frei sind, um Traurige zu trösten und um die Gnade Gottes zu bezeugen. Und genau das kündigt Jesus nicht nur an. Genau davon redet er nicht nur. Genau das passiert. Genau das verwirklicht sich, während er es sagt. Deshalb konnte er sagen: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren."

Sicherlich wird Jesus viel ausführlicher geredet haben, als aus der Zusammenfassung bei Lukas deutlich wird. Aber selbst dann, wenn Jesus nur diesen Satz gesagt haben sollte, legt alles, was er dann tat und sagte, dieses Jesajawort weiter aus.

An wen wendet sich Jesus nun, der der Christus, der Gesalbte, der Salbende und der Heiland ist? Zusammenfassend gesagt: An alle, die zerbrochenen Herzen sind. An alle, die traurig und elend sind. Und wer von uns wäre damit nicht gemeint? Jeder von uns ist oder kommt in solche Lage, in solche Krisen. Oder es kommt für Kinder und Eltern zur Krise, wenn Kinder flügge werden und eigene Wege gehen. Oder denken Sie an die Krisen in der Mitte des Lebens, wo man ernüchtert eine erste Lebensbilanz zieht und Leere verspürt.

Oder denken Sie an die Krise des Altwerdens, wo die Kräfte abnehmen, die Lebenskreise kleiner werden, wo einer plötzlich allein dasteht. Tja, das Leben besteht aus Krisen. In jeder Krise erneuert sich etwas. Und nur durch unsere Krisen hindurch finden wir unsre Wege.

Das wir uns recht verstehen: Keiner soll seine Krise suchen. Krisen stellen sich von allein ein. Und keiner soll in eine Krise getrieben werden.

Aber wenn die Krise einmal da ist, dann will sie ausgehalten und durchgestanden werden. Dazu muss man sich seine Krise bewusst machen. Man muss dazu stehen und daran arbeiten. Sicher – das ist mühsam. Das kostet Zeit. Aber es ist unumgänglich. Und auch wenn es notwendig ist – es ist nicht leicht, sich zu ändern. Sie werden das von sich auch wissen.

Was hilft uns nun aus dieser Krise? – Uns und anderen hilft einer, der uns die Hand auf die Schulter legt, der uns freundlich und wohlwollend zulacht, der mit uns ein Stück des Weges geht. Sicher, es ist dann noch nicht alles wieder gut. Meine Krise mag noch andauern – auch wenn ich Zuspruch und Nähe erfahre. Aber die Krise lässt sich besser aushalten, wenn wir uns von anderen getragen und verstanden wissen. Der Schmerz ist besser zu ertragen, wenn uns einer an der Hand nimmt, wenn seine Zuversicht und sein Lachen uns neuen Mut machen.

Zur inneren Auseinandersetzung gibt es Kraft zu wissen, dass man nicht allein dasteht. Das alles ist wie Balsam auf die klaffende Wunde. Das alles ist wie Salbe auf die schmerzende Stelle. Das alles ist wie der Trosts des Heilandes, der Trost des salbenden Gesalbten.

Denn gerade den Elenden, Gebundenen, Traurigen gilt die frohe Botschaft des Christus: „Heue ist dieses Wort erfüllt, heute, wenn ihr mein Wort hört und glaubt.“ Keiner ist allein und ohne Christus in seiner Not. Gerade für die, die zerbrochenen Herzen sind, die in der Tiefe, in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, ist Christus da.

Es geht bei Jesus nicht um Vertröstung auf eine bessere Zukunft, wo alles problemlos sein wird. Es geht um den Trost hier und jetzt, um die Kraft und den Mut, die Krise jetzt auszuhalten und durchzustehen und an ihr zu reifen. Und gerade die werden gebraucht, die Betrübten, Elenden und Gebundenen, die etwas erfahren haben, von der Erneuerung und Veränderung des Lebens. Die werden gebraucht, die empfindsam sind, die etwas wissen vom täglichen Sterben und Wiedergeborenwerden. Die, die vom Heiland, vom Gesalbten Gottes geheilt werden, die werden gebraucht in dieser Welt. Denn sie sind in den eigenen Krisen gewachsen. Sie sind darum den großen Krisen dieser Welt gewachsen.

Möge die Zukunft so eine Zeit der Erneuerung und Verwandlung durch Christus sein, in der wir die Gnade Gottes erfahren und anderen erfahrbar machen. Denn auch wir sind wie Jesus Christus mit dem Heiligen Geist begabt in die Welt gesandt, um mit Wort und Tat die Gnade des Herrn zu bezeugen. Auch wir sind in die Welt gesandt, damit wir uns um die Kümmern, die um uns herum zerbrochenen Herzens sind.

Erinnern und aufrichten (lassen)

Predigt zu Jesaja 62, 6-12 i.A. am 5. August 2018

Im Verlauf des Kirchenjahres haben viele Sonntage und Tage ein Thema. Viele wissen, worum es sich beim Erntedankfest oder beim Reformationstag handelt, was zu Weihnachten oder am Gründonnerstag bedacht wird.

Aber könntest Du sagen, worum es am 10. Sonntag nach Trinitatis geht? Nicht so einfach. Am sogenannten Israelsonntag wird der Zerstörung Jerusalems gedacht.

Natürlich fragt man sich: Welche Zerstörung? Es gab ja viele Zerstörungen, wenn man an die Geschichte Jerusalems denkt. Abgesehen davon geht es ja nicht nur um die historische Stadt.

Es geht dabei auch um Israel, also die Juden, die sich wiederholenden Verfolgungen, den Holocaust, den immer wieder aufflammenden Antisemitismus.

Und oft genug waren es Christen, die all das dem jüdischen Volk angetan haben. Deshalb tun wir gut daran, uns daran zu erinnern, damit so etwas nie wieder passiert.

Natürlich wird man mit Blick auf die jüngsten Ereignisse in Israel und rum um Israel nicht verschweigen dürfen: Israel ist nicht nur Opfer, sondern auch Täter. Man denke nur an die jüdische Siedlungspolitik im Westjordanland und die Geschehnisse im Zusammenhang mit dem Gaza-Streifen. Wie geht Israel mit den Palästinensern um? So zu fragen, hat nichts mit Antisemitismus zu tun. Alle haben ein Lebensrecht.

Beim heutigen Predigttext geht es um Worte, die der Prophet Jesaja vor über 2500 Jahren an Menschen in Jerusalem richtete, die gerade aus einer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren, vor den Trümmern standen und angesichts ihrer trostlosen Lage am Verzweifeln waren.

Immer wieder war und ist es im Großen wie im Kleinen ähnlich. Menschen drohen zu verzweifeln angesichts der Trümmer, vor denen sie stehen. Nicht nur damals in Jerusalem. In so vielen Städten und Ländern haben sich Menschen angesichts der Trümmer gefragt: Wie soll es bloß weitergehen?

In drei Gedankengängen versucht Jesaja im 62. Kapitel eine Antwort. Da sind also Wächter bestellt. Die sollen über Jerusalem wachen. Genau das wünschen wir uns nicht nur für Jerusalem, sondern für alle Städte, Länder und Menschen dieser Welt. Gott möge sie behüten. Tut er ja auch. In Psalm 91, 11 heißt es: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten." Seinen himmlischen und irdischen Engeln.

Und worüber sollen sie wachen? Dass Gott nicht in Vergessenheit gerät. Es geht doch allzu schnell, dass wir ihn vergessen im alltäglichen Tun und Lassen. Und ohne böse Absicht gerät er ein ums andere Mal in Vergessenheit.

Nicht vergessen sollen wir ihn, sondern wie die Wächter auf der Mauer Ausschau halten nach ihm - Tag und Nacht. Wer nach ihm ausschaut, wer auf ihn wartet, der vergisst ihn nicht, für den ist er immer im Blick. Damit er nicht noch weiter in Vergessenheit gerät, sollen die Wächter ihn den Menschen ständig, Tag und Nacht, erinnern und vergegenwärtigen.

Und wer sind nun die Wächter. Die, die Ausschau halten. Die, die erinnern. Die, die dafür sorgen, dass Gott unter uns lebendig bleibt. Bist Du so ein Wächter? Je mehr wir ihn erinnern, uns erinnern, uns erinnern lassen, desto mehr wird er verinnerlicht und vergegenwärtigt. Wo das geschieht, kommt es zu Veränderungen.

Nun sollen die Wächter nicht nur sich und andere an ihn erinnern. Gleichzeitig sollen sie Gott an uns und andere erinnern. Sie sollen dabei weder sich selbst noch ihm Ruhe gönnen. Weder er noch sie und auch wir sollen über diesem Erinnern zur Ruhe kommen. Wir sollen ihm gewissermaßen ständig in den Ohren liegen.

Woran sollen wir Gott erinnern? Dass er das Zerstörte wieder aufrichtet, also alles, war darnieder liegt. In diesem Sinn spricht man davon, dass die Kirche ein Wächteramt hat: Sie soll die Menschen an Gott und Gott an die Menschen erinnern. Ist das nicht eine wunderbare Aufgabe?

Man könnte den Text ganz einfach dadurch aktualisieren, indem man Jerusalem durch den Namen unseres Stadtteils ersetzt:

„O Braunschweig, ich habe Wächter bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr schweigen sollen. Die ihr den Herrn erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen, lasst ihm keine Ruhe, bis er Mascherode/die Südstadt und die ganze Kirche wieder aufrichte und sie setze zum Lobpreis auf Erden"

Natürlich ist Gott in Braunschweig nicht gänzlich in Vergessenheit geraten. Wollen hoffen, dass es auch nie dazu kommt. Und doch: Wir könnten öfter an ihn denken – gerade dann, wenn wir wie die Menschen damals meinen, wir hätten anderes zu tun.

Wir könnten also meinen, wir bräuchten hier doch nichts wieder aufzurichten. Das stimmt nur bedingt. Wer ein Haus hat, der weiß: Da ist immer was zu richten. Und wenn man einmal rum ist, kann man grad von vorn anfangen. Es gibt immer was zu tun. Und so ist das auch mit dem, was Jesaja hier anspricht: Das mit dem Aufrichten ist innerlich wie äußerlich eine nie endende Aufgabe.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass das hier gemeinte Aufrichten in erster Linie von Gott ausgeht. Möge er uns innerlich wie äußerlich immer wieder aufrichten.

Jesajas zweiter Gedankengang bezieht sich auf die historische Situation, in der die Jerusalemer damit beschäftigt waren, nicht nur die Stadt wieder aufzubauen, sondern auch die Versorgung mit den notwendigen Lebensmitteln wieder in Gang zu bekommen.

Das muss man nicht weiter erklären. Das versteht sich von selbst. Saat und Ernte. Die, die säen, sollen es auch ernten dürfen. In Friedenszeiten ist das möglich. Und so geht es hier nicht um Fragen der Landwirtschaft, sondern um die Beschreibung, wie sich die Verhältnisse wieder normalisieren, wie der Frieden einkehrt.

Gegen Ende klingt es ein bisschen nach Erntedankfest, wenn da die Rede davon ist, dass der Herr über der Ernte in den Vorhöfen des Heiligtums gerühmt werden möge.

Und damit bin ich schon beim dritten Gedankengang. Natürlich hatten die Leute damals alle Hände voll damit zu tun, den liegengebliebenen Schutt und die Asche wegzuräumen. Zu allen Zeiten gibt es alle Hände voll zu tun. Aber über dem Tun soll das Beten nicht zu kurz kommen. Ora et labora. Bete und arbeite.

Schutt und Asche sind auch deshalb wegzuräumen, damit die Menschen den Weg in den Tempel finden. Genau darüber denken ja auch wir immer wieder nach, welche Steine wir den Menschen aus dem Weg räumen müssen, damit sie den Weg zur Kirche finden.

Da liegen mancherlei Steine und Trümmer, die den Weg versperren. Die entstehen durch den Zerfall überlebter Formen und Traditionen. Von daher: „Bereitet dem Volk den Weg. Räumt die Steine weg."

Und? Hat das alles Sinn? Aber sicher doch: Die Verheißung lautet: Dein Heil kommt... Man wird uns nennen „Heiliges Volk“ und „Erlöste des Herrn“.

Was immer wir tun, dürfen wir in der Gewissheit und aus der Freude tun, dass es eigentlich Gott ist, der seine Welt und seine Kirche und uns immer wieder aufrichtet und in Form bringt. Wie gut, dass all unseren Bemühungen seine Bemühungen vorausgehen.

Möge er uns aufrichten. Möge sein Heil immer wieder in Braunschweig und unserer Kirche, in unserem Land und aller Welt spürbar sein.

Wann kommst Du?

Predigt zu Jesaja 63, 15-64,3 am 5. Dezember 1999

Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Freund eingeladen und der hätte sein Kommen in Aussicht gestellt. Wie das heute so ist. Der Freund lässt auf sich warten. Er kommt dann doch nicht.

Eine Zeit lang werden Sie ihn in Schutz nehmen. „Nun gut“, werden Sie sich sagen, „er wird seine Gründe haben, warum er nun doch nicht kommt.“ Langsam aber sicher würden Sie sich allerdings fragen, ob er es vielleicht nur vergessen hat.

Und da sie ihn nicht erreichen, hinterlassen Sie auf dem Anrufbeantworter ihren Namen und wiederholen die Einladung. Wenn er dann immer noch nicht kommen würde, könnte es sein, dass Sie es noch einmal versuchen.

Früher oder später würden Sie dann aber vermutlich enttäuscht aufgeben. Wenn er nicht will, dann eben nicht.

Und falls er doch noch kommen sollte, würden Sie sich ja trotz allem freuen. Nun würden sie allerdings nach all der vergeblichen Warterei nicht mehr mit seinem Kommen rechnen. Es wäre schon ein Wunder, wenn er doch noch käme.

Der Prophet Jesaja hatte mit Gott ähnliches erlebt. Gott kam nicht. Dabei wäre es so wichtig gewesen. Aus seiner Enttäuschung und Wut heraus formulierte er die Worte, die den heutigen Predigttext bilden. Würden Sie es wagen, so mit Gott zu reden? Ich nicht. Aber Jesaja nimmt kein Blatt vor den Mund. Er macht Gott geradezu an, wenn er ihn herausfordernd, fast ein wenig spöttisch fragt:

„Herr, sieh herab von deinem Himmel, wo du in Heiligkeit und Hoheit thronst! Wo ist deine brennende Liebe zu uns? Wo ist deine unvergleichliche Macht? Hast du kein Erbarmen mehr mit uns? Wir spüren nichts davon, dass du uns liebst!

Als wollte Jesaja zu Gott sagen, er möge doch mal aus seiner heilen Welt herunter in unsere rauhe Wirklichkeit kommen. Es ist, als wollte er ihn fragen, ob er es nicht wagt, in seiner Macht und Herrlichkeit zu erscheinen.

Es ist, als wollte der Prophet sagen: „Es heißt, du würdest uns lieben. Es heißt, du wärest allmächtig. Es heißt, deine Barmherzigkeit wäre ohne Ende. Aber nichts von alledem kann ich spüren.“

Und dann fährt er fort mit der Aufzählung dessen, was ihn zornig auf Gott sein lässt. Er ist der Meinung, er hätte alles Recht der Welt, sich bei Gott zu beklagen, wenn er sagt: „Warum hast du zugelassen, dass wir von deinem Weg abwichen? Warum hast du uns so starrsinnig gemacht, dass wir dir nicht mehr gehorchten? Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschest und die nicht nach deinem Namen genannt wurden.“

Der Prophet tut geradezu so, als wäre das alles Gottes Schuld. Da ist nichts von Reue zu spüren. Für Jesaja ist es nicht der Mensch, der versagt hat, als er vom Weg abwich und Gott ungehorsam wurde, sondern Gott, der versagte, als er zuließ, dass der Mensch sich verirrte und ungehorsam wurde.

Nach Meinung des Propheten hätte Gott früher eingreifen müssen. Als Allmächtiger hätte er verhindern können, ja verhindern müssen, dass es soweit kommt.

Es ist unglaublich, wie Jesaja hier mit Gott redet. Wer so spricht, der steht am Abgrund. Er erlebt eine Gottesfinsternis. Gott ist ihm unendlich in die Ferne gerückt.

Und doch ist ein Unterschied in dem, wie der Prophet spricht, zu dem, wie viele unserer Zeitgenossen reden. Der Prophet schüttet seinen Frust vor Gott aus, den er nicht versteht. Und genau das tun viele Menschen heute nicht mehr. Sie reden nur noch über Gott. Aber sie reden nicht mehr mit ihm.

Und wir? Wenn wir beten, wenn wir mit Gott sprechen, wie reden wir dann? Formulieren wir nur sehr vorsichtig, brav und ausgewogen. Oder wagen wir zu beten, was uns wirklich bewegt? Und gehen wir dabei so aus uns heraus, wie es der Prophet tat.

Ich vermute, wir tun es nicht. Wir beherrschen uns. Weil: So kann man doch nicht mit Gott reden. Oder? Wer wollte Gott wie der Prophet anklagend und herausfordernd nötigen, doch endlich wie verspro-

chen zu kommen?

Aber wir tun es nicht. Ja warum eigentlich nicht? Liegt das an dem Respekt, den wir Gott gegenüber aufbringen? Oder liegt das womöglich daran, dass wir uns schlicht darauf eingerichtet haben, dass er ja sowieso nicht kommt? Und wenn er nicht kommt, brauchen wir ihn auch nicht zu erwarten. Wenn er nicht kommt, brauchen wir auch nichts vorzubereiten für den Fall, dass er käme.

Sicher: Gerade in dieser Zeit denken wir daran zurück, dass er in Jesus Christus auf diese Welt kam. Aber das klammere ich heute Morgen bewusst aus.

Denn erstens kam er anders, als das zu erwarten war. Und zweitens warten wir schon wieder 2000 Jahre, dass er wiederkommt, so wie er versprochen hat. Und da geht es uns so ähnlich wie Jesaja. Er wartete auf Gottes Kommen. Und wir tun es auch bzw. eben gerade nicht.

Zwischen der klagenden Herausforderung Gottes schwingt noch etwas anders mit, wenn es heißt: „Herr, du bist doch unser Vater! Unser Befreier seit Urzeiten - das ist dein Name."

Das klingt nicht nur wie die Erinnerung des himmlischen Vaters an seine irdischen Pflichten gegenüber seinen Menschenkindern. Es klingt auch vertraut. Denn der, mit dem er hadert, ist trotz allem der Vater. Und sein Kommen fleht er herbei.

Dreinfahren soll er, spürbar und sichtbar - wie ein Feuer in ein Bündel trockenen Reisig. Herabkommen soll er, so mächtig und gewaltig, dass die Berge erbeben. Taten soll er vollbringen, die uns staunen lassen und aller Welt zeigen, dass er ist und wie er ist.

Könnten wir uns dieses Gebet des Jesaja nicht zu Eigen machen? Warum sollten wir nicht von Jesaja lernen, Gottes Kommen in diese Welt geradezu zu fordern.

Nicht, dass Sie mich falsch verstehen. Ich meine nicht, dass wir Gott gewissermaßen eine Szene machen, ihm alles in die Schuhe schieben, um uns dann selbstgefällig zurücklehnen zu können.

Ganz im Gegenteil: Wir sollen nach wie vor nicht nur die Miss- und Notstände dieser Welt der Fürsorge Gottes anbefehlen und alle Maßnahmen zu deren Behebung nur von ihm erwarten, sondern unsererseits alles tun, was in unserer Macht steht, um den Lauf der Dinge zum Guten zu verändern. Das Gebet um Gottes Kommen und Eingreifen schließt ja unser aktive Tun nicht aus.

Um ein Beispiel zu nennen: Gerade in der Advents- und Weihnachtszeit ist immer wieder vom Frieden in der Welt die Rede. Dabei müssen

wir Wunsch und Wirklichkeit voneinander unterscheiden. Unser Wunsch ist, es wäre Frieden. Unsere Wirklichkeit kennt neben dem Frieden auch den Unfrieden. Solange es Unfrieden gibt, werden wir auch unzufrieden sein - und das nicht nur mit uns selbst, mit der Politik, sondern eben auch mit Gott, der diesen Frieden ja herstellen könnte. Dass wir oft unzufrieden sind, würden wir zugeben. Aber dass wir mit Gott unzufrieden sind, werden wir nicht zugeben.

Der Prophet Jesaja war da anders. Er wäre so weit gegangen, Gott zu fragen, warum er denn nicht für Frieden sorgt, wo er doch die Möglichkeiten dazu hätte. Und ist das nicht ein ums andere Mal unsere verstohlene Frage auch, dass wir uns fragen, warum er, der Allmächtige, nichts tut, warum er so manche Katastrophe zulässt?

Jesaja weiß um die Möglichkeiten Gottes. War er nicht ein ums andere Mal der Erlöser und Befreier seines Volkes? Als wollte Jesaja Gott sagen: „Tu, was du von alters her bist. Tu, was du immer getan hast" fordert er ihn auf: „Reiß doch den Himmel auf und komm herab." Gott selbst möge kommen und die verfahrene Situation richten. Er möge kommen und uns helfen und retten.

Und so schließe ich mich Jesaja an und bitte Gott: „Komm in unsere Welt. Erweise dich als der, für den wir dich halten. Lass uns deine Macht und Liebe spüren. Hab Erbarmen mit uns und führe uns deinen Weg. Vollbringe Taten, die uns und alle Welt staunen lassen und unsere kühnsten Erwartungen übertreffen. Auf dich hoffen wir."

Neuer Himmel und neue Erde

Predigt zu Jesaja 65, 17-25 am 25. November 2012

„...den ganzen Tag warte ich auf dich, während meine Kräfte sich verbluten... Du wirst meine Seele heilen, wann es dir gefällt, denn ich habe auf dich vertraut... Ich will mich nicht länger mit den Gedanken und Fragen quälen, die mich wie Dornen umringt haben... du wirst mich nicht für immer meiner Trübsal überlassen, denn ich habe auf dich vertraut, und ich will auf deine Tröstung in Frieden warten..."

Mit diesen Worten hat Thomas Merton seinen Schmerz und seine Hoffnung ausgedrückt. Sicher sprechen sie vielen aus dem Herzen, die wie er in Not sind, die sich angesichts des Sterbens Gedanken machen um sich selbst und ihre Lieben.

Jesaja, dessen Gedanken Ausgangspunkt der heutigen Predigt sind, ist es ähnlich gegangen. Vieles lag im wahrsten Sinne des Wortes in Trümmern. So schlimm, wie das einerseits ist, trägt es andererseits aber auch den Keim des Neuen in sich.

Viktor Frankl hat einmal gesagt: „Wie oft sind es erst die Ruinen, die den Blick freigeben auf den Himmel." Was für ein wunderbarer Gedanke. Nichts wird schön geredet von den Ruinen, von den Scherben und dem Trümmerhaufen, vor denen man steht. Und doch gibt es Grund zur Hoffnung, eben diesen Ausblick, eben den freien Blick auf den Himmel. Das bezieht sich ja nicht auf das Wetter, sondern auf den göttlichen Himmel, auf den himmlischen Vater.

So ähnlich muss es Jesaja angesichts der Ruinen, vor denen er stand, auch ergangen sein. Denn er schrieb auf, was er als Gottes Wort vernommen hatte. Und das ermutigte nicht nur ihn, sondern alle, denen er es sagte.

Und er forderte auf, nicht nur weg zu schauen von allem, was schmerzt, sondern vor allem hinzuschauen auf Gott, der versprach, die Gegenwart und Zukunft neu zu machen.

Im 65. Kapitel des Jesajabuches kommt Gottes Verheißung zu Wort. Eine wunderbare Vision. Wer würde sich das nicht wünschen - angesichts der Not, angesichts der Traurigkeit, angesichts der Krankheit, angesichts des Unglücks, angesichts des Sterbens, angesichts des Todes?

Was wäre es schön, wenn Gott alles wieder neu machen würde, wenn er alles gut werden ließe. Was wäre es schön, wenn alles Weinen und Klagen ein Ende finden würde. Und was wäre es tröstlich, wenn man erleben würde, wie er all unsere Fragen beantwortete.

Ist das nun nur Zukunftsmusik? Oder kann das nicht auch jetzt schon – wenigstens ansatzweise – unsere Wirklichkeit in der Gegenwart sein oder zumindest verändern?

Doch: Ich denke schon. Gott weiß um uns. Er hört uns. Und er ist dabei, uns immer wieder einen Neuanfang zu ermöglichen, gerade dann, wenn sich unser Leben in Folge einer Not oder eines Todes neu ordnet.

Heute, am Ewigkeitssonntag, denken wir in besonderer Weise an unsere Toten. Da sie tot sind, kann für sie hier auf dieser Welt nichts mehr gut werden. Und für die, die sie gehen lassen mussten, sind sie unwiederbringlich verloren. Und das tut weh.

Und doch: Viele haben gerade in jener schweren Zeit gespürt, wie Gott bei Ihnen war, wie er ihre Gebete erhört hat und wie sehr es geholfen hat, sich und seine Lieben ihm anzuvertrauen, den Glauben an seine Nähe diesseits wie jenseits des Todes nicht aufzugeben.

So sind diese Worte aus dem Jesaja-Buch tröstlich angesichts des Sterbens und des Todes – sowohl für unsere Lieben, die wir hergeben mussten, als auch für uns, die wir mit deren Tod nun leben müssen.

Diese Worte sprechen nun aber nicht nur die unter uns an, die einen Verlust zu beklagen haben. Sie sprechen auch die an, die aus anderen Gründen in Not sind, die krank sind, die arbeitslos sind, die traurig sind, die von sich denken: „Es hat doch alles keinen Sinn."

Wie auch immer die Hoffnungslosigkeit aussieht - diese Worte aus dem Jesaja-Buch eröffnen die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in der vieles – nein alles – anders ist, so anders, dass man sich nicht mehr erinnern kann, wie es früher einmal war.

Das wird am deutlichsten im letzten Vers, in dem es heißt: „Wolf und Schaf sollen beieinander weiden; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind" Spätestens hier merkt jeder: Das muss eine ganz andere Welt sein. Denn so etwas wäre hier und jetzt in dieser Welt ganz und gar unmöglich.

Nun werden manche mit Blick auf eine neue Welt zu Recht einwenden: „Das mag ja für die, denen es schlecht geht, eine tröstliche Perspektive sein. Aber für die Menschen, denen es gut geht, hört sich das alles sehr beunruhigend an."

Denn wenn es einem gut geht, dann wünscht man sich doch, dass es einfach so bleibt, wie es ist, dass es einfach nur so gut bleibt, wie es gerade ist. Wozu also einen neuen Himmel und eine neue Erde?

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass diese Worte der Verheißung mit Blick auf das Diesseits und mit Blick auf das Jenseits verstanden werden können.

Zum einen könnte es beim neuen Himmel und bei der neuen Erde also um ein Paradies auf Erden gehen, also um eine neue Welt Gottes im Diesseits.

Schauen wir daraufhin in die Verheißung, wie sie Jesaja aufgeschrieben hat, bekommen wir ja durchaus glänzende Augen. Was wäre das wunderbar, wenn sich alle über das freuen könnten, was da an neuer Welt entsteht, weil es da – vgl. V. 19 – kein Klagen und Weinen mehr gibt. Was wäre es wunderbar, wenn – vgl. V. 20 – die Kindersterblichkeit gering und die Lebenserwartung hoch wäre? Was wäre es wunderbar,

wenn – vgl. V. 21+22 – alle ihr eigenes Heim und gut zu essen hätten? Was wäre es wunderbar, wenn – vgl. V. 23 – alle Arbeit hätten und für gute Arbeit gutes Geld bekämen? Was wäre es wunderbar, wenn – vgl. V. 25 – alle in Frieden miteinander auskommen würden?

Was für ein wunderbarer Traum – aus dem man allerdings angesichts dessen, wie die Welt ist – jäh erwacht. Und wer weiterträumt, der muss sich – vielleicht zu Recht – anhören: „Träum weiter, du Spinner." Denn so schön, wie es hier bei uns ist, ist es ja nicht überall.

Und wenn man sich dann noch vergegenwärtigt, dass der Traum – vgl. V. 18+19 – von Jerusalem und seiner Umgebung aus Wirklichkeit werden soll, spätestens dann kommen einem Tränen in die Augen. Denn gerade in Palästina scheint man meilenweit von dem entfernt, was hier als zukünftige Welt in Aussicht gestellt wird.

Von daher ist nur allzu verständlich, wenn Menschen diese wunderbaren Worte nicht als Vision einer möglichen irdischen Welt verstehen können, sondern allenfalls als Vision einer himmlischen Welt, die jenseits des Todes liegt, in der es – wie in der Lesung zu hören war – kein Leid, kein Geschrei, keine Quälerei und keinen Tod mehr geben wird.

Ich meine: Wir tun gut daran, beides nicht gegeneinander auszuspielen, sondern beides im Blick zu behalten. Warum sollte Gott nicht eine neue Welt diesseits des Todes als auch eine neue Welt jenseits des Todes für uns im Sinn haben?

Warten wir's doch ab und – vor allem – stellen wir uns darauf ein, dass beides werden will, für uns wie für unsere Lieben wie für alle Kinder Gottes.

Und so haben wir alle Grund zur Hoffnung und zur Freude, ganz so, wie es hier – vgl. V. 18 – steht: „Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe."

In diesem Sinne lade ich Sie ein, sich an allem zu freuen, was Gott an Gutem getan hat, tut und tun wird. Lassen Sie uns doch einfach so fröhlich sein, wie es nur geht, und im Horizont des neuen Himmels und der neuen Erde leben und sterben – und dadurch dazu beitragen, dass die Vision von der neuen Welt konkret wird.

Wie eine Mutter tröstet

Predigt zu Jesaja 66, 13 am 1. Januar 2016

In unserer Religion ist Gott für viele gefühlt ein Mann. Jesus, sein Sohn, war ein Mann. Im Deutschen ist der Heilige Geist auch männlich.

Wir sprechen vom Herrn und nicht etwa von der Herrin. Wir sprechen von Gott und nicht etwa von Göttin.

Nun haben wir eben in der Lesung schon gehört, dass es sehr unterschiedliche Namen für Gott gibt. Wiewohl auch in dieser Aufzählung klang es immer so, als wäre Gott ein er, der dies und das tut oder lässt.

Die Jahreslosung ist ein Vers aus dem Buch des Propheten Jesaja. Dort kommt Gott durch den Propheten Jesaja zu Wort und sagt: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet."

Gott als Mutter und nicht nur als Vater, ganz mütterlich und nicht nur väterlich, also nicht nur der himmlische Vater, sondern auch die himmlische Mutter. Mutter unsere, die du bist im Himmel. Das ist schon mal was und gibt theologisch zu denken, was unsere Gottesbilder angeht.

Vermutlich liegt hier ja mit ein Grund dafür, dass Maria in der katholischen Kirche als Mutter Gottes allerhöchste Verehrung zuteilwird. Aber das ist ein anderes Thema.

„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet." Mit diesem Wort werden mancherlei Erinnerungen an unsere leiblichen Mütter wach. Und wir erinnern uns, wie Mutter es wie keine andere verstand, uns zu trösten.

Lange bevor wir das Wort Trost denken und aussprechen konnten, haben uns ihre Gesten und Berührungen, ihr Geruch und Ihre Wärme, ihr Ton und ihre Zuwendung getröstet, wenn wir das brauchten.

Erinnern Sie sich, wie Sie von Ihrer Mutter getröstet wurden, vielleicht ja bis heute getröstet werden. Erinnern Sie sich, wie Sie sie in den Arm nahm, wie Sie sich bei ihr ausweinen konnten, wie sie die Tränen abwischte, wie sie Worte fand, die den körperlichen oder seelischen Schmerz stillten, die Sie trösteten?

Welch ein Bild der Nähe, des Angenommen Seins, der Liebe und des Geborgenseins. An diese Urerfahrung knüpfen diese warmen und wohltuenden Worte an: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet." Es tut vielen gut, das so zu hören – und zwar dann, wenn sie sich trostbedürftig fühlen.

Nun kann es sein, dass der eine oder die andere hier innerlich Protest einlegt und z. B sagt: „Meine Mutter war anders" oder „Ich fühle mich ganz und gar nicht trostbedürftig."

Was soll man in so einem Fall mit Worten wie diesen anfangen. Sie bleiben dann merkwürdig kalt und fremd. Wem das so geht, der möge sich einfach in die hineinfühlen, die Trost brauchen. Und die gibt es

zweifellos in unserer unmittelbaren Umgebung.

Dieses Motiv des Trostes, der tröstenden Mutter, des Gottes, der wie eine Mutter tröstet, findet sich in unserem Reden vom Heiligen Geist wieder, den wir mit der Bibel auch den Tröster nennen.

Im Glaubensbekenntnis ist nicht umsonst im Zusammenhang vom Heiligen Geist von der Kirche und der Gemeinschaft der Heiligen die Rede. Denn man fragt sich ja, wie Gott uns so nahe ist, dass er uns trösten kann.

Zum einen sicher dadurch, dass er uns seine Gegenwart spüren lässt. Zum anderen tröstet er uns durch Menschen, die uns trösten. Wie eine Mutter tröstet er durch Mutter Kirche.

Was das angeht, hilft uns eine Geschichte weiter, die Lukas aufgeschrieben hat. Lukas berichtet im 8. Kapitel seines Evangeliums, wie Jesus seine leibliche Mutter und seine Geschwister abblitzen ließ: „Es kamen aber seine Mutter und seine Brüder und konnten vor dem Volk nicht zu ihm kommen. Und es ward ihm angesagt: 'Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sehen.' Er aber antwortete: 'Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun.',,

Jesus ist die Gemeinschaft derer, die Gottes Wort hören und tun, wie eine Mutter. Und wer von uns hätte nicht schon erlebt, wie er durch die getröstet wurde, die mit ihm unterwegs waren, die ihm beistanden, die einfach da waren und standgehalten haben?

Wie immer es Ihnen jetzt geht. Gott möge sich Ihnen auf vielfältige Weise als tröstende Mutter erweisen, auf dass Ihr Leben nicht trostlos ist. Der Gott allen Trostes möge uns trösten und zum Trost für andere werden lassen.

Prophetisch sein

Predigt zu Jeremia 1, 4-9 am 9. August 2020

„Und des Herrn Wort geschah zu mir.“ Immer, wenn ich Worte wie diese lese, werde ich für einen Moment ein wenig neidisch. Warum? Na, weil Gott so direkt und persönlich mit mir bisher nicht gesprochen hat. Mit Dir oder mit Ihnen? Nun gut. Es ist ja auch nicht jeder von uns wie Jeremia zum Propheten berufen.

Er selbst war darüber am wenigsten erfreut. Denn er hatte ein ums andere Mal sehr unangenehme Botschaften auszurichten. Das machte ihn einsam. Also alles andere als ein Vergnügen, Prophet zu sein. Aber

Gott ließ ihm keine Wahl. Er musste es tun.

Bevor jemand denkt, fein raus zu sein: Ganz so einfach ist es nicht. Denn auch wir sind berufen, Gott zu dienen und das von Gott weiterzusagen, was wir von ihm haben, was wir erfahren haben, was uns geholfen hat.

Dieser Auftrag wurde uns verschiedentlich erteilt, nicht zuletzt durch den Taufbefehl: „Geht hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker und lehrte sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“

Nun wirst Du Dich fragen, ob das denn wirklich Deine Aufgabe ist, anderen von Gott her etwas zu sagen, anderen gegenüber das weiter zu sagen, was Du mit Gott erlebt hast und was Dir persönlich wichtig ist.

Aber sicher doch. Warum denn nicht? Wenn Du etwas Bewegendes auf der Straße oder im Garten, zu Hause oder auf der Arbeit erlebt hast, dann erzählst Du es doch auch weiter. Warum solltest Du von dem schweigen, was Du mit Gott erlebst und wie Du ihn erlebst?

Nun sag bitte nicht: „Ich doch nicht.“ Wenn Du es dennoch sagst, befindest Du Dich damit in bester Gesellschaft mit Jeremia. Denn der wehrte sich auch mit Händen und Füßen. „Ich doch nicht.“ Er gab Gott zur Antwort: „Ach, Herr, ich tauge nicht zu predigen. Ich bin zu jung.“

Als ich das erste Mal über diesen Text gepredigt habe, da war ich gerade mal 30 Jahre alt und drei Jahre Pfarrer. Was gab mir das Recht, Predigten zu halten? Da ging es mir wie Jeremia, dass ich mir sagte: „Ich bin zu jung.“

Heute, drei Jahre vor Eintritt in den Ruhestand, könnte ich ähnlich reden. Ich müsste das „zu jung“ nur gegen „zu alt“ austauschen.

Dir wird es so oder so nicht anders gehen. Du wirst entweder sagen: „Ich bin zu jung“ oder „Ich bin viel zu alt“. Oder Du wirst sagen: „Ich kann nicht reden“ oder „Das sollen mal besser die anderen machen“. Und vor allem wirst Du sagen: „Ich habe doch nicht Theologie studiert.“ Stimmt. Aber das hatte Jeremia ja auch nicht.

Und trotzdem wurde er berufen, Gottes Prophet zu sein. Der Einwand „Das kann ich nicht“ zog nicht. Es gab keine Chance, dem Anspruch Gottes auszuweichen.

Und so ist das auch heute. Was immer wir vorbringen würden, würde doch nur das eine zu Tage bringen: Wir trauen es uns nicht zu. Deshalb versuchen wir es lieber erst gar nicht.

Sicher: die Zeit und die Menschen, die äußeren Umstände und die Herausforderungen sind andere als damals. Und doch gilt auch uns, was

Jeremia damals gesagt wurde: „Du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete“ - also den Menschen von Gott her sagen, was zu sagen ist. Mal als frohe Botschaft zu sagen, mal als eindringliche Warnung und dann wieder als Trost, mal als Erinnerung und mal als Zurechtweisung, und dann wieder als Vergewisserung und mal als Stärkung.

Von der Kanzel predigen? Natürlich nicht. Hat Jeremia ja auch nicht gemacht. Predigen meint eher die Kommunikation zwischen Tür und Angel, zuweilen auch zwischen den Zeilen.

Im Grunde haben wir es doch ständig mit Menschen zu tun, mit denen wir reden, die mit uns reden, die sich über ein gutes Wort freuen, ein Wort vielleicht, das sie in Berührung bringt mit Gott.

Und ich bin sicher: Jeder von uns kann das - und mit Sicherheit viel besser, als Du Dir das jetzt vorstellen kannst. Vermutlich glaubst ja auch Du: Ich kann das nicht.

Aber wie sagte Gott schon zu Jeremia: „Fürchte dich nicht. Denn ich bin bei dir.“ Das hört sich gut an, zumal dann, wenn einem die Knie schlottern, wenn man etwas zu sagen hat, ja sagen muss, von dem man weiß, dass es an Zeit ist, es klar und deutlich zu sagen.

Und was darf man nicht verschweigen, was muss gesagt und getan werden? Alles, was dem Leben dient und das Leben fördert.

Ich glaube, dass zwischen all den vielen hohlen und auch tiefsinnigen Worten, die wir Menschen tagtäglich sagen und hören, immer wieder solche Worte sind.

Und wer sich Mühe gibt, der kann zwischen den Zeilen, zwischen den vielen Worten und in den vielen Worten Gottes Wort heraushören.

Ich glaube, dass manches zutiefst menschliche Wort von Gott nachträglich zum Wort Gottes wird, gewissermaßen adoptiert werden kann. Jedes Wort, das mich oder andere Gott näher bringt, kann Gottes Wort sein.

Greta Thunberg spricht unbequeme Wahrheiten aus. In vielen nichts Neues von der Sache her. Aber in der Intensität. Und weil sie dabei auf ausgewogene Formulierungen verzichtet, hat sie sich nicht nur Freunde gemacht. Ist ihr aber egal. Und sie hat ja Recht. Die Lage, was das Klima angeht, ist prekär. Es hätte schon lange viel mehr passieren müssen. Jeder Tag, der ungenutzt verstreicht, vergrößert die Probleme.

Ich weiß: An Greta Thunberg scheiden sich die Geister. Für die Klimaschutzaktivisten ist sie eine Ikone. Für die anderen ist sie ein rotes Tuch. Aber hat sie nicht Recht, wenn sie sagt. „Was ich zu erreichen hoffe, ist die Erkenntnis, dass wir einer existenziellen Bedrohung ausgesetzt sind. Dies ist die größte Krise, in der sich die Menschheit je befunden hat. Zuerst müssen wir dies erkennen und dann so schnell wie möglich etwas tun, um die Emissionen aufzuhalten und versuchen, das zu retten, was wir noch können.“ Und damit redet und handelt sie gemäß Gottes Auftrag, die uns anvertraute Schöpfung zu bewahren.

Die Welt braucht Menschen wie sie – in allen Bereichen, nicht nur was das Klima angeht. Auch für die Bildung, die Wirtschaft, die Finanzen, den Tourismus, die Migrationsbewegungen, den Rassismus, die Demokratie...

Von daher wünsche ich den großen wie den kleinen Propheten und Predigern, dass Gott ihnen zur rechten Zeit die richtigen Worte in den Mund legt, die zum Glauben und Leben weiterhelfen, die sich dadurch als Gottes Wort erweisen, dass sie Leben fördern, dass sie uns einander und Gott näher bringen.

Und wer soll solche Worte sagen? Es sind nicht nur die anderen. Gott braucht auch uns, Dich und Sie, uns alle eben. Er braucht nicht alle für das Gleiche zur selben Zeit am selben Ort. Aber er braucht uns an der Stelle, wo wir Möglichkeiten haben, etwas zum Guten zu verändern.

Was er mit Blick auf Jeremia sagte, gilt auch mit Blick auf uns: „Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete.“ Wieso sollte er ausgerechnet nur Jeremia gekannt haben. Er kennt uns alle. Er weiß um jeden von uns, um unsere Fähigkeiten und Möglichkeiten.

Was also ist meine, was ist Deine, was ist Ihre, was ist unsere Gabe und Aufgabe? Was ist zu sagen? Was ist zu tun? Was die richtigen Worte im richtigen Moment anging, machte Gott Jeremia Mut, als er sagte: „Ich lege meine Worte in deinem Mund.“

Nicht alle Worte, die aus unserem Mund kommen, sind Worte, die Gott uns in den Mund gelegt hätte. Und es sind sicher viele Worte mit dabei, die wir Gott zu Unrecht in den Mund legen.

Und mit Blick auf unser Tun ist es nicht anders. Nicht alles, was wir tun, dürfte Gott gefallen und seinem Willen entsprechen. Aber manches, was wir einfach tun, weil es getan werden muss, dürfte ganz nach seinem Willen sein.

Gott beruft uns zum Reden. Gott beruft uns zum Handeln. Gott beruft uns alle, jeden Tag und jede Stunde neu. Gott legt uns seine Worte

in den Mund und er legt uns seine Taten vor, dass wir sie tun. Er kennt uns und ruft uns bei unseren Namen, unser Leben lang. Gott braucht Dich für diese Welt. Also: „Sag was! Tu was! Mach was!“

Ändert euer Leben

Predigt zu Jeremia 7, 1-10 am 19. August 2001

Es war ein Tag, wie dieser. Menschen gingen zum Tempelgottesdienst. Und dann stellte sich ihnen einer in den Weg, den die Leute schon kannten: Jeremia, der Prophet. „Der nun wieder,“ werden die Leute gedacht haben. Denn sie ahnten nichts Gutes.

Eigentlich wollten sie ja nur wie gewöhnlich in aller Ruhe zum Tempel gehen, um sich stärken zu lassen, um sich Gottes Vergebung und Segen zusprechen zu lassen, um sich zu vergewissern, dass Gott es gut mit ihnen meint.

Und dann Jeremia. Er stellte sich den Leuten einfach in den Weg und fing an zu reden. Und weil er sich von Gott beauftragt wusste, machte er keineswegs einen verunsicherten, sondern einen sehr entschlossenen Eindruck.

Was er den Menschen damals zu sagen hatte, steht im Alten Testament bei Jeremia im 7. Kapitel aufgeschrieben. Das war natürlich ein Skandal erster Güte. Unerhört, wie er mit seiner Rede über die Leute herfiel, die da zum Gottesdienst gingen. Man braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, wie die Leute vor Wut kochten. Aber das störte Jeremia nicht. Er hatte ihnen im Übrigen ja nur übermittelt, was Gottes Botschaft an sie war. Er sprach ja nicht für sich, sondern als Bote Gottes.

Worum ging es eigentlich? Nun: Es wird angeprangert, dass die Tempelbesucher - wir würden sagen - scheinheilig sind. Sie verrichteten im Tempel zwar die vorgeschriebenen Riten. Sie hören Gottes Gebote. Sie beten inbrünstig zu Gott, dem Herrn.

Aber wenn sie dann wieder zu Hause in ihrem alltäglichen Leben waren, spielte all das keine Rolle. Es kam aber nicht nur darauf an, Gottes Willen dadurch zu erfüllen, in den Tempel zu gehen. Es kam darauf an - und dazu rief Jeremia in Gottes Namen auf - Gottes Willen dadurch zu erfüllen, dass man im alltäglichen Leben nach den Geboten lebte.

Und da lag das Problem: Was im Tempel geschah, passte nicht zu dem, was danach im Alltag geschah. Der im Tempel praktizierte Glaube

und das alltägliche Leben klafften auseinander, so dass es zu himmelschreiendem Unrecht kam und sich kaum jemand daran störte. Jeremia nannte die Missstände beim Namen. So wurden z.B. die sozial Schwachen einfach in die Ecke gedrängt. Da wurde es mit den Geboten nicht so genau genommen. Vieles lag im Argen.

Das sollte, ja das musste anders werden. Und deshalb die Aufforderung: „Bessert euer Leben und euer Tun.“ Dient Gott nicht durch den Gottesdienst im Tempel, sondern dadurch, dass ihr Gott im alltäglichen Leben dient.

Dies Auseinanderklaffen von Verhalten im Tempel und Verhalten im Alltag musste aufhören. Wenn sie die Missstände nicht aus der Welt schaffen wollten, konnten sie sich den Weg in den Tempel sparen. Deshalb: „Bessert euer Leben und euer Tun.“

Nun ging es Jeremia, der ja nur im Auftrag Gottes redete, nicht darum, die Leute runterzumachen. Ganz im Gegenteil. Er wollte sie gewinnen für ein durch und durch Gott geweihtes Leben, wo Gottesdienst und Alltag nicht auseinanderfielen, wo der Glaube auch für den Alltag bestimmend wurde.

Mit Blick auf die Situation von damals können wir doch nur sagen: Genau. Das muss schon zueinander passen. Mit Blick auf die von damals ist uns das klar.

Aber wie ist das bei uns heute? Geht es uns viel anders? Wir gehen in die Kirche und zu den kirchlichen Veranstaltungen mit dem Wunsch, dass wir Gottes Nähe und Segen, seine Liebe und Gnade zu spüren bekommen, um gestärkt nach Hause gehen zu können. Wir feiern in der Kirche Gottesdienst, wir hören, was Gott von uns will, wir beten und bitten um Segen.

Aber wenn wir dann wieder zu Hause in unserem alltäglichen Leben sind, spielt das dann bei uns eine Rolle. Verhalten wir uns aufgrund unseres Glaubens anders als die, die nicht glauben, anders als die, die nicht zur Kirche gehen. Nicht schon der erfüllt Gottes Willen, der in die Kirche geht, sondern der, der im alltäglichen Leben Gott wohlgefällig lebt.

Passt das bei uns zusammen? Oder klafft der in der im kirchlichen Raum gelebte Glaube und das Verhalten im alltäglichen Leben so weit auseinander, dass es auch bei uns zu himmelschreiendem Unrecht kommt? Wenn ja, dann gilt uns Jeremias Aufforderung auch: „Bessert euer Leben und euer Tun.“ Dient Gott nicht nur im Gottesdienst, sondern alle Tage, eben auch im Alltag.

Nun sollte man doch annehmen, dass es Folgen für unser alltägliches Leben hat, wenn wir uns immer wieder zum Gottesdienst gehen und uns Gott aussetzen. Und genau das scheint schwieriger zu sein, als es auf den ersten Blick aussieht.

Wie oft höre ich bei Hausbesuchen, dass einer sagt: „Ich gehe nicht zur Kirche. Aber der Nachbar, der andauernd zur Kirche rennt, der ist auch nicht besser." Damit soll ja zum Ausdruck gebracht werden, dass sich Kirchgänger unter Umständen in ihrem alltäglichen Verhalten in nichts von denen unterscheiden, die nicht zur Kirche gehen. Das ist der wunde Punkt.

Natürlich sind die, die zum Gottesdienst gehen, nicht besser - allerdings auch nicht schlechter, schwächer, hilfsbedürftiger als andere Menschen. Wir haben alle unsere Schwächen und Fehler. Und das ist letztlich menschlich, in Maßen geradezu liebenswürdig.

Aber die sich im Sinne des Jeremia auf den Weg machen, den Besuch des Gottesdienstes mit dem zusammenzubringen, was im Alltag geschieht, haben die Chance sich zu verändern. Deshalb ja auch die Aufforderung: „Bessert euer Leben und euer Tun."

Ob wir lernen können, was Gott von uns will, wie wir unser Leben, unser ganz persönliches Leben im Sinne Gottes verändern können? Ich weiß, viele erwarten von mir, dass ich sage, was sie tun sollen und machen könnten, um diesem Ziel zu erreichen.

Aber das geht in den seltensten Fällen. Es muss sich schon jeder für sich auf den Weg machen, um herauszubekommen, wie sich im Alltag umsetzen lässt, was hier zu Gehör und in Erinnerung gebracht wird.

Es käme darauf an, das Gehörte immer wieder zu bedenken, immer wieder durchzukauen, sich immer wieder zu fragen, wie es im eigenen Leben konkret werden kann. Diese Mühe bleibt niemandem erspart.

Es ist an jedem einzelnen von uns, das eigene Leben selbstkritisch zu überprüfen und zu überlegen, was getan werden kann und muss, um Gottes Willen geschehen zu lassen, um die Gebote zu befolgen.

Gott meint es gut mit uns. Das Wohlwollen, das er uns entgegen bringt, ist die Ausgangsbasis dafür, dass wir Lust bekommen, uns zu verändern. Von daher geht es nicht darum, das eigene Leben zu verändern, damit er bei uns ist.

Nein - umgekehrt: Dadurch, dass er bei uns ist, wird uns die Möglichkeit eröffnet, uns zu verändern. Und unabhängig davon, wie weit wir kommen, bleibt uns seine Nähe erhalten. Er lässt uns nicht fallen, wenn wir nicht recht weiterkommen mit unserem Leben. Wir dürfen seiner

Gnade und Liebe gewiss sein. Von diesem Fundament ausgehend können Schritt für Schritt und Stück um Stück ändern, was zu ändern ist. Wenn wir allerdings nicht bereit sind, unser alltägliches Leben so zu leben, wie es Gott gefällt, dann ist etwas faul an unserem Glauben.

Was also hindert uns, die wir von Gott geliebt und angenommen sind, unser ganzes Leben immer wieder neu an dem auszurichten, was er von uns will?

Es liegt durchaus im Bereich des Möglichen, unser Leben hier und da zu bessern und unseren Glauben nicht nur am Sonntag, sondern auch im Alltag konkret werden zu lassen.

Denn Gott will nicht nur in der Kirche der Herr derer sein, die sich zu ihm gehörig wissen, sondern mitten im Alltag der Welt. Und er ist uns im Alltag genauso nah, wie sonntags in der Kirche.

Warum nur ins Verderben rennen?

Predigt zu Jeremia 8, 4-7 am 17. November 2013

Was ist die größte Schuld des Menschen?... Rabbi Bunam sagte zu seinen Schülern: „Die größte Schuld des Menschen sind nicht die Sünden, die er begeht - die Versuchung ist mächtig und seine Kraft gering. Die größte Schuld des Menschen ist, dass er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut."

In diese Richtung geht auch der Predigttext für den heutigen Tag. Mit den Worten „So spricht der Herr" beginnt Jeremia und macht damit deutlich: Was ich Euch hier sage, sage ich Euch im Auftrag Gottes.

Man hat nicht umsonst den Eindruck, dass das für viele zutrifft. Für uns auch? Fühlt sich jemand angesprochen durch diese schroffen und bedrängenden Bilder.

So dunkel sie für sich genommen auch sind, haben sie doch nur den einen Sinn: Sie wollen zur Besinnung bringen - wenn es denn sein kann, zur Besinnung auf Gott.

Schauen wir uns genauer an, was Jeremia da im Auftrag Gottes zu sagen hat. Mit seinen Worten lässt er in den Hörenden Bilder entstehen:

Das erste Bild zeigt einen Menschen, der hingefallen ist und sich wieder aufrappelt. Bei Jeremia heißt es „Wenn jemand hinfällt, steht er dann nicht schnell wieder auf?"

Jeder von uns ist schon einige Male gestolpert und gestürzt. Das gehört zum Leben dazu. Doch wir rappeln uns immer wieder auf. Es würde doch keiner sagen: „Nun, da ich gefallen bin, bleibe ich erst ein-

mal gemütlich liegen.“ Nein. Wir stehen wieder auf.

Jeremia macht Gottes Verwunderung darüber öffentlich, dass das Volk Gottes gefallen ist, in Sünde gefallen ist, von Gott abgefallen ist und sich seltsamerweise nicht aufhelfen lässt, sondern liegen bleibt, ja das Ganze womöglich auch noch schön redet.

Das zweite Bild zeigt einen, der sich verlaufen hat und in eine Sackgasse geraten ist und der, anstatt umzukehren, mit dem Kopf durch die Wand will. Bei Jeremia heißt es dazu: „Wenn jemand vom Weg abkommt, kehrt er nicht gleich wieder um?“

Jeder von uns hat sich schon verlaufen, geirrt, eben verrannt. Das normalste von der Welt wäre doch - und meistens tun wir das dann ja auch - wir drehen um, wir orientieren uns neu und suchen nach einem besseren Weg.

Auch hier: Jeremia dokumentiert Gottes Enttäuschung darüber, dass sein Volk sich nicht wieder ihm zuwendet, nicht zurückkommt, sondern seinen Irrweg fortsetzt und auch noch als Weg des Fortschritts anpreist.

Das dritte Bild zeigt Menschen, die meinen, Gott zu dienen. Tun sie aber nicht. Nicht Gott, sondern falschen Götzen wird gehuldigt.

Man sieht geradezu, wie Gott den Kopf schüttelt, während er dazu durch den Propheten Jeremia sagt: „Warum bleibt denn dies Volk bei seinen falschen Göttern? Sie halten so fest am falschen Gottesdienst und wollen nicht zu mir zurückkehren.“

Er kann nicht verstehen, dass alles so weitergeht wie bisher, dass niemand umkehrt und sich auf den Weg zurück zu Gott macht. Gott leidet darunter, dass er mit ansehen muss, wie sein Volk auf dem falschen Weg ist und mit Eifer die falschen Dinge tut.

Das vierte Bild zeigt Leute, die mit Unschuldsmine Böses tun und die Schultern hochgezogen haben, als wollten sie ihre Unschuld beteuern. Gott sagt dazu: „Ich habe genau gehört, was sie reden. Sie haben ihren Irrtum nicht erkannt. Niemand bereut seine Schlechtigkeit, niemand fragt sich: Was habe ich getan?“

Auch wir wissen um die Gebote und darum, wo wir es nicht ganz so genau damit nehmen. Natürlich können wir das irgendwie rechtfertigen. Die meisten sagen ja auch: „Na, was? Was hab' ich schon getan? Machen doch alle.“ Es gibt nur wenige, denen die eigene Bosheit bewusst ist, denen es leid tut und die sich sagen: „Wie konnte ich das nur tun?“

Auch wir haben Anteil an dem mancherlei Unrecht, das geschieht.

Manchmal merken wir es nur nicht, wie wir ins Unrecht verstrickt sind, wie wir Unrecht tun, wie wir beides sind: Opfer und Täter. Und manchmal wollen wir es wider besseren Wissens auch einfach nicht wahrhaben.

Das fünfte Bild ist geradezu surrealistisch. Es zeigt Wesen wie aus einer Fantasy-Welt, die wie Schlachtrösser dahinstürmen, aber Köpfe wie Menschen haben. Es heißt bei Jeremia: „Alle rennen auf ihrem Irrweg weiter wie Pferde, die sich in die Schlacht stürzen.“

Getrieben, mit Scheuklappen, blind vor Angst für mögliche Auswege. Ein grausiges Bild. Es macht Angst. Weil es dem Betrachter die Frage stellt: „Bist du auch wie diese Schlachtrösser, gejagt, mit weit aufgerissenen Augen, den Tod vor Augen, Angst und Schrecken verbreitend?“

Das sechste Bild erinnert an die Zugvögel, wie sie im Frühjahr aus ihren Winterquartieren zurückkehren. Gott sagt durch den Propheten Jeremia: „Der Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, Taube, Kranich und Schwalbe halten die Zeit ein, in der sie wiederkommen sollen. Nur mein Volk hält sich nicht an die Ordnungen, die ich ihm gegeben habe.“

Den Worten des Jeremia zufolge ist Gott der Meinung, dass die Vögel anscheinend mehr Verstand haben als die Kinder Gottes. Sie fliegen weg. Aber sie kommen eben auch wieder zurück. Die Zugvögel vergessen nicht heimzukehren. Die Menschen schon.

Eine Reihe von Bildern, die uns vor Augen halten, wie Menschen ohne Gott ins Verderben rennen. Da muss man sich doch fragen: Wie kann das sein, dass so viele ins Verderben rennen? Wie kann das sein, dass so viele nicht tun, was doch das Selbstverständlichste von der Welt sein müsste, hinfallen und aufstehen, sich verlaufen und neu orientieren, Gott aus dem Blick verlieren und sich ihm wieder neu zuwenden?

Er steht einfach nur ungläubig daneben und kann es nicht fassen. Das ist bis heute so geblieben. Und das macht ratlos und sprachlos. Ihn, den Propheten. Viele von uns. Und am meisten natürlich Gott selbst.

Wir wissen um das Gute. Und tun wir es? Immer? Nein. Schon Paulus schrieb an die Römer: Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.

Warum ist das so? Liegt es an der Trägheit? An der Bequemlichkeit? An der Angst, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen? Und vor allem: Muss es so bleiben. Nein. Nicht umsonst heißt es in V. 7 „mein Volk“. Wir sind und bleiben sein Volk, seine Kinder. Er gibt uns nicht auf.

Und so ist dieser düster klingende Text eine Einladung, nicht liegen zu bleiben, nicht weiter herumzuirren, sondern sich aufzurappeln bzw. sich aufhelfen zu lassen, sich neu zu orientieren, um so leben zu können, wie es von Gott her möglich wäre.

Elias Canetti sagte einmal: „Die größte Anstrengung des Lebens ist, sich nicht an den Tod zu gewöhnen", sondern – so ergänze ich mal – dem Leben eine neue Richtung zu geben".

Das könnte bedeuten, aufzustehen gegen alles Tödliche und Todbringende, und sich eben nicht unterkriegen zu lassen. Das könnte bedeuten, Irrwege zuzugeben und den richtigen Weg zu suchen. Das könnte bedeuten, den Gottesdienst nicht auf den Sonntagmorgen zu beschränken, sondern Gott auch im alltäglichen Leben zu dienen. Das könnte bedeuten, sich Gott auch wieder zu nähern, nachdem man sich von ihm entfernt hatte. Das könnte bedeuten, Unrecht zu erkennen, zu benennen und sich dafür einzusetzen, dass die Gerechtigkeit zum Zuge kommt. Das könnte bedeuten, nicht besinnungslos mitzulaufen, sondern zu überlegen, wohin Gott uns führen möchte. Das könnte bedeuten, trotz aller Irr- und Abwege die Zuversicht nicht zu verlieren, dass wir immer nach Hause kommen dürfen.

Weil Gott das Leben und nicht den Tod will, deshalb wirbt er um uns - auch wenn dies durch so deutliche Worte wie die des Jeremia geschieht. Er lädt uns ein, dass wir uns auf gar keinen Fall an den Tod gewöhnen und keine Mühen scheuen, uns immer wieder neu dem Leben zuzuwenden, damit das Leben - als Leben mit Gott - lebenswert bleibt.

Sich Gottes rühmen

Predigt zu Jeremia 9, 22-23 am 6. Februar 2012

Wer hat den kleinsten Vater? Drei kleine Jungs versuchen sich gegenseitig zu übertrumpfen. Sagt der eine: „Mein Vater ist so klein, dass er die Sachen von uns Kindern trägt". Darauf sagt der zweite: „Mein Vater ist so klein, dass er aufrecht unter dem Tisch durchgehen kann." Der dritte winkt triumphierend ab und sagt: „Ach, das ist doch noch gar nichts. Mein Vater ist nämlich Testfahrer für Matchboxautos!"

Überall wird verglichen und mehr oder weniger übertrieben und angegeben - nicht nur wie im Spiel der kleinen Jungs, sondern auch bei deren Eltern, auch bei uns selbst, wenn es um ganz reelle Dinge geht.

Das kennt man doch: Wie groß war der Fisch? So oder so oder

noch viel größer. Und je größer das Vermögen, je besser die Noten, je schneller das Auto, je schöner die Figur... desto größer der Anspruch, entsprechend der Leistung auch gewürdigt zu werden.

Was die Kinder - ehrlich wie sie sind - ganz unverhohlen tun, nämlich voreinander angeben, sich brüsten und vor anderen rühmen, das tun wir Erwachsenen meist nur verdeckt.

Selbst der, der in der typisch englischen Art des Understatements sagt: „Ach, nicht der Rede wert", der will natürlich den energischen Widerspruch hören: „Aber das war doch ganz großartig von Ihnen."

Also: Wer wollte von sich behaupten, er würde nicht hin und wieder auch mal ein wenig angeben, sich seiner Leistungen vor anderen freuen, wie toll er dies und das hinbekommen hat, wie gut er jene Aufgabe gelöst, wie elegant er die Krise gemeistert hat. Ist im Grunde auch ganz in Ordnung.

Nur: Wenn so etwas übertrieben geschieht, wenn sich einer ständig selbst lobt und seiner Glanztaten und Qualitäten rühmt, wird es peinlich. Da heißt es dann nicht selten hinter vorgehaltener Hand: „Eigenlob stinkt" oder „Der Angeber, der hat's nötig"

Genau darum geht es im heutigen Predigttext. Durch den Propheten Jeremia wendet sich Gott an Angeber, die sich selbst rühmen, weil sie sich ja für so weise oder so stark oder so reich halten.

Was hier genannt wird, sind natürlich nur Beispiele, die sich beliebig austauschen lassen. Man könnte diese Aufzählung, die mit Weisheit, Stärke und Reichtum beginnt, beliebig erweitern um Begriffe wie Bildung, Gesundheit, Intelligenz, Aussehen, Beweglichkeit, Jugend und vieles mehr.

Aber wenn wir genauer hinschauen, wird mit diesen drei Beispielen schon Wichtiges benannt. Denn Wissen ist Macht. Und wer Geld hat, dem stehen viele Türen im Leben offen. Und wer die Stärke hat, sich durchzusetzen, der ist ein gemachter Mann bzw. sie ist eine erfolgreiche Frau, die es weit gebracht haben. So ein Mensch scheint allen Grund zu haben, stolz zu sein und sich zu rühmen.

Aber Gott – so der Prophet Jeremia – sieht das anders: Dafür soll man sich nicht rühmen. Denn meistens schmückt man sich dann doch nur mit fremden Federn, weil man, wenn man sich selbst rühmt, schlicht vergisst, wem man das alles zu verdanken hat.

Sicher: Wenn einer gut dasteht, dann steckt da oft viel eigener Fleiß und fleißige Arbeit drin. Und doch ist es einem letztlich geschenkt, so Großes leisten zu können. Von daher sollte man beim Rühmen weniger

an sich selbst denken, als an Gott und die Menschen, durch die man ist, was man ist. Das lässt bescheiden werden.

Sie merken schon. Was hier angesprochen wird, hat nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Es ist immer noch so: Klappern gehört zum Handwerk. „Tue Gutes - und sprich davon." Wer nicht klappert, wird übersehen. Und wer will schon übersehen werden.

Wir brauchen vorzeigbare Leistungen, die uns die Anerkennung der anderen einbringen. Wer wünschte sich nicht, dass andere sagen: „Das hast du aber toll gemacht."

Und wenn die anderen die anerkennenswerte Leistung nicht wahrnehmen und durch ihr Lob honorieren, warum sollte man da nicht von sich aus ein wenig nachhelfen, sich eben selbst ins Rampenlicht stellen. „Wollen uns ja nicht loben, aber das haben wir wirklich gut gemacht."

Das hebt die Stimmung - nicht nur die eigene, auch die der anderen. Wenn sich z.B. eine Fußballmannschaft nach einem Tor, also nach einer geglückten Aktion, mit eben dieser Leistung selbst anfeuert, dann geht es oft viel besser.

Nun hat es mancherlei guten Grund, sich nicht allzu sehr von der Anerkennung durch andere abhängig zu manchen. Denn was ist, wenn die Anerkennung ausbleibt? Was ist, wenn man nicht mehr im Rampenlicht steht? Wir haben vor Augen, wie Menschen daran zerbrochen sind, wie ihnen der Boden, auf dem sie standen, unter den Füßen wegbrach. Und auf einmal hatten sie ein Problem. Sie waren - ohne es zu merken – abhängig von Ruhm und Anerkennung.

Es ist nicht ohne Probleme, das eigene Selbstwertgefühl an den Ruhm zu koppeln. Man gerät unter Umständen in einen wahren Teufelskreis, aus dem man kaum noch heraus kommt.

Was können wir nun lernen aus dem, was bei Jeremia steht? Ich meine, Gottes Wort richtet sich nicht gegen Weisheit, Stärke und Reichtum. Warum sollte Gott die Gaben, die er Menschen geschenkt hat, verurteilen. Er verlangt doch von keinem klugen Kopf, dass er künftig töricht sein soll, von keinem Starken, dass er ein Schwächling werden soll und von keinem Reichen, dass er alles verschenken soll, um dann künftig betteln zu gehen. Das kann's doch nicht sein. Gegen ein gesundes Selbstbewusstsein ist doch nichts einzuwenden.

Wogegen sich Gott durch Jeremia wendet, ist die unerträgliche Haltung von Angebern, die sich protzend und überheblich selbst produzieren: „Seht her, wozu ich es gebracht habe."

Wenn wir den zweiten Teil dieses Textes anschauen, wird deutlich,

dass es hier vor allem darum geht, dass wir uns weg und auf Gott hin sehen.

Durch den Propheten Jeremia sagt Gott: „'Wer sich rühmen will, der rühme sich dessen, dass er klug sei und mich kenne, dass ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden, denn solches gefällt mir', spricht der Herr."

Es geht also darum, dass wir uns um seinetwillen rühmen. Wenn wir uns denn unbedingt rühmen müssen, dann sollen wir es allenfalls deshalb tun, weil wir ihn kennen als den, der barmherzig und gerecht ist. Wenn wir uns schämen, dann allenfalls deshalb, weil wir ihn nicht kennen, immer noch nicht kennen, nicht wirklich jedenfalls.

Noch ist nichts verloren. Denn er geht mit uns viel barmherziger um, als wir dies mit uns tun, weil er uns liebt - uns so liebt, wie wir sind, mit und ohne unsere vermeintlichen Guttaten, mit und ohne all das, dessen wir uns rühmen oder schämen. Deshalb ist es überhaupt nicht nötig, vor ihm Theater zu spielen und sich seiner Großtaten zu rühmen.

Man sollte nun meinen, es sei das Beste, wir würden damit ganz aufhören, uns zu rühmen, es sei das Beste, einfach nur noch ihn zu rühmen.

Stimmt. Das wäre das Beste. Aber so selbstlos sind wir nicht. Und deshalb dieses kleine Zugeständnis: Wenn man sich denn unbedingt selbst rühmen muss, dann aber bitte nur ob der Tatsache, dass man den Herrn kennt.

Und wer kann von sich sagen, dass er ihn kennt? – Der Mensch, der um die Barmherzigkeit Gottes weiß und daraus lebt, also selbst barmherzig und gütig ist. Darin besteht die Weisheit.

Die wahre Stärke des mit Gott verbundenen Menschen zeigt sich darin, dass er wie Gott alles daran setzt, dem Recht zum Durchbruch zu verhelfen.

Und wer mitsamt seinem Reichtum nicht verarmen will, der tut gut daran, seinen Reichtum wohltätig einzusetzen.

Was das konkret bedeutet, möchte ich an der Lebensgeschichte von John Rockefeller verdeutlichen, die Sie ja vielleicht sogar schon kennen. John Rockefeller war als junger Mensch sehr ehrgeizig, ein Mann, der sich gnadenlos zu Höchstleistungen antrieb. Mit 33 Jahren hatte er die erste Million Dollar verdient. Jede freie Minute seines Lebens widmete er seinen Geschäften. Mit 43 Jahren beherrschte er das größte Unternehmen der Erde und mit 53 Jahren war er der reichste Mann und ers-

te Dollarmilliardär.

Aber seinen Erfolg bezahlte er mit seiner Gesundheit und Lebensfreude. Er sah aus wie eine Mumie, war einsam und verhasst, ruhelos und todkrank. Rockefeller konnte nur noch Zwieback essen und Milch schlürfen.

In langen, schlaflosen Nächten kam er dann aber zur Besinnung. Er dachte an die Unsinnigkeit, Geld anzuhäufen. Eine Verwandlung ergriff ihn. So entschloss er sich, sein Vermögen gegen die Nöte auf dieser Welt einzusetzen. Er gründete die berühmten Rockefeller-Stiftungen. Sein Geld ging in alle Teile der Welt. Seine Millionen waren für die ganze Menschheit ein Segen. Sie halfen mit, das Penicillin zu entdecken und Malaria, Tuberkulose, Diphtherie und andere Krankheiten zu besiegen. Armut, Hunger und Unwissenheit wurden mit seinem Geld bekämpft.

Und dann geschah das Wunder. Rockefeller konnte wieder schlafen. Bitterkeit, Egoismus, Groll und Hass wichen aus seinem Herzen und machten der Liebe und Dankbarkeit Platz. Er wurde gesund und konnte wieder Freude am Leben erfahren. Ein Mann, der vorher kalt und überheblich war, verwandelte sich in einen liebevollen und barmherzigen Menschen. Er blühte förmlich auf und starb nach einem erfüllten Leben im Alter von sage und schreibe 98 Jahren.

Nun: Wir sind nicht John Rockefeller. Und doch können wir mit unseren Möglichkeiten, mit unserer Weisheit, Stärke und unserem Reichtum dazu beitragen, Gott zu rühmen und ihn groß zu machen.

Die große Dürre

Predigt zu Jeremia 14, 1-8 i.A. am 19. Januar 2020

Im meiner Bibel hat dieser Abschnitt die Überschrift: „Die große Dürre“. Historisch liegt dem Text eine Trockenperiode zur Zeit des Propheten Jeremia zugrunde: Das Land dürstet, die Brunnen versiegen, der Boden wird rissig, kein Regen in Sicht. Traurigkeit, ja Verzweiflung macht sich in der Bevölkerung breit. Wie soll es bloß weitergehen?

Viele Jahre haben wir beim Thema Dürre nur an so Gebiete wie die Sahelzone gedacht. Wer hätte gedacht, dass es in unseren Breiten zu Dürreperioden kommen könnte? Wohl niemand.

Aber die letzten beiden Jahre haben uns eines Besseren belehrt. Es war viel zu trocken. Wir hatten Dürreperioden. Viele fragen sich besorgt, ob das nur Ausnahmen waren oder das neue Normal.

Immerhin hatte es wenigstens im Winter geregnet. Das hat aber, wie wir wissen, nicht gereicht, um den Grundwasserspiegel wieder vollständig aufzufüllen. Der ist immer noch zu niedrig.

Um die Worte des Jeremia zu verstehen, muss man wissen, dass die Menschen damals solche Naturkatastrophen als Gottesstrafe verstanden haben. Die Menschen damals hatten ganz offensichtlich ein schlechtes Gewissen. Sie hatten die Gebote übertreten und waren Gott ungehorsam. Das wussten sie. Deshalb fühlten sie sich schuldig. Und deshalb dachten sie: „Die Strafe folgt auf den Fuß.“

So zu denken, scheint normal. Bis heute. Man nennt diese Denke den „Tun-Ergehen-Zusammenhang“. Menschen, die so denken, gehen davon aus, dass man von Gott belohnt und gesegnet wird, wenn man die Gebote hält und Gott vertraut, und dass man von Gott bestraft wird, wenn man die Gebote übertritt und vom Glauben abfällt.

Wenn ich das so sage, werden sich bei manchen die Nackenhaare sträuben. Mit Recht. Aber so hat man lange Zeit gedacht. Und viele denken bis heute so.

Woran das deutlich wird? Na, wenn Menschen z.B. fragen, womit sie das verdient hätten, wenn Ihnen ein Unglück widerfährt. Wer so fragt, geht doch davon aus, dass er etwas Unrechtes getan haben muss, mit dem er sich die Strafe, also das Unglück, verdient hat.

Bevor jetzt jemand anfängt, sich über diese altertümliche Denke aufzuregen, sage ich mal: Stimmt. So zu denken ist von vorgestern und überholt.

Woran das deutlich wird? Ganz einfach. Es gibt genügend Leute, die die Gebote übertreten und nicht an Gott glauben, denen es wirtschaftlich betrachtet glänzend geht. Und es gibt genügend Leute, die sich an die Gebote halten und gottgläubig sind, und dennoch elend zugrunde gehen.

Denken wir doch nur an die 300000 Erdbebenopfer in Haiti 2010 oder an die 230000 Opfer des Tsunamis 2004 am Indischen Ozean oder an die 6 Millionen Juden, die während des 2. Weltkriegs umgebracht wurden.

Wenn es diesen Zusammenhang von Tun und Ergehen geben würde, dürfte es den Bösen nicht gut gehen und dürfte es den Guten nicht schlecht gehen. Tut es aber.

Mal abgesehen von der Frage nach dem Grund dafür, warum es Menschen schlecht geht und sie in Not sind, bleibt festzuhalten, dass sie in

ihrer Not oft – nicht immer – beten und Gott um Hilfe bitten. Not lehrt beten.

Auch das geschieht sehr unterschiedlich. Oft ganz spontan als Stoßgebet angesichts einer herannahenden Katastrophe. Oft ganz kindlich oder unter Tränen. Oft ganz allgemein wie in den kirchlichen Fürbittgebeten. Und manchmal auch sehr reflektiert und durchdacht, wie hier im Text.

Denn hier wird die eigene Schuld und Sünde nicht geleugnet. Was die angeht, gibt es keine Entschuldigung.

Und doch wird Gott gebeten, einzugreifen... um seines Namens willen. Das ist doch geradezu raffiniert formuliert so nach dem Motto: „Wir bekennen uns ja schuldig. Aber du kannst uns hier doch nicht hängen lassen. Was sollen denn dann die anderen von Dir denken."

Mit genau diesem Unterton höre ich die Formulierungen aus dem Text: „So hilf uns doch um deines Namens willen... Du bist doch der Trost Israels und sein Nothelfer."

Aber hilft es, so zu beten, Gott geradezu zu erpressen? Wenn das so einfach ginge... Geht es aber nicht. Wir würden heute sagen: netter Versuch. Aber so nicht...

Bleiben wir der Einfachheit halber bei uns und im Heute und fragen wir uns doch mal mit Blick auf den Text mit der Überschrift „Die große Dürre", wie das heute ist.

Wir beobachten seit Jahren, dass sich das Klima verändert. Da gibt es große Trockenheit mit gigantischen Waldbränden und dann wieder sintflutartige Überschwemmungen ganzer Landstriche. Und wir werden den Eindruck nicht los, dass sich die Extremwetterlagen häufen.

Die Frage ist, warum das gerade jetzt passiert. Es hat Gründe, ganz sicher verschiedene Gründe. Und – so wie es aussieht – trägt das Verhalten der Menschheit nicht gerade dazu bei, dass es besser wird. Im Gegenteil. Die Probleme verschärfen sich durch unser Verhalten.

Und sind die Probleme und Katastrophen nun eine Strafe Gottes? Meiner Meinung nach nicht. Vieles geschieht als Folge menschlichen Verhaltens. Auch ohne Gott hat unser Fehlverhalten Folgen, unter Umständen schlimme und unumkehrbare Folgen. Und das, was wir als Menschheit da an Folgeproblemen produzieren, werden wir und unsere Kinder und Kindeskinder irgendwann auslöffeln müssen.

Ich denke da an die Verschmutzung der Luft, des Bodens und des Wassers mit allen möglichen giftigen Stoffen. Ich denke an das Vermüllen der Meere, der Landschaft und des Weltraums. Ich denke an die Art, wie wir konsumieren und die Ressourcen der Erde verbrauchen.

Gedankenlos richten wir uns selbst und diese Welt zugrunde. Manche vergleichen die Menschheit mit einem Krebsgeschwür, das die Existenz der Erde bedroht, das immer größer, immer zerstörerischer, immer tödlicher wird, für alle und alles drum herum, aber auch für sich selbst. So kommt es unter unseren Augen nicht nur zur Umweltzerstörung, sondern auch zur Selbstzerstörung.

Was ist bloß los mit uns, dass wir nicht in der Lage sind, uns und unseren Lebensstil so zu verändern, dass wir nicht gegen die Schöpfung, sondern im Einklang mit ihr leben?

Und Gott? Alle – ich auch – reden vom lieben Gott und wiegen sich in Sicherheit. Das scheint mir je länger desto mehr trügerisch. Ich will jetzt nicht durch die Hintertür die Angst vor dem Zorn und dem Gericht Gottes wieder einführen. Es bleibt dabei: Gott ist die Liebe. Aber gerade weil er uns und seine Schöpfung liebt, ist er mit vielen nicht einverstanden, was wir machen. Das sollten wir wissen.

Martin Luther King sagte einmal: „Warum sich sorgen? Komme, was mag – Gott ist mächtig! Wenn unsere Tage dunkel sind und unsere Nächte finsterer als tausend Mitternächte, so wollen wir stets daran denken, dass es in der Welt eine große segnende Kraft gibt, die Gott heißt. Gott kann Wege aus der Ausweglosigkeit weisen. Er will das dunkle Gestern in ein helles Morgen verwandeln – zuletzt in den leuchtenden Morgen der Ewigkeit."

Gottes Macht ist die Macht seiner helfenden und verwandelnden Liebe. Auf sie zu setzen und zu hoffen, erspart uns nicht, unser Verhalten zu ändern, wo es dem Leben schadet. Aber es bewahrt uns davor, zu verzweifeln und nichts zu tun.

Möge die Gewissheit, dass Gott bei uns ist, uns nicht in untätig sein lassen und in Sicherheit wiegen, sondern veranlassen, das zu tun, was uns aufgetragen und möglich ist, damit sein Wille geschehe.

Vielleicht entdecken wir dann im Rückblick, wie Gott bei uns war. Und so können auch wir in bitten, wie es die Menschen damals taten: „Du bist ja doch unter uns ... verlass uns nicht."

Nicht schweigen

Predigt zu Jeremia 20, 7-11a am 24. März 2019

Der Prophet Jeremia wusste sich von Gott berufen. Er wusste sich be-

auftragt, die zahlreichen Missstände zu benennen. Und das tat er, so hartnäckig, dass sich die Leute durch das, was er anprangerte, genervt fühlten. Denn Jeremia nahm kein Blatt vor den Mund, wenn er „Frevel und Ungerechtigkeit“ entlarvte.

Ihm wurde immer klarer: So kann es nicht weitergehen. Mehr noch: Sie würden für all die Frevel und Ungerechtigkeiten bestraft. Das konnte kein gutes Ende nehmen. Überall sah er Schrecken und Katastrophen auf die Menschen zukommen, womit er sie aufschreckte. Das führte dazu, dass man ihm so etwas wie einen Schimpfnamen beilegte. Hinter vorgehaltener Hand nannte man ihn „Schrecken ist um und um“.

Ihm selbst hat das offensichtlich auch nicht gefallen, ständig den Finger in die Wunde legen zu müssen. Er beklagte sich sogar bei Gott, er habe ihn dazu überredet bzw. verführt. Er wäre lieber ein Unwissender gewesen. War er aber nicht. So wusste er sich von Gott her verpflichtet, den Leuten die Wahrheit zu sagen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu sagen, was gesagt werden musste.

Vermutlich wäre er wie jeder Mensch liebend gern den Konflikten, die das mit sich brachte, aus dem Weg gegangen. Aber genau das ging nicht. Denn dann hätte er gegen seine innere Überzeugung handeln müssen. Und das hätte ihn innerlich zerrissen.

Von daher blieb ihm keine Wahl. Er musste all den Frevel und all die Ungerechtigkeit benennen, ja anprangern. Er musste es einfach tun. Auch wenn es keiner hören wollte.

Sie hätten ihm zu gern das Maul gestopft. Sie suchten geradezu nach etwas, mit dem sie ihn zum Schweigen hätte bringen können. Aber sie fanden offensichtlich nichts. Und so konnte, ja musste er als Prophet Gottes den Leuten all den Frevel und all die Ungerechtigkeit vorhalten.

Erschwerend kam hinzu, dass er zwar mancherlei Katastrophen kommen sah und auch ankündigte, aber zunächst nichts davon geschah, was die Leute natürlich veranlasste, einfach so weiterzumachen wie bisher und ihn zu verspotten: „Rede du nur. Es passiert ja doch nichts!“ Gibt es nicht auch heute solche Propheten, also Menschen, die den Leuten wie Jeremia sagen, wo es nicht stimmt?

Und was würden wir mit einem machen, der uns wie der Prophet Jeremia auf all das aufmerksam machen würde, was schief läuft, was uns in Angst und Schrecken versetzt, was ein Frevel an Gott, an den Mitmenschen und an der Schöpfung ist, was jeder eine himmelschreiende Ungerechtigkeit nennen würde? Würden wir so einem nicht sagen: Du bist ja auch nicht besser als wir. Und? Wäre man damit schon fein raus, weil

das ja vermutlich stimmen würde?

Natürlich nicht. Aber es würde nerven. Und deshalb macht man so Leute, die einem immer wieder ein schlechtes Gewissen machen, einfach mundtot, sodass sie mit ihrer durchaus berechtigen Kritik aufhören müssen. Wie man das macht? Mit einer Gegenstudie. Mit fake-news. Mit allen Mitteln halt.

An dieser Stelle mal eine Frage: Was haben ein Pfarrer und ein Wegweiser gemeinsam? – Richtig: Sie zeigen die Richtung an, gehen aber den aufgezeigten Weg nicht. Warum erzähl ich das jetzt? Weil natürlich viele der Meinung sind, die Kirche, insbesondere die Pfarrer, die sollten mal klar und deutlich sagen, was Sache ist und wo’s lang geht.

Und wenn Pfarrer das machen, werden sie natürlich nach dem beurteilt, was sie tun, nicht nach dem, was sie sagen. Und wenn sie nur reden, dann heißt es schnell: Der macht’s ja auch nicht besser. Der fährt ja auch ein großes Auto. In dessen Familie stimmt es ja auch nicht...

Richtig daran ist: Es wäre natürlich besser, man selbst würde es besser machen. Falsch daran ist: Auch wenn der Wegweiser selbst den Weg nicht geht, den er anzeigt, kann der gezeigte Weg doch der richtige sein. Was sollte einen davon abhalten, es selbst besser zu machen und den richtigen Weg einzuschlagen?

Ich muss gestehen, dass ich längst nicht alles sage, was mir auf der Zunge liegt. Ich sage es nicht - um des lieben Friedens willen und weil ich den shitstorm fürchte, den ich mir dafür einhandeln würde. Ich sage es nicht, weil ich den ätzenden Spott der Leute fürchte und nicht als Nestbeschmutzer dastehen will. Ich sage es nicht, weil es die Betreffenden ja vermutlich ohnehin nicht hören wollen. Ich sage es nicht, weil ich innerlich schon höre, wie es dann heißt: „Ach der nun wieder...“ Ich sage es nicht, weil ich den Konflikt scheue. Ich sage es nicht, weil ich Skrupel bekomme und mich frage: „Wer bin ich denn, dass ich dem was zu sagen hätte?“ Ich sage es nicht, weil ich mich an die eigene Nase fassen müsste.

Das ist in vielem nicht nur mein Problem, sondern unser aller Problem. Wir stehen nicht außerhalb des ganzen Schlamassels, sondern mittendrin. Wir sind unglücklicherweise ein Teil des Systems, das „Frevel und Ungerechtigkeit“ hervorbringt.

Woran ich bei „Frevel und Ungerechtigkeit“ konkret denke? Also mal ein paar Beispiele:

Immer wieder begegne ich Menschen, die in meinen Augen so etwas wie Kirchensteuerflüchtlinge sind, die den Service der Kirche gern an-

nehmen. Einer wie Jeremia hätte solche Leute sicher Trittbrettfahrer genannt und gesagt: „Wehe euch Kirchensteuerflüchtlingen und Trittbrettfahrern, die ihr nur an euer Wohlergehen denkt."

Immer wieder rege ich mich innerlich über die auf, die mit ihrem viel zu großen Auto Brötchen holen fahren. Einer wie Jeremia hätte diesen Leuten vermutlich gesagt: „Nicht nur Dein Auto, nein, deine Bequemlichkeit stinkt zum Himmel." Unsere Region ist Autoland, wie es in einem aktuellen Stück aus dem Theater heißt. Wir sind mehr vom Auto abhängig, als uns bewusst und als uns lieb sein dürfte. Einer wie Jeremia hätte dazu gesagt: „Die kaum hinterfragte Selbstverständlichkeit, mit der ihr Autos in die Welt produziert und fahrt, grenzt an Verantwortungslosigkeit."

Denen, die den Sinn ihres Dasein darin sehen, möglichst viel zu haben, wo sie in Wahrheit nichts davon haben, außer dass sie es haben, würde einer wie Jeremia sagen: „Ihr Reichen seid so arm dran. Setzt doch alles, was ihr nicht wirklich braucht, zum Wohl anderer ein."

Und was würde er sagen mit Blick auf die Art und Weise, wie mit Schweinen, Hühnern und Puten umgegangen wird, damit unser übermäßiger Fleischkonsum befriedigt werden kann? Vielleicht würde er sagen: „Wie würdest Du es finden, wenn Du unter diesen unwürdigen Umständen leben müsstest?"

Und wenn wir jetzt mal an all die denken, die Kinder misshandeln und missbrauchen, was würde einer wie Jeremia denen sagen: „Ihr gehört allesamt weggesperrt, nicht nur in eine andere Gemeinde oder auf einen anderen Posten versetzt."

Und was ist mit denen, die Umwelt- und Klimaschutz wollen, aber ihren Kaffee aus Einmal-Bechern trinken? Jeremia würde ihnen – und nicht nur ihnen sagen: „Gott, vergib ihnen nicht, auch wenn sie nicht wissen, was sie tun."

Wenn Du jetzt der Meinung bist, ich wäre mit den konkreten Beispielen zu weit gegangen, ich könnte das doch so nicht sagen, dann stell Dir einfach vor, nicht ich hätte es gesagt, sondern ein Ureinwohner aus dem Amazonasbecken oder ein Inselbewohner aus dem Pazifik oder ein Viehhirte aus der Sahelzone oder ein Kind aus den Slums in Bangladesch...

Würde das was ändern? Vermutlich nicht. Denn es ist doch so: Vieles von dem ist lange bekannt. Und doch sind wir entweder nicht in der Lage oder nicht Willens, die erkannten Missstände zu ändern, den Frevel und die Ungerechtigkeit abzustellen, obwohl wir wissen, dass es so

nicht weitergehen kann.

Was werden wir sagen, wenn man uns eines Tages fragt: „Habt ihr das alles nicht gewusst? Und wenn ihr es gewusst habt: Warum habt ihr denn nichts getan?"

In einem Gesprächskreis fiel einem der Teilnehmer nicht zufällig etwas ein, was Martin Niemöller gesagt hat: „Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist. Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Sozialdemokrat. Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Gewerkschafter. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte." Noch können wir was sagen. Und auch was tun. Noch würde es gehen...

Glücklicherweise schließt der heutige Predigttext mit den Worten: „Aber der Herr ist bei mir..." – trotz allem. Auch wenn er nicht mit allem einverstanden sein dürfte.

Jeremia bekam die Kraft, alles auszuhalten und durchzustehen. Und wir bekommen sie auch – aber nicht, wenn wir schweigen, wo wir reden sollten. Und auch nicht, wenn wir nichts tun, obwohl es uns möglich wäre. Der Herr sei bei uns, wenn wir uns für ihn und für den Erhalt des Lebens einsetzen.

Wahre und falsche Propheten

Predigt zu Jeremia 23, 16-29 am 18. Juni 2006

„Der Krieg ist verloren, das Land in den Händen der siegreichen Großmacht. Hunger, Entbehrungen, Chaos. Aber jetzt geht es allmählich wieder bergauf. Wir sind wieder wer, die fremde Großmacht ist am Zerbröckeln, wir haben wieder mehr Freiheit. Unser König ist ein frommer Mann, er kümmert sich um die Religion. Endlich wieder ein bisschen Wohlstand, eine Zukunftsperspektive für uns und unsere Kinder, ein bisschen Glück. Wie haben wir das entbehrt! Und Gott ist auf unserer Seite. Die Propheten vom Tempel verkündigen uns: ‚Es wird kein Unheil mehr über euch kommen!' Weiter so, Israel!"

So mögen die Leute im alten Israel, im 7. Jahrhundert vor Christus sich damals gefühlt haben. Aber für diese Menschen mischte sich bald ein Wermutstropfen unter die Freude. Ein Unbekannter trat auf, nannte sich auch „Prophet" und sagte dem Volk — auch im Namen Gottes — Schlimmes voraus. „Nein, nicht schon wieder!" mögen die Leute

gedacht haben. „Die Propheten des Tempels sagen doch, dass es uns wohl gehen wird! Wer ist denn dieser Panikmacher?“ Dieser „Panikmacher“ war der Prophet Jeremia. In unserem heutigen Predigttext lesen wir, wie Jeremia zu einem Schlag gegen seine Heil verkündenden Berufskollegen ausholt. Er lässt Gott für sich sprechen. Ein langer Text. Es geht darin um den Propheten Jeremia und die, die wie er in jener Zeit Propheten waren. Es geht um die Zuhörer, an die sich Jeremia und die anderen Propheten richten. Und es geht um Gott selbst und darum, wie man ihn sieht. Ja, und dann geht es noch um die Frage nach der Wahrheit.

Die Mehrzahl der Propheten war der Meinung: Alles wird gut. Alles kann bleiben wie es ist. Optimismus pur. Nur Jeremia war der Meinung: Vieles ist ganz und gar nicht gut. Und wenn es so weitergeht, droht großes Unheil. Das mochte natürlich niemand hören. Und so entbrannte ein Streit unter den Propheten und den Zuhörern darüber, wer denn nun Recht hatte.

Beide Parteien nahmen für sich in Anspruch, Gott auf ihrer Seite zu haben und in seinem Namen zu sprechen. Jeremia hatte, was seine Glaubwürdigkeit anging, die schlechtere Ausgangsposition. Denn er stand allein. Alle anderen waren sich einig und eben nicht seiner Meinung. So viele konnten sich doch nicht irren. Und so schien alles gegen ihn und für die anderen zu sprechen. Das sahen die Zuhörer vermutlich auch so.

Aber sie irrten sich alle – bis auf Jeremia. Denn es kam das Unheil in Form von neuen Kriegen mit der Folge, dass der Tempel zerstört wurde und große Teile der Bevölkerung in die babylonische Gefangenschaft gerieten.

Rückblickend ist alles immer ganz einfach und klar. Aber wenn man mittendrin steckt in einer Auseinandersetzung, weiß man eben oft nicht, wer Recht hat und was man machen soll.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Es gibt Menschen, die der Meinung sind, man dürfe ins Erbgut eingreifen. Andere sind der Meinung, man dürfe nicht. Beide Seiten berufen sich als gläubige Menschen auf Gott. Wem soll man glauben?

Dabei ist das so eine Sache mit dem Versuch, sich auf Gott zu berufen. Hat nicht Jeremia selbst schon festgehalten, was Gott darüber denkt: „Keiner dieser Propheten hat je in meiner Ratsversammlung gestanden und von meinen Plänen gehört; keiner hat erfasst, was ich

will!“ Wer also kann dann noch für sich beanspruchen, im Namen Gottes zu sprechen?

Natürlich: Es wäre ja wirklich ganz großartig, wenn jemand in aller Klarheit und Eindeutigkeit sagen könnte, was Gott in diesem oder jenem Fall von uns will. Wir würden uns freuen über jedes Wort Gottes, das für Klarheit sorgen würde.

Sie werden sagen: Aber mit Blick auf Jeremia und die anderen war es doch ganz klar, dass er der wahre Prophet und die anderen eben die falschen Propheten waren.

Moment: Wissen wir, was die anderen sagten und vertraten? Sollte man nicht immer beide Seiten kennen, bevor man sich ein Urteil macht?

Und die Meinung der anderen kennen wir nicht wirklich. Wir sehen sie nur durch die Brille des Jeremia. Man geht davon aus, dass sie ihren Zuhörern Mut machen wollten. Die haben nicht schwarz malen wollen, sondern nur das Positive in den Vordergrund gerückt. Sie haben den Menschen gesagt: „Es wird euch blendend gehen... Ihr habt nichts Schlimmes zu befürchten. Es wird kein Unheil über euch kommen.“

An und für ist doch nichts dagegen einzuwenden, wenn anderen Mut gemacht wird. Aber in diesem Fall lagen diese Propheten nach Jeremias Meinung falsch. Denn sie vergaßen, wem sie all das sagten.

Und damit sind wir bei den Zuhörern. Leider – Gott sei es geklagt – waren sie gottlos. Was sie gebraucht hätten, waren nicht nur Mut machende Worte, sondern auch das eine oder andere zurechtweisende Wort.

Denn sie kümmerten sich weder um Gottes Wort, noch seine Gebote noch seine Weisungen. Sie vernachlässigten den Gottesdienst. Wie sie lebten und was sie taten, war böse.

Es war falsch, dass die Mehrheit der Propheten ihre Zuhörer nicht zurecht wiesen. Es war falsch, ihnen nur die halbe Wahrheit zu sagen bzw. die ganze Wahrheit zu ersparen. Dadurch machten sie die Situation nur noch schlimmer. Sie hätten den Leuten eigentlich reinen Wein einschenken müssen. Aber genau das taten sie nicht. Denn dann hätten sie es mit ähnlichen Anfeindungen zu tun gehabt wie Jeremia.

Denn bei Jeremia war das anders. Der nahm kein Blatt vor den Mund. Der sagte, was Sache war. Der nannte Unrecht beim Namen. Der entlarvte die Halbwahrheiten als Lüge. Der erkannte, wie seine Kollegen die Menschen, die ihnen zuhörten, nur noch tiefer ins Elend und noch

weiter weg von Gott führten, sodass die Menschen Gott noch mehr vergaßen.

Aber weil die falschen Propheten durch ihr Reden dafür sorgten, dass die Leute ein ruhiges Gewissen hatten, brauchte sich ja nichts zu ändern. So hörten die einen, was sie gerne hören wollten. Und die anderen sagten, was jene gerne hörten. Und alle waren zufrieden.

Wie ist das eigentlich heute und bei uns? Stehen nicht auch wir in der Gefahr, nur auf die zu hören, auf die wir hören wollen. Und blenden wir nicht das, was uns nicht in unseren Kram passt, einfach aus?

Ich denke da an Nachrichten von Hunger und Elend, von Ungerechtigkeiten und Umweltzerstörung, die wir immer wieder hören - ohne dass wirklich etwas passiert. Niemand von uns wird doch ernstlich behaupten wollen, dass alles in Ordnung ist.

Es wäre gut, wir würden nicht nur hören, was uns passt und gefällt, sondern auch das andere, was uns vielleicht verunsichert, dann aber auf neue Gedanken bringt. Es wäre gut, wir würden hören, was uns in Zweifel stürzt, dann aber auch wieder im Glauben stärkt, was uns in Frage stellt, dann aber verändert. Es wäre gut, wir würden hören, was uns im ersten Augenblick geradezu unmöglich erscheint, uns dann aber rückblickend als der entscheidende Impuls zur Veränderung herausstellt.

Ja, auf wen hören wir? Auf die, die uns Gottes Wort so sagen, wie wir es gerne hätten? Oder auf die, die uns etwas abverlangen? Und dann ist da ja immer auch noch die Frage, ob es nun gute oder falsche Propheten sind, mit denen wir es gerade zu tun haben?

Das entscheidet sich meines Erachtens an zwei Dingen: Bringt uns das, was sie sagen, weiter weg oder näher ran an Gott und die Menschen? Steckt eine Leben spendende Kraft oder eine eher zerstörerische Macht darin?

Bringt uns das, was sie sagen, näher ran an Gott und die Menschen, sind es wahrhaft gute Propheten. Und bringt es uns weiter weg von Gott und den Menschen, sind es falsche Propheten.

Jeremia stellt die Menschen von damals und uns heute vor die Wahl: Wollt ihr mit Gott und euren Mitmenschen immer nur so weitermachen wie bisher und das ausblenden, was geändert werden müsste?

Oder haltet ihr einen realistischen Blick auf euer Leben aus, der zu Tage fördern würde, wo es eben nicht so gut läuft und wo unbedingt etwas geändert werden müsste?

Ein Wort noch zu dem Gottesbild hier. Das ist ja nicht ohne. Denn Jeremia spricht von einem Gott, der zornig sein kann und der auch straft. Das dürfte für die meisten von uns sehr ungewohnt sein. Denn wir haben uns so sehr an einen Gott der Liebe, an den lieben Gott gewöhnt, dass wir uns gar nicht mehr vorstellen können und mögen, dass er auch anders sein könnte. Rechnen Sie gelegentlich mit seinem Zorn und seiner Strafe? Ich muss gestehen: Ich tue das auch nicht.

Leben in der Fremde

Predigt zu Jeremia 29, 1-14 von Hans-Jürgen Kopkow 21. Oktober 2018

Damit Sie den Predigttext aus dem Buch Jeremia besser einordnen können, vorweg einige Bemerkungen zum geschichtlichen Zusammenhang. Dem Text liegt ein Ereignis zugrunde, das in das Jahr 597 vor Christi Geburt fällt. Der kleine Staat Israel war von der damaligen Großmacht Babylonien erobert worden. Die führenden Leute wurden als Kriegsgefangene von Palästina nach Babylonien verschleppt.

Der Prophet Jeremia ist mit dem Gros der Bevölkerung in der Heimat geblieben. Aus Jerusalem wendet er sich an die Weggeführten in Babylon. Gott hat ihm eine Botschaft für die Verschleppten aufgetragen. Was er den Menschen da im Auftrag Gottes zu sagen hatte, wird den Weggeführten bitter aufgestoßen sein. Stellen Sie sich doch einmal vor, ein kirchlicher Vertreter hätte ähnliches an die russischen Kriegsgefangenen geschrieben.

Heimkehr in 70 Jahren - welch eine Nachricht. Das hieß doch im Klartext, dass die Gefangenen die Heimat nicht mehr wiedersehen würden. So bitter diese Nachricht ist. Sie zwingt die Gefangenen, sich der neuen Lage zu stellen.

Deshalb der Rat: Richtet euch in Babylon ein. Baut Häuser, pflanzt Gärten und gründet Familien. Sorgt für Euch und Eure Zukunft. Macht euch die Fremde zur Heimat. Darüber hinaus rät er den Gefangenen, für das Wohl des Staates zu sorgen, in dem sie leben. Denn geht es Babylonien gut, wird es auch ihnen gut gehen.

„Suchet der Stadt Bestes“ - im Grunde die Aufforderung der Bibel, sich für das Allgemeinwohl der Kommune einzusetzen. Das Wort „Stadt“ heißt auf Griechisch „Polis“. Und ein Städter hieß dementsprechend „Polites“. Von daher kommt unser Wort Politiker. Ein Politiker ist also ein Stadtmensch, dem es selbstverständlich ist, der Stadt Bestes

zu suchen, sich um das Allgemeinwohl zu sorgen. So sollten die Weggeführten also politisch aktiv werden.

Nun heißt es nicht nur: „Wohnt in Babel." Es heißt auch: „Hofft auf Jerusalem, d.h. hofft auf die Heimkehr an euren heiligen Ort." Damit sagt er doch, dass sie einerseits da, wo sie gerade sind, auch tatsächlich leben sollen, ohne allerdings andererseits zu vergessen, woher sie kommen bzw. wohin sie gehören - was ihr tiefstes Inneres angeht.

Sie sollen in Babylon leben, aber Jerusalem im Herzen tragen und damit Distanz zu diesem Ort in der Fremde wahren und drauf achten, dass sie anders sind, dass sie im Grunde ihres Herzens eine andere Bestimmung haben, als entsprechend den äußeren Gegebenheiten ausschließlich zu bauen, zu pflanzen, zu leben.

Nun steht Babylon in der Bibel nicht nur für die historische Hauptstadt des babylonischen Weltreiches, sondern auch für einen Ort der Gottesferne, der Gottlosigkeit. In der Vorstellung der Israeliten war Babylon - „Sündenbabel" - der Inbegriff des Bösen, geradezu Vorort der Hölle, während Jerusalem, die Stadt Gottes, der Ort der Hoffnung und der Erfüllung ist - eben das himmlische Jerusalem.

In diesen Zusammenhang heißt es dann: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen." Damit öffnet Gott den Weggeführten den Blick dafür, dass er nicht nur im Tempel zu Jerusalem zu suchen und zu finden ist, sondern eigentlich überall. „Wo ihr mich sucht, da bin ich zu finden. Auch in der Fremde."

Das waren revolutionäre Worte für die damaligen Ohren. Denn viele dachten damals, Gott sei ausschließlich im Jerusalemer Tempel zu suchen und zu finden. Dieser Engführung wird hier der Boden entzogen. Gott ist immer und überall gegenwärtig und zu finden. So wird der Horizont des Glaubens geweitet.

Was durch den Propheten Jeremia die Gefangenen erreicht, soll ihr Leid nicht vergrößern, sondern ihnen neue Zuversicht und neuen Mut schenken. Von daher wird noch einmal betont, dass Gott letztlich keine Gedanken des Leids über sie hat, sondern Gedanken des Friedens, Gedanken, die neue Hoffnung und Zukunft ermöglichen sollen.

Mir kam beim Bedenken dessen, was damals geschah, der Gedanke, dass das Leben der Weggeführten in der babylonischen Fremde ein Gleichnis für mancherlei Erfahrungen ist, die wir machen? In zweierlei Hinsicht.

Wenden wir diesen Brief doch einmal auf unser Leben an. Wir kommen aus der himmlischen Heimat auf die Welt, eine uns oft sehr fremde Welt, in die Fremde. Man denkt unwillkürlich an die Vertreibung aus dem Paradies. Und jeder Mensch bekommt von Gott mit der Geburt genau den Auftrag, wie die Weggeführten damals: Baut, pflanzt, gründet Familien. Und wir bauen, pflanzen, gründen Familien, wir leben und richten uns auf dieser Erde ein.

Natürlich sollen wir nicht nur an uns denken, sondern auch an andere, für die wir da sein sollen, für die wir uns sozial engagieren sollen. Suchet der Stadt Bestes. Seid politisch aktiv, für das Allgemeinwohl der Stadt aktiv. Warum ist es notwendig, sich politisch für das Allgemeinwohl der Stadt einzusetzen? Weil es uns so geht, wie es dem Gemeinwesen geht, in dem wir leben. Es gibt keine Insel. Ein interessanter Gedanke zum Thema Kirche und Politik.

Und was immer wir tun, was immer uns widerfährt - wir sollen nicht vergessen, wo wir eigentlich hingehören, nämlich zu Gott. Wo wir auch sind, wir werden ihn finden, wenn wir ihn suchen. Das ist uns versprochen. Es gibt keinen Ort auf dieser Welt, kein Sündenbabel, wo Gott nicht gegenwärtig und zu finden wäre von denen, die ihn von ganzem Herzen suchen.

Was immer uns widerfährt, wir sollen wissen, dass er Gedanken des Friedens über uns hat und nicht Gedanken des Leids. In dem Wissen darum, dass er unsere Zukunft will, dass er uns Hoffnung schenken will, könnten viele „Warum?"-Fragen wenigstens teilweise eine Antwort finden.

Und wenn 70 Jahre um sind, dann will er wieder heimführen an den Ort, woher wir kamen. Viele werden etwa 70 Jahre, einige nicht ganz so alt, einige älter. Durch den Tod werden wir heimgeführt, kehren zurück an den Ursprung unseres Seins, in die himmlische Heimat, zu Gott.

So betrachtet ist Jeremias Brief zum einen eine Ermahnung zur Diesseitigkeit, zur verantwortlichen Teilnahme am Leben, zur Mitwirkung an dem Ort, an den wir im Leben stehen. Richtet euch ein. Suchet der Stadt Bestes. Engagiert euch - jeder an seiner Stelle und mit der Gabe, die er hat. Denkt nicht nur an euch und euer eigenes Wohl. Denkt auch für die anderen mit. Bringt euch zum Wohl der Allgemeinheit ein. Steht ein für das, was euch wichtig ist.

In alledem - und das ist das andere - vergesst eure himmlische Herkunft und Heimat nicht. Es ist wichtig, sich zu erinnern, immer wieder gegenseitig zu erinnern, dass das hier nicht alles ist. Es ist wichtig, die Bilder zu bewahren, die über die Gegenwart hinausweisen. Hier leben,

sich aber nicht gefangen nehmen lassen durch das, was einen im Alltäglichen umtreibt. Sich den Horizont nicht verengen lassen. Mit Gottes Wirklichkeit rechnen. Ihn suchen und finden - immer und überall.

Nicht nur im Blick auf unser Leben als Ganzes machen die Zeilen aus dem Brief des Jeremia für uns heute Sinn. Es gibt darüber hinaus kleinere Abschnitte in unserem Leben, in denen wir uns vorkommen wie in der Gefangenschaft, z.B. die Zeit einer Krankheit, die Zeit einer Einsamkeit, die Zeit einer Arbeitslosigkeit, die Zeit nach einer gescheiterten Beziehung, die Zeit nach dem Tod eines lieben Menschen, manche uns sinnlos erscheinende Zeit unseres Lebens.

Auch solche Zeiten sind Zeit in Gottes Hand, Zeiten der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Könnten wir aus Jeremias Brief, aus Gottes Worten nicht die Zuversicht schöpfen, dass wir uns in solchen Zeiten nicht nur einrichten und abfinden müssen, sondern auch da das Beste daraus machen können.

Wenn wir uns selbst und uns gegenseitig in solchen Zeiten vor Augen hielten, dass Gott Gedanken des Friedens und nicht des Leides über uns hat, dass er uns Zukunft und Hoffnung geben will, wie würde sich unser Horizont weiten.

Deshalb sollten wir gerade in solchen Notzeiten nicht aufhören ihn zu suchen. Denn er will sich ja finden lassen. Und sagen Sie selbst: Gibt es eine schönere Verheißung als die, wenn Gott uns verspricht: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen."

Suchet mich - und ihr werdet leben.

Predigt zu Jeremia 29, 13f am 1. Januar 2000

Da steckt alles drin: Die uns Menschen eigene Suchbewegung, der ganze Einsatz und eben nicht nur die Halbherzigkeit. Und dann das Erbarmen Gottes, das sich darin ausdrückt, dass er sich auch finden lässt und nicht etwa für immer verborgen hält.

Als ich so 15-16 Jahre alt war, da hatte ich ein kleines Moped. Auf den Tank dieses Mopeds hatte ich einen Aufkleber geklebt. Darauf stand: Gott spricht: „Suchet mich - und ihr werdet leben."

Das mit der Suche fand ich gut. Das war nichts festgefahren. Das war offen. Das Ziel der Suche schien verheißungsvoll. Denn leben - wer wollte das nicht.

So konnte ich mich ganz und gar mit diesem Wort identifizieren. Und das ist im Grunde bis heute so geblieben. Ich finde es wunderbar, noch suchen und finden zu können.

Wenn eine Suche von vornherein vergeblich ist, wenn man nichts finden kann, dann macht das Suchen auch keinen Spaß. Wenn man aber versprochen bekommt, dass man finden wird, wenn man sucht, dann macht Suchen Spaß.

Entsprechend dieser Freude am Suchen habe ich mal nachgesehen, wie das mit der Suche und dem Suchen in der Bibel ist. Es gibt sehr viele Stellen, wo von der Suche des Menschen nach Gott oder umgekehrt von der Suche Gottes nach dem Menschen die Rede ist.

Gott sucht. Gott sucht uns. Wir suchen. Wir suchen Gott. Hat Gott Sie gefunden? Oder haben Sie Gott gefunden? Haben Sie einander gefunden? Wir wissen nicht wann. Und wir wissen auch nicht wie und unter welchen Umständen wir Gott finden bzw. er uns findet. Aber wir werden einander finden, wenn wir ihn denn suchen.

Denn Gott hat versprochen: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.',, Die Frage ist also nicht, ob wir ihn finden. Finden werden wir ihn, wenn wir ihn denn suchen. Die Frage ist, ob wir ihn denn suchen? Kennen Sie dazu schon folgende Geschichte?

„Rabbi Baruchs Enkel, der Knabe Jechiel, spielte einst mit einem andern Knaben Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn sein Gefährte suche. Als er lange gewartet hatte, kam er aus dem Versteck. Aber der andere war nirgends zu sehen. Nun merkte Jechiel, dass jener ihn von Anfang an nicht gesucht hatte. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den bösen Spielgenossen. Da flossen Rabbi Baruch die Augen über, und er sagte: „So spricht Gott auch: 'Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen."(Martin Buber)

Ich wiederhole noch einmal die Frage: Suchen wir ihn? Sagen Sie nun bitte nicht einfach nur ja. Natürlich suchen wir ihn? Versuchen Sie doch einmal, sich zu vergegenwärtigen, wo und wann Sie Gott heute oder gestern gesucht haben?

Fällt Ihnen dazu etwas ein? Und wenn ja, sind das dann einige wenige mühsam gefundene Beispiele? Oder können Sie aus dem Vollen schöpfen und Geschichte um Geschichte davon erzählen, wie Sie Gott gesucht haben?

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich will sie nicht ärgern. Ich vermute nur, dass wir zwar denken, wir würden suchen, aber nicht wirklich suchen.

Denken Sie doch nur einmal daran, wie das war, als Sie das letzte Mal nach dem Motto „Die verlorene Nadel im Heuhaufen suchen“ lange und intensiv gesucht haben, was sie verlegt hatten. Ist es nicht so, dass man immer wieder alles durchsucht. Ist es nicht so, dass man immer wieder darüber nachdenkt, wo das Gesuchte sein könnte. Sie merken schon. Wer so sucht, der sucht wirklich.

Was die Suche nach Gott angeht, wünschte ich mir, wir würden ehrlich mit uns selbst sein. Wenn wir denn suchen, ist ja alles gut. Denn dann wird er sich von uns finden lassen. Ein ums andere Mal.

Aber wenn wir ihn nicht suchen, wenn wir ihn nur gelegentlichst suchen, dann werden wir längst nicht das finden, was möglich wäre und uns in Aussicht gestellt ist.

Die Suche nach Gott, von der hier die Rede ist, soll nicht wie ein einmaliger oder seltener Ausflug sein, sondern soll uns eine tägliche Übung sein. Es soll uns das mit der Suche zur zweiten Natur werden. Was immer wir tun, soll Teil unserer Suche sein. Bei allem, was wir tun, soll uns die Suche im Sinn sein.

Solcher Suche ist das Finden versprochen. Natürlich: Manchmal hat man Glück und findet, ohne groß gesucht zu haben. Warum nicht. Echt Glück gehabt.

Aber darum geht es der Jahreslosung nicht. Es geht um den ganzen Einsatz, um eine Suche, bei der man mit ganzem Herzen dabei ist. So eine Suche von ganzem Herzen bedeutet, dass hier jemand offen ist, Gott zu finden, wann und wo immer mitten im alltäglichen Leben. Wenn es denn stimmt, dass Gott immer bei uns ist, dann ist er auch überall zu finden. Wenn es denn stimmt, dass Gott überall gegenwärtig ist, dann kann unsere Suche nach ihm immer und überall zum Ziel kommen.

Und wenn wir ihn finden bzw. wenn er uns findet, ist damit nicht gesagt, dass wir ihn für alle Zeiten haben. Auf Gott zu stoßen, ihn zu finden, von ihm gefunden zu werden - das ist kein Ereignis von Dauer, sondern eher so wie ein wunderbarer Ausblick oder ein überwältigendes Gefühl. Man kann es nicht festhalten, aber erneut suchen, wenn man erst mal auf den Geschmack gekommen ist.

Deshalb sollten wir nicht aufhören ihn zu suchen. Denn er will sich ja finden lassen. Und sagen Sie selbst: Gibt es eine schönere Verheißung

als die, wenn Gott uns verspricht: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.“

Möge Gott sich von uns mitten im Leben immer wieder finden lassen.

Herz und Sinn

Predigt zu Jeremia 31, 31-34 am 24. Mai 2020

Predigttext sind heute vier Verse aus dem Buch des Propheten Jeremia. Jeremia wirkte etwa 600 v. Chr. Er hatte von Gott her den Auftrag, den Israeliten etwas für seine Zeit Revolutionäres in Aussicht zu stellen.

Kurz ein Blick in die Anfänge der Geschichte Israels: Ganz am Anfang wurde ein Bund, also eine Art Vertrag geschlossen. Ein Bund zwischen den Israeliten und dem Gott, den sie Jahwe nannten.

Natürlich gab es für diesen Bund zwischen Gott und den Israeliten auch so etwas wie eine Urkunde. In diesem Fall waren das die Steintafeln mit den 10 Geboten, die Mose in der Wüste auf dem Berg in empfangen hatte. Sie hielten fest, zwischen wem der Bund geschlossen wurde und was von beiden Bündnispartnern zu tun war, um den geschlossenen Vertrag zu erfüllen. Jahwe wollte ihr Gott sein. Und sie sollten sein Volk sein.

Aus der Geschichte wissen wir, dass das nicht immer gelang. Und das lag nicht an Gott. Er war treu. Er stand zu seinen Verheißungen. Nein. Es lag an den Israeliten. Ein ums andere Mal verloren sie Gott aus den Augen, weil ihnen anderes wichtiger wurde. Ihre Gottvergessenheit hatte zur Folge, dass sie es mit den Geboten nicht so ernst nahmen.

Man könnte sagen, es war wie bei einer Ehe, wo ein Partner fremdgeht, den anderen aus den Augen verliert, eben nicht mehr liebt und eigene Wege geht.

Und so ist es nicht verwunderlich, dass immer wieder einmal angedeutet wurde, dass es auch anders gehen könnte. Dann nämlich, wenn der Bund keine äußerliche Angelegenheit ist, sondern etwas, das von innen kommt.

Und so durchzieht die Bibel von Anfang an die Hoffnung, dass die Menschen eines Tages geradezu verinnerlicht haben, was Gott für die Menschen und seine Welt will, dass es ihnen in Fleisch und Blut übergeht.

Wenn hier von einem neuen Bund die Rede ist, dann ist damit zunächst einmal nicht das Neue Testament gemeint, womöglich im Gegensatz zum Alten Testament. Natürlich kann man diese jüdische Vision von einem neuen Bund christlich verstehen und so tun, als sei damit das Neue Testament gemeint. Muss man aber nicht.

Im Gegenteil: Man tut gut daran, die Weissagung des Propheten Jeremia zunächst einmal aus sich selbst heraus zu verstehen, also aus der damaligen Zeit für die damalige Zeit.

Es sollte also zu einem neuen Bund kommen. Das, was Jeremia da im Auftrag Gottes in Aussicht stellte, klang gut: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein."

Dass er ihr Gott war und sie sein Volk waren, daran sollte sich ja nichts ändern. Sie sollten miteinander verbunden bleiben. Nur anders. Der neue Bund sollte kein von außen an sie herangetragener sein, sondern in ihnen sein. Gott selbst wollte es ihnen in Herz und Sinn schreiben.

Was für eine Verheißung? Sie hat zu allen Zeiten allerlei Phantasien freigesetzt: Denn wenn den Menschen sein Gesetz, sein Wille in Fleisch und Blut übergehen würde, wenn sie es so verinnerlicht hätten, dass sie nichts anders mehr wollten als das, was er will, dann wäre es praktisch nicht mehr möglich, etwas zu tun, was gegen ihn gerichtet wäre.

Mit seinem Gesetz in Herz und Sinn könnten sie geradezu mühelos gottwohlgefällig leben. Mit seinem Gesetz in Herz und Sinn könnten sie geradezu mühelos tun, was genau richtig und Gottes Wille ist. Mit seinem Gesetz in Herz und Sinn könnten sie geradezu mühelos die Menschen sein, die sie in den guten Momenten immer sein wollten.

Da kann man doch nur ungeduldig sagen: Das ist doch wunderbar. Her damit. Das wünschen wir uns doch auch. Wann ist es denn endlich soweit? Gott lässt die Israeliten durch Jeremia wissen: Es kommt die Zeit. Hab ein wenig Geduld.

Und? Ist sie gekommen, diese wunderbare Zeit? Manche sind der Meinung, diese wunderbare Zeit habe doch mit dem Wirken Christi begonnen? Und dementsprechend heißt es in der Bibel ja auch: „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn..." Und um das durch Christus Begonnene zu vollenden, ist uns dann der Heilige Geist an die Seite gestellt worden.

Und es stimmt ja. Vieles ist anders geworden. Es gibt Sehnsucht nach Frieden, nach Gerechtigkeit und nach Liebe. Vielen ist all das ein inneres Anliegen, das sie umtreibt. Begonnen hat es schon. Aber eben nur begonnen. Zuviel ist noch beim Alten. Zum Durchbruch ist es noch nicht gekommen. Denn dann müsste es eben doch anders aussehen mit uns und in dieser Welt. Im Bilde gesprochen könnte man sagen: Gott ist mit uns noch nicht fertig. Der Prozess der Umgestaltung ist noch in Gang.

Würden wir davon ausgehen, es wäre vor 2000 Jahren schon alles verwirklicht worden, würden wir die Verheißung als erfüllt betrachten und eben nichts mehr erwarten. Das allerdings wäre fatal. Was aber, wenn das Angekündigte noch seiner Vollendung harrt?

Natürlich würden wir dem Ganzen gern ein bisschen nachhelfen. Und es stimmt ja: Es wird nicht ohne uns gehen. Insofern ist das Motto der Frauenhilfe völlig richtig, das offensichtlich in Anlehnung an diese Verheißung formuliert wurde: „Das will ich mir schreiben in Herz und Sinn, dass ich nicht für mich auf Erden bin, dass ich die Liebe, von der ich lebe, liebend an andere weitergebe."

Wir sind dran. Es geht nicht ohne uns. Und doch bleibt festzuhalten, dass nicht wir es sind, die es machen, machen könnten. Nein: Es ist und bleibt Chefsache. Er ist es, der es uns in Herz und Sinn schreibt.

Interessanterweise scheint das nicht davon abzuhängen, ob wir das merken oder nicht, ob wir das wollen oder nicht, ob wir glauben oder nicht. Es geschieht einfach. Gott selbst ist es, der den alten Bund der Gesetzestafeln ablöst.

Es wird der neue Bund eine Herzenssache, eine Herzensangelegenheit sein: für uns als seine Kinder und für ihn, als unseren Gott. Unser Miteinander soll nicht durch Gebote und Gesetze geregelt werden. Was wäre das auch für ein Miteinander, dass nur dadurch besteht, das Regeln und Gesetze eingehalten werden?

Liebende regeln ihr Miteinander nicht mit Gesetzen und Geboten. Was sie als Liebende für die Geliebten tun, geschieht von Herzen – eben aus Liebe und nicht, weil man ein Gesetz, eine Norm oder ein Gebot erfüllen müsste.

Liebende haben einander in Herz und Sinn. Um so einen wunderbaren Bund Liebender handelt es sich beim neuen Bund, wo man einander in Herz und Sinn hat.

Möge er verwirklichen, was er versprochen hat: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein."

So werdet ihr leben

Predigt zu Hesekiel 18 i.A. von Pfarrer H.-J. Kopkow am 6. Juli 2014

Normalerweise bekommen natürlich nur die, die die sauren Trauben essen, stumpfe Zähne. Was besagt dann das Sprichwort: „Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden“? Das Sprichwort hält fest, dass manchmal die Kinder für die Vergehen der Eltern büßen müssen, als wenn sich da etwas vererben würde.

So etwas Ähnliches ist gemeint, wenn man sagt, dass man eine Suppe auszulöffeln muss, die andere einem eingebrockt haben. Und wenn von Altlasten die Rede ist, schwingt diese Erfahrung auch mit. Wer so redet, ist der Meinung, dass es ungerecht ist, dass es jetzt ihn trifft. Wieso muss ich das jetzt auslöffeln? Ich hab‘ doch nichts gemacht.

Nun lässt Gott diese Vorstellung durch den Propheten Hesekiel als Irrtum entlarven. Niemand soll meinen, er müsse für andere büßen. Gott lässt Hesekiel ausrichten: „So wahr ich lebe, spricht Gott der HERR: Dies Sprichwort soll nicht mehr unter euch umgehen.“ Das ist gut. Wir sind nicht festgelegt. Schon gar nicht durch das, was unsere Vorfahren getan haben.

So erfreulich, wie das klingt, dass niemand von Gott für die Untaten anderer büßen soll, so unerfreulich und ernüchternd geht es weiter, wenn es heißt, dass aber natürlich jeder die Folgen seiner eigenen Untaten zu tragen hat. Jeder, der sündigt, soll sterben.

Das klingt in unseren Ohren nach Bestrafung. Warum? Weil viele bei Sünde und Sünden an moralisches Fehlvergehen denken, das dann bestraft wird. Das ist aber falsch. Sünde meint: Da hat einer den Kontakt zu Gott verloren. Da lebt einer von ihm getrennt. Da hat einer den Kontakt zur Quelle des Lebens verloren. So ein Leben ohne Gott zieht allerlei negative Folgen, die Sünden, nach sich.

Und deshalb verhungert und verdurstet er nicht unbedingt biologisch, aber innen drin. Und daran sind nicht die anderen, schon gar nicht die Vorfahren schuld. Schuld ist man selber.

Nachdem der Prophet ganz klar gesagt hat, dass man stirbt, wenn man sündigt, kommt er darauf zu sprechen, was passieren muss, dass es dazu nicht kommt: „Wenn sich aber der Gottlose bekehrt von allen seinen Sünden, die er getan hat, und hält alle meine Gesetze und übt Recht und Gerechtigkeit, so soll er am Leben bleiben und nicht sterben...“

Wer wüsste nicht, was zu tun wäre? Wir wissen es. Und auch viele andere wissen es. Aber tun wir es auch? Sind wir bereit, das in unserem Leben zu ändern, was man ändern könnte und müsste? Genau das ist unser Problem.

Damals wie heute werden Menschen durch Hesekiel vor die Wahl gestellt: Tod oder Leben? Was für eine Frage? Natürlich Leben. Wer wollte nicht leben? Nichts anderes erwartet Gott offensichtlich als unsere Reaktion auf sein Angebot.

Ist ja irgendwie auch klar. Warum sollte es Gott gefallen, dass seine Menschenkinder sich selbst und andere zugrunde richten, ins Unglück stürzen und schließlich sterben?

Genau das lässt Gott den Propheten ausrichten: „Meinst du, dass ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht Gott der HERR, und nicht vielmehr daran, dass er sich bekehrt von seinen Wegen und am Leben bleibt?“ Gott will also nicht den Tod, sondern das Leben. Das ist sein erklärter Wille.

Wie passt das nun zum Folgenden: „Darum will ich euch richten, ihr vom Hause Israel, einen jeden nach seinem Weg, spricht Gott der HERR.“ Das scheint nun wieder alle unsere Vorurteile zu bestätigen. Es entsteht hier der Eindruck, als würde jeder nach dem gerichtet, was er getan hat.

Wer mich kennt, der weiß, dass ich das mit dem Richten gern anders verstehe. Ich meine, es geht nicht ums Hinrichten, sondern ums Neu-Ausrichten. Jeder soll auf dem Weg, auf dem er ist, von Gott neu ausgerichtet den richtigen Weg finden - mit ihm und zu ihm.

In diesem Sinn verstehe ich dann auch, wie es im Text weitergeht: „Kehrt um und kehrt euch ab von allen euren Übertretungen, damit ihr nicht durch sie in Schuld fallt. Werft von euch alle eure Übertretungen, die ihr begangen habt.“

Wer auf dem Weg ist, der kann unmöglich ständig umkehren. Aber was jeder von uns kann, ist dies: Immer wieder den Kurs und die Ausrichtung korrigieren, korrigieren lassen. Das ist wie beim Radfahren. Immer wieder muss ein wenig gelenkt, ein wenig nach links oder rechts nachjustiert werden, wenn man auf dem richtigen Weg bleiben will.

Um auf dem richtigen Weg zu bleiben, ist es gut, dass man alles beiseite lässt, ja geradezu wie Ballast abwirft, was einen belastet und ablenkt. Es gibt natürlich mancherlei Versuchungen am Wegesrand. Und wir werden immer wieder über den Versuchungen ins Straucheln gera-

ten, womöglich fallen und es mal wieder falsch machen.

Aber genau dann ist die Frage, ob es uns gelingt, uns und unser Leben neu auszurichten. Martin Buber hat einmal gesagt: „Die größte Schuld der Menschen sind nicht die Sünden, die er begeht – die Versuchung ist mächtig und seine Kraft ist gering – die große Schuld des Menschen ist, dass er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut." Viele meinen ja, Gott würde es schon richten Sie tun so, als wenn Gott dafür verantwortlich wäre, dass sie ihr Leben ändern.

Interessanterweise steht hier im Text nicht, dass Gott uns ein neues Herz und einen neuen Geist schenken würde. Dann wäre ja alles ganz einfach und wir bräuchten ihn nur machen zu lassen. Nein. Hier steht: „Macht euch ein neues Herz und einen neuen Geist." Hier wird an unsere Eigeninitiative appelliert. Man muss es also schon wollen, nicht nur ein bisschen, sondern so sehr, wie man kann.

Ohne so eine grundlegende Sinnesänderung sind die Probleme, die uns privat und weltweit umtreiben, nicht zu lösen. Ein „Nur-Weiter-So" führt uns nur noch weiter in die Krise, in der wir uns befinden. Nur wenn sich unsere Herzen ändern, kann es in der Folge auch zu den notwendigen Veränderungen im alltäglichen Leben kommen. Der neue Geist hat konkrete Schritte zur Folge.

Auch hier kann uns das Wort eines unserer Glaubensväter hilfreich sein. Ignatius von Loyola sagte: „Handle so, als hinge alles von dir ab, und glaube so, als hinge alles von Gott ab."

Es sollte also nie auf ein „Entweder-oder" hinauslaufen, also entweder Gott oder wir, sondern auf ein „Sowohl-als-auch". Denn sowohl Gott will unser Leben als auch wir wollen leben.

Wir wollen leben. Natürlich. Und doch leben wir so, als wenn wir sterben wollten. Deshalb die eindringliche Frage: Warum wollt ihr sterben? Wir verstehen die aufrüttelnde Frage aus dem Text nur zu gut. Sie ist zum einen eine klare Ansage: Wenn ihr so weitermacht wie bisher, werdet ihr sterben, ist das euer Tod.

Aber es steckt darin auch ein Stück Verwunderung und Hoffnung – so nach der Motto „Das kann doch gar nicht sein, dass ihr sehenden Auges in euer Verderben rennen wollt?!"

Noch einmal: Gott will nicht unseren Tod, sondern unser Leben. Im diesem Sinne wiederhole ich abschließend die Aufforderung des Textes, die die Aufforderung Gottes durch den Propheten ist: „Bekehrt euch, so werdet ihr leben."

Es besteht also nach wie vor Grund zur Hoffnung. Niemand ist festgelegt. Niemand muss sagen: Ich kann nicht anders. Nein. Jeder soll wissen: Es geht anders. Ich kann auch anders. Gott sei Dank.

Wehe den falschen Hirten

Predigt zu Hesekiel 34, 1ff am 18. April 2021

Immer wieder werde ich gefragt, was eigentlich „Pastor" heißt. Ganz einfach: „Pastor" ist ein lateinisches Wort. Es heißt übersetzt „Hirte". Dementsprechend fragen mich manche mit einem Augenzwinkern auch nicht, wie viele Gemeindeglieder zur Gemeinde gehören, sondern wie viele Schäfchen ich zu hüten habe.

Das mit dem Hirten und seinen Schäfchen ist ein altertümliches Bild mit einer gewissen Romantik. Wenn wir im Urlaub einen Hirten sehen, wie er bei seinen Schäfchen steht und auf sie aufpasst, dann denken wir an den 23. Psalm, in dem von Gott als gutem Hirten die Rede ist. Gerade dieser Psalm gibt uns ein gutes Gefühl, weil wir glauben:

Gut, dass der gute Hirte auf uns aufpasst. Er sorgt für uns. Er kümmert sich um uns. Er beschützt uns, besonders die Schwachen. Er führt uns, besonders die, die sich schnell verlaufen würden. Er sucht uns, wenn wir Gefahr laufen, uns zu verirren. Er hilft uns, wenn wir krank sind. Er begleitet uns. Er ist für uns da.

Und dann sind da neben dem göttlichen Hirten noch all die anderen Hirten. Also jeder Pfarrer, jeder Lehrer, jede Erzieherin, jeder Trainer, jede Abteilungsleiterin, jeder Chef, jeder Politiker, die Mütter und Väter und eben alle, die für die ihnen Anvertrauten verantwortlich sind und für sie sorgen.

Ich bitte Sie und Euch, dass im Hinterkopf zu haben, wenn wir uns jetzt dem Predigttext aus dem Buch Hesekiel zuwenden. Denn da geht es um den guten Hirten. Und es geht um irdische Hirten, die ihre Aufgabe leider nicht gut gemacht haben.

Um 598 v. Chr. lebte der Prophet Hesekiel in einer Zeit, in der sich Menschen nach einem verlorenen Krieg in der Gefangenschaft fragten, wie es nur so weit kommen konnte.

Um das Ergebnis vorweg zu nehmen: Die Verantwortlichen im Land, die die Aufgabe hatten, sie zu führen, hatten versagt, hatten sie verführt, hatten sie vor allem ausgenutzt und damit rein gerissen.

Statt verantwortlich für die Ihnen Anvertrauten zu sorgen, hatten sie vor allem an sich gedacht. Damit hatten sie nicht nur die Ihnen Anvertrauten verachtet, sondern auch den, der sie ihnen anvertraut hatte,

den guten Hirten. Und die Folge war das Dilemma, in dem sie dann steckten.

Man fragt sich natürlich, an wen sich Gott durch den Propheten Hesekiel wandte? Sind es nur die schlechten Hirten? Oder sind es die Verführten?

Was hier gesagt wird, richtet sich an alle: an die, denen Menschen anvertraut sind, für die sie wie Hirten zu sorgen haben. Aber auch an die, die sich als Schafe denen ausgesetzt sehen, die über ihnen stehen und ihre Bestimmer sind, wie kleine Kinder das sehr treffend ausdrücken würden. Es trifft also alle, weil man nicht nur Hirte oder Schaf ist, sondern meistens beides, mal mehr Hirte und dann wieder mehr Schaf.

Von daher gilt das „Wehe", das Hesekiel im Auftrag Gottes zu sagen hat, nicht nur den anderen, nicht nur denen da oben, sondern auch denen da unten, immer da, wo sie ihrer Verantwortung nicht nachkommen und mehr an sich als an die anderen denken.

Das „Wehe" gilt da, wo Menschen das Elend und die Not, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung der ihnen Anvertrauten geflissentlich übersehen, wo sie genau da nicht sind, wo es Probleme gibt und wo sie sein müssten. Das „Wehe" gilt da, wo sich Menschen nicht um die Schwachen, Kranken und Verirrten kümmern und stattdessen nur darüber nachdenken, wie sie von ihnen profitieren können.

Damit ist dieser Text mehr als aktuell. Denn er weist auf den wunden Punkt vieler Gesellschaften hin, auch unserer Gesellschaft. Auch heute werden Menschen im Großen wie im Kleinen von anderen ausgenutzt und ausgebeutet.

Auch heute lässt man sie fallen, wenn sie keinen Profit mehr abwerfen. Auch heute gibt es diese miese Art Hirte zu sein, die darauf bedacht ist, das eigene Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Ich denke da nicht nur an die Geistlichen, die ganz ungeistlich nicht für ihre Gemeinde da sind, sondern nur an sich denken. Ich denke da an Politiker, die skrupellos genug sind, sich sogar in Zeiten einer Pandemie an der Not bereichern. Ich denke da an Lehrer, die ihren Unterricht nur noch lieblos vorbereiten. Ich denke an Eltern, die so mit allem Möglichen so beschäftigt sind, dass die Kinder vor allem stören und wegorganisiert werden. Ich denke da an die, die die Kinder missbraucht haben, die ihnen anvertraut und schutzlos ausgeliefert waren. Ich denke an Machthaber in Myanmar, Weißrussland und im Nahen Osten, die ihrem eigenen Volk Gewalt antun, um an der Macht zu bleiben. Ich denke an Banker, die kleine Anleger prellen und sich dann noch ihre

Boni auszahlen lassen. Ich denke an alle, die Raubbau an der Erde betreiben und nur die Rendite im Blick haben.

Das alles soll aufhören. So jedenfalls die Order von oberster Stelle. Der Gute Hirte räumt mit dem Amtsmissbrauch seiner Hirten auf und erklärt alles zur Chefsache.

Das klingt so einfach wie es im Detail kaum umsetzbar ist. Denn wie soll das gehen? Zum einen fragt man sich, warum der gute Hirte den schlechten Hirten nicht schon viel früher das schmutzige Handwerk gelegt hat? Und zum anderen fragt man sich, wie er das denn wohl allein machen will, der himmlische Hirte, so ganz ohne Bodenpersonal.

Gott sei Dank gibt es neben der Möglichkeit, ein schlechter Hirte zu sein, auch die andere Möglichkeit, die nämlich, ein guter Hirte zu sein, also einer zu sein, der nicht so sehr an sich denkt, sondern sich im Rahmen der eigenen Möglichkeiten mit vollem Einsatz um die kümmert, die ihm anvertraut sind und die Hilfe brauchen.

Es wäre natürlich unzulässig schwarz-weiß gemalt, würde man so tun, als seien die einen immer nur die guten und die anderen immer nur die schlechten Hirten. So einfach ist es nicht.

Denn auch die schlechten Hirten haben lichte Momente. Und genauso haben auch die guten Hirten ihre Aussetzer, ihre blinden Flecken. So ist niemand immer nur das eine oder immer nur das andere, immer nur der Gute oder immer nur der Schlechte. Die Grenzen sind fließend.

Alle Hirten haben sich ein ums andere Mal zu bewähren und zu fragen: Geht es mir hier vor allem darum, dass es mir gut geht? Oder geht es mir in erster Linie darum, dass es denen gut geht, für die ich zu sorgen habe, die mir anvertraut sind?

Viel wäre gewonnen, wenn wir uns alle miteinander am Bild vom guten Hirten orientieren würden. Denn er selbst, der gute Hirte, will Helfer und Beistand für die Verlorenen und Verirrten, für die Verwundeten und die Schwachen sein.

Es geht also weniger um das Ende der schlechten Hirten als um den Anbruch einer neuen Zeit, in der sich Gott als der gute Hirte selbst um alles kümmern will, eine Zeit, in der er das Sorgen um die Herde zur Chefsache macht.

In der Bildersprache vom 23. Psalm könnte das dann so aussehen: Er lagert die ihm Anvertrauten auf grünem Gras, er führt sie zum frischen Wasser, er erquickt ihre Seele mit neuer Lebenslust und Kraft, er richtet die Gebeugten und Enttäuschten wieder auf, die Trostlosen lässt er hoffen und die Entmutigten ermutigt er.

Gott selbst geht als der gute Hirte in den Widerstand gegen alles schlechte Hirte-Sein, wenn er sagt: „Ich bin der gute Hirte. Ich will das Verlorene zurückholen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken."

Er ist also noch da, der gute Hirte, der mitgeht und behütet – auch wenn es manchmal nicht so aussieht, auch wenn Menschen manchmal in wahrhaft finsteren Tälern unterwegs sind. Wo er unser guter Hirte ist, befähigt er uns, unsererseits gute Hirten sein zu können für andere.

Deshalb lade ich Sie und Euch ein, selbst behütet - andere zu behüten, selbst versorgt - andere zu versorgen, selbst beschützt - andere zu beschützen, selbst begleitet - andere zu begleiten, selbst geführt - andere zu führen.

Ein neues Herz

Predigt zu Hesekiel 36, 26 am 31. Dezember 2017

„Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch." Die Jahreslosung klingt so, als wäre das Herz, das drin ist, nicht mehr in Ordnung. Die Jahreslosung klingt so, als hätte es erneuert werden müssen. Die Jahreslosung klingt so, als wäre Gott ein Herzchirurg, der einem eröffnet: „Du kommst um eine Herz-Transplantation nicht herum. Dein Herz ist so krank, dass es dich nicht mehr am Leben erhalten kann. Es muss entfernt und durch ein neues Herz ersetzt werden. Ich habe Grund zu der Annahme, dass es Dir danach erheblich besser geht."

In diesem Sinne steht beim Propheten Hesekiel, dass Gott auch noch gesagt hat: „Ich nehme das versteinerte Herz aus eurer Brust und schenke euch ein Herz, das lebt", also ein warmes, weiches und lebendiges Herz.

Und? Hat es ein neues Herz oder Ähnliches gegeben? Hat sich etwas getan? Wie also war das mit dem neuen Herzen?

Das alles war natürlich schon damals nicht wörtlich, sondern im übertragenen Sinn gemeint. Die Leute litten offensichtlich an so etwas wie einer Verhärtung des Herzens. Früher sprach man denn auch von Hartherzigkeit. Heute sprechen wir eher von Herzlosigkeit, wenn einer eben kein Herz für andere hat.

Es ging auch damals schon nicht wirklich um ein neues Organ, sondern um das, für das das Herz stand: die innere Einstellung zum Leben, die Einstellung zu sich selbst, zu Anderen und zu Gott.

Dem entspricht dann ja auch die Formulierung „Ich lege einen neuen Geist in euch." Gemeint ist: „Ich schenke euch eine neue Einstellung zu alledem, also zum Leben, zu euch selbst, zu den Menschen und zu mir, Eurem Gott."

Gott versprach diesen Menschen also, er werde sie verwandeln, ihnen ein neues Herz bzw. eine neue Einstellung zum Leben geben, mit dessen Hilfe sie besser leben könnten. Die Diagnose betraf damals nicht nur einzelne, sondern offensichtlich ganz viele, wenn nicht sogar das ganze Volk.

Es liegen nun zwar 2600 Jahre zwischen uns und den Menschen von damals. Aber hat sich da etwas geändert? Man könnte den Eindruck gewinnen, als wenn es auch heue großen Teilen der Menschheit gut tun würde, Gott würde ihnen ein neues Herz, also eine neue Einstellung zum Leben geben.

Und wie ist das mit Ihnen und mit Dir persönlich? Bräuchten wir nicht alle Hilfe? So oft nehmen wir uns vor, uns zu verändern. Und so viele reden von den notwendigen Veränderungen. Ändern wir uns und unseren Lebensstil nicht, werden wir nicht überleben.

Am Ende bleibt meistens wenig Konkretes übrig. Gute Vorsätze haben ein kurzes Haltbarkeitsdatum. War das im zu Ende gehenden Jahr nicht auch so?

Und so ist es immer das gleiche: Wir wissen, was geändert werden müsste. Oft genug wissen wir sogar, wie das geschehen könnte. Und wir versuchen es ja auch. Wir geben uns Mühe. Wir machen ja wirklich was. Wir mühen uns nach Kräften. Und ein bisschen mag es uns ja sogar gelingen, die Welt und vor allem uns selber zu verändern.

Aber dann bleiben wir stecken mit unseren Versuchen und unseren guten Vorsätzen. Und müssen feststellen: Allein schaffen wir das nicht. Wenn sich wirklich etwas ändern soll, dann wird Gott uns diese Veränderung bewirken müssen. Sonst wird es nicht gehen.

Genau da knüpft die Jahreslosung an. Sie stellt Gottes Hilfe in Aussicht. Er wird die entscheidende Veränderung schenken: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch, der sich nach meinem Willen richtet. So kann die Welt neu werden, eine Welt, wie ich sie will."

Wird es Gott gelingen, uns zu verwandeln, uns ein neues Herz und einen neuen Geist, also eine neue Einstellung zum Leben zu schenken. Fest steht: Damit ist er bisher nicht fertig geworden. Wenn wir sehen, wie wenig sich im Sinne der Jahreslosung verändert hat, müssen wir

feststellen, dass der Prozess längst nicht abgeschlossen ist. Es wird weitergehen müssen.

Ich schließe mit der Geschichte vom schönsten Herzen: Eines Tages stand ein junger Mann mitten in der Stadt und erklärte, dass er das schönste Herz im ganzen Tal habe. Eine große Menschenmenge versammelte sich, und sie alle bewunderten sein Herz, denn es war perfekt. Es gab keinen Fleck oder Fehler in ihm. Ja, sie alle gaben ihm Recht, es war wirklich das schönste Herz, das sie je gesehen hatten. Der junge Mann war sehr stolz und prahlte noch lauter über sein schönes Herz.

Plötzlich tauchte ein alter Mann vor der Menge auf und sagte: „Nun, dein Herz ist nicht mal annähernd so schön, wie meines." Die Menschenmenge und der junge Mann schauten das Herz des alten Mannes an. Es schlug kräftig, aber es war voller Narben, es hatte Stellen, wo Stücke entfernt und durch andere ersetzt worden waren. Aber sie passten nicht richtig, und es gab einige ausgefranste Ecken... Genau gesagt, an einigen Stellen waren tiefe Furchen, wo ganze Teile fehlten. Die Leute starrten ihn an: „Wie kann er behaupten, sein Herz sei schöner?" dachten sie.

Der junge Mann schaute auf des alten Mannes Herz, sah dessen Zustand und lachte: „Du musst scherzen", sagte er, „dein Herz mit meinem zu vergleichen. Meines ist perfekt und deines ist ein Durcheinander aus Narben und Tränen."

„Ja", sagte der alte Mann, „deines sieht perfekt aus, aber ich würde niemals mit dir tauschen. Jede Narbe steht für einen Menschen, dem ich meine Liebe gegeben habe. Ich reiße ein Stück meines Herzens heraus und reiche es ihnen, und oft geben sie mir ein Stück ihres Herzens, das in die leere Stelle meines Herzens passt. Aber weil die Stücke nicht genau sind, habe ich einige raue Kanten, die ich sehr schätze, denn sie erinnern mich an die Liebe, die wir teilten. Manchmal habe ich auch ein Stück meines Herzens gegeben, ohne dass mir der andere ein Stück seines Herzens zurückgegeben hat. Das sind die leeren Furchen. Liebe geben heißt manchmal auch ein Risiko einzugehen. Auch wenn diese Furchen schmerzhaft sind, bleiben sie offen und auch sie erinnern mich an die Liebe, die ich für diese Menschen empfinde... und ich hoffe, dass sie eines Tages zurückkehren und den Platz ausfüllen werden. Erkennst du jetzt, was wahre Schönheit ist?"

Der junge Mann stand still da und Tränen rannen über seine Wangen. Er ging auf den alten Mann zu, griff nach seinem perfekten jungen und

schönen Herzen und riss ein Stück heraus. Er bot es dem alten Mann mit zitternden Händen an. Der alte Mann nahm das Angebot an, setzte es in sein Herz. Er nahm dann ein Stück seines alten vernarbten Herzens und füllte damit die Wunde in des jungen Mannes Herzen. Es passte nicht perfekt, da es einige ausgefranste Ränder hatte.

Der junge Mann sah sein Herz an, nicht mehr perfekt, aber schöner als je zuvor, denn er spürte die Liebe des alten Mannes in sein Herz fließen. Sie umarmten sich und gingen weg, Seite an Seite.

Feuerofen

Predigt zu Daniel 3 am 23. April1988

In der Geschichte aus dem Buch Daniel mit den drei Männern steckt viel drin. Da geht es um den Größenwahn von einem, dem die Macht zu Köpf gestiegen war. Und da geht es um das Volk, das angesichts des Todes tut, was der König befiehlt. Da geht es darum, wie drei Männer in Todesgefahr mutig zu ihrem Gott und Glauben stehen. Und da geht es um die wunderbare Rettung aus der Gefahr durch Gott selbst. Da geht es um einen Engel und um vieles mehr. Wir können heute nicht alles näher ausführen.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen mit dieser Geschichte geht. Mich hat all das gefesselt, was im Zusammenhang mit dem Feuerofen steht. Nachdem die drei Männer sich geweigert hatten, den goldenen Götzen anzubeten, sagten sie dem großen König Nebukadnezar: „Unser Gott, dem wir gehorchen, kann uns zwar aus dem glühenden Feuerofen retten: aber auch, wenn er das nicht tut. Den goldenen Götzen werden wir nicht verehren."

Die Geschichte berichtet dann von der wahrhaft wunderbaren Errettung der drei Männer aus einer schier ausweglosen Lage. Aber es hätte alles auch anders ausgehen können. Es hätte diese Geschichte so ausgehen können, wie diese Geschichten normaler Weise ausgehen – nämlich tödlich. Und darum wussten die Männer. Aber ob nun lebendig oder tot – sie wollten ihrem Gott treu bleiben.

Warum mich nun gerade diese Stelle der Geschichte so fesselt? Das will ich Ihnen sagen: Weil ich meine, dass wir alle damit etwas anfangen können. Weil ich meine, dass es uns so und ähnlich oft selbst geht. Weil ich meine, dass die drei ihre kritische Lage vorbildlich meistern.

Die drei Männer hatten nun einen richtigen, glühenden Feuerofen vor sich. Wir nicht. Aber mancher von uns hatte so ein Feuer, so eine Hölle, so eine Feuerprobe auch schon vor sich.

Ich denke im Blick auf die Älteren unter uns an so manchen Feuerofen, der mit dem Krieg zusammenhängt. Sie mussten da rein. Viele kamen darin um – andere kamen durch.

Ich denke an so manches Schicksal, an so manche Krankheit, an die Gebrechen des Alters – all das ganz persönliche Feueröfen. Viele kamen und kommen darin um – andere kamen durch.

Und es wird manche in unserer Mitte geben, die werden sich fühlen wie damals die drei vor dem Feuerofen. Sie werden sich fragen: Wie komme ich da durch? Komme ich da überhaupt durch? Kann Gott mich nicht davor bewahren? Wird er mich retten?

Es gibt auch heute so manchen heiß glühenden Feuerofen. Ich weiß nicht, was Ihnen bevorsteht. Und wer weiß das im Grunde schon, was ihm bevorsteht?

Selig sind dann die zu nennen, die angesichts ihres Feuerofens sagen können, was unsere drei Männer von damals sagten. „Auch wenn unser Gott uns nicht den glühenden Feuerofen erspart, wir werden an ihm festhalten."

Was ist nun damals geschehen und was kann heute so ähnlich geschehen? Zunächst einmal: Den Männern blieb der Feuerofen nicht erspart. Sie mussten hinein in das brennende Feuer. Aber – auch wenn das so ausgesehen haben könnte – sie waren nicht allein, sie waren nicht von Gott verlassen.

Gott war ihnen in der größten Not ganz nah. Die Geschichte spricht von einem Engel. Und auch wir kennen ja die Rede von unserem Schutzengel. Dass Gott uns in aller Not durch den Engel nahe ist, mag uns helfen.

In unserer Geschichte wurden die drei Männer, die Gott vertrauten, aus dem Ofen heraus gerettet. Das ist wunderbar.

Solche Wunder gibt es auch heute immer wieder, dass jemand gerettet wird, der schon verloren schien. Das ist eine Möglichkeit, wie Gott hilft, indem er zwar nicht vor dem glühenden Feuerofen bewahrt, aber hindurch rettet.

Und wer gerettet wird, mag Gott danken für das Hindurch-Getragen-Werden durch die Not. Wunder geschehen immer wieder. Aber eben nicht immer. Es hätte damals schon so passieren können und es ist

seitdem unzählige Male so passiert, dass Menschen es nicht überlebt haben, in den glühenden Feuerofen geworfen worden zu sein.

Was ist dann? Hört dann der Glaube an Gott, an Gottes Liebe und all das auf. Ich denke, der Glaube wird dann einer echten Feuerprobe unterworfen. Aber er kann sich trotz allem auch im größten Leid bewähren. Denn Gott kann nicht jeden vor dem Feuerofen bewahren und er kann nicht jeden aus dem Ofen retten. Er kann nicht jeden vor dem Tod retten.

Und dennoch ist er jedem von uns nahe, um uns zu retten. Den einen vor dem Tod und den anderen durch den Tod hindurch. Denn seit der Auferstehung Jesu, seit Ostern wissen wir darum, dass der Tod nur ein schrecklicher Feuerofen ist, aus dem heraus Gott uns in neues Leben rettet. Insofern stimmt auch heute noch so oder so, was Nebukadnezar damals sagte: „Gepriesen sei Gott. Er hat seinen Engel gesandt, um diese Männer zu retten, die ihm gehorchten und auf ihn vertrauten." Es gibt keinen anderen Gott, der aus solcher einer Lage retten kann. Lassen sie uns ihm vertrauen. Er wird uns so oder so retten.

Löwengrube

Predigt zu Daniel 6 am 17. Juni 2007

Kannten Sie Daniel schon? Das ist ja eine kaum bekannte Figur aus der Bibel. Kein König, kein Prophet, keiner der bekannten Führer. Und doch ein Vorbild, wie es im Grunde besser nicht in unsere Zeit passen könnte.

Nach heutigen Maßstäben würden wir Daniel im kaufmännischen Bereich ansiedeln, mit Kenntnissen in Betriebswirtschaftslehre und Management. Dieser Mann war kein besonders Heiliger, sondern eher einer aus dem Wirtschaftsleben.

Wir wissen über Daniel: Er machte seine Arbeit gut. In der Sache kompetent, seinem Arbeitgeber treu ergeben, fleißig und einsatzfreudig, eben ein Mitarbeiter, wie ihn sich jeder Arbeitgeber wünscht. Alles sprach für ihn. Er hatte eine große Zukunft vor sich.

Und tatsächlich. Der König wurde auf ihn aufmerksam, machte ihn zunächst zu einem seiner drei Obersten und dann sogar zu seinem Stellvertreter. Was für eine Bilderbuchkarriere. Daniel war ein gemachter Mann. Das Interessante an ihm ist, dass er im guten Sinn ein frommer Mann war. Man weiss von ihm, dass er nicht nur dem König, son-

dern eben auch Gott treu ergeben war. Dreimal täglich betete er, um Gott zu loben und zu danken und um ihm seine Bitten vorzubringen.

Daniel machte etwas, was viele Zeitgenossen für unmöglich halten, dass man nämlich sehr wohl mit beiden Beinen im Berufsleben stehen kann und trotzdem ein gläubiger Mensch sein kann.

Viele Menschen im Arbeitsleben sind ja der Meinung, dass man während der Arbeitszeit nicht beides kann, seinem Arbeitgeber und Gott treu und ergeben zu dienen. Es wird immer vom harten Wettkampf gesprochen, der alles so schwierig macht.

Und so bleibt zunehmend nicht nur die Religion, sondern auch die Menschlichkeit auf der Strecke. Und wer sich erst einmal stundenlang während der Arbeit mit den Ellenbogen durchgeboxt hat, der hat Mühe, sich in der Freizeit anders zu verhalten.

Daniel ist ein gutes Vorbild für die Menschen unserer Tage, die ihren Glauben eben nicht an der Garderobe abgeben wollen, wenn sie zur Arbeit kommen.

Daniel lebte schon damals nach einer Regel, die erst 2000 Jahre später durch die Mönche und Klöster ins Bewusstsein vieler Menschen kam: „ora et labora“ zu Deutsch „Bete und arbeite.“

Und wie das so ist. Wo einer Erfolg hat, gibt es immer auch Neider. So auch bei Daniel. Die, die neidisch auf ihn waren, versuchten beim ihm das berühmte Haar in der Suppe zu finden.

Aber weil es da nichts zu finden gab, stellte man ihm eine raffinierte und todsichere Falle. Da man von seiner Treue zu Gott wusste, versuchte man ihm gerade daraus einen Strick zu drehen. Wir haben die Geschichte ja eben gehört.

Seine Widersacher brachten ihn in einen Loyalitätskonflikt. Er wurde vor die Wahl gestellt, entweder seinem König oder Gott treu zu sein. Bis dahin hatte er ja kein Problem damit, beiden treu ergeben zu dienen, jedem auf seine Weise.

Aber auf einmal, so vor die Wahl gestellt, war es für ihn keine Frage: Kein Gebot des Königs, keine Androhung von Gewalt und Todesstrafe konnte ihn davon abhalten, ganz treu auch weiterhin zu seinem Gott zu beten. Gott stand an oberster Stelle.

Und genau das wussten seine Widersacher. Damit kriegten sie ihn. Und obwohl er wusste, dass es um sein Leben ging, gab er nicht klein bei. Nein, er blieb sich treu.

Nach seiner Verhaftung beteuerte er gegenüber dem König, dass sich an seiner Treue gegenüber dem König ja nichts geändert hatte: „Ich will

dir gern in allem treu dienen und für dich arbeiten. Doch über dir und deinen Befehlen steht mein Gott. Er hilft mir bei allen Arbeiten und ist immer für mich da.“ So vor die Wahl gestellt, zögerte Daniel nicht einen Augenblick. Er sagte: „Gott allein will ich in allen Dingen gehorchen. Er ist für mich der Höchste.“

Ich muss schon sagen: Alle Achtung. Daniel bewies Standfestigkeit und Mut. Ein Mann mit Prinzipien. Und vor allem: ein Gott treu ergebener Mann.

Lieber das Leben verlieren, als den Glauben an Gott. Lieber Gott treu ergeben sterben, als Gott untreu weiterleben.

Dies Verhalten des Daniel hat nichts mit den Untaten religiöser Fanatiker von heute zu tun. Denn Daniels Glauben richtete sich nicht gegen andere. Es ging ihm ja nur darum, seinem Gott treu zu bleiben.

Gibt es solch einen Glauben auch heute noch - oder ist diese Art der Hingabe ausgestorben? Auch hier ist Daniel uns allen ein leuchtendes Vorbild für einen Glauben, wie wir ihn auch heute bräuchten.

Daniels Glaube geriet nicht einmal angesichts der Löwengrube ins Wanken. Was Daniel bevorstand, hätte wohl so manchen dazu bewogen, klein beizugeben.

Wieviel Standfestigkeit und Mut hätten wir in einer vergleichbaren Lage? Wären wir imstande, unseren Glauben durchzuhalten? Stehen wir zu unseren Überzeugungen, wenn es brenzlig wird? Oder ziehen wir uns einfach nur zurück?

Ich stelle mir vor, wie Daniel die Löwen schon hungrig brüllen hörte. Das war alles echt. Keine Phantasie. Uns jagt ja oft schon der Gedanken daran, dass ein Löwe brüllen könnte, einen Schrecken ein.

Das Schöne an dieser Geschichte ist ja, dass gerade diese Szene mit der Löwengrube viele Bilder und Fantasien freisetzt? Denn wofür steht das mit der Löwengrube denn? Stehen die Löwen nicht für alles, was uns Angst macht? Für alles, was uns zu verschlingen droht?

Zum einen fragt man sich, wie man selbst in so einer Lage reagiert hätte? Hätten Sie wie Daniel Stand gehalten und Kopf und Kragen riskiert? Oder wären Sie doch lieber weggelaufen, um die eigene Haut zu retten?

Und dann fragt man sich doch, vor was man sich selbst fürchtet? Ja, was ist es, das Sie zittern lässt? Was jagt Ihnen wie ein Löwe Angst und Schrecken ein? Wovor würden Sie am liebsten weglaufen? Wie heißen Ihre Löwen? Vieles von dem, was uns Angst macht, ist auch wirklich zum Fürchten. Aber wie oft fürchten wir uns unnötigerweise vor et-

was, was nicht einmal real ist. Ich denke dabei s z.B. an die Angst davor, krank zu werden oder zu verunglücken.

Da haben wir schon schreckliche Angst, ohne dass irgendetwas passiert wäre. Nein, es ist nur die Angst davor, die uns manchmal schon schrecklich zu schaffen macht. Wir werden nachher noch Gelegenheit haben, unseren Ängsten nachzugehen - jeder und jede für sich.

Weil Daniel nun eben nicht klein beigibt, ließ ihn der König ja in die Löwengrube werfen. Wie zum Segen sagte er ihm zum Abschied: „Möge dein Gott, den du so treu verehrst, dich retten."

Im Grunde handelte der König wider besseren Wissens. Man hatte ihn ja auch hereingelegt. Das, was er da sagte, zeigte doch, dass er dem Gott Daniels viel zutraute.

Und dann kam es, wie es kommen musste. Gott bewirkte ein Wunder. Er schichte seinen Engel, der den Löwen das Maul zuhielt, sodass sie auf einmal gar keinen Hunger mehr hatten.

Das hätte auch ganz anders ausgehen können, so z.B. wie bei denen, die ihn und den König hereinlegen wollten und die dann anschließend in die Löwengrube geworfen wurden und über die sich die Löwen sofort hermachten.

Aber Daniel taten die Löwen nichts. Warum nicht? Weil Gott es nicht wollte. Daniel konnte dies Happyend nicht voraussehen, als er in die Löwengrube geworfen wurde. Er musste mit dem Tod rechnen.

Aber den nahm er offensichtlich in Kauf. Er hatte seinem Gott treu ergeben gelebt. Und war er bereit, seinem Gott treu ergeben zu sterben. Wenn es denn Gottes Wille war. Er wusste sein Leben in Gottes Hand. So oder so. Ihm vertraute er sich an.

Nach dieser Nacht in der Löwengrube sagte er dem König: „Mein Gott wollte, dass ich lebe."

Ich glaube, dass ist letztlich die Botschaft dieser Geschichte. Gott will, dass wir leben. Gott will, dass Sie leben, dass du lebst - ihm treu ergeben, so wie Daniel, ohne Angst vor weltlichen Herrn, ohne Angst vor Löwen, wie immer sie heißen und aussehen.

Wird alles wieder gut?

Predigt zu Hosea 7, 1-16 am 18. Januar 2004

Bevor wir uns miteinander ansehen wollen, was der Prophet Hosea vor 2750 Jahren sagte, ein paar kurze Hinweise zur Person des Hosea.

Eigentlich ist schon der Name Hosea wie eine Predigt. Denn er bedeutet „Gott hat geholfen". In allen Wirren und Schwierigkeiten, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder persönlicher Art, weist der Name Hosea darauf hin: Letztlich ist es Gott, der hilft. Insofern tritt Hosea mit seiner Person dafür ein, sich Gott zuzuwenden.

Er lebte im damaligen Israel, was allerdings nicht so ganz identisch ist mit dem heutigen Israel. Sein Land litt unter den beiden Großmächten, Assur im Norden und Ägypten im Süden. Hosea sah in diesem Leiden eine Strafe für das gottlose Verhalten seines Volkes.

Wie ein Arzt zunächst eine Anamnese durchführt, also untersucht und schaut, wie es dem Patienten geht, um daraus in Form einer Diagnose seine Schlüsse zu ziehen und von daher seine Behandlung, also die Therapie anzugehen, so kommt hier Gott durch den Propheten Hosea zu Wort.

Genau so ist das bei Gott: Er heilt, indem er als erstes aufdeckt. „Wenn ich Israel heilen und zurechtbringen will", sagt Gott durch den Propheten, „kommt nur die Schuld der Leute an den Tag." Die Leute waren damit beschäftigt, zu vergessen und unter den Teppich zu kehren. Aber wie man weiß, stolpert man dann doch immer wieder drüber. Besser wäre, es wieder in Ordnung zu bringen – und wenn man es selbst nicht kann – es von anderen, z.B. dem Arzt in Ordnung bringen zu lassen.

Schlimm steht es um den Patienten, wenn er uneinsichtig bzw. orientierungslos ist. Denn wenn man weder wahrhaben will, dass man krank ist, noch einen Arzt zu Rate zieht, der durchaus helfen könnte, dann kann einem auch nicht geholfen werden.

Anscheinend gehört es zur Tragik menschlichen Wesens, dass der Mensch ab einem bestimmten Grad der Bedrängnis, Verirrung und Not nicht mehr von allein zurückfindet. Was man anfänglich nicht wahrhaben will, nämlich das Ausmaß der Verstrickung ins Verderben, kann man ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr erkennen, geschweige denn einfach ändern.

In einer Kette von außerordentlich schroffen Anklagen sieht der Prophet das ganze Volk als moralisch verwerflich, orientierungslos, dumm und unbrauchbar. Auch die Könige werden in ein äußerst kritisches Licht gestellt. Ihr Königshof ist eine Bühne für Heuchler (V. 3). Ihre Feiern sind offensichtlich grässliche Saufgelage (V. 5). Sie sind von Meuchelmördern umgeben. Sie selbst haben keine Beziehung zu Gott (V. 7b). Ohne Gott zu beachten, leben Volk und Obere dahin. Sie werden

von eigenen Schandtaten eingekreist (V. 1.2), die sie ihrem Gott zum Trotz immer wieder begehen. Hochgeworfene Steine fallen eben auf einen selbst zurück. Das müsste nicht so sein. Gott könnte – wie gesagt – heilen und zurecht bringen.

Aber sie denken nicht daran und wähnen sich trotz ihrer verzweifelten Lage in trügerischer Sicherheit und denken nicht daran, dass Gott alle ihre Bosheiten sieht und strafen wird.

In den Worten Hoseas finden sich einige Bilder. Da ist vom glühenden Ofen (V. 3-7) die Rede. Man denkt, der Backofen, der einmal mit loderndem Feuer angeheizt wurde, sei aus. Aber das ist nicht so: er hält die Hitze. Er wirkt harmlos. Aber er brennt heimlich weiter und man kann sich daran tödliche Verbrennungen holen. Es ging hitzig zu, wenn einer König oder wenig später selbst Opfer eines Komplotts wurde. So ging es den Königen und Fürsten. Innerhalb von 12 Jahren fielen vier Könige einem Umsturz zum Opfer.

Was für das Backen ein normaler Vorgang ist, nämlich das nachhaltige Glühen, das ist für die politische Kultur und für den Zusammenhalt der Familien tödlich. Da gibt es Lüge und Verstellung gegenüber den Oberen. Da prostet man sich freundlich zu, aber eigentlich nur, um die betrunken zu machen, die man hinterhältig fertig machen will.

Und das Allerschlimmste: Niemand wendet sich an Gott. Wie einen Kehrvers wiederholt Hosea immer wieder die Klage darüber, dass die Nähe Gottes nicht gesucht wird. So heißt es in Vers 10: „Sie kehren nicht um zu mir, dem Herrn, ihrem Gott. Sie suchen nicht meine Nähe.“ Noch schlimmer als all die Sünde ist also die fehlende Suche nach Gott. Und wo niemand mehr nach Gott sucht und zu ihm ruft, wird alles nur noch schlimmer.

Das Bild vom verbrannten Brotfladen (V. 8-10) macht deutlich: Man kann sich gehörig verbrennen – und nicht nur die Finger – wenn man mit den falschen Leuten zusammen ist. Das Paktieren und Taktieren mit mal dieser und dann wieder jener Seite, damals also mal mit Ägypten und dann mit Assyrien und dann wieder mit Ägypten macht unberechenbar und hilft nicht weiter. Ganz im Gegenteil: Durch so einen Zick-Zack-Kurs verdirbt man es sich letztlich mit allen.

Dementsprechend das Bild von der törichten Taube (V. 11-12). Eigentlich findet eine Taube sehr gut den Weg in den heimischen Schlag – und sei er auch noch so weit. Eine Taube, die das nicht kann, ist töricht und gehört aus dem Verkehr gezogen.

Und dann ist da noch das Bild vom verzogenen Bogen (V. 16). Wie ein verzogener Bogen sind sie. Zu nichts zu gebrauchen. Unerzogen. Verzogen. Man braucht nicht lange darüber nachzugrübeln, was das bedeutet. Unheil wird angedroht.

All die Prophezeiungen durch den Propheten Hosea haben nichts daran geändert, dass die Menschen weiterhin versuchten, ihre Schwierigkeiten ohne Gott geregelt zu bekommen. So kam es, wie Hosea es voraussah. Wenig später, im Jahre 722 v. Chr., ist Hoseas Israel in der Geschichte untergegangen.

Spätere Generationen, zu denen wir nun auch gehören, haben sich gefragt, was aus der Geschichte zu lernen ist. Man sagt ja immer: Wer nicht in der Lage ist, aus der Geschichte zu lernen, ist dazu verdammt, immer wieder die gleichen Fehler zu machen.

Wir sind leicht versucht, uns einzureden, wir hätten mit alledem von damals nichts zu tun. Schließlich haben wir ganz andere Probleme. Sicher: Wir haben auch noch ganz andere Probleme. Aber die von damals haben wir größtenteils auch noch.

Können wir es uns so leicht machen? Ich glaube, wir tun gut daran, die Botschaft des Propheten Hosea auf unsere Situation zu beziehen, auf unser alltägliches Leben, auf unser Verhältnis zu Gott. Wir tun gut daran, mit dieser Botschaft zu leben, sie zu hinterfragen, sie zu prüfen, sie auch zu erweitern und ggf. zu aktualisieren.

Denn nicht nur die anderen sich gemeint. Nein, auch wir sind gemeint: Wie steht es um unser Herz? Wir erleben doch in unserer Zeit, dass die Menschlichkeit ein ums andere Mal auf der Strecke bleibt. Jeder ist sich selbst der Nächste und denkt: Ich muss meine Rechte wahrnehmen! Ich muss sehen, wo ich bleibe! Ich muss aufpassen, dass ich nicht zu den Verlierern gehöre! Ich muss aufpassen, dass ich nicht zu kurz komme.

Hinter dieser Denke steht die Angst: „Wer gibt denn mir etwas, wenn ich nicht mehr kann; wenn ich am Boden liege; wenn ich abgeschrieben werde; wenn ich abgewickelt werde?“

All das bringt Unmenschlichkeit mit sich. Das zu erkennen und dagegen zu steuern, dazu kann uns dieser alte biblische Text Mut machen - mehr noch: Dazu möchte uns Gott selbst durch die Worte des Propheten Hosea Mut machen. Wir sind in seinen Augen „Wer“. Wir sind nicht auf uns allein gestellt. Wir haben in IHM einen großen Partner, der mit uns geht - wie damals mit seinem Volk.

Wir sind zugleich auch in eine Gemeinschaft eingebunden - und damit füreinander da. Wenn jeder nur noch auf sich selbst sieht, geht Gemeinschaft in die Brüche: In der eigenen Familie, im Wohnort, an der Arbeitsstelle - auch in der Kirchgemeinde.

Als gute, regelnde, berichtigende Unterstützung haben wir dafür sein Wort, das uns auch nachdenklich werden lässt - wie in unserem Abschnitt. Wir müssen uns immer wieder neu fragen lassen: Wie steht es um unser Verhältnis zu Gott?

Leben wir ohne ihn? Nein, IHM zugewandt lasst uns leben und darauf vertrauen, dass er mit uns geht und uns begleitet. Darauf liegt für uns und unsere Mitmenschen der Segen Gottes.

Um noch einmal auf den Anfang und den Namen „Hosea“ zurückzukommen: Gott hilft und heilt, indem er aufdeckt. Das genaue Hinschauen und Wahrnehmen ist der erste Schritt im Heilungsprozess Gottes. Auch wenn es wehtut. Aber der Weg zur Heilung führt nicht an der Wahrheit vorbei, sondern in sie hinein und durch sie hindurch. Erst von da aus kann etwas Neues, Gesundes wachsen und gestaltet werden.

Umkehrpredigt des Hosea

Predigt zu Hosea 14, 2-5 am 24. Januar 2004

Wir haben schon viel über Hosea und die Israeliten seiner Zeit gehört. Das schwingt hier alles bei diesem Aufruf zur Umkehr natürlich mit. Hosea ruft das schuldig gewordene Volk ein letztes Mal auf, Reue zu zeigen angesichts dessen, was es getan hat, seine Schuld zu bekennen und um Vergebung zu bitten.

Denn was war nicht recht? Hosea benennt die Vergötterung der Großmacht Assyrien, also das Hilfesuchen bei den Assyrern, das Vertrauen auf die eigene militärische Stärke, also das Vertrauen auf die Streitrosse und Streitwagen, und die Verehrung handgemachter Götter bzw. Götterbilder. Dem ist abzusagen. Und dann soll sich Israel erneut dem anvertrauen, der allein beschützen und helfen kann.

Zu allem wäre eine Menge zu sagen. Ich möchte mit Ihnen über seine Aufforderung zu Umkehr und Buße nachdenken: „Kehrt um zum Herrn, wendet euch an den Herrn und kommt zu ihm.“ Denn das hätte er auch uns sagen können. Das ist immer gültig.

Leider denken viele beim Thema Umkehr und Buße gleich an den Bußtag und die damit verbundene Stimmung, die einem so ein undefinierbares Gefühl von Schlechtigkeit, Ungenügen, Versagens und Schuld vermittelt. Hier bei Hosea hört sich das ja zunächst auch so an.

Das hat dann aber leider zur Folge, dass einem alle Lust vergeht, sich näher damit zu beschäftigen. Schade! Denn eigentlich sollte es eine Freude sein, immer wieder neu umzukehren, sich ihm zuzuwenden, sich an ihm auszurichten, zu ihm zu kommen.

Wie ich das meine, will ich mal anhand einer Situation deutlich machen, die wir wohl alle schon mal erlebt haben. Erinnern Sie sich doch bitte mal, wie Sie sich mit dem Auto total verfahren hatten. Das war nicht so schön. Ein unangenehmes Gefühl, eine im wörtlichen Sinn verfahrene Situation. Man wäre geplatzt, hätte einem einer gesagt, was man ja längst schon wusste: Hier bist du falsch. Du hast dich verfahren. Und wenn du so weitermachst, fährst du die Karre nur noch weiter in den Dreck.

Niemand von uns würde doch ernsthaft behaupten wollen, dass ihm das gefällt. Oder? Ganz im Gegenteil: Jeder würde sich doch freuen, wenn einer käme, der sieht, wie man sich verfahren hat, und sich anbietet, zu helfen.

Denn wenn man selbst die Orientierung verloren hat, ist es gut, wenn einer kommt, der einen auf den richtigen Weg bringt, einer, der sagt: Also. Du drehst um. Fahr zurück bis an die Stelle zurück, von wo aus du dich verfahren hast. Und dann bleib auf der ausgeschilderten Strecke - immer geradeaus. Und wenn ich dir noch einen Tipp geben darf: Keine krummen Touren. Keine unerlaubten Abkürzungen. Und: Achte auf die Schlaglöcher und die Geschwindigkeitsbegrenzungen.

Hosea war für das Volk wie einer, der sah, wie verfahren die Situation war, und der von Gott den Auftrag hatte, den Israeliten zu helfen, wieder auf Kurs zu kommen. Sie merken schon, wir könnten so einen Hosea auch ganz gut brauchen, einen, der sieht, was los ist, der erkennt, warum es schief läuft, der uns das sagen könnte, was wir ändern müssten und der uns dann noch helfen könnte, auf den richtigen Weg zurückzufinden.

Um noch einmal auf den Vergleich zu kommen: Wie ein Autofahrer immer die Straße und das Ziel im Blick haben muss, wie er immer wieder nachlenken und sich immer orientieren muss, so müssen wir als Glaubende uns immer wieder Gott zuzuwenden, uns immer wieder an ihm ausrichten, ihn im Blick behalten, um mit seiner Hilfe auch da anzukommen, wo er uns hin haben will.

Deshalb: „Kehrt um zum Herrn. Wendet euch an den Herrn und kommt zu ihm.“

Buckeln und Treten geht nicht

Predigt zu Amos 5, 21-24 am 19. Februar 2012

Man stelle sich vor: Äußerlich betrachtet schien damals im alten Israel alles in bester Ordnung zu sein. Die Feiertage wurden angemessen begangen. Die üblichen Opfer wurden erbracht. Es fehlte nicht an feierlicher Musik. Und festlich gesungen wurde im Tempel auch. Alle waren bester Laune.

Und doch stimmte da was nicht im Staate Israel. Und zwar im sozialen Bereich. Da gab es mancherlei Ungerechtigkeit und Korruption. Das stank zum Himmel.

Angesichts dieser Missstände meldete sich der Prophet Amos zu Wort. Der fragte sich: Wie kann es sein, dass sich die Leute mit Blick auf den Kult ganz fromm und gottergeben verhalten und dann im Alltag so ungerecht und asozial sind?

Das prangerte er verschiedentlich an. Und darum geht es auch im heutigen Abschnitt aus dem Buch Amos. Was würden Sie sagen, wenn ich so reden würde? Sie wären geschockt. Sie würden sich ärgern. Sie würden sich aufregen. Einige würden sicher unter Protest den Gottesdienst verlassen.

So ähnlich wird es damals auch gewesen sein. Das ließen sich die, an die sich Amos da wandte, nicht bieten. „Der nun wieder“, werden manche gedacht und gesagt haben. „Der hat aber auch immer was zu meckern. Kann der uns nicht einfach mal in Ruhe lassen?“

Man kannte ihn schon, den Propheten Amos. Das war nicht sein erster Auftritt. Immer wieder meldete er sich so und ähnlich zu Wort. Immer wieder mischte er sich in Dinge ein, die ihn eigentlich ja nichts angingen – meinten jedenfalls die, an die er sich wandte.

Was genau hatte er eigentlich im Blick? Er warf z.B. den Immobilienbesitzern vor, sie würden die Leute ausbeuten. Er warf den Richtern vor, sie seien bestechlich und korrupt. Er warf den Frauen vor, sie seien viel zu verschwenderisch. Immer wieder wandte er sich gegen Betrug, Heuchelei und Unterdrückung.

Die Leute, denen Amos so ins Gewissen redete, waren zumeist wohlhabend. Ihr Wohlstand kam zumindest teilweise dadurch zu Stande, dass sie andere ungerecht behandelten, sie also ausbeuteten. Und genau das durfte nicht sein. Zumal dann nicht, wenn man doch für sich beanspruchte, nach den Geboten zu leben.

In gewisser Weise ist das, was Amos damals sagte, immer noch aktuell. Keine Mietpreisbremse ist im Stande, den Anstieg der Mieten zu bremsen. Auch die Baulandpreise erklimmen unerschwingliche Höhen.

Millionenbeträge werden in der Textilindustrie auf dem Rücken armer Schlucker in Bangladesch verdient. Millionenbeträge werden am Finanzamt vorbei auf die Cayman Islands verschoben. Deutschland verdient sehr gut an Chemie, Waffen und Autos. So viele profitieren vom asozialen Weltwirtschaftssystem.

Das Schlimme ist: All das ist nicht nur ein Problem der sogenannten „Gottlosen“, sondern auch ein Problem derer, die man die „Frommen“ nennt. Also so oder so auch unser Problem.

Und ganz sicher dient so manche große oder kleine Spende heute wie früher wohl vor allem dazu, das schlechte Gewissen zu beruhigen. Aber reicht das? Sicher nicht.

Was man damals sicher mehr als seltsam an Amos fand, war der Anspruch, mit dem er auftrat. Amos behauptete doch tatsächlich, er würde das, was er da sagte, nicht von sich aus sagen, also als seine persönliche Meinung.

Nein: Er war der Meinung, er würde das, was er da sagte, im Auftrag Gottes sagen. Immer wieder setzte er dem, was er dann sagte, die sogenannte Botenformel voran, mit der er sich als Bote Gottes auswies. Sie lautete: „So spricht der Herr.“

Es ging also bei dem, was er sagte, nicht um seine ganz persönliche und von daher gänzlich unmaßgebliche Meinung. Man konnte das, was er sagte, nicht so einfach abtun und sagen: „Was er uns schon zu sagen, der kleine Maulbeerfeigenzüchter aus der Provinz?“

Amos setzte den Leuten deshalb so zu, weil er ihnen deutlich machte, dass das, was er sagte, Gottes Wort an sie war. Gott sagte es – durch ihn, als wäre er nur der Lautsprecher.

Das wollten ihm die Leute natürlich nicht glauben. Sie empfanden es geradezu als Gotteslästerung, dass er das so sagte. Sie werden ihm vorgehalten haben: „Du gibst deine Meinung als Gottes Wort aus. Was fällt dir ein, so zu tun, als würde Gott selbst durch Dich reden?“

Wieder andere werden der Meinung gewesen sein: „Recht hat er. Diese Leute verhalten sich doch nur an den Feiertagen und in den Gottesdiensten so fromm. Das ist doch scheinheilig.“

Und damit sind wir bei uns: Wir feiern kirchliche Feste. Wir treffen uns in Kreisen und Gruppen. Wir tun etwas in den Opferkasten. Wir singen Lieder. Und die Orgel spielt auch – sehr schön übrigens.

Und doch würde Amos sagen: Ist ja alles schön und gut. Aber es reicht nicht, wenn nicht das, was hier zu Wort kommt und wichtig ist auch im alltäglichen Leben von Bedeutung ist.

Hier geht es um Nächstenliebe. Aber lieben wir die, denen wir nach dem Gottesdienst in der Woche nahe kommen? Hier geht es um Gerechtigkeit. Aber setzen wir uns die Woche über dafür ein, dass allen Gerechtigkeit widerfährt? Hier vertrauen wir uns Gott an, nennen ihn den Herrn. Aber welche Konsequenzen hat das in unserem Alltag?

Ich gehe mal davon aus, dass wir das Vater unser mit Sinn und Verstand beten und wünschen, dass z. B. sein Name durch uns geheiligt wird, dass sein Reich durch uns in dieser Welt zum Zuge kommen kann und dass sein Wille durch uns geschieht.

Aber wie sieht die Wirklichkeit aus? Verhalten wir uns wirklich anders als die, die nicht hierher kommen? Haben nicht die nicht Recht, die mit Blick auf uns Kirchgänger sagen: „Die haben's nötig, die in die Kirche rennen. Gerade die. Die sind doch auch nicht besser als wir."

Wir müssen feststellen, dass es jedenfalls nicht leicht ist, im Alltäglichen auch wirklich zu tun, was wir uns hier als wichtig vergegenwärtigen. Aber genau da müssen wir ran.

Wie könnte das gehen? Ich hätte da eine Idee: Sie kennen doch alle die Redewendung „nach oben buckeln und nach unten treten". Sie findet ja meist da Verwendung, wo man kritisiert, dass ein Mensch gegenüber seinen Vorgesetzten ganz ergeben ist, aber die ihm Unterstellten schlecht behandelt.

Wir alle finden das natürlich – mit Recht – nicht richtig. Und damit wären wir dicht dran an dem, was Amos eigentlich wollte. So hat er es gemeint: Eben nicht nach oben buckeln und nach unten treten. Was für unser Verhalten Gott gegenüber gilt, sollte auch für unser Verhalten im zwischenmenschlichen Bereich gelten.

Amos würde also sagen: Es geht nicht an, dass jemand im Gottesdienst vor Gott buckelt und anschließend dann seine Mitmenschen tritt. Es geht nicht an, dass jemand um Gottes Vergebung bittet und dann anderen gegenüber unbarmherzig ist.

Umgekehrt sollte es sein: Wer Gottes Barmherzigkeit erfahren hat, sollte anderen gegenüber auch barmherzig sein. Wer Gott dienen will, sollte auch anderen dienen wollen.

Deshalb sagte er damals – und er würde es heute wiederholen: Schöne Gottesdienste allein reichen nicht. Sondern – und ich zitiere: „Es ströme das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach."

Ein spannender Text. Auf den ersten Blick könnte man ja denken, es würde dabei nur um Gottesdienste gehen. Irrtum. Mal abgesehen davon, dass Amos nichts gegen schöne Gottesdienste als solche hatte.

Er meinte nur eben: Schöne Gottesdienste allein reichen nicht, wenn im alltäglichen Leben genau das fehlt, was Gott eigentlich von uns will. Und was will er? Na dass wir vor allem ihn und unseren Nächsten wie uns selbst lieben, dass wir alles daran setzen, dass bei uns, dass in Braunschweig, dass in Deutschland, dass in der Welt das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach strömt.

Sie sehen: Immer und überall ist rein gar nichts damit gewonnen, dass dem äußeren Anschein nach religiös alles in Ordnung ist.

Nein: Amos würde hier und heute mit der gleichen Überzeugung wie damals den Finger in die Wunde legen, überall da, wo genau das fehlt, was damals fehlte. Er nannte es Gerechtigkeit. Wir würden vielleicht an Liebe und Menschlichkeit denken.

Also: Nicht nach oben buckeln und nach unten treten, sondern Gott und den Nächsten lieben wie sich selbst.

Doppelte Umkehr

Predigt zu Jona 3,10 – 4,11 am 25. Juni 2023

Jona. Kennt Ihr Jona? Den Propheten, der von einem Walfisch verschluckt wurde? Klar. Die Geschichte kennt man. Aber wer weiß schon, wie es da weiterging.

Jona bekam von Gott den Auftrag, der Stadt Ninive den Untergang anzukündigen. Denn Gott war zornig über das böse Treiben dort. Es dauerte zwar eine Weile und brauchte einen Umweg. Aber schließlich war Jona bereit, Gottes Auftrag nachzukommen und der bösen Stadt den Untergang in vierzig Tagen anzukündigen.

Doch dann geschah etwas nicht nur für Jona völlig Unerwartetes. Die Menschen in Ninive änderten sich. Und Gott änderte sich auch. Eine doppelte Umkehr.

Zunächst Ninive und die Umkehr der Menschen dort: Sie sahen ein, dass sie sich falsch verhalten hatten. Sie hüllten sich in Sack und Asche zum Zeichen ihrer Reue. Sie änderten sich. Sie kehrten um von ihren

gottlosen Wegen. Sie ließen ab von ihrem bösen Tun. Es war unglaublich, geradezu ein Wunder.

Und Gott und seine Umkehr? Als Gott sah, dass die Menschen in Ninive von ihrem bösen Weg umkehrten, reute es ihn, dass er geplant hatte, die Stadt mit allem was drin war zu vernichten. Und er nahm Abstand von seinem ursprünglichen Plan.

Das ging Jona zu weit. Er wollte Gerechtigkeit. Die Menschen in Ninive hatten seiner Meinung nach ihr Leben verwirkt – und zwar so gründlich, dass es seiner Meinung nach keine Gnade geben konnte.

Er fragte sich, was sein Gott denn für ein Gott war, der bereute, was er völlig zu Recht vorgehabt hatte? Die Menschen von Ninive hätten ja nur ihre gerechte Strafe für ihr gottloses Leben bekommen. So blieben sie verschont. Das gefiel Jona überhaupt nicht.

Aber Gott sah das offensichtlich anders. Er fand es nach der Reue und Umkehr der Leute eben nicht mehr gerechtfertigt, das durchaus verdiente Gericht zu vollstrecken. So ließ er Gnade vor Recht ergehen und Barmherzigkeit walten.

Wenn heute ein Prediger so einen Erfolg hätte, wie Jona ihn damals hatte, wäre er der Star – und das nicht nur in der Kirche. 120000 Leute kamen aufgrund seiner Predigt zur Besinnung, änderten ihr Verhalten, kehrten um von ihrem gottlosen Tun. Was für ein Erfolg?

Und Jona? Mault rum. Und warum? Weil er den in seinen Augen Gottlosen die Gnade Gottes nicht gönnte.

Für Jona war das unfassbar. Irgendwie konnte er nicht glauben, dass die Leute von Ninive sich wirklich geändert hatten. Als Konsequenz zog er sich ärgerlich und muckelnd in seine Hütte zurück. Mal sehen, mag er sich gesagt haben, wie es weitergeht.

Und? Wie ging es weiter? Gott nahm sich seiner an. Er ließ ihm einen Schatten spendenden Baum wachsen. Das gefiel Jona natürlich ganz gut. Aber seine Freude über diesen Baum währte nur kurz. Denn kurz danach ließ Gott den Schatten spendenden Baum wieder eingehen, worüber sich Jona – mit Recht, wie er meinte – ziemlich aufregte.

Genau diese Reaktion hatte Gott provoziert. Damit packte er Jona. Und der verstand, was Gott ihm damit sagen wollte. Denn er sagte sich: Wenn ich schon traurig darüber bin, dass ein Baum zugrunde geht, um wieviel mehr hat Gott alles Recht der Welt, traurig darüber zu sein, dass eine so große Stadt an den Folgen ihrer Taten zugrunde geht?

Wie im Baum war auch in Ninive der Wurm drin. Besser gesagt: Da waren jede Menge Schädlinge am Werk, die dafür sorgten, dass Ninive beinahe zugrunde gegangen wäre.

Nun ist die Jona-Geschichte kein Tatsachenbericht, sondern eine Lehrerzählung. Sie wollte den Zuhörern nicht nur zeigen, was sie schon lange wussten, dass sie nämlich oft genug nicht wissen, was rechts und links ist. Das war schon lange klar.

Nein. Diese Erzählung wollte den Zuhörern etwas über das Wesen Gottes zeigen, was sie so noch nicht kannten. Sie erkannten: Gott ist es möglich, einmal getroffene Entscheidungen zurückzunehmen. Gott ist es möglich sich zu ändern. Gott ist es möglich, etwas zu bereuen – und das sogar schon vor der bösen Tat und nicht erst danach.

Aber genau das passte nicht ins Gottesbild, wie es Jona und Menschen damals hatten. Jona hätte lieber einen Gott, der verlässlich ist, der gerecht ist, der – wie angekündigt – Böse straft und Gute belohnt.

Aber genau so ist Gott nicht, jedenfalls nicht in der Jona-Geschichte und wohl auch sonst nicht. Das musste nicht nur Jona erst einmal begreifen.

Und so endet das Buch des Propheten Jona mit einer Frage, die Gott Jona und damit jedem stellt, der die Geschichte hört: „Sollte es mir nicht leidtun um Ninive, eine so große Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen sind, die nicht wissen, was rechts oder links ist?“ (Jona 4,10)

Damit wird nicht in Frage gestellt, dass es gut ist, wenn Menschen zur Besinnung kommen, die nicht wissen, was rechts oder links ist und ihr Verhalten ändern.

Aber es wird hervorgehoben, dass Gott aus Güte und Barmherzigkeit auf die eigentlich verdiente Strafe verzichtete, nicht weil es irgendjemand verdient hätte.

Das hatte Jona schon geahnt, weshalb er sagte: „Ich wusste, dass du gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte bist.“ Was Jona geahnt hatte, wird durch die Jona-Geschichte betätigt.

Manchmal geht es uns wie Jona und wir wünschten uns, Gott wäre nicht gütig und barmherzig und würde stattdessen eingreifen und dem Bösen wehren. Tut er aber nicht. Darüber kann man sich wundern oder ärgern. Ändert aber rein gar nichts.

Bleibt uns nur, zu hoffen, dass es Gottes Güte und Barmherzigkeit sind, die dazu führen, dass Menschen sich besinnen und ihr Verhalten ändern.

Zum Abschluss zitiere ich aus der Rede, die Astrid Lindgrens anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1978 gehalten hat:

„Jenen aber, die jetzt so vernehmlich nach härterer Zucht und strafferen Zügeln rufen, möchte ich erzählen, was mir einmal eine alte Dame berichtet hat. Sie war eine junge Mutter zu der Zeit, als man noch an diesen Bibelspruch glaubte: „Wer die Rute schont, verdirbt den Knaben".

Im Grunde ihres Herzens glaubte sie nicht daran, aber eines Tages hatte ihr kleiner Sohn etwas getan, wofür er ihrer Meinung nach eine Tracht Prügel verdient hatte, die erste in seinem Leben. Sie trug ihm auf, in den Garten zu gehen und selber nach einem Stock zu suchen, den er ihr dann bringen sollte. Der kleine Junge ging und blieb lange fort. Schließlich kam er weinend zurück und sagte: „Ich habe keinen Stock finden können, aber hier hast du einen Stein, den kannst du ja nach mir werfen."

Da aber fing auch die Mutter an zu weinen, denn plötzlich sah sie alles mit den Augen des Kindes. Das Kind musste gedacht haben, „Meine Mutter will mir wirklich weh tun, und das kann sie ja auch mit einem Stein."

Sie nahm ihren kleinen Sohn in die Arme, und beide weinten eine Weile gemeinsam. Dann legte sie den Stein auf ein Bord in der Küche, und dort blieb er liegen als ständige Mahnung an das Versprechen, das sie sich in dieser Stunde selber gegeben hatte: „Niemals Gewalt."

In der Jona-Erzählung meine ich einen Gott zu erkennen, der wie diese Mutter seine Menschenkinder nicht mit Gewalt, sondern mit Liebe, Barmherzigkeit und Güte für sich zu gewinnen trachtet.

Dieser Gott sei unser Gott. Amen.

Gott hat uns was zu sagen

Predigt zu Micha 6,8 am 27. Oktober 2024

Da sagte die Erzieherin zum 4-Jährigen im Kindergarten: „Du bleibst da bitte sitzen." Und? Was sagte der: „Nein. Du bist nicht mein Bestimmer."

Als ihn dieselbe Erzieherin einen Moment später fragte: „Hast du schon gegessen?" bekam sie zur Antwort: „Nein. Du hast mir nicht gesagt, dass ich essen soll."

Wer anderen etwas sagt, hat es nicht leicht – nicht nur bei 4-Jährigen. Entweder sagt man zu viel oder zu wenig – jedenfalls in den Augen derer, denen es gesagt wurde.

Viele wünschen sich Menschen, die Bescheid wissen und sagen können, wie es weitergeht, wie wir z.B. aus den Krisen kommen, in denen wir uns befinden.

Aber wenn dann einer mal was vorgibt, dann wird das als Bevormundung und Einmischung von außen abgelehnt – selbst dann, wenn es in der Sache richtig ist.

Und was ist, wenn die da oben, die Verantwortlichen und Mächtigen nicht sagen, wie es weitergehen soll? Dann wird ihnen das als Führungsschwäche angelastet.

Schon komisch: Einerseits wollen die meisten, dass die da oben alles richten. Andererseits will sich niemand von denen da oben vorschreiben lassen, was wir zu tun oder zu lassen haben.

Man denke nur an den Wirbel rund um das sogenannte Heizungsgesetz oder an die Begrenzung der Höchstgeschwindigkeit auf Autobahnen. Weil es sich die Verantwortlichen mit niemandem verderben wollen, werden notwendige Entscheidungen auf die lange Bank geschoben. Niemand will den Schwarzen Peter zugeschoben bekommen.

Die Frage nach dem Bestimmer gewinnt an Brisanz durch die Erkenntnis, dass es oft die Kräfte im Hintergrund, die multinationalen Konzerne und Banken, die politische Interessen und mancherlei äußeren Faktoren sind, die unser Leben bestimmen, ob uns das nun gefällt oder nicht. Und das ist leider nicht neu. Der Spruch „Geld regiert die Welt." ist keine Erfindung der Neuzeit.

Natürlich wollen wir das nicht, fremdbestimmt sein. Wir wollen frei sein, frei von jeglicher Bevormundung. Schon immer. Die Leibeigenen wollten frei sein. Die kirchlich Bevormundeten wollten frei sein. Die hinterm Stacheldraht wollten frei sein.

Alle wollen frei sein, ihr Leben selbstbestimmt führen können. Und das zu Recht.

Aber gelingt uns das? Sind wir frei und mündig? Manche würden diese Frage einfach mit „Ja" beantworten, weil sie der Meinung sind, diese Frage sei für uns mit der Aufklärung erledigt.

Moment. Kant hatte das mit der Aufklärung nicht festgestellt, sondern gefordert. Jeder einzelne sollte die selbstverschuldete Unmündigkeit, in der er sich befindet, überwinden. Dafür war und ist es notwendig, dass jeder Mensch frei und selbständig denkt und entscheidet –

natürlich immer nur so, dass das eigene Denken und Handeln jederzeit Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung sein könnte.

Das mit Aufklärung liegt nicht hinter uns, sondern immer und immer wieder vor uns. Die uns bevormunden wollen, die uns für dumm verkaufen wollen, die uns manipulieren wollen, die über uns bestimmen wollen, die sterben einfach nicht aus. Sie kommen nur anders daher. Deshalb brauchen wir die Aufklärung.

Immer werden wir uns gegen autoritäre Menschen und Strukturen, gegen Bevormundung und Fremdbestimmung wehren müssen. Wer das nicht tut, hat den Kampf um die eigene Mündigkeit verloren.

Und wie ist das nun mit Gott? Ich meine nicht die kirchliche Bevormundung, die Gott vor den eigenen Karren spannen will und gegen die man sich zu Recht wehrt.

Nein. Es geht mir um Gott selbst und das, was er sagt, Dir sagt, sodass auch nur Du es hören kannst und tief in Dir weißt, dass Du gemeint bist, Du ganz persönlich. Bist Du bereit, Dir von Gott etwas sagen zu lassen?

Mal angenommen, Du wärest bereit, Dein Leben von Gott bestimmen zu lassen und würdest ganz aufrichtig beten: „Dein Wille geschehe."

Schön und gut. Aber wie kannst Du sicher sein, dass das, was Du als Gottes Willen erkannt hat, auch Gottes Wille ist?

Man muss nicht sonderlich ungläubig sein, wenn man sich bei allem, was man als Gottes Willen zu erkennen glaubt, immer wieder fragt: „Sollte Gott das wirklich gesagt und gewollt haben?"

Bei der Klärung dieser wichtigen Frage, hilft einem nicht einmal der Rückgriff auf die Bibel. Natürlich spricht Gott durch die Bibel, zwischen den Zeilen. Aber wer entscheidet, was richtig und was falsch ist, wenn der eine dies und die andere das aus der Bibel heraushört?

Wer die Bibel liest, wird vieles, aber nicht alles für sich als hilfreich und zutreffend empfinden.

Und doch: Es ist beim Lesen in der Bibel wie bei einer Schatzsuche. Da geht es ja auch nicht um den Sand, sondern um den Schatz, der im Sand verborgen ist. Wer also die Bibel liest und sie wie ein Schatzsucher nach Gottes Wort und Weisung durchsiebt, der wird auch fündig.

Denn Gott hat uns nach wie vor viel zu sagen – vor allem zwischen den Zeilen durch die Bibel und darüber hinaus durch das, was wir als gut und dem Leben förderlich erkennen.

Und nun komme ich endlich zum Propheten Micha. Im 8. Vers seines sechsten Kapitels fasst er nicht nur seine Botschaft zusammen, sondern vieles aus dem Alten Testament, wenn er sagt: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott".

Sind wir bereit, uns das sagen zu lassen, uns davon bestimmen zu lassen? Schauen wir uns das kurz genauer an:

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist" Es geht um das, was gut ist und – ich ergänze mal – gut tut, nicht nur uns, sondern auch allen anderen.

Nichts lieber als das lasse ich mir sagen, höre ich gern. So möge es sein, dass es mir und anderen gut tut.

Und genau darum geht's bei den drei Konkretionen, die dann genannt werden.

Erstens: „Gottes Wort halten". Mit Gottes Wort sind nicht nur die 10 Gebote, sondern die 613 Gebote und Weisungen des Alten Testaments gemeint.

In dem Gespräch eines Schriftgelehrten mit Jesus kommt ja heraus, dass das Gebot der Liebe „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst." alle Gebote und Weisungen zusammenfasst und übertrifft. Wer sich daran hält, hält Gottes Wort.

Zweitens: „Liebe üben". Die Formulierung „Liebe üben" ist nicht nur eine schöne Kurzfassung des Liebesgebots. Sie bringt auch zum Ausdruck, dass man das mit der „Liebe" üben kann und muss.

Weil es mit der Liebe, wenn es denn konkret wird, nicht so einfach ist, legt der Prophet Micha einem jeden Menschen ans Herz, sich in Liebe zu üben. Die Betonung liegt auf Üben.

Der „Nächste" ist oft genug Dein Lieblingsmensch. Wie könnte Deine Übung in Sachen Liebe aussehen? Vielleicht so: Du nimmst ganz viel Zeit, um mit Deinem Lieblingsmenschen zusammen zu sein. Du suchst Mittel und Wege, ihm zu zeigen, dass Du ihn liebst. Dabei hilft Dir, immer an ihn zu denken, wenn er nicht da ist.

So ähnlich könnte es auch aussehen, wenn Du die Liebe zu Gott übst. Du nimmst Dir Zeit, um mit Gott zusammen zu sein. Du suchst Mittel und Wege, ihm zu zeigen, dass Du ihn liebst. Dir hilft, wenn Du an ihn denkst, dass Du Dir bewusst machst: „Gott ist gegenwärtig."

Drittens. Werfen wir einen kurzen Blick auf das, womit Micha schließt. Da heißt es: „...und demütig sein vor deinem Gott." Will der

Prophet etwa, dass wir unterwürfig vor Gott buckeln? Auf keinen Fall.

Mich hat mal jemand darauf hingewiesen, dass das Wort Demut mit dem Mut zu Dienen zu tun hat. Will sagen: Wer den Mut hat, anderen und Gott mit den ihm anvertrauten Gaben zu dienen, der ist demütig.

Wenn das dann noch in Liebe geschieht und dadurch seinem Wort entspricht, dann haben wir im Sinne Michas – wenn schon alles, so doch – vieles beieinander, was uns und dieser Welt gut tun dürfte.

Hören wir abschließend noch einmal auf Micha: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott".

So ist das eben jetzt für mich

Predigt zu Micha 7, 18-20 am 28. Juni 2020

„So ist das eben." Das hast Du doch bestimmt schon mehr als einmal gehört? Vielleicht auch schon selbst gesagt? „So ist das eben" meint: Finde Dich damit ab. Ist nicht zu ändern. Mit dieser Formulierung versucht man, eine Diskussion zu beenden.

Denn natürlich weiß jeder, der sagt „So ist das eben", dass es früher vielleicht anders war und dass es morgen auch anders sein könnte. Nur im Moment, gerade eben ist es nun mal so – jedenfalls für den, der es sagt. „So ist das eben" – eine Momentaufnahme.

Wie komme ich drauf? Weil es in Sachen Religion und Glaube, Ethik und Gottesbild oft ganz ähnlich ist. Unbewusst denkt man: „So ist das eben." Und nicht immer macht man sich klar, dass es so geworden ist, dass es eine Vorgeschichte gibt, dass es auch anders sein könnte.

Korrekterweise müsste man sagen: „So ist das eben jetzt." Und noch besser wäre, man würde sagen: „So ist das eben jetzt für mich." Dann wäre sofort klarer, dass Menschen zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich darüber dachten und sprachen.

Was daran jeweils stimmte und stimmt, sind die Worte „für mich" und „eben jetzt". „Eben jetzt" ist es „für mich" so. Gestern war es anders. Und morgen ist es vermutlich wieder anders. Und es ist nur für mich so.

Nehmen wir nur mal das Weltbild: Früher dachte man, die Welt wäre eine Scheibe und sagte: „So ist das eben." Dann dachte man, die Sonne würde sich um die Erde drehen und sagte wieder: „So ist das eben." Zurzeit sind viele der Meinung, das Universum sei durch einen Urknall entstanden. Und man ahnt schon, wie dann viele in den Diskussionen sagen: „So ist das eben."

So weit, so gut. Es stimmt für alle Bereiche des Lebens. Natürlich auch mit Blick auf biblische Texte. Auch biblische Texte sind Momentaufnahmen im Sinne von „So ist das eben - jetzt für mich." Sie zeigen, wie die Autoren der biblischen Schriften über dies und das dachten. Das ist beim heutigen Predigttext nicht anders.

Diese drei Verse stehen ganz am Ende des Michabuches. Und sie stehen in einem gewissen Widerspruch zu vielem, was davor steht. Man hat den Eindruck, hier hätte einer nachträglich seine persönliche Meinung als Kommentar an Micha Ausführungen gesetzt.

Worin der Widerspruch zum Vorhergehenden besteht? Da müssten wir jetzt eigentlich die sieben Kapitel lesen, aus den denen das Buch Micha besteht. Und dann würden wir feststellen: Der Prophet Micha weiß sich im Auftrag eines Gottes, der zornig ist über die Vergehen der Reichen und Mächtigen. Sein Gott lässt die Fehltritte nicht ungestraft. Und so kündigt er ein Gottesgericht an, das in die Zerstörung Jerusalems mündet. Dieser Gott überlässt die Ungehorsamen, die abtrünnig geworden sind, ihrem selbst verschuldeten Verderben.

Und die Folge? Vom Gebiet der 12 Stämme Israels, denen das gelobte Land versprochen war, bleibt nur im Süden ein heiliger Rest übrig. Für Micha war Gott ein zorniger und strafender Gott.

So wie Micha von Gott dachte, dachten und denken viele – bis auf den heutigen Tag. Sie denken: „Es kann doch nicht sein, dass Gott allen und alles vergibt. Es muss doch so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit geben, wo die zur Rechenschaft gezogen werden und ihre Strafe bekommen, die hier nicht belangt werden."

Wer so denkt, glaubt oft auch, dass es ein Gericht gibt, glaubt auch an Himmel und Hölle, an Sünde und Sühne, an Vergehen und Strafe. Natürlich gab und gibt es parallel dazu immer auch die Sehnsucht nach einem gnädigen Gott, nach Erbarmen, Erlösung, Vergebung und Versöhnung.

Das macht die Brisanz des heutigen Abschnitts deutlich. Da war einer ganz anderer Meinung, einer, der sich dachte: So kann das doch nicht stehenbleiben. Gott ist kein zorniger und strafender Gott. Gott ist für mich ein gnädiger und barmherziger Gott.

Und so wurden bei einer späteren redaktionellen Überarbeitung des Michabuches diese Verse, die die Grundlage der heutigen Predigt sind, an das Michabuch angefügt. Auf dem dunklen Hintergrund von Zorn und Gericht leuchten diese Gedanken über Gnade, Vergebung und

Erbarmen besonders hell.

Nun könnte man ja versuchen, sie ohne den eher düsteren Kontext zu verstehen, also einfach nur diese drei Verse nehmen und sie bedenken und wieder sagen: „So ist das eben." Ginge natürlich.

Aber wir würden dann unter Umständen gar nicht merken, was sie uns an Neuem bringen. Und vor allem würden wir nicht merken, dass es im Denken über Schuld und Vergebung, über Gericht und Gnade immer Veränderungen gegeben hat und geben wird.

Halten wir fest: Lange Zeit wurde davon ausgegangen, dass Gott Sünder bestraft. Manche denken heute noch so und fragen sich, wenn ihnen Schlimmes widerfährt: „Womit habe ich das verdient." Als würde Gott sie bestrafen wollen.

In unserem Textabschnitt schlägt sich hingegen der Glaube nieder, dass Gott Sünder nicht bestraft, sondern vergibt, dass er Schuld nicht einfordert, sondern erlässt, dass er eben nicht zornig, sondern gnädig ist.

Er hält denen, die schuldig geworden sind, ihre Vergehen nicht vor, Er nimmt sie ihnen ab, tritt darauf rum, wirft sie weit weg. Sein Zorn richtet sich nicht auf die, die schuldig geworden sind, sondern auf ihre Vergehen.

Zwei starke Bilder werden bemüht, um das anschaulich zu machen. Wir kennen das, wie man manchmal voller Wut etwas zertritt, was einen mächtig ärgert. So zertritt Gott die Sünde und Schuld.

Und wir können uns gut vorstellen, wie etwas weggeworfen wird, versenkt wird an einer Stelle, wo es nicht mehr zu finden ist, wo es weg, einfach weit weg ist, eben in der Tiefe des Meeres versenkt, wo es keinen Schaden mehr anrichten kann.

Und warum macht er das? Weil er treu und barmherzig ist. So jedenfalls hat ihn der hier zu Wort kommende Kommentator erlebt. Offensichtlich hat er Gott als einen erfahren, der vergibt, der gnädig ist, der sich erbarmt, der rettet und erlöst – aus Sünde, Schuld und Verfehlung.

Der das so festhielt, ja entgegen der durch Micha dokumentieren Meinung festhielt, der war der Meinung: „So ist das eben. – So ist das eben jetzt für mich." Und für ihn war es so. Und für viele von uns ist es noch immer so.

Das ist fast 3000 Jahre her. Seitdem ist viel passiert und viel gedacht worden, auch über Gott nachgedacht. Von daher waren das natürlich nicht die letzten Worte und Gedanken über Gott.

Wir wissen, dass mit dem Buch Micha der Prozess, wie man von Gott dachte und denkt, natürlich längst noch nicht zu Ende war.

Dass z.B. von Gott als liebendem Gott und Vater die Rede sein würde, blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

Wir haben ja in der Lesung Jesu Gleichnis vom verlorenen Sohn und liebenden Vater gehört. Ich höre geradezu, wie die ersten Christen vor 2000 Jahren mit Blick auf dieses Gleichnis und das darin enthaltene Gottesbild von Gottes großer Liebe gesagt haben werden: „So ist das eben" – jetzt und für uns.

Und für uns, weitere 2000 Jahre später? Wie ist es für uns mit Gott, mit Schuld, Sünde, Vergebung, Gericht, Gnade, Erbarmen und alledem? Wiederholen wir nur das, was unsere Vorfahren über Gott gedacht und gesagt haben? Oder haben wir verstanden, dass unsere Wahrnehmung Gottes heute unsere Worte braucht?

Und haben wir den Mut, unseren Glauben, unser Erleben und unsere Erfahrungen in Worte zu fassen, auch wenn das hier und da dem widersprechen sollte, was andere von Gott sagen? Wenn uns das gelingt, haben wir den wertvollen Impuls dieser Verse aus dem Buch des Propheten Micha verstanden.

Und so wünsche ich Dir und Ihnen, mir und uns allen, dass wir immer wieder staunend und anbetend sagen können: „Wo ist solch ein Gott, wie du bist?"

Wir sind Teil einer Geschichte, einer Menschheitsgeschichte und auch einer Theologiegeschichte. Und wir sind selbst Autoren dieser Geschichte, d.h. wir könnten es sein, wenn wir den Mut aufbringen würden, in aller Bescheidenheit – vielleicht entgegen so mancher landläufigen Meinung – mit Blick auf Gott zu sagen: „So ist es eben – jetzt und für mich."

Schützen-König

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2019

Was wäre ein Schützenfest ohne die Majestäten, den großen und kleinen König, die große und kleine Königin, den Glücks- und Gästekönig, den Jugend- und Schülerkönig bzw. Königinnen...

Wer's ist es denn diesmal geworden und hat den besten Teiler geschossen? Wieder einmal dürfen sich Könige und Königinnen eintra-

gen lassen in die langen Listen der Schützenkönige und – Schützenköniginnen in der Südstadt.

Wir haben alle schon erlebt, wie es ist, wenn die amtierenden Könige eingeholt werden, ins Festzelt kommen, und ihre Zeit damit endet, und wie dann die neuen Könige proklamiert und geehrt werden, ihre Regentschaft für ein Jahr antreten.

Ja, ja, unsere Majestäten, unsere Könige und Königinnen ... Das sagt man immer so, als wenn es das Selbstverständlichste von der Welt wäre. Ist es aber nicht. Denn wenn man mal drüber nachdenkt und sich fragt: „König?“

Nicht richtig König. Nur Schützenkönig. Denn ansonsten haben Schützenkönige und Schützenköniginnen ja keinerlei Bedeutung für unser Leben – außer beim Schützenfest und im Schützenverein.

Und auch sonst geht uns als Deutschen das mit den Königshäuer ab. Wir Deutschen haben keinen König, keine Königin – im Gegensatz zu anderen, z.B. den Holländern, Engländern, Norwegern und Spaniern.

Der Rummel, der in diesen Ländern um die Königshäuser gemacht wird, ist uns fremd – mit Ausnahme der Leserinnen solcher Zeitschriften wie „Frau im Spiegel“.

Uns sind die Gefühle fremd, die unsere Vorfahren überkamen, wenn sie vom König sprachen, ihn sahen oder ihm womöglich begegneten.

Dem König, wenn man den einen hatte, war man ausgeliefert, weil er über Sein und Nichtsein entschied. Hoch und erhaben thronte er unerreichbar über allen. Seine Majestät fürchtete man. Aber all das ist für uns Schnee von vorgestern. Haben wir alles nicht mehr.

Ihr habt Euch vorhin sicher gewundert, dass wir mit „Macht hoch die Tür“ ein Adventslied gesungen haben? Passt halt zum Thema „König“: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit, ein König aller Königreich“.

Spätestens mit Blick auf diese Worte wird klar, dass es da noch einen ganz anderen König gibt: Christus. Viele Katholiken sprechen von daher auch vom Christkönig. Und nicht nur Christus. Gott selbst, der in der Bibel immer wieder als König bezeichnet wird.

Wenn es beim Propheten Sacharja heißt es: „Siehe, dein König kommt zu dir“ sind damit natürlich weder die weltlichen Könige

noch die Schützenfestmajestäten gemeint, sondern Gott selbst. Insofern haben also auch wir Deutschen einen König, dem wir mit Ehrerbietung begegnen sollten.

Nun ist das kein König wie die König dieser Welt. Nein. Er ist ein König besonderer Art. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Er ist ein König der Herzen. In diesem Sinne heißt es im eben gesungenen Lied: „Wohl allen Herzen insgemein, da dieser König ziehet ein“

Im Lied heißt es auch: „Meins Herzens Tür dir offen ist“. Wer ihm sein Herz, seines Herzens Tür öffnet, bei dem kann dieser besondere König, der König der Herzen einziehen. „Siehe, dein König kommt zu dir“ Das „Siehe!“ fordert uns auf, innezuhalten und unsere Aufmerksamkeit auf den zu lenken, der im Kommen ist. Das „dein“ zeigt, dass das mit Dir und mir zu tun hat. Er „kommt“ überall da, wo man ihn zum Zuge kommen lässt, wo man sich ihm öffnet. Und wenn Du ihn „zu dir“ kommen lässt - wird alles gut.

Wem diese Gedanken zum König nun zu anstrengend waren, den lade ich im Sinne des Kanons ein, selbst ein König zu sein: „Froh zu sein bedarf es wenig, doch wer froh ist, ist ein König.“

Was habe ich davon?

Predigt zu Maleachi 3, 13-20a 12. Februar 2017

Wissen Sie, wer Maleachi war? Vermutlich nicht. Oder? Maleachi war einer der sogenannten kleinen Propheten aus dem 1. Teil der Bibel. Er hat vor ca. 2500 Jahren gewirkt. Auch wenn das, was von ihm überliefert wurde, in der Bibel steht, nimmt es doch kaum jemand zur Kenntnis. Das hat natürlich Gründe? Maleachi dachte eben über Gott und die Welt, wie die Menschen damals so darüber dachten. Vieles davon ist überholt. Und damit sich sein altertümliches Denken gar nicht erst in den Köpfen festsetzt, kommt er eben einfach nie vor.

Schade eigentlich. Natürlich ist es mühsam, solche Texte aus ihrer Entstehungsgeschichte heraus zu verstehen. Da fehlen einem oft schlicht die Hintergründe. Das ist ja im Prinzip bei anderen biblischen Texten nicht anders.

Und doch setzen wir uns aus gutem Grund immer wieder mit den Texten der Bibel auseinander. Wir spüren dem nach, wie Menschen die Welt und Gott erlebt haben. Und wir merken oft, dass die Menschen

von damals gar nicht so anders waren. Sie hatten oft so ähnliche Fragen wie wir.

Natürlich kommt es nicht darauf an, die zeitlich bedingten Antworten von damals unkritisch zu übernehmen und nachzuplappern. Viel wichtiger wäre es, sich ehrlich damit auseinander zu setzen und in der Auseinandersetzung eigene Antworten zu finden. Und genau das will ich mit Ihnen und Euch heute anhand eines Textes von Maleachi versuchen.

Zunächst lässt der Prophet Maleachi Gott zu Wort kommen, der sich darüber wundert, dass die Gläubigen mit ihm, ihrem Gott, unzufrieden sind.

Die Gläubigen fragten sich, warum sie Gott treu bleiben sollten. Denn sie sagten sich: „Was haben wir davon, dass wir ihm treu sind und seine Gebote halten. Was bringt uns das? Den anderen, die Gottes Gebote nicht halten, geht es doch auch nicht schlechter als uns. Vielen geht es sogar besser. Sie werden jedenfalls keineswegs für ihr Fehlverhalten bestraft."

Diese Art zu denken und zu fragen dürfte uns bekannt vorkommen. Viele denken so ähnlich. Und – Hand aufs Herz: Wer rechnet schon damit, für sein Fehlverhalten von einem göttlichen Richter zur Rechenschaft gezogen zu werden? Es werden nur wenige sein.

Es heißt zwar immer: Die Strafe folgt auf den Fuß. Und was passiert? Oft genug: Nichts. Und trifft deshalb irgendjemand der Blitz? Auch nicht. Wenn nicht einmal die, die offensichtlich Unrecht begehen, Gottes Zorn trifft... ja dann gibt es kein Halten mehr.

Weil es zweifelhaft geworden ist, ob es eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt, brechen nach und nach die Dämme. Immer mehr Menschen verhalten sich skrupellos. Nicht nur Verbrecher und Mafiosi, nicht nur Waffen- und Drogenhändler, nicht nur Kapitalisten und Neo-Liberale, auch die kleinen Fische versuchen auf Kosten anderer ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Wir auch? Der Egoismus breitet sich jedenfalls aus wie ein unsichtbarer Virus, der fast alle mehr oder weniger infiziert. Angesichts dieser Entwicklung fragt man sich schon: Und warum mache ich das anders? Warum diene ich Gott? Warum halte ich mich an seine Gebote?

Wir merken: Die Fragen von damals sind auch die Fragen vieler Menschen von heute. Das „Bange-Machen" klappte schon damals nicht wirklich. Nachdem die ersten Gott und seinen Geboten ungestraft den Rücken kehrten, haben viele einfach nachgezogen.

Die Frage ist nun, welche Konsequenzen wir daraus ziehen. Denn die Antworten von damals, die wir bei Maleachi finden, sind vermutlich nicht mehr unsere Antworten. Es klingt wie finsterstes Mittelalter. Texte wie dieser haben zu der Vorstellung geführt, dass dem Allmächtigen nichts entgeht. Man war der Meinung, dass jegliches Fehlverhalten natürlich nicht folgenlos bleibt, auch wenn es ganz offensichtlich nicht sofort bestraft wird.

Im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit ist dann die Rede von einem Buch, in dem alles aufgeschrieben steht. Von diesem Buch dachte man, es gäbe eine Spalte für die guten Taten. Und eine für die bösen. Und eines Tages würde dann schon noch abgerechnet. Und dann... ja dann würden die Gottlosen brennen und die Gläubigen frohlocken. Dann würde sich zeigen, dass es nicht umsonst ist, Gott treu zu sein und ihm zu dienen.

Lange Zeit haben die Menschen aus Angst vor jenem Tag, dem Jüngsten Gericht, und aus Angst vor dem Brennen in der Hölle, sich halbwegs anständig verhalten.

Und wenn man sich doch mal daneben benommen hatte, gab es ja noch die Bitte um Vergebung der Sünden und die Hoffnung, auf diese Weise sein Schuldkonto verringern oder gar auf null stellen zu können. Es war natürlich nur eine Frage der Zeit, bis dieses System der Abschreckung in sich zusammenbrechen würde.

Weil hierzulande kaum noch jemand an so eine Abrechnung am Ende der Tage glaubt, geht vieles drunter und drüber, im Kleinen wie im Großen. Hauen und Stechen. Geld regiert die Welt...Spätestens jetzt muss man erkennen: Mit äußeren Druck kann man nicht erreichen, dass Menschen sich moralisch einwandfrei verhalten. Mit Zwang geht da garnichts. Nicht einmal die Aussicht auf eine himmlische Belohnung dürfte dazu führen, dass man Gott die Treue hält. Es kann nur so gehen, dass jemand aufgrund innerer Einsicht und Motivation das Gute will und auch tut.

Ich versuche eine Antwort, indem ich das Ganze mal mit der Treue zwischen Mann und Frau vergleiche. Warum ist ein Mann seiner Frau treu? Die Frage stellt sich natürlich auch umgekehrt.

Würde er nur deshalb nicht fremdgehen, weil er Angst davor hätte, dabei entlarvt zu werden, würde ihm jeder ein dickes Beziehungsproblem bescheinigen. Nein. Er geht nicht fremd, weil er seine Frau über alles liebt. Die Liebe bewahrt die beiden vor Fehltritten.

Bei Maleachi weht ansatzweise ein anderer Geist. Hier wird deutlich, dass es darauf ankommt, Gott die Ehre zu geben, Ehrfurcht vor ihm zu haben.

Natürlich bleibt die Frage: Und was habe ich davon? Ehrliche Antwort: Das weiß ich nicht. Um es mit einem Wort aus den Psalmen zu sagen: Dennoch bleibe ich an dir. Ich bin dir treu, weil ich dich liebe.

Wie dem auch sei: Denen, die ihm die Ehre geben, geht die Sonne auf. Denen, die ihn lieben, werden alle Dinge zum Besten dienen. Denen, die ihm treu sind, ist Heil versprochen.

Was braucht es mehr, an Gott zu bleiben? Die Frage „Was habe ich davon?“ stellt sich Liebenden nicht. Sie lieben. Und finden in der Liebe Erfüllung.

Schreit zum Himmel

Predigt zu Jesus Sirach 35, 16-22a am 9. Mai 2021

Erlaubt mir eine kleine Vorbemerkung zum Text: Unsere Bibel ist ja so etwas wie ein Sammelband von über 66 Büchern, Briefen und Berichten. Sehr unterschiedliche Menschen haben an dieser Bibliothek biblischer Schriften mitgeschrieben.

Die wenigsten wissen, dass es in der Zeit, in der die biblischen Schriften entstanden sind, noch viel mehr Schriften gegeben hat, die allerdings keinen Eingang in die Bibel gefunden haben.

Ein Teil dieser Schriften, die man nicht für ganz so wichtig wie die alttestamentlichen Schriften hielt, aber doch als lesenswert eingestuft hat, tauchen zumindest in manchen Bibelausgaben unter dem Sammelbegriff Apokryphen zwischen dem 1. und dem 2. Teil der Bibel auf.

Es handelt sich dabei um 10 Bücher, z.B. das Buch Tobit, die Bücher der Makkabäer und eben das Buch Jesus Sirach, dem der heutige Predigttext entnommen wurde.

Um der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, dass es darüber hinaus auch noch jede Menge frühchristlicher Schriften gibt, die zwar von Jesus und vom christlichen Glauben handeln, aber trotzdem nicht ins Neue Testament aufgenommen wurden.

Ich habe hier eine Sammlung frühchristlicher Schriften, in der es außer den biblischen Schriften noch weitere 57 Briefe, Fragmente und Evangelien gibt.

Und was haben die letzten 2000 Jahre nicht alles an erbaulichen, anregenden, tröstlichen, aufrüttelnden, wegweisenden und mahnenden

Schriften und Texten hervorgebracht, von denen viele eigentlich in die Bibel gehörten.

Vor einigen Jahren wurde neu überlegt, welche Texte in die Reihe der Predigttexte aufgenommen werden sollten, also welche es wert wären, darüber zu predigen.

In Zuge dieser Überarbeitung wurde dann auch unser heutiger Text aus dem Buch Jesus Sirach zum Predigttext. Schon auf den ersten Blick sieht man, dass Gebet hier nicht meint: Ich sag bei Gott mal kurz Bescheid, was Sache ist. Und dann wird er sich schon drum kümmern. Genau so geht es natürlich nicht, auch wenn viele Stoßgebete und Hilferufe so aussehen.

Hier steht erstens, dass Gott hilft. Und zweitens, das er Gebete erhört. Und – ja – drittens steht hier, dass Gott selbst Klagen keineswegs verachtet und ignoriert.

Aber selbst dann, wenn die Gebete und Klagen als durchaus berechtigte Anliegen unter Tränen vorgebracht werden, bedeutet das nicht, dass aus der Welt kommt, was zum Himmel schreit. So zu beten hat nicht automatisch zur Folge, dass es so kommt, wie es sich die Betenden wünschen und von Gott erbitten.

Viele meinen, es gäbe einen Unterschied zwischen hören und erhören. Für sie ist klar, dass Gott schon alle Gebete hört. Aber er würde sie eben nicht alle erhören. Warum das so ist, bleibt natürlich ungeklärt.

Ich denke mir: Vielleicht sind manche der Bitten schon im Ansatz un – erhört. Um so manches kann man Gott doch schlichtweg nicht bitten. Als wenn er für alles zuständig wäre. Aber ist er das? Nein. Natürlich nicht.

Manche geben an dieser Stelle zu bedenken, dass Gott kein Automat sei – so nach dem Motto: oben den Gebetswunsch rein und unten kommt dann automatisch die Erfüllung heraus. Stimmt: Das kann’s ja nun wirklich nicht sein.

So hatten die Betenden zu allen Zeiten damit zu kämpfen, wenn sich an den beklagenswerten, zum Himmel schreienden Nöten und Ungerechtigkeiten trotz ihrer Gebete nichts änderte.

In gewisser Weise geht der Text über das Gebet im Buch Jesus Sirach auf diese Problematik ein. Er ist der Meinung, dass Gott sich - auch wenn sich nichts zu ändern scheint - der Betenden annimmt.

Und zwar der Betenden, die unabhängig vom gefühlten Erfolg oder Misserfolg ihres Gebetes nicht nachlassen, ihre Anliegen im Gebet vor

Gott zu bringen. Die Betenden, die er vor Augen hat, lassen ganz einfach nicht locker.

Und als wollte der Autor die Betenden in ihrem Beten anfeuern, spricht er davon, dass selbst ihre so intensiv vorgebrachten Gebete nur bis an die Wolken reichen. Sie dringen nicht bis zu Gott durch.

Und so spornt er die Betenden an, noch hingebungsvoller und inbrünstiger zu beten, sodass ihre Gebete nicht nur bis an die Wolken reichen, sondern durch die Wolken bis zu Gott selbst hindurchdringen.

Das kann dauern, qualvoll und trostlos lange. Das ist wie ein Weg durch die Wüste, zwar immer mit der Aussicht auf Rettung, aber noch immer nicht am Ziel, nur auf dem Weg.

So blieb und bleibt den Betenden schon immer nur eins: Nicht aufhören mit dem Beten, klagend und schreiend, sich und seine Anliegen Gott anzuvertrauend, ohne irre daran zu werden, dass nicht, noch nicht passiert, worum Gott – unter Umständen ja durchaus berechtigt – gebeten wird.

Wie lange kann man es durchhalten, so inständig zu beten, so intensiv und mit Hingabe, ohne zu verzweifeln über der Tatsache, dass nichts passiert, jedenfalls nichts Sichtbares? Also wie lange? Jesus Sirach sagt: „...bis der Höchste sich seiner annimmt."

Nun könnte man diese Aussage so verstehen, dass damit gemeint ist, Gott würde sich des Gebetsanliegens annehmen, er würde im Sinne des Beters aktiv, er würde es schon richten, es also so kommen lassen, wie es erbeten wurde.

Könnte man meinen. Aber genau das steht nicht da. Er nimmt sich nicht des Gebetsanliegens an, sondern des Betenden. „Bis der Höchste sich seiner annimmt", heißt es.

Und wann nimmt er sich des Betenden und seines Anliegens an? Wenn es dem Willen Gottes entspricht. Und woher weiß man, was dem Willen Gottes entspricht? Schwer zu sagen.

Der Theologe Karl Barth meinte dazu: „Gebetserhörung ist die Aufnahme und Hineinnahme des menschlichen Bittens in den Plan und Willen Gottes."

Das würde bedeuten, dass der Betende sich zurücknimmt, ganz im Sinne des Gethsemane-Gebetes Jesu: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Auch ganz im Sinne des Vaterunsers: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe..."

Wer so betet, ist mit seinem Gebet nicht in ein paar Minuten fertig. Wer so betet, betet länger, viel länger. Wer so betet, betet letztlich ohne Unterlass.

Die alte Mönchsregel „ora et labora", „bete und arbeite" deutet an, wie die Mönche ihr Leben verstanden haben. Das Leben bestand für sie aus Arbeit und Gebet. Man betete und arbeitete. Im Idealfall betete man arbeitend und arbeitete betend.

Nun besteht das Leben nicht nur aus Arbeit. Zum Leben gehört vieles andere. Man könnte sich die Mönchsregel leicht modifiziert aber so zu Eigen machen, dass man sich sagt: „Bete und lebe".

Wenn mein Leben ein Gebet und mein Gebet mein Leben ist, dann verändert sich was. Betend leben und mit seinem Leben beten.

In diesem Zusammenhang ist mir etwas wichtig geworden, was Albert Schweitzer gesagt hat: „Beten verändert nicht die Welt. Aber Beten verändert die Menschen. Und Menschen verändern die Welt."

Über den ersten Teil ließe sich noch einiges sagen. Denn ich denke schon, dass Beten die Welt verändert. Unstrittig ist in jedem Fall der zweite Teil: Beten verändert uns Menschen. Und wir Menschen verändern die Welt.

So ein das alltägliche Leben durchdringendes Beten verändert alles. Es verändert vor allem und zuallererst uns selbst - und dann auch Gott und die Welt.

Wer sich selbst und seine Welt so ins Gebet nimmt, wird sich verändern und erfahren, wie Gott sich seiner annimmt, ihn aufrichtet und immer wieder neu ausrichtet.

Die Heimkehr der heiligen drei Könige

Predigt zu Matthäus 2, 1-12 am 7. Januar 2007

Wie viele Könige waren es? … Da ist weder von Königen noch von Dreien die Rede, sondern von Weisen und die Anzahl bleibt offen. Sie merken, der Fantasie im Umgang mit biblischen Geschichten sind keine Grenzen gesetzt. Wer weiß, wie es wirklich war?

Nun hört die Geschichte von den drei Königen – und bleiben wir für heute mal bei der Version dieser Geschichte mit den Königen – ja dort auf, wo sie ihre Kronen abnehmen, vor dem Kind in der Krippe niederknien und ihm ihre Geschenke hinlegen. Aber wie ging sie dann eigentlich weiter? Sie mussten ja wieder aufstehen und nach Hause gehen.

Das, was ich ihnen jetzt gleich als Geschichte darüber anbiete, was nach jener Begegnung mit dem neugeborenen Heiland geschehen ist, könnte schon so gewesen sein. Aber selbst dann, wenn es historisch anders gewesen sein sollte, wirft die Geschichte Fragen auf, die auch unsere Fragen sind. Sie werden sehen. Die Geschichte geht so:

„Mitten in der Nacht erhielten die drei Könige im Traum also die Weisung, nicht mehr nach Jerusalem und zu Herodes zurückzukehren. Sie erwachten und standen sogleich auf. Sie weckten ihre Diener, die ahnungslos neben den Kamelen schliefen und befahlen ihnen, die nötigen Vorbereitungen für den Aufbruch. Heimlich und leise traten sie in die Nacht hinaus. Es war ganz dunkel. Kein Stern stand am Himmel, und kein Stern begleitete sie. Jener eine, der ihnen den Weg zur Krippe gewiesen hatte, war seit der Begegnung mit dem Kind verblasst und verschwunden, ihn konnten sie nicht mehr nach dem Weg fragen. Welchen Weg aber sollten sie gehen?“

Das ist ja bis heute das Problem. Welchen Weg sollen wir gehen. Da ist kein Stern mehr, dem wir folgen könnten. Da sucht man vergeblich nach Wegweisern. Wir wissen nur, dass wir die Geburt des Heilands hinter uns haben. Aber was haben wir vor uns? Was kommt auf uns zu?

Hören wir weiter auf die Geschichte: „Die Straße zu Herodes, dem grausamen und herrschsüchtigen König, war ihnen verwehrt. Sie war für die, die vor dem Kind gekniet hatten, auch ohne göttliche Weisung nicht mehr gangbar. Es kam nur eine Richtung in Frage, die von Jerusalem wegführte und die Flucht ermöglichte. Dahin wandten sie sich und ritten ins Dunkel hinein, hinter ihnen her rannten die Knechte über Stock und Stein. Es sah gar nicht besonders königlich aus. Als sie einige Zeit durch die Nacht geflohen waren, kamen sie plötzlich nicht mehr weiter. Vor ihnen lagen Felsen und Schluchten, in denen man sich leicht und gefährlich verirren konnte. Sie stiegen ab und berieten sich miteinander. Da aber die drei Könige lauter kluge und mächtige Herren waren, hatten sie auch verschiedene Ansichten über die weiteren Schritte. Sie konnten sich nicht einigen“

Kommt Ihnen das auch bekannt vor. Keiner weiß, wie es weitergeht. Gefahr ist im Verzug. Und je mehr Leute diskutieren, desto mehr Vorschläge werden gemacht. Und wie das oft ist: Die hohen Herren haben halt das Sagen. Und der kleine Mann, der dran hängt, der auf Gedeih und Verderb dem ausgeliefert ist, was die da oben entscheiden, hat es dann auszubaden.

In der Geschichte geht es so weiter: „Während ihrer Beratung kamen allmählich auch die Knechte herbeigekeucht und hörten zu. Auf einmal sagte einer von ihnen: „Ich glaube, ich weiß, wo sich ein Weg durchschlängelt.“ Aber seine Bemerkung wurde übel aufgenommen. Einer der Könige sagte: „Seit wann reden Knechte, ohne gefragt zu werden und wollen uns den Weg zeigen? Wo kämen wir denn hin, wenn jeder, der nichts zu sagen hat, mitreden wollte?“

Typisch, könnte man sagen. Da hat einer eine gute Idee. Und dann kommt er nicht zum Zuge. Und warum nicht? Nur deshalb, weil er eben nicht der Chef ist. Viele ziehen sich dann – und man kann es ja verstehen – zurück. Schade. Aber es gäbe ja noch eine andere Möglichkeit, die nämlich, sich nicht gleich ins Bockshorn jagen zu lassen, nicht gleich zu resignieren, sondern eben einen zweiten und – wenn es denn sein muss – auch einen dritten Versuch zu wagen. So in der Geschichte:

„Der Knecht wagte einen zweiten Versuch und antwortete: „Majestät mögen entschuldigen. Ich erinnerte mich, dass wir vor einigen Stunden gemeinsam vor dem Kind niedergekniet sind. Da meinte ich, wir könnten uns vielleicht auch gemeinsam in die Dinge der Welt hineinknien.“

Autsch, das tat weh. Das hätte dem König zu denken geben müssen. Denn der Knecht hatte ja vollkommen Recht. Hatte das gemeinsame Knien vor der Krippe nicht alles verändert? Ja doch. Natürlich.

Aber das hatte der König noch gar nicht in seiner ganzen Tragweite verstanden. Und ich glaube, das haben viele bis heute nicht verstanden, was es bedeutet, wenn wir denn gemeinsam vor der Krippe knien.

Was für ein schöner Gedanke: Sollten sich die, die gemeinsam vor der Krippe knien, sich nicht auch gemeinsam in die Dinge dieser Welt hineinknien? Zu viele denken noch immer so, wie der zweite König dachte. Denn der erwiderte rauh:

„Wir knien jetzt nicht mehr vor einer Krippe. Wir stehen draußen im kalten Wind. Da gelten andere Gesetze. Da gibt es Könige und Knechte, Herren und Diener, jeden an seinem Ort.“

Was soll man zu so viel Dummheit sagen. Der wollte, der konnte sich nicht helfen lassen. Der war noch nicht so weit.

Sind wir schon so weit? Weiß nicht. Ich weiß um mancherlei Vorgänge - auch in der Kirche - , wo es eine Rolle spielte, wer denn der Herr und wer denn Diener bzw. Mitarbeiter ist, wo eben nicht nach Sachkompetenz entschieden wurde, sondern danach, wer das meiste Geld verdient und das Sagen hat.

Schade. Könnten nicht gerade wir die Christen überall Bruder und Schwester sein, also nicht nur beim Abendmahl und im Gottesdienst, sondern auch danach im alltäglichen Miteinander?

In der Geschichte ging es so weiter: „Nach dieser Antwort zogen sich die drei Diener eingeschüchtert zurück. Der dritte König hatte bisher nichts gesagt. Er hatte nur erschrocken vor sich hin geschaut, als ob er etwas gesehen hätte."

Ja, manchmal dämmert es einem. Da sieht man. Es fällt einem - wie diesem König hier - wie Schuppen von den Augen. Dann sieht man, was sein könnte, aber noch nicht ist. Dann hat man ein Déjàvue-Erlebnis. Ja: von der Krippe her könnte sich eine Welt wie unsere in eine Welt verwandeln, in der es kein vorn und hinten, kein oben und unten, kein arm und reich mehr gibt, sondern nur noch Brüder und Schwestern, die einander helfen und beistehen. Ob es das war, was der dritte König sah, als er vor sich hinschaute?

Die Geschichte: „Er schaute noch immer die Knechte an, wie wenn er sie erstmals sehen und erkennen würde. Dann wandte er sich seinen königlichen Gefährten zu und sagte: „Ist es nicht seltsam? Wir lassen uns von unseren Knechten bedienen. Sie decken uns für die Nacht warm zu. Sie besorgen unsere Tiere. Sie tragen unsere Lasten. Sie rennen hinter uns her und halten ihre Köpfe für uns hin. Dennoch haben sie nichts zu sagen. Woran liegt es?" Und noch bevor die anderen Könige darauf etwas erwidern konnten, rief er den einen Knecht zu sich und fragte ihn: „Kennst du diese Gegend?" Der Knecht antwortete: „Ich wurde vor vielen Jahren als Kriegsgefangener durch diese Gegend geschleppt. Ich schaute mich nach allen Seiten um, wie ich flüchten könnte. Es nützte mir zwar nichts, aber die Gegend ist in meinen Augen und Füßen haften geblieben." Der dritte König streckte ihm die Hand entgegen und sagte freundlich: „Ich danke dir für die Auskunft." Dabei fiel ihm nicht einmal ein Zacken aus der Krone. „

Er streckte ihm die Hand entgegen. Welch eine Geste zwischen dem König und dem Diener. Denn noch immer war er der König. Und er blieb es auch. Und noch immer war der andere der Diener. Und auch er blieb, was er war. Und doch: Sie reichten einander die Hand – über alle Grenzen und Bedenken hinweg, einfach von Mensch zu Mensch. Und siehe da: So verändert sich die Welt – Handschlag für Handschlag, Schritt für Schritt.

Die Geschichte: „Dann sagte er zu seinen Gefährten: „Wir können weitergehen. Dieser Mann führt uns zuverlässig." Er stieg auf sein Kamel und befahl dem Knecht: „Geh voran und zeige uns den Weg. Und — ach ja, gib mir dein Gepäck. Auf meinem Tier ist genügend Platz dafür, seit ich das Gold dem Kind gegeben habe." Die zwei anderen Könige schüttelten den Kopf und flüsterten ihm zu: „Bedenkst du auch, was du da tust? Du stellst die Welt auf den Kopf!" Der dritte König aber lächelte nur und sprach: „Welche Welt wird auf den Kopf gestellt, wenn man aufeinander hört und die Lasten anders verteilt?"

Und auch hier wieder eine Formulierung, die man sich getrost auf der Zunge zergehen lassen sollte: „Welche Welt wird auf den Kopf gestellt, wenn man aufeinander hört und die Lasten anders verteilt?" Ich weiß natürlich auch, wie diese Frage gemeint war. Sie beharrt gegenüber denen, die mit dem Kopf schütteln, darauf, dass es richtig ist, den vorangehen zu lassen, der um den Weg weiß – unabhängig von Rang und Namen.

Und doch müsste auch sagen: Zumindest unsere heutige Welt würde auf den Kopf gestellt, wenn alle aufeinander hören würden, wenn die zu tragenden Lasten gerecht verteilt würden.

Denn was passiert zurzeit? Um nur zwei Beispiele zu nennen. Es wird nicht offen darüber geredet, dass viel auf Kosten anderer gelebt wird. Solange die anderen die Kosten der Globalisierung zu tragen haben, ist es uns ziemlich egal. Aber wenn wir die negativen Folgen zu spüren bekommen, werden wir aktiv.

Und auch wenn alle wissen, dass vieles vom heutigen Wohlstand nur durch Staatsschulden finanzierbar ist, lassen wir zu, dass neue Schulden gemacht werden und bürden somit den nachfolgenden Generationen immer mehr Schulden auf. Und die sollen dann sehen – und dass bei immer schlechter werdenden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen – wie sie damit fertig werden.

Doch, doch: Unsere Welt würde gewaltig auf den Kopf gestellt, wenn wir die Lasten gerechter verteilen würden. Sie würde geradezu aus den Fugen geraten, wenn wir alle Lasten gerecht verteilten.

Und doch wäre es folgerichtig. Denn der, der da in der Krippe lag, war und ist nicht nur der Heiland einiger weniger Menschen, die auf der Sonnenseite des Lebens leben dürfen, sondern auch der Heiland all derer, die mit den Schattenseiten des Lebens zurechtkommen müssen.

Von daher ist diese alte Geschichte von den Königen auch unsere Geschichte. Sie gibt uns zu Recht zu denken. Wer sie hört, mit dem Herzen hört, der geht seinen Weg anders weiter, als er ihn gekommen ist. Vielleicht ergeht es uns ja auch wie denen aus der Geschichte:

Dann zogen sie weiter, voran der Knecht und dann die Könige. Und es war, als ob zwischen ihnen auf dem dunklen Weg ein heller Glanz mitlaufen würde. So suchten sie gemeinsam den Weg.

Möge uns der Friede dessen, der in der Krippe lag, wie ein heller Glanz auf unseren Weg begleiten, damit wir Wege aus der Not in eine Zukunft finden können, die für alle lebenswert ist.

Flucht und Heimkehr

Predigt zu Matthäus 2, 13-23 i.A.
und Rembrandts Bild „Flucht nach Ägypten“ zu Weihnachten 2010

Heilig Abend ist vorbei. Das Kind ist geboren. Die Hirten waren da. Die Könige waren da. Und weiter geht's.

Maria und Josef sind wieder unterwegs. Wir sehen es auf dem Bild, das Rembrandt 1625 malte. Es bezieht sich auf die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten.

Da kommen sie daher. Auf dem Esel, den Josef führt, sitzt die Mutter und hüllt sich und ihr Kind ein. Sie kommen aus dem Dunkeln und verschwinden wieder in ihm. Das Bündel ist geschnürt. So ziehen sie an uns vorbei – als wäre sie immer so unterwegs, stellvertretend für Millionen von Flüchtlingen.

Kaum geboren, stellen die Mächtigen dem Christus nach. Von Anfang an wird er verkannt und verfolgt. Dunkle Mächte wollen ihn beseitigen. Um zu retten, was noch zu retten ist, bleibt nur die Flucht.

Schauen wir uns für einen Moment den Mann, die Frau, das Kind und das Tier an: Josef hat kräftige Hände, die es gewohnt sind, fest zuzupacken. Wir sehen große Füße und kräftige Beine, denen kein Weg zu lang ist. Sein Blick geht nicht nur nach vorn, sondern immer auch zur Seite, um die Seinen im Blick zu behalten. Er nimmt Rücksicht - voller Fürsorge und Verantwortung für die ihm Anvertrauten. Aber wie immer befindet er sich im Schatten der Frau an seiner Seite. Obwohl in den Vordergrund gestellt, ist er doch mehr Hintergrund des Ganzen. So sieht er das wohl auch selbst. Es geht ihm nicht um sich selbst, sondern um die Frau und das Kind.

Und Maria, Josefs Frau und Mutter des neugeborenen Heilands? Man sieht nicht viel von ihr. Man sieht nur ihr dem Betrachter zugewandtes Gesicht. Das Kind sieht sie nicht, jedenfalls sieht sie es nicht an. Das Kind hält sie nur. Sie hält es auffällig weit weg. Als wenn sie es eben vor sich hingehalten und länger angeschaut hätte, um nun staunend und

verwundert alle Welt zu fragen, was es mit diesem Kind wohl auf sich hat. Es ist dieser fragende, geradezu wehmütige Blick, der fesselt.

Und das Kind? Es strahlt. Es schaut nicht nur zur Mutter, nein, es strahlt sie im wahrsten Sinne des Wortes an. Während Maria und Josef eher düster daherkommen, geht vom Kind ein strahlendes Licht aus. Es brennt geradezu. Und sein Blick ist freundlich, ein strahlender Blick. Auf geheimnisvolle Weise scheint das Licht des Kindes mit einer Lichtquelle verbunden zu sein, die von außerhalb kommt und die Szene beleuchtet. Auf diese Weise kommt Licht ins Dunkel.

Bleibt noch der Esel. Auf den ersten Blick spielt er nur eine Nebenrolle. Nimmt man es genau, drängt sich eine andere Einschätzung auf: Der Esel hat eine wahrhaft tragende Rolle. Ihn führt Josef am Halfter. Er trägt die Mutter und das Kind. Ohne ihn ginge hier gar nichts. Ohne ihn wäre sie verloren, die Heilige Familie.

Und wir? Wo kommen wir vor? Halten wir fragend wie Maria das Kind? Oder fühlen wir uns berufen, wie Josef die uns Anvertrauten zu beschützen? Oder sind wir mal wieder der Esel im Hintergrund, an dem alle vorbeischauen? Wir haben mancherlei Möglichkeiten, uns in dem Bild selbst wieder zu finden.

Nun heißt das Bild „Flucht nach Ägypten“. Da es sich auf den Bericht des Matthäus bezieht, könnte es sich natürlich auch um die „Heimkehr aus Ägypten“ handeln und dementsprechend heißen.

Woran sollte man erkennen können, ob es sich hier um eine Flucht oder eine Heimkehr handelt? So unerheblich, wie es auf den ersten Blick scheint, ist es nicht.

Denn es verbinden sich ja ganz andere Gefühle und Gedanken mit einer Flucht bzw. mit einer Heimkehr.

Vielleicht ist das auch in anderen Zusammenhängen ähnlich, dass wir auf den ersten Blick nicht sagen können, ob es gut oder schlecht ist, was wir erleben und uns widerfährt, ob es das Ende oder ein Anfang ist, ob das Glas halbvoll oder halbleer ist, ob das, was uns widerfuhr ein Glück oder ein Unglück ist.

So oder so – sowohl die Flucht nach Ägypten als auch die Heimkehr nach Israel sind Gottes Auftrag. Zweimal träumt Josef. Und zweimal war das, was er da im Traum hörte, für ihn die Stimme eines Engels. Und weil er es nicht als bloßen Traum oder gar als Spinnerei abtat, tat er, wie ihm die Stimme, wie ihm sein Engel aufgetragen hatte.

Wie gut. Denn so rettete er sich, der Mutter und vor allem dem Kind das Leben - woran man sehen kann: Vielleicht sollte man seinen Träu-

men mehr zutrauen und ihnen nachgehen. Vielleicht sollte man Ahnungen und Stimmen nicht gleich als Spinnerei abtun. Denn vielleicht sind sie eine Folge unseres siebten Sinns, ein Wink des Himmels, den zu befolgen, Leben retten könnte.

Die Geschichte und das Bild von der „Flucht nach Ägypten“ zeigen, dass es Menschen wie Maria und Josef braucht, die das Kind bzw. die Kinder beschützen, damit sie wachsen und groß werden können.

Das gilt ganz allgemein für alle Kinder und Kleinen. Sie alle sind auf unsere Hilfe und unseren Schutz angewiesen.

Etwas verallgemeinert steckt darin auch die Aufforderung, sich wie Maria und Josef um das Kleine und Werdende zu kümmern, damit z.B. die guten Ansätze hier und da nicht schon im Keim erstickt werden, sondern wachsen und groß werden können. Also auch in diesem übertragenen Sinn gibt es vieles, was unserer Fürsorge und unseres Schutzes bedarf, was wir vor denen schützen müssen, die es aus der Welt haben wollen, weil es sie stört.

Da es sich beim neugeborenen Christus um kein normales Kind handelte, zeigen die Geschichte und das Bild von der „Flucht nach Ägypten“, dass es Menschen wie Maria und Josef braucht, die Christus schützen und retten – z.B. vor den Anfeindungen und Nachstellungen, denen er eben auch in dieser Zeit und Welt ausgesetzt ist.

Nicht nur Herodes wollte dem Kindlein schaden. Viele andere haben es seitdem versucht, Christus und die, die zu Christus halten, aus der Welt zu schaffen. Unsere Aufgabe ist es, Christus und die, die zu ihm gehören, so zu beschützen, wie Maria und Josef es taten. Unsere Aufgabe ist es, ihm beizustehen, wo man ihm Böses will.

Manchmal, so zeigt es die „Flucht nach Ägypten“, ist es ratsam, die Flucht zu ergreifen – vielleicht sogar im wahrsten Sinne des Wortes. Denn wer sich in Gefahr begibt, sagt das Sprichwort nicht zu Unrecht, kommt darin auch um – manchmal jedenfalls. Deshalb ist es eben manchmal ganz und gar nicht ehrenrührig zu fliehen, sondern das einzig Richtige und die einzige Möglichkeit, das Bedrohte zu retten.

Eine allerletzte Frage: Wie ist es eigentlich mit dem Christus in uns? Schützen und Pflegen wir ihn, damit er in uns wachsen kann, damit er in uns groß und größer werden kann? Also bekommen seine Gedanken und seine Einstellung, seine Liebe zu Gott und den Menschen, seine ganze Art zu leben in uns Raum?

Oder ist er in uns in Lebensgefahr, ohne Schutz und Pflege, ohne Möglichkeiten der Entfaltung, eben auch in uns kein Raum in der Herberge?

Ich würde mir wünschen, wir würden ihn wie der Esel durch die Welt tragen. Ich würde mir wünschen, wir hätten wie Josef immer einen Blick auf ihn. Ich würde mir wünschen, wir würden ihn wie Maria auf Händen tragen. Ich würde mir wünschen, er würde uns wie Maria und Josef begleiten und uns so strahlend anlächeln und damit immer wieder Licht in unsere Dunkelheit bringen. So würde es immer weihnachtlicher.

Kinder seines Wohlgefallens

Predigt zu Matthäus 3, 13-17 am 12. Januar 2020

Indem Jesus sich taufen lässt, stellt er sich an die Seite derer, die sich ungeliebt und verloren fühlen, an die Seite derer, die sich nach Heil und Heilung suchen, an die Seite aller Menschen, also auch an unsere Seite.

An diesem Bericht von der Taufe Jesu musste ich denken, als ich bei unserer Israel-Reise knietief im Jordan stand. Da stand ich an der Stelle im Jordan, wo auch Jesus bei seiner Taufe im Wasser gestanden haben dürfte.

Und wie ich da so stand, ging mir etwas auf. Es war nicht der Himmel. Es war ein Gedanke, der mich förmlich elektrisierte. Ich fühlte mich für den Moment durch das Wasser im wahrsten Sinne des Wortes direkt mit Jesus verbunden.

Wie? Ganz einfach: Das Wasser des Jordan fließt aus dem See Genezareth in das Tote Meer. Das Wasser, das Jesu Füße umspülte, war zwar seit 2000 Jahren im Toten Meer, hatte aber immer noch Verbindung über den Jordan zum See Genezareth. Es ist halt ein geschlossenes System. Es war noch immer das Wasser von damals. Und so stand ich für einen Moment mit Jesus im Jordan.

Im Bericht über die Taufe Jesu heißt es, dass sich der göttliche Himmel, der heaven auftat. Das führte dazu, dass Jesus den Geist Gottes herabfahren und über sich kommen sah.

Wenn es heißt, dass der Geist Gottes wie ein Taube vom Himmel herabkam, dann ist damit natürlich nicht eine richtige Taube gemeint, die angeflattert kam und sich auf seinen Kopf setzte, wie es manche Maler tatsächlich dargestellt haben. Der Geist war keine Taube. Er kam wie eine Taube. Es passierte jedenfalls etwas mit Jesus.

So ist es bei jeder Taufe. Es passiert etwas mit denen, die getauft werden. Da wird nicht nur mit Wasser geplätschert. Da tut sich der Himmel auf. Und da ist derselbe Geist Gottes am Werk, wie er schon immer am Werk war.

Es ist derselbe Geist Gottes, der schon im Anfang der Welt über den Wassern schwebte, als alles begann, derselbe Geist Gottes, der über Jesus kam, als er getauft wurde, derselbe Geist, der über uns kommt, wenn wir getauft werden, derselbe Geist, der uns miteinander und mit Gott verbindet und mit allem, was ist. So sind wir im wahrsten Sinne des Wortes eines Geistes Kinder.

Als Jesus getauft wurde, war da eine Stimme, die aus dem Himmel sprach: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Man geht davon aus, dass Jesus erst mit der Taufe ins Rampenlicht der öffentlichen Wahrnehmung trat. Erst von da an begann sein Wirken. Erst dort begann es, dass man von ihm sagte, er sei der Sohn Gottes, der Christus. Zu Anfang nur sehr verhalten. Aber je länger desto mehr.

Wer weiß, wem schon bei seiner Geburt klar war, dass dieses neugeborene Kind der Christus sein würde? Wer konnte wissen, wer da in der Krippe lag und was aus ihm werden würde? Na klar: Im Rückblick scheint alles klar. Aber das war es damals nicht, für viele jedenfalls.

Wenn Matthäus hier von der Taufe erzählt, dann erzählt er von der Taufe dessen, den die meisten von uns nur als Jesus Christus kennen, ohne zu wissen, wie es dazu kam, dass man von Jesus sagte, er sei der Christus gewesen. Jesus wurde ja nicht von Anfang an Christus genannt, auch wenn wir jetzt rückblickend vom Christkind sprechen.

Man könnte sagen: Bei seiner Taufe wurde ein erstes Mal sichtbar, dass es etwas Besonderes mit ihm auf sich hatte. Bis dahin war er einer von vielen, Mensch unter Menschen. Und er war es für die meisten danach auch.

Manche verstehen die Taufe Jesu und die Stimme aus dem Himmel als Adoption, als hätte der himmlische Vater Jesus mit der Taufe als seinen Sohn adoptiert. „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Wer so denkt, sieht in Jesus den Sohn Gottes, aber nicht den leiblichen Sohn, sondern seinen Adoptivsohn. Nach und nach haben ihn immer mehr in dieser Weise als den Sohn Gottes erlebt.

Und das, was er in Vollmacht tat und sagte, schien es zu bestätigen, dass er der Sohn Gottes war. Für sie wurde immer klarer, dass Gott

mit ihm sein musste, ja dass Gott durch ihn zu Wort kam und dass er im Namen Gottes handelte, z.B. die Vergebung der Sünden zusprach.

Immer mehr Menschen sprachen immer öfter von Jesus als dem Sohn Gottes. Sie sagten: Jesus ist der Christus. Und immer mehr wurde aus dieser Glaubensaussage so etwas wie ein Doppelname: Jesus Christus.

Heutzutage weiß kaum noch jemand, wie es dazu kam, dass es sich bei der Bezeichnung Jesus Christus nicht um einen Namen, sondern um einen Namen und einen Titel handelt. Jesus ist Christus. Jesus Christus.

Wir sehen: Es brauchte eine Zeit, bis das Christ-Sein Jesu sichtbar wurde. Der Bericht von seiner Taufe sollte den Menschen jedenfalls dabei helfen, zu verstehen, wie er der Sohn Gottes ist.

Aber nicht nur bei Jesu Taufe war da diese Stimme. Es gibt diese Stimme bei jeder Taufe. Und sie sagt: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe" oder sie sagt: „Dies ist meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe." Was für ein wundervoller Satz in den Ohren des Menschen, dem er gesagt wird.

Manche ringen ja ein Leben darum, so ein uneingeschränktes Ja seitens der Eltern zu hören. Vielleicht bist Du und sind Sie da meiner Meinung und denken: Stimmt, wie gern hätte ich so einen Satz von meinem Vater und meiner Mutter gehört. „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe" oder „Du bist meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe."

Viele leiden darunter, dass sie so etwas nicht hörten bzw. hören. Da mag sich aus Sicht der Eltern ganz anders darstellen. Denn natürlich lieben Eltern ihre Kinder – meistens jedenfalls. Aber wenn man nicht darüber spricht, kann es passieren, dass man sich gefühlt nicht geliebt und anerkannt meint.

Etwas Ähnliches kann uns passieren mit Blick auf den himmlischen Vater, die himmlische Mutter. Wie viele haben darunter gelitten, leiden immer noch darunter, dass sie sich des uneingeschränkten „Jas" Gottes nicht sicher sind.

Was das angeht, dürfen wir die Worte, die Jesus gesagt wurden, so hören, als wären sie uns gesagt: „Du bist mein liebes Kind, an dem ich Wohlgefallen habe."

Wir sind Söhne und Töchter Gottes, von Gott geliebte und angenommene Menschen. Die himmlische Stimme sagt zu jedem von uns: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", „Du bist meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe."

Die Stimme aus dem Himmel könne es auch so sagen: „Ja, ich liebe dich, mein Kind. Ja, ich halte meine Hand über dir. Ja, ich segne dich.“ Darauf können wir bauen.

Leben wir wie Jesus als von Gott bejahte und geliebte Söhne und Töchter Gottes.

Versuchung

Predigt Matthäus 4, 1-11 am 1. März 2015

Soweit eine der bekanntesten Geschichten des Neuen Testaments. Schon immer hat es unsere Phantasie angeregt, darüber nachzudenken, wie wohl der Teufel ausgesehen haben mag, von dem hier die Rede ist. Während einige einen leibhaftigen Teufel vor Augen haben, denken sich andere den Teufel als innere Stimme, die einem was flüstert. Wie auch immer: Wichtig ist, wie Jesus sich mit dem Bösen auseinander setzte. Das verdient unsere Aufmerksamkeit.

Vom Geist Gottes in die Wüste geführt hatte er 40 Tage Zeit, sich innerlich zu sammeln. Er war im Grunde bestens auf die Auseinandersetzung vorbereitet.

Uns erwischt es meist auf dem falschen Fuß, eben unvorbereitet. Natürlich: Wir sollten immer auf der Hut sein. Es hat ja seinen Grund, dass wir mit dem Vater unser beten: Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Aber wer weiß schon, wie es sein wird, wenn wir auf die Probe gestellt werden? Wer weiß schon, in welch raffinierter und verführerischer Form uns die Versuchung begegnet? Wer weiß schon, ob wir dann die Kraft haben, der Versuchung zu widerstehen?

Wie war das nun bei Jesus? Der Teufel versuchte, ihn zu provozieren. Jesus sollte durch Wunder beweisen, dass er Gottes Sohn ist. Es heißt mehrfach Bist du Gottes Sohn, so ... Und jedes Mal kommt der Teufel Jesus raffinierter Weise mit einem Bibelzitat. Natürlich zitiert er jedes Mal so, wie es ihm gerade passt. Aber Jesus lässt sich nicht darauf ein. Im Gegenteil: Er schlägt den Teufel mit seinen eigenen Waffen, indem er ihn seinerseits mit Zitaten aus der heiligen Schrift in die Schranken weist. Was lernen wir daraus? Mancher Teufel gibt sich biblisch.

Die Versuchungen stellen Jesus vor die Frage: Warum denn verzichten und fasten, warum denn still und verborgen, warum denn ohnmächtig und arm sein? Bist du nicht der Sohn Gottes? Beweise es. Sei stark und mächtig. Lass dir dienen.

Jesus wird nahegelegt, seine Macht zu demonstrieren und aus Steinen Brot zu machen. Was für eine Versuchung, das Problem mit dem Hunger in der Welt endgültig zu lösen? Jesus wird nahegelegt, sein Leben aufs Spiel zu setzen und Gott zum Eingreifen zu zwingen. Was für eine Versuchung, Gott zu zwingen, endlich einzugreifen und uns in jeder Beziehung aufzufangen? Jesus wird Macht über die ganze Welt angeboten. Was für eine Versuchung, alles in den Griff zu bekommen und die Macht zu übernehmen? Wie wir gehört haben, blieb Jesus standhaft.

Aber schauen wir uns die drei Versuchungen genauer an, die uns hier von Jesus berichtet werden: Jesus hatte wie gesagt 40 Tage gefastet. Ihm lief beim Gedanken an frisches Brot sicher das Wasser im Mund zusammen. Warum hätte er nicht eben mal ein kleines Brotwunder wirken sollen? Hätte er natürlich können. Wollte er aber nicht. Er wollte ja fasten, freiwillig. Er wollte die Sinne klar kriegen. Und wie das so ist, wenn man fastet, man entwickelt ein immer feiner werdendes Gespür für Dinge, die einem sonst verborgen bleiben. Wer fastet, bei dem tut sich was, bei dem klärt sich was - nicht nur körperlich, auch geistig.

Das ist ja der Grund für viele, gerade die Passionszeit, also die sieben Wochen vor Ostern, zu nutzen, um ein wenig zu fasten, um zumindest zeitweise auf dies und das zu verzichten, um den Kopf frei zu bekommen, um zu spüren, was wirklich zählt und wichtig ist.

Natürlich wusste Jesus, dass er auch wieder essen musste, um nicht zu verhungern. Aber das Fasten hatte ihn klarer als je zuvor erkennen lassen: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes geht.

Das wäre doch auch etwas für uns: In dem Hunger nach Brot den Hunger nach mehr zu erkennen. Den Hunger in uns mal zuzulassen und nicht mit dem zu befriedigen, was wir uns ein ums andere Mal ersatzweise reinziehen. Den Hunger nach mehr, nach mehr Leben zuzulassen und auszuhalten. Mal schauen, was dabei herauskommt. Der Versuchung nicht nachzugeben und dem Hunger nach mehr eine Chance zu geben. Vielleicht auch neue Erfahrungen mit dem Wort Gottes zu machen und zu entdecken, wie es sättigt - und das vielleicht mehr, als wir vorher gedacht hätten.

Die zweite Probe ist noch raffinierter. Der Teufel fordert Jesus heraus, Gott zu einem Rettungswunder zu zwingen, indem er ihn auffordert, vom Tempel zu springen und sein Leben zu riskieren. Der Teufel

stichelt geradezu: Gott würde ihn doch wohl nicht im Stich lassen. Es klingt ein wenig nach Mutprobe.

Natürlich könnte es so gehen, wie der Teufel vorschlägt. Aber warum? Warum sollte sich Jesus darauf einlassen? Was würde das beweisen? Jesus forderte es aber nicht heraus. Er weiß: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.

Bei uns ist das anders. Wir merken manchmal nicht einmal, wie wir immer wieder dabei sind, unser Schicksal herauszufordern. Und wenn es dann womöglich brenzlig wird, dann bitten wir Gott auch noch, uns zu retten. Wer zum Beispiel mit dem Auto zu schnell fährt, sollte sich nicht auf seinen Schutzengel verlassen. Wir sollten uns und allen, die versucht sind, das Schicksal herauszufordern, in Erinnerung bringen, dass es in der Bibel heißt: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen. Wer es dennoch tut, spielt mit dem Feuer, und darf sich nicht darüber beklagen, wenn er sich verbrennt.

Die dritte Versuchung ist ganz übel. Das alles will ich dir geben... Wer wäre da nicht ansprechbar? Wer wäre nicht gerne reich? Wer stünde da nicht in der Versuchung, alles einzustreichen? Wer hätte nicht gern die Macht und würde dann alles besser machen wollen als die Mächtigen dieser Welt?

Das hätte aber seinen Preis. Man müsste mal ganz schnell ein Auge, am besten beide Augen zudrücken, sich mal eben ganz kurz mit dem Bösen einlassen. Es würde ja ohnehin unter Ausschluss der Öffentlichkeit geschehen, eben nur ein kleiner Kniefall. Man wäre versucht, zu denken: Das ist ja nicht so schlimm.

Vorsicht! Mit dem Bösen spielt man nicht ungestraft. Wer dem Bösen sein Leben auch nur einen Spalt weit öffnet, bekommt es nicht mehr raus. Wer sich auf den Bösen, auf das Böse einlässt, hat schon verloren, hat sich verloren, ist verloren.

Wie Jesus sind wir immer wieder den Einflüsterungen des Bösen ausgesetzt. Ohne dass wir es wollen, mischt sich das Böse in unsere Gedanken und bringt uns womöglich dazu, etwas zu tun, was wir vorher nicht wollten und von dem wir wissen, dass es weder gut noch hilfreich ist. Und wenn wir diesen Einflüsterungen, diesen Gedanken Raum geben, wenn wir dem Bösen auf den Leim gehen, dann wird es groß und größer, so mächtig, ja übermächtig, dass wir davon sprechen, der Versuchung erlegen zu sein, als ob unsere Kräfte nicht gereicht hätten, dem Bösen und der Versuchung zu widerstehen. Was spielt es da für eine Rolle, ob wir vom Bösen als einer Gestalt oder einer Macht reden,

ob es uns leiblich oder innerlich begegnet. In der verhängnisvollen Wirkung kommt es leider auf das Gleiche heraus.

Wo immer wir spüren, wie sich der Böse, das Böse nähert, sollten wir wie Jesus sagen: Weg mit dir, Satan! Wo immer wir spüren, wie man versucht, uns von Gott abzubringen, sollten wir wie Jesus sagen: Weg mit dir, Satan! Wo immer wir spüren, wie man versucht, uns vom Weg der Liebe zum Nächsten und von der Liebe zu Gott abzubringen, sollten wir wie Jesus sagen: Weg mit dir, Satan!

Wir merken schon: Die Geschichte von der Versuchung versinnbildlicht einen lebenslangen Prozess. Angesichts der mancherlei Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind, ist immer zu klären: Was ist mein Auftrag? Was soll ich tun? Was ist Gottes Wille für mich und mein Leben? Will ich mit Sensationen groß rauskommen? Wäre ich bereit, mich um der Macht willen zu kompromittieren und einzuknicken?

Wir sollten im Trubel des alltäglichen Lebens und seiner Versuchungen immer wieder innehalten, um unser Ziel und den Weg nicht aus den Augen zu verlieren. Auf dem Weg mag uns manche Öde und manche Wüste erwarten, auch manch krisenhafte Zeit durch Krankheit, Verlust oder Trennung, in denen sich unser Leben neu sortiert. Da mag manche Versuchung zu überstehen sein, bis wir wissen, wie es weiter gehen kann, bis der nächste Schritt getan werden kann. Wir werden wie Jesus dem Bösen ausgesetzt sein.

Und wie er können wir dem Bösen nur dadurch widerstehen, dass wir uns ganz dem allmächtigen Gott ausliefern und beten: Dein Wille geschehe. Jesus erinnerte: Du sollst anbeten den Herrn, deinen Gott, und ihm allein dienen. Wenn es uns in alledem gelingt, wie er Gott nicht aus den Augen zu verlieren, werden wir mit Theresa von Avila sagen: Solo dios basta bzw. Gott allein genügt. Jesus zeigt, wie man dem Bösen widersteht: Wo immer wir Gott in unserem Leben Raum geben und die Macht einräumen, dort weicht das Böse - und es kommen die Engel.

Jesu frohe Botschaft

Predigt zu Matthäus 4, 12-17 am 9. Januar 2011

Wer sich in den Berichten vom Leben Jesu, also in den Evangelien auskennt, der weiß, dass es neben den Geschichten rund um die Geburt und die Geschichte des 12-jährigen Jesus im Tempel keine weite-

ren Nachrichten über den frühen Jesus gibt. Erst, als er im Alter von etwa 30 Jahren öffentlich wirksam wurde, werden die Berichte umfangreicher.

Es deutet alles darauf hin, dass er sich zu Anfang seines öffentlichen Auftretens im Umfeld Johannes des Täufers aufhielt. Vielleicht war er sogar eine Zeit lang einer der Jünger Johannes des Täufers. Er ließ sich in jedem Fall von ihm taufen.

Nach der Gefangennahme des Täufers zog sich Jesus zurück. Wurde es ihm zu brenzlig? Oder ging er einfach deshalb weg, weil der Mensch, um dessentwillen er da war, nicht mehr öffentlich wirken konnte?

Ich finde das interessant, dass die Forscher Jesus in dieser Phase seines Wirkens inhaltlich sehr in die Nähe Johannes des Täufers rücken. Sie machen das daran fest, dass Jesus nach der Gefangennahme Johannes des Täufers mit dergleichen Botschaft wie dieser auftrat. Diese Botschaft lautete: „Ändert eure Einstellung! Denn das Reich der Himmel ist nahe herbeigekommen.“ Das ist bemerkenswert.

Da fragt man sich natürlich: Gab es denn da keinen Unterschied? - Nein. In dieser Phase wohl nicht. Die Botschaft ist die gleiche. Es macht geradezu den Eindruck, als würde Jesus die Botschaft des Täufers übernehmen.

Jesus zog sich am Anfang seines Wirkens in die Provinz zurück, vielleicht allein deshalb, um nicht wie Johannes der Täufer in Konflikt mit den Mächtigen seiner Zeit zu geraten. Und er ging nicht in seine Heimatstadt, also nach Nazareth, sondern nach Kapernaum, einer Stadt am See Genezareth.

Matthäus hatte seine ganz eigene Erklärung für diesen Umzug. Er war der Meinung: „Das geschah, damit in Erfüllung ging, was Gott durch den Propheten Jesaja angekündigt hatte: 'Du Land von Sebulon und Naftali, am See gelegen und jenseits des Jordans, Galiläa der gottfernen Völker! Das Volk, das im Dunkeln lebt, sieht ein großes Licht. Und für alle, die im Schatten des Todes wohnen, leuchtet ein Licht auf!“

Eine große Verheißung des Propheten Jesaja - damals wie heute - immer aktuell. Zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte haben Menschen in Not nach Rettung aus der Not Ausschau gehalten.

Schon die Aussicht auf Rettung war wie ein Silberstreif der Hoffnung am Horizont, mit dem die Not einfach besser auszuhalten war und die Lage nicht ganz so aussichtslos erschien.

Das ist ja heute nicht anders für all die Menschen in Not, wie z.B. im Heiligen Land oder in Nordkorea oder in der Elfenbeinküste oder in

Haiti, die im Schatten des Todes wohnen und verzweifelt sind. Sie brauchen die begründete Hoffnung, dass ihre Lage nicht völlig ausweglos ist.

Aber zurück zu Matthäus. Der sah im Auftreten Jesu, in seinem Erscheinen, das Erscheinen des Lichtes, das allen, die im Schatten des Todes wohnten, ein Licht der Hoffnung brachte. Mochte es noch so düster aussehen. Er war das Licht der Hoffnung am Horizont.

Was da konkret Hoffnung machte und was auf eine Wende hoffen ließ, hängt mit dem Auftreten Jesu und speziell seiner Botschaft zusammen, mit der er in der Nachfolge Johannes des Täufers ins Rampenlicht der Weltöffentlichkeit trat.

Jesus verkündete wie Johannes: „Das Reich der Himmel ist nahe herbeigekommen.“ Der Unterschied zwischen Jesus und Johannes lag nicht in dem, was die beiden sagten. Das war zunächst das gleiche. Der Unterschied lag darin, wem und wie sie die Botschaft sagten.

Johannes wandte sich mit mahnender Stimme und erhobenem Zeigefinger an die Mächtigen und Reichen der Hauptstadt Jerusalem, also an die, die sich auf der Sonnenseite des Lebens befanden. Er war der Meinung, diese Leute müssten ihren Lebensstil ändern, wenn sie im kommenden Gericht Gottes bestehen wollten.

Bei ihm klangen die Worte bedrohlich. Das kommt besonders in der Übersetzung Martin Luthers zum Tragen: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“

Ich maße mir nicht an, zu beurteilen, inwiefern diese Aufforderung zur Buße und Veränderung auch einzelne von uns trifft. Wir sind reich. Und wir haben Macht, viel mehr, als wir uns oft klarmachen und eingestehen. Und wir haben uns so sehr daran gewöhnt, dass Gott ein lieber Gott ist, dass wir uns gar nicht mehr vorstellen können, inwiefern er mit uns nicht einer Meinung ist und inwiefern er mit manchem, was wir tun, ganz und gar nicht einverstanden ist.

Ich sage das nicht, um Angst zu machen, womöglich vor so etwas wie Fegefeuer, Hölle und Endgericht. Ich sage es nur der Vollständigkeit halber, dass hier – auch bei Jesus – natürlich auch die Ermahnung zu einem Lebensstil mitschwingt, der dem nahen Himmelreich entspricht.

Während sich also Johannes mahnend an die Mächtigen und Reichen wandte, ging Jesus nach Galiläa in die Provinz, dorthin, wo die kleinen Leute wohnten, in eine Gegend, die man abschätzig das Land der gottfernen Völker nannte.

Diese Menschen auf der Schattenseite des Lebens ermutigte er zu glauben, dass Gott für sie da ist, dass er Ihnen ganz nahe ist, dass er auch für sie erfahrbar ist und dass er es auch mit ihnen gut meint – nicht nur mit den anderen, denen es besser ging als ihnen.

Jesus benutzte die gleichen Worte wie Johannes. Aber bei ihm klangen sie anders, einladend eben wie eine frohe Botschaft, die man gern hört, wie eine Zusage, von der man sich gewinnen lässt, weil sie von etwas sehr Schönem spricht, auf das man sich freuen kann. Bei ihm klangen die Worte nicht bedrohlich, sondern freundlich. Sie klangen etwa so: „Freut euch, denn das Reich der Himmel ist zum Greifen nah. Stellt euch mit all euren Sinnen darauf ein."

Man spürt Matthäus das Staunen jetzt noch ab, als wollte er sagen: „Nun schau sich einer das an. Sitzen zwar im Schatten des Todes - und dann das. Ihnen geht ein Licht auf! Was hatten die für ein Glück."

Ich denke, uns gilt die Predigt Jesu auch: „Stellt es euch darauf ein, dass das Reich der Himmel nahe ist." Sie gelten uns in doppeltem Sinn.

Einerseits so, wie Johannes sie verstand, also als Warnung. Und andererseits so, wie Jesus sie verstand, also als Einladung. Es gibt immer etwas zu ändern, wenn man denn den Willen Gottes tun will. Und es gibt immer etwas, woran man sich freuen kann, selbst dann, wenn man im Schatten des Todes lebt.

Wenn wir Jesu Entscheidung „Weg vom Machtzentrum - hin zu den kleinen Leuten" „Weg von den Gläubigen im Tempel - hin zu den Gottfernen in der Provinz" einmal auf uns übertragen, dann stellen sich uns doch Fragen wie diese: Wo sind diese kleinen Leute? Wo müssen unter uns Menschen im Schatten des Todes leben? Was müssten wir ändern?

Sie haben recht: Das lässt sich nicht so einfach feststellen. Das ist auch weniger eine Frage der Wohngegend, als eine Frage der persönlichen Verhältnisse, in denen die Menschen leben, mit denen wir es zu tun haben. Denn „Leben im Schatten des Todes" - das könnte auf eine äußere Bedrohung genauso hindeuten wie auf eine innere Not.

Jesus jedenfalls ging auf die Menschen zu, die im Schatten des Todes und Gott fern lebten, zu denen also, die Gottes Nähe nicht mehr spürten, nicht mehr spüren konnten, obwohl sie sich wie alle anderen auch danach gesehnt haben werden.

Darin ist er uns ein Vorbild. Wir handeln in seinem Sinn, wenn wir fortsetzen, was er begonnen hat, wenn wir daran mitwirken, dass möglichst vielen Menschen deutlich wird: Das Reich der Himmel ist nicht unendlich weit weg, sondern ganz nah, zum Greifen nah.

Denn darum ging es Jesus: Dass die Leute ihr Denken und ihre Einstellung änderten, dass sie sich öffneten für das Reich der Himmel, für all das, was über unseren Horizont geht, für all das, was nicht zählbar und käuflich ist, für Gottes Gegenwart mitten im alltäglichen Leben.

Lassen wir uns einladen. Lassen wir uns gewinnen, das Leben als ein von Gott kommendes wahrzunehmen und zu leben.

Ich schließe mit Jesu Kurzpredigt, wie ich sie verstehe: „Freut euch, denn das Reich der Himmel ist zum Greifen nah. Stellt euch mit all euren Sinnen darauf ein."

Salzig Salz sein

Predigt zu Matthäus 5, 13 am 2. August 2009

„Ihr seid das Salz der Erde." So lauten die uns vertrauten Worte. Wir haben sie schon oft gehört. Eigentlich alles klar – oder?

In der Schule haben wir gelernt, dass Salz Natriumchlorid ist, in der chemischen Formel NaCl. Würde ein bisschen komisch klingen, wenn ich Jesu Worte dementsprechend aktualisieren würde: „Ihr seid das NaCl, das Natriumchlorid der Erde." Eins ist mal klar. Das kann es nicht sein.

Wenn man bedenkt, dass Salz heutzutage nur wenige Cent kostet, ist man nicht gerade stolz, wenn man hört: „Ihr seid das Salz der Erde." Wer wollte da schon gern Salz sein. Ein Billigprodukt.

Um zu verstehen, wie Jesus das mit dem Salz meinte, müssen wir uns die Zeit und Umstände vergegenwärtigen, in denen Jesus das sagte.

In früheren Zeiten kam Salz wegen seiner lebenswichtigen Funktion und seiner Seltenheit eine besondere Rolle zu. Man maß ihm läuternde und reinigende Kräfte bei und betrachtete es als Symbol der Lebenskraft.

Das spiegelt sich in dem Sprichwort „Salz und Brot macht Wangen rot" oder in dem Brauch, Menschen zum Einzug Salz und Brot zu schenken.

Wir wissen allerdings aus eigener Erfahrung, wie wichtig Salz ist, spätestens dann, wenn es z.B. im Brot oder in der Suppe fehlt. Es schmeckt dann einfach fad.

Wie elementar wichtig Salz ist, wird auch daran deutlich, dass unser Geschmackssinn grundsätzlich zwischen süß und sauer, bitter und salzig unterscheiden kann.

Als Jesus sagte: „Ihr seid das Salz der Erde“ meinte er es symbolisch und wertschätzend. „Ihr seid wertvoll. Ihr seid lebensnotwendig. Ihr seid etwas ganz Besonderes.“

Dem möchte ich nun mit Euch und Ihnen nachgehen. Es wäre gut, wir würden uns diese Worte Jesu auf der Zunge zergehen lassen – am besten mit einer Prise Salz.

Erstens: „Ihr“ - Es geht also um die Jünger, um die, die zu Jesus gehören, und - insofern wir zu ihm gehören - auch um uns. Alle, die zum ihm gehören, sind Salz der Erde.

Bemerkenswert ist, dass hier nicht ein Einzelner angesprochen wird. Es geht um viele. Mehrzahl. Und tatsächlich: Ein Salzkorn - was ist das schon. Es braucht dann doch schon ein paar Salzkörner, eben die berühmte Prise Salz. Jesus deutet damit an, dass die, die zu ihm gehören, nur zusammen eine spürbare Wirkung haben.

Das wird oft vergessen, gerade von denen, die der Meinung sind, man könnte ja auch ohne die Kirche, also nur so für sich Christ sein.

Zweitens: „Seid“ - Jesus spricht nicht aus, was er von uns erwartet. Auch nicht, was wir in Zukunft einmal sein werden. Auch nicht, was wir tun sollen. Nein. Er benennt, was all die schon sind, die zu ihm gehören.

Was nämlich? Salz. Und das, ohne dass sie etwas dafür getan hätten, ohne dass sie etwas dafür könnten. Die zu ihm gehören, sind wie Salz. Er stellt es einfach nur fest. Also keine Forderung. Allenfalls die: Seid, was ihr seid. Seid Salz, seid salzig.

Drittens: „Salz“ – unverwechselbar und eindeutig im Geschmack. Eben salzig. Im Grunde ungenießbar. Wer isst schon pures Salz? Für sich genommen ist das Salz nutzlos, geradezu tödlich. Zu viel Salz an einem Ort konzentriert tötet das Leben. Man denke nur an das Tote Meer.

Wenn das Salz Salz sein will, muss es sich auflösen, muss es sich aufgeben. Wenn es das tut, kann es wahre Wunder vollbringen: Salz konserviert. Salz bewahrt vor dem Verderben. Salz taut Vereistes auf. Salz würzt. Salz ist - richtig dosiert - lebensnotwendig.

Viertens: „Erde“ - Salz der Erde, Salz für die Erde. Weil das Salz eigentlich erst dann wirksam werden kann, wenn es sich auflöst und auf andere einlässt, kommt das Salz seiner Bestimmung erst dadurch nach, dass es Salz für anderes, für andere ist.

Also mitten hinein muss das Salz. Gut verteilt, gut dosiert. Denn nur dann entfaltet es seine Qualitäten. Wo es sich auflöst, kann es als Prise

Salz jedem Gericht den letzten Pfiff geben, was sich sprichwörtlich im Spruch vom „Salz in der Suppe“ niedergeschlagen hat.

Das Salz trägt ziemlich selbstlos dazu bei, dass anderes und andere zur Geltung kommen. Das Salz ist dann nicht selbst „Wer“. Nein. Es verhilft anderen zur Geltung.

Das Salz in der Suppe dient der Suppe. Es wirkt - aber unsichtbar im Hintergrund. Würde es sich in den Vordergrund drängen, würde man es herausschmecken, wäre die Suppe verdorben, eben versalzen.

Christen können also nur Salz der Erde sein, wenn sie nicht unter sich bleiben. Sie müssen mitten hinein in die Welt, um die ihnen eigene und unverwechselbare Wirkung entfalten zu können. Wie das Salz in die Suppe gehört, so gehören die Christen mitten hinein in die Welt und nicht in ein kirchliches Ghetto.

Es ist weder der Sinn des Salzes noch der Sinn des Christseins, für sich zu bleiben. Salz sein und Christsein bedeutet - für andere da zu sein. Das macht deutlich: Der Gabe „Salz zu sein“ entspricht die Aufgabe „Salz zu sein“.

Ich gebe zu: Der Satz „Ihr seid das Salz der Erde“ klingt unter Umständen anmaßend. Man könnte einwenden: „Wie kommen die Christen dazu, sich anzumaßen, gerade sie seien das Salz der Erde? Die meinen wohl, sie seien etwas Besonderes, was Besseres? Die wollen wohl groß rauskommen?“ Sicher: So könnte man all das missverstehen.

Aber dann wäre das mit dem Salz-Sein eindeutig falsch verstanden. Salz-Sein ist doch ganz und gar kein Privileg. Denn wer gibt sich schon gern dran um anderer willen?

Heute, 2000 Jahre später, fragen wir uns zu Recht: Sind wir, wir Christen von heute, noch Salz der Erde? Oder befinden wir uns gut abgeschirmt in so etwas wie einem Salzstock ohne Kontakt mit der Außenwelt?

Führen wir uns doch einmal ein paar Wirkungen des Salzes vor Augen. Und übertragen wir das auf die Kirche. Fragen wir uns, wie es um uns steht.

Salz konserviert. Was bewahren wir vor dem Verderben? Die Schöpfung, andere Menschen, die Kirche? Wie oft wird nur beklagt, dass die Welt in ihr Verderben rennt – ohne dass eingegriffen wird.

Salz taut Vereistes auf. Wir erleben so viel eiskalte Berechnung, so viel Eiseskälte im zwischenmenschlichen Bereich. Welche Vereisung tauen wir auf?

Salz würzt und macht schmackhaft. Sind wir willens und in der Lage, mitten in der Suppe, die wir uns eingebrockt haben, etwas zur Klärung beizutragen, etwas, was das Ganze essbar macht?

Salz ist lebensnotwendig. Warum sind das Christsein und die Kirche dann für so viele Menschen entbehrlich?

Wie auch immer unsere Antworten aussehen. Jesus sagt – und dabei bleibt es: „Ihr seid das Salz der Erde." Dann lasst uns sein, was wir sind. Von daher hat es schon seine Berechtigung, wenn wir uns immer wieder einmal erinnern, erinnern lassen, das zu sein, was wir von Gott her sind: Salz der Erde.

Jesu „Ihr seid das Salz der Erde" ist als Erinnerung weniger eine Warnung im Sinne von „Passt bloß auf, dass ihr eurer Bestimmung als Salz gerecht werdet" als vielmehr eine Zusage und Ermutigung.

Selbst dort, wo ihr unsichtbar bleibt, selbst da, wo ihr nur wenige seid, ist es euch möglich, das zu sein, das zu tun, das zu bewirken, was eurer Bestimmung gemäß ist.

So lasst uns sein, was wir sind: salzig, Salz der Erde, Salz für die Erde, Salzig Salz.

Goldene Regel und Gebot der Liebe

Predigt zu Matthäus 5, 17 am 21. August 2022

Jesus sagte: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen."

Das klingt fremd. Denn Jesus begegnet uns hier als das, was er war: Ein Jude. Vermutlich lebte er koscher und trug Schläfenlocken. Er wird wie alle jüdischen Jungen die Tora auswendig gelernt haben, also die fünf Bücher Mose, dazu die Propheten, die Geschichtsbücher, die Psalmen. So verinnerlichte er die Tora - oder wie wir sagen - das Gesetz. Und so trug er sie im Herzen als das, was sie für alle Juden ist: Weisung und Leitfaden zum Leben.

Wer Jesus Christus begegnet, kommt am Gesetz und den Propheten nicht vorbei. Wie konnten Christen das nur Jahrhundertelang überlesen und als unwichtig erachten?

Die Tora war ihm wichtig. Deshalb sagte er: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." In diesem Zusammenhang warnte er davor, auch nur eins der Gebote für ungültig zu erklären.

Und was machen wir, die christliche Kirche? Auf den ersten Blick sieht es ganz so aus, als würden wir das glatte Gegenteil tun. Wir kennen das Gesetz und die Propheten, von denen Jesus da spricht, nicht wirklich.

Denn da ist keineswegs nur von den 10 Geboten die Rede, wie wir sie kennen, sondern da ist von den 613 Geboten die Rede, die sich in den heiligen Schriften finden.

Vielleicht nicht gerade wir, aber die meisten haben doch schon Mühe, die 10 Gebote zusammen zu bekommen. Und davon, wie damit umgegangen wird, brauchen wir gar nicht erst zu reden. Sind wir denn von allen guten Geistern verlassen und einfach nur auf dem Holzweg? Oder woran liegt es, dass wir die meisten dieser Gebote nicht beachten?

Auf dem Weg zu einer Antwort hilft ein Blick in die frühchristliche Zeit. Da gab es eine heftige Debatte darüber, welche der Gebote des Judentums auch für die Christen gelten würden.

Für die Christen, die vorher Juden waren, war es eine Selbstverständlichkeit, die jüdischen Gebote auch weiterhin zu halten. Jesus hatte es als Jude ja auch getan und das Gesetz und die Propheten keineswegs außer Kraft gesetzt.

Aber als sich der christliche Glaube ins Römische Reich ausbreitete und immer mehr Menschen zur Kirche hinzukamen, die keine Juden waren und all die Gebote überhaupt nicht kannten, stellte sich die Frage nach der Gültigkeit der jüdischen Gesetze auch für sie.

Viele derer, die aus dem Judentum heraus zum christlichen Glauben gekommen waren, meinten, man müsse alle auf die jüdische Gebote verpflichten. Andere, vor allem die, die vorher keine Juden waren, meinten, dass das nicht notwendig sei.

Und so rangen die Verantwortlichen um eine Lösung, um einen Ausweg aus dem Dilemma. Was sollte für alle gelten und was nicht?

Die Auseinandersetzung darüber hat an verschiedenen Stellen der neutestamentlichen Schriften Spuren hinterlassen. Ich will und kann hier nicht allen nachgehen. Aber man erkennt das Bemühen, die Einhaltung all der Gebote nicht für alle verpflichtend zu machen.

Am Ende einigte man sich darauf, dass keins der jüdischen Gebote für die galt, die zum Glauben an Jesus kamen: Weder das Gebot der Be-

schneidung noch eins der Speisegebote, auch keins der rituellen oder kultischen Gebote. Nicht einmal die 10 Gebote.

Es gab nur die Bitte an die neu Hinzugekommenen, dass man auf die aus dem Judentum kommenden Christen Rücksicht nehmen sollte, die sich nach wie vor an die alttestamentlichen Gebote gebunden fühlten.

Das machte sich besonders am Verzehr von Fleisch fest, das meist aus den Tempeln stammte, wo Tiere den Göttern geopfert wurden. Da man befürchtete, mit dem Verzehr dieses Fleisches in Kontakt mit den Göttern zu kommen, denen das Fleisch geopfert wurde, hatten viele Angst, solches Fleisch zu essen. Deshalb die Bitte, auf Götzenopferfleisch – so nannte man es – zu verzichten.

Wie war und ist dann aber der Satz Jesu zu verstehen, den Matthäus aufschrieb, wenn doch die Gesetze von einem Großteil der Christen nicht mehr eingehalten wurden und werden?

Matthäus präsentiert in seinem Evangelium eine eigene Lösung der aufgeworfenen Frage. Seiner Überlieferung zufolge löste Jesus die Gebote und Propheten nicht auf. Und er erklärte sie auch nicht für ungültig. Im Gegenteil: Er erfüllte sie. Um zu verstehen, wie das mit der Erfüllung gemeint ist, muss man zwei weitere Stellen aus dem Evangelium des Matthäus hinzuziehen.

Zum einen ist da die sogenannte Goldene Regel, die Matthäus im 7. Kapitel seines Evangeliums so formuliert: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch." Die Goldene Regel schien schon damals für alle annehmbar. Und sie ist es auch heute.

Sie fordert alle heraus, den ersten Schritt zu wagen, nicht nur zu reagieren, sondern aktiv zu werden und zuvorkommend zu sein und dem Nächsten so zu behandeln, wie man auch gern selbst behandelt werden möchte.

Durch den Zusatz: „Das ist das Gesetz und die Propheten" löst sich für Matthäus der Konflikt um die Gültigkeit von Gesetz und Propheten mit Blick auf die Christen, die zum Glauben an Jesus kamen, vorher aber keine Juden waren. Manche nennen sie die Heidenchristen.

Für sie ist das Befolgen der Goldenen Regel vergleichbar dem Leben nach der Tora. Wer nach der Goldenen Regel lebt, erfüllt die Gebote und die Propheten.

Zum anderen sieht er den Konflikt gelöst durch das Ergebnis eines Gesprächs Jesu mit einem Pharisäer, in dem Jesus auf die Frage nach dem höchsten Gebot zwei Gebote aus der Tora zitierte. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und

von ganzem Gemüt. Dies ist das höchste und erste Gebot. Das andre aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Warum also die Sache verkomplizieren mit dem Versuch, sich nach den 613 Geboten zu richten, wenn's auch einfacher geht.

Und auch hier ergänzt Matthäus erklärend: „In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten." Wer also von denen, die aus dem jüdischen Glauben zum Glauben an Jesus kamen, Gott und seinen Nächsten liebt, lebt entsprechend der Tora. Diese Gruppe der Christen nennen viele die Judenchristen.

Gerade das Gebot der Liebe zu Gott erweitert die Ethik der Goldenen Regel um die Gottesfrage. Es geht eben nicht nur um Nächstenliebe, was ja schon einmal eine ganze Menge wäre, sondern eben auch um die Liebe zu Gott.

Und so ist für Matthäus der Fall klar: Wer von den Heidenchristen nach der Goldenen Regel und wer von den Judenchristen nach dem Gebot der Liebe lebt, der erfüllt das Gesetz und die Propheten.

Matthäus hatte das Dilemma, vor dem die junge Kirche stand, in zwei Richtungen für die Heidenchristen und Judenchristen aufgelöst: durch das Gebot der Liebe und die Goldene Regel.

Was allerdings so einfach klingt, ist eine echte Herausforderung, wenn's praktisch wird. Denn es geht ja nicht darum, diese beiden Gebote zu kennen, sondern darum, danach zu leben.

Und da stellt sich die Frage: Wie sieht das denn ganz konkret aus, dass wir nach der Goldenen Regel und dem Gebot der Liebe leben. Man merkt schnell: Das denkt und sagt sich leichter als das es getan ist.

Noch einmal das, worauf es ankommt: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch" und „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das höchste und erste Gebot. Das andre aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Almosen geben

Predigt zu Matthäus 6, 1-4 am 3. September 2007

Im 6. Kapitel der Bergpredigt spricht Jesus nacheinander zuerst vom Almosengeben, dann vom Beten und schließlich vom Fasten. Für die meisten Menschen unserer Zeit ist das wenig attraktiv. Viele sind da der Meinung: Das ist wohl eher etwas für Leute im Kloster und so.

Damals war das anders. Almosengeben, Beten und Fasten waren so etwas wie elementare und unverzichtbare Verhaltensweisen gläubiger Menschen. Das war wichtig. Darüber sprach man. Das tat man. Und da sich die Menschen damals als religiöse Menschen verstanden, spricht Jesus für ihre Ohren von etwas, was alle interessierte. Für uns kaum vorstellbar. Aber so war das.

Im Islam ist das bis heute so. Wer Muslim sein will, muss die sogenannten 5 Säulen des Islam nicht nur kennen, sondern auch beherzigen. Und beim Almosengeben, Beten und Fasten handelt es sich um drei dieser fünf Säulen, auf denen der Islam ruht.

Bevor Jesus seine Ansicht an Beispielen entfaltete, sagte er einmal vorweg, worum es ihm grundsätzlich ging. Ich lese jetzt den ersten Vers: „Habt Acht auf eure Frömmigkeit, dass ihr die nicht übt vor den Leuten, um von ihnen gesehen zu werden; ihr habt sonst keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel."

Das ließe sich auf alles übertragen, was wir als Christen tun und lassen. Es gilt nicht nur damals und auch nicht nur mit Blick auf die dann von Jesus gebrachten Beispiele vom Almosengeben, Beten und Fasten.

Allein über die ersten fünf Worte ließe sich Stunden lang reden: „Habt Acht auf eure Frömmigkeit!" Wir achten ja auf alles Mögliche. Aber achten wir auch auf unsere Frömmigkeit?

Nun mögen Sie einwenden, dass Sie mit dem Wort „Frömmigkeit" ja sowieso schon immer ihre Schwierigkeiten hatten. Aber sollte das, was Jesus da meint, schon damit erledigt sein, dass wir uns an diesem einen Wort stören? Das kann's doch nicht sein.

Ich weiß. Für viele klingt das Wort „fromm" oder „Frömmigkeit" sehr negativ. Man denkt an „frömmelnd", an Leute, die „fromm tun", so Leute eben, die sich gern selbst als Obergläubige verstehen und sich auch dementsprechend verhalten und in Szene setzten, im Grund aber scheinheilig sind.

Schade. Dabei meint das Wort „fromm" ursprünglich etwas richtig Gutes. Es ist nur eben ein wenig aus der Mode gekommen. Und da, wo es benutzt wird, hat es einen negativen Touch. Denn eigentlich ist ein frommer Mensch einer, der ernsthaft versucht, seinen Glauben zu leben. Und das ist doch gut.

Wenn Jesus nun sagt: „Habt Acht auf eure Frömmigkeit", dann meinte er ja nicht, dass wir uns wie frömmelnde Scheinheilige mit unseren vermeintlichen Guttaten brüsten sollten. Nein. Aber ihm lag schon daran, dass wir versuchen, als Christen ernsthaft unseren Glauben auch zu leben.

Natürlich stellt sich dann die Frage: Aber wie lebt ein Christ? So, wie alle anderen? Oder gibt es da Unterschiede. Denn das wäre doch seltsam, wenn da gar kein gravierender Unterschied bestünde. Wie wird der Glaube sichtbar und konkret? Man soll ihn zwar nicht herumzeigen, aber sichtbar werden sollte er schon. Es heißt ja auch nicht: Christ-Haben oder Christ-Wissen, sondern Christ-Sein. Es geht um ein Sein, um ein Tun, um ein Verhalten.

Wenn ich Jesus hier richtig verstehe, geht es ihm hier vor allem darum, dass man seinen Glauben nicht zur Schau stellt, sodass ihn alle sehen und man wer weiß wie toll dasteht.

Das wäre doch sehr ähnlich dem, was man von Schauspielern auf der Bühne kennt. Sie machen, was sie machen, damit es alle sehen. Und dafür erwarten sie – wie ich finde zu Recht – den Applaus der Zuschauenden. Man sagt doch auch, dass der Applaus das Brot des Künstlers ist.

Nach dieser eher grundsätzlichen Vorbemerkung sagt Jesus, was das mit Blick auf das Almosengeben bedeutet: „2 Wenn du nun Almosen gibst, sollst du es nicht vor dir ausposaunen lassen, wie es die Heuchler tun in den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon gehabt. 3 Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, 4 damit dein Almosen verborgen bleibe; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten."

Man sich doch: „Ist Jesus denn dagegen, dass einer was gibt?" Antwort: Nein. Eigentlich nicht. Wenn es denn einem guten Zweck dient. Es geht ihm nur darum, dass sich die Geber nicht damit brüsten. Wenn einer was gibt, soll er es gern und von Herzen tun.

Jesus fordert all die auf, die etwas geben wollen, es selbstvergessen zu tun, ohne sich zu fragen, was man denn selbst davon hat. „Lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut." Denn er weiß um die Gefahr, in der einer steht, der seine Gabe in aller Öffentlichkeit gibt, der Gefahr nämlich, dass er es nicht wirklich aus Barmherzigkeit tut, um anderen zu helfen, sondern nur darum, um sich in Szene setzen zu können.

Und wie ist das heute? Spender möchten gern bei der Scheckübergabe an die wohltätige Organisation für die Zeitung fotografiert werden.

Die, die Geld geben, oft große Summen an Geld, die handeln als Sponsoren nach der Devise: „Tue Gutes – und sprich darüber bzw. lass darüber berichten."

Alles, was mit Sponsoring zu tun hat, beruht ja geradezu auf dem Gedanken, dass die gute Tat öffentlich gemacht wird. Vieles würde heute ja nicht mehr gehen, wenn es so etwas nicht gäbe. Das gilt auch für die Kirche. Ohne die Kirchensteuer, ohne die Spenden, ohne den freiwilligen Kirchenbeitrag, ohne die Kollekten und all die Unterstützung würde es die Kirche so, wie es sie zurzeit gibt, nicht geben.

Wer weiß, was Jesus zu alledem gesagt hätte, wenn er heute lebte. Sicher hätten ihn die geärgert, die kaum etwas tun und geben, aber jedes Mal 'ne Menge Gewese um ein paar Euros machen, so als wenn es Tausende und Millionen gewesen wären. So Leute können einen ja wahrhaft aufregen, die viel Wind um nichts machen.

Halten wir fest: Jesus schwebt ein anderes Geben vor, eins, dass nicht auf die öffentliche Wirkung schielt, sondern einzig und allein durch den Wunsch motiviert ist, anderen etwas Gutes zu tun und ihnen zu helfen.

Und dann ist da noch die Sache mit dem Lohn. Da gaben die Gläubigen ihr Almosen. Und alles kam in einen großen Topf. Und daraus wurde dann all das finanziert, was den Armen und Notleidenden zu Gute kam. Niemand wusste vom anderen, was er hineingelegt hatte, ob viel oder wenig.

Und doch werden sich manche gefragt haben, was sie denn davon hatten, ob sie nun viel oder wenig gaben. Ganz ähnlich verhalten sich heute ja viele, die aus der Kirche austreten, um die Kirchensteuer zu sparen. Denn auch sie fragen sich: Was habe ich davon, wenn ich so viel gebe und andere gar nichts geben?

Gäbe es nur einen himmlischen Lohn, also einen Lohn, den man dermal einst nach dem Tod bekommt, wäre das letztlich sehr unbefriedigend.

Wenn man genau schaut, dann merkt man, dass hier auch nicht von einem himmlischen Lohn die Rede ist, sondern von einem Lohn durch den himmlischen Vater – im Gegensatz zum irdischen Lohn, der im Applaus der Öffentlichkeit besteht.

Nein. Hier ist von einem Lohn durch Gott die Rede. Jesus sagt: „Dein himmlischer Vater wird's dir vergelten."

Jesus wusste darum, dass das Geben nicht nur für die Empfangenden Segen bedeutet, sondern auch für die Gebenden. Es hat so etwas wie eine heilende und reinigende Wirkung. Denn wer gibt, wer etwas von

seinem Besitz abgibt, der übt, sich von seinem Besitz zu lösen, der verhindert, dass ihn die Raffgier auffrisst. Denn die Gefahr besteht immer.

Die Fähigkeit zum Almosengeben, zum Abgeben, zum Verschenken und Spenden bringt also denen, die geben, ein Stück Freiheit vom Besitz und der latenten Raffgier. Sie übt ein Stück Freiheit ein von allem, was uns besitzen will.

Wir sehen: Es bringt ungeheuer viel, zu geben – auch wenn es niemand sieht und mitbekommt. Das manchmal geradezu sprichwörtlich daher kommende „Vergelt's Gott" hat es in sich. Ich schließe mit dem Wunsch: Gott segne Geber und Gaben.

Vater unser

Predigt zu Matthäus 6, 5-13 am 17. Mai 2020

Offensichtlich zog sich Jesus immer wieder zum Gebet zurück. Das muss auf die Jünger einen ungeheuren Eindruck gemacht haben, wie er betete und was es mit ihm machte, wenn er betete. Eines Tages baten sie ihn: „Herr, lehre uns beten." Sie wollten auch so beten können.

Und wie reagierte er darauf? Mit einem Seminar? Beten für Anfänger Teil 1 und Beten für Fortgeschrittene Teil 2? Nein. Ganz anders. Er legte ihnen das Gebet ans Herz, das wir unter dem Namen „Vaterunser" kennen.

Dieses Gebet sollten sie beten. Ein ums andere Mal. Immer wieder. Der Rest würde sich finden. „Wie", mag sich schon damals der eine oder andere gefragt haben, „mehr nicht?" Nein. Mehr nicht. Nicht mehr und nicht weniger.

Damit niemand auf falsche Gedanken kam, grenzte Jesus sich von einem Missbrauch des Betens ab. Es konnte seiner Meinung doch nicht sein, dass man sich beim Beten produzierte, also großartig daherredete, um bei den Leuten Eindruck zu machen. Als wollte er sagen: Macht aus eurem Gebet keine Show.

Natürlich: Es gibt Leute, die beten wie gedruckt. Und alle, die es hören, sagen womöglich fast neidisch: Der kann aber toll beten. Solche Beter, die andere mit ihrem Gebet beeindrucken wollen, nennt Jesus Heuchler. Denn sie würden nicht wirklich zu Gott beten, sondern so etwas wie ein Schaubeten veranstalten. Der Lohn für solche Heuchler ist die Bewunderung derer, die darauf reinfallen und das dann auch noch bewundern, ohne zu durchschauen, was da wirklich geschieht.

Natürlich: In der Gefahr, so zu beten, stehen alle, die öffentlich beten, also z.B. Leute wie wir Pfarrer, aber auch Leute, die z.B. ein Tischgebet sprechen.

Damit einem genau das nicht selbst passiert, gab Jesus den Rat: Geh in dein Kämmerlein. Damit ist zweifellos gemeint, dass das Gebet etwas sehr Persönliches ist bzw. sein sollte, also eine innerliche Angelegenheit, etwas zwischen Gott und den Betenden.

Und dann gab er noch einen Hinweis: Beim Beten geht es nicht darum, viele Worte zu machen, einfach mal so daher zu plappern, Gott ohne Sinn und Verstand zuzutexten. Als wollte er sagen: Quasselt beim Beten nicht ewig herum.

Wie heißt es: Weniger ist mehr. Das trifft auch auf das Beten zu. Es kommt nicht auf die Menge der Worte und auch nicht auf die Länge des Gebetes an.

Schon deshalb ist das Vaterunser ein wunderbares Gebet, eine hervorragende Gebetsschule, weil es uns Betenden hilft, dass wir uns aufs Wesentliche konzentrieren.

Ich persönlich habe über kein Gebet öfter nachgedacht als über das Vaterunser. Ich habe kein Gebet öfter gesprochen als das Vater unser. Ich habe nichts gefunden, was es an Tiefe mit diesem Gebet aufnehmen könnte.

Immer wieder habe ich es gebetet und bedacht, habe versucht es zu durchdringen und zu meditieren, habe dazu Kommentare gelesen, habe es in Israel in unzähligen Sprachen aufgeschrieben gefunden.

All das veranlasst mich, Euch dieses Gebet wärmstens ans Herz zu legen wie kein anderes Gebet. Bewegt es immer wieder und wieder in Euch. Lasst Euch von diesem Gebet inspirieren. Je intensiver ihr das tut, desto mehr wird es Euer Beten und Euch selbst verändern.

Ich habe für mich beim Beten des Vaterunsers die Vorstellung, als würde mich das Gebet Zeile um Zeilen vom Himmel her wie eine Welle erreichen. Und wie die Wellen den Strand formen, so verändert mich das, was ich da vom Himmel her erbitte. In diesem Sinn ist das Vaterunser eine Gebetsschule ohnegleichen. Schon die Anrede „Vater unser im Himmel“ hat es in sich, zumal dann, wenn man weiß, dass da im griechischen Urtext nicht vom blauen Wolkenhimmel die Rede ist, sondern von Himmeln, also Plural.

Ich sage das extra noch mal, weil dieses „Vater unser im Himmel“ von vielen falsch verstanden wird, was zur Folge hat, dass sie sich Gott wie die Kinder als großväterlichen Gott vorstellen, der auf einer Wolke

thronend gütig oder liebevoll auf uns herabblickt. Das ist ein irriges, schier unausrottbares Missverständnis.

Der, an den wir uns da wenden, sitzt nicht auf einer Wolke des blauen Himmels. Nein. Er ist im Himmel, in den Himmeln, im Universum, ja darüber hinaus in allem, was ist.

Auch wenn er so unendlich groß und gänzlich unbegreiflich ist, haben wir hier und jetzt als Teil seines Universums die Möglichkeit, Kontakt mit ihm aufzunehmen, uns ihm zu öffnen.

Diese unvorstellbare Größe braucht uns keine Angst zu machen, denn gleichzeitig dürfen wir ihn „Papa“ nennen. So wäre das Wort, das da steht, wohl korrekt zu übersetzen.

Wie Kinder sich voller Vertrauen an ihren Papa wenden, dürfen wir uns an ihn wenden, in der Erwartung, dass er für uns tun wird, was uns gut tut.

Die Vorstellung, dass mich etwas von ihm her beim Beten erreicht und durchströmt, hängt mit den drei Bitten zusammen, die dann kommen: „Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.“

Es beginnt nicht bei uns und unseren individuellen Wünschen, sondern bei ihm. Es geht um seinen Namen, sein Reich und seinen Willen. Sie geschehen im ganzen Universum. Wir tun gut daran, im Einklang damit zu leben, uns darauf einzustellen, uns davon durchströmen zu lassen.

Sein Name, sein Reich und sein Wille muss niemand von uns machen. Sie sind schon. Wir können sie nur zur Geltung kommen lassen, nicht in der ganzen Welt, aber in uns und durch uns. So wird Gottes Reich, sein Herrschaftsbereich im Alltäglichen konkret. In diesem Sinne müsste man eigentlich beten: „Dein Name werde durch mich geheiligt. Dein Reich komme zu mir. Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.

Von Gott her kommt, was uns und damit unsere Welt verändert – jedes Mal ein bisschen, wenn wir das Vater unser wirklich beten, es in uns zur Wirkung kommen lassen. Insofern geht es beim Vaterunser um uns. Was von Gott her ist und irdische Wirklichkeit werden will, soll in uns und durch uns wirklich werden.

Auf den ersten Blick hat man den Eindruck, dass es bei den folgenden Bitten mehr um das ginge, was unseren Alltag ausmacht. Schließlich werden da das täglich Brot, Vergebung, Führung und Bewahrung erbeten. Stimmt natürlich. Wir brauchen das alles. Aber woher kommt es?

Es kommt wie sein Name, wie sein Reich und wie sein Wille von ihm her. Er gibt uns, was wir täglich brauchen. Er gewährt uns Vergebung und eröffnet uns die Möglichkeit, unbelastet immer wieder neu anfangen zu können. Er führt uns, auch wenn wir den Eindruck haben, wir würden die Entscheidungen treffen. Und er macht uns frei von dem, was uns gefangen hält und fesselt.

Das ist ein nie endender Prozess. Immer wieder, täglich sind wir auf Brot und Vergebung, auf Führung und Erlösung angewiesen. Nie haben wir all das sicher. Es will erbeten sein. Und wenn es gewährt wird, ist es Geschenk, ist es Gnade.

In der Bibel ist der letzte Satz in Klammern gesetzt. Warum? Weil er nicht so wichtig wäre? Nein, ganz im Gegenteil. Die Klammern haben einen anderen Grund. In den frühesten Handschriften steht dieser alles zusammenfassende Abschluss nicht. Er ist wohl erst später hinzugefügt worden.

Aber weil die betende Gemeinde diesen Satz in Berufung auf Jesus ans Ende des Vaterunsers setzte, hat man ihn in den Text mit aufgenommen. Und zu Recht, wie ich finde.

Für mich ist er so etwas wie der Showdown im Film oder das Finale in einer Musik. Hier klingt noch einmal alles an, woran wir uns als Betende orientieren und aufrichten können: Sein Reich, seine Kraft, seine Herrlichkeit – und all das in Ewigkeit.

Von daher müsste der Schluss wie ein Finale klingen: triumphal. Wenn alles, was ist, eines Tages so endet, wie das Vater unser, also mit seinem Reich, mit seiner Kraft und mit seiner Herrlichkeit – ja was machen wir uns dann noch Sorgen.

Unser täglich Brot gib uns heute

Predigt zu Matthäus 6, 11 am 16. Februar 2020

Von einem englischen Journalisten wird erzählt, er habe sich mit einem Dreipfundbrot an belebte Straßenecken verschiedener Städte gestellt. Er forderte die Passanten auf, für dieses Brot eine Stunde zu arbeiten. In Hamburg wurde er ausgelacht, in New York von der Polizei festgenommen. Im afrikanischen Lagos waren mehrere Menschen Personen bereit, für dieses Brot drei Stunden zu arbeiten. Im indischen Delhi hatten sich rasch hundert Personen angesammelt. Sie wollten für dieses Brot einen ganzen Tag arbeiten.

„Unser täglich Brot gib uns heute“. So steht es im Vater unser. So lautet unser Thema.

Erstens: Unser täglich Brot, eine Kostbarkeit, keine Selbstverständlichkeit. Früher wusste man das auch hierzulande. Und auch heute weiß man es an vielen Orten dieser Welt.

Zweitens: Mit Brot ist ja nicht nur das Brot vom Bäcker gemeint, sondern alles, wat man sau broudt, was man so braucht zum täglichen Leben: Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung, medizinische Versorgung und ein Leben im Frieden, aber natürlich auch das eine oder andere aufmunternde oder wertschätzende Wort, ohne das man nicht leben kann. All das gehört zu dem, was man täglich braucht. Und das gib uns – bitte – auch heute.

Drittens: In der Bibel (Matthäus 4, 3-4) steht: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes geht.“ Da ist also noch etwas, was der Mensch zum Leben braucht und wir von uns aus nicht haben und geben können.

Das, worum es geht, kommt von Gott. Es erreicht uns als sein Wort. Und es verbindet uns mit ihm. Sein Wort ist im übertragenen Sinn auch ein Lebensmittel, etwas, was man täglich braucht. Ohne dieses täglich Brot, ohne sein Wort würden wir innerlich, geistlich verhungern.

Viertens: Im Johannesevangelium (Johannes 6, 35) steht, dass Christus von sich gesagt hat: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Damit wollte er sagen: Wer mich hat, wer mich in sich aufnimmt wie das Brot, der hat, was er zum Leben braucht.

Das wird besonders im Abendmahl deutlich, wenn das Brot gereicht wird mit den Worten: Christi Leib, für Dich gegeben. Dann denken wir an ihn. Mehr noch. Wir vergegenwärtigen ihn. Und dann ist er da, der von sich sagte: Ich bin für euch das Brot des Lebens.

Manchmal ist in dieses besondere Brot vom Abendmahl, das man auch Hostie nennt, der Christus geprägt. Ich habe hier so eine besondere Hostie.

„Unser täglich Brot gib uns heute“ meint also auch: Wir brauchen Christus. Wir brauchen ihn täglich, wie unser täglich Brot. Es ist lebenswichtig, ihn täglich in sich aufzunehmen, eben wie das Brot. Er ist unser Lebensmittel.

Fünftens: In den Palmen (145, 15f) heißt es: „Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen ihre Speise zur rechten Zeit. Du tust deine Hand auf und sättigst alles, was lebt, mit Wohlgefallen.“

Mit Blick auf den größten Teil der Menschheit stimmt das. Aber was ist mit denen, die hungern, denen das Nötigste fehlt? Und ist Gott schuld, wenn die Hungernden kein täglich Brot haben?

Sicher nicht. Er gibt, reichlich und überall, so viel, dass es eigentlich für alle reichen würde, wenn wir es denn richtig verteilen werden würde. Aber genau das passiert nicht, sodass manche zu viel von dem haben, was anderen dann fehlt. Und das tut den einen und den anderen nicht gut.

Sechstens: Und da kommen wir ins Spiel. Es ist unsere Schuld, wenn andere nicht ihr täglich Brot bekommen. Und es ist unsere Aufgabe, im Namen und Auftrag Gottes dafür zu sorgen, dass alle im umfassenden Sinn ihr täglich Brot bekommen und mit dem Brot alles, was sie zu Leben brauchen. So jedenfalls hat es Jesus (Matthäus 14,16) seinen Jüngern aufgetragen, als er sagte: „Gebt ihr ihnen zu essen...“

Aus dem Himmel reich

Predigt zu Matthäus 6, 19-21 6. Oktober 2013

Hast Du Dich darüber gewundert, dass hier ein Schatzkästchen steht? Das hat natürlich seinen Grund. Es gibt mancherlei Schatzkästchen, in die wir über die Jahre den einen oder anderen Schatz sammeln.

Gerade weil wir solche irdischen und himmlischen Schätze haben, fühlen wir uns von Jesus angesprochen. Ich glaube nicht, dass Jesus mir oder Dir die Freude am sauer Verdienten verderben wollte. Warum sollte er uns das Schöne des Lebens madig machen? Warum sollte er uns verbieten wollen, zu sparen und ein wenig vorzusorgen?

Und doch ist es ja so, dass unsere Schätze und Reichtümer – mal unabhängig von ihrer Größe – einen Teil unserer Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit in Anspruch nehmen. Das fängt schon damit an, dass wir Reichtümer erarbeiten und unsere Schätze erwerben müssen. Dann müssen wir sie pflegen, sichern, bewahren und verteidigen.

Da kann es einem leicht passieren, dass man sich immer mehr Sorgen und Gedanken um das macht, was man an Schätzen und Reichtümern zusammengetragen hat. Und je mehr man davon hat, desto mehr ist man darauf fixiert. Zumindest besteht die Gefahr.

Und genau das spricht Jesus an, wenn er sagt: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Wer sein Herz zu sehr an diese irdischen

Schätze hängt, der wird nie zur Ruhe kommen. Er wird immer in Sorge um das sein, was er mühevoll zusammengetragen hat.

Manchmal verselbständigt sich so ein Sammeln irdischer Schätze so sehr, dass ganz aus dem Blick gerät, wie unnütz es ist, mehr anzuhäufen, als man braucht. Jeder weiß das. Auch Du weißt, wie überflüssig manches von dem ist, was Du angesammelt hast, von dem Du im Grunde nichts hast, was Dir manchmal sogar eine Belastung ist, weil Du Angst hast, dass es Dir abhandenkommt.

Das Leben ist mehr als Essen und Trinken, mehr als das Haben und Horten irgendwelcher Schätze à la Dagobert Duck. Der hatte all sein Gold ja auch nur, um es zu besitzen. Im Grunde hatte er rein gar nichts davon – außer der Sorge, dass es ihm jemand wegnehmen könnte.

Den Worten Jesu zufolge ist es geradezu lebensnotwendig, sich nicht von seinen irdischen Schätzen abhängig zu machen. Denn wieso sollte man sein ganzes Leben darauf verwenden, mühevoll Vergängliches zu sammeln?

Die Warnung, sich nicht von irdischen Schätzen abhängig zu machen, gilt auch denen, die nicht viel abbekommen haben von den Segnungen des Wohlstands.

Denn mal abgesehen davon, dass man vom Neid auf die vermeintlich Reichen geradezu zerfressen werden kann, ist man dann ja wie die Reichen auch nur auf die irdischen Schätze fixiert, die man eben nicht hat.

Sicher: Jeder Mensch braucht zum Leben lebensnotwendige Lebensmittel. Aber um diese Mittel zum Leben, die natürlich auch ein großer Schatz sind, geht es Jesus nicht. Die werden ja auch nicht angesammelt, sondern verbraucht. Hier geht es nur um die irdischen Schätze, von denen man sich mehr abhängig macht als gut für einen ist.

Das müssen übrigens nicht materielle Schätze sein. Das Ganze gilt auch mit Blick auf ideelle Schätze wie z.B. das Wissen.

Unabhängig also von der Frage, ob ich mich als reich oder arm empfinde, stellt sich mir und jedem von Euch die Frage: Woran hänge ich? Wovon mache ich mich abhängig?

In der Erzählung „Herr der Ringe“ von Tolkien gibt es ein Wesen namens Gollum. Gollum hat nur noch eins im Sinn: den Schatz. Den will er haben. „Mein Schatz!“ wie er immer wieder sagt. Der lässt ihm keine Ruhe. Für Gollum ist der Schatz ein besonderer Ring, der ihn nicht mehr loslässt. Die Gier nach diesem Schatz verändert ihn so sehr, dass nicht mehr erkennbar ist, dass er ein Mensch ist.

Dieser Gollum macht beispielhaft deutlich, was mit uns passieren kann, wenn wir unseren Schätzen verfallen.

Zurück zu Jesus, der davor warnt, sich im Sammeln irdischer Schätze zu verlieren. Er warnt nicht nur. Er bietet auch eine Alternative an: „Sammelt euch Schätze im Himmel."

Damit richtet er unsere Aufmerksamkeit weg vom Irdischen hin aufs Himmlische, auf Schätze und Reichtümer eben, die jenseits unserer irdischen Schätze liegen, denen Motten, Rost und Diebe nichts anhaben können.

Werfen wir also einen Blick auf das Sammeln himmlischer Schätze. Worum geht es da? Geht es darum, gute Werke zu vollbringen, die einem im Himmel bzw. jenseits des Todes so etwas wie ein himmlisches Vermögen einbringen? Könnte man ja denken. Stimmt aber nicht.

Ganz im Gegenteil: Himmlische Schätze kann man sich nicht verdienen. Himmlische Schätze sind nicht im Himmel anzusammeln, sondern himmlische Schätze sind solche, die aus dem Himmel auf die Erde kommen.

Es geht beim Sammeln himmlischer Schätze nicht um ein Sammeln zum Himmel hin, sondern um ein Sammeln vom Himmel her. Die Richtung ist entscheidend: Nicht in den Himmel sammeln, sondern aus dem Himmel sammeln.

Es ist im Bilde gesprochen auf unserem himmlischen Konto mehr drauf, als wir abheben können – und dass, obwohl wir nie etwas eingezahlt haben.

In diesem Sinn gehört das bisher Gesagte zum Thema Erntedank. Himmlische Schätze sammeln ist wie Pilze sammeln. Die sammelt man ja auch nicht in den Wald. Nein. Man sammelt sie im Wald. Man erntet sie. Wie die himmlischen Schätze. Und dann hat man was davon. Und so haben wir mancherlei Grund zur Dankbarkeit für die Ernte himmlischer Gaben, mit denen Gott uns immer wieder segnet.

Jesus erzählte einmal ein Gleichnis von einem Mann, der in einem Acker durch Zufall einen Schatz entdeckte. In seiner Freude über diesen Schatz ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, nur um diesen Acker mit dem Schatz zu erwerben.

Mit dieser Geschichte wollte Jesus zeigen, wie es Menschen ergeht, die um den Schatz des Himmels wissen. Wer um diesen Schatz weiß, wer ihn gefunden hat, der gibt alles andere dran, um diesen himmlischen Schatz zu heben, um ihn einzusammeln, um ihn zu ernten. Wer um die himmlischen Schätze weiß, der findet die richtige Einstellung zu den irdischen Schätzen. Für Jesus war dieser Schatz das Himmelreich.

Daran anknüpfend stellt sich jedem von uns die Frage: Bist Du bereit, wie jener Mensch in Jesu Gleichnis all Deine irdischen Schätze gegen den himmlischen Schatz einzutauschen, um himmel-reich zu sein? Oder hängt Dein Herz doch mehr an den irdischen Schätzen als Du gedacht hättest?

Nun. Du brauchst Dich nicht zwischen den irdischen Schätzen und den himmlischen Schätzen zu entscheiden. Du darfst sowohl irdische als auch himmlische Schätze genießen, solange Gott das Wichtigste in Deinem Leben ist.

In seiner Güte segnet uns Gott mit irdischen und mit himmlischen Schätzen. So lasst uns beides mit offenen Händen und mit offenen Herzen dankbar empfangen.

In Sorge um Gottes Reich

Predigt zu Matthäus 6, 25-33 am 7. September 1997

Es geht ums Sorgen. Da können wir alle mitreden. Denn wer hätte keine Sorgen? Als ich am Dienstag Euch, die neuen Konfirmanden, aufgefordert habe: „Schreibt bitte auf, worum ihr euch Sorgen macht", da haben einige von Euch gesagt: „Ich mache mir keine Sorgen. Ich habe keine Sorgen."

Im Großen und Ganzen habt Ihr ja recht damit. Dem ihr habt alles, was man so zum Leben braucht. Ihr wachst gut behütet und versorgt auf. Ihr habt zu essen und zu trinken, Ihr habt ein Dach über dem Kopf und braucht nicht frieren, Ihr bekommt eine Ausbildung und seid in jeder Hinsicht bestens versorgt.

Dass Ihr Euch um nichts sorgen müsst, liegt daran, dass Ihr von den Eltern versorgt werdet. Andere sorgen für Euch.

So ist es doch, liebe Eltern? Sie haben nicht nur Ihre ganz persönlichen Sorgen, sondern immer auch noch die Sorge um die lieben Kleinen, die immer größer werden.

Aber zurück zu Euch Konfirmanden. Als Ihr ein bisschen nachgedacht hattet, fiel Euch ja schließlich doch so einiges ein, worum man sich auch in Eurem Alter schon mal Sorgen machen kann. Ihr habt Euch das aufgeschrieben.

Es gibt also auch in Euren Leben schon die eine oder andere Sorge. Und wenn es zunächst einmal nur die Sorge darum ist, wie es mit der Schule wird.

Sie, die Eltern und Älteren, werden mir sicher zustimmen: Je älter man wird, desto mehr gibt es, worum man sich sorgt. Und wahrscheinlich ist Ihnen in den letzten Minuten auch das eine oder andere in den Sinn gekommen, worum Sie sich Sorgen machen. Woran haben Sie gedacht?

Als Jesus damals die Menschen aufforderte, sich nicht zu sorgen, dachte er nicht an den ohnehin entbehrlichen Luxus, um den man sich unendlich viele Gedanken und Sorgen machen kann. Ganz im Gegenteil: Er zählte das auf, was jeder zum Leben braucht, etwas zu essen, etwas zu trinken und dann noch was zum Anziehen.

Schon darum bräuchte man sich nicht sorgen, meint er. Wird Gott die Vögel versorgen, wird er auch uns Menschen versorgen. Wird er die Lilien auf dem Felde kleiden, wird er auch uns kleiden.

Leider ist heute vieles anders. Es reicht nicht, die Hände in den Schoß zu legen und darauf zu warten, dass einem wie im Schlaraffenland alles zufällt.

Viele Menschen wissen ja tatsächlich nicht, was sie essen oder trinken sollen, haben kaum etwas anzuziehen - von dem uns selbstverständlich gewordenen Wohlstand mal ganz abgesehen. Wie soll man das verstehen: „Macht euch keine Sorgen“?

Jesu Aufforderung „Sorgt euch zuerst darum, dass ihr euch der Herrschaft Gottes unterstellt. Dann wird er euch schon mit all dem anderen versorgen“ lenkt unsere Aufmerksamkeit weg von den Sorgen um unser Leben, von den Sorgen um uns selbst. Und im Grunde wissen wir selbst, wie unsinnig es oft ist, sich zu sorgen, weil es schließlich doch ganz anders kommt.

Ich glaube, es ging Jesus nicht darum, uns das Sorgen ausreden zu wollen. Ohne ein gewisses Maß an Sorge und Fürsorge geht es ja auch nicht.

Er will nur, dass wir unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit nicht darin erschöpfen, uns um die alltäglichen Dinge dieser Welt zu sorgen. Er will unsere Aufmerksamkeit auf das richten, was die Sorgen lohnt: die Herrschaft Gottes.

Es ist immer wieder zu beobachten, wie Menschen ihre ganz persönlichen Sorgen geradezu vergessen, wenn sie eine große Aufgabe übertragen bekommen, wenn sie ein großes Ziel vor Augen haben.

Ich will es einmal vergleichen. Viele hier in der Südstadt haben ihr eigenes Häuschen - meist über Jahre und Jahrzehnte mühsam finanziert. Da gab es zuerst den Traum: das Eigenheim. Und alle Sorgen drehten sich darum, wie das erträumte Eigenheim finanziert werden kann. Und dann wurde alles dem großen Ziel untergeordnet. Es gab länger kein neues Auto, alle Gelder wurden gespart, der Urlaub fiel aus, die Ehefrau musste erwerbstätig werden, der Wintermantel reichte auf einmal doch noch für eine Zeit, alles, aber auch alles wurde dem großen Ziel untergeordnet. Und siehe da, es ging tatsächlich. Und so wurde mancher Traum Wirklichkeit. Und so ist das immer, wenn man nur ein großes Ziel vor Augen hat.

Jesus ist nun der Meinung, dass es unser großes Ziel sein müsste, uns für Gottes Herrschaft zu öffnen und einzusetzen, sodass Gott auf alle Bereiche des Lebens Einfluss nehmen könnte. Seiner Meinung nach würden dann die Sorgen um das eigene Leben wie von selbst in den Hintergrund treten. Vieles würde sich von dem, was einem sonst so wichtig vorkommen kann, anders darstellen und von allein erledigen. So muss es doch sein, dass das Wichtigste oben steht und alles andere dementsprechend geordnet wird.

Nun ist das Verrückte an der Zeit, in der wir leben, dass unsere Ziele, die wir uns für unser Leben gesteckt haben, genau besehen oft nur aufs Materielle beschränkt sind. Aber spätestens dann, wenn man im Grunde alles hat, was man sich erträumte, spätestens dann bohrt die Frage? War das eigentlich schon alles?

Diesem Sorgen setzt Jesus sein „Nein“ entgegen. Das Leben ist mehr als Essen und Trinken, Kleidung und Besitz, Wohlstand und Luxus. Das, worauf es im Leben wirklich ankommt, kann man sich ohnehin mit keiner Vorsorge der Welt erwerben. Das bleibt der Fürsorge Gottes überlassen, der allein weiß, was wir brauchen. Wo wir ihn für uns sorgen lassen, wird uns zuteil, was wir brauchen. Und das Schöne ist: Wie die Kinder dürfen wir uns mit unseren Sorgen dem himmlischen Vater anvertrauen, der für uns sorgt.

Und deshalb Jesu Rat: „Sorgt euch zuerst darum, dass ihr euch der Herrschaft Gottes unterstellt. Dann wird er euch schon mit all dem anderen versorgen.“

Hier wird das Ziel formuliert. Mit Blick auf dieses Ziel menschlichen Lebens müssten wir Sorgen immer wieder überdenken. Wofür lohnt es sich, sein Leben einzusetzen?

Bitten, Suchen und Anklopfen

Predigt zu Matthäus 7,7 am 1. Oktober 1994

In der Bergpredigt sagt Jesus: „Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan."

Ein wunderbares Wort. Uns wird etwas versprochen und zugleich etwas zugemutet. So hat dies Wort zwei x zwei Seiten. Es tröstet und fordert heraus. Es gilt in der Vertikalen für den Bereich des Zwischenmenschlichen, also für die Beziehung von Gott zu uns Menschen. Und es gilt in der Horizontalen, also für die Beziehung von Mensch zu Mensch.

Lassen Sie mich mit dem beginnen, was für unser Miteinander in diesem Wort an Zusage und Herausforderung steckt. Von Anfang an können wir das ja an den Kindern erleben, wie sie bitten und oft geradezu betteln, wie sie suchen und dies oder das versuchen, oft mit einem unwiderstehlichen Lächeln bei uns anklopfen.

Ich glaube, solange wir uns diese Grundhaltung erhalten, solange wir bitten, suchen und anklopfen, wird das Leben gelingen. Was wäre das schön, wenn wir Menschen wären, die sich trauen, ohne Voranmeldung anzuklopfen, die noch „Bitte!" sagen können und die noch suchen, weil sie eben nicht der irrigen Meinung sind, sie hätten schon alles und bräuchten nicht mehr zu suchen.

Wer nicht mehr bitten, suchen und anklopfen kann, der ist ja bereits lebendig tot. Wie soll sich ein Mensch verändern, der zu ist? Wie soll ein Mensch Neues entdecken, wenn er nicht sucht und offen ist? Wie kann ein etwas empfangen, wenn er mit beiden Händen schon etwas festhält? So stellt sich für uns also die Frage: Bitten wir noch? Suchen wir noch? Klopfen wir noch an?

Was immer das Leben unter diesem Motto mit sich bringt: Es wird reicher sein, wenn wir bitten, anklopfen und suchen, als wenn wir es nicht tun. So wünsche ich uns, dass wir füreinander offen sind, bittend und nicht fordernd, suchend und nicht schon alles wissend, von uns aus anklopfend und nicht immer in der Meinung, andere müssten kommen.

Wer also sucht, bittet und anklopft, wird den Segen erleben, der mit diesem Wort in Aussicht gestellt ist. Da steckt ja die Zusage: Dieser Mensch wird finden und empfangen, dem wir sich manches eröffnen. Auf den immer wieder neuen Versuch kommt es an. Nicht aufgeben, sondern immer wieder suchen, bitten und anklopfen.

Nun eröffnet dieses Wort aus der Bergpredigt über das Zwischenmenschliche hinaus noch eine theologische Perspektive. Es sagt also etwas über unsere Beziehung zu Gott. Vieles, von dem, was ich eben über das Verhältnis von Mensch zu Mensch gesagt habe, gilt im übertragenen Sinn auch für unsere Beziehung zu Gott.

Da Jesus die Menschen mit seinen Worten ermuntern will, sich an Gott zu wenden, meinen seine Worte eben auch: „Bittet Gott, so wird er euch geben. Suchet Gott, so wird er sich von euch finden lassen. Klopfet bei Gott an, so wird er euch auftun."

Damit stellt sich für uns die Frage: Bitten wir Gott? Klopfen wir bei Gott an? Suchen wir Gott? Wir sind in jedem Fall eingeladen, Gott zu bitten, Gott zu suchen und bei ihm anzuklopfen. Das ist die Herausforderung. Wer das tut, dem wird in Aussicht gestellt, dass er findet, dass ihm geöffnet wird, dass er empfängt.

Was das im Einzelnen heißt, will ich jetzt nicht durch Beispiele einengen. Das kann letztlich nur das Erleben beantworten. Das wird von Bitte zu Bitte, von Mensch zu Mensch, von Zeit zu Zeit anders aussehen. Deshalb ist auch bei Jesus z.B. nur gesagt, dass wir finden, nicht was es sein wird, dass wir empfangen werden, nicht was es sein wird, dass uns Dinge aufgehen, nicht was oder worüber.

Es ist alles offen, was die Beziehung von Mensch zu Mensch und von uns Menschen zu Gott angeht. Es wird vieles eben unter einem anderen Vorzeichen stehen, wenn dies Wort aus der Bergpredigt unsere Grundhaltung beschreibt.

Ich wünsche uns, dass uns das gelingt, immer öfter gelingt, dass wir anklopfen, suchen und bitten, einander und Gott. Dann werden wir gemeinsam finden und dem Ziel unserer Sehnsucht näher kommen. Dann werden sich uns neue Räume auftun. Dann werden wir mehr empfangen, als wir erbeten haben.

Gott helfe uns bei allem Suchen, Anklopfen und Bitten - damit unser Leben voller Sinn und Freude ist. „Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan."

Worauf baue ich?

Predigt zu Matthäus 7, 24-27 am 13. August 2017

In den letzten Jahren kam es in verschiedenen Regionen immer wieder zu Überschwemmungen. Ein Jahrhunderthochwasser jagt das andere. Denken wir an nur Goslar und Wolfenbüttel in der jüngsten Ver-

gangenheit. Wir haben die Bilder von Zerstörung und Verwüstung vor Augen. Müssen wir uns daran gewöhnen, dass das immer wieder passiert? Die Klimaforscher meinen: Ja

Manchmal kommt es ja vor, dass zwei Häuser nebeneinander an einem Flusslauf stehen. Während das eine Haus von den ansteigenden Fluten unterspült und weggerissen wird, bleibt das andere stehen. Warum? Die Antwort liegt auf der Hand. Weil es glücklicherweise auf einem felsigen Untergrund steht.

So etwas gab natürlich auch in Israel. Und anscheinend hatte Jesus so etwas vor Augen. Jesus spricht vom Bauen eines Hauses. Kluge Leute bauen auf Fels. Dumme Leute bauen auf Sand. Und wenn ein Starkregen oder eine Flut kommt, dann bleibt nur das Haus stehen, dass auf festem Grund steht.

Aber geht es Jesus um eine Anleitung zum Häusle-Bauen? Nein. Nicht wirklich. Jedenfalls nicht im Sinne derer, die sich gern ein Immobilie zulegen würden. Das mit dem Bauen ist nur ein Bild. Wofür? Fürs Leben. Er antwortet mit seinem Bild auf die Frage: Worauf soll man bauen? Haben Sie sich das schon mal gefragt, worauf Sie bauen? Und Du: Worauf baust Du? Ja, worauf baue ich?

In unserer Zeit bauen viele Menschen auf Leistung und Geld, auf Familie und Freunde, auf Bildung und Status, auf Fitness und Gesundheit. Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden. Aber reicht das?

Was ist wenn man die Arbeit verliert oder krank wird? Was ist, wenn die Familie auseinanderbricht oder Freunde einen verlassen? Es geht schneller, als man denkt, dass einem all das, worauf man baut, abhandenkommen kann in den Stürmen des Lebens, wenn die Wasser kommen, wenn die Winde gehen.

„Worauf baue ich … mein Leben, meine Existenz." Die Frage drängt sich besonders dann auf, wenn man die bittere Erfahrung machen musste, dass man etwas in den Sand gesetzt hat.

Man könnte die Frage auch ein bisschen anders formulieren. Etwa so: „Worauf stehe ich?" Also: „Was ist mir wichtig?" Worauf gründen meine Überzeugungen, meine Einstellung zum Leben? Meistens denkt man nicht darüber nach. Man lebt sein Leben und geht den Dingen nicht auf den Grund. Und dann wundert man sich, wenn vieles so oberflächlich, so vordergründig bleibt.

Warum also nicht mal nachbohren? Warum nicht mal versuchen, in die Tiefe zu kommen? Dann käme man vermutlich einer tiefgründigen Antwort auf die Frage, worauf man steht, zumindest näher.

Jesus lädt mit seinen Worten ein, darüber nachzudenken, worauf man baut, worauf man steht: „Wer diese meine Worte hört und sich nach ihnen richtet, wird am Ende dastehen wie ein kluger Mann, der sein Haus auf felsigen Grund baute."

Wer also tut, was Jesus sagt, ist ein kluger Mensch. Wer sich nicht danach richtet, ist dumm, ein Dummkopf. Ganz einfach. Und was seid nun Ihr? Ich sag's mal ein bisschen frech und provokant: In den Augen Jesu sitzen hier eine Menge Dummköpfe!

Bevor Ihr und Sie jetzt protestierend aufsteht und nach Hause geht, weil ich Dir oder Ihnen etwas unterstellt habe, beweist mir doch einfach das Gegenteil.

Wie? Ganz einfach: Jesus sagte: „Wer diese meine Rede hört..." Jesus meinte seine Predigt, die er gerade gehalten hatte, diese Predigt, die als Bergpredigt berühmt geworden ist. Der Evangelist Matthäus hat sie in den Kapiteln 5-7 seines Berichts vom Leben Jesu überliefert.

Und? Kennen Sie, kennt Ihr diese Predigt? Wer kann mir jetzt sagen, was drinsteht? Seht Ihr: Genau da liegt das Problem. Die wenigsten wissen, was Jesus da gesagt hat? Wenn man nicht einmal weiß, was er gesagt hat, kann man es auch nicht tun.

Denke bitte niemand, ich wollte jetzt jemanden bloßstellen. Keineswegs. Das liegt mir fern. Nein. Was Jesus da sagte, trifft viele von uns, wenn nicht alle. Bevor sich nun einige in Sicherheit wiegen, weil sie tatsächlich wissen, was Jesus damals sagte, muss ich warnen: Vorsicht. Man ist noch nicht durch, wenn man weiß, was Jesus wollte.

Denn mal angenommen, Sie wissen, Ihr wisst, was Jesus gesagt hat, ist dann ja die Frage, ob man's auch tut, was er gesagt hat. Das Problem mit den tauben Ohren haben nämlich viele. Da geht etwas hier rein... und da wieder raus..., ohne dass es Konsequenzen hätte, ohne dass es fruchten würde, ohne dass sich irgendetwas ändern würde.

Und genau das ist der springende Punkt. Jesus sagte ja nicht, dass die klug sind, die auf ihn hören und dann wissen, was er gesagt hat. Nein.

Er sagte, dass die klug sind, die sein Wort hören und es dann eben auch tun. Die Betonung liegt auf dem Tun. Es geht also darum, dass man auch macht, was er gesagt hat.

Dieser Hinweis betrifft nun vor allem die Wissenden unter uns. Wer um die Worte Jesu weiß und sie nicht tut, der ist ein noch viel größerer Dummkopf als der, der von nichts weiß. Ich könnte mir nun vorstellen, dass der eine oder andere hier jetzt denkt: „Dieser Jesus kommt sich ja gewaltig schlau vor. Ich mache doch nicht, was einer von

mir will, den ich gar nicht kenne.“ Stimmt … unter der Voraussetzung, dass man Jesus nicht kennt. Bevor man jemandem vertraut und tut, was er sagt, sollte man ihn kennen.

Es geht also nicht nur um das, was Jesus sagte, sondern auch um den, der es sagte. Wer eigentlich war bzw. ist dieser Jesus – für Dich, für Sie, für uns?

Auch diese Frage will geklärt sein. Hat er mir etwas zu sagen? Wenn nicht, dann hat man es noch vor sich, Christ zu werden. Denn ohne Jesus geht da rein gar nichts in Sachen Christ-Sein.

Um noch einmal auf das mit dem Felsen zu kommen. In der Bibel, wo verschiedenste Menschen von ihrem Glauben und ihren Erfahrungen mit Gott berichtet haben, wird Gott selbst immer wieder als Felsen beschrieben, als der, auf den man bauen kann.

Es geht also darum, auf Gott zu bauen. Genau darum geht es Jesus: Wer auf ihn hört, der baut auf Gott. Was auf diesen Felsen gründet, das hält – felsenfest.

Wenn nun Du oder Sie vor der Frage stehen: „Soll ich oder soll ich nicht tun, was er sagte?“ dann kann ich nur sagen: Probiere es einfach aus. Denn bekanntlich geht Probieren über Studieren.

Also einfach mal ausprobieren, wie weit man mit dem kommt, was Jesus sagte. Schauen wir doch mal, was passiert, wenn wir es tun, wenn wir auf ihn hören und ihm vertrauen, wenn wir auf das bauen, was er sagte.

Deshalb empfehle ich Euch und Ihnen, sich einmal ganz in Ruhe die Zeit zu nehmen, Jesu Predigt zu lesen. Sie steht wie gesagt beim Evangelisten Matthäus in den Kapiteln 5-7.

Und falls sich für Dich oder Sie beim Lesen seiner Predigt eine Möglichkeit auftut, etwas konkret werden zu lassen, sage ich nur: Mach‘s. Fange einfach damit an, danach zu leben und zu tun, was er sagt.

Denn wer seine Worte hört und sich nach ihnen richtet, wird am Ende dastehen wie ein kluger Mann, der sein Haus auf felsigen Grund baute.

Sprich nur ein Wort

Predigt zu Matthäus 8, 5-13 am 23. Januar 2022

Worte können eine starke Wirkung haben. Worte können heilen und verletzen. Worte können poetisch die Liebe beschreiben, aber auch der Anfang und Auslöser von Krieg und Gewalt sein. Manche Worte

haben sich tief in unser Gedächtnis eingegraben. Ich lade heute Morgen zu einem Quiz ein. Ich zitiere berühmte Worte. Wenn jemand weiß, von wem das Zitat stammt ... einfach laut sagen. Ich bin mir sicher, die meisten erinnern sich.

„Ich bin ein Berliner! „ John F. Kennedy
„Wir schaffen das!“ Bundeskanzlerin Angela Merkel
„Nichts ist gut in Afghanistan“ Margot Käßmann
„I have a dream!” Martin Luther King
„Wollt Ihr den totalen Krieg?“ Joseph Goebbels
„Die Rente ist sicher!“ Norbert Blüm
„Yes, we can!“ Barak Obama,
„Wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise möglich geworden ist!“ Hans-Dietrich Genscher
„Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.“ Martin Luther

„Gehe hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast!“ Das sagte Jesus zu einem römischen Hauptmann, um den es im heutigen Predigttext geht. Dieser Hauptmann wusste, welche Macht Worte haben können. Er vertraute darauf, dass Jesus Macht hatte. Deshalb sagte er zu Jesus: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund!“ so redet einer, der es gewohnt ist, dass andere Leute machen, was er sagt. Heißt es „Achtung“, so ziehen sie ihr Schwert. Ruft er „Angriff“, so rennen sie los.

Doch bei der Krankheit seines Knechtes half ihm das nicht weiter. Und so bat er den um Hilfe, von dem er gehört hatte, dass er es kann: „Kranke heilen, Gelähmten neues Leben schenken, Leidenden die Qualen nehmen“.

So kam es zu dieser ungewöhnlichen Begegnung zwischen dem Hauptmann der römischen Besatzungsmacht und dem jüdischen Wanderprediger Jesus, von dem die Leute sagten, dass er nicht nur gut reden konnte, sondern auch wahre Wunder vollbringen könnte.

Jesus scheint vom Vertrauen und der Menschlichkeit dieses Mannes beeindruckt gewesen zu sein. Denn er ließ sich bitten, wollte helfen und war sogar bereit, den gelähmten Knecht zu Hause aufzusuchen.

Dazu kam es aber nicht. Als wollte der Hauptmann sagen „Nicht nötig“, sagte er: „Herr, ich bin nicht wert, dass du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund!“

Was für ein Glaube? Dieser Hauptmann war sich sicher: Es würde reichen, wenn Jesus etwas sagen würde. Denn das würde auch passie-

ren. Da dachte er als Hauptmann: Wenn ich was sage, geschieht es ja auch. Von daher war er der Meinung, dass sein Diener wieder gesund werden würde, wenn Jesus das sagen bzw. befehlen würde.

Man muss schon sagen: Der hatte ein Vertrauen zu Jesus, das seinesgleichen sucht. Ein Wort würde reichen. Nur ein Wort? Was muss das für ein Wort der Macht gewesen sein, dass die Krankheit den Diener verlies, dass die Not sich in Zuversicht verwandelte, dass eine eben noch von Krankheit gequälte Seele Flügel bekam.

Leider hat Matthäus nicht überliefert, was Jesus dann tatsächlich gesagt hat. Wir kennen das Wort also nicht, das die Wende brachte. Matthäus lässt es weg, also wollte er sagen, dass das Wort von damals, das die Krankheit jenes Dieners beendete, in gewisser Weise einmalig war und uns von daher nicht zu interessieren braucht.

Es wird auch nicht berichtet, was sonst noch geschah oder gesagt wurde. Es heißt nur: Sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde. Es muss ganz offensichtlich ein starkes, ein mächtiges Wort gewesen sein, das in der Lage war, den Kranken gesund zu machen, seine Welt in Ordnung zu bringen und seinem Leben Heil und Heilung zu schenken. Soweit einmal zu dieser in mehrfacher Hinsicht wunderbaren Geschichte.

Sie macht deutlich, dass es Worte gibt, die das Zeug dazu haben, in Deinem oder meinem, in unserem und aller Leben etwas zu verändern. Das sind Worte mit einer verändernden Kraft.

Das können so Worte sein wie die, die ich zu Anfang in Erinnerung eingebracht habe. Das können aber auch Worte der Bibel sein, durch die wir uns so angesprochen fühlen, als würde Gott selbst durch diese Worte mit uns reden, Worte, die uns und unser Leben nachhaltig verändern. Das können aber auch Worte der Menschen sein, denen wir begegnen, Worte, die uns einen Ausweg aus der Not weisen – gesprochen vom Arzt oder Therapeuten, vom Partner oder den Kindern, von der Nachbarin oder einem Menschen, dem wir ganz zufällig begegnen. Diese Worte können uns gesagt werden und unser Leben verändern.

Genauso könnten solche Worte natürlich von uns ausgehen. Denn auch wir sind in der Lage, solch heilende, rettende und helfende Worte anderen zu sagen.

Ich denke da an Menschen, die aufgrund ihrer Lage in Not sind oder die sich in einer verfahrenen Lage befinden, für es keinen Ausweg zu geben scheint. Wer würde sich das nicht wünschen, wie Jesus mit einem Wort schier unlösbare Probleme lösen zu können, Menschen zu heilen, die quälende Not zu beenden, die ersehnte Hilfe zu bringen?

Ich höre schon die Frage: Wie? Das soll durch Worte, womöglich durch ein einziges Wort, möglich sein? Sind denn Worte nicht nur Schall und Rauch?

Manchmal stimmt das leider. Es wird so viel gequasselt. Es werden so viele nichtssagende Worte gemacht. Wir werden ständig berieselt und zugetextet, dass die Worte, auf die es ankommt, oft in einer Flut von Wörtern untergehen.

Also alles nur Worte? Nein: Nicht nur Worte. Davon lebt die Geschichte, dass es das eine Wort gibt, das in der Lage ist, alles zu verändern. Das ist beileibe nicht immer dasselbe Wort. Es mag unterschiedlich klingen. Aber es hat diese Kraft und Macht wie bei Jesus.

Für manchen lautet dieses Wort: „Ich liebe Dich." Für einen anderen lautet es: „Ich vergebe Dir." Und wieder für wen anders lautet es vielleicht: „Ich bin bei Dir."

Und das soll reichen? Aber sicher doch. Nicht immer. Aber immer dann, wenn einen das rettende und alles verändernde Wort im rechten Augenblick erreicht. Dann kann das Wunder geschehen, dass dies eine Wort alles verändert.

Nur ein Wort? Nochmal: Ja, nur ein Wort – aber voller Kraft und Macht, ein erlösendes, veränderndes, heilsames Wort, nicht nur eine nichtssagende Floskel und Worthülse, nicht nur ein leerer Wortcontainer oder eine Sprechblase. Nur ein Wort, aber was für eins.

Abschließend mal zwei Beispiele für Not wendende Worte. Zunächst eins aus dem Bereich der Politik: Wenn z.B. Vladimir Putin seinen Soldaten an der Grenze zur Ukraine den Befehl zum Abzug erteilen würde, wäre das so ein die Situation deeskalierendes Wort, dass alle aufatmen ließe, vieles verändern würde. Man möchte es Vladimir Putin geradezu zurufen: „Sprich nur ein Wort..." dies eine die Kriegsgefahr bannende Wort.

Das zweite Beispiel mal in Anlehnung an die Geschichte, in der es ja vor allem um Krankheit und Heilung geht. Was das angeht, kann doch jeder mitreden. Wer wäre nicht schon einmal krank gewesen? Wer hätte ich nicht schon einmal Sorgen gemacht um einen ihm lieben Menschen, der krank war.

Und wenn das Leben so von Krankheit bestimmt oder gar bedroht ist, dann kommt einem schon mal die Bitte um Hilfe über die Lippen,

die in unserer Geschichte der Hauptmann äußert: „Sprich nur ein Wort...“

Möge uns immer dann, wenn wir es brauchen, ein erlösendes, veränderndes, heilsames Wort erreichen.

Erntehelfer

Predigt zu Matthäus 9, 35-10,1-8 i.A. am 21. Juli 2019

Heute ist mal ein Abschnitt aus dem Matthäusevangelium dran, bei dem es sich nahe legt, ihn Stück um Stück anzusehen. Es beginnt in Vers 35 mit einer Zusammenfassung dessen, was Jesus machte: „Und Jesus zog umher in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen.“

So unspektakulär, wie es auf den ersten Blick wirkt, ist es nicht. Warum nicht? Weil Jesus etwas tut, was uns nachdenklich stimmen sollte. Gut, dass er unterwegs war und predigte, ist nicht neu.

Aber was er predigte, das sollte uns aufmerken lassen. Denn er predigte vom Reich Gottes. Wenn er vom Reich Gottes sprach, hatten die Leute den Eindruck, dass es tatsächlich zum Greifen nah war, als wenn sich der Himmel öffnete, als wenn das Reich Gottes ein Stückweit in diese Welt hineinragte.

Die Menschen bekamen durch seine Worte und Gleichnisse nicht nur einen Eindruck vom Reich Gottes. Es war vielmehr. Es war, als wenn er mit seinen Worten vom Reich Gottes das Reich Gottes selbst ein Stück weit Wirklichkeit werden ließ.

Denn er heilte Krankheiten und Gebrechen. Sicher waren es nicht alle, die er heilte bzw. heilen konnte, aber doch so viele, dass es die Evangelien immer wieder berichten. Aber wenn er den einen oder die andere heilte, dann verstanden das die Leute quasi als Beweis für die Richtigkeit dessen, was er predigte.

Denn es gab die Verheißung, dass das Kommen des Gottesreiches mit Zeichen verbunden sein würde: Kranke würden gesund. Lahme könnten sich wieder bewegen. Blinde könnten wieder sehen. Stumme würden wieder sprechen können. Aussätzige würden rein.

Wort und Tat stimmten überein und zeigten: Mit Jesus schien das Gottesreich tatsächlich da zu sein, zumindest ansatzweise, noch nicht

auf Dauer und auch nicht überall, aber doch schon so, dass Hoffnung aufkeimte, dass es bald zum Durchbruch kommen würde.

In Vers 36 kommt etwas Neues dazu: „Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstigt und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“

Jesus sah und spürte die Verzweiflung und Angst der Menschen, ihre Orientierungslosigkeit und Einsamkeit. Und das ließ ihn nicht kalt, die Menschen so in Not zu sehen. Im Gegenteil: Es rührte ihn an. Voller Mitgefühl sah er, wie schlecht es ihnen ging.

Wenn es heißt „es jammerte ihn“, dann ist da nicht gemeint, dass er rumgejammert hätte. „Es jammerte ihn“ meint, dass es ihm zusetzte, wie er sie so erlebte.

Und die Konsequenz? Die wird in Vers 37 benannt: „Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.“

Er dachte dabei ja nicht wirklich an Ernte, im Sinne vom Einbringen des Weizens. Das mit der Ernte ist nur ein Bild. Eigentlich wollte er seinen Jüngern sagen: „Es gibt viel zu tun. Aber nur wenige nehmen die Herausforderung an und packen an.“

Wer ihm darin zustimmt, den lädt er ein, mit ihm zu beten, dass Gott Menschen auf den Weg bringt, das Notwendige zu tun. In Vers 38 heißt es deshalb: „Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.“

Wir erinnern uns an den Anfang. Es kommt das Reich Gottes. Wir könnten auch sagen: Gott kommt. Es ist sein Reich, seine Ernte, sein Ding, wofür er auch selbst sorgt.

Natürlich kann er Menschen beauftragen bzw. in den Dienst nehmen, ihm dabei zu helfen. Aber es bleibt seine Ernte. Und er – nicht wir – sorgt dafür, dass es die notwendigen Erntehelfer gibt.

Und erst dann kommt es im Vers 1 zu einer überraschenden Wende. Jesus berief aus der Menge derer, die ihm zuhörte, die zwölf Jünger. Er machte sie zu seinen und zu Gottes Mitarbeitenden.

Und dann stattete er sie mit einer besonderen Kraft aus. Er begabte sie mit Kraft und der Gabe der Krankenheilung. Da heißt es: „Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen.“

Und erst nachdem er sie mit der notwendigen Kraft begabt hatte, sagte er ihnen ab Vers 7+8, was sie zu tun haben und schickte sie los: „Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbei-

gekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus."

Er wies sie also an, es so zu machen, wie er es ihnen vorgemacht hatte. Sie sollten den Menschen vom anbrechenden Gottesreich erzählen und Kranke gesund, Lahme wieder gehend, Blinde wieder sehend, Stumme wieder sprechend und Aussätzige wieder rein machen. Unglaublich, was er ihnen damit zutraute.

Dieser Auftrag besteht bis heute – und zwar für alle Christen. Die Arbeiter müssen keine Hauptamtlichen sein. Prinzipiell dürfen sich hier alle Christen angesprochen fühlen.

Je mehr, desto besser. Ganz nach der Devise: Viele Hände - ehrenamtliche und hauptamtliche - machen der Arbeit ein schnelles Ende. Leider ist es im Gemeindealltag oft wie auf manchen Baustellen. Da stehen ganz viele diskutierend herum, während nur wenige anpacken.

Die Ausgangslage, mit der wir es als Christen heute zu tun haben, ist leider nicht leichter geworden im Vergleich zu damals. Im Gegenteil: Die Mehrheit unserer Zeitgenossen scheint zunehmend orientierungsloser und verängstigter nach Lösungen zu suchen für die immer zahlreicher werdenden Probleme. Die Welt bräuchte dringend Hilfe.

Im Bilde gesprochen: Einen Hirten bräuchten wir schon. Ob man ihn auch akzeptieren würde, ist allerdings fraglich.

Die entscheidende Frage ist, ob wir die Menschen, die unschuldig oder selbst verschuldet in eine Notsituation geraten sind, so sehen können, wie Jesus sie sah, dass wir sie also nicht verächtlich anschauen und sich selbst überlassen, sondern Mitgefühl zeigen.

Ist unsere Sicht auf solche Menschen wie die Sicht Jesu ein Blick des Erbarmens, der Anteilnahme, des Mitgefühls oder ein eher distanzierter und verächtlicher Blick.

Haben Sie Menschen vor Augen, deren Leid und Not Sie so betroffen macht, dass Sie was unternehmen wollen, um ihnen zu helfen?

Mich z.B. macht immer ganz traurig, wenn ich auf Menschen treffe, die keinen Zugang zum Glauben, Hoffen und Lieben finden können, die das mit Gott ad acta gelegt haben.

Und dann ist da ja noch die Frage, was wir denn für die Menschen tun könnten. Sehnen sich diese Menschen nach dem Reich Gottes? Vermutlich nicht.

Aber den Himmel auf Erden wünschen sich sicher alle. Wie könnte unser Reden und Tun dazu beitragen, dass sich anderen der Himmel öffnet und sie wenigstens ein Stück Himmel auf Erden erleben können?

Wie können wir denen, die vereinsamt, vereinzelt leiden, Gemeinschaft ermöglichen? Und wie können wir denen, die orientierungslos sind, helfen, einen für sie gangbaren Weg zu finden? Wie können wir denen, die krank sind, helfen, wieder gesund zu werden oder mit ihrer Krankheit besser zurecht zu kommen?

Vermutlich würden die meisten von uns wohl sagen, dass wir nicht in der Lage sind, das zu tun, wozu Jesus seine Jünger auffordert.

Denn wer von uns würde von sich sagen, dass er Kranke gesund machen kann, dass er Tote auferwecken kann, dass er Aussätzige rein machen und Tote auferwecken kann. Damit hat sich die Kirche immer schwer getan und es den Ärzten und Medizinern überlassen, dafür zu sorgen, dass es den Kranken besser geht.

Und doch: Wir könnten was machen. Wir müssen nur versuchen, das, was Jesus da sagte, im übertragenen Sinn zu verstehen. Dann wäre vieles möglich:

Wir könnten durchaus dazu beitragen, dass Kranke wieder gesund werden, indem wir deren Selbstheilungskräfte stärken. Wir könnten durchaus dazu beitragen, dass die, die sich lahm fühlen, zu neuen Kräften kommen und fröhlich springend in den Tag gehen. Wir könnten durchaus dazu beitragen, dass für die, die sich lebendig begraben und wie tot fühlen, ein neues Leben beginnt. Wir könnten durchaus dazu beitragen, dass die, die sich ausgesetzt fühlen, wieder integriert werden.

Was die Dämonen, die bösen Geister, z.B. die Dummheit, den Fanatismus und die Habgier angeht, die viele verderben und zerstören, unter denen viele leiden, die sich von allen guten Geistern verlassen fühlen, können wir auch viel mehr machen, als man meinen sollte.

Wenn es in Vers 8 abschließend heißt: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch", dann meint umsonst nicht vergeblich, sondern gratis.

Was Gott uns aus Gnade schenkt und anvertraut, dürfen, ja sollen wir gratis weitergeben. Was Jesus begann, sollen die 12 und alle fortführen, die sich von Jesus als „Erntehelfer" berufen lassen.

Fürchtet euch nicht

Predigt zu Matthäus 10, 27-33 am 31. Oktober 2015

Was Jesus hier sagt, klingt geheimnisvoll, ein bisschen auch nach Verschwörung. Wie sagt der Volksmund: „Im Dunkeln ist gut munkeln..."

Aber genau das wollte Jesus nicht, auch wenn es so klingt. Vermutlich wollte er genau das Gegenteil. Was er noch im Dunkeln sagt, dass sollen die, die zu ihm gehören, im Rampenlicht der Öffentlichkeit sagen.

Vielleicht ist das Ganze auch als Zeitansage gemeint. Im Bilde gesprochen: Er spricht zu ihnen noch im Dunkeln, vor Tagesanbruch, also bevor der Tag beginnt und alles geschieht, was er ihnen prophezeit hat. Was er ihnen bei Tagesanbruch wie ein Geheimnis ins Ohr flüstert, das sollen sie dann den Tag von Dächern predigen, also in aller Öffentlichkeit weitersagen, sodass es jeder hören kann. Was ihnen im Dunkel des Tagesanbruchs schon dämmert, soll alle Welt am heller lichten Tag erfahren.

Und was flüstert er ihnen bzw. was sollen sie dann allen weitersagen? Ich fasse zunächst einmal kurz zusammen, was Jesus ihnen sagte: „Fürchtet euch nicht!“

Wer nun aufmerksam zugehört bzw. mitgelesen hat, dem dürfte aufgefallen sein, dass Jesus beides sagt: „Fürchtet euch nicht!“ und „Fürchtet euch aber!“

Man ist geneigt, sich zu fragen: „Was denn nun? Sollen wir oder sollen wir nicht... uns fürchten?“ Jesus spricht von beidem. Weder das eine noch das andere scheint für sich genommen richtig oder falsch zu sein. Beides kann stimmen. Beides kann falsch sein. Die Frage lässt sich nur von Fall zu Fall, von Moment zu Moment beantworten.

Da sind zum einen die vielen Mächtigen dieser Welt. Vor ihnen brauchen wir uns nicht zu fürchten. Also: Fürchtet euch nicht vor Menschen, von denen ihr abhängig seid. Lasst euch nicht einschüchtern von Räten, Funktionären, Direktoren. Fürchtet euch nicht vor Präsidenten und Bischöfen, nicht vor Zensoren und Vorsitzenden. Fürchtet euch nicht vor denen, die eure Personalakten führen und eure Gehälter bestimmen...

An und für sich ja richtig. Und wir wollen uns ja auch nicht fürchten. Und dennoch tun wir es. Wir fürchten uns vor denen, die Macht über uns haben.

Und dann gibt es da noch die, vor denen wir uns sehr in Acht nehmen müssen. In anderem Zusammenhang hätte Jesus uns sicher vor ihnen gewarnt und gesagt: „Fürchtet euch aber vor denen, die euch zu Gefallen reden, die euer kritisches Denken einschläfern, die euch kaufen, die euch feige, angepasst und eitel machen, die euch das Rückgrat rauben und euch in Kriecher verwandeln, die eure Gedanken und Gefühle verderben.“

Ob man will oder nicht: Man ist in dieser Welt dem Bösen ausgesetzt. Und oft genug erliegt man den Versuchungen des Bösen. Und davor fürchtet man sich. Deshalb ja die Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Weil Jesus weiß, dass wir immer wieder schwach sind, schwach werden und uns fürchten, deshalb macht er das mit der Furcht auch zum Thema. Er geht ihm ja nicht um irgendwen, sondern um die, ums uns, die zu ihm gehören.

Er begründet seine Aufforderung zur Furchtlosigkeit, sein „Fürchtet euch nicht!“ durch seine Gedanken über die Sperlinge, von denen er da redet.

Zunächst sagt er, was damals aber alle wussten, dass Sperlinge nicht viel wert sind. Aber selbst für sie gilt, dass ihnen ohne das Wissen des himmlischen Vaters nichts passiert.

Wenn nun schon den Sperlingen nichts ohne Wissen des Vaters passiert, um viel mehr sollte das nicht auch für jeden von uns gelten. Da wir viel mehr wert sind als die Sperlinge, ist davon auszugehen, dass Gott auch auf uns achtet und uns nichts ohne sein Wissen widerfährt.

Das erspart weder den Sperlingen noch uns das Leid und den Tod. Aber wir dürfen wissen: Dieses Fallen ruht in Gottes Ratschluss. Wir bleiben bei ihm geborgen – was auch geschieht.

Diesem Gefühl des Aufgehoben-Seins und der Geborgenheit entspricht eine Furchtlosigkeit, die ihresgleichen sucht. Dass wir sein sind und bleiben, was auch passiert, kann uns bei der Bewältigung unserer Furcht helfen.

Der Evangelist Matthäus schrieb seine Geschichte von Jesus für Menschen auf, die es nicht leicht hatten, denen der Wind von vorn entgegen blies, die von verschiedenen Seiten aufgrund ihres Glaubens bedroht und angefeindet wurden, die um ihres Glaubens willen zu leiden hatten.

Das kennen wir hierzulande nur noch in sehr abgeschwächter Form, wenn uns Menschen dafür angehen, dass wir zur Kirche gehen und versuchen, im Sinne Jesu zu leben.

In manchen Ländern Afrikas oder in Nordkorea ist es heute noch lebensgefährlich, sich als Christ zu outen. Da hört sich die Aufforderung „Fürchtet euch nicht!“ natürlich ganz anders an.

Wenn Luther sagte: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“ Dann meinte er natürlich nicht, dass wir vor ihm Angst haben müssten.

Wenn er von fürchten spricht, dann meint er die Ehrfurcht. Wir sollen ihn ernst nehmen, ihm die Ehre geben, uns auf ihn ausrichten, uns ihm anvertrauen. Ehrfurcht und Gottvertrauen – die gehören zusammen.

Jesus beschließt seine kleine Ansprache mit den Worten: „Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater."

Das klingt bedrohlich, vor allem für die, die lieber nichts sagen, die lieber unauffällig im Hintergrund bleiben wollen. Denn auch die, die Jesus verschweigen, verleugnen ihn.

Hier muss sich nun jeder selbst fragen, inwieweit er es wagt, mit der Botschaft von Jesus auf andere zuzugehen. Jeder wird sich an Momente erinnern, wo er dachte, er würde wie Petrus den Hahn krähen hören.

Ob es uns gefällt oder nicht: Hier kommt ein Jesus zu Wort, der nicht bereit ist, alles hinzunehmen.

Es geht ihm natürlich nicht darum, uns Angst zu machen. Aber es kann ja wohl auch nicht sein, dass manche meinen, sie wären wer weiß wie tolle Christen, obwohl sie nichts, aber auch rein gar nichts in seinem Sinne tun oder sagen.

Der Jesus, der uns nicht fallen lässt, der ermutigt jeden von uns, ohne Furcht zu sein und in aller Freiheit zu bekennen, was uns hoch und heilig ist.

Nun denn: Trauen wir uns, Christen zu sein, Farbe zu bekennen und anzuecken. Hören wir auf, zu taktieren und uns anzupassen. Machen wir Schluss mit der Unverbindlichkeit. Keine Kompromisse. In diesem Sinne: „Fürchtet euch nicht!"

Mit Entschiedenheit für Christus

Predigt zu Matthäus 10, 34-39 am 24. Oktober 2021

„Hauptsache Frieden". Hatten wir bisher nicht gedacht, dass es ganz im Sinne Jesu wäre, sich für den Frieden einzusetzen? Hatte er nicht dazu aufgefordert, sogar seine Feinde zu lieben? Und war das nicht sein Gruß: „Shalom alechem." „Friede sei mit euch."

Und dann das: Dieser Text. Sagt er doch tatsächlich: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert". Wenn man es nicht besser wüsste, dann könnte man denken, dass das ein Terrorist unserer Tage gesagt hätte.

Wie jetzt: Nicht Frieden, sondern das Schwert?! Keine Harmonie, sondern Streit, Streit zwischen Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schwiegermutter und Schwiegertochter. Solchen Streit bräuchte er nicht zu bringen. Davon gibt es schon genug.

Und auch das, was er im Folgenden sagt, macht es keineswegs besser. Es bleibt anstößig, geradezu peinlich, dass gerade er das sagt.

Kaum zu glauben, dass gerade er das gesagt haben soll. Hat er wohl aber. Gerade die Tatsache, dass es eher peinlich ist, ist ein Indiz dafür, dass es authentisch ist.

Freiwillig würde Matthäus so etwas doch nicht aufschreiben in seinem Bericht von Jesus, für den er werben will. Werbewirksam ist das nämlich nicht. Eher abschreckend. Da es Jesus nun aber ganz offensichtlich so gesagt hat, müssen wir uns auch damit auseinander setzen. Wie also könnte es gemeint sein? Was steckt dahinter?

Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass Jesus Zwietracht säen wollte in den Familien. Aber er scheint nicht auszuschließen, dass es seinetwegen zu innerfamiliären Konflikten kommt.

Die konnten natürlich nicht ausbleiben. Man stelle sich nur einmal vor, wie z.B. die Jünger alles stehen ließen, um mit Jesus zu gehen. Was werden die Familienangehörigen der Jünger gesagt haben?

Jesus selbst geriet ja in eine Auseinandersetzung mit seiner leiblichen Familie. Die waren der Meinung: Jesus spinnt. Wir müssen ihn aus dem Verkehr ziehen.

Wie wir wissen, klappte das nicht. Und auch bei den anderen nicht, die mit Jesus zogen. Das ist wohl der Hintergrund für das, was er hier sagt.

Und es macht deutlich, dass er die Menschen vor die Wahl stellte nach dem Motto: „Ihr müsst Euch schon entscheiden, wenn ihr mitziehen wollt. Natürlich werden Eure Leute darüber nicht erfreut sein. Das wird Stress geben mit der Mutter oder dem Vater oder den Geschwistern. Aber entweder ihr gebt euer bisheriges Leben auf und kommt mit mir oder ihr lasst es und bleibt bei Euren Leuten."

So ließen die einen tatsächlich alles hinter sich, während andere sich dem Anliegen Jesu zwar nahe fühlten, aber den Bruch mit der Familie nicht wagten und daheim blieben. Aus den Anfängen der Jesusbewegung wissen wir, dass es viele gab, die zwar mit Jesus sympathisierten, aber vor Ort blieben und Jesus mit seinen Jüngern Kost und Logis stellten, wenn sie mal wieder auf der Durchreise vorbei kamen. Was Jesus da also sagte, war schon für die Menschen von damals eine echte Her-

ausforderung, für viele eine Überforderung. Sie hätten gern gewollt, konnten sich aber nicht durchringen – und blieben.

Für uns klingt das, was Jesus da forderte, gänzlich befremdlich und unrealistisch. Wie sollte das aussehen, wollten wir es umsetzen – noch dazu in einer Gesellschaft, in der Toleranz und Pluralität hoch im Kurs stehen und Religion zur Privatsache erklärt wurde. Wer wagt denn noch zu sagen, dass und was er glaubt?

Natürlich: Wenn man Fragen der Religion für unwichtig erachtet oder erklärt, kommt es darüber nicht mehr zu Auseinandersetzungen. Es passiert de facto das Gegenteil von dem, was Jesus forderte. Man muss sich nicht entscheiden und ist für alles offen.

Viele hoffen ja, dass sich auf diese Weise die Gewaltbereitschaft religiöser Fanatiker von selbst erledigt, wenn man die Fragen der Religionen nicht mehr thematisiert.

Aber gelingt das? Unter Umständen führt es zum genauen Gegenteil. Weil man nicht mehr weiß, was man selbst glauben kann und soll, bekommt man Angst vor denen, die wissen, dass und was sie glauben.

Die Pegida-Bewegung (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) hat das deutlich gezeigt. Natürlich war diese Bewegung nicht religiös motiviert. Es war wie so oft, dass man die Religion instrumentalisiert und so tut, als ginge es um die Religion. Dabei ging und geht es um ganz anderes, meist um Macht und Einfluss.

Wenn Jesus nun sagt, er sei nicht gekommen, den Frieden, sondern das Schwert zu bringen, dann meinte er das doch nicht wortwörtlich, als wäre er ein religiöser und gewaltbereiter Fanatiker, sondern im übertragenen Sinn.

Also: Man muss sich schon entscheiden, ob man für ihn ist oder gegen ihn. Und wenn man das tut, wenn man für sich beschließt so zu leben, wie er es vorlebte und von seinen Jüngern forderte, wird es immer noch kompliziert.

Wer das tut, erweckt schnell den Eindruck, er wäre bei einer Sekte gelandet. Warum? Weil die wohltemperierte Christlichkeit, wie sie hierzulande vorherrscht, ihre Schwierigkeiten mit Leuten hat, die so entschieden für Jesus sind, wie er das hier einforderte.

Ich will die hier von Jesus geforderte Entscheidung für ihn mal vergleichen mit der Entscheidung, die man für den Menschen fällt, mit dem man ein Leben lang zusammenleben will.

Ich erinnere an den Moment, wenn die Frage im Raum steht: „Willst du mich heiraten!“ Da muss man sich entscheiden. „Ja“ oder „Nein.“

Da kann es kein „sowohl als auch“ und auch kein „ja“ und „nein“ geben.

Genau betrachtet ist Entscheidung für diesen einen geliebten Menschen in erster Linie eine Entscheidung für diesen Menschen und nicht gegen alle anderen. Natürlich bedeutet das „Ja“ zu diesem einen geliebten Menschen auch ein „Nein“ zu allen anderen.

So ähnlich verstehe ich die Entscheidung für Jesus. Dabei geht es weniger um ein „Nein“ zu anderen. Es geht vor allem um das „Ja“ zu ihm. Das war und ist das alles Entscheidende. Wenn er das Entscheidende, das Wichtigste ist, kann alles andere nur zweitrangig sein.

Für Jesus war die leibliche Familie offensichtlich zweitrangig. Die Familie Gottes war ihm eindeutig wichtiger. Für die meisten ist das heute keine Alternative, bei der man sich entscheiden müsste zwischen der einen und der anderen Familie.

Wer Christ ist oder wird, hat neben seiner leiblichen Familie eben ein zweite Familie. So habe ich es oft von Gemeindegliedern gehört, die sich sehr mit denen verbunden fühlten, die ebenfalls in der Gemeinde aktiv waren, dass sie von ihnen als ihrer zweiten Familie sprachen.

Was mit Blick auf die Gemeinde positiv ist, kann mit Blick auf die leibliche Familie auch Probleme mit sich bringen. Dann heißt es womöglich: „Du immer mit deiner Kirche.“

Das wurde und wird immer wieder als Konkurrenz empfunden. Wobei: Das gibt es auch an anderen Stellen, wenn jemand mit der Arbeit oder der Partei, mit dem Verein oder mit den Kumpels mehr Zeit verbringt als ihm die Familie dafür zugesteht.

Ich bin der Meinung, dass es durchaus möglich ist, die kirchliche Gemeinschaft derer, die im Sinne des Christus leben wollen, und die Belange der eigenen Familie in Einklang miteinander zu bringen.

Natürlich kann es zu Konflikten kommen, wie man auch an Jesus sehen kann. Er selbst ist den Konflikten nicht aus dem Weg gegangen. Das ist der Hintergrund für seine Äußerung, dass er nicht gekommen ist, um einen Frieden von der Art Friede, Freude, Eierkuchen zu bringen.

Ganz im Gegenteil: Er ist gekommen, um „faulen“ Frieden zu entlarven, und das mit dem Schwert, also haarscharf, damit „fauler Friede“ aufhört und „wirklicher Friede“ werden kann.

Sie merken schon: Für mich bedeutet das Wort Schwert Entschiedenheit. Jesus ging es nicht um Gewalt, wenn er vom Schwert sprach, sondern um eine Entschiedenheit, die eben auch scharf sein kann.

Wir wissen natürlich, wie schnell aus Begeisterung und Entschiedenheit auch Fanatismus werden kann, der sich gegen Andere richtet. Da muss man natürlich aufpassen, dass genau das nicht passiert.

Denn ganz sicher ging es Jesus bei der Entschiedenheit nicht um so etwas wie Starrsinn oder einen autoritären Absolutheitsanspruch.

Aber wenn man einerseits in der Sache klar bleibt, keine faulen Kompromisse schließt und andererseits menschlich verbindlich bleibt, sollte das möglich sein.

Zum Schluss möchte ich noch kurz auf die Worte zu sprechen kommen, mit denen dieser Text endet. Da heißt es: „Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren. Aber wer sein Leben verliert, weil er es für mich einsetzt, wird es erhalten."

Auch wenn diese Worte in anderen Zusammenhängen eine Anweisung an Selbstmordattentäter sein könnten, ist das hier ganz anders gemeint. Und das ergibt sich aus dem Leben Jesu als Ganzem.

Es ging ihm nie darum, das eigene Leben und das Leben anderer wegzuwerfen. Ganz und gar nicht. Seine Aufforderung zielte auf Hingabe. Und Hingabe ist kein Akt der Zerstörung, sondern ein Akt der Liebe – eben um anderer willen.

Alles in allem ist es nicht gerade eine einfache Botschaft. Er erinnert uns daran, dass wir darüber nachdenken müssen, was uns unser Christsein wert ist, dass wir uns Rechenschaft darüber geben müssen, warum wir hier sitzen.

Jesus will, dass derjenige, der sich für ihn und seine Botschaft entscheidet, weiß, wo sein Platz ist. Das bedeutet sicher nicht, mit der eigenen Familie zu brechen und die Hausbewohner so schnell wie möglich gegen sich aufzubringen, wohl aber, zu wissen, was denn von all dem Wichtigen oberste Priorität hat.

Wenn das für uns nicht mehr Christus, seine Botschaft und seine Sache ist, dann werden wir uns fragen lassen müssen, warum wir uns noch „Christen" nennen.

Wie Jesus der Retter der Welt ist

Predigt zu Matthäus 11, 2-6 am 14. Dezember 2008

Stellen Sie sich vor, es gäbe in Braunschweig so einen Menschen, der das könnte, was Christus konnte. Er würde Blinde wieder sehend machen, Lahmen wieder gehen lassen, Kranke heilen und die Tauben wieder etwas hören lassen. Das wäre doch ganz wunderbar. Oder nicht.

Wieso sollte sich irgendjemand darüber ärgern, dass anderen geholfen wurde?

Aber genau das könnte anderen ein Problem geworden sein, denen nämlich, denen nicht geholfen wurde. Die würden sich doch mit einem gewissen Recht fragen, warum er ihnen nicht hilft. Sie würden sich das umso mehr fragen, wenn sie wüssten, dass der Betreffende ja auch die Macht gehabt hätte, sie zu heilen. Sie würden sich sicher fragen, warum er gerade sie nicht geheilt hatte.

Ob das die Situation damals war? Es gab ehemals Blinde, die wieder sehen konnten, Lahme, die wieder gehen konnten, Kranke, die gesund geworden waren, Taube, die wieder hören konnten. Aber eben nur einige wenige. Längst nicht alle. Wer nicht das Glück hatte, von Jesus geheilt worden zu sein, der wird sich wohl über Jesus geärgert haben.

Johannes der Täufer war nicht direkt betroffen. Und doch fragte er sich, warum Jesus denn nicht mehr zeigen würde, wenn er wirklich der wäre, auf den er wartete, wie viele seiner Zeitgenossen.

Weil er sich nicht darüber im Klaren war, ließ er Jesus fragen: „Bist du, der da kommen soll oder sollen wir auf einen anderen warten?" Also hatte sich nun in Jesus die uralte Verheißung erfüllt? War er der Messias?

Die Menschen der damaligen Zeit erwarten den Messias so sehr, dass sie geradezu Ausschau nach ihm hielten. Und immer wieder meinte man, der oder jener sei der Messias, der von Gott versprochene Retter.

Und nun stellte sich für Johannes den Täufer die Frage, ob denn Jesus der Messias war. Er hatte ihn ja getauft und dabei gesehen, wie der Heilige Geist auf ihm ruhte. Damals war er sich noch sicher: Jesus ist der erwartete Messias. Aber diese Gewissheit wich, je länger, desto mehr.

Denn Jesus war nicht so, wie er sich den Christus vorgestellt hatte. Er dachte, der kommende Christus würde „wie eine Axt" für klare Verhältnisse sorgen. Aber genau das tat Jesus nicht. Sicher: Jesus hatte wirklich Bemerkenswertes gesagt und getan. Keine Frage. Aber ein wirklicher Durchbruch war das alles nicht.

So beschloss Johannes, der im Gefängnis war und mit der Möglichkeit rechnete, umgebracht zu werden, sich endlich Gewissheit darüber zu verschaffen, ob Jesus denn nun derjenige ist, auf den er und all die anderen so sehnsüchtig warteten.

Diese Frage konnte ihm letztlich nur Jesus beantworten. Und so schickte er Boten zu Jesus mit der Frage: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“

Jesus ließ Johannes weder ein „Ja“ noch ein „Nein“ zukommen. Stattdessen verwies er auf seine Taten. Diese wiederum konnten als Erfüllung alter Prophetien verstanden werden, an denen der Christus erkannt werden konnte: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die frohe Botschaft verkündet.

Ob das die Fragen des Johannes beantwortet hat, wissen wir nicht. Denn trotz Jesu Antwort wird sich Johannes weiterhin gefragt haben, warum denn die alles entscheidende Wende ausblieb, warum Jesus zögerte, sich als der Christus zu erweisen.

Uns geht es da besser. Wir kennen diese Art der Erwartung des Johannes nicht. Wir warten zwar auch, dass sein Reich kommt. Wir beten mit jedem Vater unser „Dein Reich komme.“ Wir orientieren uns mit unserer Erwartung an dem, was Jesus Johannes dem Täufer sagen ließ: „Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium gepredigt.“

Nun mag der eine oder der andere einwenden, dass doch genau dies nicht passiert, jedenfalls nicht so, wie es damals durch Jesus passierte. Das stimmt, wenn wir es wörtlich verstehen.

Wenn wir es aber nicht wörtlich verstehen, was da steht, sondern im übertragenen Sinn, dann wird es nachvollziehbar, auch für uns, dann können uns all die kleine Dinge, die unter uns geschehen zeigen, dass das Reich Gottes tatsächlich kommt und wie es kommt.

Blinde sehen: Wie viele Menschen gab und gibt es, die aus Not und Verzweiflung am hellerlichten Tag alles schwarzsehen.

Doch in der Botschaft Jesu steckt etwas Erhellendes. Das Dunkel bekommt Risse. Es fällt ein neues Licht auf ihr Leben. Sie getrauen sich wieder, nach vorn zu schauen. Sie sehen zumindest den nächsten Schritt, den sie gehen können.

Lahme gehen: Sich wie gelähmt fühlen, diese Erfahrung kennen sicher viele von uns. Wir wissen, wie es ist, wenn sich eine bleierne Schwere und Müdigkeit unser bemächtigt, sodass man keine Kraft mehr hat, etwas anzupacken. Alles scheint vergeblich und sinnlos zu sein.

Aber die Botschaft Jesu gibt neue Kraft. Und Menschen erkennen: Noch lebe ich. Mein Leben ist keineswegs gelaufen. Gott gibt mir immer wieder neue Möglichkeiten. Und sie fangen an, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen.

Aussätzige werden rein: Es gibt diese Unart, Menschen wie Aussätzige zu behandeln, sie zu meiden oder mit ausgestreckten Fingern auf sie zu zeigen. Schließlich fühlen sie sich wie der letzte Dreck und getrauen sich kaum mehr unter die Leute.

Dem steht die Botschaft Jesu entgegen, die Ausgegrenzten vermittelt: Gott sieht uns mit anderen Augen. Darum haben wir bei ihm eine Würde, die uns niemand nehmen kann. Und so fangen sie an, sich mit Gottes Augen zu sehen. Sie entwickeln wieder Zutrauen zu sich selbst und wagen sich schließlich schrittweise aus dem Abseits heraus.

Taube hören: Wie oft geht es uns so, dass wir vor dem Lärm der Zeit am liebsten die Ohren verschließen möchten. Tausend Worte dringen an unser Ohr, doch welches erreicht uns wirklich?

Die Botschaft Jesu öffnet uns das Ohr. Menschen werden wieder hellhörig, lassen sich von Gottes Lebensworten berühren und beginnen, auch aufeinander zu hören, so dass wir einander verstehen.

Tote stehen auf: Es gab und es gibt auch heute nicht wenige Menschen, deren Lebensmut gebrochen ist, die lebendig wie tot sind. Sie rechnen nicht mit einem neuen Morgen, sondern warten nur noch darauf, dass das Dunkel sie vollends verschlingt.

Aber Jesu Botschaft schafft es, dass sie ihr Leben wieder als wertvoll und lebenswert begreifen. Es geschah und geschieht bis heute: Menschen lassen sich von ihrem Elend und ihren Enttäuschungen nicht länger entmutigen, sondern richten sich auf, schöpfen neuen Lebensmut, entdecken ihr Leben als von Gott geschenkt, suchen für sich und mit anderen zusammen nach neuen Wegen.

Soweit der Versuch, Jesu Antwort von damals in unsere Welt zu übertragen. Wenn wir ihn heute fragen könnten, hätte er vielleicht auch mit folgenden Hinweisen auf das Kommen seines Reiches geantwortet:

„Menschen horchen auf und ändern ihren Sinn. Verstoßene Kinder finden jemand, der sie liebt. Farbige Studenten bekommen Zimmer. Deutsche und türkische Kinder dürfen zusammen spielen. In den Familien werden abends Gespräche geführt. Ehepartner blicken sich wieder in die Augen. Auf den Rasenflächen dürfen Kinder spielen. Gettos gehören der Vergangenheit an. In Altersheimen lässt sich’s leben. Süchtige kommen los von ihrer Sucht. Depressive legen die Schlaftabletten beiseite. Traurige lächeln wieder. Verhärtete können weinen. Besserwis-

ser hören zu. Gleichgültige falten die Hände. Abgeordnete vertreten die Interessen der Schwachen. Streitende lassen sich zu Wort kommen. Zinslose Kredite fließen in Entwicklungsländer. Gespräche über Frieden sind ernst gemeint und haben spürbare Folgen. Allen wird die frohe Botschaft verkündigt. Stück um Stück erneuert sich die Welt."

Zurück zur Ausgangsfrage: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?" Jesus gab denen damals keine eindeutige Antwort. Und uns auch nicht.

Stattdessen schickt er sie und uns auf Entdeckungsreise: Nehmt wahr, wie sich die Welt überall da verändert, wo Gottes Reich zum Zuge kommt.

Wenn wir also herausfinden wollen, woran wir mit ihm sind, müssen wir uns auf die Suche machen. Das ist nicht leicht, weil wir die entscheidenden Kleinigkeiten leicht übersehen und überhören.

Er jedenfalls will uns darauf aufmerksam machen, wo und wie unser Leben und diese Welt heilsam vom Reich Gottes berührt wird.

Johannes hat auf einen Messias gewartet, bei dem einem Hören und Sehen vergehen. Gekommen ist ein Messias, bei dem uns Hören und Sehen erst aufgehen.

Und was wir da zu hören und zu sehen bekommen, kann uns dessen gewiss machen: Wir müssen nicht auf einen anderen warten. In ihm ist Gottes heilvolle Zukunft angebrochen. Wir haben wirklich Grund, Weihnachten zu feiern.

Quicklebendig

Predigt zu Matthäus 11, 25-29 i. A. am 21. Juni 2020

Was Jesus hier sagt, hat mich an einen Besuch in einem Restaurant erinnert. Da gibt es allerlei auf der Speisekarte, unter anderem acht Köstlichkeiten. In diesem Sinne möchte ich mir jetzt mit Euch und Ihnen acht Köstlichkeiten im Text genauer anschauen:

1) Jesus sagt: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde"

Das tut gut. Endlich mal einer, der nicht jammert. Einer, der nicht überall gleich wieder Probleme sieht. Einer, der sich freut. Einer, der angesichts der Wunder von Himmel und Erde ein Loblied anstimmt. Und es stimmt doch: Was immer geschieht, Gott bleibt der Herr des Himmels und der Erde.

Ich finde. Das sollte uns ermutigen, nicht Trübsal zu blasen, sondern trotz aller Probleme zuversichtlich nach vorn zu schauen – voller Dankbarkeit und Vertrauen.

Nun denn: Versuchen wir es doch mal, uns nicht nur über all das zu beklagen, was schlecht läuft und Probleme macht, sondern Gott zu loben und zu preisen für all das Gute und Schöne, das uns widerfährt.

2) Jesus sagt: „Alles ist mir übergeben von meinem Vater"

Es wird also auch gleich gesagt, was Jesus veranlasst, den himmlischen Vater zu preisen. Was nämlich? Dass ihm von Gott die Fülle göttlicher Möglichkeiten anvertraut wurde, an der er teilhaben darf. Da ist es kein Wunder, dass Jesus ins Schwärmen gerät.

Und wir? Was ist uns anvertraut? Natürlich nicht ganz so viel. Aber auch eine Fülle an Möglichkeiten. Selbst dann, wenn etwas mal nicht gehen sollte, bleiben uns immer noch andere Möglichkeiten. Selbst dann, wenn wir gesundheitlich mit Einschränkungen zurechtkommen müssen, selbst dann, wenn unsere finanziellen Mittel begrenzt sind, selbst dann, wenn wir nicht mehr die Jüngsten sind... wir haben selbst dann noch mancherlei Möglichkeiten. Selbst dann, wenn uns dies oder das nicht möglich ist, geht auf jeden Fall viel mehr, als wir zunächst meinen.

3) Jesus sagt: „Kommt her zu mir"

Das klingt wie ein Befehl. Aber gemeint ist es im Sinne von: „Wer kommt in meine Arme?" Das hat jeder vor Augen. Kinder werfen sich voller Freude in die Arme dessen, der fragt: „Wer kommt in meine Arme?"

So sollten wir uns Jesus vorstellen. Er öffnet die Arme und fragt: „Wer kommt in meine Arme?"

Und wer jetzt noch überlegen sollte, ob denn auch er gemeint sein könnte, der sollte Jesus einfach beim Wort nehmen, wenn er sagt: „Komm zu mir" – mit allem, was dich erfreut oder bedrückt, mit allem, was dich umtreibt und bewegt. Komm! Komm in meine Arme.

4) Jesus sagt: „Alle"

Alle dürfen kommen. Alle sind eingeladen. Keiner muss draußen bleiben. Es werden keine Vorbedingungen gestellt. Es müssen nicht erst irgendwelche Bedingungen erfüllt werden.

Es wird nicht danach gefragt, ob einer auch den richtigen Glauben hat. Man muss sich nicht als würdig erwiesen haben. Man braucht nicht einmal Mitglied der Kirche zu sein. Und auch das Zahlen der Kirchen-

steuer wird nicht zur Vorbedingung erhoben. Alle meint alle – ohne Ausnahme.

Mancher mag einwenden, dass hier doch unmöglich alle gemeint sein können. Alle, wirklich alle. Ja. Alle sind gemeint. Alle dürfen kommen. Auch Du. Auch Sie. Wir alle. Und auch alle anderen.

5) Jesus hat vor allem die im Blick, die es schwer haben, die sich schwer tun, denen das Leben übel mitspielt. Deshalb sagt er: „...die ihr mühselig und beladen seid."

Wer hätte nicht sein Päckchen zu tragen? Unter jedem Dach ein Ach. Jeder hat etwas, was ihm Not bereitet, was ihn belastet. Und so fühlt sich vermutlich jeder und jede angesprochen? Warum nicht. Alle sind angesprochen. Und alle dürfen kommen.

Also tatsächlich alle, nicht nur die vermeintlich Guten und Fröhlichen, die Lebenslustigen und Starken, nicht nur die Frommen, Gläubigen und Kirchlichen.

Nein. Auch die dürfen kommen, die sich unwürdig fühlen, die sich mit einem Kummer, einer Sorge oder einer Krankheit herum schlagen und loswerden wollen, was es ihnen so schwer macht.

Und auch die dürfen kommen, die in den Augen der anderen unwürdig sind, die es nach menschlichem Ermessen verwirkt haben, Gottes Barmherzigkeit und Hilfe zu erfahren.

Angesprochen dürfen sich auch die fühlen, die lieber unter ihrer Last zusammenbrechen, als sich helfen zu lassen.

So betrachtet muss wirklich niemand außen vor bleiben. Und was erwartet die, die sich einladen lassen, die kommen?

6) Jesus sagt: „Ich will euch erquicken"

„Erquicken" – Junge Menschen kennen diesen Ausdruck nicht mehr. Er kommt im alltäglichen Sprachgebrauch praktisch nicht mehr vor. Was also ist gemeint? Erquicken meint: erfrischen, beleben, aufheitern, stärken, aufrichten, anregen.

So betrachtet ist klar, dass wir es alle ganz gut brauchen könnten, erquickt zu werden, also immer wieder mal eine Erfrischung, eine Kräftigung und Ermutigung zu bekommen?

Wer würde nicht gern quicklebendig sein? Doch. Jetzt dürfte es klarer sein, worum es geht und dass Jesus hier etwas wirklich Tolles anbietet. Es geht um Lebendigkeit, um quicklebendige Frische. Wer da nicht „Hier!" ruft, ist doch schön dumm.

Und so stellt sich doch vermutlich jedem von uns die eine Frage: „Wie komme ich zu dieser Lebendigkeit, von der hier die Rede ist?"

7) Jesus sagt: „Lernt von mir"

Also ganz ohne uns, ganz ohne Mühe und unser Dazutun geht es offensichtlich doch nicht. Wäre ja auch zu schön.

Es geht um einen lebenslangen Lernprozess. In diesem Lernprozess ist Jesus der Lehrer, der Rabbi, der Meister, nicht nur für seine Jünger, also Schüler von damals, sondern auch für uns, seine Jünger, seine Schüler von heute.

Und wie können wir heute von Jesus lernen? Stimmt, das ist nicht ganz einfach. Aber es geht. Dazu müssen wir uns sehr intensiv mit Jesus auseinandersetzen, uns fragen, was er getan hat und heute tun würde, was er gesagt hat und heute sagen würde, wie er sich verhalten hat und sich heute verhalten hätte.

Und während wir uns so mit dem historischen Jesus auseinander setzen, sollten wir den auferstandenen Christus bitten, uns zu helfen, heute ein Leben in seinem Sinne zu führen, offen für Gott und den Himmel, offen für die Menschen hier und für die Erde.

Das wird ein ums andere Mal alles andere als eindeutig und leicht sein. Schon deshalb bleibt es ein lebenslanger Prozess, zu dem auch Irrtümer gehören. Aber auch aus Fehlern kann man lernen.

Das Schöne daran ist: Die Einladung des Christus „Lernt von mir!" beinhaltet die Verheißung, dass es nach wie vor möglich ist, von ihm zu lernen, was ein quicklebendiges Leben in der Gegenwart Gottes ist.

8) Wer sich auf all das einlässt, dem stellt Jesus in Aussicht: „So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen"

Also dann endlich wird die Seele ruhiger, auch wenn sie nicht gleich gänzlich zur Ruhe kommt. Denn auch das ist ein Prozess. Die Ruhe ist nicht von Anfang an da. Sie stellt sich erst mit der Zeit ein. Man wird ganz allmählich ruhig, ruhiger – trotz all der Probleme und Herausforderungen, die uns fordern.

Mit Blick auf das Ende unseres Lebens wollen wir uns und allen anderen wünschen, dass sich die Unruhe immer weiter reduziert, die uns ständig umtreibt und daraus resultiert, dass wir uns nie gänzlich sicher sind, ob es richtig ist, wie wir unser Leben gelebt haben und leben.

Wenn wir unser Leben gelebt haben, dann möge nicht nur auf unserem Grabstein stehen: „Hier ruht in Frieden." Dann möge es so sein, dass wir die Ruhe, die wir ansatzweise schon hier erleben dürfen, in Vollendung erleben. Über diesen Moment sagte schon der Kirchenvater Augustin: „Meine Seele kommt nicht eher zur Ruhe, als bis dass sie ruht in dir."

Gute oder schlechte Früchte

Predigt zu Matthäus 12, 33-35 am 22. November 2017

Wer sich mit Obstbäumen auskennt, der erkennt die verschiedenen Sorten an den Blättern, am Holz, am Wuchs und vor allem natürlich an den Früchten.

Wenn Jesus sagt, dass ein guter Baum gute Früchte und ein schlechter Baum schlechte Früchte hervorbringt, dann weiß jeder, was gemeint ist: Man denkt an den herrlichen Süßkirschenbaum, an dem immer die leckeren dunkelroten, ganz süßen Kirschen hängen. Aber man denkt natürlich auch an die giftigen Tollkirschen. Die sehen zwar schön aus. Aber essen sollte man sie lieber nicht. Wir können dem also nur zustimmen, was Jesus sagte: An den Früchten erkennt man den Baum.

Nun überträgt Jesus das mit den Obstbäumen auf uns Menschen. Er ist der Meinung: Ein guter Mensch kann aus sich heraus doch nur Gutes hervorbringen. Und wenn da nur Böses herauskommt, ist klar: Er muss böse sein.

Wir sind natürlich geneigt, Jesus zustimmen. Zum einen allein deshalb, weil er es gesagt hat. Zum anderen deshalb, weil es ja auch logisch zu sein scheint – gerade wenn man das mit den Bäumen auf uns Menschen überträgt.

Doch Moment. Ist das so eindeutig? Ist das bei uns Menschen wirklich genauso wie bei den Obstbäumen? Mir scheint das bei uns Menschen nicht ganz so eindeutig zu sein. Es hört sich doch sehr nach schwarz-weiß an. Sind denn die einen nur böse? Und sind denn die anderen nur gut? Und vermutlich sind die Bösen immer die anderen. Denn wir gehören ja zu den Guten.

Natürlich wünschen wir uns, wir brächten immer nur gute Früchte und Gutes hervor. Aber tun das die anderen nicht auch?

Man merkt schon: Man kann das Bild von den Früchten und den Bäumen nicht einfach eins zu eins auf uns Menschen übertragen. Was dabei an Schwarz-weiß-Denken herauskommt, ist viel zu pauschal.

Ich habe den Eindruck, dass wir – Gott sei's geklagt – beides hervorbringen, genießbare und ungenießbare Früchte, Gutes und weniger Gutes. Indem ich vom Schwarz-Weiß abrücke und die Menschen nicht nach Gut und Böse einteile, begebe ich mich in einen gewissen Widerspruch zu dem, was der biblische Text sagt. Ich weiß. Aber es ist doch so: Ganz offensichtlich steckt in jedem Menschen nicht nur das Gute,

sondern auch das Böse. Natürlich gilt das auch umgekehrt: In denen, die böse sind, steckt auch das Gute.

So ist das wohl, auch wenn uns das überhaupt nicht gefällt. Es ist oft viel komplizierter auszumachen, was letztendlich gut und was böse ist. Sicher: Manchmal scheint der Fall klar. Und manchmal ist er das auch. Aber ein ums andere Mal ist die Lage so unübersichtlich, dass eine Beurteilung geradezu unmöglich ist.

Richtig ist, dass man an dem, was wir tun oder lassen, sehen kann, was in uns steckt. Da wundert man sich zuweilen doch sehr, dass man selbst oder andere dieses sagen und jenes tun konnten. Da wundern sich nicht nur die anderen, sondern manchmal ja auch wir selbst, was in uns und in den anderen steckt.

Wir haben ganz offensichtlich beides in uns, die Kraft zum Guten und die Kraft zum Bösen. Es ist eben nur die Frage, ob das, was wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorbringen, das Gute vom guten Schatz oder das Böse vom bösen Schatz ist.

Wie gelingt es uns, das Böse in uns nicht hervorzubringen? Und wie gelingt es uns stattdessen, dass wir uns auf das Gute in uns besinnen und am besten nur dieses zu Tage befördern?

Was sind denn eigentlich gute oder schlechte Früchte? Jesus selbst macht seinen grundsätzlichen Gedanken an einem Beispiel fest: an den Worten, die wir sagen, die wir aus der Tiefe unseres Denkens hervorsprudeln.

Was uns bewegt, das bringen wir auch zum Ausdruck – manchmal nur indirekt als Andeutung oder als Versprecher, manchmal mehr zwischen den Zeilen, weil es uns nicht möglich ist, es direkt zu sagen.

Wir haben uns schon oft bei uns und bei anderen davon überzeugen können, dass es stimmt, was Jesus hier sagt. Es ist ja geradezu zu einem geflügelten Wort geworden: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über." Wovon man im Positiven wie im Negativen erfüllt ist, dass bricht sich von innen Bahn.

Bei positiven Dingen ist das ja nicht weiter schlimm. Bei negativen Dingen ist das allerdings anders. Wenn einem der Neid aus den Knopflöchern schaut. Wenn man jemanden nicht mag oder gar verachtet. Wenn man auf jemanden wütend ist. Und wenn man es dann nicht verbergen kann, jedenfalls nicht wirklich. Das kann dann schon schwierig werden. Und wie oft haben wir uns gesagt oder sagen lassen müssen: „Hättest du nur nichts gesagt!"

Aber gesagt, ist gesagt. Wenn es erst einmal raus ist, kann man es nicht ungeschehen machen. Was eben noch im Inneren verborgen war, ist dann raus, außen, eben geäußert.

Jesus beschimpfte die Zuhörer oder zumindest manche davon als Schlangenbrut. Das erinnert mich an die Indianerfilme von früher. Wenn einem vorgeworfen wurde, er würde doch wohl lügen, dann hieß es immer, er würde mit gespaltener Zunge sprechen, also so wie eine Schlange. Und eine Schlangenbrut ist so etwas wie ein ganzes Nest voller giftiger Schlangen, also voller Lügner.

Natürlich stellt uns das vor die Frage: Sind wir so oder so? Oder sind wir beides und reden mit gespaltener Zunge? Reden wir nach außen so und meinen es innen drin so ganz anders? Eine gute Frage an einem Tag wie diesem, der einem die Möglichkeit bietet, sich zu besinnen.

Ich komme abschließend noch einmal auf die Lesung von vorhin zurück. Da war von einem die Rede, der sich unheimlich viel Mühe mit seinen Bäumen gibt, vor allem mit denen, die zurzeit unfruchtbar sind oder eben auch – zu viele – schlechte Früchte hervorbringen.

Ich lade Euch und Sie ein, sich und die anderen als Bäume im Garten Gottes zu sehen. Vertrauen wir uns dem an, der uns immer wieder neu alles zuströmt, was wir brauchen, um gute Früchte hervorbringen zu können.

Zeichen des Jona und Fukushima

Predigt zu Matthäus 12, 38-42 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 20.3.2011

Wissen Sie, was ich hier habe? Drei Urkunden, die mich in meiner Tätigkeit als Pfarrer legitimieren. Falls mich jemand fragen würde, ob ich überhaupt predigen und Pfarrer sein darf, könnte ich ihm von meinem Studium erzählen und meine diversen Urkunden zeigen, die dokumentieren, dass ich Pfarrer bin und predigen darf und hier meinen Dienst tun soll. Es ist also alles ordentlich geregelt.

Aber ist damit sichergestellt, dass ich als Pfarrer alles richtig mache und dass in den Himmel kommt, wer sich mir anvertraut? Nein. Natürlich nicht. Bei allem Vertrauen, das Sie mir entgegen bringen: Sicher ist das nicht. Auch hier gilt: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.

Glauben Sie mir? Manchmal denke ich: Was muss ich denn noch sagen und tun, damit sie mir glauben.

Das war in der Zeit, als Jesus wirkte, nicht ganz anders. Die Menschen horchten auf, wenn Jesus etwas sagte. Und sie wunderten sich über das, was er tat. Sie merkten: Hier ist einer mit einer besonderen Vollmacht am Werk.

Aber war denn sicher, dass er im Auftrag Gottes handelte? War zu beweisen, dass es die Kraft Gottes war, die durch ihn wirkte? Jesus konnte sich nicht ausweisen. Und er konnte die Richtigkeit dessen, was er sagte, nicht beweisen. Während ihm die einen glaubten, machten sich die anderen über ihn lustig. Und wieder andere regte er so sehr auf, dass sie ihn weg haben wollten.

Und dann waren da die, die ein eindeutiges Zeichen, ein Zeichen vom Himmel forderten, das Jesus als von Gott Gesandten erweisen sollte. So berechtigt und nachvollziehbar uns dieses Ansinnen auch scheint, Jesus hat genervt darauf reagiert. Hatte er nicht schon genug gesagt und getan und damit Zeichen gesetzt? Was das denn immer noch nicht genug? Und nun noch ein Zeichen, ein ganz, ganz besonderes Zeichen, eins vom Himmel?

Jesus stellt den Fragenden ein Zeichen in Aussicht stellte: Das Zeichen des Jona.

Um zu versehen, was mit dem Zeichen des Jona gemeint ist, muss man die Geschichte des Propheten Jona kennen. Der wollte erst nicht, wie ihm Gott aufgetragen hatte. Er versuchte, Gott wegzulaufen. Aber das gelang nicht. Auf seiner Flucht wurde er von einem Seeungeheuer verschluckt. Drei Tage und drei Nächte musste er im Bauch dieses Seeungeheuers zubringen. Er war lebendig begraben, fast schon tot. Und dann wurde er wider Erwarten ausgespuckt.

Das brachte ihn zur Besinnung. Und er tat, was Gott ihm aufgetragen hatte. Als er dann im Auftrag Gottes die Menschen der Stadt Ninive zur Umkehr aufrief, da hörten sie auf ihn. Er sagte nur: „Es sind noch 40 Tage, so wird Ninive untergehen!“ Die kürzeste Predigt der Bibel! Und was passierte? Die Leute von Ninive fingen an, über ihr Tun nachzudenken. Es tat ihnen Leid, dass sie gegen Gottes Willen gehandelt hatten. Sie taten Buße und wurden gerettet. Wenn das mal heue auch so wäre.

Soweit zum Zeichen des Jona. Oft wird es im Zusammenhang mit Karfreitag und Ostern gesehen. Jesus war ja auch für drei Tage tot und wurde dann vom Tod, diesem Ungeheuer, wieder ausgespuckt. Davon wird sicher ein anderes Mal mehr zu sagen sein.

Diesmal habe ich das Zeichen des Jona auf dem Hintergrund der Geschehnisse rund um die Reaktoranlagen in Fukushima gesehen.

Wie viele Menschen haben immer wieder vor den Risiken der Kernenergie gewarnt. Und was hat man ihnen entgegnet: Die Wahrscheinlichkeit, dass etwas passiert, ist ziemlich gering. Mit dem Restrisiko lässt sich leben. Wie oft werden sich die Warnenden wie Jesus gefragt haben, was denn wohl passieren muss, dass man ihnen Glauben schenkt.

Und dann passierte vor 25 Jahren in Tschernobyl, was niemand für möglich gehalten hätte: Der Super-Gau. Ja, sagten die Anhänger der Kernenergie, in Russland, bei der Technik, kein Wunder.

Und sie hielten fest an der Kernenergie und machten weiter, obwohl viele Fragen nicht geklärt waren, vor allem die nach dem Atommüll nicht – und dann gibt es immer auch noch das Unvorhergesehene, das, womit keiner rechnen konnte.

Aber auch danach gab unzählige weitere kleinere und größere Störungen und Unfälle. Es passierte in den USA. Denken Sie an Harrisburg. Und auch in Schweden. Die Stadt hieß Forsmark. Und es passierte auch schon in Deutschland. Eine Wasserstoffexplosion verursachte damals im Atomkraftwerk Brunsbüttel einen Störfall. Zeichen und Warnungen immer wieder. Und jetzt mit unabsehbaren Folgen: Fukushima.

Und so geht es jetzt vielen Menschen wie Jona. Sie sitzen wie Jona im Bauch des Ungeheuers der ungebändigten und tödlichen Radioaktivität. Noch leben sie. Noch besteht Hoffnung.

Aber wird sie das Ungeheuer der strahlenden Radioaktivität noch einmal halbwegs gesund davon kommen lassen? Und was wird bei uns passieren? Werden wir wieder zur Tagesordnung übergehen und so tun, als wenn nichts gewesen wäre? Werden wir es zulassen, dass die jetzt vom Netz genommenen Atomkraftwerke wieder in Betrieb genommen werden, in der unberechtigten Hoffnung, es würde schon nichts passieren?

Ich höre schon, wie sie sagen werden: „Ach, dass kann hier bei uns nicht passieren. Hier ist alles anders. Wir haben hier ganz andere Sicherheitsstandards."

Wirklich? Die Siedewasserreaktoren in Fukushima sind vor 40 Jahren ans Netz gegangen. Und der erste dieser Reaktoren sollte im März 2011 vom Netz gehen. Dafür ist es nun zu spät.

Man bedenke: Die Reaktoren, die bei uns zurzeit vom Netz genommen wurden, sind auch Siedewasserreaktoren, fast so alt wie die in Fukushima.

Wollen wir es wirklich darauf ankommen lassen, dass es – durch was auch immer – auch hier bei uns einen Störfall gibt, etwas Unvorhergesehenes eben, was nicht in den Griff zu bekommen ist?

Wir müssen - und nicht nur bei uns in Deutschland, sondern weltweit - darüber nachdenken, wie es schnellstmöglich ohne Kernenergie weitergehen kann. Das mit den Laufzeiten darf nicht vom Profit her, sondern muss ökologisch und sicherheitstechnisch entschieden werden.

Ich weiß: Die Kraftwerke mit den fossilen Brennstoffen sind wegen des Kohlendioxid-Ausstoßes auch problematisch. Wir werden nicht nur Strom sparen müssen, sondern uns auch einschränken.

Im Alten Testament gibt es neben dem Zeichen des Jona noch eine Geschichte mit einem Zeichen. Ich meine das sprichwörtlich gewordene Menetekel, jene geheimnisvolle Schrift an der Wand, die dem Machthaber Belsazar das Ende prophezeite.

Sehen die Entscheidungsträger denn das Menetekel an den Reaktorwänden von Tschernobyl und Fukushima nicht, das das Ende der blauäugigen Nutzung der lebensgefährlichen Atomenergie anzeigt?

Kehren wir uns vom Todbringenden ab. Wenden wir uns dem zu, was dem Leben dient. Fragen wir uns angesichts der gegenwärtigen Ereignisse, wie wir Gottes Auftrag, seine Schöpfung zu bewahren, nachkommen können – und das langfristig. Möge Gott uns Wege zeigen, wie dies geschehen kann.

Senfkorn

Predigt zu Matthäus 13, 31f am 16. Mai 1999

Es gibt manche Texte und Gedanken, die immer wieder in den Predigten vorkommen. Und dann gibt es andere Texte, die nur ganz selten oder gar nicht vorkommen. Zu diesen Texten das Gleichnis vom Senfkorn. Kennen Sie dies Gleichnis?

Wenn Sie jetzt Senfkorn hören, dann denken Sie natürlich an die Senfkörner, die es hierzulande gibt. Das sind die kleinen gelben Kügelchen, die man z.B. oft bei eingelegten Gurken findet.

Nun hatte Jesus bei seinem Gleichnis aber nicht die Senfkörner unseres gelben Senfs vor Augen, sondern den Senf, der im Heiligen Land der übliche ist. Und das ist der schwarze Senf.

Man sagte von den Samenkörnern des schwarzen Senfs, dass es sich dabei um das kleinste aller Samenkörner handelte. Sie müssen sich ein

schwarzes Senfkorn etwa in der Größe eines Mohnsamens vorstellen. Die kleinen schwarzen Kügelchen haben wir ja vom Mohnkuchen oder von den Mohnbrötchen ganz gut vor Augen.

Das Gleichnis ist kurz und knapp. Und es lässt sich gut verstehen. Es geht um das unscheinbar kleine Senfkorn und was daraus wird. Innerhalb eines Jahres wächst daraus eine Staude, die mit ihren etwa zwei Metern wie ein kleiner Baum wirkt.

Das traut man den klitzekleinen Senfkorn nicht zu. Was Jesus da beschreibt, ist ein Wachstumswunder. Und die, denen er das erzählte, konnten das gut nachvollziehen, weil sie Jahr für Jahr dieses Wunder miterlebten.

Nun fragt man sich natürlich, warum Jesus dieses Gleichnis erzählt hat. Was wollte er damit eigentlich sagen? Was wollte er damit deutlich machen?

Ich vermute, Jesus wollte damit etwas zur Klärung der Situation beitragen, in der sie sich befanden. Denn wie war das damals?

Jesus war öffentlich in Erscheinung getreten. Man hatte große Hoffnungen in ihn gesetzt. War er nicht der, auf den sie gewartet hatten? War er nicht der versprochene Messias? Sollte mit seinem Kommen nicht das Reich Gottes anbrechen? In diesem Sinne hatte Jesus jedenfalls die Zeichen der Zeit gedeutet und gepredigt.

Sicher, da war schon Großartiges geschehen. Jesus hatte manches sagen und bewirken können. Aber war die Welt aus den Fugen geraten? Nein. Es blieb aufs Ganze gesehen alles beim Alten. Die durch Jesus bewirkten Wunder waren nur Ausnahmen. Alles schien nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Ich kann mir die Enttäuschung bei den Jüngern gut vorstellen. So hatten sie sich das nicht vorgestellt. Sie fingen schon an zu zweifeln.

Und Jesus hat natürlich auch wahrgenommen, was geschah. Er wusste selbst nur zu gut, dass sein Auftreten nicht alles verändert hatte. Es war alles nur ein kleiner, bescheidener Anfang. Was er sagte und tat, machte zeichenhaft deutlich, wie es auch sein könnte.

Und er selbst war weit davon entfernt, die Lage schön zu reden. Er konnte die aufkeimende Resignation bei seinen Jüngern verstehen. Aber damit sich diese Stimmung gar nicht erst verfestigen konnte, erzählte er ihnen dies Gleichnis. Und mit dem Gleichnis lenkte er ihren Blick über das hinaus, was zu sehen war.

Und so will Jesus uns mit dem Gleichnis Mut machen, die bescheidenen Anfänge nicht gering zu achten, sondern darauf zu vertrauen, dass

etwas ganz Großes daraus wird, daraus werden kann - auch wenn es eben noch ganz unscheinbar aussieht.

So ein kleines Senfkorn braucht seine Zeit, bis es sich zu etwas Großem entwickelt. Und vieles im Leben ist dem vergleichbar. Selbst das mit der Herrschaft Gottes ist dem vergleichbar. Ein kleiner bescheidener Anfang - nicht mehr und nicht weniger - und eine unbändige Hoffnung, dass aus dem klitzekleinen Anfang etwas Großes wird.

Versuchen wir doch einmal, das Gleichnis auf einige der Bereiche und Themen zu übertragen, mit denen wir es zu tun haben.

Nehmen wir als erstes das, was Jesus vor Augen hatte: das Reich Gottes, die neue Welt Gottes, eine Welt, die so ist, wie Gott sie sich vorstellt, wo geschieht, was Gott will, wo die Liebe das Miteinander der Menschen bestimmt.

So ist die realexistierende Welt, wie wir sie kennen, nicht - zumindest nicht immer. Es ist nicht nötig, die Schrecken dieser Zeit aufzuzählen. Wir haben sie vor Augen.

Da kann sich bei uns schnell die gleiche Stimmung breit machen, wie bei den Jüngern: Es hat ja doch alles keinen Sinn. Das mit Gottes neuer Welt kann so nicht stimmen.

Wenn wir so denken, würde Christus uns heute wie den Jüngern damals mit dem Gleichnis vom Senfkorn ans Herz legen, nicht aufzugeben, den klitzekleinen Anfang nicht gering zu achten, entgegen allen Rückschlägen immer darauf zu hoffen, dass das Gute wie ein Senfkorn groß werden will und kann. Es kommt auf den kleinen Anfang an.

Übertragen wir das Gleichnis vom Senfkorn auf Jesus selbst. Ist er nicht wie ein Senfkorn gewesen, klein und unscheinbar. Es war klitzekleiner Anfang. Und was ist daraus geworden? Die weltweite Kirche Jesu Christi.

Aber auch, wenn wir dies Gleichnis auf uns anwenden, macht es Sinn. Wenn Gott seine Herrschaft aufrichtet, dann geschieht das bei Kleinem. Er legt so manchen guten Samen in unser Herz. Und jeder kleine Samen ist ein kleiner Anfang, aus dem Großes wachsen will.

Unsere Liebe, unsere Hoffnung, unser Glaube – alles kleine Senfkörner, in uns hineingelegt, damit Großes aus ihnen erwächst. Jeder kleine Anfang Gottes in uns will wachsen und groß werden, will sich entfalten und alle Bereiche unseres Lebens durchdringen. Und wenn denn in uns aus dem kleinen Anfang etwas Großes geworden ist, wenn etwas wächst, dann dehnt Gott dadurch seine Herrschaft nicht nur in uns, sondern in dieser Welt wieder ein Stück weiter aus.

Denn nur so wird die Herrschaft Gottes in dieser Welt aufgerichtet, dass sich das, was in Christus begann, in uns fortsetzt.

Und das hat sicher ganz praktische Konsequenzen. Denn es gilt für die alltäglichen Bereiche unseres Lebens natürlich nichts anderes, als das, was uns hier im Gleichnis mit auf den Weg gegeben wird: Es beginnt klein, um dann zu wachsen und groß zu werden. Das ist im Guten wie im Bösen so.

Es beginnt das Böse-Werden mit dem bösen Gedanken. Und dann folgt die kleine Boshaftigkeit, die kleine böse Tat. Und dann – das bringt so ein Teufelskreis mit sich - wächst das Böse und die bösen Taten an. Und dann hat sich eben nicht Gottes Herrschaft durchgesetzt, sondern die des Bösen.

Er hatte seine Eltern bestohlen. Sie hatte ihn betrogen. Er hatte die Erfindung seines Mitarbeiters als seine eigene ausgegeben. Sie hatte die Nachbarin per Rufmord erledigt. Er hatte den Kontakt zur Schwester abgebrochen. Durch Nato-Bomben kamen unschuldige ums Leben.

Gott sei Dank ist es möglich, aus so einem Teufelskreis auszubrechen. Im Fahrwasser des Anfangs, den Gott mit dem Senfkorn Christus gemacht hat, ist viel mehr möglich, als wir so gemein hin für möglich halten.

Sie haben Recht: Einfach ist es nicht. Und auf die Schnelle geht das auch nicht. Aber sagen Sie nicht: Das ginge nicht. Haben Sie es schon probiert. Haben sie den kleinen Senfkorn-Anfang gemacht? Und haben Sie es mehrmals versucht?

Jesus macht mit seinem Gleichnis Mut: Es kommt auf den ersten Schritt an. Es kommt auf den Anfang an. Und mag er nur Senfkorn groß sein, so besteht doch die Hoffnung, dass Gutes und Großes daraus erwächst.

Jesus hat uns durch sein Gleichnis vom Senfkorn in Aussicht gestellt, dass selbst aus kleinstem göttlichen Samen etwas Gutes und Großes wachsen kann.

Warum sollten wir nicht immer wieder die Hoffnung, den Glauben und die Liebe wagen? Auch wenn es sich dabei nur senfkorngroße Anfänge handelt. Sei's drum. Nur so geht es.

Letztlich wird Gottes Welt und Reich durch die vielen ausgestreuten Senfkörner ganz groß sein, auch wenn es manchmal gar nicht danach aussieht.

Dass es manchmal schlecht um unsere Welt bestellt ist, sollte uns nicht resignieren lassen, sondern eine Herausforderung sein, mehr zu

tun, damit sich das Reich Gottes und seine Herrschaft in uns und durch uns ausbreiten können.

Wir haben nicht zu verantworten, was in der Welt geschieht und andere tun. Wir haben nur das zu verantworten, was wir getan bzw. nicht getan haben. Es geht nicht um die anderen. Es geht um uns.

So bleibt uns neben der Verheißung, dass Gott aus kleinsten Anfängen des Guten Großes entstehen lassen will, die Aufgabe, das unsere dazu beizutragen, dass aus vielen Senfkörnern Gottes Reich erwachsen kann.

Was werden Sie als Nächstes tun, damit möglichst viel von Gottes neuer Welt nicht frommer Wunsch bleibt, sondern irdische Wirklichkeit wird, damit das von Gott in die Erde gelegte kleine Senfkorn groß wird?

Schatz und Perle

Predigt zu Matthäus 13, 44-46 am 5. August 2007

Wer hätte nicht schon einmal davon geträumt, einen Schatz zu finden, im Lotto zu gewinnen, den Vogel abzuschießen, wie man so sagt? In den beiden Gleichnissen, die wir eben gehört haben, geht es darum:

Da ist einer, der auf einem Acker zu arbeiten hatte. Und dieser Acker gehörte ihm nicht. Und dann stößt er überraschend auf einen Schatz. Eigentlich hätte er das ja melden müssen. Tut er aber nicht. Stattdessen macht er seine Habseligkeiten schnell zu Geld, um den Acker kaufen zu können und damit den Schatz in seinen Besitz zu bringen.

So ganz in Ordnung war das nicht. Aber Jesus erzählte die Geschichte absichtlich so, weil es seine Zuhörer ja genauso gemacht hätten wie dieser Landarbeiter. Und wer von uns würde nicht alles tun, um so einen Schatz in seinen Besitz zu bringen?

Bei dem, was Jesus über das Finden des Schatzes im Acker sagt, könnte man nun denken: „Ach, nun warte mal schön ab, bis du auch so einen Schatz findest."

So meinte Jesus das aber nicht. An anderer Stelle sagte er nämlich: „Suchet - und ihr werdet finden." Das eigene Bemühen ist dem Finden unter Umständen förderlich, wie das Gleichnis von der Perle ja zeigt:

Da ist ein Händler, der sein Geld damit verdient, Perlen aufzukaufen und weiter zu verkaufen, der also immer auf der Suche nach schönen Perlen ist. Dem wird eine wirklich einzigartige Perle angeboten. Da

kann er gar nicht anders, als alles aufzugeben, nur um diese Perle der Perlen zu besitzen.

So verständlich, wie sein Verhalten ist, fragt man sich dann doch, was er davon hatte. Er hatte dann wohl diese einzigartige Perle, aber sonst nichts mehr. Von der Perle hat er aber nicht leben können.

Das wusste Jesus natürlich auch. Und doch erzählte er die Geschichte so, weil genau das wieder der springende Punkt ist, den jeder nachvollziehen kann. Viele könnten der Versuchung nicht widerstehen, diese einzigartige Perle in ihren Besitz zu bringen.

Die Gleichnisse sind verschieden. Und doch gehören sie zusammen, etwa so wie die Vorder- und Rückseite einer Medaille. Was Jesus hier über das Reich der Himmel sagen will, lässt sich offensichtlich besser mit zwei Gleichnissen aussagen:

Der eine stößt auf einen Schatz. Der andere findet eine Perle. Einerseits gleicht das Reich der Himmel einem gefundenen Schatz, der zunächst verborgen ist und dann gefunden wird. Andererseits gleicht das Reich der Himmel einem suchenden Kaufmann, der zeitlebens auf der Suche nach der Perle der Perlen ist. Einerseits beginnt alles mit dem Finden. Andererseits beginnt alles mit dem Suchen. Einerseits wird das Reich der Himmel gefunden, also passiv. Andererseits sucht das Reich der Himmel, also aktiv.

Apropos Reich der Himmel bzw. Himmelreich? Was ist das Reich der Himmel, um das es hier geht? Für viele ist der Himmel ja oben. Und Gott auch. Für mich nicht. Ich gehe davon aus, dass Gott nicht irgendwo da oben im Himmel ist, sondern bei uns ist. Und wenn das so ist – davon gehe ich aus – muss mit ihm auch der Himmel bei uns sein. Es ist also Gott nicht da oben, wo der Himmel ist, sondern es muss das Reich der Himmel da sein, wo Gott ist – also hier unten bei uns.

So oder so: Es ist das Reich der Himmel aufs engste mit Gott verbunden. Wer das Reich der Himmel findet, der findet Gott. Ich meine, Jesus wollte hier nicht nur vom Reich der Himmel sprechen, sondern etwas über Gott selbst sagen.

Wenn wir mal für Reich der Himmel Gott einsetzen, dann hört sich unser Gleichnis so an: „Gott gleicht einem Schatz, verborgen im Acker, den ein Mensch fand und verbarg; und in seiner Freude ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker."

Finden Sie nicht auch. Das macht Sinn: Mitten in unserem alltäglichen Leben will uns Gott immer wieder mit seiner Welt überraschen. Deshalb kommt es für uns darauf an, bereit zu sein, mitten im Alltag auf ihn

zu treffen. Denn dort wird er gefunden, mitten im Alltag, auf dem Acker, bei der Arbeit, ob gesucht oder eher zufällig.

Der zweite Teil hieße dann so: „Wiederum gleicht Gott einem Kaufmann, der gute Perlen suchte, und als er eine kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie."

Das leuchtet doch auch ein: Am Anfang steht also nicht unsere Sehnsucht nach Gott, sondern Gottes Sehnsucht nach uns. Er selbst ist auf der Suche, auf der Suche nach uns, seinen Menschen. Er ist wie jener Kaufmann ein Suchender.

Und wir? Wir sind ihm so wertvoll, dass er alles gab, was ihm lieb und teuer war. In der Bibel steht darüber zu lesen: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn – also alles - gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

Unbegreiflich, aber wahr: Wir sind für den suchenden Gott die größte Kostbarkeit. Er behandelt uns, als seien wir der Schatz, die die kostbare Perle.

Wir sehen: Wir sind nicht nur Suchende und Findende, sondern auch Gesuchte und Gefundene. Wie der Landmann stoßen wir manchmal ohne zu suchen mitten im Alltag unseres Lebens auf Gott. Und manchmal trifft uns Gott ganz unvermutet.

Dann wieder müssen wir uns aufmachen und hinterher sein, müssen forschen und fragen, eben wie der Kaufmann nach Gott suchen. Und manchmal entdecken wir, dass er uns schon so lange sucht, länger, als wir denken können.

Mal suchen wir, mal finden wir. Oder soll ich besser sagen: Mal sucht er uns, und mal findet er uns.

Wer nun nach langer Suche oder eher zufällig und überraschend auf das Reich der Himmel und auf Gott selbst stößt, der greife zu. Man wäre doch dumm, wenn man es nicht täte.

Wer die neue Welt Gottes und damit Gott selbst findet bzw. von ihnen gefunden wird, der genieße diesen Moment und bewahre ihn in seinem Herzen wie einen kostbaren Schatz.

Und darum geht es Jesus, um den seligen Moment, in dem man gefunden wird oder findet, wo man meint, den Himmel auf Erden zu erleben, wo man spürt, Gott ganz nahe zu sein.

Jeder Moment unseres Lebens birgt die Chance in sich, den Himmel und Gott selbst zu erleben.

So lade ich Sie ein, zu suchen und zu finden, sich aber auch suchen und finden zu lassen, damit sich immer wieder die Freude einstellen kann, die Jesus uns hier in Aussicht stellt.

In Gottes Arme sinken lassen

Predigt zu Matthäus 14, 22-33 am 30. Januar 2011

Ich möchte ausprobieren, ob die Geschichte, die der heutige Predigttext erzählt, nur eine vergangene Geschichte ist, oder ob sie heute geschieht, Ihnen und mir widerfahren kann. Ich vermute, dass diese alte Geschichte so etwas wie ein Schlüssel sein kann, der die tiefen Schichten unter unserem Erleben aufschließt.

Ich werde Ihnen eine Geschichte von heute erzählen. Und dann wird nach jedem Teil ein Stück der alten Geschichte aus dem Matthäus-Evangelium vorlesen. Ich bitte Sie und Euch, beide Geschichten miteinander zu verbinden und zu erkennen, wo und wie die alte Geschichte und die andere Geschichte sich durchdringen und entschlüsseln.

Es lief für ihn in der letzten Zeit nicht gut. Die Aufträge wurden knapper und er musste Arbeiten annehmen, die er früher zurückgewiesen hätte. Aber da waren die Banken mit ihren Forderungen. Es war schwierig, aber durchaus zu schaffen, das wusste er, nur: Er war jetzt oft so matt und seltsam kraftlos.

Sicher, mit 42 war er nicht mehr der Jüngste, aber doch auch noch nicht alt. Paula, seine Frau, hatte gemeint: „Geh doch mal zum Arzt!“ Doch er hatte nur gelacht und geantwortet: „Dazu fehlt mir die Zeit! Das vergeht schon wieder!“

Aber heute hatte er sich doch angemeldet. Er brauchte jetzt doch etwas gegen den lästigen Husten, wahrscheinlich eine verschleppte Bronchitis, und dann: diese mangelnde Energie...

Lesung aus Matthäus 14: „Und alsbald trieb Jesus seine Jünger, in das Boot zu steigen und vor ihm hinüberzufahren, bis er das Volk gehen ließe.“

Ob das wirklich notwendig war? Vermutlich hatte sein Hausarzt übertrieben. Er hatte ihn gründlich untersucht und dann gemeint, am besten wäre eine genaue Untersuchung in der Klinik: „Ein, zwei Tage, Herr Müller, einfach um alles auszuschließen ...“ hatte er gesagt.

Alles auszuschließen? Hatte er einen bestimmten Verdacht? Lungenkrebs vielleicht? Aber er war doch Nichtraucher. Nervös ging er im Krankenzimmer auf und ab, aufs Bett legte er sich nicht, hinein schon gar nicht. Er

war ja nicht krank. Ganz im Gegenteil, er fühlte sich schon besser. Warum ließen die sich bloß so viel Zeit mit den Untersuchungen? Warum morgen noch einmal zum Röntgen? Wenn er fragte, dann hieß es: „Sie müssen sich noch gedulden. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen!“ Er hustete, horchte in sich hinein...

Lesung aus Matthäus 14: „Und das Boot war schon weit vom Land entfernt und kam in Not durch die Wellen; denn der Wind stand ihm entgegen.“

Die Besprechung mit dem Professor war am folgenden Nachmittag. Sie hatte lange gedauert, aber als er jetzt auf dem Bett lag, gingen ihm immer wieder nur ein paar Sätze durch den Kopf: „Ja, Herr Müller, leider, Lungenkarzinom, im linken Hinterlappen. Sehr ernst, aber nicht hoffnungslos. Noch zu operieren, allerdings, keine einfache Operation, jedoch die letzte Chance...“

Er war immer noch wie erstarrt. Schlaflos lag er auf dem Bett und hörte, wie die Schritte auf dem Gang „Kar-zi-nom“ sagten.

Die Vorhänge hielten das Licht der Autoscheinwerfer nicht ganz zurück, es fiel auf ein Kreuz an der Wand. Ein schmuckloses Ding, ohne Korpus, billiges Kunstgewerbe, Bronzeguss mit irgendeinem Spruch drauf. „Ein Grabkreuz“, dachte er, „Mein Grabkreuz. Etwas für meine Traueranzeige! Was hat das Ding bloß in einem Krankenzimmer zu suchen?!“

Als die Nachtschwester ihm eine Schlaftablette brachte, sagte er: „Bitte nehmen Sie das Kreuz dort ab, es stört mich!“ Sie sah ihn erstaunt an, dann nahm sie es wortlos von der Wand und legte es auf den Tisch.

Lesung aus Matthäus 14: „Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem See. Und als ihn die Jünger sahen auf dem See gehen, erschraken sie und riefen: Es ist ein Gespenst! Und sie schrien vor Furcht.“

Endlich war es wieder Abend geworden, und er war allein. Er saß im Sessel am Tisch, die Einwilligungserklärung für die Operation lag weit weg, auf dem Nachttisch, noch nicht unterschrieben. Er wollte nicht. Und er wusste, warum. Nicht aus den Gründen, die er dem Professor oder seiner Frau genannt hatte. Er wollte nicht, weil er Angst hatte, ganz entsetzliche Angst.

„Du musst leben! Du musst Dich operieren lassen!“ Seine Frau hatte gut reden. Gut, er musste, aber: „Ich kann einfach nicht!“ Mechanisch nahm er das auf dem Tisch liegende Kreuz in die Hand. Wirklich: billigstes Kunstgewerbe. Er las den Spruch: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“

„Und ich bin allein mit meiner Angst, Gott!“ Er krampfte beide Hände um das Kreuz. „Ich will leben, lieber Gott! Lass mich leben! Lass mich nicht

sterben! Lass mich nicht allein!“ Wieder und wieder dieses Stoßgebet, bis sich das „Sei bei mir!“ verwandelte und er hörte: „Ich bin bei dir, bin bei dir alle Tage...“ Da stand er auf und unterschrieb. Morgen konnten sie ihn operieren, gleich morgen. Er klingelte nach der Schwester. Das Kreuz legte er auf seinen Nachttisch.

Lesung aus Matthäus 14: „Aber sogleich redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht! Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so befiehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her! Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu.“

Als er aus der Narkose erwachte, hörte er das Piepen und Rasseln. Er wollte atmen, aber es ging nicht. Er schnappte nach Luft, in Todesangst - jemand kam, sah nach den Schläuchen und ging wieder. Immer noch reichte ihm die Luft nicht, die die Maschine in seinen Lungenrest presste. „So sieht das Ende aus“, ging es ihm durch den Kopf, „Jetzt erstickst du!“ Mit einer gewaltigen Anstrengung richtete er sich auf, das Piepen wurde lauter und schneller. Wieder kam jemand und drückte ihn behutsam nach unten. Sein Kopf lag jetzt ein wenig anders, mehr zum Fenster hin.

Die Sonne stand genau hinter dem Fensterkreuz. „Hilf mir, Jesus, ich sterbe!“ Dann versank er wieder in die Bewusstlosigkeit.

Lesung aus Matthäus 14: „Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, hilf mir!“

Die Angst kam auch später wieder, vor allem nachts. Er wehrte sich gegen sie, aber sie überschwemmte ihn, und er zitterte wie ein hilfloses Kind. Dann nahm er manchmal das Kreuz in beide Hände, klammerte sich daran wie ein Schiffbrüchiger an den Balken und murmelte den Spruch, der im Kreuz eingraviert war.

Von seiner Angst erzählte er niemandem, er schämte sich. Als er entlassen wurde, fragte er, ob er das Kreuz wohl mitnehmen könne, gegen eine Spende selbstverständlich. Sie ließen es ihm umsonst.

Lesung aus Matthäus 14: „Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“

Sein Testament war seit ein paar Tagen fertig. Er tat noch so, als nähme er ihnen ihre barmherzigen Lügen ab, an die er tatsächlich selbst ein paar Monate geglaubt hatte. Er wusste es jetzt besser, er fühlte es einfach. Wenn er allein war, dann tastete er nach dem Kreuz; die Kälte der Bronze tat ihm gut. Er wollte es mitnehmen, so hatte er es aufgeschrieben. Sie

sollten es ihm in den Sarg legen. „Gerade dann brauche ich etwas zum Festhalten“, dachte er.

Der Arzt sagte: „Bis nachher dann!“ In 3 Stunden würde er wiederkommen, zur nächsten Spritze. Als er fort war, sagte er: „Paula! Hier!“ Er schob das Kreuz von seinem Nachttisch, seine Frau hob es auf. „Nimm du es. Eigentlich solltest du es mir mitgeben in den ... ach, du weißt schon. Aber ich brauche es nicht mehr. — Es ist leer, siehst du? Er ist schon mal vorgegangen und wartet, dass er mich herausziehen kann, endgültig. Ich will für ihn die Hände frei haben!“ — „Es ist gut, Liebster!“, flüsterte sie und strich beruhigend über seine schweißnasse Stirn. Er wollte ihr noch sagen, dass er ganz klar im Kopf sei und nicht etwa fantasiere, aber es ging nicht mehr.

Lesung aus Matthäus 14: „Und sie traten in das Boot und der Wind legte sich.“

Soweit die zwei Geschichten, eine alte und eine von heute. Mag sein, dass unser Leben eine ganz andere Geschichte erzählt als diese hier.

Aber ich bin sicher: Die alte Geschichte, die wird in unserem Leben erzählt. Und wie wahr sie ist, lasse uns Gott erfahren, wenn uns der Wind entgegen bläst, wenn es hoch her geht und die Wellen über uns zusammenschlagen, wenn wir zu versinken drohen, wenn wir in Not und Angst sind.

Die Geschichte zeigt, dass unser Herr über den Dingen steht, auch über denen, die uns Angst machen, die dazu führen, dass wir einbrechen und versinken, sei es privat oder beruflich, gesundheitlich oder ökologisch, sei es kirchlich oder politisch.

Selbst dann, wenn es – wie in dieser Geschichte – kein Ende der Not bzw. keine Happyend gibt, wie wir sie uns wünschen würden, geht er mit uns. Er hält uns.

Jesus lernt von einer „abergläubischen“ Frau

Predigt zu Matthäus 15, 21-28 am 21. September 1997

Wir wollen die Geschichte einmal Vers um Vers durchgehen:

„Jesus verließ die Gegend und zog sich in das Gebiet von Ty-rus und Sidon zurück.“ Das klingt beinahe so, als hätte Jesus mal Urlaub machen wollen. Er zieht sich zurück von all dem Trubel, der ihn umgibt.

Tyrus und Sidon, zwei am Meer gelegene Städte. Geradezu ideal, um mal Ruhe zu haben. Sie wissen, wie gut das tut, für ein paar Tage abzuschalten, sich dem normalen Betrieb zu entziehen, den Kopf freizubekommen.

Aber wie das so ist. Ruhm verpflichtet. Und Jesus war der Ruhm vorausgeeilt. Auch in jener Gegend wusste man von ihm. Von daher ist nicht verwunderlich, dass man auch dort seine Hilfe suchte. Es heißt: „Eine kanaanitische Frau, die dort wohnte, kam zu ihm und rief: „Herr, du Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir! Meine Tochter wird von einem bösen Geist sehr geplagt."

Dass die Frau hier als kanaanitische Frau vorgestellt wird, ist von Bedeutung. Man muss dazu wissen, dass das Volk Israel auf diese Ureinwohner des Heiligen Landes, die Kanaaniter, herabschaute, weil man ihren Glauben als Aberglauben empfand. Und mit Verachtung nannte man die Kanaaniter Hunde.

Und nun näherte sich eine solche „Ungläubige" dem gottesfürchtigen Juden Jesus. Und dann spricht sie ihn auch noch an - und das auf offener Straße. Das allein war für die damalige Zeit ein Unding.

Dabei zollte sie ihm durchaus Respekt. Sie spricht ihn nicht nur mit seinem Namen an, sondern erkennt ihn als Sohn Davids an. Das war damals eine der Bezeichnungen für den lange erwarteten Messias. Inständig bittet sie ihn um sein Erbarmen.

Sie beschreibt Jesus auch die Not. Sie hatte nämlich eine kranke Tochter. Genaueres erfahren wir nicht. Offensichtlich war die Tochter geisteskrank, von einem bösen Geist geplagt - wie es heißt. Man kann sich unschwer vorstellen, wie groß die Not dieser Frau gewesen sein muss.

Nun sollte man ja annehmen, dass Jesus hilft, wo er helfen kann, also entweder die Tochter heilen würde oder doch wenigstens die Frau trösten, wenn er denn nicht helfen konnte. Aber weder noch. Es kommt zu einer sehr unschönen Szene. Man traut das, was sich da abspielt, Jesus nicht zu. Aber es wird beschrieben, wie Jesus die Frau abblitzen lässt. Er lässt sie einfach links liegen und geht weiter. Unglaublich. Aber es steht da.

„Aber Jesus gab ihr keine Antwort." Nun ließ die Frau aber nicht etwa locker. Sie blieb an Jesus dran. Und offensichtlich ergab sie sich nicht still in ihr Schicksal. Ganz im Gegenteil.

Sie muss so laut auf Jesus eingeredet haben, so laut geschrien haben, dass die Jünger von dem Geschrei der Frau völlig entnervt waren und

Jesus ihrerseits schließlich bedrängten und sagten: „Sieh zu, dass du sie los wirst. Sie schreit ja hinter uns her." Jesus sollte nach Meinung der Jünger der Frau ihre Bitte erfüllen, damit sie endlich Ruhe gab. Wörtlich übersetzt steht da: „Fertige sie ab!" Die Jünger merkten offensichtlich, dass sie die Frau nicht anders loswerden würden.

Aber Jesus wollte nicht. Er hatte die Frau nicht deshalb abgewiesen, weil er sie auf die Probe stellen wollte. Nein. Er wollte nicht. Das kommt uns von unserem heutigen Standpunkt komisch vor. Jesus selbst begründete seine die Frau ablehnende Haltung, indem er sagte: „Ich bin nur zum Volk Israel, dieser Herde von verlorenen Schafen, gesandt worden."

Jesus war er in jenem Moment offensichtlich der Meinung, dass Gott ihn nur zu den Angehörigen des Volkes Israel gesandt habe. Für die kanaanitische Frau fühlte er sich nicht zuständig. Und das hat er die Ausländerin deutlich spüren lassen.

Er hat in jenem historischen Moment als der Mensch Jesus, der er war, offensichtlich noch nicht gewusst, dass er auch für die anderen, ja für die ganze Welt der Heiland sein würde. Das hat ihm unter anderem erst diese Frau deutlich gemacht.

Aber schauen wir doch, wie die Geschichte weiterging. Die Frau jedenfalls beließ es nicht bei ihrem Geschrei. In ihrer Verzweiflung rannte sie an der davoneilenden Gruppe vorbei und warf sich mit den Worten „Hilf mir doch, Herr!" vor Jesus auf die Erde. Jesus hätte über sie hinwegsteigen müssen, wenn er hätte weiterkommen wollen.

Im griechischen Text ist für dies „Sich-Niederwerfen" ein Ausdruck verwandt, den man genau genommen mit „hündeln" übersetzen müsste. Gemeint ist das Verhalten eines Hundes, der schwanzwedelnd vor seinem Herrchen auf dem Boden herumkriecht mit dem treu ergebenen Bettelblick, dem man kaum widerstehen kann. Die Not zwingt die Frau, zum Äußersten zu gehen. Sie erniedrigt sich bis zum Äußersten. Ihr ist eins, was die Leute denken.

Und nun sollte man ja meinen, Jesus hätte sich erweichen lassen. Fehlanzeige. Es ist kaum zu glauben, aber er lässt sie dennoch abblitzen, wenn er sagt: „Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen." Es ist geradezu peinlich, wie abweisend, verletzend, missachtend, hartherzig und erniedrigend Jesus hier mit der Frau umgeht. Wir erkennen ihn kaum wieder als den Jesus, den wir unseren Herrn nennen.

Jesus war damals anscheinend der Meinung, es wäre nicht recht, der Frau zu helfen. Was er zu Bringen habe, das gelte ausschließlich den Kinder des Volkes Israel und nicht ihr und ihresgleichen, die auch er als Hunde abqualifiziert.

Umso bewundernswerter, wie klug und schlagfertig die Frau auf Jesu verletzende Worte reagierte. Sie beschimpfte ihn nicht. Sie machte ihn nicht an. Sie rastete nicht aus. Sie ließ sich nicht abspeisen.

Sie weiß in jenem Moment schon, was Jesus noch nicht wusste und erst durch sie erkennen musste. Denn es ging ja der Frau nicht darum, anderen etwas wegzunehmen. Ganz im Gegenteil: Für sie war klar, dass Gott für jeden Menschen bereit hält, was notwendig ist.

Und so sagte sie zu Jesus: „Gewiss, Herr, aber die Hunde bekommen doch wenigstens die Brocken, die vom Tisch ihrer Herrn herunterfallen." Indem die Frau das von Jesus benutzte Bild aufnimmt, sich selbst mit den Hunden identifiziert, erinnert sie Jesus daran, dass bei Tisch für die Kinder genügend Brot ist, dass alle satt werden und dass dennoch getrost auf das Brot verzichtet werden kann, was vom Tisch herunterfällt und von den Hunden gefressen wird.

Damit stellt sie Jesus vor die Frage, was ihn nun noch hindern könnte, ihr zu geben, worum sie ihn bat. Jetzt musste er ihr einfach helfen.

Und voller Bewunderung und Staunen mag er diese Frau angeschaut haben, als er zu ihr sagte: „Du hast ein großes Vertrauen, Frau! Was du willst, soll geschehen." Und so kam es dann auch. Im selben Augenblick wurde ihre Tochter geheilt.

Soweit zu dieser spannenden Geschichte, bei der die Heilung durch Jesu Wunder geradezu nebensächlich wird. Die Bedeutung dieser Geschichte liegt in der Begegnung dieser Frau mit Jesus und den Folgen, die das für die Frau und Jesus hat. Sie hilft ihm und er hilft ihr.

Meiner Meinung nach markiert diese Begegnung deutlich eine Entwicklung, die Jesus als Mensch durchgemacht hat. Es hat fast den Anschein, als wenn Jesus die Weite und das Vertrauen dieser Frau kaum fassen kann: „Du hast ja vielleicht einen großen Glauben!"

Und so sieht es wahrhaftig danach aus, als wenn diese Geschichte uns etwas darüber zeigen will, wie Jesus etwas dazulernte in einer Situation und durch einen Menschen, von dem er es vielleicht am wenigsten erwartet hätte.

Im Urlaub bekommt er von einer als abergläubisch eingestuften Frau den Horizont erweitert. Ich denke, da kann man nur staunen.

Vielleicht geht es Ihnen ähnlich, dass sie meinen, Gott sei erhaben und von Ewigkeit zu Ewigkeit derselbe.

Und dann zeigt diese Geschichte, dass Jesus kein Übermensch war, sondern einer, der sich veränderte, der dazulernte, der erst Stück um Stück zu dem wurde, was er heute für uns ist: Heiland der ganzen Welt.

In dieser Geschichte ist Jesus das sichtbare Zeichen für einen zu bewegenden Gott, einen Gott, der sich ändert, der nicht beziehungslos neben uns steht, sondern durch seine Beziehung zu uns in unsere Veränderungen hineingezogen sich selbst verändert.

Also ıst Gott nicht darin gestern und heute und in Ewigkeit derselbe, dass er immer dasselbe denkt, fühlt, redet und will - wenn ich es mal in diesem menschlichen Bildern sagen darf. Er ist darin immer derselbe gewesen, dass er wollte, dass allen Menschen geholfen werde.

Seine Fähigkeit sich zu wandeln, seine Möglichkeiten, die Bilder zu verändern, die wir uns von ihm machen, wird noch manches unserer Vorurteile über ihn sprengen. So zeigt uns die Geschichte, wie Gottes Sein im Werden ist.

Von dieser Frau können wir lernen, mutig, zielstrebig und ohne Unterlass Gott immer wieder all das vorzutragen, was uns beschäftigt und umtreibt, auf jeden Fall nicht locker zu lassen und die Hoffnung nicht aufzugeben: Was sich infolgedessen ändert, bleibt abzuwarten.

Es ist eben nicht schon im Voraus bestimmt, was geschieht. Es gibt da einen Freiraum, den wir nicht ohne Hoffnung mit unserem Schreien, Beten und Klagen betreten sollten. Wir können darauf bauen, dass für jeden von uns armen Hunden etwas von Gottes Güte abfällt, mit dem wir unser Auskommen haben.

Eine bohrende Frage wirft diese Geschichte allerdings noch auf, die Frage: Was ist mit denen, die beten und Gott in ihrer Not inständig bitten – und wo es dann nicht zur Heilung, zur Lösung, zum Ende der Not kommt? Wurde da nicht ausreichend oder nicht richtig gebetet? Und haben solche Menschen, die ihre Not vor Gott ausbreiten – wie jene Frau - die Unterstützung von uns Jüngern?

Fragen, auf die es nicht „die" Antwort gibt. Es mag sein, dass wir auf diese Fragen die Antworten gar nicht oder erst später erhalten. Und vielleicht kommen sie anders, als wir erwartet haben. Es mag sein, dass wir im Wust der vielen Antworten die Antwort Gottes überhören.

In unserer Verzweiflung angesichts unser ungelösten Fragen macht uns diese Frau Mut, die sagen würde: „Gib nicht auf."

Und wenn die Notleidenden nicht das Wunder erleben, dass ihre Not beenden würde, so mögen sie durch uns wenigstens das Wunder der Solidarität erleben.

Seelenheil

Predigt zu Matthäus 16,26 am 21. September 2014

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst und nähme Schaden an seiner Seele?“ So hat Martin Luther die Worte Jesu aus dem Matthäusevangelium übersetzt. Vermutlich kennen Sie diese Worte ja? Oder?

Aber haben Sie schon einmal eine Predigt darüber gehört? Denn dieser Text kommt offiziell als Predigttext nicht vor. Schade eigentlich.

Denn auch wenn diese Worte in der Lutherübersetzung ein wenig altertümlich klingen, so bringen uns doch etwas zu Bewusstsein, was inhaltlich heutzutage aktueller denn je zuvor ist.

Sicher wird das besser deutlich, wenn ich die gleiche Stelle mal in einer modernen Übersetzung vorlese: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber sich selbst und sein Leben dabei verliert?“

„Stimmt, Jesus hat Recht …“ werden Sie spontan denken. Was nützt es einem? Nichts. Wer wollte schon sich selbst verlieren? Wer wäre bereit, einen Schaden, womöglich einen Totalschaden in Kauf zu nehmen? Wohl niemand. Ganz im Gegenteil: Wir wollen leben. Richtig leben. Wir wollen nicht verlieren, sondern gewinnen.

Wir merken: Jesus war ein guter Beobachter. Er hat an den Menschen seiner Zeit etwas beobachtet, was heute noch viel offensichtlicher zu Tage tritt.

Was nämlich? Na, dass Menschen so sehr damit beschäftigt sind, Karriere zu machen und Geld zu verdienen, dass sie selbst dabei auf der Strecke bleiben und mit ihnen alles, was zu ihrem Leben gehört.

Ist doch so: In einem atemberaubenden, geradezu mörderischen Tempo versuchen viele rauszuholen, was rauszuholen ist. Und das Schrecklichste: Sie sind offensichtlich bereit, dafür über Leichen zu gehen.

Zu viele haben zu sehr im Blick, die Welt zu gewinnen, und verlieren sich dabei in Nebensächlichkeiten und verlieren dabei den Blick fürs Wesentliche. Ich denke da nur an den allabendlichen Blick auf die Börsenkurse.

Alle Welt meint keine Zeit zu haben. Und warum nicht? Weil noch so viel zu erledigen ist. Selbst im Ruhestand kommen längst nicht alle zur Ruhe. Nicht umsonst spricht man augenzwinkernd immer wieder vom Unruhestand. Was die Sache, um die es eigentlich geht, aber nicht besser macht.

Es stellt sich also die Frage, was das Leben ist und wie man es so gestaltet, dass es nicht nur Stress und Ausbeutung, sondern Erfüllung und Freude ist. Wie also lebt man die Tage richtig, die einem bestimmt sind, die man noch zu leben hat?

Das hängt natürlich von der Beantwortung der Frage ab, ob ich selbst bestimmen kann, was ich mache und was ich lasse. Klar, wer nur noch macht, was andere von ihm erwarten, lebt nicht mehr selbst. Das ist nicht gut. Es mag Zeiten geben, in denen es nicht anders geht.

Aber wenn das zum Dauerzustand wird, wird man krank, innen drin, gemütskrank, seelisch krank, manchmal in Verbindung mit äußeren Symptomen, also psychosomatisch krank. Und dann braucht man Hilfe, von einem Seelsorger oder – wem das zu altmodisch ist – von einem Psychiater oder Psychologen.

Wir sehen: Jesus legte mit seiner Frage den Finger auf den wunden Punkt: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst und nähme Schaden an seiner Seele?“

Nun ist mit der Feststellung, dass die Frage durchaus berechtigt ist, das Problem ja noch nicht aus der Welt.

Denn dann stellt sich ja erst die eigentliche Frage: Wie kommt man aus der Nummer raus? Wie gelingt es, so zu leben, dass man sich nicht verliert, dass man keinen Schaden an der Seele nimmt?

Sicher ist man die Probleme, um die es geht, nicht los, indem man die Existenz von so etwas wie einer Seele leugnet? Und auch die kommen in der Sache nicht weiter, bei denen die Seele so sehr in Vergessenheit geraten ist, dass bei ihnen nicht einmal mehr das Wort vorkommt. Ganz im Gegenteil: Wo das Wissen um die Seele und ihre Bedürfnisse abhandenkommt, da wird es erst richtig schwierig.

Unter Pfarrern gibt es zuweilen, wenn wieder mal einer von uns etwas eher Unwichtiges zu wichtig nimmt, einen das Ganze relativierenden Spruch: „Das ist nicht heilsnotwendig.“ Damit ist gemeint, dass sich Unwichtiges und Nebensächliches vor das Wesentliche schiebt und damit aus dem Blick gerät, was wirklich wichtig und für das Seelenheil eines Menschen notwendig ist.

Und darum sollte es gehen: Ums Seelenheil, das eigene und das der anderen. Das Seelenheil sollte uns nicht unwichtig sein.

So weit. So gut. Was aber ist das eigentlich, das Seelenheil? Meiner Meinung nach beschreibt das Wort Seelenheil einen Zustand, wo alles gut ist in meinem Leben, wo alles gut ist zwischen mir und den Menschen, mit denen ich lebe, wo alles gut ist zwischen mir und meinem Gott.

So beschreibt das Wort Seelenheil für manche oder manchmal den glückseligen Moment, in dem alles gut ist, und für andere eher das Ziel, nach dem sie sich sehnen.

Und gleichzeitig deckt das Wort so etwas wie ein Defizit auf. Es macht uns aufmerksam auf etwas, was vielen Menschen womöglich fehlt. Wo das Seelenheil fehlt, das fühlt sich die Seele innendrin krank an, eben nicht heil, sondern seltsam wund.

Ich gehe sicher nicht falsch in der Annahme, dass viele Seelen Seelsorge bräuchten, um wieder ins Reine zu kommen mit sich, mit den anderen, mit Gott.

Wir sehen: Man kann das Wort Jesu gar nicht oft genug wiederholen. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst und nähme Schaden an seiner Seele?“ Was also hat man davon, wenn man fast alles hat bzw. erreicht hat, aber über alledem sich selbst verliert und Schaden nimmt?

Was könnte uns helfen, keinen Schaden an der Seele zu nehmen und uns nicht zu verlieren? Meiner Meinung nach nur eins: Um es mit den Worten des 42. Psalms zu sagen: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist. Und deshalb: Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“

Wenn die Seele diesen Durst stillen kann, bleibt sie gesund. Wenn nicht, wird sie krank. Die Seele wird also heil und gesund in der Ausrichtung auf Gott. Diese Weisheit drückt sich auch im Psalm 62 aus, wo es heißt: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“

Verklärung

Predigt zu Matthäus 17, 1-9 am 19. Januar 1997

Zu Beginn meines Studiums habe ich in Bielefeld gewohnt. Wie Sie vielleicht wissen, liegt Bielefeld am Teutoburger Wald. Was lag näher,

als die Ruhe und Stille eines solchen Paradieses für Spaziergänge zu nutzen. Meistens bin ich den gleichen Weg gegangen, meinen Weg.

Dieser Weg endete auf einem Berg. Wenn ich da oben war, habe ich einen Moment Pause gemacht und innegehalten. Von da oben hatte ich einen wunderbaren Ausblick. Ich konnte sehen, woher ich kam und wohin mich der Weg weitergeführt hätte. Ich habe da oben ein ums andere Mal über mich und mein Leben, eben über meinen Weg nachgedacht. Diese Momente der Besinnung taten mir immer gut. Sie werden das von sich kennen.

Und wie das so ist. Wenn man auf einem Berg ist, fühlt man sich Gott irgendwie ein Stück näher. Das hängt gefühlsmäßig sicher mit der alten Vorstellung zusammen, Gott wäre da oben im Himmel. Und ehe man sich versieht, werden die Gedanken, die man da vor sich hindenkt, zu einem Gebet. So kam es da oben auf meinem Berg zu manchem Gebet.

Oft waren es aber gar nicht so sehr die Gedanken, die wichtig waren. Es war mehr das erhebende Gefühl, über den Wolken zu sein, dem alltäglichen Einerlei enthoben zu sein und im wahrsten Sinne des Wortes über den Dingen zu stehen, die mich sonst so sehr beschäftigten.

Wie ist das, wenn einem die Wolken zu Füßen liegen, wenn sie uns nicht mehr abschneiden vom Licht, wenn wir im Licht der Sonne den weiten Blick genießen können, wenn die Mühen des Aufstiegs vergessen sind? Dann ist es nicht nur um uns, sondern auch in uns heiter und klar.

Dies Gefühl der Ergriffenheit ist nicht in Worte zu fassen. Und doch: Wenn man versucht, es sich klarzumachen, stößt man wie von selbst auf die Frage, wer einen da ergriffen hat. Die Antwort liegt auf der Hand: Gott.

Was ich hier von meinem Berg erzähle, könnten andere von ihrem Wald, von ihrer stillen Ecke, von ihrer Wiese, von dem Ort erzählen, an dem sich für sie solche Gedanken und Gefühle einstellen. Ich glaube, dass jeder Mensch einen solchen Ort hat und braucht. Wie oft wir solche Orte aufsuchen oder wie oft ganz alltäglichen Ort zu solchen Orten werden, ist sicher von Mensch zu Mensch unterschiedlich.

Bei Jesus war das offensichtlich ähnlich. Immer wieder wird in der Bibel berichtet, wie Jesus sich in einsame Gegenden oder auf Berge zurückzog, um in aller Stille für sich zu sein und beten zu können. Eine der biblischen Geschichten, die dies festhalten, ist uns für heute als Predigttext vorgeschlagen: die Geschichte von der Verklärung Jesu.

Hier vorn steht eine Ikone, die die Geschichte von der Verklärung Jesu darstellt. Die Ikone lädt uns ein, uns der Geschichte vom inneren Geschehen her zu nähern.

Viele Aspekte der Geschichte wurden nicht berücksichtigt. Es wird nicht der Weg beschrieben, der nötig ist, um Abstand zu bekommen von der Betriebsamkeit, der Unruhe und der Sorge des alltäglichen Lebens. Wie sollte so eine Beschreibung auch aussehen, wenn die Wege so verschieden sind wie die Menschen, die sich auf den Weg machen?

Es geht der Ikone und im Grunde auch der Geschichte nur um den Moment, wo man oben ist und wo man beginnt, alles mit anderen Augen zu sehen.

Die Ikone hat diesen Moment festgehalten, wo die Jünger mit Jesus oben sind und wo es ihnen wie Schuppen von den Augen fällt, wo ihnen schlagartig klar wird, was es mit diesem Jesus auf sich hat, wo sie ihn plötzlich in einem anderen Licht mit anderen Augen sehen.

Es heißt, er wurde vor ihnen verklärt, d.h. sein Aussehen veränderte sich. Wir kennen das, dass einer einen verklärten Blick hat. Denken Sie doch nur an frisch Verliebte. Irgendwie sind die auf einmal anders. Als wären sie nicht von dieser Welt.

So ähnlich muss es mit Jesus gewesen sein. Auf einmal sah er für die Jünger so aus, als wäre er nicht von dieser Welt. In Jesus, den sie vor sich hatten, wie sie ihn alle Tage vor sich hatten, sahen sie etwas, was ihnen sonst unter seiner schlichten Menschlichkeit verborgen war.

Aber nicht nur ihn sahen sie in einem anderen Licht. Es war für einen Moment so, als würde jemand den Schleier wegziehen, der normalerweise über allem liegt. Denn auf einmal war für die Jünger der Blick frei auf ein Geschehen, das ihnen vorher verborgen war. Für einen Moment hatten sie den Durchblick für eine andere Welt.

Denn sie sahen Jesus im Gespräch mit Elia, der für die Propheten steht, und mit Mose, der für das Gesetz des Alten Testaments steht.

Auf der Ikone wird festgehalten, in welcher Haltung die beiden mit Jesus sprachen. In einer Haltung der Demut und Ergebenheit. Denn er ist der, den die Propheten angekündigt haben. Er ist der, der das Gesetz erfüllt und überbietet. Die Hände von Elia und Mose weisen auf Jesus. Und jeweils ein roter Pfeil zeigt von Mose und Elia auf Jesus.

Aber nicht genug damit, dass Jesus von Mose und Elia als der angezeigt wird, der kommen sollte. Auch Gott selbst war daran beteiligt, dass deutlich werden konnte, um wen es sich bei diesem Jesus handelt.

In der Geschichte ist es die Wolke, das Zeichen der Gegenwart Gottes, aus der Gottes Stimme zu hören ist, die darauf aufmerksam machte, dass dieser Jesus der verheißene Christus ist. Die Ikone stellt mit einem grünen Pfeil dar, dass dieser Christus die Verbindung zwischen Himmel und Erde ist.

Der Kreis, der im Hintergrund zu sehen ist, steht für die Erde und der darum liegende noch dunklere Reifen für das die Erde umgebende Universum. Auch da - so will es die Ikone sagen - ist dieser Jesus der Herr.

Soweit zum oberen Teil. Im unteren Teil der Ikone sind die drei Jünger dargestellt. Zunächst waren die drei so fasziniert und angetan, dass sie am liebsten für länger dort geblieben wären. „Hier ist gut sein“, heißt es, „lass uns hier bleiben.“

Aber dann bekamen sie es doch mit der Angst zu tun. Sie spürten etwas davon, dass Gott, wenn er denn spürbar wird, nicht nur der liebe Gott ist, sondern der Allmächtige und Erhabene.

Der eine ganz links schaut auf den verklärten Jesus und hebt die Hand, als wollte er sagen: „Herr, hier bin ich. Hilf mir. Erbarme dich.“ Gleichzeitig hat man den Eindruck, er wolle das, was er da sieht, abwehren, weil es ihm unheimlich ist und er sich fürchtet.

Der zweite in der Mitte stützt mit der Hand den Kopf. Er hat den Blick zu Boden gewendet. Er kann nicht mehr hinsehen. Es ist ihm offensichtlich zu viel. Und er sieht so aus, als würde er bei dem Versuch zu verstehen, was er da sieht, nicht weiterkommen, als wollte er sagen: „Es ist nicht zu fassen. Das glaub' ich nicht.“

Der dritte ganz rechts sieht so aus, als sei er hintenüber gefallen, wie einer, den es regelrecht umgehauen hat. Was er da erlebt, wirft ihn um. Wie vor Entsetzen hält er sich die eine Hand vor den Mund, um nicht aufzuschreien, und die andere Hand vor die Augen, um sich vor dem zu schützen, was er da sieht. Und doch ist er so fasziniert von dem, was er da sieht, dass er wie ein Kind nur ein Auge verdeckt und es dann eben doch nicht lassen kann, mit dem anderen Auge hinzuschauen.

Die drei Jünger sind stellvertretend für uns abgebildet, denn auch wir schauen fasziniert und erschrocken, neugierig und fassungslos, überwältigt und wie umgeworfen auf dies Geschehen.

Und wie gern wären wir auf dem Berg der Verklärung dabei gewesen, auf dem Berg, wo der Schleier für einen Moment weggezogen wurde und alles klar war.

Wir sind aber nicht dort. Wir haben unser Leben zu leben. Wir müssen unseren Berg, unseren Ort suchen, wo wir um Klarheit zu ringen haben für das, was uns umtreibt.

Und so fragt uns die Geschichte wie die Ikone, wo und wie wir diesen Jesus sehen? Das ist eine Frage, die für das Leben entscheidend wichtig ist, aber auch eine Frage, die wir unser Leben lang beantworten. Das ist das eine.

Andererseits werden wir aufgefordert, nicht nur unverbindlich zuzuschauen, sondern auf ihn zu hören. Denn Gott sagte: „Den sollt ihr hören."

Und so sollten wir uns immer wieder einen Moment Zeit nehmen für ein stilles Zwiegespräch mit dem, den die Geschichte und die Ikone als den vorstellen, auf den es für uns ankommt. Was wird uns von Christus her für unser Leben deutlich?

Und wenn diese stillen Zwiegespräche zu Ende sind, dann wollen und sollen wir nicht vergessen, vom Ort unserer außergewöhnlichen Begegnung mit Gott wieder an den Ort unserer gewöhnlichen Begegnungen mit ihm zurückzukehren, wo er uns genauso nahe ist, wie an den Orten besonderer Offenbarungen.

In God wie trust

Predigt zu Matthäus 18, 1-7 am 23. September 2001

Liebe Jubilare, leider wird die Feier Ihrer Silbernen Konfirmation überschattet von den Terroranschlägen. Und dennoch feiern wir heute Ihre Silberne Konfirmation.

Neben Ihrem Jubiläum der Silbernen Konfirmation feiern wir nebenbei mancherlei kleinere Konfirmationsjubiläen. Denn die meisten von uns wurden konfirmiert - vor 14 Jahren, vor 30 Jahren, vor 60 Jahren. Als wir konfirmiert wurden, da stellte sich uns allen die Frage: „Wie ist das mit dem Glauben? Glaubst du?"

Tja, was glaubte ich damals? Wem vertraute ich? Und Sie: Wem glaubten Sie? Wem vertrautet ihr? Und was ist daraus geworden? Wie ist es weitergegangen? Ich frage Sie einmal ganz direkt: „Glauben Sie an Gott? Vertrauen Sie ihm? - Heute!?"

Keine Angst: Sie müssen mir Ihre Antwort nicht laut sagen. Aber es wäre schon gut, wenn Sie - jeder und jede für sich - dieser Frage immer wieder einmal nachgingen. Das mit dem Glauben muss sich von Fall zu

Fall bewähren mit Blick auf das, was auf uns zukommt. Was bedeutet es, an Gott zu glauben, angesichts der aktuellen Situation?

Gestern bin ich beim Lesen der Zeitung auf Seite 3 über ein Foto gestolpert bin, auf dem George Bush, der Präsident der Vereinigten Staaten, zu sehen war, wie er im Kongress seine Rede an die Nation hielt.

Nun sieht man ihn momentan ständig. Also eigentlich nichts besondere. Richtig. Aber man sah eben nicht nur ihn, sondern über bzw. hinter ihm die Inschrift „In God we trust". In Gott setzen wir unser Vertrauen. Ein schönes Glaubensbekenntnis. Aber was besagt das angesichts dessen, was gerade passiert?

Ich weiß nichts über den Glauben des amerikanischen Präsidenten. Und doch frage ich mich, ob er das, was er denkt, sagt und tut bzw. tun lässt, auf der Grundlage dieses Satzes tut. Ich habe den Eindruck, dass zurzeit viel Vertrauen in die eigene Stärke gesetzt wird. Und keiner zweifelt am Erfolg des Krieges, der gegen der Terrorismus geführt werden soll.

Also: Basiert die bevorstehende Militäraktion auf dem Glaubensbekenntnis: „In God we trust" In Gott setzen wir unser Vertrauen. Wie sehen Sie das?

Bevor wir darüber weiter nachdenken, sollten wir kurz innehalten und uns vergegenwärtigen, dass sich diese Frage mit Blick auf alles, was wir tun und lassen, genauso stellt. Basiert mein Tun und Lassen im alltäglichen Leben auf der Grundüberzeugung: „In God we trust"?

Mal vorausgesetzt, wir sind - wie der amerikanische Präsident - dieser Meinung. Und vorausgesetzt, diese Worte vom Gottvertrauen sind nicht nur Worte, nicht nur Lippenbekenntnisse. Trotzdem stellt sich ja die Frage, ob es objektiv stimmt, was wir subjektiv von uns selbst denken. Will sagen: Es mag ja sein, dass wir subjektiv der Meinung sind, dass alles in Ordnung ist, wie wir es machen, dass wir mit dem nötigen Gottvertrauen schon alles richtig machen.

Aber wer könnte von sich behaupten, dass objektiv beurteilen zu können, ob es denn stimmt, was wir subjektiv meinen? Da sind wir mittendrin im Dilemma. Und dies Dilemma betrifft uns in gleicher Weise den amerikanischen Präsidenten und die Verantwortlichen in dieser kritischen Situation.

Natürlich glaubt die amerikanische Regierung, sie hatte Gott auf ihrer Seite. Und natürlich glauben die Militärs, sie würden für die gute Sache in den Krieg gehen, eben um die sogenannte zivilisierte Welt zu retten, indem sie die Bösen vernichten.

Aber ist das letzten Endes nicht auch wieder so etwas wie ein heiliger Krieg. Wenn man sich das vergegenwärtigt, merkt man: Es ist doch immer das Gleiche. Auch deutsche Soldaten sind schon ins Feld gegangen in dem Bewusstsein, Gott auf ihrer Seite zu haben. Nur: Die anderen dachten das auch. Und auf welcher Seite war Gott denn nun? Jeder merkt: Irgendetwas stimmt hier nicht.

Es käme also darauf an, sich zu vergewissern, sich bei Gott zu vergewissern, ob das, was wir tun möchten in seinem Sinn ist. Verstehen Sie mich recht: Ich stelle nicht in Abrede, dass sich die Verantwortlichen viele Gedanken gemacht haben. Ich bezweifle nicht, dass alle bemüht sind, die beste Lösung zu finden.

Ich frage nur: „Was bedeutet es, wenn wir wie bei der Konfirmation ein ums andere Mal in unserem alltäglichen Leben sagen: Ich glaube an Gott. Ich vertraue ihm. In God we trust.

All dies ist gewissermaßen nur die Vorrede zum Predigttext, der für diesen Sonntag vorgegeben ist. Wir werden jetzt nicht den ganzen Text in seiner Tiefe ausloten können. Aber drei Dinge lassen sie mich ausgehend von diesem Text sagen. Ich fange hinten an.

Erstens: Jesus droht. Wehe denen, die sich so verhalten, dass Menschen an Gott irrewerden. Das gilt mit Sicherheit für die, die mit ihren Terroranschlägen Menschen unsägliches Leid angetan haben.

Niemand nimmt den Terroristen ab, dass sie das im Namen Gottes getan haben, auch wenn sie dies für sich behaupten würden. Sie werden sich dafür zu verantworten haben, dass dadurch viele an Gott irregeworden sind und sich fragen, warum Gott dies zugelassen hat. Wehe diesen Menschen.

Natürlich muss man sich fragen, ob ein militärischer Gegenschlag nicht die gleiche Problematik mit sich bringt. Mal abgesehen von der Frage, ob es im Sinne Jesu wäre, werden dort, wo bombardiert wird, unzählige Menschen sterben, die auf Gott vertrauen. Gilt für sie nicht das gleiche wie für die im world trade center?

Wem wird vertraut, wenn nach Vergeltung gerufen wird? Wem wird vertraut, wenn man mit Gewalt ein Problem zu lösen versucht, das sich mit Sicherheit so nicht lösen lässt?

Zweitens: Bevor Jesus diese Drohung aussprach, stellte er sich solidarisch auf die Seite des Schwächeren, nicht auf die Seite des Stärkeren. Er stellte sich also auf die Seite derer, die nichts von sich, aber alles von Gott erwarten.

Jesus ging sogar noch einen Schritt weiter. Er identifizierte sich mit ihnen. Wer einen Menschen bei sich aufnimmt, der um seine Angewiesenheit auf Gott weiß, der nimmt mich auf. Würde Jesus heute leben, würde er keinen Unterschied machen zwischen einem Christen und einem Moslem oder Juden oder Hindu. Als Geschöpfe und Kinder des einen und einzigen Gottes verdienen alle in gleicher Weise Gottes Schutz.

Hier besteht für uns die Möglichkeit, Gott zu helfen, indem wir uns derer annehmen, die - wenn auch als friedliche Muslime - an Gott glauben und nun ungerechterweise mit den Terroristen in einen Topf geworfen werden.

Drittens: Natürlich geht es in dieser Welt immer wieder um die Frage der Macht. Wer ist der Größte, der Stärkste, der Reichste, der Erfolgreichste? Wer kann sich durchsetzen. Und der hat dann womöglich Recht.

Auch wenn es immer wieder so ist, ist es doch nicht richtig. Jesus träumte von einer anderen Welt, einer neuen Welt, der Welt Gottes. Und er nahm sich ein Kind, um an ihm zu zeigen: Alle Menschen sind mit Blick auf Gott wie die Kinder - angewiesen auf Hilfe, angewiesen auf die Hilfe Gottes.

Dabei geht es nicht darum, die Menschen als solche klein und schlecht zu machen. Nein. Es geht darum, zu verstehen, dass wir alle miteinander einen großen himmlischen Vater haben. Und ihm gegenüber dürfen wir wie Kinder sein. Warum fragen wir nicht wie die Kinder unseren himmlischen Vater, was geschehen ist, dass es zu alledem gekommen ist. Wo liegen denn die Wurzeln für einen derartigen Terror?

Das hat sicher mit völlig verzehrten Gottesbildern zu tun. Aber es hat auch Gründe in der globalisierten Weltwirtschaft, die die einen immer reicher und die anderen immer ärmer werden lässt. Das ist der Nährboden für Hass und Fanatismus.

Die Terroristen haben gezielt das world trade center zerstört, weil es für Sie ein Symbol des Bösen, der Unrecht produzieren Weltwirtschaft war. Selbst wem es gelingen sollte, große Teile der Terroristen und ihres Umfeldes auszuschalten, wird man damit doch nicht verhindern, dass neue Terroristen wie Pilze aus dem Boden schießen. Nur wenn es gelingt, die Verhältnisse zu sanieren, aufgrund derer es zu Extremismus, Fanatismus und Terrorismus kommt, werden wir in den Griff bekommen, was die Welt zurzeit in Atem hält.

Wir tun gut daran, dies nur als die Spitze des Eisberges zu verstehen. Wir werden nicht umhin kommen, uns damit zu beschäftigen - allerdings nicht in der Weise eines geradezu totalen Krieges, wie ihn der amerikanische Präsident in Aussicht gestellt hat, als er sagte: „Unser Krieg gegen den Terror wird erst zu Ende sein, wenn jede weltweit operierende terroristische Gruppe aufgespürt, gestoppt und vernichtet sein wird.“ Ich wage zu bezweifeln, ob am Ende eines solchen Krieges der Friede steht, den wir uns alle für uns und alle Welt wünschen.

In der Jugendgruppe ist am Montag ein Plakat entstanden, das Sie im Schaukasten sehen können, vielleicht schon gesehen haben. Da heißt es: „Mr. President, make peace, not war.“

Nur mit friedlichen Mitteln werden wir zu einem Frieden kommen, der dauerhaft ist. Wenn doch alle ernst machten mit dem Bekenntnis „In God We trust“ Wir würden miteinander Wege zum Frieden finden.

Was ich mit Blick aufs Große entfaltet habe, gilt ähnlich auch im Kleinen. Es reicht nirgends, an den Symptomen herumzudoktern, wenn das eigentliche Übel tiefer sitzt. Wir werden unsere Probleme auf den Grund gehen müssen. Gott stehe uns bei. Möge er, der uns einlädt, ihm zu vertrauen, uns Mittel und Wege zeigen, wie wir im Sinne der neuen Welt Gottes zu Frieden kommen.

Statt Rache Vergebung

Predigt zu Matthäus 18, 21-35 am 3. November 1985

Wissen Sie, was ein Elefantengedächtnis ist? Ich habe dazu folgende Geschichte gelesen: Da war ein Mann im Zoo bei den Elefanten. Er wollte einen Elefanten ärgern. Das gelang ihm auch. Als der Elefant nämlich seinen Rüssel ausstreckte und einen Leckerbissen erwartete, hielt ihm dieser Mann seine glimmende Zigarette hin. Der Elefant zuckte vor Schmerz zurück und der Mann ging belustigt davon, während die umstehenden murmelnd das Geschehen missbilligten.

Etwa ein Jahr später stand derselbe Mann wieder einmal vor den Elefanten und auch der Elefant war da. Und als er den Mann sah, der ihm wehgetan hatte, tauchte er seinen Rüssel ins Wasser und durchnässte seinen früheren Peiniger mit einer kräftigen Dusche. Jetzt waren es die Zuschauer, die belustigt waren.

Das kennt man ja von Elefanten. Sie vergessen nicht, was man ihnen angetan hat. Und wenn sie Gelegenheit haben, rächen sie sich.

Aber das ist unter uns Menschen oft nicht anders. Wer uns etwas antut, dem zahlen wir es heim. „Rache ist süß“, eine Haltung, die niemand gern zugibt. Denn obwohl wir danach handeln, wissen wir, dass sich so etwas nicht gehört – und schon gar nicht für uns Christen.

Besser als Rache ist Vergebung. Das weiß man als Christ. Das wusste auch Petrus. Von ihm heißt es bei Matthäus: „Vergeben muss ich schon Da hilft alles nichts. Gott will es so. Als einer, der zu Jesus gehört, kann ich ja nicht unversöhnlich sein. Aber mühsam ist das. Ich weiß nicht, wie lange ich das aushalte. Wie oft muss ich wohl vergeben? Sagen wir mal siebenmal.“ Da wird Jesus doch sicher nicht antworten: „Dreimal ist auch genug, mehr kann man nicht verlangen. Alles hat seine Grenzen. Wenn du dreimal vergibst, hast du das Menschenmögliche getan. Du kannst dich ja nicht lächerlich machen.“

So ähnlich mag Petrus gedacht haben, als er Jesus schließlich fragte: „Wie oft muss ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben?“ Allein in dieser Frage stecken zwei Gedanken, denen wir kurz nachgehen müssen.

Erstens geht Petrus davon aus, dass wir Christen uns untereinander versündigen. Ihm geht es nicht um die Heiden, sondern um die, die zu Jesus gehören und trotzdem aneinander schuldig werden.

Zweiten ist für Petrus schon klar, dass nur die Vergebung die angemessene Antwort auf die Schuld sein kann.

Von diesen zwei Voraussetzungen auszugehen ist ja nicht selbstverständlich. Da gehört schon eine Portion Selbstkritik dazu, sich da einzugestehen, dass es oft gerade nicht die Feinde sind, die sich an uns versündigen, sondern die Weggefährten.

Seit Kain und Abel gibt es Brudermord und Bruderkriege. Die kleinen Kränkungen und die schweren Verletzungen sind gemeint, die mir ein Mensch zufügt, der mir nahe steht. Und die schmerzen besonders, weil man sie gerade von ihm nicht erwartet.

Es gibt ausreichend Situationen, in denen einer am anderen schuldig wird, sei es in der Ehe, in der Gemeinde, am Arbeitsplatz oder unter den Völkern.

Wie kommt es dazu, dass einer schuldig wird? Es kann z.B. jemand einer Sache nicht gewachsen sein – trotz allen guten Willens – und schuldig werden. Oder einer wird schuldig, weil er unwissentlich etwas tut, was den anderen trifft und verletzt. Manch einer wird schuldig, weil

er in etwas Böses hineingezogen wird oder sogar hineingeboren wird. Und manch einer lädt Schuld auf sich, weil er bewusst Unrecht tut. So kann einer schuldig werden an anderen.

Und wenn einer schuldig ist an mir, wenn ich betroffen bin und verletzt dastehe, dann bin ich gefragt, wie ich damit umgehe. Man ist dann ja sehr empfindlich.

Manch einer kann sich gut beherrschen und frisst seinen Ärger in sich hinein, ohne sich zu rächen. Manch einem läuft die Galle über und er explodiert. Er rächt sich umgehend. Und manch einer benutzt die Schuld des anderen als Waffe gegen ihn, um ihn zu demütigen und zu erpressen. Denn wer in meiner Schuld steht, der ist mir unter Umständen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Das alles will Petrus nicht. Petrus will ja vergeben. Hinter diesem Wort vergeben steckt die Vorstellung, dass ich etwas aus der Hand gebe: meine Waffe und mein Recht.

Wer vergibt, verzichtet darauf, den Schuldigen mit seiner Schuld zu erpressen. Wer vergibt, verzichtet auf sein Recht. Denn wer Schaden anrichtet, müsste ihn auch wieder gutmachen. Er müsste dafür haften. Wenn eine Schuld vergeben wird, entfällt der Anspruch auf Wiedergutmachung.

Dass das alles nicht so leicht ist, weiß Petrus aus Erfahrung. Und weil es so mühsam ist, will er wissen, wie oft er diese seelische Kraftanstrengung machen muss.

Jesus antwortet: „Nicht nur siebenmal sollst du vergeben, sondern sieben Mal siebzigmal. Und damit will er sagen: „Vergib immer! Sei immer bereit, dem zu vergeben, der an dir schuldig geworden ist.

Denn wer dem, der an ihm schuldig geworden ist, nicht vergibt, wird selbst schuldig. Denn jeder, der schuldig geworden ist, braucht Vergebung, um weiterleben zu können, um neu anfangen zu können. Wer nicht vergibt, behindert das Leben.

Lass Gnade vor Recht gehen. Und was du vergeben hast, das lässt auch dich in Ruhe.

Um all das zu verdeutlichen, erzählte Jesus das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Dieser Knecht wurde zur Rechenschaft gezogen und blieb seinem Herrn eine unvorstellbare Summe Geld schuldig: 20 Millionen Euro. Auf die Bitte des Knechts hin erließ ihm der Herr diese Schuld.

Es ist klar, dass hier von Gott und uns die Rede ist. Ohne Bild gesprochen heißt das: Schuldig sein, Sünder sein heißt, dass wir Gott alles schuldig bleiben.

Aber der Herr vergibt – vergibt auch unsere Schuld. Er lässt Gnade vor Recht gehen. Er verdammt unsere Schuld, während er uns mit Namen zu sich ruft. Jeder kann sich freuen, dem die Schuld vergeben wird und der wieder weiß, wie schön es ist, frei zu sein von aller Schuld.

Nun sollte man ja meinen, dass der Knecht aus dem Gleichnis dankbar und glücklich gewesen wäre. Aber kaum war er von seinem Herrn fort, da trifft er einen, der ihm 20 Euro schuldet. Knallhart fordert er sein Recht und bringt ihn, der ihm etwas schuldete, ins Gefängnis.

Trotz der Barmherzigkeit, die ihm selbst widerfahren war, handelte er hartherzig und unbarmherzig. Hätte das, was er mit seinem Herrn erlebt hatte, nicht Konsequenzen haben müssen in seiner alltäglichen Umgebung, in seinem Beruf, in seiner Firma, in seinem Verhältnis zu Kollegen und Nachbarn? Ja, hätte haben müssen. Hatte aber nicht.

Hat es denn bei uns Konsequenzen, dass Gott uns tagtäglich unsere Schuld vergibt, wen wir ihn darum bitten? Sind wir motiviert, die Vergebung weiterzugeben, die uns widerfahren ist? Oder sind wir der Meinung, wir könnten Gnade und Vergebung hamstern?

Wie gehen wir mit denen um, die uns Unrecht getan haben, die sich an uns versündigten? Drehen wir ihnen aus ihrer Schuld einen Strick, der ihnen die Luft zum Leben nimmt? Zahlen wir heim, nach dem Motto: Wie du mir, so ich dir?

Jeder von uns mag jetzt an einen Menschen denken, der sich an uns versündigt hat. Sind Sie bereit, diesem Menschen zu vergeben? ....

Wir messen dauern mit zweierlei Maß. Dass uns vergeben wird, dass wir eine neue Chance von Gott geschenkt bekommen, dass scheint uns recht und billig.

Aber wir machen gegenüber unseren Schuldigern weiterhin unser gutes Recht geltend. Wer das tut, verspielt Gottes Gnade und fällt in Ungnade.

Gott lässt Gnade vor Recht gehen. Er stellt uns nicht unter Gesetz und Recht, sondern unter seine Gnade. Wenn wir nun wieder mit dem Recht kommen, indem wir unbarmherzig mit denen umgehen, die uns etwas schulden, dann berauben wir uns selbst der Gnade und werden nach dem Recht gerichtet, mit dem wir andere richten.

Das Schicksal dieses hartherzigen Knechts warnt uns, niemals den tragenden Grund der Vergebung zu verlassen. Wer das Recht fordert, der fordert es für sich und gegen sich – und der kommt darin um.

Stattdessen soll die Vergebung Gnade und Barmherzigkeit, die Gott uns gewährt, durch uns weiterwirken und weitergegeben werden.

An unseren Schuldigern soll sich fortsetzen, was sich vorher an uns ereignet hat. Deshalb: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern."

Man kann das eine nie ohne das andere haben. Gottes Vergebung befähigt uns, anderen zu vergeben. Was Jesus also Petrus und uns zum Thema Vergebung zumutet, ist dies: Es geht nicht darum, dem schuldigen Mitchristen begrenzt zu vergeben. Es geht darum, grundsätzlich Gnade vor Recht gehen zu lassen. Es geht um einen neuen Lebensstil, ein Leben in einer Atmosphäre von Gnade und Vergebung.

Es heißt: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Aus uns soll nicht herausschallen, was man hineinruft. Aus uns soll herausschallen, was Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit in uns tut und hineinruft.

Himmel-reich

Predigt zu Matthäus 20, 1-15 am 1. Februar 2015

Was meinst Du: Ist das fair, was der Weinbergbesitzer da mit den Arbeitern macht? Da arbeiten die einen den ganzen Tag und die anderen nur eine Stunde - und das für den gleichen Lohn. Ist das nicht ungerecht? Wenn Du jetzt wie viele andere denkst: „Stimmt, das ist ungerecht", dann muss ich Dir sagen: Du irrst.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Gleichnis: Da hat ein Weinbergbesitzer Arbeit. Er geht auf den Marktplatz, wo sich die versammelt haben, die Arbeit suchen. So war es Tag für Tag. Denn die da standen, bekamen in der Regel nur für einen Tag Arbeit. Und natürlich bekamen sie auch nur für einen Tag Lohn. Deshalb nannte man sie ja auch Tagelöhner.

Die auf dem Marktplatz versammelten Tagelöhner, waren natürlich heilfroh, wenn sie Arbeit fanden, mit der sie für sich und die Familie verdienen konnten, was sie zum Leben brauchten. Und sie waren selbstverständlich einverstanden mit dem üblichen Lohn, der ihnen angeboten wurde.

Die ganze Szene geriet ja nur deshalb durcheinander, weil der Weinbergbesitzer den ganzen Tag über Arbeiter anheuerte, ohne deren Lohn näher fest zu legen. Vermutlich gingen die, die später zur Arbeit im Weinberg kamen, davon aus, dass sie entsprechend weniger Lohn bekommen würden. Die werden sich doch gesagt haben: Lieber ein bisschen was, als gar nichts.

Zur großen Verwirrung kam es dann am Feierabend, als der Lohn ausgezahlt wurde, anders als erwartet. Jesus erzählte sein Gleichnis ja so, dass zuerst die ihren Lohn bekamen, die als letzte zur Arbeit im Weinberg angeheuert wurden. Und die waren völlig überrascht, als sie vom Besitzer des Weinbergs großzügiger entlohnt wurden, als sie sich erhoffen durften. Denn sie bekamen doch tatsächlich den ganzen Tagelohn. Große Verwunderung auf allen Seiten.

Wenn das so ist, dachten sich die anderen, die den ganzen Tag gearbeitet hatten, bekommen wir sicher mehr als ursprünglich verabredet. Falsch gedacht. Auch sie bekamen den Lohn eines Tagelöhners.

Das wurde natürlich als ungerecht empfunden. Die meisten von uns werden das vermutlich ähnlich empfinden. So verwundert es nicht, dass die Arbeiter, von denen Jesus erzählte, mit ihrem Unmut nicht hinterm Berge hielten. Lautstarker Protest.

Aber der Besitzer des Weinbergs blieb dabei. Und er war im Recht. Er hatte niemandem Unrecht getan. Er hatte den von Anfang an vereinbarten Lohn ausgezahlt. So betrachtet, gab es also gar keinen Grund, sich zu beschweren.

Schaut man noch genauer hin, dann stellt man fest: Es geht dem Gleichnis nicht um Ungerechtigkeit, sondern um Güte und Barmherzigkeit sowie um unternehmerische Weitsicht.

Das muss ich erläutern. Also: Der Besitzer war barmherzig und weise, weil er wusste, dass die Tagelöhner und ihre Familien mit einem Bruchteil des Lohnes nicht über die Runden gekommen wären. Deshalb gab er ihnen mehr, als er gemusst hätte. Aber so hat er ihnen zukommen lassen, was sie zum Leben, ja eigentlich sogar zum Überleben brauchten. Und unternehmerisch war das klug und weitsichtig, weil ihm diese Aktion die Dankbarkeit und Loyalität jener Arbeiter gesichert haben dürfte. Die werden doch in Zukunft große Stücke auf ihn gehalten haben.

Wenn das soweit nachvollziehbar ist, muss man sich doch wundern, dass sich so viele über seine angebliche Ungerechtigkeit aufregen, anstatt sich über seine Großzügigkeit zu freuen.

Nun meine Frage: Warum ist das so? Warum empörten sich so viele über die angebliche Ungerechtigkeit und unternehmerische Blauäugigkeit, wo er doch genau betrachtet großzügig und weitsichtig handelte, dabei nicht nur an sich, sondern auch noch an die dachte, die ohne ihn nicht hätten, was sie zum Leben brauchen?

Liegt das daran, dass wir vor Augen haben, wie es in unserer Welt, insbesondere in der Wirtschaft zugeht? Denn da wird nur für die geleistete Arbeit bezahlt – und das oft genug auch noch schlecht.

Aber wie wäre es, wenn sich die Manager und Chefs unserer Tage vom Weinbergbesitzer eine Scheibe abschneiden würden? Was wäre das toll, wenn die, die das Sagen haben, auf einen Teil dessen verzichten würden, der Ihnen bzw. den Aktionären gehört, um denen ein gutes Einkommen zu ermöglichen, die immer Mühe haben, finanziell über die Runden zu kommen.

Genau das passiert nicht. Stattdessen müssen wir zur Kenntnis nehmen: Geiz ist geil. Rendite ist gefragt. Jeder denkt an sich. Die Schere zwischen Arm und Reich geht überall immer weiter auseinander. Die, die haben, haben immer mehr. Und die, die nichts oder nur wenig haben, werden auch noch um das Wenige gebracht.

Warum? Weil sich die Leute eben nicht wie der Weinbergbesitzer, sondern wie der reiche Kornbauer verhalten, von dem wir ja gerade gehört haben. Sie ernten zwar kein Korn, aber dafür Geld: „To earn money“, wie sagt man auf Englisch ja auch sagt.

Und so wird es bei einigen wenigen immer mehr. Und das Einzige, was den Reichen anscheinend durch den Sinn geht, ist die Frage, wie sie ihren Reichtum, den sie fürs tägliche Leben gar nicht brauchen, am Finanzamt und der sozialen Verantwortung vorbei für sich bunkern können.

Gerade für solche Leute wäre es gut, sie würden das Gleichnis mal genauer anschauen. Es könnte sie auf den Gedanken bringen, etwas von dem, was sie für sich nicht brauchen, denen zukommen zu lassen, die sonst nicht über die Runden kämen. Es macht doch gar keinen Sinn, in immer größeren Scheunen zu bunkern, was man selbst nicht braucht.

Warum empören sich viele über die angebliche Ungerechtigkeit des Weinbergbesitzers? Sicher hängt es auch damit zusammen, wie wir das mit der Arbeit verstehen. Wir denken natürlich an eine schweißtreibende, mühsame Arbeit im Sinne von elender Maloche. Und natürlich: Wer solche Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt.

Aber um genau solche Arbeit geht es hier nicht. Es geht in diesem

Gleichnis um das Himmelreich, die Welt Gottes, in der alles anders ist, auch die Arbeit.

Die Arbeit für das Reich Gottes ist eine andere Arbeit als unsere übliche Erwerbsarbeit. Diese Arbeit macht Spaß. Da dabei zu sein - ist einfach toll. Und jeder, der nicht dabei ist, verpasst etwas.

Also nicht die hatten Glück, die nur eine Stunde zu tun hatten, sondern die, die von Anfang an dabei sein konnten. Nicht die, die den ganzen Tag dabei waren, hatten Pech, sondern die, die erst viel später hinzukamen.

Vielleicht wird das deutlicher an einem Beispiel. Nehmen wir mal ein Päärchen, das schon 50 Jahre zusammen ist. Wenn die beiden in all den Jahren ihres Zusammenlebens glücklich miteinander gewesen sind, werden sie doch auf die nicht neidisch sein, die es erst in den letzten Jahren ihres Miteinanders geschafft haben, glücklich miteinander zu sein.

Wer etwas vom Himmelreich auf Erden spürt, der mag sich glücklich schätzen. Und wer dies Gefühl schon immer hatte, ist mehr als ein Glückspilz. Und die, die es erst später für sich entdecken, werden den verpassten Gelegenheiten hinterher trauern, aber sich doch freuen, dass sie es - wenn auch später - so doch immerhin auch noch begriffen haben. Besser spät, als nie.

Aber niemand von all diesen Glücklichen wird dies Glück anderen verwehren oder vorenthalten wollen. Ganz im Gegenteil: Je mehr Menschen an diesem Glück teilhaben, desto besser.

Und damit bin ich abschließend beim Lohn, der allen zuteilwird. Der Lohn für die Arbeit im Himmelreich besteht doch nicht in einer wie auch immer gearteten Bezahlung. Es geht darum, dabei zu sein. Das Glück dabei zu sein, das ist der Lohn. Es ist einfach beglückend zu wissen, wo man hingehört und dass man daran mitwirken darf, dass diese Welt von Gott her neu wird.

Bei der Suche nach dem, was hier mit dem Lohn gemeint sein könnte, bin ich auf ein Wortspiel gestoßen: Himmelreich bzw. Himmelreich. Das Himmelreich macht uns reich, nämlich Himmel-reich. Dabei sein im Weinberg des Herrn, also im Himmelreich, macht uns auf eine Art und Weise reich und glücklich, wie sich das die Börsen unserer Welt nicht vorstellen können.

Ich Esel

Predigt zu Matthäus 21,1-9 am 26. November 2022

Die Adventszeit ist die Zeit der Lichter und Geschichten. Sie ist gleichzeitig die Zeit, in der man Geschenke kauft und bastelt, die dann zu Weihnachten verschenkt werden. Und sie ist vom Kirchenjahr her die Zeit, in der es um das Kommen des Christus geht.

Manchmal lege ich Fotos von dieser Art auf den Boden und bitte die Menschen einer Gruppe, sich das Bild herauszusuchen, das zu ihnen passt. Ich habe mir für heute dieses Foto herausgesucht. Es zeigt einen Esel.

Falls Sie dies Bild nicht sehen können, schauen Sie einfach mich an. Denn ich habe es mir ausgesucht, weil ich der Meinung bin, dass ich ein Esel bin. Sie haben richtig gehört. Ich habe gesagt: „Ich bin ein Esel."

Nun werden die einen vielleicht denken: „Recht hat er, der alte Esel". Und andere werden sich sagen: „Das sollte er doch lieber nicht so in aller Öffentlichkeit von sich sagen."

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe dies Bild nicht nur für mich, sondern auch für Sie ausgesucht, weil ich ernsthaft der Meinung bin, dass auch Du ein Esel bist und auch Sie eine Eselin sind.

Wie? Sie verbieten sich, so von mir angeredet zu werden? Meinen Sie: „Das ist ja nun mal wieder einmal typisch. Schließt einfach von sich auf andere - der Esel!"

Bevor Sie jetzt die Kirche unter Protest verlassen, weil ich Sie in aller Öffentlichkeit Esel genannt habe, hören Sie mich bitte bis zum Ende an.

Es liegt mir fern, Sie zu beschimpfen. Und es ist im Blick auf mich kein plötzlicher Anflug von Selbstkritik, wenn ich mich selbst als Esel bezeichne.

In dieser Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem geht es natürlich in erster Linie um Jesus. Er steht im Mittelpunkt. Auf ihn zielt die Geschichte.

Wollten wir nun die Geschichte miteinander spielen, würde ich für alle Rollen recht bald eine Besetzung finden. Viele würden gern Jesus, also die Hauptrolle spielen. Dann wären da noch die Jünger und der Besitzer der Esel. Alles begehrte Nebenrollen. Und der Rest wäre eben Volk - auch nicht schlecht für die, die lieber im Hintergrund bleiben wollen.

Eine Rolle wäre schwer zu besetzen, die des Esels. Wer will schon ein Esel sein? Dabei spielt die Eselin, von der da die Rede ist, eine wichtige

Rolle, eine im wahrsten Sinne des Wortes tragende Rolle. Denn ohne die Eselin wäre in dieser Geschichte so ziemlich nichts passiert.

Ohne Eselin hätte es diesen Einzug nicht gegeben. Ohne Eselin wäre die uralte Prophetie nicht in Erfüllung gegangen. Ohne Eselin hätte man Jesus nicht erkannt. Denn zu Fuß wäre er gewissermaßen inkognito gewesen.

Vielleicht ahnen Sie nun, warum ich mich selbst und Sie als Esel bzw. Eselin bezeichnet habe. Esel sein - das ist die uns zugewiesene Rolle. Der Heiland braucht uns wie die Eselin, um in diese Welt kommen zu können.

In diesem Sinn bin ich gern Esel, Christi Esel. Und sagen Sie selbst: Könnten Sie sich nicht auch - unter dieser Voraussetzung - mit dem Gedanken anfreunden, Esel zu sein, Christi Esel zu sein? Er braucht die, die ihn zu den Menschen, in die Welt tragen.

„Einer sei dem anderen sein Esel." Natürlich nicht dummer Esel, sondern hilfreicher, mittragender Esel, auf dass Christus durch uns Esel zu uns und in diese Welt kommen kann.

Also dann, Ihr lieben Esel und Eselinnen im Herrn! Lasst uns füreinander und miteinander Christi Esel sein. Ich für meinen Teil will gern ein Esel Christi sein.

Anstelle meines und Eures Amens nach dieser Predigt könnte am Ende gut ein IA stehen, was im Süddeutschen im Übrigen „Ich auch" heißt. IA.

Jesus, wer ist denn das?

Predigt zu Matthäus 21,1-10 am 30. November 2008

Jesus steht im Mittelpunkt dieser Geschichte. Jesus ist uns wahrhaftig kein Unbekannter. Heute bitte ich Sie, das mit Jesus eben nicht schon zu wissen. Ich bitte Sie, von der Geschichte ausgehend damit anzufangen, noch einmal genau hinzusehen – oder besser gesagt – hinzufragen.

Schon damals fragten die Leute: „Wer ist der?"

Diese Leute in der Menge reagierten wie Menschen, die nicht wissen, was da los ist und die neugierig sind. Woher sollten sie es auch wissen, wer Jesus war.

Die Jünger, ja die wussten schon, um wen es sich bei Jesus handelte. Und auch einige von denen, die Jesus mit Begeisterung empfingen, haben anscheinend gewusst, wer da kommt. Schließlich begrüßten sie ihn als den Sohn Davids.

Aber neben denen, die schon wussten oder zumindest meinten, zu wissen, gab es die anderen, die noch nicht wussten, die eben fragten: „Wer ist denn das?“

Für heute lade ich Sie ein, nicht mit den Wissenden zu wissen, sondern mit den Fragenden zu fragen. Ja, wer ist das denn nun, Jesus? Und vor allem: Wer ist er für mich? Es geht ja nicht darum, einfach nur nachzuplappern, was er für andere war. Jeder muss das für sich klären: Wer ist er – für mich?

Und da heißt es meiner Meinung nach: Aufgepasst! Warum? Weil man schnell, zu schnell geneigt ist, die Frage auch zu beantworten, womöglich endgültig zu beantworten. Liegt ja eigentlich auf der Hand.

Was aber passiert dann? Man denkt nicht oder nur wenig nach. Man weiß ja schließlich schon. Und so sagt man, was man weiß, was man schon länger weiß, was man als Wissen mit sich herumträgt, was alle wissen. Aber ist es das?

Wenn ich schon so frage, ahnen Sie die Antwort: Nein. Das kann’s doch nicht sein. Und was wäre stattdessen zu tun? Soll man etwa alles vergessen, was man weiß und so tun und fragen, als wüsste man nichts? Stimmt. Das kann’s ebenso wenig sein.

Was ich im Sinn habe, liegt irgendwo dazwischen. Ich fände wichtig, wir würden nicht vorher schon alles wissen, sondern immer wieder neu fragen. Mir ist wichtig, die Frage so lange wie irgend möglich offen zu halten bzw. immer wieder neu zu stellen.

Und dann käme es darauf an, alles, was sich als Antwort aufdrängt, nicht als endgültig, nicht als Endergebnis zu betrachten, sondern als Zwischenergebnis, als Ausgangspunkt zu weiteren Fragen.

Ich weiß, dass klingt ein bisschen nach einer unendlichen Geschichte, nach unendlicher Fragerei. Irgendwie auch unbefriedigend. Schließlich will man ja nicht immer nur fragen, sondern auch wissen und Gewissheit haben.

So gut, wie ich das verstehen kann und auch von mir kenne, bleibe ich dabei, dass es viel besser wäre, man bliebe grundsätzlich beim Fragen. Denn wer fragt, bleibt offen für Neues, offen für das Leben, mit Blick auf Jesus offen für Jesus.

Denn was würde passieren, wenn man davon ausgeht, alles zu wissen? Dann wäre ja alles klar. Dann wäre man ja fertig. Und Jesus? Jesus befände sich in einer Art Gefängnis. Wir würden ihn gefangen halten mit unseren Vorurteilen und Glaubenssätzen. Wir würden ihn festlegen auf das Bild, das wir uns von ihm gemacht haben. Und es wäre nicht

mehr wirklich er, sondern nur noch das Bild, das wir uns von ihm gemacht haben.

Ich vergleiche das Mal mit zwei Menschen, die schon seit Jahren zusammen sind. Sie haben sich über die Jahre in unterschiedlichsten Situationen kennen gelernt. Man sollte meinen, sie wüssten, wer denn der andere ist. Irrtum.

Immer wieder entdecken Sie Neues aneinander. Und da sich beide verändern, verändert sich auch, wie sie sich erleben und sehen. Auf die Frage: „Wer bin ich?“ werden die beiden zwar immer antworten: „Du bist du.“ Aber „Du“ ist nicht gleich „Du“. Dies „Du“ ist bei jedem Menschen und zu unterschiedlichen Zeiten anders gefüllt, eben nicht unveränderlich, nicht festgelegt.

Und mit Jesus ist das auch so. Wir sagen „Jesus“. Und wir meinen ihn ja auch. Und doch verbindet jeder von uns anderes mit seinem Namen. In diesem Sinne möchte ich Sie gewinnen, immer wieder neu die Frage der Leute von damals zu stellen: „Jesus – wer ist das eigentlich.“

Sich das immer wieder zu fragen, ist – weiß Gott – kein Ausdruck des Unglaubens. Eher ein Zeichen von Leben und Lebendigkeit.

Ich habe verschiedentlich darauf hingewiesen, dass sich das Wort „Gott“ oft wie eine Antwort anhört und dass es sich viel mehr wie eine Frage anhören sollte. Ähnliches wäre von „Jesus“ zu sagen. Wenn von Jesus die Rede ist, sollte es nicht im Sinne einer Antwort alle Gedanken zum Erliegen bringen, sondern ganz im Gegenteil im Sinne einer Frage neue Gedanken und Erfahrungen in Gang setzen.

Ich weiß nicht, was Sie über Jesus denken und was er Ihnen im Einzelnen bedeutet. Ich weiß nicht, wie sie die Frage für sich angehen: „Wer ist das denn?“

Wie auch immer Sie das tun, orientieren Sie sich an dem, was die Menge damals sagte: „Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!“

In dem Maße, in dem wir Erfahrungen damit machen, dass er kommt, immer wieder neu in unser Leben kommt und uns begegnet, wird die vor uns liegende Zeit zur Adventszeit, zur Zeit seines Kommens in unsere Welt. So erschließt sich uns die alte Verheißung ganz neu: „Siehe, dein König kommt zu dir.“

Übrigens: Das „Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!“ ist meiner Meinung nicht unbedingt ausschließlich mit Blick auf Jesus gesagt. Ich, Sie, du, wir und letztlich alle Menschen können da gemeint

sein. Nichts braucht die Welt mehr als Menschen wie Jesus, die im Namen des Herrn kommen und tun, was Gott von uns erwartet.

Hast Du heute schon gelobt

Predigt zu Matthäus 21, 15-16 am 14. Mai 2017

Kindergeschrei im Tempel!? Das geht ja gar nicht. Nicht, dass jemand denkt, die Verantwortlichen hätten was gegen Kinder. Nein. Das war es nicht. Um die ging es nicht. Wenn es um die Kinder gegangen wäre, hätte man das gleich mit ihnen geklärt.

Es ging den Verantwortlichen eindeutig um das, was die Kinder durch die heiligen Hallen schrien: „Hosianna dem Sohn Davids!“ Und dafür machten sie Jesus verantwortlich. An ihn wandten sie sich dann ja auch.

Hörte er denn nicht, was sie da schrien? Warum brachte er die Kinder denn nicht zum Schweigen? Das konnte ihm doch unmöglich recht sein.

Irrtum. Er hörte es. Und es störte ihn nicht. Im Gegenteil: Es war ihm recht. Er mag sich gedacht haben „Kindermund tut Wahrheit kund“ - um es einmal mit einem Sprichwort unserer Tage zu sagen.

Jesus verwies die, die sich so aufregten, auf die Psalmen, wo es heißt: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet.“

Das beruhigte die Verantwortlichen aber nicht. Überhaupt nicht. Das brachte sie erst recht auf die Palme. Denn was Jesus da mit diesem Vers aus den Psalmen machte, das ging gar nicht. Was da stand, war schließlich von Gott gesagt – und nicht von Jesus. Oder war dieser Jesus größenwahnsinnig, dass er sich für Gott hielt. So oder ähnlich muss es den Verantwortlichen durch den Sinn gegangen sein.

Natürlich stellt sich die Frage, wer für diese Zusammenstellung verantwortlich ist, wer diesen Zusammenhang hergestellt hatte? War es wirklich Jesus? Sollte er diese Worte, die sich ursprünglich eindeutig auf Gott beziehen, auf sich bezogen haben?

Oder war es der Evangelist Matthäus, der durch die Art der Zusammenstellung ganz gezielt den Eindruck erweckte, als ginge es beim Lobgesang auf Jesus um einen Lobgesang auf Gott?

Auf jeden Fall hatten Matthäus und die, die es wie er gesehen haben, nichts dagegen, dass Jesus als der Sohn Davids bezeichnet wurde und Gott gleichgestellt wurde.

Mal vorausgesetzt, Jesus hätte es tatsächlich so gesagt, dann wäre damit für die Verantwortlichen der Tatbestand der Gotteslästerung gegeben. Und man hat ihm ja tatsächlich mit dem Vorwurf der Gotteslästerung den Prozess gemacht.

Ich lasse das mal so stehen und wende mich dem Text zu, den Jesus aus den Psalmen zitiert. Dort geht es um Gott, über den gesagt wird: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet“?

Und das ist nun ein wirklich faszinierender Gedanke: Gott selbst sorgt dafür, dass man ihn lobt – in diesem Fall durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge, also der Kinder. Da fragt man sich doch: Warum macht er denn so etwas? Hat er das nötig, dass er sich selbst anpreist? Wie kann er sich denn selbst loben?

Eigentlich nicht. Aber wenn ihn kein anderer lobt. Dann macht er es eben selbst. Denn wie ist das mit dem Lob Gottes? Loben wir ihn? Man sollte doch annehmen, dass uns das nicht schwerfällt. Wunderbar sind seine Werke. Und doch bringen wir es kaum fertig, ihn für all das zu loben und zu besingen.

Wir müssen uns erinnern, erinnern lassen, Gott zu loben. Sonst würden wir es vermutlich vergessen. Immer wieder, zumal in der Osterzeit, werden wir aufgefordert, Gott zu loben und ihm zuzujubeln. Dementsprechend hieß der letzte Sonntag „Jubilate“, also „Jubelt!“. Und dieser Sonntag, der Sonntag „Kantate“, fordert uns auf: „Singt!“

Nun mag sich der eine oder die andere fragen, ob Gott es denn wirklich nötig hat, von uns Menschen gelobt zu werden. Hat er? Natürlich hat er es nicht nötig. Aber wir. Wir haben es nötig. Uns täte es gut. Denn wie das so ist, wenn man lobt. Man sucht nicht nach dem Haar in der Suppe, sondern nach dem Guten und Lebenswerten.

Dadurch verlagert sich der Blick weg vom Negativen hin zum Positiven. Und das ist wohltuend: Das Gute sehen. Sich das Gute vergegenwärtigen. Es noch einmal genüsslich hervorheben.

Lobende machen ja nicht nur den Gelobten eine Freude, sondern auch sich selbst. Nicht nur der Gelobte, auch der Lobende hat Grund zur Freude.

Ist es nicht seltsam, dass wir uns mit dem Loben so schwertun? Und das betrifft ja nicht nur unsere Schwierigkeiten damit, Gott zu loben. Im Grunde ließe sich die Frage auf alle Menschen ausweiten, mit denen wir es zu tun habe. Haben wir heute schon die gelobt, die es gut mit

uns meinen? Denken sie nur an die Frage: „Hast Du heute schon dein Kind gelobt?“

Man könnte die Blickrichtung auch einmal umkehren, zumal heute an Muttertag. Also: „Habe ich heute schon meine Mutter gelobt?“ Und gleiches gilt natürlich auch mit Blick auf die Väter: „Habe ich schon meinen Vater gelobt?“

Wenn wir so fragen, ist der himmlische Vater nicht weit. Also: „Habe ich heute schon meinen himmlischen Vater gelobt?“ Wenn uns das komisch vorkommt, so zu fragen, macht das nur deutlich, wie ungewohnt es für uns, so zu denken. Vielleicht wäre es von daher nicht schlecht, Gott würde sich durch unseren Mund loben – wenn wir denn von allein nicht draufkommen.

Jetzt bleibt nur noch, eins und eins zusammenzuzählen. Also: Sah Jesus Gott selbst am Werk in den Kindern? Man könnte sich schon sagen: Was blieb dem himmlischen Vater anderes übrig, als selbst Initiative zu ergreifen und seinen Christus anzupreisen. Die anderen machten es ja nicht.

Und wie ist das bei uns? Sehen wir ihn am Werk, wenn wir singen? Manche sagen ja: „Es singt in mir.“ oder „Lass es raus!“ Wir könnten auch sagen: „Er singt in mir.“ Lassen wir ihn raus, durch uns singen. Möge Gott dafür sorgen, dass wir, die wir ja Kinder Gottes sind, ins Lob finden. Denn „Du Gott, sorgst dafür, dass die Unmündigen und die kleinen Kinder dich preisen.“

„Was tue ich - um Gottes Willen?“

Predigt zu Matthäus 21, 28-32 am 22. August 1993

Mögen Sie das, wenn Ihnen jemand etwas verspricht, sich aber nicht daran hält? Ich nicht. Ich finde es dann viel besser, wenn mir einer gerade heraus sagt, was er denkt, wenn er dazu steht was er gesagt hat, wenn er sich entsprechend verhält. Ich finde gut, wenn einer tut, was er sagt. So geht es mir. Ihnen auch? Jesus muss es ähnlich gesehen haben. Denn das Gleichnis, das wir eben hörten, handelt von zwei Söhnen, die - jeder auf seine Weise - anders reden, als sie handeln.

Wer hat den Willen des Vaters getan? Das ist die leitende Frage. Das Gleichnis lässt über die richtige Antwort keinen Zweifel aufkommen. Die Frage ist nicht, wer von den beiden dem Vater nach dem Munde geredet hat, so von wegen „Ja, lieber Vater, aber natürlich, lieber Vater,

sofort...“ Die Frage ist: Wer hat seinen Willen getan? Nicht der, der schön redete, sondern der, der etwas tat.

Sicher, der damit schließlich den Willen des Vater tat, der hatte zuerst offensichtlich gar keine Lust. Und das sagte er laut und deutlich - sicher zum Ärger seines Vaters. Aber wie das manchmal so ist, man sagt sich schließlich, warum eigentlich nicht - und tut es dann doch.

Natürlich gibt es auch das Gegenteil. Der Gefragte tut freundlich bis begeistert und sagt die Hilfe zu. Natürlich wird er kommen und helfen, sagt er. Das wäre ja keine Frage. Selbstverständlich. Aber bei näherem Bedenken stellt er fest, dass er eigentlich nicht will und geht einfach nicht hin.

Dem Phänomen des Geredes ohne Konsequenzen begegnen wir heute fast überall, in der Politik und in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, wie in der Kirche, in der Familie wie in der Schule. Wie schnell werden große Reden geschwungen und danach nur noch ganz kleine Brötchen gebacken – wenn überhaupt. Diese moderne Verbindlichkeit, die immer nur freundlich ja sagt und nicht den Mut zu einem rechtzeitigen Nein hat, wird zunehmend zur Belastung, weil man nicht mehr weiß, woran man bei einem Ja eigentlich ist.

Dabei ist unerheblich, ob einer besonders fromm oder besonders sozial redet. Wo das Reden nicht in die Tat führt, ist es als leeres Gerede entlarvt. So gibt es Menschen, die nicht unbedingt sozial reden, dann aber ohne viel Aufhebens anpacken, wenn es notwendig ist. Und es gibt Menschen, die ansonsten nicht fromm scheinen oder reden, die aber ganz still für sich und ohne Öffentlichkeit auf ihre Weise zu Gott beten und ihm dienen.

Wenn wir das nun mal auf Gott und uns Menschen übertragen, dann ist da ein himmlischer Vater mit 8 Milliarden Kindern, Töchtern und Söhnen. Und er macht all seinen Kindern auf die eine oder andere Weise seinen Willen kund und sagt: Geh hin, meine Tochter, mein Sohn. Arbeite in meinem Weinberg. Und gemeint ist ohne das Bild des Gleichnisses: Trage Deinen Teil dazu bei, dass mein Wille geschehen kann.

Das ist unabhängig von der Religionszugehörigkeit und von der Weltanschauung. Die Frage ist nur, wie seine so unterschiedlichen Kinder damit umgehen. Und da gibt es noch ein paar Möglichkeiten mehr als die zwei aus dem Gleichnis.

Wer sagt schon zu allem nein, was als Gottes Wille erkennbar ist? Und wer verhält sich in seinem Handeln ganz und ausschließlich gegen Gott.

Aber auch umgekehrt: Wer sagt schon zu allem ja, was als Gottes Wille erkennbar ist? Und wer verhält sich in seinem ganzen Handeln ganz und ausschließlich gemäß dem Willen Gottes. Die Menschen sind nicht so einfach in Gute und Böse, in Schwarz und Weiß aufzuteilen. Es gibt beliebig viele Möglichkeiten dazwischen.

Das heißt dann aber doch, dass alle Menschen mehr oder weniger daran beteiligt sind, dass Gottes Willen geschieht, aber eben auch dass er nicht geschieht. So steckt in jedem und jeder von uns etwas von den zwei ungleichen Söhnen. Manchmal sagen wir ja zu Gottes Willen und tun ihn „auch".

Manchmal sagen wir erst nein, tun ihn dann aber schließlich doch. Manchmal sagen wir spontan ja, tun dann aber nichts. Und manchmal sagen wir von Anfang an nein und bleiben auch dabei und tun eben nichts. Und das wechselt meistens von jetzt auf gleich, von einem Moment zum anderen. Wo ich eben noch etwas beinahe nur dem Willen Gottes entsprechend gemacht habe, bin ich im nächsten Moment völlig auf dem Holzweg bzw. nur mit dem beschäftigt, was ich will und nicht mehr mit dem, was er will.

Jesus wendet sich mit seinem Gleichnis an Menschen, die ganz gut wissen, was sein könnte und was man tun sollte, die ganz richtig denken und auch gescheit daher reden können - aber letztlich dann doch nichts tun, die nicht ins Tun kommen. Und er nimmt diesen Ja-Sagenden-Nichtstuern gegenüber die in Schutz, die zunächst ablehnen und nein sagen, dann aber doch tun, was Gott von ihnen erwartet."

Nun: Die Frage damals wie heute ist nicht die, ob wir wissen, was zu tun wäre, sondern ob wir tun, was Gottes Wille ist. Und das ist das Entscheidende: Es geht nicht um die Frage, ob Sie tun, was die Amtskirche will, ob Sie tun, was die Pfarrer wollen, ob Sie tun, was die Menschen von Ihnen erwarten, mit denen Sie zusammen leben - es geht einzig und allein um die Frage, ob Sie Gottes Willen tun.

Viele Menschen beten: Dein Wille geschehe. Und viele wissen, dass Gottes Wille im Grunde durch uns Menschen hindurch Wirklichkeit in dieser Welt werden will. Und doch geschieht immer auch unser Wille, der eben nicht im Einklang mit Gottes Willen ist. Es geschieht eben nicht immer sein Wille, sondern bei allen redlichen Versuchen immer auch der eigene Wille.

Was also haben sie heute, gestern, letzte Woche oder die Tage davor getan, von dem Sie sagen würden, das hätten Sie getan, um Gottes Willen zu verwirklichen, um Gott einen Gefallen zu tun. Was haben Sie um Gottes Willen getan? Um Gottes willen – was haben Sie getan?

Das Schöne und Mut machende dieses Textes ist meiner Meinung nach die Zuversicht, die da aufblitzt. Denn wer immer nein gesagt hat, wer immer nein getan hat, wer immer sich dem Tun des göttlichen Willens entzogen hat, bewusst oder unbewusst - wie auch immer, hat nach wie vor die Chance, doch noch in den Weinberg zu gehen, also den Willen Gottes zu ergründen und zu tun, soweit ihm dies möglich ist. Und wo und wann immer er versagt, kann er bereuen, seinen Irrtum einsehen und neu anfangen. Die Frage ist dann nicht, was er getan hat, sondern was er tut. Wie gut, dass wir nicht auf unsere Irrtümer und Fehler festgelegt werden. Wie gut, dass wir es immer wieder neu versuchen dürfen.

Bei alledem dürfen wir eine Unterscheidung nicht vergessen: Den richtigen Weg kennen und den richtigen Weg gehen, das ist zweierlei. Wer über den richtigen Weg nachdenkt, ist noch längst nicht auf dem richtigen Weg unterwegs. Wer allerdings nie nach Gottes Willen fragt, wird auch Schwierigkeiten haben, den Willen Gottes zu tun.

Sicher: Ein blindes Huhn findet auch mal ein Korn. Wer ständig nur nach Gottes Willen fragt, aber nichts tut, sondern nur ewig zaudert, kann daraus auch ein System machen, das verhindert, dass er sich konkret auf den Weg machen muss. Er weiß ja noch nicht so genau.

Es geht darum, die Balance zu halten: handelnd nach Gottes Willen fragen und fragend tun, was mir als Gottes Wille deutlich wird. Und so ist ganz konkret zu fragen - und das muss sich jeder Mensch selbst fragen: Wo erkenne ich Gottes Willen und wie verwirkliche ich ihn? Es geht nicht darum, neues Wissen darüber anzuhäufen, was man machen könnte.

Es geht darum, Wirklichkeit werden zu lassen, was mir als Gottes Wille für mein Leben deutlich wird. Also was tun Sie wirklich um Gottes Willen?

Lassen Sie uns einmal die anderen vergessen, was die denn machen, ob die denn Gottes Willen tun. Jeder frage sich selbst: „Was tue ich - um Gottes Willen?" Möge uns diese Frage begleiten, damit wir nicht im leeren Gerede und den unerfüllten guten Vorsätzen steckenbleiben.

Erzähle nicht so viel, tu es lieber. Nicht schon die guten Vorsätze sind es, auf die es ankommt, sondern die Taten, die den Vorsätzen Wirklichkeit verleihen.

Gut zu wissen, dass es nie zu spät ist trotz aller vorausgegangenen Neins. Es ist immer noch Zeit, Zeit um ja zu sagen und auch zu tun. Warum? Weil Gottes gnädiges Ja zu uns in Wort und Tat durch nichts aufgehoben werden kann. Und was ein Glück. Gott redet nicht nur. Gott steht zu seinem Ja.

Hoch-Zeit

Predigt zu Matthäus 22, 1-14 am 5. Juni 2005

Ein verwirrender Text. Viele kommen schlecht weg: „Sie wollten nicht... sie verachteten das... sie gingen weg... sie verhöhnten und töteten...“ Und das Gottesbild wirft ebenfalls Fragen auf. Gott wird zornig dargestellt, bringt Menschen um, zündet Städte an und lässt andere rauswerfen. Man fragt sich: Will ich damit zu tun haben? Nein. Das macht mir Angst. Sollte Jesus das gewollt haben? Kann doch gar nicht sein.

Bei Jesus ging es doch oft um das Reich Gottes. Seine ersten Predigten wurden mit folgenden Worten zusammengefasst: „Stellt euch mit all euren Sinnen darauf ein, dass das Reich der Himmel, der Himmel auf Erden zum Greifen nahe ist.“

Und wenn er das so sagte, spürte man es irgendwie selber: Es war da, das Reich der Himmel. Zum Greifen nah. Und Gott auch. Immer wieder hat er versucht, anderen das mit dem Reich der Himmel nahe zu bringen. Er benutzte dafür Gleichnisse, wie z.B. in unserem Text. Jesu Gleichnis lautete: „Das Himmelreich gleicht einem König, der seinem Sohn die Hochzeit ausrichtete.“

Sofort dürfte allen klar gewesen sein, was Jesus meinte. Der König stand für Gott, der Sohn für das Volk Israel. Was war der Wille Gottes für sein Volk: Hochzeit. Natürlich dachte Jesus an die Feier einer Hochzeit, wenn alle fröhlich sind, wie im siebten Himmel eben.

Aber nicht umsonst bedeutet Hochzeit auch Hoch-Zeit, hohe Zeit der Liebe. Genau wie bei Hoch-Stimmung und Hoch-Kultur. Daneben gibt es noch das sommerliche Hoch, beeindruckende Höhe, Höhepunkte, Hoch soll er, soll Gott leben, die Herzen in die Höhe... alles durchweg positiv besetzt. In diesem Sinne warb Jesus für das Reich der Himmel. Und er sprach so, dass sich jeder eingeladen fühlte.

Und dann passierte im Weitererzählen, was immer passiert. Das Gleichnis wurde gedeutet und ausgeschmückt durch die, es weitergaben. Und so wurde das eigentliche Gleichnis immer länger und mit Blick auf geschichtliche Ereignisse aktualisiert. Matthäus hat dann aufgeschrieben, wie man sich das Ganze zu seiner Zeit erzählte, so in den Jahren 80-90 nach Christi Geburt.

Ein König wollte Hochzeit feiern. Und was für eine. Eine tolle Feier sollte das werden. An nichts würde es fehlen. Alles war aufs Beste vorbereitet. Nun hätte man annehmen sollen: Wer eingeladen ist, der kommt gern, der freut sich, dabei sein zu dürfen. Aber Wunsch und Wirklichkeit klafften auch hier auseinander. Das Volk Gottes ließ sich nicht einladen, weder durch die Propheten noch durch den Sohn und auch nicht durch all die anderen, die Gott aussandte. Viele der Botschafter Gottes starben in Erfüllung ihres Auftrages.

Zur Verwunderung des Gastgebers scheinen die Eingeladenen etwas Anderes, etwas Besseres vorgehabt zu haben. So war es damals. Und so ist es – könnte man die Geschichte weitererzählen – heute immer noch. Viele scheinen Besseres vorzuhaben.

Die Jahre vergingen. 40 Jahre nach Jesu Kreuzigung hatten die Römer im Rahmen eines Feldzugs gegen Israel Jerusalem in Brand gesteckt und den Tempel zerstört. Auch das schlägt sich in unserem Text nieder. Es wird so dargestellt, als habe sich Gott der Römer bedient.

„Nun gut“, scheint sich der Gastgeber gedacht zu haben. „Wenn sie, die Israeliten nicht wollen oder nicht können, laden wir eben andere ein.“ Die Hochzeit sollte stattfinden. Und so schickte er seine Bediensteten immer wieder los mit dem Auftrag: Sagt allen: Ihr seid eingeladen. Kommt und feiert mit.

Schließlich war die Einladung erfolgreich. Viele folgten der Einladung. Es kam eine aus vielen Nationen bunt zusammengewürfelte Gemeinschaft am Tisch des Herrn zusammen. Die Kirche entstand.

Als der Gastgeber sich seine Gäste so anschaute, da stieß er auf einen, der nicht gut drauf war. In der Geschichte ist davon die Rede, er hätte kein festliches Gewand angehabt. Natürlich wird bei Gott niemand wegen unpassender Kleidung rausgeworfen. Es geht doch nicht um Äußerlichkeiten. Es ging um etwas, was sich in der Kleidung widerspiegelte: die innere Einstellung dieses Menschen. Der war eben nicht hochzeitlich gestimmt. Ist doch klar, dass der rausflog. Der hätte doch durch seine Miesepetrigkeit allen die gute Laune verdorben.

Soweit ein paar erläuternde Worte zur Deutung dessen, was hier an das eigentliche Gleichnis durch spätere Generationen ergänzt wurde.

Lassen wir mal all die Deutungen beiseite und konzentrieren wir uns auf Jesu Vergleich des Himmelreichs mit einer Hochzeit, zu der wir eingeladen sind. Sonst hätte uns Jesus sein Gleichnis ja nicht erzählen brauchen.

Und zu was lädt er uns ein? Ich sage es mit den Worten eines Liedes, das wir gleich singen werden: „Unser Leben sei ein Fest." Wo wir unser Leben mit Gott leben, da ist es wie bei einer Hochzeitsfeier.

Dieser Feier kann man sich auf zweierlei Weise verschließen. Erstens. Man geht gar nicht erst hin. Und zweitens: Man geht zwar hin, lässt sich innerlich aber nicht wirklich darauf ein, ist nur körperlich anwesend, aber nicht mit der inneren Einstellung. Wer auf diese Weise miesepetrig allen die Stimmung verdirbt, sollte besser gehen, notfalls vor die Tür gesetzt werden.

Ich weiß: Manche erreicht die Einladung Gottes, das Fest mitzufeiern durch irdische Boten, die nicht gerade einladend, sondern womöglich abschreckend wirken. Und dann denkt man sich: Wenn da nur solche Typen sind, wie der da, dann geh ich da nicht hin.

Nun geht es aber in erster Linie weder um Gottes manchmal schwieriges Bodenpersonal noch um die Kirche. Es geht um Gott selbst und seine Einladung, das Leben nicht nur zu leben, sondern es geradezu zu feiern, und das nicht im Sinne von Bier mit Bratwurst, sondern im Sinne vom Reich der Himmel, vom Himmel auf Erden.

Immer wieder lud Jesus dazu ein, sich auf das Reich Gottes, das Reich der Himmel mit allen seinen Sinnen einzustellen, also ganz bewusst und achtsam wahrzunehmen und zu erleben.

Falls Sie jetzt den Eindruck haben, ich würde mal wieder etwas von Ihnen wollen, Sie müssten mal wieder dies oder das tun, dann habe ich mich missverständlich ausgedrückt. Sie müssen - rein gar nichts!

Nein. Ganz anders. Stellen Sie sich vor, Sie wären zu einer Hochzeitsfeier eingeladen. Stellen Sie sich vor, wie Sie sich darauf freuen. Und stellen Sie sich vor, wie Sie es bei der wirklich gelungenen Hochzeitsfeier zugeht. Dieses Gefühl froher Erwartung sollte sich bei uns einstellen, weil wir von Gott zur Hochzeit eingeladen sind. Gott lädt uns ein, zu seinem Fest, zu unserem Leben.

Und es ist diese Feier nicht auf einen Tag beschränkt. Nein, sie ist in gutem Sinne alltäglich. Alle Tage, jeder Tag möge so ein Tag sein, so eine Hochzeit, so eine Hoch-Zeit des Lebens und der Liebe. Dazu sind

wir von Gott her eingeladen. Lasst und das jeden Tag unseres Lebens genießen und feiern – soweit das irgend möglich ist.

Wem Ehre gebührt

Predigt zu Matthäus 11, 25ff am 20. Februar 2005

Wie die sich eingeschmeichelt haben. Unglaublich raffiniert. Was sie da über ihn sagen, trifft ja alles zu: 1. Jesus geht es nur um die Wahrheit. 2. Jesus sagt jedem klar und deutlich, wie nach dem Willen Gottes zu leben ist. 3. Jesus lässt sich von niemandem beeinflussen – und sei er noch so mächtig.

Aber man riecht den Braten und ahnt bereits: Hier stimmt doch was nicht. Die sind doch sonst nicht so freundlich. Die führen doch was im Schilde. Also worauf läuft das hier hinaus?

Und richtig: Was sich so gut anhörte, war nur das Vorgeplänkel zur eigentlichen Fangfrage. Denn erstens muss er ja – um sich treu zu bleiben – bei der Wahrheit bleiben. Und zweitens soll er auch hier nicht um den heißen Brei herumreden, sondern wie immer klar und deutlich sprechen. Und drittens darf er auch hier niemandem nach dem Munde reden – selbst dann nicht, wenn ihn das in große Schwierigkeiten bringen sollte.

Aber das war hier nicht so leicht. Warum nicht? Weil die Frage so etwas wie ein Zwickmühle war. Die Frager waren sich sicher: Was immer er jetzt sagt, wird ihm zum Strick werden, der sich wie eine Schlinge um seinen Hals legt. Um das nachvollziehen zu können, muss man wissen, was so gemein war an der Frage „Ist's recht, dass man dem römischen Kaiser Steuern zahlt oder nicht?"

Bei einer Zwickmühle ist es doch so, dass – egal, wie man es macht – es falsch ist. Und so war das hier auch: Jesus konnte weder „Ja" noch „Nein" sagen.

Warum nicht? Hätte er gesagt: „Ja, es ist recht, dem Kaiser Steuern zu zahlen", hätte er zwar mit den Römern keinen Ärger bekommen, dafür aber gleich in zweierlei Beziehung mit den Juden. Zum einen wäre er mit seinem „Ja" politisch unten durch gewesen, weil er damit zu erkennen gegeben hätte, dass er kein guter Patriot war. Denn als solcher hätte er natürlich wie alle gegen die demütigende Steuer der Römer sein müssen. Und zum anderen war die Münze durch ihre Aufschrift in den Augen der Juden eine Gotteslästerung. Auf ihr stand nämlich: „Kaiser Tiberius, der anbetungswürdige Sohn des anbetungswürdi-

gen Gottes.“ Damit war sie nicht nur ein Zahlmittel, sondern auch ein Symbol für den Anspruch des Kaisers, Gott zu sein, und insofern ein Verstoß gegen das 1. Gebot. Auch das hätte Jesus ablehnen müssen.

Aber hätte er gesagt: „Nein, es ist nicht recht, dem Kaiser Steuern zu zahlen“, wäre das einem Aufruf zum Steuerboykott gleichgekommen. Das hätte ihm einerseits sicherlich die Anerkennung vieler Juden eingebracht. Andererseits wäre er dadurch in Konflikt mit den Römer geraten. Denn der Aufruf zum Steuerboykott wurde mit der Todesstrafe geahndet.

Jesus ist zu Recht empört über die Gemeinheit der Fangfrage. Und er hält mit seinem Ärger nicht hinterm Berge. Keineswegs zimperlich sagt er den Fragern zunächst einmal, was er von ihnen persönlich hält: „Ihr Scheinheiligen!“

Und damit bleibt er sich treu. Denn er hält sich an ihre Aufforderung, gerade heraus zu sagen, was er denkt. Es muss also – selbst dann, wenn man sich auf Jesus beruft – keineswegs immer lieb und nett zugehen bei dem, was zu sagen ist. Zuweilen trägt auch ein scharfer bzw. deutlicher Ton zur Klärung bei.

Gleich darauf kommt er aber zur Sache. Und wie er sich aus dieser äußerst prekären Situation befreit, grenzt schon an ein Wunder. Geistesgegenwärtig hat er die Idee zu einer Antwort, die ehrlich ist und ihm doch nicht den Kopf kostet.

Er lässt sich eine Steuermünze zeigen und macht auf das Bildnis des Kaisers und die Inschrift aufmerksam. Was er dann sagt, ist in gleicher Weise überraschend und genial, einfach göttlich, Abwehr der Fangfrage einerseits und Angriff im Sinne des Evangeliums andererseits. Er pariert und greift an. Dabei waren sich die Frager ihrer Sache doch so sicher.

Und dann diese Antwort. Damit hatten sie nun wirklich nicht gerechnet. Jesus sagte: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört. Und gebt Gott, was Gott gehört.“

Manch einer mag sich fragen, was denn an dieser Antwort so genial war. Denn oberflächlich betrachtet hatte Jesus mit seiner Antwort ja dazu aufgefordert, dem Kaiser die Steuer zu geben.

Schaut man allerdings genauer hin, dann stellt man fest: Von Steuern ist nicht mehr die Rede. Es heißt nur: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört.“ Gebt ihm seine Münze. Es ist also allenfalls von der Steuermünze die Rede.

Bei Genauerem Hinsehen entpuppt sich die Aufforderung, dem Kaiser zu geben, was ihm gehört, als Protest. Denn Jesus forderte damit

dazu auf, dem Kaiser mitsamt seiner Münze vor allem seinen gottlosen Anspruch auf Verehrung und Anbetung zurückzugeben.

So vornehm, wie es klingt, wenn Jesus sagte: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört“, so meint es doch: Lasst ihn abblitzen. Gebt ihm sein Geld. Aber mehr nicht. Und gebt ihm vor allem das nicht, was er eigentlich will. Verweigert euch. Das war das eine.

Für die Zuhörer schwang aber noch etwas Zweites mit. Sie wussten, dass in den heiligen Schriften davon die Rede war, dass Gott den Menschen schuf – und zwar sich zum Bilde, ja zum Bilde Gottes schuf er ihn. Also: Jeder Mensch trägt das Bild Gottes.

Wie nun die Münzen des Kaisers Bild tragen und ihm gehören, ihm zu geben sind, so tragen wir Menschen Gottes Bild, und gehören folglich zu ihm. Von daher fordert Jesus mit dem Satz „Gebt Gott, was Gott gehört“ die Frager dazu auf, sich nicht dem Kaiser und dem Geld hinzugeben, sondern Gott.

Mag der Kaiser für sich beanspruchen, was sein Bild trägt. Das Geld mag er bekommen. Aber viel wichtiger ist, darüber nicht zu vergessen, Gott zu geben, was Gott gehört, also uns selbst, die wir sein Bild tragen. So hat Jesus also den Anspruch des Kaisers zurechtgestutzt, Gottes Anspruch aber geltend gemacht.

Soweit zur Geschichte. Gilt das, was Jesus sagte, nun auch für uns. Wir haben keinen Kaiser mehr, aber andere Machthaber mit ihren oft überhöhten Ansprüchen. Und nach wie vor gibt es einen Machtkampf zwischen denen, die meinen, sie könnten mit ihrem Geld alles bestimmen, und denen, die der Macht des Geldes die Stirn bieten.

Der Kampf sieht zurzeit sehr ungleich aus. Es hat geradezu den Anschein, als würde ein großer Teil der Menschheit dem Geld mehr Aufmerksamkeit schenken als Gott dem Herrn. Natürlich ist Geld wichtig. Aber nicht das Wichtigste. Gott ist wichtiger.

Und doch: Ist es nicht so, dass viele eher die Aktienkurse als die Bibel lesen. Und für viele ist der Bericht von der Börse wie das Wort zum Sonntag. Und wenn die Kurse fallen, bricht die Stimmung ein. Und wenn die Kurse steigen, steigt auch die Stimmung. Und werden nicht dem Zugewinn von Geld nicht mancherlei Opfer gebracht. Doch: Für viele steht der Mammon, also das Geld, über Gott.

Warum nur? Normal ist das nicht. Und natürlich auch nicht. Es ist nur deshalb so, weil wir dem Geld und denen, die es haben, so viel Macht – auch über uns selbst – einräumen. Nur dadurch können sie in

unserem Leben so groß und mächtig und wichtiger als Gott selbst werden.

Aber das sollten wir nicht zulassen. Nehmen wir Jesus beim Wort. Tun wir doch einfach, was er gesagt hat. Dann bekommen die in dieser Welt Mächtigen nur unser Geld, aber weder unsere Liebe, noch unsere Seele und schon gar nicht unser Leben. Denn die gehören unserem Gott.

„Gebt Gott, was Gott gehört." Also: Gebt euch Gott hin. Vertraut euch ihm an – mitsamt eurem Geld. Gott allein gebührt die Ehre.

Was kommt nach der Auferstehung?

Predigt zu Matthäus 22, 23-33 am 24. November 2013

Spannender Fall, oder nicht? Da war eine Frau mit sieben Männern verheiratet. Die näheren Umstände müssen uns hier nicht interessieren. Nicht ganz so extrem gibt es das ja auch heute, dass eine Frau zwei- oder sogar dreimal verheiratet ist. Und da stellt sich dann die gleiche Frage: Wessen Frau wird sie im Leben nach dem Tod sein?

Denn ist es nicht so, dass wir davon ausgehen, dass wir jenseits des Todes unsere Lieben wiedersehen? Dementsprechend oft heißt es bei Trauerfeiern oder steht auf Grabsteinen „Auf Wiedersehen"? Ich höre es jedenfalls immer wieder, dass Angehörige in den Trauergesprächen sagen: „Jetzt ist er endlich wieder mit seiner Frau vereint." oder „Sie sagte immer, sie wolle sterben, um endlich wieder bei ihrem Mann zu sein."

Woran liegt das, das wir so denken? Einerseits wissen oder ahnen wir, dass jenseits des Todes alles anders sein wird, als wir uns das vorstellen können. Andererseits stellen wir uns das, was nach dem Tod kommt, dann doch als himmlische Fortsetzung des irdischen Lebens vor.

Das bezieht sich nicht nur auf die Frage, ob Geliebte dann wieder ein Pärchen sind, ob das Leben nach dem Tod ein Leben ohne Leid und Schmerzen ist, ob und wen man da alles trifft, ob man da dann endlich all die Fragen beantwortet bekommt, die hier offen blieben.

Viele unserer Vorstellungen über die Zeit nach dem Tod sind Ausdruck unserer Hoffnungen. Manche unserer Vorstellungen verdecken unsere Verzweiflung und Unsicherheit, die uns überkommt angesichts dessen, was da todsicher auf uns zukommt.

Und doch: Wir kommen mit unseren Gedanken einfach nicht über den Tod hinaus. In diese Richtung geht dann auch die Antwort Jesu, wenn er sagt: „Ihr irrt. Ihr könnt es gar nicht wissen. Ihr wisst ganz einfach nicht, zu was Gott in seiner Kraft fähig ist."

Was die spezielle Frage angeht, wessen Frau die Frau von den sieben Männern nun sein wird, ist Jesu Antwort ziemlich deutlich. Sie wird die Frau von keinem dieser Männer sein. Denn im Leben nach dem Tod wird nicht mehr geheiratet. Wir werden weder Mann noch Frau sein, sondern geschlechtslos, den Engeln vergleichbar. Es kommt eben tatsächlich alles ganz anders, als wir denken.

Das mag jetzt für manche unter Ihnen enttäuschend sein. So erging es jedenfalls den Leuten von damals. Es heißt, dass die Leute entsetzt waren, die hörten, was Jesus da sagte.

Und Sie werden das jetzt auch schrecklich finden, nicht wahr? Was Jesus da sagt, ist tatsächlich enttäuschend. Es beraubt uns allerdings nur einer Illusion, der zufolge es im Himmel so weitergeht, wie auf der Erde, eben nur himmlisch. Aber genau das stimmt eben nicht. Das mag man sich in seinen Konsequenzen gar nicht ausmalen. Es ist zu ernüchternd. Und doch – man ahnt es – wird es stimmen.

Gibt es nun in diesem Text außer der ernüchternden Klarstellung, dass jenseits des Todes alles anders ist als wir denken und hoffen, auch noch einen Trost, etwas, was hilft, wenn man mit dem Tod konfrontiert wird, wenn man einen lieben Menschen durch Tod verloren hat?

Ja. Das gibt es. Ich habe dreierlei gefunden, was mir zu denken gibt und mich gleichzeitig tröstet:

Erstens: Wir werden sein wie die Engel. Und nun denke bitte niemand an die Engel, die zu Weihnachten in den Schaufenstern stehen. Das versteht sich sicher von selbst, dass die hier nicht gemeint sein können. Aber man denke bitte auch nicht an die vielen menschlichen Engel. Natürlich: Gut, dass es sie gibt. Gut, dass einer dem anderen Engel sein kann.

Nein. Hier geht es um die anderen Engel, die himmlischen. Sie befinden sich für uns unsichtbar in einer göttlichen Sphäre. Wie die Engel, d.h. sie sind in gleicher Weise Gott und den Menschen zugewandt.

Wenn wir Menschen nach dem Tod wie die Engel sind, ist vielleicht genau das das Tröstliche, dass wir in der Gegenwart Gottes nicht nur ihm, dem Allmächtigen zugewandt leben, sondern mit dem Allmächtigen gleichzeitig auch den Lebenden zugewandt sind.

Zweitens ist da von dem Gott und seiner Kraft die Rede, von ihm, der das Universum ins Dasein rief – aus dem Nichts gewissermaßen. Wird er, dem das möglich war, nicht auch uns durch den Tod in ein Dasein nach dem Tod rufen können?

Doch. Natürlich. Er kann das. Und er wird es tun. So ist es versprochen. Auch wenn durch den Tod alles anders wird: Er bleibt. Er ist das Kontinuum. Weil er sich unser annimmt, wird alles gut. Seiner Kraft und Macht können wir uns anvertrauen, auch wenn wir nicht wissen, was da kommt.

Wir beten doch Sonntag für Sonntag mit dem Vater unser nicht umsonst: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und Herrlichkeit in Ewigkeit." Wir beten so, weil wir davon ausgehen, dass es so ist. Ihm können wir uns selbst und unsere Lieben anvertrauen – immer wieder vor dem Tod und natürlich auch darüber hinaus.

Drittens: Von ihm, dem Allmächtigen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, sagt Jesus: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden."

Und das sicherlich in doppelter Hinsicht. Er ist ein Gott der Lebenden für uns, die wir leben. Und er ist ein Gott der Lebenden für die, die in unseren Augen tot sind, aber bei Gott leben. Für uns wie für die, die in unseren Augen tot sind, ist das von Bedeutung. Er ist unser Gott, ein Gott der Lebenden, der vor dem Tod Lebenden und der nach dem Tod Lebenden.

Jesus geht es dabei offensichtlich weniger um das, was in den Heiligen Schriften darüber steht, als um den, von dem die Schriften zeugen. Denn auch das, was in den Schriften steht, kommt ja nicht über den Tod hinaus. Nur er, Gott selbst, den die Schriften bezeugen, kann das Neue, uns Unvorstellbare bewirken.

Und dass er das tut, das wollen wir angesichts des Sterbens und des Todes festhalten. In dieser Hoffnung vertrauen wir ihm uns selbst und alle unsere Lieben an.

Geburtswehen einer neuen Welt

Predigt zu Matthäus 24, 1-14 am 1. Advent 1998

Im heutigen Predigttext geht es um das Ende, hier allerdings weniger um das individuelle Ende eines Menschenlebens, als vielmehr um das Ende der Welt.

Zu allen Zeiten hat das Ende der Welt die Menschen zu mehr oder weniger wilden Spekulationen angeregt. Denken Sie nur an die Weltuntergangsstimmung im Mittelalter oder in manchen Sekten.

Viele beriefen sich mit ihren Spekulationen auf die biblischen Texte wie auch der heutige Predigttext einer ist.

Und wann kommt nun das Ende? Das ist einerseits die Frage, die sich Menschen zu allen Zeiten gestellt haben. Das ist aber andererseits auch die Frage, die die biblischen Texte offen lassen.

Es gab unzählige, schreckliche Seuchen, Kriege, Katastrophen und Verführungen, seit Christus vom Ende der Welt gesprochen hat. Und immer wieder haben Menschen gedacht und gesagt: „Jetzt ist es wohl soweit. Das ist sicher das Ende." War es aber nicht. Es ging weiter und weiter.

Natürlich: Für einzelne Menschen war das zutreffend. Sie wurden vom Tod ereilt. Ihr Leben, ihre kleine Welt war am Ende und ging unter. Aber die Welt als Ganzes eben nicht.

Und immer wieder haben sich Menschen wie wir angesichts des Schrecklichen gefragt, ob das denn nun die Zeichen sind, die das bevorstehende Ende anzeigen.

Was uns bis heute geblieben ist, ist die Furcht vor dem Ende. Den von Christus genannten Merkmalen der Endzeit – als da wären Seuchen, Kriege, Katastrophen – sind immer wieder neue, aktuellere hinzugefügt worden. Es ist bis heute eine schier endlose Liste von Schrecklichkeiten, die auf uns zukommen oder zumindest zukommen könnten.

Sollten wir aus den gemachten Erfahrungen nicht lernen? Sollten wir nicht endlich damit aufhören, über das Ende der Welt in dieser Weise nachzudenken und zu spekulieren?

Es ist doch so: Niemand weiß Tag und Stunde. Und selbst wenn wir der Meinung wären, wir wüssten es, sollten wir es mit dem von Martin Luther überlieferten Spruch halten: „Und wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich heute einen Apfelbaum pflanzen."

Interessant ist hier am Text, dass das Ende der Welt nicht für sich steht. Es wird mit dem Kommen Christi verknüpft. Die Jünger fragten ja auch nicht nur nach dem Ende der Welt. Sie fragen danach, wann Christus denn wiederkommt. „Sag uns, woran können wir erkennen, dass du wiederkommst und das Ende der Welt da ist?"

Es geht also weniger um das Ende der Welt als vielmehr um das Kommen Christi.

Das Ende der Welt ist nicht durch die besonders chaotischen Zustände gekennzeichnet. Denn die gab es zu allen Zeiten. Die gibt es auch heute. Und es wird sie leider auch in Zukunft geben. Gott sei es geklagt.

Nein. Das Ende der Welt ist dadurch gekennzeichnet, dass Christus wiederkommt, um zu vollenden, was er mit seinem ersten Kommen begonnen hat.

Und genau das ist bei allem Beängstigenden die Gute Nachricht, von der Jesus spricht, wenn er sagt: „Aber die Gute Nachricht, dass Gott schon angefangen hat, seine Herrschaft aufzurichten, wird in der ganzen Welt verkündet werden. Alle Völker sollen sie hören. Danach erst kommt das Ende."

Es geht also weniger um das Ende der alten Welt als um den Anfang der neuen Welt. In diesem Sinne ist der Advent die Zeit im Kirchenjahr, in der wir eingeladen sind, intensiver über sein Kommen, sein Wiederkommen in diese Welt nachzudenken. Der Advent erinnert uns nur deshalb an das Ende, weil es zugleich der Anfang des Neuen ist.

Jesus vergleicht diesen Zustand der Erwartung mit der uns allen bekannten Situation einer Schwangeren, die nichts sehnlicher als die Geburt ihres Babys erwartet und herbeiwünscht. Die Worte Jesu waren: „Das alles ist erst der Anfang vom Ende - der Beginn der Geburtswehen."

Wie ist das, wenn eine Schwangere auf die Entbindung wartet? Da werden die Tage gezählt, weil das Warten und Aushalten zuletzt immer beschwerlicher wird.

Alle Gedanken drehen sich nur noch um den Tag, an dem das Kind endlich geboren wird. Die Wohnung wird für das erwartete Kind vorbereitet, Termine werden abgestimmt, es wird entsprechend eingekauft usw. Wir wissen, wie das ist, wenn man guter Hoffnung ist. Und wir wissen, wie es ist, wenn der Termin überschritten wird. Die Erwartung steigert sich Tag um Tag.

Und bevor es dann tatsächlich zur Geburt kommt, setzen die Wehen ein. Die Wehen müssen sein. Sie sind für die Geburt notwendig. Und jede Mutter weiß, dass die erste Wehe noch nicht die letzte Presswehe ist. Und auch wenn es dann manchmal lange dauert, auch wenn es eine schwere Geburt sein sollte, bleibt den Müttern dennoch nichts anderes übrig, als auszuhalten.

Und das ist schwer. Denn die Wehen tun weh. Deshalb heißen sie ja Wehen. Wenn sich eine Mutter gegen den Wehenschmerz wehren

würde, täte es nur noch mehr weh. Und so bleibt ihr nichts anderes übrig, als den Wehenschmerz anzunehmen.

Dies alles schwingt mit, wenn Jesus sagt: „Das alles ist erst der Anfang", weil er meint, es sei „der Beginn der Geburtswehen." So erwarten wir: Christus soll endlich für alle sichtbar kommen. Je mehr wir uns dagegen wehren, desto größer wird der Schmerz. Und je mehr wir das Ankommen des Christus in uns und durch uns geschehen lassen, desto einfacher die Geburt.

Das Bild von der Geburt einer neuen Welt, durch die Ankunft - oder im Bilde gesprochen durch die Niederkunft - Christi wirft ein erhellendes Licht auch auf die Zeit vor der Geburt.

Denn natürlich ist ein Kind schon vor der Geburt da. Ein Menschenkind ist schon da im Leib der Mutter. Es ist inwendig schon da, wenn auch in gewisser Weise verborgen und unsichtbar, aber eben da. Mit der Geburt wird halt nur sichtbar, was sich so lange vorher ankündigte.

Und so ist der Christus seit seinem ersten Kommen schon da - in uns. Im Advent warten wir darauf, dass er für uns und alle sichtbar kommt.

Und wenn er dann endgültig kommt, dann ist das Ende eben nicht nur das Ende, sondern eben auch der Moment, in dem sich vollendet, was mit dem ersten Kommen Christi in diese Welt seinen Anfang genommen hatte.

Wo es uns gelingt, nicht nur das Schmerzvolle der Geburtswehen zu sehen, sondern den Durchbruch des Neuen, helfen wir dieser Welt, nicht nur das Ende und schwarz zu sehen, sondern im Ende eben auch den Anfang zu sehen.

Der Wehenschmerz ist eben nicht das Letzte, sondern beim Geburtsvorgang nur das Vorletzte. Das letzte ist die Freude, die alles andere vergessen lässt. Wer um die Freude am Ende weiß, erträgt auch den Wehenschmerz einer schweren Geburt sicher besser.

Ich schließe mit einer kleinen Geschichte, die eine Antwort auf die Frage geben will, wie wir uns angesichts des bevorstehenden Endes verhalten sollen:

„In der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschah es in einem Staat im Mittelwesten der Vereinigten Staaten, dass während der Sitzung des Parlaments dieses Staates ein fürchterliches Unwetter heraufzog, wie es in jenen Gegenden manchmal vorkommt. Es wurde stockdunkel, die Lichter gingen aus, und einige schrien vor Angst: Das Ende der Welt ist herbeigekommen! Sie wollten nach allen Richtungen auseinander laufen.

Da rief der Präsident dieses Parlaments - es war das Parlament eines frommen Staates mit lauter frommen Menschen - Meine Herren! Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder unser Herr kommt noch nicht, dann gibt es keinen Grund mit der Arbeit aufzuhören - oder unser Herr kommt, dann soll er uns an der Arbeit finden! Die Sitzung geht weiter!“

Seine Worte vergehen nicht

Predigt zu Matthäus 24, 35 am 11. Dezember 2022

Schon zurzeit Jesu gab es das Lebensgefühl, in der Endzeit zu leben. Nicht alle, aber viele erwarteten geradezu täglich das Ende der Welt. Und dementsprechend wurde gepredigt. Überall war zu hören: „Es ist soweit. Seht die Zeichen der Zeit. Stellt euch darauf ein. Tut Buße. Kehrt um. Lasst ab von Eurem gottlosen Tun.“

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie die Menschen dadurch einerseits in Angst und Schrecken versetzt wurden, andererseits aber auch immer bemüht waren, ihr Leben in Ordnung zu bringen. Schließlich wollte man im Endgericht möglichst gut dastehen.

Das ist heutzutage zum Teil nicht anders. Nicht nur in den Gottesdiensten, in der ganzen Welt erklingt tausendfach und täglich die geradezu beschwörende Warnung, dass wir auf einen Abgrund zusteuern. Junge Leute meinen, sie seien die letzte Generation.

Geändert hat sich allerdings, dass kaum noch jemand mit der Möglichkeit eines Endgerichts rechnet. So gibt es zwar Angst vor dem Ende, aber keine Angst vor einem möglichen Richter. Denn Gott gibt es nach der Meinung vieler Leute ja gar nicht.

Überall wird man mit der gleichen Botschaft konfrontiert. Und es ist keine frohe, keine frohmachende Botschaft. Die Botschaft vom Ende unserer Welt macht Angst. Man kann und mag sie nicht hören, nicht mehr hören. Warum nicht? Weil unsere Belastbarkeit durch Unheilsbotschaften offensichtlich begrenzt ist, ja überstrapaziert wird.

Und so kommt es, dass die meisten denken: Ach, es wird schon nicht so schlimm werden. Es wird schon irgendwie weitergehen. Es ist doch immer weiter gegangen! So oder ähnlich halten sich viele die schlechten Nachrichten vom Leib, die uns doch eigentlich alarmieren sollten. Wir haben solche Nachrichten schlicht satt.

Aber Hand aufs Herz: Wenn wir so reden, sind wir den drei berühmten Affen nicht unähnlich: nichts hören, nichts sehen, nichts sagen.

Kann man machen. Aber damit sind die Probleme, die es ja tatsächlich gibt, nicht aus der Welt. Und je länger wir sie verdrängen, desto bedrängender werden sie. Und so kommt zu unseren ungelösten Problemen ein weiteres hinzu, die Angst nämlich, es könnte schon zu spät sein, um die Katastrophen abzuwenden. Die Angst, dass unsere Welt vergehen wird, ist zu einem ständigen Begleiter geworden.

Man kann darüber ja denken, was man will. Aber man kommt nicht um die Tatsache drum herum, dass es ja sogar stimmt: Die Welt, wie wir sie kennen, wird eines Tages untergehen. Natürlich. Aber eben erst eines Tages – in hoffentlich weiter Ferne. Über das „Wie?“ und „Wann?“ lässt sich streiten, vor allem dann, wenn es nicht erst in einer fernen Zukunft passieren soll, sondern womöglich bald.

So leben wir in einer Zeit der Ungewissheit und Unsicherheit. Alles scheint möglich, ja manches davon wird immer wahrscheinlicher, wenn wir den Dingen ihren Lauf lassen.

Angesichts dieser sich anbahnenden Katastrophen besteht mehr denn je die Gefahr, dass viele wie gelähmt die möglichen Katastrophen geradezu erwarten, anstatt etwas dagegen zu unternehmen und das Ruder herumzureißen.

Damit sich was bewegen kann, darf man eben nicht denken, es sei ja doch längst alles zu spät. Zu spät wird es von allein. Das braucht man nicht herbeizureden.

Stattdessen sollte man sich und anderen sagen: Noch leben wir. Noch besteht die Erde. Noch können wir was machen. Martin Luther wird folgender schöne Satz zugeschrieben: „Und wenn morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“

Viele mögen es nicht, wenn so über diese Dinge gesprochen wird. Es zieht sie stimmungsmäßig runter. Es macht sie fertig. Und sie wenden ein: Sind wir nicht mehr denn je angesichts der aufziehenden dunklen Wolken auf Hoffnung angewiesen?

Und dann kommt der durchaus berechtigte Hinweis: Sollte nicht gerade die Kirche Mut machen und Hoffnung verbreiten? Ist die Botschaft der Kirche in der Nachfolge Jesu nicht das Evangelium, eine frohe, ja frohmachende Botschaft? Natürlich ist sie das. Das stimmt schon.

Hoffnung entsteht nun aber nicht dadurch, dass man über die Probleme hinwegsieht, mit denen wir konfrontiert sind. Hoffnung kann und muss sich angesichts der Probleme bewähren.

Und Jesus? Viele seiner Worte vergewissern uns, dass unser Leben trotz der Vergänglichkeit in der Fürsorge dessen geborgen ist und

bleibt, der von Ewigkeit zu Ewigkeit unser Gott ist. Und das ist gut so. Aber es ist eben nicht seine ganze Botschaft.

Jesus sagte auch: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen." Und allein das zeigt: Er machte die Augen keineswegs zu vor dem, was in der Welt geschieht und was er auf die Welt zukommen sah.

Was wir von Jesus lernen können, ist dieses: Sehen, was auf uns zukommt, und trotzdem den Kopf nicht hängen lassen, sondern inmitten der Katastrophen leben, ohne zu verzweifeln.

Auf die Frage: „Was kommt auf uns zu?" lamentiert Jesus also nicht über die möglichen und tatsächlichen Katastrophen seiner Zeit. An den heraufkommenden, dunklen Wolken vorbei sieht er Licht und einen weiten Horizont. Er sagte nämlich nicht nur: „Himmel und Erde werden vergehen" sondern auch noch: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, dann seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht."

Zu sehen, wie alles ins Wanken gerät, ist das eine. Es aber richtig zu deuten, ist etwas anderes. Und genau darum ging es ihm. Jesus sah in alledem nicht den Anfang vom Ende, sondern den Anfang der nahenden Erlösung. Er ruft nicht zur Resignation, sondern zur Hoffnung. Niemand soll angstvoll die Schultern hängen lassen.

Stattdessen sollen alle ihr Haupt erheben. Und warum? Weil Gott kommt. Er kommt immer wieder auf neue, sehr unscheinbare und geradezu unsichtbare Weise in diese Welt, in dieser Welt zum Zuge.

In der Zwischenzeit geht es darum, sich nicht von der Angst vor möglichen Katastrophen bestimmen zu lassen, sondern zuversichtlich zu sein in dem Wissen, dass es eine von Gott ermöglichte Zukunft gibt – übrigens diesseits wie jenseits des Todes.

Wir beten doch nicht umsonst und ohne Grund im Vater unser: Denn dein ist und bleibt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Also nicht den Mut sinken lassen, sondern hoch erhobenen Hauptes der Zukunft entgegen sehen, auf Gottes Kraft und Macht vertrauen und das tun, was möglich ist.

Wie das gehen kann, mag folgende kleine Geschichte zeigen: Um seinen kleinen Sohn für eine Weile zu beschäftigen, zerriss der Vater eine Zeitungsseite, auf der eine Weltkarte abgebildet war, in viele kleine Schnipsel. Schließlich gab er sie dem Jungen und sagte: „Ich habe hier was für dich. Setz doch mal die Welt wieder zusammen." Es dauerte nicht lange, da war der Sohn zum Erstaunen seines Vaters schon fertig

mit der schwierigen Aufgabe. Der Vater fragte: „Wie hast du das nur gemacht?" „Oh, das war ganz einfach. Auf der Rückseite war das große Bild von einem Menschen. Ich brauchte nur den Menschen wieder zusammenzusetzen, dann war auch die Welt wieder ganz."

Diese Geschichte zeigt: Die zerrissene Welt kann wieder heil werden, wenn es erstens menschlich zugeht und wenn zweitens die Menschen die Züge Jesu Christi haben. Man nennt ihn nicht umsonst Heiland der Welt.

Solange er uns vor Augen ist, sind Himmel und Erde nicht endgültig zerrissen und verloren. In ihm können sie neu werden. Und dementsprechend heißt es ja auch in der Offenbarung: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen."

Leben - angesichts des Todes

Predigt zu Matthäus 25, I-13 am 23. November 2003

Als wenn dieser Tag mit seiner schmerzvollen Erinnerung an uns liebe Menschen, die von uns gingen, nicht schon genug Probleme mit sich brächte - nun auch noch dieser Predigttext.

Hat der Text mit uns zu tun? Niemand von uns kennt den hier beschriebenen Brauch, dass Brautjungfern auf den Bräutigam warten. Nun ist das Ganze ja ein Gleichnis. Die zehn Brautjungfern könnten für die Gemeinde stehen, die sehnsüchtig auf die Wiederkunft ihres Herrn wartet.

Aber warum eigentlich auf den Anbruch des Himmelreichs warten? Ist denn das Reich der Himmel nicht schon da? Wird es nicht überall dort sichtbar, wo in Jesu Sinn gehandelt wird? Und ist er nicht da, bei uns, alle Tage bis an das Ende der Welt. Wenn er da ist, braucht er doch nicht mehr zu kommen.

Ich vermute, niemand von uns kann erklären, warum nun gerade die fünf die Klugen sind, die ihr Öl nicht teilen wollen, wo wir doch das Teilen z.B. durch das Vorbild von St. Martin ansonsten eher groß schreiben.

Und nur weil die anderen fünf ein wenig zu spät gekommen sind, werden sie gleich von allem ausgeschlossen? Sie haben sich doch nichts Schlimmes zu Schulden kommen lassen, mal abgesehen von dem unglücklichen Umstand, dass ihnen das Öl ausging?

Und dann dieser Bräutigam, den doch alle freudig erwartet haben. Der ist nun alles andere als freundlich und barmherzig. Um den würde man doch am liebsten einen Bogen machen, wenn man sich das aussuchen könnte. Denn wer weiß, ob es einen nicht selbst trifft.

Würde Jesus, wenn er der Bräutigam sein sollte, die fünf zu spät Gekommenen so unbarmherzig abweisen, wo er doch ansonsten die Liebe und Barmherzigkeit in Person ist? Doch wohl kaum.

Was würden Sie tun, wenn Sie der Bräutigam wären? Also ich würde öffnen. Ich könnte die nicht draußen stehen lassen. Um derentwillen nicht. Und um der Feiernden willen nicht, Denn was würde das wohl für eine Feier, wenn man so viele traurig draußen vor der Tür wüsste?

Wo sehen Sie sich eigentlich? Doch sicherlich nicht in den Zurückgewiesenen - oder? Wir würden doch sicher am liebsten die fünf Klugen sein - oder etwa nicht?

Aber warum sollten ausgerechnet wir die Klugen sein, wir, deren Durchschnittschristentum nicht einmal an den Einsatz derer herankommt, die in der Geschichte als töricht qualifiziert werden. Sie hatten sich wenigstens auf den Weg gemacht - und das sogar in brennender Erwartung. Könnte man das von uns sagen?

Das Gleichnis legt uns auf jeden Fall nahe, - um zunächst im Bilde zu bleiben - auf unseren Ölvorrat aufzufassen, damit immer genug da ist und Feuer und Flamme nicht zum Erliegen kommen.

Es wird uns nahe gelegt, immer darauf zu achten, genügend im Tank zu haben bzw. rechtzeitig aufzutanken, damit uns nicht im entscheidenden Moment die Lichter ausgehen. Wir sollten auf unser Öl achten. Eben wachsam sein und wachsam bleiben.

Alles in allem habe ich den Eindruck, wir tun gut daran, das Gleichnis lieber nicht Zug um Zug zu übertragen, sondern danach zu fragen, was es insgesamt zeigen will.

Wie gut, dass Jesus uns dabei hilft, das Wesentliche zu verstehen, indem er das Erzählen des Gleichnisses mit den Worten schließt: „Darum seid wachsam, denn ihr wisst weder Tag noch Stunde im Voraus."

Wir sind aufgefordert, wach bzw. wachsam zu bleiben, um den entscheidenden Moment nicht zu verpassen. Also seid wach! Passt auf! Denn niemand weiß Tag noch Stunde. Niemand kann wissen, wann es soweit ist.

Wann es soweit ist? Was eigentlich? Das ist die Frage. Denn dieser Zwischenruf, diese Mahnung macht in den verschiedensten Zusammenhängen unseres Lebens Sinn.

Es macht Sinn mit Blick auf unsere Beziehungen, wenn ich da an Eltern, Partner oder Kinder denke.

Es macht Sinn mit Blick auf unsere Umwelt und der Politik, wenn ich denke, was da auf dem Spiel steht.

Es macht Sinn mit Blick auf unser Christsein, wenn ich bedenke, was alles im Argen liegt und vor sich hin dümpelt.

Es macht Sinn mit Blick auf unseren Tod, von dem wir zwar wissen, mit dem wir aber nicht rechnen - meistens jedenfalls nicht wirklich.

Ihnen werden andere Beispiele einfallen. Dieser Zwischenruf macht Sinn: „Darum seid wachsam, denn ihr wisst weder Tag noch Stunde im Voraus."

Wer nun nicht wachsam ist, wer nicht aufpasst, wer's verpennt, kommt zu der bitteren Erkenntnis: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben."

Wenn der Zug abgefahren ist, ist es zu spät. Wenn die eben noch offene Tür zugeschlagen ist, ist es zu spät. Wenn jemand vom Tod ereilt wurde, ist es zu spät, noch etwas zu klären, was man bis dahin versäumt hat.

Es gibt ein „Zu-Spät" - und zwar mit Blick auf das Leben, aber auch mit Blick auf den Tod. „Darum seid wachsam, denn ihr wisst weder Tag noch Stunde im Voraus."

Gerade die Endlichkeit des Lebens, gerade der todsichere Tod lässt uns innehalten und nachdenklich werden. Denn auch wenn wir nicht wissen, wann es für uns soweit sein wird. Der Tod ist uns sicher, todsicher. Es wäre gut, wenn uns der Tod nicht unvorbereitet ereilen würde. „Darum seid wachsam, denn ihr wisst weder Tag noch Stunde im Voraus."

Dazu folgende Geschichte (von Werner Bergengruens): Ein Ritter war in eine Kapelle geraten, wo er eine Stimme hört: „Nach sechs..." Tief erschreckt erkennt er darin eine Ankündigung seines Todes und ergänzt die Stimme: „Nach sechs Tagen." Eine Frist, die ihm gelassen ist. Er benützt sie, um sein Leben zu ordnen, um sich mit seinen Widersachern zu versöhnen, um mit seinen Mitteln und Möglichkeiten Bedürftigen zu helfen und in innerer Sammlung vor Gott zu leben.

Als aber nach sechs Tagen sein Leben nicht zu Ende gekommen ist, ergänzt er die Stimme neu: „Nach sechs Wochen..." und behält die neue gewonnene Lebensführung bei. Nach sechs Wochen ergänzt er die Stimme noch einmal neu mit den Worten: „Nach sechs Monaten"

Und nachdem auch die sechs Monate vergangen sind, ergänzt er die Stimme mit: „Nach sechs Jahren...“

Die Warnung war ihm Herausforderung zu einer Veränderung seines Lebens geworden. Und genau darum geht, um eine veränderte Einstellung zum Leben.

Es gilt zu entdecken, dass gerade dieser Augenblick - also hier und jetzt - ein einmaliges Geschenk Gottes ist.

Deshalb feiern wir in jedem Gottesdienst die Fülle des Lebens, obwohl es viel Mangel und mancherlei beschädigtes Leben gibt. Wir singen von der Hoffnung, von der Überwindung des Todes, obwohl uns gerade am heutigen Tag die Abschiede dieses Jahres vor Augen stehen.

Wir feiern, als ob schon alles gut wäre, als wenn das Reich Gottes schon Gegenwart und wir im Paradies wären, obwohl die endgültige Erfüllung dessen, was uns von Gott verheißen wurde, noch aussteht. Wir feiern das Leben, das Gott uns ermöglicht, das in alle Ewigkeit nicht verloren gehen soll - und das angesichts des Todes, wie zum Trotz. Wir feiern Gottes Ja zu unserem Leben - diesseits wie jenseits des Todes. Denn er, der lebt, will, dass auch wir leben.

Jeder ist talentiert

Predigt zu Matthäus 25, 14-30 am 9. August 2009

„Ja“, werden die Menschen schon damals schon zu Jesus gesagt haben, „ist ja alles schön und gut, das mit dem Himmelreich bzw. dem Reich Gottes und so. Aber wie soll das denn aussehen? Wie haben wir uns das vorzustellen? Geht es nicht vielleicht ein bisschen konkreter?“

In immer neuen Bildern und Vergleichen bzw. Gleichnissen versuchte Jesus das Unaussprechliche zu beschreiben. Schon der Beginn des heutigen Gleichnisses ist im Grunde spektakulär: „Das mit dem Reich Gottes könnt ihr euch wie mit einem Menschen vorstellen, der außer Landes ging: Er rief seine Knechte und vertraute ihnen sein Vermögen an.“

Schon das ist doch geradezu unglaublich: Gott vertraut uns alles an. Sein ganzes Vermögen. Also alles, was er hat. Es bleibt zwar sein Vermögen. Aber es ist uns anvertraut. Und was draus wird, liegt bei uns. Was für eine Ehre.

Aber auch: Was für eine Verantwortung. Denn es kommt der Tag der Rechenschaft. Und da wird dann die Frage geklärt: „Was haben wir gemacht mit dem, was uns anvertraut wurde?“

Im Gleichnis geht es zunächst um Geld. Und das wurde damals abgewogen, aber nicht in Kilogramm wie bei uns, sondern in Talent, also einer damals üblichen Gewichtseinheit. Ein „Talent“ waren umgerechnet 36 kg Silber, ungefähr 1000 Silberstücke. Da ist also von wirklich viel Geld die Rede, dass da den Knechten anvertraut wurde.

Zwei der Knechte gehen das Risiko ein, mit dem anvertrauten Geld zu wirtschaften. Das zahlt sich aus. Sie verdoppeln das ihnen Anvertraute. Ihr Herr ist hoch erfreut und lädt sie ein. Darüber hinaus betraut er sie mit größeren Aufgaben.

Der dritte der Knechte scheint sich mit seinen vielen Wenn’s und Abers selbst im Weg zu stehen, will nichts riskieren, geht auf Nummer sicher und vergräbt das ihm Anvertraute. Sein Herr wirft ihn raus. So einen kann er nicht gebrauchen.

Jesus hat ja eine Möglichkeit gar nicht weiter vertieft. Was hätte der zurückkommende Herr wohl mit einem gemacht, der das Anvertraute aufgebraucht hätte, der auf Kosten seines Herrn gelebt hätte?

Es zählt also nur, dass etwas aus dem Anvertrauten gemacht wurde. Und wenn es wenigstens die Zinsen wären. Immerhin. Aber rein gar nichts? Genau das reicht nicht. Das anvertraute Geld zu vergraben, um es zu sichern, reicht nicht.

Das Gleichnis zeigt: Uns ist alles anvertraut. Und was machen wir draus? Bevor ich näher beleuchte, welche Konsequenzen sich für mich daraus ergeben, will ich kurz ein Missverständnis ansprechen, dass sich für viele mit diesen Bibelworten verbindet.

Viele kennen vor allem den Schluss des Gleichnisses: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden. Wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden.“

Man muss unwillkürlich daran denken, wie manche immer reicher werden, während andere immer ärmer werden. Das ist wie im Spiel Monopoly. Die, die es nicht bringen, fliegen eben raus und bleiben auf der Strecke, während die, die erfolgreich abzocken, immer mehr bekommen. Wird denn hier etwa dem hemmungslosen Kapitalismus das Wort geredet?

Die letzten Worte des Textes spiegeln zwar mancherlei Erfahrungen mit der ungerechten Verteilung der Güter dieser Welt wieder. Aber es dürfte doch klar sein, dass man das Gleichnis nicht verstehen kann, wenn man es auf diesen einen Satz reduziert und den dann auch noch aus dem Zusammenhang reißt.

Schauen wir also genauer hin. Dem Sprachschöpfer Martin Luther haben wir es zu verdanken, dass das Wort „Talent“ für uns keine Gewichtseinheit mehr ist, sondern ein Wort für unsere Begabungen.

Und wenn dann hier von Talenten die Rede ist, die den Menschen anvertraut werden, dann verstehen wir das Gleichnis gleich im übertragenen Sinn. Und man weiß: Jeder Mensch ist – mehr oder weniger – begabt bzw. talentiert.

Nun sieht es im Gleichnis ja so aus, als würde der Herr sein Vermögen, seine Talente nicht gleichmäßig auf alle verteilen. Denn einer bekommt fünf, einer zwei und einer ein Talent. Man fragt sich: Wieso bekommen die Knechte denn so unterschiedlich? Ist das nicht ungerecht?

Jaein. Vorausgesetzt, es handelt sich um Geld, ist die ungleiche Verteilung nicht ganz gerecht. Andererseits verteilt der Herr den dreien das Geld je nach ihrer Tüchtigkeit. Das heißt doch, dass er weiß: Meine drei Knechte sind unterschiedlich leistungsfähig.

Und dementsprechend erwartet der Herr ja auch nicht, dass am Ende alle den gleichen Zugewinn vorweisen können. Wohl aber erwartet er von allen, dass sie etwas aus dem ihnen Anvertrauten gemacht haben.

Bei meiner zweiten Überlegung bin ich gleich von den Talenten im Sinne von Begabung ausgegangen. Das würde bedeuten, dass jener Herr seinen Leuten unterschiedliche Talente anvertraut, dem einen vielleicht ein ganz großes, den anderen mehrere kleine. So betrachtet würde sofort deutlich, dass es nicht darum geht, einen von vornherein zu benachteiligen.

Aber auch hier wieder: Alle sind begabt und talentiert und können was draus machen. Und das erwartet der Herr auch. Indiskutabel ist nur, wenn einer nichts macht aus dem, was ihm anvertraut wurde.

Und hier nun stellt sich jedem von uns die Frage: Was habe ich aus dem gemacht, was mir anvertraut wurde? Sicher: Wir alle haben etwas gemacht. Aber was? Das fragt man sich doch hin und wieder schon mal, so ganz im Sinne des Hauptmanns von Köpenick: „Wat haste jemacht aus dei’m Leben?“

Nun wird dem, der eben nichts aus dem ihm Anvertrauten gemacht hat, eben dieses Anvertraute, also sein Talent genommen. Was soll er auch damit, wenn er nichts damit anzufangen weiß?

Auch wenn es in der Geschichte so aussieht, als würde der Herr dem armen Kerl sein ungenutztes Talent nehmen, geht es in Wirklichkeit dann doch ein wenig anders zu:

Da kann z.B. einer gut Kopfrechnen. Aber weil er diese Gabe nicht nutzt, geht ihm die Fähigkeit Stück um Stück verloren. Da kann jemand schnell laufen. Aber weil er nicht mehr läuft, wird er immer langsamer. Da wird einer dem Vertrauen, das ihm der Chef entgegen brachte, nicht gerecht, was zur Folge hat, das man ihm nichts weiter anvertraut.

Das zeigt: Talente, die man hat, wollen benutzt werden. Lässt man sie ungenutzt liegen, verkümmern sie und gehen einem schließlich ganz verloren.

Wir sind gewarnt: Wer aus Angst, etwas falsch zu machen, sein Talent, also das ihm Anvertraute nicht nutzt, liegt mit Sicherheit falsch.

Aber auch umgekehrt wird ein Schuh draus. Da kann jemand gut rechnen. Und er macht was aus seinem Talent und wird schließlich Mathe-Lehrer.

Da konnte einer schon immer schnell laufen. Aufgrund der entsprechenden Förderung und dem ständigen Training wird er sogar Deutscher Meister. Da erwies sich jemand des Vertrauens würdig, das ihm die Firmenleitung entgegenbrachte. In der Folgezeit übertrug man ihm immer größere Verantwortungsbereiche. Diese Beispiele zeigen: Wer sich mit seinem Talent nicht versteckt, sondern es einbringt, dem wächst vieles geradezu zu.

Etwas, was in der Geschichte nur versteckt anklingt, muss ich noch benennen: Was jedem einzelnen an Begabungen und Talenten mit auf den Weg gegeben wird, ist ja nicht nur für den eigenen Nutzen und das eigene Fortkommen gedacht, sondern auch zum Wohle der Allgemeinheit.

Denn schließlich ist es Jesus, der uns das Gleichnis erzählte. Und er hat vorgelebt, dass zum Leben nach Gottes Willen die anderen gehören. Es ist uns mit jedem Talent eben auch ein Stück Verantwortung für die anderen mit in die Wiege gelegt.

Es geht also nicht nur um die Frage, was man aus seinem Leben gemacht hat, sondern auch um die Frage, was man mit seinem Leben für andere gemacht hat, wie man sein Talent nicht nur für sich, sondern auch zum Wohle der anderen genutzt hat.

Schließlich erzählt Jesus das Gleichnis, um etwas vom Reich Gottes deutlich werden zu lassen, also wie es dort ist, wo Gottes Wille zum Zuge kommt.

Noch haben wir Zeit, etwas aus dem uns Anvertrauten zu machen. Sicher: Mit fortschreitendem Alter verringern sich die Möglichkeiten. Aber es ist nie ganz zu spät.

So stellt sich uns die Frage: Was eigentlich ist unser Talent? Und liegt da noch ein Talent brach oder tief vergraben? Was also können wir einbringen?

Entdecke die Möglichkeiten

Predigt zu Matthäus 25, 14-30 am 30. März 2014

Da bekommen alle etwas anvertraut. Und auf gewisse Weise geht es auch gerecht zu, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht. Denn was hätte der eine mit so viel Geld anfangen sollen, wo er doch nur mit kleinen Summen umgehen konnte?

Viele gehen immer davon aus, dass es doch gerecht gewesen wäre, wenn alle das Gleiche anvertraut bekommen hätten. Das stimmt so nicht ganz. Nicht jeder ist gleich belastbar. Manche können viel bewältigen. Anderen ist das wenige, das ihnen aufgebürdet wird, schon zu viel.

Hier im Gleichnis ist es so, dass zwei etwas anfangen können mit dem, was ihnen anvertraut wird. Sie machen was draus. Und der eine eben nicht. Er traut sich nicht. Er geht auf Nummer sicher und vergräbt das ihm Anvertraute.

Und so ähnlich ist es auch mit den Talenten, die Gott uns anvertraut. Nicht jedem wird das Gleichen anvertraut. Aber jedem von uns hat er etwas anvertraut. Wir haben mancherlei Gaben, Begabungen, Fähigkeiten und Talente. Jeder ist begabt. Jeder könnte aus seinen Gaben etwas machen.

Es ist überhaupt nicht wichtig, wie viele Talente man hat. Denn was helfen einem die vielen Talente, wenn man nichts draus macht? Eins würde ja reichen, wie man an denen sieht, die nur ein Talent haben, damit aber ein Vermögen machen.

Die Frage ist also: Was kannst Du? Was kannst Du gut, vielleicht besonders gut? Was ist Dein Talent, aus dem Du etwas machen könntest? Es muss ja gar kein super großes Talent sein. Vielleicht ist es nur ein kleines. Und trotzdem kannst Du etwas Großes aus diesem einen, Dir anvertrauten Talent machen.

Was meinst Du? Fällt Dir was ein? Und wenn Dir was einfällt, wenn Du weist: „Das kann ich." Dann mach was draus.

Aber wie das so ist: Kaum denkst Du: Das kann ich. Da sagt schon irgend so eine Stimme in Dir: Ne, lass man lieber. Da hatte man sich schon fast aufgerafft. Und dann sinkt man in den Sessel zurück und sagt

sich: Ich kann das nicht. Ich schaff' das nicht. Ich trau' mich nicht. Es gibt andere, die können das besser.

Und so bist Du hin- und hergerissen. Du würdest ja ganz gern. Aber da ist dann immer so ein „Ja, aber ..."

Meine Vermutung ist: Jeder von uns hat ganz viele Talente. So wie ein Zentner Silbergeld aus vielen Münzen besteht, so sind jedem unzählige Talente in die Wiege gelegt.

Wir machen nur eben ein ums andere Mal nichts bzw. zu wenig daraus. Und warum nicht? Weil wir uns nicht trauen. Weil wir Angst haben, vor wem auch immer.

Also: Entdecke die Möglichkeiten, Deine Möglichkeiten. Entdecke das Potenzial, das in Dir steckt. Mach was aus Deinem Talent. Du bist begabt. Von Gott. Er hat Dir und Dir und jedem von uns Talente in die Wiege legt. Jeder hat Talent.

Nun ist mit jedem Talent auch eine Verantwortung verbunden. Jede Gabe bringt auch die Aufgabe mit sich bringt, sich mit seiner Gabe zum Wohl anderer einzubringen.

Was würde das hier lebendig, wenn sich alle Südstädter Christen und Christinnen hier einbringen würden mit - sagen wir mal – nur einem einzigen der ihnen anvertrauten Talente. In diesem Gemeindezentrum würde es zugehen wie in einem Bienenstock. Hier wäre immer was los.

Und genau darum geht: Die Talente nicht nur zu entdecken, sondern sie auch einzubringen - zum Wohl aller.

Und so ist es auch bei uns: Entscheidend ist nicht, wie viele Talente wir haben. Entscheidend ist nicht, ob es ein vermeintlich großes oder kleines Talent ist. Entscheidend ist, das Talent zu nutzen und zum Wohle aller einzubringen. Damit ehren wir den, der uns unsere Talente anvertraut hat. Mach was auch Deinem Talent.

Christus im Mitmenschen

Predigt zu Matthäus 25, 31-46 am 7. April 2020

Heute am Volkstrauertag denken wir an vieles, was uns traurig macht. Vieles haben wir uns selbst zuzuschreiben. Manches haben uns andere eingebrockt. So ist der Volkstrauertag neben all der Trauer auch ein Tag, an dem wir mit uns selbst und anderen ins Gericht gehen.

Worum ging es Jesus? Hat er dieses Gleichnis als Beispiel für die eine ausgleichende Gerechtigkeit Gottes erzählt, die am Ende der Tage dafür sorgt, dass die Ungläubigen bestraft und die Gläubigen belohnt wer-

den, dass die Ungläubigen in die Hölle kommen und die Gläubigen in den Himmel?

Wohl kaum. Im Gleichnis vom Weltgericht ist zwar davon die Rede, wie die Böcke von den Schafen getrennt werden. Aber nur der Hirte weiß, wer was ist, und nur er kann das eine vom anderen unterscheiden. Er wird richten. Sicher nicht so, wie wir das tun würden. Denn es sind die einen nicht immer nur gut und die anderen nicht immer nur böse. Wir werden uns wundern. Wir brauchen uns darüber also keine weiteren Gedanken zu machen. Das Gericht ist seine Sache.

Jesus geht noch ein wenig weiter: Statt über etwas zu spekulieren, was über unseren Horizont geht, sollten wir uns lieber über das Gedanken machen, was uns tagtäglich begegnet.

Was in Gottes Augen wirklich zählt, sind im Sinne dessen, was Jesus sagte, offensichtlich weder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion oder Gruppe noch spektakuläre Einsätze oder fromme Hochleistungen, sondern überraschenderweise die ganz alltäglichen Dinge.

Jesus erwartet von denen, die sich zu Gott halten, nur eins: dass sie Menschen sind, Mitmenschen, dass sie sich anderen gegenüber als Menschen, als Mitmenschen erweisen. Entscheidend ist, wie sich jeder einzelne gegenüber seinen Mitmenschen verhält. Christsein heißt von daher zunächst einmal nichts anderes als Mensch sein, Mitmensch sein.

Was Jesus dann aufzählt, das kennt und kann jeder: Hungrige speisen, Durstigen etwas zu trinken geben, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Kranke und Gefangene besuchen. Die Menschen, von denen Jesus da redete, begegnen uns doch immer wieder.

Da gibt es Menschen, die Hunger haben. Der Hunger nach richtigem Brot in der Welt schreit uns an. Aber da sind auch die Menschen in unserer unmittelbaren Umgebung, die nach Liebe, Zuwendung, Angenommensein, nach Geborgenheit hungern.

Und da sind da Menschen, die Durst haben. Viele gehen zugrunde, weil ihnen Trinkwasser fehlt. Viele leiden aber auch deshalb, weil sie nach Leben dürsten. In den Psalmen heißt es: „Gott, meine Seele dürstet nach dir."

In unserer Nähe gibt es genügend Fremde und Obdachlose, Menschen, die keine Heimat haben, die ihre Heimat verloren haben, ihre innere wie ihre äußere. Auch sie warten, dass wir ihnen Heimat geben, dass sie sich bei uns zu Hause fühlen können.

Und es gibt Menschen, die sich nackt fühlen, bloßgestellt von den anderen, den Blicken der anderen ausgesetzt, Menschen, die sich nicht

wehren können, die ihre Gefühle nicht verbergen können, denen alle Welt ansieht, wie sie sich fühlen. Sie bräuchten etwas wie einen Mantel für die Seele.

Und es gibt die vielen Kranken - nicht nur in den Krankenhäusern. Und es gibt die, die nicht krankgeschrieben sind, aber dennoch an ihrer Seele zutiefst krank sind, zerrissen, hin- und hergerissen von ihren Gefühlen und Bedürfnissen.

Und es gibt Menschen, die gefangen sind - nicht nur in den Gefängnissen, sondern in sich selbst, die nicht aus sich herauskönnen, die gelähmt sind, Menschen, die an sich selbst gefesselt sind, die ihre Vergangenheit nicht loslassen können, ihre Verwundungen und Kränkungen, die im Gefängnis ihrer Angst und Enge sitzen, trostlos und verzweifelt.

Wenn Jesus nun mit Blick auf alle diese Menschen sagte: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüder", dann meinte das als erstes: „Ihr habt es meinen und euren Brüdern, euren Mitmenschen getan. Und das ist gut so. Das steht für sich."

Darüber hinaus wird das Ganze aber noch einmal zusätzlich brisant, indem Jesus alles, was den geringsten Brüdern getan wurde, so ansieht, als wäre es ihm geschehen, als wäre es ihm passiert. In gewisser Weise identifiziert er sich mit allen diesen Menschen. Deshalb sagt er ja: „Das habt ihr mir getan."

Von uns wird also nichts Außergewöhnliches, nichts besonders Heiliges erwartet, sondern „nur" das, was jeder Mensch seinen Mitmenschen geben kann. Jesus erwartet von uns das Nächstliegende, eben Nächstenliebe.

Und dabei geht es ihm nicht darum, uns angesichts dessen, was wir einander und anderen schuldig bleiben, ein schlechtes Gewissen zu machen. Nein. Ganz im Gegenteil. Er wollte uns ermutigen, indem er uns die Augen dafür öffnet, was im Alltag möglich ist.

Die entscheidende Aussage liegt im dem Satz: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder für eine meiner geringsten Schwestern getan habt, das habt ihr für mich getan." Wir begegnen also nicht nur anderen Menschen. Wir begegnen in jedem anderen Menschen eben auch ihm, Gott selbst.

Wir sagen ja manchmal: In jedem Menschen steckt ein guter Kern. Mit Blick auf dies Gleichnis könnte man auch sagen: Es ist nicht nur ein guter Kern, der in jedem steckt, es ist sogar ein göttlicher Kern.

Das gibt zunächst einmal jedem Menschen eine geradezu göttliche Würde. So sind unsere Mitmenschen nicht nur Gottes Kinder, genau

wie wir, nicht nur von ihm geliebt, sondern noch viel mehr: Er selbst, der auferstandene Christus, ist in ihnen. Was wir ihnen tun, sieht und bewertet er so, als wäre es ihm geschehen.

Es kommt also viel darauf an, die anderen mit den Augen des Glaubens zu sehen, in ihnen Christus sehen, sie also ganz bewusst von Gott her zu sehen.

Wer das verstanden hat, hat die Möglichkeit, durch den äußeren Schein hindurch ihr göttliches Geheimnis zu sehen und sie so zu behandeln, wie es ihrer Würde entspricht.

Wer den anderen nur oberflächlich anschaut, also nur sieht, was vor Augen ist, im anderen den Christus übersieht, begnügt sich mit einer eingeschränkten Sicht und sieht nur schwarz-weiß, obwohl Farbe möglich wäre.

„Was ihr ihnen getan habt, habt ihr mir getan." Von daher könnte jede Begegnung zu einer Begegnung mit Christus werden. Von daher könnte jede Tat der Nächstenliebe als Gottesdienst erlebbar werden. Von daher könnte unser Miteinander ein Ort der sozialen Gotteserfahrung werden.

Und so betrachtet begegnet uns der, der diese Welt richtet, nicht erst am Ende der Tage, sondern immer wieder - mitten in unserem Alltag, in Menschen, die so sind wie du und ich.

Karfreitagstraurigkeit und Osterfreude

Predigt zu Matthäus 27, 31-50 zu Karfreitag 2013

Eine junge Frau besuchte ihre Nachbarin. Dort saß der siebenjährige Sohn weinend vor seinem Hausaufgabenheft. Die Nachbarin fragte ihn: „Warum weinst du denn?" „Schau mal", sagte der Junge, „ein Kreuz muss ich malen." „Aber warum weinst du dann?" fragte diesmal die Mutter. „Ach Mama", gab das Kind zur Antwort, „was hat Christus nicht alles aushalten müssen."

Ja, was hat Christus nicht alles aushalten müssen. Schon rein körperlich: die Schläge, die Dornenkrone, die Kreuzigung. Es geht einem ja durch Mark und Bein, wenn man nur daran denkt.

Würden wir Augenzeugen davon, wie jemand auf diese Weise gequält wird, wir würden es schier nicht aushalten. Wir könnten es einfach nicht mit ansehen. Und wenn gar ein Angehöriger, ein uns lieber

Mensch so sterben müsste, dann würden bei uns nicht nur die Tränen rollen. Wir würden wahnsinnig.

Weil das alles so furchtbar war mit der Kreuzigung, halten sich viele das Karfreitagsgeschehen möglichst vom Leibe. Sie wollen damit einfach nichts zu tun haben, wollen nicht hineingezogen werden, wollen nicht mitfühlen, nicht mitleiden müssen. Sie gehen zur eigenen Sicherheit auf Abstand.

Die Folge ist, dass man dann auch keinen Zugang zum Karfreitagsgeschehen bekommt. Wem sich erschließen soll, was da geschehen ist, der darf sich dem allen nicht verschließen. Besser wäre es, dem nachzuspüren, was es mit einem selbst zu tun hat.

Viele unserer Zeitgenossen haben diese Fragen nicht, weil es sie einfach nicht interessiert. Das war damals offensichtlich ganz ähnlich. Es ist schon seltsam, wie abgebrüht viele der Augenzeugen miterlebten, was da mit Jesus geschah. Kein Wunder. Seine Kreuzigung war ja nicht die erste und einzige. Leider. Das passierte öfter. Und das hatte die Menschen damals abstumpfen lassen.

Aber nicht nur, dass den Umherstehenden das alles anscheinend nicht zu Herzen ging, nein: Sie verspotteten Christus auch noch. Sie zogen ihre Sprüche.

Es hatte mit dem „Kreuzige ihn!" angefangen. Und immer wieder schlug ihm beißender Spott entgegen. Es nahm einfach kein Ende. Diese Lieblosigkeit und Gefühllosigkeit wird ihm unendlich wehgetan haben. Und er wird sich gefragt haben: Für wen lasse ich all das über mich ergehen.

Matthäus berichtet uns davon, wie einige ihn verspotteten: „Wenn du Gottes Sohn bist, dann befrei dich doch und komm herunter vom Kreuz." Oder sie sagten: „Anderen hat er geholfen, aber sich selbst kann er nicht helfen. Wenn er der König der Juden ist, soll er doch vom Kreuz herunterkommen, dann werden wir ihm glauben. Hatte er nicht sein Vertrauen auf Gott gesetzt. Soll der ihm doch jetzt helfen, wenn ihm etwas an ihm liegt."

Aber da er nicht vom Kreuz herunterkam, war der Fall für die Leute klar. Er konnte nicht der sein, für den er sich ausgegeben hatte. Man kann sich gut vorstellen, wie sie gedacht, vielleicht sogar gesagt haben: „Soll er doch sterben. Das hat er nun davon."

Denn für die Leute war klar: „Wer so wie Jesus am Kreuz stirbt, der ist von Gott verflucht. Der bekommt die gerechte Strafe. Was immer er getan hat. Wie konnte er auch nur von sich behaupten, er sei Got-

tes Sohn? Sicher ist sein Tod die Strafe für seine anmaßende Gotteslästerung."

Besonders bitter für Jesus war, dass er den Menschen Gott immer als den barmherzigen Vater verkündigt hatte. Diesem guten Vater hatte er vertraut. Und nun das: dieser unbarmherzige Tod. Er schien Jesus Lügen zu strafen.

Die Finsternis, die über das Land kam, als er starb, war nicht nur äußerlich. Auch für Jesus wurde es dunkel: Von Gottes Hilfe, von seiner Nähe und von seiner Liebe konnte er nichts mehr sehen und spüren. So starb er wie einer, von dem man meinen könnte, Gott habe ihn fallen gelassen, Gott habe ihn verlassen.

Und so hat er sich offensichtlich auch gefühlt: von Gott und aller Welt verlassen. In seiner Not und Verzweiflung am Kreuz konnte er zuletzt nur noch eins: Schreien. Und das tat er. Er schrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Er schrie. Er schrie sie heraus, die Verzweiflung, die Not, die Angst, das ganze Elend. Aber er schrie sie nicht in den leeren Raum. Er schrie sie Gott entgegen. Ihm klagte er sein Leid.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Und so starb er. Fragend. Nicht als Held. Nicht als Wissender. Sondern als verzweifelt Fragender.

Er sagte sich allerdings auch nicht von Gott los, noch verfluchte er die, die ihm das alles antaten. Er erwiderte weder ihren Spott mit Spott noch gab er Gott den Laufpass. Er blieb treu - sich selbst, den Menschen und seinem himmlischen Vater, die er nach wie vor liebte.

Viele haben seitdem „Warum?" gefragt, Menschen in Schützengräben angesichts des sinnlosen Blutvergießens, Ärzte an Krankenbetten angesichts des schier endlosen Leidens, Feuerwehrleute am Unfallort angesichts der unerträglichen Schmerzen, Polizisten am Tatort angesichts der unvorstellbaren Grausamkeit. Oft haben sie ihre Frage wie Jesus Gott selbst gestellt. „Mein Gott, warum?"

Das ist keineswegs immer und bei allen so, die die „Warum-Frage" stellen. Viel zu viele reden nicht mit Gott, sondern nur über ihn. Sie stellen ihre „Warum-Frage" nicht Gott, sondern sie stellen ihre anklagende Frage ohne Adressaten in den leeren Raum. Sie sagen dann in etwa Folgendes: „Wenn es Gott gäbe, dann würde er Ungerechtigkeit, Hunger, Elend, Krieg und Leid auf dieser Welt für jedermann spürbar beenden. Weil er es nicht tut, kann es ihn nicht geben." Da muss man

sich natürlich fragen: „Kann ich Antworten erwarten, wenn ich meine Frage niemandem stelle?"

Die wenigsten machen es so, wie Jesus es damals machte. Er fragte nicht einfach nur: „Warum?" Nein. Er machte ein Gebet daraus. Er wandte sich an Gott selbst.

Und der half ihm. Nicht in der Form, dass er ihn vor diesem schrecklichen Tod bewahrt hätte. Das nicht. Aber er rettete ihn hindurch, durch den Tod hindurch in ein neues, uns unvorstellbares Dasein.

Die meisten wünschen sich in ihrer Not weniger, dass Gott sie durch den Tod hindurch rettet. Sie wünschen sich – aus durchaus nachvollziehbaren Gründen, dass er sie vor dem Tod rettet, dass er ihnen den Tod erspart.

Natürlich: Wer wünschte sich nicht, dass Gott käme und allem Leid ein Ende machte, dem eigenen Leid, dem Leid anderer, dem Leid in der Welt - notfalls sogar mit Gewalt. Wer wünschte sich nicht, Gottes Macht und Nähe eindeutiger und konkreter erfahren zu können?

Aber erst wenn wir das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber dem Leid in uns wahrnehmen und es zulassen, erst indem wir es in unserer ganzen Not und Verzweiflung wie Christus vor Gott bringen, erst dann nähern wir uns dem Gefühl, mit dem Jesus am Kreuz litt und starb.

Und damit sind wir wieder bei der Frage vom Anfang: Wer will das schon? Wer will schon leiden? Wer will schon traurig sein? Wer will schon verzweifelt sein? Wer will sich schon von Gott und aller Welt verlassen fühlen?

Niemand. Jedenfalls nicht freiwillig. Und so weichen wir dem Ganzen lieber aus. Wir versuchen mit einem großen Sprung über die Karfreitagstraurigkeit zu springen - direkt hinein in die Osterfreude.

Aber genau das geht nicht. Wir können das Kreuz und unsere Not mit dem Kreuz, auch unser eigenes Kreuz nicht einfach loswerden oder überspringen. Natürlich wünschten wir uns das. Natürlich wünschten wir uns, Gott würde es uns abnehmen. Macht er aber nicht. Und so bleibt uns nur, dass wir unser Kreuz annehmen, wie auch immer es aussieht.

Nur in dem Maße, wie es bei uns Karfreitag wird, wird es auch Ostern werden. Wenig Karfreitagsstimmung hat wenig Osterstimmung zur Folge. Und viel Karfreitagstraurigkeit hat viel Osterfreude zu Folge. Ohne Karfreitag kein Ostern.

So bleibt uns zunächst einmal nur, unsere Traurigkeit um Jesu Leiden sowie unser eigenes Leid und alles Leid dieser Welt wie Christus klagend vor Gott zu bringen.

Und dann wollen wir darum bitten, dass Gott es immer wieder Ostern werden lässt, bei uns und allen, die ihn über dem Schrecklichen in ihrem Leben und in der Welt anrufen.

Möge er uns trotz allem die Freude am Leben erhalten und den Glauben „Alles wird gut“ – auch wenn wir nicht verstehen und uns „Warum?“ fragen.

Dem Auferstandenen im Alltag begegnen

Predigt zu Matthäus 28, 1-10 am 16. April 2017

Wenn ich eine frohe Botschaft das erste Mal höre, dann freue ich mich. Wenn mir kurz darauf die gleiche frohe Botschaft erneut erzählt wird, ist meine Freude schon ein wenig verhaltener. Und je öfter ich diese eigentlich frohe Botschaft höre, desto weniger kann ich mich freuen. Zuletzt kann es mir sogar passieren, dass ich fast schon genervt abwinke, um das Ganze nicht auch noch zum x-ten Mal hören zu müssen.

Ein wenig geht mir das mit den Geschichten von der Auferstehung auch so. Das ist ja nun wirklich keine sensationell neue Botschaft mehr. Man erzählt sie sich ja in verschiedensten Variationen schon seit fast 2000 Jahren. Bei einem Witz würde man den Erzähler auf die Bartwickelmaschine im Keller aufmerksam machen. Aber bei den Ostergeschichten wagt man das natürlich nicht.

Ich kann die verstehen, die gelangweilt abwinken und die von den alten Geschichten nichts Neues mehr erwarten. Und wirklich neue Geschichten von Begegnungen zeitgenössischer Menschen mit dem Auferstandenen scheint es nicht zu geben.

Von daher ist es nicht verwunderlich, dass die offiziellen Grüße dieser Tage zunehmend zu leeren Worthülsen erstarren. Von wirklicher Osterfreude ist da oft kaum noch etwas zu spüren. Oder wie sehen Sie das, wenn sich dieser Tage alle „Frohe Ostern” oder ein „Gesegnetes Fest” wünschen, und das vielleicht schon weit vor den eigentlichen Ostertagen? Das ist sicher gut gemeint, klingt in der Masse aber doch ein wenig nichtssagend, bedenkt man zudem, wie das oft dahingesagt wird.

Ich glaube nicht, dass ich mit diesem Empfinden allein bin. Ich unterstelle einmal, dass es vielen ganz ähnlich geht. Von daher stellt sich doch die Frage, wie man aus dieser misslichen Lage herauskommt.

Wie ein Wegweiser in die richtige Richtung kommt mir da der Ostergruß der orthodoxen Christen vor. Statt der Begrüßung „Frohe Ostern” sagt einer zum anderen „Der Herr ist auferstanden”, während das Gegenüber antwortet „Er ist wahrhaftig auferstanden”.

Die biblischen Ostergeschichten berichten nicht nur von solchen Erfahrungen, sie wollen diese Erfahrungen vorbereiten. Sie bezeugen die vielfältigen Begegnungen mit dem Auferstandenen nur deshalb, um die Hörer bzw. Betrachter auf eine eigene Begegnung mit dem Auferstandenen vorzubereiten.

Auf der Suche nach solchen Erfahrungen kann uns unser heutiger Text von den Osterereignissen auf den Weg bringen. Sicher: Zunächst ist auch dieser Text ein großartiges Bild einer Geschichte von früher. Aber es wird uns darin ein Weg aufgezeigt, der auch uns die Erfahrung des Auferstandenen ermöglichen könnte.

Die Frauen damals haben die Auferstehung ja wie wir auch nicht beobachtet. Sie haben nicht gesehen, wie Jesus auferstanden ist. Sie haben zunächst auch nur gehört, dass Jesus auferstanden ist.

Der Engel öffnete den Frauen, die zu Jesus wollten, nicht nur das leere Grab, damit sie hineinschauen konnten. Er eröffnete ihnen auch, was passiert war: „Er ist nicht hier. Er ist auferstanden.”

Soweit, so gut. Genau das ist ja die Osterbotschaft in all den Jahren seitdem gewesen. Und auch der sich anschließende Auftrag, anderen von dieser Auferstehung zu erzählen, ist uns durchaus vertraut.

In einem modernen Lied heißt es: „Eine freudige Botschaft breitet sich aus. Man erzählt sie weiter von Haus zu Haus.” Und so hat auch uns diese Botschaft erreicht.

Nun geht es uns vom Gefühl her vielleicht nach dem Motto: „Die Worte hör ich wohl - allein mir fehlt...” Ja, was eigentlich? Es fehlt das, was uns fröhlich hüpfend von dannen gehen ließe. Die frohe Botschaft bewegt uns nicht in unserem tiefsten und innersten Wesen.

Wie ging es für die Frauen weiter? Was die Frauen damals in Bewegung brachte, waren folgende Worte des Engels: „Und siehe, er wird vor euch hingehen nach Galiläa: dort werdet ihr ihn sehen. Siehe, ich habe es euch gesagt.”

Wir halten mal fest: Am leeren Grab kommt die Suche nach Jesus nicht zum Ziel. Wer Jesus sucht, darf am leeren Grab nicht stehen blei-

ben.

Mit diesem Versprechen, dass er ihnen im Alltäglichen begegnen wird, machten sie sich auf den Weg. Mit Furcht und Zittern einerseits, aber auch voller Erwartung und Freude sind sie nach Hause, also nach Galiläa gegangen.

Und dann passierte es, unvermutet, unterwegs, irgendwo zwischen Jerusalem und Galiläa. Da ist er Ihnen doch tatsächlich erschienen. Das haute sie im wahrsten Sinne des Wortes um. Sie fielen vor ihm nieder. Und sie umfassten seine Füße, heißt es. Gemeint ist wohl, dass sie ihn im wahrsten Sinne des Wortes begreifen wollten. Wie gern hätten sie ihn und diesen Moment festgehalten. Aber daraus wurde nichts.

Er schickte sie weiter, hin zu den anderen. Auch sie sollten sich auf den Weg nach Galiläa machen. Auch ihnen wollte er so begegnen.

Mir kommt es so vor, als sei das auch uns ans Herz gelegt, dass wir uns auf den Weg machen sollen, dass wir uns offen halten sollen für die Begegnung mit dem Auferstandenen mitten in unserem Alltag.

Die damals wurden nach Galiläa geschickt, ihrem Zuhause. Unser Zuhause ist in der Südstadt oder in Mascherode. Das Versprechen „Dort werden sie mich sehen" gilt mit Blick auf uns nicht für Galiläa, sondern für den Ort, wo wir zu Hause sind. Mitten in unserem Alltag will er sich als der Lebendige erweisen.

Das kann man nun nicht herbeireden. Aber man kann es sich für sich selbst und die anderen wünschen. Und das tue ich. Ich wünsche mir für mich und für Sie und für Dich, dass wir ihm begegnen und er sich uns als der Lebendige erweist. Es kann sein, dass wir durch eine ganze Reihe von Enttäuschungen mit unserem Wunsch nach Begegnung mit dem Auferstandenen hindurch müssen, bis geschieht, was niemand von uns in der Hand hat.

Aber dann wird er uns begegnen, dann wird sich uns seine Gegenwart erschließen, dann werden wir es in uns spüren und gewiss sein, dass er lebt und auferstanden ist. Wenn wir ihm begegnen in den Augen des Bruders oder den Gesten der Schwester, im Tun des Nachbarn oder im Wort einer Bekannten, dann werden wir etwas von der Fröhlichkeit in uns verspüren, die die ersten Auferstehungszeugen voller Freude rufen ließ: „Er lebt ja wirklich. Er ist ja wahrhaftig auferstanden."

Darauf kommt es an, sich offen zu halten für solche wahrhaft österlichen Momente der Begegnung mit dem auferstandenen, unter uns lebendigen Christus. Möge er Ihnen nahe sein. Möge er Sie seine Gegenwart spüren lassen. Möge sein Angesicht über Ihnen leuchten.

Der Pantokrator – immer und überall bei uns

Predigt zu Matthäus 28, 16-20 am 11. Juli 2021

Wenn einer ein Buch schreibt oder eine Rede hält, was kommt dann am Ende? – So etwas wie eine Zusammenfassung. Zum Schluss wird noch einmal kurz und präzise zusammengefasst, was vorher lang und breit ausgeführt wurde.

So ähnlich ist das mit dem heutigen Predigttext. Es handelt sich dabei zum einen um die letzten Worte Jesu und zum anderen um die letzten Verse des Matthäusevangeliums.

Jesu irdische Lebenszeit ging zu Ende. Als der Auferstandene versammelte er die Seinen um sich. Was er dann sagte, was Matthäus von ihm berichtete, hat die kirchliche Vorstellung von ihm über Jahrhunderte geprägt.

Von daher findet sich in vielen alten Kirchen, z.B. auch in der Nikolaikirche, die in Melverode steht, im hohen Chor, also über dem Altar, die Darstellung des Christus als Pantokrator. Er ist der, der das All und die Welt beherrscht, der von sich sagt: „Gott hat mir alle Macht gegeben, im Himmel und auf der Erde." Von daher ist es kein Wunder, dass die Jünger vor ihm, dem Herrn der Welt, dem Herrn der Herren, dem Herrn der Mächtigen niederfielen.

Auch heute sprechen wir immer wieder vom Herrn, vom Herrn Jesus. Aber wenn wir das tun, schwingt wohl für kaum jemanden von uns mit, dass er dieser einzigartige, unnahbare Herr der Welt ist, der von sich sagt, von dem gesagt wird, Gott habe ihm alle Macht gegeben im Himmel wie auf Erden.

Für die meisten von uns ist Jesus weniger ein Respekt einflößender Herr als viel mehr rein menschlich betrachtet der Bruder, der Freund, der Weggefährte, der an unserer Seite ist, der von sich sagt: „Ich bin bei euch, immer und überall."

So betrachtet bieten sich uns zwei sehr unterschiedliche Christusbilder an: Zum einen das Bild vom alles beherrschenden Pantorator, zum anderen das Bild des Wegbegleiters, der uns immer und überall ganz nah ist – auch und gerade in unserer Schwäche, Ohnmacht und Unvollkommenheit. Das ist spannend.

Eingebettet in diese sehr unterschiedlichen Bilder vom Christus ist vom Auftrag die Rede, den die Jünger erhalten: „[I]Geht hin zu allen Völ-

kern und ladet die Menschen ein, meine Jünger und Jüngerinnen zu werden. Tauft sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Und lehrt sie, alles zu tun, was ich euch geboten habe!“

An und für sich ist es doch etwas Großartiges, im Auftrag des Herrn unterwegs zu sein, eine Mission zu haben, Feuer und Flamme für die gute Sache zu sein, das Gute in die Welt zu tragen.

Viele empfinden das als eine mission impossible. Ihrer Meinung nach dürfte man nicht missionieren. Sie denken das so, weil sie eine falsche Vorstellung davon haben, was Mission ist, die daher rührt, dass die Motive mancher Missionare in der Vergangenheit nicht immer dem entsprachen, was Christus lehrte, sondern dem, was der Kirche in Kooperation mit dem Kolonialismus nützte, um die eigene Macht auszuweiten.

Dabei sollte es doch – so steht es im Text – darum gehen, Menschen für Jesus zu begeistern und sie einzuladen, Jüngerinnen und Jünger Jesu zu werden, und sie dann zu taufen und vor allem darum, ihnen in Wort und Tat weiterzugeben, was Jesus uns ans Herz gelegt hatte.

Wir können versuchen, es besser zu machen, können Menschen von Jesus erzählen und sie einladen, sich darauf einzulassen, als Christen und Christinnen zu leben. Denn dieser Auftrag besteht ja nach wie vor.

Und hier schließt sich in gewisser Weise der Kreis. Denn das kann nur, wer die Spannung aushält, die durch die beiden Christusbilder benannt ist.

Nur dann, wenn ich für mich verstehe, dass Jesus dieser Pantorator ist, sehe ich mich veranlasst, mich für ihn in dieser seiner Welt einzusetzen – und das in dem Wissen, dass er mich damit nicht allein lässt, sondern an meiner Seite ist, gerade in meiner Schwäche, Ohnmacht und Unvollkommenheit.

Das Beste an unserem Text ist, dass er nicht mit dem Auftrag, sondern mit dem Zuspruch endet: „Seid gewiss: Ich bin immer bei euch, jeden Tag, bis zum Ende der Welt.“

Diesen Zuspruch können wir gut brauchen – nicht nur angesichts des Auftrags, sondern angesichts der Herausforderungen, vor denen wir und diese Welt dieser Tage stehen.

Denn wer würde sich nicht fragen, wie es wohl weitergeht mit Corona und den Klimaveränderungen, mit der weltweiten Armut und den endlichen Ressourcen... Viele Fragen, viele Ängste.

In diesen Situationen sagt er uns: „Ich bin immer bei euch, jeden Tag, bis zum Ende der Welt“ Das tut zunächst einmal einfach gut, auch wenn es unsere Probleme nicht einfach in Luft auflösen kann.

Aber es ist tröstlich, dass man in der Gewissheit leben darf, nicht mutterseelenallein zu sein, sondern mit allem, was einen umtreibt, von Gottes Gegenwart umfangen zu sein. Mit Gott an der Seite fällt auf alles ein anderes Licht.

Was auch geschieht, in Freud und Leid, in guten wie in schwierigen Tagen – der Herr der Welt ist an unserer Seite. Es gibt keinen Moment, in dem wir allein wären.

Er ist bei uns im Garten der Verfehlung. Wir brauchen uns nicht wie Adam und Eva aus Angst zu verstecken. Wir brauchen nicht wegzulaufen, wenn wir unseren Weg verfehlt haben. Er ist bei uns alle Tage, auch solche Tage. Er sucht uns auf in unserem Garten der Verfehlung, um uns zu vergeben, damit wir nicht zerbrechen.

Er ist bei uns in der Wüste der Prüfung. Wie das Volk Gottes in der Wüste haben wir oft mit der Enttäuschung zu ringen, weil vieles so öde ist. Unser Weg ist oft genug holprig und unbequem. Aber er ist bei uns alle Tage, auch solche Tage in der Wüste der Prüfung.

Er ist bei uns im dunklen Tal, wenn uns das Unglück trifft, wenn es wirklich dunkel um uns wird, wenn dunkle Schatten auf unseren Lebensweg fallen, wenn Verzweiflung sich unser bemächtigen will. Gerade im solchen Momente ist es gut, wenn man sich daran festhalten kann, dass er bei uns ist im dunklen Tal der Ungewissheit.

Er ist bei uns im Meer der Angst. Als das Schiff der Jünger zu kentern drohte, als die Jünger schier verrückt wurden vor Angst, da war er da und half. Und weil er da war, wurde das Meer still. Im Meer der Angst, in dem man meint unterzugehen, hält er uns fest.

Er ist bei uns auf der Straße der Entmutigung. Die Emmausjünger kamen mut- und hoffnungslos des Weges. Aber da war er auf einmal und machte ihnen Mut. Wir kennen solche Straßen. Wie vielen Hindernissen begegnen wir, die uns unüberwindlich erscheinen? Wie viele Erfahrungen machen wir, die wir nicht verstehen? Aber wenn er sich dann in unsere Gedanken einmischt, wenn er uns auf andere Gedanken bringt, dann wird der Weg wieder hell und weit.

Es gibt also keinen Garten, keine Wüste, kein Tal, kein Meer, keine Straße, wo er nicht bei uns wäre. Dementsprechend lautet die Zusage: „Seid gewiss: Ich bin immer bei euch, jeden Tag, bis zum Ende der

Welt.“ Bis an die äußersten Grenzen der Welt und des Universums gibt es keinen Ort, an den er uns nicht begleiten würde.

Zusätzlich geht es in diesem Zuspruch nicht nur darum, dass er überall bei uns ist, sondern auch noch darum, dass er alle Tage, also immer bei uns ist. Nicht nur sonntags. Auch alltags. Alle Tage eben. Ein Gott nicht nur für die besonderen Tage, nicht nur für die Festtage, sondern für alle Tage. Er ist ein alltäglicher Gott. Er ist sich nicht zu schade für das alltägliche Leben. Wo immer wir sind, dürfen wir ihn an unserer Seite wissen.

Und wenn es dann abschließend noch heißt, dass er bei uns ist bis an der Welt Ende, dann ist das sicherlich nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich gemeint.

Er ist bei uns bis ans Ende der Welt, solange es diese Erde gibt. Und selbst dann, wenn diese Welt ein Ende haben wird, wird er bleiben in Ewigkeit – und durch ihn auch wir.

Über diesen Gedanken, die bis in die Ewigkeit reichen, wollen wir nicht unser alltägliches Miteinander hier und jetzt vergessen.

Es wäre doch vermessen, wenn wir in einem Anfall von Egoismus davon ausgingen, Christus sei bei uns, aber eben nicht genauso auch bei den anderen. Natürlich ist er bei uns und den anderen - in der gleichen Weise.

Auch wenn das eine heilsame Zumutung und Herausforderung beinhaltet, ist es als Ganzes doch ein wunderbarer Zuspruch.

Heilung

Predigt zu Markus 1,32-39 am 22. Oktober 2017

Es hatte sich in ganz Kapernaum herumgesprochen: Jesus hatte einen Menschen geheilt, der von allen guten Geistern verlassen war. Und dann hatte er auch noch die kranke Schwiegermutter des Petrus vom Fieber geheilt.

Von allen Seiten strömten sie daraufhin zu Jesus. Manche schafften es aus eigener Kraft, andere wurden gestützt oder gar getragen. Voller Hoffnung, dass Jesus auch ihnen helfen könnte, standen sie vor der Tür.

Und dann wandte er sich diesen von Krankheit Gezeichneten und von bösen Geistern Geplagten tatsächlich zu. Er wurde ihr Therapeut und heilte viele:

Bei einem war es ein unerträglicher Schmerz, der nachließ. Bei einer anderen war es eine Depression, die verebbte. Bei wieder anderen löste sich eine Verkrampfung und etliche wurden einfach ruhiger, weil die Angst dem Gefühl des Geborgenseins wich.

Auch viele von denen, die von allen guten Geistern verlassen schienen, waren nicht wiederzuerkennen. Denn auf einmal waren sie nicht mehr von allen guten, sondern von ihren bösen Geistern verlassen. Man sagte, Jesus hätte Ihnen die bösen Geister ausgetrieben.

Am folgenden Tag - es waren schon wieder Menschen vor der Tür, die Hilfe suchten - war Jesus nicht mehr da. Jedermann suchte ihn. Jesus hatte sich schon vor Tagesanbruch in die Stille zurückzogen, um dort zu beten und neue Kraft zu schöpfen.

So wie er es machte, machen es seitdem viele. Nicht nur gelegentlich Sonntagmorgen, sondern immer wieder, oft frühmorgens, ziehen sie sich für eine Zeit zurück, um zu beten und auf Gott zu hören, ja um Kraft für den Tag zu schöpfen. Keine schlechte Idee, oder?

Die ihn suchten, wollten ja, dass er sich weiter um die Kranken kümmerte, die sich da eingefunden hatten, wo er tags zuvor so viele geheilt hatte.

Aber dazu kam es nicht mehr. Jesus wollte weiter, wollte in die Nachbarorte, um auch dort zu predigen und zu heilen. Das haben sie nicht verstanden, weder die Jünger noch die Menschen, die auf Jesus gewartet und gehofft hatten.

So ganz klar ist nicht, warum er das machte. Vielleicht wollte er sich nicht auf das Heilen reduzieren lassen. Er wollte den Leuten auch sagen können, warum ihm das möglich war, andere zu heilen.

Ja, warum eigentlich? Weil er in dem Bewusstsein lebte, dass mit ihm das Reich Gottes begonnen hatte. Der Evangelist Markus hat überliefert, dass Jesus predigte: „Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Stellt Euch darauf ein und vertraut dieser guten Nachricht.“

Nun stellt sich die Frage, wie das bei uns ist? Auch heutzutage sind viele sehr krank. Die Krankenhäuser und Arztpraxen sind immer voll. Und auch Therapieplätze gibt es viel zu wenige.

Kein Wunder. Denn es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht eine oder mehrere körperliche und seelische Krankheiten hat. Ich frage jetzt nicht, wie es uns und denen geht, mit denen wir hier am Ort leben? Man sagt doch nicht umsonst: Unter jedem Dach ein Ach.

Da gibt es die, die mit körperlichen oder seelischen Schmerzen, oft unerträglichen Schmerzen leben, leben müssen. Da sind die, denen eine Abhängigkeit oder Sucht zu schaffen macht. Und die, die geradezu verzweifeln angesichts der Ausweglosigkeit ihrer Situation.

Und wie ist das mit der inneren Unruhe, der Angst vor der Zukunft oder dem Sterben? Wie ist das mit den seelischen Erkrankungen, die oft unentdeckt und unbehandelt bleiben? Was schleppen manche nicht alles mit sich herum?

Oft genug hat der seelische Kummer eine körperliche Erkrankung zur Folge. In der modernen Medizin spricht man in diesem Zusammenhang von Psychosomatik.

Es gibt ungute Gefühle und Stimmungen, die einen so plagen wie böse Geister, sodass man sich eben nicht fühlt und körperlich krank wird.

Und es gibt auch umgekehrt körperliche Schmerzen und Beschwerden, die einem so aufs Gemüt schlagen, dass man es schier nicht aushält. Alles nicht so gut.

Ob man wie in früheren Zeiten sagt, jemand sei von einem bösen Geist besessen, oder ob man wie heute etwas vornehmer sagt, dass jemand von allen guten Geistern verlassen sei, macht im Blick auf die katastrophalen Folgen kaum einen Unterschied.

Was uns da täglich über die Medien an Berichten über Wahnsinnstaten erreicht, ist doch nur erklärlich, wenn man voraussetzt, dass die Täter von allen guten Geistern verlassen sein mussten zum Zeitpunkt ihrer Tat.

Ist es da verwunderlich, dass durch Geschichten wie diesen Menschen zu allen Zeiten ihre Heilung von Gott erwarteten und vielleicht mit den Worten des Wochenspruchs beteten: „Heile du mich, Herr, so werde ich heil. Hilf du mir, so ist mir geholfen.“

Denn für manche ging der Wunsch nach Heilung wie durch ein Wunder in Erfüllung. Und völlig zu Recht sagen sie dann: Gott sei Dank.

Aber was ist mit all den anderen, deren Krankheit oder Not keine Heilung finden, die sich in der Hoffnung auf Heilung an Jesus und Gott wandten und krank blieben? Was ist, wenn die Depression nicht nachlässt, wenn die Multiple Sklerose fortschreitet, wenn der Krebs sich weiterfrisst, um nur ein paar Beispiele zu nennen?

Dann kann es für den Glauben eng werden. Denn für manche stellt sich mit dem Ausbleiben der Heilung die Frage nach der Existenz Gottes. Sie fragen: „Und wo ist Gott jetzt?“

Manche halten es einfach nicht aus, bekommen keine Hilfe und verzweifeln. Andere kommen – wie auch immer – zu der Gewissheit, dass Gott an ihrer Seite ist, gerade auch in ihrer Not und in ihrer Krankheit.

Jesus predigte: Gott ist euch ganz nahe - ob ihr krank oder gesund seid. Schöpft daraus die Kraft zum Leben, die ihr braucht, um eure Situation anzunehmen, so wie sie ist, unter Umständen eben auch eure Krankheit und euer Leid.

Und so kann man sagen: Wir sind auf dem Weg heil zu werden, wenn wir zur Ruhe kommen in dem Wissen, mitsamt unserer Krankheit bei Gott geborgen zu sein.

Im Wissen um diese Geborgenheit verliert das Schreckliche von seinem Schrecken, kann heilen, was beschädigt wurde, kann ganz werden, was auseinandergefallen war.

Wo sind solch heilsame Erfahrungen möglich? Ich meine, hier ist die Gemeinde als eine Gemeinschaft von Menschen gefragt, die es gut miteinander meinen, die einander helfen und tragen.

Es sind ja glücklicherweise nie alle auf einmal krank. Und es haben nie alle zur gleichen Zeit dieselben Beschwerden und Nöte. So können wir einander beistehen und helfen. Das tut dann gut und wirkt heilsam.

Zuweilen geschehen wahre Wunder. Warum auch nicht? Wieso sollten die Wunder der Heilung an Leib und Seele nur früher möglich gewesen sein?

Auch wenn der Verlauf einer Krebserkrankung nicht aufgehalten werden kann, auch wenn die Folgen des Herzinfarktes nicht rückgängig gemacht werden können, auch wenn der Parkinson fortschreitet – Gott ist an unserer Seite - und viele Menschen auch.

Wer immer krank war oder krank ist, der weiß, wie wichtig es ist, die Hoffnung nicht aufzugeben und in der Not um Gottes Nähe zu wissen, Gott und liebe Menschen an der Seite zu wissen, die einem beistehen.

Gerade, wenn die leibliche Gesundheit nicht wiederherzustellen ist, ist es wichtig, dass die Seele in ihrem Schmerz in Gott Ruhe und Frieden findet.

Deshalb lasst uns der guten Nachricht Jesu glauben, dass wir dem Bösen, das uns krankmachen will, nicht hilflos ausgeliefert sind. Wo Gottes Geist unter uns und in uns wirksam werden kann, müssen die bösen Geister weichen. Öffnen wir uns der Kraft Gottes.

Geistvolle Zukunft

Predigt zu Markus 1, 40-42 am 28. August 2005

Jesus war noch ganz am Anfang seines Wirkens in der Öffentlichkeit. Unter Umständen war er sich noch gar nicht so sicher, was denn sein Auftrag war. Im Nachhinein sieht es ja immer so aus, als wenn es gar nicht anders hätte sein können.

Da kam dieser Kranke vermutlich gerade zum richtigen Zeitpunkt. Er kam nicht nur als hilfsbedürftiger Kranker. Nein. Er kam als einer, der Jesus mit seinem Glauben erst zu dem machte, was er in unseren Augen bis zum heutigen Tag ist: der Heiland, der heilt. Dass Jesus wirklich der Heiland war und ist, musste sich doch erst einmal erweisen.

Sagt der Kranke doch: „Wenn du willst, kannst du mich gesund machen!“ Du meine Güte: Was der für ein Vertrauen zu Jesus hatte. Man hat ja beinahe den Eindruck, dass jener Kranke mehr von Jesus erwartete, als der sich in jener geschichtlichen Stunde selbst zugetraut haben mag.

Natürlich weiß man nicht, ob Jesus sich als Mensch, der er ja war, wohl gefragt hat, was passieren würde, wenn sein Versuch, den Kranken zu heilen, fehlschlagen würde? Vielleicht kannte Jesu diesen allzu menschlichen Zweifel ja gar nicht, weil er schon vorher wusste, dass das alles kein Problem für einen wie ihn sein würde? Wie auch immer: Er nahm die Herausforderung an.

Und wir? Könnten wir auch helfen? Nehmen wir doch mal die Geschichte, um die es hier geht. Also da hat einer ein Problem mit seiner Haut, was immer das im Einzelnen auch gewesen ist. Und nehmen wir mal an, das sah übel aus und war vermutlich ansteckend. Dadurch hatte er jede Menge Probleme. Zunächst einmal war er krank. Er fühlte sich nicht wohl, schon gar nicht in seiner Haut.

Wegen seiner Hauterkrankung wollte niemand etwas mit ihm zu tun haben. Das ging so weit, dass man ihn gewissermaßen aussetzte, also aus der Gemeinschaft ausschloss, um sich nur ja nicht bei ihm anzustecken. So lieblos wie es aussah und ja auch war, war es nüchtern betrachtet schlichtweg eine Frage des Überlebens für die Gesunden. Entweder kam er weg oder es wurden eben alle krank.

Und selbst, wenn einzelne anders gewollt hätten: Es gab auch damals schon so etwas wie Regeln und Gesetze, so etwas wie ein Gesundheitspolizei, an der man nicht vorbei kam. So kam es, dass der Kranke,

der ja eigentlich Hilfe und Zuwendung gebraucht hätte, auch noch sozial isoliert wurde.

War es da ein Wunder, und ich komme zu seinem dritten Problem, dass er sich selbst genau das fragte, was sich auch alle anderen mit Blick auf ihn fragten: „Womit habe ich das verdient?“

Diese Frage gibt es – wie Sie alle wissen - unglücklicherweise bis heute. Sie ist deshalb ein Unglück, weil sie den Eindruck erweckt, jemand würde verdientermaßen mit einer schlimmen Krankheit bestraft, als wäre damit erwiesen, dass er etwas besonders Schlimmes gemacht haben musste.

Eigentlich wissen ja alle, dass es ein ganzer Unsinn ist, derartig zu denken. Denn dann müssten ja alle erwiesenen Übeltäter krank werdem. Da das aber nicht geschieht, ist der Beweis erbracht, dass etwas nicht stimmt mit dem Gedanken, jemand hätte es verdient, dass es ihm schlecht geht.

Damals waren allerdings noch viel mehr Menschen als heute der Meinung, Krankheit wäre so etwas wie eine göttliche Strafe für ein Vergehen gegen die Menschen und gegen Gott.

Ja, und wer wollte schon etwas zu tun haben mit einem Übeltäter, mit einem Sünder, mit einem, der was Schlimmes getan haben musste.

Diesem Kranken ging es also wie allen Kranken der damaligen Zeit in mancherlei Hinsicht schlecht. Kein Wunder, dass Jesus Mitleid mit ihm hatte.

Wenn heute einer krank ist, wenn es einen wirklich schlimm erwischt hat, dann hat er viele dieser Probleme nicht. Wer würde ihm ernsthaft unterstellen, seine Krankheit wäre das Resultat einer bösen Tat, auch wenn immer noch manche fragen, womit gerade er es verdient hat, so krank zu sein. Und isoliert werden die wenigsten auf einer Quarantänestation, und wenn, dann ja auch nur, wenn es denn unbedingt sein muss.

Natürlich weiß man in der modernen Medizin darum, dass es Zusammenhänge geben kann zwischen der Gesundheit bzw. Krankheit eines Menschen und der Art und Weise seines Lebens. Wer immer zu viel und das Falsche isst, braucht sich nicht zu wundern, wenn er krank wird.

In der Medizin gibt es eine ganze Richtung, die sich dem Zusammenhang von Geist und Körper widmet: die Psychosomatik. Das ist psychosomatisch, sagen wir, wenn z.B. jemandem die Tränen in die Augen schießen, weil er traurig ist oder Schmerz empfindet, wenn z.B. jemand

einen roten Kopf bekommt, der sich schämt, wenn z.B. jemand Herzklopfen bekommt, weil er so freudig erreget ist.

Wir wissen darum, dass man Kopfschmerzen bekommen kann, wenn es im Kopfe nicht mehr auszuhalten ist. Wir wissen darum, wie einem etwas auf den Magen schlagen kann, wie einem anderes den Atem nimmt, wie wiederum anderes einen schwindeln lässt.

Es gäbe noch viele Beispiele. Bleiben wir für heute bei dem, um das es hier in der Geschichte geht. Da geht es um die Haut. Was immer es war: Der Kranke fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Es war praktisch unmöglich, mit anderen in Kontakt zu kommen, berührt zu werden.

Und dann kam Jesus. Und er durchbrach das unsichtbare Gefängnis, in dem sich der Kranke befand. Jesus hatte Mitleid mit ihm, streckte die Hand aus und berührte ihn, den Unberührbaren. Statt eines guten Ratschlags fasste er ihn an. Und die Folge: Er wurde gesund. Offensichtlich ganz spontan. So etwas gibt es. Auch heute.

Wir könnten das auch - im doppelten Sinne: Wir könnten hingehen, Gott und Jesus um Hilfe bitten und bereit sein, die Hilfe dann auch anzunehmen. Die Geschichte dieser Heilung könnte uns anregen, dass wir uns selbst an den Heiland wenden, auf dass er sich unser annimmt und uns die Hand ausstreckt, uns anrührt und zu uns spricht: „Sei gesund."

Was er bei uns heilen könnte? Na z.B. die Spannungen, die uns zu schaffen machen, alles, was wir verdrängt haben, alles, was uns krank macht, auch unsere Angst vor möglichen Krankheiten wie z.B. den Krebs. Er könnte bei uns heil machen, was in uns zerbrochen und zerrissen ist. Er könnte unsere Schmerzen lindern. Er könnte uns von unseren Schuldgefühlen befreien. Er könnte uns dabei helfen, dass wir unsere tatsächlichen Krankheiten ertragen. Er könnte uns hier und da etwas eröffnen, auf dass nicht aussichtslos bleibt, was zunächst aussichtslos erscheint. Er könnte uns unsere Zwangsvorstellungen nehmen, unsere Verzweiflung lösen und uns mit Frieden und Zufriedenheit erfüllen. Denn all das macht uns auf Dauer krank.

Wir sollten nicht vorschnell abwinken. Wie viele Ärzte, Therapeuten und Apotheker hat manch einer schon aufgesucht, um von seinem Leiden befreit zu werden? Warum nicht einfach mal Jesus aufsuchen, ihn um Hilfe bitten und schauen, was sich dann tut? Vielleicht kann er helfen, das Übel an der Wurzel zu packen?

Schon im alttestamentlichen Buch der Weisheit (16,12) heißt es: „Weder Kraut noch Wundpflaster machte sie gesund, sondern dein Wort, Herr, das alles heilt."

Immer wieder haben Menschen erlebt, wie sie - Gott sei Dank - wieder ganz bzw. gesund wurden. Es gibt das auch heute noch, dass Menschen wie der Aussätzige von damals Jesu heilende Kräfte zu spüren bekommen.

Das wird in den seltensten Fällen auf spektakuläre Weise passieren. Viel wahrscheinlicher ist es, dass wir seine heilende Kraft in ganz diesseitig, menschlichen Bezügen erfahren - wie in der Geschichte, der Geschichte einer zutiefst menschlichen Begegnung.

Wir könnten aber auch das andere: wie Jesus andere gesund machen. Wir können uns von dem Elend und der Not Kranker berühren lassen, und denen, die es brauchen, unsere Zeit und Nähe schenken.

Wo immer wir anderen die Hand ausstrecken, wo immer wir einander zärtlich und in Liebe berühren, wo immer wir füreinander das rechte Wort zur rechten Zeit finden - da ist etwas von der heilenden Kraft Jesu wirksam - an uns und durch uns.

Wir können Jesus bitten, uns gesund zu machen, wie auch immer unsere Krankheit heißt. Und wir könnten wie Jesus andere gesund machen, indem wir uns ihnen wie Jesus zuwenden.

Stellvertretender Glaube

Predigt zu Markus 2, 1-12 am 23. Oktober 2023

Tolle Geschichte. Viele Themen. Lauter Anknüpfungspunkte: Jesus hat ein volles Haus, als er predigt. Vier echte Freunde schleppen den einen zu Jesus. Jesus freut sich am Vertrauen, das ihm entgegen gebracht wird. Jesus spricht Vergebung der Sünden zu. Schließlich noch die Heilung des Gelähmten. Und abschließend das Staunen der Menge über das Wunder... Wenn das nichts ist?

Natürlich fragen wir uns, ob und – wenn ja – wie wir in dieser Geschichte vorkommen: Sind wir wie die Namenlosen, die als große Menge im Haus versammelt sind? Oder sind wir wie der Gelähmte, der Hilfe braucht, weil er allein nicht von der Stelle kommt? Oder sind wir wie die Träger, die andere zu Jesus und vor Gott bringen? Oder sind wir wie die Schriftgelehrten, die es ganz genau nehmen? Oder sind wir wie der Hausbesitzer, dem sie alles durcheinander bringen? Oder sind wir gar wie Jesus...?

Da man nicht über alles und alle predigen kann, wähle ich das aus der Geschichte aus, was nur in dieser Geschichte so vorkommt: Das sind für mich diese vier Freunde, die den Hilfsbedürftigen zu Jesus tragen.

Also: Da ist einer, der konnte nicht mehr, der musste von anderen getragen werden. Die Träger bringen ihn in der festen Zuversicht zu Jesus, dass der ihm helfen kann. Sie schieben alle Bedenken zur Seite. Sie schieben sogar ein Stück des Daches zur Seite, um den Mann durch das offene Dach hinabzulassen. Sie wollen ihn unter allen Umständen zu Jesus bringen.

Es sieht beinahe so aus, als wäre der Gelähmte nicht nur körperlich gelähmt gewesen, sondern auch innerlich, soweit jedenfalls, dass er selbst nicht mehr glauben konnte.

Denn in der Geschichte ist nicht von seinem Glauben die Rede, sondern nur vom Glauben derer, die ihn zu Jesus gebracht haben. Es heißt nicht: „Als Jesus seinen Glauben sah...“ sondern „Als nun Jesus ihren Glauben sah...“ Gemeint ist der Glaube der Träger. Und wenn schon nicht alle geglaubt haben, so muss doch zumindest einer der Träger ganz fest geglaubt haben, dass Jesus helfen kann.

Natürlich wird Jesus erkannt haben, dass mit dem Mann etwas nicht in Ordnung war und was es war, das ihn innerlich wie äußerlich lähmte.

Das gibt es ja bis heute, dass Menschen innerlich wie äußerlich krank und bewegungsunfähig werden. Gründe dafür gibt es viele. Ich denke da z.B. an das Gefühl, versagt zu haben. Ich denke an die Last der Aufgaben und den Druck, wenn man eben nicht alles schafft, was man sich vorgenommen hat. Ich denke an den Frust, den es mit sich bringt, wenn man hinter seinen Idealen zurückbleibt. Ich denke an das schlechte Gewissen, das einen plagen kann, wenn man das Gute unterlassen und das Böse getan hat. Das alles führt letztlich dazu, dass man sich auf seine Schuld und sein Versagen fixiert und wie gelähmt ist.

„Als nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben... Steh auf, nimm dein Bett und geh umher“.

Und als wäre eine schwere Last von seinen Schultern genommen, kann der Mann wieder gehen. Ihm widerfährt beides: Heil und Heilung. Heil in der Vergebung seiner Sünden und Heilung als Ende seiner körperlichen Lähmung. Jesus befreit ihn von dem, was ihn innerlich und äußerlich lähmte. Einfach wunderbar. Ein Wunder eben.

Für mich ist das eigentliche Wunder allerdings der Glaube dieser vier Freunde, die den Gelähmten voller Hoffnung vertrauensvoll zu Jesus tragen. Sie trugen ja nicht nur seinen gelähmten Leib. Sie trugen ihn – mit allem, was ihn bewegte und erfüllte.

Und indem Sie ihn zu Jesus trugen, hielten sie den Glauben an das Leben hoch, den Glauben, dass alles gut werden kann, wenn dieser Gelähmte nur mit Jesus in Kontakt kommen würde. Sie jedenfalls ließen sich nicht lähmen!

Alleine konnte der Gelähmte nichts bewegen, nicht einmal sich selbst. Aber die vier, die machten es möglich, dass Bewegung in seine schier ausweglos erscheinende Situation kam.

Glücklich, wer solche Freunde hat, zwei, drei oder sieben, es müssen nicht vier sein, Freunde, die einen tragen, wenn man nicht mehr kann, Freunde, die für einen glauben und beten, wenn man selbst dazu nicht in der Lage ist.

Manchmal, wenn Menschen zum Beten angesichts dessen, was sie erleben, die Worte fehlen, wird auch schon mal die Bitte geäußert: „Beten Sie für mich.“ Geht natürlich.

Das nennt man in der Kirche „Fürbitte“. Wir beten für andere. Das ist nicht an die Gottesdienstzeit gebunden. Das kann immer und überall geschehen. Und das tun wir, bringen die im Gebet zu Gott und vor Gott, die seine Hilfe und seinen Beistand brauchen.

Und das ist gut so, dass wir füreinander beten, dass wir aneinander denken, dass wir einander vor Gott bringen und uns gegenseitig helfen, dem zu vertrauen, der es gut mit uns meint.

Nun sind wir selbst nicht immer nur die Starken, nicht immer nur die, die andere tragen, die für andere glauben und für sie beten.

Ein ums andere Mal sind wir auch die, für die andere beten und glauben. Und das ist gut so, dass wir nicht immer stark sind, stark sein müssen, dass wir auch mal schwach sein dürfen, damit andere stark sein können.

Solche Freunde, solche Brüder und Schwestern im Herrn sollten wir einander in der Gemeinde sein, wo einer für den anderen da ist, wo wir einander nicht nur ertragen, sondern durchtragen, wo einer für den anderen glaubt und betet, wo wir einander vor Gott und zu Jesus bringen – in dem festen Zutrauen, dass er uns helfen kann.

In diesem Sinn wird durch diese Geschichte deutlich, was wir als Gemeinde sind bzw. sein könnten und wofür wir Kirche brauchen: um füreinander und für andere da sein zu können, um füreinander zu beten und zu glauben, um einander zu Jesus zu bringen.

Ich weiß: Es ist nicht leicht, sich helfen lassen. Wer ist schon gern auf andere angewiesen? Wer gibt schon gern zu, dass er nicht kann, nicht

mehr beten kann, nicht mehr glauben kann? Wer gibt schon gern zu, dass er sich wie gelähmt, eben bewegungsunfähig fühlt? Wohl niemand.

Aber gerade deshalb ist es gut und wichtig, dass wir jemanden haben, wenn wir jemanden brauchen, der oder die uns beisteht, wo es notwendig ist.

An der heutigen Geschichte wird deutlich: Die Kirche als Gemeinde kann der Ort sein, wo für diejenigen geglaubt und gebetet wird, die im Moment nicht glauben können, die gelähmt sind vor Angst oder Schuld.

Und selbst dann, wenn auch andere gerade keine Worte finden, wenn nicht nur wir, sondern auch viele andere hilflos, ungläubig, gelähmt oder verzweifelt sind, selbst dann sind da immer noch welche, die helfen können.

Manchmal sind es die, die lange vor uns lebten, deren Glaube und deren Gebete uns bis heute helfen. Manchmal sind es die, die in weiter Ferne mit uns dem vertrauen, der unser Heil und unsere Heilung will. Manchmal sind es die, von denen wir es am allerwenigsten erwartet hätten.

Und immer ist es Gott, der Allmächtige und Barmherzige, der will, dass wir leben und uns geholfen wird. Er lasse uns erfahren, was der Gelähmte und seine Freunde erfahren haben. Getragen können wir tragen.

Sonntagsarbeit

Predigt zu Markus 2, 23-28 am 25. Oktober 2020

Es war Sonntag. Und es war wunderbares Wetter. Viel zu schade zum Drinsitzen. Da musste ich einfach raus in die milde Herbstsonne. Ein bisschen was im Garten machen. Hier die Rosen, dort den Wein runterschneiden. So Kleinigkeiten eben, wie man es macht, wenn man durch den Garten geht und alles winterfein macht.

Nun war es ja Sonntag. Ich fragte mich: Na, was werden die Nachbarn sagen? „Schau mal, der Herr Pastor, arbeitet am Sonntag im Garten, so, so...“ Ich setzte mich über meine Bedenken hinweg und es war einfach schön draußen.

Aber wie das so ist. Kommt doch jemand vorbei und sagt ein wenig flachsend: „Na, Herr Pastor, Feiertag heiligen?“

Mein Gewissen regte sich. Natürlich hatte er Recht. Es war Arbeit. Und musste das am Sonntag sein? Andererseits war es für mich irgendwie keine Arbeit. Meine Arbeit sieht ganz anders aus. Für mich waren diese Arbeiten im Garten ein Vergnügen.

Es ist so eine Sache mit der Arbeit am Sonntag. Wer wagt es z.B. am Sonntag die Wäsche zum Trocknen in den Garten zu hängen, wenn denn die Maschine im Keller am Wochenende gewaschen hat und die Sonne scheint, der Wind draußen weht, wo dann alle Leute sehen können, dass man am Sonntag gewaschen hat und Wäsche aufhängt?

Ich denke da an die Frau, die die Woche über in der Firma arbeiten muss und nun am Wochenende die Zeit nutzt, um all das Liegengebliebene zu erledigen. So wird geputzt und gewaschen, gebügelt und aufgeräumt.

Ich denke an den Mann, der auch am Wochenende in die Pflicht genommen arbeiten muss, weil sonst der Berg auf dem Schreibtisch immer größer wird oder der Abteilungsleiter ihn rauswirft, wenn er nicht zur Schicht am Sonntag antanzt.

Ich denke an Euch Schüler und Eure Hausaufgaben, die bis Montag fertig sein müssen, und die Klassenarbeit, für die gelernt werden muss.

Alle wissen um die Sonntagsruhe, dass man am Sonntag ausruhen soll von all der Arbeit und Unruhe der Woche, dass man sich entspannen und neue Kraft schöpfen soll für die kommende Woche. Und doch passiert auch sonntags genau das, wozu man in der Woche nicht gekommen ist.

Aber selbst da, wo alle Pflichten ruhen, ist es nicht leicht, zur Ruhe zu kommen. Ich denke da an die diversen Sportveranstaltungen, Vergnügen, Ausflüge und Unternehmungen verschiedenster Art, die unsere Terminkalender gerade an den Wochenenden füllen.

Es ist doch immer was los. Und manchmal ist das Freizeitprogramm vom Wochenende anstrengender als die Arbeit während der Woche. Und dann sind am Montag nicht wenige recht müde auf der Arbeit oder in der Schule und müssen sich erst einmal ausruhen von den Strapazen des Wochenendes.

Wir könnten noch vieles zusammentragen, was uns sehr deutlich vor Augen stellt, dass wir es anscheinend schwer haben, es uns schwer machen, zur Ruhe zu kommen - und das ja nicht nur am Sonntag.

Denn wie ist das mit dem kleinen Bruder des Sonntags, dem Feierabend. Für viele ist das Wort Feierabend ein Fremdwort. Am Feierabend von der Mühe des Tages sich erholen, Zeit haben, sich der Muße hingeben, wo wird das gepflegt?

Und wie ist das mit der großen Schwester des Sonntags, der Urlaubszeit? Ist nicht auch die Urlaubszeit oft eine Zeit größter Leistungen und Anstrengungen, eine Zeit der Ruhelosigkeit und Anstrengung? Ich denke da nur an die Entfernungen, die zu überwinden sind, an die Unmengen von Sachen, die ein- und wieder auszupacken sind, an das Programm, das zu bewältigen ist.

Wir tun uns offensichtlich schwer mit der Ruhe, mit dem „Zur-Ruhe-Kommen“, mit dem Feierabend, mit den freien Zeiten, die wir ja haben.

Jesus war also auf Wanderschaft mit seinen Jüngern. Und es war gerade Sabbat, was bei uns dem Sonntag entspricht. Weil die Jünger Hunger hatten, sammelten sie sich ein paar Ähren zusammen. Das war nach den Gesetzen des Mose auch erlaubt.

Die Pharisäer nun, die sehr darauf bedacht waren, die Gebote zu befolgen, hatten mancherlei Zusatzbestimmungen, deren Einhaltung sichern sollte, dass das Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ auch befolgt wurde.

Wichtig war ihnen, dass an diesem Tag möglichst wenig gearbeitet wurde. Deshalb überlegten sie, welche Arbeiten verrichtet werden dürfen und welche nicht. Das ging so weit, dass auch Hausarbeit weitgehend verboten wurde und man nur eine bestimmte Anzahl an Schritten zu Fuß gehen durfte.

Eine dieser Zusatzbestimmungen nun verbot das Ährenraufen. Wer Ähren raufte, brach demzufolge das Sabbatgebot. Das war der Grund dafür, dass die Pharisäer Jesus darauf ansprechen, dass seine Jünger Ähren rauften. Sie waren der Meinung, wer Ähren sammelt, das Sabbatgebot bricht, bricht das ganze Gesetz.

Die Pharisäer mochten darüber denken, was sie wollten. Jesus rief wegen ihres Einspruchs die Jünger nicht zurück. Warum auch? Er wusste sich in mancherlei Hinsicht im Recht: Erstens war das Ährenraufen durch das Gesetz des Mose erlaubt. Zweitens hatte selbst König David in einem Notfall von diesem Armengesetz Gebrauch gemacht.

Drittens müsste man sich doch mal fragen, ob der Mensch von Gott geschaffen wurde, um die Gebote zu befolgen, oder ob nicht vielmehr umgekehrt die Gebote doch nur soweit einen Sinn haben, als sie dem Menschen helfen zu leben.

Deshalb sagte Jesus - und das ist die zentrale Stelle des Predigttextes: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ Das heißt doch, dass alle Gebote Gottes nicht Selbstzweck sind, sondern dem Menschen zum Leben helfen wollen. Jegliche Auslegung und Konkretion des Gesetzes ist an seiner Menschlichkeit zu messen.

Viertens sei er ohnehin als der Menschensohn über alle Gesetze, so auch über das Sabbatgebot, erhaben.

Soweit zur Geschichte, zum Umgang Jesu mit dem Sonntag. Was können wir nun daraus lernen?

Nun: Jesus hat sich weder für einen „Gottesdienst-freien-Sonntag“ noch für einen „Verkaufs-offenen-Sonntag“ eingesetzt, sondern darauf hingewiesen, dass auch das Gebot, den Feiertag zu heiligen, dem Menschen dienen soll.

Es geht primär nicht darum, am Sonntag das Einkaufen oder Arbeiten zu verbieten, sondern die Möglichkeit zu eröffnen, Zeit zu haben für die anderen, für Gott, für sich selbst. Das Leben ist mehr als Arbeit und Konsum.

Es gibt Ausnahmen. Und das Notwendige ist wohl möglich. Aber niemand sollte ohne Not am Ruhetag arbeiten. Was über das Notwendige hinausgeht, ist im besten Sinn des Wortes fragwürdig. Denn es könnte uns von dem ablenken, was am Sonntag eigentlich dran wäre.

Wo ich mir das alles klar gemacht habe, habe ich mich natürlich auch selbst gefragt: „Und wie hältst du es nun selbst mit der Ruhe - am Feierabend, am Sonntag, in den Ferien?“

Ich muss gestehen, dass auch ich ein eher unruhiger Geist bin, dass ich gern etwas um die Hand habe, dass es mir nur begrenzt Freude macht, untätig herumzusitzen. Das mit der Muße, mit dem Müßig-Gehen ist nicht so meins.

Und doch weiß ich nur zu genau, wie notwendig es ist, zur Ruhe zu kommen. Der Sonntag ist ja nich

t nur dafür da, auszuschlafen und auszuspannen. Das auch. Denn schließlich ruhte auch Gott am siebenten Tag von all seinen Werken.

Bei aller Ruhe geht ja nicht um ein zwanghaftes Nichtstun, sondern um die Möglichkeit und Zeit, fernab der üblichen Arbeit Gott und die Welt wahrzunehmen, zu genießen und zu würdigen. Was da hilft, sich selbst, Gott und die Welt neu wahrzunehmen, Kraft zu schöpfen, wird für jeden Menschen anders aussehen.

Aber weil wir Menschen wohl von jeher Schwierigkeiten mit der Ruhe hatten, hat Gott uns mit dem Sonntag eine besondere Möglichkeit eröffnet, zur Ruhe, zur Besinnung, zu uns selbst und zu ihm zu kommen.

Wenn es heißt „Du sollst den Feiertag heiligen“, dann werden wir erinnert: Das Leben ist nicht nur Arbeit. Komm zur Ruhe. Komm zu dir selbst. Komm zu Gott. Genieße das Sein in der Gegenwart Gottes. Gott schenkt Dir die Möglichkeit dazu - nicht nur sonntags, jeden Tag.

Wasser ist dicker als Blut

Predigt zu Markus 3, 20-21+31-35 am 15. September 2019

„Wasser ist dicker als Blut“ Stimmt das? Müsste es nicht richtigerweise heißen: „Blut ist dicker als Wasser“? ... Natürlich heißt es meistens „Blut ist dicker als Wasser.“ Damit bringt man zum Ausdruck, dass die Blutsverwandtschaft, also die Sippe wichtiger ist. Wichtiger als was eigentlich? Mal drüber nachgedacht?

Wichtiger als das Wasser der Taufe. Der Spruch reicht zurück in eine Zeit, in die Frage war, was wichtiger ist: die leibliche Verwandtschaft, die durchs Blut charakterisiert ist, oder die religiöse Verbindung, die durch das Wasser der Taufe charakterisiert ist.

Diese Frage reicht zurück bis in die Tage Jesu. In der „Heiligen Familie“ ging‘s hoch her. Sie sagten von ihm: „Er ist verrückt.“ Und er konterte: „Wer – bitte schön – ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?“

Starker Tobak. Wie mag er sich gefühlt haben? Auf jeden Fall unverstanden. Und Maria: Wie mag die sich gefühlt haben? Auf jeden Fall zurückgesetzt.

Da Josef nicht erwähnt wird, ist anzunehmen, dass er zum Zeitpunkt, wo sich das hier Berichtete ereignete, bereits verstorben war. Jesus wäre dann als der älteste Sohn automatisch das Familienoberhaupt gewesen. Und als solches hätte er eigentlich zu Hause für die Belange der Familie zu sorgen gehabt.

Ich kann mir gut vorstellen, wie sich die Nachbarn in Nazareth über Jesu unsoziales Verhalten aufgeregt haben. Darunter litt der Ruf der ganzen Familie.

Und er? Er kümmerte sich nicht um die Belange seiner leiblichen Familie. Er ging seinen Weg. Er machte sein Ding. Er hatte sich in gewisser Weise radikalisiert. Gewaltlos. Natürlich.

Aber aus der Sicht seiner Familie war sein Verhalten natürlich völlig unakzeptabel. Er kümmerte sich um nichts. Wie konnte er nur? Für sie war er das schwarze Schaf, der verlorene Sohn. Warum war er so? Die einzige Erklärung für seine Familie war die Vermutung: „Er muss verrückt sein.“

Also beschlossen sie, ihn aus dem Verkehr zu ziehen, nach Hause zu holen. Da könne er zu sich und wieder zur Vernunft kommen.

Nun waren in dem Haus, in dem sich Jesus aufhielt, schon so viele Leute, dass einige sogar vor der Tür stehen mussten. Seine Mutter, Brüder und Schwestern kamen nicht an ihn ran. Und eigentlich wollten sie auch nicht reingehen. Schließlich wollten sie mit alledem nichts zu tun haben.

Und so blieben sie draußen und schickten nach ihm. So kam es, dass Jesus die Nachricht erhielt: „Deine Mutter und deine Brüder und Schwestern stehen draußen und fragen nach dir!“

Eigentlich hätte man nun doch erwarten können, dass sich Jesus über deren Besuch gefreut hätte und rausgegangen wäre, um sie zu begrüßen. Zumindest hätte er seiner Mutter Respekt erweisen und ihrer Bitte folgen können.

Machte er aber nicht. Er blieb sitzen und sagte etwas für die meisten Ohren Unerhörtes: „Wer sind meine Mutter und meine Geschwister?“ Ein Raunen wird durch den Raum gegangen sein. „Hört, hört!“

Was er sagte, wird man denen draußen zugetragen haben. Das tat natürlich weh, dass sich Jesus so abweisend seiner Familie gegenüber verhielt.

Viele haben sich seitdem gefragt: Wie konnte er nur so reden? Und was hat er damit sagen wollen? Die Frage scheint berechtigt, zumal dann, wenn man nicht berücksichtigt, was Jesus dem hinzufügte: „Das hier sind meine Mutter und meine Geschwister. Wer tut, was Gott will, der ist mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter.“

Sicherlich kann man davon ausgehen, dass das Gesagte nicht gegen seine leibliche Familie gerichtet war. Es war in erster Linie eine Botschaft an die ihn umringenden Menschen: Ihr seid meine Familie, meine Schwestern und Brüder im Geiste.

Das macht deutlich: Ihm wurde die Gottesfamilie wichtiger als die leibliche Familie. Er selbst hat die Frage beantwortet, dass eben Wasser dicker ist als Blut. Das war damals noch schwerer zu verstehen als heute, stand doch die Familie im Sinne von Großfamilie und Clan in ihrer Bedeutung ganz oben.

Das ist heutzutage anders. Es ist weniger die Großfamilie, die hoch im Kurs steht. Ganz im Gegenteil. Viele Ehen gehen auseinander. Familien

lösen sich auf. Mittlerweile leben 25% der Kinder mit alleinerziehenden Elternteilen.

Es gibt aber auch die, denen die Familie und die Freude ganz wichtig sind, bei denen Familie ganz oben steht und das Wichtigste überhaupt ist. Nach wie vor geben z.B. die Konfirmanden an, dass ihnen die Familie ganz wichtig und ein Ort des Vertrauens ist.

Jesus hat sich dafür ausgesprochen, das mit der „Familie“ nicht nur von der leiblichen Familie her zu verstehen. Er führt ein neues Denken über Familie ein. Er definiert die als Familie, als Mutter, Vater, Bruder und Schwester, die Gottes Willen tun bzw. versuchen, ihn zu tun.

Ich denke, es ist nachvollziehbar, in welch großem Konflikt Jesus da steckte. Er wird es sich nicht leichtgemacht haben. Wer weiß, wie viele Jahre dieser Konflikt in ihm rumorte? Aber er wich dem nicht aus. Nicht „Blut ist dicker als Wasser“, sondern „Wasser ist dicker als Blut.“

Er hatte den Mut, die Prioritäten neu zu setzen. Er hatte schließlich für Wichtigeres zu sorgen als für das leibliche Wohl seiner Blutsverwandten.

In den darauffolgenden Jahren scheint sich da allerdings einiges getan zu haben. So gehörten zumindest seine Mutter und sein Bruder Jakobus später auch zur Gemeinde, zur neuen Familie, zu denen, die sich als Christen bekannten und als solche getauft wurden.

Diese Geschichte wurde wie gesagt in einer Zeit erzählt, in der ohne Einschränkung galt: „Blut ist dicker als Wasser.“

Und da löste sich auf einmal einer aus dem Familienverband. Andere taten es ihm gleich, gehörten zunächst zu seinen Weggefährten, wurden später dann Christen genannt, betrachteten die Gemeinde als ihre Familie und konnten sich in ihrer Gewissensnot auf die Begebenheit berufen, in der Jesus gesagt hatte: „Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“

Wer zu dieser eingeschworenen Gemeinschaft dazu kam und sich taufen ließ, der wusste: „Wasser ist dicker als Blut.“

Wie gut, dass wir uns hierzulande nicht zwischen unserer eigenen leiblichen Familie und der Familie Gottes entscheiden müssen. Wir können beides miteinander kombinieren.

Sicher bleiben Konflikte nicht aus, wenn einer mit dem Christsein Ernst macht. Aber es ist hier nicht wie z.B. in Indien oder in der Welt des Islam, wo man von seiner Sippe verstoßen wird oder gar umgebracht wird, wenn man Christ wird.

Hierzulande fällt die Gemeinde leider oft hinten runter. Sie ist für viele nicht so wichtig. Diese Familie kann man durch den Kirchenaustritt verlassen. Schade.

Natürlich. Manche erleben Gemeinde auch anders, eben als Familie, als Zweitfamilie. Und das ist gut so, wenn wir uns innig verbunden fühlen, wenn es freundschaftlich und familiär unter uns zugeht, wenn wir nach der Devise „Alle für einen – einer für alle“ leben. Denn sind wir nicht alle Kinder Gottes, eine Familie, eine Gottesfamilie – und das weltweit?

Doch. Wir gehören zusammen. Und es wäre nur folgerichtig und ganz wunderbar, wenn wir uns zunehmend als die eine, große Weltfamilie verstehen könnten, in der wir Generationen und auch Religionen übergreifend beieinander sind.

Einziges Kriterium für die Zugehörigkeit zu dieser Familie ist kein wie auch immer geartetes Glaubensbekenntnis, sondern das, was Jesus in die Worte fasste: „Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“

Lasst uns nicht überlegen, wer dann dazu gehört und wer nicht. Lass uns nur überlegen, was wir als Kinder Gottes tun können, um friedlich miteinander zu leben und den Willen Gottes zu tun.

Sturmstillung

Predigt zu Markus 4, 35-41 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 9. Februar 2025

Ich will mich nicht lange an der Frage aufhalten, ob es das Wunder der Sturmstillung historisch wirklich gegeben hat.

Manche nehmen die Geschichte so, wie sie da steht. Warum sollte es nicht so dramatisch zugegangen sein, wie es hier beschrieben wurde?

Andere halten es für unwahrscheinlich, dass es so passiert ist, und haben versucht, das Ganze mit sehr natürlichen Vorgängen auf dem See Genezareth zu erklären. Denn da kommen nämlich tatsächlich manchmal sehr plötzlich heftige Fallwinde auf, die dann zu stürmischer See führen. Und genauso überraschend, wie sie kommen, verebben sie dann auch wieder.

Wie auch immer. Niemand kann letztlich sagen, wie es wirklich war.

Und doch merken wir, dass es diese Geschichte in sich hat, weil sie eben nicht nur eine Geschichte von damals ist, über die man denken

kann, wie man will, sondern im Grunde eine Situation beschreibt, wie wir selbst sie immer wieder erleben.

Ich meine den Umstand, dass wir ein ums andere Mal auch das Gefühl einer Bedrohung haben, wenn es uns so vorkommt, als würden wir in den Stürmen des Lebens von den Ereignissen hin- und hergeworfen, als würden wir untergehen, als stünde das Ende der Welt bevor.

Und so wird die Geschichte zu einem groß angelegten Gleichnis für verschiedenste Bedrohungsszenarien durch Stürme, die in uns oder um uns herum toben.

Entsprechend steckt die Geschichte von der Sturmstillung voller Bilder und Andeutungen, die sich auf die verschiedensten Situationen des persönlichen und des öffentlichen Lebens übertragen lassen. Schauen wir uns die Andeutungen doch einmal genauer an:

Am Abend - also wenn es schummrig ist, mir schummrig ist, wenn etwas im Zwielicht ist, dem Ende entgegen geht, wenn man nicht weiß, wie es weitergeht, weil man nicht mehr so weit sehen bzw. denken kann.

Unterwegs zum anderen Ufer - also wenn man unterwegs ist, wenn man aufgebrochen ist, wenn man abgelegt hat, wenn man das eine hinter sich gelassen hat, ohne schon zu wissen, wo man ankommt, und ob es so ist, wie man es sich erträumt.

Im Boot - also wenn man keinen festen Boden unter den Füßen hat, wenn es sich um eine wahrlich wacklige Angelegenheit handelt, wenn es hin- und herschaukelt, dass einem fast schlecht wird, wenn man die Entscheidung bereut, sich auf den Weg gemacht zu haben, wenn das Leben unsicher wird.

Ein schwerer Sturm - also wenn zum unsicheren Grund unter den Füßen dann auch noch allerlei kommt, was die ohnehin unsichere Situation auch noch verschärft, wenn die bedrohliche Situation sich auch noch hochschaukelt, wenn einen Angst überfällt und das Leben wirklich gefährdet ist.

Wasser im Boot - also wenn man sieht, wie die Situation immer brenzliger wird, wie man kaum noch dagegen ankommt, und wenn man die Gefahr nicht in den Griff bekommt, wenn es ernst wird.

Untergehen - also da, wo man beginnt zu verzweifeln und um Hilfe schreit, wo die Fluten über einem zusammenschlagen, wo einem alles zu viel wird und über den Kopf wächst... wo man einfach nicht mehr kann.

Ihr merkt schon. Die Geschichte ist keineswegs nur eine Geschichte von damals, sondern sie ist auch eine Geschichte von heute. Sie ist immer wieder meine und Deine, Ihre und Eure, eben unsere Geschichte.

Woran habt Ihr eben gedacht, als ich das Bild ein wenig entfaltet habe? An etwas Zurückliegendes? Oder etwas, was Ihr aktuell befürchtet, eine mögliche oder vielleicht schon ganz konkrete Bedrohung?

An etwas sehr Persönliches, was gerade nicht so gut läuft? Oder an die politische Großwetterlage, also an die wachsenden Spannungen und Kriege? Oder an das Erstarken rechter Strömungen? Oder die klimatischen Veränderungen, die unserem Planeten zusetzen?

Man muss kein Pessimist sein, um die dunklen Wolken zu sehen, die am Horizont an den verschiedensten Stellen aufziehen. Denn es ist keineswegs windstill. Und die eine oder andere Schockwelle lässt unser Lebensschiff ganz schön schaukeln. Das macht unsicher. Denn man weiß ja nicht, wie es weitergeht.

Es geht uns wie den Jüngern in der Geschichte. Wir bekommen es mit der Angst zu tun. Still oder hörbar richten sich Tag um Tag unendlich viele Gebete an Jesus und den Himmel: „Herr, hilf uns. Steh uns bei. Weise uns den Weg."

Wenn Ihr jetzt bitte einmal das Bild anseht, das Ihr hier auf dem Blatt habt, eine alte Bibel-Illustration aus dem Hita-Codex. Man sieht das Boot im Sturm. Man sieht die Jünger, wie sie die Augen weit aufgerissenen haben angesichts dessen, was da an Sturm auf sie zukommt. Manche scheinen miteinander im Gespräch zu sein, vermutlich bei der Suche nach Lösungen.

Nur einer in der Mitte des Bildes, man sieht ihn kaum, nur einer scheint auf Jesus zu schauen. Er schaut nicht wie das Kaninchen auf die Schlange. Er hat seinen Blick vom Sturm und von allem, was Angst macht, abgewandt. Er schaut auf den, dem das alles nichts auszumachen scheint und der mitten im Sturm in sich ruht.

Während drum herum der Sturm tobt - man sieht das Segel im Wind flattern - ist bei dem einen, ist bei Jesus Ruhe - man sieht den Ärmel seines Gewandes ganz ruhig herunterhängen.

Dieser Blick auf Jesus könnte all die, die sich so hitzig ereifern, beruhigen. Und in der Tat: Man müsste ihnen zurufen: „Regt euch ab. Beruhigt euch. Schaut auf Jesus. Vertraut Gott."

Was aber tun die Jünger in ihrer Not? Sie fragen Jesus: „Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?“

So ist es bis heute angesichts der mannigfaltigen Bedrohungen. Menschen wenden sich an Jesus, wenden sich an Gott, wenden sich an den Himmel in ihrer Not und Verzweiflung.

Was sie sagen, klingt oft enttäuscht, ja vorwurfsvoll: „Kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?“

Wie oft wurde so und ähnlich um Hilfe gebeten? Wie oft wurde auf unterschiedlichste Weise das „Warum?“ gen Himmel gefragt, gerufen, ja geschrien.

Und längst nicht immer passierte dann, was die Geschichte beschreibt, dass nämlich der Herr der Gefahr mit den Worten „Schweig! Verstumme! Hör auf!“ der Not ein Ende setzte und aufhörte, was den Jüngern Angst machte.

Manch einer mag denken: Was hatten die damals für ein Glück. Aber genau dieses Glück hatten und haben viele dieser Tage offensichtlich nicht. Jedenfalls nicht so, dass sich das, wovor sie sich zu Recht fürchten, auflösen würde.

Was ist, wenn sich das, was uns Angst macht und was uns in Verzweiflung stürzt, einfach nicht auflöst? Was ist, wenn die Krankheit nicht eingedämmt werden kann? Was ist, wenn der Krieg nicht enden will? Was ist, wenn der Hunger nicht aufhört? Was ist, wenn sich das Klima weiter zu unseren Ungunsten verändert?

So schön wie es wäre, wenn Gott alle Widrigkeiten aus der Welt schaffen würde, die uns Schwierigkeiten machen, müssen wir doch feststellen, dass es nicht geschieht, jedenfalls nicht so, wie wir uns das wünschen würden.

Und so müssen wir damit leben, dass nicht immer und überall Wunder dafür sorgen, dass eine Not ihr Ende findet. Nein. Manchmal bleibt uns und anderen die Not nicht erspart.

Spätestens dann sollten wir prüfen, was wir an Möglichkeiten haben, um Schlimmeres zu verhindern:

Wenn man schon am Sturm nichts ändern kann, so kann man doch wenigstens das Wasser aus dem Boot schippen. Man kann versuchen, das Gebiet zu umschiffen, für das die Sturmwarnung herausgegeben wurde. Und man kann versuchen, eben nicht wie gebannt auf die Bedrohung zu schauen. Denn je mehr man sich dem allen zuwendet, desto mehr wird man davon auch in den Bann gezogen.

Darüber hinaus gibt es noch eine ganz andere Form der Sturmstillung und Rettung.

Als Jesus die Seinen fragte: „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“ da sprach er aus einer inneren Haltung, die weit über den Sturm und alles hinausreicht, was uns umtreibt und Angst macht. Jesus selbst hat im Blick, was größer ist als das, was uns Angst macht.

Und wenn es das gibt, wenn wir dem vertrauen, wenn wir darauf bauen, wenn wir daran festhalten, wenn wir das im Blick behalten, dann ist die Angst vor dem Sturm nicht das Letzte.

In der Geschichte ist davon die Rede, dass der Sturm sich legte und eine große Stille entstand. Um diese Stille, diese Ruhe, diesen Frieden nach der Not oder in der Not geht es.

Diese Stille und diesen Frieden kann man auch mitten im Sturm, mitten in der Bedrohung verspüren. Die um diesen Frieden, diese unaussprechliche Stille wissen, die sehen jedem Sturm gelassener entgegen.

Die sich Gott anvertrauen, wissen sich geborgen – was immer geschieht.

Der Taubstumme in uns

Predigt zu Markus 7, 31-37 am 22. August 2021

Auf den ersten Blick ist das ja komisch mit der Heilung des Taubstummen. Angehörige bringen ihn zu Jesus. Der nimmt ihn beiseite. Dann legt er ihm die Finger an die Ohren und berührt dessen Zunge. Und während er zum Himmel aufblickt, stöhnt er das ganze Elend, das er da empfindet, aus sich heraus. Und dann sagt er etwas, was wie ein Zauberwort klingt: „Effata!“ und übersetzt so viel wie „Tu dich auf!“ oder „Öffne dich!“ bedeutet. Und siehe da, der Mann kann hören und sprechen.

Und? Passiert doch heute auch. Da bringen z.B. Eltern ihr krankes Kind zum Arzt, weil es was mit den Ohren hat. Was macht der: Schaut in die Ohren, um sich ein Bild davon zu machen, was da los ist. Dann sagt er ein wenig stöhnend so etwas wie: „Hmm, tja, also da...“ Und dann versucht er mit den Mitteln, die er hat, zu helfen, was Gott sei Dank, meistens gelingt. Das Kind kann hören und lernt sprechen.

Und so ist es Dank medizinischer Heilkunst selten, dass Menschen hierzulande weder hören noch reden können. Sicher: Unsere heutigen

Ärzte können nicht jeden Taubstummen heilen. Aber das tat Jesus damals ja auch nicht.

Soweit zur Geschichte, wenn man sie wörtlich nimmt. Weitaus aktueller ist sie im übertragenen Sinn. Denn es gibt heute mehr denn je Menschen, die im übertragenen Sinn nur schlecht, wenn überhaupt hören und sprechen können.

Haben Sie nicht auch schon von mancher gedacht: „Kann die denn überhaupt nicht hören? Ist die denn taub?“ Oder habt Ihr Euch nicht auch schon oft gefragt: „Warum sagt der denn nichts? Ist der denn stumm?“

So verstanden, gibt es viele, die entweder nicht hören oder nicht sprechen können. Und es gibt viele, die beides nicht können, also weder hören noch reden, Taubstumme im übertragenen Sinn eben.

Bei den meisten ist das nur vorübergehend so. Sie sind nur manchmal sprachlos, wenn ihnen z.B. etwas so Außergewöhnliches oder Schreckliches passiert, dass es ihnen die Sprache verschlägt.

Und manche wirken nur taub, weil sie auf Durchzug schalten. Was bleibt einem manchmal aber auch anderes übrig, wenn man von seinem Gegenüber zugetextet wird?

Aber was ist mit denen, die auf Dauer nicht hören oder reden können, und denen, die weder hören noch reden können? Da fragt man sich doch: Was mag passiert sein, dass sie so verschlossen und sprachlos sind? Warum sind sie nicht in der Lage, sich zu öffnen oder aus sich herauszugehen? Warum sind sie weder in der Lage, etwas in sich aufzunehmen, noch es wieder zu äußern?

Was für die gilt, an die wir jetzt gerade denken, gilt in gewisser Weise für jeden Menschen, also auch für uns, genauer gesagt für den Tauben und Stummen in uns. Denn wer würde das, was eben anklang, nicht auch von sich kennen?

Was ist, wenn mich alles nur noch überfordert und ich eben einfach nur noch zumachen will, eben einfach nichts mehr hören und sagen möchte, um einfach meine Ruhe zu haben? Wie ist das mit meinem Hören und Zuhören? Was ist, wenn ich gern etwas hören würde, aber nicht mehr hören kann? Was ist, wenn ich das Hören verlernt habe? Was ist, wenn ich die feinen Zwischentöne einfach nicht mitbekomme? Was ist, wenn es mir nicht gelingt, das Wichtige und Wesentliche zwischen den Zeilen herauszuhören? Lauter Probleme und Fragen, die durch die Anschaffung eines Hörgerätes nicht gelöst werden können.

Und wie ist es mit meinem Sprechen, mit meiner Fähigkeit, mich auszudrücken? Was ist, wenn ich mich nicht mehr äußern kann? Was ist, wenn ich das, was in mir steckt, nicht mehr heraus bringe? Was ist, wenn ich nicht mehr wage, zu sagen, was ich wirklich denke, weil ich Angst habe, doch nur wieder eine Klatsche zu bekommen? Wie ist das mit meiner Sprachlosigkeit, die ich mit den vielen Worten nur überspielen will? Was ist, wenn ich meine Gefühle nicht mehr zum Ausdruck bringen kann?

Ich denke: Fragen wie diese machen deutlich, wie viel Taubheit und Sprachlosigkeit es im übertragenen Sinn um uns herum und in uns gibt.

Von daher dürfte deutlich sein, dass dieses „Effata!“, dieses „Öffne dich!“, das Jesus dem Taubstummen damals sagte, eben auch uns gilt: Es gilt offensichtlich auch uns. Und es stellt uns vor die Frage, ob wir uns denn öffnen wollen, ob wir denn hören und uns äußern wollen.

Immer dann, wenn uns dieses „Effata!“, dieses „Öffne dich!“ erreicht, kann dieses Wunder geschehen, das in dieser Geschichte vom Taubstummen beschrieben ist: ein Mensch wird geheilt von seiner Taubheit und Sprachlosigkeit.

Wir könnten uns natürlich gegenseitig helfen in unserer Taubheit und Sprachlosigkeit. Wir könnten einander Mut machen und helfen, unsere Verschlossenheit zu überwinden und uns füreinander zu öffnen. Und wir könnten aufeinander hörend und miteinander sprechend zur Heilung derer beitragen, die sich noch nicht öffnen oder äußern können oder mögen.

Ich weiß: Das klingt ganz leicht. Ist es aber nicht. Im Gegenteil: Es ist schwer. Nehmen wir einmal eine besondere Form, sich zu äußern: das Singen. Es ist schwer, sich singend zu äußern, also sein Innen nach außen zu bringen und andern zu zeigen, was in einem steckt.

Wie oft fordert uns beim Chor unser Chorleiter auf: „Lasst es raus!“ Und? Geschieht es dann? Ein wenig. Denn was passiert: Auch wenn einem Mut gemacht wird, ist man sich unsicher. Man traut sich einfach nicht, jedenfalls nicht wirklich. Oder trauen Sie sich, im Brustton der Überzeugung zu singen? Dann müsste es hier aber ganz anders klingen. Irgendwie denkt man doch: Bevor ich mich vor allen blamiere, singe ich mal lieber nur halblaut, so wie mit angezogener Handbremse.

Nun gut: Das ist nun nur ein Beispiel. Aber es steht für viele andere Situationen im alltäglichen Leben. Und immer stellt sich die Frage, ob wir das zu Herzen nehmen, was wir hören, es umsetzen und dann auch wieder nach außen bringen, also äußern und von uns geben.

Neben alledem gibt es dann ja auch noch unsere Taubheit und Sprachlosigkeit mit Blick auf Gott. Denn: Wann haben Sie, wann hast Du das letzte Mal ganz bewusst Gott gehört, so gehört, dass es unter die Haut ging? Und wann haben wir das letzte Mal unsere Sprachlosigkeit Gott gegenüber überwunden und ganz bewusst ein längeres Gespräch mit ihm geführt?

Was Gott angeht, wäre es doch ein noch größeres Wunder, wenn unsere Taubheit und Sprachlosigkeit ihm gegenüber geheilt würden, wenn wir also tatsächlich wieder so auf Gott hören würden, dass es uns unter die Haut ginge, und wenn wir ihm gegenüber das zum Ausdruck brächten, was uns im Innersten umtreibt.

Es ist nie und für niemanden zu spät, etwas von Gott zu hören und dann auch darüber zu reden, es zu verinnerlichen, dann aber auch wieder zu äußern.

Ich wünsche mir für uns alle, dass Gott uns hilft, möglichst viel von unserer Taubheit und Sprachlosigkeit untereinander und ihm gegenüber zu überwinden. Möge er den Taubstummen in uns heilen. Nun denn: „Effata“ – macht euch auf, füreinander und für Gott.

Das unglaubliche Essen der 4000

Predigt zu Markus 8,1-9 am 4. Oktober 2020

Das ist doch unglaublich. Und zwar in mehrfacher Hinsicht. Es scheint unglaublich, dass das wirklich geschehen ist. Es ist aber unglaublicher Weise wohl doch passiert. Und es ist unglaublich aktuell – und das nach 2000 Jahren. Das ist doch alles unglaublich.

Die Geschichte an und für sich können selbst Kinder sofort verstehen: Die Leute hatten Hunger. Denn sie hatten anscheinend nichts zu essen. Das tat Jesus leid. Und so forderte er seine Leute auf: Gebt ihr ihnen was zu essen. Die waren der Meinung, das wenige, das sie hatten, würde nicht reichen. Da war Jesus anderer Meinung. Sicher sagte er Ihnen so etwas wie: „Fangen wir doch einfach mal an. Dann sehen wir, was passiert.“ Jedenfalls sprach er als Tischgebet einen Segen und das Mahl begann. Und tatsächlich: Alle wurden satt. Es blieb sogar was übrig. Unglaublich. Aber wahr.

Natürlich fragt man sich: Wie ist es möglich gewesen? Wie wurden 4000 Leute satt – von nur sieben Broten und ein paar Fischen? Nun könnte man spontan antworten: „Es war eben so.“

Aber das befriedigt natürlich nicht wirklich. Und so ist man geneigt, die Frage genauer zu stellen: Warum war das so? Und was ist da genau passiert? Auf diese Frage gibt es zumindest zwei Antworten.

Die eine geht so: Jesus hat das Brot und die Fische vermehrt. Wie auch immer er das gemacht hat, ist sein Geheimnis. Er konnte es eben, dank seiner übermenschlichen, ja göttlichen Kräfte. Nun gut. Das ist die Sorte Antwort, die von einem übernatürlichen Geschehen ausgeht und im Prinzip auch auf alle anderen Wunder Jesu zutrifft.

Für mich weitaus einsichtiger klingt die zweite Antwort: Jesus und die Jünger haben mit der Austeilung Ihrer Brote und Fische ein Zeichen gesetzt und damit die anderen aufgefordert: Macht es alle so wie wir.

Diese Antwort versucht, das Geschehen für alle nachvollziehbar zu erklären. Dabei wird vorausgesetzt, dass die anderen auch was mithatten. Und nachdem Jesus mit dem Tischgebet das Zeichen gegeben hatte, dass das Essen beginnen konnte, haben alle ihr mitgebrachtes Essen herausgeholt – wie bei einem Mitbringebüffet, wie bei einem großen Picknick. Und wie das ja ganz oft ist: Alle werden satt. Und es bleibt sogar noch was übrig.

So verstanden, scheint das Wunder auf den ersten Blick etwas von seinem göttlichen Glanz zu verlieren. Aber nur auf den ersten Blick. Denn in gewisser Weise kann man sich schon darüber wundern, was da passierte, dass die Leute ihr Mitgebrachtes teilten. Denn meistens behält man Seins für sich. Das hängt nicht zuletzt mit unserer Unfähigkeit zum Teilen und mit dem geradezu angeborenen Fressneid zusammen.

Manch einem klingt das vielleicht viel zu nüchtern, weil es das Ganze nachvollziehbar erklärt. Stimmt. Und so betrachtet ist es auch keine Speisung der 4000, sondern eher das gemeinsame Essen der 4000. Aber der Eindruck täuscht.

Noch mal zurück zu dem Gedanken, dass es Jesus aufgrund seiner göttlichen Kräfte möglich war, 4000 Menschen mit ein paar Broten und Fischen zu speisen: Welche Konsequenzen hatte es, dass Jesus so ein Wunder vollbracht hatte? Soweit ich sehe: Keine.

Viele werden sich denken: Ist ja schön, dass Jesus das konnte. Ich kann das nicht. So betrachtet bliebe das Ganze eine einmaliges Wunder Jesu, über dessen Historizität man streiten könnte. Nichts würde sich ändern – unabhängig von der Frage, ob es passiert ist oder nicht.

Und welche Konsequenzen hätte es, wenn es in der Geschichte um ein von Jesus in Gang gebrachtes Teilen dessen ginge, was alle dabei

hatten? Dann hätten wir die Geschichte nicht hinter uns, sondern als Aufgabe vor uns. Und wenn das, was da beschrieben ist, Schule machte und es zum Teilen käme, dann würden wir uns mehr als wundern. So betrachtet wäre das doch das weitaus größere Wunder – sogar mit Langzeitwirkung.

Aber wie heißt es so schön: Wäre, hätte, Fahrradkette.... Wäre schön, wenn ... Ist aber nicht der Fall. Leider. Wir haben zwar bei den Nachrichten oft Mitleid mit denen, die auf sich allein gestellt zu wenig haben, um zu überleben. Aber bringt uns das in Bewegung? Auf jeden Fall mal nicht ausreichend.

Wäre es also heute so, wie es damals war, würden wir verstehen, dass wir mit allen anderen Menschen an einem Tisch sitzen, wir würden miteinander teilen, was wir haben. Und niemand bräuchte hungern. Gut, manche müssten vermutlich ein wenig kürzer treten. Würde ihnen aber sicher nicht schaden. Im Gegenteil.

Das mit dem Teilen scheint ganz einfach. Ist es aber in der Praxis ganz offensichtlich nicht. Denn sonst würde es ja passieren. Tut es aber nicht. Was passiert, ist das genaue Gegenteil von dem, was unsere Geschichte beschreibt. Wenige horten für sich so viele Lebensmittel, dass sie gar nicht alles essen können.

Auch wir sind nicht ohne Schuld. In unserem Land wandert mindestens die Hälfte der Ernte direkt oder indirekt in den Müll. Es ist ja sogar so, dass sich die, die die Lebensmittel retten und aus Müll holen, strafbar machen. Das geht doch gar nicht. Das ist kein Erntedank. Das ist Ernteundank.

Die Geschichte von heute zeigt uns einen anderen Weg auf. Es sieht nur so aus, als wenn nicht ausreichend Lebensmittel da wären. Aber genau das stimmt nicht. Was die Erde hervorbringt, würde für alle reichen. Gott sei Dank. Die Welternte ist groß genug, um alle zu sättigen. Die Ernte ist nur schlecht verteilt.

Natürlich haben wir allen Grund, dankbar dafür zu sein, dass unser Tisch reich gedeckt ist. Keine Frage. Aber es reich nicht, nur unsere Ernte und unseren Tisch im Blick zu haben. Stattdessen sollten wir beim Erntedankfest auch die Ernte der anderen nicht aus dem Blick verlieren. Wir denken doch sonst auch global.

Also würden wir 8 Milliarden Menschen all unsere Lebensmittel zusammenlegen, wie es damals die 4000 taten, würden alle satt und es bleibe noch jede Menge übrig.

Damit das geschehen kann, müssen wir unbedingt das Ganze im Blick bekommen. Und dann kommt es darauf an, nicht nur global zu denken, was ja schon mal ein Anfang wäre, sondern auch lokal zu handeln, also zu tun, was in unserer Macht steht, damit es zu einem Ausgleich kommen kann. Stimmt: Das läuft auf eine globale Umverteilungsaktion hinaus und ist ganz im Sinne von Brot für die Welt.

Für viele ist Brot für die Welt leider nur der Name einer wohltätigen Organisation, die mit hier eingesammelten Spenden in der Ferne Notleidenden hilft. Immerhin. Aber recht verstanden ist Brot für die Welt nicht nur ein Name, sondern ein Programm für eine weltweite Verteilung der Lebensmittel, die ausreichend vorhanden, nur schlecht verteilt sind.

So verstanden steht Brot für die Welt für den Versuch, die heutige Geschichte politisch zu aktualisieren, in der Jesus das mit dem Zusammenlegen aller Lebensmittel nicht nur gefordert, sondern vorgemacht hat.

Erntedank im Sinne von Brot für die Welt sollte zur Folge haben, dass wir bei der Kollekte nachher etwas tiefer in die Tasche greifen. Denn die Kollekte heute geht – wie könnte es anders sein – an Brot für die Welt.

Sehend werden

Predigt zu Markus 8, 22-26 am 18. August 2013

Du siehst: Das ist eins von den Wundern, die man von Jesus erzählt. Ein Blinder wird geheilt. Natürlich könnten wir jetzt stundenlang darüber streiten, ob das wirklich so war und ob das überhaupt möglich ist. Aber was sollte uns das bringen? Da niemand von uns dabei war, kämen wir damit zu keinem brauchbaren Ergebnis.

Auf den ersten Blick hat die Geschichte also herzlich wenig mit uns zu tun. Wir sind nicht blind. Und bin ich Jesus, dass ich Blinde heilen könnte? Du auch nicht. Und überhaupt ist die Szene ein wenig eklig. Jesus machte Spucke auf die Augen des Blinden.

Was nun? Warum dann diese Geschichte? Und warum all die anderen Geschichten in der Bibel, die ja immer wieder von solchen Wundern berichten?

Nun. Die Antwort ist eigentlich ganz einfach. Damit wir uns wundern. Sie wurden aufgeschrieben, um uns ins Nachdenken über unsere eigene Situation zu bringen.

Das passiert uns ja auch sonst immer wieder mit anderen Geschichten. Wir lesen in der Zeitung oder hören im Radio, wie dem oder der dies oder das passiert ist. Das ist dann zwar immer noch nicht unsere Geschichte, nicht unser Leben. Und doch denken wir manchmal, wenn es eine gute Geschichte war: „Das müsste mir auch mal passieren“ z.B. so ein kleiner Lottogewinn.

Und wenn es eine schlimme Geschichte war, dann bekommen wir es ein wenig mit der Angst zu tun und sagen uns: „Hoffentlich passiert mir das nicht.“ z.B. dieser Tage in Ägypten, Syrien oder im Irak auf der Straße in den Kampfhandlungen umzukommen.

So betrachtet könntest Du und könnten Sie ja beim Hören dieser Heilungsgeschichte auf den Gedanken kommen: „Man gut, dass ich nicht blind bin. Wie wäre es, wenn ich nichts sehen könnte? Schrecklich.“

Nun kann ich sehen. Sicher: Ich brauche dazu eine Sehhilfe, meine Brille eben. Aber ich kann sehen, mich zurechtfinden, mich orientieren und am Leben teilnehmen. Was für ein Glück. Das nehme ich viel zu oft zu selbstverständlich einfach so hin ohne zu bedenken, dass es eben keineswegs selbstverständlich ist.

Ich weiß, wovon ich rede. Meine Augen sind nicht die besten. Aber Dank der medizinischen Kunst und meiner Brille geht es doch ganz gut. Nicht alle haben das Glück, sehen zu können.

So werde ich über dieser Geschichte ein wenig still und bescheiden. Für den Moment ist mir bewusst, welch ein Glück es ist, sehen zu können. Und ich werde dankbar für mein Augenlicht, dass ich sehen kann, dass ich nicht blind bin.

Wechseln wir mal die Perspektive. Schauen wir uns die Geschichte mal aus der Perspektive Jesu an. Der konnte dem Blinden helfen. Und ich? Ich sagte ja schon mit dem Spruch, den man so kennt: „Bin ich Jesus? Will sagen: Kann ich, was Jesus konnte?“ Natürlich nicht. Jedenfalls nicht so. Ich bin auch kein Augenarzt. Also wie sollte ich da helfen können?

Bevor Du innerlich abwinkst und denkst: „Stimmt, da kann ich gar nichts machen“ muss ich Dich darauf hinweisen, dass Du indirekt sehr wohl etwas tun kannst, dass Blinden geholfen wird und auch denen, die in Gefahr stehen, aufgrund einer Krankheit zu erblinden.

Da gibt es z.B. zwei kirchliche Organisationen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, solchen Menschen zu helfen. Ich spreche von der Hildesheimer Blindenmission und von der der Christoffel Blindenmission. Beide Organisationen arbeiten dort, wo die medizinische Versorgung nicht so gut geregelt ist wie bei uns und wo Menschen an den Folgen einer Augenkrankheit blind werden können, wenn sie nicht das notwendige und gar nicht so teure Medikament bekommen, das das Erblinden verhindern kann.

Auf diesem indirekten Weg kann ich mit meiner Spende Blinde heilen bzw. Menschen vor dem Erblinden bewahren. Bin ich deswegen Jesus? Nein. Immer noch nicht. Und doch kann ich etwas tun.

Ein letzter Gedanke. Es gibt ja nicht nur das optische Sehen dieser Augen. Wir sprechen oft im übertragenen Sinn vom Sehen, vom Einsehen. Wenn wir etwas nicht verstehen, dann sagen wir: „Das seh‘ ich nicht.“ Oder wenn etwas sehr kompliziert ist sagen wir: „Da fehlt mir der Durchblick.“ Und wenn wir etwas übersehen, dann sagen wir: „Dafür fehlte mir der Blick.“

Das gilt für alle Bereiche unseres Lebens – auch die Dinge des Glaubens. Da vielleicht besonders. So vielen fehlt der Blick dafür. Man ist gewissermaßen blind für die Dinge des Glaubens.

Und auch wenn sie versucht haben sollten, zu verstehen, worum es da geht, haben längst nicht alle den Durchblick. Die einen sind blind geboren, haben das mit dem Glauben nie kennengelernt. Und andere sind im Laufe ihres Lebens für die Dinge des Glaubens blind geworden bzw. erblindet. Das ist bei weitem nicht immer eine persönliche Schuld, also etwas, was man einem in diesem Sinne Blinden vorwerfen könnte, wofür er etwas könnte.

Wie viele würden ja gern das mit dem Glauben sehen und verstehen. Aber sie können’s einfach nicht. Warum auch immer. Sie sind blind dafür, dass die Welt die Schöpfung Gottes und eben nicht nur die Natur ist. Sie sind blind dafür, dass der Mensch das Ebenbild Gottes und nicht nur ein Produkt der Evolution ist. Sie sehen nicht, wie Gott in allem ist und das ganze Leben durchdringt.

Wenn wir nun noch einmal auf unsere Geschichte schauen, dann ist gerade diese Geschichte eine wunderbare Geschichte, weil sie uns zeigt: Jesus hilft uns, die wir für so vieles blind sind, zu sehen, richtig zu sehen, Gott zu sehen. Dieser Jesus und die Geschichten von ihm ermöglichen uns einen anderen Blick auf uns selbst und die Welt, auf die Aufgaben, die wir haben, und auf die Frage nach dem, was wichtig ist.

Und auf einmal wird diese alte Geschichte von damals doch unsere Geschichte. Dann nämlich, wenn wir uns eingestehen, dass wir nicht alles verstehen, dass wir nicht alles einsehen, dass uns der Durchblick

fehlt. Und dann ist er auf einmal da: der unbändige Wunsch, sehen zu können, den Durchblick zu haben.

Und wie kommt es dazu: Indem wir „Blinden“ uns von Jesus heilen lassen. Dazu ist es nötig, dass wir ihn an uns heranlassen. Nur dann hat er die Möglichkeit, uns tief drinnen so zu berühren, dass es uns auch verändert. Genau darum geht es in der Geschichte von der Heilung eines Blinden.

Ich wünsche Dir und Ihnen, dass es unter die Haut geht, dass er Dich berührt, dass es Dir und Ihnen durch ihn wie Schuppen von den Augen fällt. Wenn das passiert – und Gott möge es geben, dass es immer wieder passiert – dann stellt sich die Frage nicht mehr, was das alles mit uns zu tun hat. Wir werden es sehen – mit unseren inneren Augen.

Jesus = Christus

Predigt zu Markus 8, 27-30 am 22. Februar 1997

Hans-Jürgen Kopkow - so heiße ich. Sie wissen das. Ich weiß das. Nur was heißt das schon. Wissen Sie deshalb schon, wer ich bin, wie ich bin, was ich kann und worüber ich mich ärgere? Jeder von Ihnen hat mich anders kennengelernt und erlebt. Und so kommt es, dass es ganz verschiedene Antworten gibt, wenn es darum geht die Frage zu beantworten: „Wer ist Hans-Jürgen Kopkow?“

Meine Kinder werden antworten: „Er ist unser Papa.“ Meine Frau wird sagen: „Er ist mein Mann.“ Und, so geht es weiter. Für die Schwester meiner Frau bin der Schwager, für meine Eltern der Sohn, für meine Nichte der Onkel. Für Mitarbeiter bin der Chef, für Gemeindeglieder der Pfarrer, für Passanten auf der Fußgängerzone ein Nobody. Für meine Freude bin ich Hans-Jürgen, für meine Werkstatt ein Kunde, für meine Ärzte ein Patient, für unseren Hund das Herrchen.

Ich könnte diese Aufzählung mit einiger Phantasie noch um einiges verlängern. Aber das ist nicht nötig. Denn was deutlich werden sollte, ist auch so deutlich geworden. Ich bin ich. Und doch sehen und erleben Sie mich immer wieder anders.

Wenn Sie die Frage „Wer bin ich?“ in den Raum stellen würden, dann würden Sie auch mancherlei Antworten erhalten. Das kann gar nicht anders sein. Jeder gibt seine Antwort. Und selbst dann, wenn die gleichen Worte benutzt werden, versteht jeder Mensch doch etwas anderes darunter. Denn was besagt das schon, dass ich für meine Kinder

der Papa bin. Was für ein Papa bin ich denn? Großzügig oder geizig, streng oder liberal, vorbildlich oder...

Nun werden Sie sich fragen, was ich Ihnen damit wohl sagen will. Das ist gut, wenn Sie sich so fragen. Denn es soll Ihnen helfen, einen Zugang zu dem zu bekommen, worum es im Predigttext geht. Denn da wird davon berichtet, dass Jesus seine Jünger gefragt hat: „Wer bin ich?“

Natürlich gibt es manch andere Geschichte und Begebenheit, wo deutlich wird, wie die Menschen damals Jesus gesehen haben. Wissen Sie, wie man Jesus noch nannte, wie man ihn sah, welche Namen und Titel man mit Jesus verband?

Ich denke da z.B. an Herr, Sohn Gottes, Sohn Davids, Menschensohn, Heiland, Arzt, Erlöser, Retter, König, Hohepriester, aber auch an Bruder, Zimmermann, Freund, Meister, Rabbi und dann gibt es noch eine Reihe von Äußerungen, die man kaum kennt. So nannte man ihn beispielsweise einen Fresser und Weinsäufer. Man sagte von ihm, er sei ein unsauberer Geist, er sei ein Gotteslästerer, ein Sünderfreund.

Jeder hatte seine Antwort auf die Frage. Eine der Antworten war auch die, dass Jesus der Christus sei, also der erwartete Retter, der von Gott gesandte König und Erlöser, der Gottes Herrschaft aufrichten würde und das ersehnte Friedensreich heraufführen sollte.

Und genau das ist die Antwort, die Jesus von Petrus erhält. Denn nachdem Jesus von den Jünger gehört hatte, wie die Leute ihn sahen, fragte er abschließend auch noch seine Jünger. Und nur die eine Antwort ist uns berichtet. Diese eine Antwort gab Petrus. Petrus sagte zu Jesus: „Du bist Christus, der versprochene Retter.“

Da Jesus seine Jünger anschließend in die Pflicht nimmt und sie geradezu verdonnert, dies Geheimnis vorläufig für sich zu behalten, gab er Petrus indirekt Recht.

Und so entstand der Name Jesus Christus. Dabei handelt es sich nicht um einen Doppelnamen wie Karl-Heinz oder Hans-Jürgen. Christus war und ist im Grunde kein Name, sondern ein Titel. Jesus ist der Christus. Daraus wurde so etwas wie ein Doppelname.

Aber eigentlich ist Jesus Christus ein Glaubensbekenntnis, eins der ältesten und kürzesten der christlichen Glaubensbekenntnisse. Denn es drückt den Glauben aus, dass dieser Jesus tatsächlich der Christus ist. Jesus ist der Christus. Jesus Christus.

Wer nun in Jesus den Christus sieht, wer Jesus Christus sagen kann, wer sich auf diese Weise zu Jesus Christus bekennt, der ist ein Christ.

Denn bis in unseren Namen „Christen“, schlägt sich dies Urbekenntnis christlichen Glaubens nieder.

Ich glaube an Jesus Christus, will sagen, ich glaube, dass Jesus der Christus ist. Dies Kurzbekenntnis ist wie der Nagel, an dem das ganze Christentum aufgehängt ist.

Wäre Jesus nicht der Christus, hätte es auch keine Christen und kein Christentum gegeben. Jesus Christus, Christsein, Christentum - immer wieder wird daran angeknüpft. Es ist ja nicht der ein Christ, der die 10 Gebote hält, sondern eben der, der in Jesus den Christus sieht, der Jesus Christus sagen kann.

Von daher stellt sich uns die Frage, wie wir Jesus sehen. Je nachdem, wie wir ihn sehen und verstehen, werden wir auch unser Christsein verstehen. Und so möchte ich Sie bitten, dass Sie sich jetzt die Mühe machen, und einen Moment darüber nachdenken, wie Sie Jesus sehen. Jesus fragte die, die zu ihm gehörten, damals: „Und ihr, für wen haltet ihr mich?“

Ich möchte seine Frage einfach an Sie weitergeben. Für wen halten Sie ihn? Was ist Jesus für Sie? Vielleicht können Sie versuchen, Ihren Glauben in einem Satz oder in einem Wort auszudrücken, der so beginnt:

Jesus ist für mich... Wie auch immer wir ihn sehen, wie auch immer wir ihn verstehen, was immer er in unseren Augen ist oder auch nicht ist. Wir sollten abschließend seine eigene Antwort hören. Als der Auferstandene und Lebendige hat er gesagt: „Ich bin - ich bin bei euch alle Tage.“

Passionsweg

Predigt zu Markus 8, 31-34 Passionszeit 2020

Neulich las ich, dass viele Menschen während der Passionszeit nicht gern in die Kirche gehen. Zunächst habe ich dem nicht viel Bedeutung beigemessen. Aber dann dachte ich daran, dass wir in einer Zeit leben, in der das Leiden und Sterben geradezu ausgeklammert werden aus dem öffentlichen Leben.

Was das im Letzten bedeutet, kann jeder an sich selbst sehen. Wir fühlen uns wohl, wenn wir aktiv sein können. Mit der Aktivität haben wir keine Schwierigkeiten. Aber die Passion, das Leiden, das geht oft über unsere Kräfte und über unseren Verstand. Das Leiden anderer und eigenes Leiden können wir nicht oder nur sehr schwer ertragen.

Dass Menschen in der Vergangenheit Großes und Bedeutendes für die Menschheit getan haben, ist uns ein selbstverständlicher Gedanke. Aber dass es auch Menschen gab, die in der Vergangenheit Großes und für die Menschheit Bedeutendes gelitten haben, fällt uns noch schwerer anzunehmen.

Was Jesus damals über seinen und unseren Weg sagte, entspricht so gar nicht unserem üblichen Lebensgefühl und unserer Sehnsucht nach Frieden und Harmonie.

Wenn Jesus das Ihnen gesagt hätte, wenn Sie einer seiner Jünger gewesen wären, hätten Sie das verstanden? Und hätten Sie Jesus gehen lassen, ohne einen Versuch zu unternehmen, ihn zur Umkehr zu bewegen?

Hätten wir nicht auch gesagt: „Mensch Jesus, was soll das denn? Das kannst du doch nicht machen. Das kann doch nicht dein Ernst sein. Lass uns umkehren, ehe es zu spät ist und tatsächlich passiert, was du da gerade gesagt hast.“

Natürlich hätten wir das so oder ähnlich gesagt. Und natürlich hat Petrus seinen Freund davor bewahren wollen. Das ist doch nur menschlich.

Von daher müssten wir Petrus ganz gut verstehen. Denn der nahm Jesus zur Seite und sagte: „Herr, dass darf nicht sein. Nie darf dir so etwas zustoßen.“

Menschen, die uns lieb und teuer sind, versuchen wir vor Bösem zu bewahren. Wir ertragen es nicht, wenn es ihnen schlecht geht, wenn sie leiden müssen.

Oder was würden Sie tun, wenn Ihnen eins Ihrer Kinder oder Ihr Ehepartner oder ein guter Freund sagte, er würde sich jetzt freiwillig in eine Situation begeben, die für ihn tödlich verlaufen wird? Würden Sie ihm etwa sagen: „Wenn du meinst, dass du dich umbringen musst. Tu, was du nicht lassen kannst.“

Also ehrlich: Ich kann mir das nicht vorstellen, dass einer von uns in aller Ruhe tatenlos zusehen würde, wenn sich so etwas anbahnte. Wir würden doch alles versuchen, so einen Menschen abzuhalten von seinem tödlichen Vorhaben. Zu guter Letzt würden wir sicher mit allen Mitteln, wenn es dem sein müsste, auch mit Gewalt, versuchen, so einen Wahnwitz zu verhindern. Das wäre doch der Normalfall - oder nicht?

Petrus jedenfalls konnte es nicht ertragen, was sein Freund Jesus da sagte. Petrus muss gedacht haben, dass er sich verhört hat, wie Jesus da von seinem Leiden und Sterben sprach. Das konnte doch nicht sein.

War nicht kurz zuvor die Rede. davon, dass Jesus der verheißene Retter sein würde, dass er der sein würde, der mit Macht und Herrlichkeit für die Befreiung des unterdrückten Volkes sorgen würde?

In dem Wunsch, die Welt zum Guten verändern zu können, waren sich bisher alle einig, die mit Jesus und Petrus unterwegs waren. Und nun das.

Und so musste sich Petrus gegen Jesu Pläne wehren - um Jesu willen, aber auch um seiner selbst willen und um der Hoffnung willen. „Herr, das darf nicht sein. Nie darf dir so etwas zustoßen."

Aber Jesus sah ihn an und wies ihn zurecht: „Hinter mich, du Satan, du willst mich von meinem Weg abbringen. Was du im Sinn hast, entspricht nicht Gottes Willen, sondern menschlichen Wünschen." Du meine Güte. Wie konnte Jesus denn einem seiner besten und treuesten Freunde so etwas ins Gesicht zischen: „Hinter mich, Satan!"

Gut, mag Jesus in den gutgemeinten und zutiefst menschlichen Worten die Stimme des Versuchers, des Satans, gehört haben. Und doch: Spricht man so mit einem Freund? Armer Petrus. Wie hätte der damals verstehen sollen, worum es ging?

In dieser Szene wird deutlich, wie menschlich Jesus reagierte. Denn seine Reaktion war alles andere als göttlich souverän. Petrus trifft mit seinen zutiefst menschlichen Bemühungen um den Freund offensichtlich den wunden Punkt bei Jesus. Denn so sicher war sich Jesu seines Weges anscheinend noch nicht, dass er über den Dingen gestanden hätte. Von daher sagte er: „Willst du mich von meinem Weg abbringen?"

Nur so ist die überaus heftige Reaktion Jesu zu verstehen. Jemand, der sicher ist, reagiert ruhig und gelassen. Jemand, der unsicher ist, reagiert so heftig, um Selbstzweifel gar nicht erst wieder aufkommen zu lassen.

Diese Begebenheit zeigt neben dem theologischen Ausblick auf das, was Jesus bevorsteht, deutlich, wie menschlich Jesus war und wieviel Mühe es ihm selbst bereite, seinen Weg weiterzugehen. Es fällt eben niemandem leicht, auch Gottes Sohn nicht, bewusst auf das Leid zu und in den Tod zu gehen - und das auch noch freiwillig.

Nicht nur wir, auch Jesus wird sich gefragt haben, ob sein Leiden, ob sein Tod dem sein musste, ob es nicht vielleicht doch noch eine andere Möglichkeit gab.

Aber es war offensichtlich nicht zu ändern. Es musste so sein. Mit geradezu göttlicher Konsequenz heißt es in unserem Text und an anderen Stellen des Neuen Testaments immer wieder „Der Menschensohn muss leiden und sterben." Das musste Jesus für sich akzeptieren. Und auch Petrus musste es akzeptieren.

Doch zurück zur Geschichte, wo Jesus all dies seinen Jüngern ein erstes Mal offenbarte. Wie ein begossener Pudel muss Petrus dagestanden haben, als Jesus ihn da zurechtwies. So hart wie es war, war es doch auch hilfreich, weil jetzt klar war, worum es ging.

Nun klingt in dem „Hinter mich!" nicht nur die Aufforderung Jesu an, ihn nicht weiter zu verunsichern und in Versuchung zu bringen. Es schwingt auch die bittende Aufforderung an den Freund mit, ihm den Rücken zu stärken, eben einfach um seinetwillen mitzugehen und da zu sein, wenn es hart auf hart kommen würde - auch wenn er den Sinn des Ganzen noch nicht verstehen konnte.

Schließlich rief Jesus die anderen hinzu, die mit unterwegs waren, und sagte: „Wer mit mir gehen will, der muss sich und seine Wünsche aufgeben. Er muss sein Kreuz auf sich nehmen und mir auf meinem Weg folgen."

In diesem Moment, wo sich herausstellte, dass Jesus nicht deshalb nach Jerusalem unterwegs war, um dort die Macht zu übernehmen, sondern um dort zu sterben, stellt Jesus die, die mit ihm unterwegs waren, noch einmal vor die Frage, ob sie mit ihm gehen wollten.

Denn niemand konnte wissen, was ihn erwartete, wenn er sich auf diesen Weg einließ, den Jesus ging. Es wurde gefährlich, Jesus zu folgen. Und so fragte Jesus in die Menge, wer bereit war, ihm zu folgen. Niemand sollte sich gezwungen fühlen. Jeder sollte ohne Verlust seines Gesichtes auch wieder umkehren können.

Aber wer den Weg weitergehen wollte, der sollte die möglichen Konsequenzen mitbedenken und sich darin üben, eigene Wünsche hinten an zu stellen. So hatten die Jünger damals zu klären, ob sie sich auf seinen Weg einlassen wollten. Unter Berücksichtigung all dieser Fragen und Gedanken haben auch wir für uns immer wieder neu zu klären, inwieweit wir uns auf den Weg einlassen können und wollen, zu dem Jesus ja auch uns einlädt, wenn es heißt: „Wer mit mir gehen will." Gehen Sie mit?

(V)Erklärung

Predigt zu Markus 9,2-9 i.A. am 14. März 2004

Die Geschichte hält einzig und allein den Moment fest, wo die Jünger oben sind, den Moment, wo sie beginnen, alles mit anderen Augen zu sehen.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Jesus für die Jünger mehr oder weniger einer wie du und ich, ein Mensch. Natürlich - ein ganz besonderer Mensch. Ein Vorbild. Ein guter Prediger. Ein Wundertäter. Ein streitbarer Held. Einer, der sich um die Schwachen kümmerte. Ein Mitmensch. Ein Freund. Ein Gelehrter. Ein Lehrer. Einer eben, über den man sich wunderte, über den man sprach.

Aber da oben auf dem Berg, da sahen sie in Jesus nicht nur diesen bewundernswerten Menschen, den sie schon kannten. Da sahen sie etwas, was ihnen bisher verborgen geblieben war. Sie hatten so etwas wie den Durchblick, wie einen Einblick in eine Welt, die uns unsichtbar umgibt. Da waren auf einmal Mose und Elia. Und da war auf einmal Jesus - aber ganz anders.

Da oben sahen sie in Jesus, was sonst unter seiner schlichten Menschlichkeit verborgen war. Es war für einen Moment so, als würde jemand den Schleier wegziehen, der normalerweise über allem liegt. Auf einmal war der Blick frei. Als wenn der bedeckte Himmel aufreißt und den Blick auf die Sonne freigibt.

Denn auf einmal sahen die drei Jünger Jesus in einem ganz anderen Licht und mit anderen Augen. Seine Kleider waren blendend weiß, geradezu überirdisch weiß, fast durchsichtig, wie Licht.

Sie können zunächst nicht verstehen und begreifen. Wie hätten sie auch das Unbegreifliche begreifen sollen. Sie merken zwar, dass da etwas war, was über ihren Horizont ging. Und sie spürten die Kraft, die Ausstrahlung, die von Jesus ausging.

Und dann hören sie aus einer Wolke eine Stimme, Gottes Stimme, die ihnen erklärte, was es mit Jesus auf sich hatte. Die Stimme macht es ihnen klar: „Dies ist mein lieber Sohn."

Das war es also. Es fällt ihnen wie Schuppen von den Augen. Schlagartig wird ihnen klar, was es mit diesem Jesus auf sich hat. Ihnen wird klar, dass Jesus nicht nur ein Mensch wie jeder andere war. Ihnen wird klar, dass es sich bei Jesus um Gottes Sohn handelte. Für einen Moment verstanden sie, was sonst wohl unbegreiflich bleibt.

Für einen Moment hatten sie einen grandiosen Rückblick auf das, was Jesus seit Anbeginn der Zeiten war. Für einen Moment hatten sie eine

grandiose Vorschau auf das, was Jesus sein würde, wenn er wieder dorthin zurückgekehrt ist, woher er auf die Erde kam.

Denn das war es doch: Jesus war Gottes Sohn. 30 Jahre lebte er als der Mensch Jesus Christus auf dieser Erde. Das versuchte die Verklärung klar zu machen.

So weit, so gut. Während dieses Gipfeltreffens schien alles klar. Aber seitdem ist längst nicht allen klar, um wen es sich bei diesem Jesus handelt. Wir bräuchten offensichtlich alle mal so eine uns unmittelbar einleuchtende Erklärung Jesu.

Denn ist uns das mit Jesus so klar wie den dreien damals auf dem Berg? Haben wir im Sinne unserer Geschichte begriffen, dass er nicht nur vorbildlicher Mensch, sondern auch Gottes Sohn ist? Wenn nicht, dann müssten wir unbedingt mal drüber reden. Es ist doch keine Schande, wenn man da seine Fragen und Zweifel hat.

Das ist das eine. Und dann fordert uns die Geschichte auf, das Ganze nicht nur unverbindlich zur Kenntnis zu nehmen. Denn die Stimme aus der Wolke, also Gott selbst, sagte ja nicht nur: „Dies ist mein lieber Sohn." Er sagte dann auch noch: „Auf ihn sollt ihr hören." Wenn wir das gehört haben, wenn wir das wissen - und davon gehe ich aus - dann lassen Sie mich fragen: Wissen Sie, wie das unter heutigen Bedingungen geht. Könnten Sie, könntest Du erzählen, wie Du auf ihn hörst? Fallen uns dazu Beispiele ein?

Sehen Sie: Da fangen die Schwierigkeiten an. Es sagt sich so leicht dahin, dass man auf ihn hört. Auch darüber sollten wir miteinander reden.

Ich könnte mir vorstellen, dass das für den einen oder die andere ein bisschen dicke ist. Stimmt: Das ist nicht ohne. Aber so steht es da. Und wir sollten dem nicht vorschnell ausweichen, um dann einfach zur Tagesordnung überzugehen und zu tun, was wir tun - ohne auf ihn zu hören. Denn: „Auf ihn sollt ihr hören."

Als Letztes ein Blick auf unser Altarkreuz. Die Glaskünstlerin hat nicht nur den gekreuzigten und auferstandenen Jesus dargestellt, sondern auch den Jesus, von dem unsere Geschichte erzählt hat: Hell strahlend wie die Sonne, irgendwie durchsichtig, wie ein Fenster in die göttliche Welt, eben Gottes Sohn, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Diese Geschichte aus der Mitte des Markusevangeliums macht klar, worum es bei Jesus geht: Er ist Gottes Sohn. Und auf ihn sollt ihr hören.

Glauben ist alles möglich

Wir wissen natürlich, dass das „Glauben“ in der Bibel nichts mit einem „Für-wahr-Halten“ unwahrscheinlicher Sachverhalte zu tun hat, als wenn es darum ginge, Unlogisches für wahr zu halten, nur weil es z.B. in der Bibel steht. Das wäre ein Missverständnis.

In der Bibel meint das Wort „Glauben“ so etwas wie „Vertrauen“. Deshalb meint der Satz „Ich glaube“ eigentlich „Ich glaube Dir“ bzw. „Ich vertraue Dir.“

Das „Ich glaube – hilf meinem Unglauben“ ist gemeint im Sinne von „Ich vertraue dir – hilf meiner Unfähigkeit, dir zu vertrauen, wenn’s drauf ankommt. Gerade angesichts der Krise hätte ich mir gewünscht, ich hätte mehr Vertrauen, muss aber eingestehen, dass ich wie viele andere auch viel zu oft und viel zu schnell nur schwarzgesehen habe.

Dieses biblische Bekenntnis des Wollens, aber nicht Könnens ist einer Begebenheit entnommen, in der Jesus einem Menschen sagt: „Wer Gott vertraut, dem ist alles möglich.“ Daraufhin fallen die Worte, die uns als Jahreslosung ein Jahr begleitet haben: „Ich glaube – hilf meinem Unglauben.“

Ein verzweifelter Vater hat einen Sohn, der offensichtlich an Epilepsie leidet. Der Geschichte ist zu entnehmen, dass er sich schon um Hilfe an die Jünger Jesu gewandt hatte. Aber diese hatten den Sohn nicht heilen können. Also wendet er sich an Jesus. Und Jesus? Der kann natürlich. Der böse Geist muss weichen. Der Sohn wird geheilt. Happyend. So muss es sein.

Was diese Wundergeschichte so interessant macht, ist das kurze Zwiegespräch über den Glauben in der Mitte des Textes. Es beginnt mit den Worten des Vaters: „...hilf uns, wenn du kannst!“

Jesus reagiert geradezu verschnupft. Es klingt fast ein wenig beleidigt, wenn er sagt: „Was heißt hier: Wenn du kannst?“ Es kommt einem so vor, als wollte er etwas sagen im Sinne von: „Wie jetzt? Du bist dir nicht sicher, dass ich euch helfen kann? Ist es denn die Möglichkeit: Du traust mir nicht zu, dass ich mehr kann als die anderen?“

Jesus nimmt die Äußerung des Vaters zum Anlass, um ihm dann etwas zu sagen, was weit über die konkrete Situation hinaus von Bedeutung ist: „Wer Gott vertraut, dem ist alles möglich.“

Mit Blick auf ihn heißt das: Da ich dem Vater vertraue, kann ich. Den Beweis erbringt er mit der Heilung. Und mit Blick auf andere heißt das: Es ist nicht nur mir, sondern allen möglich, die Gott vertrauen.

So unglaublich, wie es klingt: So hat er es offensichtlich gemeint. Denn schon zu Beginn der Szene sagte er doch zu seinen Jüngern und zu all den anderen, die gerade da waren: „Was ist das für eine Generation, die Gott nichts zutraut!“

Also weder seine Jünger noch die anderen hatten diesen Glauben, von dem er sagte: „Wer Gott vertraut, dem ist alles möglich.“ Manche mag das trösten, dass nicht einmal die Jünger diesen Glauben hatten. Andere werden aufgehorcht haben: Wie? Wir könnten heilen, wenn wir Gott glauben?

Hier sollte es uns jetzt wie dem Vater innerlich heiß und kalt werden angesichts der Frage, wie es um unseren Glauben bestellt ist. Denn es stellt sich ja die Frage: „Wie steht es um meinen Glauben? Habe ich Glauben? Vertraue ich Gott? Und könnte ich von mir sagen, dass mir deshalb alles möglich ist?“

Angesichts solcher Fragen kommen wohl alle ins Stottern. Bescheiden und unsicher, wie wir sind. Wer wollte von sich sagen, er hätte solchen Glauben. Und vor allem: Wer könnte dann wie Jesus tun, was er tat, eben z.B. Kranke heilen?

So steckt in dem Satz, der wie ein Versprechen, wie eine Zusage klingt, eine ungeheure Herausforderung: „Wer Gott vertraut, dem ist alles möglich.“

Wir müssen feststellen: Das mit dem Glauben sagt sich manchmal so leicht. Aber in Kombination mit den Möglichkeiten, die dem Glauben laut Jesus inne wohnen, werden die meisten von uns nur noch ganz kleinlaut vom Glauben reden wollen.

Man könnte nun dem Irrtum verfallen, es ginge um die Frage, ob unser Glaube groß genug ist. Aber um die Frage „Habe ich denn keinen Glauben? Oder habe ich zumindest nicht genug Glauben, also einen zu kleinen Glauben?“ geht es gerade nicht.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Worte so gemeint sind. Es geht nicht um die Größe des Glaubens. An anderer Stelle sagt Jesus das ja auch. Selbst wenn der Glaube so klein wie ein Senfkorn wäre, wäre das schon ausreichend. Denn nicht der Glaube bewirkt das Wunder, sondern der, dem man es zutraut. Deshalb: Vorsicht! Man hüte sich vor so etwas wie Glaubensstress. In den würde man ja geraten, wenn man der Meinung verfiele, man selbst müsse nur stark genug glauben, dass das Wunder dann möglich wird.

Denn wehe wenn man selbst oder andere, für die man betet, dann nicht gesund werden. Dann hätte man versagt.

So verstanden würden diese Worte „Wer Gott vertraut, dem ist alles möglich.“ zu einer Bürde, zu einer unerträglichen Herausforderung, an der wir reihenweise zerbrechen würden, vor allem dann, wenn sich trotz inständiger Gebete keine Linderung und Besserung der Not einstellen würde. Das wäre natürlich schlimm.

Aber können wir auch heilen? Nein. Vielleicht ja doch? Bevor Sie nämlich „Nein!“ sagen, beantworten Sie vorher noch die nächste Frage: „Haben Sie es jemals versucht, einen anderen zu heilen, vielleicht sogar sich selbst?“

Nicht umsonst spricht man in der Medizin von Selbstheilungskräften. Es gibt viel mehr Wunder, als wir wahrnehmen, weil wir die Wunder, die z.B. durch die Medizin geschehen, zum Normalfall erklären.

Wenn es heißt „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“, dann muss das nicht unbedingt darauf hinaus laufen, dass z.B. ein Sterbenskranker wieder gesund wird.

Alle Dinge sind möglich. Es ist also auch möglich, die Krankheit und das Sterben anzunehmen, weil es eben in diesem Fall nicht zu verhindern ist.

Fragen und Gedanken wie diese mögen dem Vater des Kranken auch durch den Sinn gegangen sein. Und so klingt das, was er Jesus zur Antwort gab, geradezu verzweifelt. Er rief nur: „Ich vertraue ihm ja – und kann es doch nicht! Hilf mir vertrauen!“

Als wollte er sagen: Ich glaube. Ich vertraue Gott ja. Und gleichzeitig wusste er: Aber aufgrund meines Glaubens wird mein Sohn nicht gesund. Ich kann meinen Sohn nicht heilen. Und so tut er das einzig Richtige. Er wendet sich an Jesus mit der Bitte, auch ihm zu helfen. Hilf mir glauben. Hilf mir Gott zu vertrauen.

In der Geschichte ist die Reaktion des Menschen, der zum Glauben eingeladen wird: „Ich vertraue ihm ja – und kann es doch nicht! Hilf mir vertrauen!“

Er sagt nicht gleich: „Das kann ich nicht.“ oder „Das funktioniert ja doch nicht.“ Er versucht es. Es muss also nicht so bleiben, wie es ist. Ich vermute, da könnten die meisten von uns nahtlos anknüpfen. Wir glauben.

Manche sagen: „Wenn man nur glaubt, wenn man nur positiv dran geht, das wäre schon mal gut.“ Und das stimmt ja auch: Es geht besser, wenn man glaubt, an sich glaubt, an andere glaubt, an Gott glaubt. Es geht besser, wenn man vertraut, sich vertraut, anderen vertraut, Gott vertraut. Das hängt natürlich zusammen: Selbstvertrauen, Vertrauen anderen gegenüber, Gottvertrauen.

Mit das Schlimmste, was einem passieren kann, ist doch, dass man sein Selbstvertrauen, verliert.

Deshalb: Hab Selbstvertrauen. Alle Dinge sind dem möglich, der sich selbst vertraut.

Man kann natürlich nicht allen vertrauen. Und man sollte auch nicht jedem blind vertrauen. Aber man sollte dem Vertrauen eine Chance geben, sich zu entwickeln, indem man vertraut.

Deshalb: Hab Vertrauen zu anderen. Alle Dinge sind dem möglich, der anderen vertraut.

Last, but noch least hat das mit Gott zu tun. Das Gottvertrauen darf hier natürlich nicht fehlen.

Deshalb: Hab Gottvertrauen. Alle Dinge sind dem möglich, der Gott vertraut.

Wir merken: Irgendwie hängt alles drei zusammen. Vollständig müsste es eigentlich lauten: „Alle Dinge sind möglich dem, der sich selbst, den anderen und Gott vertraut.“

Würden wir alle uns selbst, einander und Gott vertrauen und würden wir uns gegenseitig in unserem Vertrauen bestärken und anfeuern: Uns wäre viel mehr möglich.

Und selbst da, wo wir uns selbst kaum etwas zutrauen, besteht Hoffnung. Denn Jesus gab Petrus einmal ein Versprechen, dass sicher auch uns gilt. Er sagte: „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre.“

Hier wird deutlich, dass es neben dem eigenen Vertrauen und Glauben auch noch einen Glauben an uns und ein Vertrauen in uns gibt.

Das tut gut, mir zumindest, dass ich weiß, dass da Menschen sind, die an mich glauben, die mir vertrauen. Und es tut mir gut, dass ich von Gott weiß, dass er an mich glaubt, ja mir vertraut.

Auch wenn wir nicht immer so glauben und vertrauen können, wie wir uns das wünschen würden, so gilt doch: Da ist immer jemand, der an uns glaubt – im Himmel und auf Erden. Darauf konnten und können wir bauen, ein ganzes Leben lang.

Der reiche Jüngling

Predigt zu Markus 10, 17-27 am 15. Oktober 2017

Die Geschichte vom reichen Jüngling haben wir vermutlich alle schon einmal gehört. Es ist die Geschichte von einem wirklich sympathischen jungen Mann, wohlhabend und gebildet, offenherzig und gottesfürchtig, also die Geschichte von einem, der alles hatte und den vermutlich alle mochten.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen und Dir und Euch mit dieser Geschichte geht. Mir gefällt sie nicht, jedenfalls nicht wirklich. Warum nicht? Weil sie mich mit den Fragen allein lässt, die sie aufwirft.

Die Schwierigkeiten, in die mich diese Geschichte bringt, fangen nicht erst bei der Frage nach meinem Reichtum an. Sie fangen schon früher an, bei der Frage nämlich, wer Jesus ist.

Der Jüngling spricht Jesus an: „Guter Meister...“ Und Jesus? Der weist ihn ziemlich schroff zurecht. Er gibt ihm zu verstehen: „Nenne mich nicht gut.“ Sicher hat sich der Jüngling gewundert. Und vielleicht hat er sich wie wir gefragt: „Ja, warum denn nicht? Was ist denn daran verwerflich?“ Und die Antwort Jesu? „Niemand ist gut als der eine Gott.“

Offensichtlich wollte Jesus mit seiner Äußerung klarstellen: Mir steht es nicht zu, „gut“ genannt zu werden. Das steht allein Gott zu. Indem er selbst den Unterschied benennt, sagt er doch: Das bin ich nicht.

Und das ist nun ein Problem. Denn: Entgegen der Aussage dieser Geschichte bekennt die Christenheit später, Jesus sei wahrer Mensch und wahrer Gott. Genau das hat er aber in dieser Geschichte von sich gewiesen.

Wir merken: Diese Geschichte wirft die theologische Frage nach Jesu Göttlichkeit auf, ohne sie weiter zu vertiefen.

Lassen wir das mal so stehen, zumal es in unserm heutigen Text nicht darum geht, wie man Jesus richtig anredet bzw. was man von ihm denkt.

Nein. Es geht um die Frage, die der reiche Jüngling Jesus stellt: „Was soll ich tun, damit ich das ewige Leben ererbe?“ Was also sollte er jetzt tun, damit er dermal einst das ewige Leben ererbt?

Hinter dieser Frage stand die Vorstellung, dass die Zeit, in der man lebt, eine Zeit der Prüfung und Bewährung ist, in der man den Zugang zum sich anschließenden Reich Gottes erwirbt oder verspielt.

Und was antwortet ihm Jesus? Er soll die Gebote halten. Wörtlich: „Du kennst die Gebote: Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden; du

sollst niemanden berauben; du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.“

Die Gebote kennen und wirklich danach leben, ist bekanntlich zweierlei. Aber der reiche Jüngling kannte die Gebote nicht nur. Er lebte auch danach – schon immer. Sagte er jedenfalls und klang dabei so überzeugend, dass Jesus ihm das abnahm, ja ihn sogar spontan liebgewann.

Obwohl er die Gebote hielt, wollte sich bei ihm nicht das Gefühl tiefster innerer Zufriedenheit einstellen. Etwas schien ihm zu fehlen. Und das spürte er. Und Jesus spürte es auch, dass der reiche Jüngling nicht glücklich war. Da war etwas, was seinem Glück im Wege stand, was ihn hinderte, sich ganz auf Gott einzulassen.

Es ist zwar nicht überliefert, aber sicher haben die beiden ein bisschen mehr miteinander gesprochen, als im biblischen Text dokumentiert ist.

Jesus hat – wie auch immer – herausbekommen, wie wichtig für diesen Mann Geld und Vermögen waren. Viel zu viel von seiner Lebenszeit und von seiner Aufmerksamkeit widmete er dem Erhalt und dem Vermehren seines Reichtums. Und so sehr er sich auch darum kümmerte, es machte ihn nicht reicher und zufriedener, sondern irgendwie ärmer und unempfänglicher für das, was er eigentlich suchte.

Bei Jesus war das anders. Der hatte nichts. Und doch schien er alles zu haben und auf eine Weise reich zu sein, die den reichen Jüngling und viele andere faszinierte. Woran lag das?

Nun: Jesus lebte in dem Bewusstsein, dass das Reich Gottes schon da war. Zumindest war es mit ihm im Anbruch. Was brauchte es da noch Geld.

Ganz im Gegenteil: Die Sorge um den Reichtum behinderte einen wie ein Klotz am Bein. Und wobei? Beim Realisieren, dass das Reich Gottes nicht dermal einst zu ererben, sondern hier und jetzt schon zu erleben ist, wenn man nur dafür offen und empfänglich wäre.

Es wäre also besser, man gäbe alles weg, was einen dabei behindert. Und das Gute dabei wäre: Indem man das Geld, das man zum Glücklich-Sein nicht braucht, den Armen gibt, tut man auch noch etwas Gutes.

Deshalb sagte er dem reichen Jüngling: „Geh hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben!“

Recht verstanden ging es Jesus nicht um den Verzicht auf irdischen Reichtum, sondern um den Gewinn himmlischen Reichtums. Der reiche

Jüngling sollte dadurch zu dem kommen, was er eigentlich suchte. In diesem Sinne sprach Jesus vom Schatz im Himmel.

Die sich anschließende Einladung „Komm, folge mir nach“ bringt zum Ausdruck, wozu Jesus ihn einlud: „Lass hinter Dir, was Dich belastet. Lebe so, wie ich lebe.“

Und so lädt Jesus den reichen Jüngling ein, sich ganz der Gegenwart Gottes im hier und jetzt hinzugeben und darin das Reich Gottes, den Himmel auf Erden zu erleben.

Nun hat ihm die Antwort, die er von Jesus bekam, ganz offensichtlich nicht gefallen. Jedenfalls konnte er sich nicht spontan entscheiden, das zu tun, was Jesus ihm geraten hatte. Es heißt von ihm: „Er aber wurde betrübt über das Wort und ging traurig davon; denn er hatte viele Güter.“

Wer von uns könnte ihn da nicht verstehen? Uns geht es doch sehr ähnlich: Wir sind wohlhabend. Wir versuchen, nach den Geboten zu leben. Wir wollen ja.

Wir sind ja bereit, einen mehr oder weniger großen Teil unseres Reichtums abzugeben. Aber alles? Wer von uns wäre bereit, alles loszulassen und es den Armen zu geben?

Wenn wir das, was Jesus sagte, nur als Aufforderung zum Verzicht hören, geht es uns vermutlich wie dem reichen Jüngling. Man könnte auch von uns sagen: Sie aber wurden betrübt angesichts dessen, was da von ihnen erwartet wurde, und gingen traurig nach Hause. Denn sie wollten sich nicht von ihren Gütern trennen und wie Jesus oder Franz von Assisi leben.

Weil Jesus wusste, dass es nicht nur diesem reichen Mann, sondern vielen wie ihm schwerfallen würde, auf Reichtum zu verzichten um himmlisch reich zu sein, sagte er: „Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen! Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.“

Die Menschen, mit denen Jesus damals im Gespräch war, waren entsetzt: „Wer kann dann selig werden?“ Denn einerseits waren sie wohlhabend. Und andererseits wollten sie so leben, dass es richtig und Gott wohlgefällig ist. Sie wollten beides. Und nun mussten sie feststellen: „Beides geht anscheinend nicht.“ Ihre Lage erschien ihnen hoffnungslos.

Aber da eröffnete ihnen Jesus, so die Geschichte, so etwas wie einen Notausgang aus ihrer misslichen Lage, als er sagte: „Bei den Menschen ist's unmöglich, aber nicht bei Gott; denn alle Dinge sind möglich bei Gott.“

Das klingt natürlich gut. Aber was bedeutet das konkret? Genau das steht nicht da. Und so fragt man sich doch: „Und nun?“

Wie gelingt es uns, zu haben, was wir haben, ohne dem Besitzen-Wollen zu verfallen? Wie gelingt es uns, für das Reich Gottes offen zu sein und einfach nur zu sein, da zu sein, in Gottes Gegenwart zu sein – und damit wunschlos glücklich zu sein, am Ziel unserer Träume, einfach zufrieden. Möge Gott bei uns möglich machen, was uns eben noch unmöglich zu sein scheint.

Weinberg

Predigt zu Markus 12, 1-9+12 am 16. März 2003

Finden Sie nicht auch - eine spannende Geschichte, fast wie im Kino: finstere Halunken und Mörder, unschuldige Opfer und etwas gutgläubige Grundgrundbesitzer, Mord und Totschlag, jede Menge Aktion und am Ende der Rächer der Enterbten, der die Bösewichte mit dem Tod bestraft.

Nur: Was sollen wir damit anfangen? Was lernen wir daraus? Wird hier zu Rache und Vergeltung gegenüber Übeltätern aufgerufen? Wohl kaum. Das würde nicht zu Jesus passen. Also führen wir uns den Text, wie wir ihn eben gehört haben, noch einmal vor Augen. Was steckt hinter dem Gleichnis? Ich versuche einmal zu zeigen, wie dies Gleichnis meistens gedeutet wird:

Der Weinbergbesitzer steht natürlich für Gott selbst. Er hat den Weinberg geschaffen. Er verpachtet ihn gegen einen Anteil an den Erträgen an andere, die ihn bewahren und zu bewirtschaften sollen. Auch als die Pacht ausbleibt, hält er sich an die Abmachung. Die Geduld, die er mit den Pächtern hat, spiegelt Gottes Geduld wieder.

Mit den Pächtern sind die Kinder Gottes als Ganzes oder seine religiösen und politischen Führer gemeint. Sie entpuppen sich als unzuverlässig. Sie wollen dem rechtmäßigen Besitzer nicht geben, was ihm zusteht. Um alles für sich behalten zu können, sind sie bereit, Unrecht zu begehen. Ja, sie gehen sogar über Leichen.

Die zu den Pächtern gesandten Knechte stellen die alttestamentlichen Propheten dar, deren Botschaften wir nachlesen können. Sie hatten das Volk im Auftrag Gottes immer wieder zu erinnern: Eure Erwählung

durch Gott ist Gabe und Aufgabe zugleich. Ihr könnt euch nicht darauf ausruhen. Gott erwartet auch etwas von euch. Wo sind die Früchte, die Euer Leben tragen soll, die Früchte, die Gott von euch erwartet?

Wer der Sohn ist, von dem Jesus hier spricht, den der Besitzer trotz aller Enttäuschungen schickt, ist nicht ganz klar. Innerhalb des Gleichnisses zeigt der Mord am Sohn, dass die Pächter bis zum Äußerten gehen in ihrer Auflehnung gegen den Weinbergbesitzer.

Unter der Voraussetzung, dass Jesus seinen gewaltsamen Tod vorhergesehen hat, könnte es sein, dass Jesus hier sein eigenes Schicksal anspricht. Unter der Voraussetzung, dass das Gleichnis ja erst nach Jesu Tod weitererzählt und aufgeschrieben wurde, könnte es sein, dass die Verbindung vom Sohn zu Jesus erst im Rückblick entstanden ist.

Wie dem auch sei: Nach dem Mord an seinem Sohn geht der Weinbergbesitzer schließlich gegen die aufrührerischen Winzer vor. Sie werden für ihre Untaten mit dem Tod bestraft. In den Augen des Evangelisten Markus hat diese Bestrafung bald nach Jesu Tod stattgefunden: Beim Sieg der Römer über die Juden.

Die anderen, die den Weinberg dann bekamen, waren die Christen der ersten Kirche. Ihnen galten nun Gottes Zusagen, aber auch Gottes Gebote.

So wie der Text hier steht und verstanden wurde, hat er in der Geschichte eine schlimme Wirkung gehabt, nämlich die, dass Christen sich immer wieder als Vollstrecker des göttlichen Strafgerichtes an den ungerechten Pächtern verstanden haben. Das war eine der Ursachen für die schlimmen Judenverfolgungen. Sie sehen, was dabei herauskommt, wenn man in so ein Gleichnis wie dieses Dinge hineinliest, die nicht drinstehen.

Vermutlich begann das Unglück aber schon in der Zeit, als in das Gleichnis der eine und andere Unterton geriet, der so nicht von Anfang an drin gesteckt haben dürfte.

Jesus mag ja von den vielen Boten und Propheten gesprochen haben, die von Gott beauftragt worden waren, die Kinder Gottes auf die Probleme im Umgang miteinander und mit Gott anzusprechen. Denn es lag immer wieder vieles im Argen.

Und wie das so ist. Die, die ihre Stimme gegen das Unrecht und gegen die richten, die das Unrecht zu verantworten haben, wurden schon immer mundtot gemacht. Entweder sie schwiegen oder sie wurden zum Schweigen gebracht.

Dass das nicht gut gehen kann, dass damit das Unrecht ja nicht aus der Welt ist, lag und liegt auf der Hand. Und so war die in Aussicht gestellte Strafe im Grunde nur die Folge der vorausgehenden Schlechtigkeiten. Dazu brauchte es weder Rächer noch Henker. Denn wie heißt es: „Die Strafe folgt auf den Fuß." oder „Wer anderen eine Grube gräbt, fallt meistens selbst hinein."

In den Gedanken von Strafaktionen gegen die Juden, die nachträglich mit diesem Gleichnis verknüpft wurden, und in dem Gedanken, dass Gott den Weinberg den Juden wegnahm, um ihn den Christen zu geben, schlägt sich eine Deutung der Geschichte nieder, die weniger auf Jesus als auf die ersten Christen zurückgehen dürfte, die dies Gleichnis weitererzählten.

Denn einige aus dem Kreis der ersten Christen - und nicht schon Jesus - waren der Meinung: die Juden hätten ihre Zeit gehabt, sie hätten ihre Chance vertan und nun seien andere, eben die Christen dran. Deshalb war da auf einmal die Rede davon, dass der Weinberg neuen Pächtern, eben den Christen, übertragen wurde.

Nun war Jesus Jude. Und er dachte überhaupt nicht daran, den Juden zu nehmen, was ihnen von Gott zur Fürsorge anvertraut war. In Jesu Augen waren die Juden nach wie vor Gottes Volk, beauftragt, Gottes Weinberg zu bebauen und zu bewahren. Und Gott wird sie zur Rechenschaft ziehen, wie jedes andere Volk und wie alle seine Menschenkinder auch.

Und das ist - ich habe es schon angedeutet - die eigentliche Frage und Botschaft an jeden Menschen, die in diesem Gleichnis steckt: Mensch, Gott hat dir seinen Weinberg, seine Welt, ein kleines Stück seiner Schöpfung anvertraut. Wie gehst du damit um? Was machst Du daraus? Gehst du so mit dem Weinberg um, dass er Frucht bringen kann? Und gibst du dem Herrn von dem, was sein ist?

Oder bist du so einer wie die Pächter aus dem Gleichnis, die den wahren Eigentümer des Weinbergs nicht ehren und ihm nicht geben wollen, was ihm zusteht?

Also: Geben wir Gott, was wir ihm schulden, was ihm zusteht? Das Gleichnis macht deutlich, dass es sich bei dem, was die Pächter dem Weinbergbesitzer schulden, nicht nur um schöne Worte handelt.

Übertragen wir das mal auf uns, kann das auch nur heißen: Dem Weinbergbesitzer geben, was ihm zusteht, beschränkt sich nicht auf wohlklingende Worte und schon gar nicht auf gut gemeinte Absichtserklärungen.

Das ist konkreter gemeint. Wir ernten ja auch - im übertragenen Sinn. Vielleicht sind unsere Erträge zurzeit aufgrund der gefallenen Kurse und schlechten Zinsen, aufgrund der sich verschlechternden Arbeitsmarktlage nicht ganz so üppig wie früher. Und doch haben wir mehr als unser täglich Brot, mehr als wir wirklich brauchen.

Im Gleichnis heißt es: „Zur gegebenen Zeit schickte er einen Boten zu den Pächtern, um seinen Anteil am Ertrag des Weinbergs abholen zulassen." Jeder muss für sich sehen, welchen Teil seiner Erträge er gewissermaßen als Pacht dem zur Verfügung stellt, dem er alles verdankt.

Natürlich: Man könnte das Ganze auch so verstehen, dass es hier um Gaben und Talente geht, die uns anvertraut sind, und die man zum Wohl der Allgemeinheit einbringen kann. Wenn man es denn tut, ist es gut.

Aber unabhängig davon stellt sich die Frage ganz konkret auch nach den Erträgen. Sind wir gute Pächter und geben davon ab. Oder sind wir wie die Pächter im Gleichnis? Ich meine, dass Gleichnis lässt überhaupt keinen Zweifel darüber aufkommen, wie es sein müsste.

Vergiss das Wichtigste nicht

Predigt zu Markus 12, 28-34 am 25. August 2019

Im Laufe der Jahre haben sich bei mir Zuhause unzählige Bücher angesammelt: Bücher von früher, Bücher der Kinder, geerbte Bücher, geschenkte Bücher, gekaufte Bücher, theologische Bücher, Reiseführer, Kunstbände, Romane, Landkarten, Schulbücher …

Die kann ich unmöglich alle behalten. Also frage ich mich immer wieder mal: Was kann weg? Und was will ich behalten? Für mich hat das Aussortieren etwas Befreiendes. Es tut mir einfach gut, mich von dem zu trennen, was ich nicht mehr brauche. Dann bleibt mehr Kraft und Zeit für das wirklich Wichtige.

Das wird Ihnen und Dir doch sicher immer wieder mal ähnlich gehen, nicht nur was Bücher angeht. Die Frage: „Was ist eigentlich wichtig? Was will ich behalten? Was kann weg?" stellt sich auch mit Blick auf Kleidung, Hobbies, Termine...

Oft kommt man nicht dazu, sich dieser Frage zu stellen. Dann ist einfach zu viel los. Die Schule, die Arbeit, der Alltag mit all seinen Terminen...

Aber dann, wenn man mal Zeit hat, dann ist sie wieder da, diese Frage: Warum das alles? Und immer wieder: Ist es wirklich wichtig?

So einfach, wie die Frage klingt, ist es aber nicht. Warum nicht? Weil es viele, sehr unterschiedliche Antworten auf die Frage gibt, was wichtig, wirklich wichtig und unverzichtbar ist.

Auch Jesus wurde mit der Frage nach dem wirklich Wichtigen konfrontiert. Wenn man genauer schaut, sieht man, dass Jesus die Frage nach dem wichtigsten Gebot mit zwei Zitaten aus dem Alten Testament beantwortet.

Zusammengefasst sagt er: Das mit der Liebe ist wichtig. Gott lieben. Den Nächsten lieben. Sich selbst lieben. „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst."

Und zwar nicht nur ein bisschen, sondern richtig, also ganz und echt, eben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft.

Was steht in einer Zeitung immer ganz oben und fett gedruckt? Richtig: die Schlagzeile. Und was steht halbfett drunter? Was wichtig ist. Und dann kommen die Details, die man meist nur überfliegt, wenn man sie überhaupt zur Kenntnis nimmt.

Ich habe mich gefragt, wie wohl die Schlagzeile lauten würde, die von dieser Szene berichtet? Vermutlich: Nur die Liebe zählt. Und halbfett stände drunter: Jesus sagt, dass es wichtig ist, zu lieben - Gott, den Nächsten und sich selbst.

Und ein Kommentator würde vermutlich im Folgenden mehr darüber schreiben, z.B. wie wichtig es ist, dass man sich geliebt weiß, dass man andere lieben kann. Am nächsten Tag würden in der Zeitung vielleicht drei Leserbriefe stehen, die sich alle auf diese Geschichte mit der Überschrift „Nur die Liebe zählt" beziehen würden.

Der erste Leserbrief würde sich auf Gott beziehen und fragen. „Ist ja alles gut und schön. Aber wie soll ich mir diesen Gott vorstellen, der zu lieben wäre? Gibt es den denn überhaupt?"

„Stimmt", würden viele beim Lesen dieses Leserbriefs denken, „der hat Recht. Mir geht es auch so: Ich verbinde rein gar nichts mit dem Wort Gott. Dieses Wort ist für mich nur eine Worthülse. Und weil genau das nicht klar ist, frage ich mich, wie ich jemanden oder etwas lieben soll, das ich nicht kenne."

Der zweite Leserbrief würde sich auf den Nächsten beziehen und sich fragen: „Wer ist denn mein Nächster? Ich kann doch unmöglich alle acht Milliarden Menschen lieben. Ich kenne ja nicht einmal alle."

Und der dritte Leserbrief würde vielleicht seine Verwunderung darüber zum Ausdruck bringen, dass es ja ganz positiv gesehen wird, wenn man sich selbst liebt. Denn bisher habe er immer gemeint, die Bibel würde verbieten, dass man sich selbst liebt.

Das lässt sich weiter spinnen. Denn nehmen wir mal an, da würde einer oder eine auf diese drei Leserbriefe reagieren. Was würde er, was würde sie wohl schreiben?

Sie würden vielleicht dem Leserbriefschreiber, der die Frage nach Gott gestellt hatte, auffordern: „Schau dich doch mal um, all das Schöne und Wunderbare in der Natur. Dafür ist Gott verantwortlich. Kannst Du denn nicht erkennen, wie Gott als der Schöpfer hinter allem steht, was es zu bestaunen gibt?“

Vielleicht würde sie aber auch an der Art merken, wie die Frage im Leserbrief gestellt war, dass sich der Frager mit einem persönlichen Gott schwer tut und sich Gott eher unpersönlich vorstellt, also als Kraft und Macht etwa, die hinter allem steht.

Und was würde sie dem schreiben, der der Meinung war, er könne doch unmöglich alle lieben?

Sie würde ihn vielleicht auf das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter hinweisen, wo es um genau diese Frage geht. Dort wird die Frage „Wer ist denn mein Nächster?“ beantwortet. Der Nächste ist immer der Mensch, der dir gerade nahe ist, der deine Hilfe und Zuwendung braucht oder aber Dir geholfen hat.

Und was würde sie dem schreiben, der darüber ins Nachdenken kam, dass man sich sehr wohl selbst lieben darf? Das Gebot setzt es ja geradezu voraus, dass man sich selbst liebt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Ich stelle mir vor, wie ihre Antwort den Unterschied zwischen Egoismus und Selbstliebe thematisieren würde. Und der wäre? Ist doch ganz einfach: Ein Egoist denkt immer nur an sich und nie an die anderen. Aber einer der sich liebt, der kann auch andere und Gott lieben.

Ach ja, und dann wäre da bestimmt noch ein vierter Leserbrief, der würde sich – mit einem gewissen Recht – über die Formulierung mit dem „Du sollst“ aufregen. Das würde so typisch nach Kirche klingen, so moralisierend, so fordernd, so nach Pflicht und Muss.

Vielleicht würde sie davon erzählen, wie das mit ihrer Liebe zu ihrem Ehemann und ihren Kindern ist und was es mit ihr macht, dass sie mit ihren Lieben in Liebe verbunden ist.

Und sicher würde deutlich werden, dass sie sich zu dieser Liebe in keiner Phase gezwungen sieht, sondern dass es sich gut anfühlt, zu lieben und umgekehrt auch geliebt zu werden. Keine Spur von Pflicht und kein Muss. Ganz im Gegenteil: Sie liebt liebend gern.

Und ganz zum Schluss würde sie sicher noch einbringen, dass dieses wichtigste Gebot von einer Voraussetzung ausgeht, die man schnell übersieht.

Denn in den Zitaten kommt ein gläubiger Mensch zu Wort. Dem Gebot der Liebe ist sogar ein Bekenntnis vorangestellt. Es lautet: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein.“ Und tatsächlich handelt es sich dabei um ein Glaubensbekenntnis, genauer gesagt um das jüdische Glaubensbekenntnis, das Schema-Israel.

Was bedeutet das nun? Für Menschen, die sich so zu Gott bekennen, zu einem Gott, der sie liebt, ist das mit der Liebe eine Folge. Sie lieben liebend gerne. Wer diesen Gott der Liebe seinen Gott sein lässt, der wird ihn lieben, aber nicht nur ihn, sondern auch seine Nächsten wie sich selbst.

Wir sehen: Das Gebot der Liebe ist einem jeden und einer jeden von uns gewissermaßen von Anfang an ins Stammbuch geschrieben. Bevor wir uns Tag für Tag dem Alltag mit all seinen Wichtigkeiten zuwenden, sollten wir uns vergegenwärtigen, was wirklich wichtig ist, was auch Jesus für das Wichtigste hielt: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Gut zu wissen, oder? Vergiss es nicht.

Mehr geben

Predigt zu Markus 12, 41-44 am 19. März 2017

Wie gefällt Ihnen diese Geschichte? Ganz gut, nicht wahr? Und warum? Weil man auf den ersten Blick den Eindruck hat, da würden die Reichen ihr Fett wegkriegen. Sehen Sie, ehe man sich versieht, liegt man schon mal falsch.

Um das zu verstehen, ist es gut, sich klarzumachen, aus welcher Perspektive man diese Geschichte betrachtet und versteht. Theoretisch gibt es ja vier Möglichkeiten: aus der Perspektive Jesu, aus der Perspektive der Jünger, aus der Perspektive der Reichen oder aus der Perspektive der armen Witwe.

Erstens: Aus der Perspektive Jesu? Natürlich: Wir schauen natürlich – meist nur ganz verstohlen - was andere geben. Wir regen uns darüber

auf, wenn vor allem die, die es dicke haben, nichts oder nur wenig geben. Aber wenn wir uns fragen: „Bin ich Jesus?“, erkennen wir sofort, dass es nicht an uns ist, zu beurteilen, was andere geben. Das steht uns nicht zu.

Zweitens: Und wie ist das mit der Perspektive der Jünger? Die schauen ja sehr entspannt auf die Szene. Warum? Weil es nicht um sie geht. Sie sind nur Zuschauer. Das ist schön unverbindlich. Sie brauchen sich nicht festzulegen. Sie merken schon: Das kann es ja auch nicht sein. Nur Zuschauen ist nicht die Lösung.

Drittens: Da wir alle nur zu gern die Guten sein wollen, identifizieren wir uns vermutlich am ehesten mit der armen Witwe, die von Jesus ja sehr gelobt wird. Nur: Wer von uns ist so arm wie diese Witwe. Und wer von uns gibt alles, was er hat? Wir merken: Wir sind nicht wie diese arme Witwe.

Viertens: Jesus sieht, wie wohlhabende Leute, also die Reichen, viel in den Sammelbehälter einlegen. Das nimmt er kommentarlos zur Kenntnis, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, dass die, die viel haben, auch viel geben. Das ist ihm aber weder ein Lob noch ein Tadel wert. Sind wir also mit den Reichen vergleichbar, die Jesus da beobachtet hat? Könnte sein, wenn wir viel geben. Könnte aber auch nicht sein, wenn wir nur wenig geben.

Nachdem ich mit dieser kleinen Betrachtung der Personen, die in der Geschichte vorkommen, gezeigt habe, dass wir die Szene zwar aus jeder beliebigen Perspektive betrachten können, aber mit keiner der beteiligten Personen identisch sind, werden Sie sich jetzt vermutlich fragen, was Ihnen diese Geschichte denn zeigen soll. Das ist übrigens grundsätzlich eine gute Ausgangslage, um biblische Geschichten neu zu verstehen, wenn man mal für einen Moment alles in Frage stellt, was man bisher darüber dachte. Zweifellos will Jesus seinen Jüngern etwas zeigen. Und damit gibt er ihnen die Möglichkeit, sich zu entscheiden, es entweder so wie die Reichen zu machen oder so wie die arme Witwe.

Wie ist das, wenn die Reichen etwas geben? Sie geben von dem, was sie über haben. Das ist je nach dem, wie reich sie sind, eine ganze Menge. Schon mal nicht schlecht.

Und wie ist das bei der armen Witwe? Sie ist beneidenswert sorglos, was ihre Person angeht. Sie lebt wie die Lilien auf dem Felde voller Vertrauen zu Gott, der schon für sie sorgen wird. Unbekümmert und großzügig gibt sie alles hin, was sie eigentlich für den täglichen Lebensunterhalt bräuchte - in der Annahme, es für Gott gegeben zu haben, und in der Hoffnung: Er wird für mich sorgen.

Was wollte man dagegen sagen? Das klingt einfach überzeugend. Und natürlich wünschte man sich, man könnte so sein wie diese arme Witwe. Genau deshalb liebe ich diese Geschichte von der armen Witwe, die Jesus so lobt, weil sie alles gibt, was sie zum Leben hatte.

Und gleichzeitig hasse ich diese Geschichte, weil ich genau das nicht kann. Ich gebe nicht alles, was ich zum Leben habe. Und das ist in gewisser Weise nicht nur mein Dilemma, sondern das Problem vieler Menschen mit dieser schönen Geschichte.

Der Weg vom „Viel geben“ der Reichen zum „Alles geben“ der armen Witwe ist unendlich lang. Ich ahne, dass die Witwe es gelernt hat, alles loszulassen und sich mehr und mehr auf Gott zu verlassen.

In meinem Frust darüber, dass ich nicht so bin wie diese arme Witwe, entdecke ich, dass Jesus in der Geschichte ja auch nicht sagte: „Ihr sollt genauso handeln wie die Witwe“. Er machte niemandem ein schlechtes Gewissen. Er lenkte einfach nur den Blick auf diese Frau, als wollte er sagen: „Seht mal, was es gibt und denkt drüber nach.“

Während ich das Verhalten der armen Witwe bewundere, frage ich mich ernsthaft, wem eigentlich damit geholfen wäre, wenn alle wie die arme Witwe alles geben würden und ein Fall fürs Sozialamt würden?

So hin- und hergerissen bleibe ich an einem Wort aus der Geschichte hängen, dem ich weiter nachgehen werde. In der Geschichte heißt es: Diese arme Witwe hat mehr eingelegt. Worin besteht dieses Mehr? Es war kein Mehr an Geld. Was das Geld angeht, hatten natürlich die Reichen mehr gegeben.

Das Mehr ihrer Gabe muss mit der Einstellung zusammenhängen, mit der sie gab, was sie zu geben vermochte. Offensichtlich ging es Jesus in erster Linie nicht ums Geld, sondern um mehr als das. Diesem Mehr sollten wir nachspüren. Denn dieses Mehr ist unabhängig von der Höhe des Betrages. Sie gab mehr. Wir auch?

Vergehen

Predigt zu Markus 13,31 am 31. Dezember 2004

Unbeschreiblich, was da rund um den indischen Ozean geschehen ist und geschieht: 100000 Tote. Viele Vermisste. 5 Millionen Menschen in Not und Elend. Von Seuchen bedroht. Die Katastrophe nimmt apoka-

lyptische Ausmaße an.

Neben all dem Schrecklichen aber auch viel Menschlichkeit und viel Hilfsbereitschaft. Wenn man mit dem Leben davon gekommen ist, wenn man nichts mehr hat als die Kleidung am Leib, dann ist man eben wieder dankbar für den Schluck Wasser und das Stück Brot.

Was da in Südostasien geschieht, bewegt auch uns. Die Flutwelle hat in gewisser Weise auch uns erreicht, nicht nur deshalb, weil Hunderte Deutsche unter den Todesopfern sind.

Wie gebannt verfolgen wir in den Medien, was da geschieht. Vieles, was sonst so wichtig zu sein scheint, tritt in den Hintergrund. Wir versuchen zu begreifen - vergeblich. Wer wollte fassen, was es bedeutet. Und so fällt es uns schwer, uns von diesen Ereignissen zu lösen.

Dabei ist 2004 fiel mehr geschehen. Es ist eben nur so: Wir haben die Erinnerungen an das vergangene Jahr im Bilde gesprochen Tag um Tag auf einen großem Stapel abgelegt. Oben auf liegen die mit der Flutkatastrophe verbundenen Bilder.

An die Bilder darunter kommen wir kaum noch heran. Dabei hat 2004 für jeden von uns Tag um Tag Schönes und weniger Schönes mit sich gebracht. Wir sind zu Recht dankbar, dass wir nicht selbst Opfer einer ähnlichen Katastrophe geworden sind. Viele Fragen brechen auf. Und mancherlei Gedanken gehen einem durch den Sinn.

Auch das mit Noah und der Sintflut. Für mich hat die Flut dieser Tage allerdings nichts damit zu tun, auch nicht mit einer Strafe Gottes.

Diese Flut zeigt uns allerdings, wie verheerend Naturgewalten sein können. In diesem Fall war es eine Naturkatastrophe. Was aber, wenn sich das Klima infolge der hinlänglich bekannten Umweltzerstörung ändert, und zwar so langfristig, sodass es von daher zu derartigen Naturkatastrophen kommt. Es gibt diese Horrorszenarien: Wir denken an Überschwemmungen, an Stürme, an Wüstenbildung, an verheerende Niederschläge, das Versinken ganzer Landstriche im Meer.

Und was erst, wenn infolge eines Unglücks mit Atombomben ganze Landstriche ausradiert werden und unbewohnbar werden. Was, wenn wir die alten und neuen Seuchen nicht in den Griff bekommen. Was, wenn der Krebs als Krankheit infolge der Chemie in der Nahrungskette, infolge der Abgase und Gifte zum Menschsein gehört.

Schon gut, ich höre auf. Wer will das schon hören. Aber solche Naturkatastrophen zeigen uns, was uns an selbstgemachten Katastrophen viel größeren Ausmaßes erwartet, wenn sich nicht bald etwas ändert.

Das wissen wir seit Jahrzehnten. Und dennoch verändert sich kaum

etwas, weil zu viele der Meinung sind: Ach, das ist doch nicht so schlimm. Wirklich nicht?

Bei Jesaja heißt es im 30. Kapitel: „Wenn ihr zu mir umkehrt und inne haltet, dann werdet ihr gerettet. Wenn ihr gelassen abwartet und mir vertraut, dann seid ihr stark. Aber ihr wollt ja nicht. Ihr sagt: 'Nein, auf Pferden wollen wir dahin fliegen!' Aber ihr werdet nicht fliegen, sondern fliehen ... Eure Verfolger werden schneller rennen als ihr.“ Jesaja sprach seine Worte in eine militärische Auseinandersetzung hinein. Aber auch mit Blick auf mögliche weitere Naturkatastrophen aufgrund menschlicher Einwirkung machen diese Worte Sinn.

Würden, ja könnten wir stoppen, innehalten, Gottes Auftrag „die Schöpfung zu bewahren“ nachkommen, es wäre noch was zu retten. Aber so: Mit Hunderten von PS bzw. Pferdestärken fliegen wir nur so über den Asphalt. Die Strafe folgt auf den Fuß. Unsere Verfolger werden nicht Soldaten sein, sondern die Natur, die zurückschlägt und die schneller ist, als wir davon rennen könnten. Das nimmt kein gutes Ende. Es könnte bald an vielen Orten so aussehen, wie in den Ferienparadiesen an den Küsten des indischen Ozeans. Um es mit den Worten Jesajas zu sagen: „Es wird nichts übrigbleiben als eine leere Fahnenstange auf einem kahlen Hügel.“ Tohuwabohu.

So schrecklich, wie diese Naturkatastrophe einerseits ist, ist sie uns auch eine Warnung, auf dass es durch menschliche Schuld nicht noch schlimmer kommt.

Ich will diese Gedanken mit einem Vers aus dem Neuen Testament konfrontieren, der uns als Jahreslosung durch das Jahr 2004 begleitet hat. Haben Sie ihn noch vor Augen? Bevor Sie nun innerlich abwinken und sich sagen: „Was soll das denn jetzt bringen?“ hören Sie erst einmal die Worte dieser biblischen Jahreslosung. Er waren Worte Jesu, der gesagt hatte: „Himmel und Erde werden vergehen.“

Das haben wir vor Augen, wie ein Stück Himmel auf Erden verging. Wir haben vor Augen, wie zerbrechlich, wie vergänglich alles ist. Hätten wir nun nur die Vergänglichkeit, also das Ende des Lebens im Blick, wären wir nicht in der Lage, die schönen Momente des Lebens immer wieder zu erinnern und auszukosten.

Aus Afrika erzählte neulich jemand, der jahrelang dort gelebt hat, dass sich gerade die Menschen, die dem Tod Tag um Tag Auge in Auge gegenüber stehen, Tag um Tag ihres Lebens freuen. Gerade wegen der Gefährdung ihres Lebens danken sie Gott für jeden Tag Leben, den er ihnen schenkt.

Nun ist in der Jahreslosung ja nicht nur vom Vergehen und der Vergänglichkeit die Rede. Er geht auch um das, was bleibt. Was nämlich? Jesu Worte. Wie sagt er: „Meine Worte aber werden nicht vergehen." Es mag ja alles andere vergänglich sein. Aber seine Worte vergehen nicht. Daran können wir uns orientieren.

Was das im Einzelnen heißt, hängt davon ab, welche Worte Jesu Ihnen wichtig sind und welche Sie begleiten. Ich denke da z.B. an das Wort: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Viele der Worte Jesu wollen uns vergewissern, dass unser Leben trotz der Vergänglichkeit in der Fürsorge dessen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit unser Gott ist, geborgen ist und bleibt.

Gerade dieser Tage gedenken wir eines Gedichtes von Dietrich Bonhoeffer, das er vor 60 Jahren zu Sylvester 1944 geschrieben hat, dass viele von uns kennen und lieben, weil es uns bestärkt zu glauben und den Mut nicht sinken zu lassen: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

So möge es sein, dass er mit uns und mit allen ist, an die wir denken. Er möge bei uns allen sein am Abend, an jedem Abend und eben auch am Abend unseres Lebens. Er möge bei uns allen sein in der Nacht, in jeder Nacht, und eben auch in der Nacht des Todes. Er möge aber auch bei uns sein am Morgen, an jedem neuen Tag, also am Morgen der Auferstehung.

Und nun stellen Sie sich das bitte einmal ganz bildlich vor, wie ein neuer Tag anbricht, wie der Morgen dämmert, wie die Nacht weicht, wie sich der Horizont erhellt.

Bevor und während dies geschieht, es noch ringsum dunkel ist, sieht man am Himmel den Morgenstern, der in den frühen Morgenstunden den kommenden Tag ankündigt. Mit seinem Licht ermutigt er uns, trotz der Dunkelheit nicht daran zu zweifeln, dass sich der neue Tag Bahn bricht. Insofern hat der Morgenstern etwas sehr Tröstliches und Mut machendes.

Im Gesangbuch heißt es: „Die Nacht ist vorgedrungen, der Tag ist nicht mehr fern. So sei nun Lob gesungen dem hellen Morgenstern!" Der Morgenstern, von dem da die Rede ist, ist der Stern von Bethlehem, der auf Jesus und das, was er sagte, aufmerksam machen will.

Wie uns der Morgenstern ermutigt, angesichts der Dunkelheit der Nacht nicht zu verzweifeln, so ermutigt uns der Morgenstern des Christus, der Stern von Bethlehem, angesichts des Todes und des Leids

nicht zu verzweifeln. Sein Licht lädt uns ein, uns selbst wie die Toten und Leidenden dem anzuvertrauen, der bei uns ist alle Tage.

Salbung des Christus

Predigt zu Markus 14, 3-9 am 9. März 2017

Da war Jesus also in Bethanien zu Besuch. Er war eingeladen bei Simon. Der hatte Aussatz, eine wirklich schlimme Krankheit, heute bekannt unter Lepra. Wer Lepra hatte, lebte auf der Schattenseite des Lebens, irgendwo am Rande der Gesellschaft. Mit solchen Leuten wollte niemand etwas zu tun haben.

Und wen wird Jesus bei Simon getroffen haben? Leute wie Simon. Aussätzige. Kranke. Arme. Es roch vermutlich geradezu nach Krankheit und Armut. Nicht gerade einladend.

Und wie sie da nun zusammen waren, miteinander über Gott und die Welt diskutierten, gemeinsam zu Abend aßen und Brot und Wein miteinander teilten, da tauchte jene namenlose Frau auf.

Sie platzte mitten hinein mit ihrem kostbaren Duftöl. Zielstrebig steuerte sie auf Jesus zu. Sie öffnete das Fläschchen und verteilte den kostbaren Inhalt auf Jesu Haare, ganz zärtlich. Was für ein Moment der Nähe. Und dieser Duft. Betörend breitete er sich im Raum aus und überdeckte den „Arme-Leute-Geruch". Das wird Jesus gut getan haben.

Es passierte einerseits so schnell und andererseits wie in Zeitlupe, dass alle Anwesenden das Geschehen bis dahin nur still und wie gebannt verfolgt hatten.

Es dauerte einen Moment, bis die Anwesenden die Fassung wiedererlangten. Während manche noch staunten und andere miteinander tuschelten, äußersten einige empört ihren Unwillen: Diese Frau hatte gerade den Jahresverdienst eines Tagelöhners – im wahrsten Sinne des Wortes – auf den Kopf gehauen. Aus der Sicht armer Leute war das die pure Verschwendung. Wie konnte sie nur? Man hätte das Geld, das sie für das Öl bezahlt hatte, doch besser den Armen gegeben?

Natürlich. Das hätte sie machen können. Aber darum ging es ihr doch gar nicht. Sie wollte Jesus was Gutes tun. Und sie wollte ihm auf ihre Weise zeigen: Ich mag dich. Du bist mir etwas wert.

Das ist, wie jeder weiß, gar nicht so leicht, einem anderen zu zeigen, wie sehr man ihn mag. Wie kann man einem anderen etwas

wirklich Gutes tun und ihm damit zeigen: Du bist mir lieb und teuer.

Sie hatte sich das mit dem Duftöl überlegt. Und nun brachten sie sie mit ihrer Empörung und ihren Vorwürfen in Verlegenheit. Sicher bekam sie einen roten Kopf. Sicher kamen ihr auf einmal selbst Zweifel. Denn irgendwie hatten die anderen ja Recht, die sich so aufregten. Man hätte das Geld den Armen geben können. Natürlich.

Und Jesus? War der auch sauer? Nein. Im Gegenteil: Der nahm sie in Schutz: „Lasst sie in Ruhe! Was seid ihr so gemein zu ihr? Macht diesen Moment nicht kaputt."

Es ging ihr doch nicht darum, den Armen etwas vorzuenthalten. Und wer weiß, was sie vorher und nachher den Armen an Gutem getan hatte?

Im Übrigen ist es ja nie zu spät, Armen Gutes zu tun. Wer will, wird immer eine Möglichkeit finden, denen zu helfen, die Hilfe brauchen.

Im Übrigen geht es hier ja gar nicht um die versteckte Aufforderung, Notleidenden zu helfen. In jenem Moment ging es der Frau einzig und allein darum, Jesus zu salben.

Vielleicht hat sie gedacht: Jetzt oder nie. Wenn du ihm was Gutes tun willst, dann musst es jetzt tun, eben solange er noch lebt und solange es noch möglich ist. Wenn er tot ist, ist es zu spät.

Wie wahr. Viel zu viele Menschen vergessen, ihre Liebe und Dankbarkeit gegenüber den Menschen, die ihnen lieb und teuer sind, rechtzeitig zu zeigen. Um es mal so zu sagen: Die Blumen, die die Dankbarkeit zeigen sollen, gehören zu Lebzeiten verschenkt und nicht auf den Sarg.

Soweit, so gut. Eine wunderbare Geschichte von menschlicher Nähe, Zärtlichkeit und Zuwendung. Und dann sagt Jesus zum Abschluss: „Wo das Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat."

Nun werden die Leute damals nicht weniger aufgemerkt haben als heute. Wie? Was? Man wird in der ganzen Welt, wo das Evangelium gepredigt wird, also wo die frohe Botschaft verkündigt wird, davon reden, was sie getan hat.

Was hatte sie denn schon Großes getan? Sie hatte Jesus gesalbt. Und? Die Anwesenden werden sich gefragt haben, was Jesus damit gemeint haben könnte. Und auch Sie werden sich fragen, was denn an dem bisschen Beduften so wichtig gewesen sein könnte.

Und hier wird es nun theologisch spannend. Wenn jemand gesalbt wird, dann ist er ein Gesalbter. Nun lautet das hebräische Wort für Gesalbter „Messias" und das griechische Wort für Gesalbter lautet „Christus". So einfach ist das. Gab also diese Frau letzten Endes den Anstoß dazu, dass ihn alle Welt Jesus Christus nennt?

Was für uns wie selbstverständlich klingt, dass nämlich Jesus der Christus bzw. der Messias ist, dass er Jesus Christus ist, hängt letztlich von der Tat dieser Namenlosen ab. Jesus ist durch sie ein Gesalbter, ein Christus. Er heißt nicht nur Christus. Er ist der Gesalbte, der Messias, der Christus.

Hätte sie ihn nun nicht kurz von seiner Hinrichtung gesalbt, wäre er kein wirklich Gesalbter, kein Messias, kein Christus. Immer dann, wenn man von Jesus Christus, von Jesus als dem Gesalbten, spricht, schwingt auch etwas von der Tat jener namenlosen Frau mit, die ihn zu dem machte, was er von Gott her längst war: Christus.

Es geht noch weiter: Wäre er nun nicht der Christus, wären wir nicht die Christen. Denn das Wort Christen – und das wissen Sie ja sicherlich – kommt natürlich von Christus. Er Christ. Ich Christ. Wir Christen.

Wie er der Christus ist, der von Gott auserwählte und gesalbte, so sind wir als Christen in gewisser Weise auch auserwählt und gesalbt. Wie heißt es gleich im 23. Psalm vom guten Hirten, dem Herrn: „Du salbest mein Haupt mit Öl, Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang."

Verraten

Predigt zu Markus 14, 17-25 am 13. April 2017

Mit der Ankündigung des Verrats spitzt sich die Situation zu. Nicht einmal 24 Stunden später sollte Jesus bereits tot sein. Dabei sah zunächst alles ganz anders aus. Nach all dem Rummel der vergangenen

Tage freuten sich die Jünger auf diesen Abend mit Jesus. Denn sie würden ihn endlich mal nur für sich haben. Nur sie, die Zwölf, und er, Jesus. Eine eingeschworene Gemeinschaft.

Aber sie merkten auch: Irgendetwas lag in der Luft. Nur was? Jesus würde es ihnen an diesem Abend sicher sagen. Und dann das. Wie sie so aßen, sagte Jesus: „Einer von euch wird mich verraten."

Diese Worte schlugen ein wie der Blitz. Sie lösten Betroffenheit und Unruhe, ja Empörung aus. „Das gibt's doch nicht!" werden sie - wenn schon nicht gesagt, so doch - gedacht haben. „Das kann doch nicht sein. Jesus, was redest du da?"

Aber an der Art und Weise, wie er sie ansah, werden sie gemerkt haben, dass er es ernst gemeint hatte, als er sagte: „Einer von euch wird mich verraten." Sie waren schockiert, fassungslos, sprachlos.

Und sie werden einander angeschaut haben, ob jemand reagieren würde. Würde einer den Blick senken? Und sie werden sich gefragt haben: „Wen hatte er gemeint? Ihn vielleicht oder ihn. Oder womöglich mich selbst?"

Aber sie werden auch gespürt haben: „Ich bin mir nicht sicher. Könnte es sein, dass er mich meint? Ich weiß nicht. Habe ich denn vielleicht unwissentlich etwas getan, was ihn verraten hat?"

Alle miteinander haben sie es nicht einfach nur von sich gewiesen. Sie haben es durchaus für möglich gehalten. Sonst hätten sie ihn ja schließlich nicht reihum gefragt: „Bin ich's?" „Bin ich's?" „Bin ich's?"

Die Stimmung war vollständig gekippt. Sie konnten es nicht glauben. Das hätten sie sich nicht träumen lassen, dass es so kommen würde. Da waren sie solange mit Jesus und miteinander unterwegs. Sie waren doch Freunde. Und mehr als das. Und dann das! Das tat weh.

Interessanterweise verlor Jesus kein weiteres Wort darüber. Er ließ seine Ankündigung im Grunde so stehen. Wir wissen, wie es weiterging. Es war schließlich Judas, der zum Verräter wurde. Ihm galt das, was Jesus dann noch sagte: „Weh dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird!" Warum wehe ihm? Weil Jesus ahnte, dass der, der ihn verraten würde, über seinem Verrat verzweifeln würde.

Wie sollte man damit auch weiterleben können? Wie wir wissen, ist Judas nach dem Verrat so verzweifelt gewesen, dass er sich das Leben nahm. Vor dieser Selbsttötung hat ihn offensichtlich auch nicht die Tatsache bewahrt, dass er kurz vorher mit Jesus zusammen war und gemeinsam zu Abend gegessen hatte. Gerade das hätte ihm doch zeigen können, dass er auch als Verräter nicht ausgeschlossen ist.

Ich habe immer wieder über diesen Verrat nachgedacht und was das mit uns zu tun hat. Ist das mit dem Verrat nur eine Geschichte von damals, also nur die einmalige Geschichte des Judas? Oder ist es auch eine Geschichte von heute, eine Geschichte über uns?

Als ich so über die Worte „Verrat" und „verraten" nachgedacht habe, da ist mir aufgefallen, dass in diesen Worten ja auch die positiven Worte „Rat" und „raten" stecken.

Und das ist interessant. Denn wer von uns hätte nicht schon hier und da einen Rat gegeben bzw. jemandem geraten, dies oder das zu tun. Vermutlich war das oft hilfreich für den, der beraten wurde. Und es war gut so.

Aber wie das dann oft ist. Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Und dann passiert womöglich genau das, was ganz und gar nicht beabsichtigt bzw. vorauszusehen war.

Und nur deshalb, weil sich die Situation geändert hatte, wurde aus dem gut gemeinten Rat ein schlechter Rat. Dann ist es missraten. Und Sie merken: Auch im Wort „missraten" steckt der gut gemeinte Rat.

Wir verbinden mit Verrat immer eine gewisse Hinterhältigkeit, eine böse Absicht. Aber könnte es nicht sein, dass Judas Jesus gar nicht in böser Absicht verraten wollte? Kann es sein, dass er etwas ganz anders im Sinn hatte, das dann leider missraten ist?

Von daher stellt sich die Frage neu, inwiefern man auch ohne böse Absicht zum „Verräter" werden kann – einfach deshalb, weil man schlicht zur falschen Zeit am falschen Ort den falschen Rat gegeben hat.

Es könnte auch so sein: Es gibt ein Problem mit mehreren Leuten in der Gemeinde. Ein Wort gibt das andere. Die Situation ist verfahren und der Fall keineswegs klar. Und dann will man helfen, mischt sich ein, den Konflikt schlichten. Und ehe man sich versieht, ist man mittendrin im Konflikt. Und je mehr man sagt, desto mehr verstrickt man sich. Und zu guter Letzt weiß niemand mehr, was genau wer gesagt und gemeint hat. Unterstellungen und Missverständnisse tun ihr Übriges. Und im Zuge solch einer Auseinandersetzung kommt es ganz schnell dazu, dass sich dieser oder jene verraten fühlen.

Und wenn das geschieht, wir ungewollt aneinander zu Verrätern werden, werden wir auch ohne böse Absicht, ja ohne es uns klar zu machen, zu Verrätern Jesus Christus gegenüber.

Immer dann, wenn wir tun, was er nicht wollte. Immer dann, wenn wir reden, was seiner frohen Botschaft entgegensteht. Immer dann,

wenn wir einen seiner geringsten Brüder, eine seiner geringsten Schwestern verraten, verraten wir ihn.

Ich glaube, es wäre gut, wenn wir uns nicht nur wie die Jünger von damals fragen würden: „Bin ich's?", sondern wenn wir uns fragen würden: „Wo bin ich's?" Also wo verrate ich Jesus.

Ich gehe mal noch einen Schritt weiter: Geht es eigentlich ohne Verrat? Gibt es ein Leben, ohne in diesem Sinn schuldig zu werden? Wohl kaum.

Natürlich erwarten wir, dass es unter uns, in der Gemeinde, in der Kirche anders zugeht. Wir verabscheuen Hinterhältigkeit und sehnen uns nach Aufrichtigkeit. Niemand verrät andere absichtlich.

Aber – und das ist hoffentlich deutlich geworden – auch der Aufrichtige kann unbeabsichtigt zum Verräter werden, an anderen, an Christus.

Wo uns dann zu Bewusstsein kommt, wofür wir mitverantwortlich sind, was wir angerichtet haben, dass wir einen anderen Menschen ohne böse Absicht verraten haben, fühlen wir uns – und das ja zu Recht – mies. Das kann einem mächtig zu schaffen machen.

Aber gerade dann, wenn die Lage ernst ist, ist sie nicht hoffnungslos. Und das können wir unter anderem eben auch unserer heutigen Geschichte entnehmen.

Denn Jesus lädt selbst solche Verräter wie Judas zu sich ein, wenn er sagt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken." Er schließt niemanden aus.

Auch wenn wir es ein ums andere Mal vermasseln, auch wenn wir ihn und einander immer wieder verraten, lädt er uns zu sich ein, an seinen Tisch, reicht uns das Brot und den Wein, vergibt uns und eröffnet uns so die Möglichkeit, unser Leben trotz allem immer wieder neu in Angriff zu nehmen.

Das können wir doch auch, einander vergeben – und uns gegenseitig so Neuanfänge ermöglichen.

In Bewegung kommen

Predigt zu Markus 16, 1-8 am 7. März 2022

Trauernde Frauen gingen zum Grab und fanden zu ihrem Entsetzten das Grab offen und leer und ein Engel verkündete Ihnen: „Er ist auferstanden." Und die Reaktion der Frauen: Osterfreude? Sollte man annehmen. Aber weit gefehlt. Nichts von österlicher Freude. Stattdessen: Entsetzen, zitternde Knie, Flucht, angstvolles Schweigen.

Schauen wir genauer hin: Unser Predigttext erzählt die Geschichte von Maria Magdalena, von Maria, der Mutter des Jakobus, und von Salome. Es sind dieselben Frauen, die unter Jesu Kreuz ausgehalten haben. Sie haben ihn in den Tod begleitet, soweit es ihnen möglich war. Und anscheinend waren sie auch bei Jesu Grablegung dabei. Denn sie wussten, wo sich seine Grabhöhle befand.

Trostlos muss die Stimmung gewesen sein. Und dann, am dritten Tag nach der Kreuzigung, sind sie auf dem Weg zu seinem Grab. Sie wollen ihn mit dem gekauften Öl salben. Seine in aller Eile vorgenommene Bestattung soll einen würdigen Abschluss finden.

Im Morgengrauen des neuen Tages hält sie nichts mehr. Sie müssen zum Grab. Sie müssen etwas tun. Und so machen sie sich auf den Weg.

Als sie sich auf den Weg zum Grab machen, ist die Sonne aufgegangen. Aber die Frauen tröstet das nicht. Die Dunkelheit und Traurigkeit in ihren Herzen wird dadurch nicht erhellt. Es ist zunächst einmal kein Osterspaziergang, von dem wir hören, sondern ein Weg zum Grab.

Und doch fällt für den Erzähler der Ostergeschichte mit dem Licht der aufgehenden Sonne schon österliches Licht auf den Weg derer, die traurig sind, weil sie noch nicht wissen, was bereits geschehen ist.

So ähnlich ist es oft in unserem Leben. Während wir verzweifelt sind, hat sich die Wende zum Guten schon vollzogen. Wir haben es nur noch nicht gemerkt.

Die Frauen jedenfalls bewegt die Sorge: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?" Sie kennen das Grab ja und wissen, wie groß der Stein ist. Wie sollten sie den alleine von der Stelle kriegen?

Dieser Stein lag so schwer und unbeweglich vor dem Grab wie jener andere Stein, der ihnen auf der Seele lag. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie dieser Stein da wegkommen könnte, der sie schier erdrückte. Würden sie je wieder fröhlich und unbeschwert lachen können? Würden sie sich jemals wieder leicht und frei fühlen können?

Als sie dann das Grab erreichen, müssen sie zu ihrer Überraschung feststellen, dass der Stein schon nicht mehr vor dem Eingang liegt. Aber auch das löst keine Hoffnung aus. Im Gegenteil: Unsicherheit macht sich breit. Voller Angst betreten sie die Grabhöhle.

Das erste, was sie sehen können, nachdem sich die Augen so halbwegs an die Dunkelheit gewöhnt haben, ist ein junger Mann mit einem

langen weißen Gewand, der rechts neben der Stelle sitzt, wo sie Jesus hingelegt hatten. Ihnen ist sofort klar: Das ist ein Engel.

Und doch sind sie entsetzt. Dabei haben sie noch nicht einmal bemerkt, dass der Leichnam nicht mehr da lag, wo er abgelegt worden war.

Das bringt ihnen erst der Engel zu Bewusstsein, als er sagt: „Entsetzt euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Siehe da die Stätte, wo sie ihn hinlegten."

Um Himmels willen. Er war weg. Aber wo, wo war er? Als wenn der Engel ihre ratlos fragenden Blicke beantworten wollte, sagte er: „Geht aber hin und sagt seinen Jüngern und Petrus, dass er vor euch hingehen wird nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat."

Damit weist ihnen der Engel den Weg. Sie sollen sich von dem lösen, was war. Und sie sollen sich für das öffnen, was kommt. Sie sollten aus der Grabhöhle, dem Ort des Todes, in ihre alltägliche Umgebung, den Ort des Lebens, gehen.

Nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegen Antworten bereit für all die Fragen. In Galiläa, mitten im Alltag, würde er sich ihnen zeigen und als der Auferstandene erweisen.

Ist diese Botschaft des Engels nicht auch eine Botschaft an uns? Es ist doch, als wenn der Engel uns sagte: „Wendet euch eurer Gegenwart zu. Dort werdet ihr den gekreuzigten Jesus, der auferstanden ist, als den Lebendigen erfahren."

Wir haben bei Ostern also nicht pietätvoll an Ereignisse vergangener Tage zu denken. Nein. Ostern vollzieht sich im alltäglichen Leben, mit den Menschen zusammen, die unsere Angehörigen, Freunde und Nachbarn sind. Dort will sich Jesus als lebendig erweisen.

Und was machen die drei Frauen? In unserem Text heißt es: „Und sie gingen hinaus und flohen von dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemanden etwas; denn sie fürchteten sich." Das ist das Ende unserer Geschichte. Ein erstaunlicher Schluss.

Denn Maria von Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome, die das Grab leer finden, erleben etwas, das sie nicht jubeln, sondern sprachlos werden lässt. Ganz anders als in unseren gängigen Vorstellungen. Aber hier ist von Osterfreude, sondern von Zittern, Entsetzen und Flucht die Rede.

Es war also längst noch nicht alles klar. Und das ist bis heute so geblieben. Da, wo schon die Frauen keine Worte fanden, finden wir bis heute keine Worte.

Das mag uns davon entlasten, immer gleich auf alles eine Antwort haben zu müssen. Das mag uns ermutigen, uns und anderen einzugestehen, dass uns für das mit Ostern die Worte fehlen. Aber wir sehen: Diese Ostergeschichte versucht erst gar nicht, Bescheid zu wissen.

So sind und bleiben wir darauf angewiesen, dass Gott selbst einem jedem und einer jeder von uns erschließt, was wir allein nicht fassen können, dass Gott selbst unsere Sprachlosigkeit in Sprache und unsere Zweifel in Glauben verwandelt.

Diese Geschichte fordert uns heraus. Sie hat etwas in Bewegung gebracht. Niemand weiß, wie es geschah. Aber seit dieser Stein vor dem Grab Jesu ins Rollen kam, ist vieles in Bewegung geraten.

Nicht nur die Frauen und die Jünger sind nach diesem Ereignis in Bewegung gekommen. Auch wir sind in Bewegung gekommen. Auch in uns ist etwas in Bewegung gekommen: die diversen Steine.

Ich denke jetzt mehr an die Gräber in uns und an die vielen Steine, die unbeweglich scheinen und verhindern, dass sich unser Leben entfalten kann.

Und da geht es uns wie die Frauen von damals. Wir fragen uns, wer uns die Steine von unsern Gräbern wegwälzen wird.

Die Antwort liegt in der Ostergeschichte: Die gleiche Macht, die es schon damals tat. Die gleiche Macht, die es seitdem immer wieder tut. Die gleiche Macht, die es immer wieder tun wird.

Ostern könnte für uns bedeuten, dass die Steine vor den Gräbern in uns, dass die Steine der Gräber, in denen wir uns befinden, dass die Steine, die uns erdrücken und blockieren, dass die Steine, die uns vom Leben abschneiden, dass sie alle ins Rollen kommen. Das wäre ein fröhliches und gesegnetes Ostern, wenn denn wenigstens ein paar dieser Steine ins Rollen kämen.

Auch wenn wir ihn, der all diese Steine ins Rollen bringen will, nicht zu fassen oder zu sehen bekommen, ermöglicht er uns doch so etwas wie eine Auferstehung vor dem Tod, indem er uns unsere Steine wegrollt und indem er uns hilft, auch die Steine anderer wegzuwälzen.

So bringt uns der Auferstandene in Bewegung – raus aus dem Tod und hinein ins Leben.

Ich glaube ihm

Predigt zu Markus 16, 9-14 am 15. April 2007

Letztes Wochenende war ja Ostern. Und für viele ist die Osterzeit damit vorbei. Aber das stimmt nicht – zumindest nicht, was das Kirchenjahr angeht. Bis Himmelfahrt ist Osterzeit.

Die Geschichte, die im heutigen Predigttext beschrieben wird, fällt ebenfalls in die Zeit nach dem Ostertag. Der Evangelist Markus befasst sich deshalb weniger mit der Auferstehung an und für sich. Es geht ihm vielmehr um deren Folgen. Er beschreibt, wie die elf Jünger auf die Botschaft von der Auferstehung reagierten. Und um das, was dann passierte.

Im Grunde handelt es sich wie bei einem Inhaltsverzeichnis um eine Aufzählung der Erscheinungen des Auferstandenen. Es klingt alles recht trocken und eher summarisch.

Aber stellen wir uns das doch einmal vor: Ein Raum im Halbdunkel. Die Fenster von innen mit Brettern vernagelt. Die Türen verbarrikadiert. Auf Stühlen sitzend und auf dem Boden liegend elf Personen, die Jünger, vereinzelt, in sich zusammengesunken, den Blick gesenkt oder starr ins Leere gerichtet. Einige haben stark gerötete Augen, andere haben den Kopf in den Händen vergraben. Gelegentlich ein Seufzen oder Schluchzen. Einer schlägt in regelmäßigen Abständen seinen Kopf gegen die Wand. Die Zeit scheint still zu stehen.

Plötzlich: Hastige Schritte. Es klopft an der Tür. Die Jünger hören das abgemachte Erkennungszeichen. Man öffnet. Herein kommt Maria Magdalena, völlig außer Atem. Freudig erregt ruft sie in den Raum: „Stellt euch vor. Jesus ist auferstanden. Er lebt und ist mir erschienen."

Nichts rührt sich. Keine Reaktion. Sie geht ein paar Schritte in den Raum und sagt: „Habt ihr nicht verstanden: Unser Herr ist auferstanden. Er lebt." Doch nicht einer, der auch nur den Kopf dreht. Man hört nur, wie einer seufzt. Und das war's.

Maria Magdalena geht zu einem der vernagelten Fenster und sagt ein drittes Mal, aber fast nur noch wie zu sich selbst: „Der Herr ist auferstanden." Sie weiß schon, dass ihre Botschaft die Herzen der Jünger nicht erreicht. Trostlose Stille liegt über dem Raum...

Den beiden Jüngern, die dem Auferstandenen auf ihrem Heimweg nach Emmaus begegnet waren, ergeht es nicht anders: Die elf Jünger

schenken ihrer Botschaft keinen Glauben. Bei Markus heißt es über das Verhalten der Jünger nur: „Sie glaubten ihnen nicht." Aber warum? Warum glaubten sie nicht?

Die Antwort ist einfach: Sie konnten nicht. Sie konnten es einfach nicht glauben, dass der Gekreuzigte auferstanden sein sollte. Es war ja aber auch wirklich ganz und gar unglaublich.

Aber nicht nur die Auferstehung, auch das Verhalten der Jünger war unglaublich. Hätte man nicht gerade von ihnen erwarten dürfen, dass sie das mit der Auferstehung glaubten?

Und genau das taten sie nicht, zumindest zunächst nicht. So unglaublich, wie es klingt: Sie glaubten nicht. Wer von uns also so seine Schwierigkeiten mit der Botschaft von der Auferstehung hat, der befindet sich mit seinen Skrupeln – wie wir hier sehen - in erlauchter Gesellschaft.

Ja, da stellt sich doch die Frage: Wie und wo fängt das mit dem Glauben eigentlich an? Und ich meine mit Glauben jetzt nicht, dass jemand - und sei es mit den Worten des Glaubensbekenntnisses - Glaubensinhalte benennt. Ich meine dies Vertrauen, dass einer dem anderen entgegen bringt, das Vertrauen, das wir Gott entgegen bringen.

Von den Jüngern heißt es zunächst: Sie glaubten nicht. Und doch war es so. Und doch war der Herr auferstanden. Die Wirklichkeit seiner Auferstehung war nicht davon abhängig, ob sie glaubten oder nicht.

Das ist wie mit der Liebe der Eltern zu den Kindern. Manche Kinder meinen zu Unrecht, ihr Vater oder ihre Mutter würden sie nicht lieben. Und natürlich sehnen sich solche Kinder nach der Liebe des Vaters, nach der Liebe der Mutter. Welch eine Befreiung, wenn solchen Kindern durch einen glücklichen Umstand dann doch deutlich wird, dass der Vater, dass die Mutter sie die ganze Zeit geliebt hat, auch in der Zeit, als das Kind davon nichts zu spüren meinte.

So ist es mit der Auferstehung und dem Auferstandenen auch. Sie sind Wirklichkeit - auch ohne unser Zutun, auch ohne unseren Glauben. Glücklich der Mensch, dem sich - durch welche Umstände auch immer - die Wirklichkeit der Auferstehung und die Wirklichkeit des Auferstandenen erschließt.

Wie wir aus der Geschichte wissen, ließen sich die Jünger ja erst dadurch überzeugen, dass Jesus ihnen ganz persönlich erschien. Vermutlich störte es sie nicht wirklich, dass er sie wegen ihres Unglaubens tadelte, weil sie denen nicht glauben mochten bzw. nicht glauben konnten, die ihnen ja schon vorher davon berichtet hatten.

Hauptsache, er war auch ihnen erschienen. Den Tadel werden sie gern in Kauf genommen haben. Aber so hatten sie nun Gewissheit. Und darauf kam es an.

Ich denke, dass die Jünger unser ganzes Verständnis haben. Denn: Machen wir es denn anders? Geht es uns nicht ein Stück weit wie den Jüngern? Jahr um Jahr hören wir die Botschaft von der Auferstehung. Aber glauben wir sie? Sind wir uns sicher? Sind alle Zweifel ausgeräumt?

Vermutlich möchten Sie jetzt von sich sagen: „Ja, aber sicher glauben wir, dass Jesus lebt, dass er auferstanden ist, dass wir auferstehen werden."

Dann seien Sie jetzt bitte nicht allzu schockiert, wenn ich sie einlade, für einen Moment nicht frömmer sein zu wollen als die Jünger. Gehen Sie Ihrem Zweifel und Unglauben auf den Grund.

Vielleicht ist das mit dem Unglauben und mit dem Zweifel ja gar nicht nur schlecht. Denn wer zweifelt, dem wollen wir mal unterstellen, dass er es sich nicht leicht macht, dass er nicht einfach um des lieben Friedens willen „Ja, ich glaube" sagt.

Nicht wahr? Das wäre ja auch eine Möglichkeit. Man überspringt alle Fragen und allen Zweifel und sagt einfach: „Ich glaube".

Nur: Was hat man davon. Da wäre es doch besser, man bliebe wie die Jünger fragend und zweifelnd. Denn das Zweifeln und Fragen hält das Ganze offen und es bleibt spannend. Wer zweifelt, will es ja eben nur genauer wissen.

Sehen Sie: Wenn ich mit meiner Suche, mit meinem Fragen fertig bin, wenn ich „den" Glauben habe, dann ist alle Spannung raus, dann bin ich nicht mehr unterwegs, nicht mehr auf der Suche, dann ist das alles schnell historische Wahrheit von gestern, aber nichts mehr, was mich hier und jetzt umtreibt.

Aber genau darauf käme es an, dass uns der Versuch umtreibt, mit dem Auferstandenen in Berührung zu kommen, dass uns nicht nur die Botschaft von der Auferstehung, sondern die Gegenwart des Auferstandenen bestimmt.

Es ist ja schön, dass die damals dem Auferstandenen begegnet sind. Aber was hilft uns das, wenn wir heute nicht ähnliche Erfahrungen machen können. Und damit geht es uns so ähnlich wie den Jüngern, bevor sie ihre eigenen Erfahrungen mit dem Auferstandenen machten.

Ist das nicht bis heute so, dass viele Menschen Jesus ob seiner Worte und Taten sehr bewundern und schätzen, aber nicht glauben können,

dass er auferstanden ist und lebt, ja auch heute noch, mitten unter uns lebt. Das ist doch der eigentliche Knackpunkt.

Um zu dieser Gewissheit zu kommen, muss man nicht Begegnungen gehabt haben, wie die Jünger damals. Aber es muss etwas passieren, an dem man nicht vorbei kommt, etwas Zwingendes, etwas Umwerfendes, etwas, was das Leben entscheidend verändert.

Im Grunde lädt uns der Bericht von den ungläubigen Jüngern ein, unsere Fragen und Zweifel wahrzunehmen und zuzulassen, sie nicht einfach zu überspringen. Wir sind eingeladen, das mit dem Auferstandenen und mit den Zweifeln nicht als abgeschlossene Geschichte zu den Akten zu legen, sondern solange zu bedenken und offen zu halten, bis es für uns immer klarer wird.

Die Geschichte lädt uns ein, dem Zeugnis von der Auferstehung folgend nach eigenen Erfahrungen mit dem Auferstandenen zu suchen. Dabei ist ein fragendes Zweifeln unter Umständen hilfreicher als ein alles nachplapperndes „Für-richtig-Halten" à la „Ich weiß schon".

Es lohnt sich, an dieser Stelle etwas zu investieren und nicht gleich wieder zur Tagesordnung überzugehen. Alle Fragen und alle Zweifel sollten wir nicht verdammen, sondern als das nehmen, was sie sind, Hilfe zum Glauben, zum Glauben an den Auferstandenen. Für ihn sollten wir offen bleiben. Ihm sollten wir vertrauen.

Maria

Predigt zu Lukas 1, 26-38 i. A. am 19. Dezember 2021

Zunächst das Ärgerliche. Die Sache mit der der jungfräulichen Empfängnis und Jungfrauengeburt, die wir einfach nicht loswerden, weil es im Glaubensbekenntnis offiziell nach wie vor: „Geboren von der Jungfrau Maria" heißt. Dabei wird es vermutlich bleiben – schon aus Rücksicht auf die katholische Kirche.

Sicher hat sich so mancher schon gewundert, wenn im Gottesdienst immer mehr Menschen den Text einfach leicht geändert sprechen und einfach sagen: „Geboren von der jungen Frau Maria."

Darf man das? Den Text einfach so ändern? Gute Frage. Eigentlich nicht.

Und doch hat es das immer wieder gegeben, dass man auch so bedeutungsschwere Texte wie das Glaubensbekenntnis sprachlich und inhaltlich auf neuesten Stand gebracht hat.

Ich erinnere nur daran, wie man vor Jahren aus dem Glaubensbekenntnis die Formulierung „Auferstehung des Fleisches“ durch „Auferstehung der Toten“ ersetzt hat.

Aber was die Formulierung „Jungfrau“ angeht, ist das aus mancherlei Gründen schwieriger. Sachlich wäre es durchaus möglich. Denn die alttestamentliche Verheißung, die man mit der Geburt Jesu erfüllt sah, lautete bei Jesaja: „Siehe, eine junge Frau ist schwanger und wird einen Sohn gebären.“

Das hebräische Wort „almah“, das dort steht, bezeichnet eine junge Frau vor der Geburt ihres ersten Kindes. Allerdings war damit nicht festgelegt, ob es sich bei der jungen Frau noch um eine Jungfrau oder eben einfach um eine junge Frau handelte.

Bei Jesaja war das zweifellos nicht der Fall. Denn jene Frau war schon schwanger, also keine Jungfrau mehr, sondern nur noch eine junge Frau.

Als dann 300 vor Christi Geburt das Alte Testament ins Griechische übersetzt wurde, hat man das hebräisch doppeldeutige Wort mit dem griechischen Wort parthenos versehentlich in die falsche Richtung eindeutig gemacht.

Für die griechisch sprechenden und denkenden Christen ergab sich daraus die Möglichkeit zu erklären, inwiefern Jesus Gottes Sohn war. Für sie war Maria eine Jungfrau und ihre Schwangerschaft ein durch den Heiligen Geist gewirktes Wunder.

Dementsprechend war Jesus seitens seiner Mutter Maria Mensch und aufgrund des Wirkens durch den Heiligen Geistes Gottes Sohn - eben genauso wie all die griechischen Halbgötter und Göttersöhne jener Zeit.

Bis heute ist der Gedanke der jungfräulichen Empfängnis Marias bzw. der Jungfrauengeburt für die einen ein dem griechischen Denken der damaligen Zeit geschuldetes Missverständnis der Ankündigung des Propheten Jesaja.

Und für die anderen ist er ein Wunder. So heißt es schon bei Lukas: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Von daher sagen manche: „Der Schöpfer der Welt wird doch wohl in der Lage sein, einen Menschen eben mal ganz anders werden zu lassen...“ Natürlich ginge das. Aber war es so? Und musste es so sein?

In der Frage, ob jungfräuliche Empfängnis Marias und Jungfrauengeburt oder ganz normale Empfängnis und Geburt einer jungen Frau, wird wohl nie Einigkeit herzustellen sein.

Glücklicherweise entscheidet sich an dieser Frage für den evangelischen Glauben, nichts, aber auch rein gar nichts.

Und wenn selbst Joseph Ratzinger, also der deutsche Papst, in seiner Einführung in das Christentum geschrieben hat: „Die Lehre vom Gottsein Jesu würde nicht angetastet, wenn Jesus aus einer normalen menschlichen Ehe hervorgegangen wäre.“ sollte es auch für den katholischen Glauben nicht mehr heilsnotwendig sein.

Nun aber zu dem Wunderbaren, das in diesen Worten über Maria und von Maria steckt. Ich habe es mal aus dem Text herausgeschrieben: „Der Herr ist mit dir. Fürchte dich nicht. Du hast Gnade bei Gott gefunden. Du wirst schwanger und Jesus zur Welt bringen. Wie soll das zugehen? Der Heilige Geist wird über dich kommen. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ich bin des Herrn. Mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Geht es Euch und Ihnen da nicht auch so, dass man sich angesprochen fühlt. Das, was da steht, könnte doch auch von uns bzw. über uns gesagt werden:

„Der Herr ist mit dir.“ Wer wünschte sich nicht, dass der Herr mit einem ist? Hier ist es mehr als ein Wunsch. Hier ist es eine Zusage. So ist das. Die Zusage gilt dir. Du kannst sie annehmen, hineinschlüpfen wie in einen warmen Mantel, der dir hingehalten wird.

„Fürchte dich nicht.“ Als wir noch klein waren, da trauten wir uns noch zu sagen und zu zeigen, wenn wir Angst hatten, wenn wir uns fürchteten. Und was war es beruhigend, wenn uns jemand bei der Hand nahm und das Gefühl vermittelte: Alles wird gut. Hab keine Angst. Fürchte dich nicht. Ich spüre: Für diese Worte bin ich immer empfänglich.

„Du hast Gnade bei Gott gefunden.“ Wir leben in einer Welt, in der es oft gnadenlos zugeht. Es passiert schnell, dass man bei jemandem in Ungnade fällt, womöglich unschuldig. Nicht so schön. Aber was ich nicht aushalten könnte, wäre das Gefühl, bei Gott in Ungnade gefallen zu sein. Wie gut, immer wieder zu hören und sich zu vergewissern, dass wir bei Gott Gnade gefunden haben, dass er uns gnädig ist.

„Du wirst schwanger und Jesus zur Welt bringen.“ Natürlich bin ich nicht Maria. Und noch dazu ein Mann. Wie kann ich da schwanger sein und Jesus zur Welt bringen wollen? Im übertragenen Sinn geht das: Wir gehen mit etwas schwanger. Es dauert womöglich länger, bis es endlich raus ist.

„Wie soll das zugehen“ War es nicht Maria vorbehalten, Jesus zur Welt zu bringen? Biologisch betrachtet natürlich. Aber im übertragenen Sinn kann ich, kannst Du und jeder Mensch Jesus zur Welt bringen, der Welt näher bringen, dafür sorgen, dass er und das, worum es ihm ging, in uns und durch uns weitergeht. Und damit das gelingt:

„Der Heilige Geist wird über dich kommen.“ Mit unserer Macht und Kraft geht das natürlich nicht. Nicht nur dafür, aber vor allem dafür braucht es Gottes Hilfe und seinen guten Geist. Und genau der wird hier versprochen. Da kann ich, da kannst Du doch nur – auch wenn es nicht Pfingsten ist – bitten: Komm, Heiliger Geist.

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Natürlich denken wir wie alle anderen auch: Das kann ich nicht. Ich doch nicht. Und als wenn die Leute schon damals ganz ähnliche Bedenken gehabt hätten, hält Lukas allen Bedenkenträgern entgegen: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Also versuch‘s einfach.

„Ich bin des Herrn.“ Bevor man sich da weiter hineinsteigert in das Gefühl, dass man das nicht kann, sollte man innehalten, wie Maria es auch tat. Und dann wäre es gut, sich das eine zu vergegenwärtigen: Ich bin des Herrn. Ich gehöre ihm. Ich gehöre zu ihm. Ich bin sein. Und er ist mein. Und dann, wenn mir das bewusst ist, wenn ich dessen gewiss bin, dass ich sein bin und bleibe, dann kann ich mir auch die letzten Worte der Maria zu Eigen machen:

„Mir geschehe, wie du gesagt hast“... was immer geschieht. Ich lasse mich hineinnehmen in sein Tun. Ich vertraue ihm und seiner Güte. Und keine Macht der Welt wird mich davon abbringen. Ich bin bereit...

Ich wiederhole und fasse zusammen, womit sich leben lässt: Der Herr ist mit dir. Fürchte dich nicht. Du hast Gnade bei Gott gefunden. Du wirst schwanger und Jesus zur Welt bringen. Wie soll das zugehen? Der Heilige Geist wird über dich kommen. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ich bin des Herrn. Mir geschehe, wie du gesagt hast.

Gott und die Menschen groß machen

Predigt zu Lukas 1, 46-55 am 23. Dezember 2018 von Pfarrer H.-J. Kopkow

Kennen Sie das kleine Büchlein „Hallo Mister Gott, hier spricht Anna“. Es geht in diesem Buch um eine kleine Anna. Anna kann schwierigste Themen überraschend einfach auf den Punkt bringen.

An einer Stelle des Buches ist Anna mit ihrem Freund Fynn im Gespräch über eine Religionsstunde in der Schule. Es ging um die Frage: „Wie groß ist Gott?“

Ich lese Ihnen jetzt einige Zeilen daraus vor.

„Ist Mister Gott groß?“, fragte Anna.

„Ja, ja, sehr groß“, sagte Fynn.

„Und sind wir klein?“

„Klar, wir sind klein.“

„Und das ist dann ein ganz großer Unterschied?“

„Sicher gibt's einen Unterschied zwischen groß und klein.“

„Und wenn's gar keine Unterschiede gäbe, wär das Ganze doch überhaupt nichts wert ... oder? ... Wenn Mister Gott und ich ganz genau gleich groß wären, dann würd dir doch gar nichts auffallen ... oder?“

„Ja“, sagte Fynn, „ungefähr verstehe ich, was du meist. Wenn der Unterschied riesengroß ist, dann sieht man am besten, wie groß Mister Gott ist.“

„Manchmal“ sagte sie vorsichtig. Ganz so einfach schien die Sache nicht zu sein.

„Na, und was hat das alles mit deiner Religionslehrerin zu tun? Die weiß doch Bescheid über solche Unterschiede?“

„Oh, ja, sicher.“ Anna nickte eifrig.

„Na also, wo liegt dann das Problem?“

„Wenn ich mir so einen Unterschied ausdenke zwischen Mister Gott und mir, dann wird Mister Gott bei mir immer größer und größer.“

„So?“

„Ja, die Lehrerin denkt sich auch solche Sachen aus, aber bei ihr wird Mister Gott nie größer. Er bleibt genau gleich. Da ist gar nichts zu lernen.“

„Woran liegt das?“

Anna sagte: „Die Lehrerin macht nur die Menschen kleiner und sonst nichts.“

Soweit aus dem Gespräch zwischen Anna und ihrem Freund Fynn. Gott ist groß. Ja. Aber warum? Weil wir so klein sind? Und wird Gott dadurch größer, dass wir uns oder andere klein und schlecht machen?

Nein. Natürlich nicht. Wer versucht, Gott auf diese Weise groß zu machen, dass er den Menschen immer kleiner macht, der lässt Gott in Wirklichkeit nicht größer, sondern kleiner werden.

Wer z.B. mit dem Ruf „Allah akbar“ (Gott ist groß) andere ins Verderben reißt, hat Gott nicht groß gemacht, sondern seinen Namen missbraucht.

Besser, man sieht es wie Anna? Wir sind so groß oder klein, wie wir sind. Und dennoch besteht ein großer Unterschied zwischen uns und Gott.

Und warum? Ganz einfach: Weil Gott so unendlich groß und mächtig ist. Das klingt so einfach und einleuchtend, dass man sich fragt, wieso das nicht alle so sehen.

Wenn wir doch so die Bibel lesen würden, z.B. den Text aus dem Lukasevangelium, den wir eben gehört haben. Da geht es ganz fröhlich und geradezu euphorisch zu. „Maria sprach: 'Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.“

Dieser Text ist bekannt wegen seines Anfangs in lateinischer Sprache: „Magnifikat“. Wörtlich heißt Magnifikat: „Rühmen, preisen, erheben, großmachen“.

Man kann ja geradezu sehen, wie sich Maria aufrichtet, während sie das sagt. Das ist erstaunlich, wenn man sich vergegenwärtigt, was da mit ihr passierte.

Man stelle sich das doch einmal ganz konkret vor, wie das war, als Maria mit ihren 13/14 Jahre unter diesen Umständen schwanger wurde. Was das alles nach sich zog? Wer wollte da ein Loblied anstimmen?

Nun: Maria tat es ja auch nicht gleich. Sie besuchte zunächst eine ältere Verwandte, vielleicht um sich ihr anzuvertrauen. Doch bevor sie irgendetwas sagen konnte, wusste diese Verwandte, also Elisabeth, schon Bescheid.

Und mehr als das. Sie war es, die der verwirrten Maria zur Klarheit über das Kind verhalf, das da in ihr heranwuchs. Durch ihre Hilfe verstand Maria. Sie wird sich erinnert haben, wie der Engel zu ihr gesagt hatte: „Der Herr ist mit dir. Fürchte dich nicht. Du hast Gnade bei Gott gefunden.“ Auf einmal fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: „Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“

Dies Ansehen war kein „Pass bloß auf, denn der liebe Gott sieht alles.“ Dies Ansehen war kein verurteilender oder abschätziger Blick. Dies Ansehen war ein Blick, der ihr gut tat, der sie aufrichtete, ja geradezu über sich hinaus wachsen ließ.

Und als ihr das alles klar wurde, brach es aus ihr heraus: „Meine Seele erhebt den Herrn“. Es überwältigte sie geradezu. Sie war für den Moment geradezu euphorisch. Es zog sie förmlich in die Höhe und nicht etwa runter. Unter Freudentränen wird sie ihr Magnifikat gesungen haben.

Als wenn Maria sagen wollte: „Schaut nicht auf mich, schaut auf den, der mich, der an mir, der n uns allen große Dinge tut, der uns alle groß sein lässt.“

Was Maria widerfuhr, ist exemplarisch zu verstehen. Also nicht nur Maria, wir alle können Gottes Ansehen genießen. Gottes Gnade gilt ja nicht nur Maria, sondern jedem von uns.

Er schaut jeden von uns voller Gnade an. Jedem Menschen ist gesagt: „Fürchte dich nicht. Du hast Gnade bei Gott gefunden.“

Es kommt also darauf an, dass wir Gott wie Maria als großen Gott wahrnehmen, als einen, der uns groß und eben nicht klein macht. Dem entspricht, dass wir ihn groß machen bzw. wie Maria rühmen.

D.h. wir brauchen ihn ja gar nicht groß zu machen. Wir brauchen ihn nur in seiner Größe wahrnehmen und eben so groß sein lassen, wie er groß ist.

Und wie groß er sein muss, wird nicht zuletzt an der Größe des Universums deutlich, das unvorstellbar groß ist. Wieviel größer und mächtiger muss Gott sein, wenn er denn der Schöpfer all dessen ist, was so unvorstellbar groß ist?

Schon im 1. Buch der Könige 8,27 heißt es: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich, Gott, nicht fassen.“

Je mehr wir Gott in seiner unfassbaren Größe erkennen, je größer und umfassender er für uns wird, desto größer können wir ihn vor anderen Menschen bezeugen.

„Magnifikat“ - das ist es. Es ist eine Grundhaltung, eine Lebenseinstellung, aus der heraus Kinder Gottes leben können, viel besser leben können als ohne dem.

Wenn Gott uns groß macht, wenn er große Stücke auf uns hält, sollten wir uns in der Beurteilung der eigenen Person und der Beurteilung anderer ihm anschließen, der uns ansieht, würdigt und groß macht, sodass das Große, das in jedem und in jeder von uns steckt, sich entfalten kann.

„Magnifikat“ – Möge es uns gelingen, einander und Gott groß sein zu lassen und in ihrer Größe wahrzunehmen. Wahre Größe hat es nicht nötig, andere klein zu machen.

Einen kurzen Blick lassen Sie uns noch darauf werfen, wie Maria ihren Gott als ihren Retter besingt: „Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen. Er gedenkt der Barmherzigkeit."

Sie bezieht sich damit auf Erlebnisse und Hoffnungen, wie sie ihr und uns in den heiligen Schriften des Alten Testaments überliefert sind. So zusammengefügt, wie in ihrem Magnifikat ergeben sie eine grandiose Vision von einer neuen Welt.

Mit ihrer Vision von der zukünftigen Welt wird Maria, die so oft nur als leidende Pieta gesehen und dargestellt wird, zu einer Visionärin und Freiheitskämpferin.

Von daher müsste man sie eigentlich in eine Reihe stellen mit Menschen wie Martin Luther King, Mahatma Gandhi und Nelson Mandela.

Auch wenn das, was sie da vor ihrem inneren Auge sieht und besingt, nur ansatzweise Wirklichkeit geworden ist, so ist es doch eine wirkkräftige Vision von einer Welt, wie wir sie uns doch nur wünschen können.

Indem sie Gott so als Retter besingt, lädt sie uns und alle Welt ein, mit ihr auf den zu hoffen, der gegen das vorgeht, was unterdrückt und unfrei macht.

Möge er kommen. Möge sich ihre Vision realisieren. Möge geschehen, was Maria mit ihrem Magnificat besingt. Amen.

In deinem Haus zu Hause

Predigt zu Lukas 2, 41-52 am 15. Juni 2013

Wie ging die Geschichte gerade zu Ende? - Jesus schaute seine Eltern an und fragte sie: „Warum habt ihr mich gesucht? Ich bin doch hier im Hause meines Vaters. Wisst Ihr denn nicht, dass ich hier bei ihm sein muss?"

Ich kann mir gut vorstellen, wie Maria und Josef sich angeschaut haben: verständnislos, verdattert, sprachlos, ungläubig. Wie hätten sie denn auch verstehen sollen, was ihr Sohn da sagte? Das Haus seines Vaters Josef und seiner Mutter Maria stand doch in Nazareth und nicht in Jerusalem.

Mal ehrlich: Hätten Sie Jesus verstanden, wenn Sie Vater Josef oder Mutter Maria gewesen wären? Also ich nicht. Du etwa? Wer konnte denn auch ahnen, dass Jesus hier von Gott als seinem himmlischen Vater sprach.

Natürlich hatte Jesus neben dem irdischen Vater auch noch den himmlischen Vater. Und natürlich war Jesus das mit dem himmlischen Vater wichtig.

Aber zu seiner Zeit, also als er lebte, da war das noch nicht so üblich, von Gott als dem himmlischen Vater zu sprechen. Das ist erst durch Jesus anders geworden, der sich nicht nur selbst an seinen himmlischen Vater gewandt hat, sondern auch seinen Jüngern und uns beigebracht hat, uns dem himmlischen Vater anzuvertrauen. Ich erinnere nur mal an die Liebe des Vaters im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Und dann hat Jesus seinen Jüngern ja aufgetragen, so zu beten: „Vater unser im Himmel..."

Nun ist das hier die Geschichte vom 12-jährigen Jesus. Wer erinnert sich schon daran, wie es war, als man 12 Jahre alt war. Ich erinnere mich ganz gut, vor allem deshalb, weil ich seinerzeit etwas erlebt habe, was sich ein bisschen mit dem vergleichen lässt, was Jesus da seitens seiner Eltern erlebte.

Ich war damals mit einer Kinderfreizeit unterwegs in der Heide. Und da habe ich für mich entdeckt, wie wichtig mir das mit Gott und Jesus war. Und da habe ich für mich beschlossen, mit dem Christsein ernst zu machen.

Als ich das meinen Eltern erzählte, fielen die aus allen Wolken. Die hatten wie Maria und Josef Mühe, das zu verstehen. Sie dachten zuerst, ich wäre in eine Sekte oder so was Ähnliches geraten. Die hatten nichts gegen ein bisschen Kirche. Aber wie ich das Ganze in meinem jugendlichen Eifer anging, das schien meinen Eltern dann doch ein wenig befremdlich zu sein. Dabei versuchte ich doch nur das umzusetzen, was in der Bibel stand. In dieser Zeit muss es meinen Eltern mit mir in etwa so ergangen sein, wie es Maria und Josef mit Jesus ergangen war.

Später waren meine Eltern ganz froh, dass ich da hinging und mich nicht etwa auf der Straße mit zwielichtigen Gestalten herumtrieb.

Nun ist die Geschichte vom 12-jährigen Jesus im Tempel so etwas wie eine Momentaufnahme seiner Entwicklung. Und es ist ja anzunehmen, dass Jesus als Heranwachsender ja auch so etwas wie eine Pubertät durchlebt hat, also die Zeit, in der man immer deutlicher seinen eigenen Weg sucht und dann auch geht.

Was junge Menschen in diesem Alter tun, richtet sich ja nicht wirklich gegen die Eltern. Es sieht nur so aus. Eigentlich geht es ja nur darum, den eigenen Weg zu finden, eigene Prioritäten zu setzen und selbst zu bestimmen, wie es für einen weitergeht.

Was Jesus da machte, richtete sich ja nicht gegen Josef und Maria. Ich denke, Jesus wusste seine Mutter Maria und seinen Vater Joseph sehr zu schätzen. Er wusste, dass er nach Nazareth und zu seiner Familie gehörte, dass er dort sein Zuhause hatte.

Und doch war er auf der Suche nach sich selbst wie jeder Heranwachsende. Er wird sich gefragt haben: „Was ist mit mir? Wer bin ich? Wohin gehöre ich eigentlich?“

Im Tempel fand er Antworten auf manche seiner Fragen. Und er fand im Gespräch mit seinem himmlischen Vater ein Gegenüber. Dies Gegenüber konnten ihm Josef und Maria nicht sein. Dies Gegenüber konnten ihm auch die Schriftgelehrten nicht sein, die sich allesamt über ihn wunderten und ihn nicht verstanden, jedenfalls nicht richtig. Sie konnten ja nicht wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

An der Geschichte vom 12jährigen Jesus wird sehr schön deutlich, wie Jesus die Frage nach seiner geistigen Heimat für sich beantwortete. „Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?“ Er wusste sich beim himmlischen Vater zu Hause.

Und darum ging es Jesus: Um das „Sein und Bleiben im Hause des Herrn“, um das „Zuhause sein beim himmlischen Vater“. Deshalb wuchs er an Leib, Geist und Seele. Im Text heißt es wörtlich, dass er zunahm an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Und wir? Wohin gehören wir? Wo fühlen wir uns zu Hause? Wir haben unser Zuhause. Und wir haben uns dort so gemütlich eingerichtet, wie es ging, so eben, wie wir es lieben und schätzen. Und das ist gut so. Ich denke mal, dass jeder sehr genau weiß, was für ihn dazugehört, sich zu Hause zu fühlen.

Und wie ist das nun mit unserem himmlischen Vater und unserem himmlischen Zuhause? Sind wir schon da? Sind wir jetzt schon bei ihm zu Hause? Oder sind wir erst dann bei Gott zu Hause, wenn wir sterben, wenn wir aus dieser Welt in die jenseitige Welt heimgerufen werden?

Ich denke, dass die Beantwortung dieser Frage davon abhängt, wie wir uns das Haus Gottes und das Zu-Hause-Sein beim himmlischen Vater vorstellen.

Auch wenn wir jetzt in einer Kirche bzw. im Haus Gottes sind, würden wir vermutlich nicht sagen, dass er nur hier und nirgends anders zu finden ist.

Ist nicht die ganze Welt, die ganze Schöpfung sein Haus, in dem wir uns zu Hause bzw. bei Gott fühlen können? Ich glaube, darauf kommt es an, zu realisieren, dass die ganze Welt sein Haus ist, dass er eben nicht irgendwo wohnt, sondern überall wohnt und gegenwärtig ist.

Das zu wissen, ist das eine. Das zu spüren, das zu fühlen - ist noch etwas anderes. Zu Hause sein - das ist eben mehr ein Gefühl, als ein Wissen. Wie das konkret wird, beim himmlischen Vater zu Hause zu sein, das kann jeder nur für sich beantworten.

Bleibt mir nur, Euch und Ihnen und mir selbst zu wünschen, dass es uns gelingt, dass wir uns überall und jederzeit beim himmlischen Vater zu Hause fühlen, auf dass man von uns wie von Jesus sagen kann: „Sie wuchsen an Leib, Geist und Seele und nahmen zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.“

Wegbereiter sein

Predigt zu Lukas 3, 1-20 am 15. Dezember 2019

Wir Johannes den Täufer und seine Botschaft: „Tut Buße. Kehrt um. Ändert euer Leben. Ändert eure Einstellung zum Leben“. Johannes teilte nach allen Seiten aus. Er nahm kein Blatt vor den Mund und machte keinen Unterschied zwischen denen da oben und den kleinen Leuten da unten. Im Grunde war seine Botschaft immer die gleiche: „Bevor ihr euch über andere aufregt, kehrt mal lieber vor eurer eigenen Türe.“

Mit Blick auf die mehrfach gesungene Aufforderung „Macht hoch die Tür“ würde er uns sagen: „Genau. Macht nicht so viele Worte darum. Macht doch einfach mal, wovon ihr singt. Lasst ihn bei euch, in eurem Leben einziehen.“ Johannes war berühmt berüchtigt für seine drastischen Worte. Dafür ging er letztlich zunächst ins Gefängnis. Dafür verlor er sein Leben.

Wäre er jetzt hier, würde er ja vielleicht auch uns so ansprechen: „Ihr Heuchler, wie kommt ihr darauf, dass ihr dem bevorstehenden Gericht Gottes entgeht? Zeigt durch euer Verhalten, dass ihr euer Leben wirklich ändern wollt!? Ihr bildet euch ein, dass euch nichts geschehen kann, nur weil ihr getauft seid und Kirchensteuer zahlt? Das

sage ich euch: Jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen."

Das wäre dann eine Predigt, von der manche sagen würden: „Na, das war ja so eine richtige Gardinenpredigt. Er hat uns mal wieder ganz schön die Leviten gelesen." Und dann würdet Ihr mit mehr oder weniger gesenktem Haupt nach Hause schleichen.

Johannes ist nicht hier. Und doch fragen wir uns wie die damals: „Was sollen wir denn machen?" Auf diese Frage kann es nur sehr individuelle, sehr persönliche Antworten geben.

Die einen protestieren für den Klimaschutz und die anderen sammeln den Müll auf, der die Landschaft verschmutzt. Die einen unterschreiben Petitionen und die anderen arbeiten ehrenamtlich in der Suppenküche. Es gibt viele Möglichkeiten, was zu tun, sei es im Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus, gegen Neoliberalismus und Kapitalismus, gegen Umweltverschmutzung, eben gegen alles, was Tod und Verderben bringt.

So war das im Übrigen bei Johannes auch. Da fragten ihn einzelne, was sie denn tun sollten. So riet er denen, die mehr Kleidung hatten, als sie auf dem Leibe tragen konnten, dass sie die übrige Kleidung denen geben, die keine Kleidung hatten.

Und denen, die mehr zu essen hatten, als sie für die eigene Ernährung brauchten, legte er nahe, das an die Hungrigen wegzugeben, was sie selbst übrig hatten. Und den Steuereintreibern gab er den Rat, die Menschen nicht mehr zu schröpfen als von Amts wegen erforderlich war. Und den Soldaten gab er den Rat, niemandem Gewalt und Unrecht zu tun, also Krieg zu verhindern, statt ihn zu führen.

Man sieht: lauter ganz konkrete Anweisungen. Johannes verlangte nichts Unmögliches. Aber er ließ keinen Zweifel: Es geht nicht um schöne Worte oder Absichtserklärungen, sondern um konkrete Veränderungen. An den Früchten werdet ihr sie erkennen...

Und er hatte ja recht: Wer die Welt verändern will, sollte die Veränderung weder von den anderen erwarten, sondern mit gutem Beispiel vorangehen, also bei sich selbst damit anfangen.

Nur wer sich selbst verändert, verändert die Welt. Also vor der eigenen Türe kehren, das eigene Haus in Ordnung bringen, sich selbst und das eigene Leben verändern und neu ausrichten. Das wäre im Sinne des Bußpredigers Johannes. Das ist mal das eine.

Nun hatte Johannes aber noch eine andere Seite, eine verborgene, eine mildere Seite. Es ging ihm doch nicht darum, Menschen anzumachen und in Verzweiflung zu stürzen. Ganz im Gegenteil. Es ging ihm um deren Rettung.

In diesem Sinne ist wohl gemeint, was uns der Evangelist Lukas als Predigt des Johannes überliefert hat: „Eine Stimme ertönt in der Wüste: ›Macht den Weg bereit für den Herrn, ebnet ihm die Straße. Jede Schlucht soll aufgefüllt werden und jeder Berg und jeder Hügel abgetragen. Was krumm ist, muss gerade werden und die unebenen Wege eben. Alle Welt soll sehen, dass Gott die Rettung bringt.‹"

Johannes dachte von sich, diese Stimme zu sein. Und was er wollte, wollte er nicht für sich, sondern für den, dessen Kommen er in Kürze erwartete. Er selbst verstand sich als Wegbereiter des Kommenden.

Um das anschaulich zu machen, benutzte er ein Bild aus dem Straßenbau, das für jedermann nachvollziehbar ist. Wenn Straßen gebaut werden, dann muss Erdreich bewegt werden, dann muss Gelände abgetragen werden, dann müssen Täler aufgefüllt werden. Das ist Arbeit, schwere Arbeit.

Nun kam Johannes ja nicht vom Tiefbauamt. Seine nicht minder schwere Aufgabe war es, einen Weg ganz anderer Art vorzubereiten. Und über diesen Weg möchte ich jetzt noch einen Moment mit Euch und Ihnen nachdenken.

Früher habe ich gemeint, hier ginge es darum, dem Herrn den Weg in mein Leben vorzubereiten. Das ist ja auch richtig. Und es macht Sinn. Denn in mein Inneres, in mein Leben, da kann er durchaus kommen. In diesem Sinne bitten wir ihn um sein Kommen. „Komm, o mein Heiland Jesu Christ", haben wir eben gesungen, „meins Herzens Tür dir offen ist." Der Herr kommt, wo man ihm eine Tür öffnet und ihn einlässt. Ich finde das nach wie vor gut und richtig.

Nur – und jetzt kommt eine kleine Einschränkung – nur ist das noch nicht alles. Und es wäre Johannes mit Sicherheit zu wenig.

„Ja, was denn nun noch?" mag sich mancher fragen. Ganz einfach. Durch eine andere Übersetzung, durch eine geringfügig andere Betonung, würde das, was Johannes da sagte, eine zusätzliche Bedeutung bekommen, die das Missverständnis ausschließt, als ginge es ausschließlich um einen inneren Vorgang.

Haben Sie es noch im Ohr? Was sagte er genau? Sagte er: „Bereitet den Weg des Herrn" oder sagte er: „Bereitet dem Herrn den Weg"? Das klingt so ähnlich, dass es manchem schwer fallen dürfte, einen großen Unterschied in der Bedeutung auszumachen. Und doch gibt es ei-

nen. Mal liegt die Betonung mehr auf dem Herrn, mal mehr auf dem Weg.

Diese unbedeutend anmutende Beobachtung gewinnt an Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass man die Anhänger Jesu ganz am Anfang des Christentums die Anhänger des neuen Weges nannte.

Und beim Weg ist weniger an einen Weg im Sinne von Straße zu denken, als an den Lebensweg. Und noch besser lässt es sich mit einem Ausdruck der englischen Sprache ausdrücken. Hier geht es um den „way of live". Damit ist die Lebenseinstellung, die Lebensart, der Lebensstil gemeint.

Es ist ein Lebensprogramm. Damit kommen wir nie ans Ende. Wir sind im Sinne des Johannes „Wegbereiter" des Herrn, indem wir in seinem Sinne leben.

Und wohin führt das alles? Über das Ziel des Weges heißt es: „Und alle Menschen werden den Heiland Gottes sehen." Was für ein großartiges kurzfristiges und langfristiges Ziel. Wir werden ihn sehen. Und andere werden ihn an uns und durch uns sehen. Das mag uns heilen und retten.

Wenn wir nun abschließend im Sinne von Johannes noch einmal die Frage stellen, was wir tun sollen, die wir mit ihm auf dem Weg sind, so liegt, wenn nicht die, so doch wenigstens eine Antwort auf der Hand:

Wir sollen Wegbereiter sein. Einer dem anderen und gemeinsam den Menschen dieser Welt – auf dass der Weg allen sichtbar und gangbar wird, auf dass der Herr zum Zuge kommt, immer mehr, immer öfter bei uns und in dieser Welt nicht nur verborgen, sondern auch sichtbar.

Jahr der Gnade

Predigt zu Lukas 4, 16-21 am 1. Januar 1997

Wie auch immer das alte Jahr war – es ist zu Ende. Zu Ende die 365 Tage voller Ereignisse. Wenn wir uns für einen Moment die 365 Tage wie einen Abreißkalender vorstellen, dann liegt da jetzt ein Stapel von 365 Blättern.

Das Schöne am Jahreswechsel ist, dass man den alten Stapel zur Seite legen kann und dass man einen neuen Stapel von 365 unbeschriebenen Blättern bekommt, die sich erst Tag für Tag mit Ihrem Leben füllen werden. Wie wird das neue Jahr werden?

Vielleicht denken Sie: Es muss nicht übermäßig großartig werden, das neue Jahr. Unter Umständen würde es ja reichen, wenn es einfach so gut wie das letzte Jahr würde. Sicher: es wäre natürlich nicht schlecht, wenn es hier und da ein wenig besser würde. Aber es wäre schon viel gewonnen, wenn es erträglich bliebe, wenn wir verschont blieben von größeren Katastrophen.

Keiner weiß, wie alles wird und wie sich die Seiten nach und nach mit Leben füllen werden. Heute liegt der ganze Stapel der 365 Tagesblätter so ziemlich unberührt vor uns. Das heißt, dreiviertel des ersten Blattes sind heute Abend auch schon wieder beschrieben. Sei´s drum. So ist das eben.

Nun gibt es für jeden Tag in der kirchlichen Tradition mehrere biblische Texte, die wie das Datum zu eben diesem Tag dazugehören. Für jeden Tag gibt es z. B. die sogenannten Losungen. Und dann gibt es z. B. für die Sonn- und Festtage die sogenannten Predigttexte. Wie ein goldenes Wort, wie ein Merkspruch, wie ein Gedenktext stehen diese biblischen Worte schon auf unseren Tagesblättern und warten darauf, wahrgenommen zu werden.

Nun kann man sich schon denken, dass diese Texte nicht ganz zufällig bestimmten Tagen zugeordnet werden. In der Regel erkennt man den Zusammenhang von Text und Tag sofort. Ich finde, dass das auch für den heutigen Predigttext gilt.

Auch für Jesus begann etwas Neues, nämlich seine öffentliche Wirksamkeit. Und er schlug einen Text auf, der genau zu ihm passte, denn das, was er da vorlas, fand er durch sich und sein Dasein erfüllt. Er bezog diese Worte „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn." auf sich.

Die Bezeichnung „Gnadenjahr" war zurzeit Jesu ein Symbolwort für Gottes Zeit bedingungsloser Gnade. Und es wäre fürwahr eine Gnade, wenn die, die an schwere Fehler und ihre Begrenzungen gebunden sind, sich davon lösen könnten und frei würden. Es wäre eine Gnade, wenn die, die immer nur sich selber sehen und blind für das Wohl der Anderen und Welt wären, wieder sehend würden und wenn die Zerschlagenen einen neuen Anfang fänden – und wir könnten ergänzen – wenn die ein Ziel oder Gott Suchenden finden würden, wenn Lahme wieder beweglich würden, wenn...

Es wäre auch eine Gnade, wenn wir einander gnädig wären, wenn wir einander die Gnade und Güte mitteilen würden, die wir von Gott gewährt bekommen.

Aber wie sah es damals aus? Und wie sieht heute die Wirklichkeit aus? Anders. Wie ist das mit dem Gnadenjahr 1997? Wollen Sie das glauben, wollen Sie sich darauf einlassen, dass dies Jahr, vielleicht besonders dies Jahr unter der Gnade Gottes steht?

Was erwarten Sie denn vom neuen Jahr. Schauen Sie optimistisch oder pessimistisch drein? Ich befürchte, dass für die von uns, die jetzt schon alles schwarzsehen, kaum etwas positiv verlaufen wird, dass selbst die Gnade Gottes kaum dagegen ankommen wird.

Und ich glaube, dass für die, die voller Hoffnung und Erwartung auf Gott schauen, auch das mit Segen verbunden sein wird, was nicht so gut läuft, so dass für diese Menschen aufs Ganze gesehen 1997 ein Jahr wird, in dem sie die Gnade Gottes immer wieder, im besten Falle womöglich jeden Tag erleben werden.

Wer Gott vertraut und mit der Gnade rechnet, der wird sie erfahren. Wer hingegen nicht mit Gottes Gnade rechnen mag, wer sie für unwahrscheinlich hält, der macht es sich und Gottes Gnade schwer. Da kann man nur hoffen, dass es der Gnade wenigstens hin und wieder doch gelingt, auch solche Menschen beglückend zu überraschen.

Natürlich, die, die vom Schicksal hart getroffen sind, werden mit Recht nach der Gnade und Güte Gottes fragen. Wie steht es mit der Gnade dann, wenn man das Leben als ungerecht, als ungnädig erfährt? Stellen unsere leidvollen Erfahrungen und Enttäuschungen nicht alles in Frage, was von Gottes Gnade verkündet?

Wenn Jesus nun sagt, dass sich mit ihm die Worte der Verheißung zu erfüllen beginnen, dann meinte er ja nicht, dass schon alles vollkommen wäre.

Ich denke, er wollte sagen, dass sich mit ihm diese Verheißungen zu erfüllen beginnen und dass sie sich überall da erfüllen können, wo ihnen im alltäglichen Leben Raum gegeben wird.

Er meinte, dass Gott mit ihm einen neuen Anfang gemacht hat, einen weiteren ganz besonderen Anfang für ein Leben, in dem sich Gottes Geist und Gottes Gnade ausbreiten können.

Und da sind wir gefragt. Inwiefern das gelingt, gelingen kann, hängt natürlich auch von uns, von unserer Mitarbeit ab. Denn wir sind nicht bloß passive Zuschauer, nicht bloß Empfänger der Gnade. Es kommt sehr auf unsere Beteiligung an.

Sicher: Der Anfang ist gemacht. Aber nun kommt eben alles darauf an, dass dieser Anfang nicht in Vergessenheit gerät, sondern wahrgenommen, begrüßt und gefördert wird.

So stellt sich für uns am Anfang dieses Jahres in besonderer Weise die Frage, wo und wie wir der Gnade Gottes in unserem Leben Platz gewähren.

Was immer uns das Jahr 1997 bringen wird – wir wissen es nicht. Aber was wir wissen dürfen, ist dies, dass es ein Jahr des Herrn ist und dass es für uns ein Jahr der Gnade sein kann und wird, wo wir uns ihm und seiner Gnade öffnen.

„Heute ist dies Wort erfüllt", sagte Jesus damals. Ja, heute und alle Tage dieses Jahres und unseres Lebens könnte sich dies Wort erfüllen, an denen wir uns vom Geist des Herrn erfüllen ließen.

Wer glaubt, wird nicht nur selig. Wer glaubt, wird 1997 auch als Gnadenjahr erleben. So wünsche ich Ihnen nicht nur ein gutes, neues Jahr, nicht nur ein gesegnetes 1997, sondern ein Gnadenjahr des Herrn.

Und es möge am Ende des Jahres, anno Domini 1997, als Fazit stehen: Da war viel Gnade. Gott sei Dank.

Menschenfischer

Predigt zu Lukas 5, 1-11 am 12. Juni 2020

Die ersten Jünger waren Fischer, allen voran Petrus. Gefischt wurde im See Genezareth. Das wisst Ihr natürlich. Aber wisst Ihr auch, wie die das damals gemacht haben?

Die Fischer haben nachts gefischt, wenn es dunkel war. Mit Lampen lockte man die Fische an und auf diese Weise ins Netz, das die Fischer mit ihren Booten hinter sich herzogen.

Nach getaner Arbeit saßen die Fischer morgens dann am Seeufer, sortierten den Fang, verkauften den Händlern, was sie gefangen hatten, und flickten ihre Netze.

So in etwa muss es gewesen sein, als sich die Geschichte ereignete, die Lukas im 5. Kapitel seines Evangeliums aufgeschrieben hat und die uns für heute als Predigttext vorgegeben ist.

Die Fischer machten sich nach der Nachtschicht an ihren Booten und Netzen zu schaffen, als Jesus dazukam. Die Leute drängten sich um ihn. Sie wollten hören können, was er zu sagen hatte. Es heißt: „Es begab sich aber, als sich die Menge zu ihm drängte, zu hören das Wort Gottes, da stand er am See Genezareth."

Anscheinend wurde es ihm zu eng. Da „sah er zwei Boote am Ufer liegen; die Fischer aber waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze."

Damit man ihn besser sehen und hören konnte, „stieg er in eines der Boote, das Simon gehörte, und bat ihn, ein wenig vom Land wegzufahren. Und er setzte sich und lehrte die Menge vom Boot aus."

Auf den ersten Blick sah alles nach Feierabendidylle aus, als wenn alles gut wäre, wie es war. War es aber nicht. Denn die Fischer waren frustriert, wie sich im Folgenden herausstellte. Sie waren hungrig und müde. Sie hatten nämlich nichts gefangen in der vergangenen Nacht. Das muss Jesus gesehen haben.

Eigentlich wussten Petrus und die anderen Fischer, dass das nichts bringen würde tagsüber zu fischen. Schließlich hatten sie schon die ganze Nacht vergeblich versucht, etwas zu fangen.

Aber offensichtlich war das, was Jesus vorher gesagt hatte und Petrus so nebenbei gehört hatte, doch so eindrücklich, dass er sich überreden ließ, es doch noch einmal zu versuchen. Petrus machte Jesu Aufforderung Mut, sodass er sich ihm in seiner Not anvertraute: „Auf dein Wort hin...", sagt er.

Und als sie das taten, fingen sie eine große Menge Fische. Entgegen aller Logik und entgegen aller Erwartung sind die Fischer überaus erfolgreich.

Wir merken, wie die Geschichte auch uns einlädt, nicht frustriert und mutlos am Ufer unseres Lebens sitzen zu bleiben auf unseren Misserfolgen, sondern es trotzdem immer wieder und wieder zu versuchen.

Was zu versuchen? Die Antworten fallen natürlich unterschiedlich aus, je nachdem, wer in welcher Situation was versucht. Aber jedes Mal heißt es: „Lass dich nicht entmutigen. Versuch es nochmal. Vielleicht gelingt es diesmal."

Im Bilde gesprochen ist es ratsam, das rettende Ufer zu verlassen und rauszufahren auf das Wasser. Und da, wo es am Tiefsten ist, geschieht das Wunder, macht das Vertrauen überraschende Erfahrungen.

Diese Erfahrung göttlicher Nähe ist für Petrus nicht nur faszinierend, sondern auch erschütternd. Im Text heißt es: „Da Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sprach: Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch."

Das hat Petrus nicht im moralischen Sinn gemeint, als wenn er ein übler Bursche mit allerlei Vergehen auf dem Kerbholz gewesen wäre. Nein, es meint, dass er am tiefsten Punkt zu der Einsicht gelangte, dass er ein Mensch war, der den Glauben verloren hatte.

Und das dämmerte ihm über dem, was er da mit Jesus erlebte. Denn

Jesus war anders. Er redete anders. Er handelte anders, im Vertrauen auf Gott und im Bewusstsein der Macht und Kraft Gottes, eben so, als wenn Gottes Gegenwart in dieser Welt das Selbstverständlichste auf der Welt wäre.

Der Schrecken, der Petrus durchfuhr, als er das für sich erkannte, erfasste auch die anderen, die dabei waren und das alles miterlebten. Das war ja aber auch unheimlich.

Nachdem Jesus Petrus und die anderen beruhigt hatte mit den Worten „Fürchte dich nicht!", eröffnete er ihnen, was er in Zukunft von ihnen erwartete: „Von nun an wirst du Menschen fangen." Damit begann für diese Fischer das Abenteuer ihres Lebens. Denn „sie brachten die Boote ans Land und verließen alles und folgten ihm nach."

Für uns unvorstellbar, alles stehen und liegen zu lassen, um mit Jesus unterwegs zu sein, im Auftrag des Herrn sozusagen. Aber die damals machten das.

In unseren Ohren klingt das mit dem „Menschen fangen" grenzwertig. Es klingt nach Zwang. Und wir fragen uns: Wo bleibt denn da die Freiheit und Selbstbestimmung derer, die für die Sache Jesu gewonnen werden sollten? Die wollten doch nicht gefangen werden, im Netz oder am Haken zappeln...

Jesus sagte das ja damals den Fischern und nicht uns heute. Heute würde er es anders sagen. Aber für diese Fischer von damals war damit alles klar. Das konnten sie verstehen. So war ihre Welt. Wie das im Einzelnen auf Menschen übertragen zu verstehen war, würde sich für sie schon erschließen.

Nun sind wir keine Fischer. Und Jesus fordert uns nicht auf, Menschenfischer zu sein. Und doch lässt sich manches von dieser Geschichte auf uns übertragen.

Da ist zum einen der Auftrag, Menschen zu gewinnen für die Sache Jesu, für das Reich Gottes. Dieser Missionsauftrag besteht nach wie vor. Und er gilt uns allen.

Und da wäre es hilfreich, wir könnten den Blick von den schrumpfenden Zahlen lösen und optimistischer in die Zukunft schauen, als wir das oft tun.

Also nicht frustriert am Ufer sitzen bleiben, sondern erneut und immer wieder rausgefahren, dorthin, wo es am tiefsten und schwierigsten ist, mit der Hoffnung und in der Gewissheit, dort erfolgreich zu sein.

Jesu Aufforderung lässt auch uns hoffen und ermöglicht unser Ver-

trauen, dass da vielleicht doch was geht. Und dadurch, dass er mit im Boot ist, mit in unserem Leben, erscheint Unmögliches doch nicht ganz so unmöglich, sondern doch möglich – nicht nur was Kirche angeht, sondern auch was unser Leben und diese Welt angeht.

Die Geschichte zeigt: Wer Jesus vertraut, wird nicht leer ausgehen. Der Glaube macht unmöglich Scheinendes möglich. Was immer geschieht, wie immer es uns geht: Über allem steht der Zuspruch „Fürchte dich nicht." Das allein sollte uns zuversichtlich nach vorn schauen lassen.

Feindesliebe

Predigt zu Lukas 6, 27-38 am 10. November 2019

Die Bibel ist voller Gebote. Es sind über 600. Die meisten kennen nur die 10 Gebote. Und die sind manchen schon zu viel. Sie fühlen sich bevormundet und eingeschränkt. Sie wollen nicht, dass ihnen jemand sagt, was sie tun und was sie lieber lassen sollten.

Dabei wollen die Gebote doch nur helfen, das Chaos zu verhindern, das entstünde, wenn jeder machen würde, was er wollte. Man stelle sich nur den Straßenverkehr vor, wenn es keinerlei Schilder und Regeln geben würde. Was für ein Chaos.

Um das Chaos zu verhindern gibt es Hausordnungen, Schulordnungen, Verkehrsordnungen, Gesetze wie das Grundgesetz und die Menschenrechte.

Als Zusammenfassung aller biblischen Gebote gilt das dreiteilige Gebot der Liebe: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Also Gott lieben. Die lieben, die einem nahe stehen. Sich selber lieben. Klingt einfach. In gewisser Weise ist es das auch. Es ist das Mindeste, was man von einem Menschen erwarten kann.

Wenn ich Jesus richtig verstehe, dann meint er: Dass wir unsere Nächsten lieben, also unsere Familie und unsere Freunde, dass wir unseren Wohltätern und denen, die es gut mit uns meinen, danken und auch an andere etwas verleihen, das ist normal, nicht der Rede wert. Das sollte der Normalfall sein. Das machen doch alle, oder?

Von den Seinen erwartet Jesus mehr. Was nämlich? Dass sie nicht nur die lieben, die es gut mit ihnen meinen, sondern auch die Feinde. In Vers 27 und in Vers 35 heißt es gleich zweimal: „Liebt eure Feinde".

Und damit auch alle gleich wissen, wie er sich das konkret vorstellt, sagt er ab Vers 27: „Tut wohl denen, die euch hassen; segnet, die euch

verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen. Und wer dich auf die eine Backe schlägt, dem biete die andere auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem verweigere auch den Rock nicht. Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, von dem fordere es nicht zurück." und dann weiter in Vers 35: „Tut Gutes und leiht, ohne etwas dafür zu erhoffen. So wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Höchsten sein..."

Mein erstes Problem mit dem Text besteht in der Feststellung, dass ich keinen Feind habe. Glaube ich jedenfalls. Ich kenne niemanden, der mich hasst und verflucht, der mir Gewalt antun wollte.

Natürlich frage ich mich, wie ich mich im Falle eines Falles verhalten würde, wenn mir das passieren würde, wenn ich oder meine Familie überfallen würden. Könnte ich das ertragen, mich nicht zu wehren und einfach nur still zu halten? Wahrscheinlich nicht. Vermutlich würde ich mich zu Wehr setzen. Anderen scheint es ähnlich zu gehen.

Was Jesus da sagt, das sind Forderungen, mit denen sich selbst die überfordert fühlen, die es mit dem Christsein ernst nehmen. Deshalb hat das Gebot der Feindesliebe so viele Kritiker, die sagen oder denken: „Feindesliebe? Unmöglich. Unzumutbar. Naiv. Ja, geradezu gefährlich. Nicht von dieser Welt. Vielleicht was für Idealisten und Heilige, für Radikale und Weltfremde. Es gibt keine Welt ohne Gewalt. Jesus, Ghandi und Martin Luther King, die das Gebot der Feindesliebe gepredigt und gelebt haben, sind doch alle selbst Opfer von Gewalt geworden."

Aber: Bedenken wir die Alternative, also Vergeltung und die damit einhergehende Eskalation von Konflikten, dann ist Feindesliebe doch gar nicht so unvernünftig wie es zunächst scheint. Immerhin könnte das Gebot der Feindesliebe uns in Konflikten überraschendes, unerwartetes, verblüffendes, kreatives und idealerweise „entwaffnendes" Verhalten ermöglichen.

Martin Luther King sagte entgegen der verbreiteten Meinung, dass das Gebot der Feindesliebe unerfüllbar sei, folgendes: Feindesliebe ist kein utopischer Traum, sondern „eine absolute Notwendigkeit für das Überleben unserer Zivilisation" und „der Schlüssel zum Lösen des Problems der Welt".

Denn Hass mit Hass zu erwidern, zerstört alle Beteiligten und die ganze Persönlichkeit. Liebe dagegen trägt eine erlösende Kraft in sich.

Noch einmal Martin Luther King: „Hass mit Hass zu vergelten wird nur den Hass vergrößern und eine bereits sternenlose Nacht in noch

tiefere Finsternis tauchen. Finsternis kann Finsternis nicht vertreiben: Das vermag nur das Licht. Hass kann Hass nicht beenden: Das kann nur die Liebe."

Wenn ich mich am Gebot der Feindesliebe orientiere, lasse ich mir von meinem Gegenüber nicht mein Verhalten aufzwingen. Ich muss dann nicht nach dem Motto: „Wie du mir, so ich dir" reagieren.

Der Bericht des Lukas überliefert uns, dass Jesus den Seinen in diesem Zusammenhang die sogenannte „Goldene Regel" ans Herz legte. In Vers 31 heißt es: „Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!" Eine wirklich hilfreiche Regel für jeden und jede von uns. Jesus lädt uns damit ein, nichts von anderen zu erwarten.

Mal ein Beispiel. Es ist nicht richtig, nach einem Streit, wo die Fetzen flogen, vom anderen zu erwarten, dass er kommt, um sich zu entschuldigen.

Richtiger und besser wäre es, wenn ich den ersten Schritt machen würde – und zwar unabhängig von der Schuldfrage. Wenn ich will, dass es wieder gut wird zwischen mir und meinem Widersacher, dann gehe ich zu ihm, und bitte ihn um Entschuldigung.

Nun könnte es sein, dass sich der eine oder die andere durch all das überfordert und unter Druck gesetzt fühlt. Immer wird was von uns verlangt. Und jetzt sollen wir auch noch unsere Feinde lieben, ja sie zuvorkommend behandeln.

Da würde Jesus jetzt sicher sagen: Da liegst Du völlig falsch. Du musst rein gar nichts. Aber mach dir doch mal klar, dass Du ein von Gott mit vielen Gaben und Möglichkeiten beschenkter und gesegneter Mensch bist, dem dadurch so vieles möglich ist.

Ich lese, wie Jesus das ab Vers 35 ausgedrückt hat: „Gott ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen. Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Und richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben. Gebt, so wird euch gegeben."

Damit richtet er uns an Gottes Verhalten aus. Es sollte uns seiner Meinung nach nicht schwer fallen, uns anderen gegenüber so zu verhalten, wie Gott sich uns gegenüber verhält.

Das heißt konkret: Weil Gott mit Dir barmherzig ist, kannst Du mit anderen barmherzig sein. Weil er Dir vergibt, kannst Du anderen vergeben. Weil er Dir gut tut, kannst Du anderen gut tun. Weil er Dir gibt, kannst Du anderen geben. Weil er Dich liebt, kannst Du andere lieben. Weil er an Dich glaubt, kannst Du an andere glauben.

Bevor also etwas von Dir und mir erwartet wird, werden wir zuerst beschenkt, reich beschenkt, so reich, dass es überfließt. Wir sind übereicht begabt. Wir bekommen viel mehr, als wir für uns brauchen. Warum? Damit wir das, was überfließt, also unseren Überfluss, an andere weitergeben können. So wird aus dem, was uns als Gabe anvertraut wird, mit Blick auf andere eine Aufgabe. So beschenkt kann man vieles schaffen.

Barmherzig

Predigt zu Lukas 6,36 am 17. Januar 2021

Jesus Christus spricht: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist." Wie Gott barmherzig ist, so sollen auch wir barmherzig sein. Das kann jeder verstehen. Das kann jeder tun. Klingt ganz einfach – nicht wahr?

Wenn es so einfach wäre, bräuchte es die Aufforderung nicht. Wenn es so einfach wäre, hätte man diese Aufforderung nicht als Jahreslosung, als uns ein Jahr begleitendes Wort, aussuchen müssen.

Aber dass man es getan hat, zeigt an, dass es nicht ganz so leicht ist, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint.

Barmherzigkeit ist in unserem Land fast ein Fremdwort geworden. Und auch das mit Gott ist keineswegs selbstverständlich. Wenn also schon die Voraussetzungen zum Verstehen der Losung nicht von allen verstanden werden, wie kann es dann zur Barmherzigkeit kommen, zu der hier aufgefordert wird?

Wir haben eben als ersten Kommentar zur Jahreslosung eine Geschichte (Lukas 15) gehört, die viele unter dem Titel „Gleichnis vom verlorenen Sohn" kennen.

Dieses Gleichnis veranschaulicht wie kaum ein anderer Text die Barmherzigkeit des Vaters. Und das Bild vom Rembrandt rückt den entscheidenden Moment ins rechte Licht.

Im Grunde fasst die Jahreslosung mit den Worten „Wie auch euer Vater barmherzig ist" zusammen, was von der Geschichte mit Blick auf die Barmherzigkeit Gottes zu sagen ist.

Dass der Vater barmherzig mit dem Sohn umgeht, hat damit zu tun, dass ihn die Not seines Sohns berührt. Nicht die Frage, wer daran schuld ist, dass die Beziehung zwischen Vater und Sohn zerbrach, steht im Vordergrund. Wenn da von Schuld zu reden wäre, müsste man sie dem Vater zuordnen. Denn er hat den Sohn verloren. Dass er die

Schuld auf sich nimmt, ist schon ein Ausdruck der Barmherzigkeit. Und warum ist er so, so barmherzig? Weil er nicht anders kann.

Im Text heißt es: „Es jammerte ihn“. Das dafür verwandte griechische Wort müsste man eigentlich mit „es drehte ihm den Magen um“ übersetzen.

Das gleiche Wort taucht im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lukas 10) auf. Auch den barmherzigen Samariter „jammerte es“. Auch er wird aus diesem starken Mitgefühl heraus aktiv.

Wir haben deshalb eben das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gehört, gewissermaßen als zweiten Kommentar zur Jahreslosung. An ihm wird die Barmherzigkeit greifbar, die von uns erwartet wird, wenn es in der Jahreslosung heißt: „So sollen auch wir barmherzig sein“. Das Bild zu dieser Geschichte hat Vincent van Gogh gemalt.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist zum Inbegriff barmherzigen Handelns geworden: Der Samariter lässt sich anrühren von der Not und dem Leid eines fremden Menschen und wird Notwendend aktiv. Wer am Boden liegt, braucht Menschen, die sich anrühren lassen und helfen.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erinnert uns an Menschen in Not, denen wir auf unseren Wegen begegnen, die auf ihrem Weg abgestürzt sind, die ausgeplündert und bloßgestellt wurden, die aus eigenen Kräften nicht mehr auf die Beine kommen.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter soll uns motivieren, dass wir uns den Werken der Barmherzigkeit zuzuwenden. Bei den Werken der Barmherzigkeit geht es um Hungrige, denen zu essen, und um Durstige, denen zu trinken zu geben ist. Da sind mit Kleidung zu versorgen, die nichts anzuziehen haben, und Fremde aufzunehmen, Kranke und Gefangene zu besuchen.

Ganz alltägliche Dinge - das sind die Werke der Barmherzigkeit, die jedem Menschen möglich sind - unabhängig davon, was er glaubt. Jeder kann Hungrige speisen, Durstigen etwas zu trinken geben, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Kranke und Gefangene besuchen.

Jesus erwartet von uns nichts Außergewöhnliches. Er erwartet nur eins: dass wir Menschen sind, dass wir uns anderen gegenüber als Menschen, als Mitmenschen erweisen. Deshalb: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“

Damit richtet Jesus uns an Gottes Verhalten aus. Das heißt konkret: Weil Gott mit mir barmherzig ist, kann ich mit anderen barmherzig sein. Weil er mir vergibt, kann ich anderen vergeben. Weil er mir gut

tut, kann ich anderen gut tun. Weil er mir gibt, kann ich anderen geben. Weil er mich liebt, kann ich andere lieben. Weil er an mich glaubt, kann ich an andere glauben.

Wir brauchen eine Kultur der Barmherzigkeit, wenn wir Menschen bleiben wollen. Wo sie fehlt, wird es fürchterlich. Ohne Barmherzigkeit verschwindet der empathische Sinn für die Not der anderen. Und Herzlosigkeit gegenüber dem Leid anderer zerstört auf Dauer jedes Miteinander.

Gottes Barmherzigkeit sucht tagtäglich nach ihrer Entsprechung unter uns. Sie ermutigt uns barmherzig zu sein. Nun denn: „Seid barmherzig, wie eurer Vater barmherzig ist.“

Weine nicht und steh auf

Predigt zu Lukas 7, 11-16 am 15. September 2013

Lukas berichtet von einem unglaublichen Wunder. Da war ein junger Mann gestorben. Der einzige Sohn seiner Mutter, die schon Witwe war. Sie befand sich in einer ausweglosen Situation. Wie sollte es nur weitergehen? Da begegnet sie Jesus. Der stoppt sie auf dem Weg zur Bestattung und sagt zu ihr: „Weine nicht!“ Und zu dem jungen Mann sagt er: „Steh auf!“ Und beides geschieht.

Der Streit um die Frage, ob dieses Wunder wirklich so passiert ist, ist so alt, wie der Bericht selbst. Was immer damals geschehen ist: Heute kehren die Toten nicht ins Leben zurück.

Aber warum wurde diese Geschichte erzählt? Hing das mit Ostern und der Auferstehung Jesu zusammen? Dann sollte die Geschichte zeigen: Die Macht des Todes ist gebrochen.

Es gibt da allerdings einen kleinen, aber entscheidenden Unterschied zwischen der Ostergeschichte und dieser Geschichte hier: Der junge Mann wurde nur wiederbelebt. Er musste später endgültig sterben. Jesus hingegen wurde durch den Tod hindurch in ein neues Dasein jenseits des Todes auferweckt.

Und? Was machen wir nun mit dieser Wundergeschichte? Wir leben irgendwie dazwischen. Selbst wenn es Jesus damals gelungen sein sollte, einen jungen Mann wiederzubeleben, hilft uns das heute nicht weiter. Denn die Toten bleiben tot. Und das mit der Auferstehung der Toten, um das es hier ja gar nicht geht, vertagen wir bes-

ser auf Ostern und auf jene Auferstehung der Toten am Ende der Tage. Für mich erschließt sich der Sinn dieser Geschichte durch die Entdeckung, dass es hier ja eben nicht um den Tod am Ende des Lebens geht, sondern um einen Tod mitten im Leben. Marie Luise Kaschnitz hat das einmal so formuliert: „Manchmal stehen wir auf, stehen wir zur Auferstehung auf, mitten am Tage, mit unserem lebendigen Haar, mit unserer atmenden Haut."

Es geht um einen Tod, den man erleiden kann, wenn man noch lebendig ist. Ja: Lebendig tot eben. Ich denke da zum Beispiel an eine Liebe, die gestorben ist, an eine Hoffnung, die erloschen ist, an eine Arbeit, die keinen Spaß mehr macht, an einen Traum, der unerfüllt blieb, an eine Aufgabe, der man sich nicht stellen kann, an eine Abhängigkeit, aus der man nicht raus kommt, an eine Traurigkeit, die man nicht ablegen kann, an eine große Müdigkeit, die man einfach nicht los wird, an eine Situation eben, in der man sich eben wie tot vorkommt, als wenn da etwas in einem gestorben wäre.

So betrachtet sehe ich da nicht nur den jungen Mann liegen, sondern viele andere, mich selbst, aber auch Sie und Dich. Wer hätte noch nie den Eindruck gehabt, am Ende mit sich und seinen Möglichkeiten gewesen zu sein. Und war es das Ende? Nein. Irgendwie ging es weiter. Irgendwie wurden wir gerettet, wiederbelebt, reanimiert. Irgendwie sind wir wieder auf die Beine gekommen, sind aufgestanden – ja auferstanden.

Warum? Weil uns die Aufforderung: „Steh auf!" erreichte. Und wir sind aufgestanden, haben uns gewehrt, haben uns reingekniet, haben endlich etwas unternommen und haben uns erfolgreich dem Unvermeidlichen gestellt.

Und in mancher Hinsicht sind wir immer noch dabei. Mit dem Hören der Aufforderung „Steh auf!" ist es ja nicht getan. Damit beginnt das Aufstehen. Und meistens dauert es, unter Umständen nicht nur länger, sondern Jahre, zuweilen ein ganzes Leben. Das Aufstehen ist ein lebenslanger Prozess. Bevor man aufsteht, muss man allerdings mit etwas anderem aufhören. Man muss mit dem Jammern und Weinen aufhören.

Nicht dass mich jemand falsch versteht. Alles hat seine Zeit. Auch die Trauer, auch die Tränen, auch das Gefühl „Ich kann nicht mehr". Aber dann – irgendwann - muss es auch genug sein. Und falls es mir

nicht gelingt, mir selbst das „Weine nicht!" zu sagen? Dann kommt hoffentlich jemand vorbei, der es mir sagt.

So betrachtet sind wir von der Geschichte her Mutter und Sohn in einer Person. Uns ist beides gesagt: „Weine nicht!" und „Steh auf!" Wir sind es, die in ihrer Not beides zu hören bekommen und nun umsetzen müssen. Und jetzt bitte ich Dich und Sie: Hör auf zu klagen. Überleg mal, wo Du tot bist, wo Du lebendig tot bist. Und dann lass es Dir nicht zweimal sagen. Also: „Weine nicht!" und „Steh auf!"

Und wer sagt es uns? Von wem lassen wir es uns sagen? Das wird ein ums andere Mal von Mensch zu Mensch anders aussehen. Manchmal werden wir in der Lage sein, es uns selbst zu sagen. Manchmal werden wir darauf angewiesen sein, dass es uns andere sagen.

Und ob wir es uns selbst sagen oder ob es uns andere sagen, so oder so hat das meiner Meinung nach immer mit Gott zu tun. Das sieht man schon in der Geschichte. Jesus sagt es. Und durch Jesus kommt Gott zu Wort. Das ist heute nicht anders. Wir hören das „Weine nicht!" wie auch das „Steh auf!" in uns oder durch einen anderen Menschen. Aber es kommt von Gott.

Und weil von ihm die Aufforderung kommt, nicht zu weinen und aufzustehen, können wir gewiss sein, dass er uns auch die Kraft schenkt, es zu tun. Weil die Aufforderung „Weine nicht!" und „Steh auf!" letztlich göttlichen Ursprungs ist, überfordert sie uns nicht. Sie fordert uns allenfalls heraus.

Ein letzter Gedanke: „Weine nicht!" und „Steh auf!" können wir individuell verstehen, also ganz persönlich auf mich, auf Dich und auf Sie beziehen.

Und wir können es auch so verstehen, dass damit ein die ganze Welt umspannender Prozess gemeint ist. „Weine nicht!" und „Steh auf!" fordert alle auf, dem Tod auf allen Ebenen zu wehren und uns gegen das Todbringende zu erheben, wo und wann immer es uns begegnet.

Und auch hier: Bevor man das kann, bevor man die Kraft dazu hat, muss man damit aufhören, die Probleme nur zu beklagen. Stattdessen: Weint nicht und steht auf. Erhebt Euch gegen das Tödliche und Todbringende. Gott schenke uns die Kraft dazu.

Vierfacher Acker

Predigt zu Lukas 8, 4-8 am 23. Februar 2003

Jesus erzählte dies Gleichnis in einer Zeit, als das Korn noch per Hand ausgesät wurde. Auch wenn man das noch nie gesehen hat, kann man sich das doch gut vorstellen, wie so ein Sämann mit weit ausholendem Armschwung die Saat ausstreut.

Nun gab es in jener Gegend damals nicht so große Ackerflächen wie wir das aus unserer Landwirtschaft kennen. Das waren nur kleine Flächen, die eher wie Flickenteppiche aussahen. Da ging ein Weg durch. Da war die Humusschicht aufgrund des felsigen Untergrundes nicht so üppig. Und da es noch keine Chemie gab, die man hätte spritzen können, überwucherte das Unkraut mit seinen Dornen und Stacheln hier und da die Saat. Natürlich gab es auch die Stellen, wo die Saat gut aufging und viel Getreide hervorbrachte.

Drei von vier Samenkörnern waren also umsonst ausgesät, kamen nicht dazu, fruchtbar zu sein. Eins wurde zertreten. Eins überwuchert. Eins vertrocknete. Und nur eins brachte neues Getreide hervor. Da stellt sich natürlich die Frage: „Lohnt sich das denn?“ Nun hatte man ja seine Erfahrungen. Die ihre Saat aussäten, waren guter Hoffnung, wie immer mehr zu ernten, als sie aussäten.

Schließlich brachte die Saat im Normalfall auf dem fruchtbaren Boden so viel Frucht, dass genügend Getreide zum Verzehr und für die neue Saat heranreifte. Es lohnte sich also auszusäen. Das ist also aufs Ganze gesehen sehr ermutigend.

Nun handelt es sich hier wie gesagt um ein Gleichnis. Es wird etwas gleich gesetzt, verglichen. Was nämlich? Für mich sind drei Dinge wichtig: Der Sämann, der Samen, der Boden.

Eine Deutung wurde im Lukasevangelium gleich mitgeliefert. In der theologischen Forschung ist man sich einig, dass es sich dabei um eine Deutung der Gemeinde handelt, die Jesus in den Mund gelegt wurde, die also nicht von Jesus selbst stammt, wie man denken könnte. Ich werde darauf gleich näher eingehen. Doch zunächst die vielen von uns bekannte Deutung. Da heißt es:

„Der Bauer, der die Samenkörner ausstreut, sät die Botschaft Gottes aus. Manchmal fallen die Worte auf den Weg. So ist es bei den Menschen, die die Botschaft zwar hören, aber dann kommt sofort der Teufel und nimmt weg, was in ihr Herz gesät wurde.

Bei anderen ist es wie bei dem Samen, der auf felsigen Grund fällt. Sie hören die Botschaft und nehmen sie sogleich mit Freuden an. Aber sie kann in ihnen keine Wurzeln schlagen, weil diese Leute unbeständig sind. Wenn sie wegen der Botschaft in Schwierigkeiten geraten, werden sie gleich an ihr irre.

Wieder bei anderen ist es wie bei den Samenkörnern, die in das Dornengestrüpp fallen. Sie hören zwar die Botschaft, aber sie verlieren sich in ihren Alltagssorgen, lassen sich vom Reichtum verführen und leben nur für ihre Wünsche. Dadurch wird die Botschaft erstickt und bleibt wirkungslos.

Bei anderen schließlich ist es wie bei der Saat, die auf guten Boden fällt. Sie hören die Botschaft, nehmen sie an und bringen Frucht, manche dreißigfach, andere sechzigfach, wieder andere hundertfach.“

Diese Deutung hat sich bei vielen von uns festgesetzt. Und so passiert es immer wieder, dass man versucht ist, die Menschen aufzuteilen in solche, die oberflächlich sind und wo nichts wirklich tief wurzelt, in solche, die im Unkraut umzukommen scheinen, die gegen die Dornen nicht ankommen, in solche, die hart wie ein Weg sind, wo alles nur mit Füßen getreten wird, und in solche, bei denen man den Eindruck hat, die Saat wurde gut aufgenommen, konnte wachsen und zeigt erste Früchte.

So einleuchtend diese Deutung auf den ersten Blick ist, ist sie doch mehr als gefährlich, weil demnach dreiviertel aller Menschen keine gute Frucht bringen und verloren gehen würden. Ziemlich schwarz weiß. Sofort fragt man sich, wer wohin gehört und vor allem, ob man selbst zu denen gehört, wo der Samen auf guten Boden fällt. Aber diese Fragen ermutigen nicht, sie machen Angst.

Und das entspricht weder dem Gleichnis noch dem, der es erzählt hat. Denn Jesu Gleichnis ist eine Mutmachgeschichte. Eine hoffnungsvolle Geschichte. Eine Geschichte gegen den Frust.

Und für wen. In erster Linie für den Sämann bzw. die Säfrau, also für alle, die etwas dem Samen vergleichbares Gutes ausstreuen in der Hoffnung auf Erfolg, in der Hoffnung auf gute Ernte. Eine Geschichte also, die die aufrichten soll, die sich beim Säen verausgabt haben und die in der Gefahr stehen, zu resignieren, die sich fragen – vielleicht mit Recht fragen: „Wozu das Ganze? Was bringt‘s? Ist nicht alles umsonst?“

Wenn man da ein wenig weiter denkt, fallen einem viel mehr Zusammenhänge ein, wo einer oder eine wie ein Sämann guten Samen in der Hoffnung ausstreut, dass er aufgeht und Frucht bringt. Und das ist gut

so. Das möge nicht aufhören. Denn allen Rückschlägen und Verlusten zum Trotz lohnt sich das.

Ich denke an Eltern und Lehrer, an alle die mit ihren Worten Gutes aussäen. Ich denke aber auch an die, die mit ihrer guten Tat einen Samen ausstreuen, der zeichenhaft auf andere wirken kann. Es gibt so vieles, was in der Hoffnung auf Frucht als Same gedacht, gebetet, gesagt und getan wird.

Und damit sind wir beim zweiten, dem Samen. Natürlich könnte der Same auch das Wort Gottes sein, wie hier in der Gemeindedeutung. Aber doch nicht nur. Das Gleichnis lässt auch andere Deutungen zu, was die Möglichkeit der Deutung mit Blick auf Gottes Wort nicht schmälert, aber eben auch noch andere Möglichkeiten zulässt. So vieles kann wie ein Same wirken, in uns aufgehen, uns und unsere Welt zum Guten verändern.

Ich komme drittens auf den Boden für die Samen, die ausgesät werden. Im Grunde könnte der Boden das alltägliche Leben insgesamt sein. Es ist wichtig, dass der gute Samen überall hinkommt, eben in alle Welt.

Ich habe vorhin schon begründet, dass es sich hier beim Boden nicht um eine Aufteilung der Menschen in 4 Sorten handeln kann. Aber es könnte von 4 Möglichkeiten die Rede sein, was aus den guten Samen in uns werden kann.

Guter Same kann in uns auf guten Boden, aber auch auf den Weg, unter Unkraut oder auf felsigen Untergrund fallen. Und sicher ist das Gelände in uns nicht genau geviertelt.

Und doch: In jedem und in jeder von uns ist von den vier Böden etwas. Manche Worte fallen in uns auf fruchtbaren Boden. Andere nehmen wir nur oberflächlich auf, so dass sie bei uns keine Wurzeln schlagen können. Wieder andere Worte gehen bei uns hier rein und dort wieder heraus, können nicht wirklich eindringen und Raum gewinnen. Und wieder andere Worte kommen neben anderen Worten und Gedanken zu stehen, die uns letztlich mehr fesseln.

Viele gute Worte gehen auf diese Weise in uns verloren, gehen jedenfalls nicht auf, fruchten nicht so, wie es wünschenswert wäre.

Und doch fällt immer wieder guter Same auf fruchtbaren Boden in uns – und siehe da: Immer wieder geschieht das Wunder, dass der gute Same in uns aufgeht und Frucht bringt. Gott sei Dank.

Das ist mit allen guten Samen so und selbstverständlich auch mit Gottes Wort, wie es uns z.B. durch die Bibel oder durch die Worte anderer Menschen erreicht.

Was haben wir nicht schon alles an Gottes Wort gehört. Und was hat‘s gebracht? Was hat‘s gefruchtet?

Wenn wir jetzt schon dabei sind, wäre es gut, jeder und jede für sich würde – Hand aufs Herz – prüfen, wo Gottes Wort Wurzeln schlagen konnte, wo es mit dem eigenen Leben verwachsen ist, wo es Frucht tragen konnte. Welches Wort hat uns verändert? Können wir sagen: Hier hat sich mein Leben verändert und da begann ich das ganz anders zu denken.

Gibt es etwas Vorzeigbares? Wie sähe es aus, wenn wir uns einmal Rechenschaft darüber ablegen würden, was von alledem, das wir alles an Gutem gehört haben, in unserem Leben konkret und wirksam geworden ist. Denn das ist doch die alles entscheidende Frage. Nur was konkret wirksam geworden ist, ist wichtig.

Wäre doch nicht schlecht, man könnte von sich sagen: „Als ich das erste Mal hörte `Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst´, da habe ich damit angefangen, mich in solcher Liebe zu üben. Ich habe das trainiert, wie einer für einen Marathon trainiert. „

Oder wenn man von sich sagen könnte: „Als ich das zehnte Mal hörte, dass man seinem Bruder 7x77 Mal vergeben soll, habe ich damit angefangen, immer den ersten Schritt zu machen.“

Oder wenn man von sich sagen könnte: „Als ich das erste Mal hörte, wie Jesus beim Abschied von seinen Jüngern gesagt hat: `Ich bin bei euch alle Tage`, da habe ich damit angefangen, mich auf seine Nähe einzustellen. Ich vergesse das zwar auch immer wieder. Aber seitdem ist mir das immer öfter, immer mehr bewusst. „

Sie merken schon: So viele Sämänner und sicher auch Säfrauen, so viele gute Samen, die alle nur darauf warten, in uns aufzugehen und wirksam werden zu können.

Wie ist das nun bei uns? Jesus schließt sein Gleichnis mit dem Satz: „Wer Ohren hat, der soll gut zuhören!“ Also nicht hier rein und da raus, nicht anhören, ja-ja sagen und dann doch nichts tun.

Nein. Guter Samen hat guten Boden verdient, hat verdient, dass wir ihn mit Freude im Herzen aufnehmen, in uns wurzeln und sich entfalten lassen. Gott möge uns dabei helfen, dass guter Same in uns fruchtet.

Mein Name

Predigt zu Lukas 10, 20 am 28. September 1997

Wie ist das, wenn man so auf sein bisheriges Leben zurückschaut? - Nicht wahr, da tauchen mancherlei Erinnerungen an unvergessliche Begebenheiten auf. Und mit den Begebenheiten tauchen die Gesichter der Beteiligten auf. Nicht immer fallen uns dann auch gleich die Namen derer ein, an die wir uns erinnern.

Das gilt für uns alle. Wenn Sie, die älteren, sich zum Beispiel an den die Schule oder den Konfirmandenunterricht erinnern, dann tauchen Erinnerungen an Lehrer und den Pastor, an Mitschüler und die anderen Konfis auf.

Würden Sie die anderen wiedererkennen und deren Namen noch wissen? Wiedererkennen sicher eher, als den dazugehörigen Namen erinnern.

Und irgendwie gehört das eben alles zusammen, der Name und das dazu passende Gesicht, zu dem dann auch all das andere gehört wie die entsprechenden Gesten und Gewohnheiten, Schwächen und Stärken. Es ist schon faszinierend, wie im Verlauf eines Lebens der Name und das Leben eines Menschen unauflöslich und unverwechselbar miteinander verwachsen.

Wie geht das eigentlich vor sich? Lassen Sie uns das einen Moment anschauen, wie das mit unseren Namen ist. Wenn ein Mensch auf die Welt kommt und seinen Namen bekommt, dann wirkt der Namen zunächst noch ein wenig fremd im Zusammenhang mit gerade diesem Baby.

Aber nach einer Weile gehört gerade dieser Name unauflöslich zu genau diesem Kind. Bald scheint es einem das selbstverständlichste von der Welt zu sein, dass gerade dies Kind so heißt.

Mit unserer Geburt bekommen wir unseren Namen, also den Vornamen, der bleibt. Denn neben dem Vornamen bekommen wir ja auch noch den anderen Namen, den Nachnamen, der sich im Verlauf des Lebens z.B. durch Heirat ändern kann, den Namen, der dann anzeigt, zu welcher Familie wir gehören.

Tag um Tag wächst der Name mit dem Leben der Betreffenden zu einer unverwechselbaren Einheit zusammen. Zunächst wissen nur unsere Eltern unseren Namen. Und auch wenn wir immer wieder mit diesem Namen angesprochen werden, dauert es eine Weile, bis wir begriffen

haben, dass das „mein Name“ ist und dass ich gemeint bin, wenn dieser Name ausgesprochen wird.

Mit diesem Namen werden wir dann unser Leben lang gerufen. Auf diesen Namen hören wir. Mit diesem Namen unterschreiben wir. Unter diesem Namen kennt man uns.

Wo ich mir meines Namens bewusst wurde, wurde mir klar, dass ich nicht nur ich war und blieb, sondern eben auch Hans-Jürgen Kopkow war. Ich hieß nicht nur so. Ich hatte meinen Namen nicht wie ein Kleidungsstück, das ich beliebig wechseln konnte. Ich bin ich. Ich bin Hans-Jürgen Kopkow. Und seitdem weiß ich, dass wir zusammen gehören - mein Name und ich.

So haben wir unsere Namen. Und wir werden mit unserem Namen angeredet. Und es tut uns gut, wenn man uns kennt. Es ist gar nicht nötig, einen großen Namen zu haben. Und es ist eher mühsam, sich einen Namen machen zu wollen. Es ist schon viel, wenn wir anderen namentlich bekannt sind und wenn wir mit Namen angesprochen werden und nicht ein irgendwer oder eine x-beliebige Person sind.

So ist das mit unserem Namen, was unser Miteinander angeht. Nun heißt es in der Bibel immer wieder, dass Gott uns mit Namen kennt. In einem Wort des Propheten Jesaja hat Gott unverwechselbar schön gesagt, was jedem Menschen versprochen ist: „Fürchte dich nicht. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Unser Leben ist also nicht nur mit einem Namen, sondern auch mit Gott verbunden - und das von Anfang an, eben seit Gott uns ins Leben gerufen hat.

Er hatte uns schon ins Leben gerufen, als wir noch nicht den Namen hatten, den wir jetzt haben. Aber nachdem uns unsere Eltern unsere Namen gegeben hatten, da war unser Name auch für Gott unauflöslich mit uns und unserem Leben verbunden. Und nun, wo wir Namen haben, werden wir nicht nur von Menschen, sondern eben auch von Gott mit genau diesem Namen immer wieder angesprochen und gerufen.

Wir vergessen schon einmal einen Namen und können uns beim besten Willen nicht erinnern, wie diese oder jener hieß. Wir erkennen beispielsweise den Menschen am Gesicht, erinnern aber nicht mehr den Namen, weil dieser Mensch mitsamt seines Namens bei uns in Vergessenheit geraten ist.

Bei Gott ist das anders. Er vergisst weder unseren Namen noch all das, was mit uns zusammenhängt, was unser Leben ausmacht. Ich erin-

nere nur an das sogenannte Buch des Lebens, von dem in der Bibel verschiedentlich die Rede ist.

Der Gedanke an dies Buch des Lebens, in dem - bildlich gesprochen - Gott so blättert, wie wir in unseren Fotoalben blättern, ist für viele Zeitgenossen unvorstellbar. Für manche klingt er kindisch, weil es Gott zu sehr in die menschliche Bildhaftigkeit herunterzieht. Für wieder andere klingt es beängstigend, weil sie befürchten, Gott könnte in diesem Buch aufzeichnen, was gegen sie spricht.

Jesus hat von diesem Buch des Lebens in anderer Weise gesprochen, als er sagte: „Freut euch, dass eure Namen im Himmel aufgeschrieben sind." Für ihn ist es also kein Buch der Endabrechnung, kein Sünderdatei, kein Grund zum Fürchten, sondern ganz im Gegenteil ein Buch des Lebens, ein Grund zur Freude. Und von daher die Einladung: „Freut euch doch. Freut euch, dass ihr in diesem Buch steht."

Es ist ja nicht ein Buch gedacht, wie wir Bücher kennen. Das Buch des Lebens ist das Leben. Mit dem Moment, wo Gott uns ins Leben rief, begannen auch die Aufzeichnungen ins Buch des Lebens.

Denn jeder von uns hat Spuren in dieser Welt hinterlassen. Mit der Geburt wurden wir schon berufen, als Kinder Gottes in der Gegenwart Gottes zu leben.

Seit Gott uns ins Leben rief, wölbt sich Gottes Himmel über uns, der uns wissen lässt, dass unser Leben gewollt ist und wir nicht allein sind, selbst dann nicht, wenn es uns so vorkommen sollte.

Mit der Taufe haben wir zu unserem Vornamen und zu unserem Familiennamen noch einen dritten Namen bekommen. Seitdem heißen wir Christ. Wie ein weiterer Familiennamen gibt das Wort „Christ" an, dass wir zur weltweiten Familie der Christen gehören.

Bei der Konfirmation haben wir dann wiederum unseren Namen gehört, haben uns erinnern lassen, dass Gott uns nicht nur ins Leben gerufen hat, sondern auch zu einem Leben in seiner Gegenwart und unter seinem Segen in seiner weltweiten Familie der Christen.

Und immer wieder spricht und ruft er uns an, bis wir eines Tages aus diesem Leben abberufen werden. Das Wort „heimgerufen" erinnert uns daran, dass Gott uns mit unserem Namen aus dem Leben auf dieser Erde nach Hause, in ein neues, uns unvorstellbares Sein jenseits des Todes ruft.

Ich möchte Ihnen zum Schluss noch die Geschichte vom kleinen Echo vorlesen - die Geschichte vieler Menschen: „Eines Tages, in seiner guten Schöpferlaune, rief Gott wieder einmal einen Namen - und da war

das kleine Echo geboren. Gott machte es Freude, mit dem kleinen Echo zu spielen. Und das kleine Echo freute sich, dass es so gut nachsprechen konnte, was Gott ihm zurief. Wenn Gott sagte: „Ich hab dich lieb", dann rief das kleine Echo zurück: „Hab dich lieb." Bald konnte das kleine Echo sogar schon ein bisschen mehr. Hörte es Gott sagen: „Du bist mein!" dann rief es zurück: „Ich bin dein!" Als das kleine Echo größer geworden war, wurde es kecker – und manchmal sogar ein bisschen frech. Es verdrehte zum Beispiel die gehörten Worte. Als Gott einmal rief: „Nun bist du bald groß", echote es: „Bin ich dich bald los!" Oder wenn er fragte: „Brauchst du mich?", dann schrie es zurück: „... brauch dich nicht." Das gab Gott erst einen kleinen Stich ins Herz. Doch dann nickte er lächelnd und dachte bei sich selbst: „Jetzt wird mein kleines Echo größer. Da ist man dann manchmal ein bisschen übermütig und weiß nicht mehr so recht, was man sagt. Es wird schon wieder anders werden."

Die Zeit verging. Die kleinen Frechheiten des Echos wurden seltener. Dafür lernte es neue Dinge. Es lernte zum Beispiel, nicht nur nachzuplappern, sondern ganz selbständig ganz neue Antworten zu finden, oder auf Worte mit Taten zu antworten. Eines Tages konnte es sogar rufen, noch bevor Gott etwas gesagt hatte.

So verging eine lange schöne Zeit mit diesem Spiel hin und her. Mal waren es nachdenkliche Worte, dann wieder fröhliche, mal traurige, dann wieder ausgelassene Worte, die sie sich gegenseitig zuriefen.

Und obwohl die meisten Echos immer das letzte Wort haben wollen, verzichtete unser Echo eines Tages darauf, das letzte Wort haben zu wollen. Als Gott sprach: „Komm zurück zu mir nach Hause", da ließ es sich ohne Widerrede wortlos und voller Vertrauen ihm in die Arme fallen. Und alles war gut."

Möge Gott uns, die er mit Namen kennt, mit seinem Ruf erreichen, und in unseren Herzen die Gewissheit wachsen lassen, dass wir sein sind und bleiben - was auch geschehen mag.

Gott und den Nächsten lieben wie sich selbst

Predigt zu Lukas 10, 25-37 am 24. Angust1997

Diesen Text mit der Geschichte vom barmherzigen Samariter kennen wohl fast alle. Jeder kann damit etwas anfangen. Bevor wir den Text

miteinander anschauen, bitte ich Sie ein wenig davon zu erzählen, was Ihnen, an dieser Geschichte bisher wichtig gewesen ist:

Wir wollen uns als erstes noch einmal die eigentliche Geschichte vom barmherzigen Samariter anschauen. Das sind die Verse 30-35. Finden Sie nicht auch, dass diese Geschichte für sich spricht? Ist doch ganz klar, worum es Jesus ging, der die Geschichte erzählte.

Für Jesus ist das Verhalten des Samariters vorbildlich. Was er tut, ist menschlich. Was der Priester tut und was der Levit tut, das ist geradezu unmenschlich. Die Wirkung der Geschichte erhöht sich dadurch, dass der, der sich so vorbildlich verhält, ein Samariter ist, also einer, auf den die anderen verächtlich herabschauten, vor allem deshalb, weil die Samariter als Volk in den Augen der rechtgläubigen Juden nicht den richtigen Glauben hatten.

Und wenn Jesus am Schluss V. 37 sagt „Geh hin und tue desgleichen", dann ist deutlich, was er will: Er erwartet, dass ein Mensch dem anderen so hilft, wie es hier der Samariter vorbildlich getan hat.

Nun liegen nicht überall unter die Räuber Gefallene an den Straßenrändern. Aber es geht ja auch nicht darum, dasselbe zu tun, sondern das Gleiche, also ähnlich Hilfreiches eben das, was nötig und notwendig ist, das, was einer braucht, was ihn weiterbringt, was ihn aufrichtet, was ihm hilft. Was könnte das zum Beispiel sein?

Und so wäre von der Geschichte her ein erstes Fazit dies: Es kommt darauf an, dem Teil Mensch in uns zu wehren der wie der Priester und Levit nur allzu gern ausweicht, wo er herausgefordert ist.

Und es kommt darauf an, den Teil Mensch in uns zu fördern, der wie der Samariter das tut, was getan werden muss, um einem Menschen in seiner Not beizustehen und zu helfen.

Nun steht die Geschichte nicht für sich. Sie ist eingerahmt. Jesus erzählt sie gewissermaßen als Antwort auf eine Frage. Diese Frage lautete V. 29: „Wer ist denn mein Nächster?"

Was meinen Sie, wie müsste der Geschichte entsprechend die Antwort lauten? - Der unter die Räuber Gefallene? So haben wir es gelernt. So haben wir es ein ums andere Mal gehört. Und so kennen wir die Geschichte als die Geschichte der Nächstenliebe. Und so ist die Geschichte wie vielleicht keine andere zu einer Geschichte dafür geworden, was christliches Verhalten ist.

Aber stimmt das? Schauen Sie bitte noch einmal sehr den Vers 36 an, mit dem Jesus seine Geschichte beendet. Was fragt er: „Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die

Räuber gefallen war?" In einer anderen Übersetzung heißt es noch deutlicher: „Wer hat sich dem, der unter die Räuber gefallen ist, als der Nächste erwiesen?" Wie also muss die Antwort lauten?

Es ist eben nicht der unter die Räuber Gefallene der Nächste, nicht der, dem geholfen werden musste. Der Nächste ist der Samariter, der geholfen hat.

Merken Sie, was Jesus gemacht hat? Er hat die Perspektive gewechselt. Der Frager ist von sich ausgegangen, als sei er der Mittelpunkt der Welt, das Maß aller Dinge, als er fragte „Wer ist dem mein Nächster?" Eigentlich meinte der Frager, er würde die Antwort schon wissen. Und im Grunde wollte er Jesus mit seiner Frage ja nur sagen: „Ich kann doch unmöglich alle lieben. Ich muss doch Einschränkungen machen. Also wer ist denn mein Nächster?"

Aber darauf ließ Jesus sich nicht ein. Er drehte die Blickrichtung um. Die Frage, wer ein Nächster ist, beantwortet für Jesus vom dem ausgehend, der Hilfe braucht.

Noch deutlicher wäre das geworden, wenn Jesus die Geschichte so erzählt hätte: „Stell dir vor, du wirst überfallen und liegst verletzt und hilflos am Straßenrand. Wer ist dir der Nächste gewesen? Waren es die, die vorbei gingen oder der, der dir geholfen hat?" - Die Antwort wäre ganz eindeutig: „Der mir geholfen hat, der wurde zu meinem Nächsten."

Wir wollen festhalten, dass für Jesus nicht der Hilfsbedürftige der Nächste ist, sondern der, der geholfen hat. Damit ist nicht aufgehoben, dass Jesus sagte: „Geh hin und verhalte dich so wie der Samariter." Aber die Frage nach dem Nächsten ist entscheidend anders gestellt und beantwortet.

Das ist wichtig für den dritten Schritt. Denn wenn wir nun wieder in den Predigttext schauen, dann sehen wir, dass schon die Frage nach dem Nächsten in ein Gespräch eingebettet war, das der ganzen Geschichte vorausging.

Eigentlich ging es dem Frager offensichtlich um die Frage, was er tun müsste, um das ewige Leben zu ererben. Seine Frage war also, was er tun sollte, um später einmal von Gott mit dem ewigen Leben belohnt zu werden.

Nun war der Frager nicht ganz ehrlich. Ihm ging es ja darum, Jesus aufs Glatteis zu führen. Der aber sah sofort, worauf es hinauslief und drehte den Spieß einfach um, indem er den Frager indirekt zwang, die Antwort selbst zu geben.

Denn es bestand unter den Schriftgelehrten der damaligen Zeit kein Streit darüber, wie die Antwort auszufallen hatte. Jedermann konnte sie aus den heiligen Schriften selbst vorlesen.

Und da der Frager offensichtlich ein Schriftgelehrter war, musste er die richtige Antwort aus dem Alten Testament zitieren, wollte er sich nicht vor aller Augen die Blöße geben, nicht Bescheid zu wissen. Und so sagte er die Antwort: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt und deinen Nächsten wie dich selbst."

Da der Frager dann nach dem Nächsten weiterfragte, ging es ihm im Grunde um die Frage, auf wen sich das bezog „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Dass man sich selbst liebt, sich selbst annimmt, dass man sich nicht selbst hasst, das wurde als normal vorausgesetzt. Und es ist ja auch normal, einmal abgesehen von den Menschen, die krank sind in der Seele und sich selbst nicht lieben können. Das ist ein wichtiger Aspekt, dem wir hier aber nicht nachgehen können.

Die Frage war, auf wen sich das mit der Liebe bezog. Waren also alle gemeint? Und nun setzen Sie bitte einmal die Antwort Jesu auf die Frage nach dem Nächsten in das Gebot der Nächstenliebe ein. Was kommt dann dabei heraus?

Liebe den der es gut mit dir meint, der dir hilft. Liebe deinen Wohltäter. Liebe den, der sich dir gegenüber wie der Samariter verhält. Liebe den, der dir in Liebe nahe kommt, der dir tatsächlich nahe steht, vielleicht nur für einen Moment oder ein Leben lang.

Wenn es darum geht, zu klären, wer der Nächste ist, der zu lieben ist, brauchen wir nicht lange zu suchen. Sicher gibt es Menschen wie die Eltern, Lebenspartner oder Kinder, die uns immer wieder nahe sind und schon von daher mit Sicherheit unsere Nächsten sind, zumal sie es im Normalfall gut mit uns meinen. Da fängt die Nächstenliebe an. Und in sich erweiternden Kreisen kommt man im Laufe seines Lebens mit immer mehr Menschen nahe, wird ihnen Nächster und ist ihnen den Erweis der Nächstenliebe schuldig.

Weil es sich in der Liebe immer um ein Geben und Nehmen handelt, ist das mit dem Gebot der Liebe keine Überforderung. Man könnte sich ja daran stoßen, dass hier so vieles verlangt wird, was man alles tun soll und muss. Wird einem damit nicht alles verleidet?

Ganz im Gegenteil. Jesus sagt: Tu das - und du wirst leben. Und auch hier können wir von Jesus lernen. Dem Frager ging es um das ewige

Leben, das als Belohnung für ein Gott wohlgefälliges Leben auf die wartet, die ihr irdisches Leben beendet haben.

Jesus dagegen spricht nicht so sehr vom ewigen Leben und einer Belohnung dermal einst. Er sagt: „Du wirst leben" Und gemeint ist: Jetzt und jetzt wirst du leben und ewig wirst du leben.

Wie gut, dass das mit dem Leben nicht erst nach dem Leben anfängt, sondern schon jetzt. Gott und den Nächsten lieben wie sich selbst - das ist das Leben.

Ein letzter Gedanke zu diesem bedeutungsschweren Text. Wir sind intensiv der Frage „Wer ist mein Nächster?" nachgegangen: Sicher wäre es genauso lohnenswert, der Frage „Wer bin ich?" nachzugehen und zu überlegen, was es mit dem auf sich hat, das hier wie selbstverständlich vorausgesetzt wird, dass man sich selbst lieben darf, ja geradezu selbst lieben soll.

Eine Frage scheint aber noch offen. Die Frage nach Gott. Wer ist Gott. Und wo findet er sich. Ist er nur der, der die Liebe fordert?

Keineswegs: In der Geschichte vom barmherzigen Samariter heißt es, es jammerte ihn, als er den Verletzten sah. Die da im Griechischen verwendete Vokabel wird nur noch einmal verwendet. Da ist es Christus selbst, den es jammerte. Da ist er, der Hinweis für das Wirken Gottes.

Gott ist es, der uns immer wieder wie der Samariter hilft und rettet, der uns auf den Weg bringt und unsere Wunden verbindet, der für uns sorgt und uns liebt, lange bevor wir das merken und ihn unserseits lieben können. Denn er ist und kommt uns näher, als wir uns selbst nahe sind.

Viele mögen sich von uns distanzieren und vorbeilaufen, die Gesellschaft, die Nachbarn, die Kirche, der Pastor. Aber Gott erbarmt sich. Gott ist in ganz besonderer Weise unser Nächster, der uns hilft und den es zu lieben gilt.

Es sollte uns also nıcht schwerfallen, ihn so zu lieben, wie es uns das Gebot nahelegt - von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt.

Maria verweilt bei Jesus und Martha handelt für Jesus

Predigt zu Lukas 10, 38-42 am 19. Februar 2017

Vor der Geschichte von Maria und Martha berichtet der Evangelist Lukas, wie Jesus von einem Menschen gefragt wird, was er tun soll, um alles richtig zu machen, um richtig zu leben.

Im Gespräch darüber verständigen sich Jesus und dieser Mensch, dass es einzig und allein darauf ankommt, gemäß dem Gebot der Liebe zu leben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst. Wer das tut, wird leben.

Und dann kommen das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die Geschichte von Maria und Martha und das Vaterunser. Während es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter vor allem um den Aspekt der Nächstenliebe geht, zeigt das Vaterunser, wie das mit der Liebe zu Gott aussehen könnte. Und die Geschichte von Maria und Martha, um die es heute geht, bringt zum Ausdruck, dass es da von Anfang an Spannungen gab bei der Frage, was denn nun wichtiger sei.

Die theologischen Erklärungsversuche sind im Verlauf der Geschichte sehr unterschiedlich ausgefallen. Mal schien das Tun der Martha wichtiger, dann wieder das Tun der Maria. Und man ahnt es schon. Nicht umsonst verkörpern zwei Schwestern, was wichtig ist. Nämlich beides, manchmal mehr das eine und ein anderes Mal mehr das andere.

Nun aber zur eigentlichen Geschichte. Die Schwestern Maria und Martha werden sehr unterschiedlich dargestellt. Ich vermute mal, einige von uns sympathisieren mehr mit Martha, die mit ihrem Tischdienst für die anderen da ist. Und andere werden mehr mit Maria sympathisieren, die mit ihrem Zuhören für Jesus da ist. Aber im Grunde sind sie uns beide sympathisch.

Warum? Ganz einfach: Weil wir auch mal so wie die eine und dann wieder so wie die andere sind. Und das ist gut so. Beides sollte in uns sein, das Tun à la Martha und das Hören à la Maria. Beide sollten ihren Platz in uns haben, die Maria in uns und die Martha in uns. Sie sind ja nicht umsonst Schwestern. Sie gehören bei aller Unterschiedlichkeit untrennbar zusammen.

Wäre es nicht ganz wunderbar, wenn die Martha in uns über dieser Geschichte dazu kommen würde, sich mal in Ruhe zu Jesu Füßen zu setzen?

Und wäre es nicht genauso großartig, wenn die Maria in uns über dieser Geschichte dazu kommen würde, vom Hören ins Tun des Gehörten zu kommen. Das Einfachste wäre doch, einfach beides zu tun. Wer das eine wie das andere tut, der wird leben.

Soweit, so gut. Wenn das alles so einfach wäre, fragt man sich doch, warum es dann eigentlich Streit zwischen den beiden Schwestern gab? Ich vermute, wir sind sehr schnell bei der Ursache des Streits, wenn wir uns mal fragen, welche der beiden uns gerade näher liegt. Und? Welche der Schwestern steht Ihnen und Dir näher? Welche ist Ihnen in ihrer Art vertrauter?

Martha, nicht wahr? Wir sind als Kinder unserer Zeit einfach näher dran an Martha als an Maria. Natürlich: Ein bisschen was von Maria ist auch in uns. Klar. Aber eben nur ein bisschen was. Aufs Ganze gesehen sind wir vermutlich deutlich mehr Martha als Maria. Wir lieben es, aktiv für andere da sein zu können. Und das ist gut so.

Genau deshalb finden wir es auch unmöglich von Maria, dass sie ihre Schwester Martha alles allein machen lässt. Marthas Ärger ist für uns nachvollziehbar, weil wir oft genug ganz ähnliche Erfahrungen machen.

Dass wir mehr mit Martha als mit Maria sympathisieren, liegt nicht nur an uns ganz persönlich. Es hängt auch damit zusammen, dass wir in einer Zeit leben, in der anerkannt wird, wer viel arbeitet, wer viel leistet, wer erfolgreich ist, wer gut verdient, wer Karriere macht, wer es zu etwas gebracht hat.

Keiner sage, das würde nur für die anderen gelten. Irrtum. Es gilt auch für uns. Wir machen da keine Ausnahme. Wir sind mit unserem Empfinden Kinder dieser Zeit.

Und deshalb machen wir mehr oder weniger, was alle machen. Deshalb sind wir wie alle anderen stolz, wenn wir aktiv für andere sind. Deshalb finden wir es nicht gut, einfach nur faul rumzusitzen. Nein: Auch wir schaffen und machen. Den ganzen Tag. Von morgens bis abends. Meistens jedenfalls.

Ja: Marthas sind gefragt. Typen, die was wegschaffen. Kein Zweifel: Martha ist in. Mehr als je zuvor. Und Maria? Maria ist out. Typen wie sie sind irgendwie von vorgestern, gehören allenfalls ins Kloster. Ihre Beschaulichkeit mag sich heute kaum noch einer leisten. So sind wir Marthas - ohne es zu merken. Wir machen, was man heutzutage so macht. Und man macht immer was. Man kommt nie zur Ruhe. Selbst dann nicht, wenn man Zeit hätte.

Denn auch dann, wenn man nicht seiner Erwerbsarbeit nachgeht, selbst in der sogenannten Freizeit macht man ständig was: Man liest. Man sieht fern. Man spielt. Man fotografiert. Man lädt sich jemanden ein. Man geht ins Kino oder Theater. Man bastelt. Man beschäftigt sich eben. Ist doch so: Ständig ist was los. Viel zu selten ist wirklich Ruhe.

Kommt einer am Montag aus dem Wochenende wieder zur Arbeit oder in die Schule. Wie lautet die Frage? Na, was habt ihr denn so gemacht?

Pausenlos sind wir mit irgendetwas beschäftigt. Und die Folge? Wir sind müde und haben uns verausgabt, wenn schon nicht am Ende unserer Kräfte, dann doch am Limit, meist ziemlich erschöpft und überfordert, nicht wirklich glücklich und ausgeruht, eher gehetzt und unzufrieden und oft ganz schön gereizt.

Das tut uns nicht gut. Und jetzt, wo wir mal einen Moment Zeit haben, da genauer hinzuschauen, da merken wir: Momente, wo wirklich nichts geschieht, gibt es viel zu wenig. Immer ist etwas. Selten ist nichts.

Du gehst durch den Wald, um dich zu bewegen und zu entspannen. Aber wann bist du das letzte Mal für länger einfach nur stehen geblieben? Du liest ein Buch, um dich zu unterhalten oder weiterzubilden. Aber wann bist du das letzte Mal ohne Buch einfach deinen Gedanken nachgegangen? Du fährst über Land. Aber wann hast du das letzte Mal auf einer Wiese liegend in den Himmel geschaut. Du singst im Chor. Aber wann hast du das letzte Mal völlig versunken dein ganz eigenes Lied vor dich hin gesummt.

Nur ein paar Beispiele im Sinne dieser Geschichte, in der es darum geht, zur Ruhe zu kommen, innezuhalten, sich hinzusetzen, fünfe gerade sein zu lassen, ohne schlechtes Gewissen einfach nichts zu tun. Weil wir eher wie Martha sind, ist uns das Nichtstun der Maria verdächtig. Und dann denken oder sagen wir: „Dieses Nichtstun, das kann‘s doch nicht sein.“

Moment! Manchmal eben doch. Manchmal wäre genau das das Richtige: die Stille, die Ruhe, das Innehalten, das Hören, eben mal Pause machen.

Die Geschichte erschließt sich vom Ende her, wo Jesus sagt: „Eins aber ist Not. Maria hat das gute Teil erwählt“. Damit ist ja nichts gegen Marthas Dasein für andere gesagt. Warum auch. Sie tut es für Jesus. Was könnte man mehr wollen?

Nein. Was Jesus da sagte, ist eher im Sinne eines Plädoyers für das Hören zu verstehen. Es geht bei Maria ja nicht um irgendeine Pause. Nein. Es geht darum, auf Jesus zu hören, ihm zu Füßen zu sitzen.

Was wäre es gut, wenn wir uns von Jesus sagen ließen: „Lass doch einfach mal alles für einen Moment liegen. Und dann komm. Setz dich zu mir. Du wirst sehen, das wird dir gut tun. Danach geht es dir besser. Und was du noch zu erledigen hast, wird dir dann leichter von der

Hand gehen.“ Das wäre doch was: Zu Jesu Füßen sitzen und ganz Ohr, ganz offen sein und einfach nur lauschen.

Dieses „Sitzen-Zu-Jesu-Füßen“ ist natürlich nicht wörtlich gemeint. Wie sollte das für uns auch gehen? Aber nehmen wir es einmal als Gleichnis für eine innere Grundhaltung, die wir uns sehr wohl zu Eigen machen könnten.

Das wäre es doch: Wie ein Schüler zu Füßen des großen Meisters sitzen, ganz Ohr sein, offen für das, was uns von Gott her gesagt wird. Oft genug geschieht das ganz leise, zwischen den Zeilen, durch die Menschen, mit denen wir es tagtäglich zu tun haben, oder durch das, was wir erleben, oder indem er sich in unsere Gedanken einmischt.

Maria lädt uns also ein, wie sie innezuhalten und Abstand zu gewinnen, still zu sein und zu versuchen, nichts zu tun, einfach nur da zu sein, um zu hören, ja zu lauschen, was Gott uns zu sagen hat. Geben wir ihm doch die Möglichkeit.

Was dem Frieden dient

Predigt zu Lukas 19, 42 am Volkstrauertag 2020

Jesus sagte: „Wenn du doch erkennen würdest, was zum Frieden dient.“ Stimmt. Wenn doch ich, wenn doch Du, wenn doch wir, wenn doch alle erkennen würden, was zum Frieden dient, ja dann... gar nicht auszudenken. Das wäre doch ein Stück Himmel auf Erden.

Aber genau das passiert nicht – oder zumindest zu wenig. Und das ist das Problem. Es ist geradezu zum Heulen. Und genau das tat Jesus, als er das sagte.

Verständlicherweise. Wo man hinschaut, immer wieder und überall Krieg und Gewalt: In den Familien, auf der Straße, in der Wirtschaft, zwischen den Völkern.

Wenn man sich das Ausmaß des Unfriedens und der Gewalt in Lauf der Geschichte und in aller Welt vor Augen führt, ist man schnell der Verzweiflung nahe.

Die Welt kommt einfach nicht zur Ruhe. All die Appelle, doch zufrieden und friedlich für den Frieden einzutreten und Frieden zu machen, verhallen im Nahen Osten genauso wie in Bergkarabach, in den USA wie bei Linken und Rechten hierzulande.

Warum denn nur schaffen wir es nicht, uns in Frieden zu lassen und in Frieden miteinander zu leben?

Ja, warum erkennen wir nicht, was zum Frieden dient? In der Bibel wird die Ursache immer wieder in der Gottlosigkeit der Menschen gesehen. Stimmt natürlich.

Allerdings nur teilweise. Denn man kann an den Kreuzzügen, am islamistischen Terrorismus oder der aufgeheizten Stimmung unter den evangelikalen US-Amerikanern im Zusammenhang mit der Wahl sehen, dass mancher Glaube aggressiv macht, Krieg und Gewalt eben nicht verhindert.

Ganz im Gegenteil: Ein falsch verstandener Glaube kann Unfrieden und Gewalt sogar zur Folge haben. Wie viele Kriege wurden und werden in der irrigen Meinung geführt, Gott im Kampf auf der Seite zu haben gegen die anderen, die womöglich auch der Meinung waren, Gott auf ihrer Seite zu haben? Man sieht: So einfach ist das nicht.

Ja, warum erkennen wir nicht, was zum Frieden dient? Auf der Suche nach Ursachen lohnt sich ein Blick in die Kinderzimmer. Es fängt doch schon im Sandkasten an. Die Kinder spielen Abschießen und Krieg. Und das setzt sich fort in all den Ballerspielen am Computer. Kein Wunder, dass manche denken, ein richtiger Krieg sei auch nur so etwas wie ein großes Spiel. Und die moderne Kriegsführung mit ferngesteuerten Drohnen knüpft da im Grunde nahtlos an.

Wer denkt eigentlich darüber nach, was diese Kriegsspiele an Langzeitfolgen haben? Und warum sind wir geradezu phantasielos, wenn es darum geht, Frieden zu spielen. Wie wäre es, wenn der Friedensnobelpreis an einen Spieleentwickler vergeben würde, dem es am besten gelingt, Kinder Frieden spielen zu lassen?

Was schon früh als normal eingespielt wird, setzt sich später dann in allen Bereichen des alltäglichen Lebens fort: Im Konkurrenzkampf der Ellenbogengesellschaft, im Wirtschaftskrieg der Konzerne, im Kampf um die Einschaltquoten, im mit harten Bandagen geführten Wahlkampf wie in der Ausbeutung unserer Erde.

Und es findet sich wieder in all den Lieblosigkeiten und Aggressionen, den Falschmeldungen und Gerüchten, den Vorurteilen und Feindbildern, im Rassismus und Extremismus.

Ja, warum erkennen wir nicht, was zum Frieden dient? Weil man die Schuld nur bei den anderen sucht. Man ist ja immer schnell dabei, die anderen für den Unfrieden verantwortlich zu machen und den eigenen Anteil an der Entstehung des Unfriedens zu übersehen. Schließlich gehören wir ja zu den Guten. Die Bösen sind die anderen.

Und so sieht man wohl den Splitter im Auge des anderen, aber den berühmten Balken im eigenen Auge nicht. Da natürlich immer die anderen schuld sind, auf jeden Fall mehr schuld sind, als man selbst, erwartet man dementsprechend auch den ersten Schritt von denen die man als Verursacher des Konflikts ausgemacht hat. Soll'n die doch erst mal...

Aber so wird kein Friede. So wird rein gar nichts gut. Wer Frieden wirklich will, wer sich fragt, was dem Frieden dient, der muss sich bewegen – und zwar auf den anderen zu, als erster.

Wenn man nicht resignieren will angesichts all dessen, was den unterschiedlichen Bemühungen um Frieden im Wege steht, bleibt einem doch nur, sich selbst immer wieder um Frieden zu bemühen den Frieden zu suchen, wie es in der Bibel heißt.

Man meint ja immer, das würde man schon tun – nicht wahr? Aber stimmt das? Fragen wir uns doch einmal, wo und wie wir versuchen, zu tun, was dem Frieden dient. Suchen wir Frieden? Wirklich?

Vergegenwärtigen wir uns für einen Moment, wie es ist, wenn wir etwas verlegt oder verloren haben, sagen wir mal das Portemonnaie oder das Schlüsselbund? Wie suchen wir?

Wir schauen hier und da. Einmal, zweimal... immer wieder. Wir fragen alle, ob sie vielleicht gefunden haben, was wir suchen. Wir überlegen und überlegen, wo sein könnte, was wir suchen. Wir sind ganz unruhig, können nicht schlafen, träumen schlecht und suchen und suchen... bis wir hoffentlich endlich finden, was wir so suchten. Das (!) ist für mich Suchen.

Wenn das Suchen ist, wer von uns könnte dann noch von sich sagen, dass er den Frieden suchen würde - so intensiv wie den verloren gegangenen Schlüssel oder das Portemonnaie?

Natürlich ist das anstrengend und mühsam und frustrierend. Und man könnte meinen, es brächte doch nichts, sich für den Frieden einzusetzen.

Aber das stimmt nicht. Nicht auszudenken, wie die Welt aussähe, wenn sich nicht so viele – oft unter Einsatz ihres Lebens – für den Frieden und friedliche Lösungen und Kompromisse einsetzen würden.

Deshalb sollten wir dankbar sein für jeden, der Frieden sucht und sich für Frieden einsetzt, also für alles, was Friedensprozesse fördert. Und wir sollten dankbar sein für alle, die dem wehren, was den Frieden gefährden oder behindern könnte.

Natürlich stellt sich bei alledem die Frage, inwiefern der Glaube an

Gott dabei hilfreich sein könnte, den Frieden voran zu bringen, was dabei helfen könnte zu erkennen, was zum Frieden dient.

Vorab: Nirgends in der Bibel - und übrigens auch nirgends im Koran - steht, dass man sich mit einem Sprenggürtel bewaffnet an einen Ort begeben soll, wo man viele Menschen mit in den Tod reißen kann, wenn man sich in die Luft sprengt und ruft: „Gott ist groß!“ Was für ein krankes Gottesbild.

Im Hebräerbrief wird Gott ein „Gott des Friedens“ genannt. Das ist doch mal ein wirklich schöner Name für Gott: „Gott des Friedens.“ So stelle ich mir Gott vor, als einen Gott des Friedens, einen Gott, der Frieden will, der Frieden stiftet.

Indem der Gott des Friedens uns Anteil gibt am Frieden, der ihm eigen ist, erweist er sich als der eigentliche Friedensstifter, der den Frieden bringt. Was wäre es ein Segen, wenn alle Gläubigen dieser Welt, wenn alle Gläubigen jedweder Religion, Gott als den Gott des Friedens in Wort und Tat bezeugen würden? Die Welt wäre mit Sicherheit friedlicher.

Wer sich nun fragt, wie das gehen kann, dass der Gott des Friedens durch ihn zum Zuge kommen kann, der bitte Gott doch einfach darum, ihn zu einem Werkzeug seines Friedens zu machen. Hier mal ein Gebet in diesem Sinne, mit dem Franz von Assisi darum gebetet hat, ein Werkzeug des Friedens zu sein:

Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens,
dass ich Liebe übe, wo man sich hasst,
dass ich verzeihe, wo man sich beleidigt,
dass ich verbinde, wo Streit ist,
dass ich die Wahrheit sage, wo der Irrtum herrscht,
dass ich den Glauben bringe, wo der Zweifel drückt,
dass ich die Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält,
dass ich ein Licht anzünde, wo die Finsternis regiert,
dass ich Freude mache, wo der Kummer wohnt.
Herr, lass du mich trachten:
nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;
nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.
Denn wer da hingibt, der empfängt;
wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, erwacht zum ewigen Leben.

Die Jünger baten Jesus: „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“ Auch dieser Bitte können wir uns doch nur anschließen. Und dann müssen wir ihn nur noch gehen, weitergehen, den Weg des Friedens.

Gott schenke uns den Mut und die Kraft, nicht nur den ersten, sondern auch die nächsten Schritte auf dem Weg des Friedens zu gehen. Dabei begleite und bewahre uns der Friede Gottes, welcher umfassender ist als alles, was wir uns vorstellen können.

Suchen, Bitten, Anklopfen

Predigt zu Lukas 11, 5-13 am 22. Mai 2022

Es ist schon ein paar Jahre her. Wir kamen von der See. Die Kinder waren noch klein. Das Auto war vollbepackt. Und dann blieben wir liegen. Gott sei Dank standen wir auf einem dieser Parkplätze. Aber was sollten wir tun? Es war schon ziemlich spät.

Ich habe einen Freund angerufen. Der hatte sich zwar auf einen schönen Abend eingestellt. Aber als er von unserer Not hörte, brauchte ich lange zu betteln. Er kam, um uns zu helfen.

Ich nehme mal an, viele hier könnten ähnliche Geschichten erzählen, Geschichten, die davon erzählen, wie man in Not war, wie man um Hilfe gebeten hat und wie einem geholfen wurde.

Geschichten wie diese machen deutlich: Wenn man etwas nicht alleine hinkriegt, gibt es die Möglichkeit, andere um Hilfe zu bitten. Nun haben viele Hemmungen, sich mit der Bitte um Hilfe an andere zu wenden. Man hilft lieber als dass man sich helfen lässt.

Aber was soll’s? Wenn es doch allein nicht geht, dann muss man sich eben ein Herz fassen, allen Mut zusammennehmen und andere um Hilfe bitten, von denen man annimmt, sie könnten einem helfen.

Der Predigttext zeigt, dass man nicht gleich aufgeben darf, dass man dranbleiben muss. Genau genommen geht es hier nicht um ein schüchternes Bitten, sondern um ein geradezu unverschämtes Drängen und Betteln, um ein „In-den-Ohren-Liegen“ und „Nicht-locker-Lassen“. Wer so bittet, der lässt sich nicht abwimmeln, bis er bekommt, worum er bittet.

Auf den ersten Blick erzählt Jesus von zwei Freunden. Schaut man genauer, dann geht es nicht nur um uns und unsere Freunde, sondern auch um uns und Gott.

So wie hier einer um Brot bittet, so sollen wir den himmlischen Vater um das bitten, was wir brauchen. Wir sollen ihm in den Ohren liegen und nicht locker lassen. Und je mehr wir drängeln und bitten, desto größer die Aussicht, dass was passiert.

Im Anschluss an diese Geschichte vom drängenden Bitten sagte Jesus noch: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan."

Sicher dachte Jesus beim Bitten, Suchen und Anklopfen nicht nur an so materielle Dinge wie ein Brot und ein Stück Butter oder die Kettensäge und ein Bügeleisen, sondern auch daran, dass jemand z.B. nach Freude und Hoffnung, nach Beistand und Trost, nach Begleitung und Nähe suchen, anklopfen und bitten könnte.

Da muss man sich bemühen. Man muss aktiv werden, also alle Hebel in Bewegung setzen, muss hier und da anklopfen und bitten. Dann weiß man zwar immer noch nicht, ob man's bekommt und ob einem geholfen werden kann, aber dann hat man es wenigstens versucht.

Natürlich gibt es auch die, die aufgehört haben, zu suchen, anzuklopfen und zu bitten, die sich lieber mit dem abfinden, wie es ist, als eine Änderung herbeizuführen und sich um Hilfe bittend an andere zu wenden.

Solche Leute können einem doch echt leidtun, die offensichtlich nichts Neues entdecken wollen, die nichts mehr vom Leben erwarten, die sich abfinden und zufrieden sind mit dem, was ist, auch wenn es nicht wirklich gut und beglückend ist.

Wie sollen solche Leute finden, was sie suchen, wenn sie nicht mehr suchen? Wie sollen sie finden, was sie suchen, wenn sie die Angebote, die es gibt, nicht daraufhin abklopfen, ob was dabei ist, was ihnen weiterhelfen könnte? Wie können solche Leute etwas empfangen, die sich nicht für Neues öffnen können?

Ich glaube, solange wir noch etwas wollen und uns wirklich wünschen, solange wir bitten, suchen und anklopfen, werden wir auch empfangen und finden, wird sich uns Neues eröffnen.

Was wäre das schön, wenn wir miteinander solche Menschen sein könnten, die sich trauen, ohne Voranmeldung anzuklopfen, die noch suchen, weil sie eben nicht der irrigen Meinung sind, sie hätten schon alles und bräuchten nichts mehr. Was wäre es schön, wir wären füreinander offen, bittend und nicht fordernd, suchend und nicht schon alles

wissend, von uns aus anklopfend und nicht immer in der Meinung, andere müssten kommen.

So suchend, bittend und anklopfend würden wir den Segen erleben, der mit diesem Wort in Aussicht gestellt wird. Lasst uns also bitten, suchen und anklopfen. Und was immer das Leben dann mit sich bringt: Es wird bunter und vielfältiger sein.

Als Jesus sagte: „Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan", da sprach er natürlich nicht nur von Menschen, sondern gleichzeitig auch von Gott, unserem himmlischen Vater.

Er ermunterte die Menschen damals und damit auch uns heute, sich bittend, klopfend und suchend an Gott zu wenden. Was das im Einzelnen heißt, das wird von Bitte zu Bitte, von Mensch zu Mensch, von Zeit zu Zeit anders aussehen. Deshalb heißt es nur, dass wir finden werden, dass wir empfangen werden, dass uns Neues eröffnet wird. Was es sein wird, das steht nicht da, das kann nicht dastehen.

Nun beten manche ja sehr konkret: Da will einer gesundwerden. Da macht sich einer Sorgen um seine Kinder. Da bangt jemand ums Abitur, ein anderer um den Weltfrieden... Da werden täglich Millionen von Bitten im Gebet vor Gott ausgebreitet, die die Betenden gern erfüllt sehen würden.

So beten sie fast alle in der Erwartung, Gott möge es schenken, den Wunsch erfüllen. Und dann sind sie enttäuscht, wenn es nicht so kommt, wie sie es erbeten haben: „Ich habe so viel gebetet – und es hat nichts gebracht."

Ein Blick auf den Kontext könnte uns weiterhelfen: Die Jünger bitten Jesus, ihnen das Beten beizubringen. Daraufhin legt er Ihnen ans Herz, mit den Worten des Vaterunsers zu beten. Da geht es zwar auch ums täglich Brot und um die Vergebung der Schuld. Aber nicht nur. Und vor allem nicht zuerst.

Es geht vor allem anderen um ihn, um seinen Namen, der geheiligt werden will, um sein Reich, das kommen möge, und seinen Willen, der geschehen möge. Es möge geschehen, was er will – und nicht, was wir uns oft genug sehr eigennützig für uns selbst wünschen.

Unser Text endet mit einem kleinen Ausblick auf das Pfingstfest. Um eins sollen die, die zu Jesus gehören wollen, ausdrücklich und vor allem anderen bitten: um den heiligen Geist. Im Text heißt es: „… wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!"

Mit diesen Worten forderte Jesus auf, Gott nicht nur um dies und das zu bitten. Er legte allen nahe, ihre Bitten auf die Bitte um den Heiligen Geist zu konzentrieren. Damit sollen wir Gott in den Ohren liegen und nicht locker lassen.

Das hat seinen Grund. Auf den Heiligen Geist kommt es an. Er ist die Kraft Gottes, die wir brauchen, damit wir in seinem Sinn leben können. Ohne ihn geht's nicht.

Von daher wünsche ich uns, dass es uns immer öfter gelingt, dass wir suchen, bitten und anklopfen, einer beim anderen und jeder für sich und wir alle gemeinsam bei Gott.

Und dann möge Gott es schenken, dass wir in seinem Geist unser Leben und Miteinander zum Wohl der uns Anvertrauten gestalten können. Gott stehe uns bei, auf das wir nicht aufhören zu suchen, anzuklopfen und zu bitten.

Das Ende der Sprachlosigkeit

Predigt zu Lukas 11, 14-20 am 12. November 2017

Für die Zeitgenossen Jesu war der Fall klar: Da war einer stumm. Der Grund dafür konnte nur ein stummer Dämon sein, der diesen Menschen stumm machte. Für die Heilung war notwendig, ihn von diesem Dämon zu befreien. Und war das geschehen, würde der Mensch wieder reden können. Und so kam es. Jesus greift ein. Und der Mensch kann wieder reden. Ganz einfach.

Schwierig wird es durch die Dämonen, von denen in der Geschichte die Rede ist. Zurzeit Jesu gehörten Dämonen und böse Geister zum Weltbild. Keiner zweifelte an deren Existenz und dass sie der Grund vieler sonst unerklärlicher Krankheiten waren.

Das sieht man heute anders. Wer würde sich einem Exorzismus, also einer Teufelsaustreibung unterziehen wollen? Wer glaubt schon noch an Dämonen? Wie sagte einer im Chor: „Zur Hölle mit den Dämonen." Wir lachten darüber. Aber so einfach ist es nicht. So leicht wird man sie nicht los, die man früher Dämonen nannte.

Wenn man schon nicht vom Teufel, vom personifizierten Bösen spricht, so doch vom Bösen, der Macht des Bösen. Dass es das Böse gibt, kann man nicht leugnen.

Auch wenn heute kaum noch jemand von Dämonen spricht, so sprechen wir doch von bösen Geistern und bösen Mächten, teuflischen

Einflüssen und Strukturen, von lähmenden Gedanken, die einen nicht wieder loslassen, die das Leben blockieren. Man spricht von Depression und dem Geist der Verzagtheit, die man nicht wieder loswird, vom Gefühl eben, von allen guten Geistern verlassen zu sein, von den Stimmen im Kopf, die einen nicht in Ruhe lassen und die einem gar nicht guttun, die einen unter Druck setzen, die einen zweifeln lassen, unsicher machen, Angst machen, letztlich dann auch krank oder einsam. Es gibt so viele Teufeleien.

Bleiben wir für heute bei dem Phänomen, dass ein Mensch stumm ist. Sicher hat jeder von uns Menschen vor Augen, die stumm sind. Manche von Geburt, andere durch Krankheit wie z.B. einen Schlaganfall.

Es gibt darüber hinaus Menschen, denen hat ein einschneidendes Ereignis die Sprache verschlagen. Ja manchmal werden wir angesichts dessen, was uns widerfährt, was uns den Sinn geht, still und stiller. Ratlos und sprachlos sind wir unfähig, uns in der gewohnten Weise einzubringen. Uns fehlen dann einfach die Worte.

Oder wir fühlen uns so sehr beschämt oder verletzt, dass wir nicht nur unfähig, sondern auch unwillig sind, mit anderen darüber zu sprechen. Wir ziehen uns dann innerlich zurück und schweigen. Dann kommt schon mal die Frage auf: „Warum sagst du denn nichts?"

Und dann gibt es Momente, wo das Gespräch zum Stillstand kommt, wo man sich nichts mehr zu sagen hat, wo man nach einem Streit unfähig ist, das erlösende und versöhnende Wort über die Lippen zu bringen.

Immer wieder sind wir sprachlos. Manchmal aus Angst, wenn z.B. ein paar Rechtsradikale in der Straßenbahn eine Afrikanerin anmachen. Manchmal aus Resignation, wenn wir uns den Spielchen der Mächtigen in Politik, Wirtschaft oder Unterwelt ohnmächtig ausgesetzt fühlen.

Ihr merkt, es gib viele Möglichkeiten, warum ein Mensch verstummt. Die eine oder andere Erfahrung haben wir schon selbst gemacht, machen müssen.

Zurück zu unserer Geschichte aus der Bibel, in der Jesus einen Stummen heilte. Wir haben uns angewöhnt, dies Geschehen als ein großes Wunder zu verstehen, weil wir innerlich davon ausgehen, dass dieser Mensch krankheitsbedingt stumm war.

Wenn er krankheitsbedingt stumm war, dann war seine Heilung fürwahr ein Wunder. Und dann wollen wir es für heute einfach mal so stehen lassen.

Aber was, wenn er wie wir nicht krankheitsbedingt stumm war, sondern aufgrund einer der vielen eben angesprochenen Möglichkeiten? Dann ist seine Heilung für uns zwar einerseits nicht mehr so spektakulär, aber andererseits umso brisanter.

Denn dann könnte seine Geschichte unsere Geschichte sein. Dann macht uns seine Geschichte Hoffnung, dass auch unsere Sprachlosigkeit – wie immer sie entstanden ist - überwunden werden kann.

In der Geschichte wird als Ursache für die Sprachlosigkeit ein böser Geist angegeben. Dieser Mensch war nicht frei, sondern besessen, besetzt, angstbesetzt. Deshalb war er unfähig, sich zu äußern.

Wenn Ihr bis hierher mitgegangen seid, dann werdet Ihr Euch spätestens jetzt fragen, wie das mit der Heilung ging. Was machte Jesus mit dem Stummen, dass er wieder redete?

Leider wissen wir nicht, was den Menschen verstummen ließ. Und wir wissen auch nicht, wie Jesus ihn heilte. Berichtet wird nur, dass Jesus ihn heilte, dass Jesus bewirkte, dass er wieder sprechen konnte.

Einerseits schade! Wir hätten doch zu gern gewusst, wie Jesus das gemacht hatte. Andererseits ist es aber auch gut, dass das „Wie“ der Heilung nicht beschrieben wurde. Denn so werden wir an Jesus verwiesen.

Dem Erzähler ist einzig und allein wichtig, die Adresse zu nennen, an die man sich mit seiner Sprachlosigkeit wenden kann: Jesus. Alles kommt darauf an, ihm zu begegnen.

Nun unterstellte man Jesus ja, er würde mit Beelzebul, dem Obersten der Dämonen, also mit dem Teufel im Bunde stehen, was Jesus aber weit von sich weist.

Nein. Was er tat, geschah in der Kraft Gottes. Wörtlich steht da: „mit dem Finger Gottes.“ Die Geschichte macht deutlich: Gottes Macht und Kraft ist größer und stärker als alle Dämonen und teuflischen Geister.

Was immer den Menschen verstummen ließ: Jesus nahm es weg. Vor Jesus, vor der Kraft Gottes musste es weichen.

Für einen, der vorher nicht sprechen konnte, ist die Möglichkeit wieder sprechen und sich an den Gesprächen beteiligen zu können, ein Stück Himmel auf Erden.

Und genau so interpretiert auch Jesus den Umstand, dass der Stumme wieder sprechen konnte, als er sagte: „Daran könnt ihr sehen, dass Gott schon angefangen hat, mitten unter euch seine Herrschaft aufzurichten.“ Für Jesus war es ein Zeichen für das anbrechende Reich Gottes, dass ein eben noch Stummer wieder reden konnte.

Andere Geschichten erzählen davon, wie ein Blinder wieder sehen konnte, wie ein Lahmer sich wieder bewegen konnte, wie ein Tauber wieder hören konnte. All diese Wunder sollten zeigen, dass das mit dem Reich Gottes nicht eine wie auch immer geartete jenseitige Welt meint.

Nein. Hier und jetzt, unter unseren Augen, mitten im alltäglichen Leben wird Gottes Reich spürbar, wenn sich unter Gottes Einfluss Dinge zum Guten verändern: Gott sei Dank können dann Stumme wieder reden, Blinde wieder sehen, Lahme wieder gehen und Taube wieder hören.

Was das angeht, können wir sogar etwas dazu beitragen. Denn Jesus sendet die, die zu ihm gehören und sich an ihm orientieren mit einem Auftrag in die Welt. Matthäus hat diesen Auftrag im 10. Kapitel seines Berichts vom Leben Jesu überliefert. Da heißt es: „Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus.“Das heißt doch: Menschen sollen im Namen Gottes durch uns befreit werden von dem, was sie gefangen nimmt, was sie stumm, rasend oder krank macht. Kaum zu glauben. Aber wahr. Wir könnten das auch.

Keine hoffnungslosen Fälle

Predigt zu Lukas 13, 6-9 am 19. November 2015

Zu allen Zeiten gab es Katastrophen, in denen Menschen zu Tode kamen. Zu allen Zeiten fragten sich die Überlebenden: Warum? Warum ist das geschehen? Warum mussten diese Menschen sterben?

In früheren Zeiten war man der Meinung: Ihr Tod war eine Strafe der Götter. Man dachte, ihr Tod sei die Strafe für ein todeswürdiges Vergehen und sie hätten es verdient zu sterben. Die Frage war dann nur noch, was sie sich zu Schulden kommen ließen.

Und heute? Geschieht ein Unglück, wird viel über die Hintergründe spekuliert. Noch immer fragen sich die Leute „Warum?“ oder „Womit habe ich das verdient?“

Aber kaum einer beantwortet diese Fragen so wie früher. Man behilft sich und denkt: „Falscher Ort, falsche Zeit.“ Klingt plausibel. Ist aber letztlich keine Antwort. Denn warum waren sie am falschen Ort zur falschen Zeit?

In so einen Zusammenhang von Tod und Ursachenerforschung hat Jesus gesagt: „Wenn ihr nicht umkehrt und Buße tut, werdet ihr alle auch so umkommen."

Damit wollte er sagen: Denkt nicht so viel über die anderen und deren Verhalten nach. Spekuliert nicht über die Ursachen ihres Unglücks. Denkt lieber über euch selbst und euer Verhalten nach. Was müsstet ihr bei euch ändern?

Und dann er erzählte Jesus: Da hatte einer in seinem Weinberg einen Feigenbaum, der nun schon jahrelang keine Früchte getragen hatte. Was sollte er mit ihm anfangen. Im Grunde nahm dieser Baum den anderen Bäumen und Weinstöcken Licht und Kraft. Wirtschaftlich war das nicht, ihn stehen zu lassen. Besser wäre es gewesen, ihn zu entfernen und durch einen fruchtbaren Baum zu ersetzen. Dementsprechend äußerte sich auch der Besitzer des Weinbergs beim zuständigen Gärtner.

Aber der war anderer Meinung. Und so äußerte er gegenüber dem Besitzer des Weinbergs die Bitte, er möge ihm und dem Baum noch eine Chance geben. Er würde noch einmal alles tun wollen, was ihm möglich ist, damit dieser Baum Früchte tragen kann. Was für eine wunderbare Idee.

Ob sich der Besitzer des Weinbergs erweichen ließ? Ob die Bemühungen des Weingärtners Erfolg hatten? Ob der Feigenbaum dann tatsächlich Früchte hervorbrachte? Ob sich wohl dieses Ringen um den Baum Jahr um Jahr wiederholte? All das wissen wir nicht. Es bleibt offen.

Aber worum ging es Jesus, wenn das alles offen blieb? Ging es ihm um Menschen, die so waren wie der unfruchtbare Baum und die einfach nicht bringen, was man von ihnen erwartet?

Oder ging es ihm um Menschen, die wie der Gärtner auch in geradezu aussichtsloser Lage nicht aufgeben und es immer und immer wieder versuchen?

Oder ging es ihm um Menschen, die wie der Besitzer des Weinbergs pragmatisch denken und einfach alles aussortieren, was nicht ihren Erwartungen entspricht?

All das gibt es doch heute auch. Da sind z.B. die Eltern, die sich in der Schule für ihren Sohn einsetzen, der nicht bringt, was die Lehrer von ihm erwarten und den der Direktor am liebsten von der Schule verweisen würde.

Oder da ist der Eheberater, der den Eheleuten rät, ihrer Beziehung trotz der Krise und der ausweglos erscheinenden Lage doch noch eine Chance zu geben.

Schauen wir uns ein Beispiel mal genauer an: Ein Mitarbeiter, nennen wir ihn Müller, muss mitanhören, wie sein oberster Chef zu seinem Abteilungsleiter sagt: „Also hören Sie mal, ich bin mit Ihrer Abteilung soweit ganz zufrieden. Aber der Müller muss weg. Der bringt's nicht. Ich bin nicht gewillt, den noch länger auf meine Kosten zu beschäftigen. Also: Schmeißen Sie ihn raus."

Müller traut seinen Ohren nicht. Er würde es nicht bringen? Seine Gedanken hellen sich auf, als er hört, wie sein Abteilungsleiter sich für ihn einsetzt: „Chef, lassen Sie den Müller doch wenigstens noch ein Jahr lang auf seiner Stelle. Ich werde mich persönlich darum kümmern, dass er mit seinen Gaben so richtig in Fahrt kommt und ihren Ansprüchen genügt. Sie werden sehen: Nächstes Jahr bringt er, was Sie von ihm erwarten."

Dann kam allerdings noch ein Satz, der Müller zunächst gar nicht gefallen haben dürfte. Er lautete: „Wenn er es bis nächstes Jahr nicht gepackt hat, dann raus mit ihm."

So hart, wie es klang: Aber jetzt wusste Müller, was die Uhr geschlagen hatte. Er würde sich anstrengen und sein Bestes, nein, sein Allerbestes geben. Noch war nicht alles verloren. Er hatte noch ein Jahr Zeit, um zu zeigen, was in ihm steckte. Diese Zeit würde er nutzen, zumal mit der Unterstützung seines Abteilungsleiters. Soweit mal Müllers Geschichte.

Es gäbe unzählige andere Beispiele dafür, wie sich Menschen wie der Weingärtner oder der Abteilungsleiter für andere einsetzen, sie eben nicht aufgeben. Und genau solche Menschen bräuchte es noch viel mehr, die ein gutes Wort einlegen für die, die nicht bringen, zurzeit nicht bringen, was man von ihnen erwartet.

Nun bleibt für jeden von uns zu klären, wo er sich im Gleichnis wiederfindet: Bin ich womöglich der unfruchtbare Baum, also so ein Mensch, der nicht, noch nicht bringt, was von ihm erwartet wird? Wie steht es um mich und um die die Früchte meines Lebens? Bringe ich, was Gott und andere von mir erwarten?

Ich vermute: Die meisten würden „Ja" sagen. Schließlich geben sich alle wirklich Mühe. Aber reicht das? Würde der Herr an uns finden, was er sucht? Und bekämen wir im Zweifelsfall noch eine Chance? Und wenn wir die für uns erhoffen, würden wir die auch für andere erhof-

fen? Wir denken bei den unfruchtbaren Bäumen vermutlich viel zu schnell an die anderen in der Meinung, dass die es nicht bringen.

Und damit bin ich beim Gärtner. Wer von uns hätte nicht schon einmal gedacht: „So, und nun ist Schluss. Ich habe es oft genug versucht. Wenn's nicht geht, dann eben nicht. Schluss und aus. Weg mit ihm bzw. ihr." Und dann kümmern wir uns eben nicht mehr um die Leute, die sich von sich aus keinen Zentimeter bewegen. „Wenn er nicht will, hat er eben Pech gehabt."

Wir könnten aber auch denken: So ein Mensch, der unfruchtbar ist, der sich als unfruchtbar erlebt, der ist doch schon bestraft genug. Also nicht weg ihm. Sondern: Helfen wir ihm doch, Frucht zu bringen. Geben wir ihm noch ein Chance. Bemühen wir uns um ihn.

Ob wir und die anderen es bringen oder nicht, das hängt Gott sei Dank nicht nur von uns und unseren Bemühungen ab, sondern vor allem von den Chancen, die uns eingeräumt werden. Da uns der himmlische Weingärtner nicht aufgibt, da Gott uns hegt und pflegt, uns eben nicht rausreißt, ist er ganz offensichtlich noch nicht fertig mit uns. Wie gut. Möge uns der himmlische Gärtner zeigen, was er kann. Möge es uns motivieren, zu zeigen, was in uns steckt.

Und dann könnten wir mit den anderen umgehen, wie er mit uns umgeht. Wir könnten selbst denen noch eine Chance geben, die in den Augen anderer oder in den eigenen Augen ein hoffnungsloser Fall zu sein scheinen.

Aber genau das gibt es bei Gott nicht: hoffnungslose Fälle. Und deshalb sollte es auch bei uns keine hoffnungslosen Fälle geben.

In den Himmel kommen

Predigt zu Lukas 13, 22-27 am 21. November 2007

„Herr, werden nur wenige selig werden?" Ist das auch Ihre Frage? Machen Sie sich darüber Gedanken, ob Sie in den Himmel kommen? Und kennen Sie jemand, der sich darüber Gedanken macht, wer noch in den Himmel kommt? Die meisten gehen doch davon aus: Wir kommen alle, alle in den Himmel...

Kann natürlich sein, dass es ein derartiges Nachdenken gibt und dass nur ich nicht mitbekommen habe, dass diese Frage alle beschäftigt. Sollte mich aber wundern, wenn mir das entgangen ist.

Und damals? Anscheinend war die Art dieser Frage schon Jesus nicht geheuer. Er geht nicht wirklich darauf ein, wenn er dem Frager entgegnet: „Die Tür zu Gottes neuer Welt ist eng. Kämpft darum, dass ihr Einlass findet." Er spekuliert nicht über die Frage, wer alles in den Himmel kommt. Stattdessen legt er dem Frager ans Herz, mal lieber über sich selbst nachzudenken. Als wollte er sagen: Sei mal nicht so sicher, was dich selbst angeht.

Das macht nachdenklich. Sicher nicht nur den Frager von damals. Uns auch. Denn man fragt sich: Ja, wie sieht es mit mir aus? Bin ich schon durch? Habe ja gar nichts davon gemerkt. Und habe ich kämpfen müssen? Womöglich habe ich erst noch alles vor mir.

Gar nicht auszudenken, wenn ich zu denen gehöre, von denen es heißt: „Denn viele, sage ich euch, werden sich darum bemühen, aber es nicht schaffen."

Und wenn man dann weiter liest, dann wird es einem erst Recht Angst und Bange: „Wenn der Hausherr aufsteht und die Tür abschließt, werdet ihr draußen stehen und klopfen und rufen: 'Herr, mach uns auf!' Dann wird er antworten: 'Ich kenne euch nicht.',,

Was also ist, wenn die Tür zu ist, wenn sie einem vor der Nase zugeschlagen wird, wenn man draußen bleiben muss, außen vor, ausgeschlossen. Und wenn dann alles Klopfen nichts mehr hilft. Wenn uns niemand kennt. Wenn wir trotz der Bitte um Aufnahme nicht mehr reingelassen, sondern abgewiesen werden.

Sie merken schon: Das ist hier ein richtiger Buß- und Bettagspredigttext. Wer würde sich nicht angesprochen fühlen? Wer würde sich nicht schlecht fühlen? Wer hätte nicht allen Grund, in sich zu gehen?

Nun sollten wir davon ausgehen, dass Jesus das alles nicht gesagt hat, um Menschen vor den Kopf zu stoßen. Das war normalerweise nicht seine Absicht.

Ganz im Gegenteil: Ihm ging es doch darum, Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen. Und darum geht es hier auch. Als wenn er denen, die immer noch nicht wissen, die noch mal überlegen wollen, die Skrupel haben, sagen wollte: Nun macht schon. Lasst euch einladen. Kommt. Zögert nicht. Wartet nicht, bis es zu spät ist.

Ich brauche diese Interpretation nicht erst in den Text hineinlesen. Sie steckt drin. Ich kann sie herauslesen aus dem Text – und das nicht nur zwischen den Zeilen.

Schauen wir doch einmal. Da steht der Satz: „Die Tür zu Gottes neuer Welt ist eng." Dieser Satz erinnert mich an ein Fixierbild. Sie kennen diese Bilder, wo man auf den ersten Blick wie gebannt nur den einen Kopf sieht und – wenn überhaupt – später erst einen zweiten.

So ist das hier doch auch: Man sieht zunächst nur das, was einen beengt. Denn die Tür ist eng. Und man will doch rein. Da bekommt man es doch gleich mit der Angst zu tun. Torschlusspanik. Und was ist da nahe liegender als die Befürchtung: Au weia, ich schaff es nicht.

Auf den zweiten Blick, wenn man in Ruhe noch einmal hinschaut, sieht man: Da ist eine Tür. Und sie eröffnet einem Gottes neue Welt. Wie wunderbar: Es gibt sie tatsächlich. Und – noch schöner - sie ist offen. Nun gut: sie ist nur sehr klein. Man weiß noch nicht, ob man durchpasst. Aber sie ist da. Und das ist doch die Hauptsache.

Und selbst dann, wenn man nicht hindurch käme, könnte man doch wenigstens hindurchsehen. Wäre doch schon mal was.

Sicher. Da steht auch: „Kämpft darum, dass ihr Einlass findet." Einerseits klingt das nach Kampf und Anstrengung. Da muss man sich anstrengen, um durchzukommen. Vielleicht muss man vorher abspecken oder einfach ablegen, was man so mit sich herumschleppt.

Fragen wir uns mal: Was macht mich so dick und groß, so sperrig und bepackt, dass ich die Tür, den Zugang in Gottes neue Welt als eng, ja zu eng, empfinde und womöglich tatsächlich verpasse? „Kämpft darum, dass ihr Einlass findet."

Andererseits: Es ist offensichtlich nicht leicht, aber durchaus möglich, durch die enge Tür hineinzukommen. Und die Mühe wird belohnt. Es winkt der Eintritt ins Reich Gottes. Deshalb fordert Jesus auf, den inneren Schweinehund zu überwinden. Wir sollen uns mühen und anstrengen, und auf gar keinen Fall vorschnell die Flinte ins Korn werfen.

Wenn ich das richtig sehe, geht es bei dieser Tür nicht um eine Tür, die man ein für alle Mal hinter sich lässt. Haben wir sie hinter uns, tut sie sich erneut vor uns auf. Von daher haben wir das mit der engen Tür nie hinter uns, sondern immer wieder vor uns. Immer wieder wird es uns Kämpfe und Überwindung kosten, vor der engen Tür nicht aufzugeben.

Und immer dann, wenn es uns gelingt, alles abzulegen, was uns am Passieren der engen Tür hinderte, erwarten uns Momente des Glücks, Momente der Glückseligkeit.

Mal ein Beispiel: Wenn die Tür durch meinen Geiz so eng ist, weil ich eher zum Stamme „Nimm" denn zum Stamme „Gib" gehöre, dann wird es mich eine Menge Mühe kosten, etwas, mich selbst zu verschenken.

Wenn es mir dann aber doch gelingt, mit Herz zu geben, und ich etwas von der Glückseligkeit verspüre, die einen überkommt, wenn man

anderen eine Freude machen konnte, dann weiß ich, worum es geht und dass Geben tatsächlich seliger ist denn Nehmen.

Dann habe ich froh und glückselig eine - für mich enge - Tür hinter mir, aber manch andere auch noch vor mir. Vielleicht fällt es mir nämlich auch noch schwer, auf andere zuzugehen, weil die Angst vor der Begegnung die Tür eng macht. Vielleicht fällt es mir schwer, zur Ruhe zu kommen, weil die Stille mir den Atem verschlägt. Oder vielleicht fällt es mir schwer, meinen vielen Worten und guten Vorsätzen endlich Taten folgen zu lassen. Es mancherlei, was uns einengt und unseren Weg wie einen Tunnel erscheinen lässt.

Aber immer dann, wenn ich eine dieser engen Türen hinter mir lasse und eintrete in eine Welt, in der geschieht, was Gott will, werde ich glücklich und selig sein. Diesen Weg der Glückseligkeit gehen wir von Tür zu Tür, von Glück zu Glück, von Glückseligkeit in der Nähe Gottes zu Glückseligkeit in der Nähe Gottes.

Man muss sich schon bemühen. Wer das nicht tut, kommt womöglich „Zu-spät". Wer die Möglichkeiten nicht ergreift, die sich ihm bieten, um glücklich zu sein, der bleibt außen vor.

Den Schmerz über verpasste Möglichkeiten und Gelegenheiten kennt jeder. Aber vorbei ist vorbei und verpasst eben verpasst. Wenn man Glück hat, sollte man auch zugreifen. Man bekommt nicht immer eine zweite Chance bzw. Möglichkeit.

Ich verstehe die Warnung, dass es ein 'Zu-spät' gibt, vor allem als Hilfe, nicht alles auf den St. Nimmerleinstag zu vertagen, sondern hier und jetzt die Möglichkeiten auszuloten und zu nutzen, die sich auftun, um die in Aussicht gestellte Seligkeit zu erleben.

Noch ist es Zeit, Zeit für jeden und jede unter uns, um die Seligkeit eines Lebens mit Gott zu erfahren. Die Tür ist eng, aber offen und passierbar. Nutzen Sie die sich Ihnen bietende Gelegenheit.

Ich schließe mit Worten Martin Luthers, der mit Blick auf diesen Text einmal formulierte: „Mir ist es bisher wegen angeborener Bosheit und Schwachheit unmöglich gewesen, den Forderungen Gottes zu genügen... Ich muss verzweifeln. Aber das lass ich bleiben. Wie Judas an den Baum mich hängen, das tu' ich nicht. Ich hänge mich an den Hals oder Fuß Christi wie die Sünderin. Ob ich auch noch schlechter bin als diese, ich halte meinen Herrn fest. Dann spricht er zum Vater: Dieses Anhängsel muss auch durch. Es hat zwar nichts gehalten und alle deine Gebote übertreten. Vater, aber es hängt sich an mich. Was will's! Ich

starb auch für ihn. Lass ihn durchschlupfen. Das soll mein Glauben sein.“

Lass dich einladen

Predigt zu Lukas 14, 15-24 i. A. am 18. Juni 2023

Da ist von einem festlichen Abendessen und von Einladungen die Rede und davon, wie die absagen, die zunächst eingeladen waren, was den Gastgeber zornig machte.

Wer könnte das nicht verstehen? Wer hätte das nicht schon einmal selbst erlebt? Wer hätte sich nicht schon darüber geärgert, mit welch fadenscheinigen Begründungen eingeladene Gäste versuchten, ihre Absagen zu entschuldigen.

Unabhängig davon, in welchem Zusammenhang einem so etwas passiert, ob privat oder beruflich oder kirchlich: Es ist immer dasselbe Gefühl: Da hat man eine Feier, ein Fest oder ein Konzert – wie dieses - mit viel Liebe und Mühe vorbereitet – und die, für die man es vorbereitet hat, kommen einfach nicht, haben anderes vor, was ihnen offensichtlich wichtiger ist. Das tut weh. Das ärgert. Das kränkt.

Natürlich ist das zu akzeptieren, wenn jemand nicht kann. Was bleibt einem auch anderes übrig. Und gut erzogen, wie man ist, zeigt man lächelnd Verständnis, auch wenn es in einem drin ganz anders aussieht.

Im biblischen Gleichnis reagiert der Gastgeber zunächst so, wie jeder andere auch. Er wird zornig angesichts all der Absagen.

Doch dann, völlig überraschend, entschließt er sich, erneut einzuladen, diesmal aber andere. Im Grunde alle. Und siehe da: Viele lassen sich einladen und kommen tatsächlich. Und weil immer noch Platz ist, schickt der Gastgeber seine Boten erneut herum, um weitere Menschen einzuladen.

Er erteilt denen, die in seinem Namen einladen, sogar den Auftrag, Menschen zum Hereinkommen geradezu zu nötigen, auf dass sein Haus voll werde.

Nun handelt es sich bei diesem Bibelabschnitt nicht um eine historische Geschichte, sondern wie schon gesagt um ein Gleichnis. Und man ist geneigt, sich zu fragen: Wo komme ich denn in diesem Gleichnis vor? Bin ich dieser oder jene? Also mit wem kann ich mich identifizieren?

Wo geht es mir wie dem Gastgeber, der einlädt, enttäuscht wird, erneut einlädt, diesmal aber andere, damit das Fest doch noch stattfinden kann?

Wo geht es mir wie den Knechten, die selbst nicht eingeladen sind, sich aber all die fadenscheinigen Entschuldigungen und dummen Ausreden anhören müssen und damit auch noch die Arbeit doppelt und dreifach machen müssen?

Wo geht es mir wie denen, die eingeladen waren, vielleicht spontan zugesagt hatten, dann aber doch nicht kamen, nicht kommen konnten, weil etwas anderes wichtiger zu sein schien?

Wo identifiziere ich mich mit denen, die zunächst gar nicht im Blick waren, und die erst dann zur Feier eingeladen wurden, als die anderen nicht konnten?

Sie merken schon: So oder so – eine Menge Möglichkeiten, das Gleichnis zu deuten und sich darin wieder zu finden.

Es geht im diesem Gleichnis um das Reich Gottes. Es geht nicht wirklich um irgendeinen Gastgeber, sondern um Gott selbst, der hier einlädt. Und das Gleichnis trägt dem Rechnung, dass sich selbst von Gott längst nicht alle einladen lassen.

Und doch bleibt es dabei: Alle sind eingeladen. Auch wenn längst nicht alle kommen. Da fragt man sich natürlich, was denn wichtiger sein könnte als die Einladung Gottes.

Auf diese Frage würde natürlich jeder, der halbwegs bei Verstand ist, „Nichts!“ antworten. Es kann doch wirklich nichts wichtiger sein als eine Einladung Gottes. Aber das reicht nicht, sich einladen zu lassen und dann zu sagen: Ich schau mal, was sich machen lässt. Man muss schon hingehen.

Auf diese Weise legt das Gleichnis den Finger auf den wunden Punkt. Absichtserklärungen allein reichen nicht. Man muss seinen Absichtserklärungen auch Taten folgen lassen. Es geht ganz offensichtlich nicht um das, was wir im Brustton der Überzeugung sagen und anderen versprechen, sondern um das, wir dann auch tun.

Es ist, als wollte das Gleichnis sagen: Mensch, du bist von Gott selbst zum Fest geladen. Und was tust du? Du gehst nicht hin, bringst nur alle möglichen Entschuldigungen vor.

Sowohl der Gastgeber, also Gott selbst, als auch seine Knechte, also Gottes Bodenpersonal, könnten nun sagen: Okay, alle sind eingeladen gewesen. Wer nicht kommt, hat Pech gehabt. Wenn die wüssten, was Ihnen entgeht. Aber das lässt sich nun mal nicht ändern. Man kann nie-

manden zu seinem Glück zwingen. Nicht einmal Gott kann bzw. will das.

Nun will dieses Gleichnis aber nicht nur mahnen und zurechtweisen, sondern ganz im Sine der Geschichte ermuntern, sich einladen zu lassen. Noch steht die Einladung. Noch sind alle sind eingeladen. Noch ist alles offen. Noch ist Raum. Noch wird eingeladen: „Kommt zum Fest!"

Die Einladung gilt. Und sie gilt allen. Auch Dir. Lass Dich einladen. Komm, es ist alles bereit. Feiere mit. Und wenn Du fragst, was es denn so gibt, was Dich erwartet, kann ich nur sagen: Lass Dich überraschen.

Aber sei sicher: Es wird gut. Es ist schließlich seine Feier, zu der er, er höchstpersönlich, einlädt – auch dich, gerade dich. Wir alle sind eingeladen zum Fest des Glaubens.

Entschieden Christ sein

Predigt zu Lukas 14, 25-33 i. A. am 30. Juni 2013

Als kleiner Junge habe ich abends gebetet: „Ich bin klein, mein Herz mach rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein."

„Ich bin klein." Ich bin ja wirklich klein gewesen, auch wenn man mir das nicht mehr ansieht. Damals hatte ich nicht den Eindruck, dass mich das Sprechen dieses Gebets in irgendeiner Weise innerlich klein gemacht hätte.

„Mein Herz mach rein." Ich habe darum gebeten, dass Gott mein Herz reinigt, wie man eben immer wieder die Hände wäscht oder ein Haus reinigt. Aber ich habe damals nicht den Eindruck gehabt, ich sei ein schlechter oder durch und durch sündiger Mensch.

„Soll niemand drin wohnen als Jesus allein." Ich wünschte mir ganz unbefangen, dass Jesus in meinem Herzen wohnen sollte. Aber ich habe das nie exklusiv verstanden, so als dürfe in meinem Herzen nun kein Platz mehr sein für die Menschen, die mir lieb waren.

Erst in späteren Jahren ist mir die Problematik dieses Gebetes deutlich geworden. Nicht wenige stoßen sich am Ausschließlichkeitsanspruch dieses Kindergebets: Kein anderer soll das Platz haben – nur Jesus.

Nun ist dieses Kindergebet nichts im Vergleich zu dem, was Jesus von denen erwartete, die mit ihm gehen wollten. Wer von uns könnte unter den von ihm genannten Voraussetzungen sein Jünger bzw. seine Jüngerin sein? Müssten wir da nicht alle sagen: „Tut mir leid, Jesus, unter diesen Bedingungen geht es nicht. Ich finde gut, was Du gesagt und getan hast. Aber ich bin nicht bereit, meine Lieben, für die ich alles geben und machen würde, zu hassen. Das kannst Du nicht von mir erwarten. Bei aller Liebe nicht." Stimmt doch oder etwa nicht?

Würde die Kirche und ich als deren Pfarrer diese Forderung Jesu gegenüber Euch und Ihnen und allen Südstädtern aufrechterhalten, würden noch viel mehr Menschen austreten und der Kirche den Rücken zukehren. Sie würden sagen: „Mit solchen Forderungen macht man die Kirchen vollends leer. So wörtlich darf man solche Jesusworte doch nicht nehmen."

In diesem Fall wäre der Kirchenaustritt mal nicht eine Frage des Geldes und der Kirchensteuer, sondern der geradezu unerfüllbaren Forderungen Jesu.

Nun: Was soll man dazu sagen? Wie kann man diese Forderungen Jesu verstehen? Es steht ja nun mal da. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die diese Jesus-Worte tatsächlich wörtlich genommen haben, die mit ihren Familien brachen, die sich von allem trennten, was sie besaßen, die alles verließen, was ihnen bisher Heimat und Geborgenheit gegeben hatte, und die schutzlos umherzogen, um eben ganz und ungeteilt für Jesus und für andere da sein zu können.

Ihr Leben war so ganz anders. Viele haben in ihnen Heilige gesehen. Andere haben sie als fanatische Spinner abgetan. Aber so oder so: Es war immer nur eine kleine Minderheit innerhalb der weltweiten Christenheit, die gemäß diesen radikalen Forderungen lebte.

So wollten und wollen nicht alle leben, damals nicht und heute schon gar nicht. Die breite Mehrheit der Christenheit ging von Anfang an einen anderen, einen weniger radikalen, einen gemäßigten Weg.

Das fing schon damals an. Um einmal ein Beispiel zu nennen: Die beiden Schwestern Maria und Martha und ihr Bruder Lazarus. Obwohl die zu den Sympathisanten Jesu gehörten, zogen sie doch nicht mit ihm herum.

Wir kennen diese drei Geschwister, die mit Jesus befreundet waren, und den auf den Wanderschaft befindlichen ein ums andere Mal mit Kost und Logis aushalfen. In dieser Weise waren nicht nur Maria, Martha und Lazarus mit Jesus verbunden. Es waren viele, die Jesus und seinen umherziehenden Jüngern auf diese Weise halfen.

Damit ist die Frage natürlich noch nicht geklärt, wie verbindlich die Forderungen für uns sind, mit denen Jesus die ihn begleitende Menge konfrontierte.

Wir leben 2000 Jahre später in einer ganz anderen Situation. Wir sind nicht mit ihm auf Wanderschaft. Wir leben ein anderes, ein sesshaftes Leben.

Aus der Geschichte der Jesusbewegung und der jungen Kirche weiß man, dass es neben den sehr radikalen Wandercharismatikern, die so lebten, wie Jesus das hier forderte, eine breite Mehrheit von Menschen gab, die sesshaft ein weit weniger radikales Leben führten.

Schon der Evangelist Matthäus hat die Radikalität dieser Jesus-Worte, die ihm überliefert wurden, als unzumutbar empfunden, und deutlich abgeschwächt. Bei ihm hießt es nur noch: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert...“ (Matthäus 10,37). Aus dem schockierenden „Wer nicht hasst...“ ist ein einigermaßen erträgliches und vertretbares „Wer mehr liebt als mich...“ geworden.

Es ging also gar nicht um Hass im heutigen Sinn. Das griechische Wort, dass Luther hier mit „hassen“ übersetzt, meint so etwas wie „hinten anstellen“. Also zuerst soll Jesus kommen. Er soll an erster Stelle stehen. Und alles andere soll und muss hinten anstehen.

So kann man diese schroff wirkenden Worte in Einklang bringen mit allem anderen, was Jesus ja auch noch gesagt hat. Und das muss man ja. Denn es gibt ja nicht nur diesen Text mit seiner Aufforderung zum Hintenanstellen der leiblichen Familie, sondern auch das Gebot: Liebe deinen Nächsten.

Wenn es einerseits heißt, dass ich meine Nächsten lieben soll, und wenn es dann andererseits heißt, dass ich sie hassen soll, dann muss ich mir schon mal überlegen, wie ich beides unter einen Hut bekomme.

Die Frage ist also für jeden von uns: Wie viel Radikalität muss sein? Wie viel davon mute ich mir und meinen Lieben zu, wenn ich ein Jünger Jesu, ein Christ sein will, also einer, der von ihm lernt, der sich an ihm orientiert, der seine Worte beherzigt, der versucht, in seinem Sinne zu leben.

Jesus wollte nicht, dass man ihm mehr oder weniger unbedacht einfach nur hinterherläuft. Er wendet sich an die Mitläufer. Von ihnen will er mehr. Deshalb forderte er die Menschen von damals und mit ihnen natürlich auch uns zu einer bewussten Entscheidung auf: „Willst Du? Oder willst Du nicht? Was willst Du eigentlich?“

Die Frage stellt sich besonders heutzutage und hierzulande. Denn wie ist das? Man wird ins Christsein hineingeboren bzw. als Kleinkind hineingetauft. Man ist geradezu automatisch Christ, ohne sich jemals bewusst dafür entschieden zu haben, ohne dass es großer Überlegungen und Anstrengungen bedurft hätte.

Es ist das Christsein nicht unbedingt verbunden mit einer bewussten, wohl erwogenen Entscheidung, wie sie Jesus hier von denen erwartet, die er anspricht. Und deshalb dümpelt es auch oft so vor sich hin.

Die Konfirmation ist der Versuch, diese bei der Kindertaufe nicht gefällte Entscheidung im Konfirmandenalter nachzuholen. Da können sich die Konfirmanden dann entscheiden. Aber Sie wissen ja, wie das so ist.

Und selbst dann, wenn man sich als Jugendlicher ganz bewusst konfirmieren lässt, reicht diese Entscheidung nicht für ein ganzes Leben. Man muss sich im Grunde immer wieder neu entscheiden und dazu bekennen – in Wort und Tat.

Spätestens dann, wenn man Geld verdient und kirchensteuerpflichtig wird, fangen Menschen an, die Kosten zu überschlagen. Das geschieht dann mit den hinlänglich zu beklagenden Konsequenzen.

Aber auch da, wo man es nicht am Geld festmacht, muss man sich immer wieder neu entscheiden. Und wenn es keine Gründe für eine positive Entscheidung gibt, ist der Weg zum Standesamt nicht weit, wo man aus der Kirche austritt.

Es sind nicht wenige, die genau das sagen: „Treten die Leute nicht gerade deshalb aus der Kirche aus, weil sie sich nie der Frage gestellt haben, warum sie Kirchenglieder sind bzw. ob sie überhaupt Christen sein wollen?“

Das könnte sein. Vermutlich ist vieles in der Kirche von einer gewissen „Bewusst-losigkeit“ geprägt. Man weiß nicht, warum und wieso. Man ist sich gar nicht so klar darüber, warum man eigentlich Christ ist und was das für das alltägliche Leben bedeutet.“

Viele sagen denn auch: „Christ ist man eben. Das gehört doch irgendwie dazu. Ist halt Tradition. Bin ich schon immer.“

Und doch: Als Christ wird man nicht geboren. Christsein kann man nicht erben. Christsein ist kein Besitzstand. Christsein ist etwas Aktives – und zwar lebenslang. Die Frage, ob man denn Christ sein und bleiben will, ob man als Christ leben will, muss man ständig neu entscheiden.

Im Grunde muss man das, was man bei der Konfirmation sagt, immer wieder sagen. Da wird man gefragt, ob man in diesem Glauben bleiben und wachsen will. Und die Antwort muss lauten: „Ja, ich will, mit Gottes Hilfe.“ Möge Gott uns helfen, unseren Glauben konsequent zu leben.

Verlorenes suchen und wiederfinden

Predigt zu Lukas 15, 1-10 am 20. Juni 2021

Der Evangelist Lukas hat den Gleichnissen ein paar Sätze vorangestellt. Damit hat er für die Nachwelt festgehalten, in welchem Zusammenhang sie zu verstehen sind.

Offensichtlich musste Jesus sich einiges darüber anhören, dass er sich auch den Menschen zuwandte, mit denen die damalige Gesellschaft nichts zu tun haben wollte, die aus diversen Gründen nicht gesellschaftsfähig waren. Beispielhaft für diese Leute werden die verhassten Zolleinnehmer genannt. Und als Sünder wurden alle die bezeichnet, die gegen die geltenden Gebote und Konventionen verstoßen hatten und sich von daher ins Abseits katapultiert hatten. Ist doch klar, dass sich die anständigen und feinen Leute darüber aufregten.

Das ist ja heute nicht anders, wenn man mit Leuten Umgang hat, von denen die meisten sagen: Bei denen ist doch Hopfen und Malz verloren. Ich denke da an Randalierer, an Drogenabhängige, an Bettler, an Prostituierte, an Rechtsradikale, an Abzocker, an Arbeitsverweigerer...

Klar ist man geneigt, die einfach abzuschreiben. Aber genau das tat Jesus offensichtlich nicht. Sein Verhalten war eine Herausforderung. Und das ist es bis heute geblieben: Niemand sollte verloren gehen.

Die Leute werden sich gefragt haben, warum er das machte? Seine drei Gleichnisse sind gewissermaßen als Antwort zu verstehen. Schauen wir uns zunächst das Gleichnis von der verloren gegangenen Silbermünze an.

An diesem Gleichnis wird für mein Empfinden am deutlichsten, worum es beim Thema „Verlorenheit“ geht. Denn die Münze war der Frau heruntergefallen. Die Frau hatte sie verloren. Dafür konnte die Münze rein gar nichts. Und dann hatte die Frau sie gesucht. Und schließlich gefunden. Und auch dafür konnte die Münze nichts. Das Gleichnis lässt keine Zweifel daran, dass es an der Frau lag, dass ihr die Silbermünze verloren ging.

Und dann berichtet das Gleichnis von der Freude der Frau, als sie ihre Münze schließlich wiederfindet. Sie freut sich so sehr, dass sie die anderen einlädt, sich mit ihr zu freuen: „Freut euch mit mir! Ich habe die Silbermünze wiedergefunden, die ich verloren hatte.“ Diese Freude der Frau ist allzu verständlich und nachvollziehbar. Und darum geht es: Um die Freude der Frau.

Entgegen dem eigentlichen Sinn des Gleichnisses wurde dann – vom wem auch immer – eine zweite Deutung hinzugefügt, die im Grunde die Pointe des Gleichnisses verdirbt: „Genauso freuen sich die Engel Gottes über einen Sünder, der sein Leben ändert.“

Auf einmal geht es nicht mehr um die Freude, etwas wieder zu finden, das man verloren hat. Auf einmal wird aufgerufen, sein Leben zu ändern. Als wenn eine Münze das könnte. Prompt regt sich das schlechte Gewissen.

Dabei ging es im Gleichnis doch gar nicht um Buße tuende Sünder, sondern um die Freude des Wiederfindens. So wurde aus einer wahrhaft guten Nachricht ein moralisierender Appell, sich zu ändern.

Man fragt sich natürlich: Sollte Jesus an sein wunderbares, leicht verständliches Gleichnis diesen Satz gehängt haben, der den Sinn seines Gleichnisses geradezu verdirbt? Nein. Natürlich nicht.

Es ist anzunehmen, dass da jemand anderes es nicht aushalten konnte, dass im Gleichnis von der verlorenen Münze der Eindruck entstand, dass ein Mensch unschuldig daran sein könnte, verloren gegangen zu sein.

Und auch ein zweiter Eindruck sollte wohl abgewehrt werden, dass womöglich Gott selbst wie die Frau schuld daran sei, einen Mensch wie die Münze verloren zu haben.

Natürlich sind wir keine Silbermünzen, die aus einem göttlichen Portemonnaie fallen. Und doch kann es sein, dass ein Mensch aus der Bahn geworfen wird, dass er sich verliert, verloren geht, sich verloren vorkommt, dass er – unter Umständen sogar unverschuldet - da landet, wo er nie hin wollte.

So jemanden auch noch auszugrenzen, würde ihn noch tiefer in die Not stoßen. Besser wäre, ihm zu helfen. Dazu muss man ihn suchen und finden, aufsuchen und einen Zugang zu ihm finden, um ihm aus der Verlorenheit zu helfen, in die er - aus welchen Gründen auch immer - geraten ist.

Kommen wir zum Gleichnis vom verlorenen Schaf. Es wirkt wie eine Wiederholung. Der Unterschied zwischen Münze und Schaf ist nicht groß. Aber vorhanden. Einem Schaf traut man nämlich zu, dass es aktiv wird, dass es gehorsam bei der Herde bleibt und eben nicht wegläuft.

Wenn es verloren geht, liegt das nicht am Hirten, jedenfalls nicht nur, sondern auch an der Dummheit des Schafes. Eine Münze kann rein gar nichts dafür, wenn sie verloren geht. Ein Schaf schon.

Wenn man zwar Schaf hört, aber Mensch denkt, trägt man menschliches Fehlverhalten ins Gleichnis ein. Man identifiziert sich und andere mit dem Schaf, fühlt sich mitschuldig und bereut, dass man in die Irre gegangen ist oder sich verrannt hat, wünscht sich reumütig, umkehren zu dürfen.

Im Fortgang des Gleichnisses geht es aber auch hier nicht um das Verhalten des Schafs, sondern um das Verhalten des Hirten. Ihm war es verloren gegangen. Er hat es gesucht. Und er hat es wieder gefunden. Und darüber freut er sich. Mit Recht. Kann man doch verstehen. Kein Wunder, dass die Freude des Hirten am Wiederfinden im Vordergrund steht.

Dementsprechend beendet Jesus sein Gleichnis vom verlorenen Schaf mit dem Satz: „Genauso freut sich Gott im Himmel." Klar: Der Hirte freute sich, weil er sein verloren gegangenes Schaf wiedergefunden hatte. Und genauso freut sich der gute Hirte, Gott, über jeden Menschen, der verloren gegangen war und wiedergefunden wird.

Aber auch bei diesem Gleichnis hat jemand durch seinen Zusatz dem ursprünglichen Gleichnis einen etwas anderen Sinn gegeben. Vollständig endet der Text jetzt: „Genauso freut sich Gott im Himmel über einen Sünder, der sein Leben ändert."

Und auf einmal geht es auch hier nicht mehr um die Freude des Hirten über das Wiederfinden, sondern um die Freude des Hirten an der aktiven Umkehr eines Sünders.

Auch wenn das nicht im Sinne der ursprünglichen Aussage ist, lässt sich das natürlich wunderbar ausmalen. Versetzen wir uns dazu nur für einen Moment in ein Schaf, das verloren ging und sich verloren vorkommt. Wir stellen uns mal vor, wie es merkt, dass es verloren gegangen ist. Und als es das merkt, fängt es an, ganz laut zu blöken, als wollte es sagen: Rette mich.

So betrachtet liegt es nahe, dass sich jeder fragt: Was kann ich zu meiner Rettung beitragen? Was macht es dem Hirten leichter, mich zu retten? So kann jeder Verlorene von sich aus suchen, zurückfinden, nicht nur gefunden werden, sondern sich selbst auch wieder einfinden.

Ich belasse es mal dabei. Klar dürfte sein, dass man nicht nur etwas, sondern auch jemanden verlieren kann. Und klar dürfte auch sein, dass man sich freut, wenn man etwas wie seinen Schlüssel wiederfindet oder wenn man jemanden wiederfindet, zu dem man den Kontakt verloren hatte.

Und ähnliches kann natürlich auch zwischen uns und Gott passieren, sodass wir den Kontakt zueinander verlieren, dass wir ihn aus den Augen verlieren.

Wenn das passiert, fühlen wir uns zu Recht verloren. Und Gott ist traurig, dass wir ihm verloren gegangen sind und uns in der Folge immer weiter verlieren.

Wer das schon mal erlebt hat, der weiß, wie schrecklich es ist, sich ganz allein und verloren zu fühlen. Das geht schneller, als man denkt. Denn im Leben lauern unzählige Gefahren, verloren zu gehen, und mancherlei Versuchungen, sich zu verlieren.

Und ist man verloren, gäbe man doch wer weiß was drum, dass einer käme, der einem zurecht helfen könnte. Verloren sein ist wirklich schlimm. Einerseits.

Andererseits ist die Erkenntnis, verloren zu sein, unter Umständen auch schon der Anfang der Rettung. Klingt vielleicht ein wenig seltsam. Aber: Wer sich als verloren erkennt, stellt indirekt und vielleicht ganz unbewusst einen Zusammenhang zu dem her, dem er verloren ging und der einen wie die Frau oder der Hirte sucht. So seltsam es klingt: Aber es liegt ein Segen darin, sich als verloren erkennen zu können.

Manchmal kann der Mensch, der sich verloren fühlt, von sich aus nichts mehr machen. Er fühlt sich wie gelähmt und kommt allein einfach nicht mehr raus aus dem Sumpf, in den er da geraten ist. Dann braucht er Hilfe von außen, die Hilfe Gottes, unsere Hilfe, Deine Hilfe.

So wie wir gesucht werden wollen, wenn wir verloren gehen und uns verlieren, so wollen auch andere gesucht werden, wenn sie verloren gehen und sich verlieren.

Dann sind wir dran, wie die Frau oder der Hirte das Verlorene zu suchen und ihm aus seiner Verlorenheit herauszuhelfen.

Wir können das. Wir können suchen, was verloren gegangen ist oder verloren zu gehen droht. Wir können denen nachgehen, die wir aus den Augen verloren haben. Wir müssen uns nicht damit abfinden, dass wir den Kontakt verloren haben. Wer sich nicht damit abfinden will, dass da welche verloren zu gehen drohen, der macht sich wie der Hirte und die Frau auf die Suche.

Über der Verlorenheit und dem Suchen nach dem Verloren darf eins nicht zu kurz kommen. Die Freude am Wiederfinden. Denn letztlich geht es um die Freude, in den Gleichnissen wie im Leben, um die Freude, von Gott gefunden zu werden, die Freude, Gott zu finden, die

Freude, sich selbst zu finden, die Freude, einander zu finden, die Freude, Verlorenes und verloren Geglaubtes wiederzufinden.

Der verlorene Sohn

Predigt zu Lukas 15, 11-32 i.A. am 21. Juni 2015

Es gibt wohl kaum jemanden, der das Gleichnis nicht kennt, dass Martin Luther „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn“ genannt hat. Im Kindergottesdienst und im Kindergarten, im Konfirmandenunterricht und in der Schule, im Sonntagsgottesdienst und überall kommt es vor.

Aber leider wird es oft so verstanden, als ginge es um das Gleichnis vom weggelaufenen Sohn. Natürlich verlässt er den Vater. Natürlich bringt er das vorzeitig ausgezahlte Erbe durch. Natürlich besinnt er sich zu guter Letzt und kehrt reumütig heim. Und natürlich ist es ganz wunderbar, dass der Vater ihn ohne Vorhaltungen bei seiner Rückkehr einfach nur in den Arm nimmt. Eine schöne Geschichte – allerdings mit dem Schönheitsfleck, dass der zweite Sohn das alles – aus durchaus nachvollziehbaren Gründen – gar nicht gut findet und irgendwie außen vor bleibt. Nicht die Freude des Vaters scheint im Mittelpunkt zu stehen, sondern die Reue und Umkehr des Sohnes.

Nun stellt sich natürlich die Frage: Wer hat was verloren? Und die Antwort: Der Vater hat den Sohn verloren. Damit ist die Schuldfrage überraschender Weise ganz anders geklärt, als man das allgemein hin meint. Der Sohn ging dem Vater verloren.

Apropos Sohn? Welcher Sohn? Der Vater hat ja zwei Söhne. Ihr habt eben sicher an den einen gedacht, der weggeht und heim kommt. Aber welcher von den beiden Söhnen ist eigentlich der verlorene Sohn?

Ist nicht vielmehr der daheim Gebliebene der verlorene Sohn, den alle übersehen, der abseits steht, der sich ausgebootet und benachteiligt fühlt, ja fühlen muss? Doch. Genau. Der Daheimgebliebene wird so beschrieben, dass er uns reichlich verloren vorkommt.

Und während der eine aus der Fremde wieder heimkehrt, sich wiedereinfindet, bleibt der andere verloren, außen vor. Dem Vater gelingt es jedenfalls nicht, ihn zu gewinnen.

Und jetzt wird deutlich, wie sehr unter Umständen der Vater daran schuld ist, dass dieser daheimgebliebene Sohn der eigentlich verlorene Sohn ist und bleibt.

Schmerzlich wird dem Vater bewusst, dass er über seiner Sorge um den in der Fremde Weilenden den Sohn in seiner Nähe immer mehr aus dem Blick verloren hat.

Welch eine Tragik: Im Moment der Freude wird dem Vater bewusst, dass er nicht den verloren hat, der zunächst weg und dann wieder daheim war, sondern den anderen, der ihm pflichtbewusst zur Seite stand.

Mag sein, dass ich etwas von der Problematik so mancher Familie in das Gleichnis vom verlorenen Sohn hineininterpretiere. Sei’s drum. Es sind nicht gerade wenige Töchter und Söhne, die sich verloren, von den Eltern vergessen fühlen - ob zu Recht oder zu Unrecht. Das kann im Einzelfall sehr unterschiedlich aussehen.

Wenn der Vater hier für Gott steht und die Söhne für uns Menschen, dann stellt Jesus Gott hier so dar, als wenn Gott die Schuld dafür übernimmt, wenn ihm seine Kinder verloren gehen oder sich verloren bzw. von ihm verlassen fühlen.

Nun sind wir in der Lage, nicht nur passiv hinzunehmen, was mit uns geschieht, sondern auch aktiv daran mitzuwirken, wie es für uns weitergeht, mit Blick auf die Eltern und mit Blick auf mit den himmlischen Vater. Wenn ich mich verloren fühle, irgendwie merke, dass ich verloren bin, dass ich da gelandet bin, wo ich nicht hin wollte, wenn ich mich verloren fühle, dann kann ich mich meinerseits auf den Weg machen.

Und ist es nicht ganz wunderbar, wenn wieder zusammenkommt, was zueinander will und zusammen gehört – für alle Beteiligten. Was immer dazu führte, dass man auseinander ging und sich getrennt erlebt, ist nicht mehr wichtig. Die Frage, wer daran schuld ist, hilft letztlich auch nicht weiter.

Sicher ist es immer gut, dass man sich fragt, inwiefern man selbst mitschuldig ist an dem, wie es geworden ist, dass man bereut, wo man in die Irre gegangen ist und sich verrannt hat, dass man sich besinnt und umkehrt.

Dafür, dass es so kommt, ist von entscheidender Bedeutung, dass man weiß, was einen erwartet: Eben kein Donnerwetter, sondern einer, der mich erwartet, der mich versteht, der mich in die Arme schließt, der mir das Gefühl gibt: Alles ist gut.

Ihr merkt: Beim Verstehen des Gleichnisses kommt es entscheidend darauf an, von welchen Voraussetzungen man ausgeht und aus welcher Perspektive man alles sieht: Bin ich gerade der, der in die Fremde geht und alles hinter sich lassen will? Bin ich der, der den Vater aus dem

Blick verloren hat? Bin ich der, der sich verloren fühlt? Bin ich der, der bereut und wieder heim will? Bin ich der, der sich dem Vater anvertraut?

Oder bin ich der, der jemanden verloren hat? Bin ich der, der Tag um Tag darauf wartet, dass mit ihm oder ihr alles wieder gut wird? Bin ich der, der es gut sein lässt und ohne Worte in den Arm nimmt?

Oder bin ich der, der sich nie was zuschulden kommen ließ, der immer treu und anständig getan hat, was man von ihm erwartete, bei dem immer alles glatt lief, um den sich aber auch niemand Sorgen macht, der sich nichts gönnt, der daneben steht, ein Stück weit auch neben sich selbst, ohne sich mitfreuen zu können?

Oder bin ich weder dieser noch jener und auch nicht der dritte im Bunde dieser Szene, sondern nur einer von den Knechten im Hintergrund, die sich das alles nur anschauen und sich fragen, was denn da los ist? Bin ich denn mal der eine Sohn und dann wieder der andere, aber auch der Vater oder einer der Knechte?

Ihr merkt: Es lohnt, sich mit diesem Gleichnis immer wieder zu beschäftigen.

Chancen nutzen

Predigt zu Lukas 16, 1-8 vom 11. November 2011

Hätte es zurzeit Jesu schon so etwas wie eine Braunschweiger Zeitung gegeben, dann hätte die Geschichte, die heute den Predigttext bildet, sicher drin gestanden. Wahrscheinlich hätte es in der Headline geheißen: „Cleverer Verwaltungsleiter nutzt letzte Chance“. Vielleicht hätte auch drüber gestanden: „Altersversorgung einmal anders“.

Das ist eine richtige Gaunergeschichte, so scheint es jedenfalls. Da betrügt ein Verwalter seinen Chef. Als der das rausbekommt, fordert er seinen Verwalter auf, eine Abrechnung vorzulegen. Und dann ist er gefeuert.

Anstatt nun den Kopf zu verlieren, überlegt der rausgeflogene Verwalter, was er noch tun kann. Er bestellt all die zu sich, die Schulden bei seinem Herrn haben. Und dann veranlasst er sie, ihre Schuldscheine zu ihren Gunsten zu verändern. Keine Frage: Die werden sich gefreut haben.

Und natürlich waren sie diesem Verwalter dankbar, der ihnen so viel von ihrer Schuld erließ. Der Verwalter durfte sich nach dem Motto

„Eine Hand wäscht die andere“ sicher sein, dass sie ihm auch helfen würden, wenn er ihre Hilfe bräuchte.

Unter Umständen werden sie sogar gedacht haben, der Verwalter habe seinen Posten verloren, weil er ihnen einen Teil ihrer Schuld erlassen hatte. Umso mehr standen sie in seiner Schuld.

Nun hat die Geschichte ein Ende, dass manche empört hat und andere schmunzeln ließ und wieder andere ratlos gemacht hat. Denn Jesus, lobte den betrügerischen Verwalter wegen seines klugen Vorgehens.

Fand Jesus die krumme Tour des Verwalters gut? Wohl kaum. Er lobt ja auch nicht den Betrug, sondern nur das kluge und erfindungsreiche Vorgehen des Verwalters. Mit Sicherheit ist das hier keine Aufforderung, andere zu betrügen, sondern die Aufforderung, klug zu sein.

Und das war der gute Mann. Man staunt doch nicht schlecht, wie es ihm gelingt, in seiner Not einen kühlen Kopf zu behalten und das Beste draus zu machen. So betrachtet ist es geradezu bewundernswert, wie er es schaffte, seine Möglichkeiten realistisch einzuschätzen und handlungsfähig zu bleiben.

In diese Richtung zielt dann auch der abschließende Satz, wo es heißt: „Die Menschen dieser Welt sind, wenn es ums Überleben geht, viel klüger als die Menschen des Lichts.“ Hier werden also die Jünger und damit wir Christen mit diesem Verwalter verglichen. Und nur damit es keine Missverständnisse gibt, sage ich es noch einmal: Es geht nicht darum, andere zu betrügen. Nein. Es geht darum, wie der Verwalter selbst in aussichtsloser Situation und größter Bedrängnis nach Auswegen zu suchen.

Und dann kann ich nur sagen: Wenn wir doch so erfindungsreich wie der Verwalter überlegen und handeln würden, um drohende Katastrophen abzuwenden.

Die Geschichte lädt uns ein, dass es immer wieder im wörtlichen Sinn notwendig ist, vernünftig und vorausschauend zu überlegen, was passieren kann und muss, um mögliche Katastrophen abzuwenden, und wenn man sie schon nicht abwenden kann, so doch wenigstens, um das Beste daraus zu machen.

Und wir? Was machen wir? Wir sind ja auch so etwas wie Verwalter, eingesetzt vom Herrn, nicht nur dem Herrn der Kirche, sondern dem Herrn der Welt: Christus. Er hat uns Verwaltern einen Teil seiner Kirche, seiner Welt anvertraut. Und dafür haben wir zu sorgen. Und? Tun wir’s? Sind wir gute Verwalter? Oder denken wir nur an uns? Was wäre, wenn der Herr uns zur Abrechnung auffordern würde?

Dem Verwalter in der Geschichte blieb nicht mehr viel Zeit. Und auch uns bleibt mit Blick auf die Probleme unserer Zeit nicht viel Zeit. So scheint es wenigstens.

Es ist gut, heute am Volkstrauertag inne zu halten. Aber wir sollten nicht nur traurig sein angesichts dessen, was geschehen ist und sich nicht mehr ändern lässt.

Besser wäre es, aus den gemachten Fehlern auch zu lernen und die Konsequenzen zu ziehen. Klug wie der Verwalter sollten wir die Lage wahrnehmen und die anstehenden Probleme angehen – auch wenn es noch so ausweglos aussieht.

Soviel ist sicher: Jesus hat nicht der Resignation und Hoffnungslosigkeit das Wort geredet, sondern uns einen Verwalter als Vorbild vor Augen gestellt, der in einer ausweglos erscheinenden Lage einen Ausweg gesucht und gefunden hat.

Von daher sollten wir uns nicht kopf- und hoffnungslos in unser Schicksal ergeben, sondern Auswege suchen. Wie der Verwalter sollten wir uns klug und umsichtig nach Möglichkeiten umschauen, um abzuwenden, was an Bedrohlichem aus der Zukunft auf uns, auf unsere Kirche, auf unsere Welt zukommt, und uns dem zuwenden, was dem Leben dient. Es ist höchste Zeit, die uns verbleibende Zeit zu nutzen.

Lazarus vor meiner Tür

Predigt zu Lukas 16, 19-29 am 1. Juni 1997

Sie kennen diese Geschichte vom armen Lazarus und dem reichen Mann, diese Geschichte von der ausgleichenden Gerechtigkeit, wo der Reiche in der Hölle schmoren muss, während der Arme in den Himmel kommt. Wie gefällt Ihnen diese Geschichte?

Ich habe so meine Schwierigkeiten mit der Geschichte und dem, wie man sie ausgelegt hat, was man mit ihr alles begründet und legitimiert hat.

Mir gefällt nicht, wie Menschen von dieser Geschichte aus mit der Aussicht aufs Paradies vertröstet wurden und ja immer noch vertröstet werden. Mir gefällt auch nicht, wie Menschen mit dieser Geschichte Angst und Bange gemacht wurde und gemacht wird, als wenn alle Reichen geradezu zwangsläufig in die Hölle kämen. Mir gefällt nicht, wie mit dieser Geschichte immer wieder moralisiert wurde, wie sie benutzt wurde, um Menschen ein schlechtes Gewissen zu machen, wie sie benutzt wurde, Druck auszuüben. Und irgendwie gefällt mir diese Geschichte auch ganz persönlich nicht. Denn natürlich bin ich genau wie Sie eher reich als arm. Und von daher kann mir die Aussicht, als Reicher in die Hölle zu kommen, nicht gefallen. Und Sie? Wie gefällt Ihnen dieser Geschichte?

Legen wir einmal unseren Schock und Ärger über diese Geschichte beiseite. Schauen wir uns die Geschichte mal genauer an. Da ist als erstes festzuhalten, dass es sich bei dieser Geschichte um ein Beispiel, im Grunde sogar um ein Märchen handelt „Es war einmal ein reicher Mann...“

Dass die Geschichte ein Märchen ist, bedeutet nicht, dass wir sie nicht ernst zu nehmen hätten. Ganz und gar nicht. Aber wir müssen uns klarmachen, dass Märchen immer schwarz-weiß malen.

Hier in der Geschichte ist der Reiche auch der Böse, der in die Hölle kommt. Und der Anne ist hier nun mal der Gute, der in den Himmel kommt.

Aber so muss das keineswegs sein. Es kann doch einfach nicht sein, dass alle reichen Menschen böse sind und in die Hölle kommen, während alle armen Menschen gut sind und in den Himmel kommen.

Sicher: Lazarus hat sicher unser Mitgefühl. Er war wirklich arm dran. Man kann sich doch nur freuen, dass für ihn die Sache gut ausgeht Aber wollten Sie in seiner Haut stecken. Also ich möchte sein Schicksal nicht am eigenen Leib erfahren.

Und der reiche Mann? Der hatte es zunächst gut. Aber mit Recht finden wir seine Hartherzigkeit empörend. Und irgendwie empfindet man es als Genugtuung, dass er für sein Fehlverhalten dann wenigstens nach dem Tod die Quittung bekam.

Das Märchen malt schwarz-weiß. Wenn wir uns auf dieses Bild ohne Grautone einlassen, wie beziehen wir dann Stellung? So einfach ist das wirkliche Leben nicht. In der Wirklichkeit gibt es kein reines Schwarz oder Weiß. Es gibt nur sehr viele verschiedene Grautöne.

Ich bin weder so arm wie Lazarus noch so reich wie jeder Reiche. Ich lebe irgendwo zwischen den beiden, zwischen schwarz und weiß. Und ich meine, Ihr Leben spielt sich auch irgendwo dazwischen ab.

Sicher wird man noch sagen können, dass die meisten hierzulande viel mehr bei „reich“ als bei „arm“ einzuordnen sind. Und von daher könnte ich nun mit einer großen Aufforderung kommen, dass wir alle uns den Armen dieser Welt zuwenden sollten, dass wir nicht wir jener

Reiche unser Herz verschließen sollten, dass wir mit den Lazarusen dieser Welt teilen sollten. Und was würde dann passieren?

Sie würden sich zu Recht mal wieder angemacht fühlen, als wenn ich Ihnen Ihr bisschen Wohlstand nicht gönnen würde. Und nach der sich anschließenden Aufregung und Empörung über eine so unmögliche Predigt würden höchstwahrscheinlich wieder alle zur Tagesordnung übergehen. Denn solche Predigten wurden schon oft gehalten – und doch ist kaum etwas passiert.

Man kann ja aber auch nicht die ganze Welt ändern und mit allen Armen dieser Welt teilen. Wie sollte das aussehen? Stellen Sie sich nur einmal vor, wie das konkret aussähe, wenn Sie nur mit einem einzigen Menschen teilen sollten, der nichts hat. Stellen Sie sich vor, es ginge nicht nur um die paar Prozent Solidarzuschlag, sondern tatsächlich darum, einem anderen Menschen die Hälfte dessen zu geben, was Sie zurzeit haben.

Sie wären ruiniert. Das ginge doch nicht. Es ist nicht möglich halbehalbe zu teilen. Es sei denn, man würde so teilen, dass man fast alles für sich behielte und nur einen winzigen Bruchteil des Ganzen weggeben würde. Das mit dem „Wir sollten teilen...“ hört sich immer so schön an. Aber geht das denn?

Wenn ich es mir genauer überlege, kam ich die Reaktion des Reichen direkt nachempfinden. Das war ja eigentlich kein Schurke. Er wollte halt nur nicht mit dem Elend hautnah in Berührung kommen.

Kann ich gut verstehen. Sie doch sicher auch. Oder wie ist das bei Ihnen, wenn Sie jemanden auf der Straße treffen, der sich kaum noch helfen kann? Ich mache da auch meist innerlich wie äußerlich einen Bogen drum. Es ist sein Elend und ich möchte nicht, dass es meins wird, wenn ich mich auf ihn einlasse. Ich möchte lieber ungestört so weiterleben können, wie ich es zurzeit tue, unbehelligt vom Elend. Wie so viele andere auch kuriere ich mein schlechtes Gewissen durch gelegentliche Spenden für einen guten Zweck.

Aber ist es das schon. Diese Geschichte rüttelt auf, immer wieder neu darüber nachzudenken Denn niemand kann sich herausreden, weder vor den Menschen noch vor Gott, von wegen er hätte ja nicht gewusst.

Wir haben die Worte der Bibel, die Gesetze des Mose, die Weisungen der Propheten, die Worte und Taten Jesu. Und wir leben in einer Welt, in der man sich informieren kann, in der man informiert wird, in der man weiß, was los ist.

Nicht dass es uns später leid tut und wir uns sagen müssen: „Hättest du mal...“ Der Reiche, um den es in der Geschichte geht, der mag so gedacht haben: „Hättest du doch bloß bei Zeiten all das beherzigt, was du ja schon immer wusstest. Könntest du doch die Zeit zurückdrehen. Nun ist es zu spät.“

Und so musste der reiche Mann den brennenden Schmerz über ein ganzes vor Gott verfehltes Leben erleiden. Das war nun wirklich die Hölle. Für den Reichen war es zu spät.

Für uns ist es nicht zu spät. Wir haben noch die Möglichkeit, Versäumtes wiedergutzumachen und unser Leben zu verändern. Vielleicht hätten wir schon genügend damit zu tun, von dieser Geschichte her das in den Blick zu bekommen, was sich vor unserer Tür abspielt, die Lazaruse und lazarusähnlichen Verhältnisse zu sehen, die uns herausfordern, wo wir durchaus etwas Hilfreiches tun könnten.

Es geht nicht darum, allen Lazarusen der Welt zu helfen, aber vielleicht dem einen oder der einen, die vor unserer Tür liegt. Wer ist mein Lazarus?

Damit hätten wir wahrhaftig genug zu tun. Denn irgendwo hat jeder von uns einen armen Lazarus vor seiner Tür liegen. Es kommt nicht auf die Weltverbesserungsprogramme an. Davon haben wir genug, genug gehört. Es kommt auf die konkreten kleinen Schritte in die richtige Richtung an. Tun, was nötig und möglich ist. Reich ist ja nicht der, der viel hat, sondern der, der viel schenkt.

Senfkorn-Glaube

Predigt zu Lukas 17, 5-6 am 12. September 2021

Neulich bin ich beim Lesen auf folgende Zeilen gestoßen: Jeder Mensch glaubt, auch wenn er meint, er glaube nichts.

Stimmt tatsächlich. Nur mal ein paar Beispiele: Ich vertraue mich dem Chirurgen an, der mich operiert, in der Hoffnung, dass er weiß, was er da macht. Ich glaube, dass die anderen Autofahrer auf ihrer Seite bleiben, während wir mit 100 km/h auf der Landstraße aneinander vorbeirauschen. Ich glaube, meine Frau liebt mich. Beweisen kann ich das nicht. Ich plane meine Zukunft in dem Glauben, dass es weitergeht. Ich setze mich für die Schöpfung ein, weil ich glaube, dass es richtig ist.

Manchmal gerät mein Glaube allerdings ins Wanken. Ich traue mir dies oder das nicht mehr zu. Ich werde unsicher, ja kleingläubig. Das ist gelebter Unglaube.

Offensichtlich gab es das auch schon bei den Jüngern, die mit Jesus unterwegs waren. Denn sie wandten sich an Jesus mit der Bitte: „Stärke unseren Glauben." Sie scheinen der Meinung gewesen zu sein, ihr Glaube sei zu schwach, zu klein, eben einer Stärkung bedürftig.

Und was machte Jesus? Er ließ sich nicht darauf ein, mit ihnen zu diskutieren, ob ihr Glaube groß genug oder zu klein, stark genug oder zu schwach war. Und er antwortete ihnen auch nicht, jedenfalls nicht wirklich.

Stattdessen setzte Jesus Ihrer Bitte etwas ungemein Provozierendes, etwas geradezu Unglaubliches entgegen. Er sagte: „Wenn euer Glaube nur so groß ist wie ein Senfkorn, könnt ihr diesem Maulbeerbaum befehlen: ›Zieh deine Wurzeln aus der Erde und verpflanze dich ins Meer!‹ – und er wird euch gehorchen."

Er bediente sich dabei einer sehr bildreichen Sprache, die man nicht wörtlich nehmen darf, wenn man verstehen will, was er meint. Es kann ihm ja nicht darum gegangen sein, Bäume auszureißen bzw. zum Fliegen zu bringen.

Ich bin mir sicher, dass die Jünger schon damals gedacht oder gesagt haben: Was soll das denn? Übertreibst Du da nicht gewaltig?

Doch. Genau das machte er. Er übertrieb maßlos. Zum einen, indem er das Senfkorn ins Spiel brachte. Und er meinte nicht unsere kleinen gelben Senfkörner, sondern die Senfkörner aus Palästina. Die sind so klein, dass man sie mit bloßen Auge gerade noch sehen kann. 700 dieser Senfkörner wiegen gerade mal ein Gramm. Also echt winzig.

Zum anderen spricht er von einen Maulbeerbaum. Von dem muss man wissen, dass der so starke Wurzeln hat, dass man ihn unmöglich aus der Erde bekommt.

Wie soll also ein so winziger Senfkorn-Glaube in der Lage sein, einen so stark verwurzelten Baum auszureißen. Unmöglich. Die Provokation ist deutlich.

Aber genau das will Jesus sagen: Und sei der Glaube noch so winzig, kann er doch Großes bewirken. Für den Fall, dass ein Mensch glaubt, war sich Jesus sicher, wird schier unmöglich Scheinendes möglich. In diesem Sinne sagte Jesus an anderer Stelle: „Alle Dinge sind dem möglich, der da glaubt."

Ob man nun glaubt oder nicht, das erweist sich erst im Vollzug. Man weiß nämlich nicht im Voraus, wie zuversichtlich und gläubig man ist, wie sehr man vertrauen kann, wenn es drauf ankommt. Nicht umsonst ist Glauben ein Tätigkeitswort. Glauben hat man nicht. Glauben „tut" man.

Man könnte Jesus also so verstehen, als wollte er sagen: „Selbst wenn euer Glaube nur so klein wie ein Senfkorn ist, macht nichts. Selbst ein so kleiner Glaube an Gott ist in seiner Macht unendlich und vermag schon das Unmögliche." Schon mal gut.

Nun gibt es noch eine zweite Möglichkeit, seine Worte zu hören und zu verstehen. Im griechischen Urtext ist es rein sprachlich nicht ganz eindeutig, ob es Jesus um den Glauben der Jünger oder den Glauben des Senfkorns ging?

Der Reformator Martin Luther hat denn auch diese Bibelstelle ein wenig anders übersetzt. Und da klingt es so, als würde Jesus vom Glauben des Senfkorns sprechen. In der Übersetzung Martin Luthers sagt Jesus: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn..."

Ich höre schon den Einwand: Ein Senfkorn kann doch überhaupt nicht glauben. Stimmt. Und doch: Im übertragenen Sinn geht das.

Was könnte gemeint sein? Fragen wir uns doch einmal: Worin könnte der Glaube des Senfkorns bestehen? Antwort: Auch wenn das Senfkorn nur winzig klein ist, „glaubt" und „weiß" es doch, dass es wachsen wird, dass etwas ganz Großes aus ihm wird.

Ich erinnere an ein Gleichnis, dass Jesus erzählte, wo es genau darum ging, als er sagte: „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Senfkorn, das ein Mann auf seinen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern. Sobald es aber hoch gewachsen ist, ist es größer als die anderen Gewächse und wird zu einem Baum, so dass die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten."

So verstanden machte Jesus seine Jünger darauf aufmerksam, wie etwas durchaus klein anfangen und dann richtig groß werden kann. Wie bei einem Baby. Ganz klein fängt es an. Und dann wird es immer größer. Das Tolle ist: Da ist ganz viel angelegt, was sich nur noch entfalten muss. Dem Baby ist jede Menge Potential in die Wiege gelegt.

Dem Senfkorn auch. Der Senfkorn-Glaube mag ganz klein sein – birgt aber jede Menge Potential in sich. Das muss das Senfkorn nicht machen. Es geschieht mit ihm. Und daran „glaubt" das Senfkorn. Darauf kann es vertrauen.

Niemand sollte resignieren, sondern wie das Senfkorn glauben und darauf vertrauen, dass der Glaube in ihm wachsen kann und will - selbst dann, wenn es nicht so schnell geht, selbst dann, wenn es Rückschläge gibt, selbst dann, wenn es mit dem Glauben nicht vorwärts gehen sollte. Es braucht keine Glaubenshelden... nur den winzigen Senfkorm-Glauben – und unmöglich Scheinendes wird möglich.

Aber was ist, wenn man gern glauben würde, aber nicht glauben kann? Genau so ein Mensch, der anscheinend Schwierigkeiten mit dem Glauben hatte, aber gern glauben und vertrauen wollte, sagte zu Jesus: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben."

Das finde ich gut. Er sagte nicht gleich: „Das kann ich nicht." oder „Das funktioniert ja doch nicht." Nein. Er versuchte es. Und er wusste: Ich brauche Hilfe. Und um diese Hilfe bat er den Richtigen: nämlich Jesus. Und damit machte er das, was auch die Jünger taten, als sie Jesus baten: „Stärke unseren Glauben."

Damit sich so ein Glaube oder man könnte auch sagen so ein Vertrauen entwickeln kann, braucht es Zeit und Räume, z.B. den Konfirmandenunterricht und die Gottesdienste.

Da sind nicht nur viele uns wohl gesonnene Menschen, die an uns glauben und uns vertrauen. Auch der himmlische Vater glaubt an uns und vertraut uns.

Ich schließe mit einer kleinen Geschichte: In einer kleinen Stadt spannt ein Seiltänzer sein Seil quer über den Marktplatz. Dann beginnt er auf dem Seil zu balancieren, mit einem Stab in der Hand, aber ohne Netz – und hoch über dem Boden. Die Menge hält den Atem an, während der Seiltänzer Kunststückchen vorführt...

Nun nimmt er eine Schubkarre, setzt sie auf das Seil und blickt in die Menge. „Glaubt ihr, dass ich es auch schaffe, diesen Karren über das Seil zu schieben?" – „Na klar", rufen die Leute, „kein Problem, wir glauben es!" – „Gut", ruft der Seiltänzer, „wenn ihr mir das zutraut – wer möchte sich dann in die Schubkarre setzen?"

Nun wurden die Mienen der Zuschauer ängstlich. Das Geschrei verstummt. Alle schweigen und blicken zu Boden. Nein, sich in die Schubkarre setzen will keiner.

Da meldet sich ein kleiner Junge. „Ich setze mich in die Schubkarre", ruft er. Die Menschen sind unruhig, wollen ihn davon abhalten, doch zu spät. Der Junge setzt sich in die Schubkarre, der Seiltänzer beginnt seinen Weg, das Seil schwankt, der Wind pfeift. Doch Schritt für Schritt

läuft der Seiltänzer über das Seil. Als er am anderen Ende ankommt, jubeln die Menschen ihm zu, klatschen, sind begeistert.

Als der Junge gefragt wird: „Hast du denn gar keine Angst gehabt?" antwortet er: „Nein, warum sollte ich Angst haben. Der Seiltänzer dort ist doch mein Vater!"

Ich lade euch ein, dem himmlischen Vater zu trauen. Schenken wir ihm unseren Senfkorn-Glauben. Unmöglich Scheinendes ist möglich.

Diener des Allerhöchsten sein

Predigt zu Lukas 17, 7-10 am 20. Februar 2011

Da hat die Hausfrau mit Mühe und Überlegung gekocht und ein schönes Essen vorbereitet – in zehn Minuten ist es verspeist und die Familie ist vom Tisch aufgesprungen – ohne zu sagen, wie gut es schmeckte.

Da hat der Vater zwischen zwei Terminen wieder einmal das Fahrrad seiner Tochter repariert. Und es dauerte natürlich länger, als gedacht, weil die Schrauben so schön verrostet waren. Die Tochter hatte es wohl gar nicht gemerkt. Denn bedankt hatte sie sich nicht.

Da hatte die Sekretärin richtig gut mitgedacht und ihrem Chef schon alles hingelegt, was er für die Sitzung brauchte. Und er? Rauscht an ihr vorbei, schnappt sich die Unterlagen und sagt nicht mal guten Morgen.

Kennen Sie das auch? Da strampelt man sich ab, tut und macht – und am Ende? Nichts. Kein Lob. Kein Wort der Würdigung. Undank ist der Welt Lohn. Da fragt man sich doch: Für wen mache ich das denn?

Ganz ähnlich geht es in dem Gleichnis zu. Der Knecht erfüllt seine täglichen Aufgaben, die ihm sein Herr aufträgt und hat dafür keinen Dank zu erwarten. So ist das eben überall.

Aber: Ist das denn bei Gott auch so? Es hat den Anschein. Jesus sagte: „So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren."

Gesetzt den Fall, wir tun, was Gott von uns Menschen erwartet – und das wäre ja schon mal wunderbar – dann haben wir damit kein Lob verdient, sondern nur unsere Schuld beglichen. Sie fragen: „Welche Schuld? Ich wusste ja gar nicht, dass ich Gott etwas schuldig bin, dass da eine Schuld zu begleichen wäre."

Abgesehen davon klingt das nicht gerade einladend, wenn man gesagt bekommt, dass man mit dem, was man tut, doch nur seine Schulden

begleicht. Und dann ist ja noch nicht einmal gesagt, wie hoch die Schuld ist und wann sie endgültig beglichen ist.

Bevor Sie jetzt in Panik geraten, bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Also: Wie ist das gemeint? Ich hole mir mal Hilfe im 1. Brief des Johannes. Da heißt es nämlich: „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt."

Wir haben uns also nicht wirklich etwas zuschulden kommen lassen. Und doch: Seine Liebe möchte erwidert werden. Es ist unsere Liebe, die wir ihm schuldig sind. Und wenn wir dann tun, was wir tun, ihm und den Menschen zu Liebe, dann ist es gut, dann begleichen wir unsere Schuld.

Und wie ist das nun mit Lob und Anerkennung? Heißt das, was Jesus da sagte, dass Jesus dagegen wäre, dass man andere lobt? Keineswegs. Jeder Mensch braucht Lob und Anerkennung. Wer wollte nicht immer wieder mal hören: „Du, das hast du gut gemacht." Jesus gibt nur zu bedenken, dass man nicht immer und überall erwarten kann, dass man gelobt wird. Manchmal ist etwas einfach deshalb zu tun, weil es dran ist und weil es getan werden muss.

Jesus meinte mit Blick auf Gott, dass wir für das, was wir ihm zu Liebe tun, keine Belohnung erwarten sollten. Wir tun es ja nicht, um uns seine Liebe oder irgendetwas anderes von ihm zu verdienen. Ist ja auch gar nicht nötig. Er schenkt es uns ja auch so.

Nein. Was wir tun, möge aus Dankbarkeit ihm gegenüber geschehen. Was wir ihm zu Liebe tun, sind wir ihm schuldig, weil er es gut mit uns meint. Es ist also eine Sache zwischen ihm und uns, auch wenn andere dabei zu Nutznießern werden und etwas davon haben.

Wenn nun Gott nicht lobt, könnten doch wenigstens wir, sein Bodenpersonal, die loben, die sich für andere einsetzen. Ich jedenfalls freue mich über jede und jeden, die sich mit ihren Möglichkeiten zum Wohl aller einbringt.

Das mit dem Loben hat nun allerdings auch eine Schattenseite. Dann nämlich, wenn man vergeblich erwartet, gelobt zu werden, und tief enttäuscht wird. Was also, wenn das Lob ausfällt? Schmeißt man dann verschnupft und verärgert alles hin?

Spätestens hier muss man sich doch fragen, warum und für wen man das alles tut, was man tut? Also: Engagiere ich mich, weil es mir darum geht, anderen zu helfen, und weil es mir schlicht Freude macht? Oder engagiere ich mich, um gut dazustehen und mich gut darzustellen? Worum geht es mir? Um mich selbst, um die anderen, um Gott? Vermutlich ist es ja von allem ein bisschen.

Jesus jedenfalls sagte: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren."

Leicht ist das nicht, sich zurückzunehmen und in den Dienst der anderen zu stellen. Wer wollte wohl freiwillig im Dienst eines anderen stehen? Sie etwa? Vermutlich doch nicht.

Wir wollen unabhängig und frei sein. Sicher: Wir wollen nicht unbedingt ganz groß rauskommen. Aber wir wollen auch nicht klein und unbedeutend sein. Und wir wollen uns schon gar nicht schlechter machen, als wir sind.

Wie finden wir unseren Weg zwischen Selbstüberschätzung „Ohne mich geht hier gar nichts!" und Selbstverachtung „Ich bin ein unnützer Niemand"? Wie kommen wir zu Lob und Anerkennung ohne uns abhängig zu machen von dem, was andere über und denken?

Für mich hängt das mit dem Wissen darum zusammen, im Dienst des Allerhöchsten zu stehen. Je mehr uns bewusst wird, wie sehr wir schon dadurch ausgezeichnet sind, dass wir berufen sind, in seinen Diensten zu stehen, desto weniger sind wir angewiesen auf menschliche Auszeichnungen, Belohnungen und Ehrungen. Das befreit uns geradezu von unserem ja durchaus verständlichen Hunger nach Lob und Anerkennung.

Es sollte uns eine Ehre sein, am großen Werk Gottes mittun zu können. Wir müssen nicht. Wir dürfen mitarbeiten und uns einbringen.

Wer von uns das, was er tut, nur aus Pflichtgefühl tut, nur tut, weil er muss, sollte es lieber lassen, denn sein Herz wäre nicht bei der Sache. Und was dabei heraus käme, wäre herzlos und damit im Grunde wertlos.

Das Gefühl „Ich muss" würde alles kaputt machen. Einem Knecht, dem der Herr sagen muss, „Du musst", der macht nur noch Dienst nach Vorschrift - und das mehr schlecht als recht.

Natürlich liegt es mir fern, alles Pflichtgefühl mit Bausch und Bogen schlecht machen. Hin und wieder wünsche ich mir geradezu, Menschen würden wenigstens aus Pflichtgefühl handeln, wenn sie schon keine edlere Motivation verspüren.

Viel besser wäre es natürlich, sie würden aus Liebe und Dankbarkeit handeln. Liebe und Dankbarkeit fragen nicht nach Lob und Anerkennung. Liebe und Dankbarkeit schaffen die Voraussetzungen für Lob und Anerkennung.

Und da schließt sich der Kreis. „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt." Die Liebe, die uns widerfährt, sollte uns motivieren, Gott und unsere Nächten zu lieben und zu helfen, wo uns das möglich ist.

Überschwängliche Dankbarkeit

Predigt zu Lukas 17, 11-17 am 6. September 2015

„Hauptsache gesund“, sagt man. „Hauptsache gesund“, dann geht es schon irgendwie weiter. Und was ist, wenn man krank ist? Genau davon handelt die Geschichte, die wir eben gehört haben. Da ist von zehn Menschen die Rede. Sie hatten Lepra. Man sah es ihnen an. Die Haut und die Gliedmaßen waren entstellt.

Früher nannte man Leprakranke „Aussätzige“. Man hatte sie ausgesetzt. Sie waren raus aus der Gemeinschaft, wurden ausgesondert, kamen in Dauerquarantäne. Sie waren das, was man „einen hoffnungslosen Fall“ nennt. Wer Lepra hatte, der war tot, lebendig tot. Nicht wenige fragten sich, womit sie das verdient hatten.

So standen sie am Wegrand und warteten, dass der Wanderprediger und Heiler Jesus vorbeikam. Würde er ihnen helfen können? Und dann kam er. Sie mussten natürlich auf Abstand bleiben, aus Sicherheitsgründen sozusagen. Aber rufen und schreien, das konnten sie. Und das taten sie, verzweifelt wie sie waren: „Kyrie eleison! Herr, erbarme dich!“

Wir kennen diesen Ruf. Immer wieder erklingt er im Gottesdienst. Wir haben ihn gerade gesungen. Aber bei uns klang es anders als bei denen damals, nicht wehklagend und verzweifelt, auch nicht inständig bittend. Wir haben es – wenn überhaupt - so dahin gesungen.

Kein Wunder eigentlich. Wir sind ja auch nicht in einer so misslichen Lage wie die damals. Bei den zehn von damals klang das „Kyrie eleison! Herr, erbarme dich!“ so herzzerreißend, dass sich Jesus dem nicht verschließen konnte. Er erbarmte sich. Er half ihnen, auch wenn das anfangs gar nicht danach aussah. Denn er schickte sie weg. „Wie unbarmherzig!“, mögen manche gedacht haben.

Aber das war es nicht. Im Gegenteil. Mit den Worten: „Geht zu den Priestern und lasst euch eure Heilung bestätigen!“ schickte er sie zum damaligen Gesundheitsamt.

Vom Ende der Geschichte her wird deutlich, dass er so ihren Heilungsprozess einleitete. Mit dem, was er ihnen sagte, forderte er sie auf, davon auszugehen, dass sie gesund sind, wenn sie da ankommen. Sie sollten sich das nur noch bestätigen lassen.

Was mögen diese Leprakranken gedacht haben? Waren die sofort davon überzeugt, dass es so sein wird, wie Jesus es ihnen in Aussicht gestellt hatte? Oder haben sie sich gefragt, was das soll? Denn in dem Moment, als er das sagte, waren sie doch noch krank.

Was immer sie gedacht haben, ist nicht überliefert. Wir wissen nur: Sie machten sich auf den Weg. Und sie wurden tatsächlich gesund, als sie unterwegs waren.

Nun wurde diese Geschichte den nachfolgenden Generationen und damit auch uns aufgeschrieben, damit wir uns mit unserer Not wie die Leute von damals verhalten.

Und tun wird das? Glauben wir tief in unserem Herzen: „Alles wird gut. Gott wird es schenken.“ Und würde das dann auch eintreffen, was wir uns wünschen und glauben? Würden wir gesund?

Manchmal. Nicht immer. Auf jeden Fall würde so ein Gottvertrauen unsere Lage verändern. Es würde Selbstheilungskräfte und das Selbstvertrauen mobilisieren. Und manches würde möglich, was unmöglich schien.

Das Vertrauen auf Gottes Hilfe, aber auch das Vertrauen in die Selbstheilungskräfte wird von Jesus provoziert. Mit Erfolg. Und so stellte er abschließend fest: „Dein Vertrauen hat dich gerettet.“

So ist das Vertrauen das eigentliche Wunder, das der Heilung voraus geht. Da, wo vertraut wird, geschehen Wunder - auch dann, wenn die Heilung im erwünschten Sinn ausbleiben sollte. Wer Gott vertraut, wer Jesus vertraut, wer sich selbst vertraut, wer anderen vertraut, der ist auf dem richtigen Weg.

Nun geht die Geschichte ja noch weiter. Sie hat noch einen weiteren Höhepunkt. Wahrscheinlich haben sich die Geheilten in alle Richtungen zerstreut. Es ist menschlich, ja allzu menschlich, dass fast alle in ihrem Glück nur eines im Kopf hatten: Auf und davon. Hauptsache gesund!

Wer würde das nicht kennen? Wer nach einer schweren Krankheit das erste Mal wieder im Garten spazieren geht, wer nach einer überstandenen und gelungenen Operation seine Tasche packt und das Krankenhaus verlässt, wer nach der Reha wieder auf den eigenen Beinen steht – der wird ähnlich gefühlt haben, wie neugeboren.

Einer ist anders. Einer von zehn. Zehn Prozent. Immerhin! Einer kehrt um. Und es ist nicht irgendeiner, sondern es ist der Fremde, der Samaritaner. Es ist klar, was das bedeutet: Die zehn Prozent, die die Welt verändern, sind nicht immer die, von denen man es erwartet hätte.

Der Samaritaner also besinnt sich, hält einen Moment inne, denkt nach und geht zurück, um dem „Danke“ zu sagen, dem er seine Heilung verdankt. Seine Dankbarkeit toppt die Heilung.

Er hatte laut um Hilfe gerufen. Und genauso laut bringt er seine Dankbarkeit zum Ausdruck, nicht durch ein kleines, stilles „Danke“, sondern laut singend sagt er Gott seinen Dank.

Und nicht genug damit. Er sagt nicht nur Gott seinen Dank. Er möchte sich auch bei dem bedanken, der ihm diese Heilung vermittelt hatte: Bei Jesus. Wieder bei Jesus angekommen, wirft er sich ihm voller Dankbarkeit zu Füßen.

Nur selten geschieht, was hier in der Geschichte beschrieben wird, dass einer über dem, was ihm widerfährt, innehält und dann noch einmal zu dem Arzt oder Therapeuten geht, der ihm geholfen hat, um ihm mitzuteilen, dass es ihm wieder gut geht, und um sich für die Hilfe zu bedanken.

So eine jubelnde, überschwängliche Dankbarkeit, ist selten geworden. Als würde Jesus diese jubelnde Dankbarkeit, die der Geheilte an den Tag legte, als Normalfall ansehen, sagt er kein Wort zu dem, der ihm so überschwänglich dankt.

Stattdessen fragt er nach den anderen neun. „Sind nicht alle zehn gesund geworden? Wo sind dann die anderen neun?“ Ja, wo sind die anderen?

Und vor allem: Wo sind wir? Haben wir keinen Grund, dankbar zu sein? Warum bringen wir unsere Dankbarkeit dann nicht zum Ausdruck? Dankbarkeit ist, so hat man herausgefunden, ein wichtiges Kriterium fürs Glücklich-Sein.

Wenn einem Gutes widerfahren ist, sollte man es sich zur Gewohnheit machen, hinterher zu überlegen, wer einem eigentlich dazu verholfen hat. In letzter Konsequenz liegt dann ein Dankgebet nicht fern, z.B. ein von Herzen kommendes „Gott sei Dank“.

Lebe den Traum vom Reich Gottes

Predigt zu Lukas 17, 20-24 am 8. November 2015

Du fragst dich doch manchmal sicher auch: „Wie wird es wohl weitergehen?“ Natürlich denkst Du da als erstes an dich und deine Lieben. Ganz im Sinne des Gebotes: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Schon mal nicht schlecht.

Aber das reicht nicht. Es gibt auch noch die anderen. In der Bibel steht auch (3. Mose 19,34): „Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst.“

Wir dürfen das mit dem Reich Gottes, also einer Welt, in der es so zugeht, wie Gott es will, nicht nur auf uns und unsere Lieben beschränken. Nein. Es geht um alle – und das nicht nur in Deutschland, sondern weltweit.

Viele haben sich abgefunden mit dem, was ist. „Was soll's?“ sagen sie sich. „Ist eben nicht zu ändern.“ Wer so denkt, wer Veränderungen praktisch für unmöglich erachtet, für den ist das Leben auch irgendwie zu Ende.

Die Alternative wäre, dass man Veränderungen für möglich hält, das man hofft – für sich und diese Welt. Und wäre es nicht ganz wunderbar, diese Welt würde eine Welt werden, in der Frieden und Gerechtigkeit nicht nur Worte, sondern Wirklichkeit sind?

Ich weiß: Da sind dann die, die sagen: „Was soll das? Das ist doch utopisch?“ Mag sein. Utopisch kommt aus dem Griechischen und meint zunächst einmal ganz neutral „ohne Ort.“ Das, worum es geht, hat noch keinen Ort, ist also noch nicht irdische Wirklichkeit. Soweit stimmt in gewisser Weise, dass das Reich Gottes utopisch ist, dass also das Reich Gottes ohne Ort ist, noch ohne Ort ist. Denn: Es muss ja nicht so bleiben.

So vieles, was frühere Generationen für utopisch hielten, ist möglich geworden und für uns das Selbstverständlichste von der Welt. Also lass Dich nicht entmutigen. Träume Deinen Traum. Wo kämen wir hin, wenn wir nicht mehr wagen würden, zu träumen. Nichts mehr würde sich ändern. Alles bliebe, wie es ist. Das wäre eine Katastrophe.

Wie gut, dass es zu allen Zeiten Menschen gab, die sich nicht abgefunden haben mit dem, was war. Wie gut, dass sie die großen Träume der Menschheit am Leben gehalten haben, indem sie diese Träume weiter geträumt haben - auch wenn andere sie deswegen auslachten. I have a dream... Wie gut, dass Martin Luther King und andere auf diese Weise dazu beigetragen haben, dass ein wenig von diesen Träumen dann eben auch konkrete Wirklichkeit wurden.

In unserem Text ist die Rede davon, wie solche Menschen Jesus fragten: Wann kommt das Reich Gottes? Sie wollten das Reich Gottes sehen, endlich nicht nur glauben, sondern richtig sehen. Not und Elend sollten ein Ende haben. Alles würde gut werden, wenn denn nur Gott

käme. Ja. Sein Reich sollte kommen. Sein Wille sollte geschehen, wie im Himmel, so auch auf Erden. Wann war es denn nun endlich soweit?

Bei aller Ungeduld waren sie eigentlich ganz zuversichtlich. Denn es war für sie außer Frage, dass das Reich Gottes kommen würde. Fraglich war nur der Zeitpunkt. Also: Wann? Wann würde es endlich soweit sein?

Ihre Fragen dürften weitgehend auch unsere Fragen sein. Sicher werden sie gemerkt haben, dass Jesus die ihm gestellte Frage nicht wirklich beantwortet hatte. Denn er sagte nichts über den Zeitpunkt.

Für ihn war das Reich Gottes schon da. Während sie das Kommen des Reiches Gottes für die Zukunft erwarteten, sah er es schon in der Gegenwart angebrochen. Deshalb sagte er: Das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Wenn ich mir die Gesichter derer vorstelle, die um Jesus herumstanden, als er das sagte, dann sehe ich lauter erstaunte, ja ungläubige Gesichter, die aussehen, als wollten sie sagen: „Wie? Es ist schon da? Mitten unter uns? Und wir sollten es nicht gemerkt haben? Wie denn das?“

Offensichtlich haben sie ihm nichts darauf erwidert. Jedenfalls steht nichts darüber im Text. Man kann nur vermuten, was ihnen so durch den Sinn ging. Vielleicht waren es Gedanken wie diese: „Aber man sieht doch gar nichts.“ Oder: „Das habe ich mir aber anders vorgestellt.“

Und heute? Was würde Jesus uns sagen, die wir viel zu oft gleich das Schlimmste erwarten? Würde er auch zu uns sagen: Das Reich Gottes ist mitten unter euch. Würden wir uns nicht auch die Augen reiben und ungläubig vor uns hinstammeln: „Wie? Es ist schon da? Und woran sollen wir es erkennen?“

Auf die Frage, wie es da ist, würde Jesus heute wie damals antworten: „Nicht so, dass man’s beobachten kann.“ Es ist also nicht eindeutig zu beweisen. Aber es ist da: verborgen, unerkannt, lautlos, gegenwärtig - mitten unter euch. Halten wir also fest: Das Reich Gottes ist mitten unter uns.

Nun hat unser Text einen zweiten Teil, als wenn die Sache mit dem Reich Gottes zwei Seiten hätte. Zu der Feststellung: Es ist schon mitten unter euch kommt die Feststellung: Es wird die Zeit kommen. Hier ging es Jesus nun eindeutig um die zukünftige Welt.

In der Bibel wird uns diese zukünftige Welt Gottes immer wieder vor Augen geführt. Sie ist gekennzeichnet durch: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden. Jeder hat, was er braucht. Es geht gerecht zu. Zwischen den Menschen stimmt es. Das Paradies auf Erden.

Aber so weit ist es nicht, noch nicht. Diese Welt ist für viele nur ein Traum, jedenfalls mehr Traum als schon irdische Wirklichkeit.

Aber die, die darum wissen, setzen schon jetzt alles daran, dass möglichst viel von dem, was später sein soll, zumindest ansatzweise Wirklichkeit wird.

Wir können das, was wir für das Ende der Tage erwarten, schon vorwegnehmen:

Wir könnten die Gerechtigkeit, die wir erwarten, schon jetzt leben, indem wir uns für gerechtere Strukturen in der Einen Welt einsetzen.

Wir könnten versuchen, mit dem Frieden vor Augen, Konflikte und Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen.

Wir könnten versuchen, all die großen Worte der biblischen Verheißungen soweit es uns möglich ist mit Leben zu füllen und zu realisieren.

Wir können das, was wir als Reich Gottes erwarten, soweit es uns möglich ist, in unserem Leben realisieren.

Und so würde die Welt, die wir erwarten, unsere Einstellung zum Leben und zum Handeln in der Gegenwart maßgeblich beeinflussen.

Würden wir von der Zukunft nur das Schlimmste erwarten, würden wir uns verängstigt zurückziehen und die Welt, und was in ihr geschieht, sich selbst überlassen.

Wir würden gar nicht erst versuchen, unsere Welt zum Besseren zu verändern. Damit würden wir – eigentlich ohne es wirklich zu wollen – dazu beitragen, dass unsere Welt so wird, wie wir sie im Grunde gerade nicht haben wollen.

Die Alternative ist: das Reich Gottes nicht aus dem Blick verlieren und immer wieder neu alles dran setzen, dass es in dieser Welt wird, wie wir es von jener Welt am Ende der Tage erwarten.

Was heißt das z.B. mit Blick auf die Flüchtlinge, die bei uns Schutz suchen? Wenn wir wollen, dass sie bei uns Zuflucht finden und Möglichkeiten, hier in Frieden zu leben, dann werden wir auch Wege finden, das zu ermöglichen.

Indem wir uns selbst am Reich Gottes und dem, was werden will, ausrichten, leisten wir unseren bescheidenen Beitrag dazu, dass Gott in dieser Welt tun kann, worum wir ihn bitten.

Darum bitten wir ihn doch, wenn wir immer wieder beten: Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Ja, so soll es sein, hier und jetzt, durch mich und uns alle.

Vieles von dem, was wir vom Reich Gottes erwarten, ist schon da, wenn auch nur ansatzweise und vorübergehend, aber schon da, so konkret und beglückend, dass man doch nur eins wollen kann: dass wir immer öfter beglückt wahrnehmen, wie es da ist – mitten unter uns.

Wir haben da als Christen großartige Möglichkeiten, indem wir Gott und sein Reich in uns, unter uns und durch uns zum Zuge kommen lassen.

Sein Reich ist da. Er ist da. Für uns da. In uns da. Mit uns für diese Welt da. Und so bleibt es. Bis er für alle sichtbar und spürbar da ist.

Bis dahin sind wir berufen, uns gegenseitig und alle anderen zu erinnern: Das Reich Gottes ist schon da, mitten unter uns, in uns, in unserer Mitte. Und es kommt noch, das Reich Gottes, viel größer und schöner, als wir uns das vorstellen können Und so vollendet Gott, was er begonnen hat.

Allzeit beten und nicht nachlassen

Predigt zu Lukas 18, 1-8a am 13. November 2022

Was das Gleichnis beschreibt, ist für die arme Witwe zum Verzweifeln, weil ihr Schicksal in den Händen eines, womöglich bestechlichen Richters liegt, der ohne Respekt vor Gott und den Menschen zu sein scheint. Dabei sollte doch gerade er ohne Ansehen der Person seines Amtes walten und dafür Sorge tragen, dass jeder zu seinem Recht kommt.

Was das Gleichnis beschreibt, ist nachvollziehbar. Es gibt nur zwei Akteure. Die mittellose, aber engagierte Witwe und der mächtige, aber lustlose Richter. Es wirkt wie David gegen Goliath.

Der Richter tut aber einfach nicht, was seine Aufgabe wäre. So kommt die Witwe nicht zu ihrem Recht. Und es scheint, als könne sie daran nichts ändern. Denn dieser Richter sitzt natürlich am längeren Hebel.

Aber davon lässt sich diese Witwe nicht beeindrucken. Mit anderen kann er ja vielleicht so umspringen. Mit ihr nicht. Sie weiß, dass sie im Recht ist. Und deshalb lässt sie nicht locker.

Was bleibt ihr auch anderes übrig, wenn sie zu ihrem Recht kommen will. Immer und immer wieder wendet sie sich an ihn – und dass vermutlich so lautstark, dass es alle mitbekommen und schon darüber reden. Je länger sie ihn bedrängt, desto offensichtlicher wird, was er für einer ist. Und sie ist so in Fahrt, dass der Richter befürchten muss, dass

sie handgreiflich wird und er eins aufs Auge bekommt.

Und so kommt es, wie es kommen muss. Damit es für ihn nicht noch peinlicher wird und sie endlich Ruhe gibt, lässt er sie dann zu ihrem Recht kommen. Happyend für die Witwe.

Ist das nicht beeindruckend, wie sie dem Richter auf den Leib gerückt ist, wie sie einfach nicht locker ließ, wie sie dem, der die Macht hatte, keine Ruhe ließ und ihn letztlich zwang zu tun, was seine Aufgabe war, nämlich für das Recht zu sorgen.

Und so wird aus der Verzweiflungsgeschichte eine Hoffnungsgeschichte. Nicht nur, dass die Witwe zu ihrem Recht kommt. Sie verhilft ja auch dem Richter dazu, das zu sein, was er von Amts wegen ist: Einer, der anderen zu ihrem Recht verhilft.

Mit Blick auf diese Geschichte stellt sich doch als erstes die Frage, ob wir mit der gleichen Energie wie diese Witwe unsere aussichtslos erscheinenden Fälle immer wieder anpacken, eben nicht aufgeben, sondern immer und immer wieder versuchen, eine Lösung zu finden.

Das sollte natürlich nicht in Rechthaberei ausarten. Aber was Recht ist, sollte schon Recht bleiben. Schließlich leben wir in einem Rechtsstaat, in dem es selbstverständlich sein sollte, dass alle zu ihrem Recht kommen.

Das geschieht natürlich immer wieder leider nicht, dass Recht bekommt, wer im Recht ist. Dem stehen zu viele Eigeninteressen und Winkeladvokaten im Wege, die für ihre Machenschaften erfindungsreich Schlupflöcher finden, um für sich das Beste rauszuholen. Da ist es doch kein Wunder, dass sich Menschen verraten und verkauft fühlen. Das sollte man nicht hinnehmen. Dagegen sollte man sich im Sinne der armen Witwe wehren, wo immer das möglich ist.

So ermutigt uns das Gleichnis, uns nicht mit Unrecht und Ungerechtigkeiten abzufinden, sondern wie die Witwe dagegen anzugehen und dafür zu kämpfen, dass das Recht und nicht das Unrecht, dass die Gerechtigkeit und nicht die Ungerechtigkeit zum Zuge kommt.

Womöglich gelingt es uns auch, durch unseren Protest die zu zwingen, dem Recht und der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen, die die Macht dazu haben.

Nun ist diese Geschichte ja ein Gleichnis. Das Gleichnis sagt nicht: Gott ist wie dieser ungerechte Richter. Es geht auch nicht darum, sich zu verbeißen, was das Durchsetzen-Wollen des Rechts angeht.

Es sagt nur: Bleib dran. Wenn sich selbst ein gottloser und ungerechter Richter bewegen lässt, zu tun, was Recht ist, und dem Recht zu

seinem Recht zu verhelfen, wenn man ihm nur ausreichend zusetzt, um wieviel mehr wird sich Gott bewegen lassen einzugreifen, wo man ihn derart intensiv bittet, ihm geradezu in den Ohren liegt, ja ihn fast nötigt?

Ob das so geht? Ja. Nein. Vielleicht. Sagen wir's kurz: Probieren geht über Studieren. Allen Fragen und inneren Einwänden zum Trotz macht Jesus allen Betenden Mut, Gott so in den Ohren zu liegen wie die Witwe dem Richter in den Ohren lag. Er ermutigt die Betenden mit dem Gleichnis: „Wagt es, Gott in den Ohren zu liegen mit der Bitte: Schaffe mir Recht. Schaffe uns Recht. Schaffe denen Recht, denen ihr Recht vorenthalten wird."

Wir sollen uns also nicht vorschnell abfinden, sondern uns auf alle erdenkliche Weise für das einsetzen, was wir für richtig, ja für gerecht und Recht halten.

Ich weiß: Viele sind der irrigen Meinung, es sei christlich, sein Leid und die Schlechtigkeiten dieser Welt fromm und ergebungsvoll zu ertragen. Das ist ein Irrtum.

In der Gestalt der bittenden Witwe stellt Jesus den Betenden vor Augen, wie es gehen könnte. Was Recht ist, soll Recht bleiben. Dafür muss man kämpfen und nicht locker lassen.

In den Ohren sollen wir Gott liegen, also beten und uns nicht abfinden und ergeben, sondern dem Leid und der Ungerechtigkeit widerstehen, wo es uns oder andere trifft.

Wer dabei nicht nur an sich denkt, nicht nur daran denkt, wie er selbst zu seinem Recht kommt, sondern auch die anderen im Blick hat, wer also die Not der anderen so erlebt, als wäre es die eigene Not, der wird durch diese Geschichte ermutigt.

Und darum geht es, sich im Sinne der Witwe vor Gott und Menschen für die Anliegen derer einzusetzen, die um ihr gutes Recht gebracht werden und Hilfe brauchen.

Damit werden uns alle ans Herz gelegt, die nicht zu ihrem Recht auf Leben, auf Wohnung, auf Kleidung, auf Bildung und Teilhabe kommen. Viel zu viele Ausgegrenzte, Flüchtlinge, Kriegsopfer, Machtlose, Besitzlose, Arme, Schwache, Zwangsprostituierte, Wanderarbeiter, ja auch Tiere brauchen unsere Hilfe und Unterstützung, wo sie nicht zu ihrem Recht kommen.

Dieses Gleichnis ermutigt also, sich an Gott zu wenden, mit ihm zu rechnen, ja Gott selbst ins Gebet zu nehmen. Aber beten wir so? Glauben wir, dass Gott Verhältnisse ändern kann, die unabänderlich scheinen?

Jesus bestärkt die Betenden mit seinen Worten: Finde dich – um Gottes willen – nicht ab mit Gleichgültigkeit und Ungerechtigkeit! Lass dich nicht entmutigen! Bleibe beharrlich im Gebet!

Jesus sagte ihnen, dass man allezeit beten und nicht nachlassen sollte. Allzeit beten!? Die Frage ist doch: Was ist denn das eigentlich, allezeit beten? Es klingt so selbstverständlich, dass man womöglich drüber weg liest bzw. hört.

Aber wenn man es sich genauer überlegt, kommt man doch nicht um die Feststellung herum, dass das nicht geht – vorausgesetzt man versteht unter Gebet, dass man Gott mit Worten sagt, was man auf dem Herzen hat.

Genau das scheint alle Welt unter Gebet aber zu verstehen: Man breitet mit mehr oder weniger kunstvollen und andächtigen Worten vor Gott aus, was einen bewegt. Schlimmstenfalls texten wir Gott zu. Wir reden und reden – immer in der Annahme, er wird uns schon hören, am besten erhören und tun, worum wir ihn bitten.

Stopp!

Was für ein Missverständnis. Gebet ist doch keine Einbahnstraße. Ebenso wenig wie Atmen nur aus Ausatmen bestehen kann. Zu einem Gespräch gehören zwei, die reden und hören.

Wo im Gebet hören wir, was Gott uns sagt? Wäre es nicht ohnehin besser, wir würden gar nichts sagen? Gott kennt uns doch samt unseren Befindlichkeiten. Er kennt uns besser, als wir uns selbst kennen.

Dass wir hier aufgefordert werden, allezeit zu beten, sollte uns hellhörig und fragend machen. Die sich stellende Frage lautet: Wie wollen wir das ganz praktisch umsetzen, allezeit zu beten, gewissermaßen ständig mit Gott im Gespräch zu sein, Tag und Nacht mit Gott zu reden und auf Gott zu hören?

Was tut man allezeit? Leben, sein, atmen... Gebet ist nicht nur reden, sondern auch hören. Es ist wie das Gespräch mit seinem Partner, ein lebendlanger Prozess, man redet und hört, man ist beieinander, man schweigt...

Zu diesem „allezeit Beten" gehört neben dem Reden und Hören auch, dass man einfach nur beieinander ist und miteinander schweigt.

Ich fasse zusammen, worum es für mich im heutigen Text geht: Um die Aufforderung, allzeit zu beten, also an Gott dran zu bleiben – und so dem Recht und der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen.

Sei mir Sünder gnädig

Predigt zu Lukas 18, 9-14 am 12. August 2018

Ein „Pharisäer“ ist für viele nichts Gutes. Als „Pharisäer“ bezeichnet man einen, der engstirnig, scheinheilig, rechthaberisch, gesetzestreu und selbstgerecht ist, der einen Hang zum religiösen Perfektionismus und Fanatismus hat. Und auch in der Bibel kommen sie nicht gut weg.

Entgegen diesem negativen Bild waren Pharisäer ehrbare Leute. Sie versuchten ein tadelloses Leben zu führen. Sie waren zuverlässig, genau, glaubwürdig. Sie versuchten mit Ernst und Eifer, sich auch im alltäglichen Leben nach den Geboten zu richten. Deshalb studierten sie die Heiligen Schriften. Sie fasteten und beteten nicht nur. Sie gaben den zehnten Teil ihres Geldes als Steuer für den Tempel und die Versorgung der Armen. Eigentlich müssten wir sagen: Alle Achtung. Dolle Leute, diese Pharisäer.

Und der Zolleinnehmer? Da ist es genau umgekehrt. Uns sind die Zolleinnehmer sympathisch. Wir denken an den kleinen Zachäus, bei dem Jesus einkehrte.

Entgegen diesem positiven Bild waren die Zolleinnehmer in den Augen ihrer Zeitgenossen Halsabschneider, die mit der verhassten römischen Besatzungsmacht gemeinsame Sache machten und den Leuten oft mehr abnahmen, als nötig gewesen wäre. Von daher machte man, wenn irgend möglich, einen Bogen ums sie.

Sie merken schon: Je nachdem, wie man die Pharisäer und die Zolleinnehmer sieht, ergibt sich ein anderes Verständnis der Geschichte. Ich stelle Ihnen jetzt mal zwei unterschiedliche Möglichkeiten vor.

Erstens: Nehmen wir einmal an, dass dieser Pharisäer ein scheinheiliger und selbstgerechter Eiferer war, der verächtlich auf alle anderen schaute. Da wundert es doch nicht, dass Gott nach den Worten Jesu keinen Gefallen an ihm hatte. Man kann doch nicht einerseits zu Gott beten und gleichzeitig verächtlich auf andere herabschauen. Was ist denn das für ein Gebet: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht wie die anderen bin.

Jesus wollte offensichtlich denen, die von sich dachten, dass sie wer weiß wie toll sind, die von sich meinten, dass sie vor Gott doch ganz gut dastehen, die sich groß machen und andere klein machen, sagen: So geht es ja nun nicht.

Und nehmen wir einmal an, dass der Zolleinehmer, der ganz hinten stand, sehr genau wusste, wieso er zu Boden schaute, sich also schämte. Man nimmt ihm ab, dass er sich voller Reue an die Brust schlug und sagte: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Von daher wundert es mich nicht, dass Jesus von ihm sagte: Wer so vor Gott tritt, dem wird Gnade vor Recht widerfahren. Durch das, was Jesus sagte, werden die, die verzweifelt sind und von sich denken, sie seien ein Nichts, ermutigt, sich mit der Bitte um Hilfe und Erbarmen an Gott zu wenden. So einer hat natürlich unsere ganze Sympathie. Er erscheint geradezu vorbildlich.

Soweit, so gut. Aber: So plausibel, wie es sich zunächst anhört, ist es nicht. Man fragt sich doch: War es wirklich so gemeint? Wollte Jesus mit dieser Geschichte etwa dazu ermutigen, nicht nach den Geboten Gottes zu leben? Wollte Jesus damit etwa sagen, alle sollten anderen als Halsabschneider begegnen? – Natürlich nicht.

Was damals die verzweifelte und spontane Bitte dieses Zolleinnehmers war, kann man nicht zur Regel machen. Würde man sich gezielt so verhalten, also erst das Böse tun und dann um Vergebung bitten, wäre das nicht aufrichtig. Im Gegenteil: Das hätte etwas Berechnendes. Das wäre scheinheilig. Das wäre keine aufrichtige Reue. Das wäre Betrug.

Sie merken: So verstanden ist der Wurm drin. So kann man Gott nicht kommen. Wer wollte ernsthaft glauben, man könne auf diese Weise seinen Seelenfrieden finden.

Zweitens: Und nun ein zweiter Anlauf, die Geschichte zu verstehen. Diesmal versuchen wir die Geschichte anders zu verstehen. Nehmen wir diesmal mal an, dass dieser Pharisäer ein Mensch war, der Gott wohlgefällig und anständig lebte, einer, der wirklich so war, wie man sich alle Menschen wünscht, der die Gebote hielt, der Gott dankte, weil er um die Güte und Barmherzigkeit seines Gottes wusste.

Natürlich bleibt es dabei, dass es nicht in Ordnung war, wie er da im Tempel selbstzufrieden und verächtlich auf den Zolleinnehmer schaute. Und schade auch, dass er sich nicht vorstellen konnte, dass dieser Mensch genau wie er ein von Gott geliebter Mensch ist. Alles nicht optimal.

Aber was war das schon für ein Vergehen im Vergleich zu den Taten des Zolleinnehmers? Denn der hatte nun nicht nur verächtlich auf andere herabgeschaut, sondern sie mit seinen überzogenen Steuerforderungen womöglich in den wirtschaftlichen Ruin getrieben. Der hatte

wirklich allen Grund, ein schlechtes Gewissen zu haben und sich vor Gott als das zu bekennen, was er war: Nämlich ein Übeltäter.

Der Hammer - wie wir sagen würden - kommt aber erst am Ende der Geschichte. Denn Jesus sagte doch mit Blick auf diesen Kriminellen tatsächlich: Gerade der, der's ganz und gar nicht verdient hatte, der aber Gott in seinem Elend und in seiner Verzweiflung um Erbarmen angefleht hatte, gerade der ging als einer nach Hause, von dem Jesus sagte: „Dieser ging gerechtfertigt nach Hause." Das ist doch unglaublich.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie die Zuhörer damals voller Empörung gesagt haben: „Wie, der auch?!" „Klar", mag Jesus gesagt haben, „der auch – genau wie Du."

Sie sehen: Es geht nicht nur um eine Warnung an die, die überheblich sind. Und es geht auch nicht um eine Verharmlosung der bösen Tat. Weder das eine noch das andere ist nachahmenswert. Aber worum geht es dann?

Um Ehrlichkeit, uns selbst, den anderen und Gott gegenüber. Und es geht um Barmherzigkeit, sich selbst und anderen gegenüber, um die Barmherzigkeit, die wir von Gott für uns alle erbitten sollten.

Denn auch wir sind mal mehr wie der Pharisäer und dann mal mehr wie der Zolleinnehmer. Möge Gott uns gnädig sein, wenn wir ihn aufrichtig um Vergebung bitten und unsere böse Tat bereuen.

Bei Gott ist alles möglich

Predigt zu Lukas 18, 27 am 15. Februar 2018

Manchmal steht man in der Gefahr, dass man denkt: Da kann man nichts machen: unmöglich. Und es mag Situationen geben, für die das auch stimmt.

Aber meistens hört man zu früh auf, einen Ausweg oder eine Lösung zu suchen, auf ein Wunder zu hoffen. Denn vielleicht geht ja doch was. Und genau da setzt ein, was Jesus sagte: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich."

Können Sie sich das vorstellen? Sollte das möglich sein? Da fragt man sich doch, wie es dazu kommt, dass unmöglich Scheinendes doch möglich wird.

Natürlich – wir sind ja nicht umsonst bei Kirchens – legt sich die Vermutung nahe, dass es mit so etwas wie Glauben und Vertrauen zu tun hat. Also ist es der Glaube eines Menschen, der ihn aufrichtet.

Was aber, wenn man zwar glaubt und vertraut, das Wunder aber ausbleibt, das unmöglich Erscheinende eben doch nicht möglich wird, sondern unmöglich bleibt? Hat man dann nicht genug geglaubt und vertraut.

Wir merken: Die Herausforderung zu glauben bzw. zu vertrauen kann schnell zu einer Überforderung werden. Dann artet das mit dem Glauben in Stress aus.

Wem es so geht, wer schon gerne glauben würde, aber merkt, dass er es irgendwie nicht hinbekommt, der wird es dann vielleicht so sagen, wie der, den Jesus zum Glauben aufforderte. In seiner Hilflosigkeit bat er Jesus nämlich: „Ich glaube ja. Hilf meinem Unglauben."

Im seelsorgerlichen Gespräch geht Jesus in der hier dokumentierten Situation einen anderen Weg, wenn er sagt: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich."

Jesus fordert oder erwartet hier rein gar nichts. Dass etwas möglich wird, hängt hier eben nicht vom vermeintlich starken Glauben des Angesprochenen ab, sondern einzig und allein von Gott.

Was bei uns trotz unseres Glaubens unmöglich ist, das ist bei Gott doch möglich. Gott sei Dank. Gott ist längst nicht am Ende seiner Möglichkeiten, wenn wir am Ende unserer Möglichkeiten sind.

Es gibt nämlich neben unserem Glauben noch seinen Glauben, Gottes Glauben an uns. Gerade dann, wenn uns bewusst wird, dass wir es nicht hinbekommen, auch dann nicht, wenn wir uns noch so innig glauben, gerade dann sind wir in der Lage zu verstehen, dass es nicht an uns, sondern an ihm hängt. Er glaubt an uns. Es ist viel mehr möglich, als wir denken. Bei Gott ist vieles möglich.

Blinde werden sehend

Predigt zu Lukas 18, 31-43 am 23. Februar 2020

Manchmal sieht man ja den Wald vor lauter Bäumen nicht. Da fehlt einem schlicht der Durchblick. Man sieht es einfach nicht. Man versteht es nicht. „Das seh' ich nicht", sagt man.

Und dann gibt es ja Momente, wo andere einem sagen: „Hast du denn keine Augen im Kopf"? - Ja, doch. Aber wie das so ist, man hatte es schlicht übersehen. Ohne dass man es gemerkt hätte, hatte man sich daran gewöhnt, dass es war, wie es eben war. So ist das. Man sieht oft nicht mehr hin. Jedenfalls nicht wirklich. So im alltäglichen Betrieb wird man eben schnell betriebsblind.

Wie oft sind wir wie blind aus Wut oder Gewohnheit, aus Eifersucht oder Übereifer, blind für uns selbst, blind für andere, blind für Jesus.

Ihr ahnt, warum ich gerade heute darauf zu sprechen komme? Weil es im heutigen Predigttext um das Blind-Sein im wörtlichen wie im übertragenen Sinn geht.

Auch wenn Jesus es nicht ganz genau wusste, was auf ihn zukommt, so wird er doch geahnt haben, was passieren wird. Und darauf wollte er seine Jünger vorbereiten: Man würde ihn verhaften und den Machthabern überantworten. Man würde ihn misshandeln und verspotten. Man würde ihn verachten und foltern. Und schließlich würde man ihn töten.

Was er den Jüngern da andeutete, konnten sie beim besten Willen nicht verstehen. Denn bis dahin waren sie der Meinung, sie wären auf dem Weg nach Jerusalem, das damalige Machtzentrum ihrer Welt, wo Jesus sein Reich aufrichten würde. Dann würde alles anders. Und Sie wären an seiner Seite.

Und dann diese Worte. Sie müssen von dem, was er ihnen da sagte, so überrascht gewesen sein, dass sie nicht in der Lage waren, etwas zu sagen. Man würde doch erwarten, dass sie nachgefragt hätten im Sinne von: „Was meinst Du denn damit?" Sie hätten ja auch versuchen können, ihn davon abzuhalten. Aber nichts von alledem. Keine Reaktion. Vielleicht wollten sie es nicht verstehen.

Jesus hatte sie zwar aufgefordert: „Seht!" Aber sie sahen es nicht. Sie konnten es einfach nicht sehn, also einsehen. Erst viel später, nach seiner Auferstehung, die er ja auch angedeutet hatte, ist es ihnen wie Schuppen von den Augen gefallen.

An die Geschichte von den Jüngern, die es nicht sehen, nicht verstehen konnten, was Jesus ihnen da sagte, schließt sich die Geschichte von der Heilung eines Blinden an.

Es klingt beinahe wie die Fortsetzung des Themas. Und das soll es auch. Die Geschichte sagt, dass sie die Blinden sind und wer ihnen die Augen öffnen könnte.

Und damit sind alle eingeladen, die das mit dem Leiden nicht verstehen, sich mit den Jüngern und mit dem Blinden zu identifizieren.

Blinde Bettler waren nichts Besonderes. Aber dieser Bettler schon. Denn obwohl er nicht sehen konnte, wer da gerade vorbei ging, spürte er, dass da viele Leute vorbei kamen. Also erkundigte er sich, was da los sei und um wen es sich da handelte.

Man sagte ihm, Jesus von Nazareth ginge vorbei. Von dem hatte er offensichtlich schon gehört. Denn er nannte ihn nicht „Jesus von Nazareth", wie man ihm sagte, sondern „Jesus, du Sohn Davids".

Erst rief er nur nach Jesus. Und als der nicht reagierte, als ihn die aus dem Tross Jesu zum Schweigen bringen wollten, da fing er erst richtig an. Was blieb ihm auch anderes übrig? Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner!

Dieser Schrei erreichte Jesus – nicht unbedingt wegen der Lautstärke, sondern wegen der Intensität. Jesus spürte an dem, wie er rief, in welcher Not sich dieser Mann befand und dass ihm dieser Mensch etwas zutraute. Der wollte was von ihm – und das mit aller Kraft. Diesen Menschen und seiner Not wollte und konnte sich Jesus nicht verschließen. So ließ er ihn zu sich bringen.

Es ist, als würde uns die Geschichte einladen: Gib auch Du zu, was Du nicht sehen und verstehen kannst. Wende dich zur Not an andere, von denen du meinst, sie könnten sehen und verstehen, damit sie dich – wie die damals - zu Jesus bringen können.

Auf die Frage, was er denn für ihn tun könne, äußerte dieser – wie konnte es anders sein: „Herr, dass ich sehen kann." Und Jesus sagte nur: „Sei sehend'! Dein Vertrauen zu mir hat dir geholfen." Und er konnte tatsächlich sehen. Es war eben nicht nur Jesus, der ihn heilte, sondern es war auch das Vertrauen dieses Menschen zu Jesus, das dieses Wunder möglich gemacht hatte.

Eine interessante Geschichte. Sie lädt jeden ein: Mensch, sei wie der Blinde, wenn es dir so geht wie ihm, wenn Du's nicht blickst, wenn Du's nicht verstehst, nicht einsehen kannst, was es mit Jesus und seinem Leiden auf sich hat. Lass Jesus nicht an dir vorbeigehen.

Ruf ihn an. Schreie – bis er sich dir zuwendet. Lass nicht locker. Gib dich nicht mit dem zufrieden, was du über ihn von anderen hörst. Stelle Nachforschungen an. Lass dich um Himmels willen nicht durch andere davon abhalten, deine Not herauszuschreien, bis du zu Jesus durchgedrungen bist.

Und dann sag ihm, wo dich der Schuh drückt, wenn er dich fragt. Verschweige deine Not nicht. Schrei sie heraus. Äußere deinen Herzenswunsch.

Und wenn du verstehen willst, wenn du ihn sehen willst, dann sag es. Und dann lass dir von ihm helfen. Und dann glaube, dass es passiert, dass Du Jesus siehst, dass es auch Dir wie Schuppen von den Augen fällt und Du ihn sehen und erkennen kannst.

Du fragst Dich jetzt vielleicht: „Geht das denn? Kann man Jesus sehen, verstehen, ihn erkennen?“ Gute Frage. Gegenfrage: Wie sehr willst Du das? So ein bisschen? So dahingedacht, geradezu lautlos gesagt? Oder gerufen? Ja geradezu verzweifelt geschrien: „So erbarme dich meiner und lass mich sehen, Dich sehen.“

Du merkst: Wer Jesus so wie der Bettler angeht, der bleibt nicht, wie er war. Es stellt sich jedem von uns die Frage: Wie ernst ist es mir eigentlich? Will ich? Oder will ich nicht?

Ist z.B. das Gebet so ein Ort der Begegnung mit Jesus? Dann würde es nicht nur um die Worte gehen, sondern um eine wirkliche Begegnung mit dem im Geist gegenwärtigen Christus. Und Du würdest aus dem Gebet, aus der Begegnung mit Jesus nicht wieder so hervorgehen, wie Du hineingegangen bist.

Und? Geht das? Kann man Jesus so anrufen, so bitten, so anflehen? Klar geht das. Man muss es sich nur bewusst machen und wollen.

Warum singst Du z.B. am Anfang des Gottesdienstes immer „Herr, erbarme dich. Christus, erbarme dich“, was ja nur die Übersetzung dessen ist, was ich vorher in Lateinisch singe: „Kyrie eleison. Christe eleison.“ Wenn wir das nicht nur so dahin singen bzw. sagen würden, könnte genau das passieren, worum wir da bitten, dass er sich unser erbarmt.

Das ist sehr allgemein. Vielleicht hast Du ein konkretes Anliegen, wenn Du bittest: „Herr, erbarme dich.“ Also in welcher Angelegenheit soll er sich Deiner erbarmen? Den Blinden fragte Jesus: „Was willst du? Was willst Du, dass ich für dich tun soll?“ Was würdest Du antworten?

Bitten wir den Herrn doch auch, dass er uns die Augen öffnet, dass wir verstehen und ihn sehen. Niemand muss blind bleiben. Er kann uns sehend machen, uns Einsicht und Durchblick eröffnen.

Kommen wir noch einmal auf den Anfang des Textes und das Blindsein der Jünger, die wie viele von uns nicht verstehen können, was das mit dem Leiden Jesu auf sich hat.

Vielleicht hatte Jesus ja auf Solidarität und Sympathie gehofft. Vielleicht hatte er auch gedacht, dass sie mitgehen und mitleiden würden. Später hat er genau diese Enttäuschung mit den Worten „Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ zum Ausdruck gebracht. Sie konnten und wollten nicht mit ihm wachen und leiden. Nachvollziehbar. Wer will das schon – freiwillig?

Man könnte ihnen unterstellen, dass sie ihn womöglich sehr wohl verstanden haben, aber nicht bereit waren - für den in Aussicht gestellten Weg. Wer geht schon freiwillig dorthin, wo es wehtut.

Genau deshalb scheint es vielen so, als wäre Jesu Passionsgeschichte eben nur seine Geschichte und als ginge sie uns nichts an. Dabei suchte Jesus nicht nur damals Menschen, die mit ihm diesen Weg gingen. Er sucht sie auch heute unter uns.

Mit den Worten „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mit getan“ öffnet uns Jesus die Augen dafür, dass er heute wie damals leidet. Da, wo Menschen verhaftet und misshandelt, verspottet und verachtet, gefoltert und getötet werden, da wo so Dinge passieren wie dieser Tage in Hanau, da setzt sich seine Passionsgeschichte fort.

Wem Jesus die Augen geöffnet hat, wer durch ihn sehend wurde, der wird die Augen danach nicht wieder verschließen können. Mit offenen Augen wird man nicht nur das Leiden und Sterben des Christus sehen, sondern auch all das Leiden und Sterben der anderen.

Wir sehen: Die beiden Geschichten stehen nicht zufällig beieinander. Sie gehören inhaltlich zusammen. Sie interpretieren sich gegenseitig – die Geschichte von den sehenden und doch für das Entscheidende blinden Jüngern und die Geschichte von dem blinden und doch für das Entscheidende sehenden Bettler.

Zum Bettler sagt Jesus: „Sei sehend!“ Und zu den Jüngern sagt er: „Seht!“ Es geht also darum, zu sehen, nicht blind zu sein, sondern richtig zu sehen – Jesus zu sehen und zu verstehen, wie er gelitten hat und immer noch leidet mit denen, mit denen er sich identifiziert.

Hätte sich der Blinde mit seinem Blindsein abgefunden, hätte Jesus ihn nicht heilen können. Auch wir sollten uns nicht damit abfinden, wenn uns der Durchblick fehlt. Wir sollten uns innerlich und äußerlich auf den Weg machen, sollten uns forschend und laut „Hilfe“ rufend an Jesus um Hilfe wenden.

Denn auch wenn wir das mit Jesus noch nicht klar haben, ist er doch in unserer Nähe. Und das ist gut so. Denn allein darauf kommt es an, dass er uns nahe ist, wie er versprochen hat, auch und gerade dann, wenn wir ihn nicht sehen. Weil er uns nahe ist, ist es nicht vergeblich, ihn um Hilfe zu bitten.

Möge er uns helfen. Möge er uns Hilfe schicken. Möge er uns immer wieder die Augen öffnen, wo wir helfen können.

Wie Zachäus Jesus sehen

Predigt zu Lukas 19, 1-10 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 13. September 2020

Ohne Geld geht es nicht. Weiß man ja. Und so arbeiten wir, um uns das notwendige Kleingeld für unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Bei manchen reicht der Verdienst gerade so. Bei anderen ist es einfach zu wenig. Und dann gibt es da noch die, die mehr, oft viel mehr verdienen, als sie selbst zum Leben brauchen.

Um so einen geht es heute. Er hieß Zachäus. Er war ein Zeitgenosse Jesu. Von Beruf war er Zöllner in Jericho, einem boomenden Handelsplatz an den Karawanenstraßen im Nahen Osten, und entsprechend reich.

Eigentlich mochten sie ihn noch nie, diesen Wichtigtuer. Schon als Kind hatten sie ihn verspottet und gehänselt, weil er so klein war. Da er ohnehin ein Außenseiter war, machte es ihm nichts aus, einen Beruf zu ergreifen, der in den Augen der Leute das Letzte war. So wurde er Zöllner und arbeitete mit den verhassten Römern zusammen, indem er für sie den Pachtzins und den Wegzoll eintrieb.

Was seinen Reichtum so fragwürdig machte, waren die Umstände, wie er dazu kam. Denn er hatte einen großen Teil seines Reichtums nicht wirklich verdient, sondern dadurch zusammengerafft, dass er den Leuten am Zoll mehr abnahm, als er ihnen hätte abnehmen müssen.

Er nutzte seine Machtposition aus, indem er auf die üblichen Gebühren noch kräftig etwas draufschlug, was ihn reich und die Leute arm machte. Die Leute knirschten vor Wut mit den Zähnen, konnten aber

nichts dagegen unternehmen, weil er ja unter dem Schutz der Römer stand. Sie werden oft bereut haben, dass sie sich ihn zum Feind gemacht hatten.

Der Preis, den Zachäus dafür zu zahlen hatte, war hoch: Einsamkeit. So war er reich – und doch war er arm, weil niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte. Und sie mieden nicht nur ihn persönlich, sondern auch seine Familie. Alle waren in Mitleidenschaft gezogen.

Es ist also kein Wunder, dass die Frommen mit Blick auf solche Typen wie Zachäus im Tempel beteten: „Ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie dieser Zöllner.“

Doch Vorsicht: Vielleicht sind viele von uns gar nicht viel anders als Zachäus. Denn leben wir hierzulande aufs Ganze gesehen nicht ganz ähnlich von den Zöllen und Gebühren, die wir auf die Waren aus dem Ausland erheben?

Nur um Jesus zu sehen, kletterte Zachäus wie ein Kind auf den Baum und machte sich vor den anderen lächerlich. Wie peinlich: Einer der Einfluss reichsten Leute der Stadt wie ein Kind auf einem Baum. Aber das war ihm egal. Er wollte Jesus sehen.

Das war also nicht nur eine Laune. Da steckte mehr dahinter. Jesus zu sehen, ja ihm zu begegnen, das war sein Herzenswunsch. Ihn trieb keine billige Sensationslust, sondern eine tiefe Sehnsucht.

Nun gab es ein Problem. Er konnte es nicht, Jesus sehen, denn er war klein und die Volksmenge versperrte ihm die Sicht. Die haben ihn natürlich nicht durchgelassen.

Aber wo ein Wille ist, da findet sich bekanntlich auch ein Weg. Kurzentschlossen stieg er auf jenen Baum. Was mag ihm durch den Sinn gegangen sein, als Jesus am Ende der Straße auftauchte? Ich sehe ihn geradezu vor mir, wie sich seine Augen sehnsüchtig auf Jesus richten.

Irgendwie musste Jesus das gespürt haben. Denn er blieb plötzlich stehen und schaute hoch. Als würde er die Sehnsucht dieses Zachäus spüren, als würde ihn sein Blick festhalten. Was für ein Moment, wo der Blick des einen auf den Blick des anderen traf, wo die beiden einander in die Augen schauten.

Und dann passierte das für Zachäus und alle Umstehenden Unglaubliche. Jesus sagte: „Zachäus, steig schnell herab. Ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.“

Jesus musste bei ihm einkehren. Es war ihm einfach ein tiefes, inneres Bedürfnis. Er konnte offensichtlich nicht anders. Als wollte er sagen: Wo sich Augen – und mit ihnen ein Mensch – so sehnsüchtig auf mich

richten, da muss ich einkehren. Nimm mich bei dir auf, egal, was deine Vorgeschichte ist, und egal auch, was die Leute sagen. Ich möchte zu dir kommen. Kein Wunder, dass Zachäus ganz schnell vom Baum runter war. Es heißt nur: „Voller Freude nahm er Jesus bei sich auf."

Bevor wir weiter schauen, was in der Geschichte passierte, sollten wir einen Moment innehalten. Von Zachäus heißt es: „Er wollte unbedingt sehen, wer dieser Jesus war" und „Voller Freude nahm er ihn bei sich auf."

Kannst Du, können Sie das auch von sich sagen? Also: Willst Du Jesus sehen? Und nimmst Du ihn voller Freude bei Dir auf? Nur wenn Du diese Fragen mit „Ja" beantworten kannst, kannst Du nachvollziehen, was dann passierte. Denn diese Sehnsucht, Jesus kennenzulernen, und diese Freude, ihn bei sich aufzunehmen, sind gewissermaßen der Schlüssel zum Verstehen dessen, was dann kam.

Natürlich ärgerten sich die anderen, als sie das mitbekamen. „Bei so einem kehrt er ein, bei diesem Giftzwerg, bei diesem Halsabschneider." Sie konnten es nicht glauben. Und doch war es so.

Was Jesus Zachäus gesagt hat, wissen wir nicht. Es ist nicht überliefert. Festgehalten wurde nur, welche Konsequenzen die Begegnung hatte: „Aber Zachäus stand auf und sagte zum Herrn: Herr, sieh doch: Die Hälfte von meinem Besitz werde ich den Armen geben. Und wem ich zu viel abgenommen habe, dem werde ich es vierfach zurückzahlen."

Aus dem Menschenverächter wurde ein Menschenfreund. Aus dem, der andere betrog, wurde einer, der um Verzeihung bat. Aus dem, der hinter dem Geld her war, wurde einer, der Geld geradezu verschwenderisch verteilte und verschenkte. Aus dem, der bisher nur an sich dachte, wurde einer, der an die dachte, denen er bis dahin viel schuldig geblieben war.

Zachäus war geradezu maßlos in seinem Bedürfnis, seiner Dankbarkeit und seiner Freude darüber Ausdruck zu verleihen, dass er bei Jesus gefunden hatte, was ihm die Menschen verweigert hatten: bedingungslose Annahme und Zuwendung.

Dass Jesus bei Zachäus einkehrte, geschah bedingungslos. Aber es blieb nicht folgenlos. Mit Blick auf Zachäus ist das sofort nachvollziehbar: Er hatte in der Begegnung mit Jesus Heilung für seine aus der Kindheit herrührende Verletzung erfahren.

Aber nicht nur für Zachäus, sondern auch für alle, die es mit ihm zu tun hatten, die mit ihm lebten, war diese Veränderung ein großer Se-

gen. Nicht nur das Leben des Zachäus änderte sich. Auch das seiner ganzen Familie. Jesus selbst kommentierte das Geschehen mit den Worten: „Heute ist dieses Haus gerettet worden."

Was würde sich bei uns zu Hause und in unseren Familien und damit in der Welt verändern, wenn wir wie Zachäus Jesus voller Freude bei uns aufnehmen würden? Die Folgen wären unabsehbar.

Ich vermute, viele werden beim Hören der Geschichte des Zachäus die eigene Geschichte und die Geschichte anderer Menschen vor Augen haben. Seine Geschichte ist in vielem auch unsere Geschichte.

Denn die Geschichte macht deutlich: Was Zachäus widerfahren ist, kann mit jedem und mit jeder von uns geschehen - wo wir Jesus begegnen, wo er bei uns einkehrt, wo er unsere Verletzungen heilt und uns sowie unser Leben verändert.

Damit es dazu kommen kann, braucht es auf unserer Seite Mut, die eigene Verlorenheit wahrzunehmen und zuzugeben, um sich auf den einzulassen, um sich von dem helfen zu lassen, der von sich gesagt hat: „Ich bin gekommen, um die Verlorenen zu suchen und zu retten."

Jesus weint und reinigt den Tempel

Predigt zu Lukas 19, 41-48 am 16. August 2009

Wie stellen Sie sich Jesus vor?... Jeder hat da so seine Bilder und Vorstellungen, geprägt durch die mancherlei biblischen Geschichten, durch die Bilder der großen Meister, durch Filme, Gedichte, Lieder und vieles mehr.

Gern würde ich mal über eine biblische Geschichte predigen, in der Jesus fröhlich lacht. Aber die gibt es nicht. Stattdessen geht es heute um einen weinenden Jesus.

Denn Jesus weinte, als er Jerusalem sah. Warum? Die Antwort wird gleich mitgeliefert. Weil die Bürger und Bürgerinnen dieser Stadt nicht erkannten, was zum Frieden dient. Er sah, wie sie in ihr Verderben rannten. Was er da sah, war aber auch wirklich zum Heulen.

Hinzu kam, dass er kommen sah, wohin das alles führen würde. Es würde kein gutes Ende nehmen. Das schreckliche Ende zeichnete sich schon ab.

In dieser Stimmung ging er in den Tempel. Und was er da sah, ärgerte ihn. In seinen Augen war aus diesem Ort des Gebets eine Räuberhöhle geworden. Die Händler, aber auch die, die zum Tempel kamen und sich mit blutigen Händen rein waschen wollten, machten den Tempel zur

Räuberhöhle. Der ganze Betrieb war ihm derartig zuwider, dass er den Tempel davon befreien wollte, indem er versuchte, die Händler aus dem Tempel zu vertreiben.

Das wird ihm nicht gelungen sein. Aber es sorgte für einiges Aufsehen, allerdings bei den Verantwortlichen auch zu dem Entschluss, ihn zu beseitigen.

So war das damals. Und heute? Weint Jesus immer noch, auch über Braunschweig? Ich befürchte: Ja. Zu viele glanzlose Augen ohne Erwartung und Freude. Zu viele vernachlässigte Kinder und verwahrloste Jugendliche. Zu viele gescheiterte Existenzen und krankhafte Entwicklungen. Zu viel einsame Alte und verfeindete Nachbarn. Zu viel Krankheit, Armut, Anonymität, Misstrauen, Kälte, Gewalt und Kleinkrieg. Und vor allem: Zuviel Unglauben.

Ich stelle das nicht fest, um die anzuklagen, die davon betroffen sind, sondern weil mir die Leute leidtun. Es ist doch aber auch heute viel zu viel zum Heulen.

Wir brauchen da nicht einmal die prophetischen Gaben eines Jesus, um mit Blick auf die mancherlei dunklen Wolken am Horizont eine düstere Zukunft vorherzusagen.

Wir rennen - wie die Jerusalemer damals - ins Verderben. Wir sind Opfer und Täter der mancherlei verhängnisvollen Entwicklungen, die kein gutes Ende nehmen werden – befürchten jedenfalls die meisten von uns.

Und so fragen wir uns: Haben wir noch Zeit, um umzudenken und unser Verhalten zu ändern? Dazu müssten wir weltweit einen gemeinsamen Plan haben, wie wir den sich stellenden Herausforderungen begegnen wollen. Aber haben wir den?

Wie könnte z.B. von der Schöpfung bewahrt werden, was noch nicht unwiederbringlich verloren gegangen ist? Was dient dem Frieden und was können wir dazu beitragen, dass Friede wird – in uns, zwischen uns und den anderen, zwischen uns und Gott? Wie können die Güter dieser Welt gerechter verteilt werden, sodass es infolge der Ungerechtigkeiten in Zukunft nicht weiter zu Verteilungskämpfen kommen muss?

Haben wir noch Zeit oder ist schon alles zu spät wie damals, sodass wir auf eine Zeit zu leben, in der wir zunächst von allen Seiten bedrängt und dann dem Erdboden gleichgemacht werden?

Kann der Glaube dem abhelfen? Ist die Kirche ein Faktor im Kampf gegen all das, was uns kaputt macht? Oder hat sie womöglich als Kind ihrer Zeit nur Anteil an dem, was ist.

Als Jesus damals in den Tempel ging, der eigentlich ein Ort der Gegenwart Gottes und ein Ort des Gebets sein sollte, fand er nur – wie er es nannte – eine Räuberhöhle vor. Was würde er sagen, wenn er in unsere Braunschweiger Kirchen käme, wenn er in unsere St.-Markus-Kirche käme?

Wir könnten uns ja nun locker zurücklehnen und sagen: Hier drin gibt es auf jeden Fall mal keine Händler. Die Kirche ist nicht nur sonntags, sondern jeden Tag offen und lädt Menschen zum Gebet, zur Begegnung mit Gott ein. Und das ist mal gut so. Sind wir also fein raus?

Ich glaube nicht. Wir werden diese Frage zwar nicht abschließend beantworten können. Das kann nur unser Gott. Aber wir können uns fragen, wo wir auf Kosten anderer leben, was uns im übertragenen Sinn zu Räubern macht.

Was Jesus angesichts des bunten und geschäftigen Treibens im Tempel so aufgeregt hat, ist der Umstand, dass sich da der Kult und was damit zusammenhing so sehr in den Vordergrund gedrängt hatte, dass die eigentliche Begegnung mit Gott ins Hintertreffen geriet.

So betrachtet stellt sich natürlich auch uns sofort die Frage, inwiefern nicht unser kirchlicher Betrieb das Eigentliche und Wesentliche geradezu verhindert. Mal ein paar Beispiele:

Die Tagesordnungen des Kirchenvorstandes drehen sich allzu oft um verwaltungstechnische Dinge, die den wirtschaftlichen Betrieb der Gemeinde betreffen. Die kleine Andacht zu Beginn fällt demgegenüber oft viel zu bescheiden aus.

Der Chor nutzt alle Übungsstunden für die Stimmbildung und das Einüben der richtigen Töne und Einsätze, sodass zum Bedenken der Liedtexte nur am Rande Zeit bleibt.

Die Menschen gehen nach dem Gottesdienst aus der Kirche und sind ganz angetan von der lockeren Art und der hoffentlich guten Predigt. Aber hat sie der Gottesdienst Gott wirklich näher gebracht?

Außenstehende und Sympathisanten der Markusgemeinde loben das vielfältige Angebot und dass in St. Markus ja eine Menge los ist. Aber ist in alledem im Blick, worum es in alledem eigentlich gehen müsste?

Und so - wie bei uns – ist es auch andernorts. Wir amüsieren uns zu Tode. Durch all die kirchlichen Gesetze und Aktivitäten gerät in den Hintergrund, was in die allererste Reihe gehörte. All die Informationen, all die Unterhaltung und der Spaß, all die Dinge, die wir konsumieren, versperren uns den Blick aufs Eigentliche und den Zugang zu uns selbst, zueinander und letztlich auch zu Gott?

Ist es da ein Wunder, dass sich so manche wünschten, es käme mal so eine richtige Kirchenreinigung, so ein Aufräumen und Großsaubermachen in der Kirche, wo alles entrümpelt wird, was im Grunde überflüssig ist und eben nicht zum Frieden dient.

Tempelreinigung – das könnte heutzutage bedeuten, sich und seinen Lebensalltag entweder selbst zu entrümpeln oder entrümpeln zu lassen von all dem, was uns unsere Lebenszeit zumüllt und uns vom Wesentlichen abhält.

Ein allerletzter Gedanke: „Und er lehrte täglich im Tempel." Historisch schnell nachvollziehbar. Vielleicht steckt da aber mehr drin.

Zwei Bibelstellen haben mich aufmerken lassen. Paulus sagte: „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist?" (1. Korinther 6,19) Und der 12-jährige Jesus sagte bei seinem Besuch im Tempel: „Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist." (Lukas 2, 49)

Zusammen genommen könnte das doch heißen: Wenn unser Leib, unser Herz, unser Geist, wenn wir ein Tempel sind und wenn Jesus in dem sein will, was seines Vaters ist, also in diesem Tempel, der wir sind, dann ist er in uns.

Bitten wir ihn doch, dass er in uns aufräumt und entrümpelt, damit Platz ist für das, was dem Frieden dient.

Endzeiterwartung

Predigt zu Lukas 21, 25-28+32-33 am 7. Dezember 2008

Haben Sie manchmal auch das mulmige Gefühl, dass die dunklen Wolken am Horizont immer dunkler werden? Ich zähle mal ein paar der dunklen Wolken auf: Hungersnöte, Wasserknappheit und Dürre, Klimaerwärmung, Kriege, Hochrüstung, Umweltverschmutzung, Seuchen und unheilbare Krankheiten, schwindende Rohstoffreserven, Naturkatastrophen wie Überschwemmungen und Erbeben, zuletzt die Finanz- und Wirtschaftskrise, demnächst vielleicht eine Pandemie oder das Steigen des Meeresspiegels mit seinen verheerenden Folgen infolge des überall schmelzenden Eises. Es scheint alles aus den Fugen zu geraten.

Steht das Ende der Welt, wie wir sie kennen, nun doch unmittelbar bevor? Das haben sich Menschen aller Jahrhunderte immer wieder gefragt. Auch damals, als Jesus lebte. Er selbst sagte: „Es werden Zeichen geschehen an Sonne und Mond und Sternen, und auf Erden wird den

Völkern bange sein, und sie werden verzagen vor dem Brausen und Wogen des Meeres, und die Menschen werden vergehen vor Furcht und in Erwartung der Dinge, die kommen sollen über die ganze Erde; denn die Kräfte der Himmel werden ins Wanken kommen." Finden Sie nicht auch: Das klingt beängstigend aktuell.

Immer wieder haben Menschen versucht, die Zeichen der Zeit zu deuten und das Weltende vorherzusagen. Bislang haben sich alle geirrt. In gewisser Weise wohl auch Jesus. Denn er ging wie viele seiner Zeitgenossen davon aus, dass es nicht mehr lange dauern wird. Er sagte: „Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis es alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen." Und dabei hat er vermutlich nicht an die Menschheit als solche gedacht, sondern an die, mit denen er gerade sprach. Aber die Welt ging nicht unter.

Natürlich hat es mancherlei Versuche zur Ehrenrettung Jesu gegeben, die sich nicht damit abfinden wollten, dass Jesus sich da wohl geirrt hat. Aber wirklich überzeugend waren all diese Versuche nicht.

Und ist das nun schlimm, dass Jesus sich geirrt hatte. Nein. Ganz im Gegenteil. Für uns ist es in gewisser Weise ein Glück. Denn hätte er Recht gehabt, gäbe es uns ja nicht.

Und auch seine Person muss dadurch keinen Schaden nehmen. Denn unter der Voraussetzung, dass er nicht nur wahrer Gott, sondern auch wahrer Mensch war, wie der christliche Glaube sagt, muss man ihm doch als Menschen auch zugestehen, was man jedem zugesteht, dass nämlich Irren menschlich ist.

Was wir von Jesus dennoch lernen können, ist dieses: Sehen, was auf uns zukommt und trotzdem den Kopf nicht hängen lassen, sondern leben und inmitten der Katastrophen überleben, ohne zu verzweifeln.

Denn Jesus will mit seinem Hinweis auf kommende Katastrophen den Menschen ja nicht drohen, sondern sie trösten. Ihm geht es weniger um das Gericht, als um die Rettung. Und es steht auch nicht die Strafe, sondern die Erlösung im Vordergrund.

Angesichts sich anbahnender Katastrophen bestand schon immer die Gefahr, dass die Menschen wie gelähmt die mögliche Katastrophe geradezu erwarten, anstatt etwas dagegen zu unternehmen und das Ruder herumzureißen.

Damit sich was bewegen kann, darf man eben nicht denken, es sei ja doch längst alles zu spät. Zu spät wird es von allein. Das braucht man nicht herbeizureden.

Stattdessen sollte man sich und anderen sagen: Noch leben wir. Noch besteht die Erde. Noch ist es nicht zu spät. Noch können wir was machen.

Nun mag der eine oder die andere einwenden: Das ist ja alles gut und schön. Aber ist das schon alles? Hatte Jesus nicht mehr vor Augen? Doch. Natürlich. Nur Gemach. Aber zunächst einmal sieht er, was ist. Er macht die Augen keineswegs zu vor dem, was in der Welt vorgeht. Und wir sollten das auch nicht machen.

Nun aber zu Jesus. Nachdem er gesagt hatte: „Die Menschen werden vergehen vor Furcht und in Erwartung der Dinge, die kommen sollen über die ganze Erde; denn die Kräfte der Himmel werden ins Wanken kommen." fügte er noch hinzu: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, dann seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht."

Zu sehen, wie alles ins Wanken gerät, ist das eine. Es aber richtig zu deuten, ist etwas anderes. Und genau darum geht es ihm. Jesus sieht in alledem nicht den Anfang vom Ende, sondern den Anfang der nahenden Erlösung. Er ruft nicht zur Resignation, sondern zur Hoffnung. Niemand soll angstvoll die Schultern hängen lassen. Stattdessen sollen alle ihr Haupt erheben.

Denen, die ihm nicht glauben wollten, versicherte er: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht." Also: Was auch passiert: Ihr werdet sehen, dass alles ist nicht das Ende, sondern der Anfang.

Da fragt man sich doch, wie er darauf kam, entgegen der landläufigen Meinung die sich anbahnenden Ereignisse eben nicht als Katastrophe, sondern als Erlösung zu sehen.

Der Grund dafür lag nicht in den schrecklichen Ereignissen jener Zeit, sondern im Kommen des Menschensohns, das er voraussah. Er sagte: „Und alsdann werden sie sehen den Menschensohn kommen in einer Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit."

Auf die Frage: „Was kommt auf uns zu?" lamentiert Jesus also nicht über die möglichen und tatsächlichen Katastrophen seiner Zeit. An den dunklen Wolken vorbei sieht er eine helle Wolke, eine Wolke ganz anderer Art, eine Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit.

Diese Wolke ist nicht verdunkelt durch die allerlei Katastrophenmeldungen, sondern erhellt durch den, der da kommt. Jesus nennt ihn den Menschensohn.

Aus Jesu Äußerungen geht nicht ganz sicher hervor, wen er mit dem Menschensohn meinte, auch wenn nachfolgende Generationen später dann in Jesus selbst diesen versprochenen Menschensohn gesehen haben.

Aber was Jesus damit sagen wollte, ist dies: Mit dem Menschensohn kommt Gott selbst in diese Welt und zum Zug. Und das wird alles verändern.

Um diese Veränderung geht es, wenn wir uns im Advent Gottes Kommen in unsere Welt vergegenwärtigen. Er kommt, immer wieder auf neue, sehr unscheinbare und geradezu unsichtbare Weise zum Zuge. Und er kommt, so der christliche Glaube, eines Tages auch für alle sichtbar.

Unterdessen geht es darum, sich nicht von der Angst vor möglichen Katastrophen bestimmen zu lassen, sondern zuversichtlich zu sein in dem Wissen, dass es eine von Gott ermöglichte Zukunft gibt. Dementsprechend beten wir im Vater unser: Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Also nicht den Mut sinken lassen, sondern hoch erhobenen Hauptes der Zukunft entgegen gehen, auf Gottes Kraft und Macht vertrauen und das tun, was uns möglich ist. Wie das gehen kann, mag folgende kleine Geschichte zeigen:

Um seinen kleinen Sohn für eine Weile zu beschäftigen, zerriss der Vater eine Zeitungsseite, auf der eine Weltkarte abgebildet war, in viele kleine Schnipsel. Schließlich gab er sie dem Jungen und sagte: „Ich habe hier was für dich. Setz doch mal die Welt wieder zusammen." Es dauerte nicht lange, da war der Sohn zum Erstaunen seines Vaters schon fertig mit der schwierigen Aufgabe. Der Vater fragte: „Wie hast du das nur gemacht?" „Oh, das war ganz einfach. Auf der Rückseite war das große Bild von einem Menschen. Ich brauchte nur den Menschen wieder zusammenzusetzen, dann war auch die Welt wieder ganz."

Diese Geschichte zeigt: Die zerrissene Welt kann wieder heil werden, wenn es erstens menschlich zugeht und wenn zweitens diese Menschen die Züge eines Menschen, die menschlichen Züge Jesu Christi.

Und nun schauen Sie sich bitte das Bild auf der Rückseite an. Ist das das Bild vom Menschen auf der Rückseite der Schnipsel aus der Geschichte des Jungen?

Und auch wenn es nicht dies Bild war. Für uns könnte es das Bild des Christus sein. Man nennt ihn nicht umsonst Heiland der Welt.

Solange er uns vor Augen ist, werden Himmel und Erde nicht endgültig zerrissen und vergehen. Im ihm können sie neu werden.

In diesem Sinne hört sich der alte Segen, der ein ums andere Mal am Ende eines Gottesdienstes gesprochen wird, ganz neu an: „Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich." Das möge er tun. Und wir mögen ihn vor Augen und im Sinn haben.

Einer glaubt an dich

Predigt Lukas 22,32 am 14. Februar 2016

Alle glauben. Du glaubst, Sie glauben, wir glauben. Aber woran wir eigentlich? Und wie? Manche glauben einfach an das Leben, andere an die Liebe, wieder andere an ein höheres Wesen.

8 Milliarden Menschen und über 8 Milliarden Antworten auf die Frage nach dem Glauben. Und eine davon ist meine, eine Deine oder Ihre. Es scheint ganz selbstverständlich zu sein, dass man glaubt.

Manchmal allerdings fällt es einem schwer, den Glauben nicht zu verlieren, dann nämlich, wenn Schlimmes passiert. Da hört man schon mal, wie einer aufstöhnt und sagt: „Ich fall gleich ab vom Glauben ..."

Jeder Wetterhahn, den wir auf der Spitze eines Kirchturms sehen, erinnert uns an die Geschichte des Petrus, der Jesus aus Angst ums eigene Leben in jener Nacht verraten hatte, und mahnt uns: Pass auf, dass es dir nicht auch so geht.

Das durch unseren Textabschnitt dokumentierte Gespräch zwischen Jesus und Simon Petrus liegt zeitlich vor dem Verrat, als Simon Petrus noch dachte, er würde, wenn es sein müsste, sogar für Jesus sterben.

Aber wie das manchmal so ist: Man kann seine vollmundigen Versprechen nicht halten. Man scheitert an den eigenen Ansprüchen, an den Erwartungen, an den Herausforderungen...

Dachte man zunächst, man wäre stark und mutig, muss man dann unter Umständen ernüchtert feststellen, wie ängstlich und mutlos man werden kann. So jedenfalls erging es Petrus, dem Anführer der Jünger, dem Jünger, der für die Kirche so wichtig werden sollte. Er wollte stark sein und musste feststellen, wie schwach er war.

Er war gründlich gescheitert mit seiner Vorstellung, er habe alles fest im Griff und sein Glaube werde niemals wanken. Er war am Boden. Fertig - mit sich, mit seinem Glauben. Jesus sah das voraus, in welch verzweifelte Lage Petrus dadurch geraten würde.

Bevor es zur Katastrophe kam, zeigte er ihm schon den Ausweg aus seinem Dilemma auf: „Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre."

Er traute ihm also viel zu – trotz allem. Für mich hört sich das, was er Petrus da sagte, so an, als würde er ihm sagen: „Ich glaube an dich. Wenn Du nicht mehr kannst, bete ich für ich." Und das wird Petrus gut getan haben, zu wissen: „Mensch, der traut mir was zu. Der glaubt an mich."

Dieses ihm entgegen gebrachte Vertrauen war es, das ihn später aufrichtete, das ihn davor bewahrte, sich wie Judas das Leben zu nehmen. Petrus entdeckte in seiner Verzweiflung, dass es nicht sein Glaube war, der ihn trug, sondern das Vertrauen, dass Jesus ihm entgegen brachte. Dass Jesus an ihn glaubte, holte ihn aus dem Loch, in dem er sich befand. Das richtete ihn wieder auf.

Dieser Text macht deutlich, dass es neben den 8 Milliarden Formen sehr persönlichen, sehr menschlichen Glaubens noch einen ganz anderen Glauben gibt. Ich meine den Glauben des Christus, also Christi Glauben an uns. Ein kleiner, aber gravierender Unterschied. Dieses Simon Petrus vorab entgegen gebrachte Vertrauen rettete ihn aus der schlimmsten Katastrophe seines Lebens.

Und so eröffnete sich ihm durch das Scheitern seines Glaubens ein neuer Glaube. Er erfuhr: Wenn du trotz allem Versagen an Gott festhältst, oder besser gesagt, wenn du entdeckst, wie er dich nicht fallen lässt, nur weil du Schwierigkeiten mit dem Glauben hast, sondern an dir festhält, weil er an dich glaubt, dann hat das, was mit dir geschieht, für dich und andere einen Sinn, von dem du in deinem Scheitern nicht die leiseste Ahnung hast.

Gerade weil er wusste, wie es einem geht, wenn man gescheitert ist, wenn man versagt hat, wenn man am liebsten im Boden versinken möchte, war er wie kaum ein anderer in der Lage, anderen im Glauben zu helfen, die wie er schwach wurden und versagten.

Deshalb gab Jesus Simon Petrus mit auf den Weg, dass er sich um die kümmert, die mit dem Glauben Schwierigkeiten haben, wenn er seine Krise überwunden hat und neu Zutrauen gefasst hat. Jesus sagte: „Und wenn du dich dereinst bekehrst, so stärke deine Brüder." Sein Versagen befähigte ihn also, Versager zu trösten.

Wir gehen sicher nicht fehl in der Annahme, dass Jesu Worte an Petrus auch uns gelten: „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht

aufhöre.“ Er hat auch für unseren Glauben gebetet. Er traut auch uns was zu. Er glaubt auch an uns.

Damit also aus unserem Versagen Segen und nicht Verzweiflung erwächst, ist es gut, wenn wir uns erinnern, erinnern lassen und gegenseitig erinnern, dass Jesus bei Gott auch für uns ein gutes Wort einlegt, dass er für uns betet und dass er sein Vertrauen auch in uns setzt.

Gerade dann, es uns schwer fällt, uns selbst, anderen und Gott zu vertrauen, gerade dann, wenn wir in der Gefahr stehen, unseren Glauben und unser Vertrauen zu verlieren, gerade dann, wenn sich unser Glaube angesichts großer Herausforderungen bewähren muss, gerade dann ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, sich zu erinnern, erinnern zu lassen, dass er es ist, der an uns glaubt.

Dieser Glaube sollte uns beflügeln mit Blick auf unser Leben und mit Blick auf das Leben anderer. Denn jedem kann jederzeit passieren, was Petrus passiert ist. Und dann bräuchte man, dann bräuchte ich, dann bräuchtest Du, dann bräuchten Sie, dann bräuchten wir einen, der an uns glaubt, der uns Vertrauen entgegen bringt und damit Zukunft ermöglicht.

Haben wir erlebt, wie es ist, wenn man scheitert, und haben wir erlebt, wie man aufgerichtet wird, wenn andere trotzdem an einen glauben und einem Vertrauen entgegen bringen, wird es uns auch wie Petrus befähigen, anderen zu helfen, die in Schwierigkeiten mit dem Glauben kommen.

Man könnte sagen: „Wenn Dein Bruder nicht glauben kann, dann glaube du für ihn. Wenn Deine Schwester gescheitert ist, dann richte sie mit dem Vertrauen wieder auf, dass Du ihr entgegen bringst.“

Schwierigkeiten mit dem Glauben sind also nichts Ungewöhnliches, sondern eine der Voraussetzungen, um zu verstehen, dass es in erster Linie eben nicht auf unseren – ach so tollen - Glauben ankommt, sondern auf seinen Glauben an uns, der uns trägt und rettet.

Auch wenn es kaum zu glauben ist – da ist immer einer, der an uns glaubt. Und wenn schon nicht auf Erden, dann auf jeden Fall im Himmel.

Von daher wünsche ich mir für mich und Dich, für Sie und für alle Menschen, dass wir das spüren, wie Gott und andere an uns glauben. Gott erhalte uns den Glauben.

Lernen vom Sterben Jesu

Predigt zu Lukas 23,33-49 am 25. März 2005

Wir haben eben gehört, wie Jesus verraten wurde, wie er gefangen, verspottet, gefoltert und verurteilt wurde, wie er gekreuzigt wurde und wie er gestorben ist. Wir kennen die Berichte der vier Evangelisten.

Die Evangelisten haben uns auch überliefert, was Jesus am Kreuz gesagt hat. Im Bericht des Lukas stehen drei dieser Worte Jesu am Kreuz. Weil sie nur hier bei Lukas vorkommen, will ich sie heute einmal in den Mittelpunkt stellen.

Mit Blick auf die Soldaten, die ihn kreuzigen, sagte Jesus: „Vater, vergib ihnen! Denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Zu dem einen Mitgekreuzigten sagte Jesus: „Ich versichere dir, du wirst noch heute mit mir im Paradies sein.“ Zu Gott sagte Jesus: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“

Sie merken schon: Kein böses Wort – weder für die Römer, die ihn verurteilten, noch für die Juden, denen er in die Quere kam, noch für die Jünger, die ihn mehr oder weniger deutlich im Stich ließen, noch für den Übeltäter, der ihn wie viele andere verspottete.

Nein. Jesus sann nicht auf Rache und Vergeltung für das offensichtliche Unrecht, das man ihm antat. Er blieb sich und der Botschaft von der Liebe auch angesichts des Todes treu. Und selbst am Kreuz dachte er weniger an sich, als an die, mit denen er es zu tun hatte.

Als erstes tat er, was jeder Sterbende tun sollte. Er machte seinen Frieden – sogar mit denen, die ihn zu Tode brachten. Sicher: Die Soldaten handelten auf Befehl. Sie taten nur, was sie tun mussten. Und doch taten sie es als Menschen einem anderen Menschen an.

Christus sah das, sah auch, was sie sich selbst antaten. Er sah nicht nur die brutale Schale der Berufssoldaten, sondern eben auch deren weichen Kern.

Und er wusste: Auch sie bedürfen wie alle anderen der Vergebung. Jeder Mensch bedarf der Vergebung. Auch wenn er das für sich nicht einmal weiß. Aber was immer er angerichtet hat. Vergebung ist nötig. Und möglich. Das zeigt diese Szene doch sehr eindringlich.

Denn obwohl hier weder von einer Reue dieser hartgesottenen Henkersknechte die Rede ist, obwohl keiner von ihnen ein Schuldbewusstsein zu haben scheint, obwohl sie nicht um Vergebung gebeten

haben, obwohl sie etwas tun, was schlimmer nicht sein könnte, sagte Jesus mit Blick auf sie: „Vater, vergib ihnen! Denn sie wissen nicht, was sie tun."

Wem das gelingt, im Sterben begriffen um Vergebung zu bitten für die, die einem Böses tun oder getan haben, der kann in Frieden sterben. Denn er weiß: Ich habe getan, was ich tun konnte. Ich brauche mir nichts vorwerfen. Ich will in Frieden ruhen. Und die anderen sollen es auch. Friede soll sein zwischen mir und den andern und Gott.

Diese Bitte des sterbenden Christus könnte also auch unsere Bitte sein. Und das nicht nur, wenn wir sterben. Nein: Es könnte gerade auch da unsere Bitte sein, wo wir uns in einer Auseinandersetzung mit anderen befinden, in Verlauf derer man uns Unrecht tut.

Wem das gelingt, seinerseits den Frieden zu leben, nach dem sich alle sehnen, der hat getan, was er tun konnte, damit Frieden werden kann.

Das ist nicht leicht. Wie schnell reagieren wir gemäß dem Motto: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Dann wollen wir uns revanchieren. Denn wer ist als Leidtragender schon bereit, von sich aus zu vergeben, den ersten Schritt zu machen.

Und doch ist es gerade diese Haltung „Vater, vergib ihnen! Denn sie wissen nicht, was sie tun", die die Wellen des Streits und Unfriedens dämpfen könnte.

Wenden wir uns der zweiten Bitte zu. Zu dem einen Mitgekreuzigten sagte Jesus: „Ich versichere dir, du wirst noch heute mit mir im Paradies sein." Bis zuletzt war Christus für andere da. Auch für einen Mörder wie diesen.

Man stelle sich vor. Der das sagt, wurde gerade selbst hingerichtet. Er hatte also mit sich selbst zu tun. Und doch brachte er die Kraft auf, sich seelsorgerlich einem anderen zuzuwenden, der sich mit der Bitte um Hilfe an ihn wandte. „Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst."

Wir könnten uns diese Bitte direkt zu Eigen machen, wenn es für uns ans Sterben geht: „Jesus, gedenke meiner." Dann mag es uns ein wenig leichter fallen, loszulassen und uns auf den Weg in das Leben nach dem Tod zu machen.

Und wenn dies auch unsere Bitte ist, dürfen wir wohl getrost davon ausgehen, dass uns auch Jesu Antwort gilt. „Ich versichere dir, du wirst noch heute mit mir im Paradies sein."

Nun macht es durchaus Sinn, diese Bitte nicht erst auf dem Sterbebett zu äußern. Wer weiß, ob wir die Zeit dafür haben werden. Wir sollten es beizeiten tun.

Gott sei Dank ist es ja für uns noch nicht soweit. Wir leben noch. Und wir tun es gern. Und wenn wir wissen, wohin die Reise letztlich geht, wenn wir denn eines Tages selbst gehen müssen, lebt es sich mit Sicherheit besser.

Haben Sie nicht auch das Gefühl: Hier ist es schon am Kreuz ein wenig Ostern. In das Dunkel des Sterbens und des Todes fällt durch den Ausblick auf das neue Leben jenseits des Todes ein wenig Licht. Das muss sehr tröstlich für den gewesen sein, dem es ursprünglich gesagt wurde. Und für uns ist das doch auch.

Es stellt sich allerdings auch eine Frage, die nämlich: Was heißt „Heute noch mit mir im Paradies sein" mit Blick auf die Auferstehung? Also nicht erst nach drei Tagen, sondern sofort? Also nicht erst am Ende der Tage, sondern im Moment des Todes?

Das alles sind nur Fragen zum Beginn des neuen Lebens jenseits des Todes. Aber selbst dann, wenn die Toten erst noch ein wenig warten müssen: Hauptsache ist doch, dass es weitergeht. Und das wird hier versprochen. Letztlich wird man sagen können: Je früher, desto besser.

Schauen wir nun noch das dritte Jesus-Wort vom Kreuz an. Kurz vor seinem Tod sagte Jesus: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!"

Das sind Worte des 31. Psalms, der Anfang des Abendgebets eines frommen Juden zurzeit Jesu. Das Abendgebet lautet vollständig: „Du bist meine Stärke. In deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott. Ich hoffe auf den Herrn. Ich freue mich und bin fröhlich über deine Güte, dass du mein Elend ansiehst und nimmst dich meiner an in Not und übergibst mich nicht in die Hände des Feindes. Du stellst meine Füße auf weiten Raum."

Auch wenn Lukas hier nur den einen Satz wiedergegeben hat, ist davon auszugehen, dass für Jesus das ganze Abendgebet mitschwang. Und das klingt sehr zuversichtlich.

Solche Abendgebete kennen wir auch von uns. Wir legen uns schlafen und befehlen uns und unsere Lieben dem Allmächtigen. Was liegt da näher, als sich dem Allmächtigen anzubefehlen, wenn man weiß, dass man stirbt und den Todesschlaf schlafen wird. Wenn ich könnte, würde ich es eines Tages auch so machen wollen, würde gern mich und meinen Geist sowie meine Lieben Gott anbefehlen.

Ein wunderbares Abendgebet. Und irgendwie beruhigend, dass Christus mit diesem Gebet gestorben ist. Allein das Ende dieses Gebets: „Du stellst meine Füße auf weiten Raum.“ Man stelle sich vor. Christus stirbt und spürt, wie er aus der Enge in die Weite tritt, wie er aus dem Dunkel ins Licht kommt, wie er aus der Traurigkeit in die Freude übergeht, wie er vom Tod ins Leben aufersteht.

Lukas spricht also schon am Karfreitag nicht nur vom Tod, sondern auch schon von der Auferstehung in ein neues Leben. Der Tod wird nicht das letzte Wort haben.

So wie Christus stirbt, ich meine jetzt die innere Haltung, so könnten wir doch auch sterben. Wir könnten unsererseits vergeben und unseren Frieden machen. Wir könnten uns bis zuletzt um die kümmern, die uns nahe stehen. Und wir könnten uns und unsere Lieben – wie jeden Tag – Gott anbefehlen. Tun wir’s.

Was sucht ihr

Predigt zu 24, 5f am 3. April 1988

„Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden.“ Ja, was suche ich? Was suchst Du? Suchen wir überhaupt noch – nach mehr, nach Größerem, nach Höherem? Und was suchen wir in der Gemeinde?

Viele Antworten sind möglich. Und viele Antworten liegen uns gleichzeitig auf der Zunge. Wir suchen nach menschlicher Nähe, nach Zuneigung, nach Hilfe und Geborgenheit. Wir suchen nach Anerkennung. Wir suchen nach Wegen, anderen nahe zu sein, ihnen zu helfen. Wir suchen nach Informationen und nach Gesprächen zu Fragen des Glaubens. Wir suchen Mitstreiter und Gleichgesinnte. Es gäbe noch manches aufzuzählen. Da sind so viele berechtigte Wünsche und Sehnsüchte in uns.

Nur: Suchen wir in alledem auch das, was die Engel ansprechen? „Sucht ihr den Lebendigen?“ Suchst Du, suchen Sie den Lebendigen, den lebendigen Gott, den Auferstandenen.

Denn um ihn geht es ja in der Ostergeschichte, um den, der tot war, der den Tod überwand und der zu neuem Leben kann. Den Lebendigen suchen – das ist nicht selbstverständlich.

Anscheinend gibt es auch das andere – nämlich den Toten, den toten Jesus suchen. Was das heißen könnte? Den toten Jesus suchen? Mir

fallen da Menschen ein, die in Jesus nur einen historisch bedeutsamen Menschen sehen, der nun allerdings tot ist. Unter Umständen verehren sie Jesus sogar. Und noch eins drauf: Vielleicht versuchen sie sogar so zu leben, wie Jesus damals lebte.

Das wäre zumindest ein verheißungsvoller Anfang, sich so an Jesus zu orientieren. Es ist allerdings der Anfang eines Weges, der am Kreuz endete. Wer also nur den historischen Jesus verehrt, tut im Grunde nichts anderes, als Jesus bei den Toten zu suchen, bei den Großen der Weltgeschichte von einst.

Die Engel wussten mehr. Sie wussten: Er ist nicht mehr bei den Toten, bei den Großen von einst. Er ist auferstanden und lebendig. Also mussten sie geradezu verwundert fragen, weshalb die Frauen etwas so törichtes tun. Denn wer sucht schon Lebende bei den Toten? Niemand. Dementsprechend fragten die Engel: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“

Eine wirklich richtungsweisende Frage. Sie eröffnet eine Sicht des Lebens, die über den Tod hinausgeht. Jesus war tot – aber er ist auferstanden zu neuem Leben.

Eigentlich hätte ja damit alles klar sein können. Eigentlich hätte nun ein lautes und freudiges Oster-Halleluja der Frauen und Jünger erklingen können.

Und doch – damals wie heute – erklingt es nicht. Warum nicht? Goethes Faust sagt es klassisch: „Die Botschaft hör‘ ich wohl. Allein mir fehlt der Glaube.“ Die frohe Botschaft von der Auferstehung kennen viele, allein es fehlt die überwältigende österliche Freude.

Stattdessen tun wir uns immer wieder schwer mit dem Gedanken, dass einer, der tot war, auferstand zu neuem Leben.

Damit sind wir nicht allein. Denn den Frauen und Männern aus unserer Ostergeschichte erging es ja nicht anders. Die Frauen waren bekümmert. Und die Jünger taten die frohe Botschaft von der Auferstehung Jesu sogar als leeres Geschwätz ab. Erstaunlich, wie frei die Bibel immer wieder auch vom Unglauben der Jünger spricht.

Was musste damals geschehen, damit die Jünger zum Glauben kamen? Der Auferstandene selbst musste ihnen begegnen. Davon berichten die folgenden Geschichten. Und wir? Wie füllt sich unser Wissen um die Auferstehung mit österlicher Freude?

Ich meine, wir werden von den Engeln auf den richtigen Weg gebracht mit der Frage: „Was suchst ihr den Lebendigen bei den Toten?“

Drehen wir die Frage doch einmal um zu der Aufforderung, die positiv darin steckt: „Sucht den Lebendigen bei den Lebendigen!“

Wie könnte das gehen? Wir wissen nicht zuletzt durch die Engel, dass wir Jesus nicht im Grab finden. Wir finden ihn nicht, wenn wir ihn bei den Großen von einst suchen. Wir finden ihn nicht, wenn wir nur im Vergangenen stöbern. Da ist er nicht.

Er ist bei uns. Deshalb haben wir ihn in der Gegenwart, im Leben, bei den Lebendigen zu suchen. Bei unserer Suche nach dem Lebendigen hilft uns, was wir über ihn z.B. aus der Bibel wissen. Aber all das, was wir wissen, erspart und dennoch nicht, ihn zu suchen.

Ohne Suche, ohne suchende Sehnsucht, ohne unser Sehnen nach dem Lebendigen gibt es auch kein Finden, keine Begegnung, keine Erfahrung. Damit gibt es ohne Suche auch keine Osterfreude.

Lassen Sie uns also miteinander danach suchen, wie zu unserem Wissen um die Auferstehung immer wieder neu die Begegnung mit dem Lebendigen kommen kann.

Lasst uns miteinander danach suchen, wie zu unserem Wissen um die Gegenwart Jesu immer wieder neu die Erfahrung seiner Nähe hinzukommen kann.

Lasst uns miteinander den Lebendigen suchen. Lasst uns miteinander Anzeichen seiner Gegenwart heute suchen. Wir wissen es ja, dass er mitten unter uns ist, sooft wir uns wie jetzt in seinem Namen versammeln. Wir wissen es ja, dass er aufgrund seiner Auferstehung bei uns ist alle Tage bis an das Ende der Welt.

Er ist immer da – aber unerkannt und verborgen. Und weil er verborgen ist, gilt es, ihn zu suchen. „Suchet und ihr werdet finden“, sagte er. Ja, das sei unser gemeinsames Ziel, nicht nur an diesem Ostertag, sondern an jedem Tag unseres Miteinanders.

Lasst uns immer wieder gemeinsam vom bloßen Wissen um den Lebendigen hindurchdringen zur Erfahrung des auferstandenen und gegenwärtigen Herrn. Lasst uns tun, was uns die Gottesboten ans Herz legen: „Suchet den Lebendigen bei den Lebendigen. Sucht ihn in euch. Sucht ihn in eurer Mitte.“ Lasst uns das gemeinsam tun – immer wieder – suchen und finden – auf dass es bei uns immer fröhliche Ostern ist.

Möge der Auferstandene sich von uns finden lassen und uns immer wieder neu begegnen.

Emmaus – Der Auferstanden geht mit

Predigt zu Lukas 24, 13-35 zu Ostern 2015

Verstehen Sie das? Da haben die beiden, von denen hier die Rede ist, hautnah all das miterlebt und erzählt bekommen, was wir nur von Ferne, nur vom Hören-Sagen kennen.

Sie waren so hautnah dran am Geschehen. Sie wussten um das leere Grab und auch darum, dass Engel den Frauen gesagt haben, dass Jesus leben würde. Und doch hat es sie nicht froh gemacht.

Den beiden ging es wie vielen Menschen unserer Tage, vielleicht ja sogar einigen von uns, die all die Geschichten rund um die Auferstehung Jesu zwar kennen und doch nicht von sich sagen würden, dass das in irgendeiner Weise ihr Leben verändert hätte.

Und so gingen die beiden einfach ihres Wege, vielleicht einfach nur nach Hause, vermutlich mit so einem Gefühl, was einen denken lässt: Nur weg. Nur weg von hier.

Genau dieses Gefühl kennen wohl alle. Es gibt so Momente. Da denkt man doch: Nur weg von hier. Man ist traurig und niedergeschlagen. Man weiß nicht, wie es weitergehen soll.

Aber irgendwie geht es dann doch weiter. Und so sind die beiden unterwegs - ein wenig auch auf der Flucht vor dem, das sie so traurig und niedergeschlagen macht.

Und nun frage ich Sie: Wie viele Menschen gehen weg, weg vom Glauben, weg von der Kirche, weg von Gott, weg von Jesus, weg von Ostern und dem Glauben an die Auferstehung? Wie viele Menschen sind im Grunde wie auf der Flucht, weil sie nicht verstehen, weil sie enttäuscht sind, weil ihnen etwas verloren gegangen ist? Ist es nicht so, dass viele unterwegs sind nach dem Motto „Nur weg! Ich versteh das sowieso nicht.“

Für alle, die so empfinden und denken, könnte diese Geschichte von den beiden Jüngern, die auf dem Weg nach Emmaus sind, interessant sein. Denn sie beschreibt, was unterwegs passieren könnte.

Denn auf einmal, ganz plötzlich, ereilt die Beiden etwas, mit dem sie nicht gerechnet hätten. Auf einmal wird es für sie doch noch Ostern. Und zwar in dem Moment, in dem ihnen der Auferstandene begegnet, was sie ja auch nicht gleich merken. Und dann erklärt er ihnen, was da passiert ist und dass es keinen Grund gibt wegzulaufen. Und auf einmal

fällt es Ihnen wie Schuppen von den Augen und sie verstehen. Im Rückblick formulierten sie ihr Erlebnis so: „Brannte nicht unser Herz?“

Gerade deshalb ist die Geschichte von den Emmausjüngern eine ganz wunderbare Geschichte. Sie berichtet von der Begegnung mit dem Auferstandenen mitten im Alltag. Auf einmal war er da. Auf einmal war alles klar. Auf einmal fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen.

Diese Geschichte beschreibt eine Erfahrung, wie sie sich in ähnlicher Weise immer wieder ereignet: Da ist man für sich und versteht rein gar nichts. Und dann ist man ins Gespräch vertieft. Man spricht miteinander. Man ist miteinander unterwegs. Man sucht nach Hilfe, nach einer Lösung, nach einer Perspektive.

Und dann geschieht etwas wirklich Wunderbares. Mitten im Gespräch fällt es einem wie Schuppen von den Augen. Auf einmal versteht man – einander und miteinander, was einem vorher verschlossen geblieben war.

Man kann rückblickend oft nicht einmal sagen, was dazu geführt hatte, dass man auf einmal verstand. Es ergab sich. Es fügte sich. Auf einmal war eben alles klar oder zumindest vieles klarer.

Zu allen Zeiten haben Menschen die beglückende Erfahrung gemacht, dass da, wo Menschen im Gespräch miteinander waren, sich etwas Hilfreiches von außen einmischte.

Wir, die wir von der Gegenwart Gottes ausgehen, sehen darin Gottes Wirken. Das ist ja das Schöne an jedem Gespräch, dass man nicht nur miteinander, sondern auch mit Gott ins Gespräch kommt.

Das merkt man nicht immer gleich. Aber rückblickend erkennt man oder meint zu erkennen, wie sich Gott in die Gedanken einmischte, wie er einen etwas denken ließ, einem etwas sagte oder sagen ließ, was man vorher so noch nie gedacht oder gesagt hatte. Und das ist ein gutes Gefühl, wie zu dem sehr anregenden menschlichen Miteinander eine Ebene von Miteinander kommt, die etwas mit Gott zu tun hat.

Ich habe das Ganze ja eben ein wenig verallgemeinert mit Blick auf Gesprächssituationen jeglicher Art, die nicht nur eine menschliche Ebene, sondern auch noch eine göttliche Dimension haben.

Wie die göttliche Einmischung erlebt und in Worte gefasst wird, ist sehr unterschiedlich. Während die einen vom himmlischen Vater reden und entdecken, wie Gott gegenwärtig ist, wie er uns immer und überall umgibt und durchdringt, sprechen die anderen davon, dass jemand geistesgegenwärtig gehandelt hat und bringen damit zum Ausdruck, dass mehr, eben der Heilige Geist mit im Spiel war.

In der Geschichte von den Emmausjüngern wird die göttliche Dimension nicht als Erfahrung des Vaters oder des Heiligen Geistes sichtbar, sondern in der Begegnung mit dem auferstandenen Christus.

Im Bild von David Caspar Friedrich, das hier abgedruckt ist, sieht man, wie es dämmert. Im Original kann man das viel deutlicher sehen. Und natürlich dämmert es nicht nur, was die Tageszeit angeht, sondern auch, was die Erkenntnis angeht. Den beiden Jüngern dämmert es, was es mit der Auferstehung auf sich hat. Und so beginnt nicht nur ein neuer Tag, sondern etwas gänzlich Neues. Eine neue Sicht bricht sich Bahn.

Natürlich gibt es noch andere Möglichkeiten, ihm zu begegnen, dem lebendigen und gegenwärtigen Auferstandenen. Ich denke da an Momente in meinem Leben, wo es mir für den Moment ganz klar war, dass das, woran ich glaube, nicht nur eine fixe Idee, sondern Wirklichkeit ist, dass der, dem ich vertraue, nicht nur eine Einbildung, sondern ein göttliches Gegenüber ist. Das hat mich im meinem Gottvertrauen bestärkt, wenn ich spürte: Ja, er lebt. Er ist mitten unter uns. Wenn auch unsichtbar.

Die beiden Jünger von damals kehrten mit ihrer Erfahrung zurück zu den anderen und stellten fest: Die hatten ihre eigenen Erfahrungen mit dem Auferstandenen gemacht. Und so ist es bis heute. Jeder muss eigene Erfahrungen machen. Sie mögen unterschiedlich sein. Aber ohne sie geht es nicht.

Deshalb wünsche ich Ihnen nicht nur frohe Ostern. Ich wünsche Ihnen zu Ostern, dass Sie Erfahrungen machen, die Sie in ihrem Glauben und Gottvertrauen bestärken. Seien Sie gewiss: Das mit der Auferstehung ist kein frommes Märchen.

Mögen Ihnen all die Geschichten von der Auferstehung und vom Auferstandenen helfen, eigene Erfahrungen mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus zu machen und zu entdecken, dass er unsichtbar bei uns und mit uns unterwegs ist - auch mit Ihnen und auch mit Dir.

Leibliche Auferstehung

Predigt zu Lukas 24, 36-45 am 24. April 2011

Der Auferstandene erscheint den Jüngern. Und wie reagieren sie? Sie bekommen einen Schreck. Sie fürchten sich, weil sie denken, sie hätten es mit einem Gespenst zu tun. Natürlich ist er das nicht, ein Gespenst.

Er spukt doch nicht wie ein Schlossgespenst umher. Da ist nichts zum Fürchten. Und doch fürchten sie sich.

Der Auferstandene hat Überzeugungsarbeit zu leisten. Er spricht beruhigend auf sie ein. Er lädt sie ein, ihn zu berühren, ihn anzufassen. Denn: Kann man ihn anfassen, ist er kein Gespenst.

Und weil sie es immer noch nicht begreifen können, lässt er sich was zu essen bringen. Das sollte nun aber auch reichen, um die letzten Zweifler davon zu überzeugen, dass sie es nicht mit einem Gespenst zu tun haben.

Letztlich wird man allerdings sagen müssen, dass auch das noch nicht reichte. Und so endet die Geschichte mit einem Verweis auf die Schrift, den man in seiner Bedeutung schnell unterschätzt. Wir Heutigen würden mit dem Jünger Thomas sagen: „Was ich erlebt und gesehen haben, das glaube ich."

Aber damals sagten die ersten Christen es anders: „Nur wenn das auch in der Schrift steht, was wir da erlebt und gesehen haben, nur dann glauben wir es. Wenn wir es bei Mose und den Propheten nachlesen können, mit dem Kreuz und der Auferstehung, nur dann glauben wir es." Für diese Menschen aus den Anfängen des Christentums war ganz klar: „Was in der Schrift steht, das können wir glauben. Und was da nicht steht, können wir nicht glauben."

Als Paulus z. B. im ersten Korintherbrief das älteste Zeugnis von der Auferstehung aufschreibt, hört sich das so an: „Dass Christus gestorben ist für unsre Sünden nach der Schrift und dass er begraben worden ist; und dass er auferstanden ist am dritten Tage nach der Schrift" (1. Korinther 15,3-4). Auch Paulus ist es also wichtig zu sagen, dass das geschrieben steht.

Und so auch Jesus selbst, als er mit den beiden Männern, die nach Emmaus gingen, mitgeht, und ihnen alles erklärt, damit sie verstehen: „Und er fing an bei Mose und allen Propheten und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm gesagt war." (Lukas 24,27)

Und so auch in unserer Geschichte heute. Erst als er anfing, ihnen zu erklären, dass davon geschrieben steht bei Mose und den Propheten und den Psalmen, da öffnete er ihnen das Verständnis, sodass sie die Schrift (Lukas 24,45) und eben alles andere verstanden.

Leider haben die Evangelisten nicht mit aufgeschrieben, was da an Bibelstellen im Blick war. Wir müssen selber nachlesen und suchen.

Ob er ihnen z.B. vom Propheten Hosea erzählt hat, wo geschrieben steht: „Er macht uns lebendig nach zwei Tagen, er wird uns am dritten

Tage aufrichten, dass wir vor ihm leben werden." (Hosea 6,2) Oder ob er ihnen von Jona erzählt hat, der drei Tage im Bauch des Walfisches war, bevor er gerettet wurde? Keiner weiß das.

Wir haben es schriftlich. Wenn man die anderen Berichte über den Auferstandenen sieht, dann könnte man auf den Gedanken kommen, der Auferstandene habe weder Fleisch noch Knochen wie vorher. Schließlich kann er unsichtbar werden und durch Wände gehen.

Während das vielen von uns kein Problem ist, sich den Auferstandenen als Geistwesen im Sinne der Engel vorzustellen, hatten damals andere ganz offensichtlich ein Problem damit, weil sie bei Geistwesen eben an Gespenster dachten.

Vermutlich ist genau das der Grund, warum es neben all den Ostergeschichten auch diese uns etwas fremd erscheinende Ostergeschichte von einer leiblichen Auferstehung gibt. Sie soll zeigen, dass an dem Gerücht, Jesus sei so etwas wie ein Gespenst, nichts dran ist.

Und da kann ich nur sagen. So betrachtet hat diese Geschichte ihren Sinn. Denn das wäre ja nun wirklich gespenstisch, wenn der Auferstandene so etwas wie ein Gespenst oder Zombie wäre. Nein. Das bitte nicht.

Ich glaube, diese Geschichte ist in erster Linie dazu da, damit das mit Ostern nicht zu einer blutleeren Geschichte wird. Denn die Gefahr besteht ja.

Da hört man die Geschichten von der Auferstehung und vom Auferstandenen. Man kennt all das vom Hörensagen. Und was man so vom Hörensagen kennt, dass versucht man zu verstehen und sich anzueignen. Man bedenkt es und erklärt es sich. Und doch bleibt es merkwürdig blutleer und unkonkret.

Darin geht es uns im Grunde nicht anders als den Jüngern. Und dann passierte ihnen nun das, was unsere heutige Geschichte berichtet. Und auf einmal eröffnete sich ihnen die Möglichkeit, das mit dem Auferstandenen nicht nur zu bedenken, sondern ganz konkret zu begreifen und zu erfassen.

Wenn ich hier nun so betont die Worte „be-greifen" und „er-fassen" benutze, dann werden sie bereits ahnen, dass ich dies nicht ohne Grund tue.

Aus der Entwicklung von Kleinkindern weiß man, dass sie ihre Welt nicht verstehen, wie wir das tun, also über den Kopf. Sie müssen sich alles erst einmal in den Mund stecken, sie müssen es mit den Händen

berühren, um es zu erfassen, sie müssen es in die Hand nehmen, um es im wahrsten Sinne des Wortes begreifen zu können.

Kinder machen dadurch deutlich, dass es zum wirklichen Verstehen mehr als Gedanken über etwas braucht. Sinn und Verstand müssen zusammen kommen. Nur vom Hörensagen erschließt sich nichts. Es müssen – auf die eine oder andere Weise – eigene Erfahrungen dazu kommen.

Setzt unsere heutige Geschichte nicht genau das voraus. Das Hören und Sehen allein hat schon damals nicht überzeugt.

Immerhin: Sie haben es gehört. Sie haben ihn gesehen. Und doch haben sie immer noch nicht glauben können. Und genau das ist auch die Grundschwierigkeit, mit der wir und viele andere immer und immer wieder zu kämpfen haben. Wir hören. Wir denken. Wir geben uns Mühe, zu verstehen und zu begreifen. Aber spüren wir etwas von dem, was wir da hören und denken? Ist unser Glaube mit sinnlichen, ganz konkreten Erfahrungen gesättigt?

Bei allen Fragen, die ich selbst gerade an diese Geschichte habe, so lehrt sie mich und uns alle doch dieses: Wir dürfen Ostern nicht zu einer blutleeren Geschichte werden lassen, die mit dem wirklichen Leben nichts mehr zu tun hat.

Gerade diese Geschichte zeigt uns – mal unabhängig von der Frage, ob sich das historisch nun so ereignet hat oder nicht – sie zeigt uns wie keine andere, dass Ostern konkret sein will, dass der Auferstandene irdische Wirklichkeit ist, dass man ihm begegnen kann, dass man ihn zu fassen bekommt, dass man einfach dran bleiben muss.

Und wie und wo können wir heute dem Auferstandenen so begegnen, dass das mit dem Auferstandenen weder blutleer noch ein Hirngespinst ist.

Der Theologe Dietrich Bonhoeffer hat einmal formuliert: Der auferstandene Christus – das ist die Gemeinde. Und er meinte damit: So, wie die Jünger Christus damals berührten und wie sie ihn essen sahen, so werden wir ihn nicht essen sehen und berühren.

Aber Christus lebt. Und das ist entscheidend. Er lebt in uns. Er ist auferstanden – in uns. Er ist lebendig – in uns. Man kann ihm auch heute noch begegnen – durch uns.

Er ist der Auferstandene. Wir sind sein Leib, sein irdischer Leib, sein Auferstehungsleib mit Fleisch und Knochen, zum Anfassen. Wir sind sein Leib und er ist die Seele des Ganzen, die Seele der Kirche eben. Ohne ihn gäbe es uns und Kirche nicht. In seinem Geist, in seinem Sinn

sind wir als Kirche sein Leib. In diesem Sinne ist er leiblich auferstanden.

Wer mit dem Auferstandenen in Berührung kommen will, der muss dem Geheimnis der Kirche, dem Geheimnis seines irdischen Leibes auf den Grund gehen.

Der segnende Christus

Predigt zu Lukas 24, 50-53 am 14. Mai 2015

Wir könnten die Geschichte so verstehen, wie sie dasteht. Wir würden sie dann wie die Kinder im Kindergottesdienst wörtlich nehmen. Wir würden uns vorstellen, wie Jesus vor den Jüngern hergeht, wie er sie aus der Stadt nach Bethanien führt. Da angekommen würde er die Hände erheben und sie alle ein letztes Mal segnen. Und dann würde er von einer unsichtbaren Kraft zum Himmel emporgehoben. Und schließlich würde unsichtbar werden. Das wäre natürlich grandios. Kein Wunder, dass es die Jünger umhaut. „Da legst di‘ nieder“, würde man in Bayern sagen. Und weil das so toll gewesen wäre, würden die Jünger voller Freude nach Jerusalem zurückgehen, um es allen anderen zu erzählen.

So haben es in den letzten 2000 Jahren unzählige Generationen von Christen verstanden, nacherzählt, sich vorgestellt, gemalt... Und vermutlich hat sich daran bis heute für viele wenig geändert.

Aber jetzt muss ich Dich mal fragen: Stellst Du Dir das so vor? Wirklich? Oder kommen Dir gelegentlich Zweifel? Fragst Du Dich dann: Wo ist er eigentlich hin? Ist der Himmel denn wirklich oben?

Ich belasse es mal dabei. Unabhängig wie Du oder Sie darüber ganz persönlich denken, hat sich seit der Abfassung der Himmelfahrtsgeschichte eine Menge geändert, vor allem unser Weltbild. Die Welt ist eben keine Scheibe und weder ist der Himmel oben noch die Hölle unten.

Bleiben wir für heute, weil heute Himmelfahrt ist, mal beim Himmel. Was ist das eigentlich, der Himmel, von dem hier die Rede ist, um den es an Himmelfahrt geht? Wer diesen Fragen nicht ausweicht, könnte zu dem Schluss kommen: Ich versteh das nicht. Das ist mir zu kompliziert.

Natürlich kann man, wenn man mit Himmelfahrt nichts anzufangen weiß, Bierkästen in Bollerwagen durch die Gegend ziehen, Vatertag

oder Männertag feiern, Bratwürste grillen, die Sonne genießen. Aber ist das nicht eine geistliche Bankrotterklärung.

Und wäre es nicht konsequent, wenn man dann auch diesen Tag als Feiertag abschaffen würde wie den Buß- und Bettag, mit dem ja zuletzt kaum noch einer etwas anzufangen wusste?

Nun gut. Sie und ich, wir sind hier, weil uns dieser Tag nicht egal ist und weil wir immer wieder neu versuchen, dem Geheimnis dessen, was es mit dem Himmel und der Himmelfahrt auf sich hat, auf die Spur zu kommen.

Bei meinem Versuch, den biblischen Bericht mit meiner Vorstellung des Himmels zusammen zu bekommen, kam mir folgende Idee: Klingt Himmelfahrt nicht ein bisschen wie „Schifffahrt“ und Ausflug. Dann wäre Jesus der, der die Reisegruppe führt.

Für einen Moment hatte ich vor, Ihnen tolle Bilder von fernen Sternenwelten zu zeigen. Aber dann wurde mir klar. Damit würde ich Sie in die Irre führen – nicht was die Sterne angeht, sondern was das Verständnis des Himmels angeht.

Man darf das Ganze weder so noch so wörtlich nehmen. Man muss das Ganze im übertragenen Sinne verstehen. Dann führt Jesus die Seinen aus der Enge in die Weite, aus dem Vordergründigen in die Tiefe, aus der sichtbaren Welt in eine Wirklichkeit, die uns Menschen unsichtbar umgibt.

Er führt sie. Er leitet sie. Er leitet sie an, etwas von dem wahrzunehmen, was uns unsichtbar umgibt: der Himmel. Es dürfte klar sein, dass ich damit nicht den Wolkenhimmel und auch nicht den Sternenhimmel meine, sondern den göttlichen Himmel.

Hätten wir doch wie die Engländer zwei Worte in unserer Sprache für unser deutsches Wort „Himmel“. Dann bräuchte man nicht jedes Mal daran erinnern, dass hier mit Himmel nicht „sky“, sondern „heaven“, nicht der atmosphärische, blaue Wolkenhimmel, sondern der göttliche, der transzendente, güldene Himmel gemeint ist.

In früheren Zeiten hat man das auch hierzulande noch gewusst und besser auszudrücken gewusst als heute. Die Maler stellten den Wolkenhimmel blau dar, malten aber über dem blauen Himmel noch einen goldenen Himmel für den Himmel Gottes. Sie haben das sicher schon gesehen oder vom güldenen Himmel gehört. Im Grunde ist schon lange bekannt, dass das Wort „Himmel“ nicht einen Ort irgendwo da oben bezeichnet, sondern ein Sein in der Gegenwart Gottes.

Jesus redete nun nicht nur von diesem unsichtbaren göttlichen Himmel. Nein: Er zeigte denen, die mit ihm waren, diesen Himmel auch. Wie? Ganz einfach. Indem er vor ihren Augen in diesen Himmel, in diese unsichtbare Wirklichkeit, in diese andere Dimension verschwand.

Wenn es heißt, Jesus sei in den Himmel aufgefahren bzw. er sei in den Himmel aufgenommen worden, dann war damit natürlich der güldene Himmel, die göttliche Sphäre gemeint.

Und dieser güldene Himmel Gottes ist eben nicht irgendwo da oben und weit weg, sondern da, wo Gott ist, bei uns, nahe bei uns Menschen.

Wenn Sie mich nun fragen, wo das denn sein soll, muss ich eine kleine Anleihe in der Wissenschaft machen. Die meint nämlich: Wir können nur 10% von dem wahrnehmen, was ist. Die restlichen 90% sind für uns unsichtbar. Wie beim Eisberg. Da sieht man auch nur die 10%, die aus dem Wasser ragen.

90% der Wirklichkeit sind unsichtbar. Und nur 10% unserer Wirklichkeit sind sichtbar. Es gibt eine unsichtbare Wirklichkeit, die so wirklich ist, wie unsere sichtbare Wirklichkeit.

Offensichtlich durchdringen sich diese Wirklichkeiten, diese Welten. Fragen Sie bitte nicht, wie das geht. Aber es geht. Und in diesem Sinne ist es wissenschaftlich durchaus denkbar, dass Jesus aus der für uns sichtbaren Wirklichkeit in jene für uns unsichtbare Wirklichkeit gegangen ist.

Das so miterleben zu dürfen, hat die Jünger im wahrsten Sinne des Wortes umgehauen. Und es hat ihnen einen Blick für das eröffnet, was immer ist und uns unsichtbar umgibt.

Für einen Moment wurde für sie die unsichtbare Wirklichkeit, die wir Himmel nennen, sichtbar. Und in diese Unsichtbarkeit entschwand Jesus, aber nicht etwa, um weg zu sein, sondern in neuer Weise, eben unsichtbar, da und bei ihnen zu sein.

So betrachtet handelt es sich bei der sogenannten „Himmelfahrt“ nicht um einen Ortswechsel, sondern um eine Veränderung des Seins Jesu. Er war noch da, nur eben anders als vorher. Es ist nun nicht zufällig, dass all das in dem Moment geschah, wo er sie segnete. So segnend sahen sie ihn das letzte Mal. So segnend sollten sie ihn sich vorstellen, wenn sie an ihn denken würden.

Und so kommt es, dass er zwar immer wieder als der Gekreuzigte am Kreuz dargestellt wird, aber die Arme meistens wie ganz lebendig zum Segen über die Seinen ausgebreitet hat.

Ist das nicht wunderbar, sich Christus so zu vergegenwärtigen, als den, der uns segnet. Als sie Segnender ging er. Als uns Segnender begleitet er uns. Jeder von uns darf wissen, dass er da ist, dass er uns ganz nah ist, Dir und Ihnen, wie mir und uns allen.

So betrachtet ist es nicht verwunderlich, dass die Jünger, die das alles miterlebt haben, voller Freude ihres Weges gingen. Sie hatten verstanden, dass der, der nicht mehr so da war, wie er zu Lebzeiten bei ihnen war, auf unerklärliche und unsichtbare Weise doch noch da war – und zwar bei ihnen und für sie, als Segnender eben.

Und so fühlten sie sich nicht mehr verlassen und traurig, sondern gesegnet und umfangen vom Himmel.

Wegbereiter

Predigt zu Johannes 1,19-23 am 18. Dezember 1994

Adventszeit, Zeit der Lichter, Zeit der Lebkuchen, Zeit der Weihnachtsmärkte - und vor allem Zeit der Vorbereitungen. Es gibt so viel vorzubereiten. Die Geschenke, die Briefe und Pakete, das Essen, die Weihnachtsstube, den Besuch bei Verwandten oder den Kurzurlaub und... und... All diese Vorbereitungen erfordern Zeit, viel Zeit. Sie fordern einen Großteil unserer Aufmerksamkeit und Phantasie.

Johannes der Täufer, um es heute geht, weiß nichts von der Art und Weise unserer Vorbereitungen, die uns zurzeit so in Anspruch nehmen. Sicher: Er war auch am Vorbereiten. Aber seine Adventsvorbereitungen sahen anders aus.

Wahrscheinlich hätte er uns nicht abgenommen, dass unser Advent und die Vorbereitungen darauf irgendetwas mit dem zu tun haben, was er unter Advent verstand und vorbereitete.

Was wir heutzutage und hierzulande unter Advent verstehen, brauche ich nicht weiter zu erläutern. Das ist bekannt. Was aber war für Johannes den Täufer Advent?

Für Johannes den Täufer ging es beim Advent um die Ankunft Gottes in dieser Welt. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit“. Nun mögen Sie einwenden, dass es bei uns doch auch um nichts anderes geht.

Aber das ist eben der Irrtum. Johannes dem Täufer ging es nicht um Weihnachten im Sinne von Heilig Abend. Ihm ging es beim Thema Advent um das Kommen Gottes in diese Welt zum Gericht.

Und diese Ankunft war vorzubereiten. Er erwartete nicht die Geburt eines Kindes, sondern das Kommen des Herrn, des Herrn der Herrlichkeit in Herrlichkeit. Wenn Gott kommen würde, dann groß, mächtig und herrlich, den Bösen zum Gericht und den Guten zur Hilfe. Darauf bereite er sich und die Menschen von damals vor.

Immer wieder predigte er: „Das Reich der Himmel, Gott selbst ist uns ganz nah. Stellt euch darauf ein. Ändert euren Sinn. Wendet euch von der Betriebsamkeit und Sorge um das alltägliche Leben ab. Wendet euch Gott zu. Er kommt. Bereitet euch auf sein Kommen vor. Er steht schon vor der Tür.“

Johannes lebte in dem Bewusstsein und in der brennenden Erwartung, dass Gottes Kommen, Gottes Auftreten, dass sein Durchbruch unmittelbar bevorstanden. Er hat das so eindringlich gepredigt, dass die Menschen den Eindruck hatten, Gott stände wirklich vor der Tür. Gott war ihnen durch die Worte des Johannes zum Greifen nah. So ließen sie sich von seiner Art der Vorbereitung faszinieren. Sie ließen sich bewegen, sich ihrerseits auf Gottes Kommen vorzubereiten.

Und wie man einem großen Staatsgast einen roten Teppich ausbreitet, so ist Gott der Weg in die Welt zu ebnen. Man könnte meinen, Johannes der Täufer wäre so etwas wie der Vorarbeiter eines Bautrupps gewesen, dessen Aufgabe darin bestand, Wege, Brücken und Straßen so herzurichten, dass der Weg des Herrn geebnet ist.

Da Gott seinerseits auf dem Weg in diese Welt, zu uns ist, sind ihm keine Steine in den Weg zu legen, sondern umgekehrt die Steine aus dem Weg zu räumen, die ihn behindern könnten.

Er forderte seine Zuhörer auf: „Ebnet den Weg des Herrn!“ Und damit forderte er heraus, es ihm gleichzutun, mit ihm dafür zu sorgen, dass der Weg für Gott frei wird.

Also: Ärmel hochgekrempelt, angefaßt und angefangen. Es gab viel zu tun. Damit Gott wirklich überall hin kann, sind alle Wege, Straßen und Brücken freizumachen bzw. freizuhalten.

Und da es so viele unterschiedliche Wege gibt, gibt es für jeden und jede eine Möglichkeit, Wegbereiter zu sein. Und je mehr Menschen helfen, Ihm den Weg zu ebnen, desto schneller und weiter würde Gott in dieser Welt vorankommen.

Im Gegensatz zu der Reklame mit dem Motto „Wir machen den Weg frei“, wo die Menschen in Sicherheit gewiegt werden, wo ihnen alles abgenommen wird, wo der Eindruck entsteht, es würde ihnen alles in den Schoß fallen, weil ja versprochen wird „Wir machen Ihnen den

Weg frei. Wir machen das schon...“, werden die Menschen von Johannes in die Verantwortung genommen, selbst mit anzufassen.

Johannes fordert auf „Ebnet den Weg des Herrn“. Also: „Baut für Gott Wege, auf denen er zu euch und anderen, eben in diese Welt kommen kann.“

Ich denke, jetzt ist ein wenig klarer, worin sich die Adventsvorbereitung eines Johannes von den Vorbereitungen unterscheidet, die uns im Advent umtreiben. Ich hoffe, dass Sie jetzt nicht etwa denken „Auch das noch. Neben all den Vorbereitungen nun auch noch solche Vorbereitungen.“

Aber wir kommen um diese Fragen nicht herum, wenn wir uns dem Thema Advent wie Johannes stellen wollen. Denn es könnte sich ja herausstellen, dass wir dem Herrn den Weg unwissentlich mehr verbauen als ebnen.

Wehren Sie diese Gedanken bitte nicht gleich ab. Lassen Sie die Fragen, die sich damit stellen, noch einen Moment offen. Fragen Sie sich doch einmal:

Wo räume ich dem Herrn Steine aus dem Weg und wo bin ich ihm ein Stein im Weg? Wo bin ich mit meinen Möglichkeiten eine Verstärkung des Bautrupps, der den Weg ebnet, und wo bin ich so etwas wie ein Geisterfahrer, der in die falsche Richtung unterwegs ist? Wo beseitige ich Schlaglöcher auf dem Weg des Herrn und wo vergrößere ich sie durch mein Tun? Wo helfe ich mit, dem Herrn den Weg zu ebnen und wo stehe ich, was diese Wegbereitung angeht, nur herum, die Hände in den Taschen und lasse andere schaffen? Es ist ja so einfach, vom Straßenrand aus im Vorübergehen kluge Ratschläge zu geben, wenn man sie selbst nicht in die Tat umsetzen muss.

Was also könnten Sie dazu beitragen, den Weg des Herrn in diese Welt zu ebnen - mal vorausgesetzt, dass Sie das wollen?

Einige ganz einfache Beispiele: Das Singen von Advents- und Weihnachtsliedern sowie das Hören entsprechender Musik ist wie ein „Weg frei“, damit er durch die Lieder und durch die Musik zu uns und in diese Welt kommen kann.

Eine gute Weihnachtskarte - nicht dieser billige Weihnachtskitsch - kann für manchem Empfänger den Weg eröffnen. Gute Gespräche in diesen Tagen - eben auch über den Sinn der Advents- und Weihnachtszeit - können Steine aus dem Weg räumen und Wege eröffnen. Lichter können uns und anderen den Weg erleuchten, auf dem er zu uns kommen möchte. Symbole wie Sterne und Engel können uns in dieser Zeit Wegbegleiter sein, können uns für den Advent Gottes öffnen.

Was immer wir für uns und andere tun, sollte uns und anderen Möglichkeiten offen halten oder eröffnen, damit Gott zu uns und den anderen kommen kann.

So helfe uns Gott in dieser Advents- und Weihnachtszeit dabei, dass wir in allen Vorbereitungen nicht aus dem Auge verlieren, Gott selbst Wege zu ebnen, auf denen er zu uns und anderen kommen kann.

Jesus nachgehen

Predigt zu Johannes 1,35-42 am 11. Juli 1993

Eine anschauliche Geschichte, die wir gehört haben: Jesus geht vorbei und Johannes der Täufer macht seine Jünger darauf aufmerksam. Auf diesen Hinweis hin gehen zwei seiner Jünger Jesus nach. Die beiden gehen Jesus also nicht nach, weil Jesus sie gerufen oder aufgefordert hätte. Er geht vorbei, geht seinen Weg - und sie folgen ihm, weil Johannes sie an ihn verweist.

Vielleicht war das bei Ihnen nicht anders, die Sie heute Morgen hier sind. War auch in ihrem Leben ein Mensch, dem Sie vertrauten, der Sie mit auf den Weg genommen hat? Es ist ja nicht leicht, ganz allein und von sich aus in eine neue Umgebung, in eine neue Gruppe zu gehen.

Ich hatte gerade wieder ein Gespräch, in dem eine Frau ein wenig wehmütig sagte, dass ihr jemand fehlen würde, der sie mit in die Gemeinde nimmt, einfach an der Hand mit auf den Weg nimmt.

Ich denke, dass ist bei uns nicht anders. Auch uns haben andere mitgenommen, haben uns erzählt von der Gemeinde und von Gott. Sie haben uns angesprochen und hingewiesen, beteiligt und in die Verantwortung genommen. Und so sind auch wir mit dem entsprechenden Kribbeln im Bauch dazu gestoßen.

Nun sind wir in unterschiedlicher Weise auf dem Weg. Manche sind schon lange auf dem Weg, andere erst seit kurzem. Manche haben das Gefühl, sie seien ganz dicht dran an Jesus, andere meinen, sie seien unendlich weit weg von ihm, hätten ihn beinahe aus den Augen verloren. Aber so oder so - wir sind unterwegs mit Jesus, wenn wir ihm nachgehen. Darin ähneln wir den ersten Jüngern.

Es gibt ja auch die andere Möglichkeit. Viele Menschen haben bereits von Jesus gehört, kennen ihn vom Hören-Sagen, sind ihm aber nie wirk-

lich nachgegangen, wie man manchem im Leben nachgeht, was einen interessiert, was einen fesselt. Vielleicht ist diesen Menschen in Rechnung zu stellen, dass sie nie einen Menschen so von Jesus reden hörten, dass es sie interessiert hätte, dass ihnen deutlich geworden wäre, warum er auch für ihr Leben wichtig sein könnte.

Wie ist das bei Ihnen? Sie hören hier ja oft und viel von Jesus. Gehen Sie dem nach? Die beiden Jünger von damals sind mir eine Einladung, mich auf den Weg zu machen - Jesus hinterher. Wie geht es also weiter? Darum geht es ja in der heutigen Geschichte.

Natürlich hatte Jesus gemerkt, wie da zwei hinter ihm her waren. Deshalb drehte er sich um, so als wenn er die beiden gerade erst bemerkt hätte und fragte: „Was sucht ihr?“ Diese Frage ging so tief, wie es tiefer kaum gehen konnte. „Ja“, mögen die beiden sich gefragt haben, „was suchen wir überhaupt? Und was suchen wir bei Jesus? Wissen wir das schon? Wir wollten ihn doch nur näher kennenlernen.“

Wie würden Sie antworten, wenn Jesus Sie heute so fragen würde? Wäre ihr erster Gedanke vielleicht: „Wieso fragt er mich das? Wieso begrüßt er mich einfach und sagt: 'Schön, dass Du da bist! Vertrau mir, denn ich weiß, wo es langgeht.',„

Nein. Jesus sagt: „Was sucht Ihr?“ Und er lässt uns damit die Freiheit, selbst zu klären, was wir suchen und wollen. Was suchen Sie heute Morgen? Ruhe und Besinnung oder Trost und Ermutigung für die kommende Woche oder Gemeinschaft mit Gleichgesinnten oder Begegnung mit Gott oder Hilfe in einer Krise oder ein Ziel und eine Aufgabe oder ein Stück zuhause? Ist es von alledem etwas? Vielleicht können und wollen Sie sich aber auch nicht festlegen, was es ist, das Sie heute Morgen hier sein lässt?

Wenn Jesus nun fragt: „Was sucht Ihr?“, dann will er, dass wir das klären, dass wir ein Stückchen weiter mit der Klärung kommen, dass wir der Frage nicht ausweichen, was wir für unser Leben wirklich suchen und erwarten.

Und indem er uns so fragt, macht er deutlich, dass er nicht unser Guru sein will, der uns abhängig macht, der schon immer, ohne uns zu fragen, weiß, was für uns gut ist und was wir brauchen.

Nein. Er dreht sich um und fordert uns auf, zu prüfen und zu klären, was wir suchen, damit wir unseren eigenen Weg, unseren ganz eigenständigen Weg in seiner Nachfolge finden. Denn auch als Menschen, die ihm nachfolgen, bleiben wir verantwortlich für unseren Weg. Wir bleiben immer Suchende, nach dem richtigen Weg Suchende.

Was also suchen wir? Wenn wir das so nicht spontan sagen können, befinden wir uns in guter Gesellschaft. Auch die Jünger haben keine Antwort gewusst. Ihnen wird sicher auch so manches eingefallen sein, was sie schon immer gesucht hatten. Aber darum ging es ihnen jenen Moment ja nicht. Sie hätten auf die Frage, was sie denn suchten, ehrlich sagen sollen: „Dich!“

Stattdessen haben sie nur ein wenig verlegen gefragt: „Meister, wo wohnst du? Wo bist du zuhause?“ Natürlich wollten sie nicht wissen, in welcher Straße oder in welchem Haus er wohnte. Zwischen den Zeilen wird deutlich, was sie eigentlich dachten und wollten: Wir wollen das hier nicht auf der Straße klären. Du gehst doch nach Hause. Kannst du uns nicht mitnehmen, damit wir in Ruhe darüber reden können?

Diese Frage, die unausgesprochen doch im Raum stand, hat Jesus aufgenommen und beantwortet, als er sie dann einlud: „Kommt mit! Lasst uns miteinander reden. Seht, wie ich lebe und über alles denke. Vielleicht versteht ihr, worum es mir geht. Überzeugt euch selbst. Ihr werdet sehen: Gott wird bei euch sein.“

Die Jünger damals gingen und sahen es und blieben bei ihm. Mit einfachsten Tätigkeitswörtern wird das beschrieben: hören - kommen - sehen - bleiben - einladen.

Hören, wo jemand mich einlädt, auf Gottes Wort zu vertrauen. Kommen, Initiative ergreifen, sich herauswagen aus Sicherheiten und Enttäuschungen auf einen neuen Weg. Sehen, prüfen und klären, ob die gute Botschaft für meine Lebenslage brauchbar ist, mir hilft und mich stärkt. Bleiben, in der Gemeinschaft mit Gott und seiner Gemeinde. Einladen, selber zu einem Menschen werden, der andere einlädt, begleitet, ein Stück mitgeht.

Es ist uns zu wünschen, dass wir auch so einladende Wegbegleiter werden, dass wir Menschen werden, die sich umdrehen nach anderen, die andere nicht einfach hinter sich lassen, die stehenbleiben und fragen: „Was sucht Ihr? Was wollt ihr mit Eurem Leben anfangen?“ Es ist uns zu wünschen, dass wir von Jesus lernen, solche Menschen zu sein, die fragen und die nicht immer schon meinen, sie wüssten, was andere für ihr Leben brauchen und nötig haben.

Ob uns das gelingt, zu hören, was die Betroffenen sagen, ein Stück des Weges mitzugehen? Werden wir hören, wie sie uns fragen - vielleicht auch zwischen den Zeilen - nach Jesus und der Gemeinde: „Wo wohnt ihr? Ist Eure Gemeinde, ist Eure Gruppe ein Ort, wo wir Jesus finden und Gott erfahren, wo wir angenommen werden, wo wir zuhause sein

können, wo wir einkehren können mit unseren Ängsten und Befürchtungen, unseren Enttäuschungen und Fremdheiten?“

Was wäre das großartig, wenn wir dann wie Jesus sagen könnten: „Kommt und seht. Überzeugt euch selbst. Ihr seid willkommen. Kommt und seht und bleibt - für einen Tag, für eine Phase eures Lebens, wenn Ihr wollt - für Euer ganzes Leben. Kommt und seht, wie freundlich Gott der Herr ist.“

Das ist jedem einzelnen und unserer Gemeinde zu wünschen, dass wir Gottes Freundlichkeit erfahren und weitersagen, dass wir andere mit in unsere Mitte, aber auch mit auf den Weg nehmen. Nur so werden wir uns als Christen finden, indem wir uns miteinander aufmachen und Jesus nachgehen. Der Segen Gottes begleite und stärke uns auf unseren Wegen.

Eingeladen

Predigt zu Johannes 1, 43-51 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 1. Januar 2022

In guter alter Tradition geht es in der Predigt heute, am Neujahrstag, um die Jahreslosung, also das biblische Wort, mit dem man ins neue Jahr und durch das das begonnene Jahr kommen soll.

Die Jahreslosung ist ein Wort Jesu. Es lautet: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen.“

Da die Jahreslosung oft auf Karten gedruckt wird, machen sich alle möglichen Leute Gedanken darüber, wie man die Worte der Jahreslosung in Szene setzen und veranschaulichen kann.

Immer wieder versucht man es mit dem Motiv einer Tür zu verbinden. Der Gedanke dahinter ist, dass man anklopft und dass Christus dann die Tür öffnet und den Kommenden einlässt. Nicht schlecht. Aber sehr abstrakt.

Ganz anders die hier abgedruckte Veranschaulichung der Jahreslosung, die für Kinder gemacht wurde. Ich finde sie ausgesprochen gelungen.

Zum einen wird auf den ersten Blick klar, wer mit der Jahreslosung zu Wort kommt: Jesus. Jesus sagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen.“

Und herrlich, wie er das sagt, nicht leidend und am Kreuz sterbend, wie er viel zu oft dargestellt wird, sondern lebendig und ganz freundlich, eben so, dass man sich auch eingeladen fühlt.

Spontan kam mir in den Sinn, wie Kinder auf die Einladung „Wer kommt in meine Arme“ reagieren. Sie laufen freudestrahlend auf den zu, der sie so einlädt und zum Zeichen der herzlichen Einladung seine Arme erwartungsvoll weit ausbreitet.

Genauso sollten wir uns Jesus Christus vorstellen und dann wie die Kinder losrennen und uns ihm im übertragenen Sinn in die Arme werfen.

Versuchen wir Jesu Einladung doch einmal so zu verstehen, wie Kinder sie verstehen, ganz nach dem Motto: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder... Und wer von uns Jesu Einladung „Wer kommt in meine Arme“ hört, der sage einfach: Ich.

Und was passiert dann? Dann steht nicht nur Jesus im Licht. Dann steht auch der im Licht, der zu ihm läuft, der sich ihm in die Arme wirft. Schon der Weg zu ihm ist hell, bringt Licht ins Dunkel.

Wenn man aus dem Dunkel ins Licht schaut, hat man nicht nur eine Orientierung. Man hat auch das Licht vor Augen. Da mag noch so viel Dunkel drum herum sein. Das sieht man dann nicht mehr, wenn man aufs Licht schaut. Es ist zwar noch da. Aber es ist längst nicht mehr so beängstigend.

Es ist wie bei einem Fixierbild. Man ist dann nicht mehr aufs Dunkel fixiert, sondern auf das Licht. Und das verändert die Perspektive grundlegend. Das Licht lässt Licht ins Dunkel fallen. Das Licht lässt hoffen. Das Licht verändert die trübe Stimmung derer, die sich mit der Dunkelheit herumschlagen.

Und wer kommt da eigentlich? Werfen wir einen Blick auf den Menschen, den Jesus da einlädt. Wir sehen ihn nur von hinten.

Er scheint blind zu sein. Denn am Arm trägt er das Zeichen derer, die blind sind. Sein grünes Gewand ist ganz ausgefranst und geflickt. Er scheint arm zu sein. Am Kopf trägt er einen Verband. Er ist verletzt. Seine linke Hand sieht aus, als sei sie spastisch gelähmt. Er kann sich nicht frei bewegen. Der dunkle Mantel, der irgendwie schwer aussieht und ihn belastet hat, scheint von ihm abzufallen. Er ist nicht ohne Grund am Boden, also down.

Er ist so dargestellt, dass er stellvertretend für so viele, wenn nicht für uns alle steht, die wir uns blind und arm, verletzt und gelähmt, belastet und down fühlen.

Neben allem, was diesen Menschen als einen Menschen ausweist, der in Not ist, gibt es Hinweise dafür, dass sich bei ihm in der Begegnung mit Jesus gerade etwas verändert.

Zum einen erreicht ihn von Jesus her, der ihn einlädt, zu ihm zu kommen, das Licht. Schon deshalb ist seine Situation nicht gänzlich trostlos. Und so streckt er seine rechte Hand nach Jesus aus. Dabei sieht es so aus, als würde er das voller Erwartung tun.

Gern würde man sehen, wie es weitergeht, was mit diesem Menschen passiert, wenn er sich Jesus in die Arme wirft, wie seine Not ein Ende findet. Denn das wird sie. Zweifellos.

Wie auch immer: Es wird ihm gut tun, Jesus zu begegnen, und wenn schon nicht seine Not beenden, so doch lindern.

Drum herum sehen wir nur angedeutet die Reaktionen derer, die das miterleben. Da ist auf der linken Seite einer von den Bedenkenträgern zu sehen, die abwehrend die Hände heben.

Und da sind in den Gesichtern um Jesus Reaktionen angedeutet, wie man sie bis heute findet. Sie reichen von freundlich anteilnehmend und überrascht bis kritisch, spottend und abweisend.

Man ist geneigt, dem Eingeladenen zuzurufen: „Lass die Leute reden... und folge der Einladung Jesu."

Wem das mit Jesus nun nicht so liegt, weil er nicht weiß, wie er Jesus denn heutzutage finden soll, der könnte im Einladenden auch den himmlischen Vater sehen.

Man könnte das Dargestellte dann ganz im Sinne des Gleichnisses vom barmherzigen Vater und seinem verlorenen Sohn verstehen. Dann wäre es der Moment, wo der verlorene Sohn nach Hause kommt und vom Vater empfangen wird.

Und wem das alles zu theologisch ist, der könnte sich selbst mit dem Einladenden identifizieren und sich überlegen, wen er einladen könnte.

Also stell Dir vor, es würde sich bei den Worten der Jahreslosung nicht um Jesu, sondern um Deine Worte handeln. Stell Dir vor, du würdest denken und sagen: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen."

Die Einladung müsste nicht genau diesen Wortlaut haben. Sie könnte auch so ähnlich klingen, z.B. so: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht ausweisen. Wer zu mir kommt, den werde ich nicht ablehnen. Wer zu mir kommt, den werde ich nicht ausgrenzen... „

Und jetzt überleg mal, wer das sein könnte, den Du einlädst. Mit Blick auf wen könntest Du das sagen? Und würde dieser Mensch Deiner Einladung folgen?

Weil ich nicht weiß, was Euch gerade umtreibt, formulieren ich es mal etwas allgemeiner: Stell Dir vor, Du sagst es zu dem Menschen, mit

dem Du gerade im Streit bist. Stell Dir vor, Du sagst es in Richtung der Menschen, die als Flüchtling bei uns eine Zuflucht suchen. Stell Dir vor, Du sagst es in Richtung der Menschen, die politisch anderer Meinung sind als Du. Stell Dir einfach jemanden vor, den Du kennst und der sich in seiner Not an Dich gewandt hat... Und dem sagst Du: „Wenn Du zu mir kommst, werde ich Dich nicht abweisen. Vielleicht kann ich Dir sogar helfen." Es geht – so betrachtet – in erster Linie darum, andere nicht abzuweisen.

Natürlich musst Du nicht abwarten, bis der andere den ersten Schritt macht. Du könntest ja auch selbst den ersten Schritt auf den anderen zu machen. Das würde es ihm leichter machen.

Abschließend noch eine andere Perspektive: Stell Dir vor, dass das nicht Jesus zu dir, sondern dass Du das zu Jesus sagen würdest.

Also stell dir vor, Du würdest Jesus oder Gott mit den Worten der Jahreslosung in Dein Leben einladen: „Wenn Du zu mir kommst, werde ich Dich nicht abweisen."

Das zu denken und zu sagen täte jedem von uns gut und wäre Gott sicher eine Freude. Und so eine Einladung würde er mit Sicherheit nicht ausschlagen.

Manchmal machen wir das ja auch, wenn wir z.B. beten: „Komm, Herr Jesus, segne uns und was Du uns aus Gnade bescheret hast." oder „Komm, heiliger Geist, mit Deiner Kraft" oder „Komm, Herr, segne uns..."

Wir sehen, wie uns die Jahreslosung erinnert, dass wir auf vielfältige Weise eingeladen sind. Gut zu wissen. Und noch besser, der Einladung zu folgen. Und gleichzeitig erinnert sie uns: Wir können auch unsererseits einladend sowohl auf andere als auch auf Gott zugehen.

Komm und sieh

Predigt zu Johannes 1, 43-51 am 2. Januar 2011

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum Sie hier sind bzw. warum Sie hier mitmachen?

Die Konfirmanden „müssen", weil sie konfirmiert werden wollen. Einige sind hier, weil sie schon von klein auf in das Gemeindeleben hineingewachsen sind. Andere sind hier, weil sie eingeladen oder mitgenommen wurden. Dann gibt es die, die die Gemeinschaft hier der Ein-

samkeit in den eigenen vier Wänden vorziehen. Und dann gibt es noch die, für die es ohne Gottesdienst eben nicht Sonntag wird.

Soviel ist sicher. Wie es viele Wege nach Rom gibt, so gibt es viele Wege, auf denen man zur Kirche kommen kann. Und oft stecken da Menschen dahinter, die uns auf den Weg zur Kirche bringen bzw. mitnehmen.

Im Grunde ist es Gott selbst, der seine Gemeinde sammelt. Und wie macht er das? Eben auch durch uns Menschen hindurch. Durch Menschen ergeht der Ruf. Einer wird dem anderen Vermittler. Einer nimmt den anderen an die Hand, lädt ihn ein, nimmt ihn einfach mit.

Das war damals nicht anders. Einer sagt's dem anderen weiter. Natürlich: Der Impuls ging von Jesus aus. Mit ihm fing es an. Als Jesus und Philippus zusammentreffen, da springt der Funke direkt über. Und Jesus sagt Philippus: „Folge mir nach." Also: Komm. Mach mit. Lass dich einladen. Wir brauchen dich.

Und Philippus? Er lässt sich das nicht zweimal sagen. Er lässt sich einladen. Er lässt sich drauf ein. Er lässt sich auf Jesus ein.

Und war's das dann? Eben nicht. Philippus war so begeistert und erfüllt, dass er gar nicht anders kann, als anderen zu erzählen, was ihm widerfahren ist. Wes das Herz voll ist, geht der Mund über.

Das bekam Nathanael zu spüren. Es ist, als würde er ihm schon auf halbem Wege zurufen: „Wir haben ihn gefunden, von dem Mose und die Propheten geschrieben haben. Er heißt Jesus und kommt aus Nazareth."

Den Einwänden Nathanaels entgegnet Philippus: „Komm doch einfach mit und sieh selbst." Und – wie gut – er geht mit und lässt sich von Jesus gewinnen und überzeugen.

Das Interessante daran ist gewissermaßen die Aufgabenteilung: Philippus bringt Nathanael zu Jesus und überlässt es Jesus, ihn zu überzeugen.

Wäre das nicht auch was für uns? Also wie Philippus Außenstehende ansprechen, einladen und mitnehmen und sie Jesus anvertrauen in der Hoffnung, dass er sie überzeugt und gewinnt.

Das könnten wir doch auch tun: Menschen einladen und auf Jesus hinweisen: „Komm und sieh! Höre auf seine Worte. Schau, was er gemacht hat und wie er mit anderen umging, wie er sie mahnte, tröstete, heilte."

Es gibt so viele, die auf einen Menschen wie Philippus warten, der sich ihrer annimmt, sie bei der Hand nimmt, einlädt und auf diese Weise mit Jesus in Kontakt bringt.

Das eine ist also dieses: Menschen einzuladen, sie mitzunehmen – und vor allem: Sie für Jesus zu interessieren. Das ist ja noch mal die Frage, womit sich die Menschen auf Dauer gewinnen lassen.

Schauen wir in die Geschichte, schauen wir ein Zweites, wie das nämlich mit Nathanael war. Natürlich: Es sieht so aus, als habe Philippus diesen Nathanael auf den Weg gebracht.

Jesus selbst rückt diesen Eindruck zurecht, wenn er sagt: „Bevor Philippus dich rief, als du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich."

Das klingt eher nebensächlich – und ist doch zentral. Wenn hier die Rede davon ist, dass Jesus Nathanael sah, dann ist damit nicht gemeint, dass er ihn zuerst da sitzen sah.

Nein. Das Sehen meint viel mehr. Es hat die Qualität von Ausersehen. Jesus hatte einen Blick für die innere Lage, in der sich Nathanael befand.

Jesus sieht Nathanael. Und er sieht, was in ihm steckt. Er sieht, was ihn innerlich bewegt. Er sieht, wie er auf der Suche ist. Er sieht, was aus ihm werden kann. Er sieht viel mehr, als vor Augen ist. Er sieht ins Herz.

Und das wiederum sieht Nathanael. Er weiß sich von Jesus durchschaut – und gleichzeitig angesehen. Es ist kein entlarvender Blick, sondern ein warmer, ihn wertschätzender Blick. Und das überwältigt ihn.

Und wir? Wir sind bei Gott wie Nathanael angesehene Leute. Voller Gnade und Liebe ruht sein Blick auf uns. Er – unser Herr und Gott – sieht uns. Sehen wir seinen wertschätzenden Blick?

Und noch etwas Drittes steckt in unserem Abschnitt, dass wir uns unbedingt vergegenwärtigen müssen. Da sagt Jesus: „Du wirst noch Größeres als das sehen... Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herab fahren über dem Menschensohn."

Und? Schon gesehen? Ach nein. Na dann ist ja aber mal klar, wie es weitergehen könnte. Wie oft freuen wir uns schon an einem schönen Sonnenaufgang oder an einem mit Rauhreif bedeckten Baum oder am Staunen eines Kindes oder einer liebevollen Umarmung...

Hier wird uns etwas in Aussicht gestellt, was dies alles in gewisser Weise noch übertrifft, eben noch Größeres. Wir werden den Himmel offen sehen.

Jesus sagte das, um uns Lust zu machen. Ich weiß, auch das mit dem Glauben wird auf die Dauer – nun nicht gerade langweilig – aber eben im Sinne einer guten Gewohnheit gewöhnlich. Und wie das so ist mit guten Gewohnheiten: Sie begeistern weder uns noch andere. Ihnen fehlt je länger desto mehr das gewisse Etwas, das uns begeistert und elektrisiert.

Aber genau das ist es, was im Grunde wir selbst und natürlich auch die anderen suchen. Und hier wird es uns versprochen, von Jesus selbst: „Noch Größeres, den Himmel offen." Komm und sieh. Komm und schau noch mal hin. Lass nicht locker. Gib dich nicht zufrieden, bevor du erlebt hast, wie sich der Himmel über dir öffnet - und das immer wieder.

Der feiernde Jesus und die Lebensfülle

Predigt zu Johannes 2, 1-11 am 18. Januar 2009

Jesus, wie Johannes ihn hier schildert, hätte sich wohl sehr gewundert über Leute, die meinen: „Ein Christ tanzt nicht." „Ein Christ trinkt keinen Alkohol." „Ein Christ ist erhaben über die kleinen Freuden des Alltags."

Was das angeht, würden wir uns in St. Markus wohl keine Rüge einfangen, wenn wir Gemeindefeste feiern oder wie heute Abend beim Abendschoppen gemütlich ein oder auch zwei Gläschen trinken.

Es war also Hochzeit in Kana. Und Jesus war dabei. Da wurde gefeiert, gesungen und getanzt, gegessen und natürlich auch getrunken. Können Sie sich das vorstellen, wie Jesus mitfeierte.

Irgendwie komisch, oder nicht? Wir haben Jesus so sehr als den leidenden Christus verinnerlicht, dass es ihn gewissermaßen kaum wieder erkennen, dass er uns fremd vorkommt, wenn er mitfeiert. Und doch ist es so. Und das ist gut so. Das Thema Lebensfreude ist mit Jesus nicht gestorben. Ganz im Gegenteil. Er weint nicht nur mit den Weinenden, sondern feiert auch mit den Fröhlichen.

Als damals die ersten schon angetrunken waren, da geschah, was der Evangelist Johannes ein „Zeichen" nennt, was vielen jedoch als seltsame und unglaubliche Geschichte erscheinen mag.

Die einen werden sagen: so etwas ist doch gar nicht möglich. Andere werden eine vernünftige Erklärung versuchen und sagen, dass Jesus vermutlich noch auf noch weitere Weinvorräte zurückgreifen konnte. Und wieder andere werden sich an dieser Geschichte einfach deshalb

stören, weil dieser feiernde Jesus nicht in ihr Bild passt, dass sie von Jesus haben als einem, der vor allem eins tut: Notleidenden helfen.

Und hier, in dieser Geschichte? Hier ist keine Not. Hier ist nur der Wein ausgegangen. Und dem hilft Jesus ab. Er sorgt für neuen Wein. Man könnte etwas salopp sagen: Er gibt einen aus. Was heißt einen, Hunderte Liter allerbesten Weins.

Was wollte nun der Evangelist Johannes mit seiner Geschichte vom Weinwunder zu Kana sagen. Man kennt das ja schon von ihm: Seine Geschichten sind immer hintergründig. Sie spielen zwar in dieser Welt. Aber diese Welt wird irgendwie durchsichtig für eine andere Welt, von der das Zeichen etwas zeigen will.

Deshalb nennt Johannes diese ganz außergewöhnliche Begebenheit ein „Zeichen"? Sie soll etwas zeigen. Die Frage ist nur: Was? Was will dies Zeichen zeigen?

Um das verstehen zu können, müssen wir uns etwas aus der Vorstellungswelt der damaligen Zeit vergegenwärtigen, nämlich die Geschichten vom Gott Dionysos, der Wasser in Wein verwandeln konnte. Als Gott des Weines galt er bei den Römern als der Gott der Lebensfreude und der Lebensfülle.

Lebensfreude und Lebensfülle suchten die Menschen zu allen Zeiten, nicht nur im antiken Rom. Wer wollte sich nicht am Leben freuen? Wer wollte nicht die Fülle des Lebens einfach nur genießen?

Indem der Evangelist Johannes Jesus hier als einen präsentiert, der es genauso gut, wenn nicht besser kann als Dionysos, sagt er seinen Zuhörern: Wenn euer Leben gelingen soll, müsst ihr nicht zu Dionysos, sondern zu Jesus gehen. Im Hintergrund stand also eine Konkurrenz: Jesus oder Dionysos. Wer ist der wahre Freuden-Meister.

Diese Geschichte zeigt Jesus als Freudenmeister. Sie zeigt auch: Er ist nicht kleinlich. Und man wird von dieser Geschichte her verallgemeinernd sagen können: Er missgönnt niemandem leibliche Freuden.

Aber er hat mehr zu bieten, viel mehr. In ihm ist die Fülle des Lebens. Und die ist auch dann noch da, wenn kein Wein und kein Rausch mehr da sind.

Und da ist Jesus eben ein anderer Freuden-Meister als Dionysos. Der nämlich hat nichts anderes zu bieten als nur die Flucht von einem Rausch in den anderen. Das kann man heutzutage ja auch so oder ähnlich haben. Zu viele versuchen durch den Alkohol zu finden, was ihnen an Sinn und Erfüllung fehlt.

Was aber ist, wenn der Wein zur Neige geht? Was ist, wenn uns der Saft ausgeht? Dann haben die Anhänger des Dionysos nur einen dicken Kopf. Aber sonst nichts.

Das ist mit dem Wein, den Jesus einschenkt, anders. Er schenkt reinen Wein ein, eben seinen Wein. Und der hält länger als der, den wir sonst trinken.

Und da wird der Wein von damals durchscheinend für das, was Jesus uns in Fülle zur Verfügung stellt. Denn der Wein, der da damals floss, war ja nicht der springende Punkt. Wichtig ist einzig und allein, wem die Menschen diesen besonderen Wein und die damit verbundene Lebensfreude verdanken.

Und nun kann man es entweder so machen wie der Festwirt. Der wusste nicht, woher der Wein kam. Der fragte auch nicht groß nach. Hauptsache, der Wein war da.

Viele machen das so. Sie nehmen und genießen, was ihnen das Leben bietet, ohne zu wissen, woher es kommt. Dabei wäre es doch geradezu nahe liegend, sich zu fragen: Wem verdanken wir das denn?

Oder man macht es so wie der Evangelist. Der weiß: Dieser besondere Saft kommt von Jesus. Und damit lenkt er die Aufmerksamkeit von den Gaben weg auf den Geber hin.

In diesem Sinne ist dann auch das zu verstehen, was Maria sagte: „Was er euch sagt, das tut." Vordergründig sagt sie es zu den Dienern. Aber gemeint sind doch nicht die von damals, sondern wir heute.

Und was zeigt diese Geschichte nun? Johannes selbst formulierte es so: „Das ist das erste Zeichen, dass Jesus tat. Und er offenbarte seine Herrlichkeit".

In dieser Geschichte von der Verwandlung des Wassers in Wein wird etwas von der Herrlichkeit und verwandelnden Kraft Gottes sichtbar. Mitten im Alltag, wo der Saft ausgegangen ist, wo einem die Lebensfreude abhandengekommen ist, mitten in der Entbehrung und im Mangel kommt es ganz überraschend zu göttlicher Fülle. Gott sei Dank.

Was für eine Aussicht für alle, denen der Lebenssaft ausgegangen ist. Gott kann das, was leer in uns ist, neu füllen.

Dazu braucht er Menschen, die einfach tun, was er sagt. Lassen Sie uns solche Menschen sein und einfach tun, was er gesagt hat. Möge er uns mit göttlicher Fülle überraschen. Möge er auch uns seine Herrlichkeit offenbaren.

Tempelreinigung

Predigt zu Johannes 2, 13-22 am 15. August 1993

„Gott ja - Kirche nein" - so höre ich es oft von Menschen, die der Kirche kritisch gegenüberstehen. Dabei interessieren sich solche Kritiker oft für Gott und auch für den Glauben. Aber sie können sich nicht vorstellen, was die Kirche, die sie erlebt haben oder erleben, mit dem zu tun hat, was sie sich unter Gott vorstellen.

In unserem heutigen Predigttext von der Tempelreinigung ist das ähnlich. Denn das, was Jesus damals mit Blick auf den Tempel sagte, würde er heute sicher auch von der Kirche sagen. Wir werden uns diese Geschichte wie einen Spiegel vorzuhalten haben. Denn sonst könnte es sein, dass wir über dem Splitter im Auge des Bruders den Balken im eigenen Auge übersehen.

Worum geht es in der Geschichte von der Tempelreinigung? Uns wird berichtet, wie Jesus voller Zorn die Geldwechsler und die Händler aus dem Tempel hinausjagte. In dieser Szene begegnet uns Jesus einmal nicht als der stille und sanftmütige, der leidende und geschlagene, sondern als der vor Zorn rasende und selbst leidenschaftlich Schlagende.

Diese Szene könnte uns unangenehm sein, weil wir ein anderes Bild von Jesus bevorzugen. Wir lieben den friedlichen Jesus. Aber hier nun der zornige Jesus. Dabei wird aber deutlich, dass es nicht nur einen zerstörerischen Zorn gibt, der blind macht, sondern auch einen positiven Zorn, der das Zögern und die Passivität überwindet und entschlossenes Handeln ermöglicht.

Vielleicht sollten wir uns hier und da in diesem Sinne erlauben, zornig zu sein. Gründe dafür gibt es wahrhaftig genug - nicht nur in der Kirche, auch in unserem Leben.

Jesu Toleranz jedenfalls war zu Ende. Er hatte den Punkt erreicht, an dem er nicht mehr hinnehmen konnte, was sich da in seinen Augen Unmögliches im Tempel abspielte. Man hatte den Tempel zum Kaufhaus, zum religiösen Jahrmarkt werden lassen. Davon wollte er den Tempel reinigen.

Dabei lehnte er den Tempel nicht als Ganzen ab. Er wendete sich nur gegen das, was dem ursprünglichen gottgewollten Ziel des Tempelkultes zuwiderlief. Denn eigentlich ging es beim Tempelkult ja darum, Gott als die alleinige Mitte allen Lebens zu ehren.

Und diesem Ziel wirkte die - nur notwendig erscheinende - Betriebsamkeit im Tempel entgegen. Es ging viel zu viel um Äußerlichkeiten, um formal richtige Gottesdienste, den richtigen Vollzug der Opfer und die ordnungsgemäße Entrichtung der Tempelsteuer. In dieser Oberflächlichkeit drohte alles verloren zu gehen. Die ehrliche und tief empfundene Frömmigkeit und die Hingabebereitschaft der Menschen wurden missbraucht.

Was Jesus damals kritisierte, ist eines der Grundprobleme jeder Religion. Jeder Glaube und jede Religion organisiert sich, gewinnt Struktur in der Welt. Das ist nicht von vornherein nur negativ.

Doch können die äußeren Formen und Strukturen eine solche Eigendynamik entwickeln, dass sie sich zwischen die Menschen und Gott selbst drängen. Das ist die eigentliche Gefahr. Denn damit zerstören sie gerade das, was sie eigentlich bewahren wollten.

So war das damals im Jerusalemer Tempel. Denn in ihm ging es nach der Überzeugung Jesu nicht mehr primär um Gott als zentrale Mitte, sondern um ganz andere Dinge, z.B. auch um Macht und Geld. Denn der Tempel war ein wirtschaftliches Zentrum geworden. Er verfügte über beträchtliche Finanzeinnahmen. So lag in den Händen der Hierarchie, der Priester, eine enorme Macht.

Und es gab mancherlei kritische Töne aus der armen Bevölkerung über den Reichtum des Tempels. Es ging damals also nicht nur um ein paar Geldwechsler und Tierverkäufer. Es ging um viel mehr - um die Wiedergewinnung der Mitte, um all das, was sich an Macht und Geld zwischen Gott und die Menschen geschoben hatte.

Was Jesus am Jerusalemer Tempel kritisierte, gilt in weiten Teilen auch im Blick auf die Institution Kirche.

Denn das mit dem Geld ist ja auch in der Kirche immer wieder ein heikles Thema. Ich denke da z.B. an die Kirchenaustritte und damit verbunden an die sinkenden Kirchensteuereinnahmen. Und immer wenn es ums liebe Geld geht, wird es schwierig, weil so vieles in der Institution Kirche vom Geld abhängt.

Und ganz problematisch wird es immer dann, wenn z.B. konservative oder progressive Gemeindeglieder mit dem Austritt und damit mit dem Entzug der Kirchensteuern drohen, wenn dies und das geschieht bzw. bei anderen eben nicht geschieht.

Manchmal hat es den Anschein, als ginge es in der Kirche nach der Devise: Egal, was du glaubst. Hauptsache: Du bleibst in der Kirche und zahlst. Ein bisschen erinnert das moderne Kirchensteuersystem an den

Ablasshandel im Mittelalter. Mit der Entrichtung der Kirchensteuer finanzierst du dir den Weg in den Himmel. Ist die Kirche von heute also auch ein Kaufhaus, ein Kaufhaus des Westens für das Heil der Seele?

Die Kirche hat den lebendigen Glauben in ihrer wechselvollen Geschichte oft eher erschwert als gefördert. Je reicher die Kirche war und je mehr sie Macht hatte und ausübte, desto mehr gewannen im Grunde unchristliche Strukturen eine problematische Eigendynamik und es rückte immer mehr in den Hintergrund, was die Mitte der Kirche ist und worum es eigentlich gehen sollte. Die Besitzstandswahrung und Machterhaltung wurden ein ums andere Mal zum Selbstzweck.

Wie oft hat die Kirche ihre eigene Selbstsucht religiös legitimiert? Immer wieder wurde Gott im Namen rein menschlicher Interessen missbraucht. Und immer haben die Vertreter der Kirche wissentlich oder unwissentlich daran teil gehabt und auch davon profitiert.

Und das ist ein bis heute nicht überwundenes Kapitel unserer Kirchengeschichte. Es ist auch heute noch so - sicher nicht immer und überall. Wer wollte von sich sagen, dass er unschuldig daran ist, dass die Kirche auch heute immer wieder zum Kaufhaus wird?

Nicht nur der Klerus, die Pfarrer wie unsereins, macht sich schuldig, indem er zum Händler und Wechsler wird. Auch die, die die Händler und Wechsler diese Arbeit tun lassen, sich bedienen lassen und dafür zahlen, sind beteiligt an der Entstehung des Kaufhauses. Insofern sind wir alle miteinander so oder so mit von der Partie, Gott und Christus für die eigenen - oft genug eben sehr selbstsüchtigen - Interessen in Anspruch zu nehmen.

Wie würden wir reagieren, wenn Jesus heute mit einer Geißel im Zorn zu uns käme, um bei uns aufzuräumen. Was würde er rauswerfen aus der Gemeinde, aus den Kirchen der Stadt, aus der Verwaltung, aus dem Landeskirchenamt?

Wie würde die verunreinigte Volkskirche nach einer Vollreinigung durch Gott aussehen. Anders? Anders! Die verfasste Volkskirche von heute ist ja auch nur eine zeitlich bedingte, höchst menschliche Form von Kirche voller Irrungen und Wirrungen, eine Station der ewigen Kirche auf dem langen Weg durch die Geschichte. Die Erscheinungsform von Kirche hat sich immer gewandelt und sie wird sich weiter wandeln. Hoffentlich.

Jesus musste sich damals für seinen Versuch der Tempelreinigung rechtfertigen - und mehr als ein Versuch kann es historisch gesehen

nicht gewesen sein. Denn geändert hatte sich nichts. Jedenfalls ist uns davon nichts berichtet.

In diesem Zusammenhang sagte er einen Satz, der prophetisch weitblickend in die Zukunft ragt: „Brecht diesen Tempel ab und in drei Tagen will ich ihn aufrichten." Das konnten die Menschen damals nicht verstehen. Wie sollte das möglich sein? Wie wollte Jesus den Tempel, an dem man 46 Jahre gebaut hatte, in drei Tagen wieder aufbauen?

Rückblickend erschloss sich den Jüngern Jesu dieses Wort. „Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Als er nun auferstanden war von den Toten, dachten seine Jünger daran, dass er dies gesagt hatte." Damit war zweierlei gesagt.

Erstens: Jesus selbst ist der Tempel Gottes. In Jesus war Gott gegenwärtig. Gegen den Tempel als korrumpierte Institution und als Machtinstrument der Hierarchie, als Kaufhaus und religiöser Jahrmarkt, setzte Jesus sich selbst als den Ort der Gottesbegegnung. Jesus, der Tempel Gottes ohne Steine.

Zweitens: Jesus starb und kam zu neuem Leben. Sein Leben war abgebrochen. Und es wurde wieder aufgerichtet. Dieser durch die Kreuzigung zerstörte Tempel Gottes ist durch die Auferweckung neu aufgerichtet worden.

Durch einen kleinen Seitenblick in das Neue Testament wird die Tragweite dieser Aussage deutlich: Was ist nämlich der auferstandene, der neue Leib Christi, der Tempel Gottes nach der Auferstehung? Die Gemeinde. Die Gemeinde, die zu Jesus Christus gehört, sie ist sein Leib. Die Gemeinde ist der Leib des auferstandenen Christus und damit der Tempel Gottes.

Insofern hat mit der Auferstehung Jesu ein Tempelbau begonnen, der noch längst nicht abgeschlossen ist. Nicht die Institution Kirche oder das Gebäude Kirche ist eigentlich der Ort der Gegenwart Gottes, sondern die Gemeinschaft und Gemeinde der Menschen, die zu Christus gehören. „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid?" heißt es bei Paulus im 1. Brief an die Korinther 3,6.

So wie Gott einst im Jerusalemer Tempel und dann im Menschen Jesus von Nazareth seine Herrlichkeit und Gegenwart wohnen ließ, so ist die Gemeinde Jesu Christi heute der Ort seiner Gegenwart, wo er wohnen möchte, wo er zu suchen und zu finden ist, wo er seine Herrlichkeit entfalten möchte. Jeder einzelne Christ und jede Christin ist so ein kleiner Tempel, in dem Gott ist.

Vielleicht wäre es gar nicht verkehrt, wenn Jesus in uns zornig entschlossen mit einer Geißel aufräumen würde, um bei uns innen drin rauszuwerfen, was sich bei uns so dicke macht, dass Gott in uns keinen Platz findet. Es wäre erschreckend, aber eben auch erschreckend heilsam.

In Abwandlung an das Pfingstlied „Komm, heiliger Geist, kehr bei uns ein" sollten wir wenigstens ab und zu beten „Kehr bei uns aus". Nur so bliebe die Gemeinschaft der Heiligen der Tempel Gottes der Zukunft. Solange Menschen als Christen Tempel Gottes sind, wird Gott in unserer Mitte sein, auch wenn alle Tempel und Kirchen unserer Tage zerfallen sind. Wie tröstlich.

Von oben her neu werden

Predigt zu Johannes 3, 1-8 am 30. Mai 2021

Wie wäre es, wenn man mit seinem Leben noch einmal von vorn anfangen könnte, wenn es so etwas wie einen Reset-Knopf gäbe, wenn man mit der Lebenserfahrung von heute noch einmal ganz neu beginnen könnte? Zu schön, um wahr zu sein?

Darum geht es in einem Gespräch zwischen Jesus, der mit seinen Taten und Worten auf sich aufmerksam gemacht hatte, und Nikodemus, einem älteren, angesehenen Ratsherrn.

Es war eine jener Nächte, in denen einem unendlich viel durch den Sinn geht, wo man sich mit seinen Gedanken im Kreis dreht, wo man nicht weiter kommt, wo man sich gern mit dem unterhalten würde, der diese Gedanken ausgelöst hat. Für Nikodemus scheint das Jesus gewesen zu sein.

Er scheint sich gesagt zu haben: „Allein komme ich da nicht weiter. Ich muss mit ihm selbst sprechen." Und so suchte er ihn auf. Es kümmerte ihn nicht, dass es schon so spät war. Womöglich war es ihm ganz recht, dass er im Schutz der Dunkelheit zu Jesus gehen konnte.

Denn was würden die Leute sagen, wenn sie sehen würden, wie er, der Ratsherr, zu ihm, dem Wanderprediger, gehen würde? Das Maul würden sie sich zerreißen.

Er hatte Glück, ihn anzutreffen und mit ihm reden zu können. Es scheint, als wollte Nikodemus nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, sondern erst einmal was Nettes sagen: „Rabbi, wir wissen, dass du ein

Lehrer bist, von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, es sei denn Gott mit ihm."

Aber darauf ging Jesus nicht weiter ein. Im Gegenteil. Er eröffnete das Gespräch seinerseits mit einer Provokation, indem er Nikodemus sagte: „Wenn jemand nicht von Neuem geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen." Gottes Reich, also Gottes Welt in dieser Welt kann nur sehen, wer durch Gott von neuem, also von oben her neu geboren wurde.

Damit sagte Jesus dem Nikodemus zunächst einmal, dass er selbst von neuem, von oben her geboren war. Er war nämlich in der Lage, das Reich Gottes, Gottes neue Welt, Gottes Wirklichkeit schon in dieser Welt zu sehen.

Und gleichzeitig sagt er damit auch, dass das nicht jeder kann. Viele sehen nur, was vor Augen ist und haben deshalb keinen Durchblick für die Wirklichkeit dahinter. Nikodemus anscheinend auch nicht, jedenfalls nicht wirklich. Das jedenfalls zeigen die Fragen, die Nikodemus im Folgenden stellt.

Und wir? Haben wir diesen Durchblick auf die hinter allem liegende Wirklichkeit Gottes, auf den Grund allen Seins? Können wir Gottes Wirklichkeit in dieser Welt sehen? Sind wir von oben her neu geboren? Oder sind wir blind dafür?

Nikodemus versuchte zu verstehen. Seine Rückfrage zeigt, dass er Jesus nicht verstanden hatte, nicht verstehen konnte. Denn er fragte „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er denn wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?"

Natürlich wusste Nikodemus, dass man nur einmal durch seine Mutter auf die Welt kommt. Seine Frage scheint mir ein absichtliches Missverständnis zu sein, mit dem er sagen wollte: „Wir sind, was wir sind. Wie auch immer es dazu kam. Und nichts von dem, was wurde, ist rückgängig zu machen. Wir können nie ganz neu anfangen, nicht ganz neu geboren werden. Wir können nur aufbauend auf dem, was ist, uns ändern. Und manchmal sorgen äußere Umstände dafür, dass sich unser Leben von heute auf morgen radikal ändert.

Aber auch dann fangen wir nicht bei null an, sondern leben von der Stelle unseres Lebenslaufes weiter, an der wir uns gerade befinden. Es gibt keinen Reset-Knopf. Wir nehmen uns – so wie wir sind – mit. Und damit hat Nikodemus zweifellos Recht.

Und doch kann etwas anders und ganz neu werden. Genau das hatte Nikodemus noch nicht verstanden. Aber Jesus. Für ihn war das schon

so. Für Jesus war das Neue, das von oben her, von Gott her in die Welt ragte, schon wahrnehmbare Wirklichkeit.

Deshalb beharrte Jesus auf dem, was er gesagt hatte, indem er das anfänglich Gesagte leicht modifiziert noch einmal wiederholte: „Wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen."

Man könnte Jesu Antwort jetzt so verstehen, als wollte er sagen: „Nikodemus, es ist notwendig, dass du zuerst die Geburt von oben erlebst. Erst wenn das geschehen ist, wirst du Ruhe finden. Erst dann wirst du Antworten finden auf all deine Fragen."

Jesus wollte Nikodemus den Durchblick für die neue Welt Gottes erschließen. Wie ein Geburtshelfer wollte er dem Prozess zum Durchbruch verhelfen, der sich bei Nikodemus anbahnte.

Denn dass Nikodemus zu Jesus kam und das Gespräch suchte, war für Jesus der Beweis dafür, dass Gott bereits dabei war, Nikodemus von oben her zu verwandeln.

Die Geburt des Nikodemus von oben war ganz offensichtlich im Gange mit dem, dass er sich fragend und suchend an Jesus wandte. Jesus hatte das sofort erkannt, auch wenn das Nikodemus selbst noch nicht so klar war.

Wenn nun hier vom Reich Gottes, von Gottes neuer Welt die Rede ist, dann ist damit nicht von einem jenseitigen Reich Gottes die Rede. Nein: Es geht vielmehr um diese göttliche Wirklichkeit im Hier und Jetzt. Es geht um Gottes neue Welt und Gegenwart im Diesseits.

Es geht dabei ein spirituelles Erleben, Erspüren und Erfahren, das einem immer öfter, immer tiefer, immer wieder, hier und jetzt widerfährt und Gottes Wirklichkeit offenbart.

Dieses „Von-oben-geboren-Sein" – man könnte auch sagen: dieses „von-oben-her-leben" – hat mit dem Heiligen Geist zu tun.

Wir erinnern uns: Im Zusammenhang mit der Jesu Taufe heißt es, dass sich der Himmel öffnete und Gottes Geist auf ihn herabkam. Bei jeder Taufe wiederholt sich das.

Das klingt auch darin an, dass Jesus sagt: „Was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist." Von göttlicher Art kann nur sein, was von oben her, vom Geist Gottes geboren wird.

Hier geht es um das, was vom Geist Gottes her ist, also um das, worüber wir keine Verfügung haben, um das, was wir nicht machen können, um das, was uns von oben her, also von Gott her widerfährt.

Ich weiß: Es fällt uns schwer, das auszuhalten und zu akzeptieren, dass es Bereiche wie diesen gibt, wo wir nichts machen können, zu dem wir nichts beitragen können. Wir würden nur allzu gern selbst aktiv werden. Aber hier geht es nicht.

Jesus sagt es noch einmal ganz ausdrücklich: „Wundere dich nicht, dass ich dir gesagt habe: Ihr müsst von Neuem, also von oben her geboren werden." Es geht nur von oben her. Es ist Gottes Sache, den Geist in uns zur Welt zu bringen.

Wir können uns als Menschen, die von oben her leben, nicht selbst gebären. Das einzige, was wir tun können, ist: uns offen zu halten für das Wirken des Geistes, für das, was uns von oben her widerfährt, für das, was Gott uns zuteilwerden lässt.

Das Herabkommen des Geistes, das bei der Taufe Jesu anschaulich gemacht wird, ist kein einmaliger Akt, sondern ein lebenslanger Prozess.

Es ist und bleibt ein Geheimnis, über das wir uns nur wundern können, wenn ein Mensch von oben her geboren bzw. belebt wird, wenn er nicht nur menschlicher, sondern auch geistlicher, geistvoller, geistesgegenwärtiger wird. Aber dass es möglich ist, von der Nähe und Gegenwart Gottes bestimmt zu leben, das dokumentieren viele Biographien.

Für Nikodemus wird dies Gespräch ein Segen gewesen sein. Denn es eröffnete ihm eine neue Sicht auf die Welt Gottes, auf die Wirklichkeit Gottes in dieser Welt, die er insgeheim immer gesucht hatte und die ihn umgeben hatte, ohne dass er sich dessen schon bewusst gewesen wäre.

Schon beeindruckend, dieser Nikodemus und seine Geburt von oben her. Sie fordert uns heraus wahrzunehmen, wie Gott uns von oben her zur Welt bringt und wachsen lässt.

Gottes Liebe motiviert

Predigt zu Johannes 3, 14-21 am 17. März 2019

Kennt Ihr die Geschichte, von der hier die Rede ist. Sie steht im 4. Buch Mose. Da wird von Schlangen berichtet, deren Biss tödlich war. Die Menschen sahen darin eine Strafe Gottes. Sie baten Mose, er möge Gott bitten, sie zu verschonen.

Bei Mose heißt es: „Da sprach der HERR zu Mose: Mache dir eine Schlange aus Kupfer und richte sie an einer Stange hoch auf. Wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben. Da machte Mose eine Schlange aus Kupfer und richtete sie hoch auf. Und wenn jemanden eine Schlange biss, so sah er die Schlange aus Kupfer an und blieb leben."

Hier auf dem Blatt ist ein sogenannter Äskulapstab abgebildet. So in etwa dürfte Moses Schlange aus Kupfer ausgesehen haben. Bis heute ist der Äskulapstab das Symbol des ärztlichen und pharmazeutischen Standes und oft zu sehen an bei Apotheken und Arztpraxen.

In unserem Text von heute wird dieses Ereignis aus der Geschichte Israels mit Christus in Verbindung gebracht. Was da am Kreuz passierte, wird dadurch nicht als Scheitern, sondern als Triumpf gedeutet. Denn: Christus wird am Kreuz erhöht.

Gott rettete die, die voller Vertrauen auf die erhöhte Schlange schauten. Genauso rettet Gott die, die voller Vertrauen auf den am Kreuz erhöhten Christus schauen.

Damit ist natürlich kein flüchtiger Blick gemeint. Nein. Wer den am Kreuz erhöhten Christus anschaut, wer zu ihm aufsieht, wer ihm vertraut, wer glaubt, dass er ihn retten und ihm helfen kann, der wird leben und das ewige Leben haben. Das heißt: Schau auf Jesus. Halte dich an ihn – und Du wirst leben.

Zunächst ist von einer unvorstellbar großen, übermenschlichen, ja göttlichen Liebe die Rede, mit der Gott die Welt liebt. Und da auch wir alle Teil der Welt sind, gilt diese Liebe auch uns und allen andern, selbst dann, wenn wir das weder spüren noch glauben können, selbst dann, wenn wir uns weit weg von Gott fühlen sollten.

Martin Luther hat in einer Predigt einmal dazu folgendes gesagt: „Dass ein Gott sein soll und soll die Welt lieb haben und ihr etwas Gutes gönnen, das ist über alle unsere Vernunft... Ich wünschte der Welt das höllische Feuer, und sonderlich täte ich das, wenn ich Gott wäre... Das täte ich. Aber was tut Gott? Anstatt seines Zorns, den die Welt wohl verdienet hat, hat er die Welt lieb... Und dabei ist sie... ein Stall voll böser, schändlicher Leute, die alle Kreaturen Gottes auf das schändlichste missbrauchen, Gott lästern... Dieselben schändlichen Leute hat Gott lieb."

Und weil er uns liebt und weil er uns retten will, schickt er Christus, seinen einzigartigen Sohn. Man ist geneigt zu fragen: Wie kann er nur?

Aber wenn er bereit ist, aus Liebe zu uns alles zu geben, sollte uns das nicht zu denken geben und fragen lassen, inwiefern auch wir aus Liebe zu ihm bereit sein sollten, alles zu geben?

Wenn er diese Welt so sehr liebt, legt es sich da nicht nahe, dass wir diese Welt ebenso lieben wie er – auch wenn das zuweilen schwer ist? Seine Liebe setzt Maßstäbe.

Der Evangelist verbindet das Thema der Rettung mit den Stichworten Gericht und Liebe. Das ist eine überraschende Kombination.

Vom Gericht erwarten die meisten ja nichts Gutes, eher eine Bestrafung, ein vernichtendes Urteil. Das ist ein Missverständnis. Er kommt nicht, um uns hinzurichten. Er kommt, um uns aufzurichten, um uns zu retten.

Bei dem Gericht, von dem hier die Rede ist, geht es nicht um Strafe, sondern um Freispruch. Dieser Freispruch hat seinen Grund in der Liebe des Richters. Weil der uns Übeltäter trotz all unserer Fehler und Verfehlungen liebt, wie ein Vater oder eine Mutter die Kinder liebt, hat er alles getan, um uns zu retten.

Die angebotene Rettung will allerdings ergriffen werden. Es passiert nicht automatisch. Wer sich nicht retten lässt, geht verloren. Aber wer sich dem Christus anvertraut, der ist nicht verloren, der geht nicht verloren. Wer ihm glaubt, der lebt – ewig.

Und dann wird das Thema Gericht noch einmal so aufgenommen, sodass man sich fragt: Wird denn das vorher Gesagte relativiert und wieder zurückgenommen für die, die die Finsternis mehr lieben als das Licht, das mit Christus in die Welt kam? Ein bisschen sieht es so aus.

Man könnte es aber auch so verstehen: Wer nicht auf den erhöhten Christus und das Licht schaut, das mit ihm von Gott her in die Welt gekommen ist, der kommt nicht in den Genuss der Rettung, der sieht das Verderben nicht, in dem er sich befindet, weil ihm das Licht fehlt, um den richtigen vom falschen Weg unterscheiden zu können.

Von daher ist klar: Wer böse ist und Böses tut, der will natürlich nicht, dass es ans Licht kommt. Nein: der will, dass im Dunkeln verborgen bleibt, was er an Bösem getan und angerichtet hat.

Wer dagegen nichts zu verbergen hat, der braucht das Licht nicht zu scheuen. Denn was könnte das Licht zum Vorschein bringen, außer dem, was er in Gott getan hat?

Welche Konsequenzen könnte all das für uns haben? Nun: Wir könnten uns von der Liebe Gottes motivieren lassen, wie Gott aus Liebe alles für diese Welt zu tun, was in unserer Macht steht. Wir könnten uns dabei an Jesus orientieren und so glauben, hoffen und lieben, wie er es getan hat. Jeder Blick auf ihn würde Licht in unsere Finsternisse bringen.

Im Geist anbeten

Predigt zu Johannes 4, 19-24 am 19. Mai 2013

Immer wieder und zu allen Zeiten gab es Streit über die Frage, welche Religion denn die richtige ist und wo denn der wahre Gott angebetet wird. Alle sagten: Hier bei uns. Und auch wenn alle das gleiche sagten, meinten sie doch unterschiedliche Orte und zumindest vom Namen her unterschiedliche Götter.

Als Jesus einmal von einer Frau auf diese Frage hin angesprochen wurde, sagte er zunächst: „Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, in der ihr den Vater weder auf diesem Berg noch in Jerusalem anbeten werdet."

Damit ist zwar nicht ausgeschlossen, dass es einen exklusiven Ort gibt. Aber man würde Jesus sicher missverstehen, wenn man ihm hier eine derartige Deutung unterstellen würde.

Naheliegender ist, betrachtet man den Zusammenhang, in dem er da sprach, dass er sagen wollte: Es ist keine Frage des Ortes, sondern der inneren Einstellung und Verfassung, in der man betet. Es ist also nicht wichtig, wo wir beten, sondern dass wir beten und wie wir beten.

Und so sagt er voraus: „Die Stunde kommt, ja sie ist schon gekommen, da wird der Heilige Geist, der Gottes Wahrheit enthüllt, Menschen befähigen, den Vater an jedem Ort anzubeten."

Was für uns wie selbstverständlich klingt, war damals unglaublich. Warum? Weil die richtige Verehrung der Götter in den Anfängen der Religionen eben an heilige Orte gebunden war.

Das sehen wir im Sinne Jesu mittlerweile ganz anders. Man kann überall zu Gott beten. Und ein Gebet wird nicht dadurch zu einem guten Gebet, dass es von einem hohen Würdenträger in einer altehrwürdigen Kathedrale gesprochen wird.

Und so steuert das Gespräch auf seinen Höhepunkt hin, in dem Jesus dann sagt: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen vom Geist und von der Wahrheit erfüllt sein."

Sie fragen sich nun vielleicht, ob es denn einen Unterschied gibt zwischen „beten" und „anbeten" – und wenn ja, wo der liegt. Denn hier wird mehrmals eben nicht einfach nur vom „Beten", sondern vom „Anbeten" gesprochen. Hier ist offensichtlich ein Beten gemeint, das sich vom üblichen Beten unterscheidet.

Sicher wird der Unterschied schon dadurch deutlich, dass wir uns vor Augen führen, wie im alltäglichen Leben vom „Anbeten“ die Rede ist.

Nehmen wir als erstes Beispiel doch mal einen jungen Mann, der seine Geliebte anbetet? Dass er seine Geliebte anbetet, schließt nicht aus, dass er ansonsten auch sehr normal mit ihr redet, sie um etwas bittet, ihr seine Hoffnungen und Traurigkeit anvertraut, sich bei ihr bedankt, sie an dies oder das erinnert. Dass der junge Mann seine Geliebte anbetet, deutet auf eine weitere Dimension der Beziehung hin, dass er sie nämlich über alle Maßen, eben von ganzem Herzen liebt, ja geradezu vergöttert.

Übertragen wir das auf unseren Zusammenhang. Wir beten. Wir reden mit Gott, bitten ihn, vertrauen ihm unsere Hoffnungen und Traurigkeiten an, bedanken uns, bringen dies oder das immer wieder im Gebet vor Gott. Und wir hören auf Gott. Denn was wäre das für ein eigenartiges Gespräch, wo immer nur die eine Seite redet. Es muss nicht immer geredet werden. In einem guten Gespräch kann man auch mal miteinander schweigen.

Wo sich ein Mensch seinem Gott nun voller Hingabe, eben ganz und gar zuwendet, wo er ihn wie seine Geliebte über alles liebt, wo es über das Übliche hinausgeht, da wird nicht nur gebetet, da wird angebetet. Haben wir einen jungen Mann vor Augen, der seine Geliebte anbetet, haben wir eine ungefähre Vorstellung davon, was es bedeutet, Gott anzubeten.

Nehmen wir als zweites Beispiel mal die sogenannten Sonnenanbeter an den Stränden. Sie werfen (fast) alle Bekleidung von sich, um einfach in der Sonne zu sein. Sie genießen es, sich durchwärmen, ja geradezu durchglühen zu lassen. Sie denken die Sonne nicht nur im Kopf. Sie sagen nicht: „Ach, was wäre es herrlich, in der Sonne zu liegen.“ Nein: Sie tun‘s und spüren die wohltuende Wärme und Kraft der Sonne am ganzen Körper. Wir kennen das aus eigener Erfahrung, wie herrlich es in der Sonne ist – natürlich nicht zu lange und wenn man sich ausreichende eingecremt hat.

Wenn wir uns nun Gott genauso genüsslich zuwenden, wie sich die Sonnenanbeter der Sonne zuwenden, dann dürften wir wiederum aller bestens vor Augen haben, was Anbetung meint. Darum geht es beim Anbeten, nicht nur mit den Gedanken des Kopfes zu Gott zu beten, sondern mit Leib und Seele, sich ihm wortlos öffnen, einfach da sein, seine Nähe und Kraft genießen.

Die Sonne ist immer und überall da und Gott ist immer und überall da. Aber wie wir die Sonne nicht immer genießen, so beten wir Gott nicht immer an. Das mit der Anbetung ist nun das eine.

Das andere ist die Vorstellung von Gott, die Jesus uns hier nahebringt. Wir haben so mancherlei Vorstellungen von Gott, hilfreiche und weniger hilfreiche. Die Vorstellung, die Jesus hier weitergibt, finde ich sehr hilfreich und geradezu modern, wenn man das mal so sagen darf.

Jesus sagte: „Gott ist Geist.“ Das dürfte dem Empfinden vieler Zeitgenossen sehr entgegen kommen. Denn viele können sich Gott einfach nicht als Person verstellen. Aber Gott als Geist, als Macht, als Energie - das dürfte gehen. Jesus sagte dann: „Die ihn anbeten wollen, die müssen vom Geist und von der Wahrheit erfüllt sein.“

Wer Gott, der Geist ist, anbeten will, braucht Hilfe, braucht den heiligen Geist. Ohne den heiligen Geist scheint es nicht zu gehen, gibt es keinen Kontakt mit dem, der Geist ist.

Was passiert nun mit uns, mit denen, die im Geist der Wahrheit Gott anbeten? Nehmen wir noch einmal die Sonnenanbeter zum Vergleich. Die verschiedensten und unterschiedlichsten Menschen wenden sich alle miteinander der Sonne zu. Das bringt sie zusammen. Das eint sie. Und so liegen sie einträchtig in der Sonne.

Bei der Anbetung ist das ähnlich. Und sind wir noch so unterschiedlich – die Anbetung eint uns. Wo wir ihn anbeten, wo wir uns ihm zuwenden, finden wir zueinander und zu ihm, dem Geist.

Das kann man sich ja vorstellen: Je mehr da mitmachen, je mehr Gott anbeten, je intensiver das Gebet ist, desto mehr breitet sich eine dem Geist angemessene Geisteshaltung aus.

Da kann man doch nur Gerhard Tersteegen zustimmen, der aufforderte: „Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten.“ Jemand hat einmal die Anbetung als „seliges Fortgehen aus sich selbst und Hineingehen in diesen wunderbaren Gott“ beschrieben.

Was hat das alles nun mit Pfingsten, dem Geburtstag der Kirche, dem Werden der Kirche zu tun hat? Nun: Ich glaube, dass die Kirche genau da immer wieder als Kirche zu sich selber kommt, wo sie in der eben beschriebenen Weise Gott anbetet. Wir mögen noch so unterschiedlich sein, uns verstehen oder auch nicht.

Wenn wir uns nur gegenseitig in der gemeinsamen Ausrichtung sehen und erleben würden, unserer Sonne, unserem Gott zugewandt, ihn anbetend im Geist und in der Wahrheit, dann würde vieles anders.

Bitte um Heilung

Predigt zu Johannes 4, 46-54 am 18. Januar 2015

Da hatte ein Vater einen todkranken Sohn, der so krank war, dass er schon im Sterben lag. Alle Bemühungen, ihn zu heilen, hatten nicht dazu geführt, dass es wieder besser mit ihm wurde.

Wie dieser Vater nun hörte, dass Jesus in der Nähe war, machte er sich auf den Weg, um Jesus zu bitten, seinem Sohn zu helfen. Ihm traute er zu, dass er das unmöglich Scheinende doch noch möglich machen würde.

Wir haben Mitgefühl mit diesem Vater, weil wir ähnliche Situationen aus der eigenen Familie oder aus dem Freundes- und Bekanntenkreis kennen. Wir haben erlebt, wie die Sorge um das Leben eines Kranken, der einem nahe steht, das Leben überschatten kann, wie sich manchmal alle Freude am Leben verflüchtigt. Da hofft man wie der Vater aus der Geschichte, dass dem Kranken endlich geholfen werden kann.

Nun ist Jesus der Letzte, dem wir dies nicht zutrauen würden. Aber warum stößt er den armen Vater so vor den Kopf, indem er ihm sagte: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht."

Warum hat Jesus nicht wie an anderer Stelle positiv formuliert: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Denn das steht doch wohl dahinter: Jesus wünschte sich, die Menschen könnten ihm vertrauen, ohne dass er vorher ein Wunder vollbringt.

Der Vater jedenfalls scheint Jesu Kommentar zu seiner Bitte um Hilfe gar nicht richtig zur Kenntnis genommen zu haben. Denn unbeeindruckt bittet er Jesus: „Herr, komm einfach, ehe mein Kind stirbt."

Was Jesus ihm dann sagt, wirkt seltsamerweise wiederum alles andere als mitfühlend. Da gibt es keine Nachfrage nach dem Befinden. Nichts. Als wenn Jesus schon alles wüsste.

Jesus sagt nur kurz, gewissermaßen schon im Weitergehen: „Geh, dein Sohn lebt." Mehr nicht. Und das soll dieser leidgeprüfte Vater glauben. Eine ziemliche Zumutung. Wir hätten uns anstelle dieses Vaters vermutlich auch gefragt: „Wie, war das schon alles?" Vom Vater ist nichts weiter berichtet, außer dass er heimging.

Und während er dann auf dem Heimweg war, kamen ihm schon seine Leute entgegen, die ihm freudestrahlend die gute Nachricht brachten, dass sein Sohn auf dem Wege der Besserung war.

Und dann wollte der Vater nur noch eins: sich vergewissern, dass

dieses Wunder mit Jesus zu tun hat. Und so fragte er nach dem Zeitpunkt, seit dem es seinem Sohn besser ging.

Und tatsächlich: Seine Vermutung bestätigte sich. Es war, nachdem er mit Jesus gesprochen hatte. Jesus war für dieses Wunder verantwortlich, dass ihm zeigte, was Jesus möglich ist und dass man ihm vertrauen kann.

Soweit mal zur Geschichte. Und heute? Tag für Tag sind Millionen Menschen krank, oft sterbenskrank, krank an Leib, Geist und Seele. So viele Menschen haben ein Fieber, das nicht mit dem Thermometer zu messen ist. Es gibt viel zu viel Krankhaftes, was sich körperlich, seelisch oder geistig bemerkbar macht - in uns, in den anderen, ja auch in den Strukturen unserer Welt.

Heilungsgeschichten wie diese hier haben zu allen Zeiten die Hoffnung geweckt, Jesus könnte als Heiland und Retter der Welt auch heute noch helfen, Kranke heilen, Sterbende vor dem Tod bewahren, ja die ganze Welt retten.

Wie oft beten Menschen deshalb: „Lass mich wieder gesund werden." Und wie oft beten Menschen für andere: „Schenke ihm doch Genesung und Lebenszeit." Oder man betet für das Heil der Welt: „Du, Heiland der Welt, erbarme dich und heile alles Kranke, Verletzte und Zerstörte." Und gerade wenn man an die dunklen Wolken am Horizont denkt, dann beten nicht wenige: „Du, Retter der Welt, rette und bewahre uns."

Wir sehen: Uns verbindet mit dem Vater von damals mancherlei Sorge um bedrohtes Leben. Und wie der Vater des kranken Kindes in seiner Not damals zu Jesus ging, so wenden wir uns mit unseren Sorgen an Gott, immer in der Hoffnung auf Heilung und Hilfe. Wir tun das nicht nur für uns persönlich, sondern auch für andere, für die Welt.

Manchmal können wir von Glück sagen: Menschen werden wieder gesund und schlimme Zustände bessern sich. Manchmal allerdings – Gott sei es geklagt – bleiben sie krank und alles bleibt, wie es war. Und manchmal – noch trauriger – müssen Menschen sterben und vergehen. Und das alles scheint unabhängig davon zu geschehen, ob gebetet wurde oder nicht.

Natürlich: Die, denen geholfen wird, fühlen sich in der Heilung und Rettung erhört mit ihrer Bitte. Das ist natürlich ganz wunderbar.

Und doch gibt es da eine Schattenseite. Dann nämlich, wenn sich gesundheitlich nichts ändert, es womöglich noch schlimmer wird und keine Rettung erfolgt. Heißt das dann, dass die Gebete nicht erhört

wurden? Könnte man ja denken. Aber man ahnt schon: Das heißt es natürlich nicht.

Ob Gebete bei Gott ankommen oder nicht, lässt sich nicht daran festmachen, ob jemand wieder gesund wird oder krank bleibt, ob sich Zustände bessern oder weiter verschlechtern.

Auch wenn jeder natürlich wieder gesund werden und leben möchte, wissen wir doch, dass sich Wunder weder herbeibeten noch irgendwie anders herbeizwingen lassen.

Das soll uns natürlich nicht davon abhalten, für Menschen in Not und die Bewahrung der Schöpfung zu beten und uns mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln auch dafür einzusetzen. Natürlich darf und soll man auf Heilung und Besserung hoffen.

Aber zugleich sollte man mit der Möglichkeit rechnen, dass es keine Heilung und Besserung gibt, geben kann. Und wenn Letzteres eintritt, darf man darin eben keinen Beweis gegen Gott sehen oder gar meinen, Gott wolle einen strafen.

Auch wenn das Gebet um Gesundheit und Hilfe weder Heilung noch Besserung garantiert, so öffnet es uns doch für Gott und sein heilsames Wirken und seine tröstliche Nähe.

Deshalb ist es gut, Gott zu bitten: „Steh uns bei“. Er möge uns nahe sein und beistehen, was immer mit uns, den anderen und dieser Welt geschieht.

Denn damit vertrauen wir uns und unsere Lieben, ja die ganze Welt Gott an, der natürlich immer da ist und uns unsichtbar zur Seite steht, ob wir das nun merken und glauben oder nicht.

Letztlich entscheidend ist nicht, ob wir gesund oder krank sind, sondern dass wir ganz bleiben bzw. wieder ganz werden, wenn denn die Ursache für das Leid schon nicht behoben werden kann.

Nun trägt schon eine gesunde Seele schwer am Kranksein und der Not, der eigenen wie der der anderen. Noch unerträglicher wird es, wenn es einem die Seele zerreißt und wenn der Geist nicht weiß, wohin er sich in seiner Not wenden kann.

Wie also könnte z.B. ein Gebet für einen Menschen in Not aussehen? Vielleicht so: „Hilf ihm, wenn es sein kann. Und wenn es nicht geht, dann steh ihm bei, dass er über alledem sein Vertrauen zu Dir nicht verliert und keinen Schaden an seiner Seele nimmt. Lass ihn spüren, wie du da bist und ihm zur Seite stehst.“

Und wenn dann ein Mensch – womöglich entgegen der allgemeinen Erwartung – tatsächlich wieder gesund wird, überlebt und gerettet

wird – dann dürfen und sollen wir uns freuen und aus tiefstem Herzen sagen: „Gott sei Dank“ oder „Halleluja, gelobt sein Gott“.

Geheilt

Predigt zu Johannes 5, 2-9 am 27. Oktober 2019

Wer wäre nicht schon mal krank gewesen? Jeder und jede von uns war schon einmal krank, von Zeit zu Zeit, mehr oder weniger krank. Der eine leidet nur gerade eben und die nächste hat ständige Schmerzen. Wer würde da auf die Frage „Willst du gesund werden?“ nicht mit „Ja!“ antworten? Natürlich wollen wir gesund sein bzw. gesund werden, wenn wir krank sind.

Stell Euch bitte einmal diesen Ort des Jammers und Elends mit den vielen Kranken vor: all die Blinden, Lahmen, Ausgezehrten, Verkrüppelten, jede Menge Leidende.

Es fallen mir sofort ähnliche Orte der Krankheit, der Einsamkeit und des Elends ein. Es gibt sie auch heute, die Hilfsbedürftigen und Leidenden in den Kranken- und Intensivstationen, in den Krebskliniken, in den Psychiatrien und Sanatorien, in den Alten- und Pflegeheimen. So viele Menschen voller Angst, die sich an jeden Strohhalm klammern.

In den fünf Hallen rund um den Teich Bethesda gab es keine medizinische Versorgung, nur das Warten auf das Wunder, dass etwas passiert, dass sich Heilung oder zumindest Besserung einstellt.

Stellt Euch bitte den gnadenlosen Konkurrenzkampf zwischen diesen Ärmsten vor. Welch erschütternde Szenen müssen sich da abgespielt haben, wenn sich das Heer der Gepeinigten jedes Mal wieder neu auf den Weg zum Wasser machte - humpelnd, tappend, taumelnd.

Sie gaben die Hoffnung auf Heilung nicht auf und warteten – oft lebenslang. Besonders frustrierend muss es für die gewesen sein, die es ohne fremde Hilfe nicht bis zum Wasser schafften.

Denn – so sagt es die Geschichte – nur die durften sich Heilung erhoffen, die es als Erster ins Wasser schafften, nachdem es sich bewegt hatte.

Die Geschichte berichtet nun, wie Jesus an diesem Ort des Elends mit einem in Berührung kam, der schon 38 Jahre krank war. Welch ein Schicksal. Ein ganzes Leben an einem solchen Ort. Kann man nach 38 Jahren Krankheit noch auf Heilung hoffen? Er hätte jedenfalls Zeit genug gehabt, um zu resignieren.

Was genau zwischen Jesus und dem Kranken geschah, wird nicht berichtet. Wie er ihn da anredete, klingt allerdings wie blanker Hohn: „Willst du gesund werden?“ Man fragt sich ja, wie Jesus gerade diesen Menschen nur so fragen konnte?

Doch halt. Es könnte ja sein, dass dieser Kranke gar nicht mehr gesund werden wollte, sondern sich ganz gut mit seiner Krankheit eingerichtet hatte, als Bettler sogar Geld damit verdiente.

Solche Leute soll es ja auch heutzutage geben, die sich bewusst oder unbewusst damit eingerichtet haben, dass sie krank sind, die aus den verschiedensten Gründen einfach nicht gesund werden wollen, so seltsam einem das auch vorkommen mag, die sich auf ihrer Krankheit ausruhen, obwohl sie aufstehen könnten. Das wird damals nicht anders gewesen sein. Von daher ist verständlich, dass Jesus sich bei dem Kranken zunächst vergewisserte, ob er auch wirklich gesund werden wollte.

Der Kranke antwortete nicht direkt. Es erzählte stattdessen von seinem Frust darüber, dass ihm niemand geholfen hat. Offensichtlich wartete er, dass etwas mit ihm geschieht.

Und was machte Jesus mit seiner Frage? Er holte ihn aus seiner Passivität heraus. „Willst du, dass sich etwas daran ändert? Willst Du gesund werden?“ Jesus eröffnete ihm die Möglichkeit, selbst etwas an seiner Situation zu ändern. den Raum, das sich etwas ändert. Damit wird der Kranke vermutlich nicht gerechnet haben.

Sein körperliches Leiden hatte ihn vereinsamen lassen: „Ich habe keinen Menschen...“ brach es aus ihm heraus. Er war allein mit seinem Leid. Niemand half ihm. Niemand stand ihm bei. Das war noch schlimmer als seine eigentliche Krankheit.

Und auch das gibt es heutzutage, dass Menschen krank und hilfsbedürftig sind an Leib, Geist und Seele und dringend Hilfe bräuchten? Und wie viele von diesen Kranken haben niemanden, der sich um sie kümmert, der sie - im Bilde gesprochen - im richtigen Augenblick dahin bringt, wo ihnen geholfen werden könnte.

Was immer einem anderen Menschen fehlt. Es wäre ihm schon sehr geholfen, wenn er Freunde hätte, die ihn tragen, die ihm helfen würden.

Jesus erkannte, dass dieser Kranke immer noch gesund werden wollte. Er hat diesem einen damals helfen können, weil er sich ihm zuwandte, ihn aus seiner Vereinsamung holte und das heilende Wort zusprach. Und als er die Worte „Steh auf“ sagte, stand dieser Mensch auf.

Es geht also darum, nicht passiv darauf zu warten, dass etwas mit einem geschieht, sondern aktiv aufzustehen und etwas zum Wunder der

Veränderung beizutragen. Das ließe sich übrigens auf alle Bereiche des Lebens übertragen.

Steh auf. Geh. Bleibt nicht liegen. Bewege dich. Du kannst das. Verlasse deinen so gewohnten Ort und deinen immer gleichen Standpunkt. Du schaffst das.

Damit sind wir bei uns? Wo eigentlich kommen wir in dieser Geschichte vor? Sind wir denen vergleichbar, die den Kranken halfen? Es steht uns Jüngern Jesu gut an, dass wir uns um Kranke kümmern. Von uns wird ja nicht erwartet, dass wir wie Wunderheiler aussichtslose Fälle retten.

Aber zu denen gehen, um die sich keiner mehr kümmert, die alle abgeschrieben haben, sie begleiten in ihrer Krankheit oder ihrem Sterben, ihnen Mut machen und gut zusprechen, das ist unsere Aufgabe in der Nachfolge dessen, der den Kranken vom Teich Bethesda heilte. Vielleicht ist unter dem, was wir ihnen sagen oder tun, das heilende Wort oder die heilende Geste.

Oder identifizieren wir uns mit dem Kranken? Wer von uns wäre nicht krank in der einen oder anderen Weise, ob nun mit oder ohne die äußeren Symptome einer Krankheit. Also hast Du den Eindruck, Jesus würde Dich fragen: „Willst du wieder gesund werden?“ Ich denke dabei nicht nur daran, dass man körperlich krank ist, sondern auch daran, dass man seelisch krank ist.

Jesus fragt vom Hass ausgezehrte Menschen: „Willst du gesund werden und dich heilen lassen zur Versöhnungsbereitschaft und Friedfertigkeit? Oder willst du deinen Hass weiter pflegen und dich weiter auszehren lassen?“

Er fragt durch Überaktivität Lahme: „Willst du gesund werden und dich heilen lassen von deiner Rastlosigkeit? Oder willst du dich weiterhin durch dein Zuviel kaputt machen?“

Er fragt durch mancherlei Verwundungen Verkrüppelte: „Willst du gesund werden und dich heilen lassen von deiner Hartherzigkeit, mit der du dich vor weiteren Verwundungen schützen willst? Oder willst du nicht lieber deine Verwundungen ausheilen, um wieder empfindsam sein zu können?“

Er fragt durch mancherlei Enttäuschung in sich Zurückgezogene: „Willst du gesund werden und dich heilen lassen, um aus dem Gefängnis zu kommen, das du um dich gebaut hast, damit du wieder offen auf andere zugehen kannst ohne die Angst, wieder enttäuscht und verraten zu werden?“

Er fragt nach Liebe und Anerkennung Suchende: „Willst du gesund werden und dich heilen lassen von Deinen Minderwertigkeitsgefühlen?“

Was aber ist, wenn die erhoffte und erbetene Heilung ausbleibt, wenn die Krankheit fortschreitet? Nun, wenn man nur die äußerliche Genesung im Auge hat, wird es viele Enttäuschungen geben.

Aber warum sollte es einem Menschen in seiner Krankheit oder in seinem Sterben nicht wahrhaftig besser gehen, wenn er sich erstens betend Gott anvertraut und dann Gottes Nähe spürt, eben z.B. darin, wenn er von Menschen begleitet wird, die sich ihm wie Jesus in der Geschichte zuwenden?

Die Frage steht im Raum: „Willst du gesund sein, gesund bleiben, gesund werden an Leib, Geist und Seele?“ Dann solltest Du auf die im Raum stehende Frage Jesu antworten - vielleicht mit den Worten des Propheten Jeremia: „Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen.“

Was auch immer geschieht: Er ist und bleibt unser Heiland.

Schriftzeugnis für Jesus

Predigt zu Johannes 5, 39-44 am 6. Juni 1999

Woran liegt es, dass die Bibel, unsere Heilige Schrift, hierzulande das meist verkaufte Buch ist, aber von nur wenigen gelesen wird? Lesen Sie in der Bibel? Wenigstens hin und wieder? Wenigstens ein bisschen? Es muss ja nicht gleich ein Bibelstudium sein.

„Sola scriptura - allein die Schrift“ Das sagte Martin Luther. Und er meinte, man solle sich in dem, was man über Gott und die Welt denkt, vor allem an der Bibel orientieren.

Im Grunde könnte ich hier meine Predigt für heute mit meinem Amen beschließen, wenn Sie diesen einen Satz hier als Herausforderung annehmen würden und damit beginnen würden, die Bibel zu lesen und zu erforschen, sofern Sie es noch nicht tun.

Und ich verspreche Ihnen: Das Leben eines Menschen, der in der Bibel liest, verändert sich. Und der Gemeinde, in der viele die Bibel lesen, spürt man es ab. Denn durch die Bibel gewinnt unser Leben eine Dimension, die es nicht automatisch hat.

Nun fragen Sie vielleicht: „Was soll das wohl sein? Warum soll ich denn ständig in der Bibel lesen? Was habe ich davon?“

Diese Frage hätten die, mit denen Jesus damals im Gespräch war,

nicht gestellt. Denn die wussten sehr gut, warum sie in der Bibel lasen. Sie waren nämlich davon überzeugt, in der Bibel bzw. in den heiligen Schriften „das ewige Leben zu finden“.

Es ging also darum herauszufinden, was man tun muss, wie man sich verhalten muss, um richtig zu leben, um so zu leben, dass das Leben gelingt.

Das ist heute ja nicht anders. Jeder wünscht sich doch, dass sein Leben gelingt. Nur deshalb liest niemand die Bibel. Da werden Horoskope und alle möglichen Ratgeber gelesen und studiert. Aber wer kommt schon auf den Gedanken, mal in der Bibel nachzuschlagen, ob sich nicht dort ein Hinweis findet, der weiterhilft?

Darüber, dass die Bibel einem bei der Bewältigung der alltäglichen Aufgaben und Probleme hilft, kam es zwischen Jesus und den Umherstehenden nicht zum Streit. Aber als Jesus seine damaligen Gesprächspartner darauf aufmerksam machte, dass er der ist, der durch die heiligen Schriften ankündigt wurde, dass er derjenige ist, der im Auftrag Gottes den Menschen das Heil bringt, da schlugen die Wellen der Empörung ziemlich hoch.

Und tatsächlich finden sich im Alten Testament, also in den heiligen Schriften, um die es da ging, denn das neuen Testament gab es ja noch nicht, unzählige Hinweise auf den Messias, auf den Christus, auf den Heiland der Welt, den Gott verheißen hatte.

Jesus deutete die Hinweise auf den Messias auf sich selbst, als er sagte: „Ihr forscht doch in den Heiligen Schriften - und gerade sie weisen auf mich hin.“

Sie können sich denken, wie man sich fragend anschaute, wie man den Kopf schüttelte. Dieser umherwandernde Prediger sollte der sein, den der Allmächtige in Aussicht gestellt hatte. Das mochten die meisten nicht glauben - und so ist es im Grunde bis heute geblieben. An der Frage, ob Jesus der verheißene Messias Gottes ist, haben sich zu allen Zeiten die Geister geschieden.

Jesus merkte das natürlich. Er spürte den Widerstand. Aber er war mutig genug, den Konflikt auch zu benennen. Sie wollten und konnten ihm nicht folgen - weder im übertragenen Sinn noch im wörtlichen Sinn.

Dabei wäre es so leicht gewesen. Sie hätten Jesus Glauben schenken können. Sie hätten sich auf ihn einlassen können. Sie hätten sich bereit erklären können. Und dann hätten sie gefunden, was sie in den Heiligen Schriften suchten.

Dann hätten sie Anteil gewonnen am ewigen Leben. Im letzten sind sie eben nicht bereit gewesen, sich das ewige Leben schenken zu lassen.

Und wir? Sind wir denn bereit, uns auf ihn einzulassen und so das in Aussicht gestellte ewige Leben zu haben. Oder geht es uns wie denen damals, dass wir skeptisch abwartend lieber bei uns und unter uns bleiben? Inwieweit sind Sie bereit, sich auf Jesus einzulassen. Oder geht es Ihnen auch so wie denen damals, dass Sie ihm nicht folgen können und wollen - weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn.

Wenn Jesus sagte: „Ich bin nicht darauf aus, von Menschen geehrt zu werden." dann könnte man ja meinen, es sei verkehrt, Jesus in der christlichen Religion zu verehren. Aber darum ging es Jesus nicht. Natürlich darf man Jesus ehren. Ich meine, Jesus wollte sagen, dass es ihm nicht darum geht, vor den Menschen gut dazustehen. Ehre und Anerkennung war ihm nicht das wichtigste.

Das ist bei uns anders. Ich denke, dass in der heutigen Zeit fast alle mehr oder weniger darauf aus sind, von den anderen geehrt zu werden und vor den anderen gut dazustehen. Ist das bei Ihnen anders?

Schon damals sagte Jesus von den Umherstehenden: „Ich kenne euch." Also ihm können wir nichts vormachen. Er kennt uns. Er kennt nicht nur unsere guten Taten und Stärken, die wir anderen gerne zeigen. Nein. Er kennt auch unsere schlechten Taten und Schwächen, die wir lieber verstecken.

Jesus hält sich nicht mit kleineren Delikten auf. Er bringt es auf den Punkt, indem er ihnen sehr mutig auf den Kopf zusagt: „Ich weiß, dass in euren Herzen keine Liebe zu Gott ist."

Die Menschen, mit denen er im Gespräch war, werden fassungslos dagestanden haben. Wie konnte dieser Jesus ihnen derartiges vorwerfen?

Unter denen, die sich missverstanden gefühlt haben, wird sicher auch der eine oder die andere gewesen sein, die sich fragten, inwiefern Jesus nicht auch ein bisschen Recht hatte mit dem, was er da so schroff sagte.

Wie hätten Sie denn reagiert. Mit Empörung oder mit Betroffenheit? Wie ist das mit Ihrer Liebe zu Gott? Wie drückt sich Ihre Liebe aus?

Jesus wusste sich von Gott, also von alleroberster Stelle gesandt: „Ich bin im Auftrag meines Vaters gekommen, doch ihr weist mich ab." Sie wiesen ihn einfach ab. Das fragt man sich doch: Wo gibt's denn so was?

Lassen Sie uns aufpassen, dass uns de facto nicht ähnliches passiert.

Sicher: Wir kämen im Traume nicht darauf, ihn abzuweisen. Aber indem man jemand links liegen lässt, indem man ihn einfach nicht weiter beachtet, weist man ihn ja auch ab.

Jesus fragte sie: „Wie könntet ihr denn auch zum Glauben an mich kommen?" Gute Frage. Wie geht das? Wie kommt man zum Glauben? An dieser Frage entscheidet sich letztlich alles.

Jesus wusste: „Ihr legt ja nur Wert darauf, einer vom andern bestätigt zu werden. Aber die Anerkennung bei Gott, dem Einen, zu dem ihr euch bekennt, die sucht ihr nicht." So ist es in unserer Zeit und Welt: „Kannst du was, hast du was, bist du war! Kannst du nichts, hast du nichts, bis du nichts."

Wer von uns wollte nicht anerkannt und akzeptiert sein. Und so tut man, was man kann, um was zu sein, um anerkannt zu sein. Dabei wissen wir oder wir ahnen es nur zu gut, dass wir dabei immer hungrig bleiben werden, weil wir die Anerkennung, die wir suchen, so nicht finden.

Und das Komische daran ist, dass wir uns die Anerkennung, die wir suchen, nicht von Gott schenken lassen, der sie ja längst für uns bereithält. Vielleicht hat die Kirche zu lange vom strafenden und mit uns abrechnenden Gott gesprochen, als dass die Menschen jetzt gerade bei der Kirche das vermuten, was sie suchen: nämlich eine bedingungslose Annahme und Anerkennung.

Verrückte Welt. Was Jesus da vor 2000 Jahren sagte, hört sich an wie eine Gesellschaftsanalyse unserer Gesellschaft. „Aber die Anerkennung bei Gott, dem Einen, zu dem ihr euch bekennt, die sucht ihr nicht."

Jesus sieht uns Menschen in unserer inneren Zerrissenheit, wie wir das Leben suchen, wie wir aber gegen uns selbst, gegen andere und gegen Gott ankämpfen - immer aus der tiefen Sehnsucht nach Anerkennung. Jesus sieht, wie wir uns in unserem Geltungsstreben verrennen und verschließen, wie wir unser Leben und unsere Liebe dadurch gefährdet wird.

Deshalb verweist er auf die Anerkennung, die Gott schenkt, die alle menschliche Sehnsucht nach Angenommen-Sein stillt, die alle Angst, zu kurz zu kommen, überwindet, die alle Verkrampfung im Leistungsstress löst.

Jesus eröffnet eine neue Sicht: Nicht Stärke, Leistung und Erfolg machen den Wert des Menschen aus, sondern die Liebe und Zuwendung Gottes gibt dem Menschen seinen wahren Wert. Durch Gottes Liebe

wird der Mensch mehr, als er je durch eigene Anstrengung werden könnte.

Wer sich angenommen weiß, hat doch Boden unter den Füßen. Er braucht sich nicht abzustrampeln. Er wird frei von der Sorge um die eigene Geltung, frei von dem Zwang, sich selbst in den Mittelpunkt stellen zu müssen, er ist frei von der Angst, ob er wohl wertvoll genug ist. Er wird frei von dem Urteil und der Meinung anderer Menschen, braucht sich nicht bedingungslos anzupassen.

So lädt uns Jesus ein, uns auf die Anerkennung bei Gott einzulassen, die unser Leben verändern kann.

Wunder des Teilens

Predigt zu Johannes 6, 1-13 am 19. Juli 2015

Ich denke, die Geschichte als solche ist klar: Jesus sorgt dafür, dass die Hungernden satt werden. Natürlich fragt man sich, wie man sich das vorzustellen hat. Die fünf Gerstenbrote und die zwei Fische hätten normalerweise ja nicht für all die Menschen reichen können.

Keiner weiß, wie Jesus es gemacht hat. Aber jeder sieht, dass er es gemacht hat. Er sorgte dafür, dass auf einmal so viel Brot und Fisch da war, dass sich alle satt essen konnten und sogar noch etwas übrig blieb.

Soweit ich sehe, gibt es zwei Erklärungsversuche dafür, wie er das Wunder vollbracht hat:

Die einen gehen davon aus, dass Jesus das eben konnte, aus ganz wenig ganz viel werden zu lassen. Demnach würde es sich hier um ein Wunder der Vermehrung handeln.

Die anderen gehen von der Annahme aus, dass Jesus mit dem, was er tat, einfach nur den Impuls dafür gab, dass die vielen das wenige, was sie hatten, zusammenlegten. Demnach würde es sich bei der Geschichte um ein Wunder des Teilens handeln.

So oder so - Jesus hat dafür gesorgt, dass alle satt wurden. Und das ist das eigentliche Wunder.

Nun nennt der Evangelist Johannes das, was Jesus da tat, eben nicht Wunder, sondern Zeichen. Damit will er sagen: Man soll sich nicht darüber wundern. Man soll sich fragen, was Jesus damit zeigen wollte. Und was? Was wollte er zeigen?

Schauen wir das Ganze daraufhin noch einmal genauer an. Zunächst einmal bedankt er sich bei Gott für das, was er hat, was ihm anvertraut

wurde, eben die fünf Brote und die zwei Fische. Das war nicht gerade viel. Aber mehr als nichts.

Und dann teilt er das wenige mit den vielen. Damit tut er etwas, was auf den ersten Blick wie der berühmte Tropfen auf den heißen Stein erscheint, etwas, von dem viele sagen würden: „Was soll denn das bringen?“

Aber siehe da. Andere sehen es nicht nur. Sie sehen ein und verstehen, was er damit zeigen will. Nämlich: Macht es einfach genauso wie ich.

Dankt Gott für das, was Ihr habt, und teilt es mit den anderen. Und? Und siehe da: Es klappte. Als alle das Mitgebrachte teilten, reichte es für alle. Niemand musste hungern. Es blieb sogar noch etwas übrig.

Man sieht: Für mich ist das eine Geschichte vom Teilen. Und als solche ist sie aktuell. Sie zeigt, was passieren könnte, auch heute noch, wenn alle miteinander teilen würden, was sie haben.

Nun steht genau das im Bericht des Johannes nicht drin. Aber bei den anderen Evangelisten. Da werden die Jünger von Jesus direkt beauftragt: „Gebt ihr ihnen zu essen.“

Diese Aufforderung gilt bis heute, auch uns. Aber: Tun wir es? Geben wir denen zu essen, die nichts haben? Sicher. Man kann durchaus sagen, dass es unter uns die Bereitschaft gibt, von dem abzugeben, was wir übrig haben. Ich denke zum Beispiel an so manche Spende an Brot für die Welt oder das Diakonische Werk, die den Hungernden helfen.

Aber längst nicht alle sind bereit, mit denen zu teilen, die nichts haben. Viel zu viele können sich nicht vorstellen, dass das etwas ändern würde am Hunger in der Welt. Sie sagen: „Ach, was haben wir schon groß? Und was können wir schon tun?“

Genau da setzt Jesus mit seinem zeichenhaften Handeln an, wenn er die Menschen ermuntert, es so wie er zu machen. Nicht das, was wir haben, ist entscheidend. Damals waren es ja auch nur 5 kleine Brote und 2 Fische. Nein: Entscheidend ist, Gott zu danken für das, was man hat - unabhängig davon, wieviel es ist. Entscheidend ist die Bereitschaft, zu teilen. Auch dann, wenn es nur ganz wenig zu sein scheint. Lieber ein bisschen was teilen als gar nichts tun. Soweit werden mir vermutlich die meisten zustimmen. Was für eine wunderbare Geschichte vom Teilen.

Sie ist allerdings zu schön, um wahr zu sein. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Was die Geschichte von der Speisung der 5000 beschreibt steht im Gegensatz zu vielem, was in unserer Welt passiert.

Denn wenn es in dieser Welt oder sagen wir mal zwischen den Christen dieser Welt so wäre, wie es diese Geschichte zeigt, dann dürfte es zumindest da keinen Hunger geben, wo mehrheitlich Christen leben. Gibt es aber. Das Schlimme ist: Es wäre für alle Menschen genug da. Wir wissen doch schon lange, dass der Hunger durch die ungerechte Verteilung der Güter entsteht.

Die Bibel berichtet, dass Jesus damals den Seinen sagte: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ Das gilt nach wie vor. Und vermutlich würde er mit Blick auf das, was in der Welt geschieht, noch einen Satz dran hängen: „Lasst ihnen ihr Essen. Hört auf, durch euren Überfluss anderswo Hunger zu produzieren. Lebt bescheidener, damit andere überhaupt leben können.“

Nun magst Du oder Du dich fragen: „Wieso unterstellt mir der Pfarrer, dass ich Hungernden etwas wegnehme?“ Natürlich machst Du das nicht direkt und persönlich.

Aber indirekt, auf Umwegen, im Zuge der Weltwirtschaft nimmst jeder von uns anderen etwas weg von den Lebensmitteln, die er zum Überleben bräuchte.

Weil es in der Geschichte um Brot und Fisch geht, will ich nur ein Beispiel dafür benennen, wie wir anderen nehmen, was sie zum Leben bräuchten.

Weil wir so unersättlich sind, brauchen wir Unmengen an Futtermitteln, um es an die Tiere zu verfüttern. Und wem fehlt es dann? Denen, die es angebaut haben und die sich davon ernähren könnten. Denen, die mit ihren kleinen Fischkuttern nichts mehr fangen, weil ihre Fische zu Fischmehl verarbeitet wurden.

Ich weiß: So etwas hört man nicht gern. Gedanken wie diese stören die Sonntagsruhe. Und manch einer wird das jetzt womöglich als moralisierende Anklage hören und innerlich zumachen, was nicht meine Absicht ist. Und die Konsequenz: Es würde nichts von dem passieren, was Jesus uns eigentlich zeigen wollte.

Wie kommen wir weiter? Fragen wir uns also abschließend: „Was hat die Menschen, die doch nicht anders waren als wir heute, damals bewegt zu teilen?“

Die Antwort liegt auf der Hand: Es hatte mit Jesus zu tun. Das war das eigentliche Wunder, dass er die Menschen bewegte, etwas zu tun, was sie sicher selbst überraschte: Nämlich mit wildfremden Leuten zu teilen. Für seine Lieben tut man ja fast alles. Aber für wildfremde Leute?

Jesus hat die Herzen der Menschen damals so sehr füreinander geöffnet und erwärmt, dass sie im Innersten wussten, dass sie als Gottes Kinder zueinander gehörten, auch wenn sie sonst nichts oder wenig miteinander zu tun hatten. Und als das Herz erst einmal offen war, offen für Gott und für die anderen, war es gar nicht mehr schwer, abzugeben und zu teilen.

Was fehlt uns? Jesus. Oder so einer wie er. Aber wer sollte das sein, wenn nicht er? Von daher lasst uns Jesus bitten, dass er uns anrührt und unsere Herzen für die Not der Hungernden öffnet, damit wir aktiv werden können.

Vielleicht gelingt es uns dann besser, nicht nur mit unseren Lieben zu teilen, sondern auch mit wildfremden Menschen. Auf diese Weise könnte sich jedenfalls etwas vom Wunder jener Speisung der 5000 in unserer Zeit wiederholen.

Brot des Lebens

Predigt zu Johannes 6, 32-35 am 30. Juli 2017

Unser täglich Brot ist eine Kostbarkeit. Keine Frage. Wer es hat, das täglich Brot, hat allen Grund dankbar zu sein. Selbstverständlich ist es nämlich nicht, das täglich Brot zu haben. Darum wissen vor allem die, deren Mägen vor Hunger knurren.

Wo immer es uns möglich ist, sollte es uns ein Herzensanliegen bleiben, die Aktion „Brot für die Welt“ zu unterstützen und zu helfen, dass alle ihr täglich Brot bekommen.

Es gibt neben dem Brot der Erde, das den Hunger unseres Magens stillt, noch ein anderes Brot. Jesus nennt es: das Brot des Himmels. Das Brot des Himmels stillt etwas ganz anderes, nämlich unseren Lebenshunger. Was erfahren wir von Jesus über dieses Brot?

Erstens: Dieses himmlische Brot kommt vom himmlischen Vater. Hier ist wie schon gesagt nicht von einer neuen Brotsorte die Rede. Und Gott steht auch nicht wie ein Bäcker am Backofen. Es ist im übertragenen Sinn gemeint.

Zweitens: Das himmlische Brot gibt der Welt das Leben. Das Brot vom Himmel ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Lebensmittel, ein Mittel zum Leben, etwas, was uns lebendig macht. Es macht uns nicht Papp satt. Es nährt uns. Es ist gesund. Es tut uns gut. Es gibt uns Leben.

Und es ist nicht nur für uns, die Gemeinde, die Kirche. Es ist ein Brot, das die Welt braucht. Es bräuchte also auch für dieses Brot eine Aktion „Brot für die Welt“, damit alle dieses Brot bekommen.

Drittens: Das leuchtet den Zuhörern sofort ein. Denn sie kennen diesen unstillbaren Hunger nach mehr, nach Leben, nach dem, was wirklich zählt und wichtig ist. Und auch uns dürfte diese Sehnsucht nach göttlicher Kraft vertraut sein. Kein Wunder, dass sie genau das, wovon Jesus da spricht, haben wollen. Deshalb sagen sie ja auch: „Herr, gib uns allezeit solches Brot.“

Viertens: Was Jesus ihnen dann sagte, muss die Leute ziemlich überrascht, ja geradezu verwirrt haben. Denn vermutlich dachten sie immer noch, dass sie was bekämen. Und wir denken vermutlich sehr ähnlich.

Aber es war kein etwas, sondern ein jemand. Denn Jesus bezeichnete sich selbst als dieses Brot: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Ich bin es, was ihr sucht.

Nicht das, was er sagte, nicht das, was er tat, und nicht das, was er geben konnte, ist das himmlische Brot. Nein: Er selbst ist dies Brot, dieses himmlische Lebensmittel, diese göttliche Kraft.

Fünftens: Bleibt zu klären, wie man an dieses himmlische Brot herkommt. Man könnte ja nun meinen, dass Jesus bei diesem Brot ans Abendmahl gedacht hätte. Schließlich heißt es bei der Austeilung der Oblate doch immer: Christi Leib für Dich gegeben.

Das hier abgedruckte Bild eines Wandbehangs der Christusbruderschaft in Selbitz scheint das darzustellen: In der Mitte des Bildes sieht man Brot und Wein auf dem Tisch stehen. Uns soll heute einmal nur das Brot interessieren. Und dann ist da die helle Gestalt. Die Arme weit ausgebreitet. Sie umfasst die Menschen. Mit der hellen großen Gestalt ist natürlich Jesus Christus dargestellt. Den Kopf leicht geneigt, ist er durch den Heiligenschein gekennzeichnet.

Das Ungewöhnliche an diesem Bild ist die Art und Weise, wie hier Christus dargestellt ist. Er sitzt nicht am Tisch wie all die anderen. Er steht hinter dem Tisch und zugleich auch davor. Durch diese überlebensgroße Darstellung wird deutlich, dass es hier nicht um den irdischen Jesus geht. Der hätte mit den Jüngern am Tisch gesessen.

Es geht um den auferstandenen Christus, um den immer noch Lebendigen, um den immer Gegenwärtigen, um den, den man braucht, täglich braucht, wie das täglich Brot. Er durchdringt das auf dem Tisch liegende Brot. Insofern ist das Brot des Himmels mit den Oblaten verbunden, die ja eigentlich nur eine Art Brot der Erde sind. Er durchdringt aber

nicht nur die Oblaten. Er durchdringt auch die, die ihn darum bitten, die zu ihm kommen, die ihn brauchen und die sich ihm öffnen.

Sechstens: Wenn wir beten: „Unser täglich Brot gib uns heute“ dann schwingt da beides mit. Wir bitten um das Brot der Erde. Und wir bitten um das Brot des Himmels: Jesus Christus. Wir brauchen ihn, das Brot des Himmels, von Gott gegeben – und zwar jeden Tag. Das allein stillt unseren Lebenshunger.

Und genau dazu sind wir durch ihn eingeladen, wenn er zu uns sagt: „Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern.“ Wir sind eingeladen, uns auf den Weg zu machen, zu ihm hin, immer wieder, solange, bis wir in ihm und er in uns ist. Und dann durchdringt er nicht nur das Brot, wie auf diesem Bild, sondern auch uns.

Unsern täglich Jesus

Predigt zu Johannes 6, 47-51 am 18. März 2007

Es kommt ja immer wieder mal vor, dass man eingeladen wird zu einer Feier. Und wie das so ist: Es gibt vom Allerfeinsten. Man isst und isst. Aber irgendwann kommt der Punkt, wo man aufhören muss, weil man einfach nicht mehr kann.

Was wäre, wenn man kurz nach so einem Festessen eine Scheibe trocken Brot angeboten bekäme? Man würde müde lächelnd ablehnen: „Nein danke, ich hab’ schon.“

Natürlich: Es gab Zeiten, da wäre so eine Scheibe trocken Brot ein wahres Festmahl gewesen. Aber heutzutage und hierzulande. Wir haben zu essen, die meisten jedenfalls – und das mehr als genug, Brot die Fülle. Wir sind so satt und verwöhnt, dass wir den Wert einer einfachen Scheibe trocken Brot kaum noch ermessen können.

Und so ist es nicht nur mit dem Brot und unserer Ernährung. Wir sind in jeder Beziehung satt, vom Wohlstand verwöhnt. Uns kommt viel zu selten zu Bewusstsein, wie gut es uns geht.

Trotz des Wohlstands, den wir genießen dürfen, haben wir immer auch ein wenig Angst, zu kurz zu kommen. Aufgrund dieser Angst essen, trinken und verbrauchen wir mehr als nötig und uns bekömmlich.

Woran liegt das? Liegt es vielleicht daran, dass wir einen Hunger in uns haben, von dem wir womöglich nicht einmal mehr wissen?

Es gibt mancherlei Untersuchungen, die den Grund dafür in so einer Art Unterernährung der Seele sehen. Trotz des materiellen Wohl-

stands deutet sich eine Hungersnot an: die Hungersnot der Seele. Die Seele hat Hunger. Sie bekommt oft nicht, was sie braucht.

Das lässt sich mit materiellem Konsum nicht ausgleichen. Denn der Hunger der Seele lässt nicht durch eine Übersättigung mit Nahrung und materiellem Konsum stillen. Dieser Hunger der Seele lässt sich weder in Arbeit noch in Alkohol ersäufen. Sein bitterer Nachgeschmack lässt sich mit nichts Schönem oder Süßen beseitigen.

Immer wieder ist er da, wenn der Rausch verflogen ist. Er lässt sich mit keinem Luxus der Welt bestechen. Wir können diesen Hunger auch nicht überspielen, indem wir von einer Veranstaltung zu nächsten Feier, von event zu event, von Urlaub zu Fernreise eilen.

Da stellt sich doch die Frage: Was könnte uns da weiterhelfen, den Hunger der Seele zu stillen?

Wir haben vorhin als Lesung einige Verse aus dem Johannesevangelium gehört, denen genau diese Fragestellung zugrunde gelegen hat. Jesus sagte: „Ich bin, was ihr sucht. Ich kann euren Hunger nach Leben stillen. Ich bin das Brot."

Die Menschen, mit denen er damals sprach, kamen zu ihm, nachdem er ihnen zunächst richtiges Brot zum Essen gegeben hatte. Sie kamen noch einmal zu ihm, weil sie nach mehr suchten und spürten, dass er ihnen geben konnte, wonach sie eigentlich hungerten.

Mit dem, was Jesus da sagte: „Ich bin das lebendige Brot" wechselt die Blickrichtung. Zur Diskussion steht auf einmal nicht das Brot als solches, sondern Jesus Christus selbst, der sich als das Brot bezeichnet, auf das es ankommt, als das Brot, das den Hunger der Seele stillt.

Er vergleicht sich mit dem Brot, das für seine damaligen Zuhörer von elementarer Bedeutung war als für uns heute, wie ich eingangs ausgeführt habe. Und doch spüren wir, wie wichtig Brot ist, nicht zuletzt durch die Bitte „Unser täglich Brot gib uns heute"

Versuchen wir uns ein wenig mehr in das Bild vom Brot hineinzufühlen. Wie ist das mit dem Brot? Man nimmt es beim Essen in sich auf. Man zerkaut und verdaut es. Man muss es sich einverleiben. Und so macht es satt und gibt Kraft. Nur so kann es uns durchdringen, ein Teil von uns werden. Nur so kann es in uns und durch uns wirken und zur Entfaltung kommen.

Wie man Brot aufnimmt, so kann man – im übertragenen Sinn - auch Jesus, das Brot des Lebens, in sich aufnehmen. Wie Brot den Hunger des Leibes stillt, stillt Jesus den Hunger der Seele.

Als Jesus sich mit einem Brot verglich, dachte er sicher nicht an so etwas wie Toastbrot, sondern an Vollkornbrot, in dem alles enthalten ist, was man zum Leben braucht, ein Brot eben, das man erst intensiv durchkauen muss, ein harter Brocken sozusagen, den man nicht so einfach schluckt.

Wer Jesus nur bewundert, der wird nicht satt, was den Hunger der Seele angeht. Wer über Jesus nur nachdenkt, dessen Hunger wird nicht gestillt.

Und dann sagt er ja nicht: Kommt zu mir, alle, die ihr nach Leben hungert, ich gebe euch das Brot des Lebens. Nein: Er gibt das Brot nicht. Er ist das Brot. Er sagt: „Ich bin das Brot des Lebens" Das ist ein Unterschied, ob er das Brot gibt oder ob er das Brot ist.

Er ist das Brot für die hungernde Seele. Damit der innere Mensch nicht verhungert, braucht er den, der von sich sagt: „Ich bin das Brot des Lebens."

Wer seinen Hunger nach Leben also stillen will, ist eingeladen, sich Jesus zu öffnen, ihn wie Brot aufzunehmen, ihn als das Brot des Lebens in sich aufzunehmen, ihn in sich wirken zu lassen, damit er seine Lebenskraft entfalten kann.

Er hat damit angedeutet, dass er unseren Hunger nach Leben stillen kann. Das ist sein Angebot - an uns alle. Dem kann muss jeder für sich nachgehen, der diesen Hunger der Seele in sich verspürt.

Und auch hier gilt: Probieren geht über Studieren. Man muss es mal ausprobieren, dies Brot. Manches muss man sich eben selbst auf der Zunge zergehen lassen, bevor man weiß, wie es schmeckt, bis man selbst auf den Geschmack kommt.

So, wie wir unserem Leib immer wieder kleine Portionen Brot zur Verfügung stellen, so sollten wir unserer Seele, unserem inneren Menschen, in aller Selbstverständlichkeit das Brot zukommen lassen, das er braucht, das den inneren Hunger stillt.

Unsere Bitte sollte also nicht nur sein „Unser täglich Brot gib uns heute", sondern darüber hinaus „Unsern täglich Jesus gib uns heute." So, wie wir jeden Tag mehrmals etwas essen, so sollten wir mehrmals am Tag versuchen, uns für Jesus zu öffnen, um ihn im übertragenen Sinn zu uns zu nehmen, um ihn immer mehr in uns aufzunehmen, damit er wie das Brot von innen her in uns seine Kraft entfalten kann.

Das alltägliche Essen unseres Brotes kann uns daran erinnern, dass nicht nur unser Leib Nahrung braucht, sondern auch unsere Seele. Wie wir unser täglich Brot brauchen, brauchen wir auch unseren täglich

Jesus, der von sich sagt: „ Ich bin, was ihr sucht. Ich kann euren Hunger nach Leben stillen. Ich bin das Brot des Lebens.“ In diesem Sinne: Guten Appetit.

In Fleisch und Blut übergegangen

Predigt zu Johannes 6, 53ff am 14. März 1999

Bei vielen von uns wird es heute Mittag irgendetwas mit Fleisch geben. Die einen essen Schweineschnitzel. Die anderen einen Rinderschmorbraten. Und bei wieder anderen gibt es Hühnchen oder Pute. Es ist für uns selbstverständlich, Fleisch zu essen.

Das heißt: Es gibt eine Ausnahme. Niemand von uns würde das Fleisch anrühren, wenn er wüsste, dass es menschliches Fleisch ist. Allein beim Gedanken daran gruselt es uns. Und das war vor 2000 Jahren nicht anders.

Sie können sich ja vielleicht ausmalen, zu welch Missverständnissen es im Umfeld der ersten Gemeinden mit Blick auf das Abendmahl kam. Es kursierten die abenteuerlichsten Gerüchte, zumal die Feier des Abendmahls unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Es mischte sich mancherlei bruchstückhaftes Wissen mit blühender Phantasie und allerlei Ängsten.

Nun ist das, was da beim Abendmahl geschieht, ja tatsächlich schwer zu verstehen. Und die Einsetzungsworte geben bis heute zu allerlei Spekulationen Anlass. Wie soll man das denn auch verstehen, wenn da aufgefordert wird, sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken.

Wenn man es nicht besser wüsste, könnte man aufgrund der Einsetzungsworte ja tatsächlich denken, es ginge darum, Christi Fleisch zu essen bzw. sein Blut zu trinken.

Es hören sich die Einsetzungsworte an wie aus der Zeit der Kannibalen, als Menschen tatsächlich noch Menschen aßen, in der Meinung, sie würden sich mit dem Essen ihres Fleisches und mit dem Trinken ihres Blutes auch deren Kräfte einverleiben. Gruselige Vorstellung.

Sie sehen: Es braucht nicht einmal eine böse Absicht, sondern nur eine gewisse Unwissenheit, um die Einsetzungsworte, das Abendmahl selbst und die entsprechenden biblischen Texte misszuverstehen.

Von daher dürfte es nicht verwunderlich sein, dass es von Anfang an Missverständnisse darüber gab und leider ja auch immer noch gibt, was denn beim Abendmahl wirklich geschieht.

Wir wissen, dass da weder Fleisch gegessen noch Blut getrunken wird, sondern Brot und Wein. Wir haben uns an die missverständlich klingenden Worte gewöhnt, weil wir wissen, wie es weitergeht. Deshalb machen wir uns keine weiteren Gedanken darüber.

Mit dem heutigen Predigttext begegnet uns allerdings einer dieser Texte, die immer wieder zu den entsprechenden Missverständnissen Anlass gegeben haben.

Auch wenn Johannes berichtet, dass es von Jesus kommt, was da über das Abendmahl gesagt wird: Man kann es kaum anhören. Hätte er das nicht wenigstens etwas abmildern können? Hätte er nicht einfach nur sagen können, man solle das Brot wie sein Fleisch essen und den Wein wie sein Blut trinken? Warum sagt er es mit so drastischen und missverständlichen Worten, wenn er auffordert, sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken?

Weil beim Essen und Trinken etwas von dem deutlich wird, was über das bloße Hören von Worten hinausgeht. Beim Essen und Trinken denkt und hört man nicht nur. Nein. Man spürt und schmeckt etwas. Essen und Trinken sind konkreter.

Ihn aufnehmen, das sollte man sich nicht nur vorstellen, sondern so konkret spüren können, wie das Aufnehmen von Brot und Wein, wie den Verzehr von Lebensmitteln.

Also stellen Sie sich doch bitte mal ein wunderbares Büffet vor. Und da steht alles drauf, was Ihnen schmeckt. Stellen Sie sich vor, wie Sie sich bedienen, wie Sie davon essen. Und nun frage ich Sie: Werden Sie davon satt. Nein. Die Vorstellung allein macht nicht satt, jedenfalls nicht wirklich.

Übertragen wir das einmal auf das Abendmahl, bei dem es darum geht, an ihm und am Leben, am ewigen Leben, Anteil zu bekommen. Das bleibt alles ein wenig unkonkret. Man kann es hören. Man kann es denken. Aber man kann es nicht konkret spüren.

Und da sollen uns Brot und Wein helfen. Wie wir Brot essen und den Saft der Trauben trinken, das spüren und schmecken wir. Und weil wir spüren, wie wir Brot und Wein aufnehmen, sollen wir auch spüren, wie wir Jesus in uns aufnehmen, der sich mit Brot und Wein verbunden hat.

So konkret, wie wir Brot und Wein zu uns nehmen, nehmen wir mit dem Brot und mit dem Traubensaft auch ihn auf. Es ist ganz konkret gemeint. Nicht nur symbolisch. Wir stellen uns also nicht nur vor, dass

wir Jesus aufnehmen würden. Nein. Wir nehmen ihn wirklich in uns auf, mit dem Brot, mit dem Wein.

Die lutherische Abendmahlslehre sagt hier, dass wir mehr zu uns nehmen als nur Brot und Wein. Indem wir uns dem Brot und dem Wein öffnen, öffnen wir uns ihm. Mit Brot und Wein nehmen wir ihn auf.

Es geht um die Aufnahme. Wie es immer wieder lebenswichtig ist, Brot zu uns zu nehmen, so ist es immer wieder wichtig, mit dem Brot ihn selbst zu uns zu nehmen.

Wer Jesus nur anschaut und bewundert, der ist wie einer, der seinen Durst dadurch löschen will, dass er ein Glas Wasser nur anschaut, der seinen Hunger dadurch stillen will, dass er das Büffet nur bewundert.

Wer seinen Hunger stillen will, muss essen. Und wer seinen Durst löschen will, muss trinken. Brot und Wein. Und mit Brot und Wein ihn selbst.

Und darum geht es, Christus in uns aufzunehmen, wie wir Speise in uns aufnehmen und dass er wie die Speise ein Teil von uns wird. Wie Brot nach dem Verdauungsprozess seine Kraft in uns entfaltet, so entfaltet auch Jesus Christus seine Kraft in uns.

Spüren Sie dem nach, wie Sie essen und trinken. Spüren Sie dem nach, wie beides in ihnen seine Kraft entfaltet und ein Teil von Ihnen wird. So konkret will sich Jesus in ihnen entfalten und ein Teil von Ihnen werden.

Wer seinen Hunger und Durst nach Leben stillen will, ist eingeladen, am Abendmahl teilzunehmen, sich Jesus zu öffnen, ihn - im Bilde gesprochen - wie das Brot und wie den Wein in sich aufzunehmen und ihn in sich wirken zu lassen.

Er will uns in Fleisch und Blut übergehen. Er will nicht nur ein Gedanke sein, nicht nur etwas für die Innerlichkeit. Nein. Er will ganz konkret sein. Auf diese Weise bleiben wir mit ihm und untereinander verbunden.

Ich schließe mit folgender Geschichte: Zu einem Priester kam ein Mann, der sich über den Glauben lustig machen wollte und fragte: „Wie ist es möglich, dass aus Brot und Wein Fleisch und Blut Christi werden?“ Der Priester antwortete: „Wenn schon dein Körper die Nahrung, die du zu dir nimmst, in Fleisch und Blut umsetzen kann, warum soll Gott nicht auch das andere vermögen?“

Der Mann gab sich nicht geschlagen: „Wie kann denn in einer so kleinen Hostie der ganze Christus zugegen sein?“ Der Priester gab zur Antwort: „Eine Landschaft, die vor dir liegt, ist so groß und dein Auge doch so klein. Und doch ist das Bild der großen Landschaft in deinem Auge. Warum soll es dann nicht möglich sein, dass in der kleinen Brotgestalt der ganze Christus zugegen ist?“

Noch eine dritte Frage stellte der andere: „Wie kann derselbe Christus gleichzeitig in allen euren Kirchen zugegen sei?“ Da nahm der Priester einen Spiegel und ließ ihn hineinschauen. Dann warf er den Spiegel zu Boden und sagte: „Auch in jedem einzelnen Stückchen kannst du dein Bild jetzt gleichzeitig sehen.“

Das Original hat Worte des Lebens

Predigt zu Johannes 6, 68f am 3. April 2011

Was macht jemanden zu einem guten Vorbild? Und was nicht? Was ist vorbildlich bzw. nachahmenswert und was nicht?

Viele von uns Älteren werden erlebt haben, wie sich das mit dem Vorbild im Verlauf der Jahre geändert hat, also wie ein Vorbild, an dem man sich früher orientierte, in den Hintergrund geriet, und andere Menschen wichtiger wurden.

Mein Vorbild ist schon seit meiner Jugend Jesus. Es gab und gibt natürlich noch viele andere Menschen, die für mich prägend und wichtig geworden sind im Verlauf meines bisherigen Lebens. Von so vielen durfte ich lernen, mir etwas abgucken und mich inspirieren lassen.

Aber unter den vielen hat Jesus doch immer einen herausragenden Rang gehabt. So wie er müsste man sein, so geistesgegenwärtig und begeisternd, so fürsorglich und hingebungsvoll, so selbstlos und gütig. Geht natürlich nur begrenzt. Wir sind ja nicht Jesus. Klar.

Und doch hat man mir schon früh ans Herz gelegt, dass nicht nur die Jünger von damals, sondern auch wir heute im Sinne Jesu wirken können. Jesus lädt uns ausdrücklich dazu ein. Er fordert uns dazu geradezu heraus. Immer wieder sagte er: „Folge mir nach.“ Also: „Mach’s wie ich.“

Sich Jesus zum Vorbild nehmen, das ist nicht gerade der bequemste Weg. War er damals auch schon nicht. Und als das den Begleitern Jesu deutlich wurde, da trennte sich die Spreu vom Weizen, wie man so

sagt. Denn viele von denen, die mit Jesus zunächst unterwegs waren, wurde das alles zu anstrengend. Sie trennten sich wieder von ihm.

Jesus bekam das natürlich mit, wie sie gingen, wie es immer weniger wurden. Und so fragte er zuerst sich und dann die, die noch da waren: „Wollt ihr auch gehen?“

Woraufhin er dann zur Antwort bekam: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“

Ich wünsche es Euch, dass dieser Jesus für Euch und Euer Leben eine entscheidende Größe bleibt, ein Vorbild, das Vorbild, der Heilige Gottes.

Wer an ihm dran bleibt, wird entdecken, inwiefern das Original Worte des ewigen Lebens hat. Also bleibt dran. Ihr wollt doch leben, oder nicht? Dann lasst Jesus nicht aus den Augen.

Wem kann man glauben?

Predigt zu Johannes 7, 14-18 am 4. Januar 2015

Man stelle sich vor: Es ist mal wieder Gemeindefest. Und es sind viele Menschen auf dem Gelände. Und auf einmal stellt sich einer hin. Und zwar nicht der Pastor, sondern einer, den man nicht kennt. Und dann fängt der an zu predigen. Was er sagt, ist ungewöhnlich, aber gut. Manches klingt ziemlich kirchenkritisch. Und was er so über Gott sagt, steht so zwar nicht in der Bibel, klingt aber ganz plausibel und auf der Höhe der Zeit. Ganz schnell werde ich gefragt: „Wer ist das denn? Darf der hier so reden? Und überhaupt: Wie der redet?“

Stimmt. Der redet anders. Mir würde es wie vielen anderen gehen. Manches würde mich stören. Aber anderes würde mich faszinieren und spontan berühren, ja überzeugen.

Manche würden vielleicht sagen: „Theologie hat der ja wohl nicht studiert. Wie der die Bibelstellen auslegt, die er da zitiert, ist ja – gelinde gesagt – gewöhnungsbedürftig.“

Tja, und dann würde es vielleicht so etwas wie einen Streit geben. Ein Wort würde das andere geben. Einige aus dem Kirchenvorstand würden ihn fragen, was ihm denn einfiele, hier so zu reden, wer ihm das denn erlaubt hätte.

Und andere würden schon überlegen, wie sie ihn unauffällig vom Gelände bekommen. Ich würde sehen, wie sie mich fragend anschauen und nur auf ein Zeichen von mir warten, um ihn freundlich zu verabschieden.

Aber es würde auch eine ganze Reihe Besucher des Gemeindefestes geben, die würden sich für ihn einsetzen. Sie würden sagen: „Lasst ihn doch weiterreden. Mich würde interessieren, was er noch zu sagen hat.“

Denn was er sagte, hätten sie so noch nicht gehört. Es erschien ihnen durchaus schlüssig. Und es hätte an einigen Stellen sogar die Fragen beantwortet, die sie schon lange unbeantwortet mit sich herum geschleppt hatten.

Es lässt sich unschwer vorstellen, was für einen Tumult das geben würde. Na, und dann würde man natürlich mich bitten, eine Entscheidung zu treffen und die Situation zu klären: „Nun sag Du doch mal!“

Doch bevor ich was sagen könnte, würde mir dieser Prediger zuvor kommen. Er würde wie einer der alttestamentlichen Propheten mit lauter und selbstbewusster Stimme in die Menge rufen: „Was ich hier sage, habe ich mir nicht ausgedacht. Ich spreche hier im Auftrag Gottes. Er hat mich wissen lassen, was ich euch hier sagen soll. Wie, Ihr glaubt mir nicht? Schade. Trotzdem bitte ich euch: Tut nicht gleich alles ab, was ich gesagt habe. Prüft es. Versucht es weiterzudenken. Und vor allem: Tut es. Ihr betet doch immer: Dein Wille geschehe. Und jetzt, wo ich euch gesagt habe, was er von euch will, könntet ihr euren Gebeten Taten folgen lassen und einfach mal nicht reden, sondern Gottes Willen tun. Dann werdet ihr ja merken, ob es von ihm kam, was ich euch sagte.“ Und mit diesen Worten würde der Betreffende von ganz allein so plötzlich verschwinden, wie er aufgetaucht war.

Und wir? Wir würden uns die Augen reiben. Wir würden wie vom Donner gerührt dastehen. Wir würden uns fragen: „Was war das denn?“ Wir hätten schlagartig jede Menge Gesprächsstoff.

Manche würden sich schnell wieder dem zuwenden, womit sie vor dem Auftritt dieses Mannes beschäftigt waren, würden sich vielleicht noch mal an die Stirn tippen und sagen: „Vergiss es. Der spinnt doch.“ Und dann würden sie zur Tagesordnung übergehen.

Andere würden nicht nur an diesem Tag, sondern auch an den folgenden Tagen immer wieder darauf zurückkommen. Sie würden alles hin und her bewegen. Sie würden sich fragen, wie sie damit umgehen sollen. Und dann würden es ein paar Mutige tatsächlich wagen: Sie würden dem Mann vertrauen und einfach tun, was er ihnen nahegelegt

hatte... Soweit mal mein kleiner Versuch, den Auftritt Jesu von damals in unsere Lebenswirklichkeit zu übertragen.

Wer nun spontan der Meinung ist, das könne man so doch nicht machen, weil es sich beim Prediger auf dem Fest damals doch um Jesus gehandelt habe, der möge sich vergegenwärtigen, dass Jesus für die Leute damals noch ein unbeschriebenes Blatt war, ein Wanderprediger unter vielen, ein Nobody. Er war in keiner Weise eine theologisch anerkannte Autorität. Und davon, dass er Gottes Sohn sei, war noch nicht einmal ansatzweise die Rede.

Also: Warum hätte man ihm glauben sollen? Gerade ihm? Woher sollten die Menschen damals wissen, dass er anders ist als all die anderen? Wie hätten sie beurteilen können, ob er die Schriften nicht doch ganz richtig auslegte? Und wie hätten sie auf seinen Anspruch reagieren sollen, er sei von Gott gesandt und würde im Auftrag Gottes sprechen?

Für uns – so im Rückblick – scheint der Fall klar. Aber was hätten die damals denn machen sollen? Sie waren gläubige Juden. Und gerade, weil sie Gott und das mit dem Willen Gottes ernst nahmen, konnten und wollten sie Jesus nicht einfach so folgen. Denn was er da für sich in Anspruch nahm, musste in ihren Ohren unglaublich klingen. Deshalb mussten sie sich unendlich schwer damit tun, ihm zu glauben.

Genau das ist nicht nur Jesus passiert. Heute berühmte Dichter, Maler und Wissenschaftler waren zu Lebzeiten oft arm und unbekannt, sie wurden belächelt und als Ketzer verbrannt. Es ist immer wieder passiert. Und es passiert immer noch, auch heutzutage.

Und damit sind wir bei uns und der Frage, wem wir glauben und folgen sollen. Woher sollen wir wissen, wem wir glauben können und wem wir folgen sollen?

So viele erheben ihr Wort gegen ungerechte Zustände, gegen den Finanzkapitalismus, gegen die Umweltverschmutzung, gegen den Menschenhandel, gegen Ausbeutung, gegen Waffenhandel, gegen diverse Freihandelsabkommen, gegen den Einsatz von Waffen, gegen die über Leichen gehenden Reichen und Mächtigen, gegen Fremdenfeindlichkeit. Sie setzen sich ein für eine gerechtere Welt, in der es friedlicher zugeht, in der man mit und nicht gegen die Natur lebt, in der die Menschenwürde und die Ehrfurcht vor dem Leben nicht nur leere Worte sind, in der sich Flüchtlinge neu beheimatet können, in der Fair Trade selbstverständlich ist...

Sprechen alle im Namen Gottes? Ja und nein. Es gibt welche, die sich ausdrücklich auf Gott berufen, aber sicher nicht seinen Willen tun, z.B. die vom sogenannten islamischen Staat.

Anderseits sind da die, die durchaus im Sinne dessen sprechen, was wir als Gottes Willen kennen, auch wenn sie sich mit dem, was sie sagen, nicht ausdrücklich auf Gott berufen. Und doch ist es in seinem Sinn, sich aus Ehrfurcht vor dem Leben in Liebe zu Gott und zum Nächsten für das Leben und alles Lebendige einzusetzen.

So hören wir sie, die Prediger von heute – und wir hören sie nicht nur von den Kanzeln – wie sie uns vorhalten, was das Leben zerstört, und wie sie uns hinweisen auf das, was das Leben fördert.

Aber da längst nicht alle von Ihnen mit so etwas wie einer göttlichen Legitimation daher kommen, lassen wir sie reden, wie die Menschen damals Jesus reden ließen. Wir lassen sie reden, tun aber nicht, was sie uns sagen.

Und warum prüfen wir nicht, was von alledem dem Willen Gottes entspricht? Weil über all das nichts in der Bibel steht? Jedenfalls nicht direkt. Aber ist damit schon ausgemacht, ob es sich dabei nicht doch um Gottes Willen handelt?

Nein. Eben nicht. Es könnte, auch wenn es nicht in der Bibel steht, selbst wenn es gegen manches spricht, was in der Bibel steht, trotzdem Gottes Wort, sein Wille sein, der uns heute eben auch auf anderen Wegen erreicht, eben nicht nur durch die Bibel, sondern auch durch viele andere Bücher und Publikationen, auch durch die Medien und durchs Internet.

Wir kommen nicht umhin, zu prüfen, was Gott von uns will, was wir denken und tun sollen, um seinen Willen zu entsprechen, um ihm in dieser Welt nicht im Wege zu stehen, weil wir auf ewig Gestrigem bestehen.

Denn – und das ahnen, ja wissen wir – Gottes Geist weht, wo er will. Mal hier und dann wieder da. Nicht nur in der Bibel, der Kirche und im Gesangbuch, sondern überall in seiner ganzen Schöpfung.

Wir tun gut daran, offen zu sein für sein Wirken. Wir tun gut daran, es mit Paulus zu halten, der ohne Berührungsängste war und schon damals ganz pragmatisch sagte: „Prüfet alles und das Gute behaltet."

Das, was tragfähig, sinnvoll und lebensförderlich, in diesem Sinne geradezu göttlich ist, das sollten wir auch als Gottes Willen tun, der das Leben und die Liebe will.

Ströme lebendigen Wassers

Predigt zu Johannes 7, 37-39 am 16. Mai 2021

Jeder weiß, wie es ist, wenn man Durst hat. Es kommt selten vor. Aber wir kennen es: Da möchte man nichts anderes als Wasser - und davon ganz viel. In solchen Momenten spüren wir, wie sehr wir das Wasser, das Trinkwasser brauchen.

Was können wir froh und dankbar sein, dass es bei uns normalerweise ausreichend regnet. Nun gut: Die letzten Jahre hatten wir zu wenig Niederschlag. Hoffen wir mal, dass das nicht zum Dauerzustand wird wie z.B. in Israel.

Dort fällt im Winter nur ein Fünftel des Niederschlags, der bei uns fällt. Und in den Sommermonaten regnet es überhaupt nicht. Viele Quellen versiegen dann. Wasser wird zur kostbaren Mangelware. Denn auch das Grundwasser, das mit Brunnen angezapft wird, ist knapp.

So gibt es seit langem Streit ums Wasser – nicht nur in Israel, sondern in vielen Regionen dieser Welt. Kein Wunder. Wenn das Wasser nicht mehr für alle und alles reicht, muss man überlegen, wofür man das kostbare Nass verwendet.

Zurzeit Jesu feierte man so etwas wie ein Wasserfest. Man betete um Regen. Und man dankte Gott für das Wasser und alles, was durch das Wasser wachsen und leben konnte.

Am letzten Tag solch eines Festes stellte sich Jesus vor die Menge und rief: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!“

Die, die ihm nicht richtig zugehört hatten und dachten, er wolle Wasser verkaufen, werden sich gefragt haben, wie er das wohl machen wollte, den Leuten Wasser zum Trinken zu geben. Schließlich hatte er kein Wasser dabei.

Und dann werden sie sich erinnert haben, dass er ja noch gesagt hatte: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“

Ich bin mir sicher, die Leute werden sich gefragt haben, was er mit diesen „Strömen lebendigen Wassers“ gemeint haben könnte? Meine Gedanken dazu gehen in vier Richtungen.

Erstens: Was Jesus da sagte, könnte man im übertragenen Sinn verstehen. Die ihm zuhörten, kannten natürlich die Psalmen, wo es heißt: „Meine Seele dürstet nach Gott. Wie der Hirsch nach frischem Wasser lechzt, so schreit meine Seele, Gott, zu dir.“

Auch heutige Menschen quält oft genug so ein Durst nach mehr. Sicher: Viele würden von sich nicht sagen, nicht sagen können, es dürste sie nach Gott. Sie wüssten unter Umständen nicht zu sagen, wonach sie dürstet und was ihren Durst stillen könnte.

Und doch – und darum geht es hier – gibt es diesen Durst nach Leben, nach Kraft, nach Sinn, nach Tiefe, nach Energie. Für mich ist das nichts anderes als der Durst nach Gott.

Und genau da bringt sich Jesus ins Gespräch, wenn er sagt: „Wer an mich glaubt, also wer mir vertraut, der wird seinen Durst stillen können.“

Und mehr als das: Er wird nicht nur den eigenen Durst stillen können, er wird – bildlich gesprochen – überfließen. Er wird Wasser, also Leben, die Fülle haben.

So kann ein eben noch Verdurstender zum übersprudelnden Brunnen werden. So kann das Leben durch ihn hindurch weiterfließen zu denen, mit denen er es zu tun hat.

Zweitens: Man könnte bei der Formulierung „Ströme lebendigen Wassers“ auch an Tränen denken.

Es ist doch so: Wenn mich das, was ich höre oder sehe, tief drinnen berührt, dann werden meine Augen wie von allein feucht. Dann spüre ich, wie sich die Tränen einen Weg bahnen, die davon zeugen, wie intensiv ich gerade lebe, wie sehr ich Freude oder Schmerz empfinde.

Wir sagen von uns, dass wir glauben. Aber glauben wir so an ihn, dass uns widerfährt, was Jesus uns hier in Aussicht stellt? Berühren uns Glaube, Liebe, Hoffnung so tief, dass wir feuchte Augen bekommen?

Wenn nicht, könnte es damit zusammenhängen, dass wir uns das mit Jesus und dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung in seinem Sinne doch irgendwie auf Abstand halten, gewissermaßen auf Sicherheitsabstand.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Es geht mir nicht um die Frage, ob wir einen richtigen oder falschen Glauben haben. Es geht mir um die Frage, ob uns das mit dem Glauben innerlich so berührt, dass auch schon mal Tränen fließen?

Drittens: Jesus geht es, wenn er von „Strömen lebendigen Wassers“ spricht, nicht um irgendein Wasser, sondern um lebendiges Wasser im Gegensatz zu krankem oder totem Wasser.

Der Japaner Masaru Emoto hat entdeckt, dass Wasser wirklich lebt, dass es Gefühle hat und Botschaften vermitteln kann. Das klingt unglaublich, wenn man es das erste Mal hört. Und doch: Dieser Masaru

Emoto und viele andere Wissenschaftler mit ihm haben in unzähligen Versuchen und mit Fotos geradezu bewiesen, dass es stimmt: Wasser lebt, fühlt, denkt.

Die Wissenschaftler haben ihre Erkenntnisse dadurch dokumentiert, dass sie verschiedenste Wässerchen so gefrieren ließen, dass es möglich wurde, die entstandenen Wassereiskristalle zu fotografieren. Man stelle sich einfach Schneeflocken vor. Sie sehen wunderbar und alle verschieden aus.

Die Wissenschaftler haben festgestellt, dass das Wasser von sich aus immer schöne Kristalle ausbildet. Es sei denn – und da wurde es spannend – man nimmt Einfluss auf das Wasser. So konnten die Wissenschaftler zeigen, dass Eiskristalle von verschmutztem Wasser wirklich krank bzw. zerstört aussehen.

Geradezu unglaublich ist allerdings, dass die Eiskristalle eines Wassers, das man böse beschimpft, ihre Schönheit verloren haben und so hässlich aussahen, wie die Worte, die man dem Wasser gesagt hatte. Man stellte fest, dass sich die Gefühle, mit denen man dem Wasser begegnete, im Wasser bzw. in den fotografierten Eiskristallen widerspiegelten.

Sie sollten mal sehen, wie ein Wasserkristall aussieht, das Mozart gehört hat, und wie im Gegensatz dazu eins aussieht, dass heavy metall gehört hat.

Wir Menschen bestehen zum großen Teil aus Wasser. Gute Worte wie Jesu Worte sorgen dafür, dass das Wasser in uns, dass wir selbst in unvorstellbarer Weise lebendig werden, so lebendig, dass nicht nur unser eigener Durst nach Leben und Gott gestillt wird. Es macht uns so lebendig, dass wir geradezu überfließen und zur Quelle lebendigen Wassers für andere werden.

Viertens: Durch den nachfolgenden Vers wird durch Jesu Bildwort von den Strömen lebendigen Wassers in Beziehung zum Heiligen Geist gesetzt. Deshalb wurde dieser Text auch für diesen Sonntag, den Sonntag vor dem Pfingstfest ausgesucht.

Bei Johannes lautet die Deutung: „Das sagte er aber von dem Geist, den die empfangen sollten, die an ihn glaubten; denn der Geist war noch nicht da; denn Jesus war noch nicht verherrlicht."

Wer an ihn glaubt, wird den Heiligen Geist empfangen. Und wer den Heiligen Geist empfangen hat, von dem werden Ströme lebendigen Wassers fließen.

Genau solche Menschen, von denen Ströme lebendigen Wassers ausgehen, braucht das Land, Menschen, die das Weltgeschehen dadurch beeinflussen, dass sie dem Heiligen Geist in ihrem Leben Raum geben und so das lebendige Wasser zu denen strömen lassen, die Durst nach Leben haben.

Wer sich also fragt, woher er die Kraft bekommen kann, die ihm hilft, den Alltag bewältigen zu können, der findet hier die Antwort. Jesus rief: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, von dessen Leib werden, wie die Schrift sagt, Ströme lebendigen Wassers fließen.

Schluss mit dem Steine-Werfen

Predigt zu Johannes 8, 2-11 am 7. August 2022

Da wird eine verheiratete Frau in den Armen eines anderen Mannes erwischt. Na großartig. Seltsamerweise ist hier nur von der Frau die Rede. Was ist mit dem Mann? Konnte er unerkannt entkommen? Haben sie ihn laufen gelassen? Hatten sie ihn bereits gesteinigt? Das bleibt offen.

Die Frau wird jedenfalls von ihren Häschern vor Jesus geschleppt und ins Rampenlicht gezehrt. Wie demütigend. Für sie ist der Fall klar. Genau das sagten sie ja auch: „Meister, diese Frau ist auf frischer Tat beim Ehebruch ergriffen worden. Mose hat uns im Gesetz geboten, solche Frauen zu steinigen."

Und dann kommt ihr eigentliches Anliegen: „Was sagst du?" Das war es also: Sie wollten Jesus auf die Probe stellen. Sie versuchten ihn in eine Falle zu locken, die einer Zwickmühle glich. Würde er nämlich sagen: „Habt Mitleid mit ihr und lasst sie frei", so wäre er öffentlich überführt als einer, der es mit dem Gesetz nicht so genau nimmt. Und würde er sagen: „Ihr habt Recht. Sie ist schuldig. Steinigt sie!", dann hätte er seinen Ruf verloren als der, der Sündern vergibt.

So sagte Jesus weder das eine noch das andere. Stattdessen bückte er sich. Und er schrieb oder malte etwas mit dem Finger in den Sand, als hätte er nicht gehört. Das verschaffte ihm Zeit zum Nachdenken. Schließlich sagte er für alle völlig überraschend: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

Was für eine Antwort. Denn er hatte weder das Gesetz des Mose in Frage gestellt noch hatte er den Ehebruch der Frau verharmlost.

Gleichzeitig hatte er deutlich gemacht, dass die, die die Steine für die Steinigung schon in der Hand hielten, das geltende Gesetz nicht zur Anwendung bringen konnten. „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

Denn würden sie die Frau jetzt steinigen, dann würden sie für sich beanspruchen, ohne Sünde zu sein. Und das konnte natürlich niemand. Sich der Wirkung seiner Worte bewusst bückte er sich wieder und malte weiter im Sand, als sei nichts gewesen und als ginge ihn das weitere Geschehen nichts mehr an.

Was mag den Anklägern jener Frau und den Umherstehenden angesichts dieser Antwort durch den Sinn gegangen sein? Gedanken wie diese vielleicht: „Hätten wir die Ehebrecherin mal gleich gesteinigt. Verdient hätte sie es. Aber jetzt geht es nicht mehr." „Wie könnten wir jetzt noch Steine werfen, ohne uns selbst schuldig zu machen?" „Er hat ja Recht. Niemand von uns ist ohne Sünde." „Wie konnten wir nur?"

Man kann ja über die Pharisäer und Schriftgelehrten von damals denken und reden, was man will. Aber eins muss man ihnen von dieser Szene her bescheinigen. Sie waren ehrlich. Denn sie gingen einer nach dem anderen weg. Sie wussten darum, dass auch sie nicht ohne Schuld und Sünde waren. Sie waren wie alle anderen oft genug ihren eigenen Wünschen und Begehrlichkeiten zum Opfer gefallen. Geistesgegenwärtig, wie Jesus war, hatte er die Frau und sich selbst gerettet.

Da hatte Jesus zweifellos Recht: Wie kommen Sünder dazu, andere Sünder zu verurteilen? Wie oft wird mit dem Finger auf andere gezeigt? Wie oft wird sich aufgeregt über das unmoralische Verhalten anderer? Da waren zunächst nur die begehrlichen Blicke. Und dann war es über ihn und sie gekommen.

Und? Sind die, die mit dem Finger auf andere zeigen, wirklich so anders als die, auf die sie zeigen? Oder hatten sie bisher nur das Glück, nicht erwischt worden zu sein? Oder sind sie nur durch glückliche Umstände vor der Versuchung bewahrt geblieben, der sie unter Umständen auch erlegen wären?

Haben wir selbst nicht auch schon erlebt, wie schmal der Grat der Wohlanständigkeit ist und wie schnell man abrutschen kann? Wer von sich darum weiß, wie er schuldig wurde oder wie schnell man schuldig werden kann, der wird sich hüten, vorschnell den Stab über anderen zu brechen. Wer um die eigenen Fehler weiß, wird nachsichtiger und barmherziger auf die Fehler anderer reagieren.

Wo kämen wir denn hin, wenn wir immer gleich zu den Steinen griffen, wenn einer was falsch macht und ein Gebot übertritt?

Es gibt neben dem Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" ja noch viel mehr Gebote und unendlich viele Möglichkeiten, schuldig zu werden, sich schuldig zu machen, anderen etwas schuldig zu bleiben.

Doch zurück zur Geschichte. Die Häscher und Ankläger waren schließlich weg. Nur Jesus und die Frau blieben zurück. Sie blieb anscheinend wie gelähmt am Boden. Schockstarre. Kein Wunder. Denn sie wusste ja wohl auch selbst: „Es war nicht in Ordnung, was ich tat. Ich habe das Gebot übertreten. Ich habe die Ehe gebrochen. Das ist und bleibt meine Schuld. Dadurch, dass sie mich nicht gesteinigt haben und weggegangen sind, ist die Sache noch nicht aus der Welt."

Es fällt auf, dass Jesus ihr auch nach dem Verschwinden der Häscher keinen Vortrag über Anständigkeit und Treue hielt. Er sagte auch nicht: „Alles nur halb so schlimm".

Er sagte: „So verdamme ich dich auch nicht; geh hin und sündige hinfort nicht mehr." Was hätte es Schöneres für diese Frau geben können, als die Möglichkeit, neu anfangen zu können, wo alles zu Ende schien?

So rettete er ihr mit dem, was er tat und sagte, ein zweites Mal das Leben. Er schenkte es ihr gewissermaßen neu. Er ermöglichte ihr einen Neuanfang. Er eröffnete ihr Zukunft.

Gleichzeitig verpflichtete er sie, nicht so weiterzumachen wie bisher, sondern ihr Leben in Ordnung zu bringen. Hier wird Jesus einmal als Seelsorger sichtbar, der weiß, wie man Menschen, die am Boden sind, die bereit sind, sich aufgrund ihrer bösen Tat selbst zu verdammen, wieder aufrichtet.

Nun ist seit dieser Geschichte viel geschehen. Auf Ehebruch steht bei uns längst keine Todesstrafe mehr. Die Moralvorstellungen haben sich gewandelt. Aber nach wie vor bleibt es nicht ohne Folgen für die Beteiligten, wenn Ehen und Beziehungen gebrochen werden, wenn Partner ausbrechen, fremdgehen, Vertrauen zerstört wird.

Aber das mit dem Ehebruch ist nur ein Beispiel, ein zugegebenermaßen pikantes, an dem schnell deutlich wird, welche das Leben zerstörende Folgen es hat, wenn man den Raum verlässt, der durch die Gebote eröffnet wird und das Leben schützen will.

Es ließe sich an anderen Geboten, die übertreten werden, genauso zeigen, wie Menschen sich schuldig machen und sich dann schuldig fühlen. Aber das würde hier zu weit führen.

Fragen wir uns abschließend, wo wir uns in der Geschichte wiederfinden: Finden wir uns mit unserem Versagen bei der Ehebrecherin wieder, weil wir an der herrschenden Moral scheitern?

Finden wir uns mit unseren Moralvorstellungen bei denen wieder, die meinen, ohne Schuld und Sünde zu sein, und rigoros auf die Einhaltung der Gesetze pochen, die schnell mit den Steinen bei der Hand sind?

Finden wir uns bei denen wieder, die herumstehen und nur zuschauen, wie andere handeln, weil sie Angst haben, selbst unter die Räder zu kommen, wenn sie eindeutig Position beziehen?

Oder finden wir uns bei Jesus wieder, der nicht vorschnell aburteilt, sondern im Sand malend nach dem sucht, was hilft und dem Leben dient?

Wie dem auch sei. Diese Geschichte richtet sich hauptsächlich an die, die meinen, man könne über andere urteilen, man könne andere verurteilen, man wäre berechtigt andere wegen ihrer Vergehen zu bestrafen. Und genau das bestreitet Jesus. Niemand ist seiner Meinung nach berechtigt, andere zu verurteilen und zu bestrafen.

Auf den ersten Blick scheinen wir fein raus zu sein. Denn wer von uns nimmt schon einen Stein in die Hand, um ihn auf andere zu werfen? Sie etwa? Doch wohl kaum. Aber was heißt das schon?

Auch wenn wir nicht mit richtigen Steinen werfen, haben wir oft - bildlich gesprochen - Steine in unseren Worten. Wir werfen uns mit Worten dies und das vor bzw. an den Kopf, oft genug in der Absicht, zu verletzen und mundtot zu machen.

Wo immer wir oder andere mit Steinen in den Händen, mit Steinen in den Worten bereit stehen, um andere zu bestrafen, wäre es zu wünschen, es kämen andere, die hätten Worte wie Jesus, um unsere Hände zu entkrampfen, und Blicke wie er, die Steine aus den Händen fallen lassen. Jesus sagte nur: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein." Das sollte auf keinen Fall in Vergessenheit geraten.

Eigentlich sollte es die Liebe zu denen sein, die schuldig geworden sind und Hilfe brauchen, die uns veranlasst, keine Steine zu werfen.

Wenn es aber schon nicht die Liebe zu anderen ist, dann sollten wir wenigstens im eigenen Interesse dem Steinewerfen wehren, wo es nur geht.

Denn es könnte ja durchaus sein, dass man unsere Schuld entdeckt, uns an den Pranger stellt und wir dann auf Liebe und Erbarmen angewiesen sind.

Wie gut, dass das Steinewerfen nicht die einzige Möglichkeit ist, mit Menschen umzugehen, die schuldig geworden sind. Jesus hat uns anderes vorgelebt.

Ein Vers aus dem Gesangbuch bringt es auf den Punkt: „Jesus nimmt die Sünder an. Saget doch dies Trostwort allen, welche von der rechten Bahn auf verkehrten Weg verfallen. Hier ist, was sie retten kann: Jesus nimmt die Sünder an."

Das gilt nicht nur der Ehebrecherin und den anderen. Das gilt auch uns. Er verdammte weder sie noch uns. Bei ihm gilt: Gnade vor Recht. Aber auch: Sündige hinfort nicht mehr.

Österliches Lebenslicht

Predigt zu Johannes 8, 12 am 3. April 2005

Wir haben eben gehört, wie den Jüngern ein Licht aufging, wie ihr Herz voller Freude war.

Als wir geboren wurden, da haben wir, wie man so sagt, das Licht der Welt erblickt. Wenn wir das so sagen, dann denken wir an das natürliche Licht, eben an die Sonne.

Und wie gut, dass es die Sonne gibt. Denn ohne sie gäbe es kein Leben. Von daher ist die Sonne nicht nur unser Licht, sondern tatsächlich unser Lebenslicht.

Wenn nun Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt" dann kommt zu unseren Gedanken vom Licht etwas Neues hinzu: Gottes Licht. In ihm bündelte sich Gottes Licht. So wie unser menschliches Leben, also unser Menschsein, vom natürlichen Licht, also von der Sonne abhängt, so hängt unser christliches Leben, also unser Christsein, vom göttlichen Licht ab, also von dem ab, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt."

Wie jede Pflanze das Licht der Sonne braucht, um gesund zu bleiben, um zu wachsen, so braucht jeder Christ das Licht der Welt, also Christus.

Bleibt ein Christ nicht in Kontakt mit diesem Licht der Welt, dann geht er zugrunde. Denn jeder Christ braucht diese Kraft von oben, das Licht, das uns innerlich wachsen lässt.

Von daher ist nichts sinnvoller, als sich ihm zuzuwenden, als sich an ihm zu orientieren. So kann uns dies Licht zuströmen, was wir zum Leben brauchen.

Deshalb sagt Jesus ja – und so geht es im Taufspruch weiter: „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben."

Also wer sich an ihm orientiert, dessen Weg wird erhellt. Auch wenn es drum herum finster bleibt, ist doch schon viel gewonnen, wenn man nur dies Licht vor Augen hat.

Stellen Sie sich bitte vor, Sie hätten sich verlaufen, Sie würden durch einen dunklen Wald irren und wüssten nicht mehr ein und aus. Was würde Ihnen weiterhelfen? Richtig: das Licht eines Hauses oder einer Straßenlaterne, an dem Sie sich orientieren könnten, um aus der Dunkelheit herauszufinden.

Sicher: Sie wären noch immer mittendrin im Wald, vielleicht sogar im Dickicht und Sie würden vielleicht noch so manches Mal stolpern, ja sogar stürzen. Und doch würden Sie mit dem Licht vor Augen nicht herumirren, sondern Sie könnten über Stock und Stein aus der Dunkelheit herausfinden. So ein Licht der Orientierung will Jesus für uns sein.

Nun sollte es ja nicht nur ums Licht, sondern um das österliche Lebenslicht gehen. Diese Formulierung ist beinahe so etwas wie weißer Schimmel.

Ein Schimmel ist immer weiß. Das wissen wir. Aber was uns nicht so im Bewusstsein sein dürfte, im Grund aber genauso selbstverständlich ist bzw. sein sollte, ist der unauflösliche Zusammenhang von Ostern und Leben.

Wir haben das Leben in dieser Qualität erst seit der Auferstehung Christi, erst seitdem er den Tod überwunden hat, der bis dahin alles in Frage stellte. Aber mit seiner Auferstehung ist in der Dunkelheit des Sterbens und des Todes ein Licht aufgeleuchtet, das uns hoffen lässt.

Dies Licht lockt uns Menschen heraus. Es ist wie beim Samen. Es ist wie bei den Jüngern. Wie immer es uns geht und wo immer wir sind – wir können gar nicht anders, als uns dem Licht des Lebens, dem österlichen Lebenslicht entgegen zu strecken.

Ich schließe mit einem Gebet von Gerhard Tersteegen: „Du durchdringest alles; lass dein schönstes Lichte, Herr, berühren mein Gesichte. Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, lass mich so still und froh deine Strahlen fassen und dich wirken lassen."

Entscheidung

Predigt zu Johannes 8, 21-30 am 11. März 2001

Die Begegnung mit so einem Text ist wie die Begegnung vieler Menschen bei einem großen Treffen. Man sieht viele alte Bekannte. Man nickt sich freundlich zu. Aber man hat nicht unbedingt Lust, näher mit dem oder der ins Gespräch zu kommen. Man lässt sich einfach stehen - um nicht zu sagen: links liegen.

Nun stellt man sich bei solchen Gelegenheiten meist zu denen, die man schon gut kennt. Das ist meist ganz nett. Aber man schmort gewissermaßen im eigenen Saft. Man kennt sich ja schon. Und wenn man später nach Hause geht, hat man leider nichts wirklich Neues kennengelernt. So schön, wie es war - eigentlich schade.

Man könnte ja stattdessen auch ganz bewusst auf jemanden zugeht, den man noch nicht so gut kennt, einen einzelnen Menschen oder eine Gruppe von Menschen, die einem ziemlich fremd sind. Das kann sich natürlich als Reinfall entpuppen. Gegebenenfalls sucht man dann doch schnell wieder das Weite.

Aber manchmal ist so eine Begegnung mit einem Menschen, den man bisher nicht kannte, ein Glücksfall. Man lernt durch so einen fremden Menschen Neues kennen. Das ist spannend und kann sehr anregend sein. Wer wäre nicht schon einmal auf diese Weise zu ganz neuen Einsichten gekommen?

Ich will Ihnen nun nicht all die alten Bekannten vorstellen, die sich in unserem heutigen Predigttext finden. Ich habe mich entschieden, mich und Sie mit dem Fremden ins Gespräch zu bringen. Deshalb habe ich aus dem Text zwei Verse ausgewählt und hier abgedruckt, die auch Ihnen eher fremd sein dürften.

Jesus sagte: „Ich bin der, an dem sich alles entscheidet. Wenn ihr das nicht glauben wollt, werdet ihr in eurem Unglauben zugrunde gehen." Daraufhin fragten sie ihn: „Du? Wer bist du denn?"

Ich vermute, wir würden heute genau wie die damals reagieren, wenn uns einer sagen würde: „Ich bin der, an dem sich alles entscheidet." Wir würden sagen: „Du? Wer bist'n du?"

Was Jesus da sagte, war und ist genau betrachtet eine Zumutung. Dieser ungeschminkte Absolutheitsanspruch. Es muss den Leuten in den Ohren geklingelt haben. Wie kann er nur so reden? Aber Jesus

nahm kein Blatt vor den Mund. „Diplomatisch“ zu reden war nicht seine Art.

Was halten Sie von diesem Anspruch, den Jesus hier aufstellt? „Ich bin der, an dem sich alles entscheidet.“ Hier ist eine ganz persönliche Antwort gefragt.

Er legt ja noch eins drauf, wenn er anfügt: „Wenn ihr das nicht glauben wollt, werdet ihr in eurem Unglauben zugrunde gehen.“ Das ist starker Tobak. Das klingt gar nicht freundlich, sondern eher bedrohlich.

Einige von uns können mit dem Anspruch ja eher weniger anfangen. Haben Sie nicht Angst, wenn Jesus ihnen dies als Unglauben ankreidet und ihnen in Aussicht stellt, dass Sie zugrunde gehen werden?

Auch wenn uns das nicht gefällt, weder das mit dem Anspruch: „Ich bin der, an dem sich alles entscheidet.“ noch das mit der Drohung: „Wenn ihr das nicht glauben wollt, werdet ihr in eurem Unglauben zugrunde gehen.“ - Hier steht, dass es um Leben und Tod geht. Ich, Sie, wir alle müssen uns also entscheiden. Sich nicht entscheiden heißt Tod.

Ich kann verstehen, dass ihn die Leute damals ziemlich vorwurfsvoll fragten: „Du? Wer bist du denn?“ Dabei hatten die Leute ja noch Glück. Die hatten Jesus vor sich. Die konnten ihn fragen.

Und wir? Wie kommen wir zu einer Antwort? Wenn wir die Worte der Menschen zu unseren Worten machen, wird daraus ein Gebet. Das sei unsere Frage - an ihn. Nur er kann sie uns zufriedenstellend beantworten.

Und so unbequem, wie uns das vorkommen mag: Letztlich entscheidet sich alles an der Frage, wie wir mit Jesu Anspruch umgehen, der in seinen Worten steckt: „Ich bin der, an dem sich alles entscheidet.“

Stimmt das für mich? Lasse ich das gelten? Dann werde ich laut Jesu Worten leben. Stimmt das für mich nicht? Lasse ich das nicht gelten? Dann werde ich laut Jesu Worten zugrunde gehen und sterben.

Nun mögen manche einwenden, dass sie ja getauft sind und von daher von der schon gefallenen Entscheidung her leben. Stimmt. Stimmt aber nur zur Hälfte.

Im Zusammenhang mit der Taufe heißt es nicht umsonst: „Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden. Wer aber nicht glaubt, der wird verloren gehen.“

Es kommt also nicht auf die einmalige Taufe, nicht auf die einmalige Entscheidung für Jesus an. Man atmet ja auch nicht nur einmal für den Rest seines Lebens. Wer nicht ständig atmet, der wird ersticken.

Luther sagte, dass es wichtig ist, jeden Tag - im Bilde gesprochen - erneut in das erneuernde Bad der Taufe zu steigen. Wer das tut, wer sich sein Getauftsein vergegenwärtigt, wer sich vergewissert, dass er zu Jesus gehört, gehören will, wer sich an dem orientiert, der von sich sagte: „Ich bin der, an dem sich alles entscheidet“, der glaubt und vertraut ihm, der lebt erst wirklich.

Christus steht also nicht nur am Anfang unserer Wege als Christen und auch nicht nur am Ende unserer Wege. Die ganze Zeit unseres Lebens will er der sein, an dem sich alles entscheidet.

Wie das gehen soll? Das gilt es selbst zu entdecken. Er fordert uns heraus, unsere Entscheidungen zu treffen. Liebe Gemeinde, das ist sein Anspruch an uns alle. Wir werden uns damit auseinander setzen müssen - ob uns das gefällt oder nicht.

Nicht warum sondern wozu

Predigt zu Johannes 9, 1-7 von Pfarrer H.-J. Kopkow am 29. Juli 2007

In meiner Bibel steht über dieser Geschichte „Die Heilung des Blindgeborenen“. Und das stimmt ja auch. Darum geht es. Am Ende der Geschichte wird von der Heilung berichtet.

Was für ein Glück für den Mann, dass Jesus vorbei kam und ihn heilte. Der konnte sicher nicht fassen, was ihm da widerfuhr. Denn er hatte seinerseits ja gar nichts unternommen. Er hatte Jesus nicht einmal um Hilfe gebeten. Jedenfalls steht nichts darüber da. Und auch von einem besonderen Vertrauen gegenüber Jesus ist nicht die Rede.

Nun gut, er ließ es über sich ergehen, was Jesus da mit ihm machte. Und er hörte auf Jesus, ging zum Teich Siloah und wusch sich dort den Sand aus den Augen. Und siehe da: Es lohnte sich. Denn er konnte tatsächlich wieder sehen.

So sensationell die Heilung auch war uns so sehr sie auch im Folgenden für Gesprächsstoff sorgte, was man im Johannesevangelium ja nachlesen kann, so steht sie zunächst eher am Rande.

Denn zu Anfang dieser Szene geht um die Frage, die die Menschheit wohl schon immer in solchen Zusammenhängen bewegt hat, die Frage nach dem „Warum?“ Warum ist dieser Mensch krank? Es muss doch einen Grund haben, dass er so krank ist – und dass seit seiner Geburt. Womit hat er das verdient?

Dementsprechend fragen ihn seine Jünger: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?“ Die Jünger

fragten Jesus nicht nur, warum es so war, wie es war. So, wie sie ihre Frage stellen, liefern sie gleich eine Teilantwort mit. Sie fragen ja nicht: „Warum ist er so krank?“ Sie fragen: „Wer hat gesündigt, dass er blind geboren ist?“ Sie meinen: Da muss etwas gewesen sein. Irgendwer muss sich schuldig gemacht haben.

Und ihrer Meinung nach konnte es nur zwei Möglichkeiten geben: Entweder hatte sich dieser Mensch selbst etwas zu Schulden kommen lassen. Oder es hatten sich seine Eltern etwas zu Schulden kommen lassen.

Natürlich stimmte beides nicht, würden wir sagen. Denn einer, der noch nicht geboren ist, kann doch noch nichts getan haben. Es sei denn, man würde so etwas wie eine Wiedergeburt voraussetzen. Wer an die Wiedergeburt glaubt, geht auch davon aus, dass einer im nächsten Leben unter Umständen abbüßen muss, was er im vorigen Leben an Schuld auf sich geladen hat. Diese Vorstellung gab es offensichtlich damals auch schon.

Jesus kann das aber nicht bestätigen. Er lässt sich nicht darauf ein. Ganz eindeutig ist seine Antwort: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern.“

Und damit hat er auch gleich die zweite Frage verneint. Denn für die Frager war ja ganz klar: Es muss einer daran schuld sein. Entweder der Blinde selbst oder seine Eltern.

Denn auch diese Vorstellung gab es, dass einer stellvertretend für etwas büßen musste, was andere, in diesem Fall die Eltern, ausgefressen hatten. Das mag für viele von uns ganz abwegig klingen. Und natürlich stellt sich die Frage: Wie kann man nur so denken?

Und doch denken bis heute ganz viele in dieser Weise. Ich will das an einer Redeweise deutlich machen. Da verliert eine Mutter in jungen Jahren ihr einziges Kind und fragt sich: „Was habe ich getan, dass mein Kind sterben muss?“

Hier sind es nicht die anderen, die so fragen, sondern die Betroffenen selbst. Aber sie sind wie die Jünger der irrigen Meinung, die Krankheit oder der Tod seien so etwas wie eine Strafe, eine Strafe des Himmels, eine Strafe Gottes für ein bisher ungesühntes Vergehen. Es ließen sich andere Belege dafür finden, wie das, was hier verhandelt wird, uns bis heute bestimmt.

Von daher können wir aus diesem Text lernen, wie mit solchen Fragen umzugehen ist. Denn für Jesus ist es ganz klar: Die Blindheit des

Blindgeborenen ist weder Folge für eigene Schuld noch Folge für die Schuld anderer. Er wird nicht bestraft.

Was für den Blindgeborenen gilt, gilt auch für alle anderen, die in Not geraten. Widerfährt einem Menschen Schlimmes, so ist dies nicht die Strafe Gottes. Jesus lässt sich nicht auf dieses Denken ein. Er macht bei der Frage nach dem „Warum?“ nicht mit.

Als er dann am Kreuz hing, fragte er allerdings selbst auch: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Immerhin fragte er Gott selbst, was in unseren Tagen ja längst nicht alle machen. Viele fragen nicht ihn. Viele reden über ihn und sagen: „Warum hat Gott das zugelassen?“ Aber das ist schon ein gravierender Unterschied. Wenn „Warum?“ fragen, dann so wie Jesus.

Aber zurück zu dieser Geschichte, in der es um den Blindgeborenen geht. Da fragt er nicht „Warum?“ Nein. Er lenkt den Blick seiner fragenden Jünger weg vom „Warum?“ hin auf die Frage nach dem „Wozu?“, also weg aus der Vergangenheit und hin in die Zukunft.

Mit seiner Bemerkung „Es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm“ verändert er die Denk- und Fragerichtung. Denn werden die Jünger sich daraufhin nicht gefragt haben, was das wohl bedeuten soll?

Wir wissen, wie die Geschichte ausging. Jesus tat ein Wunder und der Mann wurde sehend. So wurde Gottes Tun an ihm offenbar.

Wie wäre es nun, wenn wir immer da, wo die Menschen angesichts einer Not oder Katastrophe „Warum?“ fragen, entsprechend der Bemerkung Jesu fragen würden, wie denn wohl die Werke Gottes offenbar werden sollen in jener Situation oder in jenem Leben?

Denn das, was damals passierte, war ein Beispiel für das, was Jesus in die Worte fasste: „Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist“.

Also solange es geht, solange er als das Licht der Welt oder wir als das Licht der Welt dafür sorgen, dass es hell bleibt, ist nicht alles verloren, ist Zeit zum Handeln. Die Heilung des Blindgeborenen war also nur ein Beispiel. Andere Taten, seine, unsere, Taten der Kinder Gottes sollen folgen.

Wenn er sagt: „Wir müssen die Werke wirken“, dann spricht er eben nicht nur von sich, sondern von all denen, die auf ihn hören, die in seinem Sinn die Werke Gottes wirken, wirken wollen.

Begegnet uns eine Not oder Katastrophe, sollten wir nicht wie die anderen nach dem „Warum?“ fragen, sondern dafür sorgen, dass „die

Werke Gottes offenbar werden können“. Wie immer das aussehen mag.

Jesus sehen

Predigt zu Johannes 9, 35-41 am 13. Oktober 2016

Kennen Sie das auch? - Sie stehen in einer Gruppe von Menschen und es kommt jemand neu hinzu. Der Neue fühlt sich verpflichtet, den schon Anwesenden die Hand zu geben und „Guten Tag“ zu sagen. Und dann passiert folgendes. Ich habe es schon öfter erlebt. Darf ich Ihnen das einmal vormachen: Ich sage in der entsprechenden Weise einigen Gottesdienstbesuchern „Guten Tag“: Ich schaue die Betreffenden dabei nicht an.

Sie haben es sicher gemerkt: Unmöglich! So kann man doch nicht „Guten Tag“ sagen. D.h. manche können es. Aber es ist ein Unding. Man schaut die Menschen doch an, denen man einen „Guten Tag“ wünscht.

Diese Unart ist aber nur die Spitze eines Eisberges. Mit dem Eisberg meine ich das Phänomen, dass wir uns treffen, dass wir uns aber oft nicht wirklich wahrnehmen.

Wie oft begegnen wir uns und wie selten spüren wir, wie es unserem Gegenüber gerade geht. Wir fragen einander „Na, wie geht's?“ Und wenn wir uns gegenüber ehrlich wären, würden wir uns eingestehen: „Ist mir doch im Grunde egal.“ Wir sehen uns und sehen uns doch nicht.

Etwas Ähnliches passiert uns oft im Umgang mit der Natur. Die Sonne blinzelt durch die Wolken, das Laub ist einfach herrlich, die Luft geradezu seidig erfüllt von allerlei herbstlichen Düften, hier und da das vergnügte Lied eines Vogels, reife Äpfel leuchten uns von ferne entgegen. Nur einige Eindrücke von dem, wie es draußen ist. Haben Sie es gesehen, als Sie hierher kamen?

Vielleicht haben Sie die herbstliche Stimmung als Gesamteindruck wahrnehmen können. Aber haben sie auch die beiden wunderbaren Linden vor der Kirche gesehen?

Wenn Sie sich nun fragen, ob etwas Besonderes mit diesen beiden Linden heute Morgen war, dass sie Ihnen hätten auffallen müssen, kann ich sie beruhigen. Nein. Sie stehen wie immer da. Und doch sind es zwei unverwechselbare Bäume mit ihrer ganz eigenen Geschichte. Jahr

um Jahr erfreuen sie uns. Und sie verdienen es nicht, dass wir sie im Grunde keines Blickes würdigen. Wir sehen sie und sehen sie nicht. Wir sehen an ihnen vorbei.

Beim Spazierengehen im Wald kann uns das noch deutlicher werden. Lauter Bäume. Und wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht - ganz zu schweigen von den einzelnen Bäumen. Wir sehen all die Bäume und sehen sie doch nicht.

Nun werden Sie sich fragen, warum ich über das „Sehen“ und „doch-nicht-Sehen“ so viele Worte verliere. Ganz einfach. Weil an diesen einfachen Beispielen aus unserem alltäglichen Leben eins deutlich wird. Wir sehen längst nicht alles, was unsere Augen sehen. Wir sehen dran vorbei.

Im heutigen Predigttext, in dem es um Sehen und Blindsein geht, klingt dies an. Da war einer von Kindheit an blind. Und die Geschichte erzählt, wie Jesus ihn von seiner Blindheit heilte, wie er ihm zunächst die Augen für diese Welt öffnete.

Das war so unglaublich, auch damals schon, dass die Leute es einfach nicht fassen konnten. Sie fragten sich mit den gleichen Worten, wie Zeitgenossen sich heute fragen: Wie soll das wohl zugegangen sein? Das gibt es doch nicht. Es hat doch noch nie einer einen Blinden sehend gemacht.

Der Geheilte konnte noch so oft beteuern, dass er seit seiner Geburt blind gewesen war und dass Jesus ihn geheilt hatte - man glaubte ihm einfach nicht. Immer wieder fragten ihn die Leute, was Jesus mit ihm gemacht habe und er fasste es in die Worte: „Er hat mir meine Augen aufgetan.“

Nun konnten er und all die anderen sehen, eben auch Jesus sehen. Und doch sahen sie nicht. Sie konnten nicht erkennen, nicht wahrnehmen, was es mit ihm auf sich hatte.

Es gab nur eine endlose und unfruchtbare Diskussion darüber, wer oder was dieser Jesus wohl sei. Jeder machte sich sein eigenes Bild von Jesus.

Und da ihnen Jesus nicht in den Kram passte, haben sie nicht nur Jesus, sondern auch das Wunder der Heilung und den Geheilten selbst verworfen.

In der Bibel heißt es, dass sie ihn hinauswarfen, nachdem sie ihn nochmals über die Heilung befragt hatten.

Da konnte einer wieder sehen. Er hatte Jesus gesehen, der ihn geheilt hatte. Und doch hatte er ihn im Grunde noch nicht erkannt. Er hatte

nicht wahrgenommen, was es mit Jesus auf sich hatte, wie sich im Verlauf der Geschichte herausstellte. Er hatte noch nicht den Durchblick dafür, wer ihm mit diesem Jesus begegnet war.

Das wird in der Reaktion des Geheilten deutlich, als er von Jesus gefragt wurde, ob er an den Menschensohn glauben würde. Natürlich wusste der ehemals Blinde wie alle damals, was der Menschensohn war: der Menschensohn war der von Gott verheißene Messias, der Christus, der Heiland, der Sohn Gottes, der Erlöser.

Natürlich hatte auch dieser Mensch Zeit seines Lebens wie all die anderen auf das Kommen des Christus gehofft, hieß es doch von ihm, dass er Blinde heilen würde. Aber dass ihm widerfahren war, wovon die uralte Verheißung kündete, hatte er noch gar nicht gemerkt. Und dass Jesus genau dieser Messias sein könnte, war ihm zunächst noch nicht aufgegangen. Das hatte er noch nicht gesehen, noch nicht erkannt, noch nicht wahrgenommen. Er konnte wohl sehen und war doch noch blind für das Entscheidende. Und deshalb fragte er wie ein innerlich Blinder: „Wer ist's?“

Als Jesus sich ihm zu erkennen gibt, fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. So wird er ein zweites Mal von Blindheit geheilt und konnte in doppeltem Sinn sehen. Es war ein zweites Wunder geschehen, im Grunde das größere Wunder.

Denn nun konnte er nicht nur die Welt wie alle anderen sehen, sondern auch noch die göttliche Wirklichkeit in Jesus. Er konnte sehen, dass Jesus der Christus war, dass es Jesus Christus war, der vor ihm stand. Von daher war seine Reaktion nur allzu verständlich, dass er sich auf die Knie warf und betete.

Und die anderen. Heilte Jesus die einen von Blindheit, während er andere in Blindheit stürzte. So könnte man seine Worte ja verstehen, die er an die Menge richtete, als er sagte: „Ich bin zum Gericht in diese Welt gekommen, damit die, die nicht sehen, sehend werden und die, die sehen, blind werden.“ Und prompt fragen ihn umherstehende Pharisäer ja auch, ob Jesus denn meinte, sie seien blind.

Natürlich hatten sie Augen und konnten damit sehen. Aber sie konnten oder wollten nicht sehen, dass Jesus der Christus ist, wie es der Blinde erkennen konnte. Und dadurch, so sagt es Jesus, erweisen sich Sehende als im tiefsten Grunde blind. Sie sehen ihn und sie sehen bzw. erkennen ihn doch nicht.

An Jesus erweist sich, wer sieht und wer blind ist. Im Blick auf Jesus entscheidet sich im wahrsten Sinne des Wortes, wie sehend oder blind

wir sind. Wirklich sehen können demnach nur die, die in Jesus den der Welt versprochenen Retter und Heiland der Welt sehen können.

Und wir? Was sehen wir? Sehen wir die Leute, mit denen wir es zu tun haben? Sehen wir die beiden Linden? Sehen wir das, was uns umgibt? Sehen wir es wirklich? Und wie ist das mit Jesus? Wie sehen wir ihn? Wie nehmen wir ihn wahr? Wie erkennen wir ihn? Wo sind wir in der Tiefe unseres Herzens doch noch blind für ihn?

Ich denke, dass sind die Fragen, die uns durch den Predigttext gestellt sind.

Es kommt nicht darauf an, ihn im Vorübergehen aus den Augenwinkeln zu sehen. Er kommt darauf an, ihn so zu sehen, wie er sich uns zeigt. Es kommt darauf an, ihn wirklich zu sehen, ihn zu erkennen, ihn wahrzunehmen, ihm heute zu begegnen.

Natürlich wurden wir alle mehr oder weniger von Kindesbeinen an mit Jesus konfrontiert. Und vielleicht sind Sie ja der Meinung, Sie hätten ihn schon richtig im Blick. Aber vielleicht lassen Sie sich durch die Frage nach dem richtigen Sehen anregen, noch einmal ganz neu hinzuschauen. Man lernt ja nie aus.

Eine Pflanze könnte ja auch nicht leben, wenn sie sich sagte, ich weiß um die Sonne und habe sie schon oft gesehen. So eine Pflanze würde eingehen. Nur das ständige Zugewandt-Sein zur Sonne lässt die Pflanze leben.

Und wenn Jesus in unserer Geschichte von sich sagte, dass er das Licht der Welt sei, dann werden wir als Christen nur bestehen können, insofern wir uns ihm, unserem Lebenslicht, ständig zuwenden.

Möge Gott uns immer wieder die Augen öffnen, dass wir wirklich sehen können, ihn sehen können und ihn nicht aus den Augen verlieren.

Der gute Hirte kennt die Seinen

Predigt zu Johannes 10, 11-16 am 4. Mai 2003

Der gute Hirte und seine Herde. Ein Urbild. Wir haben es in uns. Fast alle verbinden damit ein Gefühl der Geborgenheit.

Seltsam. Denn inwiefern das Bild der Wirklichkeit entspricht, lasse ich dahingestellt. Es ist eben nicht ein Foto, nicht ein Abbild von der rauhen Wirklichkeit. Wer wollte im ernst Schaf sein.

Es ist ein mehr inneres Bild, in vielem bestimmt durch all das, was sich mit dem 23. Psalm verbindet. Von daher denken wir gern an den

guten Hirten, der – im Gleichnis vom verlorenen Schaf - das Schaf, das verloren ging oder sich verletzte, sucht und findet und dann auf seine Schultern legt und heimträgt. Ja, das ist unser Bild: Der gute Hirte kennt die Seinen und lässt sein Leben für sie. Weil er macht, schätzen wir den guten Hirten so sehr.

Wer ist guter Hirte? Ich erzähle zwei wahre Begebenheiten, die uns helfen, das mit dem Hirten besser zu verstehen. Beide Geschichten haben sich während des 2. Weltkrieges ereignet:

Ein Hauptmann sollte 70 Kriegsgefangene zum Korps zurückbringen. Aber ein höherer Offizier sagte ihm, es würden keine Gefangenen mehr gemacht und er sollte sich ihrer entledigen. Er weigerte sich und sagte, er würde sie wie üblich zurückbringen. Der kommandierende General kam selbst und befahl ihm, sich der Gefangenen zu entledigen. Als sich der Hauptmann weigerte, sagte der General: „Sie sind sich über die Konsequenzen klar, wenn sie einen direkten Befehl ihres Vorgesetzten verweigern?“ Der Hauptmann sagte: „Ja, ich bin mir darüber klar, und ich weigere mich strikt, Ihren Befehl zu befolgen, und werde die Konsequenzen auf mich nehmen.“ Dann drehte er sich zu seinem Leutnant um und sagte: „Ich befehle Ihnen hiermit, diese Gefangenen sicher zum Korps zurückzubringen.“ Die Gefangenen wurden zurückgebracht, und von der Sache hörte man nichts mehr. Dem Hauptmann geschah nichts.

Sie merken, in dieser Geschichte hat der Hauptmann wie ein guter Hirte für die ihm Anvertrauten das eigene Leben riskiert. Und mit Erfolg. Andere hätten unter dem Druck, der da aufgebaut wurde, klein beigegeben und die Kriegsgefangenen exekutiert. Aber dieser Hauptmann hielt stand, auch als es brenzlig wurde. Gott sei Dank ging es gut.

In der zweiten Geschichte ist das anders. Der gute Hirte dieser Geschichte starb für die ihm Anvertrauten. Was war passiert?

Henrik Goldschmidt, ein jüdischer Arzt und Erzieher, den man Korczak nannte, baute und leitete in Warschau aus eigenen Mitteln ein Heim für kranke Waisenkinder. Er war in der ganzen Stadt geachtet. Die deutsche Besatzungsmacht wagte sich nicht an ihn heran. Aber sie verlangte von ihm die Auslieferung der 66 Waisenkinder, die er betreute. Als man kam, um die Kinder wegzuholen, fingen die natürlich an zu weinen. Korcack beruhigte sie und sagte: „Ich gehe mit euch. Es geschieht euch nichts Schlimmes.“ Zum ersten Mal belog er die Kinder. Und nun ging er an der Spitze des Zuges wie ein guter Hirte, auf dem linken Arm trug er das kleinste Kind, an der anderen führte er ein anderes. Hinter ihm her trippelten stumm und ruhig die anderen Kinder. Unter den Klängen von Musik ist Korcack mit den Kindern in der Gaskammer erstickt.

Ihm wie dem Hauptmann aus der ersten Geschichte gebührt unsere Hochachtung, weil sie sich wie gute Hirten verhalten haben. „Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.“

Beide Situationen waren nicht vorhersehbar. Man braucht also nicht danach zu suchen, wo man sich als guter Hirte bewähren kann. Es kommt auf einen zu.

Wenn man das so hört, könnte man es mit der Angst zu tun bekommen, dann nämlich, wenn man sich fragt, ob man sich auch so verhalten würde, ob man sein eigenes Leben für andere riskieren würde. Gott sei Dank kommt nicht jeder in so eine Situation.

Und doch stehen wir immer wieder vor ähnlichen Situationen, dann nämlich, wenn es brenzlig wird und wir vor der Frage stehen, ob wir bereit sind, für die uns Anvertrauten einzustehen.

Ich denke jetzt nicht an die Frage, ob wir bereit wären für die uns Anvertrauten zu sterben. Ich frage mich nur, inwiefern wir bereit wären, uns um anderer Willen zurückzunehmen, uns um anderer Willen in Gefahr zu bringen.

Sicher: Das könnte im äußersten Fall wie in den Geschichten bedeuten, dass man sein eigenes Leben bereit ist zu opfern, um andere zu retten.

Aber das ist meistens weitaus undramatischer. Und es ist eher eine Frage der Grundeinstellung, die sich im alltäglichen Einerlei und Kleinkram bewähren muss.

Ja, wie sieht das mit meiner und Ihrer Grundeinstellung aus. Leben wir auch wie so viele nach der Devise: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Das wäre jedenfalls so ziemlich das Gegenteil von der Grundeinstellung eines guten Hirten, einer guten Hirtin. Den guten Hirten es um das Wohlergehen derer, die ihnen anvertraut sind.

In Trauergesprächen höre ich oft, wie die Hinterbliebenen ihre Angehörigen als guten Hirten, sprich als guten Vater, oder als gute Hirtin, sprich als gute Mutter erlebt haben, weil diese Menschen bereit waren, für andere da zu sein und sich und ihre Gaben selbstlos zum Wohl der anderen einzusetzen - ohne sich zu fragen, ob sie dann wohl zu kurz kommen.

Wenn Christus hier sagt: „Ich bin der gute Hirte. Ein guter Hirte ist bereit, für seine Schafe zu sterben.“ dann gibt er uns damit ein Beispiel

für eine Grundeinstellung, für einen Lebensstil, eben für ein Leben, von dem man dann rückblickend sicher sagen kann, dass er ein sinnvolles und erfülltes Leben war.

Ich habe eben Jesu Worte vom guten Hirten in der Weise gedeutet, dass er uns damit einlädt, wie er gute Hirten für die zu sein, die uns anvertraut sind. Denn die, die ihn zum Hirten haben, werden selbst zum Hirten für die, die ihnen anvertraut sind.

Aber natürlich haben wir selbst in Christus so einen guten Hirten. Und damit komme ich noch einmal auf das eingangs angesprochene Urbild vom Hirten zurück und all die Gefühle der Geborgenheit, die es in uns auslöst.

Natürlich dürfen wir uns selbst als die sehen, für die er da ist, für die er sorgt, um die er sich kümmert, denen er nachgeht, die er trägt, wenn es nötig ist, die er führt, beschützt, versorgt und durchs dunkle Tal begleitet. Damit es dazu kommen kann, braucht es so etwas wie eine Einverständniserklärung, d.h. wir müssen es auch wollen, dass er unser Hirte ist.

Er sagt seinerseits: „Ich kenne die Meinen." Und dann setzt er für die Seinen, für seine Schafe, voraus: „Und die Meinen kennen mich." Können Sie das für sich bestätigen? Könnten Sie sagen: „Guter Hirte, ich kenne dich, ich vernehme deine Stimme, ich folge dir. Du bist mein, mein Hirte."

Wie auch immer Sie für sich diese Frage beantworten wollen und können, seien Sie gewiss, dass er Sie kennt und mit Ihnen geht - unabhängig davon, was sie fühlen und wie Sie das einschätzen.

Wir sind ihm unendlich wertvoll, so sehr, dass er jedem Einzelnen nachgeht und die Verlorenen sucht.

Lazarus - Komm heraus

Predigt zu Johannes 11 i.A. am 1. April 2001

Die Geschichte handelt von den beiden Schwestern Maria und Martha und von ihrem Bruder Lazarus und natürlich von Jesus. Maria, Martha und Lazarus wohnten in Bethanien, einem kleinen Dorf ganz in der Nähe von Jerusalem. Vor einiger Zeit hatten sie Jesus kennengelernt. Seitdem waren sie miteinander befreundet. Manchmal kam Jesus bei ihnen vorbei.

Eines Tages wurde Lazarus krank, sehr krank. Die Krankheit ging nicht wieder weg. Lazarus schwebte in Lebensgefahr. Die Schwestern Maria und Martha machten sich große Sorgen um ihren Bruder. Niemand konnte ihm helfen, auch der Arzt nicht, den sie gerufen hatten. „Wenn doch Jesus da wäre", sagten die Schwestern. „Er könnte Lazarus bestimmt helfen."

Da haben Martha und Maria Jesus eine Botschaft zukommen lassen. Die Botschaft lautete: „Jesus, dein Freund Lazarus ist schwer krank. Komm schnell. Hilft uns."

Es dauerte lange, bis die Botschaft Jesus erreichte. Als sich Jesus mit seinen Jüngern beraten hatte, was zu machen sei, ahnte er schon, dass Lazarus bereits gestorben war. Denn er sagte zu ihnen: „Unser Freund Lazarus ist eingeschlafen. Aber ich werde trotzdem hingehen." Die Jünger dachten, Lazarus würde sich gesund schlafen. Jesus hatte jedoch von seinem Tod gesprochen.

Und tatsächlich, als Jesus in Bethanien ankam, was Lazarus schon vier Tage tot. Man hatte ihn begraben müssen. Die Schwestern konnten es immer noch nicht fassen. Eben war Lazarus noch kerngesund gewesen. Und nun war er tot. Unglaublich. Sie wussten nicht, wie es weitergehen sollte.

Als Martha hörte, dass Jesus kam, ging sie ihm entgegen. Sie traf ihn auf dem Weg ins Dorf und erzählte ihm gleich auf der Straße die ganze Geschichte. Als sie ihm alles berichtet hatte, sagte sie noch: „Ach Herr, wenn du hier gewesen wärest, hätte mein Bruder nicht sterben müssen." Und Jesus - der sah sie nur still an.

Und dann sagte Martha noch: „Aber..." und sie stockte einen Moment, um dann aber doch fortzufahren. „Aber auch jetzt noch glaube ich: Wenn du Gott um etwas bittest, dann wird Gott es dir deine Bitte erfüllen."

Da sagte Jesus zu ihr: „Dein Bruder wird nicht im Tod bleiben. Er wird auferstehen." „Ja," sagte Martha, „ich weiß, Lazarus wird wieder auferstehen, wenn alle Toten auferstehen werden, wenn wir alle bei Gott sein werden. Irgendwann."

Aber das meinte Jesus nicht. Denn er sagte dann: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wo ich bin, da ist das Leben. Wer mir vertraut, der lebt - auch wenn er sterben muss. Und wer sich im Leben an mich hält, dem kann der Tod nichts antun. Nie. Glaubst du das, Martha?"

Martha sah Jesus mit großen Augen an. So hatte sie ihn noch nie sprechen gehört. Aber sie nahm ihm ab, was er da sagte und antwortete ihm: „Ja, Herr, ich weiß ja, dass du der versprochene Retter bist. Dich hat Gott zu uns geschickt. Du schenkst Leben. Durch dich wird alles gut."

Hier hörte dies Gespräch auf und Martha lief zurück ins Dorf, um ihre Schwester Maria zu holen, die immer noch nicht mitbekommen hatte, dass Jesus da war, und nur traurig und versunken dasaß. „Maria, komm mit. Jesus ist da. Du sollst kommen."

Als Maria das hörte, wachte sie aus ihren trüben Gedanken auf und lief mit Martha zu Jesus, der sich immer noch am Ortseingang aufhielt. Nicht nur Maria, auch viele andere umringten Jesus.

Maria fiel vor Jesus nieder und sagte ihm fast das gleiche, wie vorher schon ihre Schwester Martha: „Jesus, wenn du hier gewesen wärst, dann wäre unser Bruder nicht gestorben..."

Sie konnte aber nicht weiterreden, weil ihr die Tränen kamen. Sie weinte. Und auch die anderen Leute weinten. Alle weinten. Selbst Jesus kamen die Tränen. Er weinte um seinen Freund Lazarus. Er weinte, weil der Tod die Menschen so hoffnungslos machte.

Aber dann ging es wie ein Ruck durch Jesus und er erkundigte sich nach dem Grab und ließ sich schließlich hinführen. Als sie so vor der Grabhöhle standen, die durch einen Stein verschlossen war, sagte Jesus: „Öffnet das Grab."

Alle schauten sich fragend an. Was hatte Jesus vor? Martha sprach Jesus an und fragte ihn: „Herr, was willst du tun? Lazarus liegt doch schon seit vier Tagen im Grab."

Und dann ist etwas geschehen, was man kaum glauben kann. So etwas gibt es sonst nicht. Jesus blickte zum Himmel auf und betete: „Vater, ich danke dir, dass du mich erhörst. Die Menschen sollen sehen, dass du mich geschickt hast."

Dann rief Jesus in die Grabhöhle hinein: „Lazarus, komm heraus!" Und? - Das eigentlich Unmögliche geschah: Lazarus kam tatsächlich heraus. Jesus hatte ihn wieder ins Leben gerufen. Jesus hatte ihn wiederbelebt. Der Tod konnte Lazarus nicht festhalten. Jesu Leben schaffende Kraft war größer als der Tod des Todes. Soweit die Geschichte.

Hier steht nun schon die ganze Zeit dies Tor mitten im Raum. Warum? Weil Lazarus durch ein Tor aus dem Grab herauskommen sollte. Dies Tor erinnert uns an die Öffnung der Grabhöhle, durch die Lazarus herauskam, als Jesus ihn gerufen hatte.

Als Lazarus in die Grabhöhle kam, waren alle traurig und weinten. Zum Zeichen der Trauer trugen sie schwarze Kleidung. Tod, Trauer und schwarze Kleidung. Schwarz ist die Farbe der Trauer.

Und als Lazarus von Jesus ins Leben zurückgerufen wurde, wie ging es den Menschen dann? Sie waren fröhlich, lachten, heiter. Als wenn Lazarus ein zweites Mal geboren worden wäre. Passt da noch die Farbe schwarz? Nein. Wo sich alle freuten, war weiß angesagt. Weiß ist die Farbe der Freude.

In der Geschichte vom Lazarus geht es also um Tod und Leben, um schwarz und weiß, um Trauer und Freude. Die Geschichte zeigt uns, dass der Tod keine Macht hat, wo Jesus ist.

Nun müssen wir aufpassen: Denn die Geschichte von Lazarus ist die einmalige Geschichte von einer Wiederbelebung, noch nicht die Geschichte einer Auferstehung, wie wir sie von Christus her kennen. Irgendwann musste Lazarus natürlich auch sterben, um dann endgültig bei Gott zu sein wie alle verstorbenen Menschen auch. Jesus hatte ihn ja nur ins Leben auf dieser Welt zurückgeholt, ins Leben vor dem Tod. Das ersparte ihm den späteren Tod nicht.

Und wie ist das heutzutage, wenn ein Mensch stirbt, für immer von uns geht und zu Gott heimkehrt? Dann sind Menschen traurig und tragen schwarze Kleidung.

Und wie ist das, wenn ein Mensch geboren wird, wenn er auf die Welt kommt? Welche Farbe passt dazu? Weiß ist die Farbe der Freude.

Ihr merkt schon: Es geht hin und her. Mal schwarz, mal weiß. Es ist immer das gleiche Tor, das durchschritten wird. Es scheint nur auf die Richtung anzukommen, ob weiß oder schwarz angesagt ist.

Weiß scheint die richtige Farbe zu sein, wenn ein Mensch das Tor aus Gottes Reich kommend durchschreitet und geboren wird.

Schwarz scheint die richtige Farbe zu sein, wenn ein Mensch das Tor aus dieser Welt kommend durchschreitet und verstirbt, also durch das Tor des Todes in das Leben nach dem Tod gelangt.

Aber wo ich das jetzt so sage „Leben nach dem Tod" müsste euch ja eigentlich etwas auffallen. Wenn es nach dem Leben und nach dem Tod ein Leben bei Gott gibt, dann dürfte da kein Schwarz sein, sondern Weiß als Zeichen der Freude, der Freude darüber, dass so ein Mensch nun bei Gott leben wird.

Genau betrachtet ist diese Geschichte von Lazarus eine Mutmachgeschichte. Sie will uns zeigen, dass Jesus uns belebt, wenn es sein muss,

auch wiederbelebt. Er ruft uns aus den Gräbern, in die wir geraten können, lebendig geraten können, in denen wir uns wie Lazarus befinden.

Viele Menschen sind wie Lazarus in einer Grabhöhle, wie lebendig begraben und kommen nicht mehr allein heraus aus ihrem Grab. Solche Menschen, die meinen, sie könnten nicht mehr teilnehmen am Leben, ruft Jesus mit Namen zurück.

Jetzt setzen Sie mal Ihren Namen ein: Statt „Lazarus, komm heraus", sagen sie zuerst Ihren eigenen Namen - und dann „Komm heraus." Gibt es so etwas wie ein Grab in ihrem Leben? Fühlen sie sich an einer Stelle wie tot. Jesus ruft uns zurück ins Leben. Er will wiederbeleben, was in uns wie tot ist.

Er ruft uns ins Leben. Er ruft: „Komm heraus! Bleibe nicht bei den Toten! Komm ins Leben. Das Leben ist schön und lebenswert. Verkrieche dich nicht in deiner Höhle."

Jesus, der Lazarus ins Leben zurückgerufen hat, will jeden und jede von uns ins Leben rufen. Darum geht es hier. Nicht um die österliche Auferstehung der Toten zu einem neuen Leben jenseits des Todes. Es geht um die Wiederbelebung all derer, die sich mitten im Leben lebendig begraben fühlen.

Das in Aussicht gestellte Leben hat mit Jesus zu tun, der es uns eröffnet und der von sich sagte: „Ich bin das Leben." Vielleicht können wir Jesus helfen, andere aus ihren Grabhöhlen ins Leben zurückrufen.

Einer für alle – alle für einen

Predigt zu Johannes 11, 45-57 am 17. März 2013

Ein Rat ist ratlos. So könnte man den Anfang unseres Textes überschreiben. Da versammeln sich die Priester und Pharisäer, die Gelehrten und Fachleute in Sachen Religion, die Weisen und Mächtigen an einem Ort, tun ihre ganze Weisheit und Gelehrsamkeit, ihr ganzes Fachwissen und ihre ganze Sachkompetenz zusammen und sind ratlos. Sie fragten sich: „Was sollen wir machen?"

Was machte sie eigentlich so ratlos? Es war das Auftreten Jesu und die Wellen, die es schlug. Versetzten wir uns für einen Moment zurück in jene Zeit, in jene Sitzung des Hohen Rates, in der beschlossen wurde, dass Jesus sterben sollte.

Der Hohepriester Kaiphas sah in die Runde. Er schaute in siebzig erschrockene und ratlose Gesichter. Wie hilflos sie wirkten, die noch vor wenigen Minuten so erregt diskutiert hatten. Nun waren sie an den Punkt gelangt, da sie nicht mehr weiter wussten. Sie spürten die Gefahr, sie wussten, was auf dem Spiel stand. Judäa war ein Pulverfass und Jerusalem war die Lunte. Ein Funke nur, und die Stadt und das Land würden in die Luft gehen. Es ging nicht nur um diesen Jesus von Nazareth, es ging um mehr. Es ging um alles.

Er sah sie an und wusste, was sie dachten. Anfangs gab es noch Fürsprecher, vor allem unter den Pharisäern. Predigte dieser Jesus von Nazareth nicht völlig zu Recht Buße und Umkehr? Inwiefern hatte er gegen die Gesetze verstoßen? Und wie er sich in der Schrift auskannte? Als käme er aus der Schule eines großen Gelehrten.

Und doch. Zuweilen kam er mit dem Gesetz in Konflikt. Er verkehrte mit dem Abschaum der Gesellschaft, mit Zöllnern und Huren. Er stellte die Autoritäten in Frage. Er gefährdete den Frieden. Er provozierte. Einige hatten ihn sogar schon als „Gotteslästerer" beschimpft. Das war in der Summe einfach nicht zu akzeptieren. Um der öffentlichen Ruhe und Ordnung willen konnte man nicht einfach gewähren lassen.

Der hohe Rat wusste: In diesen Zeiten musste man umsichtig und geschickt agieren. Man konnte nicht vorsichtig genug sein. Man musste zuweilen Kompromisse eingehen und das kleinere Übel in Kauf nehmen, um den Glauben zu schützen. Man durfte die Römer auf gar keinen Fall öffentlich in Frage stellen oder ihnen einen Anlass zum Eingreifen geben. Jedes Anzeichen von Widerstand wurde von Pilatus mit aller Gewalt bekämpft. Er duldete keinen Aufstand, keinen Protest, keinen Widerspruch.

Und nun diese Unruhe, die Jesus verursachte. Der Messias solle er sein, behaupteten einige. Und nicht wenige glaubten das. Kaiphas spürte die Verantwortung, die er und der Hohe Rat für die Aufrechterhaltung der Ruhe, des Rechts und der Ordnung hatten. Und er sagte: „Ihr wisst, wie man in solchen Fällen entscheidet. In Athen nicht anders als in Rom, und diese Regel kennen wir auch in Jerusalem. Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, als dass das ganze Volk verderbe. Wir brauchen uns nichts vorzumachen, Pilatus wird uns nicht schonen. Er wird niemanden schonen. Es geht nicht anders: Jesus muss weg."

Und so war es beschlossene Sache: Der Unbequeme, der Unruhestifter, der Staatsfeind Nr. 1 musste beseitigt werden. Man durfte den Römern um nichts auf der Welt einen Anlass zum militärischen Eingrei-

fen geben. Und während er sprach, sah er, wie sie alle zustimmend nickten, die siebzig Köpfe. Für einen Moment wurde es ganz ruhig im Raum. Alle hingen ihren Gedanken nach. Auch Kaiphas. Er sah es schon vor sich, wie dieser Mann aus Nazareth den Kreuzesbalken zur Hinrichtungsstätte trug.

Und auf einmal war sie wieder da, die Frage, die ihn von Anfang beunruhigt hatte: „Was ist, wenn dieser Jesus tatsächlich der Messias ist? Was ist, wenn er ist, auf den wir warten? Was ist, wenn wir den dem Tod ausliefern, der uns helfen könnte?“

So oder so ähnlich wird es wohl gewesen sein, damals, als der Hohe Rat beschloss: Jesus muss weg. Vordergründig betrachtet war es für die Verantwortlichen politisch die Lösung, dass der eine stirbt bevor es zu Unruhen kommt, in deren Folge viele Menschen ihr Leben verlieren würden. So sah man sich geradezu gezwungen den einen um der vielen willen zu opfern.

Nun gibt es aber, wenn man den Ausführungen des Evangelisten Johannes folgt, in dem vordergründigen Geschehen noch eine andere, eine göttliche Dimension.

Demnach stirbt Jesus nicht, weil es der Hohe Rat so wollte, sondern er stirbt, weil Gott es so wollte. Der Evangelist Johannes deutet das mit der Bemerkung an, dass Kaiphas – ohne es zu merken – aus prophetischer Eingebung sagte, das Jesus stellvertretend für alle sterben solle.

Kaiphas meinte es politisch, als er sagte: „Einer für alle“. Johannes nimmt dieses „Einer für alle“ auf und versteht es theologisch. Und das taten in der Folgezeit ganz viele. Sie verstanden das so: Einer für alle. Der eine stirbt für die vielen, stirbt für uns alle. Seitdem heißt es in der Christenheit, dass Jesus für alle und eben auch für uns gestorben ist.

Und darin steckt nun sehr viel Tröstliches für jeden, der sich dadurch angesprochen fühlt. Ist ja auch kein Wunder: Das lässt mich doch nicht kalt, dass da einer war, der mich so sehr liebte, dass er bereit war, dafür zu sterben.

Als damals der Todesbeschluss der jüdischen Behörde fiel, war noch nicht abzusehen, dass Gott aus dem, was die Menschen böse machten, für uns alle etwas Gutes machen würde.

Auch wenn uns der Evangelist Johannes auf die göttliche Bedeutung dieses Todes aufmerksam macht, so nimmt das nichts von der Grausamkeit dieses Todes weg.

In zehn Tagen ist Karfreitag, der Tag, an dem der Beschluss, Jesus zu töten, zur Ausführung kam. Und in zwei Wochen ist Ostern, der Tag, am dem der zu neuem Leben kam, den die damaligen Machthaber weg haben wollten. Ich will hier und heute noch keine Osterpredigt halten.

Und doch muss ich hier und heute das schreckliche und gleichzeitig tröstliche „Einer für alle“ um ein in die Zukunft weisendes „Alle für einen“ ergänzen.

Viele werden diesen Gedanken als das Motto der Musketiere kennen: „Einer für alle und alle für einen.“ Sie alle sind bereit für die anderen bis zum Letzten zu gehen. Das macht sie so stark.

Und wer würde sich das nicht wünschen für sich und die, mit denen er verbunden ist, dass es nach dem Motto „Einer für alle und alle für einen“ ginge. Man merkt schon: Es wäre rein menschlich betrachtet ein Wunder, wenn jeder von uns sich für die anderen so einsetzen würde und gleichzeitig davon ausgehen könnte, dass sich auch umgekehrt alle für einen selbst einsetzen, ja aufopfern würden.

Wir tun was für andere. Und andere tun was für uns. Und je mehr das geschieht, desto besser für jeden Einzelnen, aber auch für uns alle und die Zusammenhänge, in denen wir uns bewegen.

Menschlich betrachtet ist dieses Motto „Einer für alle und alle für einen“ also nachvollziehbar. Und vermutlich gibt es niemanden, der es nicht gut finden würde.

Aber auch hier gibt es noch eine weitere, eine göttliche Dimension, genau wie vorhin – dann nämlich, wenn der eine nicht irgendeiner ist, sondern wenn der eine Christus ist.

Wenn dieser eine für uns starb, sollte es für uns doch keine Frage sein, dass wir alle für diesen einen – wenn schon nicht sterben – so doch für ihn leben.

Deshalb: „Einer für alle und alle für einen.“ Christus für uns und wir für Christus. Wir wären noch stärker als die Musketiere.

Der Esel – eine tragende Rolle

Predigt am 13. April 2025 zu Johannes 12, 12-19 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow

Sie haben eben als Evangelium den Bericht gehört, den Johannes vom Einzug Jesu in Jerusalem gegeben hat. Wollten wir die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem als Rollenspiel in Szene setzten, würde ich für fast alle Rollen recht bald eine Besetzung finden.

Viele wären gern bereit, Jesus, also die Hauptrolle, zu spielen. Dann wären da noch die Jünger und der Besitzer des Esels. Durchaus begehr die wenigsten gern spielen. Die sind einem einfach unsympathisch.

Aber noch eine Rolle bliebe über. Die wäre vermutlich noch schwerer zu besetzen. Ahnen Sie, welche Rolle das ist? Die des Esels bzw. die der Eselin. Denn im Bericht, den Matthäus von diesem Einzug in Jerusalem gibt, ist von einer Eselin die Rede.

So oder so. Wer will schon gern Esel bzw. Eselin sein? Dabei spielt der Esel, von dem da die Rede ist, eine wichtige Rolle, eine im wahrsten Sinne des Wortes tragende Rolle.

Der lateinamerikanische Bischof Dom Helder Camara hat mit Blick auf die tragende Rolle des Esels einmal folgendes Gebet formuliert: //: „Lass mich dein Esel sein, Christus, auf dem du zu den Menschen kommst.“://

Christus kommt in diese Welt, wenn er Menschen findet, die ihn wie der Esel zu denen bringen, die ihn brauchen. Also ich wäre bereit. So ein Esel wäre ich wirklich gern.

Nun werden manche vielleicht denken: „Das sollte er doch lieber nicht so in aller Öffentlichkeit von sich sagen, dass er ein Esel ist, ein Esel sein will. Das klingt doch ziemlich missverständlich.“ Stimmt natürlich.

Aber ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Ich bin ernsthaft der Meinung, dass nicht nur ich so ein Esel sein sollte, sondern auch Sie und Du, ja wir alle.

Wie? Sie verbieten sich, so von mir als Esel und Eselin angeredet zu werden? Stattdessen sagen Sie sich: „Das ist ja nun mal wieder einmal typisch. Schließt einfach von sich auf andere - der alte Esel!“

Bevor Sie die Kirche jetzt unter Protest verlassen, weil ich von Ihnen erwarte, ein Esel bzw. eine Eselin zu sein, hören Sie mich bitte bis zu Ende an. Ich bin auch gleich fertig.

Es liegt mir natürlich fern, Sie zu beschimpfen. Es zeugt nicht von mangelndem Respekt, wenn ich Sie auffordere, Eselin bzw. Esel zu sein. Und es ist mit Blick auf mich selbst kein plötzlicher Anflug von Selbstkritik, wenn ich mich selbst als Esel bezeichne.

Es ist alles dem Bericht vom Einzug in Jerusalem geschuldet, in dem der Esel diese wahrhaft tragende Rolle spielt. Ohne Esel hätte es diesen Einzug nicht gegeben. Ohne Esel wäre die uralte Prophetie nicht in Erfüllung gegangen. Ohne Esel hätte man Jesus nicht erkannt. Denn zu Fuß wäre er gewissermaßen inkognito geblieben.

Es hat also seinen Grund, dass ich heute mal den Esel in den Mittelpunkt stelle. Über alles andere haben Sie schon oft nachgedacht, schon manche Predigt gehört.

Aber haben Sie schon einmal intensiver über diesen Esel nachgedacht, den der Heiland brauchte. Und er brauchte nicht nur ihn. Er braucht auch uns. Er braucht uns nicht als Helden und Superstars, sondern als Esel und Eselin, um in diese Welt kommen zu können.

So verstanden könnte das „Esel-Sein“ die Rolle unseres Lebens sein. In diesem Sinn fühle ich mich als Esel, nicht als dummer oder sturer Esel, nein, als Christi Esel.

Und nun sagen Sie bitte selbst: Könnten Sie sich nicht auch – natürlich nur unter den genannten Voraussetzungen - mit dem Gedanken anfreunden, Esel bzw. Eselin zu sein, natürlich sein Esel, seine Eselin, unterwegs im Auftrag des Herrn?

Er braucht uns und viele andere, die ihn zu den Menschen, in die Welt tragen. Einer sei dem anderen Esel. Natürlich nicht dummer Esel, sondern hilfreicher, mittragender Esel, auf dass Christus in diese Welt kommen kann.

Von daher sage ich: „Lasst uns wie der Esel sein, auf dem Christus in diese Welt kommt. Er braucht uns. Wir dürfen ihn in die Welt und zu den Menschen tragen.“

Wir tragen ihn im Herzen. Und so tragen wir nicht nur ihn, sondern alles in diese Welt ein, was ihm wichtig war an Liebe zu Gott und den Menschen, Vertrauen, Hoffnung und Barmherzigkeit.

Also dann, Ihr lieben Esel und Eselinnen im Herrn! Lasst uns füreinander und miteinander Esel bzw. Eselin sein, Christi Esel und Christi Eselin.

Anstelle des Amens nach dieser Predigt könnte gut ein IA stehen, was zu Eseln passt und im Süddeutschen im Übrigen „Ich auch“ heißt. Wer mich verstanden hat, antworte bitte nicht mit Amen, sondern mit IA. IA.

Alle Welt läuft ihm nach

Predigt zu Johannes 12, 12-19 am 5. April 2009

„Die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem? – Die kennen wir schon“, würden die Kinder im Kindergottesdienst sagen. Stimmt. Diese Geschichte ist immer wieder mal dran.

Den meisten von uns geht es vermutlich genauso. An zwei Sonntagen des Kirchenjahres wird sie als Evangelium vorgelesen: Heute, am Palmsonntag, und dann am 1. Advent. Und das alle Jahre wieder. Also diese Geschichte kennen wir tatsächlich.

Ein ums andere Mal haben wir uns so unsere Gedanken darüber gemacht, wie z.B. Menschen, die eben noch „Hosianna“ rufen ein wenig später „Kreuzige“ schreien. Wir haben uns auch darüber Gedanken gemacht, dass Jesus nicht nur in Jerusalem ankommen wollte, sondern im Leben eines jeden Menschen, also auch bei uns. Und wie oft haben wir uns schon die Hoffnungen auf eine bessere Welt vergegenwärtigt, die sein Kommen freisetzte. All das brauche ich hier und heute nicht wiederholen.

Stattdessen konzentriere ich mich auf einen Vers, den ich bisher geradezu überlesen habe. Vielleicht geht es Ihnen ja auch so? Ich meine den 19. Vers, wo es heißt: „Die Pharisäer aber sprachen untereinander: Ihr seht, dass ihr nichts ausrichtet. Siehe, alle Welt läuft ihm nach.“

Man spürt förmlich, wie abwertend es die Pharisäer meinten. Sie waren vermutlich der Meinung, Jesu Einzug sei inszeniert, nur eine Show. Und tatsächlich: Dieser Einzug mit Esel und Palmwedel verfehlte seine Wirkung nicht. Die Menge jubelte ihm zu. Jeder wollte ihn sehen, vielleicht sogar berühren. Die dollsten Sachen wurden von ihm erzählt. Man schrieb ihm wahre Wunder zu. Was hätten sie angesichts so einer Euphorie auch sagen und tun sollen?

Die Pharisäer, auf die man zurzeit Jesu ja durchaus hörte, waren für den Moment abgeschrieben. Gegen Jesus sahen sie alt aus. Und das gestanden sie sich ein: „Ihr seht, dass ihr nichts ausrichtet.“

Da wir die Pharisäer meist nur negativ als Gegenspieler Jesu sehen, freuen wir uns natürlich, dass sie gegen Jesus nichts ausrichten konnten.

Dabei waren sie als aufrichtige Vertreter der Religion in erster Linie gar nicht gegen Jesus, sondern für das geltende Gesetz und die Einhaltung einer Ordnung, die sich bewährt hatte.

Und nun kam Jesus und brachte alles durcheinander. Wie würden die heutigen Würdenträger der Christenheit reagieren, wenn ein charismatischer Führer auftauchen würde, dem die Herzen zufliegen würden, der nicht alte Traditionen in der Vordergrund stellen würde, sondern geistesgegenwärtig die Dinge in Angriff nehmen würde, von denen alle der Meinung sind, sie müssten endlich mal angegangen werden?

Na, da wäre was los. Ich kann mir gut vorstellen, wie er von allen Seiten die Leviten gelesen bekäme. Was aber, wenn sich so einer nicht

darum scheren würde? Und was, wenn der Kirche die Menschen in Scharen abhanden kämen, womöglich um ihm nachzulaufen.

Und so abwegig ist das nicht einmal. Vieles am christlichen Glauben leidet unter einer institutionellen Verkrustung und unter der Last einer langen Tradition. Die dem Evangelium innewohnende befreiende und beglückende Kraft droht immer mehr abhanden zu kommen. Viele ahnen noch, dass da etwas ist, bekommen aber keinen spürbaren Zugang mehr zur Botschaft, die doch eigentlich froh und selig machen soll.

Bis heute klingt dies „Alle Welt läuft ihm nach“ nicht gerade positiv. Und so haben es die Pharisäer ja auch nicht gemeint. Sie wollten damit ihre Verachtung und nicht ihre Bewunderung ausdrücken.

Der Evangelist Johannes übernimmt diesen negativen Unterton. Dieses Hinterherlaufen der Menge ist eben nicht die Nachfolge, in die Jesus immer wieder ruft. Und so sind sie ihm ja auch nur so lange hinterher gelaufen, wie sie dachten: Er ist der neue König.

„Alle Welt läuft ihm nach.“ Eigentlich als eine kritische Bemerkung gedacht. Könnte es nicht sein, dass sich dies den Pharisäern in den Mund gelegte Zitat als grandiose Verheißung erweist? Mich würde es nicht wundern.

Man stelle sich nur vor, was passieren würde, wenn Jesus nicht nur in christlich-religiösen, sondern auch in weltlichen Dingen so inspirierend und begeisternd wäre, dass ihm nicht nur die Christenheit, nicht nur die religiöse Welt, sondern wirklich alle Welt nachlaufen würde. Genau das steht hier: der ganze Kosmos, die ganze Welt, nicht nur die paar Leute an der Straße in Jerusalem.

Jesus könnte so einer sein. Und was bräuchten wir gerade dieser Tage mehr als einen wie Jesus und das von ihm verkündete Reich Gottes? Schließlich wollte er nicht nur der Herr der Kirche, sondern der Herr der Welt sein. Und dazu ist es ja nun geradezu nötig, dass ihm nicht nur die Christenheit folgt, sondern alle Welt.

Nun sage niemand: Das geht doch nicht. Das kann doch nicht sein. – Aber warum denn nicht? Warum sollte Jesus nicht genau der sein, dem im guten Sinn alle Welt nachläuft?

Wäre das nicht im Sinn dessen, was wir glauben und im Advent besingen vom Kommen des Herrn der Welt: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit; es kommt der Herr der Herrlichkeit, ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich, der Heil und Leben mit sich bringt.“

Auch wenn wir hierzulande zurzeit nicht gerade erleben, dass ihm alle Welt nachläuft, können wir doch mit Freude feststellen, wie genau dies in anderen Teilen dieser Welt passiert.

Mit Recht wird man hier und da fragen dürfen, ja fragen müssen, ob da alles so in Ordnung ist, wie es praktiziert wird. Aber diese Frage müssen wir uns wohl oder übel auch als Gegenfrage der Christinnen und Christen aus Lateinamerika, Afrika und Asien gefallen lassen.

Denn was hat z.B. der Osterhase mit Ostern und christlichem Glauben zu tun? Darüber, dass es woanders anders zugeht als bei uns, sollten wir nicht die Nase rümpfen. Und die anderen sollten es auch nicht tun.

Natürlich wird man überall die Qualitätsfrage stellen dürfen, ja stellen müssen, also die Frage, wie es um den Glauben derer bestellt ist, die ihm hinterherlaufen. Zurzeit sind das 2 Milliarden Christinnen und Christen in aller Welt.

Diese Frage zu stellen, bedeutet noch nicht, sie auch beantworten zu können. Und wer von uns wollte sich da abschließend ein Urteil erlauben wollen?

Aber eins steht mal fest: Es wäre wunderbar, wenn alle Welt begeistert von ihm wäre und ihm nachlaufen würde. Also ich hätte kein Problem damit, dass ihm alle Welt nachläuft. Ganz im Gegenteil. Ich würde mich freuen.

Sich zurücknehmen, andere groß rausbringen

Predigt zu Johannes 12, 20-24 am 14. März 2021

Vers 20: „Es waren aber einige Griechen unter denen, die heraufgekommen waren, um anzubeten auf dem Fest."

Da war also was los. Es gab etwas zum Feiern. Viele Leute waren da. Und einige kamen von weit her. Um zu beten. Um Gottesdienst zu feiern. Und zu einem Fest gehört auch Musik. Die haben wir heute auch.

Vers 21: „Die traten zu Philippus und baten ihn und sprachen: Herr, wir wollten Jesus gerne sehen."

Was für ein Ansinnen: Jesus sehen. Sie hatten offensichtlich von ihm gehört. Kein Wunder. Kurz vorher heißt es: Alle Welt läuft ihm nach.

Sicher ging es ihnen nicht darum, mal eben einen Blick auf ihn werfen zu dürfen, ihn also mit den Augen zu sehen. Sie meinten das sicher mehr im Sinne von: „Wir würden Jesus gerne näher kennen lernen."

Aber genau das wollten schon damals sicher nicht alle. Sie waren ja auch längst nicht alle wegen Jesus gekommen. Vermutlich wussten viele nicht einmal, dass er da war.

Ist das heute anders? Bist Du, sind Sie hierhergekommen, um Jesus näher kennen zu lernen? Einige werden eher zufällig hier sein, weil sie Zeit haben und endlich mal wieder zum Gottesdienst gehen wollten. Andere werden hier sein, weil sie sonntags immer zum Gottesdienst gehen. Und wieder andere sind da, weil hier jemand wunderbar Geige spielt. Und wer weiß, was uns noch hierher geführt hat.

Aber noch einmal: Wer ist hier, um Jesus näher kennenzulernen? Natürlich haben wir schon viel von ihm gehört, von seinen Wundern, seinen Gleichnissen, seinem Leben und Tod, von seiner Bedeutung für das Christentum.

Natürlich sind wir der Meinung, wir würden ihn kennen - ein bisschen jedenfalls. Wie man eben manche von den Großen dieser Welt kennt. Man kennt sie vom Hörensagen, aber eben nicht näher, nicht persönlich. Sie bleiben einem mehr oder weniger fremd und unerreichbar.

Und nun stelle ich mir vor, einige von Ihnen und Euch hätten mich am Eingang so angesprochen, wie die Jünger damals angesprochen wurden: „Herr Pfarrer, heute würden wir gerne Jesus näher kennenlernen."

Spielen wir das doch mal durch. Nehmen wir mal an, Ihr hättet den gleichen Wunsch wie die damals. Nehmen wir mal an, Ihr wäret ernsthaft daran interessiert, Jesus näher kennenzulernen. Was würde passieren? Wie könnte das aussehen?

Die damals konnten ja richtig zu Jesus gehen und ihm sagen: „Du, Jesus, da sind welche, die würden dich gern näher kennenlernen."

Und heute? Da ist kein Jesus, den wir sehen würden, den wir hören könnten, den wir anfassen könnten, auf den wir zugehen könnten, jedenfalls nicht so, wie die damals.

Kann da also nichts draus werden, ihn besser kennenzulernen? Müssen wir uns damit abfinden, dass das eben nicht geht?

Natürlich könnte ich beten und Jesus bitten: „Zeig dich uns und denen, die dich besser kennenlernen wollen. Lass uns und sie erfahren, wie du bei uns und bei ihnen bist."

Aber wie würde es dann weitergehen? Sich merken schon. Es ist gar nicht so leicht, anderen den Wunsch zu erfüllen, wenn sie Jesus näher

kennenlernen wollten.

Zurück zu jener Geschichte, wie sie uns im Johannesevangelium berichtet ist. Sie zeigt, dass es auch damals nicht so leicht gewesen ist. Denn Jesus ging schon damals auf diesen ja durchaus nachvollziehbaren Wunsch nicht ein – jedenfalls nicht direkt. Es gab jedenfalls kein Shakehands und auch keine Vorstellungs- oder Kennenlernrunde.

V. 23 sagt Jesus nur: „Die Zeit ist gekommen...“ Als wenn er darauf gewartet hätte, dass sie kommen. Als wenn er sagen wollte: „Na endlich fragt mal einer. Es wird ja aber auch Zeit, dass Ihr kommt, um mich kennenzulernen.“

Und was hätte er Ihnen oder Dir oder mir gesagt? Vielleicht so etwas wie: „Na, da bist du ja endlich. Ich warte schon lange auf dich. Und während ich auf dich wartete, habe ich mich gefragt, ob du mich denn gar nicht näher kennen lernen willst?“

Sie merken: Obwohl es 2000 Jahre her ist, ist es heute nicht viel anders als damals. Von Jesus schon mal gehört – das hatten damals und das haben heute schon viele. Aber ihm wirklich begegnet – das sind damals wie heute die wenigsten. Und ihn wirklich verstanden – das hat damals wie heute wohl kaum jemand.

Aber vielleicht ist das ja bei Dir und bei Ihnen heute ganz anders. Schauen wir also weiter, was wir anfangen können mit dem, was Jesus denen damals sagte, die ihn kennenlernen wollten.

Denn auf einmal hielt er ihnen so etwas wie eine Kurzpredigt über sich und den Sinn des Lebens:

24 Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.

Stellen wir uns das doch einmal vor, was mit einem Weizenkorn passiert, nachdem es ausgesät wurde. Es wird keimen, Wurzeln in die Erde treiben und einen Halm in die Höhe strecken, dann blühen und sich zu einer Ähre voller Körner weiterentwickeln.

Und das Weizenkorn selbst? Es wird aufhören, ein Weizenkorn zu sein. Es wird „sterben“. Jedenfalls wird es so aussehen, als wenn es stirbt. Es wird sich drangeben, damit etwas Großes werden kann. Es „stirbt“, damit andere leben.

Sicher wollte Jesus seinen Zuhörern keinen Vortrag über Saatgut und Getreide halten. Schon klar. Er wollte etwas über sich und den Sinn seines Lebens sagen. Dem dient der Vergleich mit dem Weizenkorn, als wollte er sagen: „Mit mir ist es wie mit einem Weizenkorn.“ Er wird

wie das Weizenkorn sein Leben dran geben und sterben, damit andere leben.

Das Erstaunliche daran ist, dass ihn diese Aussicht keineswegs traurig macht. Ganz im Gegenteil. Er sagt: „Die Zeit ist gekommen, dass der Menschensohn – und damit meinte er sich selbst – verherrlicht wird.“

Es geht also nicht nur um das Schreckliche des Sterbens, sondern auch schon um das, was dem Sterben an Leben folgt. Der Tod des einen Weizenkorns ermöglicht den vielen das Leben.

Jesus war der Meinung, dass das vom Weizenkorn Gesagte nicht nur mit Blick auf ihn selbst galt, sondern auch mit Blick auf alle, die sich an ihm orientieren und zu ihm gehören.

Mit dem Bild vom Weizenkorn hat er uns nicht nur eine Deutung seines Sterbens und Lebens gegeben, sondern auch eine Deutung unseres Sterbens und Lebens angeboten. Wie es dem Christus geht, soll es auch denen ergehen, die zu ihm gehören. Und so stellt sich uns als Christen die Frage: Bin ich bereit, mich wie Jesus als Weizenkorn zu verstehen? Bin ich bereit, mich zurückzunehmen, um andere groß raus zu bringen?

Das ist im Sinne Jesu das wahre Leben - auch wenn es so aussieht, als würde man dabei nur verlieren. Aber so ist es nicht. Keineswegs. Ganz im Gegenteil.

So gibt uns Jesus mit dem Weizenkorn etwas an die Hand, um ihn, sein Leben und Sterben, und um uns selbst, unserer Leben und Sterben zu verstehen. Wer wie er bereit ist, ein Weizenkorn zu sein, wer sich zurücknehmen kann, um anderen Leben zu ermöglichen, wer sich dran gibt, um andere groß raus zu bringen, wer für andere lebt, der lernt Jesus kennen, der lebt wirklich.

Wandel im Licht

Predigt zu Johannes 12, 35-36a am 20. Januar 2013

Eine Kinderfreizeit im Sommer. Ein sonniger Tag und danach ein lauer Abend. Einfach geschaffen für eine Nachtwanderung. Vierundzwanzig Kinder und ihre Begleiter machen sich auf den Weg. Der Mond scheint schwach, man sieht nicht viel; die Vorderen erahnen mehr den Weg, als dass sie ihn sehen. Die anderen orientieren sich an ihnen. Die Dunkelheit hat etwas Geheimnisvolles, Undurchsichtiges. Die Kinder vertrauen den Begleitern. Manchmal hört man eines der Kinder lachen und

sich so über die eigene Unsicherheit hinweghelfen. Ansonsten gespannte Ruhe.

Und dann passiert es: Ein Kind ist weg, einfach nicht mehr da. Warum hat es keiner gemerkt? Die Begleiter sind unsicher. Die Kinder bekommen Angst, klammern sich aneinander, fangen an zu weinen. Ein Teil der Begleiter macht sich auf die Suche nach dem Kind. Jetzt hat das Dunkel für die Kinder allen Reiz verloren. Auf einmal macht es sie wehr- und orientierungslos. Jetzt erleben sie, was sie schon zuvor ahnten: Die Dunkelheit ist lebensfeindlich und mächtig und auch die Begleiter sind ihr ausgeliefert. So drängen sich die Kinder um die wenigen Taschenlampen. Alle wollen zum Licht, möchten es möglichst hell haben. Die Begleiter versuchen die Kinder zu beruhigen. Sie kommen gegen die Dunkelheit nicht an. Die Kinder weinen weiter, es ist finster.

Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir wie diese Kinder sind. Dunkelheit macht sich um uns herum und in uns breit. Wir wissen nicht mehr, woran wir uns halten und orientieren können, ob und wie es weitergeht. Wir bekommen es mit der Angst zu tun, was wir aber natürlich nicht zugeben mögen. Und das Schlimme ist: Ohne Licht wird die Finsternis in uns und um uns herum immer noch größer, noch beängstigender.

Jeder von uns kennt solche Momente. Man war bei Arzt und die Diagnose hat uns verunsichert. Man sieht die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt und bangt um den Arbeitsplatz. Man macht sich Sorgen um seine Ersparnisse und Altersvorsorge – nicht nur wegen der Euro- und Schuldenkrise. Es gibt mancherlei Gründe, aufgrund derer es plötzlich dunkel in einem, um einen wird, manchmal nur für kurze Zeit, manchmal aber auch auf Dauer. Was dann?

Jesus sagte einmal zu seinen Jüngern: „Wandelt im Licht, solange ihr das Licht habt, damit euch die Finsternis nicht überfalle. Wer in der Finsternis wandelt, der weiß nicht, wo er hingeht. Vertraut euch dem Licht an, solange ihr's habt, damit ihr Kinder des Lichtes werdet."

Das ist lange her, dass er das so sagte. Man fragt sich, von welchem Licht er da sprach. Denn natürlich: Wenn es das gibt, dann wollte man es auch haben, so Licht für den Weg, damit man eben nicht orientierungslos im Dunkeln tappen muss.

Schon im Alten Testament heißt es: „Gott, der Herr, ist mein Licht". Und gemeint ist: Gott ist für mich wie die Sonne, von deren Existenz unser Leben abhängt. Wer den Weg nicht kennt, kann sich dann doch

wenigstens am Stand der Sonne orientieren. Und wer mit sich und seinem Leben nicht weiter weiß, kann sich an Gott orientieren.

Wer sich an ihm orientiert, ist wie einer, der im Dunkeln steht, ein Licht sieht und sich diesem Licht zuwendet. Von so einem sagt man dann zu Recht: „Dem ist ein Licht aufgegangen."

Schaut man so einem in die Augen, sieht man, wie sich das Licht, dem er sich zuwendet, in seinen Augen spiegelt. Wer so ein Licht sieht, bei dem beginnt es innen drin wieder hell zu werden.

Wer sich im dunklen Wald verlaufen hat und dann ein Licht sieht, der findet trotz mancherlei Hindernissen, die zwischen ihm und dem rettenden Licht liegen mögen, aus der Dunkelheit.

Der Evangelist Johannes hat uns überliefert, dass Jesus von sich gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt". Er meinte: Wer mich sieht, der sieht das Licht, der sieht Gott selbst.

Nun können wir Jesus selbst nicht mehr sehen. Und doch: Durch die Geschichten, die es von ihm gibt, fällt nach wie vor so viel Licht in unsere Zeit, dass es einem zuweilen so vorkommt, als wäre man selbst dabei, als könnte man das strahlende Licht in seinen Augen sehen.

Es ging Jesus also nicht nur ganz allgemein um Licht, sondern um das eine Licht, um ihn selbst. An ihm sollen wir uns orientieren. Auf ihn sollen wir schauen. Ihn sollen wir erinnern. Sein Licht sollen wir wahrnehmen und verinnerlichen.

In diesem Sinne: „Wandelt im Licht!" „Wandelt" heißt: lebt und bewegt euch in diesem Licht. Kommt heraus aus euren Schneckenhäusern. Lasst das Licht an euch heran. Lasst euch vom Licht durchdringen. Vertraut dem Licht. Vertraut euch dem Licht an. Vertraut euch mir an.

Das geht nicht von jetzt auf gleich. Das dauert. Damit ist ein Prozess angedeutet, der von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Entdeckung zu Entdeckung, von Erleuchtung zu Erleuchtung führt.

Das mag manchem hier ein bisschen zu heilig und fromm klingen. Ist es aber gar nicht. Wir können diesen Prozess mit Entdeckungen vergleichen, die wir am neuen Urlaubsort machen. Wir sind vielleicht erst am Abend, im Dunkeln angekommen. Und dann, am nächsten Morgen, schauen wir uns bei Lichte an, wo wir gelandet sind. Nach und nach kommen wir an.

Dieses „Wandelt im Licht!" hört nie auf. Es gilt lebenslang. Wir sprechen ja auch in anderen Zusammenhängen von Lebenswandel. Tut man's nämlich nicht, muss man damit rechnen, dass man wieder von der Finsternis heimgesucht wird. Jesus selbst verbindet seine Aufforde-

rung „Wandelt im Licht“ mit dem warnenden Hinweis „damit euch die Finsternis nicht überfalle.“

Und das geht leider schneller als man denkt, dass man von der Dunkelheit geradezu überfallen wird, dass es urplötzlich Zappen duster wird. Das kann einem ganz persönlich passieren. Das kann ganz vielen auf einmal passieren.

Es war in der Welt schon heller, aber auch schon dunkler. In der Kirche auch. Helle und dunkle Zeiten wechseln sich ab. Eben ist alles ganz wunderbar. Und kurz darauf scheint uns die Finsternis ganz gefangen zu nehmen.

Umso wichtiger, dass wir die Einladung hören, ehe es zu spät ist. Nicht dass man von uns sagt, was schon in der Bibel steht: „Das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternis, hat’s nicht begriffen.“

So. Und nun noch einmal zurück zu unserer Geschichte von Anfang: „Die Kinder der Kinderfreizeit sind immer noch auf dem Rückweg von der Nachtwanderung. Sie weinen, es ist finster. Die Vertröstungen der Begleiter sind nutzlos; gegen die Dunkelheit kommen sie nicht an. Da beginnt ein Kind zaghaft zu singen. Erst singen nur zwei, drei, dann immer mehr. Sie singen gemeinsam eines der auf der Freizeit neu erlernten Lieder. Sie singen: „Gott hält die ganze Welt in seiner Hand. Er hält auch dich und mich in seiner Hand. Er hält die ganze Welt in seiner Hand.“ Und dann kommen die Namen der Kinder dran. Zuerst der Name des Jungen, der verloren gegangen ist. Sie singen: „Er hält den Jonathan fest in der Hand.“ Das erste Licht ist angezündet. Danach kommen alle Kinder dran: Maria, Judith, Kevin, Sabine, Andrea, Thomas und wie sie alle heißen. Jedes Kind wird zu einem Licht in der Nacht: Dreiundzwanzig Kinder des Lichts, die da durch die Dunkelheit gehen. Die Dunkelheit ist immer noch um sie, aber nicht mehr in ihnen. Als sie nach den vierundzwanzig Strophen ins Lager zurückkehren, haben sie sich warm gesungen. Und das Schönste: Das vierundzwanzigste Kind des Lichts wartet bereits auf sie. Jonathan war ganz am Anfang alleine umgekehrt, weil er noch mal auf die Toilette musste. So feiern vierundzwanzig Kinder des Lichts spontan ein Dank- und Freudenfest.“

So wie den Kindern auf der Freizeit könnte es uns auch gehen, wenn die, die verlorenen gingen, die sich verloren haben, wieder da sind. Wenn wir miteinander im Licht bleiben oder ggf. ins Licht zurückkehren, wird es in uns, unter uns und um uns heller. Nur gemeinsam können wir Kinder Gottes, Kindern des Lichts sein. Allein schaffen wir es nicht. Das schaffen wir nur gemeinsam.

Ein letzter Gedanke: Als junger Mensch habe ich so ein kleines Büchlein gehabt. Es trug den vielsagenden Titel „Lichtblicke“. Für jeden Tag gab es da einen biblischen Text und eine kleine Auslegung.

Was auch immer den Tag über passierte: Was ich da las, war ein Lichtblick. Aller Dunkelheit in mir und um mich herum zum Trotz leuchtete da immer etwas Lichtvolles auf, das mir half, mich zu orientieren und im Licht Gottes zu leben.

In diesem Sinne wünsche ich, dass es uns gelingt zu leben, was Jesus uns ans Herz legte, als er sagte: „Wandelt im Licht, solange ihr das Licht habt, damit euch die Finsternis nicht überfalle. Wer in der Finsternis wandelt, der weiß nicht, wo er hingeht. Vertraut euch dem Licht an, solange ihr's habt, damit ihr Kinder des Lichtes werdet.“

Wäre doch ganz wunderbar, wenn es uns gelänge und wenn infolgedessen unser Tun für andere zu einem Lichtblick würde.

Die Füße waschen

Predigt zu Johannes 13, 1-15 i. A. am 9. April 2009

„Jesus erkannte, dass seine Stunde gekommen war“, heißt es im Text. Was hier steht, ist seine Geschichte. Es ist 2000 Jahre her, dass er erkannte, dass seine Stunde gekommen war.

Um wenigstens ansatzweise nachempfinden zu können, wie es ihm damit ergangen ist, sollten wir uns einmal fragen: Was wäre, wenn wir jetzt erkennen müssten, dass unsere Stunde gekommen ist?

Würden wir nicht wie Jesus versuchen, unsere Lieben noch einmal um uns zu versammeln? Würden wir nicht versuchen, ihnen das mit auf den Weg zu geben, was uns am Wichtigsten ist?

Doch. Wir hätten Tränen in den Augen. Unsere Lieben hätten Tränen in den Augen. Es würde sich unser eine ausgesprochen ernste und dichte Stimmung bemächtigen.

Angesichts des Todes würden all die Dinge, die sich sonst so wichtig machen, in den Hintergrund treten. Wir wären ganz besonders achtsam und empfindsam.

Ja, und was sagt und tut man, wenn man weiß, dass einem nicht mehr viel Zeit bleibt? Das will gut überlegt sein.

Was machte Jesus? Er wusch den Seinen die Füße. Unglaublich. Fiel ihm denn nichts Besseres ein? Das war doch nun ganz und gar nicht seine Aufgabe. Wenn es denn unbedingt sein musste, dann hätten es doch die Jünger machen können. Schließlich war er ihr Meister. Dem-

entsprechend ja auch der Protest des Petrus: „Herr, solltest du mir die Füße waschen?“ Warum machte er das? Gerade er?

Ratlosigkeit machte sich unter den Jüngern breit. Sie waren baff. Was er da machte, traf sie unvorbereitet. Es wird eine Weile gebraucht haben, bis sie sich gefangen hatten, bis sie realisierten, wie außergewöhnlich es war, was er da tat. Wieso nur machte er das?

Alles Fragen half nichts. Sie kamen nicht drum herum. Jesus ließ sich nicht davon abbringen, ihnen die Füße zu waschen. Aber warum? Warum tat er das?

Sollten sich in Zukunft alle gegenseitig die Füße waschen, die zu ihm gehören wollten? So könnte man ihn ja verstehen, als er sagte: „Wenn nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt auch ihr euch untereinander die Füße waschen.“ War das wörtlich gemeint?

Sicher nicht einmal zu jener Zeit, in der man als Gastgeber seinen Ehrengästen als Zeichen der Wertschätzung die Füße wusch. Würden wir daraus so etwas wie eine Gebrauchsanweisung für tägliche Fußwaschungen machen, lägen wir falsch. Aber was war dann damit gemeint?

Als wenn er ihre und unsere Gedanken lesen könnte, beantwortete er ihre und unsere Fragen, indem er sagte: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich euch getan habe.“ Was er da tat, sollte also ein Beispiel sein.

Gut und schön. Aber wofür? Wofür sollte es ein Beispiel sein? Es ging also offensichtlich nicht wirklich um das Füße-Waschen? Jesus selbst sprach von einem Beispiel.

Er hätte für das, was er ihnen und uns als Vermächtnis mit auf den Weg geben wollte, auch andere Beispiele finden können. Aber bleiben wir für heute ruhig bei dem einen. Wofür sollte es ein Beispiel sein? Was wollte er damit eigentlich zeigen?

Wenn ich das richtig sehe, wollte er mit diesem Beispiel zeigen, wie er das mit der Liebe verstand, die ihn mit den Seinen bis zuletzt verband. Für ihn erschöpfte sich die Liebe keineswegs in schönen, romantischen Gefühlen und Worten.

Nein. Bei der Liebe, wie er sie im Sinn hatte und ja auch vorgelebt hat, ging es ihm um etwas anders, nämlich darum, sich um des anderen, um des Geliebten willen zurückzunehmen und eben auch mal die Dreckarbeit zu machen.

Von daher stellt sich uns, stellt sich allen Christinnen und Christen seitdem die Frage: Lieben wir die anderen so, wie es uns Jesus mit dem

Beispiel der Fußwaschung gezeigt hat? Sind wir bereit, anderen so einen Liebesdienst zu erweisen?

Also: Die Füße hat sicher niemand von uns anderen gewaschen. Macht nichts. Das war ja auch nur ein Beispiel zum Dokumentieren dessen, worum es geht.

Fallen Ihnen andere Beispiele ein, die das von Jesus Gemeinte verdeutlichen? Wann und wo haben Sie das letzte Mal denen, die Sie lieben, etwas dem Liebesdienst einer Fußwaschung Vergleichbares getan? Im Sinne der heutigen Geschichte sollte nur der anderen den Kopf waschen, der ihnen auch die Füße wäscht.

Jesus jedenfalls war sich in seiner Liebe zu den Seinen nicht zu schade, ihnen auf diese Weise zu zeigen, wie sehr er sie liebte.

Wie gesagt: Nur ein Beispiel. Aber was für eins. Wie sagte er doch: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich euch getan habe.“

Als Verräter und Verratener in der Liebe bleiben

Predigt zu Johannes 13, 21-30 am 21. Februar 2021

Es geht um die Ankündigung eines Verrats. Der Fall scheint klar. Der Bösewicht steht fest. Jeder kennt ihn: Judas.

Nun sollte man sich immer hüten, voreilig ein Urteil zu fällen. Denn was ist passiert? Kennt man schon alle Details? Und was geben die Zeugen zu Protokoll?

Der eben gehörte Abschnitt aus dem Evangelium des Johannes ist ja nur einer von insgesamt vier Texten, die die Ankündigung des Verrats dokumentiert haben. Es gilt die Aussagen der vier Zeugen Markus, Matthäus, Lukas und Johannes im Blick zu behalten.

Man geht in der Forschung davon aus, dass sie selbst nicht dabei waren, also keine Augenzeugen im engeren Sinn sind. Sie haben aber nach bestem Wissen und Gewissen zusammengetragen, was sie über die Ankündigung des Verrats in Erfahrung bringen konnten.

Weitestgehend einig sind sich die Zeugen in der Feststellung, dass Jesus - wohl im Zusammenhang mit einem Essen – gesagt haben soll, dass ihn einer der Anwesenden verraten würde. Er scheint dabei allerdings nicht konkret geworden zu sein. Es heißt nur: „Einer...“ Allerdings einer der Anwesenden. Einer seiner Vertrauten wird ihn verraten.

Klingt unspektakulär. Ist aber unglaublich. Dass ihm seine Feinde nicht wohl gesonnen waren. Das war klar. Aber dass ihn einer seiner Freunde verraten würde?

Die Jünger scheinen sich achselzuckend und erschrocken angeschaut zu haben. Ich höre geradezu, wie sie sagen: „Wie bitte?“ Jesu Andeutung hatte sie geschockt, ja traurig gemacht. Denn natürlich stellte sich ihnen die Frage: „Von wem redet er da? Wer soll das wohl sein?“ Das konnten sie ja noch nicht wissen. Bis hierhin klingt es bei allen Zeugen sehr ähnlich. Aber dann gehen die Zeugenaussagen auseinander.

Markus und Matthäus bezeugen, die Jünger hätten bei der Frage nach dem Verräter an sich gedacht und sie hätten sich selbst gefragt: „Bin ich's?“ Sie haben es immerhin für möglich gehalten, dass sie ihn verraten würden, ja vielleicht schon verraten hatten.

Das ist keineswegs so abwegig, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn wie schnell passiert es einem, dass man - womöglich unabsichtlich – etwas über einen anderen sagt, ja verrät, was sich dann nachträglich als echter Verrat entpuppt. Folgen wir den Aussagen der Zeugen Markus und Matthäus, so hielten es alle Jünger für möglich, dass sie mit Jesu Andeutung gemeint sein könnten. Und ja: Man weiß ja nie.

Und die anderen beiden? Lukas und Johannes haben die Szene anders gehört. Sie bezeugen, die Jünger hätten sich gefragt, wer es wohl wäre: „Wer ist's?“ Für sich selbst schließen sie es im Grunde aus.

Im Sinne dieser Art der Darstellung haben es die Jünger also nicht für möglich gehalten, dass sie selbst zum Verräter werden könnten. Sie konnten natürlich nicht ausschließen, dass ein anderer zum Verräter werden würde. Und so hört sich das an, was sie sagen, als hätten sie gedacht: „Wenn ich es nicht bin: Wer ist es dann?“ Und genau das haben sie gesagt: „Wer ist's?“

In der Zeugenaussage des Johannes wird die Szene noch zusätzlich ein wenig ausgeschmückt. Denn bei ihm ist die Rede davon, dass man offensichtlich über einen der Jünger versuchte, bei Jesus herauszubekommen, von wem er denn da redete.

Für mich deutet sich schon früh an, wie sehr die Schilderungen der Geschehnisse durch Lukas und Johannes gewissermaßen vom Ausgang der Geschichte beeinflusst sind.

Denn, wie sich später herausstellte, haben ihn ja nicht alle verraten, sondern nur der eine: Und das war Judas. Aber das war - wie gesagt - zum Zeitpunkt der Ankündigung des Verrats noch nicht klar.

Schauen wir auf die Antworten Jesu auf die Frage, wer ihn denn verraten würde. Während der Zeuge Lukas anscheinend von keiner Antwort weiß, jedenfalls keine schriftlich festgehalten hat, lässt es die Zeugenaussage des Markus offen, wer Jesus verraten würde.

Es heißt wieder nur ganz allgemein: Einer. Und zwar einer von den Anwesenden, einer von den Zwölfen, die mit Jesus aus der gleichen Schüssel essen.

Das nun wiederum reicht Matthäus nicht. Es könnte dann ja jeder sein. Und so gibt er Jesu Antwort so wieder, dass man den Eindruck gewinnt, Jesus habe ganz bewusst in dem Moment seinen Bissen in die Schüssel getaucht, als es auch Judas gemacht hatte.

Und um auch letzte Zweifel auszuräumen, lässt er Judas nachfragen: „Bin ich's?“ Und Jesus antwortet nur ihm: „Du sagst es.“ Wir sehen: Durch diese Art der Darstellung des Geschehens wird Judas eindeutig als Verräter identifiziert.

Man fragt sich natürlich, woher der Zeuge Matthäus von diesem Gespräch zwischen Jesus und Judas gewusst haben will. Denn Judas hatte sich infolge des Verrats später das Leben genommen. Und Jesus war am Kreuz hingerichtet worden.

Die Zeugenaussage des Johannes geht noch einen Schritt weiter und stellt die Szene so dar, als wenn Jesus den armen Judas vor aller Augen geradezu als Verräter verraten hätte. Denn bei Johannes sagte Jesus für alle hörbar: „Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe.“ Da er das anscheinend gerade mit Judas machte, wussten dadurch alle Bescheid.

Wenn das so war, ist allerdings nicht zu erklären, warum die anderen nichts unternommen haben, um Judas am Verrat zu hindern. Und dass Jesus ihn dann auch noch aufgefordert haben soll: „Was tu tust, das tue bald!“ klingt gänzlich unglaublich.

All das wird oft so dargestellt, als wenn der Verrat durch Judas Gottes Plan gewesen wäre. Ich glaube das nicht. Diese Form der Darstellung ist der Absicht geschuldet, Jesus nicht als Opfer eines Verrats dastehen zu lassen, sondern als den, der das Heft des Handelns nie aus der Hand gegeben hat und sich gewissermaßen absichtlich hingegeben hat bzw. verraten lässt.

Und dann sind da noch die Teile der Zeugenaussagen, die das Dilemma beschreiben. Denn zum einen meinen die Zeugen: Es musste so

kommen. Aber zum anderen: Wehe dem Menschen, durch den Jesus verraten wurde. Es wäre besser für ihn, wenn er nie geboren wäre.

Wohl wahr. Aus dem Fortgang der Geschichte wissen wir, dass Judas durch die sich überschlagenden Ereignisse dermaßen in Verzweiflung geriet, dass er sich kurz darauf das Leben nahm.

Wie wir gesehen haben, ist gar nicht so leicht, herauszubekommen, wie sich die Jünger angesichts der Ankündigung des Verrats verhalten haben. Theoretisch hätte es jeder der Jünger sein können. Wie sich dann aber herausstellte, war es nur einer: Judas.

Die Geschichte wurde von Anfang an so erzählt, dass es auf Judas hinauslief. Und so wurde er zum Inbegriff des Verräters – auch wenn es jeder hätte gewesen sein können.

Warum er es tat? Der Satan muss ihn geritten haben, deutet schon Johannes an. Später hat man Judas als Motiv dann auch noch Geldgier untergeschoben. Er bekam für seinen Verrat schließlich die berühmten 30 Silberlinge.

Nicht zuletzt hat diese Darstellung des Judas den Antijudaismus befördert. Judas wurde zum Prototypen des gemeinen Juden stilisiert, der für lumpige 30 Silberlinge den Freund, ja den Sohn Gottes verriet. Unsägliches Leid ist dem jüdischen Volk im Rückgriff auf diese Deutung der Geschichte zugefügt worden.

Diesem Missverständnis kann man nur wehren, wenn man sich klar macht und anderen gegenüber klar stellt, dass Jesus und die Jünger hier nicht als Juden dargestellt werden, sondern als Menschen, die verraten und verraten werden – unabhängig von ihrer Nationalität und Religion.

Es ist etwas in dieser Welt, etwas Dunkles, Böses, Finsteres, was uns immer wieder in Versuchung führt und zu Verrätern werden lässt. Wir bitten nicht ohne Grund: Und führe uns – nicht in Versuchung.

Wenn man weiß, wie schnell es einem passieren kann, dass man etwas verrät und damit womöglich jemanden verrät, wie schnell es jedem passieren kann, dass man verraten wird, dann sollte einem vor allem eins wichtig sein, wie man nach dem Verrat miteinander umgeht.

Sicher stellt sich die Frage anders für den, der verraten hat, als für den, der verraten wurde – mal abgesehen von der Frage, ob es absichtlich oder unabsichtlich geschah. Was also kann man tun?

Von Judas heißt es: Er ging hinaus. Und es war Nacht. Das ist sicher mehr als eine Zeitangabe. Es wurde so dunkel und finster in und um Judas, dass er in seiner Verzweiflung bedauerlicherweise keinen anderen Ausweg sah, als sich das Leben zu nehmen. Möge uns eine solche

Verzweiflung erspart bleiben, wenn wir zu Verrätern werden oder verraten werden.

Verrätern wie Verratenen gilt, was Jesus später am Abend sagte: „Bleibt in meiner Liebe." Dieses konsequente Bleiben in der Liebe, in der Liebe Gottes, sowie Verzeihen und Vergeben können keinen Verrat ungeschehen machen. Aber es ermöglicht Verrätern wie Verratenen ein Leben nach dem Verrat. Zu diesem Verzeihen und Bleiben in der Liebe verhelfe uns Gott.

Immer wieder die Liebe

Predigt zu Johannes 13, 34-35 am 10. Mai 1998

Immer wieder die Liebe. Natürlich weiß ich, wie wichtig die Liebe ist. Und Sie wissen es auch. Immer wieder ist von der Liebe die Rede. Wie ein roter Faden zieht sich das Reden von der Liebe durch die Bibel. Und über die verschiedensten religiösen oder kulturellen Unterschiede hinweg sind sich Menschen auf der ganzen Welt einig, wenn es heißt, dass die Liebe das Wichtigste ist.

Die Liebe ist das Größte. Es gibt doch nichts Schöneres, als geliebt zu werden, als zu lieben, als miteinander in der Liebe zu sein. Mit dieser Erfahrung, geliebt lieben zu können, fängt das Leben doch erst wirklich an.

Im 1. Brief des Johannes heißt es: „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Schon dieser eine Bibelvers zeigt: Gott und die Liebe gehören zusammen.

Und deshalb gehört zu dem Satz „Niemand kann ohne Liebe leben" ganz einfach ein zweiter Satz hinzu: „Niemand kann ohne Gott leben."

Aber wie das so ist. Oft sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Und dann sieht man nicht, was wirklich zählt, was wirklich wichtig ist. Da drängen sich Nebensächlichkeiten in den Vordergrund. Da streitet man sich über Nichtigkeiten. Und über alledem gerät das, was zählt, gerät die Liebe in Vergessenheit.

Dabei ist die Liebe doch das Wichtigste. Die Liebe möge der gemeinsame Nenner für alles sein, was geschieht, was gedacht und geredet wird, was getan und unterlassen wird.

Der Kirchenvater Augustin hat es einmal so gesagt: „Liebe - und tu was du willst." Und er meinte: Wenn es denn die Liebe ist, die dein

Tun und Lassen bestimmt, dann kannst du alles tun und lassen, was du willst - es ist immer richtig.

Nun hat Augustin sich mit seiner Lebensweisheit an der Bibel und an Christus orientiert. Denn seine Lebensregel „Liebe - und tu was du willst“ klingt sehr nach dem höchsten Gebot, das uns die Bibel überliefert, wenn es heißt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Also: die Liebe wird ganz groß geschrieben. Und das können wir uns gar nicht oft genug vergegenwärtigen. Als von Gott Geliebte sind wir eingeladen, Gott, die anderen und uns selbst zu lieben.

Ganz im Sinne dieser biblischen Aussagen zur Liebe heißt es im heutigen Text: „Genauso, wie ich euch geliebt habe, sollt ihr einander lieben.“

Wie war das bei Christus? Bei ihm stimmte Wort und Tat überein. Er redete nicht nur von der Liebe, er lebte sie auch. Sein Leben war von der Liebe zu Gott und zu den Menschen durchdrungen. Er liebte vorbehaltlos und bedingungslos - selbst die, die gegen ihn waren, selbst die, die ihm nach dem Leben trachteten, selbst die, die ihm umbrachten. Um seiner Liebe willen ist er gestorben.

Wenn er uns etwas bedeutet, sollten wir beherzigen, was er uns aufträgt. Das heißt: es genauso machen wie er, also lieben, lieben, lieben.

Und damit wird deutlich, dass das mit der Liebe zwei Seiten hat. Sich die Liebe gefallen lassen - das ist nur die eine Seite der Liebe. Die Liebe erwidern und selbst lieben ist die andere Seite der Medaille, die andere Seite der Liebe. Und beides gehört zusammen: geliebt lieben.

Unsere menschliche Liebe möge ein Reflex auf die Liebe sein, die uns widerfährt, ein Reflex auf die Liebe Gottes, ein Reflex auf die Liebe, die Menschen uns entgegenbringen. Von daher wünsche ich mir, dass wir uns gemeinsam auf das besinnen, was das Allerwichtigste für uns und unser Miteinander ist.

Denn woran erkennt man einen Christen, einen, der zu Christus gehört? Ist es entscheidend, zu welcher Kirche er gehört? Ist es entscheidend, ob ein Mensch ein anständiges Leben führt oder verwahrlost lebt? Ist es entscheidend, ob einer seinen Glauben formulieren kann?

Christus sagte: „An eurer Liebe zueinander werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid.“ Die Liebe also soll unser Aushängeschild sein, wenn wir uns auf ihn berufen. An der Liebe soll man uns erkennen.

Nun frage sich bitte jeder für sich: „Ist es die Liebe, an der man mich erkennt? Ist Liebe das Aushängeschild, an der man unsere Gemeinde erkennt?“

Wie immer Ihre persönliche oder auf die Gemeinde bezogene Antwort ausfällt: ich wünsche uns, dass unser Leben von dieser Liebe geprägt ist, von der es im 1. Brief des Johannes heißt: „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

In dieser Liebe lassen Sie uns miteinander und mit Gott verbunden bleiben.

Gottvertrauen statt Erschrecken

Predigt zu Johannes 14,1 am 1. Januar 2010

Erinnern Sie sich, wie Sie sich als Kinder einen Spaß damit gemacht haben, andere zu erschrecken? Ich denke daran, wie wir mit Brötchentüten einen ohrenbetäubenden Knall produziert haben, um die Leute in Silvesterstimmung zu bringen. Ich denke daran, wie wir uns angeschlichen haben, um dann jemanden mit einer eiskalten Hand oder einem „Buh“ zu erschrecken.

Manche reagieren äußerst genervt auf solche Späße: „Mensch, spinnst du. Du hast mich zu Tode erschreckt.“ Man stelle sich vor, was passieren würde, wenn dies wirklich geschähe. Die Gefahr besteht ja durchaus. Je älter ich wurde, desto mehr habe ich mir überlegt, mit wem ich mir so einen Spaß erlauben kann. Bei älteren Menschen habe ich mir das mittlerweile ganz abgewöhnt.

Denn was passiert, wenn man erschrickt? Für einen Moment erstarrt man im Schrecken. Solange uns der Schrecken in die Glieder gefahren ist, sind wir geradezu bewegungsunfähig, eben wie gelähmt.

Hat man den ersten Schrecken überwunden, bekommt man die Panik, was sich nicht selten in rasendem Herzklopfen äußert. Bei gesunden Leuten ist das nicht weiter schlimm. Aber wenn jemand herzkrank ist oder gesundheitlich angeschlagen, könnte der Spaß sehr schnell tödliche Folgen haben. Um Himmels willen, bloß das nicht.

Im Verlauf des Lebens häufen sich Erfahrungen, wo man froh ist, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein. Ich denke da z.B. an brenzlige Situationen im Straßenverkehr oder beim Handwerken mit elektrischen Geräten. Wer wäre da nicht schon mal um Haaresbreite an einer Katastrophe vorbei geschrammt.

Immer dann, wenn uns zu Bewusstsein kommt, wie zerbrechlich unsere Gesundheit, unser Glück und unser Wohlergehen ist, erschrecken wir – und das manchmal nicht zu knapp.

Manchmal überkommt uns der Schrecken schon, wenn wir nur daran denken, was auf uns zukommen könnte. Das könnte dem einen oder anderen gerade dieser Tage widerfahren. Denn gerade zu Beginn eines neuen Jahres kommt einem oft zu Bewusstsein, was da demnächst auf einen zukommt, was einen erwartet.

Es ist wie mit einer Tür, auf die man zugeht. Stellen Sie sich das doch einmal für einen Moment vor: So eine halboffene Tür, die so ein Stückweit offen steht. Wenn man davor steht, kann man doch nicht sehen, was sich dahinter verbirgt. Alles liegt in einem seltsamen Halbdunkel.

Was soll's. Man muss dennoch durch. Man rechnet vorsichtshalber schon mal mit dem Schlimmsten. Und obwohl ja noch nichts passiert ist, fährt einem schon der Schreck in die Glieder.

Man ist darüber so verschreckt, dass man aber auch gar keine Lust mehr hat, noch einen einzigen Schritt weiterzugehen. Am liebsten würde man auf dem Absatz Kehrt machen. Aber das geht nicht. Man muss ja weiter und weiter.

Aber es hilft nichts. So ein Jahreswechsel hat etwas Unnachgiebiges an sich. Man muss weiter, raus aus dem alten Jahr und hinein in ein neues, auch wenn man gar nicht will. So geht es Jahr um Jahr.

Wir öffnen – solange wir Leben - eine Tür nach der anderen, die 60., 70., 80 oder gar 90. Tür. Auch heute. Ein neues Jahr liegt vor uns. Wir haben die Tür schon fast hinter uns. Und immer noch ist uns nicht ganz wohl. Denn wir wissen nicht, was das Jahr an Glück und Freude oder Trauer und Schmerz mit sich bringt. Wem werden wir begegnen? Von wem werden wir Abschied nehmen müssen?

Und die bedrängendste Frage: Werden wir selbst das irdische Leben durch die Tür, die man Tod nennt, verlassen? Und was wird jenseits dieser Tür sein?

Vielleicht überkommt Sie so langsam etwas von dem Schrecken, um den es in den Worten der Jahreslosung geht. Vielleicht sind Sie auch einfach nur erstaunt, hier zu Beginn des neuen Jahres mit solchen Fragen konfrontiert zu werden.

Aber wie das so ist. Manchmal kann man es sich nicht aussuchen. Manchmal drängt sich so etwas geradezu auf, zumal dann, wenn der biblische Text, um den es gerade geht, diese Thematik verhandelt.

Sie kennen die Jahreslosung für 2010 ja bereits. Es handelt sich dabei um ein Wort Jesu, das wir dem Evangelisten Johannes verdanken. Jesus Christus spricht: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubt an Gott und glaubt an mich."

Der Zusammenhang, in dem sie steht, ist eindeutig. Es geht Jesus um das Abschiednehmen. Es geht ihm um das Sterben, um den Tod und das, was danach kommt. Es geht im wahrsten Sinne des Wortes um Leben und Tod. Und das jagt auch denen unter uns einen Schrecken ein, die ansonsten nicht so zart besaitet sind.

Sicher ging es den Jüngern, an die Jesus sich mit seinen Worten ursprünglich wandte, nicht anders als uns heute. Was Jesus ihnen da in Aussicht stellte, erschreckte sie sehr.

Schon deshalb brauchten sie den Zuspruch ihres Herrn und Meisters. Und es ging ja damals tatsächlich nicht um irgendetwas, sondern um Leben und Tod.

Jetzt bitte ich Sie, diese farbige Grafik zur Hand zu nehmen und mit mir genauer anzusehen: Man sieht ein Herz, ein ungeteiltes Herz. Klar. Jeder von uns hat nur ein Herz. Auch wenn wir manchmal denken, es schlügen zwei Herzen in unserer Brust.

Auf der einen Seite des Herzens ist es dunkel. Auf der anderen Seite ist es hell. Dunkel ist es auf der Seite, wo das Herz allein ist, wo es allein mit dem ist, was den Schrecken auslöst. Und hell ist es auf der Seite, wo Gott zu Wort bzw. ins Spiel kommt.

Mich hat diese Grafik an kalte Abende an einem wärmenden Lagerfeuer erinnert, die vermutlich die meisten von uns kennen werden. Erinnern Sie sich: Vor ihnen das knisternde Lagerfeuer, die Wärme und das Licht. Von vorn wird Ihnen ganz warm. Und hinter Ihnen die Dunkelheit. Die unangenehme Kälte und Feuchtigkeit lässt sie frösteln. Das ist doch seltsam, wie es vorn ganz warm und hell und hinten ganz kalt und dunkel ist.

Nehmen wir die Szene mal als Bild für uns und unser Herz. Wollen wir uns im Sinne der Einladung Jesu voller Vertrauen ihm und dem Vater zuwenden, also dem Licht und der Wärme, oder wollen wir uns dem zuwenden, was uns einen Schrecken einjagt, also der Kälte und Dunkelheit. Sie merken: Die Ausrichtung ist entscheidend.

Denn natürlich: Die Probleme bleiben. Wir und die Menschen und die Umstände, die die Probleme machen, die bleiben. Aber halten wir uns und das, was uns Probleme macht, was uns in Angst und Schrecken

versetzt, Gott hin, dann verändert das alles, auch wenn es nicht alles aus der Welt schafft.

Das ist es meiner Meinung nach, zu dem Jesus hier einlädt. Es geht nicht darum, wegzulaufen. Wohin sollte man auch fliehen? Es geht nicht darum, den Kopf vor den Problemen in den Sand zu stecken. Was sollte das auch bringen? Es geht nicht darum, die Dunkelheit und Kälte in dieser Welt zu leugnen. Wie könnte man auch?

Nein, es geht darum, sich selbst und sein Herz dem zu öffnen, der es licht und hell machen kann – trotz allem, was uns unser Leben verdunkelt und kalt macht.

Es geht darum, an der Schwelle zum Neuen Jahr alles beiseite- und abzulegen, was uns erschreckt. Es geht darum, sich dem anzuvertrauen, der uns angesichts der Wechselfälle des Lebens Halt und Sicherheit geben kann.

Jesus sagt: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubt an Gott und glaubt an mich", damit wir uns gehalten und geborgen wissen, was auch geschieht. Mit seiner Hilfe dürfen wir getrost erwarten, was auf uns zukommt. Er lässt uns mit alledem nicht allein.

Wie komme ich an den Hl. Geist?

Predigt zu Johannes 14, 15-27 i.A. am 9. Juni 2019

Jesus hatte den Heiligen Geist mit dem Wind verglichen und gesagt: „Der Wind bläst wo er will. Und du hörst sein Sausen wohl. Aber du weißt nicht, woher er kommt und wohn er fährt." Von Anfang an war das mit dem Heiligen Geist also eine windige Angelegenheit. Man kann ihn eben nicht haben, also nicht besitzen wie ein Eigentum. Er erwies sich von Anfang an als unverfügbar.

Man kann ihn nicht trainieren, wie die Muskeln oder eine schon in die Wiege gelegte Begabung. Wenn er da ist, ist er da. Und man spürt es, wie man den Wind spürt und hört.

Was bleibt uns da anderes übrig, als darum zu bitten, dass auch wir sein Wirken immer wieder zu spüren bekommen. Und so bitten wir jahraus jahrein: „O Heilger Geist, kehr bei uns ein..."

Nun könnte man sich ja damit zufrieden geben und versuchen, es ganz gelassen abzuwarten. Also einfach mal sehen, ob und wie er kommt, was er macht bzw. bewirkt.

Aber irgendwie fragt man sich doch, ob da wirklich nichts zu machen ist, ob man nicht ein wenig nachhelfen kann. Also was könnte ich tun,

um an den Heiligen Geist heranzukommen? Womit könnte ich das Kommen des Heiligen Geistes fördern? Was könnte helfen?

„Liebt Ihr mich..." Damit fängt Jesus an. Und tatsächlich: Damit fängt's ja wirklich an. Es wird in der Kirche zu recht immer wieder davon gesprochen, dass Gott uns liebt und dass wir einander lieben sollen. Alles richtig. Alles gut.

Aber hier geht es nicht um seine Liebe zu uns und auch nicht um unsere Liebe zu anderen. Hier geht es um unsere Liebe zu ihm, zu Jesus, zu Gott, zum Heiligen Geist.

In meinen Ohren klingen diese drei Worte „Liebt Ihr mich..." auch weniger nach einer Aussage als vielmehr nach einer Frage: „Liebt ihr mich?"

Und? Liebt Ihr ihn? Liebst Du ihn? Bevor Du antwortest, solltest Du Dir für einen Moment vergegenwärtigen, wie es ist, wenn Du einen Menschen liebst, also nicht nur kennst und ganz gut findest, sondern liebst. Was sind das für Gefühle, wenn man jemandem sagt: „Ich liebe dich."

Das ist Gänsehaut – oder nicht. Solche Liebe tut zuweilen doch richtig weh, zumal dann, wenn sie nicht erwidert wird, wenn Liebeskummer angesagt ist. Da gibt es... so vieles, was die Liebe zum Schönsten und Größten in der Welt macht. Das sollte in diesem speziellen Fall nicht anders sein. Jesus will hier sicher eine ehrliche Antwort auf seine Frage, wie wir das ja auch erwarten würden – zu Recht. Was also antwortest Du ihm auf seine Frage: „Liebst Du mich?"

Die Worte, mit denen Jesus hier beginnt, sehen so alltäglich, so nebensächlich, so selbstverständlich aus, dass man die Tiefe, die hier angesprochen wird, leicht übersieht. Und das ist ja erst der Anfang. Mal vorausgesetzt, wir würden seine Frage mit „Ja" beantworten, weil wir ihn lieben, dann müsste das doch Folgen haben.

Im Text heißt es: „Liebt ihr mich, so werdet ihr meine Gebote befolgen." Seine Gebote befolgen wäre also die Konsequenz. Genauer betrachtet wird damit verhindert, dass es sich bei so einem „Ich liebe dich" um ein reines Lippenbekenntnis handelt. Es wird verhindert, dass man zwar sagt, man würde ihn lieben, es aber nicht wirklich tun. Wer sagt, dass er liebt, sollte auch wirklich lieben. Und wer nicht liebt, sollte nicht behaupten, er würde lieben.

Auch das klingt so, als wenn nichts selbstverständlicher wäre als seine Gebote zu befolgen. Klingt leicht. Ist es aber nicht. Denn spätestens in

dem Moment, wo uns einer fragen würde, welche Gebote das denn wohl sind, würden wir doch ins Stottern geraten.

Was hat Jesus denn denen aufgetragen, die zu ihm gehören, gehören wollen? Was hat er uns an Anweisungen für das alltägliche Leben hinterlassen? Wie sollen wir uns verhalten, wenn wir in seinem Sinne leben wollen? Wir sind immer der Meinung, wir wüssten um seine Gebote und würden uns schon in seinem Sinne, also christlich verhalten.

Nur: Stimmt das denn? Was von dem, das wir tun, ist in seinem Sinne? Es lohnt, dem mal in Ruhe auf den Grund zu gehen. Dass wir um das Gebot der Liebe wissen „Liebe Gott und Deinen Nächsten wie Dich selbst" macht uns ja noch nicht zu Liebenden.

Je länger ich diesen ersten Satz Jesu bedenke, desto mehr wird mir deutlich, was dran hängt: nicht weniger als die Sache mit dem Heiligen Geist.

Jesus stellte den Seinen den Heiligen Geist zu einem Zeitpunkt in Aussicht, zu dem die Jünger noch nicht ahnten, was mit ihm passieren und auf sie zukommen würde. Was er hier sagt, ist im Sinne einer seelsorgerlichen Vorbereitung auf die Zeit nach Tod, Auferstehung und Himmelfahrt zu verstehen. Alle – auch wir - sollen wissen: Wir bleiben in Verbindung – mit Jesus, mit dem Vater, mit dem Heiligen Geist, untereinander.

Aber obwohl Jesus sie darauf vorbereitet hatte, fielen sie in ein tiefes Loch. Sie fühlten sich verwaist, von allen guten Geistern verlassen. Und dann passierte genau das, was Jesus ihnen angekündigt hatte. Im Laufe der Zeit spürten sie immer mehr, dass sie nicht allein, sondern begleitet waren und sich geborgen fühlten.

Erstens waren und blieben sie vom himmlischen Vater begleitet und geborgen. Sie spürten etwas von dem, was sich im 139. Psalm mit den Worten ausdrückt: „Von allen Seiten umgibst du mich."

Zweitens spürten sie, wie sie der auferstandene Christus begleitete und sich erfüllte, dass er ihnen zu Lebzeiten versprochen hatte: „Ich bin bei euch alle Tage"

Drittens bekamen sie die Wirkung des Heiligen Geistes zu spüren, von dem Jesus gesagt hatte: „Und ich will den Vater bitten und er wird euch einen andern Beistand geben, dass er bei euch sei in Ewigkeit: den Geist der Wahrheit" Sie spürten, wie dieser Geist sie umwehte.

Diese Erfahrungen verhinderten, dass sie sich allein fühlten. Denn der himmlische Vater, der auferstandene Christus und der Heilige Geist waren ihnen spürbar nahe.

Sie waren eben nicht von allen guten Geistern verlassen, sondern ganz im Gegenteil von Gottes gutem Geist, dem Geist Jesu, dem heiligen Geist begleitet.

Sie fühlten sich mit diesem Geist beschenkt, geisterfüllt und begeistert, sodass es ihnen in der Folgezeit gelang, geistesgegenwärtig und geistvoll im Sinne Jesu zu leben und sich immer wieder neu inspirieren zu lassen.

Für die Jünger bestand kein Zweifel darüber, dass sie damit erfuhren, was Jesus zu ihnen von diesem Geist, dem Geist der Wahrheit, gesagt hatte: „Der Tröster, der Heilige Geist, den mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe." Das möge uns auch widerfahren.

Leben

Predigt zu Johannes14,19 an Neujahr 2008

„Zuzeiten spürte er, tief in der Brust, eine sterbende, leise Stimme, die mahnte leise, klagte leise, dass er sie kaum vernahm. Alsdann kam ihm für eine Stunde zum Bewusstsein, dass er ein seltsames Leben führe, dass er da lauter Dinge tue, die bloß ein Spiel waren, dass er wohl heiter sei und zuweilen Freude fühle, dass aber das eigentliche Leben dennoch an ihm vorbeifließe und ihn nicht berühre. Wie ein Ballspieler mit seinem Ball spielt, so spielte er mit seinen Geschäften, mit den Menschen in seiner Umgebung, sah ihnen zu, fand seinen Spaß an ihnen; mit dem Herzen, mit der Quelle seines Wesens war er nicht dabei. Und einige Male erschrak er ob solchen Gedanken und wünschte sich, es möge doch auch ihm gegeben sein, bei all dem kindlichen Tun des Tages mit Leidenschaft und mit dem Herzen beteiligt zu sein, wirklich zu genießen und zu leben, statt nur so als ein Zuschauer daneben zu stehen."

Das schrieb Hermann Hesse in seinem Roman Siddhartha. Ich denke, das spricht nach wie vor vielen aus der Seele. Er will leben inmitten von Leben. Nicht mehr und nicht weniger. Wer wollte das nicht?

Damit bin ich mitten drin in der Jahreslosung für das neue Jahr. Sie lautet: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben." Auch das könnte jeder und jede von sich sagen. Ich lebe. Und natürlich wollen wir nicht allein leben. Also: Ihr sollt auch leben. Man könnte es auch zusammenfassen mit den Worten: Leben und leben lassen. Macht alles Sinn.

Nun ist das längst nicht alles. Denn diese Worte hat nicht irgendwer gesagt, sondern Jesus. Er sagte es zu seinen Jüngern: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben."

Dadurch, dass Jesus das gesagt hat, wird das Ganze in gewisser Weise komplizierter. Warum? Ganz einfach. Wäre Jesus nur einer von uns gewesen, wäre er einfach nur gestorben, bräuchten wir jetzt nicht weiter darüber nachzudenken, was er damit gemeint haben könnte.

Aber dadurch, dass er es gesagt hat – und zwar angesichts seines Todes, sozusagen zum Abschied von seinen Jüngern – fällt auf diese an und für sich einfachen Worte ein neues Licht. Was könnte er gemeint haben?

Eine erste Möglichkeit: Meinte er mit Blick auf die Tage, die ihm noch blieben, dass sich niemand einen Kopf machen sollte. Schließlich lebte er ja noch. Und die Jünger ja auch. Warum dann Trübsal blasen. Dann wäre seine Äußerung „Ich lebe, und ihr sollt auch leben" so etwas wie ein Mutmachwort. Als wollte er sagen: Solange ich lebe, solange ihr lebt, lasst uns leben. Sterben können wir später.

Eine zweite Möglichkeit: Sprach er etwa schon von der Zeit nach seinem Tod, als wüsste er, dass er durch den Tod hindurch zu neuem Leben kommen würde? Könnte natürlich sein. Allerdings würde man dann hier grammatisch ein Futur erwarten. Es müsste doch heißen: „Ich werde lebe, und ihr werdet auch leben." Genau das sagt er aber nicht. Jedenfalls nicht hier. Also geht es ihm hier vermutlich nicht um das Leben nach dem Tod.

Ein dritte Möglichkeit: Hier kommt nicht der irdische Jesus zu Wort, sondern der auferstandene Christus. Das würde ja Sinn machen, wenn der Auferstandene seinen Jüngern sagen würde: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben." Das würde sie einerseits trösten angesichts der Kreuzigung und gewiss machen, dass er lebt. Und es würde sie bestärken in dem Glauben, dass auch sie jenseits des Todes Leben zu erwarten haben. Das könnte natürlich sein. Aber warum sollte Johannes diese Worte dann dem irdischen und nicht dem auferstandenen Jesus in den Mund legen. Hätte er ja auch machen können.

Ich will diese Möglichkeiten gar nicht gegeneinander ausspielen Ganz im Gegenteil. Sie haben alle etwas für sich. Und es ist wirklich tröstlich zu wissen, dass wir diesseits wie jenseits leben können.

Jesus, der bald sterben muss, redet davon, dass er lebt, und dass auch die, die zu ihm gehören, leben, leben sollen. Der Todgeweihte ist in

Wahrheit der Lebende und die, die jetzt noch leben, aber doch dem sicheren Tod entgegengehen, sollen gleichfalls leben.

Damit wird deutlich: Es geht hier nicht einfach um Leben zwischen Geburt und Tod, sondern um mehr. In der Sprache des Neuen Testamentes: Es geht um das „ewige Leben", das freilich nicht erst nach dem Tod beginnt, sondern schon im Hier und Heute gelebt wird.

Dies Leben ist nicht das Leben, das aus Schlaf und Arbeit, Spaß und gutem Essen besteht, sondern das wahre Leben, das für eine andere Dimension mitten in diesem Leben steht.

Wenn Jesus sagt „Ich lebe", dann meint er damit nicht jenes biologische Leben, das ihm demnächst genommen wird. Er meint ein Leben, das über den Tod hinausgeht, ein Leben, dessen Quelle in Gott entspringt, ein Leben mit und in Gott.

Sein Wissen und Gespür für diese Qualität von Leben ist so intensiv, dass es nicht erst jenseits des Todes anfängt, sondern schon jetzt gegenwärtig ist.

Mit den Worten „ihr sollt auch leben" wird den Jüngern dieses wahre, dieses ewige Leben in Aussicht gestellt, nicht als ein Leben, das dermal einst beginnt, sondern als ein Leben, dass es hier und jetzt zu leben gilt.

Damit bekommt das alltägliche Leben eine Tiefe, die es nicht automatisch hat. Wem es gelingt, in Jesu Sinn zu leben, dem erschließt sich das Leben in ungeahnter Tiefe.

„Ich lebe, und ihr sollt auch leben." Das ist wie eine Garantie: Wer dies glaubt, glauben kann, ist gut dran. Es stellt uns Leben in Aussicht, das den Namen Leben zu Recht trägt - diesseits wie jenseits des Todes.

Sich wie die Rebe Kraft zuströmen lassen

Predigt zu Johannes 15, 1-6 i. A. am 3. Mai 2009

Kennen Sie das Gefühl, leer und ausgebrannt zu sein? Es gibt ja so Momente, manchmal sind es sogar Tage und Wochen, wo man denkt: „Mensch, ich kann nicht mehr. Wie soll es bloß weitergehen?"

Dies Gefühl stellt sich schon mal ein, wenn man sich über längere Zeit verausgabt hat, wenn man einfach nicht richtig auftanken konnte, wenn man sich irgendwie nicht die Zeit genommen hat, um wieder zu Kräften zu kommen.

Jesus hat seinen Jüngern ein Gleichnis vom Weinstock und den Reben erzählt, in dem es unter anderem darum geht, wie wir zu neuen Kräften kommen können.

Können Sie sich so einen knorrigen Weinstock vorstellen, mit seinen Trieben bzw. Reben, an denen zunächst die Blätter wachsen und dann die Blüten, aus denen sich dann wiederum die Trauben entwickeln?

Für die Reben scheint alles ganz einfach zu sein. Denn sie selbst brauchen nichts zu tun. Sie werden gehegt und gepflegt, gehalten und getragen und mit allem Lebensnotwendigen versorgt. Wer wollte da nicht Rebe sein?

Nun geht es Jesus ja aber nicht um den Weinbau. Er spricht von sich selbst, vom himmlischen Vater und von seinen Jüngern. Und er veranschaulicht, was er sagen will, mit dem Gleichnis vom Weinstock und den Reben, in dem er Gott der Winzer, er selbst der Weinstock und seine Jünger die Reben sind.

In diesem Gleichnis vom Weinstock und den Reben kommen – ohne dass man es gleich merkt – sehr menschliche Züge und Verhaltensweisen in das Bild, die nicht wirklich zu einem Weinstock und seinen Reben passen.

Wie sollte z.B. eine Rebe selbst entscheiden können, ob sie am Weinstock bleiben will oder nicht? Das können doch nur wir Menschen entscheiden, ob wir an etwas dran bleiben wollen oder ob wir uns davon trennen wollen. Und: Wollen Sie die Verbindung zum Weinstock, also zu Jesus halten? Wollen Sie dranbleiben?

Oder haben Sie den Kontakt abreißen lassen? Sind Sie auf Abstand gegangen? Vom Bild her ist dann allerdings auch klar: Wer sich vom Weinstock trennt, der geht saft- und kraftlos kaputt wie eine vom Weinstock gelöste Rebe.

Natürlich müssen in einem richtigen Weinberg die abgestorbenen, trockenen, beschädigten und fruchtlosen Reben vom Weinstock getrennt werden, damit sie den fruchttragenden Reben nicht Licht und Saft nehmen.

Aber in der Übertragung verursacht so ein Wegschneiden menschlicher Reben doch Bauchschmerzen. Wie kann Gott diesen oder jene einfach wegschneiden? Denn vom Bild her ließe sich ja fragen, was so eine Rebe dafür kann, dass sie keine oder nur eine schlechte Frucht bringt. Sie merken, wie problematisch es wird, wenn wir die Menschen in gute und böse, in fruchtbare und unfruchtbare aufteilen.

Diese Schwierigkeiten lösen sich auf, wenn wir verstehen, dass hier noch etwas anderes zur Sprache gebracht werden soll. Es sind nämlich nicht die einen die guten und die anderen die schlechten Reben, sondern alle Reben haben sowohl fruchtbare als auch unfruchtbare Triebe. Von daher ist es gut, dass der Winzer - also Gott selbst - unsere unfruchtbaren Triebe entfernt.

So geht es meines Erachtens beim Abschneiden wilder Triebe nicht darum, einige Menschen als nutzlos und unfruchtbar auszusortieren, während die anderen die nur guten sind, sondern darum, jeder der Reben – also uns allen – durch Ausschneiden der wilden Triebe und des Überflüssigen zu mehr Leben und Fruchtbarkeit zu verhelfen.

So verstanden geht es hier also nicht um ewige Verdammnis für die einen und das ewige Paradies für die anderen, sondern um notwendiges Reinigen aller Reben, damit sie möglichst alle viel Frucht bringen können.

Nun gibt es in jeden Leben Zeiten, die fruchtbarer sind als andere. Es gibt Zeiten der Saft- und Kraftlosigkeit und solche, in denen man vor Kraft nur so strotzt. Es gibt Zeiten, in denen man nach dem Ertrag seines Lebens fragt und solche, in denen man Früchte in Hülle und Fülle ernten darf. Diese Erkenntnis führt uns an den eigentlichen Kern des Gleichnisses, in dem Jesus sich als den Weinstock bezeichnet.

Wie ist das gemeint? Nun: Kein Weinstock ohne Reben. Die Reben durchströmt die Kraft des Weinstocks. Denken Sie doch nur daran, wie eng verbunden Weinstock und Reben sind. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes miteinander verwachsen. Ohne Weinstock könnten die Reben nicht sein.

Auf uns übertragen bedeutet das dann doch: Jesus strömt uns – seinen Reben - wie ein Weinstock seine Kraft zu, weil wir ein Teil von ihm sind. Es ist seine Kraft, die uns hält und stark macht. Und darauf kommt es letztlich an. Christus sagt: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht.“ Das ist es.

Wem es also gelingt, das zu verinnerlichen, was dies Gleichnis sagen will, wem es gelingt, aus der Einheit mit diesem Weinstock zu leben, dessen Leben gelingt, dessen Leben bringt viel Frucht.

Ich weiß: Vielen wird das nicht schnell genug gehen und auch nicht konkret genug sein. Viele möchten nicht warten, bis da etwas gewachsen und gereift ist. Sie würden viel lieber etwas machen, etwas Konkretes. Geht es Ihnen da auch so? Dann wäre es gut, Sie würden inne hal-

ten, um sich zu vergegenwärtigen, wie Jesus sich das vorstellt und welch Denken er uns ans Herz legt.

Mir ist, als wollte er sagen: „Schaut nicht so sehr auf das, von dem ihr meint, das ihr es tun müsstet. Schaut lieber darauf, woher euch Kraft zuströmt. Und dann seid gewiss, dass die Kraft, die euch zuströmt, auch durch euch hindurchströmt und euch tun lässt, was in meinem Sinn ist, so dass ihr die Früchte hervorbringen werdet, die mir gemäß sind."

Es kommt nicht darauf an, irgendetwas zu machen. Man kann das, worauf es ankommt, nicht machen. Das gilt es zu realisieren. Es kommt einzig und allein darauf an, sich in der Art und Weise einer Rebe am Weinstock die Kraft zuströmen zu lassen. Von dieser Kraft dürfen wir leben. Sie dürfen wir wirken lassen – in uns und durch uns.

Damit diese Kraft in uns, an uns und mit uns tun kann, was ihr möglich ist, müssen wir im Kontakt mit dem Weinstock bleiben, von dem hier die Rede ist.

Es kommt alles darauf an, mit Christus in Verbindung zu bleiben, damit seine Kraft uns erreicht und befruchtet. Sie kann uns leben, wachsen und reifen lassen. Wer dran bleibt – der bringt viel Frucht. Christus sagt: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht." Das ist es. Das wünsche ich Ihnen.

Fairness und Liebe

Predigt zu Johannes 15, 9-13 am 20. Oktober 2013

Wenn von der Liebe die Rede ist, dann sind alle der Meinung, sie könnten mitreden und wüssten schon, worum es geht. Du und Sie doch auch, oder nicht?

Und doch: Als Konfirmandin oder Konfirmand meinst Du, das erste Mal verliebt, etwas anderes, wenn Du von Liebe sprichst, als Ihr, die Ihr schon lange verheiratet seid, und als Sie, die Sie nach 50 Ehejahren Goldene Hochzeit gefeiert haben.

Je nachdem, wer zu wem von Liebe spricht, scheint etwas anderes gemeint zu sein. Da wäre z.B. die Tierliebe oder die Liebe zur Natur, die Liebe zum Detail oder bestimmte Vorlieben. Natürlich gibt es die Liebe der Eltern zu ihren Kindern oder die Liebe unter Geschwistern. Und es gibt die wahre Liebe, die mit den ganz großen Gefühlen verbunden ist.

Wir sehen: Mit der Liebe ist das so eine Sache, zumal dann, wenn sie enttäuscht oder nicht erwidert wurde. Da heißt es dann schon mal: „Geh mir los mit der Liebe" oder „Liebe ist nur ein Wort."

Gleichzeitig sehnen sich alle nach Liebe. „All you need is love". Wer wünschte sich nicht, geliebt zu werden und andere zu lieben?

Gerade hier in den Gottesdiensten, in der Kirche und im Christentum ist immer wieder von „Liebe" die Rede, von der Gottesliebe und von der Nächstenliebe. Manche können es schon nicht mehr hören, weil es immer dasselbe zu sein scheint.

Und doch: Immer wieder entdeckt man etwas Neues an der Liebe, eine Nuance, die man so bisher noch nicht wahrgenommen hatte. So jedenfalls erging es mir in der Beschäftigung mit dem Text, den wir gerade als Lesung hörten.

„Das ist mein Gebot", sagte Christus, „dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch liebe." So weit, so gut – und ich denke, uns allen bekannt.

Doch Moment: Wieso macht er ein Gebot daraus? Ist doch seltsam. Ist die Liebe nicht ein Gefühl, das schönste und größte Gefühl der Welt? Kann man denn ein Gefühl per Gebot anordnen?

Wie ist das zu verstehen, dass Jesus denen damals und damit uns heute per Gebot „Liebt einander!" verordnet?

Des Rätsels Lösung ist einfacher, als man denkt. Jesu Muttersprache war Aramäisch. In der aramäischen Sprache meint das Wort Liebe nicht so sehr das zärtliche Gefühl, das wir mit diesem Wort verbinden.

Deshalb bedeutet die hier erhobene Forderung, einander zu lieben, nicht, dass man sich dazu zwingen soll, die anderen lieb zu haben, womöglich auch noch die, die man eigentlich gar nicht mag. Wie sollte das auch gehen? Das würde doch ein einziger Krampf.

Es geht bei der Liebe, zu der Jesus hier auffordert, nicht um das romantische Gefühl, sondern um ein Verhalten, dass wir in unserer Sprache am ehesten mit „Fairness" wiedergeben würden.

Wir kennen das Wort „Fairness" vor allem aus dem sportlichen Bereich, wenn es z.B. um Fairplay geht. Man kämpft miteinander. Man läuft miteinander um die Wette. Jeder will der Erste und Beste sein. Nichts bleibt unversucht. Und so lange es sich im Rahmen der Regeln abspielt, solange es fair bleibt, ist das auch in Ordnung. Ob man seine Mitstreiter nun mag oder nicht, spielt dabei keine Rolle. Selbst dem größten Widersacher gegenüber gelten die Regeln der Fairness.

Zurück zu unserem Thema. „Liebt einander“ würde dann bedeuten: „Seid fair zueinander, auch wenn es Überwindung kosten sollte. Bedenke, dass auch der andere ein Mensch ist wie du, den die gleichen Erlebnisse traurig machen wie dich, der die gleichen Wünsche, Träume und Sehnsüchte hat wie du.“

„Liebt einander“ würde heißen: „Wenn einer nichts zu essen hat, wenn einer keine Wohnung hat, wenn ihm seine Frau gestorben ist, wenn er erfolglos ist, wenn er keine Arbeit hat, wenn er unglücklich ist... wenn du so einen triffst, dann versetze dich mal einen Augenblick in seine Lage, so richtig, mit Phantasie. Was würdest du dann empfinden? Was würdest du an seiner Stelle wollen? Was würdest du brauchen?“

Wir sehen: Es geht bei der Liebe nicht immer um die ganz großen Gefühle, wie man es für den Geliebten oder die Geliebte hat. Die werden ja keineswegs ausgeschlossen.

Aber man kann doch nicht ernsthaft von sich und anderen erwarten, dass man solche Gefühle für alle Menschen hat. Das wäre doch für jeden von uns eine grenzenlose Überforderung.

Aber das Gebot der Fairness einhalten, also dem andern eine Chance geben, selbst wenn man ihn nicht leiden kann, selbst dann, wenn er einem mit seinem ganzen Wesen zuwider ist, das geht schon.

Ich ahne den Einwand, den der eine oder die andere jetzt hat: „Der Herr Pastor macht sich heute aber zu einfach. Die Liebe mit Fairness zu übersetzen, dass ist zu flach.“

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich schließe die großen Gefühle nicht aus. Ich spreche von einer Möglichkeit, Jesu Gebot zu verstehen und umzusetzen für die, die mit den großen Gefühlen gegenüber jedermann ihre Probleme haben und lieber erst mal kleine Brötchen backen.

Wem das zu einfach scheint, der probiere doch einfach mal aus, allen gegenüber fair zu sein, auch denen gegenüber, die man nicht versteht und die man nicht mag.

Wie gesagt, es geht nicht darum, solchen Menschen mit einem zärtlichen Gefühl von Liebe zu begegnen, wenn man es nicht für sie hat. Es geht nur darum, ihnen gegenüber fair zu bleiben.

Was heißt hier „nur“? Es ist sicher kein Problem, denen gegenüber fair zu sein, die man mag. Was aber ist mit Herrn x und Frau y, die ich partout nicht ausstehen kann, obwohl sie zur Gemeinde gehören? Wie also wirst Du Dich in Zukunft denen gegenüber verhalten, die Du nicht ausstehen kannst?

Sicher fallen Dir und Ihnen, mir und uns genügend Beispiele dafür ein, wo wir anderen gegenüber eben nicht fair gewesen sind, wo wir diesen Leuten die Liebe in Form von Fairness schuldig geblieben sind. Nun gut. Was nicht ist, kann ja noch werden. Wir können in Zukunft fair miteinander umgehen.

Ein letzter Gedanke: Dieses Gebot „Liebt einander“ steht nicht für sich allein da. Es steht nicht nur als Gebot und Forderung da, sondern eingebettet zum einen in die Zusage, „wie ich, Christus, euch liebe“ und einbettet zum anderen in die Zusage „wie mein Vater mich und euch liebt“.

An Jesus können wir lernen, was es heißt, zu lieben und die Liebe durchzuhalten - auch wenn es Unannehmlichkeiten, vielleicht sogar den Tod mit sich bringt.

Denn zumindest mit Blick auf ihn selbst stimmte, was er sagte: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für sein Freunde.“

Das klingt düster. Und wer will schon gern sterben? Niemand. Wir wollen leben. Als wenn Jesus die Gedanken seiner Jünger bzw. Freunde, die ja auch unsere Fragen sind, erraten hätte, sagte er in diesem Zusammenhang noch: „Das sage ich euch, damit meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde.“

Die Liebe, von der er spricht, soll also weder Krampf noch trübe Aussicht sein, sondern eine Freude am Leben eröffnen, die ihresgleichen sucht.

Wir tun also gut daran, uns alles, was Christus zur Liebe gesagt und vorgelebt hat, immer wieder zu vergegenwärtigen.

Das wird uns helfen, neben der Fairness auch all die anderen Dimensionen und Nuancen der Liebe wahrzunehmen, die er uns eröffnet hat.

Unabhängig davon, ob und wie uns das gelingt, das mit der Liebe zu verstehen und zu leben: Immer und überall, auch und gerade da, wo wir die Liebe schuldig bleiben, bleiben wir in seiner Liebe.

Brauchen wir Trost?

Predigt zu Johannes 15,26 - 16,4 am 11. Mai 1997

Auf die Frage „Wie geht's?“ sagen die meisten Menschen spontan: „Gut.“ Wer nun von sich sagt, es ginge ihm gut, der braucht entweder

keine Hilfe, weil es ihm wirklich gut geht, oder er will sich nicht helfen lassen, obwohl er Hilfe bräuchte.

Was würden Sie sagen auf die Frage „Wie geht's?“ Würden Sie mir sagen, wie es Ihnen wirklich geht. Oder würden Sie zunächst auch erst einmal „Gut“ sagen?

Wer will anderen schon erzählen, wie es innen drin wirklich aussieht. Da lässt man nur sehr wenige Menschen hineinschauen - wenn überhaupt.

An und für sich geht es uns recht gut. Niemand braucht zu hungern. Alle können hierzulande etwas zu essen, etwas anzuziehen, eine Wohnung, ärztliche Versorgung und zu trinken bekommen.

Sicher: Es gibt immer auch hier und da etwas, was fehlt, wo es uns nicht so gut geht, wie wir uns das wünschen würden. Manchmal sind es maßlos übertriebene Erwartungen, die völlig an der Wirklichkeit vorbeigehen. Aber manchmal sind das auch sehr verständliche und bescheidene Wünsche angesichts konkreter Nöte und Probleme.

Ich denke an die Frau, deren Ehe auseinandergeht und die sich um ihre finanzielle Zukunft Sorgen machen muss. Ich denke an den Familienvater, der seine Arbeit verloren hat und der nicht weiß, wie es weitergehen soll. Ich denke an die vielen Schüler und Studenten, die nicht wissen, ob sie später einmal eine Arbeit finden werden. Ich denke an die mancherlei Kranken, die sich mit Ihrer Situation herumschlagen. Ich denke an die, die sich mit den Gebrechen des Alters herumschlagen. Ich denke an die Eltern, die mit Ihrem halbwüchsigen Sohn oder Ihrer pubertierenden Tochter Probleme haben. Ich denke an die, die in Ihrem Leben keinen Sinn mehr sehen. Es ließe sich noch vieles aufzählen.

Kann man angesichts all dieser persönlichen Nöte und Probleme noch sagen, es ginge uns gut? Und wenn wir dann die gesellschaftlichen und politischen Probleme hinzunehmen, die wir haben, die es in der Zukunft zu bewältigen gilt, dann stellt sich doch die Frage, wie gut es uns tatsächlich geht.

Nun will ich die Frage „Wie geht's?“ ein wenig genauer stellen. Ich meine: „Wie geht's der Kirche?“ oder „Wie geht es Ihnen als Christ in Ihrem Alltag?“

Fangen wir mit der persönlichen Frage an: „Wie geht es Ihnen als Christ in Ihrem Alltag?“ Was ich mit der Frage meine, ist folgendes: Viele Dinge des Lebens scheinen auf den ersten Blick nichts mit dem Christsein zu tun zu haben. Und doch ist das Christsein ja nicht auf einige wenige Stunden des Lebens beschränkt. Wer Christ ist, der ist

es entweder immer oder nie. Manchmal hat damit sicher seine Not. Und deshalb stellt sich immer wieder die Frage „Wie geht's Ihnen mit Ihrem Christsein?“ Das ist sicher eine sehr persönliche Frage, die jeder für sich beantworten muss.

Anders sieht es aus, wenn wir die Frage auf die Kirche beziehen: „Wie geht es der Kirche?“ Ich denke, da ließe sich manches sagen. An und für sich geht es der Kirche nicht schlecht. Das wird sich durch die Steuerreform ändern. Die Kirche wird den Gürtel insgesamt enger schnallen müssen.

Wenn wir danach fragen, wie es der Kirche geht, richtet sich die Frage ja nicht nur auf die wirtschaftliche Situation der Kirche, sondern auch auf ihren Allgemeinzustand. Und auch da scheint einiges nicht in Ordnung zu sein. Sie scheint krank zu sein wie eine Schrumpfniere. Sie wird immer kleiner.

Wie geht's? Wie geht's Ihnen ganz persönlich? Wie geht's unsrer Gesellschaft? Wie geht's Ihnen mit Ihrem Christsein? Wie geht's Ihnen mit Ihrer Kirche? Wer auf die Frage „Wie geht's?“ immer nur „Gut“ antwortet, dem ist nur schwer zu helfen.

Auf die Frage der Jünger „Wie wird's uns in der Zukunft gehen?“ kündigt Jesus ihnen an, dass sie nicht gerade rosige Zeiten zu erwarten haben. Er eröffnet ihnen, dass man sie um seinetwillen verfolgen wird, dass sie um seinetwillen ein unsicheres Leben haben werden.

Und so kam es dann ja auch. Sie wissen sicher aus der Kirchengeschichte, dass es immer wieder Zeiten für die Christen gegeben hat, in denen sie verfolgt wurden, in denen sie bedrängt wurden, in denen man sie benachteiligte, verspottete oder sogar tötete. Nicht alle Christen konnten und können ein ruhiges Leben führen, wie wir dies kennen.

Immer wieder standen Menschen vor der Wahl, sich entweder zu Christus und dem christlichen Glauben zu bekennen und damit ihr Leben zu riskieren oder eben dem Glauben abzuschwören bzw. abzutauchen, um mit dem Leben davonzukommen.

So ändern sich die Zeiten: Früher kostete es unter Umständen das Leben, Christ zu sein. Heute sind manchen schon ein paar Mark zu viel.

Wenn wir uns vorstellen, welche Not damit verbunden sein konnte, ein Christ zu sein, können wir nachempfinden, wie sehr die verfolgten und bedrängten Christen zu allen Zeiten auf den Heiligen Geist gewartet haben. Denn für die Zeit der Not und Verfolgung war er versprochen, der Heilige Geist, der Tröster, der wieder aufrichten und Mut

machen würde. Der Heilige Geist sollte helfen den Glauben durchzuhalten, nicht vom Glauben abzufallen.

2000 Jahre nach Jesu Ankündigung notvoller Zeiten leben wir als Christen in einer Zeit, in der es uns so gut geht, wie es uns noch nie ging. Wir leben, weil wir Christen sind, nicht gefährlicher als andere Menschen auch. Wir werden nicht verfolgt. Wir sind als Kirche weithin anerkannt, haben Staatsverträge, üben nicht unerheblichen Einfluss auf das gesellschaftliche Leben aus. Die Kirche ist noch wer - allen Unkenrufen zum Trotz.

Ist das nun ein gutes Zeichen? Oder ist es ein schlechtes Zeichen, dass man uns nicht in der Weise verfolgt, wie Christus das angekündigt hatte. Es könnte all das dafür sprechen, dass wir hier eben doch im christlich geprägten Land leben.

Es könnte aber all das auch ein Indiz dafür sein, dass wir uns als Christen bis zur Unkenntlichkeit angepasst haben. Wir fallen nicht mehr auf. Wir leben so wie alle. Wir sind immer seltener das Salz in der Suppe.

Wahrscheinlich ist es beides. Aber ist das richtig so? Christus war der Meinung, dass die, die zu ihm gehören, die in seinem Sinn und Geist leben, dass die es schwer haben werden, dass sie leiden werden, dass sie von der breiten Mehrheit gehasst werden.

Sicher: Viele leiden. Sie leiden an ihren sehr persönlichen Problemen, manchmal auch an Kirche. Und sicher ist der Heilige Geist auch was diese Nöte und Probleme angeht der Tröster, der hilft, durchzustehen, wenn wir es schwer haben.

Aber wer leidet um Christi willen. Versuchen Sie sich doch bitte einmal zu erinnern, wann Sie das letzte Mal gelitten haben, weil sie sich um Christi willen für etwas eingesetzt haben, was ihnen Unannehmlichkeiten eingebracht hatte.

Wer also leidet um Jesu willen - es muss nicht gleich der Märtyrertod sein? Es reicht ja manchmal schon, ein abschätziges Lächeln, den Spott oder die Sticheleien anderer zu ertragen und eben nicht das Böse mit Bösen zu vergelten.

Wenn es unter uns immer weniger Leiden um Christi willen gibt, wem ist es dann ein Trost, dass der Tröster kommt, den Jesus denen in Aussicht gestellt hat, die um seinetwillen leiden und des Trostes bedürfen?

Sie merken schon, dass wir offensichtlich in einer anderen Situation leben als die Jünger damals. Nicht, dass ich mir wünschte, wir würden

verfolgt und müssten um unser Leben bangen. Nicht dass ich mir wünschte, dass wir um unseres Glaubens willen in Not kämen.

Es hat so schon jeder sein Paket und seine Not zu tragen. Und jeder braucht von daher immer wieder Zuspruch und Trost, um mit seinen Problemen fertig zu werden.

Aber können wir verstehen, was die Menschen und Jesus damals bewegten, als vom Heiligen Geist die Rede war, der die tröstet, die um Christi willen gehasst wurden?

Wie heißt unsere Not, für die wir uns den Trost und Beistand des Heiligen Geistes wünschen? Möge uns der Heilige Geist in unserer Not trösten und beistehen.

Geistvolle Zukunft

Predigt zu Johannes 16, 7-15 am 15. Mai 2005

Jesus sprach über die Zeit nach seinem Tod und nach seiner Auferstehung. Und er sprach davon so, wie viele das heute auch tun. Sie sagen: „Wenn ich sterbe, dann gehe ich zum himmlischen Vater." Und wie heute hätten sich die, die damals als Hinterbliebene zurückblieben, gewünscht, er bliebe bei ihnen. Sie wollten ihn natürlich nicht hergeben.

Um sie zu trösten, stellt Jesus ihnen in Aussicht, dass bald der Geist der Wahrheit kommen würde. Wie wir wissen, ist es so gekommen. Nächsten Sonntag ist Pfingsten. Wir erinnern uns an die Ausgießung dieses Geistes der Wahrheit, den wir den Heiligen Geist nennen.

Jesus kündigte an, was das zur Folge haben würde. Er wird der Welt die Augen auftun. Man fragt sich natürlich, was Jesus damit gemeint hat. Und als wollte Jesus die Antwort selbst geben, sagte er: Der Geist der Wahrheit wird euch und der ganzen Welt die Augen auftun (1) über die Sünde, (2) über die Gerechtigkeit und (3) über das Gericht. Er führte das auch gleich ein wenig aus.

Der Geist der Wahrheit wird allen die Augen über die Sünde auftun, die darin besteht, dass sie ihm nicht vertrauen. Er wird allen die Augen über die Gerechtigkeit auftun, dass er zum Vater geht, auch wenn er vorher einen Tod sterben muss, der ihn gottlos erscheinen lassen wird. Und der Geist der Wahrheit wird allen die Augen über das Gericht auftun, darüber also, dass die Machthaber dieser Welt noch einen über sich haben, der weitaus Mächtiger ist als sie.

Das waren die Themen, die die Gemüter damals bewegten, was uns in diesem Zusammenhang aber nicht weiter interessieren soll. Viel interessanter scheint mir für uns heute zu sein, was Jesus anschließend sagte: „Ich habe euch noch viel zu sagen: aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen."

Nun hatte er doch schon so viel gesagt und getan. Und es nahm kein Ende, dass sich die Menschen darüber wunderten. Bis heute versuchen ganze Theologen-Generationen zu ergründen, was er gemeint hat, gemeint haben könnte. Und sie tun gut daran. Denn es lohnt sich, immer wieder neu darüber nachzudenken.

Und doch war das längst nicht alles, war es nur der Anfang – meinte Jesus. Als wollte er sagen: „Es gibt noch mehr. Das kann ich euch nur nicht alles auf einmal sagen. Das mute ich euch nicht zu. Aber geht davon aus, dass ich euch auch in Zukunft noch eine Menge zu sagen habe."

Diese Ankündigung in ihrer ganzen Tragweite zu verstehen, ist wirklich nicht leicht. Wir sind zu sehr daran gewöhnt, uns an dem zu orientieren, was an Wichtigem und Grundlegendem in der Vergangenheit geschah. Wir sind schnell geneigt, zu sagen: „Ja damals. Aber heute?"

Aber Jesus sieht das ganz anders. Deshalb sagte er doch: „Ich habe euch noch viel zu sagen. Noch Größeres. Anderes. Ihr werdet es ja sehen und hören."

Er hat ja nicht nur von den Tagen bis zu seinem Tod, auch nicht von den Tagen zwischen Auferstehung und Himmelfahrt gesprochen. Ganz und gar nicht.

Voraussetzung ist, dass er zum Vater gegangen ist und von dort den Geist der Wahrheit auf den Weg gebracht hat, der uns die Augen öffnet und uns in alle, also auch die letzten Wahrheiten einführt.

Gewissermaßen nebenbei wird deutlich, wie der Geist der Wahrheit und Jesus zueinander gehören. Der Geist der Wahrheit ist nicht gegen Jesus auszuspielen, nicht etwas Extra, sondern eher ein Geist im Auftrag Jesu, Jesu Geist.

In einem Lied heißt es: „Die Sache Jesu braucht Begeisterte, sein Geist sucht sie auch unter uns". Jesus schickt uns diesen seinen Geist, damit wir in seinem Sinn denken, reden und leben.

Und damit uns die Augen aufgehen, immer weiter, damit es uns wie Schuppen von den Augen fällt, damit wir mit anderen Augen sehen, was uns immer vor Augen war, wir aber nie als das erkannt haben, was es ist, deshalb schickt er uns diesen Geist.

Der Geist der Wahrheit hat also zum einen die Aufgabe, aller Welt die Augen aufzutun und ihr Stück um Stück die Wahrheit dessen, was ist, zu erschließen.

Und er hat zum anderen die Aufgabe, Jesus zu verherrlichen, also die Gemeinde zu einem vertieften Verstehen Jesu zu führen. Im Brief an die Kolosser (Kol 2,3) heißt es dazu: „Zu erkennen das Geheimnis Gottes, das Christus ist, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis."

Diesen Auftrag erfüllt er, indem er auf das zurückgreift, was zu Jesus gehört. „Von dem Meinen wird er's nehmen" sagte Jesus. Interessant ist, dass das, was Jesus das Meine nennt, als vom Vater herkommend dargestellt wird. Daran wird noch einmal deutlich, wie der Vater und der Sohn und der Heilige Geist zusammengehören.

Betrachten wir es genauer, geht es uns wie den Jüngern von damals. So wichtig und grundlegend all das war, was Jesus zu Lebzeiten gesagt und getan hat. Es ist Vergangenheit.

Im Festhalten an alledem kann und darf sich unser Glaube nicht erschöpfen. Es wäre ein grandioses Missverständnis von Glauben, wenn wir nur rückwärts, also nur an der Vergangenheit orientiert wären und darüber die Gegenwart und Zukunft vergessen würden und uns nicht mehr fragen würden: „Und wie geht es nun weiter?"

Christus war ja nicht nur damals da. Er ist auferstanden. Und er lebt. Das ist ja die Voraussetzung dafür, dass er auch heute da ist, bei uns ist, mitten unter uns ist. Das ist es doch gerade. In seinem Geist ist er präsent. So ist er unter uns gegenwärtig.

Und von daher dürfen wir ganz gespannt in die Zukunft blicken und uns fragen, was der Geist der Wahrheit dieser Tage bewirkt, welche Wahrheit er uns offenbaren will, welche Erkenntnis Christi er in uns wachsen lassen will.

Wahrheit ist ja nicht, das zu zitieren und zu wiederholen, was Jesus damals sagte, sondern es heute zu hören, zu verstehen und auf die jeweilige Situation bezogen weiterzudenken. Und das gelingt nur, wenn man sich auf den Weg macht, Zukunft wagt, auf die Zukunft hin denkt und glaubt.

Wir brauchen auf jeden Fall nicht bei dem von früher stehen zu bleiben. Wer rastet, der rostet. Wir können wachsen, auch über uns selbst hinaus. Wir brauchen uns nicht an unserem Kinderglauben festzuklammern oder an dem, was uns gestern und vorgestern gelehrt wurde.

Der Heilige Geist wird uns – das ist ja das großartige Versprechen - je nach Lebensumständen und Alter zu einer immer tieferen Erkenntnis Christi führen. Wir dürfen getrost mehr erwarten.

So verheißungsvoll diese Offenheit gegenüber der Zukunft ist, nicht jeder wird sich darüber freuen. Denn wer verlässt schon gern das Vertraute und Verlässliche.

Und doch. Auch die Jünger haben lernen müssen, Jesus nicht ein für alle Mal aufgrund des früher mit ihm Erlebten festzulegen. Nur weil sie offen und geistesgegenwärtig mit ihm unterwegs blieben, konnten sie es aushalten, dass er sie immer wieder in neue, sehr fremd erscheinende Wahrheiten führte.

Trauer weicht der Freude

Predigt zu Johannes 16, 16-22 am 30. April 2023

Jesus war gerade mal kurz über dreißig. Keiner seiner Jünger dachte daran, dass er in Kürze sterben könnte. Was Jesus den Jüngern da sagte, konnten sie nicht verstehen. Erst im Nachhinein wurde ihnen klar, was er gemeint hatte. Jesus sprach von seinem bevorstehenden Sterben und von einem baldigen Wiedersehen mit ihm nach seinem Tod, von Trauer und Freude.

Ähnlich reden Sterbende auch heutzutage. Angesichts des Todes trösten sie sich mit der Vorstellung, dass sie nach dem Tod die schon Verstorbenen wiedersehen werden: die Ehefrau, den Mann, die Kinder, die Eltern...

Und auch andersherum verabschieden sich die Sterbenden von den Lebenden in der Gewissheit, dass sie nur vorausgehen in das Sein nach dem Tod, in das die anderen früher oder später folgen werden, sodass man sich ja bald wiedersehen wird. Also die Vorstellung, dass man sich jenseits des Todes wiedersehen wird, ist bis heute weit verbreitet.

Jesus hatte das mit dem Wiedersehen aber ein wenig anders gemeint. Er meinte kein Wiedersehen jenseits des Todes, sondern ein Wiedersehen im Diesseits.

Und das kam so: Zunächst erging es den Jüngern wie allen Menschen, wenn sie einen der Ihren verlieren und die mit ihm verbundenen Hoffnungen bestatten müssen. Sie waren traurig und verunsichert.

Nun hatte Jesus ihnen ja aber versprochen, dass es nicht bei ihrer Traurigkeit bleiben würde. Sie würden ihn in Kürze wiedersehen. Sie

bräuchten nicht lange traurig sein, sondern könnten sich bald wieder freuen.

Unter dem Eindruck der Begegnungen mit dem auferstandenen Jesus wich bei den Jüngern und Jüngerinnen die Enttäuschung und Traurigkeit der österlichen Freude.

Wer weiß, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie nicht auf die eine oder andere Weise dem lebendigen Auferstandenen begegnet wären? Sie wären vermutlich eine Gemeinschaft trauernder Hinterbliebener geblieben. So aber waren sie voller Freude und später sogar so begeistert, so Feuer und Flamme, dass sie andere mit ihrer Freude anstecken.

Das ist nun alles lange her. Und es stellt sich die Frage, was das für uns heute heißt. Auch wenn wir das alles so nicht erlebt haben, nicht erleben können, fragen wir uns, ob uns nicht dennoch Jesu Versprechen gilt: „Eure Trauer wird sich in Freude verwandeln."

Das wäre doch wunderbar, wenn sich auch bei uns Trauer und Traurigkeit in Freude verwandeln würden. Wie gesagt: Es wäre wunderbar.

Ist es aber nicht. Und das hat seinen Grund, dass dies nicht geschieht. Denn hier geht es leider nicht um alles, was uns traurig macht, sondern nur um eine ganz bestimmte Traurigkeit. Hier geht es nur um die Traurigkeit, die dadurch entsteht, dass Jesus nicht mehr anwesend ist.

Diese besondere Traurigkeit „wird sich in Freude verwandeln." Manch andere Trauer und Traurigkeit blieb den Jüngern auch danach nicht erspart. Uns ja auch nicht. Wie sollte das auch gehen?

Aber was die Traurigkeit angesichts der Abwesenheit Jesu nach seinem Tod anging, war das etwas anders. Diese Trauer sollte damals nicht von Dauer sein. Und sie sollte es heute auch nicht sein.

Schon damals dauerte das mit Gegenwart des Auferstandenen und mit der Freude darüber nicht gerade ewig, sondern nur ein paar Tage. Denn dann kam das mit Himmelfahrt. Und wieder war er weg. Und diesmal wenn schon nicht für immer, so doch für lange Zeit.

Natürlich erwarteten alle, er würde auch beim zweiten Mal gleich wieder da sein. War er aber nicht. Ihre Erwartung wurde enttäuscht. Es wiederholte sich nicht, was nach der Auferstehung passiert war.

Und so haben viele den Glauben daran, dass er wiederkommen wird, aufgegeben. Die Christen bekennen zwar mit den Worten des

Glaubensbekenntnisses einen Christus, der kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten.

Aber ehrlicherweise muss man wohl einräumen, dass diese Erwartung für die Gestaltung des Lebens nur noch bei wenigen eine Rolle spielt.

Was nun, wenn wir sein Kommen nicht wirklich erwarten? Führt das womöglich dazu, dass wir nun doch wie Hinterbliebene nur noch traurig zurückschauen und uns dessen erinnern, was damals geschah und möglich war? Das wäre doch zu schade.

Damit das nicht passiert, erreicht uns Jesu Versprechen „Eure Trauer wird sich in Freude verwandeln“ wie ein Weckruf.

Und so fragen wir uns, wie wir, die wir Jahr für Jahr Ostern feiern, zu dieser Freude kommen. Darum geht es.

Es soll jedenfalls nicht bei der vielerorts anzutreffenden Trauer und Depression bleiben. Nein. Jeus Versprechen lautet nach wie vor: Eure Trauer wird sich in Freude verwandeln.

Im biblischen Text ist die Freude eine Folge des Sehens. Aber schon damals sagt der auferstandene Christus geradezu vorbeugend, als würde er um unsere Schwierigkeiten schon wissen: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“

Wenn wir ihn also nicht sehen können, jedenfalls nicht so wie die Jünger den Auferstandenen damals gesehen haben, müssen wir uns fragen, was uns heute möglich ist.

Was, wenn es beim Sehen – zumindest für uns – gar nicht um ein optisches Sehen geht, sondern um ein inneres Sehen?

So wie man ja oft seine verstorbenen Lieben vor Augen und im Sinn hat, die leiblich nicht mehr unter uns weilen, aber in uns weiterleben, so können wir auch Christus vor Augen und im Sinn haben. Auf diese Weise würden wir ihn sehen. Und er wäre für uns und in uns lebendig.

Wo es zu so einem Sehen des Auferstandenen kommt, verwandelt sich Trauer in Freude. Bitten wir Gott, dass er sich unser erbarmt und wir die Erfahrung machen, die uns versprochen sind: „Eure Trauer wird sich in Freude verwandeln.“

Beten in Jesu Namen

Predigt zu Johannes 16, 23b-24+32-33 am 26. Mai 2019

Wie heißt das Zauberwort mit zwei „tt“? Natürlich „Bitte“ und nicht

„Aber flott!“. So oder ähnlich haben wir es ein ums andere Mal gehört und sicher auch schon gesagt.

Mit Blick auf den heutigen Text steht man in der Gefahr, auf die Fragen nach dem Zauberwort eine vermeintlich christliche Antwort zu geben. Welche nämlich? Richtig: „Im Namen Jesu Christi“.

Das heißt: Etwas vom himmlischen Vater im Namen Jesu Christi zu erbitten, ist nicht falsch. Grundverkehrt ist nur die Annahme, dass es sich bei der Formulierung „In Jesu Namen“ um so etwas wie ein Zauberwort handeln würde.

Wenn es sich dabei um eine Zauberformel handeln würde, könnte man ja den größten Unsinn erbitten und die Zauberformel würde es dann schon richten. Das kann’s doch nicht sein.

Wir wissen natürlich: Gott ist kein Automat. Das Gebet oben rein. Die Wunscherfüllung unten raus. So geht das nicht. Auch dann nicht, wenn man – in der Annahme, ganz clever zu sein – „Im Namen Jesu Christi“ hinten dran setzt.

Dietrich Bonhoeffer sagte: „Gott hört wohl alle unsere Gebete. Aber er erfüllt nicht alle unsere Wünsche.“ Vermutlich ist das der Grund dafür, dass viele eben nicht mehr beten. Sie sagen sich: „Ich hab's ja probiert. Und was hat's geholfen? - Nichts. Also: Was soll das Ganze dann?“

Wir tun uns schwer damit, uns damit abzufinden, besonders dann, wenn wir etwas erbitten, was unserer Meinung nach doch auch in Gottes Sinn sein müsste, z.B. das Ende einer Krankheit, die Behebung eines Problems, das Ende einer Not.

Was also meint „Im Namen Jesu“ beten? Wir würden es doch gern richtig machen, zumal einem solchen Gebet in Aussicht gestellt ist, dass es erhört wird. Ich versuche mal ein paar Aspekte eines Betens „in Jesu Namen“ zu beschreiben:

Ist das nicht ein Gebet „in Jesu Namen“, wenn man unter Berufung auf Jesus betet, sich also betend auf das beruft, was er uns ans Herz legte?

Oder ist das nicht ein Gebet „in Jesu Namen“, wenn man wie Jesus die eigene Lage vor Gott ausbreitet, dann aber hinzufügt: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

Ist das nicht ein Gebet „in Jesu Namen“, wenn man das Vater unser betet, es regelrecht durchbuchstabiert. Dann ginge es im Gebet um das Kommen seines Reiches, um das Geschehen seines Willens, um die Heiligung seines Namens, aber auch um Brot für die Welt, um Versöh-

nung der Schuldigen und um Kraft, den Versuchungen widerstehen zu können.

Oder ist das nicht ein Gebet „in Jesu Namen“, wenn man sich betend für das einsetzt, für das Jesus sich einsetzte: für Frieden und Mitmenschlichkeit, für Liebe und Vertrauen, für Gerechtigkeit und Hoffnung.

Kurz gesagt: Ist das ein Gebet „in Jesu Namen“, wenn man in seinem Sinne betet, wenn man also so betet, wie er gebetet hat, wie er heute beten würde?

Sie merken: In Jesu Namen beten - das ist so etwas wie eine Orientierung, wie und was man beten soll, aber auch ein Filter für das, was nicht ins Gebet gehört. Das alles könnte uns helfen, unser Beten zu überdenken.

Fragt sich natürlich, wie und was Jesus heute beten würde? Was wäre in seinem Sinne? Das ist keineswegs ausgemacht. Niemand kann sagen, wie Christus heute beten würde.

Denn die Welt hat sich verändert. Und nicht nur die Welt. Auch die Art und Weise, wie wir von Gott denken, hat sich verändert. Und dementsprechend hat sich auch unser Beten, auch das Beten in Jesu Namen verändert.

Wer sich in der Bibel auskennt, der weiß, dass in unserem Abschnitt der Jesus zu Wort kommt, der auf die Kreuzigung zugeht und ahnt, dass ihn alle verlassen werden, wie es uns von Petrus und Judas schriftlich überliefert ist.

Judas ist daran bekanntlich zerbrochen, dass er Jesus verriet. Er nahm sich das Leben. Und auch Petrus hatte damit zu tun. Aber weil ihm Christus erschien, konnte er sich seinen Verrat vergeben und seinen Frieden machen.

In diesen Versen aus dem Johannesevangelium wird deutlich, dass der Christus sich zwar von den Seinen, aber nicht von Gott verlassen fühlte. Er sagt: „Ich bin nicht allein. Der Vater ist bei mir.“ Und das sagte er ja mit Blick auf das, was er noch an Gefangennahme und Kreuzigung auf sich zukommen sah.

Insofern hat Christus das nicht nur mit Blick auf Petrus, Judas und die anderen Jünger gesagt, sondern auch mit Blick auf jeden, der nicht zu ihm steht und ihn dadurch verrät. Niemand möge verzweifeln, wenn er Jesus allein lässt.

Im Gegenteil: Alle sollen sich vergegenwärtigen, dass er mit dem Vater eins ist. Das jedenfalls schärft er ihnen ein. Aus dieser innigen Verbundenheit heraus lebte und dachte, handelte und betete er, als wäre er ein Herz und eine Seele mit dem himmlischen Vater.

War er auch. Das rettete ihn, als er Angst hatte. Und genau das legte er den Seinen ans Herz, damit sie sich nicht grämten, nicht einmal dann, wenn sie es mit der Angst zu tun bekamen, wenn sie sich allein wähnten.

Genau dann, wenn sie Angst hatten und haben, sollten sie sich an ihm orientieren in der Gewissheit: „Ich bin nicht allein. Der Vater ist bei mir.“

Die Formulierung „Bittet, so werdet ihr empfangen, auf dass eure Freude vollkommen sei...“ klingt missverständlich - ist aber keineswegs eine Aufforderung zu einer Art Gebetsegoismus.

Jesu Aufforderung führt uns eine Seite des Betens vor Augen, die oft zu kurz kommt. Warum betet man? Um der Ergebnisse willen? Um der anderen willen? Sicher auch, aber doch nicht nur.

Man isst doch auch nicht nur, um seinem Körper Nahrung zuzuführen, sondern meistens deshalb, weil es einem schmeckt. Und man ist doch nicht nur deshalb mit seiner Frau zusammen, weil man verheiratet ist, sondern weil man sie liebt.

Übertragen wir das auf das Beten. Man muss nicht beten. Es geht dabei auch nicht um eine wie auch immer geartete frommen Pflichtübung. Das Beten, wie Jesus es hier denkt, ist etwas, an dem man sich erfreuen kann, das man genießen kann.

So ist das Gebet ein Ort, ein Medium für die Begegnung der Betenden mit Gott selbst. Und kann es etwas Größeres und Schöneres geben, als mit ihm zusammen zu sein, dem Geliebten?

Also warum beten? Ganz einfach: Nicht damit dies und das eines Tages geschieht, so berechtigt viele der Gebetsanliegen auch sein mögen, sondern um mit Gott zusammen zu sein.

Wer im Gebet Gott nahe ist bzw. wem im Gebet Gott nahe kommt, wer ihn findet bzw. wer von ihm gefunden wird, dessen Freude wird vollkommen sein. Das jedenfalls wurde uns von Christus in Aussicht gestellt. Von daher ist es gut, sich und andere immer wieder zu erinnern, erinnern zu lassen: Rogate! Betet!

Wir sind sein und tragen seinen Namen

Predigt zu Johannes 17, 9-12a am 18. April 2004

Für die meisten Leute ist Ostern vorbei, wenn Ostermontag vorbei

ist. Und für die anderen spätestens dann, wenn die Osterferien zu Ende sind.

Nur in der Kirche gehen die Uhren anders. Da zeigt der Kalender des Kirchenjahres, dass wir mitten drin sind in der Osterzeit. Bis Pfingsten geht es mehr oder weniger um die Auferstehung Jesu und die Konsequenzen, die sich daraus ergeben.

Heute geht es um einen Teil des hohepriesterlichen Gebets. Während Jesus von den Seinen Abschied nimmt, betet er noch vor Karfreitag und Ostern.

„Ich bitte für sie." Hier klingt etwas an, über das man unter Umständen einfach hinwegliest. Das theologisch Bedeutsame - so meint man vielleicht - scheint ja erst später zu kommen. Aber das ist ein Irrtum. Dass man für andere ein gutes Wort einlegt, ist zwar in unserer Zeit eher selten. Man fällt lieber über andere her. Aber es kommt doch glücklicherweise immer wieder vor, dass Menschen für andere bitten. Und das ist gut so, dass es Menschen gibt, die sich für andere einsetzen, die sich für andere stark machen, die für andere ein gutes Wort einlegen. Das will mal als erstes festgehalten werden.

Jesu Bitten, Jesu Beten für die Seinen, ist für alle, die sich auf ihn berufen, ein leuchtendes Vorbild. Er geht uns hier sozusagen mit gutem Beispiel voran, indem er für andere betet. Seitdem wird in der Kirche während des Gottesdienstes für andere gebetet. Das Gebet am Ende des Gottesdienstes hat von daher seinen Namen. Es heißt Fürbittengebet. Natürlich kann auch jedes persönliche Gebet für andere ein Fürbittengebet sein.

Es ist also ausgesprochen wünschenswert, wenn wir für andere ein gutes Wort einlegen - sei es vor den Menschen oder sei es vor Gott.

Der eine oder die andere mag sich fragen, warum wir uns diesen Worten Jesu aus seiner Zeit vor Karfreitag und Ostern zuwenden, wenn es doch darum gehen soll, über Konsequenzen der Auferstehung nachzudenken.

Nun: Man fragt sich doch, was Jesus macht, seit er auferstanden ist. Und wenn man sich so fragt, ist doch das, was er hier sagt, ein wichtiger Hinweis?

Sicher: Was da über sein Wirken als Auferstandener gesagt wird, erhebt sicher keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Und doch ist V.11 ist wohl der Grund, warum man gerade diese Worte dem Auferstandenen zuordnet. Da heißt es ja: „Ich bin nicht mehr in der Welt." Es kommt einem so vor, als wenn der Jesus, der da zu Wort kommt, schon auferstanden wäre.

Mit V.12 knüpft er da an, wo er als der Mensch Jesus von Nazareth auf unserer Erde lebte: „Solange ich bei ihnen war". Und dann wird sein Wirken wie mit einem Brennglas auf einen Punkt gebündelt, wenn es dann in diesem 12. Vers weiter heißt: „Ich habe sie bewahrt und keiner von ihnen ist verloren". Wie tröstlich. Keiner ist verloren.

Da klingt das Bild vom guten Hirten an, der auf die Acht gibt, die ihm anvertraut sind, der sie behütet und denen nachgeht, die sich verirren, die verloren gehen. Das tat er damals. Wir hoffen und glauben, dass er es mit Blick auf uns nach wie vor tut. Ich wünsche mir das jedenfalls für mich und die Menschen, die mir anvertraut sind, dass er uns bewahrt und darauf achtet, dass niemand verloren geht.

Und dann heißt es da in diesem 12. Vers noch: „Ich erhielt sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast." Das klingt ziemlich unspektakulär. Und man sagt sich: Na und? Das dieser Eindruck bei uns entsteht, liegt aber nur daran, dass wir das mit dem Namen heute anders hören und verstehen als die damals. Für uns ist so ein Name nur ein Name, nur ein Wort, im Grunde nebensächlich. Und oft genug ist sowieso nicht drin, was drauf steht. Also was soll's.

Aber damals galt noch „nomen est omen", zu Deutsch: Der Namen ist Zeichen. Der Name zeigt also etwas an. Der Name gibt Auskunft darüber, mit wem man es zu tun hat. Man denke nur an das Märchen vom Rumpelstilzchen. Den Namen zu wissen, verleiht Macht.

Und das war mit seinem Namen, dem Namen Gottes nicht anders. Aus Angst, den Namen Gottes falsch zu gebrauchen, benutzte man ihn zu Zeiten des Alten Testaments und auch zu Jesu Zeiten lieber erst gar nicht.

Wenn Jesus nun sagt „Ich erhielt sie in deinem Namen", dann hat er doch unter „Name" etwas ganz anderes verstanden als wir das heutzutage tun.

Sie erinnern sich doch bestimmt an die Geschichte vom brennenden Dornbusch, wo Mose Gott nach dessen Namen fragt? Da hat Gott Mose gegenüber ja tatsächlich gesagt, wie er heißt: Jahwe, was so viel bedeutet wie: „Ich bin, der ich bin" oder „Ich werde sein, der ich sein werde."

Also Gott offenbarte sich zwar einerseits, ließ sich aber andererseits nicht darauf festlegen, wer oder was er denn ist. Seine Antwort ist offen, auf Zukunft hin offen, und von Moment zu Moment anders. Es wird sich immer wieder neu zeigen, wer er denn ist.

Mal vorausgesetzt, dass Jesus genau da anknüpfte, dann bedeutet doch „Ich erhielt sie in deinem Namen“: Er hat dafür gesorgt, dass sie in ihm blieben. Er hat dafür gesorgt, dass ihnen das Gottesbewusstsein nicht abhanden kam. Er hat dafür gesorgt, dass sie deutlich spürten, wie Gott gegenwärtig ist. Er hat dafür gesorgt, dass Gott für seine Jünger nicht nur ein Wort, nicht nur eine Worthülse, sondern eine spürbare Wirklichkeit war. Er hat dafür gesorgt, dass sie wussten: Gott ist. Gott ist gegenwärtig. Im Namen Gottes versammelt und zusammen sein, das ist etwas ganz besonderes, ein spürbar neues Sein.
Nun hat genau das nicht aufgehört mit seiner Auferstehung. Ganz im Gegenteil: Dies Vermitteln der Nähe und Gegenwart Gottes ist offensichtlich jetzt eine seiner eigentlichen Aufgaben.

Denn jetzt, wo er auferstanden ist, wo er beim Vater ist, da setzt er sich in besonderer Weise beim Vater für die Seinen ein. In V.9 heißt es: „Ich bitte für die, die du mir gegeben hast.“

Man könnte fragen: Worum bittet er? Na ganz einfach: Erstens: Damit sie sein bleiben. Und zweitens: Damit sie in seinem Namen, in seiner Gegenwart bleiben. Und drittens: Damit sie untereinander eins sind. Deshalb kommt er zum Vater. Deshalb bittet er den Vater.

Und wir? Wir sind sein. Wir gehören zu ihm. Wir sind die Seinen. Wir sind die Nutznießer, wenn wir, ja solange wir in seinem Namen sind. An diesem Sein in seinen Namen hängt alles.

Wir haben da als Christen eine wunderbare Tradition, die uns helfen könnte, das immer wieder konkret werden zu lassen, was hier steht. Ich meine die Worte „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes...“

Natürlich können wir diese Worte als die fromme Einleitung eines Gottesdienstes über uns ergehen lassen, weil sie ja nun mal dazugehören. Wir können sie aber auch ganz bewusst für uns in Anspruch nehmen. Wir können uns und unser Leben ganz bewusst in die Gegenwart Gottes stellen. Wir können teilhaben an ihm, an seinem Sein, können uns eins wissen mit Christus, eins mit dem Vater, eins mit dem Heiligen Geist, eins mit denen, denen das auch ein Anliegen und wichtig ist, im Grunde eins mit allem, was ist.

Dieses „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ könnte auch außerhalb der Kirche, außerhalb des Gottesdienstes für uns eine gute Möglichkeit sein, genau das Wirklichkeit werden zu lassen, was hier gemeint ist.

Sagen Sie sich doch einmal in Gedanken „Im Namen des Vaters und

des Sohnes und des Heiligen Geistes“, bevor Sie in ein schwieriges Gespräch gehen.

Sagen Sie sich doch einmal in Gedanken „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, bevor Sie planen, wie es weitergehen soll.

Sagen Sie sich doch einmal in Gedanken „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, bevor Sie morgens aufstehen oder abends zu Bett gehen.

Leben wir doch einfach „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ - Tag um Tag.

Eins-Sein in der Liebe

Predigt zu Johannes 17, 21-26 am 21. Mai 2020

Die Einleitung macht deutlich, dass es sich um ein Gebet handelt. Jesus betete zu Gott-Vater für die, die zu ihm gehören. Man müsste dieses schöne Gebet immer wieder und wieder lesen, meditieren und verinnerlichen.

Denn es beschreibt eine Wirklichkeit, die wir oft vermissen, uns aber sehnlichst wünschen. Was wäre es wunderbar, geradezu herrlich und paradiesisch, wenn wir nicht nur vom Wissen her, sondern vom Gefühl her eins wären in der Liebe.

Indem Jesus sich mit diesem Gebet an den himmlischen Vater wandte, macht er deutlich, dass ihm wichtig ist, dass alle eins sind: eins sind mit ihm, wie er eins ist mit dem himmlischen Vater, eins untereinander und eins mit Gott, eins in der Liebe, die uns von Gott her zuströmt, eins in der Liebe zu Gott und zueinander und zu sich selbst. Es geht um dieses Eins-Sein in der Liebe.

Natürlich wusste Jesus, dass er nach seinem Tod und nach seiner Auferstehung nicht mehr so bei seinen Jüngern sein würde, wie er das zu Lebzeiten sein konnte. Und doch ging er davon aus, dass er nach wie vor bei ihnen sein würde. Mehr noch. Er sagte: „Ich werde in ihnen leben, weiterleben.“

Das scheint im Gegensatz zu stehen zu dem, worum es am heutigen Tag, dem Tag der Himmelfahrt Christi, nach landläufiger Meinung zu gehen scheint. Denn heißt es nicht: „…aufgefahren in den Himmel, sitzend zur Rechten Gottes...“?

Da stellt sich doch die Frage, wie er gleichzeitig im Himmel zur Rechten Gottes sitzen und in denen sein kann, die zu ihm gehören, aber

eben auf der Erde leben? Spätestens hier wird deutlich, dass wir uns von der Vorstellung, dass der Himmel weit weg sei, verabschieden müssen.

Denn wenn Christus einerseits im Himmel bei Gott und andererseits in uns auf der Erde ist, dann kann der Himmel, in den er durch den Tod gekommen ist, nicht weit weg sein. Dann muss dieser Himmel mitten unter uns sein. Mehr noch: dann steckt dieser Himmel samt dem Christus in uns.

Der Himmel ist also nicht da oben. Und auch Gott ist nicht irgendwo da oben und weit weg. Der Himmel Gottes ist da, wo Gott ist. Und wenn Gott bei uns ist, muss auch der Himmel mitten unter sein – wie Gott eben.

Und da - so steht es hier im Gebetstext - Jesus und der Vater eins sind - Jesus aber in denen lebt, die zu ihm gehören, ist Gott und der Himmel Gottes nicht nur unter uns. So unglaublich das klingt, aber der Schluss ist zwingend. Gott, der Himmel und Jesus, ja auch der Heilige Geist stecken in uns.

Von daher redet Jesus nicht von irgendetwas Jenseitigem. Nicht später einmal wird dies alles geschehen. Nein: Für die, die zu ihm gehören, erschließt sich der Himmel und das Eins-Sein in der Liebe als gegenwärtige Wirklichkeit, Wirklichkeit Gottes. So weit, so gut.

Wenn wir nun aber unsere Wirklichkeit anschauen, in der wir leben, dann kommen wir nicht umhin festzustellen, dass es eben nicht nur die Liebe und das Eins-Sein miteinander und mit Gott gibt.

Ganz im Gegenteil: Da gibt es Meinungsverschiedenheiten, da gibt es üble Nachrede, da gibt es Neid, da gibt es Streit, bis hin zu Mord und Totschlag - im Kleinen wie im Großen. Und selbst in den Gemeinden, zwischen den Kirchen und Religionen dieser Erde gibt es all dies. Gott sei‘s geklagt.

Und das ist nicht erst heute so. Auch zwischen den Jüngern oder in den Anfängen der Christenheit gab es schon mancherlei Streit. Vermutlich war gerade der Streit, den es unter den Jüngern gab, der Anlass dafür, dass Jesus so betete.

So sehr, wie das Streiten und Sich-Zerstreiten der Anlass für Jesu Gebet gewesen sein wird, so sehr stellt das Streiten und Sich-Zerstreiten das Eins-Sein in der Liebe in Frage.

Denn so ist es bis auf den heutigen Tag. Die Kritiker des Christentums halten den Christen ja immer wieder vor, dass sie es nicht schaffen, das Eins-Sein in der Liebe zu leben, das ihnen ihr Herr und Meister aufgetragen hat und von dem sie ja auch immer reden.

Stimmt leider. Es ist ja aber auch viel leichter gesagt als getan. Denn natürlich: Gerade in der Kirche, auch bei uns, wird immer wieder viel von der Liebe geredet.

Oft eben leider nur geredet. Aber kann man uns dieses viel beschworene Eins-Sein in der Liebe auch abspüren? Das wäre ja die allerbeste Werbung fürs Christsein.

So ist die Beschreibung des Eins-Seins eben nicht die Beschreibung der realexistierenden Kirche, also der Gemeinden, wie wir sie erleben, sondern die Vision von dem, was sein könnte, was Christus für uns erbittet, was uns zugedacht ist – aber in Wirklichkeit eben nur ansatzweise hier und da aufleuchtet. Leider.

Nicht dass sie mich falsch verstehen: Es geht mir nicht darum, dass man in der Kirche bzw. in den Gemeinden immer einer Meinung sein müsste.

Nein. Unterschiedliche Meinungen sind zuweilen auch sehr anregend. Konflikte müssen ausgetragen werden. Denn oft sind sie sehr produktiv, wenn sie um der Sache willen geführt werden.

Selbst dann, wenn wir nicht einer Meinung sind, gibt es so viel, was uns eint, was uns gemeinsam ist. So atmen wir beispielsweise als Menschen dieser Welt alle die gleiche Luft. So sind wir alle ein Teil der gleichen, alle Menschen umfassenden Menschheit, eben Teil vom Ganzen - völlig unabhängig von unser Religion und unser Weltanschauung.

Für uns, die wir zu Christus gehören, gehören wollen, ist das ähnlich. Unabhängig von unseren ganz persönlichen Überzeugungen gibt es allein dadurch eine Einheit in seiner Liebe über alle Unterschiede hinweg, dass wir alle zu ihm gehören und seine Kirche sind. Er hat nur eine.

Und als solche sind wir in seiner Liebe und auch hineingenommen in die Liebe, die zwischen ihm und dem Vater ist. Es ist diese alle und alles umfassende Liebe, die auch uns gilt, auch uns umfängt, auch uns eint – ob wir das wahrnehmen oder nicht.

Ich stell mir vor, wie Christus bittere Tränen vergießt, wenn er sieht, wie es manchmal in seiner Kirche zugeht. Als wenn er die Missstände und die Zerrissenheit geahnt hätte, betet er um die Einheit und das Eins-Sein in der Liebe, nicht etwa in Fragen der Verwaltung und Organisation.

Diese Einheit in Christus, dieses Eins-Sein in der Liebe brauchen wir nun nicht etwa herzustellen. Diese Einheit ist vorgegeben. Man kann

sich hineinfinden, hineinfühlen, hineindenken. Man kann sie sich bewusst machen und leben.

Aber man kann und braucht sie nicht herzustellen. Sie ist schon da. Sie ist vorgegeben. Wir brauchen nur hineinzuschlüpfen in dies Eins-Sein aller Christen in Liebe.

Von Gott her sind wir alle eins, als individuelle Menschen Teile des Ganzen, der einen von Gott geliebten Menschheit - auch wenn sich nicht alle Menschen so sehen. Aber Christus hat genau dies offenbart, offenbaren wollen.

Ich lade Sie ein, diesem Eins-Sein in der Liebe miteinander und mit Gott immer wieder nachzuspüren und auf den Grund zu gehen. So erschließt sich Himmlisches, der Himmel auf Erden.

Es ist vollbracht

Predigt zu Johannes 19, 28ff Passionszeit 2023

Heute soll es um eins der Worte gehen, die Christus den Berichten der Evangelisten Johannes zufolge am Kreuz gesagt hat.

Als wir im Kollegenkreis untereinander die Worte aufgeteilt haben, da waren die Kolleginnen und Kollegen einhellig der Meinung, dass ich darüber predigen sollte, dass Jesus sagte: „Es ist vollbracht!".

Warum? Weil ich bald in Pension gehe und mit Blick auf mein Berufsleben auch bald sagen kann: „Ich habe fertig." Oder um es mit den Worten Jesu zu sagen: „Es ist vollbracht!"

Im Grunde setzt die Äußerung „Es ist vollbracht!" einen ähnlichen Anlass voraus, als wenn man sagt: Ich habe fertig. So oder ähnlich redet man, wenn man zurückblickt und feststellt, dass man fertig ist, dass man geschafft hat, was man schaffen wollte.

Und was war und ist das? Nun. Das muss jeder und jede für sich beantworten. Ich weiß nicht, was Du und was Sie auf die Frage antworten würden. Hast Du, haben Sie geschafft, was geschafft werden sollte? Gar nicht so schlecht, sich immer wieder mal zu fragen, ob man geschafft hat, was man schaffen wollte. Ggf. kann man ja noch was machen.

Schauen wir nun aber auf den sterbenden Christus. Wenn Jesus am Kreuz sagt: „Es ist vollbracht!" – dann klingt das für meine Ohren keineswegs verzweifelt nach Niederlage. Es klingt eher nach Sieg.

Man fragt sich doch: Wie kann das sein? Er leidet unvorstellbare Schmerzen. Er wird am Kreuz auf grausamste Weise hingerichtet. Sein Leben nimmt - so sahen es die Leute - ein unrühmliches Ende. Er wird am Schandpfahl hingerichtet. Er schien gescheitert.

Und was sagte Jesus: „Es ist vollbracht." Man fragt sich doch: Was betrachtete er als vollbracht?

Kurz vorher heißt es im Bericht des Johannes von der Kreuzigung schon einmal: „Als Jesus wusste, dass schon alles vollbracht war..."

Wenn man mit diesen Worten groß geworden ist, sind sie einem vertraut. Und das führt dann leider dazu, dass man sie hinnimmt, ohne genau zu schauen, wie dieses „Es ist vollbracht!" gemeint sein könnte.

Meinte er sein Sterben? Als er das sagte, hatte er es ja fast geschafft. Das Werk der Henker war vollbracht. Aber war es das, was er meinte?

Da diese Worte am Kreuz gesprochen wurden, werden sie oft ausschließlich auf seinen Tod bezogen, als würde der Tod etwas vollbringen, was vorher noch nicht dagewesen ist. In diesem Sinne wird der Tod Jesu ja verschiedentlich in der Bibel gedeutet.

Aber hat Jesus das auch so gesehen? Diese Frage stellt sich, weil sich seine Äußerung doch noch gar nicht auf den eigenen Tod beziehen kann. Denn rein zeitlich lebte er ja noch in dem Moment, in dem dieses „Es ist vollbracht" gesagt wird.

Rein sprachlich handelt es sich bei diesem Satz „Es ist vollbracht!" um eine Feststellung darüber, was schon geschehen ist, was schon fertig ist, was zum Zeitpunkt der Äußerung vollbracht ist. Diese Worte sprechen also nicht von etwas Zukünftigen, sondern von etwas Fertigem.

Bevor Jesus starb, wusste er schon, dass es vollbracht ist. So steht es da. Und so ist uns das „Es ist vollbracht" als eins der letzten Worte des Sterbenden, aber gerade noch lebenden Christus überliefert.

Wenn er das, was er sagt, selbst nicht auf seinen Tod und die Zeit danach bezogen hat, muss es eine andere Möglichkeit geben, es zu verstehen. Was also war vollbracht?

Die Antwort auf die Frage, was denn vollbracht war, müssen wir in seinem Leben bis zum Tod suchen und nicht in den Äußerungen über ihn nach seinen Tod.

Was also hatte Jesus schon zu Lebzeiten vollbracht? Was war fertig? Was war zu seinem Ende gekommen?

Im 17. Kapitel des Johannesevangeliums sagt Jesus: „Ich habe dich, Vater, verherrlicht auf Erden und das Werk vollendet, das du mir gegeben hast." Auch hier taucht es zwischen den Zeilen auf, was Jesus am Kreuz auf den Punkt brachte.

Welches Werk hatte er vollendet bzw. vollbracht? Die Antwort ist zweiteilig. Zum einen hatte er den Menschen nicht klein, sondern Gott groß gemacht, ja verherrlicht. Und wie: Indem er die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes in Wort und Tat bezeugt hat. Jesus betrachtete seinen Auftrag, der Welt Gottes große Liebe in Tat und Wort zu bezeugen, als vollendet. In diesem Sinn hatte er also schon zu Lebzeiten sein Lebenswerk vollbracht.

Mit der Erfüllung dieses Auftrags war sein Leben erfüllt. Dem war nichts mehr hinzuzufügen. Sein Leben hatte seinen Sinn. Daran konnte der Tod nichts mehr ändern.

Er hatte getan, was er tun musste. Insofern kann er am Kreuz triumphierend und erleichtert sagen: „Geschafft." bzw. „Es ist vollbracht!" Durch ihn war und ist die Botschaft von der Barmherzigkeit und Liebe Gottes in der Welt. Wie ein Samen ist sie der Welt eingepflanzt. Alles zielt nun darauf ab, dass dieser Samen aufgeht und Früchte trägt. Das ist das eine.

Und das andere. Die Liebe, um die es ihm ging, schreit geradezu danach, weiter getragen zu werden. Sein Teil war vollbracht, unser noch nicht.

Darum wusste Jesus natürlich auch. Deshalb sagte er zu denen, die zu ihm gehören wollten, die etwas von der Liebe Gottes erfahren und verstanden hatten:

„Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich euch getan habe ... Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe. Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt."

Es wird deutlich, dass das mit der Liebe, die Jesus von Gott her in diese Welt gebracht hat, keineswegs mit seinem Tod zu Ende sein konnte.

Deshalb das Gebot der Liebe an seine Jünger. Deshalb die immer wiederkehrende Aufforderung: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch."

Wie ein Stein, der ins Wasser fällt und Kreise zieht, so soll die Liebe Gottes, die durch Christus in diese Welt gekommen ist, in uns in diese Welt hineinfallen und dann durch uns Kreise in der Welt ziehen.

In einem unserer Kirchenlieder heißt es: „Wo Gottes große Liebe in einen Menschen fällt, da wirkt sie fort in Tat und Wort hinaus in unsere Welt."

Dementsprechend ist es nicht zufällig, dass Jesus ganz im Sinn dieser Liebe die Menschen, die unter dem Kreuz stehen, aneinander verweist. Einer soll sich dem anderen in Liebe zuwenden, wie er sich uns in Liebe zuwandte und uns der Liebe Gottes vergewisserte.

Wo wir, die wir im übertragenen Sinn unter dem Kreuz stehen, uns in Jesu Sinn und Geist einander und anderen in Liebe zuwenden, da setzen wir fort, was er begonnen hat.

Letztlich kommt es gar nicht darauf an, was wir im Einzelnen schaffen und vollbringen. Es kommt einzig und allein darauf an, dass Liebe drin war und drin ist. Möge uns die Liebe Gottes erfüllen, von der Christus beseelt war.

Engel helfen beim Begreifen

Predigt zu Johannes 20, 11-17 am 21. April 2019

Wie wir in der Lesung gehört haben, geht es um Maria Magdalena. Sie gehörte ja zu den Freunden und Freundinnen von Jesus, also zu seinen Jüngern und Jüngerinnen.

Sie war am Ostermorgen als erste in aller Herrgottsfrühe unterwegs zum Grab. Zu ihrem Erstaunen war die Grabhöhle offen. Der Stein war zur Seite gerollt. Als sie hinein schaute, bekam sie es mit der Angst zu tun. Der Leichnam Jesu war nicht mehr da.

Sie rannte zu den Jüngern, um ihnen zu berichten, was sie entdeckt hatte: „Sie haben den Herrn aus dem Grab genommen." Die konnten es nicht glauben und rannten auch zum Grab, um sich selbst ein Bild zu machen. Tatsächlich: der Leichnam Jesu war nicht da, genau wie Maria Magdalena gesagt hatte.

Während die anderen ihrer Wege gingen, zog es Maria wieder in die Nähe des Grabes. Wie sie da so saß und ihren Gedanken nachhing, schaute sie immer wieder auf. Und wie sie sich so vorbeugte und ins Grab schaute, sah sie auf einmal zwei weißgekleidete Engel. Die saßen an der Stelle, wo Jesus gelegen hatte.

Und wie Maria Magdalena die beiden Engel sprachlos anschaut, fragten die sie auch schon: „Warum weinst du?" Was war das denn für eine Frage? War das nicht klar? Was hätte sie denn wohl sonst tun sollen? Erst hatten sie Jesus gekreuzigt. Und dann war auch noch sein Leichnam verschwunden. Das war doch wohl zum Heulen.

Maria Magdalena sagte nur: „Sie haben meinen Herrn fortgetragen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Ganz offensichtlich

hatte Maria Magdalena noch gar nicht verstanden, was die Engel ihr mit ihrer Frage andeuteten. Es ist, als wollten sie ihr sagen: „Es gibt keinen Grund zur Traurigkeit. Also: Warum weinst du noch?“

Und während Maria Magdalena noch darüber nachdachte, muss sie hinter sich ein Geräusch gehört haben, das sie herumfahren ließ. Und als sie sich umdrehte, sah sie da jemanden stehen, den sie aber nicht gleich erkannte. Mit ihren tränenfeuchten Augen konnte sie auch nur verschwommen sehen. Für einen Moment dachte sie, da würde der Gärtner stehen.

Der da vor ihr stand, fragte sie: „Warum weinst du? Wen suchst du?“ Wieder diese Frage. Konnte denn niemand verstehen, warum sie weinte und was sie suchte?

Und weil sie die Frage auch das zweite Mal nicht als versteckten Hinweis auf die Auferstehung verstehen konnte, gab sie zur Antwort: „Wenn du ihn fort genommen hast, dann sag mir, wo du ihn hingelegt hast. Ich will hingehen und ihn holen.“

Aber als Jesus dann ihren Namen aussprach, da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Sie erkannte die Gestalt als Jesus. Er brach förmlich aus ihr heraus, als sie zu ihm sagte: „Rabbuni“, was so viel heißt wie „Meister“.

Johannes berichtet, dass Maria Jesus zu gern angefasst hätte. Warum? Um ihn festzuhalten? Könnte man ja denken. Oder ist es im übertragenen Sinn zu verstehen, dass sie den Auferstandenen begreifen wollte. Ja durchaus nachvollziehbar. Wer von uns würde das nicht gern, den Auferstandenen begreifen?

An dieser Stelle bitte ich Sie das Bild zur Hand zu nehmen. Rembrandt hat es 1651 gemalt. Das Bild stellt den Moment dar, in dem Maria Magdalena den Auferstandenen berühren will, was der ablehnt mit den Worten: „Rühre mich nicht an...“ bzw. mit den berühmteren lateinischen Worten gesagt: „Noli me tangere“

Volker Tlusty, der für unseren Gemeindebrief immer wieder Kunstbetrachtungen geschrieben hat, hat über das kleinformatige Gemälde folgendes gesagt:

„Es zeigt im Zentrum Jesus und Maria Magdalena vor der dunklen Kulisse des Gartens. Das erste Licht des Ostertages zieht hinter den Baumkronen auf...

Der in das Leichentuch gehüllte Jesus steht leicht erhöht auf dem Stein, der das Grab verschlossen hatte... Links von Jesus kniet Maria Magdalena... Sie hat soeben den „Rabbi“ erkannt und im Glauben, dass

er in seiner alten irdischen Gestalt zurückgekehrt ist, hebt sie die Rechte, um ihn zu berühren. Im Sinne einer seit der Antike bekannten Ehrfurchtsgeste ist diese Hand Maria Magdalenas verhüllt...

Der schräg gehaltene Kopf und die nach oben gerichteten Augen unterstreichen ihre Bitte, Jesus berühren zu dürfen... Jesus reagiert auf die Kniende mit einer leichten Biegung seines Körpers von der Frau weg und verlagert sein Gewicht auf sein rechtes Bein. Mit der erhobenen rechten Hand wehrt er Magdalenas Hinwendung ab, zugleich aber nimmt seine Hand die Segenshaltung ein. Er will damit sagen, dass die Zeit des persönlichen Umgangs vorbei ist und er in anderer Weise gegenwärtig sein wird.

Sein Kopf ist leicht nach vorn geschoben, aber nicht nach unten gewandt, nur die Augenlider sind gesenkt. So besteht zwischen den beiden Personen zwar kein Körperkontakt, aber ein Blickkontakt, der Maria die Gewissheit gibt, diejenige zu sein, die als erste den Auferstandenen gesehen hat. So kann sie zu den Jüngern gehen und sagen: „Ich habe den Herrn gesehen.“

Das Besondere an Rembrandts Bild ist der Einsatz des Lichtes... Die lichtumflossene Gestalt des Auferstandenen wirkt als Lichtquelle, von der aus ein Licht auf die Frau fällt. Eine gelblich-grüne Aura umgibt den Kopf des Gekreuzigten, von ihm aus gehen die Strahlen, er ist das Licht...

Das Licht gilt als Symbol des durch den Glauben bewirkten Sieges über das Reich der Schatten und des Todes.

Diese Botschaft mag denn auch dem ersten Besitzer dieses Gemäldes Kraft bei der Ausübung seines Berufes gegeben haben: Er war Siechen- und Krankentröster.“

Nach dieser Begegnung lief Maria Magdalena voller Freude zu den anderen, um ihnen zu erzählen, dass er lebt und ihr begegnet sei. Und so sprach sie vom Sieg des Lebens über den Tod.

Der Evangelist Johannes will uns nicht nur informieren, sondern einladen, es Maria Magdalena nach zu tun.

So könnte die Geschichte der Maria Magdalena für uns zum Hinweis werden, uns selbst neu an das Wunder der Auferstehung heran zu wagen und auf die Suche nach dem Auferstandenen zu begeben.

Maria gingen die Augen auf, als sie ihren Namen hörte. Uns könnte ähnliches passieren. Und? Haben Sie Ihren Namen schon gehört? Ja, Ihren Namen, deinen Namen. Wir sind gemeint. Für jeden von uns gilt,

was Gott durch den Propheten Jesaja sagte: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Uns könnte es ähnlich gehen wie Maria Magdalena, wenn wir begreifen, dass wir gemeint sind mit der Frage: „Was suchst du?“ Ja, was suchst Du? Was suchen Sie? Was suchen wir – hier und überhaupt?

Die Engel haben Maria Magdalena mit ihrer Frage helfen und hinweisen wollen auf das Wunder der Auferstehung. Vielleicht geht es uns ja ganz ähnlich wie Maria Magdalena, wenn wir darauf hingewiesen werden, dass und wie Jesus lebt – es nur nicht wahrnehmen, das Unbegreifliche nicht wirklich begreifen?

Wir brauchen ganz offensichtlich Hilfe, die Hilfe anderer, die Hilfe unserer Engel. Und die haben wir. Wir sind nicht allein. Auch wenn es uns manchmal so vorkommt. Irdische und himmlische Engel sind uns von Gott an die Seite gestellt. Und die helfen uns, nicht nur mit der Auferstehung, sondern auch so mit unserem Leben klar zu kommen.

Und genau darum geht es: sich helfen lassen, sich gegenseitig helfen und Erfahrungen mit dem Auferstandenen, mit dem lebendigen Gott zu machen.

Es ist an uns, einander wie die Engel Hinweise zu geben und wie Maria Magdalena davon zu erzählen, was wir mit dem Auferstandenen, dem lebendigen Gott erlebt haben.

Dabei mögen uns die irdischen und himmlischen Engel helfen. Dabei möge einer dem anderen ein Engel werden - auf dass es bei allen ein frohes und gesegnetes Osterfest werden kann.

Nachbohrendes Fragen

Predigt zu Johannes 20, 19-29 am 19. April 2009

Diese Geschichte kommt wie ein Theaterstück in vier Akten daher. Darf ich kurz die Beteiligten vorstellen: Im ersten Akt der Auferstandene und die Jünger - allerdings ohne Thomas. Im zweiten Akt dann eben diese Jünger und Thomas – allerdings ohne Jesus. Im dritten Akt alle zusammen. Im vierten Akt alle, die Jesus nicht sehen und trotzdem glauben. Nun aber der Reihe nach.

Im ersten Akt kommt der auferstandene Jesus offensichtlich überraschend zu den Jüngern. Der Auferstandene weist sich mit den Wundmalen aus. Alle sehen ihn. Alle wundern sich. Alle freuen sich. Wunderbar. Das ist die Ostergeschichte, wie wir sie kennen. Die brauche ich hier und jetzt nicht zu vertiefen.

Im zweiten Akt erzählen die Jünger Thomas, was passiert ist. Der kann’s zunächst nicht glauben. Niemals. Es sei denn... er könnte sich - wie die anderen - selbst davon überzeugen, also Jesus mit den eigenen Augen sehen und mit den eigenen Händen befühlen.

Der zweite Akt erzählt eine wirklich bemerkenswerte Szene aus dem Leben des Jüngers Thomas. Mir ist er sympathisch, gerade weil er es wissen will. Ich finde das richtig gut, wie er nicht damit zufrieden ist, nur davon zu hören. Ich finde gut, wie er der Sache auf den Grund gehen will, um sich selbst ein Bild davon zu machen. Ich finde gut, dass er den auferstandenen Jesus im wahrsten Sinne des Wortes begreifen will.

Bis heute reicht es vielen nicht, die Erfahrungen anderer mit dem Auferstandenen nur zu übernehmen, ohne eigene Erfahrungen mit ihm gemacht zu haben. Und es stimmt doch: Wer keine eigenen Erfahrungen macht, wer nur nachplappert, was andere sagen, dem fehlt was. Im Übrigen wollen die hier dokumentierten Erfahrungen der Jünger uns ja auch nur ermutigen, eigene Erfahrungen zu machen, wie immer die dann aussehen.

Und, kaum zu glauben, damit sind wir schon im dritten Akt, in dem Jesus den Jüngern noch einmal erscheint. Und diesmal ist auch Thomas dabei.

Ich habe hier ein Bild des Künstlers Caravaggio, das diese Szene darstellt. Man sieht den Auferstandenen, Thomas und noch zwei andere Jünger. Der Auferstandene führt die Hand des Thomas. Dessen Zeigefinger ist gerade dabei, in der Seitenwunde Jesu herumzustochern. Die anderen beiden schauen völlig gebannt zu.

Der Jesus, der die Menschen zu Lebzeiten ganz konkret, aber auch im tiefsten Inneren berührte, lässt sich hier von Thomas berühren, was Thomas wiederum so tief berührt, dass er sich überzeugen lässt.

Man könnte sagen: Jesus hat es in die Hand genommen, den Jüngern dabei zu helfen, ihn zu begreifen. Das wünsche ich mir für mich und für Sie auch. Das wäre es doch: Er nimmt es auch bei uns in die Hand, dass wir ihn begreifen.

Nun könnte man meinen, dass es das im dritten Akt gewesen sei. Weit gefehlt. Dieser Akt hat einen zweiten Höhepunkt. Thomas ist so überwältigt, dass er sagt: „Mein Herr und - vor allem - mein Gott.“ Eine unerhörte Aussage über Jesus. Was bisher nur mitschwang, aber noch niemand ausgesprochen hatte, das wird hier gesagt.

An dieser Aussage haben sich zu allen Zeiten die Geister geschieden. Die meisten können Jesus ja durchaus als überaus bemerkenswerten

Menschen akzeptieren. Dazu zählt durchaus die Bezeichnung Jesu als „Sohn Gottes“. Das wird dann entweder in dem Sinne verstanden, wie ja jeder Mensch auch Kind Gottes ist, oder so, dass Jesus „der einzige menschliche Sohn Gottes“ in dieser Qualität ist.

Wenn aber Jesus nicht nur Sohn Gottes, sondern wie hier „Gott“ ist, dann wird es für viele schwierig. Dies Bekenntnis des Thomas „Mein Herr und mein Gott“ macht deutlich, dass Jesus durch die Auferstehung ein anderer geworden war, als er zu Lebzeiten vor seinem Tod war.

Durch die Auferstehung war das Göttliche in ihm sichtbarer geworden. Hatten die Jünger früher mehr den Menschen Jesus vor Augen, sahen sie ihn nun in einem anderen Licht, mit anderen Augen. Deshalb sagt Thomas: Mein Herr und mein Gott.

Und damit sind wir im vierten Akt, der so ganz anders ist, in dem wir auf einmal mit dabei sind, Teil der Geschichte werden, weil es ihm um alle und damit auch um uns geht, die Jesus nicht sehen, vielleicht sollte man im Sinn der Geschichte ergänzen „...die Jesus nicht so sehen“.

Denn das ist ja die Frage. Wie sehen wir Jesus? So wie Thomas, der bekennt: „Mein Herr und mein Gott.“ Oder fällt auf einmal uns die Rolle des Thomas zu, die Rolle des Kritischen und Suchenden, die Rolle des Zweifelnden und Fragenden?

Sollten wir nun wie Thomas im Bilde gesprochen „in der Seitenwunde Jesu“ herumstochern? Sollten wir uns das wirklich wünschen? Besteht nicht die Gefahr, dass wir wahnsinnig werden, wenn wir uns so auf die Suche begeben und ihn eben nicht so zu Gesicht bekommen wie Thomas, wenn er sich uns eben nicht so zeigt wie ihm.

Andererseits wollen wir uns natürlich wie Thomas nicht mit dem Hören-Sagen zufrieden geben. Wir möchten selbst, selbst sehen, selbst hören, selbst wahrnehmen, uns selbst ein Bild machen. Und das ist gut so.

Wer würde sich nicht wünschen, dass ihm wenigstens für einen Moment der Schleier weggezogen würde, damit man sehen und spüren kann, was man glaubt – mit all den Zweifeln behaftet, die man so haben kann.

Wenn man ihn betasten, erfahren, spüren und fühlen könnte, wie die damals, dann hätte das alles doch eine ganz andere Qualität, etwas geradezu Unausweichliches im Vergleich zu dem, was man sonst nur innerlich hört und spürt, worüber man spricht und was man bedenkt.

Als wenn Jesus plötzlich an all die gedacht hätte, die ihn nicht so sehen konnten wie Thomas und die anderen Jünger damals, aber die mehr wollten, sagte er: „Freuen dürfen sich alle, die mich nicht sehen und trotzdem glauben.“

Man muss genau schauen, was da steht. Es heißt nicht: „Freuen dürfen sich alle, die mich nicht sehen.“ Darüber, dass wir ihn nicht sehen, brauchen wir uns nicht zu freuen. Nein. Die Betonung liegt woanders. Es heißt: „Freuen dürfen sich alle, die glauben“ – glauben können.

Am Ende dieser besonderen Ostergeschichte geht es nicht mehr wie am Anfang der Geschichte um das Sehen. Am Ende geht es der Geschichte um das Glauben.

Natürlich wäre es schöner, wenn wir beides zusammen hätten. Aber zur Not kann und muss man wohl oder übel auf das Sehen verzichten. Auf den Glauben können wir nicht verzichten.

Und hier nun sind wir nun in besonderer Weise darauf angewiesen, dass er uns an die Hand nimmt, wie er damals Thomas an die Hand nahm, damit unser Suchen und Fragen nach ihm nicht ins Leere läuft, sondern von ihm begleitet an den Punkt kommt, wo wir wie Thomas berührt und überwältigt sind und unser eigenes Glaubensbekenntnis sprechen können. Möge er uns und unser Begreifen-Wollen in die Hand nehmen.

Ganz Christus

Predigt zu Johannes 21, 1-14 am 11. April 2021

Ostern geht es ja immer um die Auferstehung Jesu Christi. In den biblischen Berichten darüber geht es ein ums andere Mal darum, wie sich denn der Auferstandene seinen Jüngern offenbarte.

Zweierlei ist an den biblischen Berichten darüber besonders interessant: Zum einen begegnete Jesus seinen Jüngern im ganz alltäglichen Leben. Und zum anderen haben sie ihn nicht gleich erkannt. Sie hielten ihn z.B. für den Gärtner oder für einen Fremden. Sie sahen ihn und erkannten ihn nicht. Zumindest nicht gleich. Erst im Verlauf der Begegnung fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen. Und sie dachten und sagten: Es ist der Herr.

Im heutigen Predigttext ist das auch so. Zum einen begegnete er den Jüngern da, wo sie ihrer ganz alltäglichen Beschäftigung nachgehen: beim Fischen. Und zum anderen sahen sie ihn, obwohl sie ihn nicht gleich als den Auferstandenen identifizieren zu können. Sie erkannten ihn offen-

sichtlich mehr am Verhalten als am Aussehen.

Ist das nicht seltsam, dass die Jünger Jesus zwar sahen, aber zunächst vom Äußeren her nicht erkannten. Es dauerte offensichtlich eine Weile, bis sie wussten, mit wem sie es zu tun hatten.

Nun muss man sich doch fragen: Wieso wussten sie es nicht gleich? Sie wussten doch, wie er aussah. Konnten sie ihn nicht erkennen? Und warum konnten sie nicht erkennen? Weil es vielleicht noch ein wenig zu schummrig war? Oder sah Jesus nach seiner Auferstehung vielleicht ganz anders aus?

Auch in den anderen Ostergeschichten wird deutlich: Er muss offensichtlich anders ausgesehen haben als zu Lebzeiten. Man erkannte ihn nicht am Aussehen, sondern an der Art und Weise seines Auftretens, an seinem Verhalten, an der Art und Weise, wie er z.B. das Brot brach oder wie er sprach.

Während sie ihn erlebten, scheint es ihnen wie Schuppen von den Augen gefallen zu sein: Das ist jetzt ja wie damals mit Jesus. Und so auch in dieser Geschichte: Angesichts dieses wunderbaren Fischzugs platzte es förmlich aus dem Jünger Johannes heraus: „Es ist der Herr!"

Aber dennoch liegt auch im Folgenden etwas Geheimnisvolles über dieser Begegnung. Denn keiner der Jünger wagt ihn einfach mal zu fragen: „Wer bist du? Bist du wirklich Jesus, unser Herr?" Es ist, als wollte keiner den Zauber dieser Begegnung durch eine so banale Frage zerstören, wo doch jeder das Gefühl hatte und sich im Innersten eigentlich sicher war, dass es der Herr war.

Der Zauber dieser Begegnung ist vielleicht vergleichbar mit dem Gefühl vieler Menschen, von Gott unsichtbar gehalten zu sein. Sie fühlen sich geborgen, wie von allen Seiten umgeben und von seiner Hand beschützt.

Dieses Gefühl und Wissen um die Gegenwart Gottes würde in seinem tröstlichen Zauber durch die Frage: „Gibt es Gott wirklich?" zerstört.

So ähnlich werden es die Jünger empfunden haben. Einerseits wagten sie nicht, die klärende Frage zu stellen, die ihnen letzte Gewissheit verschafft hätte. Andererseits hatten sie das im Grunde auch nicht mehr nötig. Denn sie waren sich auch so tief drinnen gewiss, dass es der Herr ist.

Nehmen wir nun einmal von diesen Beobachtungen ausgehend an, dass Jesus nach seiner Auferstehung anders ausgesehen hat als vorher. Selbst wenn man ihn vor seinem Tod gekannt hätte, man würde ihn wie

die Jünger nicht erkennen, wenn man ihm begegnete. Insofern ging es den Jünger damals nicht gar nicht so anders als uns heute.

Die damals und wir heute können ihn erkennen. Und das ist die Frage: Wie wird der gegenwärtige und an sich unsichtbare Auferstandene doch sichtbar?

Ich denke mir das so: Da redet und handelt einer oder eine, wie es von Jesus berichtet wird, sodass selbst Außenstehende den Eindruck gewinnen: Das ist ja wie bei Jesus.

An Kindern und ihren Eltern wird dies Phänomen immer wieder sichtbar. Da sehen andere unsere Kinder und stellen fest: „Ganz die Mutter" oder „Ganz der Vater". In diesem Sinne würde ich mir wünschen, man würde von uns Christen sagen: „Ganz dieser Christus" oder „Ganz der, zu dem sie gehören".

Würde das durch uns rüberkommen, würde Christus in uns, in unserer Mitte, in unserem Miteinander lebendig. Und die Frage nach dem Auferstandenen wäre geklärt. Lebt er? Ja, natürlich. In uns und durch uns.

Das wäre doch etwas, wenn andere von uns sagen würden, dass Jesus durch unser Reden und Tun hindurchschimmert, dass es ihnen vorkommt, als begegne ihnen durch uns der auferstandene Jesus, als sei er in uns lebendig.

Ich möchte eine Geschichte erzählen, die in diesem Zusammenhang passt: „Es war ein sterbendes Kloster. Sie hatten nicht mehr viele Gebäude, die Mauern zeigten Risse, und die vier Mönche und der Abt waren alle schon über 70 Jahre. Es lag weitab im Walde. Aber in diesem Walde war auch eine kleine Einsiedelei, zu der kam ein Rabbi aus der Ferne, der in Klausur ging. Die Mönche spürten, sobald er in dieser Einsiedelei war.

Eines Tages beschlossen sie, dass der Abt zu ihm gehen und ihn um Rat für ihre Situation befragen solle. Der Rabbi hieß den Abt ganz herzlich willkommen. Sie lasen gemeinsam die heiligen Schriften. Schließlich diskutierten sie über vielerlei Dinge und lobten gemeinsam Gott. Als die Zeit fortgeschritten war und der Abt wieder nach Hause in das Kloster musste, fragte er den Rabbi, ob er nicht doch irgendeinen Rat für ihn hätte, damit sich die Situation in ihrem Kloster wieder ändere. „Nein", sagte der Rabbi, „ich habe keinen Rat für Euch, und ich dürfte euch keinen geben. Es ist in der Stadt bei mir genauso. Der Geist hat die Menschen verlassen, und wenn ich in der Synagoge bin, sind nur noch ganz wenige alte Männer und Frauen dort. Wir leben in einer

schlimmen Zeit. Aber eines weiß ich, einer unter Euch ist der Messias."

Mit dieser Botschaft kehrte der Abt ins Kloster zurück und veränderte damit das Verhalten der Mönche. Jeder einzelne ging mit sich selbst und den anderen respektvoller um. Jeder traute sich und den anderen wieder etwas zu. Die Wünsche und Bedürfnisse wurden ernst genommen. Es waren ein neues Leben und ein neuer Geist in das Kloster eingezogen. Besucher aus der Umgebung des Klosters spürten die Aura des außergewöhnlichen Respektes, die die Mönche umgab und in der sie einander begegneten. Dieses stark Anziehende, ja Überwältigende, was vom Kloster ausging und die Menschen in der Stadt erreichte, ließ sogar jüngere Männer in das Kloster eintreten. In Kürze entstand hier wieder ein blühender Orden. Dank des „Geschenkes" des Rabbis wurde das Kloster in der Region ein pulsierendes Zentrum von Licht und Spiritualität."

Es muss kein Kloster sein. Es könnte auch unsere Gemeinde sein. Was würde sich an uns und unserem Miteinander ändern, wenn wir wie die Klosterbrüder mit der Erkenntnis Ernst machen würden, dass Jesus unter uns lebt.

Ich würde mir für uns wünschen, dass wir mit dem Auferstandenen in unseren Reihen rechnen. Warum gehen wir nicht auch einfach davon aus, dass er in uns und unter uns lebt?

Dann würden wir viel weniger nur uns selbst sehen. Dann würden wir in uns und in den anderen Christus sehen. Dann würden wir vieles anders sehen, von Christus her und auf Christus hin.

Könnt Ihr Euch das vorstellen, wie das wäre, wenn man mit Blick auf Dich oder mich sagen würde: „Ganz der Christus, zu dem er gehört. - Ganz der Christus, zu dem sie gehört."

Die Frage aller Fragen

Predigt zu Johannes 21, 15-17 am 14. April 2013

„Liebst Du mich?" Die Frage aller Fragen. Wer so fragt, gibt zu verstehen: „Ich liebe Dich. Ich weiß, dass Du es auch tust. Ich möchte aber hören, dass Du es sagst, wie Du es sagst, genau jetzt."

Wer so gefragt wird, hat keine Wahl. Er (bzw. sie) muss antworten, ob er will oder nicht. Das heißt: Wenn er den Eindruck hat, dass er antworten muss, ist schon deutlich, dass es ein Problem gibt.

Denn entweder man liebt nicht – dann eben „Nein.". Man sollte dann natürlich versuchen, das „Nein" so zu formulieren, dass man den anderen damit nicht verletzt.

Oder man liebt – also „Ja". Aber auch hier: Ein kurzes „Ja" ist, selbst wenn es die Wahrheit ist, nicht die bestmögliche Antwort. Denn es klingt nicht wirklich liebevoll, auch wenn es in der Sache ja stimmt. Aber bei so einem „Ja" kommt es mehr als irgendwo sonst auf das Drumherum, auf den Ton, auf die Geste, auf den Kerzenschein... an.

Mindestens ein „Ja, das tue ich", braucht es schon. Aber vermutlich reicht das auch nicht. In so einer Situation ist es einfach das Beste, diese drei Worte zu sagen: „Ich liebe Dich." Natürlich nur dann, wenn man auch meint, was man sagt.

Was man in so einem Moment auf jeden Fall nicht machen sollte, ist beim Gegenüber nachzuhaken: „Warum fragst Du denn? Wie meinst'n das jetzt?" Die Frage aller Fragen verbietet jede Gegenfrage. Diese Frage fordert ein spontanes, vorbehaltloses Bekenntnis zu dem Menschen, der die Frage aller Fragen stellt.

Und auch ein „Jein" oder ein „Weiß nicht" geht nicht. Und ein Streit oder eine Beziehungskrise würde das Ganze erst Recht erheblich verkomplizieren. Denn dann hätte die Frage so einen seltsamen Unterton, dem Sinne nach etwa so: „Liebst Du mich überhaupt?"

Bei all diesen Überlegungen und Möglichkeiten habe ich immer vorausgesetzt, dass da zwei sind, zwischen denen sich was anbahnt, zwischen denen schon was ist.

Was aber, wenn die Frage „Liebst Du mich?" für den einen der beiden völlig überraschend kommt, weil von Liebe bisher nie die Rede war? Wenn diese Frage auf einmal von einem kommt, mit dem man schon seit Jahren, vielleicht sogar seit Jahrzehnten oder seit dem Sandkasten in einer Gruppe Gleichgesinnter zusammen unterwegs ist, mit dem man engagiert für eine Sache kämpft, den man schon so viele Jahre von der Arbeit her kennt – ohne das was war. Und plötzlich fragt der doch tatsächlich: „Liebst Du mich?" Was dann?

So seltsam es klingt, aber so ähnlich muss es Petrus ergangen sein, als ihn Jesus dreimal genau das fragte: „Liebst Du mich?" In der Luther-Übersetzung klingt es ein wenig anders, wenn es heißt: „Hast du mich lieb?" Aber damit es nicht etwa missverständlich klingt, als hätten Jesus und Petrus was miteinander gehabt, hat Luther hier ein bisschen weniger missverständlich formuliert.

Und doch – ich habe extra im griechischen Urtext nachgeschaut - fragte Jesus den Petrus nicht, ob er an die Auferstehung oder etwas ähnlich Wichtiges glaubt. Er fragte ihn auch nicht, ob er ihm, dem auferstandenen Jesus, vertrauen und nachfolgen wolle? Und er fragte ihn auch nicht, was er in Zukunft für das Kommen des Gottesreiches tun wolle... All das ist wichtig, spielte hier aber keine Rolle.

Nein. Hier war ihm etwas noch wichtiger. Und so fragte Jesus den Petrus plötzlich und unvermutet die Frage aller Fragen: „Liebst Du mich?“ Und diese Frage wollte ohne Zögern, ohne Wenn und Aber beantwortet sein.

Jetzt nur nichts Falsches sagen, mag Petrus sich gedacht haben. Und schon deshalb sagte er nicht: „Ich will es versuchen“ und auch nicht „Ich möchte schon, aber...“ Er sagte klipp und klar: „Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.“ hdl – hab dich lieb.

Es kommt einem so vor, als hätte Jesus die Antwort des Petrus nicht gehört. Denn er fragte ihn dreimal: „Liebst Du mich?“ Als ob sein Leben von der Antwort abhinge. „Ja doch, ja, Herr“, sagte Petrus. „Ich liebe dich.“

Das hängt mit jener schrecklichen Nacht zusammen, in der Petrus Jesus dreimal verleugnet hatte. Dreimal hatte er geleugnet, irgendetwas mit Jesus zu tun zu haben. Dreimal war er Jesus in jener Nacht untreu geworden. Dreimal hatte er ihn verraten. Dreimal hatte er nicht zu ihm gestanden.

Was aber passiert mit einer Liebe, wenn sie dreimal verraten wird? Kann es jemals wieder so sein wie vorher? Und kann die gestörte Beziehung wieder in Ordnung kommen? Hält sie das aus, dass sich einer für eine Nacht abgekehrt hat? Oder ist die Liebe ein für alle Mal gestorben?

Diese Frage musste geklärt werden. Und damit sie geklärt werden konnte, stellte Jesus Petrus diese Frage, die alles entscheidende Frage, auf die allein es in alledem ankam: „Liebst du mich?“

Was wäre eigentlich gewesen, wenn Petrus die Frage nicht mit „Ja“ beantwortet hätte. Nicht auszudenken.

Wie gut, dass er „Ja“ gesagt hat. Wie gut, dass Petrus die von Jesus zur Versöhnung ausgestreckte Hand ergriffen hat. Wie gut, dass die Liebe eine zweite Chance bekam.

Zum Zeichen dafür, dass Jesus Petrus vergeben hatte, sagte er zu ihm: „Weide meine Lämmer!“ Ein seltsamer Auftrag für einen Fischer.

Nun war dieser Auftrag natürlich nicht wörtlich, sondern im übertragenen Sinne gemeint. Wenn Jesus als der gute Hirte Petrus seine Lämmer anvertraute, dann vertraute er ihm das Wertvollste an, was er hatte, nämlich seine Kleinen. Pass gut auf sie auf, die mir lieb und teuer sind.

Soweit diese tolle Geschichte. Sicher wird der eine oder die andere schon hier und da Bezüge zu sich und zu Situationen hergestellt haben, die man bei sich und anderen erlebt hat.

Aus der Geschichte ließe sich eine Menge darüber lernen, wie man mit solchen zwischenmenschlichen Konflikten umgehen könnte und wie man solche Krisen in Liebe überwindet.

Die Frage, die Jesus Petrus stellte, wird uns mit und ohne Worte immer wieder gestellt. Kinder fragen ihre Eltern, Großeltern ihre Kinder, Ehepartner und Lebenspartner einander, Schüler ihre Lehrer und Arbeitnehmer ihre Chefs, Politiker ihre Wähler und Fans ihre Idole... alle stellen immer wieder mehr oder weniger die Frage aller Fragen: „Liebst du mich? Hast du mich lieb?“ Denn wer wollte nicht beliebt sein und geliebt werden?

Wer also fragt Dich „Liebst du mich?“ Und wen fragst Du „Liebst du mich?“ Wir täten gut daran, diese Frage zwischen den Zeilen all dessen heraus zu hören, was uns Tag um Tag an Botschaften erreicht.

Wir brauchen nicht lange darüber nachzudenken, wie oft wir diese Frage schon überhört haben, wie oft wir sie unbeantwortet gelassen haben, wie oft wir wie Petrus versagt haben, wie oft wir einander die Liebe schuldig geblieben sind. Da dürfte jedem von uns spontan jede Menge einfallen.

So wichtig es ist, dem immer wieder und wieder nachzugehen, macht gerade dieses Gespräch Jesu mit Petrus deutlich, dass sich diese Frage noch einmal ganz neu und anders stellt, wenn man sie auf Gott bezieht.

Mit dieser Geschichte fragt uns der himmlische Vater, der auferstandene Jesus, der uns begleitende Heilige Geist: „Liebst du mich?“ Ja, lieben wir ihn?

Von der Antwort auf diese Frage, die sich uns genauso stellt wie Petrus damals, hängt so viel - wenn nicht alles - ab. Und so frage ich: Was antwortest Du auf seine Frage: „Liebst Du mich?“

Mal sehen, was er unserer Fürsorge anvertraut, wo wir Gott und unseren Nächsten lieben wie uns selbst – und das von ganzem Herzen und von ganzer Seele, mit aller Kraft und unserem ganzen Gemüt.

Windkraftanlage

Predigt zu Apostelgeschichte 2, 1-17 i.A. am 31. Mai 2020

Da war also etwas, was ganze Haus erfüllte, etwas Feuriges und Lichtvolles, das sich schließlich auf alle Anwesenden verteilte. Dann war da noch so etwas wie ein Rauschen, vielleicht wie das Rauschen von Blättern im Wind. Es lag offensichtlich etwas in der Luft, etwas Übernatürliches, etwas Mächtiges, auch ein wenig Unheimliches. Da war eine Kraft, die den Raum vibrieren ließ.

Und dann sprang der Funke auf die Anwesenden über, sodass sie in der Folge begeistert waren, Feuer und Flamme eben. Sie verstanden nicht nur, was geschehen war. Und sie konnten auch so von Gott und Gottes großen Taten reden, dass es auch die anderen verstanden.

Offensichtlich ging es ihnen nicht nur hier rein und da raus, sondern zu Herzen, was sie da hörten. Und es ging nicht nur um die Vergangenheit, nicht nur um die großen Taten, die geschehen waren. Zukunft deutete sich an. Von Weissagungen und Träumen war die Rede. Also von dem, was kommen sollte.

Später nannte man es die Ausgießung des Heiligen Geistes, als wenn Gott den Heiligen Geist mit einer Gießkanne über die Anwesenden verteilt hätte.

Vermutlich wäre diese Geschichte längst in Vergessenheit geraten, wenn seitdem nichts passiert wäre. Dass sie nicht in Vergessenheit geraten ist, zeigt deutlich, dass das, worum es damals ging, aktuell geblieben ist.

Mehr noch: Es hat sich wiederholt. Immer wieder haben Menschen begeistert von dem erzählt, was Gott Großes in ihrem Leben getan und bewirkt hat.

Und das hat andere ermutigt, eigene Erfahrungen mit Gott zu machen und davon auch zu erzählen. Immer wieder haben Menschen aus dem, was da geschah, Hoffnung geschöpft für das, was zu bewältigen war und was auf sie zukam. Immer wieder haben durch den Heiligen Geist bewegte Menschen die Vision vom Kommen des Reiches Gottes wach gehalten, auf das hin es sich zu leben lohnt. Immer wieder sind seitdem Funken übergesprungen. Bis in unsere Zeit hinein. Bis zu uns.

Mal sind es nur ganz winzige, kaum sichtbare Fünkchen, wo man sich fragt: „Was war das denn?“ Und auch wenn es oft keine komplette Lösung der Probleme gab, so deutete sich an, wie es weiter gehen

konnte. Manchmal waren es keine kleinen Funken, sondern unübersehbare Blitze, Geistesblitze sozusagen. Auf einmal war alles klar. Und die Welt war gefühlt eine andere, obwohl fast alles beim Alten blieb.

Wie auch immer es in der Vergangenheit war oder in der Gegenwart ist oder in Zukunft sein wird, wenn es funkt: Das mit Pfingsten ist weder auf diesen einen Tag in der Weltgeschichte noch auf einen Tag im Kirchenjahr noch auf einen Tag im Leben zu reduzieren.

Nein. Pfingsten wird es immer da und dann sein, wenn wir für uns merken und realisieren, wie der Heilige Geist da ist, wie Gottes Kraft in unserem Leben wirksam wird, wie er uns glauben, hoffen und lieben lässt, wie er uns im wahrsten Sinne des Wortes begeistert, für Gott und seine Wunder in dieser Welt Feuer und Flamme zu sein.

In diesem Sinne bekommt das Wort geistesgegenwärtig seinen Sinn: Wo wir für das Wirken des Heiligen Geistes offen sind, wo wir ihn in unserem Leben spüren, wo wir mit ihm rechnen, da leben wir geistesgegenwärtig.

Wir vergegenwärtigen uns, dass er da ist und wie er da ist, in dieser Welt, in unserem Leben, unsichtbar, aber doch so, dass wir uns nicht einsam und von allen guten Geistern verlassen fühlen.

Und wie geschieht das? Wie vergegenwärtigen wir uns das mit dem Heiligen Geist? Wenn wir vom Schöpfer reden, haben wir seine Schöpfung vor Augen. Wenn wir von Jesus reden, dann haben wir sein Leben vor Augen. Und wenn wir vom Heiligen Geist reden? Was haben wir dann vor Augen?

Mit der Unsichtbarkeit des Heiligen Geistes, dieser Kraft und Macht und Energie Gottes, fangen die Schwierigkeiten an. Wie hat man sich den Heiligen Geist vorzustellen?

Eine uns von Kindheit an vertraute Möglichkeit, sich das vorzustellen, hat in der Pfingstgeschichte ihren Ursprung, wo es heißt: „Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind“

Schon Jesus verglich das Auftreten des Heiligen Geistes mit dem Wind, als er sagte: „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl... So ist es bei jedem, der aus dem Geist geboren ist.“

Der Heilige Geist - wie ein Windhauch. Wir sehen den Wind nicht, aber wir spüren ihn auf der Haut. Wir bekommen ihn nicht zu fassen, aber wir hören ihn, wie er die Blätter tanzen lässt oder in den Tannenwipfeln rauscht. Und obwohl der Wind unsichtbar ist, steckt doch eine enorme Kraft in ihm. Wir spüren das besonders, wenn wir Ge-

genwind haben, aber auch im umgekehrten Fall, dann nämlich, wenn wir Rückenwind haben.

Und so viel ist mal sicher: Wo der Heilige Geist wie ein Wind weht, da kommt etwas in Bewegung. Wo sich infolge einer Windstille nichts bewegt, muss man sich Sorgen machen.

Es muss ja auch nicht gleich ein Sturm sein. Das hat schon Elia entdeckt. Der dachte, Gottes Gegenwart müsste mit einem Sturm verbunden sein. Und dann war es nur ein kaum spürbares Lüftchen.

Obwohl ein wenig mehr, ein kleiner Sturm der Begeisterung könnte es ruhig sein. Natürlich würde uns auch die berühmte frische Brise reichen.

Wie sehr genießen wir es, wenn wir in einem stickigen Raum sind, jemand das Fenster öffnet und uns eine frische Brise aufatmen lässt. Wie gut würde es tun, wenn dort, wo in Politik, Wirtschaft und auch Kirche stickige Luft ist, so eine frische Brise, eben der Heilige Geist wehen würde. Das würde doch niemandem und nirgends schaden.

Schon immer machte man sich die Kraft des Windes zunutze. Ich denke da an Schiffe, die der Wind bewegte, weil er die Segel füllte. Ich denke an Windmühlen, die sich drehten und das Korn mahlten.

Das ist bis heute so. Wir brauchen ja nur in die Landschaft zu schauen. Überall Windkraftanlagen. Sie veranschaulichen, worum es mit Blick auf den Heiligen Geist und uns geht.

Im Idealfall sind wir wie Windkraftanlagen und der Heilige Geist wie der Wind, der sie antreibt. Wie Windkraftanlagen durch den Wind bewegt werden, so werden wir durch den Heiligen Geist bewegt. Je stärker der Wind, desto größer die Energie, die erzeugt wird. Und je mehr Windkraftanlagen, desto größer besser.

Es gibt natürlich auch Unterschiede: Windkraftanlagen produzieren Strom für andere. Wir dagegen können auch selbst von der Kraft leben, die uns der Heilige Geist zuweht. Je mehr wir uns diesem Wind aussetzen, desto besser für uns – und die, mit denen wir es zu tun haben. Denn durch den Heiligen Geist entsteht in uns mehr Kraft, als wir brauchen.

Und da geht es uns dann wieder wie den richtigen Windkraftanlagen. Wir können von der Energie, die der Heilige Geist durch uns erzeugt, an andere weitergeben, mit denen wir verbunden sind. Wir sehen: Pfingsten ist nicht nur Geschichte. Pfingsten ist Gegenwart, ist die Erfahrung des Heiligen Geistes, ist die Erfahrung göttlicher Kraft um uns und in uns, uns und aller Welt zugute.

Da kann man ihn, den Heiligen Geist, doch nur bitten: Komm, Heiliger Geist, mit deiner Kraft, die uns verbindet und Leben schafft.

Sprachwunder

Predigt zu Apostelgeschichte 2, 1-14 zu Pfingsten 2008

Kennen Sie eigentlich die Geschichte vom Turmbau zu Babel? Die Geschichte erzählt doch davon, dass in jener Zeit alle Menschen eine Sprache hatten. Weil sie hoch hinaus wollten, bauten sie sich einen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Es heißt, dass Gott daraufhin zu ihnen herab kam, ihre Sprache verwirrte, sodass keiner mehr den andern verstehen konnte.

Die Geschichte vom Turmbau ist wie das Negativ von der Pfingstgeschichte In der einen Geschichte verstehen sie nicht mehr wegen der unterschiedlichen Sprachen. Und in der anderen Geschichte verstehen sie sich trotz der verschiedenen Sprachen.

Viele fragen sich: Warum hat der Allmächtige die Menschen in grauer Vorzeit dadurch bestraft, dass er jeden in einer anderen Sprache sprechen ließ, damit sie sich nicht fortan nicht mehr verstehen? Und wieso hat er die Menschen an jenem ersten Pfingsttag befähigt, Sprachen zu sprechen, die sie eigentlich gar nicht konnten, und das dann so perfekt, dass sie sogar in der Lage waren, in diesen ihnen unbekannten Sprachen von den großen Taten Gottes zu sprechen?

Ich weiß nicht, wie Sie mit diesen Geschichten umgehen, ob Sie sie im wortwörtlichen oder im übertragenen Sinn verstehen. Ich habe durch sie gelernt: Sind wir gottlos, wollen wir hoch hinaus, reden wir geistlos aneinander vorbei. Selbst wenn wir die gleiche Sprache sprechen würden, würden wir einander nicht verstehen – jedenfalls nicht wirklich.

Sie kennen das doch auch: Da redet einer viele – womöglich bedeutungsvolle - Worte. Aber was er sagt, versteht keiner. Es ist irgendwie nur Blabla. Und dann gibt es Leute, die sind so geistesgegenwärtig, dass sie selbst aus solchem Blabla noch Gottes Stimme heraushören können. Das nenne ich ein Wunder.

Wenn wir vom heiligen Geist erfüllt sind, können wir – geistesgegenwärtig wie wir dann sind - einander verstehen und einander verständlich machen - über alle Unterschiede hinweg. Wir können uns gegenseitig von den großen Taten Gottes in unserem Leben und im Leben anderer erzählen, ohne uns über Nichtigkeiten zu zerstreiten.

Wir hören und verstehen, worauf es dabei ankommt, und werden ermutigt, eigene Erfahrungen mit Gott zu machen und diese dann auch mit anderen zu teilen.

Viele wissen: Man hört nur mit dem Herzen gut. Das stimmt natürlich. Von der Pfingstgeschichte her halten wir fest: Wir brauchen den Heiligen Geist, um gut hören und reden zu können, um einander gut zu verstehen und um alles auf das Gute hin wohlwollend prüfen zu können, das wir bewahren sollen.

Das wäre doch auch heute ein wahrhaft pfingstliches Sprachwunder, wenn wir in diesem Sinne miteinander reden und einander verstehen könnten.

Mitten ins Herz

Predigt zu Apostelgeschichte 2, 37ff zu Pfingsten 2002

Was ist eigentlich Pfingsten? Jemand hat einmal gesagt: Pfingsten ist das Gegenteil von „Alles soll so bleiben, wie es ist." Läuft nicht vieles darauf hinaus, dass sich ein kleiner Kreis von Jesus Anhängern immer wieder mal an vergangene Zeiten erinnert, ohne das sich groß was ändert? Ist es nicht merkwürdig ruhig um die Sache mit Jesus. Und ist es nicht so, dass für viele der Pfingsttag ein Sonntag wie viele andere auch ist. Und den Satz „Es soll so bleiben, wie es ist", den hören wir ja öfter.

Nun ist Pfingsten aber nicht das Fest „Alles soll so bleiben, wie es ist." Ganz im Gegenteil: Pfingsten ist das Fest vom „Alles wird anders". Denn glücklicherweise wurden die Apostel damals von der Kraft Gottes so gepackt, dass ihre Begeisterung bis in unsere Tage spürbar ist.

Aber ist durch das Hören auf die Geschichte von damals irgendetwas anders geworden?

Es gibt so einen Schlager, so einen Hit aus dem Radio, in dem es heißt: „Tausend mal berührt und tausendmal ist nichts passiert. Doch dann hat es plötzlich bumm gemacht und ich bin aufgewacht." In diesem Schlager geht es natürlich eigentlich um zwei Menschen und um Liebe und Leidenschaft.

Aber ich bringe den Text hier ein, weil er meiner Meinung nach gut zu unserem Umgang mit Geschichten wie der Pfingstgeschichte passt. Tausendmal gehört und nicht gespürt.

Eins um andere Mal fehlt der Moment, wo es einem wie Schuppen von den Augen fällt, wo es einem ganz anders wird, wo es in den Ohren rauscht, wo man spürt, wie es einen mitten ins Herz trifft, wo man so etwas wie eine Erleuchtung verspürt.

Dass so eine Erkenntnis mit einem großen Durchbruch, mit einem echten Knaller verbunden ist, ist wohl eher die Ausnahme. Meistens geschieht das ziemlich unscheinbar. Tropfen für Tropfen. Der Groschen fällt in Pfennigstücken.

Aber irgendwann klingelt es dann eben doch und man weiß und spürt, was man vorher nicht wusste und spürte, allenfalls ahnte oder herbeisehnte.

Der Moment, den die Apostel als den Moment der Ausgießung des Heiligen Geistes identifizierten, war das in der Geschichte beschriebene Ereignis, in dem sie den Heiligen Geist spürten und sinnlich wahrnahmen.

Es war wie ein Rauschen, wenn Wind auffrischt, vielleicht auch wie ein elektrisierendes Brummen in der Nähe von einem Umspannwerk. Es brummte, es rauschte, es tat sich was.

Und sie konnten es auch sehen, ohne genau sagen zu können, worum es sich denn eigentlich handelte. Es war wie Licht und Feuer. Und sie spürten förmlich, wie der Raum von einer Licht-Energie, von einem Kraftfeld erfüllt war, dessen Wirkung sie sich nicht entziehen konnten, ja auch gar nicht entziehen wollten.

In diesem Moment passierte mit den Aposteln etwas, was sie zwar spürten und fühlten, ohne es letztlich erklären zu können. Sicher war aber: Sie fühlten sich nicht mehr so leer und mutlos wie vorher, sondern erfüllt und voller Tatendrang. Das haben sie uns – Gott sein Dank – nicht verschwiegen, sondern berichtet.

Und dann der Menschenauflauf. Das roch nach einer Sensation. Da gab es etwas zu gucken. Petrus predigte den herbeigeeilten Menschen auf eine Weise von Jesus, dass seine Worte die Zuhörer nicht unberührt ließen, sondern mitten ins Herz trafen.

Irgendwie scheint da mehr passiert als heutzutage. Und man fragt sich natürlich: Woran könnte das liegen? Liegt es daran, dass die Pastoren heute eben nicht so gut predigen können wie Petrus damals? Oder liegt es daran, dass Sie nicht so gut zuhören können, wie die von damals? Oder liegt es an beidem? Oder liegt es einfach daran, dass das mit Pfingsten damals neu war.

Letztlich stellte sich denen damals aber die gleiche Frage wie jedem von uns heute, die Frage nämlich: „Was sollen wir tun?" Und diese Frage fragte nicht danach, wie man sich ethisch hier oder da verhalten soll-

te. Nein! Die Menschen spürten die Kraft, sie spürten den Heiligen Geist, von dem die Apostel erfüllt waren. Und sie wollten wissen: „Was sollen wir tun, um den Heiligen Geist zu bekommen?“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, war aber etwas überraschend. Denn Petrus sagte: „ Tut Buße. Ändert eure Einstellung. Orientiert euch an Jesus. Bekennt euch zu ihm.“

Was Petrus hier meinte, ist die grundsätzliche Ausrichtung, die ein Leben hat. Von so einer Ausrichtung hängen all die Details ab, die wir oft im Blick haben.

Und darin ist der Rat des Petrus in seiner Schlichtheit sehr hilfreich. Er entfaltet nicht Details, sondern weist die Frager darauf hin, dass alles von der Grundausrichtung, von der Orientierung abhängt, die ihr Leben hat.

Er sagte: „Wer sich an Jesus orientiert, dem wird der Heilige Geist geschenkt.“ Eigentlich doch ganz einfach – sollte man jedenfalls meinen. Und auch logisch. Denn: So kann der Geist Jesu in denen weiter wirken, die sich an ihn halten.

Und wie geht das? Ich weiß, das ist immer die Frage. Und im Prinzip muss auch diesmal jeder schauen, dass er für sich damit weiterkommt.

Wenn Sie jetzt mögen, könnten Sie sich ja mit mir auf eine kleine Übung einlassen, eine Vorbereitung dafür, dass geschieht, was wir uns alle wünschen, dass uns Gott mit seiner Kraft erfüllt.

Nun denn: Wir achten jetzt einmal auf unseren eigenen Atem... Wir stellen uns vor, dass wir nicht nur die Luft einatmen, sondern mit der Luft den Atem Gottes, den Heiligen Geist... Wir spüren dem nach, wie mit der Luft der Heilige Geist in uns einströmt. Atemzug um Atemzug durchströmt uns nun die belebende Luft. Atemzug um Atemzug durchströmt uns der Heilige Geist. Er durchdringt uns. Er belebt uns. Er verändert uns. Atemzug um Atemzug... Wir atmen Luft und Gottes Kraft... kommen aber zum Ende unseres kleinen Versuches, nicht nur über den Heiligen Geist zu reden, sondern ihn leibhaftig zu verspüren.

Heiligenbild Jerusalemer Urgemeinde

Predigt zu Apostelgeschichte 2, 41-47 am 10. Juli 2016

Bei uns in Braunschweig gibt es eine Uhr, die so genau geht, wie keine andere. Manche sagen deshalb: In Braunschweig wird die Zeit gemacht. Die Braunschweiger Atomzeituhr ist – was die Zeit angeht – das Maß aller Dinge bzw. die Urzeit.

Ähnliches wird in der Theologie von der Jerusalemer Urgemeinde gesagt, mit der die Kirchengeschichte begann und die uns Lukas in seiner Apostelgeschichte beschrieben hat.

Finden Sie nicht auch: Eine tolle Gemeinde. Nun gut: Ganz so wird es nicht gewesen sein. Wie das halt so ist: Im Rückblick verklärt sich manches. Und so hat Lukas hier nicht die ungeschminkte Wirklichkeit der damaligen Gemeinde beschrieben, sondern der Nachwelt so etwas wie ein Heiligenbild vor Augen gemalt.

Und wir? Wir könnten diesem Ideal nacheifern. Warum auch nicht? Was sollte uns denn davon abhalten, mehr aufeinander zuzugehen? Was sollte uns davon abhalten, miteinander zu beten? Was sollte uns davon abhalten, uns öfter und vielleicht sogar auch privat zu treffen? Was sollte uns davon abhalten, uns gegenseitig zum Essen einzuladen? Was sollte uns davon abhalten, uns um das Wohlergehen der anderen zu sorgen? Was sollte uns davon abhalten, einander Anteil zu geben und aneinander Anteil zu nehmen? Was sollte uns davon abhalten, aufeinander zuzugehen? Was sollte uns davon abhalten, miteinander die Bibel zu lesen, um zu prüfen, wo sie hilft bei der Bewältigung unseres alltäglichen Lebens? Was sollte uns davon abhalten, öfter oder regelmäßig zum Gottesdienst zu gehen? Was sollte uns davon abhalten, in freudiger Aufbruchsstimmung voller Optimismus in die Zukunft zu schauen?

Sie sehen: Auch wenn wir nicht die Jerusalemer sind, sondern die Braunschweiger, ist uns dennoch eine Menge möglich. Und dabei können und sollen wir uns an den Jerusalemern orientieren, uns fragen, wie wir Gemeinde sind.

Das hört sich alles doch ganz gut an. Nun müssen wir aber zugeben, dass es da einen Unterschied zwischen Wunsch und Wirklichkeit gibt. Denn: Ist das so bei uns? Wollen wir das?

Es gibt ja durchaus Ansätze, miteinander so umzugehen und so zu reden, wie Christus das seinen Jüngern aufgetragen hat und wie es uns hier im Bericht von der Jerusalemer Gemeinde vor Augen gemalt wird. Aber reicht das schon, um sich selbstzufrieden zurückzulehnen? Wohl kaum.

Leute von außen sagen zwar manchmal: „Na, Ihr habt ja ein reges Gemeindeleben bei euch.“ Und wenn man in den Gemeindebrief oder ins Internet schaut, stimmt das natürlich. Da ist eine ganze Menge los,

in dieser Gemeinde, im Braunschweiger Süden, in der Propstei Braunschweig. Es machen viele Menschen mit bei der Kirche. Und das ist gut so.

Aber es ginge noch viel besser: erstens mit Blick auf die Zahlen und zweitens mit Blick auf die Inhalte. Was die Zahlen angeht, kommen ca. 10-20 % der Gemeindeglieder – je nachdem wie man es rechnet – mehr als einmal pro Jahr zu den Veranstaltungen der Kirche.

Was ist mit den anderen, also mit denen, die zwar als passive Mitglieder zur Gemeinde gehören, aber nur sehr selten oder gar nicht kommen? Man hat sich damit abgefunden. So ist das eben. Aber ist das wirklich befriedigend? Nicht wirklich.

Was wäre denn die Alternative? Ganz einfach: Ich stelle mir vor, dass alle mitmachen, jeder auf seine bzw. jede auf ihre Weise. Wie wäre das, wenn alle aktiv würden?

Soweit mal zu den Zahlen und dem Gedanken, möglichst viele, wenn nicht alle zu aktivieren, sich möglichst oft ins Gemeindeleben aktiv einzubringen. Also das ist jede Menge Luft nach oben.

Und wie ist das nun mit Blick auf die Qualität? Manche meinen ja, die Qualität dessen, was mit den wenigen möglich ist, die kommen, sei besonders gut. Ich vermag das nicht abschließend zu beurteilen.

Ich habe schon manches erlebt, was mich sehr berührt und beeindruckt hat. Ich habe aber auch schon anderes erlebt, was mich fragen ließ, wie das passieren konnte.

Das Gemeindeleben ist ja nicht schon deshalb gut, weil man sich trifft, dass man miteinander redet oder dass man etwas miteinander tut. Um das wirklich beurteilen zu können, müsste man prüfen wie und was bei den Treffen geredet und getan wird. Das ist schwer, vermutlich unmöglich zu beurteilen.

Alles in allem müssten wir ehrlicherweise sagen: Manches lässt zu wünschen übrig. Damit trete ich niemandem zu nahe. Ich weiß es von mir, Du weißt es von Dir, was möglich wäre.

Heißt das nun, dass wir mehr machen müssen. Nein. Es bedeutet zum einen, dass die, die gewissermaßen passive Mitglieder sind, aktive Mitglieder werden. Und es bedeutet zum anderen, dass wir das, was wir machen, bewusster und konsequenter machen sollten.

Damit das geschehen kann, werden wir uns zu überlegen haben, wie das Gemeindeleben in Zukunft aussehen könnte. Es reicht nicht, mit verklärtem Blick von der guten alten Zeit zu träumen und das Ideal der Jerusalemer Gemeinde zu bewundern.

Wenn kaum noch jemand kommt oder – wir können es auch mit den Worten des Textes sagen – wenn niemand mehr vom Herrn zur Gemeinde hinzugefügt wird, dürfte klar sein, dass es nicht reicht, beieinander zu sein.

Es käme darauf an, angesichts der Fragen und Herausforderungen, vor denen wir stehen, neue Formen und Wege mit denen zu suchen und zu finden, die wir zum Mitmachen gewinnen wollen. Das wird auch uns verändern.

Es müsste neben die Bewegung nach innen die Bewegung nach außen treten. Eine Zeitlang habe ich das mit den Worten umschrieben: Auf die Mitte hin und von der Mitte her, genau wie die Fugen es uns in Erinnerung bringen. Sie konzentrieren uns als Pfeile auf die Mitte. Und sie weisen uns aus der Mitte der Kirche nach draußen.

Deshalb: Raus aus den Kuschelecken und mitten hinein ins alltägliche Leben. Auf andere zugehen, sie ansprechen, Ihnen helfen, wo es möglich ist, sie einladen oder – noch besser – sie mitnehmen und mitmachen lassen.

Eins ist mal sicher. Nur da, wo wir den Glauben und Kirche leben, wird für andere sichtbar, wie der Glaube und die Kirche das alltägliche Leben prägen und verändern kann. Wo das rüber kommt, werden sich andere für das interessieren, was dahinter steht.

Und wenn wir dann in den Gottesdiensten oder Veranstaltungen zusammenkommen, kann genau das passieren, was uns von der Jerusalemer Gemeinde berichtet wird:

Da werden die heiligen Schriften gelesen. Da hält man zusammen. Da wird die Nächstenliebe gelebt. Da wird miteinander gegessen und Abendmahl gefeiert. Da geschehen Zeichen und Wunder. Da wird für die Bedürftigen gesorgt. Da kommt man miteinander und mit Gott ins Gespräch über das, was man erlebt hat. Da spürt man, wie Gott am Werk ist. Da herrscht eine gute Stimmung. Da wird voller Freude und Dankbarkeit gesungen und gebetet. Wenn das so geschieht, brauchen wir uns um die Zukunft der Gemeinde und der Kirche keine Sorgen zu machen.

Geben, was man hat

Predigt zu Apostelgeschichte 3, 1-10 am 8. September 2019

Was für eine wunderbare Geschichte. Einer, der noch nie laufen

konnte, wird geheilt. Als der aufsprang, muss das ausgesehen haben wie bei einem neugeborenen Fohlen. Unfassbar.

Auf den ersten Blick war ich ganz begeistert. Petrus und Johannes konnten wie Jesus ein Wunder vollbringen und einen Gelähmten heilen. Für einen Moment fragte ich mich: Ist uns das auch möglich? Ich fing an zu träumen und fragte mich, wie das aussehen könnte. Je länger ich darüber nachdachte, desto hilfloser fühlte ich mich. In gewisser Weise fühlte ich mich immer mehr wie gelähmt.

Der Text schien in dem, was er da beschrieb, unendlich weit von meiner Lebenswirklichkeit entfernt. Und ich meine jetzt nicht die Frage nach dem Gang in den Tempel zum Gebet oder den Umgang mit Bettlern und Spendenaufrufen.

Nein. Es hing mit dem zentralen Anliegen des Textes zusammen: der Heilung. Zu gerne hätte ich in all den zurückliegenden Jahren all den Menschen geholfen, die unter ihren unterschiedlichsten Krankheiten und Behinderungen litten. Ich hätte gern Wunder bewirkt. Konnte ich aber nicht. Lag das nun daran, dass ich zu kleingläubig war?

Natürlich: Wunder gibt es immer wieder. Aber wie stellen Sie sich das denn vor mit Blick auf unsere heutige Geschichte? Wie soll das denn gegangen sein? Ist das wirklich möglich, dass einer, der seit Geburt lahm war, plötzlich aufspringt? Dem fehlten doch dafür jegliche Muskeln.

Ich kam zunächst einfach nicht weiter. Nichts bewegte sich. Ich hing fest. Wie gelähmt.

Aber dann passierte mir im übertragenen Sinn das, was die Geschichte beschreibt: Auf einmal, für den Bruchteil einer Sekunde, da war mir, als schauten Sie mich an, Petrus, Johannes, der Gelähmte und durch die drei hindurch Christus selbst.

Mit diesem Augen-Blick begann sich meine Lähmung zu lösen. Es war – um es im Bilde zu sagen – wie bei einem Krampf, der sich langsam löst. Wie Hochnebel in der Sonne.

In mir, in meinen Gedanken kam etwas in Bewegung. Es war mir, als würden die Worte „Steh auf und geh“ mir gesagt. Eben noch dachte ich: Das geht doch alles nicht. Und auf einmal wusste ich, dass und wie es geht.

Zum Schlüssel des Verstehens wurden für mich die Worte des Petrus: „Was ich aber habe, das gebe ich dir.“ Wir wissen viel zu oft und viel zu schnell, was wir nicht haben, was wir nicht können, was uns unmöglich ist. Wen interessiert das? Niemanden. Viel wichtiger wäre

doch, sich zu fragen: Was habe ich? Was kann ich? Und was kann ich mit dem, was ich habe, für andere tun?

So betrachtet eröffnen sich auch mit Blick auf die Randthemen des Textes Möglichkeiten. Ich bin z.B. nicht ständig im Gebetsmodus wie Petrus und Johannes, die nachmittags in den Tempel gehen, um zu beten. Ich habe keine festen Gebetszeiten. Aber was ich auf dem Herzen habe, das bringe ich schon vor Gott.

Ich habe meine Schwierigkeiten mit jeglicher Form von Bettelei. Aber ab und zu gebe ich auch was. Es muss ja auch kein Geld sein. War es bei Petrus und Johannes ja auch nicht.

Wir haben sehr viel mehr Möglichkeiten. Ich denke da z.B. an unsere Kraft, die wir einbringen können. Ich denke an ein wenig Zeit, die wir erübrigen können. Oder ich denke an mancherlei Formen der Aufmerksamkeit, mit der wir uns anderen zuwenden können.

Ich will aber dem eigentlichen Thema des Textes nicht ausweichen und muss feststellen: Ich kann niemanden durch ein Wunder heilen, wie es Jesus oder Petrus möglich war.

Aber was ich tun kann, um anderen in ihrer Not zu helfen, das mache ich. Bei Petrus begann das ja zunächst einmal auch ganz unspektakulär. Er wandte sich dem zu, der ihn um Hilfe bat. Er sah ihn an.

In jenem Moment passierte mit Petrus etwas, mit dem er vermutlich nicht gerechnet hatte. Er spürte in sich die Kraft, etwas zu bewirken, was er aus eigener Kraft nicht hätte tun können.

Was immer zwischen ihnen passiert war, es hatte in Petrus und Johannes zur Folge, dass sie in sich etwas von der Kraft Gottes verspürten, über die sie keine Verfügung hatten. Diese Kraft kam über sie. Auf einmal war sie da, diese Kraft, das Zutrauen, im Auftrag Jesu etwas ganz Großes tun zu können. Sie hatten weder darauf gewartet noch damit gerechnet. Und wir sollten es auch nicht tun. Aber passieren könnte es uns auch.

Ich stell mir vor, wie Petrus sich sagen hörte: „Steh auf und geh.“ Hatte er das gesagt? Ja, er hatte es gesagt. Und doch war ihm, als hätte es ein anderer durch ihn gesagt. Er wusste vorher nicht, dass er das sagen würde. Und dann fasste er die Hand des Mannes, der nicht gehen konnte, um ihm beim Aufstehen zu helfen. Und es passierte wirklich. Es war wie im Traum.

Das kenne ich auch von mir, wie ich manchmal etwas sagte oder tat, von dem ich vorher nicht wusste, dass ich dazu in der Lage sein würde. Ich war einfach da. Und wir redeten miteinander. Und genau das ist es

doch auch, was ich mir selbst wünschen würde, wenn ich krank oder sonst wie in Not bin? Ich würde mir doch wünschen, dass man mir ganz normal begegnet, mit mir redet, mir beisteht.

So betrachtet verlangt der Bericht nichts Spektakuläres. Ich muss keine Almosen geben. Ich muss nicht beten. Ich muss nicht nach Menschen suchen, denen ich helfen kann. Ich muss auch keine Wunder vollbringen. Ich muss gar nichts. Ich erliege auch nicht der Versuchung zu denken, dass ich ja doch nichts tun kann.

Die Erkenntnis, dass ich nichts tun muss, erlöst mich aus meiner Verkrampfung. Sie hilft mir, hinter mir zu lassen, was mich lähmt. Sie bringt mich in Bewegung. Sie lässt mich aufstehen gegen meine Lähmung. Sie lässt mich meinen Weg gehen. Sie lässt mich Gott dankbar sein und ihn loben.

Die Kranken, mit denen wir es zu tun haben, erwarten doch von uns keine Wunder. Nur das eine erwarten sie – völlig zu Recht: dass wir sie nicht vor die Tür setzen. Das will ich ja auch nicht, in meiner Not vor die Tür gesetzt werden.

Die Kranken wollen weder Bittsteller sein noch wollen sie von uns ein Almosen an Zeit und Zuwendung. Sie wollen nur eins: Dass wir mit ihnen aushalten, bei ihnen bleiben, ihnen beistehen, uns ihnen eben zuwenden und sie anschauen. Und der Rest wird sich finden. Da fängt dann wohl unser Gottvertrauen an.

Und dann können wir uns sagen und unserem Gegenüber zu verstehen geben: Erwarte keine Wunder von mir. Was ich aber habe, das gebe ich dir.

Und sollte es dem Menschen, dem wir in seiner Not beistehen, gefühlt besser gehen, können wir uns freuen. Dann ist ein kleines Wunder geschehen. Genau das liegt aber nicht in unserer Hand.

Das einzige, worauf wir achten können, ist das Miteinander im Namen Jesu Christi. Ich denke daran, wie Christus sagte: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.

Wenn er denn da und dabei ist, wird er auch tun, was uns guttut. Und sollte es ein Wunder sein, werden wir uns nicht dagegen wehren. Mich jedenfalls befreit das Wissen um seine Gegenwart aus der irrigen Vorstellung, es hinge an mir, ob die Begegnung mit einem anderen für ihn heilsam ist.

Und so sage ich es mir immer wieder: Was ich aber habe, das gebe ich dir. Nichts muss. Aber alles scheint möglich.

Das befreit, offen zu sein für das, was Gott tut – mit mir und mit den

Menschen, die einander begegnen. Wer weiß, was von meinen Worten und Tun helfen kann, dass sich einer besser fühlt. Ich würde mich freuen, wenn die Hilfe Gottes einen anderen durch mich erreichen würde.

Tue ich das Richtige

Predigt zu Apostelgeschichte 6, 1-6 am 17. August 2008

Es gab in der Urgemeinde einen Streit, weil die griechischen sprechenden Witwen der Gemeinde bei der täglichen Versorgung übersehen wurden.

Natürlich gab es für dies Versäumnis eine Reihe von Entschuldigungen und Erklärungen seitens der Verantwortlichen: Die Gemeinde sei groß. Man sei überlastet. Die Arbeit wachse einem über den Kopf.

Die Apostel stellten sich dem Problem. Sie sorgten dafür, dass die Missstände behoben wurden. Man wählte eine Gruppe von griechisch sprechenden Juden, die fortan für die tägliche Versorgung derer verantwortlich waren, die bis dato zu kurz gekommen waren.

Die Geschichte zeigt, dass einige wenige schon damals nicht alles schaffen konnten. Aber sie zeigt auch: Dem konnte abgeholfen werden. Wie? Indem man die Arbeit auf viele Schultern verteilte.

Das ist bis heute nicht anders. Unsere ganze Gesellschaft basiert auf dem Prinzip der Arbeitsteilung. Nicht jeder kann und macht alles. Aber es gibt für alles jemanden, der sich damit auskennt und der helfen kann.

Bei uns in der Kirche ist es nicht anders. Hier werden Kinder getauft und damit ja in die Gemeinde aufgenommen. Theoretisch müsste sich die ganze Gemeinde um jedes dieser Kinder dann auch kümmern. Aber nicht jeder kann sich um jedes Kind kümmern. Deshalb delegiert die Gemeinde ihre Verantwortung für den Nachwuchs an Menschen aus ihrer Mitte, die stellvertretend für alle den Eltern als Paten bei der Erziehung dieses Kindes zur Seite stehen. Das ist nur ein Beispiel für kirchliche Arbeitsteilung im ehrenamtlichen Bereich.

Jetzt mal ein Beispiel aus dem Bereich der Mitarbeitenden. Nicht jeder kann und will draußen die Wege, die Hecken, das Laub und den Rasen machen. Das haben wir an unseren Küster delegiert. Auch wenn er von uns dafür bezahlt wird, freut er sich über jede Hilfe. Denn manchmal ist die Arbeit einfach nicht zu schaffen. Da ist es dann gut, wenn jemand hilft, den Kompost aufzuladen wie die Konfirmanden, die Beete schön zu gestalten wie Herr K. oder die Wege vom Schnee zu

befreien, wie ich das manchmal mache.

Und so ähnlich ist es im Gemeindehaus und in der Kirche. Natürlich haben wir unsere Küsterin. Aber sie sieht weder alles noch kann sie alles. Und warum sollte man ihr nicht hier und da helfen, dass es sauber und ordentlich ist. Warum sollte es einem nicht gefallen, die Räume mit Blumen zu dekorieren, damit man sich wohlfühlt, wie das Frau H. in der Kirche und Frau K. im Gemeindehaus immer wieder tun?

Es muss und kann wie gesagt nicht jeder und jede alles machen. Es muss z.B. nicht jeder predigen und Gottesdienste halten. Aber wer will, dem ist es jederzeit nach Absprache mit mir möglich, wie es ja z.B. auch die Lektoren und Prädikanten tun.

So. Will der Pastor, also will ich, dass manche von Euch noch mehr tun, als sie ohnehin schon tun? Nein. Genau das nicht.

Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass man sich nicht fragen sollte: „Tue ich genug?“ Dabei kommt dann nur heraus, dass man auch das und das noch macht, weil es niemand anderes macht, und sich womöglich damit hoffnungslos übernimmt.

Besser wäre, man würde sich bei allem, was man tut, fragen: „Tue ich das Richtige, das Notwendige?“ Denn was kann ich? Und was könnten auch andere tun? Und wie könnte man Leute ansprechen und gewinnen, dies oder das zu tun?

Gingen wir so an die Aufgaben, die zu erledigen sind, würden wir die anfallende Arbeit nicht auf wenige konzentrieren, sondern auf viele verteilen, je nach Fähigkeiten und Begabungen.

Nun wissen wir, dass Lukas manches in seinem Bericht von den damaligen Ereignissen harmonisiert hat. Denn es ging damals um weit mehr als die Versorgung der Witwen. Das kann und will ich heute aber nicht weiter ausführen.

Ich mache das mal fest an zwei Passagen aus dem lukanischen Bericht. Da lässt Lukas die Apostel ja in Vers 2 sagen: „Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen.“ Und wenig später setzen sie in Vers 4 noch eins drauf, wenn sie ergänzen: „Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.“

Einerseits können wir dem natürlich vorbehaltlos zustimmen. Na klar ist es gut, das Wort Gottes nicht zu vernachlässigen, zu beten und die frohe Botschaft weiterzuverbreiten.

Aber so, wie es da steht, und durch den Kontext, also die Aufgabenteilung, entsteht ja der Eindruck, als sei genau das nur Sache der Apostel. Und was ist mit allen anderen? Sollen die nicht beim Wort bleiben und beten? Sollen die nur den Tischdienst machen?

Wir wissen aus der Kirchengeschichte, wie sehr sich auch die anderen dem Wort Gottes verpflichtet wussten und beteten. Warum hätten denn sonst die Apostel Wert darauf gelegt, dass die für die Versorgung der Menschen Gesuchten vom Geist erfüllte Leute sein sollten, wenn es nur ums Essen gegangen wäre.

Wir merken schon: Hier passt was nicht. Hier wird etwas auseinander gerissen, was zusammengehört. Es kann doch nicht sein, dass Gottes Wort und das Gebet nur für einen vorbehalten bliebe und für anderen dann nur noch die der Tischdienst und ähnliches übrig blieben. Nein. Das konnte und kann es nicht sein.

Und wie ist das heute? Kann man das heute voneinander trennen? Natürlich kann man. Aber ist es gut. Nein. Ganz und gar nicht. Es ist nicht gut, wenn die einen nur ganz praktisch Hand anlegen und was tun, während die anderen nur Bibel lesen und fromme Lieder singen? Es ist keine Alternative, entweder zum Gottesdienst zu gehen oder einen Krankenbesuch zu machen. Warum nicht beides nacheinander oder – wenn’s nicht anders geht – abwechselnd. Denn beides ist gut und wichtig.

Ich fasse zusammen: Das Wort Gottes darf unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Möge Gott durch die Worte der Bibel zu jedem von uns sprechen und Dich und Dich und Sie zwischen den Zeilen ganz persönlich erreichen.

Und jeder sollte beim Gebet bleiben – und zwar nicht, weil man beten muss oder weil es eben dazu gehört, sondern weil wir davon ausgehen dürfen, dass es etwas bewirkt. Es verändert die Wirklichkeit derer, die im Gebet an andere denken. Und es verändert die Wirklichkeit derer, an die man beim Gebet denkt.

Und wenn hier vom „Dienst des Wortes“ die Rede ist, dann ist nicht nur der Predigtdienst im Gottesdienst gemeint. Nein. Alle sind eingeladen, die frohe Botschaft nicht nur zu hören und im Herzen zu bewegen, sondern eben auch weiterzugeben, weiterzuleben, sie im eigenen Leben konkret werden zu lassen. Und es ist ganz sicher nicht nur die Aufgabe einiger weniger, sich um andere zu kümmern und für sie sorgen. Nein. Es ist unser aller Aufgabe, für andere da zu sein, ihnen ganz praktisch und ganz konkret zu helfen, ihr Leben zu bewältigen, was immer das im Einzelnen heißt. Hoffentlich übersehen wir niemanden, der auf unsere Hilfe angewiesen ist.

Fröhlich zogen sie ihre Wege

Predigt zu Apostelgeschichte 8, 26-39 am 8. Juli 2018

Ferien. Urlaub. Mal eine Reise machen. Mal etwas was Neues erleben. Mal so richtig ausspannen. Mal zur Ruhe kommen und sich mal dem zuwenden, was sonst zu kurz kommt. Das hat was.

Darum geht es in einer Geschichte aus der Apostelgeschichte, in deren Mittelpunkt ein Mann aus Äthiopien steht, der so etwas wie eine Pilgerreise nach Jerusalem machte, wo er Gott anbeten wollte.

Die Reise hatte vermutlich nicht den gewünschten Erfolg. Keine alles verändernde Erkenntnis. Keine Offenbarung. Keine einschneidenden Erfahrungen. Es mag alles ganz interessant gewesen sein. Aber unterm Strich hatte das Unternehmen nicht gebracht, was er sich erhofft hatte. Sonst stünde es ja da.

Ein gewisser Trost war das kostbare Souvenir, das er erwerben konnte. Es handelte sich dabei um eine Schriftrolle des Propheten Jesaja. Aber das, was er da las, verstand er nicht.

Soweit zunächst mal die Geschichte dieses Äthiopiers, die ja irgendwie mit unserer Geschichte vergleichbar ist. Wir haben schon so viele Gottesdienste besucht. Wir haben nicht nur eine Schriftrolle, sondern die ganze Bibel, um darin zu lesen. Aber war schon mal eine Offenbarung dabei, eine alles verändernde Erkenntnis? Irgendwie scheint immer alles so zu bleiben, wie es immer schon war.

Bevor wir eine Antwort wagen, ist es sicher gut, zunächst noch ein bisschen auf die biblische Geschichte zu hören. Denn parallel zur Heimreise des Äthiopiers bekam, Philippus, einer der 12 Jünger, einen himmlischen Marschbefehl. Er hatte gehört, wie Jesus predigte. Und nun predigte er selbst das Evangelium von Jesus.

Das Ganze spielt sich auf einer öden Landstraße ab. Stell Dir vor: Nicht nur die Straße ist öde. Nicht nur die Landschaft ist öde. Auch alles andere schien für diesen Mann öde und langweilig gewesen zu sein.

Dieser Mann hat meine Sympathie. Wie er wünsche ich mir konkrete, spürbare Erfahrungen, die mein Leben verändern, die es nachhaltig prägen. Wie er habe ich auf meiner Suche auch schon zur Heiligen Schrift gegriffen, um darin zu finden, was ich suchte? Du sicherlich auch. Und? Hast Du, haben Sie, haben wir gefunden und verstanden? Der Äthiopier hatte Glück. Da ist vom Engel des Herrn die Rede, der den

hilfesuchenden Philippus vorbei schickte. Das Treffen der beiden war also kein Zufall. Gott wollte es so.

Und Philippus sah sofort, dass dieser Mann nicht zurechtkam mit dem Lesen der Schrift und dass er Hilfe brauchte. Als wollte er sich seine Einschätzung bestätigen lassen, fragte er den Äthiopier: „Verstehst du denn, was du da liest?“

Der versuchte gar nicht erst lange drum herum zu reden. Warum auch? Offen und unumwunden sagte er zu Philippus: „Wie kann ich es verstehen, wenn mir niemand hilft!“

Richtig. Und da sind wir wieder bei uns. Zumindest einigen von uns wird es ein ums andere Mal nicht anders gehen. Sie würden sich über Hilfe freuen, um verstehen zu können, was sie da in der Bibel lesen.

Dem Mann aus Äthiopien konnte geholfen werden, weil er seine Schwierigkeiten nicht verheimlichte. Und auch Euch und Ihnen kann geholfen werden – mal vorausgesetzt, dass man die Bibel, unsere Heilige Schrift, liest und verstehen will.

Da bin ich mir allerdings nicht ganz sicher, ob das wirklich alle wollen. Ich habe den Eindruck, dass viele einfach nicht mehr selbständig in der Bibel lesen, weil das, was sie da lesen, erstens oft zu schwierig oder zu langweilig ist.

Und so finden sie sich damit ab, dass sie die Bibel nicht verstehen, packen sie zur Seite, sodass sie irgendwo ungenutzt herumsteht und verstaubt. Schade. Und nicht nur schade. Töricht! Wie kann man nur einen solchen Schatz ungenutzt herumstehen lassen?

Was in unserer Geschichte so aussieht, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, die angebotene Hilfe anzunehmen, ist heutzutage eher die Ausnahme. Kaum einer ist bereit, mit anderen die Schwierigkeiten zu besprechen, die man haben kann, wenn man versucht, die Texte der Bibel zu verstehen und dann auf das eigene Leben zu beziehen.

Und selbst dann, wenn man dazu bereit wäre, muss man erst mal das Glück haben, so einen wie Philippus zu treffen, der nachfragt, der wirklich zuhört und der dann nicht nur seinen Senf dazu gibt, sondern einem an der Stelle weiterhelfen kann, wo es bei einem selbst gerade hakt.

Es braucht also Menschen wie den Äthiopier, die sich mit ihrer Suche der Bibel zuwenden und sich nicht zu stolz sind, die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen.

Und es braucht Menschen wie den Philippus, die ein Auge für Hilfesuchende haben, die sich Zeit nehmen, die zuhören und die in der Lage sind, eine einfühlsame Hilfe zu geben, damit Suchende auf ihren Wegen auch wirklich ein Stück weiter kommen.

Und jetzt? Für den Fall, dass Du Dich eben mehr wie der Äthiopier fühlst: Du kannst in Deiner Nähe so einen oder so eine wie den Philippus finden, wenn Du willst. Schau Dich um. Sprich andere an und bitte diesen Menschen Deines Vertrauens, Dich ein Stück des Weges zu begleiten. Es gibt zurzeit zwei Kreise, die einmal im Monat miteinander in der Bibel lesen. Sprich mich an, wenn Du Interesse hast.

Und für den Fall, dass Du Dich zurzeit eher als Philippus fühlst, dann achte darauf, dass Du nichts überstürzt in dem Wunsch, anderen helfen zu wollen.

Damit es dazu kommen kann, ist es wichtig, dass wir immer wieder aufeinander zuzugehen, dass wir uns nicht scheuen, über der aufgeschlagenen Bibel miteinander und mit Gott ins Gespräch zu kommen.

Denn das Lesen der Bibel ist keineswegs ausschließlich Privatsache. Natürlich kann die Bibel jeder für sich lesen. Und es wäre schon viel gewonnen, wenn jeder und jede für sich in der Bibel lesen würde.

Aber gerade die heutige Geschichte zeigt uns, welch ein Segen darin liegt, miteinander die Bibel zu lesen oder zumindest sich über das auszutauschen, was man da liest.

Der Äthiopier bat Philippus, sich zu ihm auf den Wagen zu setzen. Und der nahm sich die Zeit. Er begleitete ihn ein Stück des Weges - äußerlich wie innerlich. Und so kamen Sie ins Gespräch und verstanden: sich selbst, einander, die Schrift - und das mit Jesus. So wurde der Weg des Äthiopiers zu einem Heimweg – in doppeltem Sinn.

Während Philippus von der Sache Jesu begeistert die gute Nachricht erklärte, wirkte der Heilige Geist, die wunderbare Kraft Gottes, ein Wunder. Mit einem Mal verstand der Äthiopier. Er fand, was er suchte: Christus. Er verstand nicht nur, er begann ihm auch zu vertrauen.

Genauso ist es seitdem unzählige Male immer wieder geschehen. Wo Menschen über der aufgeschlagenen Bibel ins Gespräch miteinander und über ihren Glauben gekommen sind, da wuchs Vertrauen.

So erleben wir es auch in unserer Gemeinde immer wieder, in den Sternstunden des Konfirmandenunterrichts, bei Besuchen, in Gottesdiensten, in den verschiedenen Gruppen und Kreisen - in mancherlei Begegnungen eben.

Immer wieder dürfen wir erfahren, wie Christus in unserer Mitte ist und wie wir miteinander und mit Gott Erfahrungen machen, die uns weiterbringen.

Für den Äthiopier gab es damals kein Halten mehr. Er wollte nicht nur von all dem gehört haben. Er wollte auch dazugehören. Er wollte Teil haben an der Gemeinschaft mit Christus. Er wollte sich und sein Leben diesem Christus anvertrauen. So ließ er sich taufen.

Und kaum war das Wunder, das Unglaubliche geschehen, da trennten sich die Wege der beiden. Vom Kämmerer heißt es, dass er fröhlich seine Straße zog. Und Philippus wird nicht weniger fröhlich seine Straße gezogen sein.

Du siehst, wir haben es hier mit einer sehr einladenden und Mut machenden Geschichte zu tun. Was immer auf die beiden gewartet haben mag - sie gingen fröhlich ihres Weges.

Auch unsere Wege werden sich nachher trennen. Möge jeder von uns fröhlich und gesegnet seines Weges gehen.

Zeuge vor Damaskus

Predigt zu Apostelgeschichte 9, 1ff am 20. August 2010

Also wenn ich das nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, dann würde ich auch nicht glauben. Aber ich habe es gesehen, das mit Saulus vor Damaskus. Glaubt mir.

Ihr kennt mich ja. Ich bin einer der Gefährten, die mit Saulus unterwegs gewesen sind, um die Anhänger des neuen Weges - oder wie sie sich jetzt nennen: die Christen - in Damaskus aus dem Verkehr zu ziehen, bevor sie noch mehr Unruhe stiften konnten.

Denn da hatte die Obrigkeit Recht. So konnte es nicht weiter gehen. Sie brachten mit Ihrer Art den Glauben zu leben alles durcheinander.

Als wir auf dem Weg nach Damaskus waren, passierte es dann. Ich kann nach wie vor nicht einmal ganz genau sagen, was da eigentlich passierte. Aber da passierte etwas, was alles veränderte.

Da war auf einmal dieses gleißend helle Licht. Es schien von oben zu kommen, also von Gott. Es war, als würde es Saulus einhüllen. Nur ihn. Er war ganz in diesem Licht. Uns blendete es.

Aber wir konnten sehen, wie Saulus zu Boden stürzte – wie vom Schlag getroffen. Und plötzlich war da auch noch eine Stimme zu hören, die fragte ihn: „Saulus, was verfolgst du mich?“

Wir schauten uns nur an und fragten uns: „Was ist denn hier los?“ Wir hörten Stimmen, sahen aber niemanden. Unheimlich? Eine Halluzination womöglich? Lauter Fragen. Keine Antworten. Nur Achselzucken.

Und es ging ja noch weiter. Nachdem Saulus sich ein wenig gesammelt hatte, fragte er: „Wer bist du?“ Und die Stimme antwortete: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Wir schauten uns an. Jesus? Um den ging es uns doch gar nicht. Uns ging es doch nur um seine Anhänger. Anscheinend identifizierte sich diese Stimme mit den Verfolgten.

Und Saulus? Der stand auf, wie ihm diese geheimnisvolle Stimme befahl. Dabei stellte sich heraus, dass er nicht mehr sehen konnte. Im doppelten Sinn: den Weg sah er nicht mehr und auch das nicht, was in Zukunft geschehen sollte. Er war auf Hilfe angewiesen. So nahmen wir ihn bei der Hand und führten ihn den Rest des Weges nach Damaskus.

Könnt Ihr Euch vorstellen, was uns auf da auf dem Weg nach Damaskus durch den Sinn ging. Wir konnten uns gar nicht beruhigen und redeten ziemlich wirr durcheinander.

Nur Saulus nicht. Der war ganz still geworden. Ausgerechnet er, der sonst immer die großen Reden schwang. Irgendetwas ging in ihm vor. Kein Wunder, nach dem, was er da erlebt hatte.

Es waren nur wenige Fragen, die ihm die Stimme stellte. Aber die hatten es offensichtlich in sich. Wir spürten ihm ab, dass er nie mehr der sein würde, mit dem wir uns auf den Weg gemacht hatten.

Das einzige, was uns in dieser Situation hoffen ließ, waren die Worte, die ihm diese Stimme abschließend gesagt hatte: „Man wird dir sagen, was du tun sollst.“

Das mag ich ja persönlich überhaupt nicht, wenn noch nicht klar ist, was auf mich zukommt. Und so mag es Saulus auch gegangen sein. Aber was soll man machen? Es gibt so Zeiten, wo etwas aufhört, ohne dass man schon wüsste, wie es weitergeht. Da bete ich dann immer: „Weise mir, Herr, deinen Weg.“

Paulus und Hananias

Predigt zu Apostelgeschichte 9, 1ff am 29. August 2004

Diese biblische Geschichte ist bekannt als die Geschichte von der Bekehrung des Paulus zu Christus, sein Damaskuserlebnis. Viele meine, so muss es sein, wenn einer zum Glauben kommt.

Wenn man das so sagt, dann löst das natürlich bei allen, die so etwas nicht erlebt haben, ein negatives Gefühl aus. Es geht ganz schnell, dass man dann denkt: Mir fehlt wohl was. Ich hatte keine Erscheinung. Ich habe keine Stimmen gehört.

Ich gehe mal davon aus, dass die meisten von uns anders zum Christsein gekommen sind - mehr infolge eines längeren Prozesses. Und das ist natürlich genauso gut. Ist doch egal, wie einer Christ geworden ist. Hauptsache ist doch, er ist es.

Ich will es einmal mit zwei Menschen vergleichen, die zueinander finden. Natürlich gibt es das, dass es zwei wie ein Blitz aus heiterem Himmel erwischt. Aber es gibt mindestens genauso oft auch das andere, dass sich zwei schon lange kennen, bis es mehr oder weniger überraschend irgendwann erst so richtig funkt.

Auch hier: Es ist doch nicht wichtig, wie zwei, die sich lieben, zusammen gekommen sind. Wichtig ist letztlich doch nur, dass man zusammen ist und sich liebt.

Übertragen auf unsere Geschichte heißt das: Es ist letztlich nicht so wichtig, wie einer Christ wird, sondern dass er es ist. Und wann ist einer Christ? Wenn er viel weiß? Wenn er Kirchenmitglied ist? Wenn er vor vielen Jahren mal so etwas wie eine Erleuchtung hatte?

Was das angeht, ist die Geschichte sehr hilfreich, denn sie weist uns darauf hin, dass das Christsein natürlich mit Christus selbst zu tun hat - und zwar mit der Erfahrung: Mensch, den gibt es ja wirklich.

Paulus wusste ja auch vor seinem Damaskuserlebnis schon viel. Als Jude kannte er auch das Alte Testament. Er wusste viel mehr als die meisten von uns - auch über den christlichen Glauben, über Jesus von Nazareth, über seine Lehre und über die, die als seine Jüngerinnen und Jünger zu ihm gehörten.

Aber er war - soviel er auch über all das Bescheid wusste - zunächst noch kein Christ. Das Wissen allein tut es nämlich nicht. Sein Leben veränderte sich nur deshalb, weil er Christus erfahren hatte.

Da ist nun Sprengstoff drin. Dieser Text stellt uns nämlich vor die Frage: Weiß ich nur vom Christsein oder bin ich Christ? Weiß ich nur von Christus - oder kenne ich ihn? Ist das mit Jesus für mich nur so etwas wie eine Lehre? Oder ist dieser Jesus Christus einer, mit dem ich eine Beziehung habe?

Bei zwei Menschen würde man fragen: Kennen die sich nur als Bekannte oder lieben sie sich? Paulus war durch das, was er da erlebte, eindeutig über das Stadium „Jesus vom Hören-Sagen kennen“ hinaus.

Was ihm da widerfahren war, war keine Frage nach richtig oder falsch. Was er da erlebte, das haute ihn um, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Völlig überwältigt hörte Paulus, wie Christus mit ihm redete. Und er bildete es sich nicht nur ein. Er hörte ihn wirklich. Und diese Erfahrung krempelte sein Leben um.

Ihr seht. Es waren nicht nur Worte. Es waren nicht einleuchtende, philosophisch abgesicherte Erkenntnisse, die Paulus veränderten, sondern eine völlig unerwartete und überraschende Erfahrung.

Bei uns mögen die Erfahrungen ganz anders ausgesehen haben oder aussehen. Aber eins ist sicher. Worte allein tun es auch bei uns mit Sicherheit nicht. Wie immer das mit unseren Erfahrungen aussieht - es müssen welche da sein.

Ein Glaube ohne eigene Erfahrungen ist kein wirklicher Glaube, ist nur Lehre, leer, sinnlos und nun wirklich nicht das Gelbe vom Ei. Ihr müsst nun nicht denken, dass ich dabei an so spektakuläre Erfahrungen denke, wie sie Paulus hier vor Damaskus machte. Ich denke dabei eher an den zweiten Teil der Geschichte.

Denn es ging ja weiter für Paulus. Und es musste weitergehen. In der Geschichte ist das beschrieben. Die unmittelbare Folge seines Damaskuserlebnisses war ja, dass Paulus nicht nur überwältigt, sondern auch blind war. Das heißt, er sah nichts mehr - was ja wohl auch so viel heißt wie: er verstand nichts mehr. Er wusste überhaupt nicht, was los war, was mit ihm los war. Von daher konnte er nicht wissen, wie es weitergehen sollte.

Sein bis dahin gut organisiertes Leben war in sich zusammengebrochen. So, wie er bis dahin sich und das mit dem Glauben gesehen hatte, konnte es nicht weitergehen. Aber wie dann? Er brauchte Hilfe. Jemand musste ihm helfen, ihn an die Hand nehmen.

Und hier nun kommt Hananias ins Spiel, der zweite Hauptakteur in dieser Geschichte. Eine unheimlich sympathische Figur. Hananias ist schon Christ. Und ihm wird etwa zur gleichen Zeit wie Paulus auch eine Christuserscheinung zu teil, allerdings weitaus unspektakulärer.

Er bekommt den Auftrag, zu Paulus zu gehen und sich seiner anzunehmen. Er soll ihm die Augen öffnen, damit er versteht, dass das, was er da auf dem Weg erlebt hatte, mit Christus zu tun hatte.

Natürlich hatte Hananias erst mal Angst, sich einem Mann zu nähern, den er vom Hören-Sagen als einen kennt, der nun überhaupt nicht gut auf Christen zu sprechen war. Und ich kann mir gut vorstellen, wie er gerade sein „Aber...“ sagen wollte.

Dies „Aber...!“ kam aber nicht zum Zug. Das göttliche „Geh nur...!“ stimmte ihn um. Und er verstand: Die Zukunft muss nicht die Verlängerung der Vergangenheit sein. Es geht auch anders. Es gibt Neues. Es gibt Unvorhergesehenes. Es gibt Wunder. Denn ist es nicht ein großes Wunder, wenn der Feind zum Bruder wird. Aber sicher doch.

Es wird vielleicht ein bisschen gedauert haben, bis Hananias verstanden hatte und in der Lage war, seine Angst zu überwinden und über seinen Schatten zu springen.

Aber wenn Gott Paulus vergeben hatte, warum sollte er dies dann nicht auch können. Und da Gott diesen Menschen nicht auf seine Vergangenheit festlegte, sollte er dies auch nicht tun.

Hier wird einmal ganz anschaulich, was es heißt, dass Gott unser Erlöser ist. Er nagelt uns nicht auf das fest, was wir verbockt haben, wie wir das immer wieder tun. Nein. Er löst uns, er macht uns frei von den Fesseln, mit denen uns die Vergangenheit festhalten will.

So berichtet uns die Geschichte in ziemlich unscheinbarer Weise von einer zweiten Bekehrung, der Bekehrung eines Menschen zum Menschen.

Von Gott in Gang gesetzt und bewegt machte sich Hananias innerlich und äußerlich auf einen wirklich neuen Weg, beauftragt, seinem neuen Bruder zu helfen, alles zu verstehen. Unendlich zärtlich ist die Szene, wie Hananias Paulus die heilende Hand auflegt und ihn als Bruder anspricht: „Lieber Bruder Paulus.“

Da Jesus Hananias schickte, ist es, als wenn Jesus dem Paulus durch Hananias ein zweites Mal begegnete, diesmal aber nicht mit einer Hand, die stoppte und zu Boden warf, sondern mit einer Hand, die heilte und aufrichtete.

Das haben wir auch schon erlebt. Auf einmal war da jemand, der uns zärtlich berührte und uns half. Ob dieser Mensch wusste, in wessen Auftrag er das tut. Und haben wir gemerkt, wer uns die Hilfe geschickt hatte. Es waren indirekte Begegnungen mit Christus.

Vielleicht kann uns diese Geschichte helfen, in den Händen, die uns helfen und heilen wollen, den zu sehen, der sich unser erbarmt.

Helfen wir einander doch, Gottes Wirken und Gegenwart wahrzunehmen. Dazu helfe uns Gott, dass wir dem anderen die Hand reichen in dem Wissen: Lieber Bruder, liebe Schwester.

Er lebt – auch durch uns

Predigt zu Apostelgeschichte 10, 34-48 i.A. zu Ostern 2014

Auf unserer Israelfahrt kamen wir Anfang April auch nach Cäsarea ans Mittelmeer. Dort hatte sich seinerzeit König Herodes eine Sommerresidenz bauen lassen.

In eben diesem Cäsarea kam es vor 2000 Jahren zu einer Begegnung zwischen dem Apostel Petrus und dem römischen Hauptmann Kornelius. Von diesem Kornelius heißt es in der Apostelgeschichte, er sei ein frommer und gottesfürchtiger Mann gewesen. Vor jener Begegnung war Kornelius noch kein Christ. Er wurde es aber, nachdem er Petrus begegnet war.

Nun aber der Reihe nach: Zunächst erschien Kornelius ein Engel. Dieser Engel veranlasste Kornelius, Petrus zu sich zu bitten. Dem solle er mal zuhören. Der könne ihm helfen. So kam es, dass Kornelius Boten zu Petrus schickte mit der Bitte: Komm doch bitte mal her.

Und Petrus? Der ließ sich nicht lange bitten. Denn auch ihn hatte ein Engel besucht und auf diese Begegnung vorbereitet. Die Bitte des römischen Hauptmanns traf ihn also keineswegs unvorbereitet.

Man sieht: Hier waren in zweifacher Weise Engel am Werk. Diese Engel, also diese himmlischen Boten, sorgten dafür, dass Petrus zu einem irdischen Engel, also einem irdischen Boten Gottes Boten werden konnte. Und so ist es bis heute: Himmlische und irdische Engel arbeiten oft zusammen.

Als Petrus nun in Cäsarea eintraf, hatte Kornelius all seine Verwandten und Freunde um sich versammelt. Sie sollten natürlich dabei sein und miterleben, was Petrus sagen würde.

Als Petrus ankam, wandte sich Kornelius mit folgenden Worten der Begrüßung an Petrus. Er sagte: „Nun sind wir alle hier vor Gott zugegen, um alles zu hören, was dir vom Herrn befohlen ist."

Kornelius war sich offensichtlich im Klaren darüber, dass er hier nicht die Privatmeinung des Petrus zu hören bekam, sondern etwas Göttliches, etwas, was ihm vom Herrn befohlen war. Wir sehen: Kornelius sah in Petrus so etwas wie einen Boten Gottes bzw. einen Engel. Denn Engel sind ja nichts anderes als Boten Gottes.

Und so waren sie ganz Ohr für das, was Petrus ihnen im Auftrag Gottes zu sagen hatte. Und wir sind es auch, sind da, hier im Gottesdienst, um zu hören, was uns Gott durch Petrus zu sagen hat.

Nun bin ich nicht Petrus, einen Kornelius gibt es hier auch nicht und

auch Ihr seid nicht die Menschen von damals. Und doch ist es ein wenig wie damals: Petrus kommt zu Wort. Und durch die Worte des Petrus kommt wieder der zu Wort, in dessen Auftrag Petrus unterwegs war. Damals wie heute wird die Geschichte Jesu, vergegenwärtigt. Und damals wie heute endet das Ganze mit einer Taufe.

Was hat Petrus nun gesagt? Als Erstes hält er fest, dass es nicht so wichtig ist, was einer ist, also welchen Rang er hat, welches Amt er bekleidet, ob er viel verdient und all das. Nein. Für ihn entscheidet sich alles an der Frage, ob ein Mensch Gott fürchtet und recht tut. Deshalb sagt er: „Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm."

Was er hier sagt, könnte man auch mit der alten Mönchsregel „Ora et labora" wiedergeben. Denn wie Beten und Gott-Fürchten zusammen gehören, so gehören das rechte Beten und das sinnvolle Tun zusammen. Man könnte es auch mit den Worten Dietrich Bonhoeffers zum Ausdruck bringen, der der Meinung war, es käme auf das Beten und das Tun des Gerechten unter den Menschen an.

Menschen, die in Ehrfurcht vor Gott leben und das Notwendige und Gerechte unter den Menschen tun, sind die Menschen seines Wohlgefallens, Menschen eben, die Gott wohlgefällig leben, Gott angenehme Menschen.

Als Zweites kommt Petrus dann auf Jesus zu sprechen. Im Grunde ganz unspektakulär. Er fasst in schlichten Worten zusammen, was über ihn zu sagen ist. Er vergegenwärtigt allen, die ihm zuhören, Jesus Christus und sein Leben, ihn und seine Taten, ihn und seine Worte vor Augen zu haben. Und das ist gut und wichtig. Wir werden uns weitgehend einig darin sein, dass dieser Jesus etwas ganz Besonderes war und ja nach wie vor etwas ganz Besonderes ist.

Indem wir uns erinnern, wie er gegen alles kämpfte, was die Menschen kaputt machte und was sie von Gott abhielt, merken wir, wie wir uns danach sehnen, selbst auch loszuwerden, was uns kaputt macht und uns von einem erfüllten Leben mit Gott abhält.

Indem wir uns erinnern, wie einladend er von der Liebe des himmlischen Vaters zu all seinen Kindern sprach, gerade auch zu den verlorenen Söhnen und Töchtern, merken wir, dass wir uns nichts sehnlicher wünschen, als so ein Kind zu sein, das der barmherzige Vater in seine Arme schließt.

Indem wir uns erinnern, wie er für andere da war und alles darange-

setzt hat, Menschen zu helfen und ihnen Raum zum Leben zu schaffen, merken wir, wie auch wir seine Hilfe erhoffen. Indem wir uns erinnern, setzen wir uns mit dem auseinander, was er sagte und wie er sich verhielt. Und wir merken, dass uns das gut tut, dass wir uns an ihm orientieren.

Und wenn wir dann an die Geschehnisse rund um Karfreitag und Ostern denken, dann reiben wir uns ungläubig die Augen angesichts der Tatsache, wie er trotz allem bei der Liebe blieb, obwohl sie ihm so zusetzten. Selbst am Kreuz dachte er voller Liebe und Fürsorge an die, die ihn umbrachten.

Sein Leben schien zum Scheitern verurteilt. Fast sah es so aus, als wäre mit der Art und Weise seines Todes der Beweis dafür erbracht worden, dass so ein Leben nicht gelingen kann. Aber Gott hat dieses Ende nicht zugelassen. Er stellte sich auf seine Seite. Er ließ ihn nicht im Tode.

Es sah zwar nicht so aus. Aber Gott, der bei Jesus war in allem, was er tat und sagte, der war auch bei ihm, als er starb, und der ließ ihn durch den Tod hindurch zu neuem Leben kommen.

Damit stellte sich Gott hinter Jesus und alles, was er gesagt und getan hatte. Er sagte Ja zu dieser außergewöhnlichen Lebensgeschichte, an der wir uns immer wieder orientieren und ausrichten können, ja ein ums andere Mal auch aufrichten und trösten können.

Als Jesus seine Jünger dann als der Auferstandene aufsuchte und sie ihn erlebten, bekamen sie ein Gespür dafür, was es heißt, dass er auferstanden war und lebte. Beweisen konnten sie das niemanden — nicht einmal sich selbst. Aber bezeugen. Und das taten sie. Genau darum geht es bis heute.

Jetzt bleibt nur zu hoffen, dass wir all das nicht nur hören, sondern dass es uns bewegt und überzeugt, dass es uns verändert und auf den Weg bringt wie damals Cornelius. Hoffen wir mal, dass uns widerfährt, was in der Apostelgeschichte dann mit folgenden Worten berichtet wurde: „Während Petrus noch diese Worte redete, fiel der Heilige Geist auf alle, die dem Wort zuhörten... Und er befahl, sie zu taufen in dem Namen Jesu Christi.

Manchmal heißt es: Ich hör die Worte wohl, allein mir fehlt der Glaube. Mit Blick auf den Text könnten wir auch sagen: Allein es fehlt der Heilige Geist, der damals über die Menschen kam, die Petrus zuhörten. Was nicht ist, kann noch werden, indem wir uns selbst und einander die Geschichte Jesu vergegenwärtigen, ein ums andere Mal, immer wieder. Das ist und bleibt unsere Aufgabe, ein Leben lang.

Manche meinen ja, sie würden Jesus kennen, nur weil sie schon mal von ihm gehört haben. Aber das ist ein Irrtum! Müsste man in Anlehnung an ein berühmtes Zitat nicht sagen: Mein Jesus – das unbekannte Wesen? Doch, das ist er. Weitgehend unbekannt. Und viele tun herzlich wenig dafür, ihn näher kennenzulernen.

Genau das ist der Grund dafür, dass die Geschichte Jesu Christi immer wieder von neuem erzählt und vergegenwärtigt werden muss. Seine Geschichte, seine Worte und seine Taten, eben alles, was von ihm berichtet wurde, sollte uns so hoch und heilig, eben so wichtig sein, dass wir es immer und immer wieder neu bedenken und verinnerlichen. So würden wir uns und anderen die Möglichkeit eröffnen, ihn immer wieder neu und besser kennen zu lernen und zu verstehen.

Und wenn wir ihn dann so sehr verinnerlicht haben, dass er in uns lebt, in uns weiterlebt, dann könnte in uns und durch uns weitergehen, was er begonnen hat. So können wir am eigenen Leib erfahren, wie man das mit Ostern und der Auferstehung auch heute noch leibhaftig verstehen kann.

In den Anfängen der Christenheit wurden die, die Christen werden wollten, zu Ostern getauft. Ostern haben sie ihr neues Leben mit Christus, ihr Christsein feierlich begonnen. Und die schon getauft waren, haben sich bei dieser Gelegenheit ihrer Taufe erinnert, haben sich ins Bewusstsein gerufen, was es bedeutet, getauft und mit Jesus verbunden zu sein. Und so ist es bis heute. Ostern vergegenwärtigt uns an den, der den Tod überwunden hat und der unser Leben will.

Auf Gott achten und tun, was recht ist

Predigt zu Apostelgeschichte 10, 1-35 i.A. am 26. Januar 2020

Es geht heute um den jüdischen Jünger Petrus und um den römischen Hauptmann Kornelius. Juden wollten damals mit Römern nichts zu tun haben. Sie waren aus religiöser Sicht Ungläubige und politisch betrachtet Besatzer.

Bevor es dann zur Begegnung von Petrus und Kornelius kam, erschien dem gottesfürchtigen Kornelius ein Engel, der ihn aufforderte, nach Petrus zu schicken. Und Petrus hatte zeitgleich eine Vision, die ihn darüber belehrte, dass nicht alles unrein bzw. ungläubig ist, was Petrus bis

dahin für unrein und ungläubig gehalten hatte. So wurden beide vorbereitet und das Treffen von himmlischer Seite arrangiert.

Wie die Juden damals Berührungsängste hatten, was den Umgang mit Römern anging, haben viele heute Berührungsängste, was den Umgang mit Menschen angeht, die anders aussehen, anders leben, anders denken, die anders sind, was die Religion angeht, was die sexuelle Orientierung angeht, was die Nationalität angeht, was den sozialen Status angeht.

Genau da belehrt uns die Geschichte eines Besseren: Andere, die anders sind, sind nicht schlechter und zu meiden, nur weil sie anders sind. Unser Text widerspricht jeglichem Rassismus und Antisemitismus, aller Fremdenfeindlichkeit und allen Ausgrenzungen. Kein Mensch ist weniger wert, böse oder schlechter, nur weil er anders ist.

Mit Blick auf den Text kann man sich doch nur wünschen, dass Gott allen zeigt, was er Petrus zeigte, sodass jeder von uns von sich sagen könnte, was da steht: „Gott hat mir gezeigt, dass ich keinen Menschen gemein oder unrein nennen soll."

Wir halten uns viel zu oft an Äußerlichkeiten fest, über die wir uns dann auch noch allzu gern aufregen. Und warum? Weil wir Berührungsängste haben.

Wenn wir doch unsere Unsicherheit und unsere Berührungsängste überwinden könnten, auf die zugehen könnten, die anders sind, dann würden wir feststellen, dass sie nicht eben nicht viel anders sind, als wir und all die anderen.

Aber sind wir dazu bereit? Sind wir bereit, unsere Ansichten über andere, die anders sind, zu ändern? Oder bleiben wir lieber dabei, sie in Schubladen zu stecken?

Gott selbst belehrt Petrus und dadurch auch uns, dass es überall Menschen gibt, die gottesfürchtig sind und recht tun.

So kommt es, dass Petrus seine Ansichten, was die anderen angeht, grundlegend ändert. Er kommt für sich zu dem Schluss: „Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm."

Das alles gilt natürlich nicht nur für damals und das Verhältnis zwischen Juden und Römern. Es gilt nach wie vor.

Denn es gibt ja auch in unserer Welt Menschen, die einen Bogen um die machen, die anders sind. Ich denke da an den nationalistisch Denkenden aus Deutschland und den Flüchtling aus Syrien, den Fußballfan

aus Hannover und den aus Braunschweig, den mittellosen Obdachlosen und den reichen Yuppie, den Tätowierten und den Spießer.

Wenn doch alle beherzigen würden, was in unserer heutigen Geschichte steht. Wenn doch alle darum wüssten, dass sie auch nur Menschen sind, fehlerhaft und bedürftig, wie die anderen eben auch.

Wenn doch alle darum wüssten, dann würde niemand gemieden, dann würde niemand ausgegrenzt, dann würde niemand vergessen. Wenn doch alle Menschen darum wüssten, dass es Gott nicht interessiert, ob einer mehrere Verdienstorden trägt oder arbeitslos ist. Wenn doch alle Menschen darum wüssten, dass es Gott nicht interessiert, ob einer Moslem oder Jude, Christ oder Atheist ist, schwarz oder weiß, gelb oder rot ist. Wenn doch alle Menschen darum wüssten, dass es Gott nicht interessiert, ob einer Herr Dr. oder nur einfacher Arbeiter ist, ob einer Millionär oder Bettler ist oder sonst was ist.

All das mag in unseren Augen wichtig sein. Aber Gott interessiert das nicht wirklich. Ihm kommt es nicht auf Äußerlichkeiten an. Es geht ihm um Wesentlicheres. Und so sieht uns Gott ohne all das, mit dem wir uns umgeben und schmücken. Als hätte er einen Röntgenblick, so durchschaut er all die Äußerlichkeiten und sieht uns, wie wir in unserem tiefsten Wesen sind.

Petrus erkennt, dass entscheidend wichtig ist, wer Gott mit Ehrfurcht begegnet und ihn achtet, und wer tut, was in Gottes Augen recht ist.

Insofern erreicht uns durch die Geschichte von Kornelius eine sehr wichtige Botschaft. Wenn wir doch immer in dem Bewusstsein leben würden, dass Gott nicht das Äußere ansieht, sondern danach schaut, wer ihn - unabhängig von allen Äußerlichkeiten - achtet und recht tut.

Ich glaube, alle Menschen, für dies oder das begeistert, jung und alt, arm und reich, gesund und krank würden besser miteinander auskommen, wenn sie Gott achteten und recht tun – und das in dem Bewusstsein: Ich bin nur ein Mensch von vielen. Denn alle wollen leben und sind von Gott geachtet und wert geschätzt. Also lasst uns einander helfen, Gott zu achten und das zu tun, was Gott recht ist.

Aus der Klemme befreit

Predigt zu Apostelgeschichte 12, 1-11 am 16. September 2018

Diese Geschichte spielt in einer Zeit, in der es lebensgefährlich war, Christ zu sein. Den Apostel Jakobus hatte man schon hingerichtet. Und

Petrus drohte das gleiche Schicksal. Er wartete im Gefängnis auf seine Hinrichtung. Gut bewacht und gefesselt.

Und dann das. Mitten in der Nacht kommt einer und bringt ihn in Sicherheit. Für einen Moment scheint er - schlaftrunken, wie er war - gedacht zu haben, er würde träumen. Tat er aber nicht.

Der, der Petrus befreite, weckte ihn mit einem Stoß in die Seite. Er löste die Fesseln und forderte ihn auf, schnell aufzustehen und sich anzuziehen. Dann führte er ihn von den Wachen unbemerkt aus dem Gefängnis bis zu dem Tor, das in die Stadt führte. Und auch das war nicht verschlossen, sondern öffnete sich wie von selbst. Er war raus, endlich wieder in Freiheit. Und eh er sich versah, stand er allein da. Sein geheimnisvoller Retter war so plötzlich verschwunden, wie er gekommen war.

Wer war das, der ihn da rettete. Die Geschichte spricht von einem Engel, ohne ihn näher zu beschreiben. Das mit dem Licht ist nicht so wichtig, ist eher ein Schmuckelement der Erzählung von dieser wunderbaren Rettungsaktion.

Wichtig ist der Geschichte nicht, wie der Engel aussah. Wichtig ist nur, was er tat. Wichtig ist nur, dass er Petrus aus der Klemme befreite.

Während ihm zu Bewusstsein kam, dass er nicht träumte, sondern sich in Freiheit befand, konnte er sich das Geschehene nur so erklären, dass Gott ihn gerettet hatte. Das heißt, Gott hatte jemanden geschickt. Und so sagte er sich: „Der Herr hat seinen Engel geschickt." Aber wer oder was der Engel des Herrn war, blieb im Dunkeln.

Natürlich könnte man die Geschichte auch so hören und erzählen, als wäre sie eine der Geschichten aus 1001 Nacht. Dann klänge sie noch sehr viel mehr nach Wunder, für viele wie ein Märchen.

Aber wenn man sie so erzählt, wie ich es versucht habe, dann klingt sie wie ein Bericht von der Rettung eines Gefangenen aus einem der Verliese dieser Welt. Und hätte ich es ein bisschen reißerischer erzählt, hätte es geklungen wie in einem Actionfilm.

Nun haben wir genau das nicht erlebt, jedenfalls nicht persönlich. Und doch gab es immer wieder mal Situationen, in denen wir in der Klemme steckten und von jemanden aus unserer misslichen Lage befreit wurden. Und dann haben wir vielleicht gedacht und zu unserem Retter gesagt: „Mensch, Dich schickt der Himmel."

Und da haben wir's. Die der Himmel schickt, die sind per Definition Boten Gottes, Engel eben. Es mögen in Ausnahmefällen unsichtbare

Engel sein. Aber meistens sind es doch sehr menschliche Engel. Und? Hauptsache gerettet und aus der Klemme befreit.

Das kann man so erleben, dass man meint, man habe eben Glück gehabt. Oder man kann es so erleben, dass man hinter dem, der einen da aus der Klemme befreit, Gott am Werk sieht. Und so kann aus dem menschlichen Retter ein Bote Gottes werden, einer eben, von dem wir sagen: „Mensch, Dich schickt der Himmel."

Nun sollte es uns nicht schwer fallen, uns an die eine oder andere Situation in unserem Leben zu erinnern, wo wir festsaßen, wo wir einfach nicht weiter kamen, wo wir im wahrsten Sinne des Wortes oder im übertragenen Sinn in der Klemme saßen.

Und auch daran könnten wir uns erinnern, wie wir gerettet oder vor Schlimmeren bewahrt wurden. Und selbst dann, wenn es uns seinerzeit nicht bewusst wurde, ist es jederzeit möglich, eine Rettung nachträglich im Sinne der heutigen Geschichte als eine Rettung zu verstehen, die wir einem von Gott gesandten Engel verdanken.

Ich habe mal versucht, mich zu erinnern, wo ich in der Klemme saß. Das waren zum einen ganz unspektakuläre Situationen: Jemand lieh mir 200 Euro bei Real, weil ich mein Portemonnaie zu Hause vergessen hatte. Jemand schleppte mich ab, weil mein Auto liegen geblieben war. Jemand half mir die Arbeit rechtzeitig fertig zu bekommen, weil ich es allein nicht mehr geschafft hätte. Jemand übernahm einen Termin, den ich vergessen hatte. Jemand nahm sich Zeit für mich und hörte mir zu, als ich in Not war. Jemand gab mir den entscheidenden Hinweis, als ich nicht wusste, was ich machen sollte...

Ich habe damals nicht jedes Mal gedacht und gesagt: „Mensch, Dich schickt der Himmel." Aber bei genauerem Betrachten hätte ich es durchaus denken und sagen können. Jedes Mal wurde mir da einer zum Engel, der mich aus der Klemme befreite, in der ich mich befand.

Es klang bereits an. Wir sitzen ja nicht wirklich im Gefängnis, sondern allenfalls im übertragenen Sinn fest. Sie werden das von sich auch kennen. Und Du hast das auch schon erlebt: Es gibt so Momente, da kommt man nicht weiter. Dann sitzt man fest. Dann fühlt man sich wie gelähmt. Oft weiß man nicht einmal, warum das so ist, was einen beengt und Angst macht. Mit ein bisschen Abstand gelingt es manchmal, den Grund dafür auszumachen.

Mit Blick auf mich denke ich an meine Erziehung, die mich prägte und festlegte. Da sind die sogenannten Sachzwänge, die mich glauben lassen, ich könnte nur so und nicht anders. Da sind die Konventionen,

die ich verinnerlicht habe und die mich glauben lassen, ich müsste dieses und dürfte jenes nicht. Da sind zuweilen mächtig trübe Gedanken, wenn ich mir vergegenwärtige, was so um mich herum passiert. Und da sind die Sorgen, die mir manchmal aufs Gemüt drücken.

Da sind all die Verstrickungen, in denen ich mich wie in einem Spinnennetz gefangen fühle, aus denen ich nicht raus komme. Theologisch gesagt: Das ist die strukturelle Sünde. Das sind die sündigen Strukturen der Wirtschaft und des Geldes, denen wir nicht wirklich entkommen.

Nicht immer und überall kommt man raus aus der Klemme. Aber wenn es passiert, wenn uns einer befreit aus dem Gefängnis, in dem wir uns befinden, wenn die inneren Ketten und Fesseln fallen, wenn sich eine Tür in schier ausweglos erscheinender Lage öffnet, wenn uns ein Licht in der Dunkelheit aufgeht, wenn Freiheit das Gefühl des Gefangenseins durchbricht, wenn so etwas passiert, dann ereignet sich genau das, wovon die heutige Geschichte berichtet. Um es mit den Worten des Petrus zu sagen: Dann hat uns der Herr seinen Engel geschickt.

Ein letzter Gedanke. Wenn wir jetzt mal für einen Moment an einen Menschen denken, der in seiner Gefangenschaft bzw. Befangenheit auf einen wartet, der ihn befreit und ihm zum Engel wird, dann dürfte klar sein, was der Herr von uns will, dass wir tun: Wir können diesem Menschen zum Engel werden.

Und wenn das geschieht, hat uns der Engel des Herrn nicht nur aus dem Gefängnis befreit, in dem man nur an sich denkt, sondern als Engel auf den Weg zu eben diesem Menschen gebracht, der unsere Hilfe brauchte.

Diese Geschichte macht Mut und befreit, sich als Engel auf den Weg zu denen zu machen, die in der Klemme sitzen und Hilfe brauchen. Bitten wir Gott, dass er uns und anderen immer die Engel schickt, die uns befreien. Und bitten wir Gott auch, dass er uns als Engel für andere gebrauchen kann.

Komm herüber

Predigt zu Apostelgeschichte 16, 9-15 am 17. Februar 2019

Paulus war mal wieder unterwegs. Auf Dienstreise sozusagen. Genauer gesagt auf seiner zweiten Missionsreise. Die Reisepläne wurden immer wieder durchkreuzt. Da sie weder nach Norden noch nach Südwesten konnten, machten Sie sich auf den Weg nach Westen.

Was wie eine Verkettung unglücklicher Umstände aussah, verstand Paulus als göttliche Führung. Für ihn war klar, dass letztlich Gott selbst dahinter stand, dass sie schließlich diesen Weg eingeschlagen hatten.

Ist das nicht oft so? Wir sagen dann: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Das hört sich allerdings sehr danach an, als wenn unser Leben in allem vorherbestimmt sei. Ist es das? – Ich glaube nicht.

Deshalb wäre es besser, wir würden angesichts unser verschlungenen Lebenswege so sagen: Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt. Da bleibt beides beieinander. Die Freiheit und Eigeninitiative, aber auch das Wissen darum, dass er uns begleitet und führt. Das klingt widersprüchlich. Gehört aber doch zusammen.

Paulus jedenfalls und seine Begleiter kamen schließlich nach Troas. Troas lag an der Küste im Osten der heutigen Türkei. Am gegenüberliegenden Ufer lag Europa, für Paulus und seine Begleiter eine andere, eine unbekannte Welt.

Sie befanden sich nicht nur an der Grenze zweier Kontinente. Sie waren gleichzeitig an eine ganz andere Grenze gestoßen, eine innere Grenze. Und es stellte sich die Frage: Sollen wir zu neuen Ufern aufbrechen? Sollen wir es wagen?

Sie waren in einer Situation, die jeder kennt, wenn es nämlich nicht mehr weiterzugehen scheint und man sich fragt: „Was nun? Sollen wir es wagen?“ Was geschieht, wenn wir an solche Grenzen stoßen?

Wir wissen nicht so recht. Wir haben Angst. Wir trauen uns nicht. In unserer Phantasie malen wir uns jenseits der Grenze alles Mögliche aus. Wir rechnen mit dem Schlimmsten. Am liebsten würden wir beim Altvertrauten bleiben.

Und doch locken die Ferne und das Neue. Irgendwie würde man ja auch gerne die Grenze, ja die eigenen Begrenzungen überwinden. Aber wie?

Paulus hatte also einen Traum. Er sah im Geiste einen Mann aus Mazedonien, also von jenseits des Meeres in Europa, vor sich stehen. Dieser Mann bat ihn: „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns.“

Für Paulus war klar: Das hatte er nicht zufällig geträumt. Gott hatte ihn diesen Traum träumen lassen und ihm damit einen deutlichen Hinweis gegeben. Gott selbst rief ihn nach Europa, zu neuen Ufern. Er sollte es wagen.

Wo eben noch eine Grenze war, vor der Paulus zurückschreckte, war auf einmal ein Weg, eine Herausforderung, eine Möglichkeit. Pau-

lus und die Seinen waren gewiss, dass Gott sie gerufen hatte.

Und auch das kennen wir, dass sich in schier ausweglos erscheinender Lage auf einmal eine Möglichkeit eröffnet, von der wir rückblickend sagen, nur so und nicht anders konnte es kommen.

Viele tun sich schwer damit, Träumen oder Visionen zu trauen. Ein bisschen leichter fällt es uns, wenn wir einer Intuition folgen. Aber einerlei, wie wir es nennen: Gott hat viele Wege, uns etwas wissen zu lassen und uns Neues zu eröffnen – und dazu gehören offensichtlich Träume.

Wie ist das eigentlich mit unseren Träumen und Visionen, nicht nur denen, die wir nachts haben? Könnte es nicht sein, dass Gott auch uns durch unsere Träume und Visionen hindurch helfen will, unsere Grenzen und Begrenzungen anzugehen, damit wir uns eben nicht abfinden, sondern zu neuen Ufern aufmachen und es wagen, Neuland zu betreten?

Dafür braucht es Menschen, die uns ermutigen, die nötigen Schritte zu tun, wenn da welche sind, die uns von jenseits der Grenze auffordern: „Nun komm schon herüber!“

Gott hilft uns, unsere Grenzen zu überwinden oder zumindest zu weiten. Wie? - Indem er Menschen rufen lässt: „Komm doch mal rüber.“ So ist es ein ums andere Mal Gott selbst, der uns durch andere auffordert, den Sprung zu wagen und unsere Grenzen und Begrenzungen zu überwinden, die uns im Wege sind.

„Komm herüber und hilf uns!“ Bleibt die Frage, wer uns heute so ruft. Es könnte ein Mensch aus unserer unmittelbaren Nähe sein, der uns einlädt, einfach mal rüber zu kommen. Wer könnte das sein?

Oder sind wir es gerade selbst, die andere so rufen, so rufen möchten? Das hat ja auch mit Grenzen zu tun, mit dem Sprung über den eigenen Schatten, sich anderen zu öffnen, sie um Hilfe zu bitten, sich dafür nicht zu schämen.

Paulus und seine Begleiter machten sich damals jedenfalls auf den Weg. Sie kamen über Samothrake nach Neapolis und von da nach Philippi. Erst in der 3. Stadt ihrer Reise nach Europa blieben sie.

Es gibt offenbar ein berechtigtes Auswählen, Suchen und Abwägen. Nicht das Erstbeste ist schon das Richtige. Der Weg ist meist länger und verschlungener. Und nicht jede Station, an der man sich durchaus wohlfühlen kann, ist schon das Ziel.

Für den Fall, dass Sie auch gerade auf dem Weg und unterwegs zu neuen Ufern sind - nur Mut. Bleiben sie unterwegs. Nicht gleich wieder

sesshaft werden. Sondern schauen, wie es weitergeht, weitergehen könnte. Niemand sollte jemals damit fertig sein, darüber nachzudenken, was für ihn dran ist, wo Gott uns haben will, was Gott von uns will.

Nun waren die ersten, die bereit waren, ihm zuzuhören, Frauen an einem öffentlichen Platz. Zunächst hörte Paulus den Frauen zu. Er fühlte sich ein in ihr Denken, in ihre Fragen, in ihre Welt. Und erst dann sprach er von dem, was ihn bewegte und umtrieb, was seinem Leben Sinn und Tiefe schenkte.

Einer dieser Frauen, der gottesfürchtigen Purpurhändlerin Lydia, ging das alles in besonderer Weise zu Herzen. Offensichtlich war das, was Paulus da über Jesus Christus sagte, genau das, was ihre Fragen aufnahm und beantwortete. In der Apostelgeschichte heißt es von ihr: „Der Herr tat ihr das Herz auf.“

Was für eine wunderbare Formulierung: Gott tat ihr das Herz auf. Nicht sie machte es. Nicht die Worte des Paulus vermochten das. Nein: Gott tat es. Gott öffnet denen das Herz, die ihn fürchten... und sich ihm öffnen.

Natürlich wird auch sie sich geöffnet haben. Vielleicht wird Lydia ja gerade deshalb gottesfürchtig gepriesen, weil sie ein offenes Herz hatte, das sich Neuem öffnen konnte, das zuhören konnte, das sich nicht verschloss.

Wenn das doch auch heute viel öfter geschehen würde. Denn das bräuchten wir doch auch, dass Gott uns die Herzen öffnet - für ihn und füreinander. Natürlich stellt sich die Frage, warum sich nicht alle Herzen für Gott öffnen. An Gott wird es doch wohl nicht liegen. Er versucht es bei allen und immer wieder. Wo und wann immer das geschieht, ist es ein Wunder.

Als Folge dieses Gesprächs mit Paulus ließ sich Lydia samt ihren Leuten taufen. Sie wollte dazugehören, zu diesem Jesus, zu seiner Kirche. Lydia ließ sich nicht nur taufen. Sie bat Paulus und seine Begleiter ins Haus und bot ihnen ihre Gastfreundschaft an: „Kommt doch herein.“

Also nicht nur miteinander reden und beten, sondern auch gastfreundlich sein, miteinander essen und leben, einander einladen: „Komm doch mal rüber.“

Es scheint alles miteinander zu tun zu haben. Gott eröffnet neue Wege, hilft uns unserer Grenzen und Begrenzungen zu überwinden, öffnet unsere Herzen - für ihn und füreinander. Diese Offenheit wünsche ich uns allen. Möge Gott uns füreinander und für ihn öffnen, damit wir zueinander und zu ihm kommen.

In der Mitte der Nacht Gott loben

Predigt zu Apg. 16, 23ff von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 18. Mai 2025

Das ist doch mal eine tolle Geschichte. Aktion pur. Im Kindergottesdienst kämen die Kinder beim Erzählen der Geschichte aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Das fängt mit diesem Kerkermeister an, der die gefolterten Paulus und Silas festsetzte. Und was machten die beiden mitten in der Nacht? Sie beteten und lobten Gott. Und das in dieser Situation. Ist doch unglaublich.

Und dann das Erdbeben, bei dem alles ins Wanken geriet. Der Block, mit dem die Gefangenen festgesetzt waren, und die Türen des Gefängnisses aufsprangen auf.

Und was machten die beiden? Man sollte ja annehmen, dass sie das Weite suchten. Weit gefehlt. Das nächste Wunder. Sie blieben.

Und der Kerkermeister? Der kam darüber nicht nur zum Staunen, sondern zum Glauben an Gott. Für den begann ein neues Leben. Ohne lange zu fackeln ließ sich er sich taufen.

Wunder über Wunder. Aber wie das so bei Wundern ist – man kann sich wundern und man kann sie glauben oder es bleiben lassen. Nichts würde sich für uns ändern? Es bliebe ein Bericht von früher.

Spannend wird es, wo wir entdecken, was das Ganze mit uns zu tun haben könnte. Dazu möchte ich mir mit Euch und Ihnen die Hauptakteure der Geschichte ein wenig genauer anschauen.

Ich fange mal mit dem Kerkermeister an. Der hatte seinen Auftrag zunächst erfüllt. Er hatte die Gefangenen, die ihm übergeben wurden und für die er verantwortlich war, mit den Füßen in den Block gelegt. Weil er wusste, dass sie da nicht rauskommen konnten, legte es sich beruhigt schlafen.

Doch dann änderte sich die Situation durch ein Erdbeben grundlegend. Als der Kerkermeister aufwachte und sah, dass die Türen offen waren, musste er annehmen, dass die Gefangenen weg waren.

Dafür konnte er nichts. Ihm war klar: Man würde ihn dafür verantwortlich machen. Er war verloren. Da konnte er sich auch gleich selbst das Leben nehmen. Und so war er drauf und dran, sich mit dem Schwert das Leben zu nehmen.

Nehmen wir das Ganze mal bildlich. Dann geht es vielen von uns doch ganz ähnlich. Wir legen uns ein ums andere Mal schlafen, nachdem wir getan haben, was man uns aufgetragen hat, was man von uns erwartete. So geht das Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr.

Und dann passiert auf einmal etwas, sodass unser Schlaf abrupt endet. Wir fahren hoch aus unseren Träumen, müssen uns neu orientieren, einer neuen Realität stellen, mit zuweilen unabsehbaren Folgen.

Wer schon einmal in einer ähnlichen Situation war, der weiß, wie es ist, wenn man denkt: Ich bin verloren. Jetzt ist es aus.

So am Nullpunkt angelangt, hörte der Kerkermeister gerade noch rechtzeitig, wie Paulus rief: „Tu dir nichts an." Das rettete ihm das Leben. Noch einmal Glück gehabt.

Ähnliches kann jedem von uns passieren, der so am Nullpunkt angekommen ist. Glück hat, wen dann – egal wie – die rettende Stimme erreicht: „Tu dir nichts an!"

Ob man dieses „Tu dir nichts an!" hört oder liest oder sonst wie vermittelt bekommt, alles nicht so wichtig. Hauptsache, man hält inne. Hauptsache, man spürt tief drinnen: Ich bin in meiner Not nicht von Gott und aller Welt verlassen.

Klar: Wenn einem so etwas widerfährt, kann das Leben danach nicht so weitergehen, wie es vorher war. Es wird, ja es muss sich was ändern. Manchmal schlagartig. Manchmal zunächst kaum spürbar, aber aufs längere Sicht doch sehr deutlich.

Und so fragt der Gefängniswärter unter dem Eindruck des gerade Erlebten: „Was muss ich tun, um gerettet zu werden?"

Was für eine Frage. Ich würde mir wünschen, wir alle würden uns Fragen wie dieser stellen: „Was muss ich tun, um gerettet zu werden?" „Was steht an?" „Was ist notwendig?" „Lebst du schon oder träumst Du noch?" „Wo willst du eigentlich hin mit deinem Leben?" Ja, was ist zu tun, damit mein, damit Dein, damit Ihr Leben gelingt, damit wir und all die anderen gerettet werden?

Darauf gibt es mancherlei Antworten. Je nach dem, wen man fragt, was man tun soll, bekommt man unterschiedliche Antworten:

Banker sagen vielleicht: Mach Geld. Ärzte sagen vielleicht: Lebe gesund. Lehrer sagen vielleicht: Bilde dich weiter. Therapeuten sagen vielleicht: Verwirkliche dich selbst.

Die Werbung sagt: Konsumiere. Versicherungen sagen: Sichere dich ab. Arbeitgeber sagen: Sei schön fleißig. Familienangehörige sagen: Sei für uns da.

Und was sagt Paulus: „Setze dein Vertrauen auf Jesus Christus, dann wirst du selig." Hat Dir, hat Ihnen das schon einmal jemand nahegelegt?

Klingt ja nicht gerade wie die Tipps, die man sonst so bekommt, wenn man fragt: „Was muss ich tun?“

Mal Hand aufs Herz: Wie selbstverständlich ist es uns, dass wir uns und die anderen Jesus, dem Vater und dem Heiligen Geist anvertrauen und dann auch davon ausgehen, dass alles so gut wird, wie es unter den gegebenen Umständen eben werden kann?

Das mit dem Vertrauen und Anvertrauen sagt und denkt sich so leicht. Aber leben wir es auch? Wird es im alltäglichen Leben auch konkret?

Ich weiß von mir, wie vergesslich ich bin. Und das bezieht sich leider nicht nur auf die Dinge des alltäglichen Lebens. Das bezieht sich leider auch auf vieles, was mit dem Vertrauen zu Gott zu tun hat.

Mir ist längst nicht immer bewusst, dass Gott ist, bei mir ist, um mich ist, in mir ist. Mir ist längst nicht immer bewusst, dass ich und all meine Lieben in Gott, in Gott geborgen sind.

Von daher ist es gut, sich zu erinnern, sich immer wieder erinnern zu lassen: „Setze dein Vertrauen auf Jesus Christus, dann wirst du selig.“ Dann gelingt das Leben.

Diese Geschichte ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie das aussehen könnte und was die Folgen sein könnten. Dazu müssen wir uns den Anfang der Geschichte vergegenwärtigen.

Und damit bin ich bei den beiden anderen Hauptakteuren der Geschichte, nämlich bei Paulus und Silas.

Die wurden verleumdet. Die wurden im wahrsten Sinne vorgeführt und geprügelt. Die wurden in einen finsteren Kerker gesperrt. Denen ging es also alles andere als gut.

Aber was machten die? Es mag eine Weile gedauert haben, bis sich die beiden von den körperlichen und seelischen Misshandlungen ein wenig erholt hatten. Sie waren ja keineswegs unempfindlich für den Schmerz, den man ihnen zugefügt hatte.

Aber um Mitternacht, verstehen wir es mal symbolisch, also mitten in der Nacht, da wo die Nacht am tiefsten und dunkelsten ist, wo die Talsohle erreicht ist, mitten in ihrer Not fingen die beiden an, zu beten und Gott zu loben.

Es ist nicht überliefert, wie die beiden beteten und Gott lobten. Aber vermutlich hing es mit dem zusammen, was sie später dem Gefängniswärter auf seine Frage antworteten, was zu tun ist.

Nämlich: „Erkenne Jesus Christus als Herrn an und setze dein Vertrauen auf ihn, dann wirst du und dein Haus selig.“ Das haben sie nicht nur gesagt. Das haben sie gelebt - und das in ihrer misslichen Lage.

Und wir? So geballt, wie bei Paulus und Silas, kommt es bei uns selten. Aber hin und wieder passiert es schon, dass man uns verleumdet, dass man uns vorführt, dass wir als Prügelknaben herhalten müssen, dass man uns isoliert oder ausschließt.

Ich vermute mal, dass uns dann nicht danach zumute ist, Gott zu loben. Stattdessen klagen und jammern wir - auch wenn wir wissen, dass uns Klagen und Jammern nur noch weiter nach unten ziehen werden.

Und auch wenn wir wissen: „Loben zieht nach oben“, kriegen wir es nicht hin, umzuschalten vom Jammern zum Loben.

Wenn es im Text heißt, dass Paulus und Silas beteten und Gott lobten, bekommen wir damit einen Hinweis, was auch uns in unserer Not gut tun und helfen würde.

Und wie könnte das konkret aussehen? Die Katholiken nennen ihr Gesangbuch, wie vielleicht bekannt ist, Gotteslob. Warum? Weil viele der Lieder sind Loblieder sind.

Gute Idee, nicht wahr. Verstehen wir doch unsere Lieder als Gotteslob, mit dem wir nicht nur uns, sondern alle, an die wir denken, und alles, was uns umtreibt, Gott anvertrauen.

Damit wären wir dicht dran an dem, wie Paulus und Silas taten. Und dann könnte es durchaus sein, dass mit uns und allen, die es hören, ähnliches passiert, wie mit denen damals.

Es würde uns durch und durch gehen. Es würde beben, in uns. Es würde uns befreien von dem, was uns einengt und gefangen nimmt, was uns einschränkt und unfrei macht.

Es würde uns stärken in unserem Vertrauen auf Gott. Es würde uns ein Gespür dafür vermitteln, dass wir miteinander und mit ihm verbunden sind und bleiben – was auch immer geschehen mag.

In ihm leben und sind wir

Predigt zu Apostelgeschichte 17, 22-34 am 28. April 2021

Wie wäre es, wenn uns einer wie Paulus besuchte und dann sagen würde: „Ihr Christen in Deutschland, ich sehe, dass ihr Gott auf mancherlei Weise verehrt. Denn ich bin umhergegangen und habe eure Kirchen und Gemeindehäuser gesehen. Fast überall schien man mit Bestimmtheit zu wissen, wer oder was Gott ist und was er will und tut

oder auch nicht. Fast immer hörte sich das Wort Gott wie eine Antwort an, selten wie eine Frage. Habt ihr denn keine Fragen mehr? Was ist eigentlich mit dem unbekannten Gott, dem unbegreiflichen, unfassbaren, unsichtbaren und unverfügbaren Gott? In Athen scheint es eine Ahnung gegeben zu haben, dass man nie sicher sein kann, was Gott angeht. Deshalb der Altar, der dem unbekannten Gott gewidmet war."

„Na gut", werden Sie sagen, „das war damals so. Denen hatte ja auch noch niemand den biblischen Gott verkündigt. Bei uns ist das doch ganz anders. Wir haben die Bibel. Wir kennen Gott und Jesus. Für uns ist er doch kein Unbekannter mehr." Könnte man ja denken. Aber stimmt das?

Immer mehr Menschen tun sich schwer mit Gott. Die alltäglichen Erfahrungen, die sie machen, scheinen nichts mit Gott zu tun zu haben. Entweder sie hatten noch keinen Zugang zum Glauben an Gott gefunden oder Gott ist ihnen abhandengekommen. So oder so mögen sie den Eindruck haben, sie hätten Gott verloren oder seien ihn los. Und konsequenterweise leben sie so, als wenn es Gott nicht gäbe.

Hin und wieder spüren sie, dass ihnen Gott doch irgendwie fehlt. Und so suchen sie nach ihm, nach Sinn und nach Transzendenz. Schlimmsten Falls landen sie in der Sucht, wenn sie nicht finden, was sie eigentlich suchen.

Woran liegt es, dass Menschen sich als Gott fern erleben, dass sie nicht mehr glauben können? Woran liegt es, dass Gott ihnen fremd geblieben oder fremd geworden ist? Liegt es daran, dass ihnen Vorbilder gelebten Glaubens fehlen? Liegt es am Gottesbild, dass man ihnen vermittelt hat und dass es ihnen unmöglich macht, an Gott zu glauben?

Oder liegt es daran, dass diese Menschen in gewisser Weise oberflächlich sind, eben nicht in der Lage sind, die Oberfläche dessen, was vor Augen ist, zu durchdringen auf das hin, was die Welt im Innersten zusammenhält?

Oder hat das Gefühl der Gottferne, das viele Menschen beklagen, seinen Grund in dem Umstand, dass diese Menschen Gott ja auch nicht suchen, jedenfalls nicht wirklich? Oder waren es Schicksalsschläge oder Enttäuschungen durch die Kirche? Wie dem auch sein - es gibt viele Gründe, warum Menschen keinen Zugang zu Gott und zum Glauben an Gott gefunden haben.

Das kann im Übrigen jedem passieren, dass einem Gott abhandenkommt, dass einem Gott fremd wird. Und das ist nicht verwunderlich. Wir verfügen doch zu keiner Zeit über den unbegreiflichen Gott.

Leo Tolstoi sagte: „Wenn dir der Gedanke kommt, dass alles, was du über Gott gedacht hast, verkehrt ist, und dass es keinen Gott gibt, so gerate darüber nicht in Bestürzung. Es geht vielen so. Glaube aber nicht, dass dein Unglaube daher rühre, dass es keinen Gott gibt. Wenn du nicht mehr an den Gott glauben kannst, an den du früher geglaubt hast, so rührt das daher, dass in deinem Glauben etwas verkehrt war, und du musst dich besser bemühen, zu begreifen, was du Gott nennst. Wenn ein Wilder an seinen hölzernen Gott zu glauben aufhört, heißt das nicht, dass es keinen Gott gibt, sondern nur, dass der wahre Gott nicht aus Holz ist."

Nur selten wird man von einem „Nicht-Glauben-Wollen" reden können. Denn wer entscheidet sich schon absichtlich dagegen? Denn auch die, die nicht glauben, nicht glauben können, kommen über alledem nicht wirklich zur Ruhe.

Da bleibt eine Sehnsucht, die im Tiefsten zum Wesen des Menschen gehört, eine Sehnsucht nach dem, was wir eben „Gott" nennen. Da hatte der Kirchenvater Augustin schon recht, der mit Blick auf die Suche des Menschen nach Gott sagte, dass der Mensch nicht eher ruht, als bis dass er Ruhe gefunden hat in Gott.

Paulus sagt: In ihm leben, weben und sind wir. Zu diesem wunderbaren Satz fiel mir die Geschichte von einem kleinen Fisch namens Emil ein:

Dem hatte man gesagt, dass Fische zum Leben Wasser bräuchten. Fische würden im Wasser leben, weben und sein. Das konnte jener kleine Fisch nicht glauben. Schließlich hatte er das Wasser noch nicht gesehen. So begab er sich auf die Suche nach dem Wasser, von dem die anderen sagten, dass es überlebenswichtig sei. Genau in dem Moment, in dem ihm in der Sonne liegend ohne Wasser die Sinne schwanden, begriff er mit dem letzten Funken seines Bewusstseins, dass er die ganze Zeit im gesuchten Wasser gelebt hatte.

So wie Emil sich auf die Suche nach dem Wasser machte, so sind heutzutage viele Menschen bewusst oder unbewusst auf der Suche nach dem, was wir „Gott" nennen, auf der Suche nach dem, was uns durchdringt, belebt und trägt, nach dem, was uns leben lässt.

Und wie Emil schließlich die Erfahrung macht, dass sein Leben vom Wasser abhängt, das ihn von allen Seiten umgibt und durchdringt, so haben Menschen zu allen Zeiten erfahren, wie ihr Leben von Gott abhängt, der uns von allen Seiten umgibt und durchdringt.

Ist das nun seltsam, dass wir Gott immer wieder neu suchen müssen? Ich glaube nicht. Im Gegenteil. Es ist normal, dass wir uns gerade auch

der Selbstverständlichkeiten unseres Lebens immer wieder neu bewusst werden müssen, dass wir ihnen nachspüren müssen, um im Kontakt zu bleiben mit dem, was die Welt im Tiefsten zusammenhält.

In der Rede auf dem Areopag heißt es, dass Gott das Menschengeschlecht gemacht hat, damit sie ihn suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten.

An diese Sehnsucht der Menschen knüpft er an, die Sehnsucht, nicht nur von Gott zu hören, nicht nur mit Informationen und Bildern von Gott abgespeist zu werden, sondern ihn echt und lebendig zu spüren und zu erfahren. Das ist doch der entscheidende Punkt, etwas nicht nur rein verstandesmäßig zu wissen, sondern mit ihm in Berührung zu kommen und es zu fühlen, sodass es einem unter die Haut geht.

So weckt Paulus in seinen Zuhörern die Sehnsucht nach mehr, wenn er ihnen sagt, dass der Gott, von dem er redet, keinem Menschen fern ist, sondern dass er jedem nahe ist.

Ist das nicht ganz wunderbar: Gott ist keinem fremd. Gott ist jedem nah. Und keiner ist von dieser Nähe ausgeschlossen. Das eröffnet jedem Menschen ungeahnte Möglichkeiten. Denn in ihm leben, weben und sind wir heißt es in der Apostelgeschichte. Von allen Seiten umgibt er uns.

Denken wir noch einmal an den kleinen Fisch. So nahe, wie ihm das Wasser war, so nahe ist uns Gott. Er geht uns durch und durch. Wir sind uns dessen nur nicht immer bewusst.

Nur gelegentlich blitzt es mehr wie eine Ahnung in uns auf. Vielleicht gerade auch jetzt. Aber weil wir so vergesslich sind, sind wir darauf angewiesen, Gott immer wieder neu zu suchen und zu erfahren, ihn tief in uns zu spüren und von ihm berührt und erfüllt zu werden, damit uns die Gewissheit nicht abhandenkommt, dass wir von ihm geborgen getrost Tag um Tag leben können.

Was können wir da noch tun außer dem einen: Immer wieder, an allen Orten, zu allen Zeiten: Innehalten und uns der Gegenwart Gottes bewusst werden. Das lässt uns leben.

Güte

Predigt zu Römer 2, 1-11 am 16. November 2016

Paulus mahnt, weder sich selbst noch die anderen zu verurteilen, sondern Güte walten zu lassen. Denn schnell sind wir dabei, andere zu verurteilen. Denn die haben für ihr Fehlverhalten zweifellos keine Gnade, sondern Gottes Zorn verdient, weil sie streitsüchtig sind und ungerecht. Die haben allen Grund Trübsal zu blasen und Angst zu haben.

Aber natürlich würde das nicht nur auf die anderen zutreffen, sondern auch auf uns. Denn ist es bei uns denn anders? Wer von uns strebt nach Gottes Herrlichkeit und Ehre sowie dem unvergänglichen Leben?

Wenn ich hier jetzt weiterpredigen würde, dann würde das so eine richtig schöne Buß- und Bettagspredigt geben. Zu der das Wetter dieses Tages passt: dunkel, trübe, nasskalt.

Voller Reue und zerknirscht, mit dem Bewusstsein, ein armer Sünder zu sein, in Büßer-Haltung, würden Sie nachher Ihre Sünden bekennen und vermutlich sogar eine angemessen erscheinende Strafe auf sich nehmen, wenn das denn nötig wäre, um wieder mit Gott ins Reine zu kommen.

Nun werden Sie es schon ahnen, wenn ich so rede, wie ich jetzt rede: Es geht anders weiter als gedacht und befürchtet. Und das nicht etwa deshalb, weil ich mir alles so zurecht legen würde, wie es mir und - vermutlich ja auch Ihnen - besser gefällt, sondern weil das mit der Buße bei Paulus und auch schon bei Jesus anderes gemeint war.

Fangen wir bei Jesus an. Es gibt so etwas wie eine Kurzfassung seiner ersten Predigten in den Evangelien. Sie lautet: „Es ist soweit. Jetzt wird Gott seine Herrschaft aufrichten und sein Werk vollenden. Ändert euren Sinn, Eure Lebenseinstellung. Und glaubt dieser guten Nachricht."

Sie werden sich vielleicht wundern, weil Sie von früher noch die alte Lutherübersetzung dieser Stelle im Ohr haben: „Tut Buße". Mit Buße verbinden nun aber die wenigsten etwas Positives.

Um davon weg zu kommen und der guten Nachricht, von der Jesus sprach, wieder einen positiven und attraktiven Klang zu geben, ist das im griechischen Urtext stehende Wort positiv zu übersetzen mit „Ändert euren Sinn" oder „Ändert eure Lebenseinstellung", was im Übrigen auch viel mehr dem dort stehenden griechischen Wort entspricht.

Paulus hat hier in seinem Brief an die römische Gemeinde einen Satz gesagt, der in diesem Sinn zu verstehen ist. Der V. 4 lautet in der Übersetzung Martin Luthers: „Weißt du nicht, dass dich Gottes Güte zur Buße leitet?" Ich liebe diesen Vers.

Das mit der Güte ist wunderbar. Allerdings hat Martin Luthers Übersetzung so etwas wie einen Schönheitsfleck: Buße. Das überaus Positive

der Güte wird getrübt durch den negativen Klang des Wortes „Buße“.

Auch hier kann uns eine modernere Übersetzung helfen, eine der Güte entsprechende Übersetzung zu finden: „Seht ihr nicht, dass er euch durch seine Güte zum Umkehr bewegen will?“

Ein wunderbarer Satz, den man sich eigentlich gut einrahmen sollte. Denn ist es nicht letztlich immer die Güte, die uns zur inneren Umkehr, zur Änderung unserer Gesinnung, zur Neuausrichtung unseres Lebens veranlasst?

Uns wirklich ändern, das werden wir nicht aufgrund von Forderungen, die von außen an uns herangetragen werden. Und auch mit Druck lässt sich kaum etwas wirklich bewegen.

Sicher: Unter Androhung von Strafe und unter Zuhilfenahme von - womöglich massivem - Druck lässt sich etwas gegen andere durchsetzen. Aber zu welchem Preis?

Nein. Wenn uns etwas verändert, wirklich verändert, von Grund auf verändert, dann ist es die Güte. Sie lockt uns, die Veränderung zu wagen. Sie ermöglicht uns das Eingeständnis von Schuld und Versagen.

Mich erinnert das an Eltern, die zu ihren Kindern ein gutes Verhältnis haben, eine Beziehung, die von Vertrauen geprägt ist. Wo ein Kind davon ausgehen kann, dass ihm Verständnis entgegengebracht wird, dass die Eltern ihm helfen werden, den Schaden wiedergutzumachen, da wird es dem Kind möglich sein, sein Versagen einzugestehen.

Aber würde ein Kind, das etwas ausgefressen hat, zu den Eltern kommen, wenn es befürchten muss, bestraft zu werden. Nein. Es würde versuchen, alles zu verheimlichen Aber dadurch würde alles nur noch schlimmer.

So stelle ich mir das zwischen Gott und uns auch vor. Was immer wir angestellt haben: Wenn wir wissen, dass uns unser himmlischer Vater liebt und dass er uns gut ist, dann haben wir auch den Mut, zu ihm zu gehen, Schuld und Versagen vor ihm auszubreiten.

Wer um die Güte Gottes weiß, dem fällt es leichter, die Wege zu verlassen, die in die Sackgasse führen. Wer um die Güte Gottes weiß, der ist eher bereit, sein Leben zu ändern und neu auszurichten an dem, was Gott von ihm, von uns Menschen insgesamt will. Wer um die Güte Gottes weiß, der hört auf mit dem, was Gott und den Menschen weh tut.

Und so könnte es wieder gut werden. Und das soll es: wieder gut werden – zwischen uns und Gott und untereinander. Das ist das Ziel seiner Güte.

Es gab und gibt immer wieder Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche, die versuchten und versuchen, an die Stelle des gütigen Gottes einen strafenden Richter bzw. Rächer zu setzen. Das sollten wir nicht machen.

Jedenfalls war das nicht das Bild von Gott, das Jesus vermittelte. Denken Sie doch nur an das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Mit dem Vater stellt Jesus uns Gott so vor Augen, wie er ihn selbst gesehen hat und auch wir ihn sehen dürfen: Als liebenden, uns entgegenlaufenden Vater, der uns in die Arme nimmt, der es gut sein lässt, der ein Fest feiert, wenn er die wieder hat, die ihm zeitweise verloren gegangen waren.

Und weil bei Jesus immer wieder die Rede davon ist, dass bei Gott im Himmel Freude ist über einen Sünder, der ein neues Leben anfängt, fällt es mir persönlich nicht schwer, daran zu glauben, dass es jederzeit möglich ist, umzukehren, seine Einstellung und sein Leben zu verändern, alles von Gott neu ausrichten zu lassen.

Wenn Gott sich freut, dass wir kommen - so wie wir sind - dann sollten wir ihm am Bußtag nicht die Freude dadurch verderben, dass wir ein bedrücktes Gesicht machen, weil wir mit dem, was uns bedrückt, allein bleiben und eben nicht zu ihm gehen. Wir sollten ihm die Freude machen und unser Leben durch seine Güte verändern lassen.

Und wenn Gott uns gegenüber so gütig ist, sollten wir das auch einander sein und weder voneinander denken noch zueinander sagen: „Das sollst du mir büßen.“

Wir sollten überhaupt nicht so vorschnell mit dem Urteilen und Verurteilen anderer sein. Wer anderen nicht die Güte erweist, die ihm selbst von Gott her erwiesen wird, erweist sich als unwürdig. Richtiger wäre es, aus der heilsamen Erfahrung der Güte anderen auch gut und gütig zu sein. Für alle Beteiligten wäre es besser, sich der Güte Gottes nicht zu verschließen, sondern sie für sich und andere gelten zu lassen.

Wer wäre sehenden Auges so dumm, die gewährte Güte auszuschlagen und damit auszuschlagen, was in Aussicht gestellt wird: Herrlichkeit, Ehre, Frieden und ewiges Leben? So dumm kann doch niemand sein. Besser, wirklich viel besser ist es, sich seiner Güte auszusetzen und von ihr bewegen zu lassen, sich zu verändern. Lassen wir die Güte zum Zug kommen.

Rechtfertigung

Fragen Sie sich, welchen Sinn Ihr Leben hat, wie es weitergehen soll? Ziehen Sie ab und zu so eine Art Zwischenbilanz für Ihr Leben? Wägen Sie dann das miteinander ab, was Sie schon geschafft haben mit dem, was sie nicht verwirklichen konnten? Kommen Ihnen dann auch die Hoffnungen und Erwartungen zu Bewusstsein, die Sie nicht verwirklichen konnten, die auf der Strecke geblieben sind?

Ich vermute, das alle Menschen Zeiten haben, in denen sie sich Rechenschaft geben? So ungewohnt Ihnen das jetzt erscheinen mag, aber genau das hat mit der Reformation zu tun, wie sie die Reformatoren um Martin Luther erlebten und verstanden.

Zu Luthers Zeiten lebten die Menschen in einer großen Angst. Wenn sie sich Rechenschaft gaben, dann taten sie das nicht nur vor sich selbst, wie die meisten Menschen heute, sondern auch vor Gott. Sie lebten in dem Glauben, das Gott am Ende ihres Lebens Bilanz zieht und Rechenschaft von ihnen fordert.

Nun waren die meisten der Menschen von damals selbstkritisch genug, um zu wissen, das sie schlechte Karten haben würden, was die bevorstehende Endabrechnung anging.

Also suchte man nach Möglichkeiten, sein himmlisches Schuldenkonto so gering wie möglich zu halten. Das ganze Ablasswesen beruhte ja auf der Vorstellung, das man sich freikaufen konnte, das man mit guten Werken seinen Schuldenberg reduzieren konnte, das man die Schuld und damit die Dauer des Verbleibs im Fegefeuer reduzieren konnte.

Aber irgendwie blieb immer die Unsicherheit, ob es denn überhaupt für den Himmel reichte. Hatte man sich erst einmal auf dies System von Schuldanrechnung und Schuldentilgung eingelassen, kam man auf keinen grünen Zweig mehr. Und so lebten die Menschen ständig in großer Angst und wurden ihres Lebens nicht froh. Was war nur aus der frohen Botschaft geworden?

In diese Zeit hinein entdeckten die Reformatoren wie Martin Luther, das man die Bibel auch ganz anders lesen und verstehen konnte, was die Schuld der Menschen und deren Vergebung angeht.

Martin Luthers Kurzfassung seiner Auslegung des Textes, um den es heute geht, steht als Überschrift über diesem Abschnitt. Sie lautet: „Die Rechtfertigung allein durch Glauben."

Das mag uns - wie der ganze Text - auf den ersten Blick unter Umständen etwas veraltet vorkommen. Aber wenn wir das Wort „Rechtfertigung" genauer betrachten, erkennen wir einen alten Bekannten.

Denn natürlich rechtfertigen wir uns. Zumindest versuchen wir uns zu rechtfertigen. Wir rechtfertigen uns und andere ständig. Wir rechtfertigen was wir tun und lassen. Wir rechtfertigen die Umstände, in denen wir leben. Wir rechtfertigen uns vor uns selbst und vor anderen. Wir rechtfertigen uns als Vater oder Mutter gegenüber unseren Kindern, als Kinder gegenüber unseren Eltern. Wir rechtfertigen uns als Staatsbürger gegenüber dem Staat und als Arbeitnehmer gegenüber unseren Chefs. Und immer wieder versuchen wir uns zu rechtfertigen von uns selbst, vor dem - oft schlechten - Gewissen in uns selbst.

Wir rechtfertigen uns vor Maßstäben, Ansprüchen und Forderungen, die wir selbst oder andere an uns herantragen. Wie oft heißt es: „Du solltest...! Müsstest du nicht? Hättest du doch..."

Oder kennen Sie das nicht, das Sie sich angesichts stiller oder geäußerter Nachfragen rechtfertigen? Ich denke daran, wie jemand versuchte zu rechtfertigen, das er nichts getan hatte, obwohl es ihm möglich gewesen wäre, etwas zu tun, mehr zu tun. Ich denke daran, wie jemand versuchte zu rechtfertigen, was er getan hatte, obwohl es natürlich noch viele andere Möglichkeiten gegeben hätte.

Ich denke daran, wie Menschen versuchen zu rechtfertigen, warum sie gerade dieses Auto oder gar mehrere Autos brauchen, warum aus den Kindern nicht das geworden ist, was aus ihnen hätte werden können. Ich denke daran, wie Menschen versuchen zu rechtfertigen, warum Sie gelogen oder betrogen haben. Ich denke aber auch daran, wie Menschen versuchten zu rechtfertigen, warum gerade sie diesen Posten verdient haben, warum gerade sie die besseren Menschen sind.

Das ist mit Blick auf das Kirchliche und Christliche nicht anders. Wie oft höre ich bei Hausbesuchen: „Herr Pastor, wir sind zwar keine Kirchgänger, aber..."

Es ist immer das gleiche. Wir wollen gut dastehen, vor uns, vor den anderen, vor Gott. Wir wollen nicht mit leeren Händen dastehen, sondern wir wollen etwas Gutes vorweisen können. Immer wieder werden wir geradezu herausgefordert, uns zu rechtfertigen.

Und so versuchen wir es eben, uns zu rechtfertigen. Wir reden einfach so lange, bis deutlich geworden sein dürfte, das dies oder das schon rechtens war. Und meistens klappt es ganz zufriedenstellend.

Was uns mit Blick auf uns selbst und die anderen gelingen mag, das wir uns zufriedenstellend rechtfertigen, das klappt mit Blick auf Gott nicht.

Obgleich wir die Gebote Gottes erfüllen könnten, gelingt es uns nicht. Und da ist keiner ausgenommen. Wir haben nichts zu unserer Entschuldigung vorzubringen. Wir können es drehen und wenden wie wir wollen: Wir werden schuldig. Wir bleiben Gott vieles schuldig. Deshalb stehen wir in seiner Schuld.

Sollte man annehmen. Aber da liegen wir falsch. Warum? Weil Gott sich auf unser Spiel gar nicht erst einlässt. Würden wir versuchen, uns vor ihm zu rechtfertigen, würden wir wirklich abrechnen wollen, kämen wir im wahrsten Sinne des Wortes in Teufels Küche.

Wenn wir zu Gott kommen mit unserem Versuch schön zu reden, was nicht schön zu reden ist, dann muss das in Gottes Ohren und vor Gottes Augen äußerst lächerlich wirken. Warum nur?

Gott liegt nichts daran, mit uns abzurechnen. Er ist nicht so, wie wir meinen. Vorab, ohne unsre vermeintlich guten und unsere vermeintlich bösen Taten zu berücksichtigen, lässt er uns wissen: „Fürchte dich nicht. Du brauchst dich nicht vor mir zu rechtfertigen. Ich weiß Bescheid. Du brauchst mir nichts vorzumachen. Hab keine Angst. Ich verdamme dich nicht. Mir bist du recht, so wie du bist, so, wie du jetzt zu mir kommst."

Angesichts dieser Haltung Gottes sind wir geneigt zu fragen: „Ist er denn nicht ein gerechter Richter? Wie kommt es dann, das er nicht mit uns abrechnet?"

Doch. Er ist gerecht. Aber nicht deshalb, weil er mit uns abrechnet. Er ist deshalb gerecht, weil er uns gerecht macht. Seine Gerechtigkeit besteht nicht darin, aufzurechnen, sondern zu vergeben, eben den Sünder zu rechtfertigen.

Damit ist nicht die Sünde gerechtfertigt. Sünde bleibt Sünde. Verfehlung bleibt Verfehlung. Und doch wird uns das nicht angerechnet.

Warum? Das hat zwei Gründe. Zum einen liebt er uns als seine Kinder. Und wer liebt, der sieht dem, der schuldig wurde, die Schuld nach, der ist bereit zu vergeben. Das ist bei uns doch auch so. Wo gibt es das, das sich der Geliebte rechtfertigen muss?"

Zum anderen heißt es, das Christus für uns beim Vater eintritt, indem er uns bei Gott entschuldigt. Wer sich darauf verlässt, das er durch Christus bei Gott entschuldigt ist, der braucht sich nicht mehr zu rechtfertigen, der braucht sich nicht mehr selbst zu entschuldigen. Und genau diese Erkenntnis eröffnet jedem Menschen die Möglichkeit, sein Leben anzuschauen und zu verändern. Und wo mir das gelingt, weiß ich, wem ich dies verdanke. Ich weiß dann, das es nicht mein Verdienst und Können waren, sondern seine Gnade.

In diesem Wissen werde ich mich mit dem, was ich kann und habe, nicht vor anderen brüsten, sondern ihm danken für mein Leben mit all seinen Möglichkeiten, wie ich sie aus Gottes Hand empfangen habe.

Meer guter Worte

Predigt zu Römer 5, 1-5 am 21. Februar 2016

Das verstehen wir nicht, sagen Kinder.
Das ist die Wahrheit, sagen die Glaubenden.
Das sind lauter Allgemeinplätze, sagen Kirchenkritischen.
Das gilt nicht mehr, sagen die Ungläubigen.
Das ist unverständlich, sagen die Vernünftigen.
Mir hilft das in schweren Tagen, sagen die Vertrauensvollen.
Aus diesen Worten spricht Rechthaberei,
sagen die Empfindlichen.
Darauf hoffe ich, sagen die Zuversichtlichen.

Dieser Briefabschnitt aus dem Brief des Paulus an die Römer löst sehr unterschiedliche Reaktionen aus. Beim ersten Hören erschlägt einen dieses Meer der Worte. Es fällt schwer, unter der Oberfläche all der Begriffe die Erfahrungen auszumachen, die Paulus bewogen haben, sich so zu äußern.

Hier ist z.B. vom Frieden mit Gott die Rede. Aber was konkret ist der Frieden mit Gott? Und vor allem: Gab es denn vorher einen Krieg, einen Krieg mit Gott?

Wie merken: Wir haben uns daran gewöhnt, dass immer wieder vom Frieden Gottes gesprochen wird. Aber – Hand aufs Herz – löst die Rede vom Frieden Gottes noch irgendwelche Empfindungen bei Ihnen und bei Dir aus?

Als der zweite Weltkrieg zu Ende und endlich Frieden war, muss das für all die, die den Schrecken des Krieges erlitten hatten, ein unglaubliches Gefühl gewesen sein. Die unter uns, die das Kriegsende miterlebt haben, werden sich erinnern, wie es war, keine Angst mehr zu haben vor den Bomben und wieder ruhig schlafen zu können. Was für eine Erleichterung.

Wer nicht dabei war, kann sich weder die Not und Schrecken des Krieges wirklich vorstellen noch die Erleichterung, als der

Krieg zu Ende war?

Und wer von uns empfindet so eine Erleichterung, wenn er vom Frieden hört, den wir mit Gott durch Jesus Christus haben?

So ähnlich wird es uns mit dem gehen, was Paulus hier zu den „Bedrängnissen“ sagt. Wir wissen nicht, worauf er sich konkret bezieht. Und es macht uns Mühe ihm zu folgen, wenn er sagt, dass ihn die Bedrängnisse weitergebracht haben.

Er beschreibt hier ja nur das Ergebnis, wie die Bedrängnisse bei ihm Geduld zur Folge hatten, wie die Geduld Bewährung und die Bewährung Hoffnung mit sich brachte.

Aber auch hier wird nicht ersichtlich, was er denn ganz konkret meint. Wir können da nur auf eigene Erfahrungen zurückgreifen.

Ich denke an Erfahrungen, wo Menschen plötzlich merken: Ich habe in einer Krise gesteckt, aber jetzt ist diese Krise überwunden. Ich habe neue Hoffnung geschöpft. Ich habe neues Vertrauen in das Leben gewonnen. Ich bin nicht mehr verzweifelt. Ich blicke wieder mit Zuversicht in die Zukunft.

Die Krise kann eine Krankheit gewesen sein, der Verlust des Arbeitsplatzes, eine Enttäuschung, eine Trennung, eine Depression, was auch immer einen Menschen belastet, bedrückt und beschwert und wovon er jetzt Erleichterung oder Entlastung spürt.

Was genau diese Veränderung bewirkt hat, das entzieht sich oft einer genauen Analyse: Es kann das Gespräch mit einem Freund gewesen sein oder ein gutes Essen oder ein Krankenhausaufenthalt oder ein Tag Sonnenschein.

Es geht um die zugegeben nicht häufigen, aber doch entscheidend wichtigen Momente eines Lebens, wo die Erkenntnis aufblitzt: Es geht weiter. Ich habe Trost gefunden. Ich habe eine Krise überwunden. Ich kann wieder lachen. Ich kann wieder hoffen.

Solche Erfahrungen macht man nicht jeden Tag. Aber wenn man sie macht, dann sind sie nicht nur schmerzhaft, sondern kostbar wie die Perlen, die ja auch dadurch entstehen, dass das Schmerzhafte überwunden wird.

Die Schriftstellerin Hilde Domin hat einmal gesagt: „Keine Katze mit sieben Leben, keine Eidechse und kein Seestern, denen das verlorene Glied nachwächst, kein zerschnittener Wurm ist so zäh wie der Mensch, den man in die Sonne von Liebe und Hoffnung legt. Mit den Brandmalen auf seinem Körper und den Narben der Wunden verblasst ihm die Angst. Sein entlaubter Freudenbaum treibt neue Knospen, selbst die Rinde des Vertrauens wächst langsam nach.“

Einen Menschen trifft der Sonnenstrahl von Glaube, Liebe und Hoffnung. Besser kann man das nicht ausdrücken, wovon Menschen leben und was ihre Verletzungen heilt, die ihnen das Leben zufügt. Jeder Sonnenstrahl von Glaube, Liebe, Hoffnung hilft, das Leben trotz seiner Widrigkeiten zu leben.

Das Leben so zu erleben und zu leben, mit dem Leben seinen Frieden zu machen, das ist ein Stück vom Frieden, den Paulus meinte. Wie es auch kommt, was auch geschieht, für ihn ging es nicht nur irgendwie weiter, sondern immer mit Gott und der zukünftigen Herrlichkeit entgegen.

Warum? Weil Paulus sich in alledem von der Liebe durchdrungen fühlt, von der er sagt, sie sei in unsere Herzen ausgegossen ist. Die Liebe Gottes hilft uns das Leben zu leben, was auch geschieht.

Sterben und Auferstehen

Predigt zu Römer 6, 3-11 am 15. April 1990

Karfreitag und Ostern – Christus wurde zu Tode gefoltert und kam zu neuem Leben. Was das Ende zu sein schien, entpuppe sich als Neuanfang. Gottes neue Welt war in der alten Welt aufgeleuchtet.

Auch wenn es für uns geschah, geschah es damals ohne uns. Finden wir Zugang zu diesem Geschehen von damals? Oder geschieht das Großartige auch heute ohne uns, weil es uns verschlossen bleibt.

Wie ist das zu verstehen, wenn er sagt: Ich lebe – und ihr sollt auch leben. Denn wenn wir wie unser Herr leben wollen, müssten wir dann nicht erst einmal wie er sterben?

Genau um diese Frage ging es Paulus im 6. Kapitel seines Briefes an die Römer. Für ihn kommt unser Sterben und Auferstehen mit Jesu Sterben und Auferstehen bei der Taufe zusammen.

Für Paulus ist die Taufe so etwas wie eine Klammer, die unseren Lebenslauf mit Jesu Lebenslauf verbindet. Durch die Taufe bekommen wir Anteil an dem, was Christus wiederfuhr.

Durch die Taufe sind wir mit ihm gekreuzigt, gestorben und begraben. Durch die Taufe sind wir ihm in seinem Tod verbunden. Und was vom Tod gilt, gilt auch vom Leben. Mit ihm durch die Taufe verbunden werden wir leben vor dem irdischen Tod und auch danach. Durch die Taufe sind wir ihm in seiner Auferstehung und in seinem Leben verbunden.

Es stellt sich die Frage, was in uns stirbt und was in uns lebendig wird. Paulus spricht von einem alten und einem neuen Menschen in uns, als wenn in uns zwei Menschen lebten.

Sterben muss der alte Mensch, der also, der meint, er können ohne Gott auskommen, der, der der Macht des Bösen erliegt, der alte, gottlose Mensch in uns, soll sterben. Besser noch: Diesen alten, gottlosen Menschen in uns sollen wir als gekreuzigt betrachten, ihn als tot erachten.

Leben soll der neue Mensch: der, der so lebt, wie Gott es will; der, der so lebt, wie Christus es uns vorgelebt hat; der, der um Gottes Gegenwart weiß. Besser noch: Diesen neuen, gottwohlgefälligen Menschen will Gott in uns zum Leben erwecken und wachsen lassen, wenn wir nur wollen. Kurz gesagt: In dem Maße, wie der alte Mensch in uns stirbt, wird der neue Mensch in uns Raum bekommen, um sich zu entwickeln. Oder anders gesagt: Ohne Sterben kein neues Leben.

Nun wird jeder von selbst wissen: Die Taufe ist noch nicht die Vollendung des Christsein, sondern nur der Anfang, der Anfang eines lebenslangen Sterbens des alten Menschen und der Anfang eines lebenslangen Auferstehens des neuen Menschen.

Erst unser Tod und unsere Auferstehung wird all das vollenden. Bis dahin leben wir im Vorgriff auf das, was uns erwartet. Bis dahin gründen wir uns mit unserem Leben auf die Taufe, die uns unauflöslich mit dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn verbindet. Sie ist unser Zugang zu dem Leben mit Gott. Möge unser Leben ganz vom Leben Christi durchdrungen sein, mit dem es durch die Taufe aufs engste verbunden ist. Gott heilige Euch durch und durch. Ihr aber mögt Gott mit Eurem Leben heiligen.

Ich möchte, kann aber nicht

Predigt zu Römer 7, 14-25 am 21. Oktober 2018

Kennst Du das von Dir auch? Du hast zu Beginn des Jahres einen guten Vorsatz: Da ist der Wunsch, das Rauchen aufzugeben, weniger Süßes zu essen, mehr Sport zu treiben oder einfach nur früher ins Bett zu gehen. Vielleicht läuft es die ersten Tage auch gut, doch dann geht der gute Vorsatz schnell verloren. Erst das eine Stückchen Schokolade, das Wetter ist schlecht, der Spätfilm lässt Dich vor dem Fernseher einschlafen... bis schließlich alles beim Alten bleibt. Und du denkst nur: „Ich wollte doch eigentlich...“

Wie zur Entschuldigung fällt Dir aus der Bibel folgender Spruch ein: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ (Matthäus 26,41). Du könntest auch aus dem Brief des Paulus zitieren: „Denn ich tue nicht das, was ich will; sondern was ich hasse, das tue ich.“

Wie kommt das eigentlich, dass wir immer wieder etwas tun, was wir eigentlich nicht tun wollen? Wie kommt es, dass wir ein ums andere Mal weit zurückbleiben hinter den Zielen, die wir uns gesteckt haben? Warum gelingt es uns nicht, den inneren Schweinehund zu überwinden?

Sind wir fremdbestimmt? Viele sehen den Grund für die eigene Schwäche nicht so gern bei sich. Die Suche nach einem Grund führt dann nach außen. Wer also könnte schuld sein? Schon klar, wer oder was gemeint ist? Oder? Der Gedanke an den Versucher, an den Teufel oder Satan liegt nahe.

Und schon ist die Ursache für unsere Schwäche gefunden: Weil es das Böse gibt, liegt unser Versagen eben nicht an uns, sondern am Bösen. Wir haben ja gewollt, es aber nicht vermocht, weil wir der Übermacht des Bösen nicht widerstehen konnten. Nun gibt es ja nicht wenig Menschen, denen es gelingt, sich gegen stärkste innere und äußere Widerstände durchzusetzen – weil sie etwas Besonderes erreichen wollen:

Menschen gelingt es, einen Marathon zu laufen, gleichgültig wie oft sie ihr Körper zur Aufgabe bewegen will. Menschen gelingt es, schwere Suchtkrankheiten zu besiegen, gleichgültig wie sehr sie immer wieder versucht werden. Menschen gelingt es, das Gute nicht nur zu wollen, sondern auch zu tun. Menschen gelingt es, ihren inneren Schweinehund zu besiegen.

Deshalb dürfen wir dem menschlichen Willen nicht zu wenig zutrauen. Der innere Schweinehund ist besiegbar. Die, die sich sagen „Ich bin zu schwach, um mich gegen die Widerstände durchzusetzen“, die machen es sich zu leicht. Paulus weiß, dass wir unseren inneren Schweine-

hund besiegen können.

Es gibt neben dem inneren Schweinehund noch einen Gegner, gewissermaßen auf der anderen Seite. Ich nenne ihn mal den inneren Schlauberger. Der weiß und kann alles und steht ständig in der Gefahr, sich zu überschätzen. Während der innere Schweinehund immer sagt: „Ich kann das nicht schaffen“, sagt sich der innere Schlauberger: „Ich schaff das ganz allein“.

Der innere Schlauberger ist davon überzeugt, er könnte voll und ganz nach Gottes Willen leben. Er hält sich für den Größten, der am Ende sogar von Gott verlangen darf, ihn zu belohnen und als besonders liebenswert anzuerkennen.

Wir merken, dass es sich nicht so verhält, wie es uns unser innerer Schlauberger weismachen will. Aber immer wieder fallen wir darauf herein. Immer wieder wollen wir beweisen, dass Gott uns einfach lieb haben muss, weil wir so gute Taten vollbringen.

Nun geht es Paulus in unserm Abschnitt aus dem Römerbrief nicht darum, die Schwächen des inneren Schweinehundes oder die Hochmütigkeit des inneren Schlaubergers zu beklagen, sondern um das Gesetz Gottes. Er schätzt es, denn es könnte allen den Weg zu einem gelingenden Leben zeigen.

Das menschliche Zusammenleben wäre dann geprägt von der Liebe zum Nächsten und von der Liebe zu Gott, wenn wir nach dem Gesetz Gottes, nach seinen Geboten und Weisungen leben würden. Gottes Gebote oder, wie Paulus sagt, das Gesetz könnte einen wertvollen Beitrag zu einem gelingenden Zusammenleben der Menschen leisten. Paulus ist sogar der Meinung, dass wir ja durchaus bereit sind, die Gebote zu befolgen.

Und dann benennt Paulus die eigentliche Macht, die sich unser bemächtigt und die es uns so schwer macht, die Gebote zu befolgen und in unserem Leben zu verwirklichen. Er nennt diese Macht Sünde. Wenn er von Sünde redet, meint er nicht das große und kleine Versagen, das uns Menschen mal mehr und mal weniger unterläuft. Sünde – das ist für Paulus nicht der eine oder andere böse Gedanke, dem wir uns hingeben. Sünde ist nicht das Bein, das wir unserem Mitmenschen auch schon mal stellen. Sünde ist für ihn schon gar nicht das Versagen in Ernährungsfragen.

Sünde ist für Paulus viel schwerwiegender und erschreckender. Sünde ist der Zustand, in dem sich der Mensch befindet, der Zustand der Entfremdung, der Entfremdung von Gott, der Entfremdung von sich selbst, der Entfremdung von den anderen, der Entfremdung von der Welt.

So gänzlich entfremdet fühlt sich der Mensch mutterseelenallein, von Gott und allen guten Geistern verlassen. So entfremdet fühlt er sich gottlos und heimatlos. So entfremdet weiß er im Grunde weder aus noch ein.

Deshalb denken auch heute viele wie Paulus damals. Ich zitiere, was Paulus sagte: „Ich elender Mensch. Wer wird mich erlösen?“ Ja, wer wird uns erlösen aus unseren Zwängen und von unseren Süchten, aus unserer Entfremdung und von unserer Rücksichtslosigkeit, aus unserem Egoismus und von unserem Misstrauen? Wer wird uns erretten aus all den entsetzlichen Verstrickungen, in denen wir uns befinden und hilflos zappeln wie in einem Spinnennetz? Aus eigener Kraft wird es uns nicht gelingen.

Paulus gibt seine Antwort am Schluss des Textes: „Dank sei Gott durch Jesus Christus.“ Es geht also. Gott sei Dank. Und es hat mit Jesus Christus zu tun. Er ist unser Erlöser. Er befreit uns aus alledem.

Nur wenn wir uns ihm zuwenden und anvertrauen, kann Gott alles Widerstrebende in uns überwinden, seien dies nun innere Schweinehunde oder innere Schlauberger. So werden Gott sei Dank durch Jesus Christus unsere inneren Dämonen besiegt und die Sünde entmachtet.

Bewährungshelfer der Befreiten

Predigt zu Römer 8, 1-2+10-11 am 3. Juni 1990

Stellen Sie sich einen Gerichtssaal vor. Da sitzt einer auf der Anklagebank. Die Beweisaufnahme ist abgeschlossen. Die Plädoyers sind gehalten. Alles spricht gegen den Angeklagten. Er ist zweifellos schuldig. Alle rechnen mit dem Todesurteil.

Dann das überraschende Urteil: Freispruch. Warum denn das? Weil wider Erwarten einer für den Angeklagten die Schuld bezahlt hat. Der Angeklagte ist mit sofortiger Wirkung frei. Er kann gehen.

Paulus schreibt: „Es gibt keine Verdammnis für die, die in Christus sind, die zu ihm gehören.“ Das ist die frohe Botschaft für alle, die schuldig sind. Gott sei Dank sind sie frei. Sie sind freigekauft, erlöst. Ihr Gefängnis ist geöffnet. Die Tür weit aufgestoßen. Was immer sie gefangen hielt, hat seine Macht verloren. Sie können neu anfangen – wenn sie wollen. Christus hat es ermöglicht.

Und nun? Was fängt so ein frisch Befreiter, Begnadigter mit seiner geschenkten Freiheit an? Wenn er ohne Freunde, ohne guten Bewährungshelfer und ohne Lebensraum bleibt, wird er vermutlich schnell wieder rückfällig, gerät erneut in den Kreislauf des Bösen, der das Leben zerstört.

Wenn er Freunde und einen guten Bewährungshelfer hat und einen Lebensraum findet, in dem er sich wohlfühlt, gelingt es ihm sicher eher, seine Chance auf einen Neuanfang zu nutzen.

Paulus meint: „Der alte Leib ist tot!“, d.h. doch: Die von Christus Befreiten wissen: Niemand muss so bleiben, wie er war. Jeder kann sich ändern. Jeder kann damit anfangen, sein Leben Stück um Stück zu erneuern bzw. erneuern zu lassen. Jeder kann aufbrechen aus dem Kreislauf des Bösen, das gefangen nimmt, das schuldig werden lässt, das hineinzieht in die Zerstörung des Lebens.

Wie geht das? Ich sprach schon von den Freunden, vom Lebensraum und vom Bewährungshelfer. Und das hat nun mit Pfingsten, mit Kirche, mit dem Heiligen Geist zu tun.

Wer sind die Freunde? Das sind die Befreiten, die zu Christus gehören, die Kirche eben, die Gemeinde Jesu Christi. Was ist der Lebensraum? Das ist das Leben der Befreiten, das Gemeindeleben, die Gemeinschaft. Wer ist der Bewährungshelfer? Das ist der Heilige Geist, der den Christen als Beistand an die Seite gegeben ist.

All das brauchen wir: Freunde, die stärken bei dem Neuanfang, die Gemeinde als Oase, um aufzutanken, und den Heiligen Geist, der in uns wohnt und uns beisteht.

Denn niemand kommt auf Dauer allein zurecht in dem Kampf, in der Auseinandersetzung, der Bewährung, der Freiheit. Die Freiheit ist kein Dauerbesitz. Sie kann wieder verloren gehen. Und dann sind wir unter Umständen wieder dem Kreislauf des Bösen ausgesetzt.

Was gefährdet unsere Freiheit? Unsere Gedankenlosigkeit, unsere Gleichgültigkeit, unsere Geistlosigkeit. Das Böse in dieser Welt ist ja in den wenigsten Fällen die absichtlich begangene böse und zerstörerische Tat.

Das die Welt zerstörende Böse ist unsere gottlose Gedankenlosigkeit. Geistlos laufen wir dem Tod und der Zerstörung ins Messer. Unsere Gleichgültigkeit und unsere Geistlosigkeit führen uns geradewegs in die Gefangenschaft, in den Kreislauf des Bösen, dem wir gerade entronnen sind, vgl z.B. Ozonloch, Regenwald und Umweltverschmutzung.

Geistlos sind wir gottlos. Gottlos sind wir von Gott getrennt, sündig, lebendig tot.

Christus befreit. Der Heilige Geist ist unser Bewährungshelfer – damit wir nicht wieder gottlos ins Verderben rennen, sondern geistesgegenwärtig das neue Leben wagen. Möge der Heilige Geist, der in uns wohnt, uns begeistern, damit wir immer wieder neu erleben können, wie er uns, unser Leben lebendig macht.

Wes Geistes Kind

Predigt zu Römer 8, 12-14 am 12. September 2004

Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Sind wir Gottes Kinder? Treibt uns der Geist Gottes? Ja, was treibt uns? Was treibt uns eigentlich an?

Für ein Auto wäre die Frage einfacher zu beantworten. Was treibt ein Auto an? Der Motor. Und was treibt den Motor an? Der Treibstoff. Auch bei einem Segelschiff lässt sich die Frage nach dem Antrieb leicht beantworten. Der Wind. Der Wind treibt ein Segelschiff voran.

Und wenn wir an die Schafherde denken, die vergangene Woche zwischen der Südstadt und Rautheim auf den Feldern zu beobachten war, ist die Frage auch schnell zu beantworten. Der Hirt treibt seine Tiere, vielleicht mit Unterstützung von Hütehunden, den Weg, den er bestimmt.

Aber was treibt uns? Was treibt uns an? Was treibt uns voran? Was bestimmt und kontrolliert uns? Wovon sind wir umgetrieben?

Ist es so, wie die Psychologie sagt? Sind wir letztlich vor allem von unseren stärksten Trieben bestimmt, also dem Sexualtrieb und dem Selbsterhaltungstrieb? Für manche mag das stimmen, für die meisten wohl nur teilweise. Denn das ist sicher nicht alles.

Also fragen wir uns weiter: Was treibt uns? Ist es die Aussicht auf Erfolg? Ist es die Suche nach dauerhaftem Glück? Ist es der Hunger nach Macht? Ist es die Sehnsucht nach Geborgenheit? Sicher von allem ein bisschen was.

Auf der Suche nach dem, was unser Leben bestimmt und uns treibt, stoßen wir natürlich auch auf die hinlänglich beklagten Sachzwänge. Da gibt es das berufliche Eingespannt-Sein und die privaten Verpflichtungen. Da gibt es die vielfältigen Erwartungen, die man an uns stellt. Und

da gibt es die unterschiedlichsten Rollen und Aufgaben, denen wir gerecht werden müssen.

Natürlich stoßen wir bei der Suche nach dem, was uns im Innersten antreibt, auch auf die Liebe zu den Menschen, die uns lieb und teuer sind, die Liebe, die uns veranlasst, etwas so und nicht anders zu tun.

Mit Sicherheit gibt es noch mancherlei andere Antworten auf die Frage nach der Triebkraft bzw. den Triebkräften unseres Lebens. Und alle Antworten sind weitestgehend nachvollziehbar. Es ist also überhaupt nicht die Frage, ob uns etwas antreibt. Es ist immer nur die Frage, was es ist, das uns treibt.

Sicher: Es gibt auch Ausnahmen, z.B. Menschen, die unter einer gewissen Antriebsschwäche leiden. Und doch werden auch diese Menschen wie alle anderen von den verschiedensten Trieben zu diesem oder jenem veranlasst.

Die Frage, die sich jedem von uns stellt, bleibt: Was treibt mich? Was treibt mich an? Was ist mein Antrieb, meine Lebenskraft, mein Treibstoff, meine Triebfeder? Was sind meine Beweggründe und Triebkräfte? Dem immer wieder einmal nachzugehen, lohnt sich allemal. Soweit, so gut.

Und nun stellt sich für uns in diesem Zusammenhang hier natürlich noch die Frage, welche Rolle denn dem Geist Gottes zukommt, von dem Paulus ja sagt, gerade er sei es, der Kinder Gottes treibt. „Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder."

Spüren Sie davon etwas, wie Sie der Geist Gottes treibt? Haben Sie den Eindruck, ihr Denken und Tun sei vom Geist Gottes bestimmt oder zumindest beeinflusst? Fallen Ihnen dazu Beispiele ein? Oder kommt dem Geist Gottes angesichts all der anderen Triebe, die sich viel stärker bemerkbar machen, nur eine Nebenrolle zu?

Da Sie niemanden sagen müssen, was Sie jetzt denken, bitte ich Sie, diesen Fragen nicht auszuweichen, sondern auch nachher in Ruhe nachzugehen. Denn natürlich sind wir geneigt, die Frage schnell hinter uns zu bringen. Schließlich sind wir getaufte Christen und damit ja doch auch Kinder Gottes. Richtig, von daher sind wir auch mit dem Heiligen Geist begabt.

Und auch ohne dass wir es merken, beeinflusst und treibt er uns. Die Frage ist nicht, ob er uns treibt, sondern ob wir es wollen, dass er uns treibt? Oder ist es eher so, dass wir nur treiben, was wir wollen?

Paulus setzt so etwas wie eine Auseinandersetzung voraus, die es mehr oder weniger intensiv in jedem Menschen gibt. Da ist nämlich

nicht nur der gute Geist Gottes, sondern auch noch andere Kräfte in uns wirksam, die uns zuweilen erschrecken, die uns tun lassen, wofür wir uns anschließend mit Recht schämen.

Diese Kräfte treiben uns, wenn's schlimm kommt, in den Wahnsinn, in den inneren Bankrott, in die Sucht, in ein Leben, das die Bezeichnung Leben nicht mehr verdient, in ein Dahinvegetieren. Und so kommt es, dass manche nur noch so dahin leben, in dem Gefühl, mehr gelebt zu werden als selbst zu leben. Nicht wenige fühlen sich wie lebendig tot.

Wie ist das bei Ihnen? Kennen Sie diese Form der Auseinandersetzung von sich? Ich gehe mal davon aus, das dem so ist. Aber gerade dann, wenn Sie nichts spüren von so einer Auseinandersetzung, von so einem Kampf in Ihrem Innern, gerade dann glauben Sie bitte bloß nicht, dass Sie all das schon hinter sich hätten. Kann natürlich sein.

Vielleicht haben Sie es geschafft, alles Selbstsüchtige hinter sich zu lassen und selbstlos zu leben. Dann kann ich nur sagen: Herzlichen Glückwunsch. Sie müssen ein Heiliger sein.

Die Tatsache, dass es diese Auseinandersetzung in Ihrem Innern nicht gibt, könnte aber auch bedeuten, dass Sie das Ganze erst noch vor sich haben. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich will Ihnen keine Angst machen. Ich will Ihnen auch nichts verderben. Ich würde mich ganz im Gegenteil mit Ihnen freuen, wenn jeder Moment Ihres Lebens vom Geist Gottes bestimmt und durchdrungen wäre. Ich würde mich mit Ihnen freuen, wenn es dem Heiligen Geist gelingen würde, bei allem die Antriebskraft in Ihrem Leben zu sein. Ich würde mich freuen, wenn Sie Moment für Moment Geistes-gegenwärtig leben würden. Ich würde mich freuen, wenn es denn so wäre.

Ist es so? Bei den meisten eher nicht. Bei den meisten dürfte es eben nicht immer gelingen, vom Geist Gottes bestimmt zu sein. Es werden immer wieder ganz andere Motive und Triebkräfte dafür sorgen, dass passiert, was einem peinlich ist und sicher ganz und gar nicht auf den Geist Gottes zurückzuführen ist.

Die Frage „Wes Geistes Kind" wir sind, kann eben leider nicht ein für alle Mal beantwortet werden. Auch für Christen nicht, die von Gott geliebt und Kinder Gottes sind.

Nein. Die Frage, wes Geistes Kind wir sind, findet durch jede Tat, durch jeden Gedanken, durch alles, was wir tun oder lassen, eine Antwort. Manchmal verhalten wir uns so, wie man es von Gottes Kindern erwarten kann, und man spürt uns ab, dass es Gottes Geist ist, der dahinter steckt, dass wir dieses Geistes Kinder sind. Aber manchmal

eben auch nicht. Dann unterscheiden wir uns in unseren Tun und Reden in keiner Weise von allen anderen.

Wie kommen wir da weiter? Indem wir uns an Jesus und denen orientieren, die ihm in vorbildlicher Weise nachgeeifert haben. Denn vor allem von Jesus kann man wie von keinem anderen sagen, wes Geistes Kind er war: Gottes Kind, Gottes Sohn. Und daran, wie er Gottes Sohn war, können wir uns als Gottes Söhne und Töchter orientieren.

Die Frage ist nicht, ob er uns treibt, sondern ob wir es wollen, dass er uns treibt? Oder ist es eher so, dass wir nur treiben, was wir wollen?

Ich schließe mit der Frage, mit der ich begonnen habe: „Was also treibt uns?“ Wollen wir, dass er uns treibt? Oder wollen wir nur treiben, was wir wollen? Möge es doch immer wieder Gottes guter Geist sein, der uns treibt und bestimmt.

Dunkel des Leids – Licht der Hoffnung

Predigt zu Römer 8, 18-24 am 13. November 2016

Wer würde sich nicht wünschen, es möge das Leben immer nur schön und frei von Schmerz und Elend sein? Wer würde sich nicht wünschen, es möge das Leben frei aller Sorgen ein immerwährendes Fest sein?

Aber dem ist – Gott sei es geklagt – nicht so. Es vergeht doch kaum ein Tag, an dem wir nicht tief Luft holen müssten und bei uns denken: „Wie schrecklich.“

Heute am Volkstrauertag gedenken wir der Opfer von Krieg und Gewalt, also der Menschen, die in der Vergangenheit und Gegenwart Ihr Leben durch Krieg und Gewalt verloren haben.

Natürlich könnte ich jetzt ins Detail gehen und uns die Konflikte und Schrecklichkeiten, womöglich in Einzelschicksalen vergegenwärtigen. Aber wer könnte das ertragen?

Wir brauchen doch nur an das zu denken, was in Aleppo passiert. Es ist einfach nur schrecklich. Und unfassbar, dass das offensichtlich nicht zu stoppen ist, sondern immer weiter geht.

Zu dem, worunter die Welt im Ganzen zu leiden hat, kommt dann ja immer noch das, was Menschen ganz persönlich betrifft: Da ist einer krank, womöglich sterbenskrank. Da gibt es Probleme in der Familie. Da machen sich die Altersgebrechen bemerkbar. Da wird das Geld knapp. Da gibt es Ärger. Es ist manchmal aber auch zum Heulen, was einem selbst und anderen an Leid widerfahren kann.

Das und vieles mehr führt uns immer wieder vor Augen: Zum Leben gehören offenbar leider nicht nur Freude, Leistung und Erfolg, sondern eben auch Leid, Schmerz, Krankheit und der Tod. Das war so. Das ist so. Das wird so sein.

Die ganze Schöpfung seufzt und ängstigt sich, sagt der Apostel Paulus. Und wir auch. Die ganze Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen. Und wir auch. Die ganze Schöpfung sehnt sich nach Licht in all dem Dunkel. Und wir auch.

Genau darum geht es Paulus. Er setzt den Leiden der Gegenwart die Herrlichkeit der Zukunft entgegen. Er setzt dem Dunkel des Leids das Licht der Erlösung entgegen. Er setzt dem ängstlichen Seufzen ein freudiges Aufatmen entgegen.

Das klingt für manche Ohren unter Umständen fragwürdig. Werden damit nicht die, die leiden, vertröstet, womöglich sogar verraten?

Was Paulus da sagt, könnte so ankommen, als würde er das unermessliche Leid nicht ernst nehmen, das manche Menschen zu erleiden haben und das sie an den Rand der Verzweiflung bringt. Aber so ist es nicht gemeint.

Paulus wusste aus eigener Erfahrung nur zu gut, was es heißt, zu leiden. Er war schwer krank. Er war wiederholt im Gefängnis. Er wurde mehrere Male gefoltert. Er erlitt im wahrsten Sinne des Wortes Schiffbruch. Ihm blieb kaum etwas erspart.

Hier ergreift also einer das Wort, dessen Leben vom Leid geprägt war. Ihm ging es nicht darum, von den Problemen in der Gegenwart durch Verweis auf eine bessere Zukunft abzulenken und so die Menschen zu vertrösten.

Er verschloss sich und seine Augen keinesfalls vor dem allgegenwärtigen Leiden. Er nahm es wahr. Er erlitt es wie die anderen. Aber er erging sich nicht darin. Er setzte sich mit dem Leiden auseinander. Er setzte dem Leiden und Seufzen eine Hoffnung

entgegen, von der er wusste, dass sie in der Lage war, die Gegenwart bzw. die Situation der Leidtragenden zum Positiven zu verändern.

Natürlich kann keine Hoffnung der Welt das Leid aus der Welt schaffen. Es wird das Dunkel des Leids durch das Licht der Hoffnung nicht einfach aufgehoben. Es bleibt das Leid und als solches schwer zu ertragen.

Und doch: In die totale Finsternis des Leids mischt sich das Licht der Hoffnung, so dass sich das Dunkel mit jedem Hoffnungsschimmer ein wenig erhellt. Damit wird das Leiden zwar nicht aufgehoben, aber erträglicher.

Die Worte der Hoffnung sind eben mehr als nur Worte, mehr als nur Schall und Rauch. Die Worte der Hoffnung eröffnen eine neue, eine andere Wirklichkeit.

Einmal gedacht, einmal gesagt, einmal gehört sind solche Worte der Hoffnung wie ins Wasser geworfene Steine. Sie ziehen Kreise. Sie setzen in Bewegung. Sie lassen hoffen – trotz allem Leid, in allem Leid.

Nun mag man sich fragen: Hoffnung? Welche Hoffnung? Aus welchem Grund sollten wir hoffen, Hoffnung haben?

Paulus ist da eindeutig. In seinen Briefen kommt er immer wieder auf Christus zu sprechen. Christus ist der Grund seiner Hoffnung. Er hat uns das Wissen um die Herrlichkeit des Vaters eröffnet, die wohl jenseits des Todes vollendet wird, aber auch schon diesseits ansatzweise erfahrbar wird trotz aller leidvollen Erfahrungen.

Dafür sorgt der Geist, der uns von Gott her geschenkt wurde. Der sorgt dafür, dass wir die Hoffnung nicht verlieren und dass die Hoffnung unsere Situation verändert.

Für ihn war der Geist so etwas wie eine Anzahlung, wie ein Abschlag auf das Ganze. Er sprach von Erstlingsgabe. Den Geist der zukünftigen Welt haben wir schon. Aber die Vollendung der zukünftigen Welt, die Herrlichkeit, für die dieser Geist steht, steht noch aus.

Die Lage, in der wir uns befinden, mag für viele bedrängend bleiben. Aber sie wir erträglicher für die, denen dieser gute Geist

beisteht. Denn er versetzt wie eine innere Kraft in die Lage standzuhalten.

Und so kommt es, dass das Licht der Hoffnung die Dunkelheit des Leids nicht unberührt lässt, sondern verändert. Im Licht der zukünftigen Welt verändert sich was.

Wem es gelingt, im Licht dieser Hoffnung zu leben, wer seine Hoffnung gegen alle Widrigkeiten des Lebens durchhält, der wird erleben, wie ihn die Hoffnung verändert und wie ihn die Hoffnung Stück um Stück der geglaubten Welt näher bringt.

Wer mit ganzer Kraft hofft, der ist nicht weit von dem entfernt, worauf er hofft. Wer mit ganzer Kraft hofft, der ist schon von dem ergriffen und beeinflusst, worauf er hofft. Wer mit ganzer Kraft hofft, der trägt Gottes Kraft bereits in sich und wird befähigt, Leben und Geschichte zu verändern.

Das ist das Schwere und zugleich Schöne am christlichen Glauben, dass er nicht aufgeht in einfachen Lösungen. Es bleibt spannend.

Es bleibt die Spannung zwischen der erhofften Welt und den Erfahrungen mit der Welt, wie sie gerade ist. Es bleibt die Spannung zwischen dem, was wir erleben, und dem, was wir aufgrund der Verheißungen erhoffen.

Darauf kommt es an, die Spannung auszuhalten, die Spannung zwischen dem Dunkel des Leids, das uns widerfährt, und dem Licht der erhofften Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes, die uns in Aussicht gestellt ist. Möge Gott es uns schenken, dass wir das können.

Unaussprechliches Seufzen

Predigt zu Römer 8, 26-29 am 29. Mai 2022

Das ist doch ein unglaublicher Satz aus dem Munde des großen Apostels Paulus: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen.“ Wenn nicht einmal der große Paulus wusste, was und wie er beten sollte, muss sich niemand von uns schämen, wenn er Schwierigkeiten mit dem Beten hat.

Nun mag mancher einwenden: Was soll denn daran schwierig sein,

vor Gott alles auszubreiten, was einen bewegt? Stimmt. Natürlich kann man vor Gott alles zur Sprache bringen, was einen bewegt. Das ist nicht schwierig. Einerseits.

Aber andererseits: Wenn man sich klarmacht, wie viele von den fast 9 Milliarden Menschen gleichzeitig vor Gott bringen, was sie bewegt, fragt man sich doch, wie viele Ohren dieser Gott dann haben müsste, um für alle ein offenes Ohr zu haben.

Und wenn wir mal davon ausgehen, dass wir nicht allein sind im großen Universum, müssen wir davon ausgehen, dass es auch noch andere Geschöpfe gibt, die sich mit ihren Gebeten an Gott, ihren und unseren Schöpfer, wenden.

Wer jetzt meint, so konkret dürfe man sich das alles nun auch wieder nicht vorstellen, der hat natürlich Recht. Aber entsprechen unsere Gebete und unsere Erwartungshaltungen nicht genau dieser Denke? Schließlich bitten wir Gott um dies und das, immer in der Erwartung, dass er sich unserer Anliegen annimmt.

Wir merken: Wenn man mal versucht, sich das etwas konkreter vorzustellen, stößt man schnell an Grenzen.

Und warum machen wir so viele Worte, wenn Gott doch schon alles weiß? Hat nicht schon Jesus seine Jünger in der Bergpredigt aufgefordert, beim Beten nicht so viele Worte zu machen, als er sagte: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern …Euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet." Spätestens da muss man sich doch fragen, wie man denn richtig betet.

Es ist also keineswegs verwunderlich, dass die Jünger Jesus gebeten haben, dass er ihnen beibringt, wie man richtig betet. Und das hat er getan, indem er ihnen das Vaterunser ans Herz legte. Damit hat er versucht, die Richtung ihres Betens zu ändern.

Ich habe den Eindruck, als hätte er ihnen deutlich machen wollen: Ihr müsst nicht immer nur auf Gott einreden. Ihr müsst vor allem auf ihn hören.

Søren Kierkegaard, ein dänischer Theologe, hat es einmal so formuliert: „Als mein Gebet immer andächtiger und innerlicher wurde, da hatte ich immer weniger und weniger zu sagen. Zuletzt wurde ich ganz still. Ich wurde, was womöglich noch ein größerer Gegensatz zum Reden ist, ich wurde ein Hörer. Ich meinte erst, Beten sei Reden. Ich lernte aber, dass Beten nicht bloß Schweigen ist, sondern Hören. So ist es: Beten heißt nicht, sich selbst reden hören. Beten heißt still werden und still sein und warten, bis der Betende Gott hört."

Und genau da, wo wir nicht mehr reden, sondern still sind und hören, scheint der Heilige Geist ins Spiel zu kommen. Seine Aufgabe ist es, uns in unserer Schwachheit, in unserer Sprachlosigkeit beizustehen. Denn das muss man erst mal aushalten.

Bitten wir darum, dass der Heilige Geist uns hilft, dass wir uns beim Beten nicht im Kleinklein verlieren. Bitten wir darum, dass er uns hilft, das Wesentliche im Blick zu behalten bzw. in den Blick zu bekommen. Ganz sicher brauchen wir ganz offensichtlich seine Hilfe. Ohne ihn wären wir verloren.

Aber selbst der Heilige Geist scheint so seine Schwierigkeiten zu haben, nicht nur mit unserer Schwachheit und Sprachlosigkeit, sondern mit dem Beten. Denn er – und so heißt es bei Paulus – vertritt uns vor Gott mit unaussprechlichem Seufzen.

Das sagt sich so leicht dahin: unaussprechliches Seufzen. Aber wenn man sich klarmacht, was das bedeutet, wird es immer unfassbarer. Denn das heißt doch, dass selbst dem, der uns beistehen soll, die Worte fehlen. Es ist und bleibt unaussprechlich. Man kann es nicht aussprechen.

Das einzige, was rüberkommt, ist ein Seufzen. Altes Wort. Was ist damit gemeint? Seufzen ist eine Lautäußerung ohne Worte, die unangenehme Gemütsregungen wie Kummer, Schmerz, Enttäuschung, Wehmut, Sehnsucht oder Resignation zum Ausdruck bringt. Das heißt doch, dass nicht einmal dem Geist die Worte leicht und locker über die Lippen kommen.

Mich hat folgende Geschichte von Hubertus Halbfas sehr bewegt, die in diesen Zusammenhang passt: „Wir hielten vor einem kleinen türkischen Kloster, in dem Derwische lebten, die jeden Freitag tanzten... Aus einer Zelle kam ein Derwisch auf uns zu; er legte grüßend die Hand auf die Brust, Lippen, Stirn. Wir setzten uns: „Was für einen Namen gebt Ihr Gott, Ehrwürden?" „Er hat keinen Namen", antwortete der Derwisch. „Gott kann man nicht in einen Namen pressen. Der Name ist ein Gefängnis, Gott Ist frei." „Wenn Ihr ihn aber rufen wollt? Wenn es notwendig ist, wie ruft Ihr ihn?" „Ach!" antwortete er. „Nicht: Allah. Ach! werde ich ihn rufen." Ich erbebte. „Er hat recht", murmelte ich.

Ist womöglich alles gesagt, wenn man sich wie der Geist mit unaussprechlichem Seufzen an den Gott wendet, der in der Geschichte mit „Ach!" angerufen wird. Sollte das auch schon unser Gebet sein? „Ach!"

Ist es das? Oder wie könnte es weitergehen? Paulus gibt einen ent-

scheidenden Hinweis, wenn er sagt: „Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.“ Wer den Vers aus dem Zusammenhang reißt, fragt sich natürlich, ob es denn stimmt, dass denen, die Gott lieben, wirklich alle Dinge zum Besten dienen? Ich glaube nicht, dass Paulus das allgemein gemeint hat.

Dass uns die guten Dinge des Lebens das Leben angenehm und schön machen, dass sie uns zum Besten dienen, ist ja nicht das Problem.

Aber zu allen Dingen, mit denen wir es zu tun haben, gehören ja auch die Dinge und Ereignisse, die uns Probleme bereiten. Ich denke an Mord und Totschlag, an jegliche Form von Ausbeutung, an die Zerstörung der Schöpfung, die weltweiten Katastrophen, an den Krieg in der Ukraine und den Hunger in der Welt. Wem sollte das zum Besten dienen? Nein. Es ist nicht möglich, dass alle Dinge zum Besten dienen, selbst denen nicht, die Gott lieben.

Paulus hat den Satz „Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.“ mit Blick auf die Schwierigkeiten mit dem Beten gesagt. Die Schwierigkeiten mit dem Beten können uns zum Besten dienen. Sie zwingen uns, unsere Gebetspraxis zu überdenken. Alle Schwierigkeiten mit dem Beten können denen nicht schaden, die Gott lieben und die sich vom Heiligen Geist helfen lassen. Üben wir uns im unaussprechlichen Seufzen, das sich mit „Ach!“ an „Ach!“ richtet. Statt mit „Amen“ schließe ich heute mit „Ach!“

Alle Dinge zum Besten

Predigt zu Römer 8, 28 von Pfarrer H.-J. Kopkow am 1. Juni 2014

Was soll man machen, wenn man sich nicht so gut fühlt? Was ist, wenn man so etwas wie einen Schwächeanfall hat? Oft sind dann Angehörige und Freunde, eben gute Geister zur Stelle. Sie helfen. Sie stehen bei. Sie sind einfach da. Auch wenn das an der Ursache der Not selten etwas ändert. Es hilft. Und ähnlich ist es mit Blick auf Gott. Hier steht: Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Gemeint ist natürlich Gottes guter Geist. Er hilft.

Und was ist, wenn es richtig dicke kommt? Was ist, wenn es einen so trifft, dass alle nur noch sprachlos sind? Was ist, wenn es weder einem menschlichen noch dem göttlichen guten Geist möglich ist, dem aufzuhelfen, der in Not ist? Dann wird’s echt schwierig für alle Beteiligten.

Hat Paulus nun angesichts solch einer Situation gesagt: „Wir wissen

aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Das steht hier so. Aber stimmt es – für jeden, immer, für jede Situation? Wir merken: Schwer zu sagen.

Manchmal mag das stimmen. Manchmal wird man seine Worte nachsprechen können. Und manchmal wird es eben nicht stimmen, dann nämlich, wenn man keinen Sinn in dem erkennen kann, was einem da widerfährt.

Dass uns die guten Dinge des Lebens, die das Leben angenehm und schön machen, dass sie uns zum Besten dienen, steht außer Frage. Aber zu allen Dingen, mit denen wir es zu tun haben, gehören ja auch die Dinge und Ereignisse, die uns Probleme bereiten, die uns sprachlos machen und die uns unsere Schwachheit und Ohnmacht vor Augen führen. Wie also ist dieser Satz zu verstehen, wenn es einen getroffen hat, schwer getroffen hat? Wie soll einem das dann zum Besten dienen?

Nun: Ich glaube nicht, dass Paulus hier Schreckliches schön reden wollte. Im Gegenteil: Das unsagbar Schreckliche lässt uns verstummen, weil es schrecklich ist und bleibt. Genau das sind doch die Momente, wo einem nichts, aber auch rein gar nichts mehr einfällt, was man dazu sagen könnte.

So etwas wie ein Ausweg aus diesem Dilemma steckt in dem Hinweis auf die Grundhaltung derer, die es getroffen hat. Von denen heißt es: Die Gott lieben. Ich verstehe diesen Satz als Hinweis an alle, Gott zu lieben, ihn auch dann zu lieben, wenn es dicke kommt. Gerade dann, wenn wir oder andere geradezu verzweifeln an dem, was uns widerfährt, gerade dann möge das unsere Liebe zu Gott nicht in Frage stellen.

Paulus jedenfalls stellt denen, die Gott gerade auch in der Not von ganzem Herzen und mit aller Kraft lieben, in Aussicht, dass ihnen alle, aber auch wirklich alle Dinge zum Besten dienen werden. Ihm geht es darum, die Liebe zu Gott bei denen zu stärken, die angesichts ihrer Not unsicher geworden sind, ob Gott sie denn liebt.

Er ringt darum, dass anderen uns selbst das größte Unglück nicht die Gewissheit rauben sollte, dass Gott es gut mit uns meint und uns liebt, was auch immer geschieht. Nichts soll uns von der Liebe Gottes trennen. Nichts soll sich zwischen ihn und uns drängen.

Es mag das Leben sein, wie es ist, gut oder böse, daran können wir oft genug nichts ändern. Aber wie wir damit umgehen. Das liegt in unserer Hand. Da haben wir Möglichkeiten und Spielräume. Mit ihm an unserer Seite, in guten wie in schwierigen Tagen, wird es uns anders möglich

sein mit dem umzugehen, was auf uns zukommt.

In diesem Sinn lasst uns nie damit aufhören, Gott zu lieben, und zwar von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt. Das ist der christliche Weg, das Beste aus allem zu machen.

Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes

Predigt zu Römer 8, 31-39 am 31. Dezember 2015

Das Jahr 2015 ist fast zu Ende. Zeit für einen Rückblick. Dieser Tag am Ende des Jahres lädt förmlich dazu ein, Bilanz zu ziehen. Was ist gelungen? Was ging daneben? Wie soll es weitergehen?

Auf diese schlichten Fragen gibt es hier im Raum eine Menge sehr persönlicher Antworten. Für die einen war es ein gutes Jahr. Für andere war es ein eher schwieriges Jahr. Und meistens lag beides für jeden von uns drin. Wir haben Gutes und weniger Gutes im vergangenen Jahr erlebt. Wo wir Gutes erleben durften, wird auch unsere Bilanz positiv ausfallen. Wir werden dankbar zurückschauen.

Wo wir Schlimmes und Böses erleben mussten, wird die Bilanz nicht so gut ausfallen. Wir werden fragend, vielleicht sogar klagend zurückschauen.

Auch wenn nicht alles geglückt ist und vieles zu Recht beklagenswert erscheint, bleibt noch die eine Frage: Wie war das 2015 eigentlich mit Gott?

Ich lese zunächst einmal den Abschnitt aus dem 8. Kapitel des Römerbriefs... Finden Sie nicht auch: Es tut gut, das zu hören. Gott ist für uns. Nichts, aber auch rein gar nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes. Wir sind und bleiben von Gottes Liebe umfangen.

Und so ist gut, sich beim Übergang vom einen auf das andere Jahr der Liebe Gottes zu vergewissern - mit Blick auf das, was war, und mit Blick auf das, was kommt.

Wenn wir uns das vergegenwärtigen, können wir uns in aller Ruhe das vergangene Jahr anschauen, selbst das, was eben nicht so gut war, nicht so gut lief.

Bei einem Rückblick unter dem Vorzeichen der Liebe Gottes und der Tatsache, dass er für uns ist, kann es nicht darum gehen, das Vergangene zu verklären und die Augen vor dem zu verschließen, was unangenehm, was nicht gelungen war. Aber der Liebe Gottes gewiss dürfen

wir der Wahrheit ins Gesicht sehen und dem Erlebten auf den Grund gehen.

Wenn ich so manchen unserer guten Vorsätze für das nächste Jahr richtig verstehe, dann sind sie eine Reaktion auf alles, was wir versäumt haben, ein Versuch, es das nächste Jahr besser zu machen.

Denn natürlich gibt es Menschen, denen wir etwas schuldig geblieben sind, an denen wir schuldig wurden, die wir enttäuscht oder verletzt haben, die wir gekränkt oder übersehen haben, die wir im Stich gelassen oder geschädigt haben.

Und wenn wir dann noch bei uns entdecken, dass wir immer noch nicht weiter gekommen sind, dass wir immer noch mit den alten Schwächen zu kämpfen haben, dann sind wir kurz davor zu verzweifeln.

Aber gerade dann, wenn wir uns selbst verurteilen wollen, weil unser Leben nicht dem entspricht, was wir uns als Ideal gesetzt haben, weil wir unserem eigenen Ansprüchen nicht genügen, sollten wir uns daran erinnern, dass Gott uns so annimmt, wie wir sind. Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? … Wenn Gott für uns ist, dann sollten wir nicht gegen uns sein.

All unsere Versäumnisse, all unser Versagen kann uns nicht von der Liebe Gottes trennen. Im Gegenteil: All das macht deutlich, wie sehr wir auf Gott und seine Liebe angewiesen sind, auch wenn wir uns dessen oft genug nicht bewusst sind.

Wenn Paulus sagt, dass uns nichts von der Liebe Gottes trennen kann, macht er uns Mut, mit dem Schritt vom alten zum neuen Jahr auch wieder Schritte auf Gott hin zu machen. Seine Arme sind und bleiben für uns geöffnet. Er ist und bleibt uns in Liebe zugewandt.

Auch da, wo wir zweifeln und Gott unser Leid klagen, ihn vielleicht sogar anklagen, auch da bleibt es dabei, dass uns nichts von ihm trennen kann. Gerade in solchen Momenten der Not kann Gott uns ganz nahe sein.

Das gilt gerade auch für Momente, in denen es uns trifft, manchmal nicht ohne Grund, manchmal aber auch gänzlich unverschuldet. Paulus spricht von Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr und Schwert? Nicht alles trifft auf uns zu.

Aber wer von uns hätte es nicht schon mal mit der Angst zu tun bekommen? Ein ums andere Mal hat sich Trübsal unser bemächtigt und wir sind sie einfach nicht losgeworden. Und wenn uns hin und wieder bewusst wird, welchen Gefahren wir ausgesetzt sind, lässt uns das nicht gerade kalt.

Gerade weil das so ist, können wir uns gar nicht oft genug in Erinnerung bringen: Nichts und niemand kann uns von der Liebe Gottes trennen. Immer wieder und wieder gilt es dies festzuhalten. Er ist für uns. Seine Liebe trägt und umfängt uns – was auch geschieht, wie es uns auch geht, was immer wir glauben.

Ganz gleich, welchen sichtbaren oder unsichtbaren Mächten wir ausgesetzt sein mögen - es gibt keine Macht, die uns von der Liebe Gottes trennen kann.

Natürlich: Es könnte sein, dass wir krank werden, dass wir in Not geraten, dass wir liebe Menschen verlieren, dass wir in eine Lage kommen, von der wir meinen, es ginge nicht mehr weiter. Wer weiß?

Es wird Momente geben, in denen Du denkst: Ich kann und mag nicht mehr. Mir geht es nicht gut. Ich fühl mich nicht. Es bringt ja doch nichts. Ich pack es nicht.

Genau dann vergegenwärtige Dir, dass uns nichts von Gott und seiner Liebe Gottes trennen kann, dass wir auch in der Not von ihm und seiner Liebe umfangen sind und bleiben, dass wir selbst im Tod in seine liebenden Arme fallen werden.

Nichts in der ganzen Welt kann uns jemals trennen von der Liebe Gottes, die uns verbürgt ist in Jesus Christus, unserem Herrn. Das Jahr wechselt - Gottes Liebe bleibt.

Von Gott erwählt

Predigt zu Römer 9, 1-5 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 15. August 2004

Traditionell wird am heutigen Sonntag darüber nachgedacht, wie es um die Beziehung zwischen Christen und Juden bzw. um Israel und die christliche Welt bestellt ist. Im Grunde könnte man den Kreis auch erweitern - und die Hindus, die Muslime und alle anderen dazu nehmen. Denn sie alle stehen dem Volk Israel gegenüber auf einer Seite. Und Israel, also die Juden, die nach eigenem Selbstverständnis ganz allein das von Gott dem Herrn auserwählte Volk, stehen eben auf der anderen Seite.

Und damit sind wir schon beim Knackpunkt. Ist das mit dem (!) Volk Gottes exklusiv gemeint? Also: Sind alle anderen eben nicht erwählt, anders betrachtet womöglich ausgeschlossen, weil eben nur dies eine Volk auserwählt ist? Das kann es doch nicht sein.

Aber weil das von Seiten vieler Juden aber auch Nichtjuden immer

wieder in dieser exklusiven Weise verstanden wurde und verstanden wird, gab und gibt es so viele Konflikte rund um die Juden.

Hinzu kommt - politisch gesehen - der religiös begründete Anspruch auf Land, auf das verheißene Land, das Heilige Land. Wir kennen den Dauerkonflikt um Palästina. Da wollen neben und mit den Juden eben auch noch andere leben - und zwar mit dem gleichen Recht.

Als wenn das nicht schon Zündstoff genug wäre, kommt noch der Reichtum vieler Juden hinzu. Sie wissen ja, wie es dazu kam. Man hat die Juden im Mittelalter geradezu zu ihrem Glück gezwungen, indem man sie in Berufe drängte, von denen man damals nicht ahnen konnte, dass ihnen die Zukunft gehören würde: In der Folgezeit gab immer wieder Neid, bis hin zu den schrecklichen Pogromen. Und warum? Weil man den Juden, die in Geld- und Immobiliengeschäften sehr erfolgreich waren und reich wurden, den Erfolg neidete.

Die damit verbundenen Fragen haben viele immer wieder ins Nachdenken gebracht. Auch Paulus. Er hielt auch nach seiner Bekehrung daran fest, dass die Juden das von Gott auserwählte Volk sind. Und er ging davon aus, dass Gott nach wie vor Großes mit ihnen vorhatte. Denn all die Worte der Verheißung an die Juden als Volk Gottes waren von Gott her ja nicht zurückgenommen worden.

Paulus selbst hatte ja wie viele andere Juden zum Glauben an Christus finden dürfen. Wie wir aus der Apostelgeschichte wissen, bestand die christliche Gemeinde am Anfang ja nur aus Juden.

Es dauerte eine Zeit, bis sich der Kreis erweiterte, bis auch solche Menschen zur Gemeinde gehörten, die vorher keine Juden waren, die nach damaligem Glauben eigentlich nicht zum auserwählten Volk Gottes gehörten.

Und natürlich stellte sich die Frage, wie es kam, dass auf einmal Menschen in den Genuss der Gnade kamen, die nicht zum auserwählten Volk gehörten?

Aber als noch schwerwiegender empfand Paulus offensichtlich die Frage, wie es denn sein konnte, dass so viele Juden nicht an Jesus als den Christus glaubten, obwohl sie doch als ganzes Volk von Gott auserwählt waren.

Und so machte er sich Sorgen um seine Brüder und Schwestern. Er litt darunter, dass die Menschen, die er liebte, nichts von Christus wissen wollten. Und doch blieb für ihn klar: Sie sind nach wie vor alle berufen.

Eins allerdings hatte sich in seiner Sicht der Dinge geändert. Die Beru-

fung galt eben nicht nur den Juden, sondern seit Christus allen Völkern. Seit Christus war es nicht mehr möglich, exklusiv von dem (!) einen Volk Gottes zu reden. Allen Völkern, aller Welt, allen Menschen galt und gilt die frohe Botschaft, das Evangelium.

Alle haben die Möglichkeit, Gottes Liebe und Erbarmen für sich anzunehmen. Es heißt doch nicht umsonst: „Also hat Gott die ganze Welt geliebt..." - und eben nicht nur einige Auserwählte. Jeder und jedem gilt Gottes Angebot. Niemand ist ausgeschlossen.

Insofern gelten die Worte der Verheißung nicht mehr exklusiv nur den Juden, sondern allen Menschen, die sich von Gott berufen und in Dienst genommen wissen.

Das war damals. Soweit zur Geschichte. Das ist 2000 Jahre her. Aber ist es denn heute anders? Geht es uns nicht ganz ähnlich wie Paulus? Haben wir nicht allen Grund, uns wie Paulus um unsere Volksgenossen, um unsere Brüder und Schwestern zu sorgen?

Denn man wird doch das, was Paulus damals mit Blick auf die Juden sagte, heute mit Blick auf alle Menschen wiederholen können. Sind sie nicht alle Kinder Gottes? Sind sie nicht alle berufen? Sind nicht alle Menschen Kinder Gottes und von ihm erwählt?

Gilt nicht allen die Offenbarung seiner Herrlichkeit? Hat der seinen neuen Bund, das Neue Testament nicht mit allen geschlossen? Ist nicht allen Menschen gesagt, was sie tun sollen und Gott wohlgefällig ist?

Oh doch! Gott hat alle Menschen, all seine Kinder berufen und auserwählt - und zwar zum Heil. Es kann keine Rede davon sein, dass dies alles nicht mehr gilt. Es kann keine Rede davon sein, dass dies alles nicht allen gilt. Es kann keine Rede davon sein, dass Gottes Wort ungültig geworden ist.

Alles andere kann und mag ich einfach nicht glauben. Alles andere passt nicht zu dem Gott, an den ich glaube, der barmherzig ist, der niemanden verloren gibt, der uns alle liebt.

Von daher haben wir uns im Sinne des Paulus um alle Menschen dieser Welt zu sorgen. Aber da wir unmöglich alle 6 Milliarden Menschen im Blick haben können, sollten wir zunächst einmal an die denken, denen wir begegnen, die uns anvertraut sind, mit denen wir es zu tun haben.

Wissen all diese Menschen, dass sie Kinder Gottes sind? Wissen sie, dass sie von Gott geliebt und berufen sind? Wissen sie, was ihnen dadurch möglich und eröffnet ist? Wissen sie um die Verheißungen, um das Heil und all das?

Wie sieht es aus mit den Eltern und Kindern, mit den Verwandten und Nachbarn, mit den Kollegen und Mitschülern, mit den Freunden und Feinden? Wissen alle Bescheid? Wirklich?

Ich bin mir da nicht sicher. Viele tun nur so, als wüssten sie schon. Aber Hand aufs Herz: Müsste dann nicht vieles ganz anders aussehen - im Großen wie im Kleinen? Man kann doch nun wirklich nicht behaupten, das wir Deutschen zurzeit ein religiös aufgeschlossenes Volk wären.

Wenn ich mir allerdings einige der Lebensgeschichten der Menschen vergegenwärtige, die mir begegnen, dann wird deutlich, dass sie nicht etwa absichtlich oder böswillig desinteressiert sind. Nein. Sie haben einfach nicht den Zugang gefunden, den es braucht, um in den Genuss der Verheißungen zu kommen. Schade!

Und deshalb haben wir wie Paulus allen Grund, uns um unsere Volksgenossen Sorgen zu machen. Denn was nicht ist, kann ja noch werden. Und nach wie vor gilt - um es noch einmal mit den Worten des Paulus zu sagen: „Es kann keine Rede davon sein, dass dies alles nicht mehr gilt und also das Wort Gottes ungültig geworden ist."

Ganz im Gegenteil: Es gibt sie noch, die Gebote, die uns zum Leben verhelfen wollen. Es ist durchaus möglich, Gott zeitgemäß zu verehren. Es wäre Gott vermutlich eine Freude und ein Vergnügen - wenn man das so menschlich sagen kann - wenn wir ihn beim Wort nähmen. Denn die Verheißungen gelten nach wie vor.

Es käme halt darauf an, sich darauf einzulassen, sich auf ihn einzulassen, sich auf ihn zu verlassen. Es käme darauf an, wahrzunehmen, was ist und dass ER ist, dass bei uns ist und für uns da ist.

Gottes Gnade gilt allen

Predigt zu Römer 9, 14-20 i. A. am 20. Januar 2008

Spielen Sie gerne „Mühle"? - Dann wissen Sie sicher auch, wie unangenehm es ist, wenn der Gegenspieler einem eine Zwickmühle aufbauen konnte. Wie man den nächsten Stein auch setzt - man setzt ihn falsch. Im Leben ist es manchmal ganz ähnlich. Man kommt sich zuweilen vor wie in einer Zwickmühle. Man hat zwei Möglichkeiten. Aber beide Möglichkeiten sind nicht ohne Probleme.

Der Apostel Paulus, aus dessen Brief ich eben vorgelesen haben, der sah sich in so einer Zwickmühle. Einerseits wollte er festhalten, dass

Gott den Lauf der Dinge bestimmt – und zwar ohne jegliches Zutun der Menschen. Er ist ja schließlich der Allmächtige. Das zog allerdings die Frage nach sich: Wenn Gott für alles verantwortlich ist, wie sieht es dann mit der Verantwortung des Menschen aus? Ist womöglich Gott selbst schuld, wenn was schief läuft?

Andererseits wollte Paulus festhalten, dass der Mensch mitverantwortlich ist für den Lauf der Welt. Das wiederum zog die Frage nach sich: Wie sieht es mit der Allmacht Gottes aus, wenn der Mensch durch sein Zutun maßgeblich am Lauf der Geschichte beteiligt ist?

Um zu zeigen, was er meint, greift Paulus auf ein Beispiel zurück: Mose und der Pharao. Mose wurde ja auserwählt, das Volk Gottes ins gelobte Land zu führen. Er wurde erwählt. Er konnte nichts dafür. Von daher heißt es hier: „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig. Und wenn ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich."

So im Guten hört sich das gut an. Gott erbarmt sich über Mose. Und wir freuen uns gleich mit in der Gewissheit: Er erbarmt sich auch über uns. Ist doch wunderbar.

Da gehen uns doch auch die sich anschließenden Worte ohne Widerwillen runter, wo es heißt: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen." Wie gut. Wir haben kein Problem damit, in alledem Gott am Werk zu sehen. Und wir sind ausdrücklich einverstanden, dass er alles macht und es auch noch so gut mit uns meint.

Alles wäre gut, wenn es da nicht auch die andere Seite gäbe. Man ahnt es schon. Ich meine die Seite derer, die nicht erwählt wurden. Denn da ist ja noch der Pharao. Wir kennen die Geschichte von der Verstockung des Pharao. Er wollte das Volk Gottes nicht ziehen lassen. Er war so stur, so verstockt, dass er nicht nachgeben wollte. Infolgedessen wird er abgestraft. Er muss die Plagen ertragen, bis hin zum Tod seines ältesten Sohnes.

Aber wieso eigentlich? Weil der Pharao verstockt ist, wie es hier ja auch heißt? Es musste ja so kommen - bei so einem Pharao, verstockt wie er war.

Es klingt logisch. Ist es aber nicht. Denn warum hat Gott, allmächtig wie er ist, die Verstocktheit des Pharao nicht beseitigt? Er hätte es doch tun können. Ganz im Gegenteil. Gott selbst scheint es zu sein, der den armen Pharao verstockt. Der konnte gar nicht anders, auch wenn er gewollt hätte. Verstehen Sie das? - Ich auch nicht.

Ich finde diese Deutung sehr problematisch. Denn was kommt dabei

heraus? Womöglich die wahnsinnige Anschauung, Gott wäre verantwortlich für das, was Menschen tun, die so verrückt und größenwahnsinnig sind, wie es der Pharao damals war. Sind auch sie womöglich von Gott verstockt? Das kann doch ganz einfach nicht wahr sein. Wie sollten denn Menschen zur Verantwortung gezogen werden können, wenn alles durch Gott vorherbestimmt wäre?

Und trotzdem kommt Paulus zu dem geradezu unglaublichen Schluss in Vers 18: „So erbarmt er sich nun, wessen er will, und verstockt, wen er will." Das erweckt den Eindruck, dass Paulus nicht nur von einer Erwählung zum Heil, sondern auch von einer Erwählung zum Unheil ausgeht.

Das könnte fatale Folgen haben: Die Gläubigen könnten auf den Gedanken kommen, nur sie würden zum auserwählten Volk gehören, die anderen aber nicht. Und die anderen könnten ihren Unglauben womöglich darin begründet sehen, dass Gott sich ihrer eben nicht erbarmt hat.

Paulus ahnte natürlich, welchen Vorwurf er sich dadurch einhandeln würde. Deshalb baut er diesen Vorwurf gleich in seine Argumentation ein, wenn er dann sagt: „Nun sagst du zu mir: Warum beschuldigt er uns dann noch? Wer kann seinem Willen widerstehen?"

An dieser Stelle müssen wir nun aber mal einen Blick auf die Gesamtaussage der biblischen Schriften werfen, um hier keine falschen und einseitigen Schlüsse zu ziehen.

Denn wem gilt die Gnade Gottes? Allen. Alle haben die Möglichkeit, Gottes Liebe und Erbarmen für sich anzunehmen. Es heißt doch nicht umsonst: „Also hat Gott die ganze Welt geliebt..." - und eben nicht nur einige Auserwählte. Jeder und jedem galt und gilt sein Angebot. Niemand ist von vornherein ausgeschlossen.

Das wäre nun wirklich grausam und ungerecht, wenn ein Teil der Menschheit von vornherein dazu verurteilt wäre, Gottes Gnade und Erbarmen nicht zu erfahren, sondern verstockt zu sein.

Natürlich: Wenn man von Erwählung spricht, könnte man auf den Gedanken kommen, dass aus der Gesamtheit nur einige auserwählt werden, während andere eben nicht erwählt werden. So könnte man folgern, muss man aber nicht. Gott hat alle seine Menschen berufen und auserwählt - und zwar zum Heil. Alles andere kann und mag zumindest ich einfach nicht glauben.

Warum nun manche Menschen keinen Zugang zum Glauben finden, weiß ich nicht. Es liegt jedenfalls gewiss nicht daran, dass sie schon vor

Zeiten von Gott selbst dazu vorherbestimmt worden wären, nicht glauben zu können. Als wenn es einen einzigen Menschen gäbe, denn er nicht liebte. Kein noch so trotziges menschliches „Nein“ Gott gegenüber kann Gott davon abhalten, sein „Ja“ zu allen Menschen zu sagen.

Deshalb glaube ich an einen Gott, der unendlich barmherzig und gnädig ist, der niemanden verloren gibt - schon gar nicht von vornherein, der von sich aus niemanden verstockt, sondern ganz im Gegenteil darunter leidet, wenn Menschen sich ihm gegenüber verstocken.

So lade ich Sie ein, sich und alle anderen dem anzuvertrauen, der es gut mit uns meint. Möge Gott sich unser erbarmen.

Der Herr macht reich, die ihn anrufen

Predigt zu Römer 10, 9-17 i. A. am 26. September 2021

Mal angenommen, es würde in der Zeitung stehen: „Herr Krösus zahlt jedem, der ihn unter folgender Telefonnummer anruft, 10000 Euro.“ Würdest Du Herrn Krösus anrufen?

Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Warum nicht? Weil Du denken würdest: „Das ist ja wohl ein Scherz. Niemand verschenkt 10000 Euro. So einen Herrn Krösus gibt’s nicht.“

Aber nun stell Dir vor, Dein Freund würde Dir berichten, er habe Herrn Krösus angerufen und tatsächlich 10000 Euro überwiesen bekommen.

Zuerst würdest Du denken, Dein Freund würde Dir einen Streich spielen. Aber dann würde er Dir den Kontoauszug zeigen. Und da wäre tatsächlich die Summe von 10000 Euro eingegangen.

Vermutlich würdest Du daraufhin auch bei Herrn Krösus anrufen in der Hoffnung, dass auch Du die versprochenen 10000 Euro überwiesen bekämst.

Weil du davon überzeugt wurdest, dass es Herrn Krösus gibt, der allen Anrufern wirklich das Versprochene zukommen lässt, würdest auch Du ihn anrufen. Du würdest ihn zwar nicht zu Gesicht bekommen, aber könntest mit ihm sprechen. Und wenn Du dann auf Deinem Konto den Eingang der 10000 Euro feststellen würdest, wüsstest Du: Den Herrn Krösus, den gibt es wirklich.

Und jetzt bitte ich Dich: Ersetze mal den Namen Krösus durch Jesus. Also wende Dich nicht an den Herrn Krösus, sondern an den Herrn Jesus. Ruf ihn an. Denn er will Dich an seinem Reichtum teilhaben lassen will.

Nun könntest Du wie in dem Beispiel von eben sagen, dass Du nicht glauben kannst, dass es diesen Herrn Jesus gibt und dass er Dir etwas von seinem Reichtum zukommen lassen will.

Mit dieser Meinung wärest Du nicht einmal allein. Viele können nicht glauben, dass es diesen Herrn Jesus gibt. Sie würden vielleicht noch zugestehen, dass es so einen wie ihn vor langer Zeit gegeben haben könnte. Und sie wüssten vielleicht sogar, dass er für seine Sache von den Mächtigen seiner Zeit am Kreuz umgebracht wurde. Das war‘s dann aber auch.

Dass er von den Toten auferweckt worden sei und lebt, das würde ihnen zu weit gehen. Das würden sie nicht glauben, weil es diesen Herrn Jesus nicht gibt, jedenfalls nicht in dieser Welt.

Und die Folge: Wenn es ihn nicht gibt, kann man ihn auch nicht anrufen. Kann man ihn nicht anrufen, kann man auch nicht an seinem Reichtum teilhaben.

Aber würdest Du bei Deiner Meinung bleiben, wenn man Dir glaubhaft versichern würde, dass es ihn wirklich gibt und dass man ihn anrufen kann und dass er uns tatsächlich an seinem Reichtum teilhaben lassen will?

Im Brief an die römische Gemeinde lädt Paulus alle ein, sich an Jesus zu wenden. Ich sagte es schon: Bevor man sich an jemanden wendet, muss man davon überzeugt sein, dass es ihn gibt. Die entscheidende Frage lautet: Gibt es ihn, diesen Herrn Jesus?

Nachdem Jesus gestorben war, haben Menschen immer wieder die Erfahrung gemacht, dass er noch unter uns ist, dass er lebendig ist, dass er bei ihnen ist – wenn auch anders als früher.

Deshalb sagt Paulus: Wer das von ganzem Herzen glauben kann, dass Jesus auferstanden ist und lebt, der kann sich an ihn wenden, der kann ihn anrufen. Und wer sich mit der Bitte um Hilfe und Rettung an Jesus wendet, der wird nicht abgewiesen.

Und so haben sie mit ihm geredet, ihn angerufen, gebetet. Das ist ein bisschen so wie beim Telefonieren. Es gibt dabei nur den einen Unterschied: Der am anderen Ende sagt nichts, jedenfalls nicht hörbar, nicht direkt.

Und wenn er nun schon nichts sagt, bekommt man dann wenigstens Anteil an seinem Reichtum? Schließlich wird ja dem, der sich an Jesus wendet, in Aussicht gestellt, an seinem Reichtum teilzuhaben. Natürlich ist da nicht an Reichtum im Sinne von Euros oder sonstigen Vermö-

genswerten gedacht. Natürlich nicht. Der Reichtum, von dem da die Rede ist, ist anderer Natur.

Um mal ein paar Beispiele zu nennen, was damit gemeint sein könnte: Der eine wird reich beschenkt mit Hoffnung. Ein anderer wird reich beschenkt mit der Gabe, vertrauen zu können. Wieder andere erleben, dass Geben seliger ist denn Nehmen. Ich denke auch an die, die in ihrer Not Trost erfahren, und an die, die ohne Angst sterben können. Wieder andere sind reich an Geduld, wo anderen der Geduldsfaden schon lange gerissen ist. Und wer Humor hat, ist ebenfalls reich beschenkt.

Das, was er einzelnen Menschen als seinen Reichtum zukommen lässt, kann sehr unterschiedlich aussehen. Versprochen ist aber, dass er alle, die sich an ihn wenden, an seinem Reichtum teilhaben lässt. Das ist ein tolles Angebot und klingt verlockend - oder? Wer wollte daran nicht teilhaben, wenn es das Angebot gibt.

Es gibt dieses Angebot. Und alle sollen es erfahren. Deshalb schickt Jesus seine Leute los mit dem Auftrag: Geht hin in alle Welt... Es braucht also Boten, die diese gute Botschaft weitersagen und vermitteln.

Was dann natürlich noch hinzukommen muss, ist die freundliche Aufnahme der guten Botschaft durch die, denen sie gesagt wird. Das ist keineswegs selbstverständlich. Leider – Gott sei's geklagt – schenken viele dieser guten Botschaft keinen Glauben. Schade.

Das sollte aber niemanden davon abhalten, das Evangelium, zu Deutsch die gute Botschaft, weiterzusagen, auch wenn man dabei auf Unglauben stößt. Wer von der guten Botschaft erfüllt ist, wes das Herz voll ist, der kann sowieso nicht anders, als es allen weiterzusagen. Wessen Herz voller Vertrauen zu diesem Herrn ist, wessen Leben durch ihn reich ist, der kann nicht anders, als anderen von dem zu sagen, was ihn erfüllt, was das eigene Leben bereichert.

Bleibt die Frage, woran es liegen könnte, wenn wir von diesem Reichtum noch nichts gespürt haben. Liegt es womöglich daran, dass uns der versprochene Reichtum noch nicht so umfassend erreicht hat, dass wir davon noch nicht so erfüllt sind, wie es sein das könnte?

Wo das so ist, ist die Lage zwar ernst, aber nicht hoffnungslos. Denn gerade für die, die sich leer und ausgebrannt fühlen, gilt das Angebot, sich an den Herrn zu wenden mit der Bitte, dass er sie an seinem Reichtum Anteil haben lässt. Es käme auf einen Versuch an. Bitten wir ihn, uns zu retten.

Wir alle sind Gottes Volk

Predigt zu Römer 11, 25-32 am 16. August 2020

Heute am sogenannten Israelsonntag wird traditioneller Weise die Beziehung zwischen Juden und Christen, zwischen Judentum und Christentum bedacht. Das ist gut und wichtig, damit der christliche Antijudaismus ausstirbt, der mitverantwortlich ist für all das Schlimme, was man jüdischen Menschen angetan hat.

Man denke nur an die Vertreibungen und Verunglimpfungen, die Auflagen und Einschränkungen, die Diskriminierungen und Brandmarkungen, die Pogrome und ständigen judenfeindlichen Übergriffe, an Antisemitismus und den Mythos von einer jüdischen Weltverschwörung, an den Holocaust und Auschwitz, das Attentat von Halle, das durch die Medien ging. Es ist gut, das sich Kirche fragt, dass sich jeder von uns fragt: „Wie hältst Du es mit Israel?"

Wir kennen die Geschichten um Abraham und seinen Sohn Isaak, um Josef und seine Brüder, um Mose, der das Volk aus Ägypten führte und der auf dem Weg ins gelobte Land die Zehn Gebote empfing. Das war die Zeit, in der sich in jenem Land, das wir heute das Heilige Land nennen, der jüdische Glaube herausbildete, der besagt, dass jener Gott, der sich den Israeliten als Jahwe offenbarte, einen Bund mit dem Volk Israel geschlossen hat. Bis auf den heutigen Tag halten die Juden an ihrem Glauben fest, das von Jahwe auserwählte Volk zu sein.

Das hat zu allen Zeiten Widerstand bei anderen Völkern hervorgerufen. Durchaus nachvollziehbar: Während sich die einen als auserwählt betrachteten, fühlten sich die anderen ausgegrenzt. Das hat mancherlei Neid und Hass mit den hinlänglich bekannten Folgen hervorgerufen.

Das musste natürlich nicht sein, wenn man sich vergegenwärtigen würde, dass es in jener Zeit überall auf der Welt Völker gab, die zu ihren Göttern ein ähnlich exklusives Verhältnis hatten.

Wir wissen darum, auch aus der Bibel, weil es immer wieder zu Konflikten kam mit den Menschen anderer Religionen, die ihren Gott anders verehrten. In diesen Kontext gehört das Gebot: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir."

Es gab sie also, die anderen Götter, in der Vorstellung derer, die sie verehrten. Und sie waren namentlich bekannt: da waren die Ägypter mit ihrem Sonnengott Re, da waren Baal, Astarte, Marduk, Mithras und die Völker, die sie verehrten.

In der Zeit des Paulus, als Palästina ein Teil des römischen Weltreichs war, waren die griechischen Götter wie Zeus, Poseidon, Artemis, Athene und Aphrodite und die römischen Götter wie Jupiter, Diana, Pluto, Bacchus, Viktoria und Aurora dazugekommen, um nur einige zu nennen.

Und dann gab es im fernen Osten ja auch noch Götter, die Götter des Hinduismus. Und auch in Amerika gab es Götter, nicht nur bei den Azteken und Inkas. Wir kennen aus den Indianerfilmen und Romanen unserer Kindheit vor allem Manitu.

In den Augen ihrer Verehrer beanspruchten die Götter ihre Gläubigen exklusiv, eben genauso, wie in den Augen der Israeliten der Gott Jahwe das Volk Israel für sich beanspruchte. Die Welt war nicht nur multikulturell, sondern auch multireligiös geworden.

In dieser kulturell und religiös vielfältigen Welt kam Jesus als Jude zur Welt. Durchaus nachvollziehbar, dass einige Juden in diesem Juden Jesus den versprochenen Messias sahen.

Damit die übrige Welt, die griechisch sprach, auch davon erfuhr, dass mit Jesus der Messias in der Welt war, übersetzte man das hebräische Wort Messias ins Griechische. Das hatte zur Folge, dass man Jesus nicht nur Messias, sondern eben auch Christus nannte.

Das haben längst nicht alle so gesehen und alle geglaubt. Paulus, der ja selbst ein Jude war, machte das ziemlich zu schaffen. Ihm war unerklärlich, wieso nicht alle Juden in Jesus den Christus sehen konnten.

Und noch erstaunlicher war, dass ganz viele Menschen in Jesus den Christus sahen und ihm vertrauten, die keine Juden waren.

Darüber kam es in den Anfängen des Christentums zum Konflikt unter den Aposteln. Man fragte sich: Können denn die anderen, die Andersgläubigen, so einfach an Jesus glauben. Und sind sie dann schon gerettet? Oder müssten sie nicht vorher erst Juden werden? War nicht der Messias Israels Erlöser, nur Israels Erlöser?

Vieles im Neuen Testament spiegelt wider, wie das Christusereignis Kreise zog, z.B. geographisch, weil sich die frohe Botschaft von Palästina aus in alle Welt ausbreitete.

Und es zog auch theologisch Kreise, weil vieles überdacht werden musste. Mit Christus wurde immer deutlicher, was sich schon im jüdischen Glauben angedeutet hatte, dass der Gott Jahwe kein Gott der wenigen Auserwählten und der jüdischen Provinz war, sondern der Gott aller, der Herr der ganzen Welt und aller Völker.

Natürlich stellte und stellt sich damit die Frage, ob der Gott der Juden, also Jahwe, der einzige Gott ist und ob die Götter der anderen nur Götzen sind? Oder war Jahwe auch nur ein Name für den einen Gott, den sie alle unter anderen Namen überall verehren? Aber das ist ein neues Thema, das sich Paulus damals so noch nicht stellte.

Für den Moment hatte Paulus rein denkerisch genug damit zu tun, zu verstehen und zu erklären, warum nicht alle Juden zum Glauben an Christus kamen und wieso stattdessen viele zum Glauben kamen, die man seitens der Juden etwas abfällig immer nur die Heiden nannte, also die, die eben nicht an Jahwe, sondern an irgendeinen anderen Gott glaubten.

Ich hoffe mal, dass das, was Paulus nach Rom schrieb, jetzt ein bisschen besser zu verstehen ist, zumindest besser eingeordnet werden kann als zeitgeschichtliches Dokument und persönliche Meinung des Paulus....

Wie man sieht, versuchte Paulus die Frage zu beantworten, warum denn nicht ganz Israel das Geschenk der Gnade in Jesus Christus angenommen hatte, wiewohl es für alle Israeliten bestimmt war.

Wenn ein Theologe das heute so sagen würde wie Paulus, liefe er Gefahr, sich den Vorwurf des Antijudaismus einzuhandeln. Denn wie kommt er dazu, ein ganzes Volk zum Feind Gottes zu erklären und eine Verstockung zu attestieren? So kann man heute nicht mehr reden.

Das war natürlich nie und nimmer die Absicht des Juden Paulus. Nein. Im Gegenteil: Er meinte es gut. Er schrieb an Christen in Rom, die ein wenig überheblich der Meinung gewesen sein dürften, dass das kleine provinzielle Israel als Gottesvolk durch die weltweite Kirche abgelöst und der jüdische Glaube durch den christlichen Glauben überholt sei.

Er wandte sich an diejenigen in Rom, die für Israel keine Rettung mehr sahen. Er wollte sie davon überzeugen, dass das Heil Israels nicht darin besteht, dass alle Juden Christen würden.

Er – und da ist er als Jude ganz offensichtlich befangen – sah Israel als etwas Besonderes, als ein Volk, dass er allen anderen Völkern und Religionen in seiner Einzigartigkeit gegenüberstellt. Für Israel würde es einen Sonderweg geben – und der würde nicht zwangsläufig in die Kirche führen müssen.

Ich bin da ein wenig anderer Meinung. Besser wäre gewesen, er hätte das Volk Israel von Anfang an in die Rettung aller Völker mit eingeschlossen und von der Rettung aller Menschen gesprochen.

Gott will die Sünden und die Gottlosigkeit doch nicht nur von Israel wegnehmen, sondern von allen Menschen und Völkern dieser Erde.

Denn leider sind doch nicht nur einige wenige ungehorsam, sondern alle, immer wieder jedenfalls.

Alle Menschen – nicht nur Juden und Christen – leben von der großen Barmherzigkeit Gottes. Damit hat er dann wieder zweifellos Recht. Es kann sich keiner rühmen, er habe Vorteile, weil er Christ sei, weil er zum auserwählten Volk gehöre, weil er Mohammed zum Propheten hat, weil er der Lehre Buddhas folgt oder sonst einer Religion angehört.

Da gibt es kein Ansehen der Person, sagt Paulus an anderer Stelle ja selbst. Alle Menschen sind Geliebte, geliebte Kinder Gottes – selbst dann, wenn sie es nicht glauben können. Israel ist doch auch nur ein Teil der Völkergemeinschaft, der ganzen Menschheit, der weltweiten Gottesfamilie. Es geht doch nicht um Nationen, um Blut und Boden.

Nicht die Volks- und Religionszugehörigkeit ist entscheidend, sondern das Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes. Und dieser Gott ist der Gott aller. Es kann doch nur den einen hinter allen Gottesbildern und Namen geben.

Weil dieser Gott kein Provinz-Gott ist, sondern der eine, den sie alle suchen, der Herr und Vater aller, ist er nicht für eine Religion exklusiv da, sondern für alle Menschen.

Für mein Empfinden zog Paulus mit seiner Argumentation den Kreis viel zu klein, indem er die Heilsfrage auf einen Dialog zwischen Christen und Juden beschränkte. Das Gespräch an dieser Stelle müsste nicht bilateral, sondern multilateral sein, also nicht von zwei Seiten, sondern von allen Seiten geführt werden. Er hätte also alle Völker und Religionen einbeziehen müssen. Paulus denkt und argumentiert in diesem Zusammenhang von der Heilsgeschichte ausgehend, also von der Vergangenheit her.

Besser wäre gewesen, er wäre sein Thema von der Zukunft her angegangen, vom Zielpunkt der Geschichte. Denn im Zielpunkt sind wir alle eins, eins mit Gott und eins miteinander – auch wenn wir jetzt noch unterschiedlicher Meinung sind. Über das Ziel der Geschichte sagt Paulus in seinem Brief an die Korinther (1. Kor 15, 28) ja selbst: „auf dass Gott sei alles in allem."

Damit wird keine der Verheißungen, die Gott dem Volk Israel gemacht hat, zurückgenommen. Aber alle Verheißungen gelten allen Völkern, allen seinen Geliebten, allen seinen geliebten Kindern. Und lesen wir nicht genauso die Bibel, auch den Teil der Bibel, der sich genaugenommen nur an die Juden richtet?

Möge Gott sich aller seiner Menschenkinder erbarmen und uns alle aus dem Bewusstsein heraus leben lassen: Wir alle sind Gottes Volk.

Tiefe

Predigt zu Römer 11, 33-36 am 6. Juni 2004

Welch eine unergründliche und unerforschliche Tiefe? Woran würden Sie denken, wenn Sie diese Zeile außerhalb der Kirche hören oder lesen würden? Zum Beispiel an die unergründliche und unerforschliche Tiefe eines Ozeans, z.B. des Mariannengrabens?

Ja, stellen Sie sich vor, wie Sie in einem Ozean schwimmen, natürlich an der Oberfläche. Die Sonne scheint. Die Wellen schaukeln Sie nur leicht hin und her. Es weht eine leichte Brise. Wunderbares Wetter zum Baden.

Und dann stellen Sie sich einmal vor, wie tief das Wasser unter Ihnen ist. Machen Sie sich klar, dass es Tausende von Metern bis zum Grund sind. Es ist so tief, so grundlos, abgründig tief, so dunkel und kalt, geradezu unheimlich und bedrohlich, dass einem doch allein der Gedanke daran schon ein flaues Gefühl in der Magengegend erzeugt.

Der Weltrekord fürs Tieftauchen ohne Atemgerät steht zurzeit bei etwa 160 Metern. Ganz schön tief. Aber aufs Ganze gesehen im Grunde immer noch an der Oberfläche, wenn man bedenkt, dass es fast noch mal 10000 Meter in die Tiefe geht. Und was da unten ist, ist unergründlich, eben weitestgehend unerforschte Tiefe.

Jetzt übertragen Sie mit mir das Ganze mal auf die Worte des Apostels Paulus. Für ihn hat die Tiefe, von der er in seinem Brief an die Römer spricht, mit Gott zu tun. Anscheinend meint er, Gott sei tief - tief und unergründlich wie ein Ozean.

Und wir? Wir bewegen uns wie die Schwimmer mit unseren theologischen Gedanken, so klug sie auch sein mögen, immer noch mehr oder weniger an der Oberfläche. Wir kommen mit all unserer Theologie - ähnlich wie die Taucher - allenfalls ein bisschen in die Tiefe, auch wenn das in den Augen derer, die kein Interesse haben, dieser besonderen Tiefe auf den Grund zu gehen, schon ganz was Tolles zu sein scheint. Aber letztlich kratzt alle Theologie nur an der Oberfläche der göttlichen Tiefe.

Denn was hat es auf sich mit dem, was wir Gott nennen. Oberflächlich betrachtet haben wir uns unser Bild von Gott gemacht. Dabei wis-

sen wir ja eigentlich, dass wir uns kein Bild machen sollen. Und doch haben wir eins, meistens das Bild vom lieben Gott. Oder, etwas besser, das Bild vom liebenden Gott. Aber das ist wie bei einem Ozean nur das, was sich in der Oberfläche spiegelt.

Der Ozean in seiner unergründlichen und unerforschten Tiefe liegt darunter, weit darunter. Und wie beim Ozean auch, so macht uns das mit Blick auf den Gott der Tiefe, wenn wir drüber nachdenken, ganz schön unsicher und nervös. Manchmal macht es uns geradezu Angst, weil es da unten dunkel und kalt ist, weil wir Angst haben zu versinken, unterzugehen in einem geradezu endlosen Abgrund.

Sie merken schon: Es fällt uns schwerer, Gott im Zusammenhang mit der Tiefe zu bedenken als im Zusammenhang mit der Höhe. „Ehre sei Gott in der Höhe." Das kennen wir. Aber „Ehre sei Gott in der Tiefe." Das ist doch sehr ungewohnt. Wie wäre das gewesen, wenn ich vorhin nicht „Ehre sei Gott in der Höhe", sondern „Ehre sei Gott in der Tiefe" gesungen hätte?

Ist das nun ein Gegensatz? Auf den ersten Blick sieht es fast so aus. Kein Wunder. Normalerweise denken wir doch räumlich, also in den Kategorien von „unten und oben", „links und rechts", „vorne und hinten". Und unsere Gedanken vom Ozean legen das auch nahe, weil es da ja auch so etwas wie ein Unten bzw. die Tiefe und ein Oben bzw. die Höhe gibt.

Nun ist das mit dem Ozean nur ein Bild. Einiges wird dadurch anschaulicher. Aber wie das so ist: Jedes Bild hinkt. Das Bild von Gott auch, der eine unergründliche und unerforschte Tiefe hat - wie ein Ozean.

Aber nehmen wir doch einfach ein zweites Bild hinzu, das für unergründliche und unerforschliche Tiefe steht. Ich denke als Beispiel an das Universum? Da gibt es auf einmal kein „oben und unten", kein „hinten und vorne", kein „links und rechts". Denn das Universum bewegt und dreht sich. Es gibt keinen wirklich festen Punkt. Und wie sollte man sich dann „Gott in der Höhe" bzw. „Gott in der Tiefe" vorstellen, wenn es weder Höhe noch Tiefe gibt?

Offensichtlich ist „Gott in der Höhe" bzw. „Gott in der Tiefe" eben keine Frage von oben und unten. Es geht weder um messbare Höhe noch um messbare Tiefe.

Ich bleibe für heute mal mit Blick auf Paulus bei der Tiefe. Zunächst sehe ich in der Tiefe, von der er spricht, so etwas wie einen Gegensatz zu Oberflächlichkeit. Ich denke an Tiefgang und an Tiefgründigkeit, und

halte dies auch für angemessen, so voller Ehrfurcht von Gott zu denken und zu reden.

Weil Gott eben auch ein Gott der Tiefe, ein Gott mit Tiefe ist, deshalb verbietet es sich, oberflächlich über ihn zu denken und zu reden. Die Tiefe Gottes zieht unseren Tiefgang nach sich, lässt uns tiefgründig werden.

So faszinierend und spannend der Versuch auch ist, die Tiefe Gottes theologisch auszuloten, so schnell kommen wir doch an die Grenzen dessen, was wir einsehen können.

Eine kleine Geschichte macht das deutlich. Vom Kirchenvater Augustin wird erzählt, wie er einst am Meer spazieren gegangen sei. Er dachte über das Geheimnis Gottes nach. Da bemerkte er ein Kind. Es schöpfte mit seinem Eimerchen Wasser aus dem Meer in einen kleinen abgegrenzten Bereich. „Was macht du da?" „Ich will das Meer in meinen Teich schöpfen." Da lachte der Kirchenvater Augustin und sagte: „Das wird dir nie gelingen." Da richtete sich das Kind auf und sagte: „Ich mache es doch nur genauso wie du: du willst doch auch mit deinem kleinen Verstand das Geheimnis des dreieinigen Gottes verstehen."

Und es stimmt ja: Das Kind könnte noch so viel Wasser aus dem Meer schöpfen, es würde dadurch nicht entscheidend weniger. Übrigens auch umgekehrt: Es könnte noch so viel Wasser dazu schütten, es würde dadurch nicht entscheidend tiefer.

Und so ist es auch mit Gott. Er wird durch uns nicht mehr oder weniger, nicht größer oder kleiner. Und doch ist nicht ausgemacht, was unser Verhalten ihm gegenüber bewirkt. Denn auf gewisse Weise sind wir ja mit ihm verbunden, sind ein Teil der göttlichen Fülle - wenn auch nur ein ganz winziger, aber eben doch auch Teil.

Dem Ozean ist ein Eimer Wasser genauso egal wie ein Schwimmer an seiner Oberfläche. Sind wir kleinen Menschlein dem großen Gott in all seiner Tiefe nicht letztlich genauso egal?

Nein. Natürlich nicht. Das wird im letzten Vers mehr als deutlich. Denn auch wenn wir - aufs Ganze des Universums bezogen - kaum mehr als ein Nichts sind, sind wir doch eben ein ganz kleines bisschen mehr als Nichts. Wir sind ein Teil, wenn auch ein ganz kleiner, des großen Ganzen, und somit ein Teil seiner großen Welt mit all ihrer Tiefe.

Natürlich. Wir sind nur kleine Tropfen. Und man fragt sich einerseits, was denn so ein Tropfen angesichts eines großen Ozeans ist. Aber an-

dererseits besteht auch der größte Ozeans aus nichts anderem, als aus lauter kleinen Tropfen. Deshalb heißt es ja: „Denn aus ihm und durch ihn und auf ihn hin sind alle Dinge.“ Geradezu unglaublich. Und man fragt sich sofort: Wie, wirklich alle Dinge. Ja, solange dies dreifache Kriterium auf sie zutrifft, was da lautet: „Aus ihm und durch ihn und auf ihn hin.“ Längst nicht alle Dinge werden durch ihn in ihrem Wesen bestimmt und auf ihn hin benutzt.

Also: Das Eisen, woraus ein Messer ist, gehört zu diesem alles, das aus ihm und durch ihn und auf ihn hin ist. Aber wozu das Messer unter Umständen benutzt wird, ist nicht unbedingt aus ihm, durch ihn und auf ihn hin, wenn Sie z.B. an einen Mord denken.

Dies „Aus ihm und durch ihn und auf ihn hin“ gilt in erster Linie mit Blick auf uns. Wir sind aus ihm. Wir sind durch ihn. Wir sind auf ihn hin. Das ist unsere Bestimmung. Dadurch haben wir Anteil an seinem Sein und an seiner Tiefe.

Ich kann mich dem verwunderten Ausruf des Paulus nur anschließen: „Welch eine Tiefe! Wie unergründlich, wie unerforschlich. Aus ihm und durch ihn und auf ihn hin sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!“

Unser ganzes Leben ein Gottesdienst

Predigt zu Römer 12, 1-8 am 10. Januar 2021

Ich habe da mal als erstes ein paar Fragen an die Konfirmandinnen und Konfirmanden. Ihr fragt mich doch manchmal: „Wie oft war ich schon im Gottesdienst?“ Welche Veranstaltung meint ihr eigentlich, wenn ihr mich so fragt?... Ihr meint mit Gottesdienst Veranstaltungen in der Kirche wie diese heute Morgen – oder nicht?

Und was sagen die anderen dazu? Ist das hier in der Kirche ein Gottesdienst?... Ich vermute mal, Sie sehen das wie die Konfirmanden: Das ist hier ein Gottesdienst. Was denn sonst? Ich komme später noch einmal darauf zurück.

Nun muss ich den Konfirmandinnen und Konfirmanden eine zweite Frage stellen. Ihr erinnert euch vielleicht daran, was wir besprochen haben, als wir das Thema Gottesdienst dran hatten. Da stand in einem Kasten zur Frage „Was heißt Gottesdienst?“ etwas zum Sich-Merken. Wer dient wem?... Natürlich: Gott dient uns und wir dienen Gott.

Und nun noch eine dritte Frage an euch: Wo kann man Gott dienen? Und noch wichtiger: Wo dient uns Gott?... Na sicher: in der Kirche, da natürlich auch. Aber eben nicht nur. Wo noch?... Überall!

Gottesdienst ist viel mehr als der Besuch einer Kirche. Gottesdienst ist viel mehr als 60 min. am Sonntag singen, beten und hören. Was wir hier als Gottesdienst in der Kirche feiern, ist gewissermaßen ein Vergegenwärtigen dessen, was ständig sein soll. „Gott ist gegenwärtig.“ Natürlich. Aber nicht nur für 60 Minuten am Sonntag und nicht nur hier an diesem Ort in St. Markus. Gott ist immer und überall da.

Es wäre uns doch nicht gedient, wenn das mit dem Gottesdienst auf diese Veranstaltung hier in der Kirche beschränkt bliebe. Wäre das hier alles, wäre es nur Theater.

Was hier passiert kann nur als Teil all dessen verstanden werden, was immer und überall geschieht, geschehen soll, dass nämlich Gott uns dient und wir Gott dienen.

Was aber bedeutet es eigentlich, wenn Gott uns überall und jederzeit dienen kann und wenn auch wir Gott überall und jederzeit dienen können? Es ist doch nicht immer und überall Sonntagmorgen 11.00 Uhr und St.-Markus-Kirche oder Alte Dorfkirche... Die Antwort liegt schon in der Luft, nicht wahr?

Der Apostel Paulus, dem wir den heutigen Predigttext verdanken, thematisiert in seinem Brief an die römische Gemeinde mit wenigen Worten wie er das mit dem Gottesdienst versteht. Da heißt es: „Das sei euer vernünftiger Gottesdienst.“ Und was meint er mit „das“? Was soll unser vernünftiger Gottesdienst sein?

Ich zitiere mal seine überraschende Antwort: „Dass ihr euren Leib hingebt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst.“

Zunächst einmal: Keine Rede von Sonntagmorgen. Keine Rede davon, wie oft man da hin muss. Und auch keine Rede von Pastor und Kirche. Und natürlich ist das hier auch keine Aufforderung zu so etwas wie einem Menschenopfer. Gott bewahre. Mit der Formulierung „Dass ihr euren Leib hingebt als ein Opfer“ ist gemeint, dass man sein Leben, also sich selbst hingibt. Es hat also mit Hingabe zu tun.

Paulus geht davon aus, dass Gott nicht nur ein bisschen was von uns will, sondern dass er uns ganz will. Und das nicht notgedrungen, sondern mit Hingabe, aus freien Stücken, nach dem Motto: „Hier hast Du mich. Mach mit mir, was du willst. Ich gebe mich dir hin – mit Freude, mit Leidenschaft. Ich bin dein. Dir will ich dienen. Dir meinem Gott. Immer und überall. Ich will es jedenfalls versuchen. Und so viel an mir liegt, will ich tun. Ich bin dein. Und Du sei mein. Immer und überall. Dich bitte ich, bei mir zu sein, mir zu helfen, damit ich dir dienen kann,

damit mein ganzes Leben das sein kann, was es sein soll: Ein Gottesdienst."

Ich halte fest: Gottesdienst hat es – so sagt es Paulus – mit Hingabe zu tun. Ich bitte Dich, ich bitte Sie: „Könntest du das unterschreiben? Könntest Du von Dir sagen, dass das für Dich Gottesdienst ist, dass Du dein Leben hingibst?"

Wir merken: Es geht beim Thema Gottesdienst nicht um diese Veranstaltung am Sonntag in der Kirche. Es geht um mehr. Es geht um sehr viel mehr.

Natürlich heißt dies hier nicht ohne Grund Gottesdienst. Es kann unser Zusammensein mit Gott und miteinander durchaus Gottesdienst sein. Aber es ist diese Veranstaltung hier nicht schon deshalb Gottesdienst, weil wir hier in der Kirche sind. Manch einer ist nicht einmal wirklich da. Manch einer ist nur physisch da, gedanklich aber weit weg, weil müde vor sich hinträumend oder gedanklich mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

Falls das bei Dir, bei Ihnen so sein sollte, ist das Entscheidende noch nicht passiert. Und das wäre? Dass wir spüren: Ich bin da und Gott ist da. Und weil wir beide da sind, verändert das alles.

Für den, der Gott hier in der Kirche nicht spüren kann, der nicht weiß, was das sein soll, sich und sein Leben Gott hinzugeben, für den ist das hier ein geselliges Treffen.

Aber zum Gottesdienst werden die Momente hier in der Kirche erst dadurch, dass wir wahrnehmen, wie er da ist, wie Gott sich uns schenkt und hingibt - jetzt und hier. Denn nur dann, wenn wir dafür offen sind, kann er uns hier dienen. Nur dann können wir ihm hier dienen.

Sie merken schon, es geht beim Thema Gottesdienst nicht in erster Linie um die Frage, was hier Sonntagmorgens geschieht, sondern ob das, was hier vergegenwärtigt und eingeübt wird, auch den Rest der Woche bestimmt und geschieht. Denn – und davon geht Paulus aus – unser ganzes Leben möge ein Gottesdienst sein. Mit dem Kirchgang allein ist es wie schon gesagt nicht getan.

Es ist allerdings auch nichts damit gewonnen, dass man nicht in die Kirche geht, sondern z.B. einen Waldspaziergang macht, in der durchaus berechtigten Erwartung, dort im Wald seinem Schöpfer zu begegnen oder zumindest nahe zu sein.

Natürlich kann man Gott auch im Wald nahe sein oder am Meer oder in den Bergen oder im Garten. Und unter Umständen fühlt man sich

mit Gott dort mehr eins als in der Kirche. Aber so eine Einheitserfahrung, so ein Sein in der Natur ist nicht schon an und für sich ein Gottesdienst, ein Gotteserlebnis.

Jeder Moment kann zu einer Begegnung mit dem Schöpfer führen. Jeder Moment kann mich ergreifen und mir das Gespür dafür geben, wie ich eingewoben bin in die Macht, die alles zusammenhält. Jeden Moment kann es sein, dass ich mich mit allem, was ist, verbunden weiß, dass ich mit allem, was leben will, verpflichtet weiß. Jeden Moment kann es passieren. Muss aber nicht.

Natürlich kann man Gott auch nahe sein und dienen, wenn man den Sonntagmorgen nutzt, um einen Menschen zu besuchen. Natürlich kann das Hören einer schönen Musik, die Erfahrung der Liebe, der Genuss eines köstlichen Essens, das Gefühl unendlicher Freiheit, die Erfahrung von Wärme oder Geborgenheit und vieles andere zu einem Moment werden, dem wir uns hingeben. Und indem wir uns solchen Momenten hingeben, auch Gott hingeben. Also alles kann, aber nichts muss als Begegnung mit Gott erlebt werden.

Ich halte fest: Entscheidend dafür, ob ich etwas als Gottesdienst erlebe, ist die Erfahrung, dass Gott und Mensch zueinander kommen, einander berühren. Entscheidend ist der Moment der beglückenden Begegnung von Gott und Mensch – unabhängig von Ort und Zeit. In diesem Sinne kann es immer und überall zum Gottesdienst kommen.

So betrachtet ist der Gottesdienst hier am Sonntag so etwas wie eine Sensibilisierung für das, was überall und jederzeit möglich ist. Und es gut so, dass es Orte und Zeiten wie diese gibt, wo man wie heute Morgen innehält, um sich zu vergegenwärtigen, was immer und überall möglich ist.

Eigentlich dürfte es keinen Unterschied geben zwischen dem, was Gottesdienst ist, hier in der Kirche oder zu Hause oder bei der Arbeit oder in der Schule oder sonstwo.

Ich versuche mal mit einem Vergleich zu veranschaulichen, wie ich das meine: Wie ist das, wenn wir Atmen? Wir atmen geradezu automatisch ein und aus. Nur deshalb strömt uns der lebensnotwendige Sauerstoff zu. Das ist hier in der Kirche so. Und dass ich auch die übrigen 167 Stunden einer Woche nicht anders. Das Atmen geschieht immer und überall – auch wenn uns das nicht immer bewusst ist.

Und genauso ist das mit Gott. Wir machen uns nicht klar, dass Gott uns immer und überall umgibt und belebt wie der lebensnotwendige Sauerstoff, nicht nur die eine Stunde hier, sondern auch die übrigen

167 Stunden einer Woche. Aber er ist immer und überall da wie der Sauerstoff in der Luft, ob wir das merken und glauben oder nicht.

Hier und jetzt ist der Ort, inne zu halten, sich genau das zu vergegenwärtigen, was hier und jetzt wie immer und überall gültig ist: Gott ist da. Auch dann, wenn wir es nicht merken. Und dadurch dient er uns. So wird jeder Moment unseres Leben von Gott her zum Gottesdienst, in dem wir in Berührung kommen mit dem, der uns lebendig sein lässt.

Das hat Folgen nicht nur für das eine oder andere im Leben, sondern für das ganze Leben. Denn Gott hat mit allem zu tun. Und Gottesdienst auch.

Paulus jedenfalls lädt uns ein: Das sei euer vernünftiger Gottesdienst, dass ihr euch überall und jederzeit ganz und gar Gott hingebt und zuwendet, der immer und überall da und euch nahe ist.

Wie das aussehen könnte, wenn man sein Leben Gott hingibt, beschrieb Paulus in seinem Brief an die Römer.

Gemeindeleben

Predigt zu Römer 12, 9-16 am 17. Januar 2010

Wir haben eben in der Lesung aus dem Römerbrief gehört, wie Paulus gefordert hat: Gebt alles. Gebt euer Leben. Gebt es Gott. Ziemlich radikal. Wir haben auch gehört: Wir sind unterschiedlich – und gehören doch zusammen. Wir haben verschiedene Gaben – und nicht alle die gleichen Aufgaben.

Deshalb tue jeder zum Wohl aller, was ihm möglich ist. Und er tue es nicht nur dem Glauben gemäß, im Bestreben, Gott zu dienen, sondern eben auch menschlich, ehrlich, sorgfältig und vor allem gern.

Was im Predigttext steht, könnte man Eins zu Eins übernehmen: Die Liebe untereinander sei herzlich und ohne Falsch. Hasst das Böse, hängt dem Guten an. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft. Segnet, die euch verfolgen; segnet, und flucht nicht. Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden. Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den geringen. Haltet euch nicht selbst für klug."

Uh. Das ist reichlich. Man ist geneigt zu sagen: „Sonst noch was!?" So

sehr ich das Gefühl von Überforderung angesichts all der Aufforderungen teile: Das ist doch mal so konkret, wie wir uns oft wünschen, dass wir konkret gesagt bekommen, was wir tun und lassen sollen.

Also: Beschweren wir uns nicht über dieses kleine Einmaleins des Christseins, diesen Grundwortschatz im Wörterbuch des Gemeindelebens, diese Gebrauchsanweisung dafür, wie man im Alltag Christ sein kann.

Wenn Sie aus alledem das Ihnen Wichtigste auswählen müssten, wäre es vermutlich das mit der Liebe: „Die Liebe untereinander sei herzlich und ohne Falsch." Schon bei Paulus steht das mit der Liebe an erster Stelle. Und das ja nicht ohne Grund.

Dann habe ich mir gedacht, dass Sie „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet" wählen, weil es da mancherlei Anknüpfungspunkte für verschiedene Gefühls- und Lebenslagen gibt.

Und weil uns alle die schreckliche Erdbebenkatastrophe in Haiti bewegt, könnte ich mir vorstellen, dass viele im Sinne der Zeile „Nehmt euch der Nöte der Heiligen an" darüber nachdenken, ob und wie den betroffenen Brüdern und Schwestern helfen können.

Die Aufforderungen erwecken den Eindruck, als müsste man, als müssten wir jetzt unheimlich viel leisten. Und weil das so viel ist, fühlen sich viele schnell überfordert.

Stimmt. Da wird etwas von uns erwartet – und wie ich finde – zu Recht erwartet. Aber ja nur deshalb, weil Paulus uns das auch zutraut. Er wollte damit sicher nicht etwas einfordern, von dem er dachte, es würde uns schwer fallen. Ich denke, er wollte uns nur daran erinnern, was uns möglich ist, was wir können, womit wir grundsätzlich als Christen begabt bzw. ausgestattet sind.

Es ist wie bei Kindern: Man kann sie fördern, indem man sie fordert. Sicher: Man darf den Bogen nicht überspannen. Man darf sie nicht überfordern, allerdings auch nicht unterfordern.

Aber man kann sie ermutigen und motivieren, damit sie das bringen können, was in ihnen steckt. Da hilft es, sie ab und zu erinnern, damit sie es nicht vergessen. Denn manchmal vergisst man, was man ja eigentlich auch wollte.

Und so scheint es mir hier auch zu sein. Paulus erinnert die Christen in Rom an ein Leben, das als Ganzes ein Leben für Gott sein will, eben an den Gottesdienst im Alltag der Welt.

Wir sollen unsererseits natürlich alles tun, was uns im Sinne der Aufforderungen des Paulus möglich ist. Und wir werden es tun und wer-

den versuchen, nicht daran zu verzweifeln, wenn es uns nicht so gelingt, wie wir es uns vorgenommen hatten.

Bei allem eigenen Bemühen dürfen wir ja – Gott sei Dank – davon ausgehen, dass Gott seinerseits alles unternimmt, damit uns möglichst viel von dem gelingt, was er will – und wir ja auch wollen.

Ich tröste mich selbst mit einem Satz, den wir ebenfalls Paulus verdanken. Im Brief an die Philipper schreibt er: „Ich bin guter Zuversicht, dass der, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollenden."

Das Böse überwinden mit Gutem

Predigt zu Römer 12, 17-21 i. A. am 15. Juni 2008

„Dieter ist neu in der Klasse. Seine Jeansjacke mit einem aufgenähten weißen Krebs erregt Aufsehen. Er gerät in einen Machtkampf mit Leo, der bisherigen Zentralfigur der Klasse. Als Dieter seine Jacke eines Tages eine Zeitlang aus den Augen lässt, findet er sie anschließend mit einem Brandloch an der Stelle, wo der Krebs saß. Die Klassenkameraden nehmen Leo dafür im Schwimmbad seinen Ziegenledergürtel weg, auf den er sehr stolz ist, und bringen ihn zu Dieter, damit er Rache nehmen kann."

Was wird Dieter machen? Wird er sich revanchieren und den Ziegenledergürtel zerstören? Und wenn er das tut, was wird Leo dann tun? Wird er den Verlust seines Gürtels auf sich beruhen lassen? Oder wird er sich etwas Neues ausdenken, mit dem er dann wiederum Dieter eins auswischen kann?

Dieter erkennt, dass er eine Kette gegenseitiger Vergeltung auslösen würde, wenn er den Gürtel zerstören würde. Eins würde zum anderen kommen. Bevor es zu dieser Kette von gegenseitiger Vergeltung kommt, tut Leo das einzig Richtige. Er bringt Leo den Gürtel und verhindert so die Eskalation der Gewalt.

Dieter vergilt das Böse nicht mit Bösem. Er ist mit Blick auf Leo auf das Gute bedacht. Er bleibt friedlich und gibt Leo, was er braucht. Er versucht, das schon geschehene Böse mit Gutem zu überwinden.

Und Leo? Wie wird er das Verhalten von Dieter verstehen? Auch er hat zwei Möglichkeiten. Entweder hält er Dieter für einen Feigling, der Angst hat, vielleicht sogar für einen Schwächling. Oder er kommt zur Besinnung und sieht, dass Dieter ein prima Kerl ist, stark genug, auf

Rache zu verzichten, zumal dadurch die Jacke mit dem Krebs ja auch nicht wieder heil würde.

Falls Leo das Zurückbringen seines schon verloren geglaubten Gürtels halbwegs unvoreingenommen erleben könnte, würde Dieters Verhalten seine feindseligen Gefühle wahrscheinlich überwinden. Sie könnten sich miteinander versöhnen und gute Freunde werden.

Es könnte natürlich auch sein, dass Leo durch Dieters Verhalten noch wütender würde. Aber dann hätte Dieter wenigstens versucht, den Konflikt zu entschärfen. Niemand könnte ihm den Vorwurf machen, dass er nicht alles versucht hätte, in Frieden mit Leo auszukommen.

Die Geschichte von Dieter und Leo möge beispielhaft für viele ähnliche Situationen stehen, in denen wir uns immer wieder befinden. Wer von uns wüsste nicht darum, wie schnell man dabei ist, sich zu revanchieren, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Auge um Auge, Zahn um Zahn - oft im wörtlichen Sinn.

Was Paulus hier anspricht, hat mancherlei Redensarten herausgebildet, die beschreiben, was so passieren kann. Da heißt es dann z.B.: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt."

Auch wenn man sich bemüht, keinen Streit anzufangen, ist früher oder später bei wohl allen der Punkt erreicht, wo es dann heißt: „Man kann sich doch nicht alles gefallen lassen."

Und dann schlägt man mit den Mitteln zurück, die einem angemessen scheinen, die einem zur Verfügung stehen: Man schreibt böse Briefe. Man schreit sich an. Man redet böse voneinander. Man rächt sich für das Leid, das einem angetan wurde. Man geht vor Gericht.

Und so kommt es, dass man selbst auch nicht ohne Schuld bleibt. Man verstrickt sich in den Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt, von böser Tat und Vergeltung, wird selbst nicht nur Opfer, sondern auch Täter.

Manche meinen ja, nur die anderen wären böse, sie selbst aber nicht. Man selbst wäre von Grund auf solide und friedlich. Und so sieht man sich allzu gern in der Opferrolle. Und wenn man selbst gewalttätig oder böse wird, dann war das natürlich nur Notwehr.

Wer so denkt, der irrt. Das Böse oder der Böse findet sich nicht nur bei den anderen. Das Böse findet sich in allen Menschen, auch in mir, in dir, eben in uns allen.

Es ist sicher richtig, dass sich das Böse in manchen Menschen offensichtlich besonders breit machen konnte, während andere kaum davon

betroffen scheinen. Aber es hat schon seinen Grund, dass wir im „Vater unser“ alle beten sollen: „Erlöse uns von dem Bösen.“

Es ist eben halt ein Frage der Betonung, also ob man betet „Und erlöse uns von dem Bösen(!)“ oder ob man nicht besser betet „Und erlöse uns(!) von dem Bösen.“

Was Paulus dazu zu sagen hat, fasst er in einer Hand voll Ratschläge zusammen, wenn er in seinem Brief an die Römer sagt:

1. Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. 2. Seid auf Gutes bedacht gegenüber jedermann. 3. Habt mit allen Menschen Frieden. 4. Gebt eurem Feind zu essen und zu trinken. 5. Überwindet das Böse mit Gutem.

Wie ist das bei Ihnen mit der Vergeltung, um die es hier geht? Für viele ist es ja zumindest verständlich, möglicherweise sogar verzeihlich, für einige wenige sogar erforderlich, Vergeltung zu üben. Das funktioniert dann nach dem Motto „Wie du mir, so ich dir.“

Aber das wollten weder Christus noch Paulus. In der Bergpredigt sagt Christus: „Was ihr wollt, das euch die Leute tun, das tut ihnen auch.“ Wir haben also die Initiative zu ergreifen. Wir sollen mit gutem Beispiel vorangehen. Wir sollen nicht das Böse nachmachen, sondern das Gute vormachen. Wir sollen auf das Böse nicht mit Bösem reagieren, sondern mit Gutem. Wir sollen versuchen, das Böse mit Gutem zu überwinden.

Und wirklich. Das könnte gehen. So könnte man im Kleinen wie im Großen diese Teufelskreise der Vergeltung überwinden. Dazu ist es nötig, dass wir versuchen, auf Vergeltung zu verzichten und stattdessen zu überlegen, wie wir anderen, auch unseren Feinden, auch denen, die uns übel mitspielen, Gutes tun können. Das müsste doch gehen.

Alles schön und gut, werden sich manche sagen. Es gibt nur ein Problem dabei. Denn was würde passieren, wenn wir uns im Alltag dementsprechend verhalten würden? Wären wir damit nicht die Dummen, mit denen man’s ja machen kann? Wir wehren uns ja nicht.

Gegenfrage: Versucht man mit solchen Fragen nicht nur, sich drum herum zu drücken? Sucht man damit nicht nach Entschuldigungen, es eben gar nicht erst zu versuchen. Probieren wir es doch einfach aus, und eben nicht nur einmal, sondern immer wieder.

Da offensichtlich schon Paulus darum wusste, wie schwer das ist, auf Rache und Vergeltung zu verzichten, machte er selbst eine Einschränkung, wenn er sagt: „Ist's möglich, so viel an euch liegt, so habt mit allen Frieden.“

Nun wäre jeweils im Einzelfall zu prüfen, was das heißt, ob es noch möglich ist, mit dem anderen auszukommen, der einem Böses tut, oder ob das Maß bereits voll ist. Das Dumme ist nur: Wer das prüft, der wird wohl eines Tages auch zu dem Schluss kommen, dass es jetzt aber reicht und zurückgeschlagen werden muss. Warum sollte ich mir auch alles gefallen lassen?

Die einzige Chance, diesen Teufelskreis zu entkommen, bestünde darin, grundsätzlich erst einmal davon auszugehen, dass es möglich ist, und sich immer wieder zu sagen: Ich versuche es noch mal im Guten.

Bei Paulus heißt es deshalb: „Wenn deinen Feind hungert, gib ihm zu essen. Dürstet ihn, gib ihm zu trinken.“ Irgendwann müsste sich das Böse doch gewinnen lassen von der entgegengebrachten Güte. Damit erinnert Paulus die römischen Gemeindeglieder daran, wie sie gewonnen wurden – ebenfalls durch die ihnen von Gott entgegen gebrachte Güte.

Paulus geht davon aus, dass Gott diese Güte auch denen entgegen bringt, die immer wieder böse sind und auf Vergeltung aus sind. Er weiß, dass es möglich ist, das Böse mit Gutem zu überwinden, indem man auf das Böse eben nicht mit Bösem reagiert, sondern mit Gutem.

Christus hat es uns vorgelebt. Immer wieder. Viele hat er dadurch gewinnen können, auf Rache und Vergeltung zu verzichten. Und er selbst hat auch nicht daran gedacht, sich zu rächen. Im Gegenteil: Am Kreuz bittet er Gott für seine Peiniger. Auch darin wurde er uns zum Vorbild: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Woher kommt die Kraft zu so einem Leben? Aus Gott. So schließt auch das Vater unser: Denn dein ist die Kraft - eben auch die Kraft, das Böse mit Gutem zu überwinden.

So lade ich sie ein, sich diese Handvoll Ratschläge zu merken und zu beherzigen: 1. Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. 2. Seid auf Gutes bedacht gegenüber jedermann. 3. Habt mit allen Menschen Frieden. 4. Gebt eurem Feind zu essen und zu trinken. 5. Überwindet das Böse mit Gutem.

Das Verhältnis zu unserem Staat

Predigt zu Römer 13, 1-10 i. A. am 3. November 2024

Noch nie habe ich über diesen Abschnitt aus dem Römerbrief gepredigt. Und ganz spontan dachte ich: Darüber kann man doch auch nicht

predigen. Dieser Text passt einfach nicht mehr in unsere Zeit, wenn er überhaupt jemals gepasst haben sollte. Was Paulus hier zum Thema „Verhältnis zur Obrigkeit“ zum Besten gibt, müsste man ersatzlos streichen.

Schon die Wortwahl „untertan sein“ und „Obrigkeit“ passt schon lange nicht mehr zu unserem modernen Staatswesen. Die Bürger einer Demokratie sind keine Untertanen. Bis auf die Mullahs im Iran versteht sich keine Staatsführung als von Gott eingesetzt, als Theokratie. Die Zeiten sind lange vorbei.

Nun hatte Paulus damals auch nicht an uns, sondern an die Römer geschrieben. Er hatte nicht die Bundesrepublik Deutschland im Blick, sondern die römische Republik. Spätestens mit der Auflösung der römischen Republik waren die Anweisungen für das Verhalten gegenüber dieser Obrigkeit gegenstandslos.

Natürlich gab es immer wieder Versuche, die Anweisungen des Apostels in Anwendung zu bringen, als wenn sie zeitlos gültig wären. Was das hieß, müsste man jetzt mit einem Durchgang durch die Geschichte zeigen, in der es alle möglichen Staatsformen von Monarchie, Anarchie und Theokratie, von Diktatur und Demokratie gab.

Wir brauchen gar nicht lange suchen. Denken wir doch nur an die Jahre 1933-1945. Natürlich wurde da von staatlicher Seite gern auf die Anweisungen des Paulus verwiesen, um die Kirche auf Kurs zu bringen. Wohin das führte, haben wir vor Augen. Und es heißt seitdem mit Recht: Nie wieder.

Wo staatliche Maßnahmen dem Bösen zugeordnet werden müssen, kann es nicht im Sinne Gottes sein, den Staat zu unterstützen. Denn Gott will eindeutig die Liebe und das Leben. In solchen Situationen wie in der NS-Zeit muss man sich eindeutig für das von Gott geforderte Gute entscheiden. Da darf man sich der „Obrigkeit“ nicht unterordnen, sondern muss wie der Widerstand und die Bekennende Kirche ungehorsam sein. Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Nun leben wir – Gott sei Dank – in einer anderen Zeit, in einer Demokratie. Und wir wollen hoffen, dass es so bleibt.

Was aus diesem Abschnitt des Römerbriefes ist nach wie vor richtig? Nehmen wir mal die staatliche Ordnung, den Rechtsstaat, in dem wir leben, von dem wir alle profitieren, und seine Gesetze, auf deren Einhaltung die Ordnung aufbaut. Natürlich muss es in unserem Interesse sein, diese Ordnung zu schützen und mit Leben zu erfüllen.

Damit der Staat tun kann, was er nach der Verfassung zu tun hat,

muss er Steuern erheben. Und sagte nicht schon Jesus: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Über die Frage der Steuergerechtigkeit lässt sich sicherlich streiten. Aber richtig ist, dass mehr Steuern aufbringen sollte, wer über mehr Einkommen und Vermögen verfügt.

Natürlich müssen die, die Böses tun, befürchten, erwischt und bestraft zu werden. Das gilt nun aber für alle Bürger. Vor dem Gesetz sind alle gleich.

So kann es in besonderen Fällen dazu kommen, dass sich Bürger völlig zu Recht mit den Mitteln, die der Rechtsstaat zur Verfügung stellt, gegen Anordnungen wehren.

In diesem Zusammenhang wird immer wieder angemahnt, ja geradezu eingeklagt, dass viele sehr gut um ihre Rechte, aber wenig um ihre Pflichten wissen. Ich habe nicht nur die vor Augen, die den Staat prellen, wie die Steuerflüchtlinge, die Wege kennen, ihr Geld am Fiskus vorbei ins Trockene zu bringen.

Ich denke auch die, die im Grunde egoistisch nur in eine Richtung denken und sich sagen: Der Staat ist für mich da und hat für mich zu sorgen. Aber denken die Leute auch in die andere Richtung und fragen sich: Was kann ich für den Staat tun? Diese Denkrichtung scheint ausbaubar.

Wie alle anderen haben auch Christen und Christinnen als deutsche Staatsbürger Rechte und Pflichten. Und es stellt sich natürlich die Frage, ob es für uns zusätzliche Verhaltensregeln gibt, was richtiges Verhalten in einer Demokratie angeht.

Da ist zum einen die Anweisung „Suchet der Stadt Bestes“, aufgeschrieben durch den Propheten Jeremia. Guter Gedanke. Geht es der Stadt, geht es dem Staat gut, geht es ja auch uns und unseren Lieben gut. Also schon mal sehr hilfreich.

Aber was wäre gut, ja was wäre das Beste? Das Beste wäre natürlich, die Bürger und Bürgerinnen dieses Landes würden um Gott wissen. Das würde dem sich ausbreitenden Gefühl der Einsamkeit wehren. Niemand bräuchte sich nicht von Gott und aller Welt verlassen zu fühlen. Es wäre wünschenswert, dass Menschen aus ihrer Gottvergessenheit aufwachen und lernen, mit Gottes Gegenwart zu rechnen.

Aber gleichzeitig ist zu befürchten, dass genau das Gegenteil passiert und die Gottlosigkeit noch weiter zunimmt. Ist das zu pessimistisch? Ich meine nicht. Unter dem Eindruck von Halloween fragt man sich doch, wohin unsere Gesellschaft treibt, wenn es Weihnachten um den Weih-

nachtsmann, Ostern um den Osterhasen und am Reformationstag um gruselige Gespenster geht.

Wir kommen um die Erkenntnis nicht herum, dass es das christliche Abendland nicht mehr gibt, wenn es das je gegeben hat. Wir leben in einer säkularen, sich weltlich verstehenden Gesellschaft, die vergessen hat, dass sie Gott vergessen hat.

Was wir zurzeit im Rückgriff auf unsere biblischen und christlichen Inhalte einbringen können, ist vor allem ethischer Natur. Das beginnt mit den Zehn Geboten und dem Liebesgebot bis hin zum Gebot der Feindesliebe.

Nun haben sowohl die Zehn Gebote als auch das Liebesgebot „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst" Gott mit drin. Und das hat Gründe. Ignoriert man den Gottesbezug, beraubt man die Gebote ihres Grundes. Denn wenn da kein Gott ist, dem gegenüber wir uns zu verantworten haben, braucht man seine Gebote auch nicht zu halten.

Damit das nicht passiert, gibt es für alle, auch für die, die sich religiös nicht gebunden fühlen zum einen die sogenannte Goldene Regel „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!" oder den Kategorischen Imperativ „Verhalte dich stets so, dass Dein Verhalten Grundlage allgemeiner Gesetzgebung sein könnte."

Klopft man mit diesen Regeln im Hinterkopf ab, was man selbst oder die anderen tun, bekommt man schnell heraus, was geht und was eben nicht geht.

Will ich betrogen werden? Nein. Also betrüge ich auch nicht. Will ich beraubt werden? Nein. Also beraube ich auch nicht. Will ich missbraucht werden? Nein. Also missbrauche ich auch nicht. usw.

Was für den einzeln gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für viele, ja für alle. Gleiches Recht für alle. Darauf kann man aufbauen, ja Staat machen.

Und so sollten die Verantwortlichen im Staat das Wohl der Einzelnen wie auch das Wohl der Gesamtheit im Blick haben. Wo sie die Schöpfung bewahren, für Gerechtigkeit sorgen und sich für Frieden einsetzen, sollten wir sie unterstützen und konstruktiv kritisch begleiten.

Ich schließe mit den Worten des Apostels Paulus, die sich an den Predigttext anschließen. Paulus schrieb: „Seid niemandem etwas schuldig, außer dass ihr euch untereinander liebt; denn wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt... Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung."

Eigentlich nichts Neues für den Umgang miteinander. Und doch: Für

die Politik, wo oft mit harten Bandagen gekämpft wird, und für unser Verhältnis zum Staat wäre das ein guter Weg des Miteinanders in der gemeinsamen Sorge um die anvertrauten Menschen und die anvertraute Welt.

Verantwortung als Antwort auf Gottes Liebe

Predigt zu Römer 14, 10-13 am 19. Juni 2016

Es ist oft von Verantwortung die Rede. Vor allem dann, wenn etwas Schlimmes passiert ist. Dann steht schnell die Frage nach den Verantwortlichen im Raum. Einer muss doch verantwortlich sein für das, was nicht hätte passieren dürfen.

Und dann? Dann dauert es eine Weile, bis einer medienwirksam die Verantwortung „übernimmt". Wer hält schon freiwillig den Kopf hin? Und was bringt das? Macht es das schreckliche Geschehen rückgängig? Nein. Ist damit irgendjemand geholfen? Auch nicht.

Wir merken. Eigentlich hilft diese Form der Verantwortungsübernahme niemandem weiter. Sie ist meistens geradezu unverantwortlich. Im Grunde könnte man sich das auch sparen.

Was lernen wir daraus? Dass es nicht gut bestellt ist um unser Verantwortungsbewusstsein. Denn sonst würde es diesen seltsamen Umgang mit der Verantwortung ja nicht geben.

Was müsste geschehen, so dass mit der Verantwortung wieder verantwortlich umgegangen wird? Wir müssten das Wort und was es meint, neu entdecken. Denn das Wort „Verantwortung" scheint weitgehend nur noch eine sinnentleerte Worthülse zu sein.

Die Aufgabe, die sich uns damit stellt, ist leider nicht so nebenbei mal schnell zu lösen. Aber wir könnten uns darüber Gedanken machen, was Verantwortung meint. Wir könnten versuchen, dem Wort zu neuer Geltung zu verhelfen.

Verantwortung. Geht man dem Wort von der Sprache her auf den Grund, entdeckt man, dass da zwei Worte drin stecken, die uns helfen könnten, das mit der Verantwortung zu verstehen: Antwort und Ortung.

Wenn Verantwortung mit Antwort zu tun hat, muss man sich doch fragen, wem man da eine Antwort schuldig ist, wenn es ums Tun und Lassen geht. Es ist, als würde uns jemand fragen, dem wir zu antworten

haben: Warum hast Du das getan? Und warum hast Du jenes gelassen.

Aber wem gestatten wir, wir freien Bürger, uns so zu fragen? Welcher Instanz gegenüber fühlen wir uns verantwortlich? Wer könnte von uns verlangen, dass wir ihm Rechenschaft geben?

Genau das steckt im Grunde auch im zweiten Wort: Ortung. Die Ortung meint nicht einen Ort, sondern ein Gegenüber, die Instanz, der ich mich verantwortlich fühle.

Da immer weniger Menschen ein Gegenüber haben, dem gegenüber sie bereit sind, Rechenschaft zu geben und sich zu verantworten, versinken wir orientierungslos in einer Art allgegenwärtiger Verantwortungslosigkeit.

Ich meine das nicht moralisch. Also wir sind nicht persönlich Schuld an unserer Verantwortungslosigkeit. Es ist eher ein Allgemeinzustand, über den wir uns gesellschaftlich nicht im Klaren sind, an dem wir Anteil haben.

Weil wir mehr oder weniger verantwortungslos sind, was uns selbst betrifft, sind wir schnell dabei, uns zum Richter aufzuschwingen, wenn es andere betrifft. Als wenn die sich vor uns zu verantworten hätten.

Uns dürfte in Erinnerung sein, was Jesus dazu sagte: „Was siehst Du den Splitter im Auge deines Bruders, während du den Balken im eigenen Auge übersiehst."

Paulus schrieb an die Christen in Rom: „Du aber, was richtest du deinen Bruder?" Er kritisiert nicht nur, dass wir einander richten. Er erinnert uns, dass wir uns selbst zu verantworten haben.

Es kommt ihm also darauf an, dass wir nicht von uns ablenken und über die Verantwortung anderer große Reden schwingen, sondern vor der eigenen Tür kehren und uns an die eigene Nase fassen.

Und dann brachte Paulus Gott ins Spiel, indem er den Christen in Rom schrieb: „Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden... So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben."

Früheren Generationen war der Gedanke an das Gericht Gottes sehr viel mehr bewusst als uns heute. Im Zuge der Aufklärung ist uns diese Dimension der Verantwortung gesamtgesellschaftlich betrachtet weitgehend abhandengekommen. Immer mehr Menschen fühlen sich immer weniger einem transzendenten Gott gegenüber verantwortlich.

Ist das bei uns, bei Ihnen und bei Dir auch so? Oder fühlst Du Dich Gott gegenüber verantwortlich für das, was du tust und lässt? Fragen wie diese machen klar, dass der Gedanke, vor Gott fürs eigene Tun

und Lassen Rechenschaft abzulegen, keineswegs selbstverständlich ist.

Wir fragen uns doch in den seltensten Fällen bei dem, was wir alltäglich tun und lassen, ob wir es vor Gott verantworten können. Sollten wir aber. Manches würde anders sein, wenn wir verantwortungsbewusster wären und lebten. Und ich denke dabei keineswegs nur an die theologische Dimension der Verantwortung Gott gegenüber.

Mal angenommen, es gäbe einen Gerichtshof, der über meine Vergehen gegenüber den nachfolgenden Generationen entscheiden würde. Könnte ich mich da verantworten?

Mal angenommen, es gäbe einen Gerichtshof, der über die Vergehen an der Tierwelt entscheidet, könnte ich mich angesichts derer verantworten, die ausgerottet oder nicht artgerecht gehalten und abgeschlachtet werden?

Mal angenommen, es gäbe einen Gerichtshof, der über die Vergehen an der Schöpfung entscheidet, könnte ich mich dort verantworten mit meinem Energieverbrauch und Lebensstil?

Es ließen sich diverse andere Gerichtshöfe denken. Es braucht beileibe nicht nur den einen, um mir zu Bewusstsein zu bringen, dass ich mit der Frage nach der Verantwortbarkeit meines Tuns und Lassens Probleme habe.

Die Antwort auf die Frage, ob verantwortbar ist, was wir tun oder lassen, können wir uns im Grunde nicht selbst geben. Das werden andere tun – andere Menschen und Gott selbst.

All das macht deutlich: Verantwortung ist mehr als ein Wort. Verantwortung ist etwas, womit ich mein ganzes Leben zu tun habe. Und selbst dann, wenn ich meine, das sei schon in Ordnung, ich könne das schon so verantworten, ist noch nicht abschließend geklärt, ob es tatsächlich verantwortbar war.

Wenn mir das bewusst ist, werde ich mit den Versäumnissen anderer barmherziger umgehen. Das bewahrt mich davor, selbstgerecht mit dem Finger auf andere zu zeigen.

Es bleibt uns nur, dass wir uns darum mühen, so verantwortungsbewusst wie irgend möglich zu leben. Mehr können weder die anderen noch wir selbst von uns verlangen. Das klingt alles sehr anstrengend. Verantwortung scheint so etwas wie eine Bringschuld zu sein.

Was dabei schnell aus dem Blick gerät, ist die Einsicht, dass es sich bei der Verantwortung um eine Antwort handelt. Das heißt dann doch, dass der Verantwortung, dass dieser besonderen Antwort ein Wort vorausgegangen sein muss, ein Wort eben, auf das hin die Verantwor-

tung nur die Antwort ist. Wie könnte das Wort Gottes lauten, auf das wir mit unserem Leben verantwortlich antworten? Vielleicht so:

„Mein liebes Kind, ich kenne dich ganz genau, selbst wenn du mich vielleicht noch nicht kennst (Psalm 139,1). Ich habe dich auf erstaunliche und wunderbare Weise geschaffen (Psalm 139,14). Durch mich lebst und existierst du (Apostelgeschichte 17,28). Du bist mein Kind (Apostelgeschichte 17,28). Ich habe dich berufen (Epheser 1,11-12). Ich bin nicht weit weg von dir. Ich liebe dich mit einer Liebe, die nie aufhören wird (Jeremia 31,3). Ich habe Pläne für dich, die voller Zukunft und Hoffnung sind (Jeremia 29,11). Ich wünsche mir zutiefst, deinem Leben Halt zu geben (Jeremia 32,41). Nichts kann dich jemals von meiner Liebe trennen (Römer 8,38-39). Ich bin und bleibe dein Vater (Epheser 3,14-15).

Rücksichtnahme allein reicht nicht

Predigt zu Römer 14, 17-19 am 25. September 2016

In der antiken Welt wurde längst nicht so viel Fleisch gegessen wie heutzutage. Es gab einfach nicht so viel. Vor allem in den Städten war schlecht an Fleisch heranzukommen. Das mag auf dem Lande anders gewesen sein. Aber in den Metropolen der damaligen Zeit, also in Städten wie Korinth und Rom war Fleisch Mangelware.

Und wenn es auf dem Markt Fleisch zu kaufen gab, stammte es oft aus den Tempeln, wo die religiösen Schlachtungen stattfanden. Will sagen: Da wurden Tieropfer dargebracht. Manches wurde verbrannt. Anderes kam als Frischfleisch auf den Markt.

Und damit stellte sich nun für viele der Gläubigen die Frage: Darf man dieses Fleisch denn überhaupt essen, wenn es doch den Göttern gewidmet wurde? Die da ihre Bedenken hatten, nannten dieses Fleisch Götzenopferfleisch und brachten mit diesem abwertenden Ausdruck auch gleich ihre Einschätzung zum Ausdruck.

Das ging natürlich nicht. Für sie war dieses Fleisch tabu. Für sie war es durch seine Zweckbestimmung wie vergiftet. Man konnte es ihrem Gefühl zufolge unmöglich essen, ohne sich dabei zu verunreinigen. Und es verletzte ihre religiösen Gefühle, wenn andere aus der Gemeinde es einfach aßen.

Und damit sind wir bei den anderen. Denn längst nicht alle in der

Gemeinde hatten mit Blick auf das Essen dieses Fleisches Skrupel. Vielen war es ziemlich egal, woher das Fleisch kam - und sei es aus einer der Opferschlachtungen. Warum sollten sie es wohl nicht essen können?

Und so standen sich in der Gemeinde zwei Gruppen gegenüber. Die einen sagten: Wer solches Fleisch isst, der versündigt sich. Und die anderen sagten: Warum sollten wir dieses Fleisch nicht essen? Uns macht das nichts aus.

Dieser Konflikt veranlasste Paulus, sich mit seinem Brief in den Konflikt einzumischen und zur Rücksichtnahme aufzufordern. Er schärfte ein: „Nehmt Rücksicht. Nicht dass durch euch jemand verunsichert wird. Es wäre gut, alles zu unterlassen, woran dein Bruder oder deine Schwester Anstoß nehmen könnte.“ Niemand sollte wegen dieser Fragen verachtet oder verurteilt werden. Das wäre lieblos.

In der Sache sympathisierte er allerdings mit denen, die kein Problem damit hatten, dieses Fleisch zu essen. Denn das Fleisch ist auch in seinen Augen an und für sich nicht unrein. Und doch bittet er alle, in Sorge um die anderen, Rücksicht auf die zu nehmen, denen es Probleme macht. Und gleichzeitig rät er denen, die aufgrund ihrer Skrupel ein Problem mit diesem Fleisch haben, es einfach nicht zu essen.

Nun hätte Paulus ja sagen können: Na dann sollen doch einfach alle machen, was sie wollen, aber einander mit den unterschiedlichen Ansichten respektieren.

Hätte er sagen können. Hat er aber nicht. Das wäre ihm zu wenig gewesen. Er bittet die, die sich stark fühlen, auf das Essen dieses Fleisches zu verzichten – um derer willen, die ein Problem damit haben. Er bittet: Nehmt Rücksicht. Nehmt Euch zurück. Provoziert die anderen nicht. Ob das damals nun funktioniert hat, wissen wir leider nicht.

Natürlich ist das heute anders. Obwohl: Es gibt Vergleichbares. Da sagen die einen: Wer Fleisch aus der Produktion der Agrarindustrie isst, der versündigt sich gegen die Kreatur, weil er das Leiden unzähliger Tiere billigend in Kauf nimmt.

Und die anderen sagen: Ist mir egal. Anderes Fleisch gibt es nicht oder kann ich mir zumindest nicht leisten. Weshalb sollte ich mich schuldig machen, wenn ich bei Edeka Fleisch kaufe.

Okay. Der Glaubenskrieg, der darüber heute geführt wird, ist nicht ganz so religiös motiviert wie der damals. Aber in der Sache ist es ähnlich: Die einen sagen „Man darf“, während die anderen sagen „Man darf nicht!“

Oder denken wir an den Konflikt rund um die Mohammed-Karikaturen und Charlie Hebdo in Paris. Während die einen meinten, sie dürften sich mit den Karikaturen über die anderen lustig machen, fühlten sich die anderen in ihren religiösen Gefühlen verletzt.

Es ließen sich andere Beispiele finden, bei denen man vor der Frage steht, was man machen soll, wenn die Gefahr besteht, andere in ihren religiösen Gefühlen zu verletzen.

Unter welchen Voraussetzungen sind Menschen bereit, um der Skrupel bzw. religiösen Gefühle anderer willen auf etwas zu verzichten? Ist es nicht zumeist so, dass die Leute einfach machen, was sie wollen, ohne zu fragen, ob das jemand stört? Und wenn damit einer ein Problem hat, dann ist das eben sein Problem.

In gewisser Weise stimmt das ja auch. Und wo kämen wir hin, wenn die Bedenkenträger und die, die sich in ihren religiösen Gefühlen verletzt fühlen, alles verhindern könnten, was ihrer Meinung nach nicht erlaubt ist, indem sie einfordern, auch die anderen dürften es nicht tun, um sie nicht zu verunsichern.

Wir sehen: Das wird man so pauschal nicht klären können. Man wird es nur von Fall zu Fall entscheiden können. Eigentlich müsste man jedes Mal, wenn man in so eine Situation kommt, dieses Kapitel aus dem Römerbrief lesen und dann abwägen, ob es gerade besser ist, auf seiner Freiheit zu bestehen oder aber um eines anderen willen Rücksicht zu nehmen und zu verzichten.

Woran könnte man sich in dieser Zwickmühle orientieren, wenn man sich entscheiden muss? Rücksichtnahme ist schon mal gut, aber aus den besagten Gründen als alleiniges Kriterium untauglich.

Denn immer meldet jemand Bedenken an. Immer könnte jemand verunsichert werden. Es lassen sich leider nicht alle Fragen, die sich stellen, mit der Forderung nach Rücksichtnahme lösen.

Wir werden deshalb nicht drum herum kommen, entgegen dem Rat des Paulus gelegentlich auch unbequeme Entscheidungen zu fällen und umzusetzen, mit denen manche nicht einverstanden sind. Man kann z.B. die Menschen, die bei uns Zuflucht suchen, nicht im Stich lassen, weil manche sich dadurch verunsichert fühlen.

Wie kommen wir weiter bei der Fragen nach dem rechten Tun? Vielleicht so: Wir fragen uns, ob unser Tun verantwortbar ist und ob es dem Leben dient. Wir achten darauf, dass unser Tun einen möglichst großen Nutzen für möglichst viele Menschen mit sich bringt. Wir lassen alles in Liebe geschehen. Und wir fragen uns, ob es der Goldenen Regel

entspricht, wie sie Jesus formulierte: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch.“ So könnte es gehen.

Angenommen annehmen

Predigt zu Römer 15, 5-7+13 am 11. November 2005

Einträchtig? Kennt ihr das Wort noch? Wisst ihr, was es bedeutet? Ich weiß: Viele denken jetzt blau-gelb an die Eintracht. Aber das hat der Apostel Paulus natürlich nicht gemeint.

Er hatte eine andere Eintracht vor Augen. Das heißt: Gerade die Eintracht, die er in Sinn hatte, fehlte dort, wohin er sich mit seinen Zeilen wandte. Dort war es nämlich zu Zwietracht gekommen.

Um das mit der Eintracht zu verstehen, muss man bei Paulus genauer hinzuschauen. Für ihn hing nämlich das „Einträchtig-Sein“ mit Christus zusammen. Deshalb spricht er in diesem kurzen Abschnitt gleich zweimal von „Christus gemäß“ bzw. von „wie Christus“.

Was heißt das nun, „Christus gemäß“ gesinnt zu sein bzw. „wie Christus“ zu handeln?

Wenn man das verstehen will, dann muss man sich anzuschauen, wie er den Menschen begegnet ist. Und dann entdeckt man: Er wandte sich ihnen ganz selbstlos zu. Er nahm sie bedingungslos an. Er liebte sie - wie sein himmlischer Vater.

Was immer das für Menschen waren, die ihm da begegneten - er nagelte sie nicht fest auf ihre Schwächen und Verfehlungen. Wie in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn wurden sie zuerst ohne Vorbedingung in die Arme geschlossen - mit allem Schwierigen und Widersprüchlichen, mitsamt ihrer Verzweiflung und ihrer Gleichgültigkeit, mit ihrem Unglauben und ihren vorsichtigen Hoffnungen und ihrem oft halbherzigen Bemühen um ihre Mitmenschen.

Er nahm sie an, wie sie k Aber er ließ sie nicht wieder so gehen. Durch die Begegnung mit ihm wurden sie auf das hin verändert, was sie in Gottes Augen waren.

So ähnlich ist es auch in dem Märchen „Die Schöne und das Biest“. Die Schöne sieht sich in diesem Märchen einem abgrundhässlichen Ungeheuer gegenüber. Das erfüllt sie zunächst mit Angst und Schrecken. Aber dann erscheint der Schönen das Tier zunehmend weniger abstoßend, so dass sie es schließlich richtig lieb gewinnt. Am hässlichen Äu-

ßeren vorbei entdeckt die Schöne das gute Herz und die Freundlichkeit des Ungeheuers.

Unter dem Eindruck des Geschehens verändert sich die Einstellung der Schönen. Sie muss feststellen, dass viele Menschen größere Ungeheuer sind als ihr Ungeheuer. In dem Moment, wo sie das hässliche Ungeheuer voller Leidenschaft umarmt und ihm verspricht, bei ihm zu bleiben und seine Frau zu werden, wo sie das Ungeheuer ganz annimmt, da geschieht mit dem Ungeheuer die wunderbare Verwandlung. Es stellt sich heraus, dass das Ungeheuer ein verzauberter Prinz war, den nur ein Mädchen erlösen konnte, das ihn trotz seines hässlichen Äußeren heiraten wollte. Die Heirat brachte die Erlösung.

Weil viel Ungeheuerliches durch uns geschieht, liegt auf der Hand, was dies Märchen mit uns zu tun hat und was auch uns erlösen kann. Nämlich: „Nehmt einander an."

Indem Gott uns trotz all unserer Hässlichkeiten annimmt und indem wir einander annehmen, geschieht für uns nachvollziehbar Erlösung und Verwandlung.

Christus hat die Menschen also nicht nur aufgefordert „Nehmt einander an". Nein: Er hat es ihnen auch gezeigt und vorgemacht. Er hat ihnen und uns vergegenwärtigt, wie wir alle miteinander von Gott angenommen sind.

Sicher: Wir haben so unsere Schwierigkeiten, einander anzunehmen. Aber das Wissen, dass wir alle miteinander von Gott angenommen sind, sollte uns bestärken, nichts unversucht zu lassen in dem Bemühen, einander anzunehmen.

Wenn es da heißt „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat, dann ist das nicht nur eine Aufforderung, es im unsererseits gleich zu tun.

Nein, es ist auch der Hinweis darauf, dass er uns seinerseits angenommen hat. Wir dürfen uns also als Angenommene betrachten, uns selbst annehmen. Wir werden also nicht nur herausgefordert, andere anzunehmen. Wir werden auch erinnert, dass wir angenommen sind. Wir werden also erst beschenkt. Und erst dann wird uns etwas zugemutet.

Das ist mit dem „Einträchtig-Sein" ähnlich. Denn da steht ja nicht: „Nun seid mal schön einträchtig gesinnt!" Natürlich wünscht sich Paulus, dass die, an die er schreibt, einträchtig gesinnt sind. Aber weil er weiß, dass sie das nicht machen können, formuliert er sein Anliegen als Segensbitte: „Gott gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid"

Nun fragt man sich ja, worin man „Einträchtig-gesinnt-Sein" soll. Soll man sich lieb haben? Soll man sich nicht mehr streiten? Soll man immer schön einer Meinung sein?

Nichts von alledem steht da. Paulus sagt schlicht und ergreifend: Seid einträchtig in eurem Bemühen, Gott zu loben und alles zur Ehre Gottes geschehen zu lassen.

Dabei er denkt er in zwei Richtungen. Gott loben mit dem Mund, z.B. dadurch, dass man Loblieder singt. Und Gott loben mit der Tat, z.B. dadurch, dass man einander annimmt. Möge es uns gelingen, in diesem doppelten Sinn einträchtig und Christus gemäß zu sein.

Ich komme zum Schluss. Da heißt es: „Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes."

Gott selbst ist also der Grund unserer Hoffnung. Wir müssen nicht hoffen. Gott lässt uns hoffen. Gott selbst, ein Gott der Hoffnung, schenkt uns Hoffnung. Das lässt uns hoffen.

Wie gut, dass dieser Vers die Form eines Segens hat. Das macht uns noch einmal deutlich, dass Gott es ist, der uns hoffen lässt, indem er auf uns hofft.

Was liegt nun näher, als diese Predigt so zu beschließen, wie Paulus seine Predigt beschloss, nämlich mit eben diesem Segenswort:

„Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes."

Der Gott der Hoffnung

Predigt zu Römer 15, 9-13 am 14. Dezember 2024

Paulus bringt den Römern und auch uns in Erinnerung, dass geschrieben steht: Singt, lobt und preist Gott. Machen wir. Und warum?

Zum einen um der Barmherzigkeit willen. Gott ist barmherzig. Und weil er mit uns barmherzig ist, ermöglicht er es uns auch, barmherzig zu sein, mit uns selbst und mit den anderen.

Zum anderen singen wir nicht nur, weil es uns Freude macht und Euch hoffentlich gefällt, das auch, sondern um Gott die Ehre zu geben. Soli Deo Gloria.

Und was ist der Grund der Freude? Dass da einer kommen soll, dass da einer im Kommen ist. Mit seinem Kommen sind große Hoffnungen verknüpft. Welche?

Vor allem die Hoffnung auf Frieden unter den Völkern. Denn wenn der, so der Glaube, der da im Kommen ist, das Sagen hat, wird ein Friede sein, der alles und alle umfasst.

Durch Christus ist die Hoffnung auf Frieden bestärkt worden. Denn wie lautet die Botschaft der Engel in der Weihnacht: Ehre sei Gott und Frieden auf Erden. Man könnte es auch so sagen: Wo Gott die Ehre gegeben wird, wird Friede auf Erden – im Großen wie im Kleinen.

Und so warten wir nach seinem 1. Advent auf seinen 2. Advent, nach seinem ersten Kommen auf sein nächstes Kommen, dass er zum Zuge kommt. Wir hoffen darauf, dass allüberall Frieden wird und die Menschen Gott die Ehre geben.

Zum erhofften Frieden kann es kommen, wenn sich die Menschheit in Gott geborgen weiß. Ohne ihn wird es keinen wirklichen Frieden geben. Alle Bemühungen um Frieden, die wir natürlich begrüßen, greifen zu kurz, wenn Gott nicht zum Zuge kommen kann.

Da Paulus die Vollendung des erhofften Friedens von Gott erwartet, benennt er das, worauf er hofft, mit seinem Segenswunsch. Er wünscht Frieden und Freude, Glauben und Hoffnung sowie die Kraft des Heiligen Geistes.

Und so möge Gott alle, die von Herzen glauben, mit Freude und Frieden erfüllen, damit die Hoffnung unter uns nicht erlischt. Wo das geschieht, wird die Kraft des Heiligen Geistes spürbar.

Jesus Christus allein

Predigt zu 1. Korinther 2,1-5 am 16. Januar 2022

1856 stießen Forscher bei Ausgrabungen in Rom auf einen interessanten Fund. Man entdeckte an einer Mauer eine seltsame Darstellung des Kreuzes. Sie war mit einem Nagel oder Messer eingeritzt worden: Ein Junge erhebt betend seine Hand zum Kreuz hin. Der dort Gekreuzigte trägt, deutlich sichtbar, einen Eselskopf. Und darunter steht in Griechisch: „Alexamenos betet seinen Gott an."

Da machte sich einer lustig über den Christen Alexamenos. Es sieht so aus, als wollte er sagen: „Was muss das für ein Esel sein, der sich hat kreuzigen lassen. Und der, der an diesen Esel glaubt, ist ein noch größerer Esel." Schon damals gab es also Spott und Kopfschütteln über die Christen, die sich einem anvertrauten, der gekreuzigt worden war.

Interessant ist nun, dass man 1870, also einige Jahre später, ganz in der Nähe des ersten Fundes auf einem Sockel die Worte fand: „Alexamenos bleibt gläubig." Offensichtlich ist jener Alexamenos trotz des Spotts seinem Glauben treu geblieben.

Was damals noch Aufsehen erregte, dass nämlich Menschen einen Gekreuzigten ihren Herrn nannten, ist heute keine Schlagzeile mehr wert. Die Botschaft vom Gekreuzigten scheint – zumindest hierzulande – immer weniger Leute zu interessieren. Nachrichten müssen spektakulär sein. Wenn einer will, dass man ihm zuhört, muss er seine Meinung zu aktuellen Themen brillant vortragen.

Man vermutet, dass es Paulus als Prediger nicht gelang, die Massen zu begeistern. Aber seine Briefe, die haben ihn berühmt und unsterblich gemacht.

Das lag weniger an ihm, als an dem, was er zu sagen hatte und vor allem vom wem er etwas zu sagen hatte. Paulus selbst schrieb mit Blick auf den Inhalt seiner Predigten: „Denn ich hielt es für richtig, unter euch nichts zu wissen als allein Jesus Christus, ihn, den Gekreuzigten."

Sicher: Er hat sich über alles Mögliche ausgelassen. Das wissen wir aus seinen Briefen. Er hat andere seelsorgerlich beraten. Er hat versucht, aktuelle Konflikte zu schlichten. Er hat auf ein geschwisterliches Miteinander in den Gemeinden geachtet. Er hat Strittiges klären wollen. Er hat vieles theologisch bedacht. Alles gut und schön.

Aber bei alledem hatte er seiner Meinung nach eins nie aus dem Blick verloren: Das, was ihm Wichtigste war: Jesus Christus, den Gekreuzigten.

Das klingt für uns so selbstverständlich: Jesus Christus - wie bei einem Doppeln Die meisten werden nie darüber nachgedacht haben. Aber es ist kein Name, sondern ein Glaubensbekenntnis. Und zwar das kürzeste Glaubensbekenntnis, das es gibt.

Zunächst einmal war Jesus der Jesus aus Nazareth, eben Jesus von Nazareth. Es dauerte eine Weile, bis man ihm den Titel Christus zuordnete. In jener Zeit wurde dieser Titel von vielen und für viele beansprucht. Deshalb sagte Paulus es noch einmal ausdrücklich. Es ging ihm um Jesus, der für ihn der Christus, der Auserwählte Gottes war. Und ja, er meinte den Jesus, der gekreuzigt wurde.

Wenn Paulus das so betont, dann lässt er keinen Zweifel daran, dass es um eben diesen historischen Jesus geht, der gekreuzigt wurde. Wer

sich auf Jesus beruft, sollte versuchen, zu verstehen, wer der war, dessen irdisches Leben mit der Kreuzigung sein Ende fand: Was wissen wir von ihm? Was hat er getan? Was hat er gesagt?

Man könnte nun die vier Evangelien nehmen und herauslesen, was Jesus wollte. Das haben schon viele versucht. Und es klingt ja auch ganz einfach?

Aber Sie ahnen es vermutlich schon: Ganz so einfach ist es nicht? Warum nicht? Weil es schon in der Bibel vier Berichte gibt. Und auch wenn sie sich alle auf Jesus beziehen, berichten sie doch Unterschiedliches, zuweilen Gegensätzliches von ihm. Man muss sich schon entscheiden zwischen der einen oder der anderen Version.

Woher kann man nun wissen, welche Variante die richtige ist? Und kann es sein, dass das Berichtete gar nicht wirklich passiert ist, jedenfalls nicht genau so, wie es jetzt da steht? Kann es sein, dass vieles in den biblischen Berichten nicht wörtlich gemeint ist, sondern im übertragenen Sinn zu verstehen ist? Viele Fragen. Wenig verbindliche Antworten. Alles in allem keine leichte Aufgabe.

Und doch ist es notwendig, sich immer wieder neu dieser Aufgabe zu stellen. Nicht nur für die Professoren und Wissenschaftler an den Universitäten und in den Studierstuben. Nicht nur für die Pfarrerinnen und Pfarrer. Nein. Es ist notwendig für alle Christenmenschen, die sich auf Jesus Christus berufen, also auch für Sie und Dich.

Ich möchte einladen, sich intensiver mit Jesus zu beschäftigen. Dieser Jesus von Nazareth ist es in jeder Beziehung wert.

Eine Zeitlang war es unter jungen Christinnen und Christen in, ein Armband zu tragen, auf dem dann stand: WWJD. Die Abkürzung für eine Frage auf Englisch: What would Jesus do? Auf Deutsch: Was würde Jesus tun?

Das Armband sollte die Armbandtragenden daran erinnern, sich das immer und immer wieder zu fragen bei allem was man tut oder lässt, denkt oder sagt: Was hätte Jesus in dieser Situation gedacht, gesagt, getan oder gelassen? Und das wäre dann zu denken, zu sagen, zu tun oder zu lassen. Auf diese Weise würde man dazu beitragen, dass die Sache Jesu weitergehen könnte. Alle, die in seinem Sinne lebten, würden sein Werk weiterführen. So wäre Jesus Vorbild. Und man selbst wäre so etwas wie sein Jünger.

Und wäre das dann schon alles? Nein. Natürlich nicht. Schon bei uns lieben und wichtigen Menschen ist es doch so, dass wir von ihnen sagen, wenn sie verstorben sind, dass sie in uns weiterleben.

Zumindest in diesem Sinne kann man auch von Jesus sagen, dass er in uns weiterlebt. Insofern ist er in uns lebendig. Und je mehr wir an ihn denken, ihn uns und den anderen vergegenwärtigen, desto lebendiger ist er in uns und unter uns.

Wäre er nun nur gekreuzigt worden, wäre er vermutlich in Vergessenheit geraten. Ist er aber nicht. Es kam anders. Seine Geschichte ging weiter. Und warum? Die Bibel spricht von Auferstehung. Weil er auferstand und sich nach seinem Tod als lebendig und wirkmächtig erwies. Weil er nicht nur der Gekreuzigte, sondern auch der Auferstandene ist, ist für uns und die ganze Menschheit von Bedeutung.

Und damit bin ich bei der Frage: Inwiefern ist dieser Jesus für uns der Christus, der Auserwählte Gottes, der Erlöser, der Messias? Auch hier gilt: Viele Antworten sind möglich. Aber eine Antwort muss sein, wenn wir uns zu Recht Christen nennen wollen.

Wenn das Bekenntnis „Ich bin Christ“ nicht nur ein Lippenbekenntnis sein soll, wenn es sich nicht um eine nichtssagende Worthülse handeln soll, muss man sich im Klaren darüber sein, was man meint, wenn man von sich sagt: Ich bin Christ.

Von Anfang an haben Menschen in Jesus mehr gesehen als einen Menschen wie Dich und mich. Immer wieder haben Menschen gespürt, dass ihnen in diesem Jesus und durch ihn Gott ganz nahe kam und war.

Sie waren sich sicher: Dieser Mensch Jesus von Nazareth ist der Christus, der Auserwählte Gottes. Auf ihn kommt es an. Und so haben sie in ihm den Christus gesehen und ihn als den Christus verkündigt.

Sie haben bekannt: Jesus von Nazareth ist der erwartete Christus. Und so wurde die Botschaft, die sich damit verbindet, in den uns vertrauten zwei Worten zusammengefasst. Jesus ist der Christus. Jesus Christus.

Von daher schwört Paulus die Korinther und in deren Folge auch uns auf dieses Bekenntnis ein, Jesus Christus. Es geht nicht nur um den historischen Jesus noch ausschließlich um den geglaubten Christus, sondern um Jesus Christus, den Jesus, der selbst verkündigte, und den Christus, der von seinen Anhängern verkündigt wurde.

Man könnte sich das in Form einer Ellipse mit zwei Brennpunkten vorstellen. Der eine Brennpunkt ist der Gekreuzigte. Der andere der Auferstandene.

Wer wissen will, was es mit Jesus Christus auf sich hat, muss immer wieder beides bedenken und auf einander beziehen. Eins geht nicht wirklich ohne das andere. Nur Jesus als der Gekreuzigte ist falsch. Und

nur Christus als der Auferstandene ist falsch. Es geht immer nur so: Jesus Christus, der gekreuzigte und auferstandene Auserwählte Gottes.

Wir tun gut daran, uns von Paulus einladen zu lassen, uns viel intensiver mit Jesus Christus, also mit Jesus von Nazareth, dem Christus Gottes, dem auferstandenen Gekreuzigten und dem gekreuzigten Auferstandenen auseinander zu setzen.

Geistliche Menschen

Predigt zu 1. Korinther 2, 12-16 am 28. Mai 2023

Fangen wir mal hinten an. Paulus zitiert aus dem Alten Testament den Propheten Jesaja, der sich fragte: „Wer kann von sich sagen, er wüsste zu sagen, was Gott im Sinn hat?“ Die Frage scheint nur rhetorisch gemeint im Sinne von: Niemand kann sagen, was Gott im Sinn hat.

Und was antwortet Paulus? Jaein. Wörtlich: „Wir aber haben Christi Sinn.“ Wir können zwar nicht sagen, was Gott im Sinn hat, aber wir können Christi Sinn haben, Christus im Sinn haben, in seinem Sinn denken und leben.

Was er da von sich und denen sagte, die wie er dachten, erweckt den Eindruck, als würde er sich für was Besseres halten. Er bezeichnete sich selbst und seine Glaubensgeschwister als geistliche Menschen, die in der Lage waren, alles zu beurteilen und zu verstehen. Von den anderen, die er natürliche Menschen nannte, sagte er, dass ihnen genau das nicht möglich sei.

Warum nicht? Weil ihnen der Geist Gottes fehlen würde, den er und seine Glaubensbrüder und -schwestern von Gott geschenkt bekommen hatten. Dieser Geist würde sie in die Lage versetzen, alles zu beurteilen. Die, die sich dann später auf ihn beriefen, verstärkten diesen Eindruck unseligerweise auch noch. Und so standen sie sich gegenüber, oft genug feindselig:

Die einen, die sich geistliche Menschen nannten und die meinten, sie wüssten, und die anderen, die als natürliche Menschen betrachtet wurden und denen abgesprochen wurde, dass sie dazu auch etwas zu sagen haben könnten. Die einen, die meinten, sie wüssten, was Gott denkt und will, und die anderen, denen das angeblich verschlossen blieb. Die einen schienen immer mehr die Gläubigen und Heiligen zu sein, während die anderen immer mehr die Ungläubigen und Unheilgen zu sein schienen. Während die einen mit Gott per „Du“ waren, schien es, als ob die anderen immer gott-loser würden.

Der Konflikt weitete sich im Verlauf der Kirchengeschichte immer weiter aus. Immer weniger standen wirklich inhaltliche Unterschiede im Vordergrund als vielmehr formale Aspekte. Die in der Kirche waren die Guten und Geretteten. Die außerhalb der Kirche die Verlorenen und eben nicht so Guten.

Im Zuge dieses Konfliktes kam es dann auch zu einer unschönen Auseinandersetzung zwischen kirchlichen Glauben und naturwissenschaftlichem Denken, die sich beide im Recht wähnten und die Wahrheit für sich beanspruchen.

Schließlich warfen besonders konservativ Denkende in der Kirche manchen ihrer eigenen Leute, also den liberal Denkenden, vor, sie hätten sich dem sogenannten Zeitgeist ergeben und wären von der reinen Lehre abgewichen.

So entstand der hässliche Streit um die Wahrheit und den wahren Glauben. Und das alles nur deshalb, weil einige meinten, sie würden richtiger als die anderen denken und glauben.

Eine Folge dieses Denkens war die Entstehung von hierarchischen Strukturen in der Kirche. Ich mache das mal fest am heutigen Text. Irgendwann bezog man die paulinische Bezeichnung „geistliche Menschen“, wie sie hier im Text noch sehr allgemein für Menschen verwendet wurde, die mit dem Heiligen Geist beschenkt waren, nur noch auf den Klerus, also auf die Priester und Pfarrer, die Bischöfe und kirchlichen Würdenträger. Sie allein waren die Geistlichen, die Geist-Begabten. Die anderen waren nur noch das gemeine Kirchenvolk.

Dieses Missverständnis konnte sich nur entwickeln, weil man Paulus nicht wirklich verstanden hatte. Er hatte den Konflikt, der damals gerade aufbrach, nicht schüren wollen. Im Gegenteil. Er hatte etwas zur Klärung und zur Beilegung des aufbrechenden Konfliktes beitragen wollen.

Worum ging es denn nun wirklich? Fangen wir also noch einmal an, diesmal von vorn. Paulus beschrieb in seinem Brief an die Korinther, dass es neben der Weisheit der Welt, gegen die er im Prinzip ja gar nichts hatte, eine Weisheit gibt, die um Dinge weiß, die nicht von dieser Welt sind. Und so spricht er einerseits vom Geist der Welt und andererseits vom Geist aus Gott. Das muss kein Gegensatz sein. Denn an anderer Stelle konnte er durchaus sagen: „Prüfet alles – und das Gute behaltet.“

Aber er wusste: Es gibt mit Blick auf den Glauben Sachverhalte, die im Rahmen eines ausschließlich weltlichen, immanenten Denkens we-

der zu verstehen noch auszudrücken sind. Diese Sachverhalte, die er vor Augen hatte, sind ohne den Geist aus Gott, ohne den Heiligen Geist nicht zu verstehen.

Um nur ein Beispiel zu nennen, das er in seinem Brief dann ein wenig später auch selbst thematisierte: Wie kann ganz normales Brot beim Abendmahl gleichzeitig Leib Christi sein?

Nicht nur für Lebensmittelchemiker bleibt das Brot im Vollzug des Abendmahls natürlich normales Brot. Aber Menschen, die den Geist aus Gott, also den Heiligen Geist empfangen haben, sehen im Brot eben nicht nur das Brot, sondern mehr, eben Christi Leib, ja den auferstandenen Christus selbst.

Darin, dass wir als Christen das so sehen und glauben können, sieht Paulus keine Leistung unseres Verstandes, sondern eine Sicht, die uns von Gott durch den Heiligen Geist eröffnet wurde. Für Außenstehende ist so ein Glaube nicht nachvollziehbar. Manche sagen dann auch: „So ein Quatsch."

Wie gesagt: Nichts gegen den Geist und die Weisheit dieser Welt, Nichts gegen die Wissenschaften und das Verstehen weltlicher Dinge. Paulus thematisiert hier lediglich den Unterschied zwischen geistlich und weltlich, nicht etwa zwischen geistlich und geistig. Das bringen viele durcheinander. Geistig hat mit dem Verstand zu tun. Geistlich hat mit dem Glauben und Heiligen Geist zu tun.

Sowohl geistliche Menschen als auch weltliche Menschen können durchaus geistige, kluge Menschen sein, können ihren Verstand benutzen, ja sollten ihn benutzen – unbedingt. Dafür hat uns Gott mit der Fähigkeit, denken und verstehen zu können, ja ausgestattet. Glaubende sollen doch ihren Verstand nicht an der Garderobe abgeben, wenn sie zur Kirche gehen. Aber in Glaubensdingen, in geistlichen Dingen erweist sich die Weisheit dieser Welt eben als wenig hilfreich.

Und so kommt Paulus zu der Einsicht: Geistliche Dinge bleiben denen verschlossen, die zum Verstehen nur auf den Geist dieser Welt zurückgreifen können. Sie können damit schlicht nichts anfangen.

Andererseits hilft der Geist aus Gott, genauer hinzuschauen, anders hinzuschauen, gewissermaßen aus göttlicher Perspektive drauf zu schauen, mit den Augen Gottes. Und dann sieht vieles anders aus.

Kommen wir abschließend auf den verwegen klingenden Anspruch des Paulus: „Wir aber haben Christi Sinn." Was kann er damit gemeint haben? Dass wir wie Christus gesinnt sind? Dass unsere Gesinnung sich an Christus orientiert? Das wäre ja schon mal was. Es hätte mit Sicherheit weniger Eigensinn und mehr Gemeinsinn zur Folge.

In jedem Fall stellt sich uns die Frage: „Worauf steht mir der Sinn?" Auf Christi Sinn? Auf das, was er im Sinn hatte? Wenn das so ist, sollten wir uns immer wieder Fragen wie diese stellen: Was wollte er? Was dachte er? Was tat er?

Was würde passieren, wenn wir alle uns in diesem Sinn als Geistliche, als geistliche Menschen verstehen würden, die mit Gottes Geist beschenkt sind und in die Lage versetzt wurden, in Christi Sinn zu leben? Es würde immer wieder frischer Wind durch die Kirche wehen.

So sehr wir uns das wünschen: Machen können wir das nicht. Der Geist weht bekanntlich nur da, wo er will. Deshalb lasst uns immer wieder darum bitten: „Komm, Heilger Geist, mit deiner Kraft, die uns verbindet und Leben schafft."

Worauf baue ich?

Predigt 1. Korinther 3, 9-16 i.A. am 30. August 2020

Die Welt ist in Bewegung. Alles verändert sich. Und das immer schneller. Da wird einem ganz schwindelig. Geht Dir, geht Ihnen das manchmal auch so?

Aber was gibt einem Halt? Worauf kann man bauen, sich verlassen? Was trägt? Lauter Fragen, auf die wir immer wieder eine Antwort suchen, mal mehr und mal weniger bewusst. Hängt davon ab, in welcher Phase unseres Lebens wir uns befinden.

Auf der Suche nach Halt und Orientierung schauen wir natürlich auch auf die Menschen um uns herum und fragen uns: Wie machen die das?

Als ich noch klein war, da habe ich das einfach so gemacht wie meine Eltern und die Großen, mit denen ich zusammen war. Das wird bei Dir und Ihnen nicht anders gewesen sein. Kinder ahmen nach, was man ihnen vorlebt – ohne sich Gedanken darüber zu machen, ob das gut so ist.

Je älter und selbständiger wir allerdings werden, desto kritischer werden wir auf der Suche nach dem eigenen Weg.

Sicher: Manchmal übernehmen wir aus guten Grund die Werte und Traditionen, die sich bewährt haben, die auch uns wichtig sind und bleiben dabei. Aber manchmal können wir es nicht so machen wie die

„Großen“. Dann müssen wir andere, eigene Wege und Lösungen finden.

Manch einer sucht und findet Hilfe nicht nur bei den Menschen, denen er vertraut, sondern auch im Internet oder in der Literatur.

Und dann ist da noch bei vielen - last but not least – das Vertrauen zu Gott, das Wissen um eine göttliche Macht, dass vielen Menschen Halt und das Gefühl von Geborgenheit gibt.

Worauf bauen wir? Diese Frage hat auch den Apostel Paulus bewegt, als er an die Gemeinde in Korinth schrieb. Paulus beantwortet die Frage nach dem, was uns trägt, mit dem Bild vom Haus. Jeder weiß, dass ein Haus ein Fundament braucht, damit es Halt hat und fest steht.

Das macht man sich nicht immer klar, wenn man ein Haus sieht, sich eine Wohnung einrichtet und in seinem Zuhause lebt. Denn was dem Haus Halt gibt, sieht man nicht. Und doch ist es da. Es muss da sein. Ohne ein Fundament geht es nicht. Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Und keiner denkt mehr dran, dass da ein Fundament ist, auf dem alles ruht.

So ist es auch mit uns. Jeder Mensch braucht ein Fundament, etwas, was ihm Halt und Stabilität gibt. Wer das nicht hat, wer nicht um sein Fundament weiß, wer nicht weiß, worauf er sein Leben gründen kann und was ihm Halt gibt, dem kommt der Halt abhanden, der ist nicht stabil, sondern labil.

Für Paulus konnte es auf die Frage nach dem Fundament eines Christen und seines Lebens nur eine Antwort geben. Ich zitiere: „Niemand kann ein anderes Fundament legen als das, das schon gelegt ist. Und das ist Jesus Christus.“

Nun ist es mit diesem Fundament Jesus Christus wie mit den Fundamenten unserer Häuser. Man kann ihn nicht sehen. Und doch ist er da. Er muss da sein, sonst gibt es Probleme.

Weil dieser Jesus Christus so wichtig ist wie ein Fundament, weil alles auf ihm aufbaut und irgendwie – manchmal eben auch nur unsichtbar – mit ihm zusammenhängt, was das Christsein und die Kirche angeht, ist es immer wieder gut, sich auf dieses Fundament zu besinnen.

Es wäre viel gewonnen, wenn uns dies bewusst wäre, wenn wir aus der Gewissheit leben würden, dass Jesus unser Fundament ist, der, auf dem wir aufbauen, und dass Gott es ist, der uns trägt und hält, wie ein Fundament ein Gebäude eben hält und trägt.

Um sicher zu stellen, dass man nicht auf Sand baut, ist es hin und wieder gut, sich nicht mit dem zufrieden zu geben, was man an der

Oberfläche sieht, sondern der Sache auf den Grund zu gehen und nach dem Grund zu fragen, der uns und alles trägt. Ach könnten wir doch das Oberflächliche und Vordergründige durchdringen und tiefgründig werden, zum Fundament unseres Lebens durchdringen.

Für Paulus ist – wie schon gesagt – klar, dass nur Christus das Fundament sein kann, auf dem aufzubauen ist. Und so geht es in der Folge nicht nur um das Fundament an und für sich, sondern auch darum, darauf aufzubauen. Paulus sagt: „Jeder muss aufpassen, wie er weiterbaut.“

Es ist also nicht die Frage, ob wir weiterbauen, sondern wie wir das tun. Und je nachdem, wie wir das tun, werden sich unser Christsein und die Kirche entwickeln.

Wir bauen also so oder so mit an der Kirche von morgen. Und wir bauen die Kirche nicht nur: Wir sind die Kirche – alle miteinander. Nicht nur der Pastor. Nicht nur die Kirchenvorsteher. Alle. Auch ihr, die Konfirmandinnen und Konfirmanden. Selbst die, die die Kirche sich selbst überlassen.

Und so stellt sich uns allen die Frage: Worauf baue ich? Baue ich – wie Paulus uns das nahelegt – mein Leben auf Christus, auf den Glauben an Gott? Hoffentlich. Denn wie sollte es uns sonst gelingen, in der Gemeinde auf Christus zu bauen und Gott zu vertrauen, wenn wir es für uns persönlich nicht hinbekommen?

Für Paulus sind wir, wenn wir auf Christus bauen, „Gottes Mitarbeiter“. Gott macht uns zu Mitarbeitenden, zu Mitarbeitenden Gottes. Was für eine Ehre. Wir sind wirklich zu Großem berufen.

Ich möchte Euch und Ihnen abschließend noch eine ganz kurze Szene schildern. Sie spielt im Zusammenhang mit dem Bau eines Doms: Man fragte drei Steinmetze nach ihrer Arbeit: „Was machst du da?“ Einer sagte: „Ich haue Steine zurecht.“ Ein anderer sagte: „Ich verdiene Geld für meine Familie.“ Und ein dritter sagte: „Ich baue an der Kirche.“

Bauen auch wir Kirche, unsere Kirche, in der wir uns wohlfühlen, in der so gedacht wird, wie wir denken, in der tradiert wird, was uns wichtig und wertvoll ist, in der Menschen nicht nur an sich denken, sondern sich zum Wohl anderer einbringen, wo man miteinander nach neuen Wegen sucht, wenn die alten nicht mehr zum Ziel führen.

So ist Kirche nicht nur ein Ansammlung ganz verschiedener Menschen, sondern ein Raum, wo Gott wohnt und erfahrbar wird, weil vieles im Geist und Sinn Jesu geschieht.

Ich lade Sie und Euch ein, beim Nachdenken darüber, worauf ihr baut, das Fundament nicht aus dem Blick zu verlieren, das in Jesus Christus von Gott selbst gelegt wurde.

Weltgericht als Richtfest

Predigt zu 1. Korinther 4, 3-5 am 12. Dezember 2021

In den vergangenen Jahren habe ich schon einige Male über die Themen „Richten“ und „Gericht“ gesprochen. Ich habe immer wieder betont, dass es für mich beim Gericht nicht um ein Hinrichten, sondern um ein Aufrichten und Ausrichten geht. So verstanden bräuchte sich eigentlich niemand davor zu fürchten.

Eigentlich. Aber tatsächlich tun sich viele dann doch schwer, das mit dem Gericht positiv zu verstehen. Das liegt sicher an den mancherlei biblischen und dogmatischen Aussagen zum Gericht, die uns Angst machen, wie z.B. den Texten und Bildern vom Weltgericht im Sinne einer Endabrechnung.

Da niemand perfekt ist, wir einander und Gott immer etwas schuldig bleiben, nagt da immer ein Zweifel: Habe ich mich richtig verhalten? Könnte ich in so einem Gericht bestehen? Überspitzt formuliert: Komme ich nun in den Himmel oder die Hölle?

Es gibt in der Bibel mehr als eine Möglichkeit, das mit dem Richten und mit dem Gericht zu verstehen. Das zwingt uns, immer wieder darüber nachzudenken, wie es an der Stelle gemeint ist, die man gerade bedenkt, und wie man es sich selbst vorstellt.

Diese Aufgabe stellt sich uns auch heute vom vorgegebenen Predigttext. Da geht es ums Richten und „Gerichtet-Werden“, ums „Sich-Rechtfertigen“ und ums „Gerechtfertigt-Werden“, es geht um Richtende wie um Gerichtete, es geht um uns und Gott. Kein leichter, aber ein spannender Text.

Eine kleine Vorbemerkung zu diesem 1. Brief, den der Apostel Paulus der Gemeinde von Korinth geschrieben hat. Nachdem Paulus Korinth verlassen hatte, war es in Korinth zu offenen Auseinandersetzungen gekommen. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen waren auch Paulus und seine Gedanken zum Thema geworden. Es gab mancherlei Vorwürfe, Unterstellungen, ja sogar Verurteilungen, was seine Person und Auffassungen betraf. Man hatte ihm das durch Boten mitteilen lassen und ihn um eine Stellungnahme gebeten.

Wir kennen das auch: Menschen geraten aneinander, reden übereinander, nicht mehr miteinander, fällen voreilig Urteile, setzen womöglich Gerüchte übereinander in die Welt, beurteilen und verurteilen sich gegenseitig. Oft genug enden solche Streitigkeiten vor Gericht.

Paulus weiß natürlich, wie die Situation sehr schnell aus dem Ruder laufen kann: Da gerät man ins Gerede. Leute fällen ein vorschnelles Urteil. Und wenn man gerade schlecht drauf ist, das Selbstbewusstsein womöglich sowieso gerade angeknackst ist und man sich den Schuh anzieht, hat man ein dickes Problem, zweifelt an sich selbst, verurteilt sich womöglich. Deshalb gibt Paulus den seelsorgerlichen Rat: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.“

In diesem Punkt geht es uns heute nicht anders als Paulus mit den Korinthern damals. Es macht uns zu schaffen, wenn andere schlecht von uns denken oder schlecht über uns reden. Die meisten von uns werden deshalb alles dran setzen, dass möglichst viele, wenn nicht alle, nur das Beste von ihnen denken und sagen.

Wenn das nicht gelingt, macht einen das schnell traurig. Es tut einem geradezu weh, wenn man von anderen verurteilt wird, womöglich auch noch zu Unrecht. Das ist kaum zu ertragen. Das schütteln nur wenige unbeeindruckt ab. Das kann einem - nicht nur für den Moment - die Lebensfreude ganz schön verderben.

Ich denke da bei Schülern und Auszubildenden an schlechte Zeugnisse, bei Berufstätigen an unvorteilhafte Beurteilungen der Chefs und im privaten Bereich an das, was unter Umständen an Gemeinheiten über einen erzählt wird.

Ganz vertrackt wird es, wenn man tatsächlich nicht ganz unschuldig ist an dem, was gerade los ist. Dann meldet sich auch prompt das schlechte Gewissen. Und wenn uns unser schlechtes Gewissen plagt, dann versuchen wir natürlich, es loszuwerden, indem wir uns verteidigen.

Genau das, meint Paulus, hat er nicht nötig. Er widersteht der Versuchung, sich den Schuh anzuziehen. Er richtet sich nicht selbst. Er versucht es erst gar nicht, sich vor den anderen und ihren Angriffen zu rechtfertigen. Warum nicht? Weil er sich keiner Schuld bewusst ist. Er hat es seiner Meinung nach einfach nicht nötig.

Das heißt: Er macht eine Einschränkung. Es könnte schon sein, dass er mitschuldig ist, also eine gewisse Mitschuld trägt, auch wenn er sich dessen nicht bewusst ist. Könnte ja sein.

Und so kommt er zu dem Schluss, dass die Sache weder von ihm noch von einem seiner Widersacher endgültig beurteilt und entschieden werden könnte.

Die einzige Instanz, der Paulus zugesteht, dass sie ihn richtig beurteilen kann, ist Gott. Nur er kann letzte Zweifel ausräumen und die Frage „War es nun richtig oder falsch?“ beantworten. Bis dahin bleibt eine gewisse

Unsicherheit.

Paulus weiß, dass alles, was er oder andere selbst beurteilen oder entscheiden, in gewisser Weise nur vorläufig ist. Gott bleibt das alles entscheidende letzte Wort vorbehalten. Wie das ausfällt, weiß niemand – außer dem Allmächtigen.

Natürlich: Wir meinen, wir wüssten schon. Aber dem widerspricht Paulus schon deshalb, weil niemand sagen kann, was wirklich in ihm steckt. Das weiß nur Gott. Und das ist gut so. Wer weiß, was da in der Tiefe schlummert und Gott aus dem Verborgenen ans Licht holen wird?

Keine Angst. Er holt es ja nicht deshalb ans Licht, um uns vor allen zu beschämen und abzustrafen, sondern um uns zu helfen, indem er es richtet, also wieder heil macht.

Wir wissen zwar nicht, was auf uns zukommt. Aber wir wissen, wer auf uns zukommt. Der, der uns richtet, ist der uns Liebende. Ihn erwarten wir – nicht nur im Advent.

Wenn das klar ist, dass der, der uns richtet, der ist, der uns liebt, dann kann das Gericht, wenn es denn kommt, doch kein Strafgericht sein, vor dem man sich fürchten müsste.

Und warum ist dann in der Bibel die Rede davon? Gewissermaßen aus pädagogischen Gründen: Man meinte früher, so ein bisschen Angst und Unsicherheit könnten nicht schaden, damit niemand der Versuchung erliegt, selbstgefällig die Hände in den Schoß zu legen in der Meinung, der gnädige Gott würde schon mit allem zufrieden sein.

Vielen macht das allerdings bis in unsere Tage so viel Angst vor dem Gericht, dass sie die Angst davor geradezu krank macht. Denn natürlich: Wer selbstkritisch ist, wird über der Frage, ob er Gott wohlgefällig gelebt hat und lebt, nie zur Ruhe kommen. Ein Restzweifel bleibt. Und auch die Versuchung, sich vor Gott zu rechtfertigten: Man hätte doch alles Menschenmögliche, in der eigenen Macht Stehende getan. Hat man? Hat man natürlich nie. Es ginge immer mehr. Und man merkt, das führt in die Sackgasse.

Deshalb hört Paulus nicht auf, die Güte und Gnade Gottes groß zu machen. Es ist die Gnade, die wir nicht verdient haben, die uns aber gewährt wird, noch dazu gratis – und zwar allen, auch und gerade denen, die nicht alles richtig gemacht haben.

Weil wir all das einfach nicht überblicken können und uns der Durchblick dafür fehlt, warnt uns Paulus eindringlich davor, einander zu richten. Zu groß ist die Gefahr, dass man sich vertut, eben verurteilt, also das falsche Urteil fällt.

Heißt das nun, dass wir uns jedes Urteils enthalten müssen, weil niemand mit letzter Gewissheit beurteilen kann, was gut und was böse ist? Nein. So ist nun auch wieder nicht gemeint. Auch Paulus hat die Dinge sehr wohl beurteilt, hat zu manchem „Ja“ und zu anderem „Nein“ gesagt.

Wir dürfen nicht nur, wir müssen uns entscheiden und verhalten. Das Leben selbst verlangt von uns, dass wir uns immer wieder fragen, was gut und was böse ist, was dem Leben dient und was ihm schadet, was in Gottes Sinn ist bzw. sein könnte und was nicht.

Paulus gibt hier nur zu bedenken, dass wir uns der Vorläufigkeit unserer Beurteilungen bewusst sein sollten und davon ausgehen sollten, dass Gott das noch einmal ganz anders sieht.

Wie das aussehen könnte, beschreibt der letzte Satz des Predigttextes, wo es heißt: „Dann wird einem jeden von Gott sein Lob zuteil.“ Ganz am Ende, wenn Gott sein Urteil über uns und unser Leben, über alle unsere Rechtfertigungsversuche und Urteile spricht, ganz am Ende, da wird jedem und jeder von uns – man glaubt es kaum – Lob zuteil. Schaut selbst. So steht es hier.

Sicher wird nicht alles zu loben sein, was wir getan und gelassen haben. Aber es endet Gottes Richten nicht mit einem Strafbefehl, einer Hinrichtung oder ewiger Verdammnis samt Höllenqualen, sondern damit, dass Gott uns lobt – einen jeden, eine jede.

Das ist doch nun mal eine wirklich gute Botschaft: Bei allem, was über unser Leben, über unser Tun und Lassen zu sagen ist: Gott wird loben, sicher nicht alles, aber uns. Er wird bei jedem etwas zum Loben finden, auch bei denen, die sich als Versager fühlen, selbst bei denen, für die wir uns das einfach nicht vorstellen können. Wir sollten uns also darauf freuen, dass er kommt, um uns zu richten.

Ich habe es für mich in einem Begriff auf den Punkt gebracht: Richtfest. Ist es denn so abwegig, sich das Weltgericht als Richtfest vorzustellen? Gott baut seine neue Welt. Er baut sein Reich. Und wenn der Bau erfreulich weit vorangeschritten ist, wird Richtfest gefeiert.

Lassen wir ihn doch zum Zug kommen. Lassen wir uns doch von ihm aufrichten, wenn wir down sind. Lassen wir uns von ihm richten wie ein Auto in der Werkstatt gerichtet wird. Lassen wir von ihm richten, was in uns zerbrochen ist, wie ein Knochenbruch vom Arzt gerichtet wird. Lassen wir uns von ihm neu ausrichten, wie ein Kapitän den Kurs seines Schiffes immer wieder neu ausrichtet, damit es gut ankommt. Richten wir uns doch darauf ein, dass er kommt, um uns zu richten. Und helfen wir den anderen, alles dafür zu richten.

Und da, wo wir richten, lasst es uns so machen, wie es Gott mit uns macht. Lasst uns andere aufrichten und ausrichten auf den, der alles rich-

ten und zum Guten wenden kann. Vielleicht können wir Gott dabei ja sogar helfen.

Alles ist erlaubt

Predigt zu 1. Korinther 6, 12ff am 29. August 2012

Paulus nimmt dieses Lebensmotto der Korinther ernst: „Alles ist erlaubt!“ Er macht es nicht madig. Er lässt es zunächst einmal so stehen. Und das ist gut so. Denn es hat etwas unheimlich Befreiendes. Man stelle sich vor: „Alles ist erlaubt!“ Unglaublich. Was für eine Freiheit.

Wenn alles erlaubt ist, kann dann jeder tun und lassen, was er will? Geht dann nicht alles drunter und drüber? Das fragte man sich schon damals. Paulus wandte sich mit seinen Zeilen an Menschen in Korinth, die von solchen Fragen umgetrieben wurden.

Natürlich ist die Freiheit, die in diesem „Alles ist erlaubt“ steckt, mehr Wunsch als Wirklichkeit. Denn ein ums andere Mal lassen wir uns einschränken durch „Man sollte dies oder man sollte jenes nicht“. Wir sind bestimmt durch allerlei Werte und Normen unserer Zeit, ob wir dies nun wahrhaben wollen oder nicht. Und anderen geht es nicht anders. Jeder hat eine Vorstellung von dem, was erlaubt ist und was nicht, was sich gehört und was unmöglich ist.

Auch Paulus kommt nicht umhin, die grenzenlose Freiheit in gewisser Weise zu begrenzen. Nicht, dass er sie zurücknimmt oder etwas als verboten und völlig unmöglich verurteilt. Es bleibt dabei: „Alles ist erlaubt!“ Aber mit zwei Überlegungen schränkt er die Freiheit ein.

Unter der Voraussetzung, dass alles erlaubt ist, fragt er: „Dient es zum Guten, was ich denke oder rede, tue oder lasse?“ Wenn wir daraufhin unseren Umgang miteinander anschauen, dann spüren wir, dass es nicht leicht ist, diese Fragen zu antworten. Klar ist mal: Was schlecht oder böse ist und was anderen schadet, das bleibt verboten, ist also nicht erlaubt.

Um das Folgende verstehen zu können, muss man wissen, dass es in Korinth einen Tempelkult gab, zu dem die Prostitution gehörte. Paulus sprach dieses heiße Eisen an, weil er den Eindruck hatte, dass einige der Gemeindeglieder dort hingingen. Sie waren offensichtlich der Meinung: „Warum sollte ich nicht? Mir ist doch alles erlaubt!“ Doch da war Paulus gegenteiliger Meinung.

Sie mögen jetzt denken: Das ist doch nicht mehr unser Problem. Natürlich gibt es die Prostitution immer noch. Gott sei’s geklagt. Aber ist

das eine Frage, die unser Gemeindeleben betrifft? Denn die Prostitution von heute hat keinen religiösen Hintergrund.

Nein. Natürlich nicht. Aber was Paulus vom konkreten Problem der Korinther ausgehend über einen verantwortungslosen Umgang mit dem Körper sagte, das gilt immer noch. Und dann ist da ja noch die Frage, was hat das, was wir mit unserem Körper machen, mit unserem Glauben zu tun?

Für die meisten von uns wird sich der Glaube im Kopf und Denken abspielen. Natürlich sollte man auch mit dem Herzen dabei sein. Aber welche Bedeutung sollen wohl Arme und Hände, Beine und Füße, Eingeweide und Blutkreislauf für unseren Glauben, für unser Seelenheil haben? Sehen Sie, darüber denkt man nur selten nach.

Wir bemerken unseren Körper doch oft erst dann, wenn es zu spät ist, wenn wir den Bogen überspannt haben, wenn er infolge der ständigen Misshandlung krank wird, wenn er nicht mehr mitmacht und uns zwingt, etwas zu verändern. Wie wollen wir mit einem derartig ausgebeuteten und misshandelten Körper Gott preisen und dienen, wozu Paulus uns ja auffordert?

Wo also wird unser Glaube konkret? Konkret kommt ja vom lateinischen Wort „concrescere“ und heißt zu Deutsch so viel wie zusammenwachsen. Wo ist das, was wir hören und vielleicht sogar gedanklich bewegen, mit uns zusammengewachsen? Wo ist es leibhaftig, eben konkret geworden? Das mag sehr unterschiedlich aussehen, wenn das, was wir glauben, konkret wird. Was also hat der Glaube an den dreieinigen Gott mit unserem Körper zu tun?

Mir fallen dazu drei Sätze ein: Erstens ist der Körper ein Werk des Schöpfers. Zweitens ist der Körper ein Körperteil am Leib Christi. Und drittens ist der Körper ein Tempel des Heiligen Geistes.

Das hat Konsequenzen. Die Schöpfung bewahren heißt doch im Blick auf mich und meinen Körper, dass ich tue, was in meiner Macht steht, um meinen Körper zu bewahren und zu pflegen. Im Grunde hat mir der Schöpfer meinen Körper doch nur anvertraut. Mein Leib ist nicht mein Eigentum, sondern eine lebenslange Leihgabe. Deshalb erinnert Paulus daran, diesen Körper eben zum Lob dessen zu benutzen, dem er eigentlich gehört. Das wäre im Sinn des Schöpfers.

Den zweiten Gedanken, dass unser Körper ein Teil des Leibes Christi ist, dass unser Körper also zu Christus selbst gehört, führt Paulus weiter aus. Sind die einzelnen Christen und Christinnen Körperteile am Christusleib, dann müssen es auch ihre Körper sein. Und wenn ihre

Körper zu Christus gehören, dann können sie sich mit diesem Körper nicht mit einer Tempelhure und deren Religion einlassen.

Paulus begründet das durch einen Verweis auf das Alte Testament, wo es heißt, dass Mann und Frau eins werden, wo sie einander schenken. Wer sich also auf eine Tempelhure und ihre Religion einlässt, der wird eins, ein Leib mit ihr und mit ihrer Religion. Und wer eins ist mit ihr und ihrem Gott, der kann nicht mehr eins sein mit dem Herrn. Und genau das ist der springende Punkt, das Kriterium. So kommt Paulus positiv zu dem Schluss: „Seid mit dem Herrn eins."

Was Paulus für den geschlechtlichen Bereich einmal beispielhaft durchbuchstabiert, das gilt im Grunde allgemein. Mit nichts soll sich ein Christ so sehr verbinden, wie mit Christus, mit dem er verbunden ist.

Wie das Ungeborene an den Blutkreislauf der Mutter angeschlossen ist, so soll der Leib eines Christen vom Geist Christi durchströmt sein. Insofern können wir mit unseren Leibern nicht ohne Christus sein.

Was immer wir getan haben, was immer wir gewesen sind – für alle gilt, was Paulus sagt: „Ihr seid teuer erkauft" Und er meint: Christus hat uns befreit. Niemand muss Sklave von was anderem und unfrei sein.

Sein dritter Gedanke ist, dass unser Leib der Tempel des Heiligen Geistes ist. Paulus stellt sich den Leib wie ein Haus vor und er fragt, von welchem Geist dies Haus erfüllt bzw. bewohnt ist. Man sieht durch die Fenster, ob in einem Haus Licht ist oder nicht. Und man spürt den Geist des Hauses, wenn man die Tür öffnet.

So fragt Paulus die Korinther - und ich denke, so könnte er auch uns fragen: „Wisst Ihr nicht, dass Euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist?" Je nachdem, von welchem Geist unser Haus bestimmt ist, wird es so oder so in diesem Haus aussehen.

Kommen wir zurück auf das Motto und Thema dieses Briefabschnitts „Alles ist erlaubt." Aufs Ganze gesehen leben wir – wie eingangs schon gesagt – auch unter dem Motto der Korinther von damals: „Alles ist erlaubt." Das Motto gilt, solange meine Freiheit niemandem schadet – auch mir selbst nicht. Zuviel ist ungesund. Im Grunde von allem. Hüten wir uns also vor jeder Form von Maßlosigkeit.

Vergegenwärtigen wir uns einfach immer und überall, dass wir mitsamt unserem Körper ein Werk des Schöpfers sind, ein Teil des weltweiten Christus sind und dass es der Heilige Geist ist, der in uns wohnt bzw. wohnen möchte. Möge es uns gelingen, dem dreieinigen Gott in aller Freiheit mit allem, was wir haben und sind, zu dienen und zu preisen.

Freie Meinungsäußerung

Predigt zu 1. Korinther 9, 16-23 am 1. Juni 2008

Stellen Sie sich vor: Ich werde nach einer Trauung von den jungen Leuten noch auf ein Stück Kuchen eingeladen. Und da ich Zeit habe, gehe ich hin. Ich sitze am Tisch mit mir wildfremden Menschen. Und wie das so ist. Man redet über dies und das.

Und auf einmal wird der Ton etwas schärfer und lauter. Gegensätzliche Positionen prallen aufeinander. Ich mische kräftig mit. Ich halte nicht hinterm Berge mit meiner Meinung. Warum sollte ich auch? Darf ich denn nicht sagen, was ich denke?

Und dann kommt so von der Seite der Einwand: „Wie, das sagen gerade Sie als Mann der Kirche?" Andere werden munter und denken: „Stimmt, hatte im Eifer des Wortgefechts ganz vergessen, dass er ja Pfarrer ist."

Und dann kommt sie auch schon, die Frage, die ich ganz und gar nicht mag: „Herr Pfarrer, sagen Sie doch mal, was die Kirche dazu sagt." Als wenn ich die Kirche wäre. Als wenn die, die mich so fragen, nicht auch selbst die Kirche wären.

Und dann versuche ich, bevor ich eine Antwort in der Sache gebe, klarzustellen, dass ich nur für mich sprechen kann und dass andere in der Kirche eben andere Meinungen haben und in unserer Kirche niemand sagen kann, was denn die Kirche als Ganze dazu sagt.

Ganz delikat werden solche Gespräche, wenn einer dabei ist, der wie der Propst, die Oberlandeskirchenrätin oder der Landesbischof in einer Position sind, mit der ich es mir nicht verderben sollte. Dann muss ich gut überlegen, was ich wie sage. Und ab und zu verkneife ich mir etwas von dem, was ich sagen würde, wenn diese Person eben nicht anwesend wäre.

Ähnliches gilt in Zusammenhängen, wo ich mit seiner Meinung so ganz anders liege als die, mit denen ich mich gerade unterhalte. Ich will es mir ja nicht mit allen verderben. Also sage ich es lieber nicht. Oder ich sage zumindest nicht alles, nicht meine ganze Wahrheit.

Was ich hier beschreibe, werdet ihr, werden Sie auch kennen. Niemand verbrennt sich gern den Mund. Im Allgemeinen versuchen wir, es uns nicht – womöglich endgültig - zu verderben mit den anderen. Man muss deshalb den entsprechenden Leuten gegenüber ja nicht gleich zum Schleimer oder Lügner werden. Aber man hält sich vornehm zu-

rück, sagt eben nicht alles.

Hier ist es nun wichtig, zu unterscheiden zwischen dem, was man sagen will, ja vielleicht sogar sagen muss, und dem, wie man es sagt. Manche können das ganz gut: In der Sache unnachgiebig, aber im Ton moderat zu sein. Andere stellen sich ungeschickter an und bringen ihre gute Sache im Ton so unmöglich vor, dass ihnen kaum noch jemand zuhört. Und wieder anderen geht es eigentlich nie wirklich um etwas. Die finden einfach alles toll. Aber das kann es ja auch nicht sein.

Warum beschreibe ich das alles? Ganz einfach. Weil der Apostel Paulus in seinem Brief an die Korinther an diesem Themenkreis dran war.

Paulus bedenkt da vor allem Fragen, die sich ihm als Prediger, als Verkündiger des Evangeliums stellen. Denn dazu weiß er sich berufen. Für ihn ist es nicht die Frage, ob er anderen das Evangelium verkündigen will. Er muss. Er kann nicht anders. Wir könnten auch sagen: „Wes des Herz voll ist, dem läuft der Mund über." Ihm stellte sich allenfalls die Frage nach dem „Wie?".

Da er weiterhin seinem Beruf als Zeltmacher nachging, war er wirtschaftlich unabhängig. Das hatte den großen Vorteil, dass niemand von ihm fordern konnte: Da ich dich bezahle, erwarte ich von dir, dass du dies sagst und jenes tust. Das ist bei Ihnen und euch auch so.

Das ist bei mir etwas komplizierter. Ich habe die Kirche zum Arbeitgeber. Ich bin Pfarrer dieser Landeskirche, die mich finanziert. Aber bin ich deswegen ein Agent der Kirche, der undercover unterwegs ist und versucht, die Leute gegen ihren Willen zu „missionieren". Nein. Natürlich nicht.

Für mich gilt wie für jeden anderen auch, was Paulus damals so formulierte: „Ich bin frei von jedermann." Das werden die meisten von uns gern hören. Denn das mit der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, ist etwas Wunderbares.

Paulus allerdings macht für sich eine Einschränkung, die so sicher nicht alle auch sich beziehen mögen, wenn er sagt: „Obwohl ich frei bin von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knecht gemacht, damit ich möglichst viele gewinne."

Er nennt auch gleich ein Beispiel dafür, wenn er sagt: „Den Juden bin ich wie ein Jude geworden." An anderer Stelle sagt er auch: Den Römern bin ich ein Römer geworden. Und den Griechen bin ich ein Grieche geworden. Und würde er uns heute besuchen, würde er sagen: Den Deutschen bin ich ein Deutscher geworden. Er bringt es selbst auf

den Punkt, wenn er sagt: „Ich bin allen alles geworden."

Damit wollte er sagen und deutlich machen: Ich stelle mich zu euch. Ich stelle mich euch an die Seite. Ich bin zwar keiner von euch. Aber ich versuche euch so nahe zu kommen, wie es nur eben geht, um euch das Evangelium nahe bringen zu können.

Denn darum ging es ihm bei alledem: Er muss das Evangelium predigen. Das klingt nach Zwang. Ist es aber nicht. Niemand sagt ihm: Das musst du jetzt tun. Es ist anders. Es ist ihm ein Anliegen, ein Herzensanliegen, etwas, was ihn erfüllt und beseelt. Er möchte es so gern. Er kann gar nicht anders. Und indem er es tut, lebt er, blüht er förmlich auf.

Des Rätsels Lösung liegt in dem Wort „Evangelium", was ja so viel wie „Gute Nachricht" bedeutet. Und nun stelle man sich doch bitte mal vor, wie jemand eine gute Nachricht bekommt, auf die er schon seit Tagen wartet.

Ich denke an die Frau, der der Arzt sagt, der Befund gebe keinen Anlass zur Sorge. Was für eine gute Nachricht. Ich denke an den Familienvater, dem der Chef sagen kann, dass sein Arbeitsplatz nicht gefährdet ist. Was für eine gute Nachricht. Ich denke an den Realschüler, der nach vielen vergeblichen Bewerbungen endlich eine Lehrstelle angeboten bekommt. Was für eine gute Nachricht. Wir könnten viele andere Beispiele für gute Nachrichten benennen.

Wenn wir aber mal auf die Person schauen, die die gute Nachricht überbringt: Was für ein Glückspilz. Diese Person freut sich doch schon im Vorfeld, auf dem Weg zum Empfänger. Und es ist die reine Freude, einem Wartenden eine gute Nachricht überbringen zu können. Und dann kann man sich auch noch mit der Person freuen, der die gute Nachricht galt. Es liegt doch auf der Hand, dass der Überbringer der guten Nachricht geradezu Anteil an der guten Nachricht bzw. an der Freude hat, die die gute Nachricht auslöst.

So versteht Paulus das mit dem Überbringen und Sagen des Evangeliums, der guten Botschaft. Deshalb sagt er: „Alles tue ich um des Evangeliums willen, um an ihm teilzuhaben."

Paulus nun weiß sich beauftragt, gewissermaßen im Auftrag des Herrn, in mehr oder weniger geheimer Mission. Er darf Menschen die gute Nachricht bringen, auf die sie schon lange gewartet haben. Welch eine Ehre. Welch eine Freude.

Das klingt doch ganz einfach, oder nicht? Ist es aber in der Praxis nicht immer. Denn es stellt sich oft die Frage: „Wie soll ich es sagen,

damit es auch verstanden wird, damit die gute Nachricht auch ankommt?“

Indem Paulus sagt: „Ich bin allen alles geworden“, bringt er zum Ausdruck, dass es darauf ankommt, es den anderen so zu sagen, dass sie es auch verstehen und für sich annehmen können.

Ich will versuchen, es an einem Beispiel zu verdeutlichen. Ich greife dafür auf eine meiner Lieblingsstellen zurück.
Luther übersetzte: „Tut Buße. Denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Aber sagen Sie selbst. Kommt da Freude auf? Empfinden Sie das als gute Nachricht? - Wohl kaum. Die meisten werden bei Buße nur an das leidige Thema Sünde denken, an Reue, an Sack und Asche. Wie sollte dabei dann wohl Freude aufkommen? Warum sollte das wohl eine gute Nachricht sein?

Luther würde das heute auch so nicht mehr übersetzen, weil er all die negativen Anklänge kennen würde, die es uns erschweren, das Ganze richtig zu verstehen. Er würde sich von der Sache her neu fragen, was da steht, und eine andere Möglichkeit der Übersetzung wählen, wie z.B. diese: „Stellt euch darauf ein, dass das Reich der Himmel zum Greifen nahe ist.“

Und man merkt sofort. Das ist besser. Denn: Wer wollte sich nicht darauf einstellen? Wer wollte nicht das mit Gott und dem Himmel begreifen? Für gute Nachrichten sind wohl die meisten Menschen offen.

Das ist nun nur ein Beispiel für die Aufgabe, die sich ständig stellt, die Worte der Bibel so als gute Nachricht zu verstehen und zu sagen, dass sie bei uns und bei den anderen auch als gute und froh machende Botschaft ankommen.

Es ist meine Aufgabe. Es ist Ihre und Eure Aufgabe. Es ist unsere Aufgabe, die wir nur gemeinsam lösen können, indem einer dem anderen hilft, indem wir uns gegenseitig das weitersagen, was uns erfüllt, begeistert und erfreut.

Und dazu lade ich Sie und Dich ein: Sei so frei und werde im Auftrag des Herrn glücklich bei dem Versuch, in geheimer Mission allen, die Du triffst, Gottes gute Nachricht so zu sagen, dass sie verstehen, sich daran erfreuen und Du Dich mitfreuen kannst.

Laufbahn

Predigt zu 1. Korinther 9, 24-27 am 24. Januar 2016

Man stelle sich so ein antikes Stadion der Römer vor. Es finden Wettkämpfe statt. „Auf die Plätze, fertig, los!“ Alle rennen los. Und nur einer kann gewinnen. Nur einer kann Sieger sein.

Die Menschen in Korinth, an die Paulus damals seinen Brief schrieb, die kannten das Stadion und die Wettkämpfe, die dort stattfanden. Und so fragt er sie: „Wisst ihr nicht, dass die, die in der Kampfbahn laufen, die laufen alle, aber einer empfängt den Siegespreis?“ Natürlich wussten die Korinther, dass die Läufer alles gaben, um Erster zu werden.

Das ist bis heute nicht anders. Man gibt alles, um Erster zu sein. Die Aussicht auf den Erfolg motiviert, sich einem harten Training zu unterziehen. Viele sind bereit, Opfer dafür zu bringen, dass sie ganz oben auf dem Treppchen stehen. So beuten viele Sportler ihren Körper aus und riskieren langfristig gesehen gesundheitliche Folgeschäden.

Das ist ja nicht nur im Sport so. Es gibt viele andere Laufbahnen und Bühnen, wo es nur darum geht, Erster zu werden. Ich denke an die Casting-Shows, wo der nächste Super-Star gesucht wird. Ich denke an die Laufstege, wo sich die Models gegenseitig ausstechen wollen. Ich denke an berufliche Laufbahnen, bei denen es anscheinend nur darum geht, andere hinter sich zu lassen. Ich denke an die Klassenräume und Hörsäle, in denen manche Streber nur sich selbst im Blick haben und sich auf Kosten anderer gute Zensuren ergattern.

Und auch hier sind viele bereit, alles zu geben, nur um Erster zu sein. Um voran zu kommen, um ganz nach vorn zu kommen, um noch weiter nach oben zu kommen und Karriere zu machen, sind viele bereit, Opfer zu bringen, nicht nur an Zeit, Kraft, Gesundheit und Geld. Nein. Sie sind sogar bereit, Menschenopfer zu bringen: Freundschaften werden aufs Spiel gesetzt, Familien hinten angestellt, Kollegen raus gemobbt.

Wenn Paulus dann sagt: „Lauft so, dass ihr den Siegespreis erlangt“, dann meint er natürlich nicht, dass wir uns daran beteiligen sollen. Nein. Wir sollen nicht rotieren um einer wie auch immer gearteten Laufbahn willen. Wir sollen nicht bis zur Besinnungslosigkeit im Hamsterrad unsere Runden drehen. Wir sollen uns nicht um eines fragwürdigen Ruhms willen totlaufen. Und auf gar keinen Fall sollen wir Menschenopfer bringen.

Paulus benutzt die Laufbahn als Bild für den Lebenslauf. Zu jedem Menschen gehört ein Lebenslauf. Natürlich auch zu jedem Christenmenschen. Es ging nicht darum, im üblichen Sinne Sieger zu werden, auch wenn er da vom Siegerkranz redet.

Er feuert die Korinther an: Strengt euch an. Als wenn es um alles ginge. Konzentriert euch. Lass euch nicht ablenken. Behaltet das Ziel im Auge. Was ihr macht, das macht mit Hingabe, mit Leidenschaft. Macht nichts Halbes. Macht ganze Sache.

Er hätte sicher auch sagen können: So intensiv, wie manche an ihrer Laufbahn arbeiten, so sollt ihr an euch und eurem Lebenslauf arbeiten. Auch im Leben ist es - wie im Sport - zuweilen ratsam, sich bestimmter Dinge zu enthalten, die einen ablenken könnten. „Jeder aber, der kämpft, enthält sich aller Dinge." Das waren seine Worte.

So intensiv, wie sich manche Sportler auf die olympischen Spiele vorbereiten, und so intensiv, wie manche an ihrer Karriere basteln, so intensiv sollten wir uns um unser Christsein, unsere christliche Laufbahn, unseren Lebensweg als Christen kümmern, nicht nur am Sonntag, sondern jeden Moment unseres Lebens.

Sie sind vielleicht ein wenig überrascht, dass Paulus hier ein christliches Leben vor Augen hat, das mit Anstrengung verbunden ist, das so etwas wie ein lebenslanges, in gewissem Sinn hartes Training ist und persönlichen Einsatz verlangt. Und doch ist es genau das, was er hier fordert.

Paulus hat beim Laufen an einen Lauf gedacht, der ein Ziel hat, der ins Ziel kommen will, der zielgerichtet ist. Deshalb der Satz: „Ich aber laufe nicht wie aufs Ungewisse."

Wie für manche Sportler für ihren Sport alles geben, so ist Paulus bereit, für sein Christsein alles zu geben. Er hat also keine Wellness-Veranstaltung vor Augen. Christsein ist anstrengend.

Sicher kann man es auch übertreiben, den Bogen überspannen, sich und andere überfordern. Ich weiß: Die meisten Sportler bis hin zu den Spitzensportlern sind sehr viel mehr vom Teamgeist und Fairplay, als vom egoistischen Gewinnen-Wollen geprägt. Man läuft miteinander. Man konkurriert zwar. Aber nicht auf Biegen und Brechen. Und schon gar nicht mit unfairen Mitteln.

Und es ist zumindest fraglich, ob Paulus, würde er heute leben, seine Gedanken wieder mit einem Bild aus dem Sport verbinden würde? Denn der hat sich doch sehr verändert im Vergleich zu dem, was er vor Augen hatte.

Vielleicht würde er heute, wo es den Breitensport gibt, anders reden. Da gibt es die vielen Freizeitsportler, die joggen oder walken. Denen kommt es nicht darauf an, Erster zu sein und andere auszustechen. Denen kommt es aufs Mitmachen und Dabeisein an. Da läuft man, weil

es Spaß macht und nicht deshalb, weil man Erster sein will. Da läuft man, weil es einem gut tut, und nicht weil man irgendwo ankommen will.

Da ist das Laufen nicht Mittel zum Zweck, sondern hat seinen Sinn in sich. Wer so läuft, der weiß: Laufen macht Spaß, hält gesund, verbindet mit denen, die auch laufen. Jeder läuft zwar für sich. Aber man läuft nicht eigentlich gegeneinander, allenfalls miteinander.

Wie hat man sich nun den Lohn, den unvergänglichen Kranz, vorzustellen, von dem da die Rede ist? Ich denke an die Menschen, die am olympischen Fackellauf beteiligt sind, die also laufend bzw. eher joggend das Feuer aus Athen an den Ort der Olympischen Spiele bringen. Wer von denen käme auf den Gedanken, zu fragen: „Und was bekomme ich dafür, dass ich das Feuer weiter trage?" Natürlich niemand. Denn die, die daran beteiligt sind, wissen, welch Ehre es ist, das olympische Feuer tragen zu dürfen.

Es wäre doch aber auch zu komisch, käme da einer auf den Gedanken, Erster sein zu wollen. Geht doch gar nicht. Der Sinn dieses Fackellaufs ist doch gerade, dass man sich einfügt in die Reihe derer, die für die gute Sache laufen.

Mit einem ähnlichen Gefühl dürfen wir als Christen unterwegs sein: Denn wir sind dabei. Und wir dürfen das Evangelium, die frohe Botschaft weiter tragen. Viele andere laufen mit, sodass die gute Nachricht durch die Zeiten überall hinkommt.

Abschließend stellt sich die Frage, inwiefern sich nicht diese Art des Laufens, des Lebenslaufs auf alle Bereiche des alltäglichen Lebens auswirkt. Wollen wir denn Erster sein? Wollen wir denn gewinnen? Wollen wir andere hinter uns lassen und ausstechen? Braucht es wirklich Ellenbogen und unfaire Mittel?

Mit Sicherheit kann es nicht der Sinn unseres Lebens, unseres Christseins, unseres christlichen Lebenslaufes sein, anderen Hacker zu stellen, um selbst Erster zu sein.

Viel schöner und erfüllender ist es, wenn wir versuchten, darin Erster und Bester zu sein, anderen in ihren Lebensläufen beizustehen. Strauchelt einer, so geben wir ihm Halt. Fällt eine hin, so helfen wir ihr wieder auf. Sind welche niedergeschlagen, muntern wir sie wieder auf.

Zum Abschluss hätte ich Ihnen gern den Film „Die Stunde des Siegers" gezeigt. Aber das würde wohl diesen Rahmen hier sprengen. Es lohnt, sich diesen Film wegen des heutigen Predigttextes einmal anzuschauen.

Er handelt von Läufern, von denen es heißt, sie hätten Hoffnung in ihren Herzen und Flügel an ihren Fersen. Er geht zurück auf Ereignisse während der olympischen Spiele 1928 in Paris.

Es geht um Begeisterung, um Teamgeist, um Training, um die Freude am Laufen. Und es geht um Erik Liddel, einen schottischen Missionar, der später während des 2. Weltkriegs in China umkam, der aber von seinem Glauben beseelt den Lauf seines Lebens hinlegt und Olympia-Sieger wird.

Er ist Sportler und Christ. Er ist die Verkörperung dessen, was Paulus in seinem Brief an die Korinther vor Augen hat. Er läuft im Namen Gottes, wenn man das denn so sagen kann. Ihm spürt man ab, dass er nicht laufen muss, sondern laufen darf.

Das wünsche ich Ihnen und Dir wie mir selbst auch, dass wir voller Freude, mit Herz und Hingabe unterwegs sind – im Namen des Herrn. Gott segne unsere Lebensläufe.

Abendmahlsgemeinschaft

Predigt zu 1. Korinther 10, 16f am 29. März 2018

Es ist heute wie damals. Es ist heute wie immer, wenn Abendmahl gefeiert wird. Da steht Wein. Da liegt Brot. Es werden die Einsetzungsworte gesprochen. Und ob man es glaubt oder nicht: Das Brot wird ein besonderes Brot. Der Wein wird ein besonderer Wein.

Objektiv ändert sich nichts. Das Brot bleibt Brot. Der Wein bleibt Wein. Unsere Sinne vermitteln uns jedenfalls nichts anderes. Wir sehen, schmecken, riechen, fühlen und hören nichts außer Brot und Wein.

Aber verändert sich dieses Brot und verändert sich dieser Wein durch die Worte, die über ihnen gesprochen werden. Sie haben dadurch eine neue Qualität, die man mit seinen fünf Sinnen nicht wahrnehmen kann. Woran man das sehen kann, dass sie eine andere, eine neue Qualität haben? An der Wirkung, die sie auf uns haben.

Dass dieses Brot und dieser Wein von anderer Qualität sind, wird auch deutlich an der Art und Weise, wie wir damit umgehen. Denn wir essen dies Brot eben nicht mit Wurst und Butter wie das Brot zum Abendessen. Und wir trinken diesen Wein eben nicht wie ein Glas Wein bei einer Weinprobe.

Warum nicht? Weil dieses Brot nicht nur Brot, sondern gleichzeitig

auch Christi Leib ist. Und weil dieser Wein nicht nur Wein, sondern gleichzeitig auch Christi Blut ist. So heißt es jedenfalls.

Zu allen Zeiten haben sich die Menschen gefragt: „Wie kann das sein? Wie kann ein Stück Brot Christi Leib sein? Wie kann ein Schluck Wein Christi Blut sein?“

Denn natürlich machen die Einsetzungsworte weder aus dem Brot rohes Fleisch noch aus dem Wein rotes Blut. Wir sind ja auch keine Kannibalen. Christi Leib und Christi Blut sind geistiger Natur.

Auf das Abendmahl am Gründonnerstag folgten die Kreuzigung am Karfreitag und die Auferstehung am Ostertag. Seine Auferstehung in ein neues Sein jenseits des Todes veranlasst uns darauf zu vertrauen, dass er in uns unvorstellbarer Weise tatsächlich gegenwärtig ist, wenn wir Brot und Wein miteinander teilen.

Wir erinnern uns nicht nur. Wir vergegenwärtigen uns, dass er da ist, als der lebendige und auferstandene. Wir vergegenwärtigen ihn selbst.

Und das macht aus jedem Abendmahl, wo wir in seinem Namen miteinander versammelt sind, mehr als ein Essen, mehr als eine Erinnerungsfeier ans letzte Abendessen Jesu mit seinen Jüngern.

Wenn wir Brot essen und Wein trinken, sie also in uns aufnehmen, sie verdauen, dann können sich ihre Leben spendenden Kräfte in uns entfalten.

Genau das Gleiche passiert mit Christus. Wenn wir ihn wie das Brot und den Wein Christus in uns aufnehmen, dann kann er seine Kraft in uns entfalten.

In gewisser Weise gilt auch hier das Sprichwort: Der Mensch ist, was er isst. Jeder von uns hat durch die Teilnahme am Abendmahl die Möglichkeit, sich ihm zu öffnen, sich mit ihm zu verbinden, verbinden zu lassen.

Wie immer wir es uns vorstellen - es sind alles nur Versuche, sich vorzustellen, was ein Geheimnis ist und bleibt. Tröstlich ist: Auch wenn wir es nicht verstehen, es geschieht trotzdem.

Wichtiger als das Verstehen scheint mir zu sein, mit dem Geheimnis in Berührung zu kommen, es zu erleben, es am eigenen Leib zu erfahren, ihm immer wieder nachzuspüren und nachzudenken.

Für Paulus läuft alles auf die Gemeinschaft hinaus. Wer aus diesem Kelch trinkt, wer von diesem Brot isst, der ist mit all den anderen verbunden, die auch von diesem Brot essen und von diesem Wein trinken.

Eigentlich ganz logisch. Und doch macht man sich das nicht immer so bewusst. Wir haben ja als Abschluss rund um den Tisch des Herrn den

schönen Brauch, dass wir einander die Hände reichen zum Zeichen, dass wir eine Gemeinschaft sind, dass wir miteinander und mit ihm verbunden sind.

Das ist gut so. Aber wer denkt schon bewusst einmal darüber nach, was es bedeutet, was da geschieht, geradezu nebenbei geschieht? Was dadurch über das Wesen unserer Gemeinschaft deutlich wird, kann tiefgründiger ja gar nicht sein: Wir sind eine Gemeinschaft, miteinander und mit ihm verbunden.

Es wäre müßig, wollte man mit dem Seziermesser heraus bekommen wollen, wie stark unsere Gemeinschaft durch das zwischenmenschliche Miteinander und wie stark unsere Gemeinschaft durch ihn, den in Brot und Wein gegenwärtigen Herrn, bestimmt ist.

Es ist mit Sicherheit ein Wechselspiel. Wir sind viele, viele Gemeindeglieder. Und doch eine Gemeinde, ein Leib, sein Leib, der Leib Jesu Christi.

Durch das Abendmahl entsteht also eine Gemeinschaft, die sich nicht an Äußerlichkeiten festmacht, eine Gemeinschaft, die nicht durch Freundschaften und Sympathien entsteht, sondern die allein durch das Empfangen von Brot und Wein entsteht, die also einen Grund hat, der tiefer nicht sein kann: Christus selbst.

Was mit denen ist, die die Gemeinschaft verlassen und weggehen, wie das Judas tat, ist schwer zu sagen. Aber für die, die Brot und Wein teilen, wird man sagen können, dass sie durch ihn eine Einheit sind, ein Leib, sein Leib in dieser Welt - über alle Unterschiede und Differenzen hinweg.

Gerade dann, wenn wir Probleme miteinander haben, könnte es uns helfen, unsere Schwierigkeiten in den Griff zu bekommen oder zumindest zu relativieren, wenn wir uns klar machten, dass auch der Bruder, dass auch die Schwester, mit denen ich es schwer habe, durch Christus dazugehören.

Indem wir Brot und Wein zu uns nehmen, indem wir uns füreinander und für ihn öffnen, geben wir ihm durch Brot und Wein die Möglichkeit, in uns zu wirken.

So mancher hat sein Problem mit dem Glauben dadurch in den Griff bekommen, dass er Brüder und Schwestern an seiner Seite hatte, die ihn getragen haben, als der eigene Glaube nicht mehr trug. Ich denke da nicht nur an Petrus, der die Erfahrung machte, dass man, ja dass Christus an ihn glaubte. Möge es auch uns stärken, das Abendmahl mit anderen und mit ihm zu feiern.

Gedächtnis - Vergegenwärtigen

Predigt zu 1. Korinther 11, 23-26 am 2. April 2015

Es war an der Südküste eines lateinamerikanischen Landes. In einem Fischerdorf wohnte Marco mit seiner Frau Linda und seinen drei Kindern Jose, Amalio und Lucia. Er war jahrelang Fischer gewesen. Seit einigen Monaten jedoch ist er arbeitslos. Seine Firma, für die er zum Fischfang gegangen war; hatte sich aus dem Dorf zurückgezogen. Man sagte ihm: Der Fischfang lohnt sich nicht mehr in dieser Küstenregion.

Der Tag ist gekommen, an dem Marco seine Familie verlassen muss, um in der großen Stadt, die tausend Kilometer entfernt vom Dorf liegt, eine Arbeit zu finden. Bliebe er im Dorf, so wären die wenigen Ersparnisse bald aufgezehrt, und die ganze Familie müsste dann hungern. Mutter und Kinder waren an dem Tag sehr traurig, dass der Vater soweit wegfahren musste, um für sie das tägliche Brot zu verdienen. Auch Marco, der Vater, war traurig, denn er wusste nicht, wann er seine Frau und seine drei Kinder wiedersehen würde. Er dachte den ganzen Tag darüber nach, was er seiner Familie als Andenken hinterlassen könnte, damit seine Frau und die Kinder immer, solange er weg war, an ihn denken würden. Und er dachte darüber nach, was er mitnehmen könnte als Erinnerung an seine Lieben. Es war Abend geworden, und alle saßen am Tisch. Jeder wusste, dass dies das letzte Mal war, dass sie zusammen mit ihrem Vater das Abendbrot aßen. Es herrschte eine gespannte Stille, jeder wusste warum. Nur die kleine Lucia wagte, den Vater zu fragen: „Papa, wenn du morgen wegfährst, schlafe ich noch?“ „Ja“, sagte der Vater, „denn ich werde sehr früh abreisen. Ich brauche zwei Tage, um mit dem alten Bus in die große Stadt im Norden zu kommen. Aber ich werde bald eine Arbeit finden und eine Wohnung, und dann komme ich euch holen, damit wir immer zusammen sind. Ich weiß nicht, wie lange das dauern wird. Ich will von euch ein Andenken mitnehmen. Es soll mich daran erinnern, dass ich euch lieb habe und dass ich bald kommen muss, euch zu holen. Ich will euch aber auch ein Andenken hinterlassen. Es soll euch daran erinnern, dass ihr mich lieb habt und dass ihr auf mich wartet. Ich habe nichts“, fuhr der Vater fort, „was ich euch schenken kann. Trotzdem gibt es etwas, das wird uns helfen: Euch - an mich zu denken, und mir - an euch zu denken. Wenn ihr zusammen seid und an diesem Tisch euer Brot esst, dann denkt ihr

an mich. Und wenn ich in der großen Stadt Brot esse, dann denke ich an euch!“ „Abgemacht!“ riefen die Kinder.

Und obwohl sie den Vater eine Zeit nicht mehr sehen würden, waren sie nicht mehr so traurig, denn sie wussten: Jedes Mal, wenn wir mit der Mutter am Tisch essen, denken wir an Vater und er an uns, bis er kommt, uns zu holen. Seit diesem Tag hat das Brot den Kindern und der Mutter zu Hause und dem Vater in der Ferne anders geschmeckt.

Diese Geschichte heißt „Das Andenken“. In ihr geht es nicht nur darum, Brot zu essen, sondern beim Essen des Brotes aneinander zu denken.

Beim Abendmahl ist es ähnlich. Nur die Handelnden sind andere. Als Jesus mit seinen Jüngern das letzte Mal zu Abend aß, da war das die Geburtsstunde des Abendmahls.

Seitdem wird Abendmahl gefeiert. Seitdem denken Menschen beim Brechen des Brotes an Jesus und Jesus denkt an die, die in seinem Namen zusammen sind.

Also nicht nur den Jüngern von damals, sondern auch uns Jüngern von heute sollen Brot und Wein helfen, an ihn zu denken wie er an uns denkt.

Was hat Jesus anderes getan und gesagt als der Fischer Marko, wie er den Jüngern auftrug, beim Essen des Brotes an ihn bzw. aneinander zu denken. Hätte er nicht wie Marko sagen können: „Das wird uns helfen: Euch - an mich zu denken, und mir - an euch zu denken.“

Wir würden das Abendmahl anders erleben, wenn wir so intensiv an Jesus denken würden, wie hier die Familie an den Mann und Vater in der Ferne dachte.

Dabei wäre genau das im Sinne Jesu, der seine Jünger und uns aufforderte: „Das tut zu meinem Gedächtnis.“ So steht es in der Bibel. Zu seinem Gedächtnis. Brot und Wein sollen helfen, seiner zu gedenken.

Hier wie da glauben die Seinen, dass er lebt. Bei aller Ähnlichkeit gibt es Unterschiede bei dem, wie aneinander gedacht wird und wie die beiden leben.

Vom Vater und Ehemann wissen die Seinen, dass er in der Ferne lebt, sodass er nur in Gedanken bei ihnen sein kann. Von Jesus wissen die Seinen, dass er lebt, wenn auch auf eine andere Weise, allerdings nicht in der Ferne, sondern bei ihnen. Denn er hat versprochen, dass er da ist, wenn man sich in seinem Namen versammelt. Also ist er auch jetzt da, bei uns, in diesem Raum, in diesem Moment.

Das sagt sich so leicht. Aber ist das klar, für Dich, für Sie? Glaubst Du das wirklich? Spürst Du das? Hast Du das Gefühl, dass er da ist, ganz nah, dir ganz nah? Und ist das ein gutes, ein beglückendes Gefühl?

Manchmal dürfte für Außenstehende der Eindruck entstehen, als würde es sich beim Abendmahl um so eine Art Trauerfeier handeln. Viele verhalten sich so, wie man sich bei einer Trauerfeier verhält. Warum nur?

Wäre er tot, tot geblieben, könnte es eine Gedächtnisfeier zu seiner Ehre, zur Ehre eines längst Verstorbenen sein. Aber er ist ja nicht tot und abwesend. Nein: Der, an den wir beim Abendmahl auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin denken, ist auferstandenen und lebendig. Er ist da, wenn auch unsichtbar. Er existiert nicht nur in unserer Erinnerung. Er ist wirklich da.

Und nicht nur im Raum. Der Gedanke ist: Wie wir das Brot und den Wein in uns aufnehmen, so sollen wir uns vorstellen, dass wir auch Christus in uns aufnehmen.

Diese Gedanken haben zu einer Lehre über das Abendmahl geführt, die davon ausgeht, dass wir Brot und Wein sowie Christus nicht getrennt voneinander aufnehmen, sondern zusammen. Mit dem Brot und mit dem Wein nehmen wir Christus in uns auf. In Brot und Wein, mit Brot und Wein, unter Brot und Wein ist er tatsächlich da.

Brot und Wein sollen uns helfen, uns das zu vergegenwärtigen. Mehr noch: Brot und Wein sollen uns helfen, ihn zu vergegenwärtigen. Sie sollen uns helfen, uns zu vergegenwärtigen, dass er da ist.

Und das hat Folgen, wenn wir so an ihn denken, wenn wir ihn so vergegenwärtigen, wenn wir in dieser Weise seiner Aufforderung „Das tut zu meinem Gedächtnis“ nachkommen.

Wir werden nun gleich mit Brot und Wein Abendmahl feiern, wie er es gewollt hat. Wir werden einander und ihm nahe sein, wie er uns nahe ist. Wir werden an ihn denken und ihn vergegenwärtigen, wie er an uns denkt und sich in uns vergegenwärtigt. Das möge uns stärken im Glauben zum ewigen Leben.

Begabungen

Predigt zu 1, Korinther 12, 4-11 am 23. Mai 2021

Für viele fällt oder steht die Kirche mit dem Pastor bzw. der Pastorin, als wenn die die Kirche wären. Dementsprechend sind die Erwartungen

an uns Amtsträger sehr hoch. Das bildet sich ab in den Anzeigen, die es in evangelischen Zeitungen oder in Amtsblättern gibt, mit denen Gemeinden nach einem neuen Pfarrer bzw. einer neuen Pfarrerin suchen.

Da sind dann Eigenschaften gefragt wie herzlich, offen, verbindlich, seelsorgerlich, nachgehend, optimistisch, mitreißend, begeisternd, treu, durchsetzungsfreudig, aktiv, kreativ, ordentlich, pünktlich, authentisch, bescheiden, repräsentativ ...

Ein gutes Gedächtnis, allerbeste Umgangsformen und ein Gespür für die jeweilige Lage, Sensibilität und Geistesgegenwärtigkeit, eine umfassende Allgemeinbildung sind vorausgesetzt...

Grundkenntnisse sind erwünscht in den Bereichen Theologie, Büroführung, Finanzplanung, Bauleitung, Pädagogik, Psychologie, Entertainment, Kirchenmusik, Journalistik, Reiseleitung, Sozialarbeit, Personalführung, Management...

Gewisse handwerkliche Fähigkeiten könnten hilfreich sein. Natürlich soll sich besonders um die jungen und natürlich alten Menschen gekümmert werden, dabei die junge und mittlere Generation nicht hinten runterfallen sowie Notleidende und Bedürftige, Fernstehende und Singles nicht übersehen werden. Teamfähigkeit ist wegen der anderen Mitarbeitenden natürlich unerlässlich.

Selbstverständlich ist, dass Geistliche privat in geordneten Verhältnissen leben und gesundheitlich durch ein gepflegtes Fitnessprogramm voll einsatzbereit sind...

Das mag als Auswahl dessen, was es so an Erwartungen an meinen Berufsstand gibt, reichen. Die Liste wäre beliebig erweiterbar. Aber welche Pfarrerin bzw. welcher Pfarrer könnte all diesen Erwartungen und Anforderungen entsprechen?

Was ich eben über die Erwartungen an Geistliche zusammengetragen haben, könnte in ähnlicher Weise auch von anderen Hauptamtlichen gesagt werden. Denn manchmal ist es auch die Sekretärin, die alles zusammenhält, oder der Küster, der die Gemeinde organisiert.

Diese Konzentration der Arbeiten auf die Hauptamtlichen hat sich als sehr problematisch erwiesen. Denn sind die Hauptamtlichen rührig, hat die Gemeinde einen guten Ruf. Und sind sie eher schwierig, hat die Gemeinde einen schlechten Ruf.

Es dürfte deutlich sein, dass Paulus ein anderes Bild von Kirchengemeinde hatte als viele Menschen heutzutage. Zu seiner Zeit gab es keine Pfarrer, Küster, Sekretärinnen, Gärtner und Reinigungskräfte, an die

man alles hätte delegieren können. Wenn etwas zu machen war, dann mussten es die Gemeindeglieder schon selbst machen. Das waren damals – wie man an der Aufzählung sieht – andere Gaben als heute.

Was sie machten, machten sie aus Nächstenliebe. Wir sprechen heute von ehrenamtlich. Und warum machten sie das? Weil Gott ihnen eine Gabe verliehen hatte, die mit Blick auf andere die Aufgabe mit sich brachte, diese Gabe auch zum Wohl der anderen einzubringen.

Auf diese Weise konnten sich alle ins Gemeindeleben einbringen mit dem, was sie hatten und konnten. Lebendig war die Gemeinde durch die Begabungen, die die Gemeindeglieder zum Wohl aller einbrachten.

Im Sinne des Paulus heißt das für uns: Wenn alle in die Gemeinde einbringen, was sie können und gerne tun, dann würde unendlich viel in der Gemeinde geschehen. Dann würde das Wohl der Gemeinde eben nicht nur vom Einsatz einiger weniger Aktiver und Hauptamtlicher rund um den Pastor oder die Pfarrerin abhängen, sondern von allen, die zur Gemeinde gehören.

Und da es in jeder Gemeinde viel zu tun gibt an seelsorgerlichen und handwerklichen, an geselligen und organisatorischen, an kommunikativen und kreativen, an pädagogischen oder hauswirtschaftlichen Aufgaben, bestünde für jedes Gemeindeglied die Möglichkeit, sich nach Begabung und Kräften zum Wohle aller zu verwirklichen.

Natürlich: Es gibt doch eine ganze Reihe an ehrenamtlichen Mitarbeitenden in den Gemeinden. Das stimmt. Ohne die würde vieles nicht geben. Und dann gibt es ja auch noch ganz viele Menschen in anderen Vereinen und Institutionen, die sich ebenfalls zum Wohl der Menschen vor Ort einsetzen. Stimmt auch.

Noch besser wäre es allerdings, wenn sich alle hier oder da zum Wohl der Allgemeinheit einbringen würden. Aber genau das geschieht nicht. Viel zu viele erwarten, dass sich andere kümmern: die Kirche, der Staat, die Stadtreinigung, eben all die, die Ihrer Meinung nach dafür bezahlt werden.

Und weil viel mehr an die Hauptamtlichen delegiert wird, als die schaffen können, bleibt notgedrungen vieles liegen, zumal es die Hauptamtlichen in dem Umfang, wie manche denken, schon lange nicht mehr gibt.

Nehmen wir nur mal die Markusgemeinde: Die Sekretärin und der Mitarbeiter für den Garten haben jeweils vier Stunden. Die Reinigungskraft hat 10 Stunden. Und meine Wenigkeit, also der Pastor, hat eine halbe Stelle, was immer das in Stunden heißen soll. In anderen Gemein-

den sieht es ähnlich aus.

In der Einsicht, dass die Hauptamtlichen unmöglich alles schaffen können, steckt die Chance einer zweiten Entdeckung. Was die Hauptamtlichen unmöglich allein schaffen können, könnte mit vereinten Kräften dann doch gelingen.

Ich versuche es mal am Beispiel von Haus und Hof zu zeigen, wie ich das meine. Wenn es um das eigene Häuschen geht, dann wird daran gewerkelt und renoviert und so viel wie möglich in Eigenarbeit gemacht, damit möglichst alles pikobello ist. Und wenn es um den eigenen Garten geht, dann werden die Stunden nicht gezählt, die viele darauf verwenden, alles paradiesisch schön zu machen.

Aber wenn es um die Instandhaltung des Gemeindehauses oder die Pflege der Grünflächen rund um die Kirche geht, fühlt sich kaum jemand zuständig. Warum nicht? Weil diese Aufgabe nicht als Bereich angesehen wird, für den man zuständig wäre. Die meisten sind der Meinung: Da kann sich jemand drum kümmern, der dafür bezahlt wird.

Ich glaube, die Einsicht, dass das meine Kirche, mein Gemeindehaus und meine Grünanlage ist, die meiner Pflege und Sorge bedürfen, fehlt den meisten. Gott sei Dank gibt es rühmliche Ausnahmen.

Ich habe die Frage der Mitarbeit jetzt am Beispiel der Gebäude und des Gartens thematisiert. Ich könnte natürlich genauso fragen, warum sich die Banker in der Gemeinde nicht um die Gemeindefinanzen kümmern, die Erzieher nicht um die Kinder, die Lehrer nicht um die Jugendlichen, die Architekten nicht um die Gebäude, die Handwerker nicht ums Bauliche usw.

Nicht jeder kann und soll sich um alles kümmern. Aber das, was man gut kann, das sollte man auch im Rahmen seiner Möglichkeiten ins Gemeindeleben einbringen.

Würde das geschehen, würden wir Pfingsten anders feiern. Wir hätten dann nämlich verstanden, dass es zu Pfingsten nicht nur um den Heiligen Geist an und für sich geht, sondern um die Wirkungen, die der Heilige Geist bei uns Christen im Alltag entfalten will.

Wir würden entdecken, wie uns der Heilige Geist befähigt und begabt, etwas beizutragen zum Wohl und Nutzen aller.

Was das sein könnte? Im Grunde alles, was anderen hilft, das Leben fördert und Freude macht. Dabei denke ich beileibe nicht nur an das, was man hier auf dem Gelände der Kirchengemeinde bewegen könnte. Das natürlich auch. Aber eben nicht nur.

Ich denke darüber hinaus an mancherlei Begabungen, die man vielleicht gar nicht als Begabung durch den Heiligen Geist versteht. Wenn einer z.B. die Gabe hat, zu anderen freundlich zu sein, wenn jemand gute Laune machen kann, wenn einer herrlich lachen kann, wenn einer Kontakte pflegen kann, wenn einer Beziehungen knüpfen kann, wenn einer... Ergänze einfach, was Du kannst. Es gibt so viele Gaben. Sollte es jemand geben, der keine Begabung abbekommen haben, die er oder sie zum Wohl anderer, zum Wohl der Gemeinde einsetzen könnte?

Für Paulus waren alle Gaben wichtig. Keine Gabe war besser oder wertvoller als andere. Und alle waren Begabungen durch den Heiligen Geist.

Da, wo wir anderen durch unsere Gabe und Begabung helfen können, wo wir etwas weitergeben können von dem, was uns anvertraut und gegeben wurde, da werden wir uns nicht nur als die Gebenden erleben, sondern immer wieder auch als Beschenkte und Empfangende.

Jeder kann etwas. Der eine dies. Die andere das. Nicht alle das Gleiche. Jeder kann was anderes gut. Alle sind begabt! Um da weiterzukommen, bräuchten wir nur der Frage nachzugehen: Was tue ich gern? Und: Was kann ich gut? Jede unserer Begabungen ist eine Gabe, eine Gabe des einen Geistes, eine Gabe des Heiligen Geistes, eine Gabe Gottes. So segne denn der Geber aller Gaben, der da wirkt alles in allem, den Einsatz unserer Gaben zum Wohl aller.

Die Liebe ist die Größte

Predigt zu 1. Korinther 13 am 19. Februar 2023

Paulus war sich mit den Korinthern sicher einig in der Erkenntnis: Ohne Liebe wäre alles sinnlos. Das stimmt bis heute. Nicht umsonst heißt es: „All you need is love“ oder „Nur die Liebe zählt.” Wie gut, dass es die Liebe gibt.

Wer öfter Predigten hört, der weiß: das mit der Liebe kommt öfter vor. Und das ist gut so. Von der Liebe kann gar nicht oft genug die Rede sein.

Und noch besser ist, wenn nicht nur davon geredet wird, sondern wenn man liebt und geliebt wird. Gut, wenn man sich geliebt weiß. Gut, wenn man jemanden hat, den man liebt, den man lieb haben kann.

Nun hat aber leider nicht jeder das Gefühl, geliebt zu werden. Wir leiden nicht nur unter den mancherlei Lieblosigkeiten dieser Welt. Der Philosoph Theodor Adorno war der Meinung, dass sich jeder Mensch tendenziell zu wenig geliebt fühlt. Von daher sollten wir davon ausge-

hen, dass uns jeder Mensch unausgesprochen oder indirekt fragt: „Hast du mich lieb?“

Wenn es uns gelingt, diese immer mitschwingende Frage zu spüren bzw. zwischen den Zeilen zu hören, wenn es uns gelingt, mit dem, was wir sagen und tun, diese eine alles entscheidende Frage unseres Gegenübers positiv zu beantworten, ja dann... sorgen wir für ein Stück Himmel auf Erden.

Und genau darum geht es im Leben – immer und überall: In der Liebe zu sein, in der Liebe zu bleiben, alles in Liebe geschehen zu lassen.

Wir werden vermutlich alle mit Paulus der Meinung sein, dass es nicht gut ist, rum zu prahlen und sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen, dass es nicht gut ist, taktlos und nachtragend zu sein, und dass es nicht gut ist, nur an sich zu denken.

Viel besser ist es natürlich, geduldig und gütig zu sein, einander zu vertrauen und die Hoffnung nie aufzugeben, dass es wieder gut wird. Und so schreibt Paulus den Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf...“

Ist Dir schon aufgefallen, dass diese Aussagen alle im Indikativ stehen. Es sind also keine Aufforderungen, sondern Feststellungen im Sinne von: „So ist das.“

Aber stimmt das? Ist das so? - Ja, das ist so, sagt Paulus - aber nur da, wo die Liebe ist. Alle seine Aussagen über die Liebe basieren auf der Voraussetzung, dass die Liebe auch wirklich da ist.

Nun ist die Liebe, von der hier die Rede ist, einerseits Beschreibung erlebter Wirklichkeit, andererseits eben auch Ausdruck dessen, was wir uns wünschen.

Wir wissen nur zu gut, dass es so leicht eben nicht ist, sich vorbehaltlos zu lieben, geduldig und gütig sowie bescheiden und selbstlos zu sein. Im Gegenteil: Es ist schwer, für andere da zu sein, immer ein offenes Ohr zu haben und über alles zu reden – auch wenn man den anderen liebt.

Dass es gar nicht so leicht ist, im Sinne dieser Worte des Apostels zu leben, wird deutlich, wenn man versuchsweise einmal den eigenen Namen in den Text einsetzt.

Also würdest Du das so von Dir sagen können: „Ich... bin geduldig und gütig, ich prahle nicht und spiele mich nicht auf, ich verhalte mich nicht taktlos und suche nicht den eigenen Vorteil, ich trage nichts nach, gebe niemals auf, vertraue und hoffe für den geliebten Menschen.“ Du merkst: so leicht, wie es klingt, ist es nicht.

Das mag ja alles gehen an Tagen, an denen alles in Ordnung ist, an denen man gut drauf ist. Aber wie ist das mit der Liebe, wenn man gefrustet ist, weil es nicht so läuft? Wie ist das mit der vorbehaltlosen und selbstlosen Liebe, wenn es einem echt schwerfällt, die anderen zu ertragen? Nein, es ist nicht leicht, die Liebe durchzuhalten...

Wir alle wissen, dass das mit der Liebe erst richtig spannend wird, wo die Absichtserklärung, lieben zu wollen, in konkrete Taten der Liebe umgesetzt wird, wo der große Scheck in alltägliches Kleingeld gewechselt wird, wo sich die Liebe im Alltäglichen bewähren muss.

Wenn es bei Paulus abschließend heißt „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ werden dem sicher die meisten, wenn nicht alle zustimmen.

Von den drei großen Kräften Glaube, Hoffnung und Liebe wird nur die Liebe übrigbleiben, wenn der Glaube durch das Sehen abgelöst wird und wenn die Hoffnung nicht mehr nötig sein wird, weil sie sich mehr als erfüllt hat.

Dann wird die Liebe bleiben. Deswegen ist sie die größte unter den Dreien. Und etwas Größeres und Schöneres kann es nicht geben, als in der Liebe zu sein, als zu lieben und geliebt zu werden.

Und Gott? Ist er nun das Größte oder die Liebe? Was auf den ersten Blick wie ein Widerspruch aussehen könnte, wird durch einen Vers aus dem 1. Johannesbrief aufgelöst, in dem es heißt: „Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Es geht bei der Liebe, von der bei Paulus die Rede ist, weniger um die zwischenmenschliche Liebe, als vielmehr um Gottes Liebe zu uns und unsere Liebe zu ihm. Das ist im griechischen Urtext deutlicher. Denn dort ist von Agape die Rede. Und mit Agape ist die göttliche Liebe gemeint.

Bevor wir zur Liebe aufgefordert werden, dürfen wir wissen, dass wir von Gott geliebt werden. Immer wieder ist davon in der Bibel die Rede, dass Gott uns liebt. So heißt es z. B. im 1. Brief des Johannes „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“

Mit seiner Liebe befähigt er uns, uns selbst, die anderen und Gott zu lieben. Unsere Liebe ist so etwas wie ein Reflex. Wir könnten nicht in der hier angesprochenen Art und Weise lieben, wenn Gott uns nicht vorher mit seiner Liebe dazu befähigen würde. Aber genau das tut er.

Also bevor wir aufgefordert werden, zu lieben, sollten wir gehört haben, dass Gott zu uns sagt: „Du bist geliebt.“ Geliebt von Gott. Aber auch geliebt von Menschen.

Von Gott und Menschen geliebt wird der Mensch in der Liebe zuerst zum Geliebten und dann zum Liebenden. Und so macht uns Gottes Liebe zu einer Gemeinschaft geliebter Liebender bzw. zu einer Gemeinschaft liebender Geliebter.

Und wie erreicht uns die Liebe Gottes nun? - In einem Kirchenlied wird dieser Gedanke aufgenommen. Da heißt es: „Gottes Liebe ist wie die Sonne“. Man könnte meinen, da wäre von Solarenergie die Rede.

Stell Dir vor, du wärest so etwas wie Sonnenkollektor. In dem Maße, wie Du Dich Gott gegenüber als Sonnenkollektor öffnest, kannst Du Gottes Kraft und Liebe aufnehmen, davon leben und einspeisen in Dein Netz, das Dich mit anderen verbindet.

Auf diese Weise hättest Du immer ausreichend Kraft und Liebe für Dich und für andere. Möge Dein Leben von dieser Liebe geprägt sein, die Dich erfüllt und sowohl mit Gott als auch mit anderen verbindet.

Lebendigkeit des Auferstandenen

Predigt zu 1. Korinther 15, 1-11 am 27. März 2016

Es ist schon ein paar Jahre her, da stand in der Zeitung folgender Ostergruß: „Allen unseren verehrten Kunden ein gesegnetes Osterfest.“ „Na und?“ werden Sie jetzt denken. Stimmt. Das klingt zunächst ganz unspektakulär. Zu etwas Besonderem wurde dieser Gruß durch den Absender. „Allen unseren verehrten Kunden ein gesegnetes Osterfest wünscht Beerdigungsinstitut T.“

Vermutlich ohne es zu wollen, hatte dieses Beerdigungsinstitut etwas sehr Tiefsinniges zum Ausdruck gebracht. Es geht zu Ostern eben nicht um den Osterhasen und Ostereier, auch nicht um Osterfeuer und Osterferien, sondern um den Tod und das Leben danach.

Alle müssen sterben. Das ist unstrittig. Aber längst nicht alle glauben an ein Leben nach dem Tod und schon gar nicht an die Auferstehung der Toten.

Das war schon immer so. Schon Paulus setzte sich im 15. Kapitel seines ersten Brief an die Korinther mit denen auseinander, die der Meinung waren: „Es gibt keine Auferstehung der Toten.“

Dem hat er sehr ausführlich widersprochen, weil für ihn durch eine Begegnung mit dem Auferstandenen vor Damaskus der Auferstandene eine Realität war.

Mehr noch. Er war der Meinung, dass nicht nur Christus auferstanden war, sondern alle Menschen wie Christus auferstehen würden, dass Christus also nicht der Einzige, sondern nur der Erste war von denen,

die durch den Tod in ein neues Leben hindurch gedrungen waren.

Mit seinen Gedanken darüber legte er die Grundlage für den Glauben an die Auferstehung der Toten. Für ihn war der Tod und die Auferstehung Jesu der Dreh- und Angelpunkt des Glaubens.

Für heute ist als Predigttext der Abschnitt seiner Lehre von der Auferstehung vorgesehen, der sich auf die Auferstehung des Christus bezieht, die von vielen bezeugt wurde, und so das Fundament wurde, auf dem alles aufbaut, was er über die Auferstehung der Toten zu sagen hatte...

Mal eine Frage vorweg: Ist Ihnen was aufgefallen? … Na: Die Liste ist doch nicht ganz vollständig. Wer fehlt? … Maria Magdalena. Paulus beruft sich hier auf eine Liste der Zeugen, wie sie im Anfang der christlichen Bewegung im Umlauf war. Maria Magdalena wurde da aber nicht aufgeführt. Warum nicht? Weil Frauen damals als Zeugen nichts galten.

Aber man ahnt, dass die Frauen dagegen protestiert haben. Schließlich war Maria Magdalena ja sogar die Erste, der er erschienen war. Dementsprechend wird sie dann auch in den Evangelien ausdrücklich benannt.

Dass man um des lieben Friedens willen in den Gemeinden die Frauen nicht verschwieg, sondern als Zeugen dann doch noch benannte, spricht sehr dafür, dass es tatsächlich so war. Denn – wenn man könnte – würde man etwas eher Peinliches doch lieber verschweigen. Aber das ließen die Frauen nicht zu.

Deshalb haben die Evangelien Jahre nach dem Korintherbrief die Aufzählung der Zeugen durch ihre Berichte der Erscheinungen des Auferstandenen vor den Frauen ergänzt und damit indirekt korrigiert. Spannend.

Für alle, die Zeuge einer solchen Erscheinung des Auferstandenen gewesen sind, muss das ein sehr bewegender Moment gewesen sein. Da kann man ja nur neidisch werden und denken: Was gäbe ich drum, das auch zu erleben.

Die Zeit der Erscheinungen ist in dieser Form wohl zu Ende. Wir können die Reihe der Zeugen nicht durch unsere Namen ergänzen: „Und er erschien dann noch vielen Brüdern und Schwestern aus der Südstadt und aus Mascherode.“

Man sollte es nicht für unmöglich erklären. Aber es ist doch unwahrscheinlich, dass uns widerfährt, was denen damals widerfuhr.

Dass da was dran sein muss an dem, was uns hier bezeugt wird, liegt auf der Hand. Zu viele berichteten unabhängig voneinander von so ei-

ner Erscheinung. Und da es ganzen Gruppen von Menschen auf einmal widerfuhr, ist es doch sehr unwahrscheinlich, dass es nur die Einbildung einiger weniger war.

Gehen wir also mal davon aus, dass es so war: Wie kann man sich dann vorstellen, was all die Menschen bezeugten?

Nun: Was da berichtet wurde, ist so unmöglich nicht, wie man auf den ersten Blick denken könnte. Ich habe immer wieder mal Menschen getroffen, die mir berichtet haben, dass ihnen etwas sehr Ähnliches widerfahren ist, allerdings nicht mit Christus, sondern mit ihnen nahestehenden Menschen.

Es war immer wieder eine sehr ähnliche Situation: Da war ein Mensch gestorben, oft in großer Ferne, dem man sehr verbunden war, z.B. der Mann in Russland oder die Großmutter im Süden.

Die Nachricht vom Ableben der geliebten Menschen hatte die Angehörigen noch nicht erreicht, da wussten diese schon, dass sie gestorben waren. Warum? Weil sie nachts eine Erscheinung der Verstorbenen hatten, die ihnen klar machte: Da ist etwas passiert.

So ähnlich stelle ich mir das mit Christus und denen vor, die bezeugt haben, dass er lebt, denen er erschienen ist. Sie alle waren keine Zeugen der eigentlichen Auferstehung. Aber sie hatten etwas mit ihm erlebt, das ihnen zeigte: Er lebt. Er war ihnen erschienen und hatte sie dadurch zu Zeugen seiner Lebendigkeit gemacht.

Paulus hatte sich ja in die Reihe der Zeugen eingereiht. Er wusste: „Aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin." An anderer Stelle sagte er: „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir." So, wie Paulus es für sich formuliert hat, wurde es in der Bibel immer wieder festgehalten.

Viele haben es wie Paulus erlebt und auch bekannt: Da ist etwas in uns, etwas von ihm, er selbst, sein Geist. Und das verändert uns und unser Leben.

So wurden aus den Verzweifelten vom Karfreitag zu Ostern Hoffnungsvolle, so wurden aus Ängstlichen Todesmutige und so wurden aus Verleugnern Bekenner.

Durch jeden, dessen Leben sich durch ihn verändert, erweist er sich als der Lebendige. Insofern könnten wir uns dann doch in die Liste derer eintragen, die bezeugen können, dass er lebt und in uns lebendig ist.

Nun kann man den auferstandenen Christus nicht mit diesen beiden Augen sehen. Aber mit dem inneren Auge. Die Hindus haben einen Punkt auf der Stirn, als Zeichen für das dritte Auge, das all das sieht,

was die natürlichen Augen nicht sehen.

In diesem Sinne können wir ihn sehen. In diesem Sinne kann er uns erscheinen. Und das geschah und geschieht – bis heute, dass Menschen spüren: Er ist da.

Und genau das hatte er ja auch versprochen: „Ich bin bei euch alle Tage" oder „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen" oder „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan."

Ein letzter Gedanke: Sie fragen sich sicher schon die ganze Zeit, was Sie mit dem Bild sollen. Ganz einfach. Anschauen. Schauen Sie sich bitte dieses Bild des Christus an.

Natürlich ist es nur ein Bild von ihm. Aber versuchen Sie doch bitte mal mit ihrem dritten Auge, das für das innere Sehen zuständig ist, hinter das Bild zu schauen.

Das Bild ist nur ein Hinweis. Es weist Sie auf die Wirklichkeit des auferstandenen Christus hin. Wichtig ist nicht das Bild. Das Bild ist nur Medium und Hilfsmittel. Es will helfen, in Kontakt mit dem lebendigen Christus zu kommen, der Wirklichkeit hinter dem Sichtbaren, der Lebendigkeit des Auferstandenen. Möge er sich Ihnen als lebendig erweisen.

Auferstehung Jesu und der Toten

Predigt zu 1. Korinther 15, 12-18 zu Ostern 2004

Können Sie etwas anfangen mit den Worten „Kuckuck-Baaah"? „Kuckuck-Baaah" sind Worte, die zu einem Spiel gehören, genau genommen ist es eine Art Versteckspiel. Kleine Kinder lieben dieses Spiel. Wissen Sie, wie es geht? Also: Die Großen halten sich die Hände vors Gesicht. Sie verstecken sich gewissermaßen. Wer sich versteckt hat, muss „Kuckuck" rufen, nach dem Motto: Such mich. Ist ja klar. Das kleine Kind hält die Spannung kaum aus und versucht hinter die Hände zu schauen, den Mitspieler zu finden. Wenn man dann mit einem „Baaah" die Hände vom Gesicht nimmt bzw. sich nehmen lässt, kann man sicher sein, das der Kleine bzw. die Kleine anfängt, fröhlich zu jauchzen.

Würde ich das mit Ihnen spielen, könnte ich sicher sein, dass es Ärger gibt. Sie könnten sich darüber nicht freuen. Das Ganze würde nur Kopfschütteln auslösen. Und es wäre Ihnen peinlich. Wenn ich Ihnen

eine Freude machen wollte, wenn ich Sie zum fröhlichen Jauchzen bringen wollte, müsste ich mir schon was anderes einfallen lassen.

Ich erzähle Ihnen das, weil zu Ostern unter Umständen etwas passiert, was dem „Kuckuck-Baah-Spiel“ ähnelt. Am Karfreitag wird gesagt „Jesus ist tot“. Und alle sollen traurig sein bzw. zumindest pietätvoll so tun, als wenn sie darüber traurig wären. Und zu Ostern wird gesagt „Jesus ist auferstanden.“ Und alle sollen fröhlich sein bzw. zumindest so tun, als wenn sie fröhlich wären und einander freundlich „Fröhliche Ostern“ wünschen.

Finden Sie nicht auch: So geht es doch eigentlich nicht. Man kann doch auf Kommando weder Traurigkeit zu Karfreitag noch Freude zu Ostern fühlen. Sicher: Man kann sich erinnern, wie das damals war. Man kann darüber nachdenken, was es einem bedeutet. Aber wirklich fühlen, was die damals gefühlt haben an Traurigkeit einerseits und Freude andererseits, das kann man nicht.

Das war damals anders. Die zu Jesus gehörten, erlebten ein Wechselbad der Gefühle, als Jesus am Kreuz starb und zu Ostern auferstand. Dass Jesus sterben musste und wie er sterben musste, das hatte seine Freunde und Angehörigen zutiefst erschüttert. Sie fühlten sich wie vor den Kopf geschlagen. Ihr Kopf war wie leer. Sie konnten nicht begreifen, nichts mehr denken.

Sie standen noch unter dem Eindruck seines Todes, hatten sich noch längst nicht davon erholt, da wurden sie mit der Botschaft konfrontiert, dass er nicht mehr da sei, wo sie ihn hingelegt hatten, da wurde ihnen gesagt, dass er auferstanden sei. Und dann ist er ihnen erschienen. Wie sollten sie das verstehen?

Erst nach und nach begannen sie zu verstehen. Erst nach und nach begannen sie sich zu erklären, was geschehen war und was das alles bedeutete. Dieser Prozess, es zu verstehen und zu verarbeiten, hat sich in den Texten des Neuen Testaments niedergeschlagen.

Etwa 25 Jahre später schrieb Paulus seinen ersten Brief an die Korinther, in dem er unter anderem den Glauben zusammenfasste, der infolge der Ereignisse rund um Karfreitag und Ostern entstanden war. Darum geht es heute...

Offensichtlich waren in Korinth einige Gemeindeglieder der Meinung, dass es keine Auferstehung der Toten gibt. Man könnte denken, sie hätten auch die Auferstehung Jesu geleugnet.

Aber das stimmt nicht. Sie feierten wie wir, dass Jesus von den Toten auferweckt wurde. Jeder Sonntag wurde als Auferstehungstag begangen. Sie waren sich bewusst, dass der auferstandene Christus in ihrer Mitte war. Sie lebten in dem Bewusstsein, schon auferstanden zu sein, mitten im Leben auferstanden zu sein zu einem neuen Leben. Ihre Begeisterung kannte im Grunde keine Grenzen.

Aber dass sie selbst sterben müssten und von den Toten auferweckt würden, wie Christus von den Toten auferweckt wurde, konnten sie offensichtlich nicht glauben.

Tun wir übrigens auch nicht. Wie? Sie wundern sich? Moment: Machen Sie jetzt nicht den Fehler, davon auszugehen, dass die Christen unter Auferstehung damals genau das verstanden haben, was Sie heute darunter verstehen. Denn das, was unter Auferstehung verstanden wurde, hat sich bis in unsere Tage immer wieder verändert. Und es verändert sich immer noch.

Nur ein Beispiel: Vielleicht erinnern sich die Älteren unter uns noch an die Zeit, in der es im Glaubensbekenntnis hieß „Ich glaube die Auferstehung des Fleisches“. Das wurde ja aus sachlichen Gründen geändert in „Ich glaube die Auferstehung der Toten“.

Die alte Formulierung gründete sich auf die Geschichte vom leeren Grab. Der Leichnam Jesu war weg und der Auferstandene erschien den Jüngern - und zwar nicht als Geist, sondern leibhaftig. Er aß und ließ sich sogar berühren. Von daher: Auferstehung des Fleisches?

Nun gab es daneben aber allerlei andere Vorstellungen davon, wie das mit der Auferstehung zu verstehen sei. Erweckt z.B. Jesu Bitte am Kreuz „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist?“ nicht den Eindruck eines Weiterlebens ohne den Leib?

Paulus setzte sich mit denen auseinander, die sagen: „Es gibt keine Auferstehung der Toten...“ Er tat das, in dem er die Gegenprobe machte und sich fragte: „Ja, und was wäre dann...?“ Angenommen, die Auferstehung sei nur ein Ereignis der Vergangenheit, das Christus betraf, aber kein auf uns zukommendes Ereignis der Zukunft, das uns betrifft, was würde sich ändern?

Seine Antwort: „Alles!“ Paulus führte das in seinem Brief aus, worauf ich nicht näher einzugehen brauche. Denn dies alles gilt ja nur unter der Annahme, dass es keine Auferstehung der Toten gibt.

Und da mache ich jetzt mal einen Sprung zu seinem Fazit, zu seinem Schlusssatz, mit dem er seinen Gedankengang abschließt, indem er sagt: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als der Erste von denen, die entschlafen sind.“

Und genau das bekennen wir Sonntag für Sonntag im Glaubensbekenntnis mit Blick auf Christus: „Ich glaube an Jesus Christus, am dritten Tage auferstanden von den Toten“. Und parallel dazu bekennen wir mit Blick auf uns: „Ich glaube die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“

Ich vermute, die fragenden Korinther von damals hatten einfach noch nicht verstanden, dass es da einen Zusammenhang gibt zwischen dem, was mit Christus geschehen war, und dem, was jedem von uns widerfahren wird. Paulus selbst zieht die Schlussfolgerung, wenn er sagt: „So sind auch die, die in Christus entschlafen sind, nicht verloren.“

So betrachtet ist die Auferstehung Jesu nicht nur ein Ereignis der Vergangenheit, sondern so etwas wie ein Ausblick auf das, was mit jedem von uns geschieht, der hier stirbt. Mit der Auferweckung Jesu hat Gott gewissermaßen einen Anfang gemacht. Dieser Anfang ist das Ende vom Ende, das Ende des Todes.

Nun ja: Wir müssen noch sterben - und zwar alle. Das macht uns Angst. Und es wäre alles ziemlich trostlos, wenn wir nicht wüssten, dass es uns nach unserem Tod gehen wird wie unserem Herrn.

Und genau das versucht Paulus den Korinthern und mit ihnen auch uns zu zeigen: Christus war nur der Erste derer, die auferstanden sind. Aber er ist nicht der Letzte. Wir sollen und werden ihm folgen.

Und darum geht es. Das zu entdecken, könnte in uns die österliche Freude und den österlichen Jubel auslösen, die uns zuweilen abhandenkommen, weil wir die Konsequenzen jener Auferstehung Jesu nicht im Blick haben.

Jedes Mal, wenn wir es mit der Angst vor dem Tod zu tun bekommen, könnte es das Vergegenwärtigen der Auferstehung Jesu und die sich daraus ergebende Hoffnung auf eine Auferstehung aller Toten sein, die uns hilft, unser Leben zu leben, ohne uns vom Tod die Freude daran verderben zu lassen.

Wie Christus auferstehen

Predigt zu 1. Korinther 15, 19-28 i.A. zu Ostern 2008

Sie haben sicher gemerkt: Jahre nach der Auferweckung Jesu geht es Paulus hier nicht um die Auferweckung an und für sich. Die ist für ihn und die, an die er sich in Korinth wendet, nicht strittig. Es geht ihm darum, ausgehend von der geschehenen Auferweckung die Folgen aufzuzeigen, die sich daraus ergeben. Was bedeutete es, dass Gott Christus auferweckt hatte?

Als erstes muss man sich ja fragen, warum Paulus die Christen für bedauernswert hält, die „nur für das jetzige Leben auf Christus hoffen“. Warum sollte ein Mensch bedauernswert sein, der sich zu Christus hält und zu Lebzeiten im Sinn und Geist Christi lebt, nur weil er sich mit der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod schwer tut?

Weil er sich – nach Meinung des Paulus – um das Beste am christlichen Glauben bringen würde. Für Paulus ist die Auferstehung das entscheidende, alles verändernde Ereignis. Mit ihr ist etwas geschehen, was die Welt verändert hat, etwas, was es bis dahin nicht gegeben hat, etwas, was nicht nur für das Leben nach dem Tod wichtig ist, sondern auch für das Leben vor dem Tod.

Denn was ist das Leben, wenn es von Anfang an auf den Tod zusteuert? Was ist das für eine Aussicht, wenn der Tod das Ende ist? Das ist doch trostlos, wenn am Ende des Lebens nur der Tod auf uns wartet und sonst nichts.

Wer so denkt, hat nach Paulus noch nicht verstanden, welche Konsequenzen Jesu Auferweckung für den Tod hat. Natürlich bleibt uns der Tod nicht erspart. Alle müssen sterben. Aber was heißt das schon?

Und genau hier setzt Paulus ein. Für die, die auf Christus nur mit Blick auf ihr diesseitiges Leben vertrauen, bleibt der Tod das Ende und etwas Deprimierendes.

Dem setzt Paulus eine wirklich gute Nachricht und froh machende Botschaft entgegen: Das, was mit Christus geschah, wird mit allen geschehen, die zu ihm gehören, die mit ihm verbunden sind, die ihm vertrauen.

Fast 2000 Jahre danach scheint für viele von uns nichts selbstverständlicher zu sein als der Gedanke, dass es auch für uns eine Auferweckung gibt.

Aber damals war das neu. Der Glaube an die Auferweckung der Toten musste sich erst entwickeln. Denn diesen Gedanken gab es vorher so ja noch nicht.

Indem Paulus die Auferweckung derer, die zu Jesus gehören, aus der Auferweckung Christi ableitete, entstand unser Glaube an die Auferweckung der Toten. So wie er auferweckt wurde, werden auch wir auferweckt.

Von da an wurde es für Christen denkbar, dass auch sie auferweckt werden, dass auch für sie der Tod nicht das Letzte ist - eben genau wie

bei Christus.

Endlich war es möglich, sich mit dieser Begründung der Hoffnungslosigkeit und Endgültigkeit entgegen zu stemmen, die vom Tod ausging. Es war, als würde ein uralter Kerker aufspringen.

Die Freude über Christi Auferweckung war nicht nur eine Freude mit Blick auf Christus, sondern auch mit Blick auf jeden, der an seine eigene Auferweckung und an sein eigenes Leben nach dem Tod glauben konnte.

Wie wir aus den neutestamentlichen Schriften wissen, brauchte es eine Zeit der gedanklichen Klärung und Entwicklung dessen, was wir den Glauben an die Auferstehung der Toten nennen. Den Evangelien zufolge wurde Christus am dritten Tage auferweckt, d.h. er war eine Zeitlang tot und wurde dann zu neuem Leben auferweckt.

Dementsprechend stellen sich viele die Auferstehung bis heute so vor, dass die Toten tot sind und ruhen, bis es dann eben eines Tages zur Auferweckung dieser Toten durch Gott kommt.

Wenn Christus dem Schächer am Kreuz allerdings verspricht: „Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein“ dann ging er doch davon aus, dass er selbst und der Mann, dem er dies versprach, noch den gleichen Tag bei Gott sein würden. Dementsprechend sagte er auch: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Galt das nur für Christus? Und war der Schächer nur eine Ausnahme? Wohl kaum.

Denn haben wir nicht gerade gesehen, wie Paulus zwischen der Auferweckung Jesu und der Auferweckung der Toten einen Zusammenhang herstellte, der ihn zu der Schlussfolgerung führte: So wie Christus auferweckt wurde und lebt, so werden auch wir auferweckt und leben.

Was wir in den Evangelien an Vorstellungen über die Auferstehung nebeneinander finden, findet sich bei Paulus nacheinander. Denn auch Paulus war anfänglich der Meinung, die Toten seien tot und würden erst dann auferweckt, wenn Christus wiederkommen würde. Deshalb heißt es hier im Text: „Wenn er wiederkommt, werden die auferweckt, die zu ihm gehören.“

In einem späteren Brief, im Brief an die Philipper (1, 23) sagte er dann allerdings: „Ich hätte vielmehr Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein“ Da scheint es kein Tot-Sein mehr zu geben. Da ist der Tod dann schon so etwas wieder Durchgang vom Leben hier zum Leben dort.

So kommt es, dass es bis zum heutigen Tag beide Vorstellungen von der Auferweckung der Toten nebeneinander gibt. Jeder muss für sich entscheiden, wie er es meint, wenn er im Glaubensbekenntnis sagt:

„Ich glaube die Auferstehung der Toten und das ewige Leben“

Mir hilft es, mir klarzumachen, dass die beiden Vorstellungen, die jetzt nebeneinander stehen, geschichtlich betrachtet hintereinander stehen. Wer glaubt, dass die, die sterben, sofort bei Gott sind, kann sich auf den späten Paulus berufen, der - wie schon gesagt - selbst eine Entwicklung durchgemacht hat, die sich ja durchaus nachvollziehen lässt.

Paulus beschreibt hier einen Kampf. Dieser Kampf wird seiner Meinung so ausgehen, dass Christus alles Todbringende besiegt bzw. beseitigt. Man könnte beinahe meinen, hier fände so etwas wie eine „feindliche Übernahme“ statt. Das Leben übernimmt den Tod - und entmachtet ihn dadurch. Es gibt ihn noch. Aber er ist nicht mehr wirklich tödlich. Nur ohne Gott ist der Tod tödlich. Mit Gott ist der Tod nur ein Teil des Lebens - wie die Geburt, die Geburt zu einem neuen Leben.

Sein Weltbild vom endzeitlichen Kampf des Christus mit widergöttlichen Mächten und Gewalten scheint sich auf einer Ebene abzuspielen, die unserer menschlichen Wahrnehmung weitgehend entzogen ist.

Wir sind nur insofern an dieser Auseinandersetzung des Lebens mit dem Tod beteiligt, als wir uns dem Leben öffnen können. Und das sollten wir tun. Immer wieder.

Wenn wir uns und unser Leben dem Leben öffnen, der Herrschaft Gottes übergeben, wenn wir uns allem versagen, was widergöttlich ist - in uns und um uns herum - , wenn wir dem Tod nicht mehr Macht einräumen, als er noch hat, bis er endgültig vom Leben überkleidet wird, dann haben wir Teil an dem Prozess der Umgestaltung, die durch die Auferweckung begonnen hat, dann sind wir dabei, mitten im Leben von den Toten aufzuerstehen.

Der Zielpunkt, auf den alles hinausläuft, benennt Paulus hier ganz zum Schluss mit den Worten: „...damit Gott sei alles in allem.“ Dann ist Gott am Ziel mit seiner Welt. Das ist das Ziel, die Vollendung allen Seins. Wunderbar.

Leben jenseits unseres Horizontes

Predigt zu 1. Korinther 15, 50-58 am 2. April 2018

Salvador Dali hat ein Bild vom gekreuzigten Auferstandenen bzw. vom auferstandenen Gekreuzigten gemalt. Auch wenn man es nicht auf

den ersten Blick sieht, ist es doch ein Osterbild. Das Kreuz steht nicht mehr auf Golgatha. Es befindet sich im Himmel, genauer gesagt jenseits des blauen und jenseits des güldenen Himmels, also ganz und gar jenseits unsers Horizontes.

Auch wenn man ganz genau schaut, kann man nicht erkennen, ob der Christus am Kreuz angenagelt ist oder ob er in der Haltung eines Gekreuzigten vor dem Kreuz schwebt. Dali hält das meiner Meinung nach bewusst offen. Es hat so oder so den Anschein, als würde Christus die Welt segnen.

Dali gewährt uns einen Blick auf Jesus aus ungewöhnlicher Perspektive. Er lässt uns von oben, gewissermaßen aus göttlicher Perspektive auf den Christus schauen, auf den dann auch noch von oben Licht fällt. So betrachtet ist sein Bild ein Bild des Glaubens, ein gläubiger Blick ins Jenseits all dessen, was Menschen sehen und sich vorstellen können.

Verlässt man diese Sphäre und wendet sich dem unteren Bereich zu, stellt man fest: Anscheinend unbeeindruckt vom Geschehen jenseits des güldenen Himmels geht das Leben auf der Erde weiter. Man sieht eine Alltagsszene: einen von Bergketten eingefassten See, vielleicht den See Genezareth, ein am Ufer liegendes Fischerboot und Menschen an den Netzen. Das jenseitige Geschehen scheint hier keine Rolle zu spielen. Rein menschlich betrachtet sieht man, was vor Augen ist, die alltäglichen Abläufe.

In den Niederungen des Lebens ist kein Christus zu sehen. Ganz im Gegenteil: Der Christus scheint unendlich entfernt zu sein. Er scheint nichts mit der Welt zu tun zu haben. Er ist nicht in der Welt, auch nicht im Himmel, weder im blauen noch im güldenen Himmel, sondern für die Gläubigen jenseits all dessen, was sie begreifen und wahrnehmen können.

Womöglich steht hinter dieser Darstellung auch die kritische Anfrage an den Osterglauben der Christen: Ist das mit dem auferstandenen Gekreuzigten nicht nur eine Projektion in die trostlos schwarze Leere?

Jahr um Jahr feiert die Christenheit Ostern. Jahr um Jahr heißt es: „Der Herr ist auferstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Mancherorts, wo lebendiger Glaube seltener anzutreffen ist, weil er verdunstet ist, fällt auf, wenn einer weiß, dass die Kunde von der Auferstehung des Gekreuzigten der Grund dafür ist, dass Ostern gefeiert wird.

Aber es gibt bei allen Menschen Tage und Momente, wenn z.B. vertraute Menschen sterben, an denen über all das intensiver nachgedacht wird. Dann packt es einen und man versucht dem Geheimnis der Auf-

erstehung auf den Grund zu gehen, weil man wissen will, ob es da noch etwas gibt und wie es vielleicht weitergehen könnte.

Das war natürlich in den ersten Jahren der Kirche anders. Da war der Glaube noch jung und dynamisch. Da waren viele Gedanken noch nicht gedacht. Der christliche Glaube an so etwas wie Auferstehung und ein Dasein nach dem Tod entwickelte sich ja erst.

Es begann lange vor der Auferstehung Jesu. Da gab es schon Auseinandersetzungen um die Frage, ob es so etwas wie eine Auferstehung gibt. Die einen konnten sich das durchaus vorstellen, während das für andere unvorstellbar war.

Und die, die es sich vorstellen konnten, stritten darüber, ob es sich bei der Auferstehung um so eine Art Wiederbelebung handelte, also genau genommen um eine Rückkehr ins diesseitige Leben, oder ob es sich bei der Auferstehung um den Übergang in eine andere Welt jenseits des Todes handelte.

Und dann gab es da noch die, die so dachten, wie es bei den Griechen üblich war. Die waren der Meinung: Nur der Leib stirbt. Die Seele ist unsterblich.

Natürlich gab es auch noch andere Vorstellungen, wie z.B. die Vorstellung der Wiedergeburt. Aber weil die bei Jesus und im Urchristentum ganz offensichtlich keine Rolle spielte, soll sie das jetzt auch hier nicht tun.

Und wie war das mit der Auferstehung Jesu? Was wissen wir darüber? Nachdem er am Kreuz hingerichtet worden und begraben worden war, zogen sich seine Freunde, also seine Jünger, voller Angst ums eigene Leben frustriert zurück. Genau wie auf dem Bild gingen sie wieder den Tätigkeiten nach, denen sie nachgegangen waren, bevor sie Jesus trafen.

Und dann machten sie unabhängig voneinander Erfahrungen, mit denen sie nicht gerechnet hatten, die aber alles veränderten: Christus erwies sich Ihnen als lebendig, als doch noch da. Und das veränderte alles.

Auf einmal war das mit der Auferstehung der Toten nicht bloß eine Hoffnung und der berühmte Strohhalm, an den man sich angesichts der Angst vor dem Sterben klammerte, sondern eine Wirklichkeit. Das fand in den verschiedenen nachösterlichen Geschichten seinen Niederschlag.

Auch wenn für unsere Ohren das eine oder andere ein bisschen märchenhaft klingt, nimmt man diesen ersten Zeugen des auferstandenen

Gekreuzigten doch ab, dass da etwas passiert sein musste, was sie von Grund auf veränderte.

Bis auf den heutigen Tag werden ihre Geschichten weitererzählt. Und immer wieder entzündet sich an ihnen die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod und der Glaube: „Er lebt wahrhaftig."

Das ist keineswegs immer und bei allen so. Viele versuchen zu verstehen, lesen die Geschichten immer wieder und wieder in der Hoffnung auf eine Offenbarung. Sie gehen selbst auf die Suche nach dem Auferstandenen, ganz im Sinne der Aufforderung, die denen zuteilwurde, die vor dem leeren Grab standen: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?" Und so suchen sie ihn nicht bei den Toten und in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart und bei den Lebenden.

Darüber ließe sich noch manches sagen. Vieles davon kann man im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes nachlesen. Da benennt Paulus nicht nur die Augenzeugen, die das mit der Auferstehung Jesu bezeugen könnten.

Nein. Er stellte einen Zusammenhang her zwischen dem, was Christus widerfuhr, und dem, was uns und unseren Lieben widerfahren wird. Er zog aus der Auferstehung Jesu die Konsequenz: Ist Jesus auferstanden, werden auch wir auferstehen. Für ihn war Jesus nicht die große Ausnahme, gewissermaßen der Einzige. Für ihn war Jesus nur der Erste.

Er schrieb: „Als erster wurde Christus vom Tod erweckt". So selbstverständlich, wie es für uns klingen mag – für Paulus und die, an die er sich wandte, war diese Schlussfolgerung die eigentliche Sensation: Was Jesus widerfahren war, sollte allen widerfahren.

Wer Paulus in seiner Argumentation bis dahin gefolgt war, dem stellte sich dann aber – wie Paulus ja selbst auch – die Frage: Wie hat man sich das mit der Auferstehung vorzustellen?

Wir wissen darum, dass wir sterblich sind unser toter Körper verwesen wird, wenn er in die Erde kommt. Aber was bleibt von uns Sterblichen, wenn die Verwesung abgeschlossen ist? Fleisch und Blut jedenfalls nicht. Aber was dann? Was ist das Unsterbliche und Unverwesliche? Unser Wesen, die Seele oder unser Geist?

Was sagte Jesus, als er starb? „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Mit diesen Worten sterben Menschen bis zum heutigen Tag, ohne zu wissen, was genau sie jenseits des Todes, ja auch jenseits des güldenen Himmels erwartet.

Da gibt Dalis Bild auf der Suche nach einer Antwort eine gute Hilfe. Wir werden bei ihm, dem auferstandenen Gekreuzigten und all denen

sein, die uns in dieses Jenseits vorausgegangen sind.

Ich weiß. Wir hätten es gern anschaulicher und ein wenig konkreter. Stellen Sie sich vor, Sie würden im Tod nicht nur die Kleidung, sondern Ihren irdischen Körper ausziehen, um ihn gegen einen anderen, einen unvergänglichen jenseitigen Körper einzutauschen. Natürlich ist auch das nur ein Bild.

Der Tod hat jedenfalls nicht das letzte Wort. Er hatte es bei Christus nicht. Und er wird bei uns nicht haben. „Gott sei Dank", sagt Paulus. Und dem schließe ich mich gern an. Gott sei Dank, der uns den Sieg über den Tod durch die Botschaft von der Auferstehung vor Augen gestellt hat.

Alles, was ihr tut, geschehe in Liebe.

Predigt zu 1. Korinther 16, 14 am 12. Juni 2024

Eine gute Jahreslosung, wie ich finde, weil sie kurz und bündig zum Ausdruck bringt, was wichtig ist. Was könnte es Schöneres geben, als in der Liebe zu sein, als geliebt zu werden und selbst zu lieben und eben alles in der Liebe geschehen zu lassen?

Bei aller Liebe, über die wir uns freuen und für unser Miteinander wünschen, ist es wichtig, sich den Unterschied zwischen Wunsch und Wirklichkeit zu vergegenwärtigen, damit man sich und die anderen nicht überfordert.

Denn so leicht, wie das mit der Liebe klingt, ist es nicht – jedenfalls nicht immer. Bevor wir aufgefordert werden, alles, was wir tun, in Liebe geschehen zu lassen, sollten wir wissen: Wir sind von Gott geliebt. So heißt es z.B. im 1. Brief des Johannes „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt."

Wir merken: Bei der Liebe, von der da die Rede ist, geht es nicht nur um die menschliche Liebe. Im Wort Liebe schwingt immer die himmlische, ja göttliche Dimension der Liebe mit. Immer wieder ist davon in der Bibel die Rede, dass Gott uns liebt. Ganz in diesem Sinne heißt es im 1. Johannesbrief:

„Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm". Also da, wo Liebe ist, da ist auch Gott. Darauf können wir uns verlassen und aufbauen.

Das klingt so einfach. Als ginge das dann von ganz allein. Tut's natürlich nicht. Deshalb erinnert uns das Gebot der Liebe immer wieder:

„Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Es kommt auf uns und unser Mittun an.

Wir dürfen und können der Liebe Gottes in uns und unter uns Raum geben. Wir können diese Liebe irdische Wirklichkeit werden lassen. Wir können den Worten von der Liebe Taten folgen lassen. Je mehr sich diese Liebe entfalten kann, desto weniger Raum bleibt all dem anderen, was dem Sein in der Liebe hinderlich ist.

Es ist und bleibt die Liebe das Schönste und Größte. Geliebt lieben. In der Liebe miteinander und mit Gott verbunden - das ist doch wohl der Sinn des Lebens. Kirchenvater Augustin fasste es so zusammen: „Liebe – und dann tu, was du willst.“

Berufung

Predigt zu 1. Korinther 1, 26-31 am 8. Januar 2012

Es gab schon immer Leute, die sich einbildeten, was Besseres zu sein. Die feinen Pinkel eben. Kennen Sie solche Leute, die aufgrund ihrer Bildung auf die herabsehen, die nur zur Hauptschule gegangen sind? Kennen Sie solche Leute, die sich politisch oder wirtschaftlich in gehobenen Positionen befinden und großen Einfluss haben und Otto Normalverbraucher bei gesellschaftlichen Anlässen geflissentlich übersehen? Kennen Sie solche Leute, die sich aufgrund ihrer Herkunft oder ihres Titels einbilden, es wäre unter Ihrer Würde, sich mit einfachen Leuten abzugeben.

Natürlich kennen Sie solche Leute. Denn die gab es schon immer. Und es war – was das anging – früher ganz und gar nicht besser als heute.

Paulus schrieb damals an die Gemeinde in Korinth, die sich vor allem aus Menschen zusammen setzte, die den sogenannten unteren Schichten angehörten, wie z.B. den Sklaven, Dienstmädchen und Hafenarbeitern.

Man wusste nur zu gut, wo man hingehörte. Und es wurde sehr darauf geachtet, dass man vor allem mit seinesgleichen Umgang hatte, dass man unter sich blieb, im eigenen Milieu.

Heutzutage ist es noch ein wenig komplizierter. Da gibt es nicht nur die Gebildeten, Einflussreichen und Vornehmen. Da gibt es mindestens zehn sogenannte Milieus, in die man die Deutschen laut der Sinus-Studie grob einordnen kann: die bürgerliche Mitte, die modernen Performer, die Etablierten, die Postmateriellen, die Konsummaterialisten, die Konservativen, die Traditionsverwurzelten, die Experimentalisten, die Hedonisten und die DDR-Nostalgischen.

Paulus hätte seine wahre Freude an dieser Ausdifferenzierung der Gesellschaft. Auch wenn es heute so anders klingt als damals, würde Paulus heutigen Gemeinden ganz ähnliches schreiben.

Es ging ihm nämlich nicht um das, wie die Leute von sich und anderen dachten, sondern was Gott von ihnen dachte. Es ging ihm nicht um das, was sie von sich und anderen hielten, sondern was Gott von ihnen hielt. Es ging ihm nicht darum, worauf sie sich beriefen, sondern um die Tatsache, dass Gott sie in die Gemeinde berufen hatte. In seiner großen Weisheit hatte Gott nämlich Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft in der Gemeinde zusammengeführt.

Und so erinnerte Paulus die Korinther von damals und uns Braunschweiger von heute daran, dass es – was die Zugehörigkeit zur Gemeinde angeht – nicht um die Herkunft, die Bildung und den Stand geht, nicht um Alter, Macht und Geld, auch nicht um die Schichten und Milieus, denen wir angehören, sondern einzig und allein um die Berufung.

Ich weiß: Viele verstehen unter Berufung nur die ganz außergewöhnlichen Berufungen zu etwas ganz Besonderem. Und da die wenigsten so etwas ganz Außergewöhnliches erlebt haben, versteht sich kaum jemand als von Gott berufen.

Und doch ist es genau das, was Paulus den Korinthern mit seinem Brief zu vermitteln versucht, wenn er schreibt: „Schaut euch doch nur einmal an, wer bei euch berufen wurde, zur Gemeinde zu gehören, Brüder und Schwestern!“

Und eigentlich würde ich mit der Predigt gern bei diesem einen Gedanken bleiben: Wir sind berufen. Ich bin berufen. Sie sind berufen. Du bist berufen. Gott hat uns alle berufen. Alle sind willkommen. Niemand wird ausgeschlossen – schon gar nicht aufgrund seiner Herkunft oder seines Standes.

Was für eine gute Botschaft: Ich bin berufen. Ich lade Sie ein: Hören Sie das für sich ganz persönlich: Ich bin berufen. Ich bin erwählt.

Da die meisten sich sagen „Nun mal langsam... immer schön bescheiden“, fällt es vielen schwer, von sich zu denken, sie seien berufen, sie seien erwählt, sie seien auserwählt. Und doch ist es so. Wir sind berufen. Das Schöne an dieser Erwählung und Berufung durch Gott ist, das sie sich nicht gegen andere richtet. Denn auch sie sind berufen.

Und natürlich hat Gott nichts gegen Reiche, Starke und Mächtige, auch nichts gegen Einflussreiche, Weise und Gebildete. Warum sollte er etwas gegen sie haben? Was Paulus hier schreibt, ist nicht gegen Menschen gerichtet, auch wenn es ein bisschen so klingt, weil Paulus ja schreibt, Gott wolle die Weisen demütigen und die Starken beschämen.

Ich versuche einmal an zwei Beispielen zu verdeutlichen, wie ich Paulus da verstehe: Es gibt ja Leute, die von sich denken, sie seien besonders klug und die sich dann dazu versteigen, sie würden ja wissen und bräuchten deshalb nicht mehr zu glauben. So ein Denken ist für Paulus dumm. Denn er ist der Meinung, dass Gott so eine stolz und selbstherrliche Denke demütigen, also vom hohen Ross herunterholen wird, nun aber nicht etwa, um solche Menschen zu vernichten, sondern um sie zu retten vor einem Denken, der in die Irre führt.

Und dann gibt es ja Leute, die sich für besonders stark halten, weil sie sich beruflich durchsetzen und damit viel Geld verdienen, während sie auf die herabschauen, die sich ehrenamtlich für andere einsetzen, und von ihnen denken: Wie kann man nur so dumm sein, für nix zu arbeiten? Auch hier: So eine innere Haltung wird Gott beschämen, indem er die Erkenntnis schenkt, dass erfülltes Leben mehr ist als ein umfangreiches Aktiendepot.

Es spielt bei Gott nun wirklich keine Rolle, wo einer herkommt und was er darstellt. Es tut nicht gut, von sich zu meinen, was Besseres zu sein als andere. Es hilft nicht wirklich weiter, vor anderen anzugeben und sich zu rühmen.

Wenn einer gerühmt wird, dann soll es Gott sein, dem wir alles verdanken. Er hat uns erwählt und berufen. Nur deshalb sind wir Teil der Gemeinde. Nur deshalb kommen wir in den Genuss der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Heiligkeit und Erlösung.

Und so endet der Text ja auch mit einem Wort, das auf den Propheten Jeremia zurückgeht: „Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn."

Ich schließe mit dem ersten und für mich schönsten Satz des Predigttextes: „Schaut euch doch nur einmal an, wer bei euch berufen wurde, zur Gemeinde zu gehören, Brüder und Schwestern!" Schauen wir also auf unsere Berufung. Darauf können wir uns verlassen und bauen. Darüber können wir uns freuen.

Trost

Erinnern Sie sich, wie das war, als Sie getröstet wurden?... War es nicht wunderbar? Doch. Es ist etwas ganz Wunderbares, getröstet zu werden. Es ist wie ein Licht in tiefer Finsternis. Es ist wie eine warme Decke in der Kälte. Es ist wie ein Schluck Wasser für einen Durstenden. Es ist wunderbar, wenn man in einer ausweglos erscheinen Situation Hilfe erfährt. Es ist wunderbar, wenn man im Leid aufgerichtet wird. Es ist wunderbar, wenn die Last, die man zu tragen hat, etwas leichter wird. Es ist wunderbar, wenn man in seiner Not und Verzweiflung einen Menschen zur Seite hat oder einem Menschen begegnet, der einen trösten und der einem wirklich helfen kann.

Weniger hilfreich sind allerdings die, die einen nur über etwas hinwegtrösten wollen, die einen vertrösten, ob nun absichtlich oder unabsichtlich. So ein Vertrösten ist - wenn überhaupt - ein schwacher Trost. Darauf kann man gut und gerne verzichten.

Eigentlich müsste man mit Blick auf die wunderbare Erfahrung, getröstet zu werden, sagen: Mehr, viel mehr davon. Wenn da nicht, ja wenn da nicht die Not und Verzweiflung wären. Und genau das ist ja der Hacken bei der Sache mit dem Trost. Bevor der Trost kommen kann, ist da die Not und Verzweiflung. Einen Glückspilz kann und braucht man nicht zu trösten.

Bei Paulus geht um das Thema Trost, Trösten, Getröstet-Sein... Bei Paulus kommt zum Thema Trost ein Aspekt hinzu, den nicht alle so wie er im Blick haben. Für ihn hängt das mit dem Trost eindeutig an Gott und Christus.

Er geht so weit, dass er Gott den Gott allen Trostes nennt, als wäre er der Meinung, dass aller Trost dieser Welt in Gott seinen Ursprung hätte.

Also da, wo eine Mutter ihren weinenden Sohn tröstet, der hingefallen ist, ist letztlich Gott selbst mit am Werk. Da, wo eine Freundin ihre Freundin tröstet, die ihren Mann verloren hat, tröstet letztlich Gott selbst die Trauernde mit. Und da, wo ein Seelsorger einen Sterbenskranken angesichts des Todes tröstet, auch da ist Gott mit am Werk.

Aller Trost strömt aus der einen Quelle. Aller Trost strömt von Gott her durch uns hindurch. Aller Trost hat letztlich nur den einen Absender - selbst dann, wenn man diesen Absender nicht kennt.

Und obwohl aller Trost dieser Welt aus der gleichen Quelle kommt, kommt jeder Trost bei seinen Empfänger sehr unterschiedlich an, eben

auf die Situation und Person zugeschnitten, der der Trost gilt.

Mal ist es das rechte Wort zur rechten Zeit, dann wieder eine stille Umarmung oder das Halten einer Hand. Mal ist es das schweigende Aushalten der Ohnmacht angesichts einer nicht zu ändernden Not und dann wieder das gemeinsame Lesen tröstlicher Zeilen. Mal ist es ein aufrichtiges Lob für einen, dem die Anerkennung verwehrt blieb und dann ist es der Mut, zu jemandem zu stehen, von dem sich alle distanzieren. Es kann aber auch das Umsorgen einer inneren Verletzung oder das Begleiten bei einem schweren Gang sein. Es kann das aufmunternde Wort für den sein, der sich unzulänglich fühlt und vieles andere.

Jedes Mal kommt er anders daher, der wirkliche Trost. Den 0/8/15-Trost für alle Fälle gibt es nicht. Nein, so etwas verdient nicht einmal den Namen Trost, auch wenn in solchen Zusammenhängen noch beschönigend von billigem Trost geredet wird.

Interessant ist noch: Selbst wenn der wahre Trost äußerlich immer anders daherkommt, ist seine Wirkung doch immer gleich. Er tröstet und richtet auf. Er vermittelt dem Getrösteten das Gefühl: „Ich bin nicht allein." Er kommt von Herzen und geht zu Herzen. Denn Trost hat wenig mit guten Argumenten, aber viel mit dem Herzen zu tun.

Wenn Paulus hier sagt: „Der uns tröstet, damit wir auch trösten können", dann verrät er uns damit ein offenes Geheimnis, das besagt: Um trösten zu können, ist es notwendig, selbst getröstet worden zu sein. Nur Getröstete können trösten. Das heißt dann natürlich auch, dass uns auch das Gefühl der Not und Verzweiflung nicht erspart bleibt, das die plagt, denen wir helfen wollen.

Für Paulus ist der Trost, von dem wir leben, ein Trost von geradezu überfließender Kraft. Denn er tröstet nicht nur uns. Er fließt über, hinüber, zu denen, die diesen Trost auch brauchen. Bei Paulus klingt das so: „Damit wir auch trösten können, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott." Wir geben nur weiter von dem Guten, das uns widerfährt.

Und dann bezieht Paulus seine Ausführungen zum Trost auf Christus, was er bis dahin ja noch nicht getan hatte. „Denn wie die Leiden Christi reichlich über uns kommen, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christus."

Die Leiden Christi stehen uns vor Augen. In seiner letzten Not und Verzweiflung schreit Christus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen." Größere Not als die, sich von Gott und der Welt verlassen zu fühlen, gibt es wohl kaum.

Wir brauchen solche Not und Verzweiflung nicht zu suchen. Sie stellt sich - leider - von allein ein. Wer unter der Gottlosigkeit der Welt aufschreit, wer Gott angesichts der Not manchmal auch fragt: „Warum hast du diese deine Kinder verlassen? Warum all die Not und Verzweiflung? Warum all das Elend und unmenschliche Sterben?" der teilt das Leiden Christi.

Dem hält Paulus dann allerdings entgegen: „Wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben." So, wie es ihm ging, soll es denen gehen, die zu ihm gehören. Leiden, Sterben und Tod sind nicht das Letzte, nur das Vorletzte.

Auch dann, wenn uns Zweifel plagen, wenn wir dabei sind, zu verzweifeln, auch dann ist er da, in unserer Nähe, sichtbar und unsichtbar, er, der uns hilft, der uns tröstet, in Christus, durch Christus, unser Gott, der Gott allen Trostes. So möge er uns trösten, wenn wir uns nach Trost sehnen.

Bejaht durch Gottes Ja - Wort

Predigt zu 2. Korinther 1, 18-22 am 22. Dezember 2019

Was auch immer wir über uns selbst denken. Wir sind bejaht. Was immer andere von uns sagen. Wir sind bejaht. So schreibt es Paulus den Korinthern. Und was ihnen galt, gilt uns. Denn Gottes „Ja" steht. Darauf können wir bauen.

Und was gibt es Schöneres, als sich angesichts aufkommender Selbstzweifel zu vergewissern. Ich bin gewollt. Ich bin geliebt. Ich bin bejaht – ohne jedes „Wenn und Aber". Gut zu wissen, gerade dann, wenn sich im Fahrwasser des „Ja" ein „Ja, aber" einschleicht.

Paulus ist in dieser Angelegenheit ganz klar und lässt keine Zweifel darüber aufkommen, dass er und seine Gefährten nichts anderes predigen wollten als das uneingeschränkte „Ja" Gottes. Welch befreiende Feststellung, die da getroffen wird. Es soll kein Zweifel darüber aufkommen, dass dieses „Ja" gilt.

Dieses vorbehaltlose „Ja" Gottes ist in und durch Christus in unserer Wirklichkeit sichtbar geworden. Nicht, dass es das nicht schon vorher gewesen wäre. Aber in Christus und durch Christus ist es unüberhörbar und unübersehbar in dieser Welt geworden.

Es geht bei diesem „Ja“ zuerst um Jesus Christus. Wer immer diesen Jesus Christus zu predigen hat, der hat ihn als „Ja“ Gottes zu predigen – ohne „Wenn und Aber“.

Es geht also um Gottes „Ja“ zu uns Menschen, das in Jesus Christus hörbar und sichtbar geworden ist. Wohlgemerkt: Es war ein „Ja“, kein „Nein“ und auch kein „Jaein“ und schon gar kein „Ja, aber...“ Es war ein eindeutiges und uneingeschränktes „Ja“, eben sein „Ja“ ohne „Wenn und Aber“.

Was für ein „Ja“ war das eigentlich? - Ich habe eine Bitte: Vergegenwärtige sich doch mal jeder, wie so ein „Ja“ klingen kann. Gerade bei einem so kleinen Wort kommt es ja darauf an, wie es gesagt wird. Der Ton macht die Musik.

Klingt das „Ja“ fragend... traurig... freudig... zustimmend... gelangweilt... wütend... bittend... zärtlich... sehnsuchtsvoll... oder erstaunt? Immer heißt es „Ja“. Und immer ist es anders gemeint. Immer kommt es anders an. Immer ist es anders zu verstehen. Immer löst es andere Reaktionen bei uns aus. So ist das auch bei diesem „Ja“, um das es heute geht. Wie kommt nun das „Ja“ Gottes bei Ihnen an?

Das hängt nicht nur von dem ab, der das „Ja“ sagt, sondern auch von uns, die wir das „Ja“ hören und wie wir es hören. Es hängt ab von der Art und Weise, wie es gesagt wird, und von der Situation, aus der heraus und in die hinein es gesagt wird.

Wie auch immer, wir hungern nach jedem „Ja“ ohne einschränkendes „Nein.“ Wir sehnen uns danach, dass da einer ist, ob Mensch oder Gott, der uns sein uneingeschränktes „Ja“ sagt. Wir möchten bejaht sein und leben.

Was ist das für eine Freude, wenn man so ein „Ja“ gesagt oder vermittelt bekommt? Wir brauchen solche „Jas“, viele uns bestärkende „Jas“, je mehr, desto besser. Ohne sie könnten wir nicht leben.

Und so stellt sich die Frage, ob neben all den menschlichen „Jas“ auch dies eine große und besondere „Ja“ Gottes bei uns ankommt. Und wenn es bei uns ankommt: Wie kommt es bei uns an? Diese Frage stellt sich ja in doppeltem Sinne. Wie kommt es bei uns an, z.B. akustisch oder schriftlich oder innerlich?

Vielleicht ist es deshalb nicht so leicht für uns, das „Ja“ Gottes wahrzunehmen, weil es uns nicht direkt, sondern indirekt als schriftliches „Ja“ oder als gehörtes „Ja“ oder als gespürtes „Ja“ erreicht.

Viel wichtiger ist der zweite Aspekt davon, wie das „Ja“ bei uns ankommt? Kommt es so bei uns an, dass wir abwinken? Oder so, dass wir begeistert sind und es begierig aufnehmen?

Wie ist das z.B. jetzt für Dich und Sie? Wir hören von dem „Ja“ Gottes. Können wir mit ganzem Herzen glauben, dass dies „Ja“ uns ganz persönlich meint? Gelingt es uns, in dem, was wir lesen, oder durch das, was wir hören, Gottes „Ja“ wahrzunehmen?

Wo hier so viel vom „Ja“ die Rede ist, mag mancher an all das denken, was eher wie ein „Nein“ aussieht. Man denke nur an all die schlimmen Dinge, die unser Leben oder das Leben uns nahe stehender Menschen oft abrupt einschränken oder gar beenden.

Da haben wir unter Umständen den Eindruck, als hätte Gott „Nein“ gesagt. Es kommt uns so vor, als würde das Leben geradezu verneint. Aber solche Dinge, die wir als „Nein“ erleben und hören, nehmen rein gar nichts von dem großen „Ja“ Gottes zurück.

Bei dem Versuch, es mir zu erklären, vergegenwärtige ich mir Eltern, die ihre Kinder lieben, die also ein großes „Ja“ mit Blick auf ihre Kinder sagen und leben. Aber kommt es nicht dennoch manchmal vor, dass die Eltern ihren geliebten Kindern etwas verbieten müssen?

Wenn das nötig ist, dann tun die Eltern es doch nicht deshalb, um ihren Kindern zu schaden. Ganz im Gegenteil: Die vielen kleinen „Neins“ stellen das eine große „Ja“ der Eltern doch nicht in Frage - auch wenn das für die Kinder manchmal so aussehen mag.

So ähnlich stelle ich mir das bei Gott auch vor. Gott wird bei Leibe nicht mit allem einverstanden sein, was wir tun. Und er wird hier und da eindeutig „Nein“ sagen oder geschehen lassen.

Und doch kann nichts von alledem Gottes großes und eindeutiges „Ja“ außer Kraft setzen, das in Jesus Christus sichtbar, erfahrbar und hörbar wurde.

Paulus präzisiert das mit dem „Ja“ Gottes, wenn er sagt, dass in Christus das „Ja“ Gottes zu all seinen Verheißungen steckt. Und was ist uns, seinen Kindern, nicht alles verheißen. Die Bibel steckt voller Verheißungen.

Leider kennen wir viele seiner Verheißungen nicht. Schade. Es würde sich lohnen, einmal alles zusammenzutragen, was uns von Gott her verheißen und in Aussicht gestellt wurde.

Nehmen wir uns doch einmal die Zeit, nicht nur sein „Ja“ zu hören, sondern auch seine Verheißungen wahrzunehmen und zu verinnerlichen, damit sie in uns und durch uns irdische Wirklichkeit werden können.

Ein bisschen hat das mit dem „Ja“ etwas von dem Moment, wo zwei sich voller Liebe und Erwartung das Ja-Wort geben. Man stelle sich vor: Gott macht uns mit seinem „Ja“ in Jesus Christus ständig so etwas wie einen Antrag: „Willst du zu mir gehören? Wollen wir zwei eins sein?“ Von ihm hören wir „Ja“. Wie lautet nun unsere Antwort. Sagen wir ihm auch „Ja“? Geben wir ihm doch unser Ja-Wort. Wenn er nun seinerseits „Ja“ zu uns sagt, sollte uns das nicht helfen, unsererseits „Ja“ zu uns selbst zu sagen, also uns selbst und unser Leben anzunehmen, zu bejahen? Und wenn er „Ja“ zu uns sagt, sollte uns das nicht auch helfen, „Ja“ zu anderen zu sagen, sie also anzunehmen und zu bejahen? Sie sehen: Das mit dem „Ja“ Gottes hat Konsequenzen.

Aber Vorsicht: Es geht nicht darum, einfach „Ja“ zu sagen, um alles richtig zu machen und dann seine Ruhe zu haben. Wer hier einmal „Ja“ sagt, muss immer wieder „Ja“ sagen und „Ja“ tun. Es geht darum, dies „Ja“ nicht nur zu sagen, sondern dann auch zu leben. Denn es braucht viele kleine „Jas“, um das eine große „Ja“ mit Leben zu füllen.

Und so stellt sich jeder und jedem von uns die Frage: Wie sehr lebe ich dieses „Ja“, in diesem „Ja“, von diesem „Ja“ her? Sage ich nur „Ja, ja“ oder lebe ich dies „Ja“, indem ich das Leben, die anderen, Gott selbst bejahe? Um eine Vorstellung davon zu haben, wie intensiv das werden kann, stellen Sie sich bitte noch einmal vor, wie sich zwei Liebende zu Beginn ihrer Ehe „Ja“ sagen.

Unser „Ja“ als Reaktion auf Gottes „Ja“ in Jesus Christus sollte nicht emotionsloser ausfallen. Was sagen sie nun – zu Gottes großen „Ja“? Sagen Sie „Ja“? Sagen Sie „Ja“ und „ So sei es.“

So geht es ja auch bei Paulus weiter, wenn er sagt: „Darum sprechen wir auch durch ihn das Amen, Gott zur Ehre.

Und bevor wir wieder schwach werden und sich das „Ja, aber“ bei uns einschleicht, gibt Paulus zu bedenken: „21 Gott ist's aber, der uns fest macht samt euch in Christus und uns gesalbt hat 22 und versiegelt und in unsre Herzen als Unterpfand den Geist gegeben hat.“

So gebe uns Gott die Kraft und Festigkeit, unser Leben aus dem „Ja“ Gottes zu leben. Möge Gottes Geist uns tief drinnen helfen, auf dieses „Ja“ unser Leben zu gründen.

Brief Christi

Predigt zu 2. Korinther 3, 1-9 am 20. Oktober 1996

Jeder hat seine Meinung. Gut. Und jeder soll sie sagen. Auch gut. Und wer entscheidet, was richtig und was falsch ist, wenn es zum Streit kommt?

In christlich-kirchlichen Zusammenhängen hat sich eingebürgert, das man in der Bibel nachschaut, wie es die Apostel und Väter des Glaubens gesehen haben. Die müssen es doch wissen.

Dabei standen die Apostel damals vor den gleichen Fragen und Problemen wie wir heute. Es gab immer wieder Streit um Theologisches und sehr Menschliches - gerade auch bei den Korinthern, an die sich Paulus wandte. In seinen Briefen an diese Gemeinde geht es weitgehend um nichts anderes als um ein Abarbeiten der strittigen Fragen.

Nun gab es damals Leute, die die Autorität eines Paulus in Frage stellten. Denn damals war er noch keine von allen anerkannte Autorität. Und Paulus hatte ein Problem: Er war Christus zu Lebzeiten nicht begegnet wie einigen seiner Kontrahenten. Wie konnte er sich legitimieren.

Paulus verzichtete auf ein Beglaubigungsschreiben durch schon anerkannte Autoritäten und ordnete sich und sein Wirken ganz dem unter, durch den er sich gesandt weiß: Christus. Damit wurde er zum Prototyp all derer, die Christus verkündigten, ohne ihm zu Lebzeiten begegnet zu sein.

Er verweist nicht auf irgendwelche schriftlichen Dokumente, sondern auf die Gemeinde, indem er sagt: „Ihr seid unser Brief, ein Brief Christi.“

Ich finde diesen Gedanken, das die christliche Gemeinde ein lebendiger Brief ist, so faszinierend, das ich mich im Folgenden ganz bewußt auf diesen Aspekt des Predigttextes beschränke. Was heißt es, das wir, die christliche Gemeinde, ein Brief Christi sind?

Normalerweise denkt man bei Brief ja an eine schriftlich zugestellte Mitteilung. Und je nachdem, worum es in dem Brief geht, löst der Erhalt eines solchen Briefes Freude oder Betroffenheit aus.

Was könnte in einem Briefumschlag wie diesem hier sein: Da steckt die Traueranzeige oder die Einladung zur Taufe drin. Es könnte auch ein Liebesbrief oder eine Beschwerde sein. Leider ist es oft nur eine Mahnung für eine offene Rechnung oder ein etwas langweiliger Rundbrief. Es könnte genauso gut ein sogenannter blauer Brief oder eine Werbungsendung sein.

Wenn wir all das auf die Gemeinde anwenden, die Christi Brief an die Welt ist, dann wird deutlich, wie unterschiedlich wir als Brief ankommen können.

Einerseits hängt das mit den Leuten zusammen, die den Brief bekommen. Da gibt es Leute, die die Existenz einer Gemeinde daran erinnert, das es da noch etwas zu klären gäbe. Andere denken bei Kirche immer nur an eine Rechnung. Wieder andere fühlen sich durch die Gemeinde eingeladen.

Nun kann man die unterschiedliche Wirkung von Gemeinde auf die Menschen nicht weg reden. Und es hilft ja alles nichts. Es hängt nicht nur vom Betrachter ab, wie er die Gemeinde sieht. Es hängt natürlich auch von der Gemeinde selbst ab.

Es wirkt nun einmal nicht jede Gemeinde wie eine groß angelegte Einladung. Es gibt viel Abschreckendes und Verstaubtes. Es gibt viel Finanzielles und Verwaltungstechnisches. Es gibt oft erschreckend wenig Geschwisterliches und Geistliches. Es ließe sich noch manches ergänzen.

Und man kann nun sagen, was man will. Man kann sich drehen, wie man will. Es ist letztlich nicht entscheidend, was in einer Gemeinde gedacht und geredet wird, ob es gute Absichten und Pläne gibt. Es ist letztlich nicht entscheidend, was gelesen und gepredigt wird, und auch nicht, nach welch hehren Idealen und göttlichen Ordnungen man sich richtet. Nein. „An den Früchten werdet ihr sie

erkennen“, sagte Jesus. Entscheidend ist, was konkret wird in unserem Leben.

Und spätestens da stellt sich uns die Frage, wie wir dastehen, persönlich und als Gemeinde? Wie schaut das aus mit unseren Früchten? Was erkennen wir und andere an dem, was wir als Frucht hervorgebracht haben und hervorbringen?

Sind wir in unserer Existenz ganz persönlich und als Gemeinde ein einladender Brief, eine Empfehlung für Gott? Oder sind wir ein eher abschreckendes Beispiel?

Sicher wird sich beides in unserer Mitte finden. Von daher kommt es darauf an, nicht schwarz-weiß zu zeichnen. Es gibt viele Schattierungen und Grautöne.

Und so kommt alles darauf an, dem zu wehren, was Christus widerspricht. Was in unserer Existenz, was von dem, was wir tun und lassen, steht Christus im Wege?

Es kommt darauf an, allem Raum zu geben, was hilft, das sein Reich durch uns kommt, das sein Wille durch uns geschieht, das sein Name durch uns geheiligt wird.

Es geht nicht darum, viel zu wissen über das Christsein. Es geht nicht um Worte, und seien es die Worte der Heiligen Schrift. Denn auch sie sind nur Zeugen von dem, was damals lebte und heute neu in uns zum Leben kommen will. Es geht darum, Christus Raum zu geben und Christus gemäß zu leben, was immer das heißen und bedeuten mag für unsere konkrete Lebenszusammenhänge.

Von Jesus Christus heißt es im Johannesevangelium: „Das Wort ward Fleisch.“ Das Wort blieb also nicht Wort. Und es wurde nicht Gesetz. Und es wurde nicht Bibel. Und es wurde nicht Bekenntnisschrift. Und es wurde nicht Gesangbuch. Und es wurde nicht Katechismus. Und es wurde überhaupt nichts dergleichen.

Es wurde lebendig - höchst lebendig in Jesus Christus. In Christus wurde das Wort Fleisch. Und das ist das Entscheidende, das sich auch heute ereignen will. Das Wort will auch heute lebendig werden, will Fleisch werden, will menschliche Wirklichkeit werden, in uns und durch uns und damit in und durch die Gemeinde.

Von daher ist es eine Gabe und eine Aufgabe zugleich, ein Brief Christi zu sein. Es ist ein Gabe, weil uns dieser Gedanke, ich bin ein Brief Christi, entlastet. Denn wenn ich als Mensch sein Brief bin,

dann ist es letztlich er, der mich, mein Leben schreibt. Er ist an mir und in mir am Schreiben, schreibt an meiner Lebensgeschichte. Und je nachdem, wie sehr ich ihn schreiben lasse, wird der Brief.

Christi Brief zu sein ist aber auch Aufgabe. Wie Christus Gottes Brief an die Welt war, so sind wir Christen Christi Brief an diese Welt. Wir Christen, wir Gemeinde dokumentieren, was dran ist am christlichen Glauben, ob Christus nach wie vor mächtig genug ist, menschliche Wirklichkeit zu durchwirken.

Wie man an den Kindern vieles ablesen kann über die Eltern und das Elternhaus, so kann man an der konkreten Gemeinde vieles ablesen von dem inneren Grund, der die Gemeinde zusammenhält und bewegt.

So müssen wir uns fragen, was man an uns ablesen kann, was durch uns rüberkommt. Ich würde mir für St. Markus sehr wünschen, das Menschen, die es mit uns zu tun haben, das diese Menschen es nicht nur mit uns persönlich zu tun bekommen, sondern auch mit Christus, der in uns und durch uns am Wirken ist.

Denn dann wären wir ein guter Brief, wenn die, die ihn lesen, mit dem in Kontakt kämen, der diesen Brief geschrieben hat. Wir sind Christi Brief.

Ich schließe mit den Worten einer Nonne aus dem 14. Jahrhundert: „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit zu tun. Er hat keine Füße, nur unsere Füße, um Menschen auf seinen Weg zu führen. Christus hat keine Lippen, nur unsere Lippen, um Menschen von ihm zu erzählen. Er hat keine Hilfe, nur unsere Hilfe, um Menschen an seine Seite zu bringen. Wir sind die einzige Bibel, die die Öffentlichkeit noch liest. Wir sind Gottes letzte Botschaft, in Taten und Worten geschrieben."

Der Geist macht frei

Predigt zu 2. Korinther 3, 6b+17 am 21. Januar 2018

Jeder hat ja so seine Meinungen zu diesem oder jenem Thema. Und das ist gut so. Schließlich haben wir so etwas wie Meinungsfreiheit.

Und doch gibt es auch immer wieder Streit: Darf man alles sagen? Alles behaupten? Auch Falsches? Auch Rassistisches, Sexistisches, Pietätsloses? Müsste es da nicht so etwas wie eine Grenze geben, die nicht

überschritten werden darf? Müsste da nicht jeder im Sinne einer Selbstzensur selbst aufpassen?

Und was ist, wenn es zum Streit kommt, wenn Meinung gegen Meinung steht? Wer entscheidet dann, was richtig und was falsch ist, was geht und was eben nicht? Steht das Recht auf freie Meinungsäußerung über dem Recht auf Schutz vor Verunglimpfung?

In christlich-kirchlichen Zusammenhängen ist das ja nicht ganz anders. Es gibt immer Auseinandersetzungen und ein Ringen um richtige Einstellungen, um mögliche Wege, um Formen des Glaubens und des Christseins. Vieles ist möglich. Und doch kommt es immer wieder vor, dass Meinungen geradezu verketzert werden.

In der Kirche hat sich eingebürgert, dass man bei strittigen Themen in der Bibel und in den Bekenntnisschriften nachschaut, wie es die Apostel und die Väter des Glaubens gesehen haben.

Da gibt es einen gewissen Konsens: Was da steht, ist Richtschnur oder Maßstab. Schon deshalb, weil Mose die Gebote ja nach biblischer Überlieferung direkt von Gott bekommen hatte. Schon deshalb, weil die Propheten für sich beanspruchten, im Namen Gottes zu sprechen. Und das setzte sich bei Jesus fort. Was er sagte, verstanden die Gläubigen als Wort Gottes. Und an dem, was Paulus sagte, kommt niemand vorbei.

Hinzu kam der Glaube, die ganze Bibel sei das Wort Gottes. Für viele ist das bis heute so und die Bibel als Ganze unantastbar, also oberste Autorität.

Wer so denkt, macht sich nicht klar, dass weder Mose und die Propheten noch Jesus und Paulus zu ihrer Zeit die unangefochtenen Autoritäten waren, die sie heute sind. Sie alle waren zu Lebzeiten sehr umstritten. Warum? Weil sie entgegen der allgemeinen Meinung Positionen und Ansichten vertraten, die neu waren.

Mose und die Propheten z.B. verpflichteten die Israeliten auf den Glauben an den einen Gott in einer Zeit, in der man noch an viele Götter glaubte.

Oder nehmen wir mal die die Zeitgenossen Jesu. Die werden sich gefragt haben, was Jesus sich denn anmaßte, als er sagte: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde. Ich aber sage euch..."

Und als Paulus seine christlichen Gemeinden gründete und seine Briefe schrieb, da war er einer von vielen, aber nicht der Apostel, der er heute ist.

Im Verlauf der Geschichte gab es das immer wieder, dass das bis dahin Übliche in Frage gestellt wurde und sich Neues Bahn brach. Nicht nur das Weltbild, auch das Gottesbild und der Glaube an Gott veränderten sich immer wieder, manchmal kaum merklich, manchmal mit einem riesigen Knall, nicht erst die letzten 100 Jahre. Das war schon immer so.

Heute geht es um zwei kurze Sätze aus dem 2. Korintherbrief, die es aber in sich haben: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig."

In der Zeit des Paulus gab es natürlich auch schon Heilige Schriften. Das waren vor allem die Schriften, die bei uns das Alte Testament bilden. Und die waren natürlich verbindlich. Sie erzählten vom Glauben und davon, was die Glaubenshelden erlebt hatten. Daran richtete man sich auf. Daran richtete man sich aus. Was in den Heiligen Schriften stand, versuchte man zu verstehen, auszulegen und in seiner Bedeutung für die Bewältigung des Alltags zu aktualisieren.

Wenn mich das, was ich höre und lese, dazu führt, mir eigene Erfahrungen zu erschließen, wenn es mich inspiriert, dann ist alles gut. Aber oft genug passiert das nicht. Oft genug geht sowohl vom gesprochenen Wort als auch von den aufgeschriebenen Buchstaben nichts Inspirierendes aus.

Was man manchmal zu lesen oder zu hören bekommt, das behindert eigene Gedanken und Erfahrungen. Jemand sagte neulich im Gesprächskreis, Buchstaben, Worte, Gesetze, Verordnungen können wir ein Käfig sein, der uns gefangen hält. Nicht so gut. Wenn Buchstaben uns und unsere Lebendigkeit lähmen, wenn sie unsere Kreativität töten, dann weg damit.

Und da kommt dann der Geist Gottes ins Spiel. Er befreit uns aus der Bleiwüste leerer Worte, die man hört oder liest, aber von denen man nicht leben kann.

Und so lenkt das ständige Schauen auf die Schriften den Blick auf die Vergangenheit, auf die Gedanken und Geschichten anderer. Und gleichzeitig verstellt es einem damit den Blick für eigene Erfahrungen. Denn: Sind die weniger wert, weniger wichtig als die Gedanken und Erfahrungen der Altvorderen? Nicht unbedingt.

Wenn Paulus infolge eigener Erfahrungen mit der Tradition dann sagt „Der Buchstabe tötet", dann ist das aus seiner Situation heraus geschrieben und erklärlich. Damals war er es, der sich gegen die Tradition, gegen die vorherrschende Meinung durchsetzen musste. Und er

wusste darum, dass die Gefahr bestand, dass das Neue unter die Räder kommt, weil es nicht der Tradition entsprach.

Heute gilt Paulus als Autorität. Heute geht es uns mit ihm so, wie es ihm damals mit denen ging, die die heiligen Schriften gegen ihn ins Feld führten.

Man könnte heute ja geradezu den Eindruck gewinnen, dass man an Paulus glauben muss, dass man unwidersprochen hinnehmen muss, was er in seinen Briefen geschrieben hat, um ein guter Christ zu sein. So ein Fundamentalismus, so ein Buchstabenglaube kann's doch nicht sein. Ich bin mir sicher: Paulus hätte das nicht gewollt.

Er hielt damals seinen Kritikern entgegen: „Der Geist macht lebendig. Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Was er damals für sich beanspruchte, können wir heute für uns beanspruchen. Denn der Geist weht noch immer, wo er will. Und der Geist macht lebendig und frei – auch heute noch.

Diese Freiheit und Lebendigkeit, von denen da die Rede ist, sind ja kein ein für alle Mal erworbener Zustand. Sie wollen immer wieder neu erlebt werden. Dabei hilft der Geist. Der Geist macht lebendig. Der Geist macht frei. Damit lenkt Paulus selbst den Blick weg von den Buchstaben und hin zu eigenen Gedanken und Erfahrungen.

Leere Worte und tötende Buchstaben finden sich natürlich nicht nur im kirchlichen Bereich, sondern überall, in Büchern, in Zeitungen, Journalen, im Internet und im Fernsehen.

Man ist ja heute weniger bibelgläubig. Aber autoritätsgläubig ist man unter Umständen eben doch, weil man nur das denkt und tut, was man eben so denkt und tut. Das große „Man" ist für viele die Autorität schlechthin. So hat man sich zwar der biblischen und kirchlichen Autorität entledigt, sie aber nur gegen neue Autoritäten eingetauscht.

Das haben weder Jesus noch Paulus noch Luther gewollt. Und auch die Aufklärer nicht. Die haben uns bewusst gemacht, dass es nicht gut ist, wenn wir autoritätsgläubig machen, was man uns sagt, egal wer für dieses „Man" verantwortlich ist.

Besser wäre, wir würden selbst Erfahrungen machen, eigenständig denken, uns befreien von allem, was uns einzwängt und töten bzw. lähmen will.

Insofern bleibt uns lebenslang die Aufgabe der Aufklärung, dass wir uns aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit befreien, ja manchmal auch befreien lassen.

Also nicht leichtgläubig allem glauben, was man erzählt bekommt, bloß nicht den Meinungsmachern auf den Leim gehen, und auch nicht reinfallen auf die mancherlei Formen der Manipulation durch Propaganda, Werbung und Fake News. Das ist leichter gesagt, als getan. Denn es ist wahrlich nicht leicht ist, das Tötende auszusortieren und sich das lebendig Machende zu bewahren.

Das gilt für alle Bereiche des Lebens: Für christlichen Glauben und Kirche, aber auch für Bildung und Schule sowie für politische Überzeugungen und die Welt als Ganzes.

Paulus bestärkt also alle Bemühungen um Selbständigkeit, um Mündigkeit, um Freiheit und wendet sich gegen alle leeren und tötenden Worte.

Im Grund ist Paulus damit ein Vorkämpfer der Aufklärung. Denn auch sein Ziel war die Freiheit von allen Vormündern, also die Freiheit von allen, die für uns reden und entscheiden wollen.

Das klingt gut, ist aber nicht ganz einfach. Denn es setzt voraus, dass man selbst denkt und entscheidet, nicht andere für einen denken und entscheiden lässt. Das setzt voraus, dass man erwachsen wird und bereit ist, Verantwortung zu übernehmen.

Und das kann dann zuweilen auch schon mal bedeuten, dass man entgegen dem, was andere denken, was ganz eigenes denkt, dass man nicht tut, was man, was alle tun, dass man sich dem Mainstream und allem, was einen bevormunden will, widersetzt.

Für Paulus ist Gott selbst die Quelle und Voraussetzung unserer Freiheit und Lebendigkeit. Frag sich eigentlich nur noch, woher man diesen Geist bekommt? Kaufen kann man ihn nicht. Aber man kann ihn bekommen. Die gute Nachricht ist nämlich: Gott schenkt ihn und damit sich selbst. Und wir? Wir können uns ihm öffnen, damit er uns zum Leben befreien kann.

Gott leuchtet ein

Predigt zu 2. Korinther 4, 4-6 am 6. Januar 2008

Haben Sie zu Hause auf dem Schreibtisch oder im Rahmen an der Wand Bilder Ihrer Lieben? Klar. Wer hätte die nicht? Da gibt es vermutlich ganz alte Bilder, manche noch in schwarz-weiß, und neuere Bilder, die meisten in Farbe. Das sich eben nicht Bilder von irgendwem, sondern von Ihren Lieben, von den Menschen eben, die sie lieben und

von denen Sie geliebt werden.

Und wie ist das, wenn man so ein Bild anschaut? Dann sieht man hinter dieser Abbildung den Menschen, der auf diesem Bild abgebildet ist. Man denkt an den Menschen, dem man in Liebe verbunden ist. So ein Bild ist eben viel mehr als nur ein Bild.

Bei Ikonen ist es ganz ähnlich. Einerseits sind es nur unterschiedliche Darstellungen des Christus. Andererseits stehen sie für den Christus, der da abgebildet ist.

Bei so einer Ikone ist es wie bei den Bildern von meinen Lieben. Sehe ich den Christus auf der Ikone, spüre ich meine Verbundenheit zu ihm, werden in mir die Gefühle wach, die ich für ihn habe, erinnere ich, was ich von ihm weiß, von ihm gehört habe, wie ich ihn kennen gelernt habe, was ich mit ihm erlebt habe.

So eine Ikone ist weit mehr als nur ein Foto. Sie ist so etwas wie ein Fenster in eine andere Welt, die meinen natürlichen Augen verborgen ist.

Klingt doll. Ist aber ganz unspektakulär, wie bei den Bildern von meinen Lieben. Während ich deren Bilder sehe, sehe ich hinter der Abbildung den Menschen, dem ich verbunden bin. So ist das mit Ikonen auch. Ich sehe die Christusdarstellung. Aber hinter der Abbildung den Christus, der auf der Ikone nur abgebildet ist.

Nehmen wir mal ein Fenster. Was sieht man? Das Glas meistens nicht, sondern das, was sich hinter dem Glas befindet, z.B. den Baum, die Häuser, die Wolken, den Himmel.

Nun stellen Sie sich bitte mal vor, jemand hätte alle Fenster bemalt, und zwar genau mit dem, was man hinter den Glasscheiben in echt sehen kann. Ich weiß. Wer sollte so einen Unsinn machen? Keiner.

Und doch macht es deutlich, wie man sich das mit einer Ikone vorzustellen hat. Eine Ikone bildet ab, was sich dahinter in echt verbirgt. Die Frage ist also: Gelingt es mir, gewissermaßen durch die Ikone hindurch zu sehen? Gelingt es mir, nicht nur die Abbildung zu sehen, sondern den, der abgebildet wurde?

Nun sehen alle Ikonen anders aus. Da fragt man sich: Kann es denn sein, dass der, der sich hinter all den Bildern verbirgt, immer anders aussieht? Nein. Natürlich nicht. Er ist, der er ist.

Und doch. Auch hier hilft ein Blick auf normale Fotos. Vergleichen Sie mal die Fotos, die früher von Ihnen gemacht wurden mit den Bildern, die in der letzten Zeit entstanden sind. Jedes sieht anders aus. Und doch sind es immer Sie.

Im Grunde geht es noch weiter. Die Bilder stellen eine Verbindung her zwischen uns und dem, was auf den Bildern abgebildet ist.

Bei Ikonen ist das auch so. Die Ikone ist ein Bild vom lebendigen Christus. Nun heißt es in der Bibel, dass Christus selbst in gewisser Weise auch ein Bild ist, nämlich das Ebenbild, die Ikone Gottes.

Das heißt: Hinter Christus steht Gottvater. Wer Jesus sieht, sieht nicht nur ihn, sondern in ihm und durch ihn den Vater, dessen Abbild Christus ist. Folglich ist eine Ikone ein Bild vom Ebenbild Gottes oder – anders gesagt - eine Ikone von der Ikone Gottes. Ich weiß: Das klingt sehr theoretisch und abstrakt. Dem Ganzen fehlt noch Leben und Farbe.

Deshalb bitte ich Sie jetzt, sich einmal wunderbar verglaste Kirchenfenster einer alten Kirche vorzustellen, auf dem der Christus dargestellt ist. Was passiert, wenn die Sonne aufgeht und ihr Licht durch das Fenster fällt? Im Sonnenlicht und Wolkenspiel beginnt der Christus zu leuchten und zu leben.

Nur die Sonne kann das Kirchenfenster zum Leuchten bringen. Ohne Sonne ginge da nichts. In diesem Sinne kann nur der lebendige Christus selbst seine Ikone zum Leuchten und Sprechen bringen.

Im Predigttext heißt es: „Gott hat einst gesagt: 'Licht strahle auf aus der Dunkelheit.' So hat er auch sein Licht in unseren Herzen aufstrahlen lassen und uns zur Erkenntnis seiner Herrlichkeit geführt, der Herrlichkeit Gottes, wie sie aufgestrahlt ist in Jesus Christus."

Soweit der Text, in dem Paulus an den Schöpfungsbericht erinnert. Wir haben die Worte im Ohr: „Und Gott sprach: 'Es werde Licht.' Und es wurde Licht." Und das nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen. So wie er Licht im Universum werden lässt, so lässt er Licht werden in uns, in unseren Herzen.

Vielleicht hilft es uns beim Verstehen weiter, wenn wir die Redewendung „Da ging mir ein Licht auf" zur Hilfe nehmen. Denn was meint diese Redewendung: Da ist etwas, was für uns lange im Dunkeln lag, wir aber auf einmal verstehen, als wenn uns ein Licht aufgegangen wäre. Plötzlich leuchtet es uns ein. Etwas steil formuliert könnten wir von Erleuchtung sprechen.

Denken wir noch einmal an die Bilder und Ikonen. Wenn Gott uns ein Licht aufgehen lässt, wenn er uns erleuchtet, dann leuchtet es uns ein, dass wir es nicht nur mit einem Bild von Christus, sondern mit Christus selbst zu tun haben. Und darüber hinaus haben wir es mit Gottvater selbst zu tun unter der Voraussetzung, dass Christus das

Ebenbild Gottes ist. Letztlich ist es also Gott selbst, der uns mit seinem Licht erleuchtet.

In dem Moment, in dem er uns erleuchtet, kann sein Licht durch uns hindurch auch andere erreichen, sodass wir unsererseits zum Ebenbild Gottes werden können.

In diesem Sinne heißt es vom Werden des Menschen in der Bibel ja auch: Zum Bilde Gottes schuf er ihn. Das ist unsere Bestimmung, dass wir einander zum Bilde Gottes werden. Gott ließ sein Licht nicht etwa nur in besonders Heiligen aufstrahlen. Erleuchtet zu sein ist kein Privileg nur weniger Auserwählter.

Nein: Gott lässt sein Licht in uns, ja in all seinen Kindern aufstrahlen. Allen kann ein Licht aufgehen. Durch alle kann sein Licht, er selbst zum Leuchten kommen. Es kommt also offensichtlich nur darauf an, dies Licht leuchten zu lassen und dann in sich und in anderen wahr zu nehmen.

Ich fasse zusammen: Im Idealfall sehen Sie durch mich Christus und durch Christus Gott selbst. Und umgekehrt nehmen Sie wahr, dass Gott hinter Christus steht, der wiederum hinter mir steht. Und mir geht es mit Ihnen natürlich genauso: Ich sehe durch Sie Christus, durch Christus Gott. Und umgekehrt nehme ich wahr, wie Gott hinter Christus steht, der wiederum hinter ihnen steht.

Sie merken: So herum und so herum ist es, als würde man durch eine ganze Reihe von Bildern hindurch sehen wie durch Fenster. Und was sieht man? Man sieht durch uns Christus und durch Christus Gott selbst. Und umgekehrt sieht Gott Christus und durch Christus uns und durch uns die anderen.

Im Extremfall müssen wir das Licht nicht einmal selbst sehen, um es doch zu sehen. Wir können es in den Augen derer sehen, die vor uns stehen und ins Licht schauen, die vor uns lebten und ins Licht schauten.

Wie auch immer es dazu kommt - darum geht es: Dies Licht wahrzunehmen, in uns und unter uns, dies Licht, das Gott allen zugedacht hat, das er überall aufstrahlen lassen will, das Licht, das ihn selbst zum Leuchten bringt. So leuchtet Gott ein.

Martin Luther hat gespürt, dass es nicht nur darum geht, wie wir selbst erleuchtet zu werden durch das Aufstrahlen des göttlichen Lichtes in uns, sondern dass andere durch uns zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes kommen sollen.

Er übersetzte: „Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung zur Erkenntnis der

Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi“

Es ist tatsächlich möglich, dass durch uns anderen nicht nur irgendein, sondern das Licht aufgeht, das uns selig machende göttliche Licht. Nicht deswegen, weil wir so fromm und gläubig wären. Nein: Einfach dadurch, dass - Gott sei Dank - in uns etwas von seinem göttlichen Licht aufstrahlt.

Bei alledem ist es nicht unsere Aufgabe, das Licht zum Leuchten zu bringen. Das kann es schon alleine. Es ist unsere Aufgabe, alles daran zu setzen, dass das Licht uns zum Leuchten bringt.

Das geht hier in St. Markus besonders gut. Denn unsere Glasstele mit dem Christus erinnert uns immer wieder an das Licht, das uns erleuchten will.

Licht strahle auf

Predigt zu 2. Korinther 4, 6-7 am 17. Januar 2016

Zunächst erinnert Paulus an die Schöpfung, wenn er sagt: Licht strahle auf aus der Dunkelheit.“ Dort heißt es bekanntlich: „'Es werde Licht.'- Und es wurde Licht.“ Davon leben wir – bis heute.

Paulus hat erlebt, dass es so wie im Universum auch in ihm Licht wurde, als hätte Gott gesagt: Licht strahle auf in Paulus. Paulus beschreibt das im Vers 6 mit den Worten: „So hat er auch sein Licht in meinem Herzen aufleuchten lassen.“

Das Schöne ist: Gott lässt sein Licht nicht etwa nur in besonders Heiligen aufstrahlen, wie etwa in Paulus, der das beschreibt. Nein: „Gott hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben.“ So lautet die Übersetzung Luthers an dieser Stelle. Also nicht nur in Paulus, nein in allen Herzen ist dieses Licht, dieser helle Schein.

Wie ist das mit dem Licht zu verstehen? Es ist offensichtlich da, in jedem von uns, auch dann, wenn es nicht bemerkt wird.

Paulus sagt von sich: „Ich trage diesen Schatz“ in mir. Schätze sind oft verborgen, bis man sie entdeckt. Man muss sie suchen und finden. Und dann muss man sie heben. So ähnlich stelle ich mir das auch mit diesem speziellen Schatz vor.

Paulus hat diesen Schatz schon gefunden. Er weiß darum. Das könnte bei uns anders sein. Während die einen von sich sagen: „Bei mir ist das auch so“, werden andere vielleicht etwas verwundert sagen: „Wie, bei mir soll das auch so sein?“ Und wieder andere sind sicher der Meinung: „Davon habe ich noch nichts gemerkt.“

Aber hat man erst einmal realisiert, was schon längst Wirklichkeit in einem ist, geht einem in doppeltem Sinn ein Licht auf. Plötzlich leuchtet es einem ein. Etwas steil formuliert: Plötzlich ist man erleuchtet – von innen her.

Wie sehr das Licht in uns nun zum Zuge kommt, ist nicht ausgemacht. Zum einen können wir das Licht, den hellen Schein in unseren Herzen, nicht machen. Zum anderen liegt es aber mit an uns, ob wir dieses Licht leuchten lassen oder verdunkeln. Beides ist möglich.

Das eine wie das andere muss nicht bewusst oder absichtlich geschehen. Deshalb ist es gut, wenn wir uns immer wieder fragen: Will ich dieses Licht, diesen hellen Schein in mir und durch mich leuchten lassen?

Hören Sie dazu folgende Geschichte: Günther kommt mit seiner Mutter an einer großen Kirche vorbei. „Die großen Fenster sind aber ganz schön schmutzig.“ Die Mutter sagt nichts, geht mit ihm in die Kirche hinein. Hier sind die Fenster, die von außen ganz grau und schmutzig aussehen, plötzlich strahlend bunt und leuchten in den hellsten Farben. Günter sieht ein ganz besonders schönes Fenster. Die Sonne strahlt durch eine Figur hindurch in den Raum. „Wer ist das?“ „Das ist der heilige Paulus.“ Ein paar Tage später im Religionsunterricht fragt der Lehrer: „Wer von euch kann mir sagen, was ein Heiliger ist?“ Günter weiß es: „Ein Heiliger, das ist ein Mensch, durch den die Sonne scheint.“

Die Geschichte trifft genau das, worum es Paulus hier geht: „Ein Heiliger, das ist ein Mensch, durch den der helle Schein, das innere Licht hindurchleuchtet.“

Wie gesagt. Das ist allen möglich. Es ist kein Privileg einiger weniger Auserwählter. Durch jeden kann Gottes Kraft und Licht so sehr hindurch leuchten, dass sie selbst erleuchtet dazu beitragen können, dass anderen ein Licht aufgeht.

Paulus sagt von sich: „Gott hat mich zur Erkenntnis seiner Herrlichkeit geführt, der Herrlichkeit Gottes, wie sie aufgestrahlt ist in Jesus Christus.“

Was für Paulus möglich war, ist jedem möglich. Luther hat das gespürt. Er übersetzte diese Stelle denn auch so, dass sich jeder angesprochen fühlen darf: „ ... dass durch uns entstünde die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.“

Das sollte uns aufhorchen lassen: Wie? Durch uns soll das geschehen? Ja, genau so ist es gemeint. Es ist tatsächlich möglich, dass durch

uns anderen ein Licht aufgeht. Nicht deswegen, weil wir so fromm und gläubig wären. Nein: Einfach dadurch, dass in uns etwas von seinem göttlichen Licht aufstrahlt - und sei es „nur“ der Funke der Begeisterung, mit der wir auf andere zugehen.

Was Paulus schrieb, hatte einen biographischen Hintergrund. Einige Korinther waren der Meinung, sein eher bescheidener Auftritt passe so ganz und gar nicht zu dem, was er verkündete. Er würde zwar von Herrlichkeit sprechen, aber ziemlich schwächlich wirken. Und so fühlte er sich auch. Ihm ging es alles andere als herrlich.

Das machte ihn sensibel für die Kraft Gottes, die er in sich verspürte. Und es ließ in ihm die Gewissheit wachsen, dass es nicht seine Kraft war, sondern Gottes Kraft, die in ihm und durch ihn am Werk war.

Im Grunde gab er seinen Kritikern Recht, indem er von sich sagte, dass er schwach ist, und gleichzeitig von Gott sagte, dass der stark sei.

Im 7. Vers heißt es deshalb: „Denn es soll deutlich sichtbar sein, dass das Übermaß an Kraft, mit dem ich wirke, von Gott kommt und nicht aus mir selbst.“

So verstand er sich als Werkzeug Gottes. Wie stark und herrlich musste der Gott sein, von dem er sprach, dass er durch ihn, den unscheinbaren Schwächling, so Großes vollbringen konnte.

Diese Erfahrung brachte er in dem Gedanken vom zerbrechlichen Gefäß zum Ausdruck. „Ich trage diesen Schatz in einem ganz gewöhnlichen, zerbrechlichen Gefäß.“ Mit Gefäß meinte er seinen Körper, sich selbst.

Er empfand sich als ein unansehnliches zerbrechliches Gefäß, in das Gott aber einen unvorstellbar kostbaren Schatz hineingelegt hatte, eben das Licht, den hellen Schein, die Kraft und Herrlichkeit Gottes. Welch wunderbarer Gedanke.

Und auch diese Aussage des Paulus hat Luther auf alle Christen angewendet, indem er hier übersetzte: „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen.“ Es sollte uns nicht traurig machen, dass wir diesen Schatz nur so verborgen, so versteckt wie in einem irdischen Gefäß haben.

Christus selbst war so ein irdisches Gefäß, in dem die Herrlichkeit Gottes war. Wir haben vorhin in der Lesung von der Verklärung gehört. Nur für einen kurzen Moment wurde sichtbar, welch eine Herrlichkeit in ihm war, immer war, auch wenn die Menschen sonst nur seine irdische Seite zu Gesicht bekamen, die sterblich war und in den

Tod gegeben wurde. Wenn wir einander begegnen, sehen wir auch nur, was vor Augen ist.

Aber in uns, in jedem Menschen steckt dieses Licht, dieser helle Schein, diese Kraft, die Herrlichkeit Gottes – auch wenn wir es kaum glauben mögen.

Ich schließe mit Worten, die wir Nelson Mandela verdanken: Unsere größte Angst ist nicht, unzulänglich zu sein. Unsere größte Angst ist, grenzenlos mächtig zu sein. Unser Licht, nicht unsere Dunkelheit ängstigt uns am meisten. Wir fragen uns: Wer bin ich denn, dass ich so brillant sein soll? Aber wer bist du, es nicht zu sein? Du bist ein Kind Gottes. Es dient der Welt nicht, wenn du dich klein machst. Dich klein zu machen, nur damit andere um dich herum sich nicht unsicher fühlen, hat nichts Erleuchtetes. Wir wurden geboren, um die Herrlichkeit Gottes, der in uns ist, zu manifestieren. Er ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem Einzelnen. Und wenn wir unser Licht leuchten lassen, geben wir damit unbewusst anderen die Erlaubnis, es auch zu tun. Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind, befreit unsere Gegenwart automatisch die anderen.

Innen und außen

Predigt zu 2. Korinther 4, 16+18 am 14. Mai 2006

Wie ging es Ihnen heute Morgen beim morgendlichen Blick in den Spiegel? Sind Sie erschrocken? Gerade morgens sieht man nicht gerade schmeichelhaft aus. Und manchmal fragt man sich: Sind denn die Haare noch grauer, noch weniger geworden? Und was ist denn das hier für ein Fleck? Na ja, so ist das wohl, wenn man älter wird.

Und ihr, die Jüngeren, die neuen Konfirmandinnen und Konfirmanden, wie war das bei euch? Wart ihr denn zufrieden damit, wie ihr ausseht? Findet ihr euch schön? Oder habt ihr euch mal wieder geärgert über die blöden Pickel? Macht euch nicht zu viele Gedanken darum. Wenn man so in die Jahre kommt, gewöhnt man sich irgendwann daran, wie man aussieht.

Früher oder später kommt auch für euch wie für jede und jeden von uns der Moment, an dem man sich eingestehen muss, dass man nicht, nicht mehr so jung, so hübsch, so gelenkig, so leistungsfähig, so gesund wie früher ist.

Die erste Zeit geht es ja noch. Da kann man darüber noch Späßchen

machen, dass der Putz bröckelt, wie man dann sagt. Aber wenn man spürt, dass man auf dem absteigenden Ast ist, geht's einem nicht so gut damit.

So ähnlich muss es den Menschen in Korinth auch gegangen sein, an die sich der Apostel Paulus mit folgenden Worten wandte: „Ich verliere nicht den Mut angesichts der Tatsache, dass die Lebenskräfte, die ich von Natur aus habe, aufgerieben werden. Wenn auch unser äußerer Mensch zerfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert... Wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das, was jetzt noch niemand sehen kann. Denn was wir jetzt sehen, besteht nur eine gewisse Zeit. Das Unsichtbare aber bleibt ewig bestehen."

Ist doch erstaunlich, dass es Paulus nicht traurig gemacht hat, dass seine Lebenskräfte nachlassen. Bei vielen ist das heutzutage anders. Die, die es merken und sich eingestehen, sind oft sehr traurig angesichts ihrer nachlassenden Kräfte. Und die, die es zwar merken, aber nicht wahrhaben wollen, versuchen alles, um den Verfall aufzuhalten – und da das nicht geht, wenigstens zu verlangs Und so wird geliftet und gefärbt, trainiert und wegoperiert, ersetzt und vertuscht.

Offensichtlich sind viele doch mehr mit ihrem Äußeren beschäftigt, als sie anderen gegenüber zugeben würden. Es heißt z.B. nicht umsonst: „Kleider machen Leute."

Und das fängt schon früh an. Oder ist das bei euch anders? Wer wollte nicht schön, cool und erfolgreich sein? Wer wollte nicht Marken-Klamotten, das neueste Handy und eine echt stylische Frisur haben? Hand aufs Herz: Ist doch so, oder nicht?

Ich meine, dass es doch überhaupt nicht auf das Äußere ankommt. Es kommt doch weder auf die Maske noch auf die Verkleidung an. Es kommt doch nur auf den Menschen an, der dahinter steckt.

Schon Paulus sagte: „Wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das, was jetzt noch niemand sehen kann." Das klingt so, als wenn das für alle klar wäre. Ist es natürlich nicht. Was er hier sagt, stimmt natürlich nicht für alle. Denn einige sehen eben doch nur oder vor allem das Äußere.

Als würde Paulus ahnen, wie schwer sich viele damit tun, sich vom Äußeren nicht blenden zu lassen, gibt er Ihnen und uns den folgenden Hinweis: „Wenn auch unser äußerer Mensch zerfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert." Er betrachtet den Menschen sozusagen von zwei Seiten, als äußeren und als inneren Menschen.

Was der äußere Mensch ist, was die Äußerlichkeiten angeht, das hatte Paulus genauso vor Augen wie wir. Das sieht man doch. Und leider hat sich auch daran nichts geändert, dass die äußere Hülle, dass der äußere Mensch vergänglich ist.

Aber was meinte Paulus mit dem inneren Menschen? Meinte er das Innenleben eines Menschen? Oder meinte er die Seele, den Geist, die Gefühle, den Willen, das Bewusstsein?

Könnte man meinen. Und natürlich braucht man hier innen drin eine Menge Selbstbewusstsein, um jemand zu sein, ohne dass man äußerlich was her macht, ohne dass man reich oder schön oder einflussreich ist.

Aber ist es das schon? Ich denke z.B. an einen Menschen, der infolge eines Unfalls körperlich völlig zerstört ist, dessen Geist aber noch hellwach ist. Man sieht förmlich, wie er äußerlich zerfällt. Und man spürt, wie er sich innerlich aufbäumt. Aber wenn er dann stirbt, stirbt nicht nur sein Leib, sondern der ganze Mensch, eben auch sein Innenleben.

Das zeigt doch, dass Paulus mit dem inneren Menschen vermutlich nicht das Innenleben eines Menschen gemeint hat, wie wir es üblicherweise vor Augen haben.

Paulus muss etwas anderes im Blick gehabt haben, als er vom inneren Menschen sprach. Denn er sagte: „Das Unsichtbare bleibt ewig bestehen." An was dachte er, wenn es das Innenleben eines Menschen nicht war, an das wir zunächst denken würden?

Sie haben Recht. Das ist nicht leicht zu verstehen - schon deshalb nicht, weil wir in einer Zeit leben, die zunehmend in den äußerlichen Dingen des Lebens aufgeht. Und doch ist es nötig, nicht nur dem äußeren Menschen unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn der ist wie gesagt vergänglich.

Wir müssen uns auch um den inneren Menschen kümmern, wenn wir nicht Schaden nehmen wollen. Denn was würde es uns helfen, wenn wir die ganze Welt gewönnen und doch Schaden nähmen an unserer Seele, wie Jesus sagte?

Um mit der Beantwortung der Frage, was der innere Mensch ist, weiter zu kommen, muss ich zur Hilfe nehmen, was Paulus nicht hier, aber an anderer Stelle sagte. Nämlich: „Ich lebe. Aber nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir."

Der innere Mensch hat ganz offensichtlich mit dem Christus in uns zu tun. Wenn Christus in uns und durch uns wirken kann, dann wächst das, was Paulus den inneren Menschen nennt - unabhängig davon, ob es dem äußeren gut oder schlecht geht.

Von daher ist es möglich, das Zerfallen des äußeren Menschen nicht

nur zu erleiden, sondern es mit Hilfe des Christus in uns so zu bearbeiten, dass der innere Mensch aus dem Zerfallen des äußeren Menschen gestärkt hervorgeht.

So kann ich mir und Ihnen und euch nur wünschen, dass Christus immer mehr in uns und durch uns hindurch zur Wirkung gelangt. Möge er unseren inneren Menschen stärken, damit wir immer mehr einen Blick für die Innenseite des Lebens und damit für die Mitte des Seins entwickeln und uns nicht durch die Äußerlichkeiten blenden und ablenken lassen.

Ich bitte Gott, dass er uns Kraft gebe stark zu werden durch seinen Geist am inwendigen Menschen, dass Christus durch den Glauben in unseren Herzen wohne und wir in der Liebe eingewurzelt und gegründet sind.

Himmlische Heimat

Predigt zu 2. Korinther 5, 1-10 am 14. November 2021

Dieser Text aus dem 2. Korintherbrief hat in meiner Bibel die Überschrift: „Sehnsucht nach der himmlischen Heimat“. Als ich das lese, bleibe ich, bevor ich weiter lesen kann, schon bei dieser Überschrift und dem Wort Heimat hängen.

Warum? Die Erklärung ist ganz einfach. Ich denke an den letzten Krieg und die vielen Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten und gen Westen zogen – in eine ungewisse Zukunft, in der Hoffnung auf eine neue Heimat.

Viele haben über die Erfahrungen der Flüchtlinge berichtet und geschrieben. Eins der Bücher stammt von Andreas Kossert. Er gab ihm den Titel „Kalte Heimat“. Vielleicht kennt es ja der eine oder die andere. Es geht in diesem lesenswerten Buch um die Geschichte vieler Deutscher, die ihre Heimat in den deutschen Ostgebieten nach dem 2. Weltkrieg verloren haben und fliehen mussten oder vertrieben wurden.

Im Westen angekommen hofften viele anfänglich noch, sie könnten eines Tages in die Heimat zurückkehren. Die Sehnsucht nach der alten Heimat schmolz dann aber Jahr um Jahr dahin. Wie wir aus der Geschichte wissen, gab es keine Heimkehr in die Heimat im erhofften Sinn.

So mussten die Vertriebenen und Flüchtlinge notgedrungen im Westen eine neue Bleibe finden. Das war nicht leicht. Denn viele der Einheimischen ließen ihre Landsleute aus dem Osten spüren, dass sie hier nicht willkommen waren. Man zeigte ihnen die kalte Schulter. Man beschimpfte sie. Man wollte sie nicht haben.

So betrachtet ergeht es vielen Flüchtlingen von heute sehr ähnlich. Dabei geht es uns heute ja viel besser als denen damals, als Deutschland in Schutt und Asche lag. Viele hatte ja selbst kaum noch etwas.

In Kosserts Buch wird beschrieben, wie es den Menschen damals erging, die ihre Heimat im Osten von einem Moment auf den anderen verloren. Innerhalb weniger Stunden waren die Häuser zu räumen und zu übergeben. Man stelle sich vor: Eben noch waren sie Besitzer eines Hauses. Dann kam der Befehl zur Räumung. Und man war obdachlos. Kein Einspruch möglich.

Mit Tränen in den Augen schulterten sie die paar Habseligkeiten, die sie mitnehmen durften. Das war wenig genug. Ein letzter Blick, dann machten sie das Licht aus und zogen die Tür hinter sich zu. Und los ging‘s in die ungewisse Zukunft.

Was das an Entwurzelung und Problemen mit sich brachte, und nicht nur für die, die weg mussten, sondern im Grunde für alle Deutschen, ist nie wirklich aufgearbeitet worden. Ein nationales Trauma.

Die Lektüre des Buches hat mir bewusst gemacht, wie sehr da auch die Geschichte meiner Familie beschrieben wurde. Natürlich: Ich bin 1957 hier geboren – und doch ein Flüchtlingskind, wenn auch nur der 2. Generation. Aber all das hat etwas mit uns gemacht.

Mein Familienname verrät die Herkunft der Sippe: Kopkow. Richtig: Mein Vater floh mit seiner Mutter als Jugendlicher aus Ostpreußen. Vermutlich hatte mein Großvater da schon sein Leben an der Ostfront verloren. Meine Mutter floh mit den Eltern aus Schlesien.

Ohne dass ich mich an besondere Ereignisse oder Gespräche erinnern kann, in denen das alles vor mir thematisiert worden wäre, kam mir beim Lesen des Buches von der „Kalten Heimat“ vieles in den Sinn, was ich als Kind so nebenbei mitbekommen hatte.

Aber wie das so ist: Als Kind dachte man nicht weiter darüber nach. Und doch hatte all das so eine Art Langzeitwirkung – und wie gesagt nicht nur bei mir, bei vielen, wenn nicht bei allen. Erst im Nachhinein spürte ich etwas davon, wie ich selbst und viele andere mehr oder weniger entwurzelt wurden und heimatlos geblieben sind.

Die Flucht war nur der Anfang eines modernen Nomadentums. Bedingt durch den Beruf meines Vaters sind wir als Familie mehrmals umgezogen. Und als Student habe ich einige Male den Studienort ge-

wechselt.

Die Südstadt ist meine 12. Station. Mittlerweile wohne ich 37 Jahre in Braunschweig. Und ganz gern. Und ich werde ja – wie manche sicher wissen – auch im Ruhestand hier wohnen bleiben, wenn auch nicht in der Dienstwohnung, sondern in meinem Altersruhesitz.

Meine Geschichte ist nur ein Beispiel für viele andere, sehr ähnlich gelagerte Lebensgeschichten. Und man fragt sich: Wie sollen all die, denen es so ähnlich erging, ein Gespür für das bekommen, was andere Heimat nennen?

Ich komme zurück auf den Abschnitt aus dem Korintherbrief und seine Überschrift: „Sehnsucht nach der himmlischen Heimat."

Mit dieser himmlischen Heimat geht es mir ein bisschen wie mit der Heimat meiner Eltern. Ich kenne sie nicht wirklich, nur vom Hörensagen. Und doch habe ich so etwas wie Sehnsucht nach dieser Heimat.

Keine Angst. Meine Sehnsucht ist nicht so groß, wie die des Paulus, der am liebsten gleich sterben wollte. Paulus schrieb: „Ich bin aber voller Zuversicht und würde am liebsten sogleich beim Herrn zu Hause sein."

Noch lebe ich ganz gern. Aber wenn es soweit ist, würde ich mir wünschen, ich könnte es so sagen wie Paulus – ohne Angst vor dem, was kommt.

Aber ob wir wollen oder nicht: Eines Tages wird es für jeden von uns soweit sein, dass wir sterben müssen. Und wenn wir sterben, verlassen wir nicht nur unsere Heimat, unser Haus, unser Zuhause, sondern auch unseren Körper.

Paulus schrieb darüber: „Wenn das irdische Zelt, in dem wir jetzt leben, nämlich unser Körper, abgebrochen wird, hat Gott eine andere Behausung für uns bereit; ein Haus im Himmel, das nicht von Menschen gebaut ist und das in Ewigkeit bestehen bleibt." So wird es kommen, unabhängig davon, wie wir darüber denken, unabhängig davon, ob wir an jene himmlische Heimat glauben oder nicht.

In gewisser Weise ist dieser letzte Umzug krasser als jeder Umzug, krasser als jede Flucht. Denn diesen Weg müssen wir allein gehen. Und wir können rein gar nichts mitnehmen. Wir verlassen eine uns vertraut gewordene Welt ohne zu wissen, was uns erwartet.

Wenn wir sterben, dann ist das so, als würden wir hier unsere Zelte abbrechen bzw. unser Körperhaus verlassen, um in jene himmlische Heimat zu gelangen.

So schön, wie das klingt: Sterben will deswegen vermutlich keiner

von uns. Wir hängen am Leben. Wer gibt schon gerne das eigene Leben oder das Leben geliebter Menschen her?

Und doch müssen wir von dannen, wie es etwas altertümlich, aber passend heißt, ob es uns nun gefällt oder nicht. Wir sind eben nicht unsterblich. Und das macht uns das Herz schwer. Das macht uns traurig – nicht nur am Volkstrauertag.

Nun ist die Traurigkeit das eine. Und es wäre die Traurigkeit auch schon alles, wenn mit dem Tod tatsächlich alles aus wäre, wenn es da nicht diese himmlische Heimat gäbe.

Normalerweise sprechen wir ja davon, dass der Tod das Leben beendet. Bei Paulus steht es genau umgekehrt. Das Leben beendet den Tod. Da steht: „Was an uns vergänglich ist, soll vom Leben verschlungen werden." Das Leben frisst den Tod.

Ihr mögt einwenden, dass wir das mit dem Tod doch anders erleben, schmerzlich, eben als Verlust und nicht als Sieg des Lebens. Menschlich betrachtet stimmt das ja auch. Es tut unendlich weh, gehen zu müssen. Es tut unendlich weh, einen lieben Menschen hergeben zu müssen – in Friedenszeiten genauso wie in Kriegszeiten.

Aber von Gott aus betrachtet ist der Tod nicht nur das Ende des irdischen Lebens, sondern eben auch der Anfang von etwas ganz Neuem jenseits des Todes.

Denn wer hier geht, geht heim, kehrt dorthin zurück, woher er kam, als er auf die Erde kam, als er geboren wurde. Wer hier geht, der geht, um beim himmlischen Vater daheim zu sein. Wer hier geht, kehrt heim in die himmlische Heimat.

Und wieder mögt Ihr einwenden: Schön und gut, den Tod mit einem groß angelegten Umzug aus dieser Welt in jene andere Welt zu vergleichen, als würde man hier auf der Erde gewissermaßen ausziehen, um dort jenseits des Todes bei Gott einzuziehen.

Natürlich: So anschaulich, wie das Bild vom Umzug ist. Es beweist nichts. Es ist nur ein Bild, mit dem der Glaube die Hoffnung auf ein Dasein bei Gott jenseits des Todes festhält.

Paulus ist sich seiner Sache so sicher, dass er beim Thema Tod nicht vom Abschiedsschmerz bestimmt wird, sondern von der Freude angesichts dessen, was auf ihn wie auf jeden von uns nach dem Tod zukommt: die himmlische Heimat. Deshalb sehnt er sich danach.

Er freut sich auf den Tod wie ein Kind auf Weihnachten, weil er sich sicher ist: Wer hier geht, kehrt heim zu Gott. Man könnte also sagen: Wer die himmlische Heimat im Blick hat, kann mit dem Verlust der

irdischen Heimat anders umgehen.

Versöhnung

Predigt zu 2. Korinther 5, 14-21 am 25. März 2016

Es geht um die Versöhnung und das Versöhnen. Gleich der erste Satz hält das alles entscheidende und bewegende Motiv dieser Versöhnung mit den Worten „Die Liebe Christi drängt uns“ fest.

Aus Liebe ist Christus auf die Welt gekommen. Und in Konsequenz seiner Liebe ist er am Kreuz gestorben. Das vergegenwärtigen wir uns heute an Karfreitag.

Diese Liebe, die Christus damals bewog zu tun, was er tat, bewegt seitdem alle, die sich zu Recht auf ihn berufen, die in seiner Nachfolge Christen sind.

Warum sich Paulus von dieser Liebe gedrängt fühlt, machen die dann folgenden Worte deutlich: „Er ist für alle gestorben, damit, die da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist...“

Wie leben wir ihm und nicht uns selbst, also für ihn und nicht für uns selbst? Indem wir das, wofür er lebte, in uns und durch uns weiterleben lassen.

Paulus versucht das mit der Liebe durch seine Ausführungen über die Versöhnung zu verdeutlichen. An keiner Stelle seiner Briefe spricht Paulus mehr über das Versöhnen und die Versöhnung als hier.

Er sagt: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber“. Mal vorausgesetzt, Paulus spricht hier von Versöhnung, wie wir das tun, muss da also etwas zwischen Gott und den Menschen gewesen sein, was sie auseinander gebracht hatte. Es muss gar nichts außergewöhnlich und spektakulär Schlimmes gewesen sein. Ich denke da mehr an Kleinigkeiten, an einen eher schleichenden Prozess, wie er manchmal von Menschen erlebt wird, die in einer Beziehung leben.

Ohne es zu merken, wird man sich fremd, entfremdet man sich, lebt zunächst nur nebeneinander, aber nicht mehr miteinander, ist sich immer gleichgültiger, lebt sich irgendwie immer mehr auseinander, bis man schließlich ganz offiziell auseinander und seine eigenen Wege geht. So ist das zwischen Mensch und Mensch. Bevor es endgültig und offiziell zu einer Scheidung kommt, haben schon unzählige kleine Scheidungen und Trennungen stattgefunden.

Und so, wie das zwischen Mensch und Mensch sein kann, kann es auch zwischen Gott und Mensch sein. Ohne es zu merken, wird einem Gott ganz fremd. Man entfremdet sich von ihm. Eine Zeitlang lebt man noch nebeneinander her, aber schon länger nicht wirklich miteinander. Und dann kommt die Zeit, in der einem Gott immer gleichgültiger wird.

So kann es einem passieren, dass man sich mit Gott immer mehr auseinander lebt. Schlussendlich lebt man dann so, als wenn es ihn gar nicht gäbe. Diesen Zustand der zerrütteten Beziehung, des voneinander Getrenntseins nennt die Bibel Sünde.

So tragisch, wie das mit der Sünde für uns Menschen ist, handelt es sich dabei glücklicherweise nur um einen einseitigen Vorgang. Denn von Gott her sieht das mit der Sünde ganz anders aus. Gott seinerseits hat ja keinen seiner Menschen verlassen.

Unabhängig davon, ob wir Menschen es merken oder nicht, ist er da, an unserer Seite. Er ist und bleibt unser Gott. Und als unser Gott bleibt er unser Liebhaber - was auch geschehen ist bzw. geschieht. Man könnte ihn mit einem verschmähten Liebhaber vergleichen, der die Geliebte auch dann nicht aufgibt, wenn sie nichts von ihm wissen will.

Damit es nun gar nicht erst zu einer dieser unfruchtbaren Diskussionen darüber kommt, wer schuld ist am Zustand der Zerrüttung bzw. Trennung, hat Gott kurzerhand die Schuld auf sich genommen.

Paulus sagt: „Denn Gott war in Christus und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“

Er hat von sich aus die Grundlage für die Versöhnung geschaffen. Damit hat er den berühmten ersten Schritt getan, der eine festgefahrene Situation wieder in Bewegung bringt. Gott will – so Paulus - dass alles wieder gut ist zwischen ihm und seinen Menschen. Deshalb hat er sich und uns diese Möglichkeit eröffnet, wieder zueinander zu kommen.

Gott hat diese Versöhnung gestiftet. Sie steht, komme, was da wolle. Darauf kann sich jeder und jede verlassen.

Nun gilt das mit der Versöhnung nicht etwa nur uns. Nein. Diese Versöhnung gilt allen - auch wenn noch nicht alle davon wissen. Es haben allerdings nur die etwas davon, die sich versöhnen lassen, die sich versöhnt fühlen, die das mit der Versöhnung für sich entdecken und gelten lassen.

Was nun mit Blick auf uns und Gott über die Versöhnung zu sagen gilt, kann nicht ohne Folgen für unser zwischenmenschliches Miteinan-

der bleiben. Wenn die Versöhnung ausnahmslos allen gilt, dann sind auch die, mit denen wir uns in unversöhnlich scheinenden Konflikten befinden, von Gott her mit Gott Versöhnte.

Wenn wir das realisieren, könnte sich die Versöhnung, die Gott ermöglicht hat, auf alle Bereiche unseres alltäglichen Lebens auswirken, vor allem auf die Bereiche, wo es unversöhnlich zugeht, wo wir oder andere mit sich selbst und anderen unversöhnlich umgehen. Das Unversöhnliche in uns würde Stück um Stück absterben, wo wir die Versöhnung gelten und wirken ließen.

Es würde die Versöhnung, die Gott uns ermöglicht, zunächst einmal dazu führen, dass wir uns mit uns selbst versöhnen, dass wir uns mit unseren Schwächen und Fehlern versöhnen, auch mit unseren Versäumnissen und Unvollkommenheiten. Es würde die Versöhnung, die Gott uns ermöglicht, dann dazu führen, dass wir uns mit anderen versöhnen, auch da, wo es zurzeit noch sehr unversöhnlich aussieht. Warum sollte es nicht möglich sein, unversöhnlich Scheinendes im Licht der göttlichen Versöhnung doch als versöhnbar zu erleben?

Unter dem Vorzeichen der Versöhnung würde das Leben der Versöhnten ein Leben sein, das von der Versöhnung her kommt und auf die Versöhnung hin zielt, ein Leben, geprägt von dem Wunsch, dass alle mit Gott, mit sich selbst und miteinander versöhnt sind.

Natürlich kann niemand das mit der Versöhnung erzwingen. Und es wird ja auch niemand gezwungen. Aber indem wir uns einladen lassen, als Versöhnte versöhnlich miteinander umzugehen, werden durch uns wiederum andere eingeladen, bei der Versöhnung mitzumachen: „Lasst auch ihr euch versöhnen mit Gott."

Von daher wird dann auch die Bitte des Paulus verständlich, wenn er sagt: „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns. So bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!"

Mit Gott und untereinander versöhnt dürfen wir Botschafter der Versöhnung sein. Wo diese Versöhnung geschieht, ist Christus nicht umsonst gestorben. Wo dies geschieht, da lebt er - in uns und durch uns weiter.

Hier und jetzt - Zeit der Gnade

Predigt zu 2. Korinther 6, 1-10 am 18. Februar 2018

Immer wieder einmal fragt man sich doch: Wie passt das zusammen? Da ist in den biblischen Verheißungen vom Frieden die Rede und an so vielen Orten auf dieser Welt ist Krieg. Da ist in den biblischen Verheißungen von Fülle die Rede und dass er allen Speise gibt zur rechten Zeit und so viele verhungern. Da ist in den biblischen Verheißungen so oft vom Licht die Rede und in so vielen Menschen ist es innen drin finster. Da ist in den biblischen Verheißungen von Stärke die Rede und so viele fühlen sich schwach. Da ist in den biblischen Verheißungen von Heil und Gnade die Rede und so viele erleben Unheil und Ungnade.

Es ist aber auch zum Verzweifeln. Viele halten das nicht aus, resignieren, wollen von all dem nichts mehr wissen, ziehen sich zurück in der Gefühl: Man kann ja doch nichts machen.

Andere macht das zornig. Zornig auf die, die für die chaotischen Zustände verantwortlich sind. Zornig auch auf Gott, der zwar allen das Heil in Aussicht stellt, aber das Unheil nicht verhindert.

Wie gelingt es einem da, angesichts all dessen den Mut und die Hoffnung nicht zu verlieren? Woher bekommt man die Kraft, all dem trotzig sein „Dennoch" entgegen zu setzen? Was könnte uns veranlassen, den Kopf eben nicht hängen zu lassen?

Paulus muss in einer ähnlichen Situation gewesen sein, als er den Korinthern schrieb... Man spürt seinem Brief ab, was er und seine Mitarbeiter auszustehen hatten. Da ist von Bedrängnissen, Nöten, Ängsten, Schlägen, Gefängnissen und Aufruhr die Rede. Da hatten sie ihre liebe Mühe. Was blieb ihnen da anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen.

Aber nicht nur darin hatten sie sich zu bewähren, sondern auch „in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im Heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, im Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, in Ehre und Schande, in bösen Gerüchten und guten Gerüchten..."

Man stutzt. Dass man sich in der Not zu bewähren hat, ist ja klar. Aber dass man sich auch zu bewähren hat, wenn es einem gut geht, ist nicht jedem und schon gar nicht auf den ersten Blick einsichtig. Und doch ist es auch dann, wenn es einem äußerlich gut geht, notwendig, sich zu bewähren.

Wieso sollte es da notwendig sein? Das sollen gerade wir am besten wissen. Wir wissen, wie schnell man aus dem Blick verliert, wie gut es einem eigentlich geht. Und dann steht man in der Gefahr, der Versuchung zu erliegen, sich eben nicht zu bewähren.

Ich will versuchen, es in zweierlei Hinsicht zu konkretisieren. Obwohl

es uns allem äußeren Anschein gut geht, finden wir immer etwas, worüber wir uns beklagen, was wir bejammern, worüber wir uns aufregen, weil es nicht klappt. Wollen ja nicht klagen, aber... Und so jammern wir auf hohem Niveau.

Ich will damit keineswegs in Frage stellen, dass es gute Gründe gibt, etwas zu beklagen. Aber bei genauerem Hinsehen verlieren viele unserer Klagen an Berechtigung. Denn von außen betrachtet, sagen wir mal von Afrika oder Bangladesch aus betrachtet, geht es uns hier wirklich gut, haben wir keinen Grund uns zu beklagen.

Das wird der eine oder andere anders sehen. Und zuweilen mit Recht. Das müssen wir jetzt nicht im Einzelnen diskutieren. Aber es ist sicher richtig, dass es unter uns eine Tendenz gibt, eben nicht zu sehen, was wir haben, sondern vor allem das zu sehen, was wir nicht haben. Das Glas ist selten wie auch immer gefüllt. Es ist vor allem mehr oder weniger leer.

Wir stehen also in der Versuchung, unzufrieden zu sein mit dem, wie es ist. Wir wollen es immer schneller, größer, besser, perfekter... haben. Und so erliegen wir der Versuchung. Wir denken klein, was gar nicht klein ist. Wir reden schlecht, was gar nicht nur schlecht ist. Wir sehen schwarz, was man auch optimistischer sehen könnte.

Die zweite Versuchung, der wir immer wieder erliegen, hängt mit dem Verlust der Gegenwart zusammen. Zum einen leben wir in der Vergangenheit. Wir erinnern uns an das, was war. Viele werden dann ganz traurig, weil es so schön war, aber leider vorbei ist, oder weil es so schrecklich war und einem so vieles zerstört und genommen hat. Zum anderen leben wir in der Zukunft, mit dem Wunsch, da möge es uns besser gehen, oder in der Befürchtung, da würde ganz bestimmt was ganz Schlimmes passieren. Und auf diese Weise versäumen wir, unser Leben hier und jetzt zu leben, wie es nun einmal ist. Sie merken: Viele - und oft genug wir auch - leben immer wieder im Gestern oder Morgen, im „Wir-haben-nicht“ oder „Wir hätten gern“.

Genau das wollte Paulus verhindern, indem er sich und allen anderen in Erinnerung rief, was Gott uns schon durch den Propheten Jesaja versprach: „Ich habe dich zur willkommenen Zeit erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.“

Daraus zieht Paulus den Schluss: Siehe, jetzt ist die willkommene Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils! Also weder Gestern noch Morgen, sondern hier und heute.

Es wäre so heilsam, wenn es uns gelänge, mal alles beiseite zu legen

und uns zu vergegenwärtigen, dass hier und jetzt die Zeit der Gnade und des Heils ist bzw. für uns sein könnte. Ja, auch hier und jetzt!

Wie immer mein Leben und diese Welt aussieht. Hier und jetzt, sagt Paulus völlig zu Recht, ist die Zeit der Wahrheit, die Zeit der Freiheit, die Zeit der Liebe, die Zeit des Glaubens und die Zeit der Hoffnung. Nur hier und jetzt leben wir.

Mag sein, dass das nicht immer leicht ist. Das weiß auch Paulus. Er weiß, dass wir in einem Spannungsfeld leben, verursacht durch unser Wissen um das, was sein könnte, und verursacht durch unser Wissen um das, was ist. Aber genau da, in dieser Spannung haben wir uns zu bewähren.

Man könnte es auch so sagen: Wir hätten gern überzeugende Antworten auf die bedrängenden Fragen unserer Zeit. Haben wir aber nicht. Wir wüssten gern, was wir denen sagen sollen, die krank, vielleicht sterbenskrank sind. Und dann stehen wir da und wissen nicht, was wir sagen sollen. Ein ums andere Mal würden wir so gern helfen, wissen aber nicht wie. Und so meinen wir ganz oft, wir hätten nichts, womit wir helfen könnten.

Aber dann geschieht es doch, dass durch unser Reden und Tun hindurch Menschen Trost und Hilfe erfahren, dass ihnen etwas von dem weiterhilft, was wir sagen oder tun. Wir meinen, wir hätten nichts in den Händen. Und doch steht unser Tun und Lassen als Mitarbeiter Gottes unter seiner Gnade.

Gott spricht: „Ich habe dich erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.“ Siehe, jetzt ist der Tag des Heils! Wir sind der Armut, der Traurigkeit, dem Sterben nicht enthoben. Und doch erfüllt uns eine Hoffnung, die uns voller Zuversicht nach vorn schauen lässt.

Deshalb schreibt Paulus den Korinthern: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben und doch alles haben.“

Paulus will alle gewinnen, sich wie er als Mitarbeiter Gottes zu verstehen, sich und auch alle anderen unter diesem göttlichen Zuspruch des Heils zu sehen. Hier und jetzt ist Zeit der Gnade. Hier und jetzt ist die Zeit des Heils. Nutzen wir die uns geschenkte Lebenszeit hier und jetzt als Zeit der Gnade und des Heils.

Arm macht er uns reich

Ist es nicht wunderbar: Die vorweihnachtliche Hektik und das volle Programm samt den vielen Geschenken vom Heiligen Abend haben wir hinter uns. An den eigentlichen Weihnachtsfesttagen ist es doch merklich ruhiger. Da hat man schon – wie z.B. jetzt – die Möglichkeit, dem Geheimnis der Weihnacht ein bisschen näher zu kommen.

Dem ersten Teil dieses Verses „Ihr wisst ja, was Jesus Christus unser Herr, in seiner Liebe für euch getan hat“ werden die meisten von uns innerlich nickend zustimmen. Wir wissen darum, dass Christus aus Liebe einer von uns wurde. Genau darum geht es... alle Jahre wieder.

Was da im zweiten Teil dieses kurzen Predigttextes angesprochen wird, ist nicht so populär: „Er war reich und wurde für euch arm. Denn er wollte euch durch seine Armut reich machen.“ Hättest Du diesen Satz mit Weihnachten in Verbindung gebracht? Vermutlich ja nicht.

Das heißt: Auch hier dürfen die ersten Worte noch nachvollziehbar sein: „Er war reich und wurde für euch arm.“ Wie auch immer wir uns den Himmel, die göttliche Sphäre vorstellen – dort jedenfalls war er als Herr des Universums reich in einer Art, die unser Verstehen übersteigt. Deshalb meint reich hier natürlich nicht, was wir unter irdischem Reichtum verstehen.

Seinen himmlischen Reichtum, dieses Sein in Herrlichkeit ließ er los, weil er uns nicht loslassen wollte, weil er uns nahe sein wollte, weil er uns Gottes Liebe zeigen wollte. Um unsertwillen wurde er arm, ein Mensch wie wir, geboren in jenem Stall. Welch ein Abstieg! Und das freiwillig. Aus Liebe. Unvorstellbar.

Man könnte meinen, er hätte sich ja wenigstens - was die irdischen Gegebenheiten angeht - wohlhabende Verhältnisse aussuchen können. Dann wäre der Abstieg nicht gar so extrem ausgefallen. Natürlich, so könnte man meinen. Aber mit Blick auf das, was er hatte, wird es für ihn so oder so kaum einen Unterschied gemacht haben. Seine Menschwerdung machte ihn arm.

Und warum? Warum gab er alles auf? Er hätte ja auch umgekehrt uns alle reich machen können. Dann hätte er selbst nicht arm werden müssen. Das wäre doch, sollte man meinen, viel besser gewesen.

Als hätten die Korinther Paulus genau dies gefragt, schreibt er ihnen wie zur Antwort: „Er wollte euch durch seine Armut reich machen.“ Aber wie? Wie kann einer andere trotz seiner Armut und gerade durch seine Armut reich machen?

Würden wir da nur auf uns schauen, wären wir geneigt, zu sagen: Das ist unmöglich. Irdisch gedacht geht das nicht. Wer selbst arm ist, kann andere nicht reich machen.

Doch halt. Einen Moment. Ist Dir das noch nie passiert, dass Du von jemandem beschenkt wurdest, der nicht so viel wie Du hatte? Doch! Siehst Du, das gibt es.

Denn manchmal sind die, die viel haben, nicht die Reichen, sondern die Armen, so komisch das klingt. Es ist durchaus möglich, dass jemand, der wohlhabend ist, arm ist, arm dran eben.

Aber es geht eben auch umgekehrt. Also wenn jemand daher kommt, der materiell betrachtet zwar arm ist, der aber innerlich reich ist, dann kann so eine Begegnung zwischen einem Armen und einem Reichen dazu führen, dass sich der Reiche seiner Armut bewusst wird und dass er durch die Begegnung mit dem Armen innerlich reich von dannen zieht.

Sie mögen einwenden: „Das klingt nun ja doch sehr märchenhaft.“ Mag sein. Aber das gibt‘s. Wohlstand allein macht nicht reich, jedenfalls nicht wirklich. Und materielle Armut macht einen Menschen nicht zwangsläufig arm.

Wie ist das nun, wenn wir unter diesen Voraussetzungen auf Christus schauen? Von ihm heißt es im Predigttext: „Er wollte euch durch seine Armut reich machen.“

Auch wenn er äußerlich betrachtet als armes Kind auf die Welt kam und so betrachtet arm um unsertwillen wurde, so sagt das nichts über seinen inneren Reichtum aus, der die beeindruckte, die ihm begegneten.

Diese Begegnungen waren es, die die Menschen von damals veränderten, Begegnungen mit einem, der arm daherkam, aber auf eine ihnen bis dahin unbekannte Weise innerlich reich war, reich an Liebe, reich an Glauben, reich an Hoffnung, reich auch an göttlicher Kraft. Wer ihm offen begegnete, wurde reich beschenkt.

Das veranschaulicht folgender Traum, von dem Gerd Theißen berichtet hat:

Wir waren noch nicht geboren. Unsere Seelen waren noch im Himmel. Gott war gerade dabei, die Rollen zu verteilen, die jedem zu Lebzeiten auf der Erde zukommen. Da kam er auch zu mir und machte mir verschiedene Angebote. Aber ich sagte: „Diese Rolle mag ich nicht: Ich möchte lange leben und nicht so früh sterben.“ Und bei dem nächsten Angebot sagte ich: „Diese Rolle will ich auch nicht. Was könnte ich in

der Welt bewirken, wenn ich keine Macht und keine Mittel habe.“ Und beim dritten Mal sagte ich: „Auch diese Rolle liegt mir nicht: Ich werde es nicht ertragen, verachtet zu werden.“ Und so ging das weiter.

Nachdem ich die Geduld des Allerhöchsten schon sehr strapaziert hatte, sagte er schließlich: „Vielleicht fällt dir die Wahl leichter, wenn ich dir sage, welche Rolle ich für mich selbst gewählt habe: Ich werde etwa 30 Jahre leben. Ich werde kein Haus, keine Familie, kein Einkommen besitzen. Ich werde von meinen Verwandten verachtet werden. Meine Freunde werden mich im Stich lassen. Am Ende werde ich als Verbrecher hingerichtet.“

Und ich sagte: „Aber Herr, wie kannst du so die Schöpfung ihrem Ziel näher bringen? Und wie kannst du auf diese Weise Einfluss auf die Menschen gewinnen?“

Da sagte er zu mir: „Ich werde dir zeigen, dass ich in dieser Rolle mehr ausrichten kann als in allen anderen. Ich werde die Menschen davon überzeugen, dass sie in der geringsten Rolle etwas wert sind und die Welt verändern können.“

Ich wandte ein: „Aber wäre es nicht besser, du würdest die ganze Schöpfung so verändern, dass sie nicht mehr jene Hölle ist, die sie manchmal zu sein scheint?“

Und er sagte: „Es gibt keine Hölle. Aber ich werde in das, was du Hölle nennst, hinabsteigen. Meine Liebe zu den Menschen und zur Schöpfung wird stärker sein als diese Hölle.“

Soweit dieser Traum. Ich habe ihn hier wiedergegeben, weil er sehr schön zeigt, warum er für uns arm wurde. Weil er uns auf diese Weise nahe sein konnte. Und das wollte er, uns nahe sein, damit er jedem - auch dem Ärmsten und Kleinsten - das Gefühl geben konnte, dass er etwas wert ist. Wenn das keine gute Botschaft ist.

Ich wiederhole sie einfach noch einmal. Er sagt: „Ich werde die Menschen davon überzeugen, dass sie in der geringsten Rolle etwas wert sind und die Welt verändern können.“

Von daher lade ich Dich ein, es zunächst einmal für Dich selbst zu glauben, dass Du etwas wert bist und dass es Dir möglich ist, die Welt zum Guten zu verändern.

Und wenn es uns gelingt, auch andere davon zu überzeugen, dass sie etwas wert sind und dass sie die Welt zu verändern können, dann ist er nicht umsonst Mensch geworden.

Was immer wir sind, haben und können - wir sind Gott so wertvoll, dass er um unsertwillen seine Herrlichkeit aufgab und arm wurde, damit wir durch ihn reich werden. In diesem Sinne wünsche ich mir und Ihnen und aller Welt gesegnete Weihnachten.

Spenden als Erntedank

Predigt zu 2. Korinther 9. 6-15 am 3. Oktober 2021

Stell Dir bitte vor, Du bekommst ein Geschenk, noch dazu etwas, worüber Du Dich wirklich freust, was Du echt gebrauchen kannst. Was wäre Deine Reaktion? Du würdest Dich freuen. Du würdest Dich bedanken. Vielleicht würdest Du Dich revanchieren wollen, also dem, der Dir mit seinem Geschenk diese Freude gemacht hat, bei nächstbester Gelegenheit auch etwas schenken.

Dich müsste niemand auffordern, artig „Danke“ zu sagen. Du würdest den Empfang des Geschenkes auch nicht als Verpflichtung ansehen, Dich revanchieren zu müssen. Nein. Dein spontanes „Danke“ käme von Herzen. Und das Bedürfnis, dem anderen auch mal eine Freude zu machen, wäre Dir eine Herzensangelegenheit.

Wenn das normalerweise so ist, wieso tun wir uns dann so schwer, uns bei Gott für die Ernte zu bedanken? Jahr um Jahr gibt es eine Ernte. Und was da geerntet wird, können wir gut gebrauchen. Wir leben davon. Schließlich sind das unsere Lebensmittel. Löst das ein Gefühl von Dankbarkeit aus, wenigstens einmal im Jahr?

Unser Problem mit dem Erntedank ist: Es geht uns zu gut. Wir haben immer satt zu essen. Von daher wissen wir gar nicht, wie gut es uns geht. Wenn wir eine Hungersnot hinter uns hätten, jetzt erstmalig wieder gut geerntet hätten – wir wären für diese Ernte so was von dankbar. Aber da wir nicht mehr wissen, was Hunger ist, wissen wir auch nicht, was für eine Gnade es ist, ausreichend zu essen zu haben.

So seltsam, wie es klingt: Es ist nicht nur gut, dass wir alles haben, sogar im Überfluss. Es ist dieser Überfluss an Lebensmitteln, der unsere Dankbarkeit zerstört.

Wie sollte also angesichts des Überflusses bei uns so etwas wie Dankbarkeit entstehen. Noch dazu, wo wir hierzulande die Hälfte der Ernte in den Müll werfen? Wie sollen Kinder da so etwas wie Dankbarkeit lernen?

Meiner Meinung nach gelingt es uns Jahr um Jahr schlechter, von Herzen dankbar für die Ernte zu sein und Erntedank zu feiern. Wir haben vergessen, dass es nicht selbstverständlich ist, ausreichend zu

ernten.

Und das ist nicht alles. Normalerweise weiß man, wem man ein Geschenk verdankt. Dementsprechend kann man sich bedanken. Aber wie ist das mit Blick auf die Ernte? Wer erntet denn heute noch? Die Landwirte fahren Jahr um Jahr tolle Ernten ein – mal ein bisschen mehr, dann wieder ein bisschen weniger, regional und von Jahr zu Jahr verschieden, je nachdem, wie das Wetter war.

Natürlich verdanken wir die Ernte der Arbeit der Landwirte. Aber ist das schon alles? Nein. Natürlich nicht. Sind es womöglich die Natur und das Wetter, dem der Landwirt und wir die Ernte verdanken? Denn nur, wenn Sonne und Regen im richtigen Maß während der Wachstumsphase vorhanden waren, wird es eine gute Ernte. Denn der Boden und der ausgebrachte Dünger dürften immer gleich sein.

Viele sehen nur, was vor Augen ist. Wenn man mit den Kindern zum Erntefest geht, dann sehen sie, was und wie geerntet wurde, die Maschinen und Tiere. Wenn es gut läuft, bekommen sie eine Ahnung von der Mühe, die die Ernte früher machte und ja auch heute noch macht.

Es ist ja schon mal was, wenn sie lernen, dass die Milch von der Kuh kommt und nicht nur aus dem Tetrapack, dass das Getreide für das Brot auf dem Feld und nicht in der Bäckerei wächst.

Aber wenn aus dem Erntefest ein Erntedankfest werden soll, muss noch die Frage geklärt werden, wem wir die Ernte verdanken. Also: Wer sieht denn noch hinter der Ernte den Schöpfer, der alles wachsen lässt?

Das war früher anders. Die Mehrheit der Menschen damals lebte auf dem Lande und in dem Bewusstsein: Wir verdanken die Ernte und damit unsre Ernährung und unser Leben Gott selbst, der es wachsen lässt. Es ist eine Gnade, genug zu essen zu haben. Es war und blieb sein Geschenk, sein Segen, auch wenn dafür viele Hände notwendig waren.

Genau deshalb heißt es ja im Erntedanklied: „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand... Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott“.

Das Erntedankfest gibt uns die Chance, dass wir uns das bewusst machen. Paulus geht es nicht um die Details der Ernte. Er setzt sie voraus, wenn er sagt: „Ihr habt mehr als genug.“ Stattdessen bittet er die Korinther um Spenden für die Jerusalemer Gemeinde, die in Not geraten war und Unterstützung brauchte.

Dabei ist er bemüht, den Korinthern kein schlechtes Gewissen zu

machen. Er verpflichtet sie nicht, bei der Spendenaktion mitzumachen. Im Gegenteil. Wenn einer was gibt, dann soll das freiwillig geschehen, allenfalls aus Dankbarkeit Gott gegenüber für das eigene Wohlergehen.

Paulus erinnert daran, dass Gott mehr schenkt, als benötigt wird – nicht um es zu horten, sondern an die weiterzugeben, die es brauchen. Die Korinther müssen sich also nichts vom Munde absparen. Sie mögen nur überlegen, ob sie nicht das spenden können, was sie über haben. Ist ja logisch. Wenn man mehr hat, als man selbst braucht, kann man doch das, was über ist, also den Überschuss, denen geben, die es bitternötig haben.

Und was hat das zur Folge? Ein gutes Gefühl bei denen, die etwas geben und anderen helfen können. Und große Dankbarkeit für die Spenden gegenüber den Spendern und Gott auf der Seite der Empfangenden. Man könnte sagen: Eine Erntedank-win-win-Situation.

Gott, dem wir die Ernte verdanken, lässt auch uns in Deutschland mehr ernten, als wir brauchen. Dieser Überfluss ermöglicht es uns, denen etwas abzugeben, die zu wenig haben.

Das gilt nicht nur für die Ernte, sondern in gleicher Weise für Kleidung, Verbrauchsgüter jeglicher Art, aber auch für Medikamente wie z.B. die Corona-Impfstoffe, aber auch für Geld und vieles andere. Es macht doch gar keinen Sinn, immer mehr Überschüsse zu horten, damit man sie hat, ohne irgendetwas damit anfangen zu können. Wäre es nicht viel sinnvoller, den Überfluss oder zumindest Teile davon an die zu spenden, die es in ihrer Not dringend bräuchten? Paulus jedenfalls appellierte damals an die Freigebigkeit der Korinther, die letztlich durch Gottes Freigebigkeit ermöglicht wurde.

Ich weiß: Viele sehen das anders und sagen sich: Ich habe nichts zu verschenken. Mir ist auch nichts geschenkt worden. Ich musste mir alles mühsam erarbeiten. Das kann man so sehen. Aber es geht auch anders. Selbst dann, wenn man wenig oder nichts hat, ist es möglich, anderen gegenüber freigiebig zu sein.

Davon erzählt die Geschichte, mit der ich schließen möchte: „Als nun der alte Arzt, Doktor Breitenbach, gestorben war, gingen seine drei Söhne an das traurige Geschäft, den Nachlass zu ordnen. In einer Vitrine fanden sie zwischen Kostbarkeiten und Erinnerungsstücken auch einen knochenharten Klumpen: Ein vertrocknetes Stück Brot. Auf Befragen erzählte die alte Haushälterin seine Geschichte: In den Hungerjahren nach dem Ersten Weltkrieg lag der alte Herr einmal schwer krank. Da schickte ein Freund ein halbes Brot, damit der Arzt bald

wieder zu Kräften käme. Der aber dachte an die kranke Tochter des Lehrers nebenan und sagte sich: „Was liegt an mir altem Manne, das junge Leben dort braucht es nötiger!“

Wie sich später herausstellte, hatte auch die Lehrertochter es nicht behalten wollen, sondern an die alte Witwe weitergegeben, die in ihrem Dachstübchen ein Notquartier gefunden hatte. Die Alte trug es zu ihrer Tochter, die mit zwei kleinen Kindern in einer herkömmlichen Kellerwohnung hauste.

Die erinnerte sich schließlich daran, dass ein paar Häuser weiter der alte Arzt krank lag. Er hatte ihren Sohn kürzlich in schwerer Krankheit behandelt, ohne dafür etwas zu fordern. Nun war die Gelegenheit, dem alten Herrn zu danken.

„Wir haben es sogleich wiedererkannt“, schloss die Haushälterin, „an der Marke, die auf dem Boden des Brotes klebte.“ Als der Arzt sein eigenes Brot wieder in Händen hielt, war er maßlos erschüttert und sagte: „Solange noch Liebe unter uns ist, die ihr letztes Stück Brot teilt, solange habe ich keine Furcht um uns alle!“

Und er legte das Brot in die Vitrine, um es anschauen zu können, falls er einmal kleinmütig werden sollte. Denn er sagte zu sich: „Dieses Brot hat viele Menschen satt gemacht, ohne dass ein einziger davon gegessen hätte.“

Starke Schwäche

Predigt zu 2. Korinther 12, 9-10 zu Silvester 2011

Es ist mal wieder so weit. Ein Jahr geht zu Ende. Ein neues Jahr beginnt. Wir halten inne. Wir schauen zurück. Wir blicken voraus. Jeder macht das. Und jeder kommt zu anderen Einsichten, im Großen wie im Kleinen.

Und nun dieser Gottesdienst. Auf all Ihre Überlegungen, Sorgen und Planungen fällt von der neuen Jahreslosung her ein besonderes Licht. Die Jahreslosung ist ein Vers aus dem 2. Brief, den der Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth geschrieben hat. Sie lautet: „Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Man nimmt von Paulus an, dass er krank gewesen ist. Er machte offensichtlich als Prediger einen eher schwächlichen Eindruck. Andere waren weitaus eindrücklicher. Das mit der Schwachheit ist hier also alles andere als leeres Gerede. Paulus meint es tatsächlich so, wie er es sagt.

Damit spricht er hier etwas ganz offen an, was die meisten Menschen lieber verstecken würden, nämlich die eigenen Schwächen. Niemand will schwach sein. Niemand will Schwächling genannt werden. Alle wollen lieber stark sein, bärenstark am besten, eben echt stark.

Aber genau das sind wir nicht, jedenfalls nicht immer. Da gibt es die diversen schwachen Momente, die Schwachstellen. Wer hätte sie nicht - die heimlichen und offenkundigen Schwächen. Es heißt doch nicht umsonst: 'Nobody is perfect'. Niemand ist perfekt. Obwohl wir darum wissen, sagen wir uns genau wie die meisten anderen um uns herum: Nur keine Schwäche zeigen.

Vielleicht ist das unsere größte Schwäche, dass wir nur ganz selten den Mut finden, zu unseren Schwächen zu stehen, dass wir nur ausnahmsweise zugeben können, auch mal schwach gewesen zu sein, auch mal versagt zu haben, auch mal etwas falsch gemacht zu haben.

Das ist nun sehr pauschal gesagt. Und sicher gibt es Ausnahmen. Aber kennen Sie das nicht auch von sich, dass Sie Ihre Schwächen weg haben wollen - egal wie, Hauptsache weg.

Und wenn sie nun nicht zu beheben sind, dann müssen sie eben vertuscht werden. Warum? Weil wir unsere Schwäche, unsere Schwächen als etwas Negatives empfinden. Niemand soll sie zu Gesicht bekommen. Sie sind uns peinlich.

Paulus geht es nun nicht darum, seine Schwächen zu entschuldigen, wenn er sagt, dass er sich seiner Schwachheit rühmt. Ganz im Gegenteil: Er macht sich nichts mehr vor. Er vertuscht sie nicht, seine Schwächen. Er steht zu ihnen.

Und das hat seinen Grund. Denn er hat in seiner Schwäche etwas gelernt, was ihn mit eben dieser seiner Schwäche versöhnte. Er hat erfahren: Wo er sich mit seiner Schwäche selbst nicht mochte, wo er sich selbst nicht annehmen konnte, genau da hat er erfahren, dass Gott ihn trotzdem angenommen hatte. Gott hatte all seine Schwächen genauso angenommen wie seine Stärken. Als ganzer Mensch wusste er sich angenommen und geliebt - eben auch mit seinen Schwächen. Er musste nicht mehr immer und überall stark sein. Er konnte auch mal schwach sein.

Das eröffnete ihm die Möglichkeit, sich helfen zu lassen. Allein hätte er es nicht geschafft. Gerade weil er schwach war und seine Kraft nicht reichte, machte er die Erfahrung, wie ihm von Gott her neue Kraft zuströmte. Seine Schwäche hatte es ihm also überhaupt erst ermöglichst, die Kraft Gottes wahrzunehmen. Aus eigener Kraft hätte er es nicht

schaffen können.

Diese Kraft kommt oft anders, als wir erwarten würden. Sie kommt ein ums andere Mal durch andere zu uns, durch das Zusammenspiel mit anderen. Jeder für sich ist klein und schwach. Aber gemeinsam sind wir stark. Gemeinsam können wir, wie es in einem Lied heißt, Anwalt des Lebendigen sein.

Wenn wir das für uns erkennen, dass wir alle mitsamt unseren Schwächen und Unvollkommenheiten von Gott angenommen sind, dann werden wir gemeinsam nicht nur stärker sein. Nein.

Wir werden vor allem gelassener mit uns und unseren Schwächen, aber auch den anderen und deren Schwächen umgehen können, was wiederum stark wäre, ein Zeichen von Stärke eben.

Selbst da, wo wir meinen, dass uns aufgrund unserer Schwächen niemand mag - am wenigsten wir uns selbst -, dürfen wir gewiss sein, dass es mit Gott einen gibt, der so uns annimmt, wie wir sind.

Insofern sind die Worte des Apostels Paulus genau das Richtige für Perfektionisten. Sie machen Mut, das Selbstbewusstsein nicht nur auf die eigenen Stärken zu gründen, sondern vor allem auf Gott, der uns stark macht.

Immer wieder einmal staune ich darüber, wie Stärke und Schwäche einander geradezu bedingen. Sie sind wie Geschwister, die miteinander zu tun haben, die in Beziehung zueinander stehen, ob sie wollen oder nicht.

Da, wo wir uns stark fühlen und stark sind, taucht dann meist auch gleich unsere Schwäche mit auf, also die Stelle, an der wir sehr verletzlich sind. Mal ein Beispiel: Jemand, der stark darin ist, zu organisieren und Ordnung zu halten, ist oft nicht so gut darin, Unvorhergesehenes und Unordnung auszuhalten.

Und da, wo wir uns schwach fühlen, kommt oft auch gleich unsere Stärke mit zum Vorschein. Auch hier ein Beispiel: Jemand, der es als Schwäche empfindet, dass er sich immer gleich alles zu Herzen nimmt, wird von anderen ganz unheimlich stark darin erlebt, gerade weil er so mitfühlend ist.

Stärke und Schwäche sind für mich so etwas wie Geschwister, die zusammen gehören, sich aber nicht mögen. Während unsere Schwächen unser Selbstbewusstsein wieder auf den Boden der Tatsachen holen, damit wir uns nicht überschätzen, befähigen uns unsere Stärken, aus eigener Kraft zu tun, was zu tun ist.

Denn natürlich dürfen wir uns auch unserer Gaben und Stärken freu-

en. Gottes Gnade offenbart sich ja nicht ausschließlich in unseren Schwächen, sondern glücklicherweise auch in unseren Stärken.

Von daher wollen wir uns nicht übermäßig unserer Dummheiten und Schwächen rühmen, sondern vor allem der Kraft Gottes, die in uns mächtig werden kann, selbst dann und da, wo wir es nicht vermuten würden, also da, wo wir schwach sind.

Paulus ist ja nicht etwa auf seine Schwächen stolz. Nein. Aber er hat in seiner Schwäche die Erfahrung gemacht, dass ihn gerade die Schwächen für Gottes Gnade und Kraft empfänglich machten. Gerade in seiner Schwäche hatte er erfahren, was Gnade und Kraft Gottes bedeuten und wie sie in ihm wirksam wurden.

Und so kam er zu der Erfahrung: Es ist gerade unsere menschliche Schwäche, die uns empfänglich macht für die Hilfe, die Gott uns anbietet. Gerade so kann die Schwäche dazu verhelfen, Gott zu erfahren. Die Jahreslosung macht uns Mut, wahrzunehmen, wie Gott uns durch unsere Schwächen hindurch segnen will.

Es wird genügend Momente geben, in denen wir uns schwach fühlen und diese Erfahrung machen können. Da kommt es dann darauf an, diese Momente der Schwäche nicht zu vertuschen, sondern anzunehmen. Gerade das eröffnet uns ja die Möglichkeit die Gnade und Kraft Gottes zu erfahren.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie die Erfahrung machen, dass Sie mit Ihren Stärken und Schwächen angenommen sind. Ich wünsche Ihnen, dass sich Ihnen immer wieder die Kraftquelle erschließt, die durch Ihre Schwächen an die Oberfläche Ihres Lebens treten will.

Wessen Kraft das ist und woher diese Kraft kommt, darüber lassen uns die Worte des Paulus nicht im Unklaren: Es ist Gottes Kraft, die Kraft Christi, die in uns ist und die uns von innen her gestalten will.

Küsst euch

Predigt zu 2. Korinther 13,11-13 von Pfarrer H.-J. Kopkow am 18. Juni 2008

Manchmal ist es besser, mit dem Verstehen hinten anzufangen, also z.B. das Ende eines Buches zuerst zu lesen. Der Predigttext besteht ja nur aus drei Versen. Der letzte Vers lautet: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“ Klar. Dieser Vers passt zum heutigen Sonntag: Trinitatis. Tag der Dreifaltigkeit. Tag des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Immer wieder begegnet uns die Trinität: Wir werden auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft. Paare und Konfirmanden werden im Namen des dreieinigen Gottes gesegnet. Gottesdienste werden im Namen dessen, der da war, der da ist und der da kommt, gefeiert.

Zunächst einmal ist in diesem Vers die Rede von Jesus Christus, der uns Gott in einzigartiger Weise nahegebracht hat. Dann ist da die Rede davon, wie er ihn uns nahegebracht hat, nämlich als einen Gott der Liebe. Zusammenfassend ist hier von Gottes Liebe die Rede. Und der Heilige Geist erweist sich darin als heilig, dass er unter uns und zwischen uns und Gott Gemeinschaft stiftet.

Soweit, so gut. Erwartungsgemäß, kirchlich und fromm. Und wäre da nicht vorher der 12. Vers, bestünde die Gefahr, alles ganz falsch zu verstehen.

Glücklicherweise steht da aber tatsächlich – man höre und staune: „Grüßt euch untereinander mit dem heiligen Kuss." Ich zitiere diesen Vers bei Trauungen spätestens da, wo sich die Eheleute fragen, wann sie sich denn in der Kirche nach dem Trausegen endlich küssen dürfen. Und sie trauen sich nicht, obwohl sie ja jederzeit dürften, bevor ich sie nicht dazu einlade.

Und wir? Was ist mit uns? Denn ursprünglich gilt diese Aufforderung keineswegs nur den sich liebenden Pärchen, sondern der ganzen Gemeinde. Offensichtlich werden hier alle zum Heiligen Kuss aufgefordert. Aber warum machen wir das dann nicht?

Weil wir der Meinung sind, dass sich das mit dem Küssen in der Kirche nicht gehört? Weil wir zu prüde sind? Weil uns das mit wildfremden Leuten zu intim wäre? Weil wir an den sozialistischen „Bruderkuss" z.B. zwischen Honecker und Breschnew denken müssen? Oder weil wir einfach komisch finden würden, wenn hier alle rumküssen würden?

Manch einer hat ja schon Schwierigkeiten damit, wenn es heißt, dass wir uns z.B. bei Abendmahl zum Zeichen des Friedens die Hände reichen. Man achtet sehr auf Abstand. Nur nicht zu nahe kommen... Bitte keine Umarmung und schon gar keinen Kuss.

Jüngere Leute haben damit oft weniger Probleme, jedenfalls im Freundeskreis. Und in manchen Ländern und Regionen ist das normal, wenn es ein Küsschen hier und ein Küsschen da gibt. Natürlich: Da ist eine gewisse Vertrautheit. Und es besteht die Möglichkeit, sich daran eben nicht zu beteiligen.

Diese und ähnliche Überlegungen versuchen einsichtig zu machen, warum es andere tun, wir aber nicht. Und so nehmen wir zur Kenntnis, dass da steht: „Grüßt euch untereinander mit dem heiligen Kuss." Aber anstatt es tatsächlich zu tun, denken wir an alles Mögliche... nur nicht ernsthaft daran, hier und jetzt die anderen hier zu küssen. Bloß das nicht!

Keine Angst. Wir probieren das jetzt nicht aus... Sie müssen jetzt die Kirche nicht fluchtartig verlassen... So geht das nicht. Eigentlich schade. Denn jeder von uns weiß, wie schön es ist, ein liebevolles Küsschen zu bekommen.

Wir wissen das nicht nur aus dem Märchen von Dornröschen. Wir wissen es aus eigener Erfahrung. Ist es nicht wunderbar, wenn der kleine Enkel oder die Enkelin einem zur Begrüßung oder zum Abschied ein Küsschen gibt? Und ist es nicht wunderbar, wenn sich Liebende küssen? Natürlich ist es das.

„Aber das ist doch was ganz anderes", werden jetzt viele einwenden, „als wenn wir uns hier küssen würden." Ist das so? Gibt es einen Unterschied? Gibt es Küsse, die heilig sind, und solche, die es nicht sind? Oder anders gefragt: „Was macht einen Kuss heilig?"

In der Welt des Paulus war es üblich, einander zur Begrüßung einen Kuss zu geben. Denken wir nur an Judas. Der Bruderkuss war nichts Besonderes, eher der Normalfall. Das machte man so.

Und Paulus? Der nimmt diesen Brauch nicht zurück. Im Gegenteil: Er setzt noch eins drauf, indem er den üblichen Kuss zu einem heiligen Kuss macht. Dadurch bekommt der Kuss so etwas wie einen Heiligenschein.

Also entgegen der Annahme, die Bibel oder der christliche Glaube seien leibfeindlich, wird hier geradezu dazu aufgefordert, das mit dem Liebe konkret werden zu lassen mit dem heiligen Kuss. Der Kuss verkörpert geradezu die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes, von der da die Rede ist.

Wenn es möglich ist, andere so nahe an sich heran zu lassen, dann sollte das, was dem an Aufforderung vorangeht, kein Problem sein. Immer unter der Voraussetzung, dass es in Liebe geschieht, was der Kuss ja zeigt.

Und damit bin ich beim ersten Vers des kurzen Abschnitts von heute: „Brüder und Schwestern, freut euch, lasst euch zurechtbringen, lasst euch mahnen, habt einerlei Sinn, haltet Frieden!"

Dass es eine Freude ist, sich so innig mit anderen und mit Gott ver-

bunden zu wissen, bedarf keiner weiteren Worte.

Und das Mahnen und Zurechtbringen gelingt sicher besser, wenn es von einem ehrlich gemeinten Kuss oder ähnlichem begleitet ist.

Natürlich: Wer hört schon gern Kritik, Ermahnung und ähnliches? Niemand. Aber wenn mir jemand sagt, was geht bzw. was nicht geht, von dem ich weiß, dass er mir wohlgesonnen ist, dann bin ich bereit, es von so einem Menschen auch anzunehmen – auch wenn es mir schwerfallen sollte.

Es kommt bei alledem eben auf die Gesinnung an. Deshalb heißt es: „Habt einerlei Sinn, haltet Frieden!“ Das war auch damals schon sicher mehr Wunsch als Wirklichkeit. Schon klar.

Damit über alledem nicht übersehen wird, dass das mit dem Kuss nicht ohne Grund in der Mitte steht, komme ich abschließend noch einmal auf diesen heiligen Kuss.

Ist das jetzt die Aufforderung: „Nun küsst euch mal schön. Dann wird alles gut.“ Sicher nicht. Das würde manch einen überfordern. Und andere vor den Kopf stoßen.

Und doch: Es wäre richtig. Oder anders gesagt: Damit ist die Richtung angezeigt, in die wir nicht nur denken sollten, sondern handeln müssten.

Aufgefordert wird ja zu Nähe. Und nicht ohne Grund: zu heiliger, ja heilsamer Nähe. Es geht dabei weder um Aufdringlichkeit noch um Anzüglichkeit oder gar sexuelle Belästigung, sondern um die Liebe Gottes, die nicht nur gedacht und behauptet, sondern auch gefühlt und erfahren werden darf.

Wir müssen unbedingt weiter darüber nachdenken und reden, was es für uns heute heißen könnte, dass Paulus sagt: „Grüßt euch untereinander mit dem heiligen Kuss.“

Drei in eins

Predigt zu 2. Korinther 13,13 von Pfarrer H.-J. Kopkow am 18. Juni 2008

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen!“ Kennen Sie diese Worte? Vermutlich. Viele Pfarrer beginnen ihre Predigten mit diesen Worten? Deshalb nennt man diese Worte den „Kanzelgruß“.

Eigentlich ist es nur ein Vers aus dem 2. Brief des Apostels Paulus an seine Gemeinde in griechischen Hafenstadt Korinth. Und diese Worte

kommen nur hier in der Bibel vor.

Warum nehmen viele meiner Amtsschwestern und Amtsbrüder diese Worte an den Anfang jeder ihrer Predigten? Ganz einfach. Weil Ihnen diese Worte so wichtig sind.

Und sind sie mir nun nicht wichtig? Ich mache das ja nicht so. Ganz im Gegenteil. Mir sind diese Worte ebenfalls wichtig, lieb und teuer. Aber viele andere Worte sind mir auch wichtig. Und wo diese Worte der heutige Predigttext sind, legte es sich ja nahe, mit ihnen zu beginnen.

Schaut man diesen Vers genauer an, entdeckt man, dass er aus vier Elementen besteht. Erstens geht es um die Gnade unseres Herrn Jesus Christus. Zweitens geht es um die Liebe Gottes. Drittens geht es um die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Und viertens geht es um uns. Schauen wir uns doch einfach alles der Reihe nach an. Denn so selbstverständlich, wie es klingt, ist es mit Sicherheit nicht.

Erstens: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus...“ So schön das Wort „Gnade“ klingt, so wenig wissen wir damit anzufangen, wenn es konkret wird. Was ist Gnade? Per Definition die unverdiente Zuwendung Gottes? Nein. Hier ist von der Gnade unseres Herrn Jesus Christus die Rede.

„Ist das denn nicht das Gleiche?“ werden sich jetzt einige fragen. Und auch hier wieder. Was so einleuchtend und klar klingt, ist komplizierter, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Warum? Ganz einfach: Ist denn unser Herr Jesus Christus das Gleiche wie der himmlische Vater? Nur dann wäre die Gnade Gottes und die Gnade unseres Herrn Jesus Christus das Gleiche. Gerade das ist ja das Vertrackte an der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes.

Im Ausdruck „die Gnade unseres Herrn Jesus Christus“ wird das Wort „Gnade“ (charis), das nach dem Alten Testament ausschließlich dem Gott Israels zukommt, und der Titel „Herr“ (kyrios) als der ursprüngliche Gottestitel an Jesus Christus gebunden. Höher kann von dem Menschen Jesus von Nazareth nicht gesprochen werden. Aber der Apostel, der den Auferstandenen im Lichtglanz Gottes vor Damaskus gesehen hat, weiß, was er tut.

Zweitens: „...und die Liebe Gottes...“ Sie ist der alleinige, unbegreifliche Grund für Gottes Handeln. Wir danken es einzig der Liebe Gottes und nicht unseren Verdiensten und Entscheidungen, dass er dich und mich, dass er uns als Christen hinzuzählt zu seinem erwählten Volk.

Drittens: „...und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes...“ In der

Gemeinschaft des Heiligen Geistes sind auch wir heute an diesem Tag in dieser menschlichen Gemeinschaft miteinander verbunden. Was wir sind und sein sollen, ist die klare und solidarische Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern.

Viertens: „...sei mit euch allen..." Damit wir in einen göttlichen Raum, eine Wirklichkeit ganz anderer Art gestellt. Da niemand ausgeschlossen wird, finden wir uns zu unserer Überraschung mit vielen anderen, sehr unterschiedlichen Menschen durch Gott zusammen.

Wie ich vorhin bei der Begrüßung schon gesagt habe, feiern wir ja heute den Sonntag Trinitatis. Im Kirchenkalender steht dazu als Erklärung: Tag der Dreifaltigkeit. Woran denken Sie, wenn von der Dreifaltigkeit bzw. von der Dreieinigkeit die Rede ist? Nicht leicht zu sagen, oder? Wie ist das mit dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist?

Sie merken schon, das scheint über unseren Horizont zu gehen. Und doch haben sich im Verlauf der 2ooojährigen Kirchengeschichte immer wieder Menschen darüber den Kopf zerbrochen, wie man sich das wohl vorstellen könnte. Ich will nun versuchen, in drei Anläufen etwas von dem Geheimnis der Trinität festzuhalten.

Erster Versuch: Wasser gibt es flüssig, fest und gasförmig. Wasser begegnet uns verschieden. Und doch ist und bleibt es Wasser, ob als Flüssigkeit, Dampf oder Eis. So ähnlich bleibt Gott der eine Gott, auch wenn er sich uns Menschen verschieden zeigt, mal als der Vater, dann als der Sohn und ein andermal als Heiliger Geist.

Zweiter Versuch: In einem Märchen würde Gott bestimmt als ein Wesen mit drei Seiten dargestellt. Und je nachdem, welche Seite man zu Gesicht bekommt, hat man den Vater, den Sohn oder den Heiligen Geist vor Augen.

Dritter Versuch: Jedem Menschen kommen mit Blick auf seine verschiedenen Lebenszusammenhänge verschiedene Rollen zu. Ich bin z.B. der Vater meiner Kinder, der Mann meiner Frau, das Kind meiner Eltern, der Onkel meiner Nichte, die Amtsperson im Pfarramt, der Hundehalter im Park, der Gärtner in meinem Garten, der Steuerzahler für den Staat usw...

Gott tritt uns auch in mancherlei Gestalt entgegen. Als Vater, als Sohn und als Heiliger Geist. Aber das ist ja längst nicht alles. Darüber hinaus kann er uns noch ganz anders begegnen, z.B. im Sonnenuntergang, in der Schöpfung, in der Liebe, in der Weite des Alls, in der Stille, im eigenen Herzen, im Mitmenschen, im Miteinander mit anderen, im

Abendmahl, durch sein Wort, aber auch zwischen den Zeilen...

Wenn er uns nun auf so begegnet, können wir schon gar nicht sagen, ob wir es gerade mit dem Vater oder dem Sohn oder dem Heiligen Geist zu tun haben. Was also steckt in diesem letzten Vers unseres heutigen Predigttextes.

Zunächst einmal ist in diesem Segen die Rede von dem, der uns die Botschaft von Gott gebracht hat: Jesus Christus, den wir unseren Herrn nennen. Er hat sich uns zugewandt in seiner Gnade. Durch ihn wissen wir, das wir in Gottes Augen Gnade gefunden haben.

Dann ist da die Rede von dem, den Jesus Christus seinen und unseren Vater nennt. Und wenn man Gottes Wesen mit einem Wort zusammenfassen müsste, dann wäre wie hier von Liebe Gottes die Rede. Denn Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.

Und da wird vom Heiligen Geist gesprochen, der Gemeinschaft unter uns und zwischen uns und Gott stiftet, eine Gemeinschaft die uns die Gnade Christi und der Liebe Gottes erfahren lässt.

Weil die Gnade unseres Herrn und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes mit uns allen ist, darum dürfen, können und sollen wir Christen in der Kirche „eines Sinnes sein" und immer wieder zu jenem Frieden miteinander zurückkehren, den Gott schenkt.

Und so sei die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes mit euch allen.

Christus lebt in mir

Predigt zu Galater 2, 16-21 am 3. September 2000

Haben Sie in Ihrer Bekanntschaft einen Menschen, der so einen richtigen Ordnungsfimmel hat? Dann wissen Sie: Bei dem oder bei der geht Ordnung über alles. Als wenn Ordnung das Wichtigste im Leben wäre. Oder haben Sie in Ihrer Bekanntschaft einen Menschen, dem der Geiz aus den Knopflöchern schaut? Dann wissen Sie: Bei dem oder bei der geht es immer nur um noch mehr Geld. Als wenn Geld das Wichtigste im Leben wäre. Oder haben Sie in Ihrer Bekanntschaft einen Menschen, der so richtig auf Karriere aus ist? Dann wissen Sie: Bei dem oder bei der wird alles dem weiteren Aufstieg auf der Karriereleiter untergeordnet. Als wenn das Karrieremachen das Wichtigste im Leben wäre. Oder haben Sie in Ihrer Bekanntschaft einen Menschen, der penibel auf

seine Figur achtet. Dann wissen Sie: Bei dem oder bei der geht es immer nur um Kalorien und Abnehmen. Als wenn eine tolle Figur das Wichtigste im Leben wäre. Alles andere wird dem der Erhalt der guten Figur untergeordnet.

Sie merken schon, alles nur Beispiele für eine innere Haltung, die uns in den verschiedensten Ausprägungen immer wieder begegnet. Natürlich gibt es auch religiöse Varianten.

Es gibt z.B. Menschen, die alles richtig machen wollen, die ihr ganzes Leben den Geboten unterordnen. Und ich meine jetzt nicht nur die Zehn Gebote. Solche Menschen sind der Meinung: Wenn ich nach den Geboten lebe und die Vorschriften der heiligen Schrift erfülle, müsste Gott mit mir zufrieden sein.

Wenn man es da auf Perfektion anlegt, kann man nur verlieren. Denn wer wollte von sich behaupten, er hätte immer alle Gebote und Gesetze befolgt. Es bleibt nicht aus, das es schief läuft. Es bleibt nicht aus, das man etwas vergisst. Es bleibt nicht aus, das man Gebote wissentlich oder unwissentlich übertritt.

Die Folge ist verheerend. Weil es nicht gelingen kann, alles 100% richtig zu machen, ist das für die 150 -unter den religiösen Eiferer ein frustrierendes Unterfangen. Wenn man so denkt, kann man sich nie sicher sein, ob nun alles okay ist oder nicht. Es bleibt ein Zweifel - und der nagt an der Seele.

Dieser Weg erweist sich als Irrweg. Es ist niemandem möglich so zu leben, das er vor Gott ohne Schuld sein könnte. Und selbst dann, wenn man früher für die Verfehlungen die entsprechenden Sühnehandlungen vollzog oder heutzutage um Vergebung bittet, konnte man sich nicht sicher sein, ob das reichte. Denn wer weiß...?

Der Versuch, vor Gott gut dastehen zu wollen, indem man sich bemüht alles richtig zu machen und die Gebote zu erfüllen, muss scheitern. Das heißt nicht, das man sich nicht an den Geboten und Gesetzen der heiligen Schriften orientieren sollte. Natürlich soll und kann man tun, was einem möglich ist. Es schadet einem ja nicht. Ganz im Gegenteil. Es hilft zum Leben.

All das stand bei Paulus im Hintergrund. Paulus selbst hatte am eigenen Leib erfahren, wie es geht und wie es eben nicht geht. Er war ein 150-Prozentiger gewesen. Und es hatte ihn nicht glücklich gemacht.

Ganz im Gegenteil. Aber dann war etwas passiert, was sein ganzes Leben umkrempelte. Christus war ihm erschienen. Und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, so das sich sein Leben grundlegend änderte.

Um noch mal auf die eingangs erwähnten Beispiele zu kommen, wo ich von Menschen sprach, die der Ordnung oder dem Geld oder der Karriere oder der Figur alles unterordnen. Manchmal kommt es im Leben solcher Menschen durch ein einschneidendes Ereignis zu einem Wandel.

Auf einmal werden die Ordnung, das Geld, die Karriere oder die gute Figur zweitrangig. Das, was einem Menschen jahrelang so wichtig war, tritt in den Hintergrund. Die Prioritäten verändern sich. Etwas anderes wird wichtig, tritt an die erste Stelle. Und von daher ordnet sich das ganze Leben neu.

Und so war das bei Paulus auch. Für ihn stand das Gesetz nicht mehr an erster Stelle. Hier in seinem Brief an die Galater schrieb er: „In Wirklichkeit hat das Gesetz von mir nichts mehr zu fordern: Ich bin tot für das Gesetz. Das Gesetz selbst hat mich dahin gebracht."

Nicht das Gesetz, sondern Christus stand nun an erster Stelle, der sich ihm offenbart hatte. Es kam ihm vor, als sei der Paulus von früher, dem das mit dem Gesetz und den Prinzipien so wichtig war, gestorben.

Aber so wie Christus gestorben zu neuem Leben gekommen war, so fühlte sich auch Paulus durch seine Begegnung mit dem auferstandenen Christus wie neugeboren. Was bis dahin wichtig war, trat in den Hintergrund. Jetzt war Christus dran. Alles wurde anders.

Mit neu gewonnener Freude am Leben konnte er sagen: „Und jetzt lebe ich für Gott. Das Leben, das ich jetzt noch in diesem vergänglichen Körper lebe, lebe ich im Vertrauen auf den Sohn Gottes, der mir seine Liebe erwiesen und sein Leben für mich gegeben hat."

Er begründet dies neue Lebensgefühl in einem Satz: „Darum lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." Dies ist nun ein Spitzensatz paulinischer Theologie. Und es ist einer meiner Lieblingsverse aus der Bibel. Diesen Satz will ich abschließend genauer mit Ihnen anschauen.

„Darum lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." Ist das auch Ihr Satz? Oder sagen Sie sich: „Diesen Schuh zieh ich mir nicht an. Der ist mir eine Nummer zu groß."

Nun gut. Aber man kann hinein wachsen. Ich kann Ihnen ja mal beschreiben, wie ich das erlebt habe. Als kleiner Junge betete ich abends oft folgendes Kindergebet: „Ich bin klein, mein Herz mach rein, soll niemand drin wohnen, als Jesus allein."

Als kleiner Junge habe ich mir das ganz konkret vorgestellt. Wie es für alle, die ich lieb hatte, einen Platz in meinem Herzen gab, so gab es

auch einen Platz für Christus. Ich weiß heute nicht mehr, wieviel Platz ich ihm einräumte. Aber er war da. Da war ich mir gewiss.

So begann in mir, was Paulus in die Worte fasste: „Darum lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." Dieser Gedanke, dies Gefühl, das er in mir lebt, begann sich zu entwickeln, begann mir vertraut zu werden. Ich lebte und Christus lebte in mir.

Natürlich weiß ich mittlerweile, das da drin, in mir, kein kleiner Jesus wohnt. Diese kindliche Vorstellung legt man ab. Und doch ist es mir geschenkt, in der Gewissheit zu leben, das er da ist, bei mir ist, in mir, in meinem Leben am Werk ist. Ich weiß, das er Einfluss nimmt auf mein Leben. Und das ist gut so. Ich bitte ihn darum.

Meiner Meinung nach ist das bei Ihnen nicht anders. Seit der Taufe sind Sie genau wie ich mit Christus verbunden. Mit der Taufe kam Christus in ihr Leben. Von daher gilt der Satz des Paulus „Darum lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir" für alle Christen - unabhängig davon, was die einzelnen spüren.

Natürlich ist es nicht unerheblich, wieviel wir ihm zutrauen. Je mehr wir ihm zutrauen, je mehr Raum wir ihm geben, je mehr wir uns wünschen, das er in uns lebt und wirkt, desto mehr bekommen wir zu spüren, wie er in uns ist, wie er in uns lebt und wirkt.

Geben wir ihm und uns immer wieder eine Chance. Möge er uns von innen heraus in unserem alltäglichen Leben bestimmen, damit wir in seinem Sinn für Gott und diese Welt leben können.

Freiheit

Predigt zu Galater 5, 1+6 am Reformationstag 2006

Mit einem freundlichen Lächeln sagt sie: „Ich bin so frei...", um dann zu machen, was sie machen wollte. „Die Freiheit nehm' ich mir..." Für uns ist das so selbstverständlich, frei zu sein, dass wir uns gar nicht mehr vorstellen können, wie es früher war, wo Menschen als Sklaven oder Leibeigene gekauft und verkauft wurden, wo viele wie Menschen zweiter Klasse von den adligen Herrschaften behandelt wurden.

Wir können uns nicht mehr vorstellen, warum Menschen für die Freiheit auf die Barrikaden oder sogar in den Tod gegangen sind. Wir sind schon so lange frei, dass wir uns nicht mehr erinnern können, wie und wann und wo das mit der Freiheit angefangen hat.

So kommt es manchen so vor, als wenn das schon immer so gewesen

wäre. War es aber nicht. Ganz im Gegenteil. Unsere Freiheit hat eine Geschichte. Und sie ist, jedenfalls in unserem Kulturbereich, letztlich biblischen Ursprungs.

Paulus war auf seinen Missionsreisen durch die römische Provinz Galatien gekommen. Viele waren durch ihn zum Glauben an Jesus Christus gekommen. Sie hatten verstanden, dass Christus sie von ihrer Schuld zu einem Leben mit Gott befreit hatte. Sie glaubten, dass sie sich voller Vertrauen und ohne Angst dem gnädigen Gott zuwenden konnten, der es gut mit seinen Menschen meinte. Ihnen hatte eingeleuchtet, dass es weder möglich noch nötig ist, Gott mit guten Werken zu beeindrucken. Nicht aus Angst um ihr Seelenheil, sondern in Dankbarkeit für die erwiesene Güte hatten sie ihr Leben grundlegend verändert. Alles in allem empfanden sie das, was Paulus ihnen gesagt hatte, als gute Nachricht. Denn es war der neue Glaube ganz und gar eine Sache des Vertrauens und der Liebe.

Paulus war weise genug, die für den christlichen Glauben gewonnenen Menschen nicht mit dem Kleingedruckten der mosaischen Gesetze zu belasten. Wenn sie nur das eine Gesetz befolgen würden, das Jesus selbst zu Lebzeiten als das wichtigste hervorgehoben hatte, dann würde sich alles andere schon finden: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst." Nur darauf kam es an.

Nun war Paulus nicht der einzige, der umher zog, um den Menschen von Jesus Christus zu erzählen. Und so blieb es nicht aus, dass auch andere Prediger zu den Galatern k

Ein Teil dieser Leute waren der Meinung, dass nicht nur die Befolgung des einen Gebots wichtig war, sondern nach wie vor alle mosaischen Gesetze einzuhalten wären. So gab es mancherlei Verwirrung und auch Streit.

Die Auseinandersetzung machte sich fest an der Frage nach der Beschneidung. Die Beschneidung war von alters her das Zeichen derer, die zum Volk Gottes gehörten. Deshalb sollten sich auch die Christen den alten Gesetzen unterwerfen und beschneiden lassen, wenn sie denn wirklich und sichtbar dazu gehören wollten.

Als Paulus davon hörte, war er sehr ungehalten. Für ihn war es ganz klar: Es ist für Christen nicht nötig, sich beschneiden zu lassen und die mosaischen Gesetze zu übernehmen. Darauf hatte er sich schon vor Jahren mit den Autoritäten in Jerusalem geeinigt.

Er schildert den Galatern in seinem Brief, wie er sich damals mit Petrus und den Jüngern in Jerusalem geeinigt hatte. Die Absprache war die:

Petrus und die, die in Jerusalem das Ansehen und Sagen hatten, sollten auch in Zukunft das Evangelium an die Juden und die Christen verkündigen, die vorher Juden waren.

Paulus aber und die, die mit ihm unterwegs waren, sollten auch in Zukunft das Evangelium an die Heiden und an die Christen verkündigen, die in den Augen der Juden Heiden waren und dann Christen wurden.

Was damals als Kompromiss, als Burgfrieden miteinander abgesprochen wurde, wurde von der Gemeindebasis nicht überall und in allem übernommen. So kam es immer wieder zu Konflikten, die im Grunde bis heute nicht wirklich ausgestanden sind.

Es stand also damals in Galatien viel auf dem Spiel. Würden Paulus und die Seinen dem Druck widerstehen, der da auf verschiedenen Wegen aus Jerusalem von Seiten der Judenchristen auf sie ausgeübt wurde?

Die Auseinandersetzung zwischen den Wanderpredigern und Galatern war im Grunde eine Auseinandersetzung zwischen Paulus und Petrus. Das machte die Sache ja so heikel. Denn Petrus war damals der Mann der ersten Stunde, der Führer der Christenheit.

Und Paulus war noch ein Nobody, einer, der dem Herrn zu Lebzeiten ja nicht einmal begegnet war. Paulus war nur einer, der von sich sagte, dass Christus ihm erschienen sei. Die Meinungen darüber gingen auseinander. Und längst nicht alle trauten dem ehemaligen Christenverfolger über dem Weg,

Petrus hatte Jesus erlebt. Er war der Kronzeuge. Wenn nicht er, wer sonst hätte sagen können, was Christus gepredigt und gewollt hat? Keiner weiß, wie es Paulus damit ging. Wir wissen nur: Er hielt dagegen und nahm in der Auseinandersetzung um die rechte Lehre für sich in Anspruch, im Recht zu sein, das wahre Evangelium zu vertreten. Er sagte: „Gott gefiel es, dass er seinen Sohn in mir offenbarte, damit ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden." (Galater 2, 16) Was er predigte, war eben nicht selbst gemacht, sondern göttlicher Herkunft.

Hier ist es Paulus so gegangen wie später Luther. Was die beiden aus der Schrift und von Gott her erkannt hatten, ließen sie sich nicht nehmen. Sie wichen nicht zurück. Sie unterwarfen sich nicht dem, was sie in ihrer Freiheit eingeschränkt hätte. „Hier steh' ich nun. Ich kann nicht anders." Sie wussten sich nur Gott verantwortlich. Und das machte sie unwiderstehlich und frei, ihre Meinung frei und offen zu vertreten – gegen alle Widerstände.

Paulus widerstand Petrus. Und Luther widerstand dem Papst. Und

wir? Wem widerstehen wir? Denn das, was Paulus damals den Galatern zurief, und das, wofür Luther mit seinen Leben einstand, ist allen Christen, also auch uns, mit auf den Lebensweg gegeben: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit."

Sicher: Von Gott her sind wir frei. Er hat uns befreit, mit Freiheit beschenkt, mit der wunderbaren Freiheit der Kinder Gottes. Und man kann jedem Christen und jeder Christin nur zurufen: „Werde, was du bist: frei."

So mag deutlich werden, dass immer auch werden will, was schon ist: Freiheit. Das mit der Freiheit hat man nie hinter sich, sondern immer wieder vor sich. Freiheit hat man nicht. Frei ist man. Freisein ist ein lebenslanger Prozess – in weltlichen und wie in geistlichen Dingen.

Immer dann, wenn wir wieder mal das Gefühl haben sollten, wir könnten nicht anders, immer dann, wenn wir meinen, wir müssten das so tun, weil es ja alle so machen, immer dann, wenn wir uns gezwungen und eben nicht frei in unserer Entscheidung und in unserem Tun fühlen, immer dann sollten wir uns erinnern: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit."

In gewisser Weise sind und bleiben wir in der Nachfolge Christi Freiheitskämpfer wie Paulus und Luther. Christus selbst hat uns in Marsch gesetzt. Er hat uns erlöst bzw. befreit von allem, was uns bindet und knechtet, der Freiheit entgegen zu leben.

Ja, wir sind frei, schon hier und jetzt so viel von der Freiheit zu leben, wie irgend möglich ist. Ja, ich bin so frei, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu leben. Diese Freiheit will ich mir durch nichts und niemanden nehmen lassen.

Geistliche sein

Predigt zu Galater 5,25 – 6,10 i.A. am 16. September 2012

Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln. Lasst uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander nicht herausfordern und beneiden. Wenn ein Mensch etwa von einer Verfehlung ereilt wird, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid; und sieh auf dich selbst, dass du nicht auch versucht werdest. Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann.

Im Geist. In welchem Geist leben? Wes Geistes Kind? Im Geist des Humanismus, im Geist des Fortschritts? Nein, hier ist ein anderer Geist gemeint: Gottes Geist, der Heilige Geist, Jesu Geist.

Im Geist leben. Geist und Leben gehören zusammen. Ohne Leben kein Geist. Ohne Geist kein Leben. Im Geist leben, also ganz praktisch, nicht eine Geisteswissenschaft draus machen, gegen die im Prinzip nichts einzuwenden ist, wo sie dem Leben dient. Es geht darum, im Geist zu leben.

Ja, wenn wir im Geist leben würden. Wer so denkt, wer so redet, geht davon aus, dass wir es gerade nicht tun. Aber so ist es hier nicht gemeint.

Dieses „Wenn!“ hier stellt fest, dass es so ist, als wollte es keinen Zweifel daran lassen: Wenn wir im Geist leben meint: Ja, wenn wir schon im Geist leben, dann...

Die Feststellung, dass es so ist, fordert heraus, sich klar zu machen, was es bedeutet, im Geist zu sein, im Geist zu leben...

Wenn wir im Geist leben... klingt so selbstverständlich, so einfach, so dahingesagt, ist aber von unendlicher Dichte und Tiefe.

Also keine Frage, sondern eine Feststellung, und was für eine, von so weitreichender Bedeutung, dass wir unser Leben lang nicht ermessen können, was das bedeutet und beinhaltet.

Versuchen wir noch ein wenig tiefer einzudringen in diese Worte vom Geist: im Geist, im Einklang mit seinem Geist, im Geiste Jesu, als würde ich mich räumlich betrachtet im Geist befinden bzw. er mich von allen Seiten umgeben.

Er umgibt mich aber nicht nur, er erfüllt uns auch, sodass – wenn wir uns das bewusst machen – Worte wie „geisterfüllt“, „geistesgegenwärtig“, „begeistert“ einen ganzen anderen und neuen Sinn bekommen. Auf einmal sind es nicht nur nichtssagende Worthülsen, sondern Beschreibungen eines Zustandes, meines Zustandes.

Im Geist lebe ich, geisterfüllt, geistesgegenwärtig, begeistert. Und auf einmal wird es pfingstlich mitten im Herbst, weil ich mich vom Geist ergriffen und durchdrungen fühle.

Wenn dem so ist, dass wir im Geist leben, wenn uns das denn so richtig zu Bewusstsein kommt, ändert sich was in uns und in unserem Leben. Manches, was eben noch ging, geht auf einmal nicht mehr. Und anderes, was uns lange selbstverständlich war, ist uns in Zukunft nicht mehr möglich. Das wir im Geist leben, kann nicht ohne Folgen bleiben.

Und so zieht Paulus völlig zu Recht den Schluss: Wenn wir im Geist

leben, so lasst uns auch im Geist wandeln.

Unabhängig von den Konsequenzen, die Paulus dann im Folgenden aus seiner Erkenntnis zieht, dürfte uns allen klar sein, dass das mit dem Geist, wenn es denn für uns stimmt, Konsequenzen hat bzw. Konsequenzen haben müsste.

In meiner Lutherbibel ist das nur ein Vers, ein mit Recht fettgedruckter Vers, der es aber in sich hat, wenn man ihn denn in seiner Tiefe auslotet.

Und sicher ist: Wir sind längst nicht bis zum Grund vorgestoßen. Denn da, in der Tiefe, die der Vers ja nur umschreibt, kommen wir in Berührung mit dem Göttlichen, mit Gott selbst, mit dem, was unsere Welt im Tiefsten zusammenhält. Nicht auszudenken, was da bedeutet.

Nun verliert sich Paulus aber nicht in der Schönheit und Unendlichkeit des Geistes, sondern fordert auf, auch im Geiste zu wandeln. Und das macht er mit Blick auf die Galater sehr konkret.

Er benennt geistliche und ungeistliche Konsequenzen, zwei Gruppen von Beispielen, zum einen einige Verhaltensweisen, die für sein Dafürhalten nicht dem Geist gemäß sind, und zum anderen einige Verhaltensweisen, die er für angemessen hält.

Ungeistlich, eben nicht dem Geist angemessen, ist es, nach eitler Ehre zu trachten, also groß rauskommen zu wollen, um der Karriere oder der Rendite willen über Leichen zu gehen. Ungeistlich ist es, auf das Können und den Erfolg anderer neidisch zu sein. Ungeistlich ist es, den Splitter im Auge des anderen zu sehen, gleichzeitig den Balken im eigenen Auge zu übersehen.

Das sind die drei Beispiele, die er an dieser Stelle nennt, die aber für vieles andere stehen. Jeder merkt, dass es gut gewählte Beispiele sind. Denn sie sind bis zum heutigen Tag aktuell.

Denn wer von uns wollte nicht etwas sein und darstellen, es möglichst besser können und machen? Wer würde nicht immer wieder in der Versuchung stehen, sich mit anderen zu vergleichen, um am Ende selbstzufrieden festzustellen: Ich bin toll. Wer von uns steht nicht immer in der Versuchung auf andere herabzusehen.

Interessant, wie Paulus hier das Geistliche mit dem Sozialen verknüpft. Unsozial ist eben auch ungeistlich. Dementsprechend gehören eben sozial und geistlich zusammen. Wer geistlich ist, wird sozial sein. Und was wäre demnach sozial bzw. geistlich? Auch hier benennt er sehr praktische Beispiele: Da hat jemand versagt, einen Fehler gemacht. Ungeistlich wäre es, die Person dafür dann auch noch fertig zu machen.

Geistlich wäre es, so jemandem sanftmütig zurecht helfen.

Auch das zweite Beispiel lässt in diese Richtung denken: Einer trage des anderen Last. Natürlich nutzen das viele aus, vornehmlich die vom Stamme „Nimm“. Und doch ist es richtig zu helfen, wo man helfen kann, in Vorleistung zu gehen, einfach schon deshalb, weil man es als richtig erkannt hat.

Idealerweise hilft einer dem anderen. Es trägt nicht nur einer dem anderen die Last, sondern man trägt auch einander, auch wenn das zuweilen ein mühsames Ertragen sein sollte. Dennoch ist es richtiger, als andere fallen zu lassen. Und würde man damit klarkommen? Wohl kaum.

Das dritte Beispiel für ein geistliches Leben: Jedermann Gutes tun. Auch wenn es selbstverständlich klingt. Paulus benennt dieses „Jedermann Gutes tun“, weil es offensichtlich gerade nicht selbstverständlich war und ist, auch unter Christen nicht.

Ganz so einfach ist eben nicht, geistlich zu sein und geistlich zu leben, im Geist zu sein und im Geist zu leben, im Geist zu wandeln und im Geist zu wirken.

Und auch wenn das alles jetzt nach Arbeit und Anstrengung klang, was es im Übrigen auch ist, so strömt uns für ein derartiges Leben im Geist auch vom Geist her die Kraft zu: Denn wir leben – wie eingangs ausgeführt – im Geist.

Und je mehr wir das tun, geradezu genüsslich im Geist leben, je geistlicher wir werden, desto sozialer werden wir im Umgang miteinander sein.

In diesem Sinne kann ich wie Paulus nur sagen: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln.“ Lasst uns also miteinander Geistliche sein.

Einer trage des andern Last

Predigt zu Galater 6 i.A. am 9. September 2018

Was machst Du, wenn jemand einen Unfall hat? Was machst Du, wenn jemand überfallen wird? Was machst Du, wenn jemand von einem Unglück ereilt wird? Was machst Du, wenn jemand stolpert und hinfällt?

Du bist entsetzt. Dieser Jemand tut Dir leid. Wenn Du kannst, hilfst Du. Erste Hilfe eben. Du kämst doch im Traume nicht auf den Gedanken, Dich lustig zu machen oder Dich zu empören über jemanden, dem so was widerfährt?

Das heißt: Es gibt eine Ausnahme. Wann nämlich? Wenn jemand einer Versuchung erlag, wenn er verführt wurde, wenn er unwissend fehl ging, wenn er der Verlockung einfach nicht widerstehen konnte – und schwach wurde.

Wenn so etwas passiert, dann kann es einem passieren, dass man sich darüber aufregt, sich moralisch entrüstet, mit dem Finger auf ihn zeigt und sagt: Das hätte ihm nicht passieren dürfen. In gewisser Weise mag das stimmen. Und Verfehlungen sollte man nicht schönreden.

Jeder von uns könnte nun eine lange Liste von Verfehlungen zusammenstellen, eine Liste von Verfehlungen anderer und eine Liste eigener Verfehlungen.

Da hatte man es sich so fest vorgenommen, dass einem das nicht passiert. Und dann hat man für einen Moment nicht aufgepasst: Und schon war’s geschehen. Man hatte das selbst gesteckte Ziel verfehlt.

Die Verfehlung hatte einen ereilt – genau da, wo man nicht damit gerechnet hatte. Es ist wie bei einem Unfall. Den macht man ja auch nicht absichtlich.

Nicht dass wir uns falsch verstehen: Es geht hier nicht darum, das Verhalten anderer als Fehlverhalten zu bewerten. Es geht nur um das, was wir für uns selbst als Fehlverhalten, als Verfehlung erkennen.

Wie ist nun mit einem Menschen umzugehen, der einer Versuchung erlag, den eine Verfehlung ereilte. Der ist doch schon bedient. Wenn der so dasitzt, wie ein Häufchen Elend, dann braucht er weder Prügel noch einen moralisierenden Rüffel. Dann braucht er Hilfe.

In seinem Brief an die Galater gibt Paulus für solche Momente den guten Rat: „Brüder und Schwestern, wenn ein Mensch etwa von einer Verfehlung ereilt wird, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist.“

Helft ihm. Helft ihm zurecht, wenn sein Leben ins Stolpern geraten ist, wenn sein Leben aus den Fugen gerät, wenn er an seiner Verfehlung leidet.

Und auch zum „Wie?“ gibt Paulus einen wirklich hilfreichen Hinweis. Das Zurechthelfen möge sanftmütig geschehen. Also behutsam, einfühlsam, liebevoll, barmherzig – weder mit dem erhobenen Zeigefinger noch mit dem Holzhammer.

Natürlich weiß Paulus, vermutlich auch von sich selbst, wie man immer in der Gefahr steht, überheblich zu sein – auch in dem Versuch, denen zu helfen, die einer Verfehlung erlagen. Nicht umsonst gibt es die Ge-

schichte, die wir eben als Lesung hörten. Man sieht schnell den Splitter im Auge der anderen, übersieht dabei aber den Balken im eigenen Auge. Nur wer weiß, dass er selbst auch nicht unfehlbar ist, dass er auch schon hier und da fehlte, Fehler machte, wird in so einer Situation die richtigen Worte finden.

Nicht jeder, der von sich denkt, er mache alles richtig, liegt immer richtig. Nicht jeder, der von sich denkt, er sei ein Heiliger, verhält sich auch so. Paulus redet jedem, der so von sich denkt, ins Gewissen: „Wenn jemand meint, er sei etwas, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst."

Bescheidenheit ist angesagt. Nicht auf andere herabschauen. Nicht deren Verhalten beurteilen wollen. Sich selbst an die eigene Nase fassen: „Ein jeder aber prüfe sein eigenes Werk."

Mit sich ist man unter Umständen viel großzügiger als mit anderen. Auf das eigene Fehlverhalten angesprochen heißt es dann oft: „Ja, aber das ist ja nicht so schlimm... Das tut ja keinem weh." Wirklich nicht? Also Vorsicht: Niemand meine von sich, besser zu sein als die, die um ihre Verfehlung wissen.

Worauf läuft es für Paulus hinaus? Er schreibt: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Das Gesetz Christi – klingt zunächst einmal nicht einladend, sondern eher so, dass man einen Schritt zurückweicht.

Aber was ist gemeint? Für mich hängt „Gesetz Christi" mit den Maßstäben zusammen, die Christus für den Umgang miteinander gesetzt hat. Vieles davon fassen wir gern zusammen unter dem Begriff Nächstenliebe. Das ist natürlich richtig. Und alle stimmen dem grundsätzlich zu. Schwierig wird es immer erst dann, wenn man ins Detail geht.

Paulus spricht hier eben nicht ganz allgemein von Nächstenliebe, sondern konkretisiert sie, wenn er sagt: „Einer trage des andern Last." Das ist gelebte Nächstenliebe, Nächstenliebe konkret, wo einer des anderen Last trägt.

„Einer trage des andern Last" Das kann nun natürlich nicht bedeuten, dass einer einem anderen die Last ganz abnimmt, dass er sie sozusagen stellvertretend für den anderen trägt. Genau das hält Paulus ein wenig später fest, wenn er sagt: „Ein jeder wird seine eigene Last tragen."

Die Aufforderung „Einer trage des andern Last" ist im Sinn von Mit-Tragen zu verstehen. Denn natürlich hat der, den eine Verfehlung ereilte, seine liebe Not damit. Er hat daran zu tragen, auch weiterhin. Aber genau damit sollte man ihn nicht allein lassen. Genau da sollte man ihm

zur Seite springen und ihm helfen, seine Last zu tragen, zuweilen auch zu ertragen. Damit bleibt es seine Last. Aber gefühlt ist sie nicht mehr ganz so schwer. Geteilte Last ist halbe Last. Wer einem anderen hilft und mitträgt, macht sicher nichts verkehrt. Im Gegenteil. Es tut gut, sich mit seiner Last nicht im Stich gelassen zu fühlen. Gefühlt wird so etwas als Entlastung spürbar.

Viele gehen dieser Form der Nächstenliebe aus dem Weg. Sie fühlen sich schon so belastet genug, dass sie jeder zusätzlichen Belastung instinktiv ausweichen. Und wenn Sie jemand um Hilfe bittet, fühlen sie sich belästigt. Manch einer denkt oder sagt in so einer Situation: „Lass mich bloß in Ruhe." Das gibt es, so ein Denken, so Leute, die eben nicht mittragen und helfen wollen oder können.

Dessen ungeachtet ermutigt Paulus die Glaubensbrüder und Glaubnensschwestern, wenn er sagt: „Lasst uns Gutes tun an jedermann." Und es ist zweifellos etwa Gutes, wenn man anderen hilft. Wenn einer dem anderen in dieser Weise helfen würde, wären die Probleme zwar nicht aus der Welt, aber sie würden erträglicher.

Gott möge uns Menschen an die Seite stellen, die uns beim Tragen helfen. Gott möge uns tragen, wenn wir anderen helfen, ihre Lasten zu tragen. Einer trage des andern Last. Das wäre im Sinne Christi.

Durch IHN und in IHM

Predigt zu Epheser 1, 3-14 am 27. Mai 2018

Sie merken schon. Der Text ist ein Meer an Worten. Welle um Welle branden gewichtige Worte bei uns an. Unmöglich alles zu verstehen. Noch unmöglicher, alles zu vertiefen.

Man könnte sich das mit der Trinität, also das mit dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist auch mit einem Bild verdeutlichen: Stellen Sie sich bitte die Sonne vor, wie sie gerade dieser Tage am Himmel steht. Sie spendet uns Licht und Wärme. Das heißt: Ohne Sonne wäre es dunkel und kalt. Wäre da kein Licht, würden wir die Sonne nicht sehen. Und wären wir blind, wir würden die Sonne doch auf der Haut spüren dank der Wärme der der Sonnenstrahlen.

Übertragen wir das Bild auf Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist. Dann ist Gott Vater die Sonne, Jesus das Licht und der Heilige Geist die Wärme. Ohne den Vater (die Sonne) gäbe es den Sohn (das Licht)

und den Heiligen Geist (die Wärme) nicht. Aber der Sohn lässt uns den Vater sehen und der Heilige Geist bewirkt, dass wir ihn spüren.

Können Sie sehen, was ich hier habe? – Richtig: eine Lupe. Mit der Lupe kann man genauer schauen. Und dazu lade ich jetzt ein. Mal genauer zu schauen. Nehmen wir die vielen Worte unter die Lupe.

Haben Sie das früher als Kind auch gemacht, mit der Lupe versucht, etwas in Brand zu setzen. Denn die Lupe bündelt das Sonnenlicht auf einem Punkt. Und da wird es dann richtig heiß.

So etwas Ähnliches passiert hier in diesem Text auch. Alles wird gebündelt – und zwar „in IHM". Immer wieder heißt es „in IHM" und „durch IHN". Und gemeint ist Jesus, der Christus, der Sohn Gottes, der Herr. Es kommt alles auf IHN an.

„Malt IHN doch mal!" forderte die Lehrerin die Mädchen und Jungen einer Schulklasse auf. Eine Schülerin zeichnete einen vom Licht umfluteten goldenen Thron, auf dem eine große Schachtel lag. Als die Lehrerin erstaunt fragte, was denn in dieser Schachtel sei, antwortete das Mädchen: „Eine kleinere Schachtel!" „Und was ist in der zweiten, kleineren Schachtel?" fragte die Lehrerin weiter. „Dort ist noch einmal eine Schachtel!" antwortete das Mädchen. Und auf die Frage, das denn da drin sei, sagte die Schülerin schließlich: „Darin ist das Geheimnis!"

Mit Blick auf unseren Text sind die Worte „in IHM" so etwas wie die Schachtel. Wir sehen die Schachtel. Wir hören die Worte. Und doch bergen sie ein unaussprechliches Geheimnis. Und wenn Sie jetzt von mir erwarten, dass ich dieses Geheimnis lüfte, dann irren Sie sich. Wäre das möglich, wäre es kein Geheimnis.

Ein Rätsel – ja, das könnte man lösen. Aber ein Geheimnis. Das bleibt. Man kann es bestaunen. Man kann es bewundern. Man kann versuchen, es zu ergründen. Und es wäre gut, wenn wir das versuchen würden, die Tiefe dessen zu ergründen, was mit diesem „in IHM" angedeutet wird.

Selbst dann, wenn es uns nicht gelingt, bleibt es für uns nicht ohne Folgen. Denn das ist ja gerade das Geheimnisvolle eines Geheimnisses, das es dennoch seine Wirkung bei denen entfaltet, die sich ihm aussetzen, auch wenn sie es nicht verstehen können, auch wenn sie nicht wissen, wie das möglich ist. Und doch ist es so.

Nehmen wir unter die Lupe, was mit diesem „in IHM" alles verbunden ist: Wir sind „durch IHN" gesegnet mit geistlichen Segen – Vers 3. Wir sind „in IHM" von Gott erwählt – Vers 4. Wir sind „durch IHN"

seine Kinder – Vers 5. Wir sind „durch IHN" begnadet – Vers 6. Wir sind „in IHM" erlöst – Vers 7. „in IHM" ist uns vergeben – Vers 7. Wir wissen „in IHM" um Gottes Willen – Vers 9. Alles im Himmel und auf Erden finden wir „in IHM"– Vers 10. „in IHM" sind wir Erben – Vers 11. „in IHM" sind wir mit dem Heiligen Geist beschenkt – Vers 13. „in IHM" – seid auch Ihr – Vers 13. „in IHM" sind auch Sie. „in IHM" bist auch Du. „in IHM" bin auch ich. „in IHM" sind wir alle.

Alles wird in Christus, „durch IHN" und „in IHM" wie mit einer Lupe gebündelt. „Alles, was im Himmel und auf Erden ist, alles was über Gott zu sagen ist, all das ist in Christus zusammengefasst."

Also wenn es etwas gibt auf dieser Welt, worüber es sich allemal und immer wieder lohnt nachzudenken, dann ist es dies „in IHM". Wie eine Schachtel enthält es das Geheimnis schlechthin. Wie eine Lupe bündelt es alles Entscheidende in Jesus Christus.

Mehr will der lange Text nicht. Er will nur dies eine, dass wir unsere Gedanken und unsere Aufmerksamkeit auf ihn konzentrieren, damit wir „durch IHN" und „in IHM" gesegnet werden.

Christus im Himmel und auf der Erde

Predigt zu Epheser 1, 15-23 am 13. Mai 2021

Alle Jahre wieder... ist auch Himmelfahrt. Alle Jahre wieder fragt man sich, was das bedeutet: Himmelfahrt. Ich habe unzählige Mal darüber gepredigt? Ihr habt mancherlei Predigt dazu gehört. Und da war hoffentlich immer etwas dabei, was Euch weitergebracht hat. So möge es mit dem heutigen Predigttext auch sein.

In der Vorbereitung auf diesen Tag habe ich mich gefragt: Könnte es sein, dass wir die Himmelfahrt Jesu vor allem als Abschluss seines irdischen Wirkens verstanden haben?

Weihnachten war er auf die Welt gekommen. Dann hatte er gelebt und gewirkt. Kreuzigung und Auferstehung sind so etwas wie das Finale seines irdischen Wirkens. Und die Himmelfahrt scheint so etwas wie der Abgang von der Bühne zu sein. Seitdem ist er unsichtbar.

Und das hat dann zur Folge, dass wir den Auferstandenen so vor Augen haben, wie ihn uns die Evangelien als Irdischen beschreiben.

Alles sähe anders aus, wenn wir das mit der Himmelfahrt nicht als Abschluss seines irdischen, sondern als Anfang seines himmlischen Seins verstünden.

Es würde unsere Perspektive verändern. Es würde dann in erster Linie nicht einen Rückblick auf das irdische Leben und den geschichtlichen Jesus vor der Himmelfahrt gehen, sondern um ein Wahrnehmen des gegenwärtig wirksamen und auferstandenen Christus nach der Himmelfahrt. Beim Übergang vom irdischen zum himmlischen Dasein sagt der Herr: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden... Und siehe: Ich bin bei euch alle Tage...“

Er war eben nicht nur in der Vergangenheit bei denen, die ihn in seiner Vollmacht leibhaftig auf Erden erlebt haben. Er ist auch jetzt in der Gegenwart bei uns, alle Tage – allerdings anders, als er bei denen damals war, eben nicht irdisch, sondern himmlisch. Er hat das Irdische verlassen müssen – um losgelöst von allem Irdischen himmlisch immer und überall bei den Seinen sein zu können.

Dass alles ist schwierig zu denken und zu verstehen, wenn man den Himmel im Gegensatz zur Erde als einen Ort versteht. Wenn aber der Himmel kein Ort jenseits der Erde ist, sondern eine für uns unsichtbare Dimension innerhalb der irdischen Wirklichkeit, dann wird möglich und denkbar, dass der Auferstandene einerseits in die Sphäre des Himmels übergangen ist, andererseits aber trotzdem bei uns – und zwar auf der Erde – ist. Das zu denken ist nicht nur Hirnakrobatik, sondern unerlässlich. Wie sonst sollte man verstehen, dass er gen Himmel fuhr und trotzdem immer und überall bei uns sein kann?

Im heutigen Abschnitt aus dem Epheserbrief geht es zunächst um Glaube, Liebe und Hoffnung.

Wenn es dann heißt, Gott möge uns den Geist der Weisheit und der Offenbarung geben, um ihn zu erkennen, ist das bemerkenswert. Dass das hier in dieser Kombination steht, sollte sich die akademische Welt noch einmal in Ruhe anschauen. Und auch für uns ist das interessant.

Warum? Weil es hier um Weisheit, die Liebe zur Weisheit, also um Philosophie, und um Offenbarung, das Reden von Gott, also Theologie geht. Beides ist ein Geschenk, eine Gabe Gottes. Leider wird ja oft beides gegeneinander ausgespielt. Da sieht es dann so aus, als wären Theologie und Philosophie Gegensätze. Das wird hier im Epheserbrief anders gesehen. Sowohl die Theologie als auch die Philosophie haben ihren Ursprung in Gott, in dem Geist, den Gott gibt. Und beides möge uns helfen, Gott zu erkennen.

Der Schreiber des Epheserbriefes weiß, dass Philosophie und Theologie allein noch nicht ausreichen, um Gott erkennen. Um Gott erkennen zu können, brauchen die Philosophen und Theologen „erleuchtete

Augen des Herzens“, wie es hier heißt. Nur dann kommen sie weiter. Nur dann können sie ein Dreifaches erkennen.

Erstens: die uns von Gott eröffnete Hoffnung. Zweitens: die uns von Gott zugedachte Herrlichkeit. Drittens; die Erfahrung göttlicher Kraft, Macht und Stärke. All das, die Hoffnung, die Herrlichkeit und die Kraft ist an Christus offenbar geworden. Andeutungsweise schon während seines irdischen Lebens. Und so richtig dann danach.

Um das verstehen zu können, ist es wichtig, nicht nur den irdischen Jesus, sondern auch den himmlischen Christus vor Augen zu haben, also den Jesus Christus, für den nach Auferstehung und Himmelfahrt gilt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden... Und siehe: Ich bin bei euch alle Tage...“

Wie das geht? Wie wir den himmlischen Christus im Blick haben können? Man könnte sagen: Das hat in gutem Sinn mit „Kopfkino“ zu tun. Ihr kennt doch den Ausdruck „Kopfkino“. Kopfkino ist das, was man vor Augen bzw. im Sinn hat, was man sich vorstellt, was zunächst einmal vor allem hier drin im Kopf existiert.

Und indem man es sich vorstellt, beginnt es sich aufs alltägliche Leben auszuwirken, beginnt es irdische Wirklichkeit zu werden. Man erfährt ein Stückweit die Wirklichkeit dessen, was man sich vorstellt. Und so ist der, der von sich sagt: „Ich bin immer und überall bei euch“, tatsächlich bei uns, in unseren Gedanken. Und indem wir ihn uns vergegenwärtigen, ist er ja auch da. Und das ist eben nicht nur Einbildung, sondern Wirklichkeit, wenn auch unsichtbare Wirklichkeit.

Paulus sagt es mit einem Bild, wenn er von Christus als dem Haupt, also dem Kopf der Gemeinde redet. Er sagt: Gott „...hat ihn gesetzt der Gemeinde zum Haupt“. Nach Auferstehung und Himmelfahrt ist Christus nicht irgendwo, nicht weit weg im Himmel, sondern bei uns, ganz in unserer Nähe. Er ist uns so nah, wie unser Kopf.

Dass er unser Kopf und wir sein Leib sind, das heißt doch auch: Er kann nicht ohne uns und wir können nicht ohne ihn sein. Wir können nicht ohne einander. Und genau darum geht es in der Kirche insgesamt und in jeder Gemeinde vor Ort. Ohne ihn sind wir als Christen kopflos.

Das ist die wunderbare Antwort des Epheserbriefes auf die Frage, wo denn der Christus mit all seiner Macht ist. Wo nämlich? In uns. Und unter uns. Er ist nicht fern von uns, sondern in uns und unter uns – und gleichzeitig bei Gott.

Wenn er gleichzeitig im Himmel bei Gott und auf Erden bei uns ist,

dann sind auch Gott und der Himmel mitten unter uns.

Abschließend möchte ich Euch auf die wunderbare Formulierung aufmerksam machen, mit der unser Text von Gott redet, wenn er von der „Fülle dessen, der alles in allem erfüllt“ spricht.

In diesem Sinne war kurz vorher schon die Rede davon, wie „überschwänglich groß seine Kraft“ ist und wie seine „mächtige Stärke“ in Christus zur Wirkung gekommen ist.

Und darum geht’s, dass wir nach Jesu Auferstehung und Himmelfahrt wie Christus in den Genuss der göttlichen Kraft und Stärke kommen.

Da ist Kraft die Fülle. Und diese Kraft wünsche ich Dir und Euch. Keiner muss saft- und kraftlos sein. Gott sei Dank. Greifen wir zu. Lassen wir uns stärken.

Vorher tot – nachher lebendig

Predigt zu Epheser 2, 4-10 am 15. August 2021

Ich versuche mal unter dem Motto „Vorher-nachher“ eine Annäherung an diesen kompakten Text. Vorher – nachher. Das ist doch bekannt? Oder nicht? Also: Wie war einer früher in der Schule und wie ist er jetzt als Familienvater, der im Berufsleben steht? Wie runtergekommen sah das Eigenheim vor den Renovierungsarbeiten aus und wie schick sieht es jetzt aus, nachdem alles hergerichtet wurde?

Der Schreiber des Epheserbriefes meint: „Vorher waren wir tot – jetzt sind wir lebendig.“ Die Verfehlungen der Angesprochenen hatten zur Folge, dass sie lebendig wie tot waren. Sie wussten es nur noch nicht.

Wie soll man sich das vorstellen? Ich versuche es mal mit einem Vergleich. Da kann einer nicht gut sehen. Er ist praktisch blind. Er merkt es nur nicht. Warum nicht? Weil es ein schleichender Prozess ist, wenn die Augen immer schlechter werden. Man gewöhnt sich dran. Als ich meine erste Brille bekam, da habe ich nicht schlecht gestaunt, wie scharf alles aussieht, HD-Qualität sozusagen.

Und schlagartig wurde mir klar: „Mensch, was warst Du für ein Blindfisch.“ Wie blind ich war, habe ist erst gewusst, als ich mit der Brille wieder gut sehen konnte.

Das gilt nun auch im übertragenen Sinn. Man kann blind sein fürs echte, fürs wahre Leben, für seine Mitmenschen, für die Schönheit dieser Welt, für den Sinn, für Gott. Unter Umständen ist man so blind, dass man nicht einmal merkt, wie blind und tot man ist.

Wie tot man ist, wird einem erst bewusst, wenn es einem wie Schuppen von den Augen fällt, wenn man ganz plötzlich den Durchblick bekommt.

Und so ist es auch mit Gnade und Barmherzigkeit, Liebe und Güte. Erst wenn sie einem widerfahren, weiß man, wie Ungnade und Unbarmherzigkeit, Hass und Böses den Tod zur Folge haben.

Wird man davor bewahrt und gerettet, ist das wie eine Auferstehung zum Leben vor dem Tod mitten im Leben. Wem das widerfährt, der erlebt ein Stück vom Himmel auf Erden.

Der Schreiber des Epheserbriefes beschreibt nicht direkt, wie es dazu kam. Er beschreibt nur, wie es früher war und wie es dann wurde. Und ja, es klingt nicht nur nach „vorher-nachher“, sondern auch nach „schwarz-weiß“.

Wenn es einem widerfährt, hat man Glück gehabt. Bei allem, was man selbst tun kann, um zu leben und lebendig zu sein, bleibt das Leben ein Geschenk, ein Geschenk Gottes, wenn er sich mit seiner Liebe und in seiner Barmherzigkeit unser annimmt.

Ganz offensichtlich hat all das für den Epheserbrief mit Christus zu tun. Immer wieder ist davon die Rede: „Gott hat uns zusammen mit Christus lebendig gemacht.“ Warum? „Aus reiner Gnade.“

Und wem kommt diese Gnade zugute? Denen, „die zu Christus Jesus gehören.“ Und was bleibt uns zu tun? Nichts weiter, als alles im „Glauben“ zu realisieren. Wir sind eingeladen, uns von Gott retten zu lassen.

Worin die Rettung bestand, kann sehr unterschiedlich aussehen. Ich lasse mal ein paar Gerettete zu Wort kommen: „Meine Rettung war, als ich gelernt habe, Nein zu sagen.“ - „Meine Rettung war, dass ich ein Gefühl dafür bekam, selbst verantwortlich zu sein.“ - „Ich habe mich immer als Opfer gesehen und steckte fest in meinem Selbstmitleid. Es hat mich einiges an Kraft gekostet, auszusteigen aus diesem Muster.“ - „Meine Rettung war, als ich während einer Reise durch Äthiopien die Armut dort sah und verstand, worum es im Leben wirklich geht.“ - „Meine Rettung war, den Arbeitsplatz zu wechseln.“ - „Meine Rettung waren Bücher. Sie zeigten mir, dass die Welt größer ist als mein augenblickliches Elend.“ – „Meine Rettung war zu erkennen, dass Gott mich annimmt und liebt – so wie ich bin.“

Und wir? Müssen wir auch gerettet werden vor den Folgen unserer Verfehlungen? Aber sicher doch. Wir sind gerade dabei, unsere Lebensgrundlagen zu ruinieren. Und offensichtlich können wir es nicht stoppen. Gerade dieser Tage führen uns die Dokumente des Uno-

Weltklimarates (IPCC) vor Augen, wie unser Lebensstil mit seinem hemmungslosen Konsum unseren Planeten zerstört. Demnach müssen wir uns weltweit auf stärkere Hitzewellen, Trockenheit und mehr Feuer, aber auch auf Starkregen und Überschwemmungen einstellen. Besorgniserregend sind der Anstieg des Meeresspiegels, der Verlust der biologischen Vielfalt an Land und im Meer, die Veränderungen der Meeresströmungen, die gefährdete Nahrungsmittelproduktion und die Gesundheitsrisiken durch veränderte Krankheitsüberträger.

Der Schreiber des Epheserbriefes belässt es nicht bei der Feststellung, dass Gott uns rettet bzw. retten will. Er zeigt auf, dass der Gabe der Rettung Aufgaben entsprechen, wenn er sagt: „Gott hat uns so geschaffen, dass wir das Gute tun."

Und wenn dann auch noch die Rede davon ist, dass er das Gute „für uns bereitgestellt hat, damit wir unser Leben entsprechend führen können", dann geht er davon aus, als müssten wir nur realisieren, was es an Rettendem schon gibt und uns möglich ist.

Nur mal ein Beispiel für das, was wir alle tun könnten: In der Braunschweiger Zeitung stand am Dienstag: Bei Transport und Verpackung von Mineralwasser fallen pro Liter 203 Gramm CO^2 an. Für Leitungswasser ist es nicht einmal 1 Gramm. Würden alle Menschen in Deutschland nur Leitungswasser trinken (was im Übrigen preiswerter und gesünder wäre) könnte eineinhalbmal so viel CO^2 eingespart werden, wie der gesamte innerdeutsche Flugverkehr produziert.

Wir haben jederzeit die Möglichkeit, anders zu leben und in Gott lebendig zu sein. Es ist nie zu spät.

Und was machen wir? Wir treiben auf den Abgrund zu, als wollten wir beweisen, wie sehr es stimmt, dass unsere Verfehlungen den tausendfachen Tod zur Folge haben. Ziellos und geistlos steuern wir ins Verderben.

Mit geistlos meine ich nicht unsere technischen Möglichkeiten. Mit geistlos meine ich, dass so viele kein Bewusstsein für den Geist Gottes, für Spiritualität und Transzendenz haben. Viel zu viele sind wie in früheren Zeiten zufrieden mit „Brot und Spielen". Aber das allein wird uns umbringen. Wenn es uns doch wie Schuppen von den Augen fiele und wir gemäß unserer göttlichen Bestimmung leben könnten.

Ich schließe mit einer kleinen Geschichte von einem Adler, der lange Zeit lebendig tot war, weil er nicht wusste, was er war:

Ein Mann fand im Wald einen jungen Adler. Er nahm ihn mit nach Hause und steckte ihn zu seinen Hühnern in den Hühnerstall.

Nach fünf Jahren kam einmal ein anderer Mann zu Besuch. Dem fiel der Adler auf und er sagte: „Der Vogel dort ist kein Huhn, sondern ein Adler." „Ja", sagte der Mann, „das stimmt. Aber er ist jetzt kein Adler mehr, sondern ein Huhn." „Nein", sagte der andere, „er ist noch immer ein Adler, denn er hat das Herz eines Adlers und das wird ihn hoch hinauffliegen lassen in die Lüfte". „Nein, nein", sagte der Mann, „er ist jetzt ein richtiges Huhn geworden und wird niemals mehr wie ein Adler fliegen".

Darauf beschlossen sie, eine Probe zu machen. Der vogelkundige Mann nahm den Adler, hob ihn in die Höhe und sagte beschwörend: „Der du ein Adler bist, der du dem Himmel gehörst und nicht dieser Erde, breite deine Schwingen aus und fliege!" Der Adler auf der hoch gestreckten Faust blickte sich um. Hinter sich sah er die Hühner nach Futter suchen und sprang zu ihnen hinunter.

Da sagte der Mann: „Ich habe es dir ja gesagt, er ist ein Huhn und er bleibt ein Huhn." „Nein", sagte der andere, „Er ist ein Adler und er hat noch immer das Herz eines Adlers. Lass es uns noch einmal versuchen."

Er hob den Adler empor und sagt zu ihm: „Adler, du bist ein Adler. Du gehörst dem Himmel, nicht dieser Erde. Breite deine Schwingen aus und fliege!" Der Adler zitterte, aber er flog nicht.

Da ließ ihn der naturkundige Mann direkt in die Sonne schauen und plötzlich breitete der Adler seine Schwingen aus, erhob sich mit dem Schrei eines Adlers in die Luft und kehrte nie wieder zurück.

Ich wünschte mir, wir würden aufwachen und wie dieser Adler unsere Bestimmung erkennen. Wir müssten dazu wie der Adler ins Licht, also auf Gott schauen. Uns stünde der Himmel offen.

Barrierefreier Zugang zu Gott

Predigt zu Epheser 2, 17-22 am 30. Juni 2024

Ich lese zunächst einmal nur den ersten Vers des Textes, der meiner Predigt zugrunde liegt. Und das in der Übersetzung der Basisbibel: „Christus kam und verkündete Frieden: Frieden für euch in der Ferne und Frieden für die in der Nähe."

Klingt beim ersten Hören sehr aktuell. Wir denken natürlich sofort an die Ukraine und den Südsudan, den Gaza-Streifen und das Grenzgebiet zwischen Israel und dem Libanon. Was wäre es wunderbar, wenn da Frieden wäre. Ist es aber nicht. Und weil die in der Ferne keinen

Frieden haben, haben auch wir keine Ruhe, keine Sicherheit und keinen Frieden.

Dem Schreiber des Epheserbriefes ging es aber nicht um Krieg und Frieden im römischen Reich. Es ging ihm um den Unfrieden unter den Gläubigen.

Gerade in den Anfängen war man nicht immer ein Herz und eine Seele. Im Gegenteil: Es gab mancherlei Auseinandersetzungen unter denen, die sich zu Christus bekannten. Dabei ging es immer wieder um den rechten Glauben und darum, wer das Sagen hat.

Die ersten Jünger waren ja, wie wir wissen - wie Jesus selbst - Juden. Für sie war Jesus der von den Juden erwartete Messias. Weil sie Juden waren, galten für sie natürlich nach wie vor die Gebote und jüdischen Reinheitsvorschriften. Für sie war das keine Frage.

Es gibt diese Gruppe von Juden, die an Christus als den Messias glauben, bis auf den heutigen Tag. Man nennt sie messianische Juden. Auf einer unserer beiden Israelreisen haben wir eine Gemeinde messianischer Juden kennenlernen dürfen.

Das war sehr beeindruckend. Ich habe nicht schlecht gestaunt, dass es möglich ist, als Jude an Christus als den Messias zu glauben, aber deshalb eben nicht Christ zu werden, sondern Jude zu bleiben. Als wenn die Zeit stehen geblieben wäre – wie in den Anfängen der Jesusbewegung.

Wodurch kam es nun zum Unfrieden? Ganz einfach: Das lag daran, dass sich die frohe Botschaft Jesu Christi nicht nur in Palästina unter den Juden ausgebreitet hatte. Das Evangelium hatte sich schnell in viele Regionen des römischen Reiches ausgebreitet – auch unter den von den Juden als Heiden bezeichneten Andersgläubigen.

In der Folge gab es nicht nur Juden, die an Christus glaubten, sondern auch Angehörige anderer Religionsgruppen, denen die jüdischen Gesetze und Bräuche natürlich fremd waren.

Ist doch klar, dass es zu Spannungen zwischen beiden Gruppen kommen musste. Es ist doch immer schwierig, wenn andere anders glauben als man selbst. Es ist immer schwierig, das Fremde und Andersartige zu tolerieren und als gleichwertig zu respektieren.

Diese Jahre, in denen der Glaube an Christus zum christlichen Glauben, zu christlichen Formen, zu einer christlichen Identität führte, ja zur Kirche führte, waren bewegte Zeiten – oft genug Zeiten der Auseinandersetzung und des Ringens um den rechten Weg.

Im Rückblick sieht man klarer und versteht man besser, was damals zwischen diesen beiden Gruppen der christlichen Bewegung passierte. Man spricht heute mit Blick auf die christusgläubigen Juden von den Judenchristen. Und man nennt die, die aus der Gruppe der sogenannten Heiden zu Christen wurden, Heidenchristen.

Die ursprüngliche religiöse Zugehörigkeit entschied, zu welcher der beiden Gruppen man gehörte. Also entweder zu den Judenchristen oder zu den Heidenchristen.

Hier im Text ist von denen in der Ferne und von denen in der Nähe die Rede. Mit denen in der Ferne sind die gemeint, die nicht jüdischen Glaubens waren, als sie zu Christus fanden, also von den Heidenchristen. Und mit denen in der Nähe sind die gemeint, die schon als Juden zum Volk Gottes gehörten, also die Judenchristen.

Durch Christus gehörten nun beide Gruppen zusammen. Darum ging es dann im Folgenden, wo der Schreiber des Epheserbriefes sagte – und ich lese den nächsten Vers: „Denn durch ihn haben wir beide in ein und demselben Geist Zugang zum Vater."

Damit wurde festhalten, dass unabhängig von der Herkunft alle eins sind, sofern sie in Jesu Sinn, in seinem Geist denken und leben. Es war nicht mehr wichtig, was man früher war und wo man seine religiöse Heimat hatte. Wichtig war einzig und allein, dass man von diesem Geist, dem Heiligen Geist erfüllt war und im Sinne und Geiste Jesu dachte und handelte. Dieser Geist war es, der den Zugang zu Gott, dem Vater, eröffnete.

In früheren Zeiten mögen die von den Juden Heiden genannten Menschen Fremde und ohne Rechte in Israel gewesen sein. Das hatte sich durch Christus geändert.

Deshalb heißt es im Epheserbrief – der nächste Vers: „Ihr seid also nicht mehr Fremde und ohne Rechte in Israel. Ihr seid vielmehr Mitbürger der Heiligen und Mitglieder von Gottes Hausgemeinschaft."

Das klingt doch beinahe wie das Grundgesetz: Alle Christinnen und Christen haben die gleichen Rechte. Alle sind Mitglieder von Gottes Hausgemeinschaft – unabhängig von Hautfarbe und Herkunft, Alter und Geschlecht.

Nun stellt sich natürlich die Frage: Könnte man das, dass alle Christen vor Gott gleich sind, nicht noch weiter erweitern auf alle Menschen, wo doch alle Menschen Kinder Gottes sind?

Natürlich wünschen wir uns das. Aber kann man diesen Wunsch mit diesem Abschnitt aus dem Epheserbrief begründen? Schwierig. Denn

der Text her setzt für die Mitglieder von Gottes Hausgemeinschaft etwas voraus – und ich zitiere wiederum den Epheserbrief: „Ihr seid gegründet auf dem Fundament der Apostel und Propheten, dessen Grundstein Christus Jesus ist. Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten. So wächst er zu einem heiligen Tempel empor, der dem Herrn gehört. Weil ihr zum Herrn gehört, werdet auch ihr als Bausteine in diesen Tempel eingefügt. Gott wohnt darin durch den Heiligen Geist."

Für den Epheserbrief hängt alles an Christus. In einem Bild vom Bau wird Christus als Grundstein bezeichnet, auf dem alles aufbaut. Er hält alles und alle zusammen. Auf ihn kann man nicht nur bauen, auf ihn muss man bauen.

Die auf ihn bauen, die zu ihm gehören, die sich ihm zugehörig fühlen, die fügt Gott über alle Unterschiede hinweg zur Kirche zusammen. In der Kirche, diesem besonderen, lebendigen, aus lebenden Menschen gebauten Tempel, ist Gott, ist sein Geist, ist der Heilige Geist, ist der Geist Jesu gegenwärtig.

Und da schließt sich der Kreis zum Friedenswunsch vom Anfang. Wo der Heilige Geist unter den Christusgläubigen wirken kann, da wird der Frieden konkret und wirksam, den Christus verkündete.

Für all die, die Christus kennen und ihm vertrauen, ist das nun ganz wunderbar. Aber was ist mit denen, die nicht an Christus glauben, die ihn nicht kennengelernt haben, die ihn womöglich ablehnen – aus welchen Gründen auch immer? Sind die vom Heil ausgeschlossen?

Lange Zeit wurde es so verstanden und dementsprechend gepredigt, dass es das Heil nur innerhalb der Kirche für die gibt, deren Grundstein Jesus Christus ist.

Aber was ist mit allen anderen, mit Juden und Muslimen, mit Hindus und Buddhisten, mit all den anderen, die eben keine Christen, sondern irgendetwas anderes – aber als solche auch Gottes Kinder sind? Was ist mit all den Gottes Kindern, die Gott verloren gegangen sind, die Gott vergessen haben, für die Gott keine Rolle spielt?

Die Kirche tat sich immer schwerer damit, darauf eine Antwort zu geben. Manche beriefen sich für ihre Antwort darauf, dass Jesus gesagt habe: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich." Für sie heißt das, dass es den Zugang zum Vater exklusiv nur für die Christen gibt. Klingt einfach. Ist es aber nicht. Denn Jesus sagte auch: „Nicht jeder, der zu mir „Herr, Herr" sagt, wird in das Himmelreich kommen, sondern die, die den Willen meines Vaters tun."

Und so stellt sich mit Blick auf mein und Dein Leben, auf Ihr Leben und auf jedes Leben - unabhängig von Religion und Weltanschauung - die Frage: Was ist Gottes Wille? Und steht das, was ich tue, im Einklang mit Gott und seinem Willen? Wer wollte das beurteilen? Ich lasse die Fragen mal so stehen und überlasse es Dir und Ihnen, sich damit auseinanderzusetzen.

Festzuhalten bleibt allerdings: Das schon immer erhoffte Ziel der Geschichte Gottes mit seinen Menschenkindern ist nicht, dass alle Christenmenschen werden, sondern dass alle Völker zum Berg Gottes, also zu Gott, kommen.

Das ist der Grund, warum ich die Hoffnung nicht aufgebe, dass es bei Gott noch ganz andere Möglichkeiten gibt, Zugang zu ihm, dem Grund allen Seins, zu finden.

Was der Epheserbrief zwischen den Zeilen eigentlich wollte, gilt meiner Meinung nach nicht nur für das Miteinander in der Christenheit, sondern auch für das Miteinander aller anderen Religionen und Weltanschauungen.

Denn Christus wollte – und damit bin ich nicht nur am Ende meiner Predigt, sondern auch wieder am Anfang des Textes – er wollte den Frieden für alle: Frieden für die in der Ferne und Frieden für die in der Nähe.

Überlassen wir es Gott, all seinen Menschenkindern einen barrierefreien Zugang zu ihm zu eröffnen und Frieden zu schenken.

Drei eins in der Liebe

Predigt zu Epheser 1, 3 – 14 am 18. Juni 2000

Der Sonntag Trinitatis ist so bedeutend, weil er die festliche Zusammenfassung dessen ist, was wir an den drei großen Feiertagen bedacht wird.

An Weihnachten ging es um das Geheimnis, das sich uns Gott Vater im Kind von Bethlehem schenkt. An Ostern ging es darum, das Jesus, der Sohn Gottes, der unser Leben bis hin zur Todesstunde teilte, durch den Tod zu neuem Leben auferstanden ist. Und zu Pfingsten schließlich ging es dann darum, das uns der Heilige Geist mit seiner Gegenwart und Kraft begeistert.

Von daher legt es sich nahe, an den folgenden Sonntagen dem Geheimnis der Dreieinigkeit in all seinen Nuancen nachzugehen, zu be-

denken, wie Vater, Sohn und Heiliger Geist zusammen gehören.

Wir wissen um den Schöpfer. Wir wissen um Jesus aus Nazareth. Und wir wissen um Gottes guten Geist. Und immer wieder stehen wir vor der Frage: Wie hängt das alles zusammen?

Im Grunde geht es jeden Sonntag um den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist, also um die Dreieinigkeit bzw. Dreifaltigkeit - und um es auch noch mit dem lateinischen Fachwort zu sagen - um die Trinität. Das fängt damit an, das wir zu Beginn des Gottesdienstes oft „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“ singen und dann der Gottesdienst eröffnet wird mit den Worten: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Dann bekennen wir nach der Predigt unseren Glauben in den drei Artikeln, die wiederum vom Vater, vom Sohn und vom Heiligen Geist handeln. Bis hin zum Segen, der ja auch dreigeteilt ist, begegnet uns Gott als der dreieinige Gott immer wieder.

Darüber hinaus sind wir ja auf den dreieinigen Gott getauft, als es hieß: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Diese Dreieinigkeit, über die wir staunen, lässt uns nicht los, obwohl wir sie nicht richtig begreifen können. Dabei ist diese Lehre vom dreieinigen Gott ist vielen Menschen eher ein Problem als eine Hilfe. Diese Lehre ist eins der Musterbeispiele für unverständliche Dogmen, die uns überliefert wurden und mit denen immer weniger Menschen immer weniger anfangen können.

Mit den Schwierigkeiten, die wir damit haben, sind wir nicht allein. Wir sind in bester Gesellschaft. Der Kirchenvater Augustin, dem wir mancherlei verdanken, was das Bedenken des Glaubens angeht, hat sich wie alle Theologen reichlich Gedanken über die Dreieinigkeit gemacht. Das ging so weit, das er davon träumte.

Er träumte, wie er am Meer ein Kind sieht, wie es am Ufer spielte. Und wie er genauer hinschaute, da sah er, wie das Kind mit einer großen Muschel Wasser in eine Grube schöpfte. Augustin fragte: „Was machst du da?“ Und das Kind sagte: „Ich will das Meer in meine Grube schöpfen.“ Augustin musste schmunzeln angesichts des naiven Eifers des Kindes und sagte schließlich: „Das wird nicht gehen.“ In seinem Traum schaute ihn darauf das Kind mit seinen großen Augen an und sagte: „Und du willst mit deiner menschlichen Vernunft das Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit erkunden?“

Dieser Traum erschloss Augustin mehr über Gott als all das, was er

in seiner Lehre von der Dreieinigkeit herausgefunden hatte. Wie ein Tropfen Wasser angesichts des endlosen Meeres, so mikroskopisch klein ist der menschliche Verstand, wenn es um das Erfassen des Geheimnisses der Dreieinigkeit geht.

Um sie verstehen zu können, braucht man Vergleiche oder Bilder. Ich vergleiche die Dreieinigkeit gern mit dem Wasser, das es ja auch in dreierlei Gestalt gibt. Als Flüssigkeit, als festes Eis oder als gasförmigen Dampf - es bleibt Wasser. Als Vater, Sohn oder Heiliger Geist - es bleibt ein und derselbe Gott.

Nun haben die Theologen, die auf den Konzilen die Lehre von der Dreieinigkeit formuliert haben, nicht gemeint, das Gott nacheinander in drei Gestalten erscheint, erst als Schöpfer, dann als Heiland und zuletzt als Geist. Wie hätte dann z.B. Christus zum himmlischen Vater beten können?

Nein: Man dachte sich alles zeitlich nebeneinander. Zur gleichen Zeit gibt es den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Es sind drei und doch sind die drei eins. Es ist ein Gott und es sind drei Personen, die wir wahrnehmen.

Bei allem „Sich-Wundern“ über das Unbegreifliche ist die Dreieinigkeit wie ein Dreiklang, der uns so fasziniert, das wir nicht davon loskommen. Wir spüren, das sich unser Leben, unser Woher und Wohin auf diesen Dreiklang gründen.

Dem Schreiber des Epheserbriefes geht es ähnlich. In den höchsten Tönen, in einer feierlichen, liturgischen Sprache fasst er alles zusammen, was ihm und uns hoch und heilig ist und verankert es in Christus und in der Liebe.

Zuerst spricht er vom Vater, der uns mit geistlichem und mit weltlichem Segen segnet und uns als seine Kinder erwählt hat, ehe er die Welt erschuf. Aus Liebe hat er uns werden lassen. Und in seiner Liebe hat er an uns und für uns gehandelt - und das von Anfang an. Von Anfang an hat er sich uns voller Liebe zugewandt. Diese Liebe, die er zu uns hat, sollte uns sein geliebter Sohn Jesus Christus offenbaren.

Dann spricht er zweitens davon, wie sich diese Liebe in Christus offenbarte, der uns durch sein Leben und Sterben erlöste. „In Ihm“ - so heißt es immer wieder im Text - in ihm hat sich Gott dieser Welt und den Menschen zugewandt und offenbart. Weil Gott uns durch ihn in seine Liebe hinein genommen hatte, darum gehören wir zu Gott. In ihm hat uns Gott gesegnet, erwählt, begnadigt, aber auch vergeben, mitauferweckt. In ihm will er alles, was im Himmel und auf Erden ist, mit ei-

nem Worte, das ganze All, in Liebe versöhnen und vereinen.

Drittens spricht er vom Heiligen Geist, der uns als Unterpfand für diese frohe Botschaft gegeben ist, das Gott uns als seine Kinder liebt. Als Unterpfand vergewissert uns der Heilige Geist, das unser Glaube nicht ins Leere geht. Der Heilige Geist ist die uns umgebende göttliche Macht und Kraft, die uns aufschließt und erleuchtet, damit wir wahrnehmen und annehmen können, was uns der Vater im Sohn über das Wesen Gottes, über die grenzenlose Liebe offenbart hat.

All das gehört zusammen. Gott ist die Liebe und er offenbart sich uns als vorbehaltlose und bedingungslose Liebe in Jesus Christus. Durch ihn, in ihm lässt Gott seine Liebe sichtbar werden. Es ist eine vollkommene Liebe, die bis zum äußersten geht.

Indem Gott uns liebt, uns also in seine Liebe hineinnimmt, werden wir hineingenommen in das Geheimnis der Trinität. In der Liebe haben wir Teil an Gott. Die Liebe ist das Zeichen unserer Teilhabe an der Gemeinschaft des dreieinigen Gottes. „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." so heißt es im 1. Brief des Johannes.

Das Geheimnis um die Dreieinigkeit des liebenden Gottes erschließt sich uns da, wo wir miteinander und füreinander Liebe empfinden. Denn diese Liebe, die sich zwischen uns ereignet, die uns miteinander verbindet, hat ihren Ursprung in Gott, der die Liebe ist. Deshalb ist das Geheimnis der Dreieinigkeit nicht ein Geheimnis nur für Eingeweihte, sondern für jeden Menschen, der in der Liebe ist, unabhängig von Bildung, sozialem Status und Frömmigkeit.

Es ist nur eines wichtig: Man muss bereit sein, sich diesem Geheimnis der Liebe zu öffnen, dann teilt es sich einem mit. Die Liebe also ist das eigentliche Geheimnis der Dreieinigkeit, das den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist miteinander und mit uns verbindet.

Ob wir unsren Zugang zum Glauben an Gott nun über den Schöpfer oder Jesus oder den Heiligen Geist finden - sei's drum. Wir werden im Vater oder dem Sohn oder dem Geist nur den einen Gott, nur die eine Liebe finden.

Von daher können wir als Geliebte dieses Gottes voller Vertrauen auf unseren dreieinigen Gott getrost unseres Weges gehen - trotz einer unberechenbaren Gegenwart und einer ungewissen Zukunft.

Kraft für den inwendigen Menschen

Ich konzentriere mich heute auf das, was in diesem Text meiner Meinung nach ziemlich einmalig ist. Ich bitte Gott... „16 dass er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden an dem inwendigen Menschen... damit ihr erfüllt werdet mit der ganzen Gottesfülle... und der Kraft, die in uns wirkt."

Von außen sieht ja bekanntlich vieles ganz anders aus, als es sich von innen darstellt. Ich mache es mal an der Frage fest, die wir uns oft stellen, wenn uns jemand begegnet. Ich meine die Frage: „Wie geht´s?" Und dann wird übers Wetter und die Flüchtlinge, die Arbeit und die Kinder, den Verein und den Urlaub, das Geld und die Gesundheit geredet. Da fällt doch jedem sofort was zu ein.

Was würde wohl passieren, wenn ich die Frage ein bisschen abgewandelt so stellen würde: „Wie geht´s eigentlich deinem inwendigen Menschen?"

Ich vermute mal, die Frage würde Verwirrung stiften. Manch einer würde sich doch fragen: „Meinem inwendigen Menschen? – Was soll denn das sein?"

Und wir sehen schon: Es ist sicher nicht schlecht, sich mal Gedanken drüber zu machen: Wie geht es eigentlich meinem inwendigen Menschen? Und? Wie geht`s dem?

Nun mag der eine oder die andere einwenden: „Inwendiger Mensch!? Wie das schon klingt. Kann man das nicht ein bisschen moderner formulieren?"

Klar kann man das. Aber im Grunde hilft einem das mit der Verlegenheit auch nicht weiter, in die man durch diese Frage gestürzt wird. Denn eigentlich ist doch klar, worauf die Frage zielt.

Sie bleibt nicht beim Außen, sondern fragt nach dem Innen. Sie setzt voraus: Es gibt Äußeres und Inneres, Äußerstes und Innerstes, eine Außenseite und eine Innenseite, Äußerlichkeiten und Innerlichkeiten, die Außenwand, also das Außenwändige, und die Innenwand, also das Inwendige.

Wenn wir in den Spiegel schauen, sehen wir nur unsre Außenseite. Aber was ist mit der Innenseite? Wie sieht es mit der aus? Fällt Dir und Ihnen dazu was ein? Es scheint so zu sein, als würde der Schreiber des Epheserbriefes sich den Menschen wie eine Hohlform vorstellen. Und schon stellt sich die nächste Frage: „Was eigentlich erfüllt uns?"

Was veranlasst eigentlich den Schreiber des Epheserbriefes, dem

nachzugehen. Ganz einfach. Es geht ihm um das Thema „Kraft“. Er fragt nach der Kraft, die wir brauchen, um die Herausforderungen zu meistern, die auf uns zukommen.

Und er hat entdeckt, dass es eine Kraft gibt, die nicht von außen auf uns wirkt, sondern die uns von innen erfüllt, eine Kraft, die in uns wirkt. Er spricht von einer Fülle, die mit Gott zu tun hat. Gottesfülle ist sein Begriff dafür. Er bittet Gott darum, dass er uns mit seiner Kraft erfüllt, wie wir ein Gefäß mit Wasser füllen.

Empfindest Du und empfinden Sie das auch so: Das ist eine wunderbare Vorstellung, sich von Gott füllen lassen, sich von Gott die überschwängliche Kraft zuströmen lassen.

Mir fällt dazu der sogenannte Römische Brunnen ein, wo die Schalen von oben her gefüllt werden. Und erst dann, wenn sie ganz voll, wenn sie ganz erfüllt sind, fließen sie über in die nächste Schale.

Bernhard von Clairvaux kam angesichts eines solchen Brunnens auf folgende Gedanken: „Wenn du vernünftig bist, erweise dich als Schale, die wartet, bis sie gefüllt ist. Auf diese Weise gibt sie das, was bei ihr überfließt, ohne eigenen Schaden weiter... Lerne auch du, nur aus der Fülle auszugießen. Die gütige und kluge Liebe ist gewohnt überzuströmen, nicht auszuströmen. Ich möchte nicht reich werden, wenn du dabei leer wirst. Wenn du kannst, hilf mir aus deiner Fülle, wenn nicht, schone dich.“

Wer bräuchte sie nicht, immer wieder, neue Kraft? Immer dann sehnt man sich nach ihr, wenn man sich mal wieder müde und leer, ausgelaugt und kraftlos fühlt.

Durch das Vaterunser wissen wir, woher unsere Kraft kommt bzw. kommen könnte: „Denn dein ist die Kraft und die Herrlichkeit“. Und genau darum geht es doch, um die – wie es hier heißt – „Kraft nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit.“

So möge Gott uns, seinen Kindern, all seinen Kindern, die Kraft geben, die Kraft zuströmen, die wir brauchen, um bewältigen zu können, was gerade ansteht. Von ihm erfüllt bleibt unser Inneres nicht hohl, sondern in allerbesten Sinne erfüllt. So möge es sein.

Eins-Sein

Predigt zu Epheser 4, 1-6 am 14. September 2008

„So ermahne ich euch nun …“ so kennen wir Kirche. Mit erhobenem

Zeigefinger. Ermahnungen, Appelle, Moralin usw. Kirche zum Abgewöhnen.

Und zu was werden wir ermahnt? Wir sollen der Berufung würdig leben, demütig, sanftmütig und geduldig sein, einander in Liebe ertragen, immer einig und schön friedlich sein. Und vor allem sollen wir nicht streiten, sondern eine gemeinsame Hoffnung und den gleichen Glauben haben, und uns bewusst sein, dass wir letztlich nur einen Herrn haben. Alles richtig. Alles gut. Jeder strenge sich an. Von nichts kommt nichts. Und nun mal los. Wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen könnten.

Ich breche hier ab, um Sie nicht weiter auf die falsche Fährte zu bringen. Sie haben sich vermutlich schon über den leicht ironischen Unterton gewundert, mit dem ich eben gesprochen habe. Aber der sollte von Anfang an zeigen: Der, der das sagt, scheint das anders zu sehen.

Und das ist richtig. Für mich geht es in diesem Text hier nicht um etwas, zu dem ich Sie, mich selbst, uns alle, ermahnen könnte. Wir müssen das, was hier in Erinnerung gebracht wird, nicht schaffen. Hier geht es nicht um christliche Höchstleistungen, die uns abverlangt werden. Hier geht es nicht um den Erweis unserer Würdigkeit. Hier geht es nicht darum, alles dran zu setzen, dass wir uns anderen gegenüber als Einheit zu präsentieren. Nein.

Das ist die falsche Richtung. Wer so denkt, ginge ja davon aus, dass wir das mit der Einheit und dem einen Glauben schaffen könnten, wenn wir uns nur genug anstrengen würden. Wer so denkt, sähe sich gefordert – allerdings auch schnell überfordert, zumal dann, wenn alles auseinander läuft. Sie merken. Das schafft man nie.

Unsere multikulturelle, pluralistische Welt hört eben nicht vor der Kirchentür auf. Wir sind verschieden. Und das ist gut so. Und so verschiedenen, wie wir nun einmal sind und glauben, tragen wir dazu bei, dass sich unsere Welt, unser Leben und unser Glauben immer weiter ausdifferenzieren.

Und nun? Ist das nun schlimm? Nein. Ganz im Gegenteil. Es ist heilsam, zur Kenntnis zu nehmen, dass wir das mit der Einheit nicht machen können. Brauchen wir auch nicht. Wir brauchen nicht erst eins zu werden, wir sind es schon.

Ja, Sie haben richtig gehört. Im gleichen Satz habe ich gesagt: Wir können und brauchen nicht eins zu werden. Und gleichzeitig habe ich gesagt, dass wir schon eins sind.

Klingt widersprüchlich. Ist es aber nicht. Denn – und nun die Erklä-

rung - wieso sollten wir werden wollen, was wir schon sind?

Spätestens jetzt werden sich manche fragen, ob wir von der gleichen kirchlichen Wirklichkeit reden. Denn viele nehmen zu viel Streit und Uneinigkeit wahr, als dass sie den Satz unterschreiben würden: Wir sind eins. Natürlich. Stimmt schon. Menschlich betrachtet sind wir nicht immer eins. Aber in Gottes Augen, da sind wir eins.

Und nun besteht die ganze Kunst darin, dass wir uns nicht nur mit den eigenen Augen sehen, sondern versuchen, uns gegenseitig und alle zusammen mit den Augen Gottes zu sehen. Ob uns das gelingt, mal von uns abzusehen und uns selbst so zu sehen, wie Gott uns sieht?

Lassen wir uns doch vom Schreiber des Epheserbriefes helfen. Das mit dem Eins-Sein sagt er nicht, weil die Epheser menschlich betrachtet schon ein Herz und eine Seele wären. Nein. Er kann das nur sagen, indem er von Gott her formuliert: „Ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen."

Das heißt doch: Wir sind dadurch eins, dass er unser aller Vater ist, dass wir alle unter seinem Segen leben dürfen, dass er durch uns alle und in uns allen am Werk ist. Das ist so. Das müssen wir nicht machen. Aber das könnten wir spüren und wahrnehmen.

Nun ist dieser Brief ja von Christen für Christen geschrieben. Und von daher sieht es so aus, als würde all das nur denen gelten, die getauft sind und glauben.

Aber wenn es stimmt, dass Gott der Vater aller ist, dann sind doch eigentlich sogar alle Menschenkinder seine Kinder. Das heiße: In Gott sind wir alle eins – auch wenn wir das noch nicht wirklich begreifen und in all seinen Konsequenzen verstehen können.

Eigentlich müsste ich an dieser Stelle „Amen" sagen, um deutlich zu machen: Nur er ist der Grund für unsere Einheit, für unser Eins-Sein. Alles, was wir noch tun können, ist dies eine: Dies Eins-Sein realisieren. Dies Eins-Sein wahrnehmen. Dies Eins-Sein leben.

Mit diesem Eins-Sein fängt für mich alles an. Bin ich eins mit ihm, bin ich eins mit mir, bin ich eins mit anderen, die eins sind mit ihm. Sind wir eins miteinander, sind wir eins mit uns selbst und sind wir eins mit Gott, kann doch nur alles gut werden.

Dann wird sich über kurz oder lang und über alle Unterschiede im Kleingedruckten all das einstellen, was der Schreiber des Epheserbriefes hier so herbeisehnt: Würdiges Leben, Demut, Sanftmut, Geduld, Liebe, Glaube, Hoffnung, Geistesgegenwart, Frieden.

Was heißt hier, dann würde es sich einstellen? Es hat sich schon eingestellt. Es hat schon angefangen. Es ist schon da. Wir müssen es nur zulassen, sein lassen, wahrnehmen. Indem wir das Eins-Sein wahrnehmen und genießen, sind wir Christenmenschen.

Natürlich beinhaltet das Christ-Sein die Verpflichtung, das zu sein, was man ist, nämlich eins - mit sich, mit Gott und mit den anderen, die eins sind mit Gott.

Aber – und das ist das Großartige: Vor der Verpflichtung, eins zu sein, kommt die Zusage, dass man in Gottes Augen längst eins ist. So ist das Eins-Sein in keinem Fall eine Leistung, die wir zu erbringen hätten, sondern ein Geschenk, eine Gabe, die gleichzeitig die Aufgabe mit sich bringt, das zu sein, was man ist, nämlich eins zu sein mit sich selbst, mit Gott und mit allen seinen Kindern, an denen und durch die er am Werk ist. Möge er weiterhin durch uns und in uns am Werk sein.

An Gott ein Beispiel nehmen

Predigt zu Epheser 5, 1-8a am 27. Februar 2016

Hast Du ein Vorbild? Also jemanden, den Du so gut findest, dass Du so sein möchtest wie er oder sie? Und Sie? Hatten Sie in Ihrer Jugend ein Vorbild, dem Sie nacheifern wollten? War es vielleicht ein Sportler wie Uwe Seeler oder eine Schauspielerin wie Romy Schneider, ein Politiker wie Willy Brandt oder Menschen wie Mutter Teresa und Albert Schweitzer?

Vor allem in der Jugend suchen wir Vorbilder, denen wir nacheifern können. Wir fragen uns: Wie soll ich mein Handeln gestalten? Welchen Weg soll ich einschlagen? Was gibt meinem Leben Sinn? Da ist es dann gut, wenn man Vorbilder hat, an denen man sich orientieren kann.

„Nachahmung ist die höchste Form der Anerkennung", sagte Oscar Wilde. Wer jemanden nachahmt, will ihm gleich werden, vielleicht nicht in allen Eigenschaften und Charakterzügen, aber doch in den Punkten, die das Vorbild zu einem attraktiven Menschen machen: Schönheit oder Klugheit oder Kreativität oder Mut. Wer hätte nicht schon mal gedacht: Könnte ich doch so geistreich oder so liebevoll oder so gut wie dieser oder jene sein.

Aber hüten wir uns davor, dass wir uns und unsere Persönlichkeit für minderwertig halten, weil wir nicht so klug oder selbstlos sind, wie unsere Vorbilder das zu sein scheinen oder tatsächlich sind.

Für uns als Christinnen und Christen ist Jesus unbestritten ein großes Vorbild, wenn nicht das Vorbild. Wenn Jesus die Menschen von damals

aufforderte, ihm nachzufolgen, dann wollte er, dass sie ihn in gewisser Weise nachahmen sollten, dass sie sich ihn zum Vorbild nehmen sollten und dass sie wie er in der Liebe Gottes sein sollten.

Der Abschnitt aus dem Epheserbrief, der heute Predigttext ist, übertrifft Jesu Aufforderung, ihm nachzufolgen. So unglaublich, wie es klingt, aber hier werden wir aufgefordert, uns Gott zum Beispiel zu nehmen: „So folgt nun Gottes Beispiel als die geliebten Kinder und lebt in der Liebe." Nicht nur auf den ersten Blick kommt uns diese Aufforderung einige Nummern zu groß vor. Wie soll das gehen, dass wir uns an Gott ein Beispiel nehmen?

Vielleicht wird verständlicher, worum es geht, wenn man sich z.B. versucht hinein zu fühlen in die unendliche Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen.

Ein Stück weit könnte man aber auch den Schmerz des Vaters spüren, den er empfinden muss, wenn seine Kinder einander das Nötigste streitig machen, einander Leid zufügen oder andere Mitgeschöpfe ausbeuten.

Vieles von dem wird für uns ja an Christus deutlich. Wie Christus die Menschen geliebt hat, wie er sich für sie eingesetzt hat, wie er alles gab – zuletzt sogar sein Leben – macht etwas davon sichtbar, wie Gott für uns ist.

Jesus war eben kein eitler Selbstdarsteller wie viele der vermeintlichen Lichtgestalten unserer Zeit. Er war keiner, der sein Ego auf Kosten anderer pflegte. Besitzstreben und leeres Geschwätz waren ihm gleichermaßen fremd.

Jesus band sich selbst konsequent an seine Botschaft von Gottes Liebe und Vergebung – selbst dann, als es nach einer vernichtenden Niederlage für ihn aussah. Selbst als ihm der Tod am Kreuz drohte, rückte er davon nicht ab. Nächstenliebe, ja sogar Feindesliebe bestimmten sein Handeln, sogar am Kreuz.

Freilich belässt es der Text nicht bei der allgemeinen Aufforderung, sich Jesus zum Vorbild zu nehmen. So wird auch unser Text erfreulich konkret und anschaulich. Da ist die Rede von Unreinheit, Habsucht und von loser Rede, die beispielhaft dafür stehen, wie Menschen sich mit ihren Wünschen, Interessen und Eitelkeiten über andere erheben und gerade damit den Weg der Liebe verlassen.

Unzucht gibt in den menschlichen Beziehungen den eigenen Begehrlichkeiten den Vorzug vor Achtung und Aufrichtigkeit. Habsucht vereinigt alles Interesse auf die Mehrung des eigenen Besitzes, ohne Rücksicht auf Verluste, vor allem Verluste der anderen. Überhebliche Worte, die sich in Zynismus oder Ironie ergehen, setzen andere Menschen herab oder entwürdigen sie sogar.

All dies widerspricht der Liebe, die wir in Jesu Worten und Taten erkennen und die wir selbst verwirklichen sollen und ja auch verwirklichen wollen.

Die Jahrhunderte, die zwischen uns und dem Epheserbrief liegen, haben der Aktualität der Mahnungen nichts genommen. Sie erinnern uns daran, nicht hinter dem zurückbleiben, was uns mit dem Vorbild Jesu nahe gelegt wird.

Ich will es abschließend mit Gedanken über das, was hier „lose Reden" genannt wird, ein wenig vertiefen. So manches unbedachte Wort, das wir über unsere Mitmenschen fallen lassen, wäre da zu nennen. Schnell sind wir mit unseren Urteilen bei der Hand, wenn es darum geht, die Leistungen anderer herabzusetzen.

Eine Bewertung des Lebenswandelns der anderen geht uns flott über die Lippen. Bei so mancher Pointe ist es uns gleichgültig, ob sie verletzend ist, sofern nur jemand lacht.

Was da alles mitschwingt wird daran deutlich, wie unterschiedlich man diese Stelle übersetzen kann. In unserem Luthertext hieß es „schandbare und närrische oder lose Reden"

Neuere Übersetzungen lauten: albernes und zweideutiges Geschwätz, leere Worte, üble Nachrede, leichtfertige Sticheleien, Klatsch und Tratsch, gemeine und schlüpfrige Reden, dummes Gelaber, verbale Verunglimpfungen, Hetze und Häme, über andere Herziehen und Mobbing.

Wir merken: Auch uns Menschen des 21. Jahrhunderts können die Mahnungen aus der Zeit der ersten Gemeinden eine Orientierung sein, an der wir uns und unser Leben immer wieder neu ausrichten können.

Interessanterweise schließt unser Text nicht mit einer Aufforderung, sondern mit einer Feststellung, wenn es heißt: „Früher wart ihr Finsternis, nun aber seid ihr Licht im Herrn."

Damit beschreibt der Epheserbrief, was wir in den Augen Gottes sind: Licht. Wir sind Licht – auch wenn wir es oft genug von uns selbst nicht glauben können.

Gott macht uns dazu, indem er uns seine Gnade und Liebe schenkt. Er traut es uns zu, dass wir die Dunkelheit dieser Welt erhellen, indem wir seine Liebe wie ein Licht durch uns hindurch in diese Welt leuchten lassen.

„So folgt nun Gottes Beispiel als die geliebten Kinder und lebt in der Liebe.“

Lebt als Kinder des Lichts

Predigt zu Epheser 5, 8b-14 am 21. Juli 2024

Licht. Ob es die Sonne ist, die in den schönsten Farben auf- und untergeht. Ob es eine Kerze ist, die mit ihrem warmen Lichtlein die Dunkelheit erhellt. Ob es ein prasselndes Lagerfeuer oder ein rettendes Leuchtfeuer an der Küste ist. Ob es die glitzernden Sterne am winterlichen Nachthimmel oder die Glühwürmchen in einer warmen Sommernacht sind. Es ist doch unglaublich, was für eine Faszination vom Licht ausgeht.

Nicht ohne Grund sind wir fasziniert vom Licht. Denn wir wissen ganz tief in uns: Ohne Licht könnten wir nicht leben. Wie die Pflanzen brauchen wir das Licht zum Wachsen und Leben. Wir sind also schon auf ganz natürliche Weise Kinder des Lichts.

Es ist von daher kein Wunder, dass das mit dem Licht auch im Leben der Gläubigen und in der Bibel vorkommt.

Meine Predigt steht unter der Aufforderung aus dem heutigen Predigttext: „Lebt als Kinder des Lichts.“ Bevor wir uns dieser Aufforderung zuwenden, tun wir gut daran, uns zu vergegenwärtigen, was uns befähigt, als Kinder der Lichts zu leben.

Im Psalm, den wir eben gesprochen haben, heißt es: „Der Herr ist mein Licht.“ Und Jesus sagt nicht nur von sich: „Ich bin das Licht der Welt.“ Er sagt es auch von denen, die sich an ihm orientieren: „Ihr seid das Licht der Welt.“

In die Sprache des Epheserbriefes übersetzt, aus dem der heutige Predigttext kommt, würde das dann heißen: „Ihr seid Kinder des Lichtes.“

Was für eine Zusage: „Wir sind das Licht der Welt. Wir sind Kinder des Lichts.“ Es ist das Licht, das seine Kinder hervorbringt. Deshalb ja auch „Kinder des Lichts“.

Diese Reihenfolge entlastet. Denn sie macht deutlich: Dieses Licht, dessen Kinder wir sind, scheint lange bevor wir sind und es mitbekommen.

Das ist wie mit der richtigen Sonne. Sie leuchtet ja - Gott sei Dank -

auch dann, wenn wir sie nicht wahrnehmen. Sie gibt uns Wärme, auch wenn wir sie nicht spüren. Sie lässt uns leben, auch wenn wir nicht an sie denken.

Wie die Sonne unseren äußeren Menschen leben lässt, so lässt das göttliche Licht unseren inneren Menschen leben – lange bevor wir es merken und auch dann, wenn wir es nicht merken. Wir sind seine Kinder, Kinder des Lichts.

Wie die Sonne alles zum Leben erweckt, so erweckt uns das göttliche Licht zum Leben, zum Leben als Kinder des Lichts. Dementsprechend heißt es: „Wach auf, der du schläfst, und steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.“ So erleuchtet werden Menschen zu Kindern des Lichts.

Wie das Licht der Sonne bei den Pflanzen Früchte hervorbringt, so bringt das göttliche Licht bei uns Früchte hervor. Der Schreiber des Epheserbriefs hat es bei der Aufzählung der Früchte nicht auf Vollständigkeit angelegt, sondern hat es bei drei Beispielen belassen, als er schrieb: „Die Frucht des Lichts ist lauter Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit.“

Es ist hier nicht der Raum und die Zeit, in Gänze auszuschöpfen, was mit Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit gemeint ist. Über jeden dieser Begriffe wurden Bücher geschrieben.

Aber es sind Worte, mit denen im Grunde jeder etwas anfangen kann. Für jeden, der sie hört, schwingt etwas Edles und Unanfechtbares, etwas Großes und Erstrebenswertes mit. Wir würden diese Früchte des göttlichen Lichts allzu gern nicht nur bestaunen, sondern unser eigen nennen. Und darum geht es. Sie sollen unser sein, uns zuwachsen.

Bleiben wir im Bild: Früchte wachsen. Man kann sie nicht machen. Und auch Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit können wir nicht machen. Sie wachsen und reifen bei denen, die in den Genuss des göttlichen Lichts kommen.

Alles beginnt damit, im Licht zu sein. Blicken wir nicht zu schnell auf die Früchte, sondern kümmern wir uns um das Licht. Denn wo das Licht ist, da wachsen auch die Früchte des Lichts. Die Früchte des Lichts sind nur die Folge.

Können wir also nichts machen, nichts dazu beitragen, dass sie bei uns wachsen? Doch. Eins ist möglich: Wir können uns dem göttlichen Licht aussetzen, damit es an uns und in uns und durch uns tun kann, was seine Aufgabe ist, auf dass wir gütig und gerecht und wahrhaftig sein können.

Wenn alles infolge der Lichteinwirkung, also nur durch das Licht wie von allein geschähe, dann würden ja alle als Kinder des Lichts leben, dann würden alle nur noch Früchte des Lichts hervorbringen, dann würde sich die Aufforderung „Lebt als Kinder des Lichts“ erübrigen.

Da dem nicht so ist, da leider nicht alle als Kinder des Lichts leben, setzen die Worte des Epheserbriefs unser Mittun voraus, ohne dem Irrtum zu verfallen, wir können es geradezu ohne Gott und ganz allein bewerkstelligen, wenn wir uns nur genügend anstrengen würden.

In diesem Zusammenhang warnt der Epheserbrief: „Prüft, was dem Herrn wohlgefällig ist, habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis.“

Gott wohlgefällig sind die Früchte des Lichtes. Gott unlieb sind die Werke der Finsternis. Wenn Güte eine Frucht des Lichtes ist, dann ist Boshaftigkeit ein Werk der Finsternis. Wenn Gerechtigkeit eine Frucht des Lichtes ist, dann ist Ungerechtigkeit ein Werk der Finsternis. Wenn Wahrheit eine Frucht des Lichtes ist, dann ist Lüge ein Werk der Finsternis. Das mit der Finsternis ist nur der dunkle Hintergrund, vor dem sich umso heller das Licht abzeichnet, um das er hier geht.

Schauen Sie sich nun bitte mit mir einen Moment das Bild an. Da ist ein Mensch dargestellt, auf dem Weg aus der Dunkelheit ins Licht. Weil sich dieser Mensch dem Licht zuwendet, ist er selbst ganz licht. Genau darum geht es: Sich immer wieder dem Licht zuwenden. Im Gesangbuch heißt es in einem unserer Lieder: „Erneuere mich, o ewigs Licht. Auf dich lass meine Sinne gehn, bis ich dich schau, o ewigs Licht, von Angesicht zu Angesicht.“

Jeder von uns kennt das Gefühl, in der warmen Sonne zu liegen und sich durchwärmen, ja durchleuchten zu lassen. Ein Sonnenbad. Eine Lichtdusche. Suchen Sie nach Möglichkeiten, im göttlichen Licht zu sein. Im göttlichen Licht fällt ein neues Licht auf uns und all unsere Fragen, Sorgen und Ängste. Das tut gut.

Wer das tut, immer wieder tut, wird immer mehr ein Kind des Lichts. Dazu folgende kleine Geschichte von Heinrich Engel:

Günter ging mit seiner Mutter durch die Stadt. Sie kamen an der großen Kirche vorbei. Günter sah nach oben und meinte: „Mama, sieh mal, die Fenster sind ja ganz schmutzig!“

Die Mutter sagte nichts, sondern nahm Günter bei der Hand und ging mit ihm in die Kirche hinein. Hier waren die Fenster, die von außen ganz grau und schmutzig aussahen, plötzlich strahlend bunt und leuchteten in den hellsten Farben. Da staunte Günter, und er schaute sich

die Fenster genau an. Vorne über dem Altar war ein besonders schönes Fenster... Durch eine Figur strahlte gerade die Sonne hindurch, sodass sie besonders hell erschien. Günter fragte: „Mama, wer ist denn das?“ – „Da vorne“, antwortete die Mutter, „das ist ein Heiliger. Es ist der heilige Martin.“

Das hatte sich Günter gut gemerkt. Ein paar Tage später fragte die Lehrerin ... die Kinder im Religionsunterricht in der Schule: „Weiß jemand von euch vielleicht, was ein Heiliger ist?“ Da war großes Schweigen in der Klasse. Nur Günter sprang auf und sagte: „Ich weiß es: ein Heiliger, das ist ein Mensch, durch den die Sonne scheint.“

Im Sinne des Epheserbriefes könnten wir auch sagen: Ein Kind des Lichts ist ein Mensch, der das göttliche Licht in und an sich wirken lässt, der es durch sich hindurch leuchten lässt.

Lassen wir uns durch das göttliche Licht erleuchten, auf dass es durch uns hindurch wie durch ein Glasfenster in diese unsere Welt mit ihren vielen kleinen und großen Dunkelheiten leuchten kann.

Wer der Meinung ist, er könne das nicht, Kind des Lichts sein, dem sei mit Worten von Nelson Mandela Mut gemacht:

„...Wir fragen uns, wer bin ich denn, um von mir zu glauben, dass ich brillant, großartig, begabt und einzigartig bin? Aber genau darum geht es, warum solltest Du es nicht sein? Du bist ein Kind Gottes.

Dich klein zu machen, nützt der Welt nicht. Es zeugt nicht von Erleuchtung, dich zurückzunehmen, nur damit sich andere Menschen um dich herum nicht verunsichert fühlen.

Wir alle sind aufgefordert, wie die Kinder zu strahlen. Wir wurden geboren, um die Herrlichkeit Gottes, die in uns liegt, auf die Welt zu bringen. Sie ist nicht in einigen von uns, sie ist in jedem.

Indem wir unser eigenes Licht scheinen lassen, geben wir anderen Menschen unbewusst die Erlaubnis, das Gleiche zu tun...“

Nun denn: Leben wir als Kinder des Lichts!

Christliche Lebensführung

Predigt zu Epheser 5, 15-20 am 19. Oktober 2014

Und was macht man da so als Christ? So in etwa könnte die Frage gelautet haben, die dem Schreiber des Epheserbriefs gestellt wurde. „Was macht man da so?“ ist eine andere Frage als „Was glaubt man da so?“ Und so geht es hier und heute weniger um das fürwahr Halten dogmatischer Sätze als vielmehr um Fragen des alltäglichen Lebens, also

nicht um die christliche Lehre, sondern um eine christliche Lebensführung, das Christsein eben.

Vers 15: „So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise.“ Ich finde gut, dass hier nicht gesagt wird: Dein Lebensstil ist falsch. Es wird allerdings auch nicht gesagt, dass alles gut so ist, wie es ist. Es geht einzig und allein darum, mal darüber nachzudenken.

Wie lebst du? Lebst du auf großen Fuß oder führst du ein eher bescheidenes Leben? Und ist das, was du zurzeit gerade machst, vernünftig und weise oder ist es eher unüberlegt und geradezu verrückt? Wie ist das mit deinem Lebensstil bzw. deiner Lebensführung?

Hier fordert uns einer auf: Denk mal drüber nach. Und nicht nur so nebenbei. Nein. Tu es sorgfältig. Tu es immer wieder einmal. Nimm dir Zeit dafür. Hier und jetzt zum Beispiel.

Vers16: „ Kauft die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.“ Böse Zeit? Zu allen Zeiten gab es Leute, die sagten: Es sind böse Zeiten. Und in gewisser Weise stimmt das ja auch. Nicht überall und nicht zu jeder Zeit. Aber denken wir nur an Westafrika, an den Nahen Osten, an die östliche Ukraine, an den Gazastreifen... Böse Zeiten.

Es geht nun hier nicht darum, über böse Zeiten zu lamentieren. Die Zeiten sind, wie sind. Nein. Wir werden aufgefordert, das Beste draus zu machen. Kauft die Zeit aus.

Gemeint ist: Nutze die Zeit. Nutze Deine Zeit. Denn du weißt nicht, wie viel Zeit, wie viel Lebenszeit Dir noch bleibt. Früher oder später ist die Dir zugemessene Lebenszeit abgelaufen. Und spätestens dann stellt sich Dir wie jedem Menschen die Frage: Habe ich meine Zeit genutzt?

Mit Zeit ist hier der Augenblick gemeint, dieser Moment. Genau genommen besteht das Leben aus nichts anderem als aus lauter solchen Momenten - einer wie der andere einzigartig in seiner Art: Nie wieder werde ich hören, sehen, riechen, fühlen oder schmecken, was ich gerade höre, sehe, rieche, fühle oder schmecke.

So werden wir hier eingeladen, unsere Zeit so intensiv und genussvoll zu erleben, zu nutzen, ja eben auszukaufen, wie es hier heißt.

Vers 17: „Darum werdet nicht unverständig, sondern versteht, was der Wille des Herrn ist.“ Also: „Seid nicht dumm“, würden wir vielleicht sagen. Seltsam: Muss man uns denn dazu auffordern? Wer von uns wollte denn wohl absichtlich dumm sein? Doch wohl niemand.

Und doch erweisen sich viele als dumm bzw. unverständig. Inwiefern? Na, weil sie nicht wissen, was der Wille des Herrn ist. Sie mögen ja

ansonsten ganz in Ordnung und auch sehr gebildet sein. Das wird hier auch nicht in Frage gestellt.

Aber eins fehlt ihnen: Sie fragen nicht nach dem Willen Gottes. Und das ist für den Schreiber des Epheserbriefs nun mal entscheidend, so entscheidend, dass er zu dem Urteil kommt: Wer nicht nach dem Willen des Herrn fragt, der ist dumm.

Natürlich: Wer wollte von sich behaupten, er wüsste, was der Allmächtige will? Wohl niemand. Macht nichts. Entscheidend ist, ob wir dran bleiben und uns und andere immer wieder fragen: „Was würde Gott wohl dazu sagen? Was könnte sein Wille sein? Was hätte er gewollt, das wir jetzt tun?“

Wir können unsere Fragen auch mit der Bitte des Vaterunsers kombinieren, wo wir beten: „Dein Wille geschehe.“ Was ist das Beten an dieser Stelle anderes als die Bitte, Gott möge seinen Willen geschehen lassen, wenn möglich durch uns.

Vers 18: „Und sauft euch nicht voll Wein, woraus ein unordentliches Wesen folgt, sondern lasst euch vom Geist erfüllen.“

Luther redet nicht um den heißen Brei. In seiner manchmal derben, aber treffenden Sprache übersetzt er: „Besauft euch nicht.“ Die negativen Folgen übermäßigen Alkoholkonsums kennt jeder. Und nur darum geht es hier. Nichts ist gegen ein, zwei Gläschen zu sagen - es sei denn, man ist danach schon voll.

Und es geht nicht nur um Alkohol. Es geht um alles, was uns die Sinne vernebelt und ablenkt vom Wesentlichen: Sei es übermäßiges Essen oder übermäßiger Fernsehkonsum, seien es Medikamente oder was auch immer...

Wenn voll, dann nicht mit irgendetwas voll, sondern voll des Heiligen Geistes. Wer voll des Heiligen Geistes ist, wer im wahrsten Sinne des Wortes begeistert ist, dem dürfte auch das Nächste kein Problem sein.

Vers 19: „Ermuntert einander mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singt und spielt dem Herrn in eurem Herzen.“

Nur noch wenige singen begeistert und begeisternd. Liegt es an den Texten oder an der Melodie oder an unserer inneren Einstellung, dass wir sie nicht mit dem Brustton der Überzeugung singen?

Wenn Du nun einwendest: Aber wir singen doch. Dann stimmt das – aber eben nur ein bisschen. Denn: Wie singen wir? Singen wir so, dass andere uns abnehmen können, dass wir innerlich von dem erfüllt sind, was wir da besingen? Aber genau darum geht es.

Man sagt doch manchmal: „Du sprichst mir aus dem Herzen“. Ich fin-

de, das sollte man von uns sagen, wenn man uns singen hört: „Ihr singt mir aus dem Herzen."

Du merkst: Ich sehne mich danach, mit Dir aus tiefster Überzeugung so kräftig zu singen, dass die, die draußen vorbei gehen, sich nicht nur fragen: „Was ist denn da los?", sondern reinkommen.

Vers 20: „Sagt Dank Gott, dem Vater, allezeit für alles, im Namen unseres Herrn Jesus Christus."

Für alles? Allezeit? Geht das denn? – Schwer zu sagen. Vermutlich nicht. Also: Ich kann es nicht. Ich kann nicht für alles dankbar sein. Und da hilft es dann auch nicht, wenn ich mir sage oder sagen lasse: „Nun sag schön Danke".

Ist das nun schlimm? Weiß nicht. Ist halt so. Auch wenn ich nicht für alles Dankbarkeit empfinde, gibt es doch unendlich viel, für das ich dankbar bin. Und das bin ich dann erstmal. Gott sei Dank.

Waffenrüstung Gottes

Predigt zu Epheser 6, 10-17 am 16. Oktober 2016

Finden Sie nicht auch? Dieser Text ist gefährlich. Er lässt sich schnell missverstehen und missbrauchen. Gerade in einer Zeit, in der manche meinen, Sie müssten in heilige Kriege ziehen.

Natürlich steht nichts davon in diesem Abschnitt des Epheserbriefes, auch wenn er da von Rüstung und Pfeilen die Rede ist, von Helm und Schild, von Brustpanzer und Schwert, von Mächtigen und Gewaltigen, von Widerstand und Kampf. Das ist ja alles nicht wörtlich, sondern im übertragenen Sinn gemeint.

Das wird deutlicher, wenn man sich klarmacht, dass sich diese Zeilen an Christen richten, die sich wegen ihres Christseins von anderen bedrängt und angefeindet fühlten. Damit mussten die sich auseinandersetzen. Es blieb ihnen ja nichts anderes übrig.

Was die Auseinandersetzungen wegen des Glaubens angeht, können viele von uns ganz gut mitreden. Denn man kann auch dieser Tage viel „Anti" erleben. Deshalb ist dieser Text nach wie vor aktuell.

Mal vorweg: Mit dem Bild von der Waffenrüstung Gottes wollte der Schreiber des Epheserbriefes zeigen: Niemand geht schutzlos in diese Auseinandersetzungen. Gott stellt jedem eine ganz besondere „Waffenrüstung" zur Verfügung, die dem eigenen Schutz dient - und nicht etwa der Vernichtung anderer.

Als allererstes müssen wir verhindern, dass die Waffenrüstung Gottes, von der hier die Rede ist, als Anleitung zum Führen heiliger Kriege missbraucht wird. Dabei hilft uns, dass hier mit Bedacht von keiner gewöhnlichen Rüstung die Rede ist, sondern von der Waffenrüstung Gottes.

Weil es seine Waffenrüstung ist, mit er uns ausrüstet, weil nicht vernichtet, sondern überwunden werden soll, weil nicht Öl ins Feuer gegossen werden soll, sondern feurige Pfeile gelöscht werden sollen, weil es um Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden geht, weil es beim Glauben nicht um Rechtgläubigkeit, sondern um Gottvertrauen gehen soll, weil da von Heil und Gottes Wort die Rede ist, kann man diesen Text nur in böser Absicht als Kriegstreiberei oder Aufruf zum heiligen Krieg missverstehen.

Jetzt haben wir den Kopf und das Herz hoffentlich frei, den Text so zu verstehen, wie er gemeint ist: als Ermutigung, die Schwierigkeiten zu sehen, vor denen man steht, ihnen nicht auszuweichen, sondern sich mit den Möglichkeiten, die Gott uns eröffnet, dem entgegen zu stellen, was dem Leben schadet.

Was das sein könnte, deutet der Text nur an, wenn er von den Anschlägen des Teufels redet. Die zähle ich hier lieber nicht alle auf. Denn der Böse bzw. das Böse verübt so viele Anschläge auf das Leben und auf die Schöpfung, dass man sie nicht alle aufzählen kann.

Dabei bekommen wir oft nicht einmal mit, wie heimtückisch das Böse dabei zu Werke geht. Es lauert wie ein Virus überall darauf, zuschlagen zu können und sich derer zu bemächtigen, die auf den Angriff nicht vorbereitet sind, die den Angriff nicht abwehren können.

Wir wissen, wie verheerend ein Virus sein kann, ob im Körper oder im Internet oder eben in der ganzen Welt, es sei denn, man hat etwas wie die Waffenrüstung Gottes, um sich davor zu schützen.

Ich nenne mal nur zwei Bespiele. Erstens eins aus dem eher privaten Bereich: Da verliert jemand seine Arbeit und wird darüber krank. Wie ein Virus bedrängt ihn als Gläubigen die Frage: Womit habe ich das verdient? Da es auf diese Frage keine Antwort gibt, macht ihn das Fragen kaputt.

Gibt es etwas in der Waffenrüstung Gottes, das in der Lage ist, diesen listigen Anschlag des Teufels abzuwehren? Aber natürlich: Mit der Wahrheit können wir die Warum-Frage als das entlarven, was sie ist: eine Sackgasse des Denkens, die zum Ziel hat, uns in Verzweiflung zu stürzen. Wie ein feuriger Pfeil gräbt sie sich tief in unser Herz. Es sei denn, es gelingt uns, sie mit dem Schild des Glaubens abzuwehren und

Gott trotzdem weiterhin zu vertrauen.

Zweitens ein Beispiel, das die Welt als ganze betrifft. Da wird es kompliziert, weil alles miteinander verflochten und verbunden ist. Aber uns ist schon lange klar: Das Weltwirtschaftssystem ist mit einem Virus infiziert. Dieser Virus hängt mit dem Geld zusammen. „Geld regiert die Welt" – und zwar lautlos und unsichtbar. Wir haben keine Vorstellung davon, wie sehr es stimmt und wie sehr das Geld alles bestimmt, auch uns, selbst dann, wenn wir es nicht wollen.

Wenn man sich die Tyrannei des Geldes vergegenwärtigt, spürt man, wie listig die Anschläge des Bösen sind. Da kann man wie der Epheserbrief nur feststellen: „Wir haben hier nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel."

Wenn man sich in das teuflische Weltwirtschaftssystem vertieft, das die einen superreich und die anderen bitterarm macht, ist man schnell dabei, zu verzweifeln.

Aber auch hier gilt es, den Anschlag auf das Leben wahrzunehmen und sich mit der Waffenrüstung Gottes zu wehren, so gut es eben geht. Möge Gott uns helfen, die Zusammenhänge zu erkennen und die Konsequenzen zu ziehen, damit wir das Leben und die Schöpfung bewahren können.

Gerade dann, wenn es uns nicht gelingt, das Gute zu tun, um das wir wissen, gerade dann, wenn wir uns vor uns selbst schämen, ist es gut, dass Gott uns mit seinem Schutzschild ausrüstet, der unser Inneres vor Schaden beschützt und uns vergewissert, dass wir trotz allem von Gott geliebt werden.

Gerade dann, wenn wir nicht wissen, was zu tun ist und wo wir selbst stehen, ist es gut, wenn er uns Wankelmütigen, die wir ihm vertrauen, Standfestigkeit und die Gewissheit verleiht, dass wir aus dem Frieden mit ihm leben und unser Leben gestalten können.

Gerade wegen der Medien und Meinungsmacher, die uns manipulieren wollen, ist es gut, dass er uns so etwas wie einen Schutzhelm anbietet, mit dem wir unseren Kopf gegen schädliche Einflüsse schützen können.

Auch wenn dieser Tage längst nicht „alles gut" ist, geben wir die Hoffnung nicht auf, dass alles gut wird. Das Wissen um die Welt, wie Gott sie uns in Aussicht gestellt hat, lässt uns nicht irrewerden am Leid in der Welt, sondern beschützt unser Denken und Wollen. So warten

wir auf die Vollendung dessen, was wir glauben und ansatzweise an Heil schon hier und jetzt erleben dürfen.

Gerade wenn wir angegriffen werden, brauchen wir etwas, um uns verteidigen zu können. Wie ein Schwert sollen die Worte der Bibel die Angriffe des Bösen abwehren. Der Heilige Geist soll uns dabei helfen, in kritischen Situationen zu finden, was uns und unserer Welt helfen kann. Da kommt es dann im wahrsten Sinne des Wortes auf unsere Geistesgegenwärtigkeit an.

Paulus warnt vor unsichtbaren Mächten und Gewalten, die uns vom rechten Weg abbringen könnten. Er meint damit fremde und eigene Gedanken und negative Beeinflussungen aller Art, die sich gegen uns und unseren Glauben richten.

Deshalb fordert er auf, anders zu denken, eben von Gott her. Wenn wir in allem nach Gerechtigkeit, Heil, Glauben, Wahrheit, dem Geist und Evangelium streben, dann sind wir gerüstet für die Auseinandersetzungen, die immer wieder auf uns zukommen. Wir sollten nicht müde werden, Gott zu vertrauen.

Ich schließe mit der Aufforderung, mit der der Text begann: „Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke." Was für eine Ermutigung. Seine Stärke macht uns stark. An seiner Stärke können wir uns aufrichten. In ihm können auch wir stark sein. Gott sei Dank. Das ist doch echt stark – oder etwa nicht. Nun denn: „Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke."

Innig verbunden

Predigt zu Philipper 1, 3-11 am 23. Oktober 2016

„Ich danke meinem Gott, sooft ich euer gedenke..." Paulus war den Brüdern und Schwestern, also den Christinnen und Christen, in Philippi auf ganz besondere Weise verbunden. Man spürt die Herzlichkeit und Dankbarkeit, die ihn mit Blick auf diese Menschen erfüllt.

Diese ganz besondere Beziehung zwischen Paulus und den Philippern hat Gründe. Er spricht von der „Gemeinschaft am Evangelium". Das klingt geheimnisvoll. Denn was soll man sich darunter vorstellen: Gemeinschaft am Evangelium?

Neuere Übersetzungen haben den Text anders ins Deutsche übertragen: Paulus dankt Gott dafür, dass sie sich so engagiert für das Evangelium, also für die Gute Nachricht einsetzen.

Sicher werden sie sich sympathisch gewesen sein. Aber der springende Punkt ist ein anderer: Weil sich diese Philipper von Anfang an wie er sehr dafür einsetzen, dass die Gute Nachricht verbreitet wird, fühlte er sich ihnen so verbunden.

Natürlich weiß er, dass die Philipper wie er selbst nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich noch unterwegs sind. Er ist der Überzeugung, dass die Philipper auf dem richtigen Weg sind, um in den Fragen des Glaubens und im Christsein weiterzukommen. Und gerade das schätzt er so an ihnen.

Deshalb schreibt er ihnen: „Ich bin darin guter Zuversicht, dass der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollenden...“ Man spürt die Dynamik. Es hat angefangen, gut angefangen, ist aber noch nicht zu Ende, noch nicht vollendet. Heute würde man sagen: Da ist noch Luft nach oben. Da steckt noch jede Menge Potential in diesen Philippern.

Er wird noch konkreter. In Vers 9 und 10 findet sich ein Hinweis darauf, was er mit dem guten Werk meinte. Denn da heißt es: „Ich bete darum, dass eure Liebe immer noch reicher werde an Erkenntnis und Erfahrung, sodass ihr prüfen könnt, was das Beste sei...“

Das heißt doch: Da ist schon Liebe. Spürbar. Sichtbar. Wohltuend. Und jeder weiß: Das ist gut so. Je mehr davon, desto besser.

Und deshalb wünscht er ihnen für die Zukunft, dass sie noch mehr und besser verstehen, wie das mit der Liebe zum Nächsten und der Liebe zu Gott ist. Das geht natürlich nur bei entsprechenden Erfahrungen. Deshalb wünscht er ihnen, dass sie reichhaltige Erfahrungen mit dieser Liebe machen.

Ja und dann, so in der Liebe und mit Liebe, werden sie in der Lage sein, noch besser als bisher zu wissen, was gut und das Beste ist für sich selbst und die Menschen, mit denen sie es zu tun haben.

Man liest es nicht nur in dem, was er schreibt, man spürt es auch zwischen den Zeilen, wie sehr er mit ihnen über die Entfernung aufs Herzlichste verbunden ist: „Ich habe euch in meinem Herzen“...“mich verlangt nach euch von Herzensgrund.“

Und wir? Wie ist das bei uns? Ich vermute mal, dass es Menschen gibt, denen wir uns so wie Paulus aufs Innigste verbunden fühlen. Da sind im Idealfall zunächst einmal unsere Lieben: Eltern, Geschwister, Partner, Kinder, Freunde, Weggefährten. Denen werden wir in Liebe verbunden sein. Genau die hatte Paulus in seinem Brief aber nicht im Blick.

Er denkt voller Liebe und Dankbarkeit an Menschen, die ihm wegen

des Glaubens am Herzen liegen. Und das stellt uns vor die Frage, wie sehr uns die am Herzen liegen, denen wir im Glauben verbunden sind.

Vielleicht muss ich gedanklich noch einen Schritt zurückgehen. Die Frage ist ja, ob und wie es uns gelingt, über alle Unterschiede hinweg andere als Bruder und Schwester im Herrn zu sehen, ja nicht nur zu sehen, sondern als Bruder und Schwester im Herrn so sehr zu lieben, dass wir von ihnen so sprechen könnten, wie Paulus von den Philippern sprach.

Natürlich sprach Paulus nicht von allen Christen seiner Zeit in dieser Weise. Da waren die in Philippi, an die er denkt, wirklich was ganz besonderes. Aber wenn jeder von uns so an jemanden denken würde, dann wäre ja tatsächlich an jeden gedacht.

Manche werden sich – wo ich das jetzt so sage – sagen: Stimmt. So habe ich es noch nie gesehen. Man fühlt sich einander verbunden, weil man sich sympathisch ist. Man fühlt sich verbunden, weil man sich in einer vergleichbaren Situation befindet. Man fühlt sich verbunden, weil man sich irgendwie auf gleicher Wellenlänge befindet.

Und bitte: Das ist wunderbar. Das ist zu genießen und zu pflegen. Das ist ein großer Schatz, über den man sich freuen darf. Längst nicht alle haben das.

Aber Paulus meint hier doch was anderes, etwas, was tiefer geht, man könnte beinahe sagen, etwas, was nicht von dieser Welt ist, etwas himmlisches, uns von Gott Geschenktes.

Ich glaube, das ist der Grund dafür, dass Paulus in V. 7 davon sprechen kann, dass sie mit ihm an der Gnade teilhaben. Gnade wird einem zuteil. Und man darf sich glücklich preisen, wenn sie einem widerfährt. Und noch glücklicher dürfte man sein, wenn man weiß, dass eben diese Gnade auch denen zuteilwurde, die einem am Herzen liegen.

Zurück zu uns, zu mir, zu Dir, zu Ihnen, ja zu uns allen. Ist es die Erfahrung der Gnade, die wir miteinander teilen, und der Wunsch, dass noch möglichst viele genau diese Gnade auch erleben?

Ich meine, mittlerweile dürfte deutlich spürbar sein, worum es Paulus ging, warum er so dankbar an diese Menschen in Philippi dachte, mit denen er diese beglückenden Erfahrungen von Gemeinschaft im Herrn nicht nur machte, sondern auch an Außenstehende weitergab.

Ich weiß von Dir und Ihnen nicht, wie sehr Du und Sie daran teilhaben oder wie sehr sich Einzelne unter uns wünschten, daran teilzuhaben. Aber unabhängig von der Frage, wie weit wir schon sind: Wir sind alle miteinander auf dem Weg. Und es tut unendlich gut, sich dessen

gemeinsam zu vergewissern, sich gegenseitig zu stärken und zu ermutigen, immer in dem Wissen, dass Gott es ist, der in uns vollendet, was er in uns auch begonnen hat, eben das gute Werk, von Paulus spricht.

Befehlen wir uns und die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, Gott, dem Allmächtigen an, auf das er uns seine Gnade gewährt und die Liebe in uns und unter uns wachsen lässt.

Wäre doch schön, wir könnten so aneinander denken, wie Paulus an seine Philipper dachte. Und noch schöner wäre, wir würden einander wissen lassen, dass wir so aneinander denken, wenn wir es denn tun, ob per WhatsApp oder SMS oder Brief oder Telefonat.

Denn jeder von uns weiß, wie gut es einem tut, von anderen mitgeteilt zu bekommen: „Ich denke an Dich." „Ich habe dich ins Herz geschlossen." „Ich denke voller Liebe und Freude an Dich." „Ich bete für Dich." „Mich verlangt nach Dir von Herzensgrund." „Ich freue mich, dass es dich gibt."

Möge Gott schenken, dass wir mitbekommen, wie wir von ihm und anderen in dieser Weise gesehen und geschätzt werden.

Christus ist mein Leben

Predigt zu Philipper 1, 15-21 am 25. November 2018

Ich hatte vor Jahren einen älteren Kollegen, der schon im Ruhestand war, als ich mit meinem Pfarramt in meiner ersten Gemeinde anfing. Mittlerweile ist er längst verstorben.

Dieser Kollege hat auf den Grabstein für sich und seine Frau eingravieren lassen: „Christus ist mein Leben." Vielleicht haben Sie diesen Grabstein auf dem Hauptfriedhof schon gesehen, wenn Sie rechts vor der Hauptkapelle in den Weg eingebogen sind.

Mein Kollege und seine Frau waren fromme Leute. Sie kannten die Bibel. Denn diese Inschrift auf ihrem Grabstein ist nicht aus der Luft gegriffen. Sie steht in dem Abschnitt aus dem Philipperbrief, um den es heute geht...

Sie werden vermutlich meinen Eindruck teilen. Aus diesen Zeilen spricht ein Mensch, der Ansichten hat, die uns Heutigen doch fremd sind. Denn wer von uns würde schon von sich sagen: „Ich möchte am liebsten aus diesem Leben scheiden und bei Christus sein." Die meisten von uns denken nur ungern ans Sterben und an den eigenen Tod. Bei Paulus scheint das anders gewesen zu sein.

Was veranlasste ihn aber, so anders zu denken? Wir wissen von ihm, dass er ohne Familie und viel unterwegs war. Mehr als einmal entging er nur knapp dem Tod. Und doch hatte er keine Angst, schon gar nicht um sein Leben.

Da er sich darauf freute, nach dem Tod bei Christus zu sein, scheute er kein Risiko. Denn was konnte ihm schon groß passieren. Schlimmstenfalls – oder soll ich sagen – bestenfalls würde er sterben und bei Christus sein.

Was für die meisten Menschen heute wie damals ein schreckliches Ereignis gewesen wäre, hätte ihn gefreut. Endlich wäre er am Ziel: Bei Christus. Nichts Schöneres konnte er sich vorstellen.

Man könnte beinahe den Eindruck haben, er sei nekrophil, also in den Tod verliebt. Aber das täuscht. Er war nicht in den Tod verliebt. Es ging gerade nicht um den Tod. Es ging ihm um das Leben.

Denn er hatte die Hoffnung, dass das Leben mit dem Tod nicht einfach aufhört. Seine Hoffnung hatte ihren Grund in dem, was mit Christus geschehen war.

Was mit Christus passiert war, war für Paulus eine Demonstration Gottes. An Christus hatte Gott gezeigt, was mit denen wird, die zu ihm gehören. Sie werden sterben, aber nicht um tot zu sein, sondern um durch den Tod wie Christus zu einem neuen Leben bei Gott jenseits des Todes hindurch zu dringen. So konnte Paulus sagen: „Christus ist mein Leben" - und er meinte natürlich sein Leben vor dem Tod und nach dem Tod.

Weil er den Tod nicht nur als das Ende des irdischen Lebens ansah, sondern als Tor bzw. Durchgangsstation zu einem neuen Leben, war es ihm im Grunde egal, ob er nun vor oder nach dem Tod mit Christus lebte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er am liebsten gleich gestorben, um ganz bei Christus zu sein. Also den besseren Teil des Lebens erwartete er für die Zeit nach dem Tod.

Dass einer so denkt und fühlt, dass einer lieber sterben als hier weiterleben will, klingt für unsere Ohren schon seltsam. Oder? Wobei: Es mag durchaus Lebensumstände geben, wo man tatsächlich so denkt und fühlt, wie Paulus das tat.

„Warum soll ich weiterleben?" wird sich manche Witwe oder mancher Witwer fragen, deren Ehepartner verstorben ist. Und wenn man dann glaubt, dass man den Menschen, den man am meisten liebte, jenseits des Todes irgendwie wieder trifft, dann kann ich gut verstehen, wenn sich so jemand dann sagt: „Ich würde lieber sterben als weiterle-

ben.“

Oder nehmen Sie den Mann, der sterbenskrank ist, der es kaum noch aushält vor Schmerzen. Was würde er dafür geben, wenn das Ganze endlich vorbei wäre, wenn er sterben und schmerzfrei sein könnte. Wer könnte nicht nachvollziehen, wenn dieser Mann sagte: „Ich würde lieber sterben als weiterleben.“

Oder denken Sie an einen depressiven Jugendlichen, dem alles so sinnlos erscheint, sodass ihn nichts mehr hält und er sich das Leben nehmen möchte. So ein Mensch fühlt und denkt in seiner Verzweiflung doch auch nichts anderes als: „Ich würde lieber sterben als weiterleben.“

Es gäbe viele andere Beispiele für Menschen, die lieber sterben als weiterleben möchten, weil ihnen ihre Lebensumstände so unerträglich erscheinen, dass es ihnen verlockender scheint zu sterben als weiter zu leben.

Das war bei Paulus anders. Seine Motivation zu sterben war eine andere. Für ihn ging es weniger um eine Flucht aus dem irdischen Leben. Ihn lockte das, was er sich für die Zeit nach dem Tod erhoffte: das Sein bei Christus.

Es gibt aber auch eine Gemeinsamkeit. Sowohl die alte Witwe, als auch der kranke Mann oder der depressive Jugendliche wie auch Paulus entscheiden sich dann letztlich doch für das Leben vor dem Tod. Warum?

Weil es Menschen gibt, um derentwillen es sich lohnt zu leben. Bei Paulus sind es seine Gemeinden, bei der alten Witwe vielleicht die Kinder und Enkel, beim kranken Mann die Frau und bei dem Jugendlichen die Freunde und die Familie.

Erst wenn niemand mehr da ist, dem man sich verbunden fühlt, von dem man sich gebraucht weiß, kommt man unter ungünstigen Umständen an den Punkt, wo man dann lieber gehen als bleiben will, weil es keinen Grund fürs Bleiben gibt.

Ich finde das sehr bemerkenswert, dass Paulus sich letztlich nicht für das entscheidet, was ihm besser gefällt, sondern für das, was anderen nützt.

Benennt er damit nicht einen der Werte, um derentwillen es sich wahrhaftig lohnt zu leben. Für andere da sein, die einen brauchen. Sich eben nicht entziehen. Es sich nicht leicht machen. Eine lobenswerte und selbstlose Einstellung.

Wer immer mit dem Gedanken spielt, alles hinzuschmeißen, vielleicht

sogar sein Leben, der bedenke: Es geht nicht nur um dich. Dein Leben hat seinen Sinn eben auch darin, für andere dazu sein, für andere zu leben.

Selbst da, wo das Leben trostlos und nicht mehr lebenswert scheint, kommt durch das Leben für andere, die einen brauchen, ein neuer Sinn ins Leben, der Sinn, der das Leben wieder lohnenswert und kostbar macht.

Wenn Paulus sagt: „Leben, das ist für mich Christus“, dann benennt er damit ja nicht nur einen Namen, sondern viel mehr. Dietrich Bonhoeffer hat von Christus einmal gesagt, er sei der Mensch für andere.

Wenn ich also sage, ich glaube an Jesus Christus, dann glaube ich an den, der sein Leben für andere lebte, der uns mit seinem Leben zeigte, dass es einen Sinn macht, für andere zu leben.

Selbst dann, wenn ich meine, niemanden zu haben, der mich braucht, niemanden, dem ich wichtig bin, niemanden, dem mein Verschwinden auffallen würde, wenn ich gefährdet wäre, mein Leben hinzuwerfen, selbst dann würde mir der Gedanke wieder auf die Beine helfen, dass es sich lohnt, für andere weiterzuleben.

Das Wunderbare ist, dass das Leben sich neu erschließt, wo wir es wagen, für ihn und für andere da zu sein, die uns brauchen. So ein Leben zu beginnen, ist wie eine Auferstehung zu einem neuen Leben schon vor dem Tod, nachdem man drauf und dran war, mit seinem Leben abzuschließen.

Und wenn dann die, die es mit Jesus Christus halten, auch noch davon ausgehen dürfen, dass sie wie Christus den Tod überwinden werden, dass sie nicht einfach weg sind, wenn sie tot sind, sondern dass sie bei Christus, bei Gott sind, dann wird dies Wort „Christus ist mein Leben“ geradezu zum Zauberwort.

Wer im Sinne des Paulus für sich und sein Leben sagen kann „Christus ist mein Leben“, der hat so etwas wie eine Lebensversicherung fürs Leben hier und dort, im Diesseits und im Jenseits des Todes. So oder so werden die leben, die mit Christus verbunden sind.

Vorösterliche Freude in der Passionszeit

Predigt zu Philipper 2, 1-11 am 20. März 2016

Vermutlich geht es nicht nur mir, sondern vielen von Ihnen und Euch auch so, dass die sieben Wochen dauernde Passionszeit, die mit der

Karwoche ihren Höhepunkt hat, uns eher düster stimmt. Schließlich geht es um Leiden, Buße, Folter und Tod. Das ist genau das, was wir für uns und andere gern vermeiden würden. So kommt es, dass diese Zeit etwas von Novemberstimmung hat. Versteht man die Passionszeit nur als Wochen vor Karfreitag, erlebt man sie als Passionszeit und alles steht unter dem Vorzeichen der Trauer.

Versteht man sie als Wochen vor Ostern, erlebt man sie als vorösterliche Zeit, verbunden mit der Vorfreude aufs Happyend der Auferstehung. So betrachtet ist diese Zeit beides, Passionszeit und vorösterliche Zeit.

Mich haben diese Überlegungen dann veranlasst, auch die Texte dieses Tages unter dem Vorzeichen vorösterlicher Zeit genauer anzuschauen, z.B. den Einzug Jesu in Jerusalem, den wir vorhin vorgelesen bek In diesem Text ging es um die Freude, weil Jesus kam, von dem sich die Menschen viel erwarteten. Deshalb sangen sie voller Begeisterung „Hosianna".

Wenn man alles nur unter dem Gesichtspunkt der Passion betrachtet, gelingt es einem stimmungsmäßig nicht, die Freude des „Hosianna!" wahrzunehmen. Unglücklicherweise hören wir immer gleich hinter dem freudigen „Hosianna!" das „Kreuzige!", das aber erst ein paar Tage später gerufen wird.

Wir sind durch das Vorzeichen Passionszeit so fixiert auf das Sterben an Karfreitag, dass wir die Vorfreude auf Ostern und das sich dadurch eröffnende Leben aus dem Blick verlieren.

Mit dem Predigttext könnte uns genau das Gleiche passieren. Wir sehen und hören nur das Dunkle und Bedrohliche, nicht das Helle und Ermutigende. Und ja, die Verse 5-11 passen in die Gefühlswelt der Passionszeit. Sie stecken voller Bewunderung für den Christus, der all das macht, was die meisten von uns gerade nicht wollen. Wer von uns möchte sich schon freiwillig erniedrigen, gehorsam sein, sich beugen und knechten?

Paulus zitiert hier einen alten Hymnus, der beschreibt, wie Christus Mensch wird, um uns Menschen nahe zu sein und zu helfen. Er machte sich klein. Aber Gott machte ihn groß. Er wird der Gemeinde als vorbildlich vor Augen gestellt. Natürlich ist nicht alles auf uns übertragbar. Dazu war sein Leben zu einzigartig.

Mal ein Beispiel: Wenn es heißt „Er erniedrigte sich selbst", dann mag sich manch einer sagen: „Das will ich nicht. Das ist mir zu heftig."

Stimmt. So wäre es auch falsch verstanden. Es geht hier weder darum, sich von anderen klein machen zu machen oder klein machen zu lassen.

Es geht darum, sich aus Liebe anderen zuzuwenden und darauf zu achten, was dem anderen dient. Ich denke da an Erwachsene, die sich bewusst klein machen und in die Hocke gehen, um auf Augenhöhe mit einem Kind zu sein und zu sprechen. Das nimmt so einem Kleinen die Angst vor dem Großen.

Es geht letztlich um den Umgang untereinander in der Gemeinde und überhaupt. Das Miteinander in der Gemeinde soll sich am Christus und seiner Selbstlosigkeit orientieren. Niemand soll sich für was Besseres halten. Einer soll dem anderen Mensch, ja Mitmensch sein. Das machen die Verse 1-4 deutlich...

Das alles spricht für sich. Würden wir uns so verhalten, könnte inmitten dessen, was ist, etwas Neues aufbrechen, eben wie im Frühling, wo Neues aufblüht.

Es würde die herzliche Liebe und eine von Herzen kommende Barmherzigkeit sein, eine daraus resultierende Hilfsbereitschaft, die ein Miteinander prägt.

Nicht nur Paulus freute sich darüber. Auch wir freuen uns, wann immer dies geschieht, dass Menschen einmütig sind und eben nichts aus Eigennutz tun, also nicht nur an sich, sondern eben auch an andere denken. Wenn es doch so wäre, dass einer den anderen höher achten würde als sich selbst, wenn wir uns zurücknehmen könnten, um zu tun, was den anderen dient.

Für Paulus hat so ein Verhalten und Miteinander seinen Grund in Christus. Deshalb steht in der Mitte dieses Gedankens: Ein jeder sei gesinnt, wie Jesus Christus gesinnt war. Christus hat uns alles vorgelebt. Mit ihm hat es angefangen. Lassen wir uns motivieren, es im Rahmen unserer Möglichkeiten auch so zu machen.

Tun und Lassen

Predigt zu Philipper 2, 12-13 31. Oktober 1996

An so einem Tag wie diesem, dem Reformationstag, denken wir an die Reformation. Wir denken daran, wie sich mit dem Auftreten Martin Luthers die Kirche veränderte. Alle Welt fragte sich damals wie Luther auch: „Was muss ich tun, um Gott gnädig zu stimmen, um selig zu werden, um vor Gott gut dazustehen, um Gott recht zu sein.

Und so stellte sich die bange Frage, ob der Mensch jemals in der Lage sein würde, den Ansprüchen Gottes zu genügen. Das Wissen um die Unmöglichkeit solch eines heiligen und Gott wohlgefälligen Lebens stürzte die Menschen in große Gewissensnöte.

Während nun die einen versuchten, mit dem schlechten Gewissen der Leute Geld zu machen - denken Sie nur an den Ablasshandel -, waren andere - wie eben auch Martin Luther - dabei, ernsthaft nach einer Lösung des Problems zu suchen. Sie suchten nach Erlösung, nach einer Erlösung, die nachhaltig wirkte und die die bohrenden Fragen verstummen ließ.

In dieser Situation machte Luther bei seiner Bibellektüre die Entdeckung, die zum Angelpunkt seiner Theologie und im Grunde der ganzen Reformation wurde. Beim Lesen des Römerbriefes fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die selig macht." Gott macht uns selig.

Es ging also gar nicht darum, dass sich der Mensch die Seligkeit durch gute Werke verdiente. Es war gerade umgekehrt. Gott ließ dem Menschen die Seligkeit zukommen. Nicht der Mensch musste sich vor Gott rechtfertigen. Gott rechtfertige den Menschen.

Von dieser Einsicht her, die Martin Luther zum Schlüssel wurde, mit dem alles zu verstehen war, las sich vieles in der Bibel ganz neu. Da hieß es z.B. im 3. Kapitel des Römerbriefes auch ganz deutlich, dass alle „ohne Verdienst gerecht werden aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist."

Diese Erkenntnis führte dazu, dass es zu einem Aufatmen im Abendland kam, weil die Menschen geradezu erlöst vom notvollen Ringen um ihre Seligkeit die frohe Botschaft vernahmen, dass Gott den Menschen und auch sie selbst selig machte - ohne eigenes Zutun.

Das war nun wirklich eine frohe Botschaft. So war es damals vor fast 500 Jahren. Und heute? - Unsere Zeit ist anders. Heute ist es geradezu umgekehrt. Es ist üblich geworden, vom lieben Gott zu reden, der alle lieb hat. Vor Gott fürchtet sich hierzulande kaum noch jemand. Und um die eigene Seligkeit sorgt man sich allenfalls insofern, als dass jeder zusieht, wie er möglichst gut durchs Leben kommt. Aber das hat nicht unbedingt etwas mit der Seligkeit und dem Seelenheil zu tun, wie sie in der Bibel gemeint sind.

Lebten die Menschen zu Luthers Zeiten in einer großen Angst vor einem zornigen Gott, so leben viele heute in einer großen Gleichgültigkeit gegenüber Gott, den sie zumeist einen lieben Mann sein lassen.

Nicht, dass Sie denken, ich wünschte mir diese Zeiten zurück, in denen den Menschen vor Gott graute. Nein. Das bestimmt nicht. Aber andererseits kann uns die Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegenüber Gott nicht unberührt lassen. Angesichts all der Sorglosigkeit, Naivität und Gleichgültigkeit ist man versucht, in die Welt zu rufen: Es mag euch materiell ja gut gehen. Aber seid euch nicht zu sicher. Das ist nicht alles. Ringt darum, selig zu werden.

Sie merken schon: Es ist eine Gratwanderung. Wer meint, sich Gottes Gnade durch ein besonders heiliges Leben verdienen zu können, hat nicht verstanden, dass das unnötig ist aufgrund der Tatsache, dass Gott uns alles schenken will.

Wer nun meint, ihm würde alles in den Schoß fallen und er müsse, sich von sich aus gar nicht mehr bemühen, der macht es sich in anderer Weise zu leicht. Es kommt offensichtlich sehr darauf an, die Balance zu halten.

Was ich mit Blick auf uns und die Menschen zu Martin Luthers Zeiten sagte, findet sich schon in der Bibel. Und nun lese ich die zwei Verse aus dem Brief des Paulus an die Philipper, die für die diesen Tag der Predigttext sind: "Schaffet, dass selig, werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen."

Es ist, als sprächen zwei Seelen aus Paulus. Die eine sagt: „Strengt euch an. Lasst es nicht so lasch angehen. Macht es euch nicht zu einfach mit dem, den ihr immer nur den lieben Gott nennt. Verniedlicht ihn nicht. Dass Gott die Liebe ist, heißt doch nicht, dass er fünfe gerade sein lässt. Schluss mit der Harmlosigkeit. Schafft und arbeitet, dass ihr selig werdet. Müht euch. Ihr wisst doch: Ohne Fleiß kein Preis."

Wenn da von Furcht und Zittern die Rede ist, dann geht es nicht darum, dass wir Angst haben sollen. Dann ist da eine Haltung gemeint, der die selbstzufriedene Selbstsicherheit fremd ist. Was mit Zittern und Zagen geschieht, geht durch Mark und Bein, das erfasst den ganzen Menschen, bewegt den Menschen von Grund auf. Und so ein Engagement sollte uns unsere Seligkeit schon wert sein.

Und so soll es sein: Was an uns liegt, sollen wir tun. Was uns möglich ist, ist nicht verboten. Wir werden aufgefordert, uns ins Zeug zu legen und anzustrengen. Wir sind offenbar für unsere Seligkeit mit verantwortlich. Das ist das eine.

Damit wir nun nicht wieder in den alten Fehler verfallen, dass wir so tun, als hinge alles nur von uns ab, ergänzt Paulus seine Aufforderung

zum aktiven Mittun, indem er erinnert: „Denn Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.“

Wie das geschieht, bleibt offen. Aber dass es geschieht, ist Paulus gewiss. Und weil Gottes Wirken hinzukommt, weil Gott in uns am Werk ist, weil er in uns und durch uns wirkt, fällt ein neues Licht auf unser Schaffen, von dem zuerst die Rede war.

Das sieht aus, wie ein Widerspruch in sich. Wie soll man schaffen mit Zittern und Zagen in dem Wissen, dass letztlich Gott es ist, der alles bewirkt?

Nun. Das ist wie bei einer Münze. Sie hat zwei Seiten. Vom Menschen her betrachtet ist festzuhalten: „Schaffet und strengt euch an, dass mit Recht von Furcht und Zittern die Rede ist.“

Und von Gott her ist festzuhalten: „Hab keine Angst. Vertraut Gott und verlasst euch darauf, dass es letztlich er ist, der unser Tun bewirkt. Gott wirkt in uns und durch uns.“

Nehmen wir nun die Aufforderung „Schaffet, dass ihr selig werdet“ mit der Zusage „Gott wirkt in uns das Wollen und Vollbringen“ zusammen, so wird deutlich, dass unser Schaffen Gott Platz schaffen soll, damit er wirken kann, wie er wirken will. Wir sollen es nicht richten. Wir sollen ihm nur die Möglichkeit eröffnen, dass er es richten kann.

Ignatius von Loyola sagte einmal: „Der Mensch soll sich so verhalten, als hinge alles von ihm ab. Und gleichzeitig soll er wissen, dass er zu seiner Errettung selbst nichts beitragen kann.“

Paulus fordert uns also auf, mit ganzer Kraft nichts weiter zu tun, als Gott wirken zu lassen. Wir sollen uns Gott überlassen, damit er uns selig machen kann. Nicht mehr und nicht weniger ist unsere Aufgabe. Alles andere ergibt sich daraus.

Was hier gemeint ist, könnte uns folgende Übung erschließen. Vielleicht mögen Sie es zu Hause ja mal versuchen. Stellen Sie sich vor, wie sie auf dem Rücken liegen und wie sie sich der Erde überlassen, auf der sie liegen. Und wenn Sie sich nach und nach immer mehr der Erde anvertraut haben, lösen sich die mancherlei Anspannungen und Verspannungen. Denn Sie wissen ja: Ich kann ganz locker sein. Ich brauche nichts zu tun. Die Erde trägt mich ja.

Was würde nun passieren, wenn Sie sich auf der Erde liegend sagen würden: Und nun will ich mich entspannen. Je mehr Sie das wollten, desto weniger würde es dazu kommen. Im Gegenteil: Zusätzliche Anspannung wäre die Folge.

Das heißt doch: Je mehr ich mich mühte, je mehr ich entspannen wollte, desto mehr käme es zu weiterer Anspannung. So kann man zur Entspannung nichts beitragen.

Das einzige, was ich „tun“ kann, ist dies: mich der Erde überlassen. meine Ohren dem Lockruf der Gelassenheit nicht verschließen, ganz bei der Sache sein und doch nichts machen wollen.

Und so ist es mit uns und Gott auch. Was ich tun kann, um selig zu werden, ist dies: Mich ganz Gott überlassen, ihn machen lassen.

Hören sie noch einmal Paulus: ”Schaffet, dass selig werdet, mit Furcht und Zittern. Denn Gott ist’s, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.“

Ergriffenheit

Predigt zu Philipper 3, 7-14 am 18. August 2019

Allenthalben wird Bilanz gezogen. In der Politik. In der Wirtschaft. Im Sport. An der Börse. In der Kirche. Aber auch privat. Wie war die Saison? Wie stehen die Aktien? Was haben wir? Was steht an? Habe ich alles zusammen? Stimmt die work-live-balance? Ist alles gut so, wie es ist, oder muss was geändert werden? Was ist als Gewinn zu verbuchen? Und was als Verlust abzuschreiben?

Hier im Brief des Paulus an die Philipper steht: „Alles, was mir früher gewinnbringend schien, das habe ich als nachteilig erkannt.“ Ist das realistisch? Kann so etwas passieren? Aber sicher doch. Drei Beispiele:

Da war einer schon seit Jahren Single. Und er fand das richtig gut: Keine Bindung. Keine Verpflichtung. Auf niemanden Rücksicht nehmen müssen. Frei und unabhängig sein. Einfach wunderbar. Aber dann lernte er eine Frau kennen, die Frau, ohne die er fortan nicht mehr leben wollte. Und auf einmal war für ihn vieles von dem, was er an seinem Singledasein früher so toll fand, nicht mehr erstrebenswert.

Da hat einer jahrelang an seiner Karriere gebastelt. Es ging immer weiter und weiter, ganz steil nach oben. Zuletzt konnte er schalten und walten, fast nach Belieben. Er war wer. Nach seinem Burnout fragte er sich, was er daran so toll gefunden hatte, 16 Stunden an 7 Tagen in der Woche für die Firma zu arbeiten. Wie hatte er so blind sein können?

Da hatte einer einen richtigen Hass auf die Christen und die Kirche. Er bekämpfte sie, wo es nur ging. Er schrieb hässliche Leserbriefe, nannte sich einen Atheisten. Als es ihm dann plötzlich wie Schuppen

von den Augen fiel und er zum Glauben kam, tat es ihm leid, wie verblendet er war. Nicht dass er alles verstand und toll fand an der Kirche. Aber dieser Jesus hatte es ihm angetan.

Mit dem dritten Beispiel sind wir dicht dran an Paulus. Bei ihm wurde aus Saulus ein Paulus, aus dem übereifrigen Verfolger der Christen ein glühender Anhänger des christlichen Glaubens.

Paulus fand nach seiner Lebenswende drastische Worte für die Wichtigkeiten seines früheren Lebens fand: „Ja, ich halte es alles für ein Verlustgeschäft. Seinetwegen – also wegen Christus – habe ich alles, was mir früher wichtig war, aufgegeben und halte es für einen feuchten Dreck."

Was Menschen dazu veranlasst, neue Prioritäten zu setzen, ist unterschiedlich. Oft sind es Katastrophen, z. B. ein Unfall oder eine Krankheit. Es können aber auch freudige Ereignisse wie die große Liebe oder die Geburt eines Kindes sein. Möglich ist natürlich auch, dass ein religiöses Erlebnis den Umschwung herbeiführt.

So verändern sich die einen, weil sie nicht anders können, der Not gehorchend gezwungenermaßen, und die anderen voller Begeisterung mit fliegenden Fahnen, weil ein Mehrwert lockt oder sie etwas ergriffen hat.

Bei Paulus geschah der Gesinnungswandel – wie er es sah – um „Christi willen". Das mag uns verwundern, dass einer wegen Christus ein ganz anderer wird und das toll findet.

Denn heute ist das ja bei den meisten anders. Kein Wunder. Wenn man auch als Baby getauft wird. Da bekommt man nicht mit, was die Taufe ändert.

Es berührt, zu sehen, wie ergriffen Paulus war, wie er offensichtlich gar nicht anders konnte, als er begriff, dass Gottes Gerechtigkeit nicht darin besteht, dass er von uns Menschen Perfektion fordert, sondern darin, dass er uns so fehlerhaft annimmt, wie wir nun einmal sind.

Er erkannte: Wir müssen nicht Gutes tun, damit Gott uns liebt. Die Reihenfolge ist umgekehrt: Weil Gott uns liebt, können wir Gutes tun. Dies zu erkennen, von Gott geliebt und vorbehaltlos angenommen zu sein, hat das Leben des Paulus grundlegend verändert. Allerdings auch das Leben unzähliger Gläubiger danach.

Von daher sprach Paulus in Vers 8 vom „überwältigenden Gewinn der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, die alles übertrifft."

Aber nicht nur der Anfang seines Christsein war bemerkenswert, sondern auch, wie er sich und sein Christsein in der Folge sah. Denn

der große Paulus, der von vielen so bewundert wird, St. Paulus eben, war sich sehr wohl bewusst, dass es sich bei seiner Veränderung nicht um ein einmaliges Geschehen handelte.

Er hütete sich zu sagen: „Ich hab's." Er konnte nur sagen: „Ich möchte mehr und mehr erkennen, was und wer mich so ergriffen hat." Er spürte, dass es ein Prozess, ein lebenslanger Prozess, ein Werdegang war.

Von daher blieb er offen, fragend und suchend. Sein Christsein, sein auf Christus bezogen Sein, blieb dynamisch, immer nach vorne gerichtet, nicht am Gestern, sondern am Morgen orientiert, kein Festhalten an dem, was war, sondern ein Ausprobieren dessen, was christliche Existenz sein kann.

Deshalb schrieb er: „Ich meine nicht, dass ich schon vollkommen bin und das Ziel erreicht habe. Ich laufe aber auf das Ziel zu, um es zu ergreifen, nachdem Jesus Christus von mir Besitz ergriffen hat. Ich lasse alles hinter mir und sehe nur noch, was vor mir liegt." Also: Noch nicht am Ziel. Noch unterwegs. Noch nicht vollkommen. Noch ausbaufähig.

Ich denke, da können wir uns ohne weiteres anschließen: Wir sind noch nicht am Ziel, noch lange nicht. Wir sind noch unterwegs, keineswegs perfekt, aber immer ausbaufähig, begabt mit Ressourcen und Potential.

Paulus verglich sich mit einem Läufer, weniger mit einem Kurzstreckensprinter als mit einem Langstreckenläufer. So ein Läufer läuft. Es bleibt nicht stehen.

Der Lauf, an den er dachte, ist ein Langlauf, ein lebenslanger Lauf, der Lebenslauf. Es kam ihm nicht wirklich darauf an, wie gut oder schnell er lief. Nein. Es ging ihm einzig und allein darum, unterwegs zu bleiben und das ihm gesteckte Ziel im Blick zu behalten. Natürlich hat er alles gegeben. Er streckte sich aus, machte sich lang. Wie bei einer Jagd. Er versuchte zu begreifen, immer und immer wieder neu.

Das was Paulus da von sich sagte, gilt in ähnlicher Weise natürlich auch von uns. Wir laufen unseren Lebenslauf, unser Christsein – immer weiter und weiter, solange wir leben. Und wir sind Gott sei Dank noch nicht am Ziel mit unserm Leben. Denn noch leben wir. Noch laufen wir – unseren Lebenslauf.

Und was ist das uns von Gott gesteckte Ziel unseres Lebens und Christseins? Dass unser Leben gelingt. Dass wir wie Paulus unser Leben, unseren Lebenslauf bewältigen. Und vor allem: dass wir unsere

himmlische Berufung nicht aus den Augen verlieren.

Ja, richtig gehört: Unsere himmlische Berufung. Wir sind von Gott berufen. Zunächst mit der Geburt ins Leben gerufen. Und dann durch Christus zum Christsein berufen. Diese Berufung sollten wir nicht aus den Augen verlieren.

Unsere Heimat ist im Himmel

Predigt zu Philipper 3, 20 am 30. Oktober 2016

„Unsere Heimat ist im Himmel." Dieser Satz ist heute der Predigttext. Wenn also Euch oder Sie jemand fragt, worum es heute ging, dann ist es ausnahmsweise mal gar nicht schwer, die Predigt und worum es ging kurz und präzise zusammen zu fassen: „Unsere Heimat ist im Himmel."

Wenn ich jetzt wüsste, dass alle hier beim Hören dieser Worte das denken, was ich mir bei diesem Satz denke, könnte ich auch schon „Amen" sagen. Da ich mir da nicht sicher bin, aber möchte, dass wir uns recht verstehen, muss ich doch noch ein bisschen was dazu sagen.

In der Mathematik würde man sagen: Dieser Satz ist wie eine Rechnung mit zwei Unbekannten. Warum? Weil ganz und gar nicht klar ist, was der Himmel und was die Heimat ist.

Unsere Heimat. Dazu fällt schon mal nicht jedem was zu ein. Wisst Ihr Konfirmanden, was Heimat ist? Was ist Eure Heimat? Man sieht: Es gibt nicht nur jede Menge Sprachlosigkeit, sondern wohl auch Ratlosigkeit, vermutlich ja auch Heimatlosigkeit.

Und Sie, die Älteren. Sie brauche ich nicht zu fragen. Das mit der Heimat ist klar, jedenfalls für die, die aus Ostpreußen oder Schlesien, aus dem Rheinland oder aus Ostfriesland kommen. Die Region, wo sie herkommen, empfinden Sie als Ihre Heimat.

Aber selbst dann, wenn man in diesem Sinne eine Heimat hat, sieht die Heimatverbundenheit ja sehr unterschiedlich aus. Die einen, die schon als Kleinkind von dort weggezogen sind, verbinden kaum noch etwas mit der Heimat.

Das ist bei denen anders, die längere Zeit dort lebten, sich noch gut daran erinnern und dann erst wegzogen, womöglich vertrieben wurden. Bei denen ist es so wie bei den Flüchtlingen von heute, die ihre Heimatländer oft schmerzlich vermissen, weil sie dort alles hinter sich lassen mussten.

Wir merken schon: Heimat hat nicht nur mit dem zu tun, wo man her kommt, sondern mit der Frage, inwiefern man eine emotionale Verbindung dazu hat. Welche Erinnerungen und Gefühle, welche Gerüche und Bilder, welche Lieder und Gebräuche sich für einen mit dem Ort und der Gegend verbinden, aus denen man kommt.

Ich z.B. bin in Lüneburg zur Welt gekommen. Aber Lüneburg ist nicht meine Heimat. Ich habe da auch nur eine Woche auf der Entbindungsstation zugebracht. Und dann wohnten wir in Bleckede. Na ja, schon interessant, mal vorbeizuschauen, wenn man mal zufällig in der Gegend ist. Und dann zogen wir nach Nienwalde ins Wendland, ganz in die Nähe von Gorleben, das damals noch nicht so bekannt war wie heute. An diese Zeit meiner Kindheit habe ich zwar mancherlei Erinnerungen. Aber es zieht mich nichts dorthin.

Und genauso wenig zieht es mich nach Helmstedt, wo ich während meiner Jugend wohnte, oder nach Bielefeld, Tübingen und Göttingen, wo ich studierte. Und auch nicht nach Wolfenbüttel, wo ich als Vikar in der Ausbildung war.

Und würde mich jemand fragen, was meine Heimat ist, geworden ist, dann würde ich vermutlich „Braunschweig" sagen. Schließlich lebe ich die meisten meiner Lebensjahre hier.

Und gleichzeitig weiß ich: Braunschweig ist nicht wirklich meine Heimat, sondern mein Wohnort. Ich wohne gern hier, besonders jetzt im Süden – und werde ja auch im Ruhestand in der Region bleiben.

Aber Heimat ist für mein Empfinden mehr als Geburtsstadt, mehr als Wohnort. Wenn einer von Heimat spricht, dann meint er nach meinem Eindruck so etwas wie seinen Sehnsuchtsort. Heimat – ja, da würde so ein Mensch gern sein, wieder sein. Heimat als Sehnsuchtsort.

Und genau das ist wohl der Hintergrund dessen, was Paulus im Philipperbrief in die Worte fasste, die uns gerade beschäftigen: „Unsere Heimat ist im Himmel."

Er sagt es zwar so. Dabei trifft seltsamerweise das meiste von dem, was für uns Heimat ausmacht, nicht zu. Wir wissen weder wie der Himmel riecht noch wie der Himmel schmeckt. Wir haben ihn nicht gesehen oder gehört. Wir haben ihn nicht gefühlt, kennen nicht seine Lieder und Gebräuche, wissen nicht, wie es da so ist.

Und dennoch sagt Paulus: „Der Himmel ist unsere Heimat." Warum? Warum sagt er das so? Warum ist ihm der Himmel der Ort seiner Sehnsucht. Und warum beten schon die Kinder: „Lieber Gott, mach mich fromm, das ich in den Himmel komm."

Vermutlich deshalb, weil nicht nur Paulus, sondern mit ihm viele der Meinung sind, dass es diesen Ort jenseits dessen, was wir uns vorstellen können, geben muss, wo es so ist, wie es sein sollte, himmlisch eben, im Licht Gottes, bei Gott, ohne Sorgen und ohne Leid, leicht und schön. Der Himmel hat etwas von dem, was wir uns wünschen, aber für uns zu Lebzeiten unerreichbar scheint.

Im Grunde erzählt genau davon die Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies. Im Paradies war es einfach paradiesisch. Aber jetzt ist es das nicht mehr, auch wenn es speziell uns hier insgesamt zurzeit weitestgehend gut geht und wir weit davon entfernt sind, das Leben hier auf diese Erde als Leben im Jammertal zu bezeichnen.

Auf andere mag das zutreffen, denken wir nur an die Orte auf dieser Welt, an denen es den Menschen zurzeit ganz und gar nicht gut geht. Viele leben in wirklich beklagenswerten Lebensverhältnissen. Wir tun gut daran, Notleidende in ihrem Jammertal nicht mit einem unverantwortlichen Gerede vom jenseitigen Himmel oder Paradies zu vertrösten.

Nun bin ich – und viele von Euch und Ihnen werden es ähnlich denken – davon ausgegangen, dass es darum geht, in den Himmel, also den jenseitigen Himmel zu kommen. Wie kommt das?

Für einen Moment bitte ich Euch und Sie einmal, die Denkrichtung umzudrehen, also nicht darüber nachzudenken, wie wir in den Himmel kommen, sondern wie der Himmel zu uns kommt.

Denn so hat es Jesus gemacht. Er hat den Menschen seiner Zeit dafür die Augen öffnen wollen, dass der Himmel eben nicht jenseits, sondern schon diesseitig da ist.

Er sprach in immer wieder neuen Gleichnissen vom Himmelreich, immer in dem Bemühen, seinen Zuhörern die Augen dafür zu öffnen, dass das Himmelreich, dass der Himmel schon da ist, gewissermaßen Teil unserer Wirklichkeit ist.

Es kommt also darauf an, den Himmel nicht als Teil einer jenseitigen Zukunft zu denken, sondern ihn als Teil der Gegenwart und des Diesseits zu begreifen. Natürlich: Wir leben hier, auf der Erde. Wir sind Erdenbürger. Aber gleichzeitig sind wir auch schon Himmelsbürger.

Im diesem Sinne wird unser Vers in vielen Bibeln auch anders übersetzt. Da lautet unsere Stelle dann: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel." Das klingt natürlich nicht so schön wie „Unsere Heimat ist im Himmel."

Und doch macht es uns darauf aufmerksam, dass wir so etwas wie eine doppelte Staatsbürgerschaft haben. Wir sind Bürger hier und Bürger dort, Bürger dieser Welt und Bürger jener Welt, Erdenbürger und Himmelsbürger.

Das ist uns natürlich nicht bewusst. Jedenfalls nicht immer. Wir leben oft genug so, als wenn wir nur Erdenbürger wären, als wenn das hier schon alles wäre. Ist es ja aber nicht.

Neben allem Irdischen ist da noch das Himmlische, die himmlische Welt, das Himmelreich, der Himmel Gottes – also der Himmel auf Erden. Und den gilt es zu entdecken – mitten im alltäglichen Leben.

Und das ist die Aufgabe, mit der ich Euch und Sie nachher nach Hause schicke. Bedenke, ja realisiere: „Deine Heimat ist im Himmel." Verstehe Dich als Himmelsbürger.

Und wie könnte das gehen? Wenn es doch keinen Ort gibt, von dem wir sagen könnten: „Hier ist dieser Himmel."

Vielleicht so, dass wir versuchen, das mit dem Himmel eben nicht räumlich zu verstehen, sondern im übertragenen Sinn. Himmel meint ja nicht oben, sondern im übertragenen Sinn das Göttliche und Himmlische, das also, was über unsere irdische Wirklichkeit hinausgeht und gleichzeitig in unsere irdische Wirklichkeit hineinragt.

Und so sehnen wir uns nach dem Himmel, nach Momenten, in denen sich für uns der Himmel auf Erden ereignet. Und das ist richtig so. Jesus hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht: „Der Himmel, ja Gott selbst, ist zum Greifen nah."

Und deshalb wünsche ich Euch und Ihnen viele Momente, wo es Euch wie Schuppen von den Augen fällt, wo Euch das Herz aufgeht, wo sich Eure tiefste Sehnsucht erfüllt und Ihr spürt: Der Himmel, Gott selbst ist da, ganz nah.

Dazu sind wir jedenfalls berufen und eingeladen, als Bürger der Erde und als Bürger des Himmels zu leben.

Vergiss die Freude nicht

Predigt zu Philipper 4, 4-7 am 18. Dezember 2022

Als wir neulich mit zweien unserer Enkelkinder beim Essen saßen, entspann sich ein Gespräch darüber, ob die Adventszeit oder Weihnachten selbst schöner sei. Eins der Enkelkinder war der Meinung: „Weihnachten ist schön, aber nicht so schön. Weihnachten ist so schnell vorbei. Schöner ist die Adventszeit. Die dauert länger. Da kann

man sich länger freuen.“ Stimmt doch. Sagen wir nicht auch: „Vorfreude ist die schönste Freude.“

Wenn es gut läuft, erleben wir genau diese Vorfreude in der Adventszeit. Wir bereiten alles vor. Wir schmücken unsere Wohnungen. Wir überlegen, mit welchem Geschenk wir wem eine Freude machen könnten. Wir zünden Lichter an. Trinken Tee. Singen Lieder. Hören Geschichten... Eine schöne Zeit, voller Vorfreude.

Manche empfinden diese Vorfreude auch mit Blick auf bestimmte Menschen, die sie zu Weihnachten treffen werden. Da kommen die Kinder zu den Eltern. Oder die Großeltern besuchen die Enkel. Man richtet das Gästezimmer. Man kauft anders ein. Man hält sich den Kalender frei. Man stellt sich auf den Besuch ein.

Natürlich: Nicht jeder Besuch löst große Freude aus. Schon klar. Aber wenn wir mal vom Idealfall ausgehen, dann macht uns der Besuch sogar eine doppelte Freude, wenn er kommt und wenn er geht.

Im Sinne der Vorfreude auf einen besonderen Besuch schrieb Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Philippi, sie dürfte sich schon mal freuen, weil der Herr kommt. Sein Kommen stünde unmittelbar bevor. Es könnte jeden Moment soweit sein, dass er eintreffen würde...

Und? Wie geht Euch das mit dieser Aufforderung. Kommt dadurch bei Euch Freude auf? Vermutlich nicht. Nur wer so denkt wie Paulus und das Kommen des Herrn jeden Moment erwartet, wird sich in seiner Erwartung bestärkt fühlen und sich schon mal freuen, dass es bald soweit ist.

Und die anderen, denen die Freude irgendwie abhandengekommen ist? Hilft denen diese Aufforderung? Vermutlich nicht. Für die hört sich das, was Paulus da sagte, so an, als würde er sagen „Nun freut Euch mal schön.“

Das funktioniert natürlich nicht. Auf Knopfdruck kann man sich nicht freuen. Natürlich kann man mal spontan lachen, weil was lustig ist. Aber freuen? Freude ist doch etwas Längerfristiges, etwas Tiefgründiges, eine Grundstimmung, die das Herz zum Hüpfen bringt, die gute Laune macht.

Aber wem macht die Botschaft, dass der Herr kommt, gute Laune? Im Gegenteil: Weil er nicht gekommen ist, nicht kommt, wie er versprochen hat, ist man enttäuscht. Das ist wie bei einem Gast, der sich zwar angesagt hatte, für den man alles vorbereitet hatte und auf den man sich gefreut hatte, der dann aber ausbleibt, ohne Bescheid zu sagen, woran es liegt, dass er nicht kommt, wie er angekündigt hatte.

So oder ähnlich scheint es vielen zu gehen. Euch auch? Jedenfalls schaut Ihr so. Euren Gesichtern zufolge löst die Ankündigung, dass er kommt, keine Begeisterung und Freude aus.

Auch wenn wir ehrlicherweise von uns sagen müssen, dass wir uns nicht freuen, muss die von Paulus angesprochen Freude etwas sein, was jedem und jeder von uns möglich ist. Nicht umsonst sagt der Engel angesichts der Geburt des Heilands: „Siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volk widerfahren wird.“

Und? Wie ist das nun mit der Freude? Wir würden uns doch allzu gern überschwänglich freuen. Wer wollte sie nicht einfach genießen können, jene überschwängliche Freude.

„Freude, schöner Götterfunken...“ Diese Worte beschreiben zwar die Freude. Aber diese Worte können die Freude nicht machen. Sie sind nicht die Freude, nur die Beschreibung der Freude. Auf das Gefühl der Freude käme es an.

Ich vermute mal, Du und Sie, Ihr und Sie alle erwarten, dass der Chor heute so singt und ich so predige, dass sich die Freude wie von allein bei allen einstellt. Stimmt, das wäre ganz wunderbar. Aber man ahnt schon: So geht das nicht. Wie kommen wir weiter? Wie kommen wir aus der Sackgasse, in der wir stecken? In vier Schritten:

Erstens: Vergegenwärtige Dir doch bitte mal, wie das war, als Du Dich das letzte Mal gefreut hast. Wie kam es dazu? Ich war ja nicht dabei. Aber ich vermute mal: Die Freude war spontan. Und so überraschend, wie sich die Freude einstellte, war sie dann auch gleich wieder verflogen. Stimmt’s?

So ist das mit der Freude immer. Sie ist sehr flüchtig. Kaum ist sie da, ist sie auch schon wieder weg. Sie ist kein Dauerzustand. Sie ist immer nur für kurze Zeit da. Aber indem wir uns an die Freude erinnern, behalten wir das, was uns erfreute, im Blick.

Zweitens: Vergegenwärtige Dir doch bitte mal, worauf Du Dich freust. Also auf was gehst Du im Gefühl der Vorfreude zu? Wir merken, mit der Vorfreude kommt Freude aus der Zukunft in unsere Gegenwart.

Wir sprechen zwar immer wieder mal davon, anderen eine Freude zu machen. Aber wirklich machen kann man die Freude gerade nicht. Sie stellt sich ein, wenn wir z.B. überraschend lieben Besuch oder ein Geschenk bekommen, die wir so nicht erwartet haben.

Drittens: Und genau dazwischen, zwischen dem Vergegenwärtigen dessen, was uns erfreute, und der Vorfreude auf das, was wir erwarten, zwischen der Erinnerung an die schon erlebte Freude und der Aussicht auf noch ausstehende Freude liegt die Gegenwart mit ihrer einzigartigen Möglichkeit, die Freude tatsächlich zu spüren. Hier und jetzt wollen wir uns freuen, die Freude spüren.

Viertens: Für Paulus hat das mit der Freude einen besonderen Grund: Jesus Christus. Freude hat für ihn damit zu tun, im Herrn zu sein, wie er es sagt. Dieses „In-dem-Herrn-Sein" taucht in seinen Briefen immer wieder auf. Er denkt dieses „In-dem-Herrn-Sein" geradezu räumlich. „Im-Herrn-Sein" meint so viel wie in seiner Einflusssphäre sein, da sein, wo er ist, wo in seinem Sinne gedacht und gehandelt wird.

Viele kennen das Gebet „Komm, Herr Jesus, segne uns und was du uns aus Gnaden bescheret hast" als Tischgebet. Und das ist es auch. Aber nicht nur. Was hindert uns, genau dieses Gebet immer wieder zu beten. Denn damit laden wir den Christus immer wieder ein, in unser Leben zu kommen. Und die Erwartung, dass er kommt, dass er sich als gegenwärtig erweist, könnte unsere Freude befeuern.

Und so liegt für Paulus der Grund seiner Freude in der Erfahrung, dass „der Herr wirklich nahe" ist. Immer. Überall. Dadurch verändert sich für ihn jede Situation. Und genau daran erfreut er sich. Weil der Herr da und uns nahe ist, brauchen wir uns eigentlich nicht zu sorgen, jedenfalls nicht so sehr, dass uns die Sorge verzehrt.

Nicht, dass mit der Freude im Herrn alle Not aus der Welt wäre. Leider nicht. Aber wer sich bei aller Not und Sorge den Blick auf das Erfreuliche, den Blick auf die Freude im Herrn bewahrt, ist bestens gerüstet, auch schlimme Zeiten der Not zu meistern.

Das Ende des Textes kennt man: „Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus." Dass das mit dem Frieden wichtig ist, wissen wir - besonders dieser Tage. Und dabei bleibt es natürlich.

Und doch ersetze ich das Wort Frieden am Ende meiner heutigen Predigt ausnahmsweise einmal durch das Wort Freude. Denn dann fasst der letzte Vers als Wunsch verstanden alles wunderbar zusammen: „Und die Freude Gottes, die höher ist als alle Vernunft und größer, als alles, was wir uns vorstellen können, die bleibe euch erhalten und bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus."

Neues Leben mit Christus aus der Taufe

Predigt zu Kolosser 2, 12-15 am 24. April 2022

Du bist verheiratet. Wie viele Jahre? Und: Weißt Du jetzt, was es bedeutet, verheiratet zu sein? Und Du bist doch Mutter. Und wenn ich richtig weiß, habt Ihr doch vier Kinder. Hast Du als unverheiratete Frau geahnt, was es mit sich bringt, vier Kinder zu haben? Und Du als Konfirmand. Wie lange musst Du noch, bis Du konfirmiert wirst? Hast Du alle Deine Fragen, was das Christsein und den Glauben angeht, schon klären können?

Jetzt mal eine Frage an alle, die getauft sind: Denkst Du hin und wieder darüber nach, was es bedeutet, getauft zu sein?... Vermutlich nicht. Dabei täte es uns vermutlich gut, wir würden uns vergegenwärtigen, dass wir getauft sind und was es bedeutet. Dabei könnte uns der Kolosserbrief helfen.

Die Kolosser, die diesen Brief bekamen, wussten wie wir, dass Christus an Karfreitag gestorben war dass er zu Ostern auferweckt wurde und dass er sich den Seinen als lebendig erwiesen hatte.

Was viele von denen damals und was viele von uns heute aber nicht im Blick haben, das ist der unauflösliche Zusammenhang zwischen dem, was mit Christus geschah, und dem, was mit uns geschieht.

Die Verse aus dem Kolosserbrief weisen darauf hin, dass unser Leben mit Christi Leben zu tun hat: Christus war tot. Und wir waren es auch. Christus wurde auferweckt. Und auch uns hat Gott lebendig gemacht.

Es ist also an Karfreitag und Ostern nicht nur etwas mit Christus geschehen. Es ist auch etwas mit uns oder - besser gesagt - für uns geschehen: Uns wurde ein neues Leben ermöglicht.

Um gar nicht erst zwei Missverständnisse aufkommen zu lassen. Es geht weder darum, dass wir wirklich sterben, noch um ein neues Leben nach dem Tod. Es geht um uns – und zwar hier und jetzt. Hier und jetzt, jeden Moment kann unser Leben neu und anders werden.

Wenn wir uns, obwohl wir ja leben, wie tot fühlen, wenn wir uns geradezu erdrückt fühlen durch das, was wir aus der Vergangenheit an Schuld und Unbewältigtem mit uns herumschleppen, wenn wir nach einem Ausgang aus dem Gefängnis suchen, in dem wir uns fühlen, dann wird uns hier eine Lösung, eine Erlösung, eine Auferstehung zu neuem Leben und neuer Freude am Leben angeboten.

Da eröffnen sich im wahrsten Sinne neue Möglichkeiten für alle, die bereit sind, sich darauf einzulassen. Man könnte sagen: Entdecke die

Möglichkeiten. Entdecke die Möglichkeiten eines neuen Lebens im Licht der Auferstehung.

Wer sich nun fragt, ob das alles jedem Menschen möglich ist und gilt, der wird eingeladen, sich glaubend und voller Vertrauen der Macht Gottes anzuvertrauen. Im Kolosserbrief heißt es: „Denn als ihr euch taufen ließet, habt ihr euch ja im Glauben der Macht Gottes anvertraut."

Ob da nun erst dieses Vertrauen ist, mit dem man sich dann taufen lässt, oder ob man sich erst taufen lässt und dann später der Glaube dazu wächst, ist nicht wichtig. Wichtig ist, getauft zu sein und zu glauben. Wichtig ist, sich durch die Taufe mit Christus verbunden zu wissen und sich voller Glauben der Macht Gottes anzuvertrauen.

Und genau das ist das Angebot, dass Gott uns macht, dass wir vom Tod und Todbringenden weg und zu neuem Leben und Lebendigen hin gelangen, wenn wir uns zu eigen machen, was mit der Taufe in unserem Leben angelegt wurde.

Eine gewisse Schwierigkeit liegt darin, dass uns das mit der Schuld unter Umständen immer wieder einholt. Es heißt zwar: „Einst wart ihr tot, in ein Leben voller Schuld verstrickt." Und es klingt, als sei das alles aus und vorbei.

Aber die Erfahrung zeigt, dass es ein Leben ohne Schuld nicht gibt. Immer wieder wird man schuldig. Immer wieder bleibt man etwas schuldig, sich selbst, den Menschen, mit denen man zu tun hat, auch Gott.

Was da an Schuld neu entsteht, belastet natürlich. Das mag die eine und andere ganz große Schuld sein, die wir auf uns geladen haben. Das können aber auch die vielen Kleinigkeiten sein, die zusammen genommen nicht weniger erdrückend wirken.

Immer wieder erleben wir Niederlagen, fühlen uns dann mies und schlecht und spüren in alledem den Tod - und eben nicht das Leben. So oder so dämpft die Schuld unsere Lebensfreude. Und wenn wir unsere Schuld bzw. unsere Schuldgefühle nicht loswerden, machen sie uns krank.

Versprochen ist uns aber mit der Taufe das von Gott gewollte und eröffnete Leben und nicht der selbstgemachte Tod. Trotz allem: Es bleibt dabei. Gott behaftet uns nicht bei unseren Fehlern. Er hat uns vergeben. Und er vergibt uns immer wieder neu. Unsere Schuld soll uns nicht wie ein Klotz am Bein hängen. Sie soll uns nicht daran hindern, mit Gott zu leben.

Gott selbst hat unsere Schuldscheine – so steht es im Text – ans Kreuz geheftet. Wenn Gott all das, was uns belastete, ans Kreuz geheftet hat, dann sollten wir uns hüten, es wieder abzunehmen und uns damit herumzuplagen.

In und durch Christus ist uns vergeben. In und durch Christus sind wir unsere Schuld los. In und durch Christus können wir im Vertrauen auf die Macht Gottes unser Leben leben, das Gott uns ermöglicht.

Du siehst: Das alles ist in und durch Christus möglich für die, die getauft sind, die mit ihm gestorben und begraben sind, die mit ihm auferstanden sind, um lebendig zu sein.

Wer das, was belastete, hinter sich lassen kann, fühlt sich zu Recht wie neugeboren. Und genau darum geht es: Aus der Wirklichkeit, die in der Taufe gründet, sein neues Leben leben.

Was Christen kleidet

Predigt zu Kolosser 3, 12-17 am 15. Mai 2022

Es ist doch irgendwie seltsam mit biblischen Texten. Sie klingen oft so heilig und unnahbar, wie aus einer anderen Welt. Wir kennen die Worte, die darin vorkommen. Aber sie klingen in den Bibeltexten anders als im alltäglichen Leben. Ist das vielleicht der Grund dafür, dass so viele mit der Bibel wenig anfangen können?

Ich mache das mal fest an den ersten Worten unseres Textes: „So zieht nun an als die Auserwählten Gottes..." Upps, und schon ist es passiert. So spricht doch heute niemand mehr. Oder? Wenn's ums Anziehen geht, dann sagen wir das doch meistens so: „Was soll ich denn heute anziehen?"

Wenn ich mir diese Frage stelle, dann überlege ich mir, wo ich hin will. Mit dem Schlafanzug ins Bett. Und mit schwarzen Anzug zum Dienst. Aber wenn der Fall nicht ganz so klar ist, wird es komplizierter: Reicht die praktische Jeans oder muss es doch die feine Stoffhose sein? Ist nur Sakko, Schlips und Kragen angesagt? Oder sollte ich nicht doch lieber gleich den guten Anzug anziehen? Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Nun war das alles dem Schreiber des Kolosserbriefs ja nicht unbekannt, auch wenn es damals andere Gepflogenheiten gab, sich zu kleiden. Aber die Frage: „Was soll ich anziehen?" gab es mit Sicherheit damals auch schon.

Und da setzt er ein. Er holt die Menschen, an die er sich wendet, genau da ab, bei der Frage: „Was soll ich anziehen?“ Er setzt voraus, dass sich alle der Tatsache bewusst sind, dass man so etwas wie eine Wahl hat. Man kann dies oder das anziehen.

Und dann ist es nur noch ein kleiner Schritt, das Ganze im übertragenen Sinn zu verstehen. Denn ihm ging es ja nicht um richtige Kleider, sondern um Eigenschaften und Tugenden, die man sich aneignen kann, die man im übertragenen Sinn wie Kleider anziehen kann.

Spinnen wir diesen Gedanken doch mal weiter. Stellen wir uns vor, wie es ist, wenn man sich was anzuziehen kauft. Meistens ist ja Selbstbedienung angesagt und man nimmt sich ein paar Teile mit in die Umkleide. Und dann fragt man sich: Passt das? Steht es mir?

Manchmal findet man eine gute Verkäuferin, die einem anreicht, was man braucht. Und wenn die einen Blick dafür hat, was einem steht, hat man echt Glück gehabt.

Weil der Schreiber des Kolosserbriefes nicht wirklich an Kleider denkt, hat er auch keine Verkäuferin vor Augen, sondern Gott selbst, der uns ganz besondere Kleider ausgesucht hat: Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut und Geduld. Die hält er uns hin. Die sollen wir anziehen. „So zieht nun an herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld.“ Diese Kleider würden uns gut stehen.

Im Text heißt es ja dann: „Über alles aber zieht an die Liebe.“ Wir stellen uns noch mal das Bekleidungsgeschäft vor. Da wird uns zu guter Letzt noch ein Teil gereicht, das alles andere noch mal toppt. Was immer wir anhaben, bevor es losgeht, muss das noch drüber wie ein Mantel. Und so werden wir aufgefordert, die Liebe anzuziehen, die uns wie ein warmer Mantel angeboten wird, der im wahrsten Sinne über alles geht.

Was sonst nur begrenzt gilt, scheint hier ohne Einschränkung zu gelten: Kleider machen Leute. Die Kleider, die Gott uns reicht und zukommen lässt, verändern uns. Sie machen uns zu Menschen, die sich erbarmen können, die freundlich, demütig, sanftmütig und geduldig sein können.

Diese Kleider sind schon da. Gott hält sie für uns bereit. Wir müssen sie uns nur noch aneignen – im Bilde gesprochen: anziehen. Wer das macht, wird ein neuer Mensch, wird in die Lage versetzt, der Mensch zu sein, der Gottes Willen tut. Für den, der sich so angezogen auf den Weg macht, wird der Tag gut. Man könnte auch sagen: Wenn wir das anhaben, kann uns nichts mehr was anhaben.

Wir merken, wenn man den Text so liest, ist er auf einmal ganz anschaulich und verständlich. Kann man den Rest des Textes auch so lesen und verstehen?

Schauen wir mal. Da steht: „Ertrage einer den andern.“ Das klingt nun gleich wieder typisch nach Kirche, wenn da zu Selbstlosigkeit und Mitleid aufgefordert wird.

Die meisten werden das nicht als einladend und attraktiv, sondern abstoßend und anstrengend empfinden. Ist das so? Muss das so verstanden werden? Oder ist das positiver gemeint, als es auf den ersten Blick aussieht?

Natürlich ist es manchmal anstrengend, andere in ihrer Andersartigkeit zu ertragen. Lustlos und eher pflichtbewusst geben wir uns schon mal einen Ruck und sagen: „Na, wenn’s denn sein muss und christlich ist, dann ertrag ich ihn oder sie eben.“

Na toll. Wir merken schon. Freude kommt da nicht auf. Im Gegenteil. Eigentlich haben wir keine Lust dazu. Haben wir da etwas falsch verstanden, wenn wir es so angehen?

Also Schnitt. Klappe, die zweite. Was wäre denn, wenn dieses Ertragen gar nicht im Sinne von erleiden und unerträglich, sondern im Sinne von tragen und tragbar gemeint ist. Also: Einer trage den anderen.

Und nun denkt bitte nicht gleich wieder an die, von denen wir den Eindruck haben, dass sie sich auf Kosten anderer durchtragen lassen. Denk doch mal an die Freude des Bräutigams, der seine Geliebte über die Schwelle trägt. Und schon sieht das mit dem Tragen ganz anders aus. So ein Bräutigam trägt die Geliebte gern – selbst dann, wenn sie ein wenig schwerer sein sollte. Und warum? Weil er sie liebt.

Ich höre schon den Einwand: Und was ist mit denen, die man nicht liebt. Stimmt. Die man nicht liebt, werden einem schnell zur unerträglichen Last.

Also hängt alles davon ab, das mit der Liebe zu verstehen, die hier „Band der Vollkommenheit“ genannt wird. Dieses unsichtbare Band, das uns miteinander und mit Gott verbindet, wird nicht eingefordert. Es wird uns vor Augen gemalt, wie es uns miteinander und mit Gott verbindet.

Sobald wir es vor Augen haben, sobald uns klar wird, dass ja auch die anderen von Gott geliebte Menschen sind, denn als solche werden sie hier angesprochen „als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten“.

Das verändert alles. Und auf einmal entdecke ich mich und Dich und Sie und uns alle in einer Gemeinschaft von Menschen, die mit Gott und miteinander in Liebe verbunden sind, wo wir getragen einander tragen und damit die Voraussetzung dafür schaffen, dass man miteinander auch mal Schweres tragen und ertragen kann? Geliebt und getragen bin ich bereit, auch andere zu lieben und zu tragen, zuweilen womöglich auch zu ertragen.

Wir sehen: Indem Gott uns bekleidet, befähigt er uns dazu, all das zu tun, was den Menschen vom Schreiber des Kolosserbriefes nahegelegt wird. Sie können einander vergeben und tragen, sie können einander an ihre Berufung erinnern und im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes das tun, was dem Leben dient. Und sie können Gott zur Ehre dankbare Lieder singen.

Anhalten und Innehalten

Predigt zu Kolosser 4, 2f am 21. Mai 2006

„Dein Gebetspfad ist mit Gras bewachsen“, sagte ein afrikanischer Gemeindeältester zu einem Stammesangehörigen, der schon lange nicht mehr den Weg von seiner Hütte zur gemeinsamen Gebetsstätte des Dorfes gefunden hatte. Ein anschauliches Bild. Dieser Afrikaner hatte offensichtlich Probleme mit dem Beten. Wir auch. Im Bilde gesprochen: Auch unser Gebetspfad ist mit Gras bewachsen.

Woran liegt das? Liegt es an der Hektik? Liegt es an dem Gefühl der Überforderung? Liegt es an der Zerstreuung? Liegt es daran, dass wir die Stille nicht aushalten können? Liegt es daran, dass wir für unsere Gebete keine Adresse mehr haben? Liegt es daran, dass viele unserer Gebete unserer Meinung unerhört blieben?

Es gibt vermutlich nicht nur einen Grund, sondern mehrere, die zur Folge haben, dass die Gebetspfade vieler Menschen mit Gras bewachsen sind. Umso besser, dass uns der Kolosserbrief auffordert: „Haltet an!“ Denn gemeint ist doch: „Anhalten! So halten Sie doch endlich an. So kann es doch nicht weitergehen.“

Und das finde ich schon einmal einen hilfreichen Zwischenruf. Aber selbst wenn wir ihn hören, können wir oft doch nicht anhalten. Denn wir sind so in Fahrt, wir sind innerlich so in Unruhe, dass wir einfach nicht innehalten können. Es ist, als wären wir auf der Flucht. Gerade deshalb: „Anhalten und Innehalten!“ Das wäre es doch.

Wer von sich der Meinung ist, er könne nicht beten, der kann doch eins: „Anhalten und Innehalten!“ Das wäre immerhin ein Anfang. Mit so einem „Anhalten und Innehalten!“ beginnt nicht nur der heutige Text, sondern jedes Gebet. Mit mehr nicht. Aber auch nicht mit weniger.

Ist man allein unterwegs, kann man fast immer und überall anhalten. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wollte man, so würde man eine Möglichkeit finden, um anzuhalten und innezuhalten.

Ist man mit vielen unterwegs, z.B. im Bus, dann gibt es da so etwas wie Haltestellen. Man drückt den Knopf. Und sofort leuchtet es auf: „Wagen hält.“ Man kann also immer anhalten.

Wo ist eigentlich Ihre, wo ist deine Haltestelle? Schade, dass es für die Linie 412 oder 422 keine Haltestelle „St. Markus“ gibt. So eine Haltestelle „St. Markus“ würde sehr schön deutlich machen, inwiefern dieser Ort eine Haltestelle, ein Ort des Gebets ist. Und das ist er. Nicht umsonst befindet sich in der Mitte unserer Kirche auf dem Fußboden das Zeichen des Weltgebetstages.

Mit Blick auf die afrikanische Geschichte könnten wir uns fragen, wie viele schon lange nicht mehr den Weg von ihrer Wohnung zur St.-Markus-Kirche, also zur gemeinsamen Gebetshütte gefunden haben. Wie viele Wege sind im Bilde gesprochen mit Gras bewachsen? Und woran mag es liegen, dass der Weg vielen so schwer fällt.

So interessant dieser Gedanke vom „Anhalten“ auch ist, geht es hier bei den Worten „Haltet an!“ nicht nur ums „Anhalten!“, nicht nur um einen Zwischenstopp. Es geht darüber hinaus um ein Festhalten. Denn vollständig heißt es im Kolosserbrief: „Haltet an am Gebet!“ Gemeint ist also: „Hört ja nicht auf mit dem Beten.“

Hört nicht auf, auch wenn es euch schwer fällt. Hört nicht auf, auch wenn ihr den Eindruck habt, eure Gebete blieben unerhört. Hört nicht auf, auch dann nicht, wenn ihr unsicher seid, ob ihr es richtig macht. Macht einfach weiter. „Haltet an am Gebet!“

Das hört sich für die meisten unserer Ohren vermutlich befremdlich an. Warum? Weil viele von uns aufgrund der persönlichen Schwierigkeiten noch gar nicht richtig mit dem Beten angefangen haben. Gut: Es kann ja sein, dass ich mich täusche. Vielleicht sehen das ja alle ganz anders.

Aber dann sagen Sie mir doch mal: Wo wird denn noch gebetet, z.B. bei den Mahlzeiten oder abends oder wenn es Probleme gibt in der Familie? Vermutlich wird vor allem dann gebetet, wenn man selbst in Not ist oder einem liebe Menschen ein Problem haben. Dann entfährt

einem schon einmal so ein Stoßgebet – und sei es nur ein ganz kurzes „Gott!“

Aber so ein Beten, das nur ab und zu, dass eher zufällig geschieht, genau so ein Beten ist hier wohl nicht gemeint. Nicht, dass das irgendwie schlecht wäre, so zu beten. Keineswegs. Und doch ist hier ein anderes Beten im Blick, eins, dass nicht aufhört, eins, wo immer gebetet wird, ein Beten ohne Unterlass.

Nun werden sich manche fragen, wie das denn wohl gehen soll. Man kann doch unmöglich immer die Hände falten und den Kopf senken, um laut oder leise seine Gebete zu sprechen.

Sie haben Recht. So ist das hier auch nicht gemeint. Hier ist an ein Beten gedacht, das man mit dem Atmen vergleichen könnte. Das Atmen geschieht meist unbewusst, geradezu automatisch. Die Luft strömt ein und wieder aus. Es ist, als würden wir beatmet. Es atmet in uns.

Und so, wie es in uns atmet, so möge es in uns beten, so möge es in uns einen Austausch geben zwischen Gott und uns, ein hin und her, im Hören genauso wie im Reden.

Und so wie die eingeatmete Luft in uns durchdringt und uns belebt, so möge uns die Kraft durchdringen und stärken, die uns von Gott her beim Beten zuströmt.

Schon Jesus hatte zu seinen Jüngern gesagt: „Betet und wachet!“ Denn er wusste, wie wichtig das Gebet ist. Er wusste: Wo gebetet wird, da kann Gottes Kraft strömen.

Aber schon damals passierte, was auch heute vielen immer wieder passiert. Was nämlich? Die Jünger schliefen ein.

Und so ist das bis heute geblieben. Würde Jesus heute zu uns kommen, würde er uns dann nicht in ähnlicher Weise fragen, wie damals seine Jünger, als er sagte: „Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Immer wieder forderte er sie - und damit uns - auf: „Wachet und betet!“

Diese Aufforderung zum Beten und Wachsein spiegelt sich in unserem Abschnitt wieder, wo es heißt: „Wacht in ihm“, also seid wach im Gebet.

Man stelle sich doch nur einmal vor, wie eine Mutter am Bett ihres schwerkranken Kindes die Nacht über Wache hält, die Nacht durchwacht. So, wie sie wacht, so sollen wir im Gebet wach bleiben, für Gott wach bleiben. Man könnte auch sagen, wir sollen wachsam bleiben.

Aber wie das so ist mit den guten Vorsätzen. Kaum hat man sie gefasst, da hat man sie auch schon wieder vergessen. Da will man eben

noch ganz wach sein und beten – um im nächsten Moment ist man schon wieder träge und zu müde. Und man denkt an alles andere, nur eben nicht ans Beten. Wie gut, dass hier aufgefordert wird: „Wachet in ihm.“ Das ist wie ein Weckruf.

Nun wird hier nicht nur gefordert. Es wird einem auch geholfen, ins Beten zu kommen. Und das ganz praktisch. Denn hier ist vom Dank die Rede, davon, dass man den Dank, den man empfindet, auch sagt, auch raus lässt.

Es geht also darum, immer wieder anzuhalten und innezuhalten, aufmerksam und wach zu sein für das, wofür man von Herzen dankbar ist. Dies gilt es, sich bewusst zu machen. Und indem man dies tut, bringt man es innerlich vor Gott, man breitet es gewissermaßen in Gedanken vor ihm aus.

Dabei kommt es nun wirklich nicht auf wohl formulierte Worte an. Schon in den Psalmen heißt es: „Siehe, es kommt kein Wort auf meine Zunge, dass du Herr nicht schon wüsstest.“

Und natürlich geht es dabei nicht nur um den Dank, der in uns aufsteigt. Es könnte auch eine Traurigkeit und Klage sein. Es könnte auch ein Wunsch oder eine Hoffnung sein. Es könnte auch die Sorge um andere sein, um uns liebe Menschen, die uns am Herzen liegen, ob nun in der Ferne oder in der unmittelbaren Nähe.

Es könnte im Grunde alles sein. Was immer uns bewegt, können wir vor Gott bringen, vor ihm ausbreiten. Und indem wir das tun, wird es sich verändern, wenn auch meistens nicht sofort, so doch auf lange Sicht.

Ich habe hier noch eine weitere Zeile aus dem Kolosserbrief abgedruckt: „Betet zugleich auch für uns...“ Sie ist mir wichtig, weil sie unseren Blick und unsere Aufmerksamkeit von uns weg zu den anderen lenkt, die uns anvertraut sind, die mit uns auf dem Weg sind, die mit uns leben.

Für sie sollen wir beten. An sie sollen wir denken. Ihr Leben sollen wir wie unser Leben vor Gott ausbreiten.

Was das konkret bedeuten könnte, habe ich wunderbar zusammengefasst gefunden in folgenden Worten: „Beten für andere heißt: nachdenken, wie es anderen geht und was sie brauchen, fragen, was Gott will, überlegen, was geschehen muss und was wir tun können, bitten, dass es gelingt.“ In diesem Sinne lade ich Sie ein, mit mir zu beten.

Gelebter Glaube

Predigt zu 1. Thessalonicher 1, 1-10 am 9. September 2012

Der Brief fängt mit einem Gruß an. Nicht mit „Hallo“ oder „Hey“, sondern: „Gnade sei mit euch und Friede!“ Man merkt sofort: Das ist anders als bei uns. So redet heute niemand mehr. Schade eigentlich.

So ähnlich ist das in Vers 4, wo es heißt: Liebe Brüder - wir ergänzen mal – und liebe Schwestern, und dann kommts: von Gott geliebt. Hat je einer von uns einen Brief oder eine Mail oder eine SMS bekommen, in der gestanden hätte: Lieber – setze jeder mal seinen Namen ein - von Gott geliebt... So fremd, wie das für unsere Ohren klingt, so selbstverständlich scheint das für Paulus gewesen zu sein, der diesen Brief schrieb.

Wenn wir Post von unserem Patenkind aus Indien bekommen, dann schreibt es ganz freimütig, dass es für uns beten würde, dass es Gott dafür dankt, dass es uns gibt und dass wir ihm so viel Gutes tun. Bei Paulus ist das auch so. Er dankt Gott dafür, dass es die Gemeinde in Thessalonich gibt. Denn er hat viel Gutes von ihr gehört.

Beginnen Sie Ihre Post mit einem frommen Wunsch? Sehen Sie die Menschen, mit denen Sie es zu tun haben, als von Gott Geliebte an und sagen Sie das denen dann auch? Danken Sie Gott im Gebet dafür, dass es Menschen gibt, die Gottes Wort nicht nur hören, sondern auch tun? Vermutlich ja nicht. Das ist uns fremd. Das kommt uns komisch vor. Irgendwie zu dicke. Zu vollmundig. Wieso eigentlich?

Liegt das daran, dass unser Alltag, also unser ganz normales Leben kaum noch etwas mit dem zu tun hat, was wir unseren Glauben nennen? Könnte das eine Erklärung sein?

Bei den Thessalonichern war das anders. Die sind regelrecht berühmt geworden mit der Art und Weise, wie sie ihren Glauben lebten. Deshalb heißt es in Vers 8, dass deren Glaube an Gott überall bekannt wurde. Von denen heißt es, dass sie anderen ein Vorbild waren in dem, was sie redeten und taten.

Was mag es gewesen sein, worüber die Leute sprachen, was Aufmerksamkeit erregte? Nun: Zum einen brachen sie mit den Göttern der Ahnen und wandten sich dem Gott zu, den wir als Vater, Jesus Christus und Heiligen Geist bekennen.

Paulus bringt das auf den Punkt, wenn er gleich zu Anfang in Vers 1 feststellt, dass die Thessalonicher in Gott, in Jesus Christus und im Heiligen Geist bzw. in der Kraft leben. Was für ein Kompliment: Sie leben in Gott. Das überzeugte nicht nur die Leute. Das veranlasst auch Paulus, voll des Lobes für die Thessalonicher zu sein.

Im Grunde geschieht zu Anfang des Gottesdienstes etwas ähnliches, wenn es heißt: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Diese Worte sollen uns vergegenwärtigen, dass auch wir in ihm sind und dann den Gottesdienst in seiner Gegenwart feiern.

Paulus lobt. Um zu verstehen, warum Paulus den Glauben der Gemeinde in Thessalonich als vorbildlich lobte, muss man sich klarmachen, was er und die damals mit Glauben meinten. Etwas anderes nämlich als das, was heute viele darunter verstehen.

Heute versteht man unter Glauben oft Glaubensworte, Glaubensinhalte und Glaubenslehre, als wenn das mit dem Glauben nur etwas für den Kopf wäre.

Aber das ist ein Irrtum. Der Glaube, den Paulus vor Augen hat und den er bei den Thessalonichern lobte, der ist konkret und lebendig. Er besteht nicht nur aus Worten, sondern auch aus Taten. Er besteht nicht nur aus der rechten Lehre, sondern auch aus richtigem Leben.

Viele leben heutzutage so, als könnte man Glaubenslehre und Glaubensleben, die Worte und die Taten voneinander trennen. Das aber ist ein Irrtum. Wo das geschieht, wo Wort und Tat auseinander fallen, entsteht schnell genau das, was viele zu Recht kritisieren: Scheinheiligkeit, Heuchelei, Unaufrichtigkeit.

In einem späteren Brief an die Korinther hat Paulus seine berühmt gewordenen Worte „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe“ geschrieben. Da es sich bei diesen Worten um Hauptworte bzw. Substantive handelt, hat sich die Vorstellung eingebürgert, man könne Glaube, Hoffnung und Liebe haben.

Aber auch hier gilt: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“ So ähnlich sagte es schon Jesus: „An den Früchten wird man euch erkennen.“ Es reicht nicht, Glaube, Hoffnung und Liebe zu denken, wenn man sie nicht als Geschehen versteht und erlebt.

Die damals haben das anscheinend beherzigt und gelebt. Deshalb lobt Paulus in Vers 3 das Werk im Glauben, die Arbeit in der Liebe und die Geduld in der Hoffnung. Und wir sehen: Der Glauben hat zu tun mit einem Werk. Die Liebe hat mit Arbeit zu tun. Und die Hoffnung kommt nicht ohne Geduld aus.

Nicht dass mich jemand falsch versteht. Ich bin wie Paulus weder ganz allgemein gegen Worte, noch gegen die Worte, wie sie hier stehen.

Ganz im Gegenteil. Aber es darf um Himmels willen nicht bei Worten bleiben. Bliebe es dabei, würde es nicht konkret, wäre alles nur frommes Gewäsch.

Und so würde ich mir wünschen, wir würden uns an den Thessalonichern abgucken, dass es darauf ankommt, Worte in Taten konkret werden zu lassen.

Ich würde mich freuen, wenn Ihr hier nicht nur Worte und Wissen mitnehmt, wobei das auch schon mal was wäre, sondern den Impuls, das Gehörte in Eurem Leben und mit Eurem Leben umzusetzen.

Die Gebote sind dafür da, dass man sein Leben danach ausrichtet. Das Vaterunser ist dafür da, dass man es betet. Das Abendmahl ist nicht dafür da, dass man sich darüber zerstreitet, sondern dass man es miteinander feiert. Und Kirchgebäude sind nicht nur dafür da, dass man sie als Tourist im Urlaub bestaunt, sondern an dem Ort, wo man lebt, mit Leben füllt.

Das sind jetzt nur mal ein paar Beispiele, die Euch und Ihnen zeigen mögen, wie das mit dem Glauben in unserem Leben konkret werden will.

Wir können hier und jetzt natürlich nicht allem nachgehen, was das Glaubensleben der Thessalonicher so überzeugend und attraktiv für andere machte.

Vielleicht nehmen wir als Beispiel für ihren Glauben mal das, was in Vers 10 steht: „Sie warten auf seinen Sohn vom Himmel, den er auferweckt hat von den Toten, Jesus, der sie von dem zukünftigen Zorn errettet."

Die Gläubigen jener Zeit waren ganz fest der Überzeugung, dass Jesus wiederkommen würde. Einmal war er ja schon da. Und wenn er dann wiederkommen würde, dann würde er all das vollenden, was er zu Lebzeiten begonnen hatte.

Im Unterschied zu vielen anderen hatten die Christen von damals nicht nur Angst vor dem, was kommen würde, sondern auch die Hoffnung, dass Christus sie retten würde.

2000 Jahre später haben wir eine andere Vorstellung von dem, was da auf uns zukommen könnte. Was uns mit denen von damals verbindet, ist die Angst davor und die bange Frage: Wer wird uns retten vor dem, was da auf uns zuzukommen scheint?

Ob es uns gelingt, über der Angst ihn nicht aus den Augen zu verlieren, von dem es heißt, dass er uns retten kann? Dann hätten die Leute einen Grund, von unserem Glauben zu reden.

Wachsam erwarten

Predigt zu 1. Thessalonicher 5, 1-11 i.A. am 8. November 2020

Es ist ja nicht unproblematisch, wenn man Sätze aus dem Zusammenhang reißt. Ich weiß ja. Aber heute Morgen mache ich es trotzdem mal. „Gerade sagen die Leute noch: ‚Wir leben in Sicherheit!' Genau dann wird das Verderben ganz plötzlich über sie hereinbrechen." Diese Sätze habe ich weder aus der Zeitung noch aus der Pressemitteilung der Ärztekammer und auch nicht aus einem Geheimdossier des Robert-Koch-Instituts. Sie stammen weder aus Dokumenten des Pentagons noch aus dem letzten Bericht des Club of Rome, weder aus dem Umkreis von fridays for future noch aus dem Internet, wo es um die Weltverschwörer geht.

„Gerade sagen die Leute noch: ‚Wir leben in Sicherheit!' Genau dann wird das Verderben ganz plötzlich über sie hereinbrechen." Diese Sätze sind 2000 Jahre alt, aber nach wie vor aktuell und stammen aus dem Predigttext. Und damit es nicht gleich jeder merkt, habe ich sie aus einer modernen Übersetzung zitiert.

In vielen Texten des Neuen Testaments ist davon zu lesen, wie die ersten Christen angesichts der Nöte, die durch Kriege, Seuchen und Katastrophen verursacht wurden, das Ende der Zeiten erwarteten.

Zu diesen Erwartungen gehörte auch die Vorstellung, Christus würde begleitet von seinen Engeln auf den Wolken des Himmels erneut auf die Erde kommen und die Toten würden auferstehen. Und dann, am jenem Tag des Herrn, würde es zum Jüngsten Gericht kommen. Das alles würde die Menschheit so plötzlich ereilen wie die Geburt eine Schwangere.

Das ließ die Menschen fragen, ob sie zu denen gehören würden, die in den Himmel kommen, oder zu denen, die in die Hölle müssen. Viele Bilder und Glasfenster in unseren Kirchen stellen diese Ereignisse dar. Wer wollte wissen, wie es um ihn steht? Worte wie diese hier von Paulus taten ihr Übriges: Da ist von Überfall, Gefahr und Verderben die Rede, und auch davon, dass es kein Entkommen geben würde. Das machte Angst.

Es ist also nicht verwunderlich, dass man dem Ende mit gemischten Gefühlen entgegen sah. Während die einen dem Ende mit Schrecken entgegen sahen, weil sie das Schlimmste befürchteten, sahen die anderen dem Ende getrost und geradezu erwartungsvoll entgegen, weil sie

ihre Erlösung erwarteten.

Beim Evangelisten Lukas wird das Fragen nach dem Ausgang beim Jüngsten Gericht zum Positiven hin aufgelöst, wenn es heißt: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, dann seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht." Das Ende kommt. Und es ist schrecklich. Ja. Aber es bringt für die, die Christus vertrauen, die Rettung.

Manches von dem, was da über das Ende der ganzen Welt gesagt wird, gilt in ähnlicher Weise für jeden Menschen mit Blick aufs persönliche Ende. Denn Sterben müssen wir früher oder später ja alle. Unausweichlich gehen wir dem Tod und damit unserem persönlichen Jüngsten Gericht entgegen. Und auch hier stimmt das Bild: Plötzlich und unberechenbar wie ein Dieb in der Nacht wird der Tod über uns kommen. Und dann werden wir vor unseren Schöpfer stehen.

Nun spricht Paulus vom Ende als dem Tag des Herrn. Dadurch fällt auf das Ende ein neues Licht. Wir begegnen am Ende nicht einem Scharfrichter, der unser Verderben will, sondern dem, der unser Leben will, der uns unser ganzes Leben über immer wieder aufrichtete und neu ausrichtete.

Von daher brauchen wir dem Ende nicht mit Angst und Schrecken entgegen zu sehen. Uns erwartet mit Christus der, der für uns gestorben ist und der für uns lebt, wie es bei Paulus heißt: „Denn Gott hat uns nicht bestimmt zum Zorn, sondern dazu, das Heil zu erlangen durch unsern Herrn Jesus Christus, der für uns gestorben ist, damit wir mit ihm leben." Es geht Gott nicht um Zorn und Hinrichten, sondern um Heil und Heilmachen, nicht ums Verderben, sondern ums Leben. Gott sei Dank.

Wer darauf vertraut, braucht sich nicht zu fürchten, wie man sich im Dunkeln fürchtet. Paulus schreibt: „Ihr aber, liebe Brüder und liebe Schwestern, seid nicht in der Finsternis... Ihr alle seid Kinder des Lichtes und Kinder des Tages."

Paulus erinnert daran, wie befreiend es ist, wenn nach langer angstvoller Dunkelheit und Nacht ein neuer heller Tag anbricht, wie die ersten Sonnenstrahlen einen wecken und zuversichtlich in den Tag gehen lassen.

Ein tolles Bild. Es setzt gute Gefühle frei. Und das soll es auch. Genauso ist es gemeint. Nicht der anbrechende Tag des Herrn sollte uns Angst machen, sondern die aussichtslose Dunkelheit der Nacht. Der Tag des Herrn sollte uns zuversichtlich stimmen. Wenn er kommt,

wenn sein Tag anbricht, dann ist endlich vorbei, was uns Angst macht.

Auch wenn es noch nicht endgültig hell ist, wenn es erst dämmert, hat der Tag des Herrn schon angefangen für die, die das Licht des neu anbrechenden Tages sehen können – und wenn nicht sehen können, dann doch ahnen, weil es ihnen dämmert. Und wem es dämmert, der schläft nicht mehr, der kann nicht mehr schlafen, der wird wach, hellwach. Genau das meint Paulus, wenn er schreibt: „So lasst uns nun nicht schlafen wie die andern, sondern lasst uns wachen..."

Wer wach wird am Morgen, der zieht sich an. Um für das, was kommt, gerüstet zu sein, rät Paulus, sich mit Glauben, Liebe und Hoffnung auszurüsten: „Wir Kinder des Lichts wollen angetan sein mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung auf das Heil."

Nun klingt es nicht besonders spektakulär, wenn uns Paulus erinnert, Kinder des Lichts zu sein. Und doch ist es das. Ich mache es mal fest an dem Ausspruch eines führenden Funktionärs aus der DDR-Zeit, der mit Blick auf die Montagsgebete in Leipzig und vielen anderen Orten der damaligen DDR gesagt haben soll: „Mit allem haben wir gerechnet, nur nicht mit Kerzen und Gebeten."

Und genau da gilt es als Kinder des Lichts heute anzuknüpfen. Wir dürfen und sollen als Kinder des Lichts Licht in die Dunkelheiten unserer Welt bringen, damit sie sich zum Guten verändern kann.

Was wäre es toll, wenn wir wieder glauben würden, nicht nur an Gott, sondern auch an uns und unsere Fähigkeiten. Was wäre es toll, wenn wir wieder hoffen würden, nicht nur mit Blick auf das Leben nach dem Tod, sondern dass wir eine lebenswerte Zukunft haben vor dem Tod. Was wäre es toll, wenn wir das mit der Liebe nicht nur denen überlassen würden, die damit Geld machen wollen, sondern durch Wort und Tat deutlich machen könnten, dass Gott die Liebe ist und wirklich nur die Liebe zählt.

Eins ist mal sicher: Wer intensiv glaubt, hofft und liebt, der bleibt wach, wach für sein Kommen, seine Gegenwart, sein Gekommen Sein hier und jetzt.

Wer von uns manchmal oder immer früh aufstehen muss, der weiß, wie schwer es sein kann, nicht nur wach zu werden, sondern vor allem auch wach zu bleiben. Da könnten wir einander helfen, wach und auch wachsam zu bleiben für das, was um uns herum passiert.

Wer wach ist, rechnet auch mit einem möglichen Ende des vertrauten Lebensstils, des eigenen Lebens, ja dem Ende der Menschheit –

wohl nicht durch das Virus, aber vielleicht durch einen Krieg oder eine Klimakatastrophe. Wir können uns helfen, nicht den Kopf in den Sand zu stecken, sondern den Krisen, die auf uns zukommen, ins Auge zu schauen.

Darum schließt Paulus mit der Bitte: „Darum ermahnt euch untereinander und einer erbaue den andern." Und so haben wir Verantwortung, nicht nur für die Welt und das, was in der Welt geschieht, sondern auch füreinander. Jedem tun aufbauende und aufmunternde Worte und Gesten gut – gerade jetzt.

Ratschläge

Predigt zu 1. Thessalonicher 5, 14-24 am 24. August 2008

Ist Ihnen das auch schon mal passiert? Am Ende eines Gesprächs sagte Ihr Gegenüber auf einmal: „Hm, was ich noch sagen wollte..." So ähnlich ist das mit dem heutigen Predigttext. Paulus hatte seiner Gemeinde in Thessalonich einen längeren Brief geschrieben. Und so ziemlich am Schluss schreibt er der Gemeinde unter dem Motto „Was ich noch schreiben wollte..." in aller Kürze ins Stammbuch, was ihm noch ganz wichtig ist.

Das sind dreizehn Ratschläge und zum Schluss ein Segenswunsch. Vieles davon dürfte Ihnen schon bekannt vorkommen. Und das meiste davon dürfte uns selbstverständlich sein.

Natürlich sind die, die nicht wissen, wie sie ihr Leben in Ordnung bekommen, dankbar für den einen oder anderen Hinweis. Und genauso ermutigen wir die, die ängstlich sind. Und denen, die schwach sind oder schon mal schwach werden, helfen wir. Wir bemühen uns, Gutes zu tun und Böses zu lassen. Wir prüfen alles - meist sogar sehr kritisch. Und wir halten uns so weit es uns möglich ist vom Bösen fern.

Einige der Ratschläge berühren durchaus wunde Punkte. Denn: Wer hat schon Geduld mit allen? Und wer freut sich immerzu? Und wer könnte von sich sagen, dass er in jeder Lebenslage dankbar wäre?

Einige der Ratschläge verwirren. Denn wer kann ohne Unterbrechung beten? Oder auch der, man solle das Wirken des Heiligen Geistes nicht unterdrücken. Und so dumm kann doch niemand sein, dass er das Wirken des Heiligen Geistes absichtlich unterdrückt.

Manchmal schießen wir im Übereifer auch glatt über das Ziel hinaus, das Paulus uns hier vorgibt, wenn wir z.B. die lieblos maßregeln, denen

wir besser helfen sollten, oder die mit Ratschlägen erschlagen, die nur einen Rat bräuchten.

Sie merken schon, so ganz selbstverständlich ist das dann wohl doch nicht, was Paulus seiner Gemeinde und damit ja auch uns mit auf den Weg gab.

Was sollen wir nun mit allen den gut gemeinten Ratschlägen machen. Ganz einfach. Wir beherzigen einfach mal den einen dieser vielen Ratschläge: „Prüft alles und das Gute behaltet."

Die, die sich auf den Tag warten, an dem Jesus Christus kommt bzw. sie vor ihren Schöpfer treten, sollen nicht untätig herumsitzen wie in einem Wartesaal. Da ist immer noch vieles zu tun - an uns selber, wie in der Welt.

Damit die Aktivitäten gar nicht erst in die falsche Richtung gehen, hält Paulus fest, dass es in all unseren Bemühungen letztlich Gott selbst ist, der uns in Bewegung bringt, in Bewegung bringen möchte.

Deshalb der Segenswunsch: „Gott selbst, der uns seinen Frieden schenkt, vollende euch als sein heiliges Volk und bewahre euch im Innersten unversehrt, fehlerlos an Seele und Leib, für den Tag, an dem Jesus Christus, unser Herr, kommt. Gott ist treu, der euch berufen hat. Er wird euch auch vollenden." Also Gott selbst befähigt uns so zu leben, wie Paulus es uns mit seinen Ratschlägen nahe legt.

Niemand ist ausgeschlossen. Alle sind eingeladen. Wer immer sich darauf einlässt, wer hört, wie Gott ihn ruft, der wird erfahren, wie treu Gott ist, also wie er zu uns steht, wie er uns begleitet, wie er uns bewahrt und wie er uns segnet.

Und da Gott mehr als nur ein vages Interesse daran hat, dass wir ans Ziel kommen, dass unser Leben gelingt, wird er alles ihm Mögliche in Gang setzen. Paulus sagt: „Er wird euch auch vollenden."

Deshalb fasst er am Ende seines Briefes seinen Herzenswunsch für seine Gemeinde in einem Segenswort zusammen. Dem schließe ich mich einfach nur an. Gott selbst, der uns seinen Frieden schenkt, vollende euch.

Neuausrichtung

Predigt zu 2. Thessalonicher 3, 1-5 am 20. Juli 2014

Manchmal läuft's wie am Schnürchen. Manchmal geht gar nichts. Und dann wieder geht's so. Es könnte aber besser sein. Woran den-

ken Sie gerade, wenn ich das so sage? An die Arbeit? An die Beziehung? An die Gesundheit? An den Glauben?

Manchmal, wenn einer Mannschaft im Fußball oder im Basketball alles gelingt, dann sagt man: Die haben einen Lauf. Dann klappt einfach alles. Erinnern wir uns an die Spiele der deutschen Mannschaft bei der WM. In der ersten Halbzeit gegen Portugal oder im Halbfinale gegen Brasilien, da klappte einfach alles, was man mit Blick auf das Spiel gegen Algerien nun nicht gerade sagen kann.

Bei der Kirche ist das ähnlich. Es gab Zeiten, da dümpelte sie nicht so dahin wie dieser Tage. Da hatte die Kirche einen Lauf. Und in manchen Gegenden dieser Welt ist es auch heute so.

In der griechischen Stadt Thessaloniki muss das damals auch so gewesen sein. In einem Brief wenden sich die Apostel Paulus und Silvanus und Timotheus an die Gemeinde in Thessaloniki mit der Bitte um Hilfe.

Offensichtlich hatten es Paulus und Silvanus und Timotheus schwer mit der Verkündigung, wo sie sich gerade aufhielten. Denn offensichtlich hatte das Wort dort keinen Lauf, wie sie ihn aus Thessaloniki kannten.

Aus Braunschweig kennen wir das leider auch nicht. Wir könnten uns da glatt anschließen und die weltweite Christenheit darum bitten, dafür zu beten, dass das Wort auch hier bei uns mal wieder einen Lauf hat, also ankommt.

Stattdessen schlagen wir uns in den verschiedensten Zusammenhängen immer wieder mit Leuten rum, die gegen Gott, gegen den Glauben und gegen die Kirche reden. Sie erschweren uns das Leben und das Verkündigen der guten Botschaft.

Da ist man dann geneigt, sich auch dem zweiten Teil der Bitte der Apostel anzuschließen und die Brüder und Schwestern weltweit zu bitten, dass sie dafür beten mögen, dass wir von diesen falschen und bösen Menschen erlöst werden.

Das klingt zugegebenermaßen ziemlich düster, zumal dann, wenn man bedenkt, dass ja beileibe nicht alle böse sind, die mit dem Glauben und mit alledem nichts anfangen können. Deshalb heißt es von diesen Leuten schon im Text: „Denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding."

Ich finde diese Formulierung gut, weil sie nichts Abwertendes hat.

Sie stellt einfach nur fest, dass es Leute gibt, die mit dem Glauben nichts anzufangen wissen - aus welchem Grund auch immer. Das mag ja durchaus unterschiedliche Gründe haben.

Manche sind vielleicht ganz ohne Glauben und kirchlichen Kontext aufgewachsen. Andere sind vielleicht mit einer Art von Glauben konfrontiert worden, die ihnen einfach nicht zusagte. Und wiederandere haben einfach keinen Zugang gefunden, obwohl Ihnen das mit dem Glauben eigentlich gut nahe gebracht wurde.

Nun ist die Formulierung „Der Glaube ist nicht jedermanns Ding" für manche Gläubige geradezu ein Ärgernis: Für sie ist es einfach nicht hinzunehmen, dass Leute nicht glauben, also aus deren Sicht Ungläubige sind, womöglich sogar bleiben wollen.

Und dann setzen nicht immer glückliche Missionierungsversuche ein. Oft hat das nicht den gewünschten Erfolg. Ganz im Gegenteil: Womöglich denken dann die, die man überzeugen wollte, erst recht, dass das mit dem Glauben nichts für sie ist.

Vermutlich sind so Leute gar nicht grundsätzlich gegen alles. Sie sind nur gegen diese eine ganz spezielle Form des Glaubens. Oder anders gesagt: Bis dato wurde ihnen das mit dem Glauben noch nicht so erklärt, dass es ihnen eingeleuchtet hätte.

Vielleicht wird deutlicher, worum es hier geht, wenn wir mal ein anderes Beispiel nehmen, z.B. Suschi. Suschi ist nicht jedermanns Ding. Meins auch nicht. Ich habe es noch nicht einmal probiert.

Bin ich deswegen ein schlechter Mensch? Nein. Natürlich nicht. Und sind Suschi-Esser bessere Menschen? Nein, natürlich auch nicht. Ist das mit dem Glauben unter Umständen ähnlich?

Von dem bekannten Soziologen Max Weber wird überliefert, er habe einmal gesagt, er sei „religiös unmusikalisch." Eine ungewöhnliche Kombination.

Und doch trifft sie, worum es hier geht. Wenn jemand unmusikalisch ist, macht man ihm daraus doch keinen Vorwurf. Natürlich kommt es schon mal vor, dass man sagt: Ach der Arme. Er ist so unmusikalisch. Was dem entgeht.

Die Kombination von unmusikalisch und religiös legt nahe, mit der gleichen Einstellung an die Frage der Religiosität wie an die Frage der Musikalität zu gehen.

Also: Was? Sie können mit Religion nichts anfangen? Sie sind reli-

giös unmusikalisch, also unreligiös? Schade. Aber nun ja, ist eben so. Da kann man wohl nichts machen.

Zurück zu uns: Wir könnten also zunächst einmal ganz locker darauf reagieren, wenn jemand nichts mit alledem anzufangen weiß, was uns hoch und heilig ist. Und bevor wir so einen Menschen verurteilen und womöglich als Bösen abstempeln, sollten wir im Gespräch doch erst einmal nachfragen, wie es dazu kam bzw. woran das liegt, dass er religiös unmusikalisch ist. Es wird wie gesagt schon Gründe haben. Hören wir also zunächst einmal, was so ein Mensch von sich erzählt, der nichts mit dem Glauben anzufangen weiß.

Und dann? Wenn es gut läuft, gibt es vielleicht die Möglichkeit, ein wenig von dem zu sprechen, was einem selbst wichtig ist am Glauben, an Gott, an der Kirche und an alledem. Und wenn das in guter Weise geschieht, kann etwas von dem wachsen, was wir zu Recht Glauben nennen.

Ich meine jetzt zunächst einmal nicht den Glauben im Sinne von kirchlichen und dogmatischen Glaubensinhalten, sondern im Sinne von Vertrauen.

Wenn also das Ergebnis solcher Gespräche das ist, dass einer dem anderen glaubt und dass sich einer dem anderen Stück um Stück mehr anvertraut, dann entsteht da das, was die Bibel Glaube nennt: nämlich Vertrauen. Wenn man jemandem glaubt, vertraut man ihm.

So betrachtet könnte auch der einen Zugang zum Glauben bekommen, der immer von sich dachte und sagte: „Der Glaube ist nicht jedermanns Ding."

Solche Gespräche, die uns Gott, der Herr, schenken möge, stärken uns. Sie bestärken uns, in unserer Art zu glauben. Und jemand, der bestärkt wird, der anfängt, sich selbst zu trauen, der gewinnt Selbstvertrauen.

Und Selbstvertrauen bewahrt einen davor, anders glaubende Menschen als böse zu verurteilen. Die, die anders glauben, sind doch deshalb nicht schon böse.

Wir merken, wie auf der Basis eines vertrauensvollen Miteinanders alles wachsen kann, was den Glauben im Sinne von Vertrauen ausmacht. Ich denke an das Selbstvertrauen wie an das Vertrauen zueinander.

Von dort ist es nur ein kleiner Schritt zu entdecken, wie das

Selbstvertrauen und das Vertrauen zueinander mit dem, was wir Gottvertrauen nennen, zusammen hängen.

Es mag der Glaube nicht jedermann Dings sein. Aber Vertrauen, das wir uns für uns selbst und alle, mit denen wir es zu tun haben, wünschen, das ist schon „jedermanns Ding".

Und nun lassen Sie abschließend den letzten Vers des heutigen Textes anschauen: „Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe Gottes und auf die Geduld Christi."

Als erstes bitte ich Sie, so komisch das aus dem Munde eines Pfarrers klingen mag, zwei Worte zunächst einmal in Klammern zu setzen und mit mir darüber nachzudenken, was es bedeuten würde, wenn da nur folgendes stünde: „Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe und auf die Geduld."

Sie ahnen vielleicht, dass das denen entgegen käme, die mit der Liebe und mit der Geduld keine Probleme haben, aber nichts anzufangen wissen mit der Liebe Gottes und der Geduld Christi.

Vermutlich müsste man für solche Leute auch noch den Anfang in Klammern setzen und ihnen dann wünschen, nicht nur sich selbst und anderen zu vertrauen, sondern sich selbst immer wieder neu auf die Liebe und das Geduld-Haben zu konzentrieren.

Wenn Sie mit solchen Leuten ab und zu im Gespräch sein sollten, dann werden Sie bestätigen können, dass doch niemand was gegen Selbstvertrauen und Vertrauen an sich, auch nicht gegen Liebe und Geduld hat.

Und wenn das alles vermutlich nicht strittig ist, bliebe doch nur aufzuzeigen, wie das alles für einen selbst mit Gott und Christus zusammenhängt.

Und dann könnte man doch ins Schwärmen geraten darüber, dass es für uns eben Gott ist, der uns hilft, zu vertrauen, zu lieben und Geduld zu haben.

Nun kommen hier ja Leute zu Wort, deren Ding der Glaube ist. Und sie wenden sich an Leute, deren Ding der Glaube ist. Und deshalb wird hier im Text der Wunsch geäußert, Gott möge unser Denken und Wollen sowie unser Tun und Lassen lenken und ausrichten, bündeln und konzentrieren. Worauf? Zunächst einmal auf das, was doch wohl für alle Menschen wichtig ist. Ganz praktisch. Ganz menschlich. Ganz irdisch.

Und vielleicht passiert dann das Wunder, dass Menschen genau da Gott erkennen, wo vertraut, wo geliebt und wo gehofft wird.

Die Briefschreiber bitten Gott, dass er uns und allen seinen Menschenkindern im Bilde gesprochen ganz behutsam unseren Kopf bzw. unseren Blick dreht bzw. ausrichtet, bis wir nicht nur die Liebe und Geduld, sondern in der Liebe und Geduld ihn selbst sehen.

Tag der Arbeit

Predigt zu 2. Thessalonicher 3, 6-16 am 1. Mai 2011

Versetzen wir uns 2000 Jahre zurück. Was war da los? Die junge Christenheit rang um den rechten Weg, den neuen Glauben. Es gab ja noch keine ausgefeilte christliche Lehre, keine Kirche im heutigen Sinn. In jenen Auseinandersetzungen hatte der Apostel Paulus ein gewichtiges Wörtchen mitzureden. Sein Brief an die Gemeinde in Thessaloniki ist da ein interessantes Dokument aus jener Zeit. Der Abschnitt, um den es heute geht, befasst sich – passend zum heutigen Tag – mit der Frage der Arbeit.

Seine Äußerungen beziehen sich auf Gemeindeglieder, die ganz offensichtlich nicht so lebten, wie es – nach der Meinung des Paulus – sein sollte. Paulus nannte das, was sie machten und lebten, „unordentlich“ und nicht der Lehre entsprechend. Wie haben wir uns das vorzustellen?

Es entsprach wohl der üblichen Ordnung, dass alle was zu arbeiten hatten, dass alle zur Arbeit gingen, dass man anderen nicht auf der Tasche lag und dass jeder selbst für seinen Lebensunterhalt sorgte.

Nun scheint es etwas gegeben zu haben, was einige davon abhielt, ihrer normalen, ordentlichen Arbeit weiter nachzugehen. Und sie waren nicht etwa faul oder zu bequem. Nein.

Sie gingen davon aus, dass der Herr Jesus ja bald wiederkommen würde, wie er versprochen hatte. Und warum sollte man dann noch einer geregelten Arbeit nachgehen, wenn doch mit ihm in Kürze das Ende der Welt käme?

Wenn das so ist, gab es Wichtigeres als zu arbeiten. Diese Christen bereiteten sich so gut sie konnten auf die Ankunft des Herrn vor. Sie verhielten sich so, wie wir es heute nur noch von Sekten kennen. So befremdlich uns das 2000 Jahre später erscheinen mag: Für viele war es damals die Konsequenz aus dem, was Christus angekündigt hatte.

So kümmerten sie sich ganz einfach nicht mehr um die alltäglichen Dinge des Lebens wie die Arbeit und das Verdienen eines Lebensunterhaltes. Sie waren der Meinung, sie würden schon so das Lebensnotwendige zusammen bekommen. Es würde doch wohl hier und da mal eine Scheibe Brot für sie über sein. Und es war ja nur eine kurze Zeit zu überbrücken.

Nun. Wir kennen alle den Satz: „Und wenn morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen“. Ganz im Sinne dieses Satzes versucht Paulus diese Mitchristen dazu zu bewegen, trotzdem einer geregelten Arbeit nachzugehen, wie er das ja auch getan hatte.

Er erinnert sie daran, dass er sich ja auch nicht von ihnen aushalten ließ, als er in Thessaloniki war. Er hatte von niemandem Brot umsonst angenommen, was wohl nach damaligen Gepflogenheiten durchaus möglich gewesen wäre. Durchreisende Prediger hatten Kost und Logis frei. Aber davon hatte Paulus keinen Gebrauch gemacht. Er hatte selbst für seinen Lebensunterhalt gesorgt und damit ein entsprechendes Beispiel gegeben. Er schreibt ja auch, dass er niemandem zur Last fallen wollte.

Das ist bis heute bei vielen ganz ähnlich. Sie möchten niemandem zur Last fallen. Und im Prinzip ist das ja auch gut. Das wird allerdings dann schwierig, wenn z.B. hilfsbedürftige Menschen es nicht mehr wagen, sich mit der Bitte um Hilfe an andere zu wenden – und das eben in dem Bemühen, nur ja niemanden zur Last zu fallen.

Wenn Paulus hier sagt: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen“, dann meinte er damit natürlich nicht Menschen, die nicht oder nicht mehr arbeiten können. Dem Gebot der Nächstenliebe folgend ist solchen Menschen natürlich zu helfen. Paulus hatte hier Leute im Blick, die arbeiten könnten und für die es Arbeit gäbe, die sich aber ihren Lebensunterhalt nicht erarbeiten wollten.

Insofern ist das, was er hier sagte, auch ein Beitrag zu all den Reden, die heute am Tag der Arbeit gehalten werden. Paulus wäre sicher auf der Seite der Arbeitnehmer zu finden. Er hätte sich für das Recht auf Arbeit sowie gegen die Arbeitslosigkeit und für mehr soziale Gerechtigkeit eingesetzt.

Aber vielleicht würden die, die nicht arbeiten wollen, gar nicht gern hören, dass gerade er sagte: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Denn das war und ist eine Ansage mit weit reichenden Folgen, die einerseits Zustimmung und andererseits Ablehnung auslö-

sen dürfte. Viele hören nur allzu gern vom Recht auf Arbeit. Und daran sollte auch nicht gerüttelt werden. Aber wie ist es mit der Pflicht zur Arbeit, von der Paulus sprach. Es gibt ja immer beides, Rechte und Pflichten, eins nicht ohne das andere. Und wer für die Rechte eintritt, sollte die Pflichten nicht verschweigen.

Sicher muss man gegenüber Menschen, die nicht arbeiten wollen, die sich für die Arbeit, die ihnen angeboten wird, zu schade sind, die Verpflichtung zur Arbeit geltend machen.

Natürlich. Da muss man aufpassen, dass man nicht übers Ziel hinausschießt, Arbeitslose und Arbeitssuchende zu Unrecht als Faulenzer Schmarotzer denunziert.

Und natürlich ist dieser Satz oft auch ein böser Satz und eine Drohung an die Adresse derer gewesen, die nicht arbeiten, weil sie keine Arbeit in ihrem Beruf fanden und von daher gar nicht anders konnten, als mit der Stütze mehr schlecht als recht zurecht zu kommen.

Und das mit der Arbeit ist gar nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick aussieht. Und was ist hier eigentlich mit Arbeit gemeint? Etwa nur die Erwerbsarbeit? Sicher nicht.

Wie ist das mit den Frauen, denen vorgeworfen wird, sie seien ja nur Hausfrau und Mutter? Ist das etwa nichts? Oder wie ist das mit all der Arbeit, die ehrenamtlich geleistet wird? Wir sähen doch gesellschaftlich ziemlich alt aus, wenn wir diese Form der Arbeit nicht hätten.

Und wie ist das mit denen, die kreativ und künstlerisch tätig sind, davon aber nicht leben können, also nur eine brotlose Kunst betreiben? Und wie ist das mit denen, die versuchen, eine wirklich gute Idee zu verwirklichen, wofür aber niemand bereit ist, ihnen etwas zu zahlen?

Wir merken. All diese und noch ganz viele andere meinte Paulus hier nicht, als er sagte: „Wir hören, dass einige unter euch unordentlich leben und nichts arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben."

Im Detail ist es nämlich gar nicht so leicht, Unnützes von Nützlichem, Notwendiges von Überflüssigem zu unterscheiden. Und muss das nicht letztlich jeder selbst entscheiden?

Was über solchen Gedanken auf keinen Fall passieren sollte, ist dies, dass man sich selbst davon abbringen lässt, Gutes zu tun. Und genau dazu fordert Paulus die Gemeindeglieder auf, Gutes zu tun.

Damit benennt er ein Kriterium für die Arbeit, das so nicht in allen Bereichen eine Rolle spielen dürfte, wo über Arbeit gesprochen wird. Dient meine Arbeit dem Guten? Bin ich bestrebt, Gutes zu tun?

Wären das nicht mal Fragen, mit denen man den Arbeitsmarkt analysieren sollte? „Gutes zu tun" ist ein anderes Kriterium als „Rendite erhöhen". Das muss sich nicht widersprechen – tut es aber leider zu oft.

Vielleicht wird manches vom Gesagten noch ein wenig klarer, wenn wir uns fragen, für wen oder was wir eigentlich arbeiten, wenn wir denn arbeiten.

Beginnen wir mit dem bekannten Spruch „Arbeiten wir, um zu leben? Oder leben wir, um zu arbeiten?" Der Lebenskünstler würde antworten: „Ich arbeite, um zu leben." Und der Workaholic würde antworten: „Ich lebe, um zu arbeiten."

Ja, für wen oder was arbeite ich? Bin ich Egoist und arbeite nur für mich? Oder bin ich so selbstlos, dass ich nur für andere arbeite? Oder denke ich bei all meinem Tun nur an Gott und tue, was ich tue, für Gott, um Gotteslohn?

Es wäre gut, wenn alles bei uns zu seinem Recht käme, wir also für Gott, für die anderen und für uns selbst arbeiten würden – ganz im Sinne des Liebesgebotes: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst."

Wie Paulus möchte auch ich meine Gedanken zum Thema „Arbeit" mit einem Wunsch beschließen. Paulus schrieb den Thessalonichern: „Er aber, der Herr des Friedens, gebe euch Frieden allezeit und auf alle Weise."

Bezogen auf unsere Arbeit möge Gott uns schenken, dass wir mit unserem Tagewerk zufrieden sind. Und wenn wir es nicht sind, noch nicht sind, dann möge er uns Frieden schenken.

Und wenn wir mit seinem Frieden beschenkt zufrieden sind mit uns und dem, was wir den Tag über tun konnten, dann ist es recht und billig, dass wir nach getaner Arbeit mit Blick auf unsere Arbeit zufrieden feststellen können: „Das habe ich gut gemacht, so gut ich konnte. Gott sei Dank, der mir das ermöglicht hat." In diesem Sinne: Friede sei mit euch.

Barmherzigkeit

Predigt zu 1. Timotheus 1, 12-17 am 20. Juni 2010

Ich finde erstaunlich, wie offen der Apostel hier redet. Wer von uns würde denn von sich sagen, er sei ein ganz Schlimmer gewesen, gar der Schlimmste gewesen?

Sicher, wer von uns hätte nicht schon einmal ... dies und das ... aber alles nur Kleinigkeiten, Kavaliersdelikte. Im Großen und Ganzen denken wir doch mit Blick auf uns selbst, dass alles in bester Ordnung bei uns ist - oder etwa nicht?

Gut, es gibt auch schon mal einen echt dicken Brocken. Und dann drückt uns unser schlechtes Gewissen. Aber empfinden wir das nicht eher als Ausrutscher? Wir leben doch unausgesprochenen mit der Forderung an uns selbst: „Du darfst keine Fehler machen. Du musst perfekt sein. Du musst untadelig leben. Du darfst Dir keine Blöße geben. Nur keine Schwäche zeigen."

Und so strengen wir uns an, gut und vielleicht sogar der oder die Beste zu sein. Wir tun alles, um erfolgreich und anerkannt zu sein. Denn wir wissen: Wer Schwäche oder Angst zeigt, ist weg vom Fenster. Deshalb versuchen die Meisten, zu vertuschen oder schönzureden, wenn ihnen mal etwas nicht so gelungen ist.

Mit dem Apostel Paulus meldet sich nun einer zu Wort, der bis dahin ein von außen betrachtet vorbildliches Leben geführt hatte. Wir hätten uns bei ihm getrost eine Scheibe abschneiden können. Und dennoch bekennt er, dass er trotz aller Bemühungen an der – wie sich für ihn nachträglich herausgestellt hatte – entscheidenden Stelle die Weichen seines Lebens falsch gestellt hatte.

Die Tiefe und Größe seines Geständnisses und Bekenntnisses und der so persönlichen Äußerungen liegt darin, dass er das „früher" und das „heute", seine eigene dunkle Vergangenheit und seine erhellte Gegenwart zusammenhält.

Das tragische daran war, dass ihm dies früher nicht bewusst war. Er sagte von sich: Denn ich wusste nicht, was ich tat, weil ich ihn nicht kannte. Und er meinte Jesus.

Natürlich kannte er Jesus schon lange. Das heißt: Er dachte, er würde ihn kennen. Und doch kannte er ihn nicht, jedenfalls nicht wirklich. Das wurde ihm erst rückblickend bewusst, nachdem er Jesus bzw. nachdem Jesus ihm begegnet war, nachdem es zu der alles verändernden Begegnung gekommen war.

Er wollte allen 150 % richtig machen. Und doch musste er rückblickend feststellen, dass er in seinem Eifer weit übers Ziel hinausgeschossen war - in die falsche Richtung.

Bevor er sich dessen richtig bewusst werden konnte, wie sehr er daneben gelegen hat, wie sehr er im Grunde versagt hatte, wurde ihm aber auch schon klar, dass er dafür nicht belangt wurde. Zu der Erkenntnis seiner Schuld kam er im Licht der Vergebung.

In seinen Worten klingt noch die überschwängliche Freude darüber nach, dass Christus ihn eben nicht verworfen hat, sondern dass er ihm Kraft gegeben hat, dass er ihm gegenüber barmherzig, geduldig und gnädig war, dass er ihm den Glauben und die Liebe neu entdecken ließ, dass er ihn eben gerettet hat.

Da leuchtet das auf, wonach sich alle Menschen sehnen. Wirklich alle: dass einer mir gnädig und gut ist in gnadenlosen Zeiten und Verhältnissen und in eigener Gnadenlosigkeit. Da fließt ein Wärmestrom, den wir ersehnen für uns und unsere Gesellschaft, in der immer mehr Menschen darüber klagen, dass es kälter wird in Deutschland.

Die Menschen suchen etwas, was sie stark und lebendig macht, das sie nicht gespalten leben lässt, sondern sie ganz erfüllt. Was ihnen ermöglicht, ehrlich zu sein, nicht verlogen, wahrhaftig zu leben und sich nicht dauernd verbiegen zu müssen. Mit ihrer Angst leben zu können. Welche Sehnsucht leuchtet da auf!

Wie viel Wahrhaftigkeit, Bejahung, Lebensenergie liegt darin, sagen zu können: Ich bin erwünscht, wie ich bin, obwohl ich so bin, wie ich bin. Ich darf mich annehmen, ich muss meine Unfähigkeit, mich selbst anzunehmen, nicht verstecken. Ich darf mich auf ein großes Ja verlassen, das mir Mut gibt, schwach zu sein und offen über meine Angst zu reden. Ich darf mich zu meiner Unsicherheit bekennen und muss keine Maske aufsetzen.

Für den Apostel bestand gar kein Zweifel darüber, dass Christus jeden retten kann. Er ging so weit anzunehmen, Gott habe ihn geradezu auserwählt, um zu zeigen: Wenn ich den retten kann, der von sich sagt, er sei der Schlimmste von allen gewesen, werde ich doch wohl auch die anderen retten können.

Kein Wunder, dass der Apostel gar nicht aufhören kann, Gott von Herzen dankbar zu sein und alle Welt einzuladen, auch für sich zu glauben, dass Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um solche wie ihn zu retten. Er jedenfalls wird nicht müde in immer neuen Worten zu sagen: „Ich danke unserem Herrn Jesus Christus, der mich stark gemacht hat."

Wie positiv und freudig er da von Gott spricht, ist einfach einladend. Wer wollte da nicht ähnliche Erfahrungen wie der Apostel machen und wie ein kleines Kind rufen: „Ich auch. Ich auch."

Natürlich – uns beschleicht immer wieder einmal die Frage, ob wir alles richtig machen, alles richtig gemacht haben, ob die Weichen unseres

Lebens eigentlich richtig gestellt sind.

Wir geben uns Mühe. Wir strengen uns an. Aber womöglich geht es uns eines Tages wie dem Apostel, dass wir an einen Punkt kommen, wo uns deutlich wird, wo und wie wir versagt haben.

Ob wir nun so eine einschneidende Veränderung wie Paulus erleben oder ob wir seit unser Taufe langsam in unser Christsein hineingewachsen sind - uns allen steht in jedem Augenblick unseres Lebens die Möglichkeit offen, uns ganz und gar auf ihn zu verlassen und Erfahrungen zu machen, die uns sagen lassen: „Ich danke unserem Herrn Jesus Christus, der mich stark gemacht hat."

Vielleicht setzen Sie den Satz einmal für sich fort. Wie würde der bei Ihnen weitergehen? Ich danke unserem Herrn Jesus Christus, der mich stark gemacht hat, dass ich mich selbst so annehme, wie ich bin.

Jeder Mensch darf wissen: Ich bin erwünscht, wie ich bin, obwohl ich so bin, wie ich bin. Ich darf mich annehmen. Ich darf mich auf Gottes großes Ja verlassen, das mir Mut gibt, schwach zu sein und offen über meine Schwäche zu reden. Ich habe mein eigenes Gesicht, das ich zeigen darf, und brauche keine Maske aufzusetzen.

Ich schließe mit dem letzten Vers unseres heutigen Textes: „Gott, der ewige König, der unsterblich, unsichtbare und einzige Gott, sei dafür in alle Ewigkeit geehrt und gepriesen."

Alle Menschen ins Gebet nehmen

Predigt zu 1. Timotheus 2, 1ff i.A. am 14. Mai 2023

Dieser Sonntag trägt den Namen Rogate. Rogate heißt „Betet!" Und das tun immer noch mehr Menschen als man meint. Sie beten nicht nur in den Gottesdiensten, sondern auch morgens nach dem Aufstehen, mittags vor dem Essen oder abends vor dem Schlafengehen. Manch einer, der nur ganz selten betet, schickt trotz aller Zweifel in der Not doch ein Stoßgebet gen Himmel. Schaden kann es schließlich nicht.

Aber die Menschen, für die Beten selbstverständlich ist und zur Normalität gehört, werden weniger. Immer mehr Menschen haben Probleme damit, sich Gott als einen vorzustellen, der uns Menschen zuhört.

Es macht ja wirklich auch nur dann Sinn, mit Gott zu reden, wenn man sich Gott als Hörenden vorstellt. Aber was ist, wenn er nicht hören kann? Dann würde es doch keinen Sinn machen, mit ihm zu reden.

Manche gehen noch einen Schritt weiter, wenn sie sich sagen: „Warum soll ich beten? Er gibt keinen Gott." Für solche Menschen erübrigt sich das Gebet, weil es den so nicht gibt, an den sich das Gebet richten könnte.

Hat sich das Thema „Beten" damit für Menschen, die ein anderes Gottesbild haben, erledigt? Keineswegs. Viele sehen in Gott weniger ein persönliches Gegenüber, das hören könnte, als eine alles durchwaltende Macht, die einfach da ist. Gott ist für sie der alles tragende Grund, die alles verbindende Energie, die göttliche Kraft in allem. Wer Gott so als Macht versteht, kann zwar nicht mit ihr reden, sie aber spüren und sich ihr öffnen. Gebet ist dann so etwas wie Sein in der Gegenwart dieser göttlichen Macht und Kraft.

Es muss die eine Art zu beten die andere übrigens nicht ausschließen. Viele praktizieren durchaus beides. Vielleicht hatte Paulus das ja auch schon im Sinn, als er aufforderte, ohne Unterbrechung zu beten. Damit kann er schließlich nicht gemeint haben, Gott unentwegt zuzutexten. Hören wir nun, was der Apostel Paulus seinem Mitarbeiter Timotheus zum Thema Gebet schrieb:

Paulus legt Timotheus vor allem eins ans Herz: für alle zu beten. Das Gebet für alle sollte seiner Meinung nach an erster Stelle stehen.

Und? Stand es das damals? Und steht es heute an erster Stelle? Vermutlich nur bei den Allerwenigsten. Das Gebet ist für viele das Letzte, was ihnen in den Sinn kommt. Und deshalb sagen die Leute, wenn alles nicht geholfen hat: „Jetzt hilft nur noch Beten." Gerade weil aber Beten hilft, sollte es nicht als Letztes kommen, sondern als Erstes, vor allem anderen.

Für alle beten. Nicht so leicht. Für die zu beten, die uns nahe stehen und die wir mögen, fällt uns nicht schwer. Aber was ist mit denen, die wir nicht mögen? Genau da mutet Paulus uns was zu, wenn er sagt, dass wir für alle beten sollen.

Niemand darf ausgeschlossen werden, schon gar nicht die, die wir nicht mögen. Recht betrachtet ist es wunderbar, dass wir Gott helfen dürfen bei seinem Bemühen, allen zu helfen, auch denen, von denen man schnell denkt: Denen ist doch nicht mehr zu helfen.

Keiner wird aufgegeben. Auch die nicht, die sich selbst abgeschrieben haben oder die von anderen abgeschrieben wurden. Auch die nicht, die keine Hilfe mehr erwarten. Nein: Es soll wirklich allen geholfen werden. Uns natürlich auch.

Wie das aussehen könnte, lässt sich gut am Bemühen von Eltern um

ihre Kinder verdeutlichen. Eltern versuchen doch alles, um ihre Kinder zu fördern und ihnen zu helfen. Dafür sind Eltern immer wieder bereit, ihren Kindern ihre Fehler zu verzeihen und ihnen einen Neuanfang zu ermöglichen. Eltern fragen nach und nehmen Anteil.

So wohlwollend und fürsorglich, müssten wir füreinander und für andere auch da sein. Das wäre im Sinne des Paulus, dass man für andere mitdenkt, dass man sich mit ihnen freut und dankbar ist, dass man mit ihnen traurig ist und weint. Wären wir alle in dieser Weise füreinander da, würden wir alle so fürsorglich und wohlwollend aneinander denken, würde sich vieles zum Guten wenden.

Es gibt doch die Redewendung „Jemanden ins Gebet nehmen“. Das ist recht verstanden eine schöne Redewendung, die genau das beschreibt, worum es hier geht.

Jemanden ins Gebet nehmen, heißt nämlich nicht, ihm die Leviten zu lesen oder mit ihr zu schimpfen. Nein. Jemanden ins Gebet nehmen heißt: mich mit diesem Menschen zusammen vor Gott zu wissen, für ihn einzutreten, für ihn ein gutes Wort einzulegen, an seiner Seite zu bleiben.

Andere ins Gebet zu nehmen, könnte heißen, dass wir darüber nachdenken, wie es ihnen geht und was sie brauchen. Es könnte heißen, dass wir uns fragen, was Gottes Wille für diesen Menschen sein könnte. Es könnte heißen, dass wir uns überlegen, was geschehen müsste und was wir für diesen Menschen tun könnten. So ein Beten könnte damit enden, dass wir Gott bitten, dass er uns hilft: dem anderen, dass ihm gelingt, was er sich vorgenommen hat, und uns, dass wir ihm helfen können.

Das verbindet. Das hat Auswirkungen auf alle Beteiligten. Wer so für andere bittet und dankt, wer so für andere vor Gott eintritt, dessen Beziehung zu diesem Menschen wird sich nachhaltig verändern. Ich kann doch unmöglich vor Gott für einen Menschen eintreten und ihn anschließend mit Füßen treten.

Erinnern Sie sich doch mal daran, wie wohltuend es ist, wenn einem gesagt wird: „Wir haben an dich gedacht. Wir haben uns so sehr für dich gefreut.“ Es hilft, wenn man weiß: Da denkt einer an mich und wünscht mir Gutes. Das gibt Kraft.

Aber auch dann, wenn man es nicht selbst gesagt bekommt, sondern anderen sagt, bleibt es nicht ohne Wirkung. Wer an andere denkt, wer für andere bittet und dankt, wer für andere eintritt, dessen Beziehung zu diesen Menschen wird sich verändern.

So betrachtet bewirkt das Gebet eine doppelte Veränderung. Denn der Betende wird verändert. Und seine Beziehung zu dem Menschen wird verändert, für den er betet. Wer über einen längeren Zeitraum so für andere betet, dessen Beziehungen verändern sich zum Guten.

Die Grundhaltung, für andere zu danken, zu bitten und sich mit ihnen zu freuen und zu klagen, wird automatisch zum Gebet in dem Moment, wo wir immer und überall mit der Gegenwart Gottes rechnen. Wenn er doch bei uns ist, in unserer Nähe, dann ist all unser Denken, Bitten, Danken und Klagen nicht nur ein Selbstgespräch, sondern Gebet. Was ist ein Gebet anderes, als in Gottes Beisein laut Gesprochenes oder leise Gedachtes?

So sind wir miteinander auf einem guten Weg. Und das ist gut so. Denn Gott will laut Paulus, dass alle Menschen gerettet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Dieser Satz ist für mich schon lange einer der schönsten und tröstlichsten Sätze der Bibel. Er hilft mir, nie zu vergessen, dass Gott niemanden vom Heil ausgeschlossen hat. Alle sollen gerettet werden. Du und Du. Sie und ich natürlich auch. Eben wir alle.

Niemand ist abgeschrieben. Auch die nicht, die sich selbst abgeschrieben haben oder die von anderen abgeschrieben wurden. Auch die nicht, die keine Hilfe mehr erwarten, die es aufgegeben haben, nach der Wahrheit zu suchen.

Und selbst die sollen gerettet werden, die meinen, sie bräuchten keine Hilfe. Wir alle sollen gerettet werden. Das hört sich an wie ein Traum, wie eine Vision von dem, was sein könnte. Und das ist es wohl auch.

Nun scheint dieser schöne Gedanke, dass allen Menschen geholfen werde wieder ein wenig zurückgenommen und eingeschränkt zu werden durch die Fortsetzung, wo es heißt, dass sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen sollen. Manche befürchten, hier würde man wohl verpflichtet, bestimmte Sätze und Wahrheiten zu übernehmen.

Ich verstehe das anders - mehr im Sinn dessen, was da im Folgenden steht, wo es heißt: Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. Jesus vermittelt uns, was wahr und wichtig ist, was weiterhilft, was uns in unseren Möglichkeiten fördert, was uns bestärkt in unserem „An-Andere-Denken“ und „Für-Alle-Beten“.

Der Zusatz „damit wir in Ruhe und Frieden leben können“ wurde oft missverstanden. Man meinte, hier würde es darum gehen, nur deshalb

auch für die Machthaber und die da oben zu beten, damit wir Christen in Ruhe und Frieden leben könnten. Das ist hier nicht gemeint.

Es geht hier ja gerade nicht um ein Beten, das nur der eigenen Seligkeit dient, sondern um eins, das vor Gott für alle Menschen eintritt. Wenn diese Bitte in Erfüllung ginge, dann würden doch nicht nur einige wenige, sondern eben alle in Ruhe und Frieden leben können. So einen Zustand können wir uns doch nur wünschen.

Insofern ist das Gebet für alle auch ein politisches Gebet, das den Lauf der Dinge beeinflusst. Wie es mit der Welt weitergeht, ist längst nicht ausgemacht. Es hängt unter anderem von unseren Gebeten ab. Beten ist eine unserer Möglichkeiten, uns einzumischen. Das Schicksal dieser Welt hängt von unseren Gebeten ab.

Rettende Gedanken haben ihre verborgenen Wurzeln eben auch in solchen Gebeten, die nichts anderes wollen, als dass sein Wille geschehe.

Ein Stück weit verwirklicht sich sein Wille durch die Betenden. Indem sie sich und die anderen vor Gott bringen, sich selbst und die anderen auf ihn und seinen Willen einstimmen, verändert sich die Welt, jedenfalls der Teil der Welt, der sie selbst sind.

Das ist doch unglaublich, was uns da zugetraut wird und welch ungeheure Verantwortung uns damit zukommt. Wir sollten diese Möglichkeit, die Welt betend zu verändern, nicht unterschätzen.

Verspüren Sie nicht Lust, Ihre Enttäuschungen mit dem Beten an die Seite zu legen und im Hören und Antworten, im Schweigen und Tun, im Zweifeln und Glauben, im Fragen und Staunen vor allen Dingen darum zu beten, dass alle Welt zur Erkenntnis dessen kommt, was dem Leben dient.

Es ist gut, dass uns dieser Sonntag mit seinem Namen „Rogate! Betet!“ daran erinnert, was wichtig ist. Alles möge zum Gebet werden und uns in Berührung mit Gott bringen.

Alle gute Gabe

Predigt zu 1. Timotheus 4, 4-5 am 7. Oktober 2012

„Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut. Nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird. Denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.“

In der Schöpfungsgeschichte heißt es immer wieder: „Und siehe, es war sehr gut.“ Alles war sehr gut. Schön anzusehen, genüsslich zu essen, gut zu gebrauchen - alles bestens eben.

Das ist für die unter unseren Zeitgenossen eine erstaunliche Aussage, die das Christentum und die Kirche eher in der Rolle derer sehen, die immer „Du sollst und darfst nicht“ sagen, die immer „Nein!“ sagen und alles Mögliche verbieten, die einem aber auch alles mies machen können und die Freude am Leben verderben mit ihren ständigen moralischen Vorhaltungen und Genörgel.

Hier steht es anders. Und weil es so schön, so befreiend ist, möchte man es immer wiederholen, sich und anderen sagen, solange, bis es alle gehört und verstanden haben: Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut.

Es steckt in dieser wunderbaren Aussage allerdings eine kleine Einschränkung. Es heißt eben nicht: „Alles ist gut.“ Und es heißt auch nicht: „Alles wird gut.“ So schön, wie es wäre, wenn alles gut wäre oder gut würde.

Es geht hier nicht um alles im umfassenden Sinn. Es geht hier nur um alles, also um all das, was Gott geschaffen hat, um alles Gute. Natürlich: Es ist nicht alles gut. Aber alles Gute kommt von Gott. Deshalb heißt es im Erntedanklied ja auch: Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn.

Manchmal kommt es vor, dass wir das anders erleben. Dann z.B., wenn wir spontan den Eindruck haben: „Schöne Bescherung. Was ist denn das nun wieder?“ Das sind so Momente der kleinen und großen Unglücke. Da geht uns etwas oder gar alles schief – bis dahin, dass unsere Lebensplanung durchkreuzt wird.

Und doch kann sich im Nachhinein herausstellen, dass das, was uns zunächst etwas Ungutes oder Böses zu sein schien, doch etwas Gutes war.

Immer wieder fragen wir uns in solchen Momenten, warum es das Böse in der Welt überhaupt gibt, wenn Gott doch alles geschaffen hat und es am Anfang von allem hieß: Und siehe, es war sehr gut. Müsste dann nicht alles gut sein?

Eigentlich ja. Ist es aber nicht. Es gibt auch Ungutes. Es gibt auch Böses. Auf die Frage, ob Gott das denn auch gemacht hat, antworten die biblischen Texte nicht.

Wir haben natürlich Goethe im Ohr, der Dr. Faust sagen lässt: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Soweit gehen die biblischen Texte nicht. Sie schweigen zu der Frage,

ob denn das Böse und das Ungute nicht letztlich doch auch was Gutes sind, und wenn schon nicht gut sind, so doch Gutes hervorbringen. Die Texte sagen nur: Das Böse ist da, so ziemlich von Anfang an. Aber warum? Und wer hat es geschaffen?

Der Mensch jedenfalls nicht. Auch wenn der Eindruck entsteht, als hätte alles mit jener Frucht angefangen, die Eva dem Adam reicht. Nein. Der Mensch hat das Böse nicht geschaffen. Es war schon da. Und der Mensch ist dem Bösen nur erlegen. Es wurde an ihn herangetragen. Es hat sich in sein Leben hereingeschlängelt. Auf einmal war es da. Vom Bösen heißt es aber nicht: „Siehe, es war sehr gut."

Vielleicht reichen unsere Kategorien von Gut und Böse einfach nicht aus, um alle Wechselfälle des Lebens damit beurteilen zu können. Das zeigt auch folgende Geschichte, die uns durch Christian Morgenstern überliefert ist:

„Eines Tages lief einem Bauern das einzige Pferd fort und kam nicht mehr zurück. Da hatten die Nachbarn Mitleid mit dem Bauern und sagten: „Du Ärmster! Dein Pferd ist weggelaufen - welch ein Unglück!" Der Landmann antwortete: „Wer sagt denn, dass dies ein Unglück ist?" Und tatsächlich kehrte nach einigen Tagen das Pferd zurück und brachte ein Wildpferd mit. Jetzt sagten die Nachbarn: „Erst läuft dir das Pferd weg - dann bringt es noch ein zweites mit! Was hast du bloß für ein Glück!" Der Bauer schüttelte den Kopf: „Wer weiß, ob das Glück bedeutet?" Das Wildpferd wurde vom ältesten Sohn des Bauern eingeritten; dabei stürzte er und brach sich ein Bein. Die Nachbarn eilten herbei und sagten: „Welch ein Unglück!" Aber der Landmann gab zur Antwort: „Wer will wissen, ob das ein Unglück ist?" Kurz darauf kamen die Soldaten des Königs und zogen alle jungen Männer des Dorfes für den Kriegsdienst ein. Den ältesten Sohn des Bauern ließen sie zurück - mit seinem gebrochenen Bein. Da riefen die Nachbarn: „Was für ein Glück! Dein Sohn wurde nicht eingezogen!"

Glück und Unglück wohnen eng beisammen, wer weiß schon immer sofort, ob ein Unglück nicht doch ein Glück ist?

„Nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird." Dieser Satz geht das Ganze noch einmal von einer anderen Seite an. Diesmal steht nicht der Geber, sondern der Empfänger im Mittelpunkt. Die Art und Weise, wie wir entgegen nehmen, was uns zuteilwird, entscheidet mit darüber, ob verwerflich ist oder nicht, was wir da empfangen.

Hier wird nicht etwa behauptet, dass es nichts Verwerfliches – oder um es mit den Begriffen von eben zu sagen – nichts Böses oder Ungutes gäbe. Doch: Das gibt es. Gott sei's geklagt.

Wenn einem das Verwerfliche angeboten wird, sollte man es nicht annehmen und besser ausschlagen. Lieber gleich der Versuchung widerstehen. Bevor Schlimmeres passiert.

Nun heißt es hier aber dennoch: Alles, was wir mit Danksagung empfangen, ist nicht verwerflich. Damit ist nun nicht das „Danke" gemeint, dass wir zu anderen sagen. Zuweilen heißen solche „Dankesworte" in brieflicher Form ja auch Danksagung.

Nein. Die Danksagung, die hier gemeint ist, ist das „Danke", das wir Gott sagen. Aus manchen bricht es zuweilen ja auch ganz spontan heraus, wenn sie sagen: „Gott sei Dank!"

Und genau das ist der springende Punkt: Sollte das gehen, sollte das möglich sein, dass man Gott für etwas dankt, was man verwerflich empfindet? Wohl kaum.

Nun wird es niemandem schwer fallen, Gott für das Gute und all die Wohltaten zu danken, die einem widerfahren. Wenn es mir gut geht und alles rund läuft, fällt es mir nicht schwer, mich am Leben zu freuen und dafür zu danken. Für das Gute ist es leicht, zu danken.

Was ist, wenn mir Böses und Unrecht, wenn mir Verwerfliches widerfährt, dem ich nicht entgehen kann? Ich werde dann doch nicht auch noch dafür danken. Oder etwa doch? Was meinen Sie?

Paulus äußerte sich dazu im Brief an die Römer, als er schrieb, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Bonhoeffer schrieb dazu in seinem Gedicht „Von guten Mächten wunderbar geborgen": „Und reichst du uns den schweren Kelche, den bitteren, des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand."

Ist das eine wie das andere nun ein Plädoyer dafür, alles ohne Widerspruch hinzunehmen? Nein. Natürlich nicht. Und doch stellt sich mir die Frage: Was verändert sich an dem, was wir bekommen, was uns widerfährt, dadurch, dass wir es mit Danksagung nehmen?

Wenn Danken eine Lebenshaltung ist, in der wir unser Leben aus Gottes Hand nehmen und in Gott geborgen wissen, dann gehören auch Situationen hinzu, in denen uns viel abverlangt wird, in denen wir von Leiden nicht verschont bleiben.

Und gerade dann, wenn's dicke kommt, sollte man das mit der Danksagung nicht vergessen, auch wenn es einem schwer fällt. Friedrich Bodelschwingh meinte dazu: „Jeden Tag ein Klagelied weniger und jeden Tag ein Loblied mehr." Sehr beherzigenswert.

Kommen wir noch kurz auf den dritten und letzten Satz zu sprechen, der den Gedankengang fortsetzt. Dem Sinn des Vorangegangenen nach heißt der dritte Satz: „Nichts ist verwerflich, denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet."

Da fragt man sich natürlich, wie das geht: Heiligen? „Durch Wort und Gebet" steht hier. Wie hat man sich das vorzustellen?

Manch einer wird an dieser Stelle an so etwas wie ein Tischgebet denken. Und das ist gar nicht so falsch. Denn Paulus ging es in seinem Brief an Timotheus tatsächlich um die Frage, ob man denn wirklich alles essen kann, zumal dann, wenn es z.B. von heidnischen Schlachtungen stammte. Man hatte Angst, sich damit zu verunreinigen.

Diese Angst konnte Paulus den ängstlich Fragenden nehmen, indem er ihnen sagte: „Wenn ihr darüber betet und Gottes Wort darüber erklingt, dann ist es seinem ursprünglichen Zusammenhang entnommen und dem Herrschaftsbereich Gottes unterstellt und dann kann es euch auch nicht schaden."

So wie Paulus diese magische Vorstellung abwehrte, könnte man heute auch mancherlei Ängste auflösen. Es ist noch nicht lange her, da meinten Christen, man würde durch Yoga zum Hindu oder durch Meditation zum Buddhisten. Stimmt natürlich nicht. Man wird ja auch durch das Lesen des Alten Testaments nicht zum Juden oder durch die Bewunderung eines muslimischen Schriftstellers zum Moslem.

Es ist allerdings gut, wenn man für sich weiß, wohin man gehört. Wir bekennen ja nicht umsonst die Gemeinschaft der Heiligen, die Gemeinschaft derer, die Gott hoch und heilig sind. Dementsprechend sollten wir uns dann auch verhalten. Als seine Heiligen stehen wir unter seinem Schutz. Denn sein ist die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Kein verzagter Geist

Predigt zu 2. Timotheus 1, 6-11 am 4. September 2016

„Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit." In diesem Wort des Apostels Paulus aus dem 2. Brief an Timotheus ist eigentlich von zwei verschiedenen Geistern die Rede, die uns Menschen bestimmen können. Paulus spricht vom Geist der Verzagtheit und vom Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit. Der eine Geist kommt von Gott. Der andere nicht.

Ich möchte zuerst vom Geist der Verzagtheit sprechen, dem Geist, der nicht von Gott kommt. Jeder kennt ihn. Er hat viele verschiedene Gesichter. Aber seine Wirkung ist immer die gleiche. Menschen werden verzagt, werden mutlos, verlieren alle Hoffnung und die Freude am Leben.

Das hat konkret immer wieder andere Gründe. Denn dieser Geist der Verzagtheit hat offensichtlich verschiedene Wege, um mit uns an sein Ziel zu kommen, um uns verzagt zu machen.

Dieser Geist der Verzagtheit befällt einen wie ein Schnupfen. Eh man sich versieht, hat es einen erwischt. Man kann sich kaum wehren. Plötzlich ist man verzagt und weiß nicht recht, warum und wieso.

Manchmal scheint die Ursache der Verzagtheit auch obenauf zu liegen, mit den Händen zu greifen. Manchmal ist die Furcht begründet. Manchmal ist sie aber auch nur ein Produkt unserer Phantasie.

Ich zähle jetzt bewusst keine Beispiele auf. Sonst könnte es passieren, dass Ihnen gerade so eine Aufzählung zum Anlass wird, genau das zu tun, was vermieden werden soll. Warum sollte ich Ihnen Furcht einflößen und die Stimmung verderben, indem ich alles Mögliche aufzähle, was einen schon mal verzagen lässt?

Ich denke, Sie haben ohnehin genügend vor Augen, was Sie ganz persönlich verzagen lässt oder verzagen lassen könnte, wenn Sie sich dem länger aussetzen würden. Eins steht mal fest: Je mehr wir uns von allen guten Geistern verlassen fühlen, umso mehr gewinnt der Geist der Verzagtheit an Einfluss.

Nun wird das Verzagt-Sein niemandem vorgeworfen, als sei es verwerflich oder gar eine Sünde, verzagt zu sein. Das Verzagt-Sein wird auch nicht verboten. Wie sollte das auch gehen? Als wenn das helfen würde, einem verzagten Menschen zu sagen: „Sei mal nicht so verzagt. Kopf hoch. Wird schon wieder werden." Damit ist doch keinem wirklich geholfen.

Und es hilft auch nicht weiter, wenn man so einem Verzagten dann sagt: „Wer an Gott glaubt, der wird doch wohl nicht verzagen."

Wer von uns wollte das schon, verzagt sein. Wer wollte nicht von sich aus viel lieber froh seines Weges gehen können? Wer würde nicht nach Halt und festen Boden unter den Füßen suchen, wenn er verzagt ist.

Paulus wendet sich mit seinem Brief nicht an Glaubenshelden, sondern an Timotheus, seinen Mitbruder, der nun einmal verzagt ist - wie andere Menschen auch - und den er wieder aufrichten wollte.

Es gehört anscheinend nicht nur zum Menschsein, sondern auch zum Christsein hinzu, immer wieder einmal verzagt zu sein, mal mehr und dann wieder weniger. Niemand bleibt davor verschont. Es ist also keine Schande, verzagt zu sein.

Dementsprechend wirft Paulus dem Timotheus auch nicht vor, dass er dem Geist der Furcht auf den Leim gegangen war. Es ist eben nur unnötig, verzagt zu sein.

Warum unnötig? Weil Gott uns so etwas wie ein Medikament gegen diesen Geist der Furcht geschenkt hat: den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. Dieser Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit möge uns so sehr ausfüllen, dass der andere Geist keinen Raum in uns findet.

Wie das konkret aussehen könnte? Nun: wir können uns von dem abwenden, was uns runterzieht und verzagen lässt, und wir können uns dem zuwenden, was uns wieder aufbaut und hochzieht.

Ich weiß: Das klingt ganz einfach. „Zu schön, um wahr zu sein", wird vielleicht mancher denken. In gewisser Weise stimmt das natürlich: Wenn uns der Geist der Furcht befällt, wenn wir uns fürchten, dann geraten wir meist in Panik. Das macht uns besinnungslos. Womöglich steigern wir uns immer mehr in das hinein, was uns zu schaffen macht. Gerade dann wäre es gut, wenn wir uns eines Besseren, eines besseren Geistes besinnen würden, wenn wir in unserer Panik zur Besinnung kämen. Oft kriegt man das alleine nicht mehr geregelt.

Natürlich weiß auch Paulus, dass wir uns nicht an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen können, dass auch wir uns nicht allein aus der Verzagtheit befreien können. Deshalb ist es dann gut, wenn man jemanden hat. Es braucht die Hilfe von außen, die Hilfe anderer, die Hilfe Gottes, die Hilfe seines Geistes, der in und an den Christen am Werk ist.

Es ist gut, wenn in solchen Momenten einer da ist, der einem Mut macht, wenn wir Angst haben, der tröstet, wenn wir traurig sind, der uns seine Liebe schenkt, wenn wir uns wertlos vorkommen, der uns Wärme entgegenbringt, wenn es uns friert. Dieser Jemand könnte einer sein, der Dir nahe steht, aber auch einer, der Dir zufällig begegnet.

Wie gut, wenn wir uns an denen in unserer Nähe orientieren und aufrichten können, die gerade stark und zuversichtlich sind, wo wir schwach und verzagt sind.

Glücklicherweise sind ja nicht alle zur gleichen Zeit verzagt. Es gibt immer wieder Menschen, die im Blick auf das Problem, was mich verzagen lässt, eben nicht verzagen. An ihnen kann ich mich orientieren.

Weil es in unserer Zeit immer mehr Menschen zu sein scheinen, die verzagt und enttäuscht, hoffnungslos und deprimiert sind, ist es umso wichtiger, dass einer dem anderen hilft, dem Geist der Verzagtheit den Nährboden zu nehmen, indem Gutes und Frohmachendes in Wort und Tat weitergegeben wird.

Wenn es uns gelingt, uns auf das zu besinnen, was uns trägt und die Kraft gibt, allem zu trotzen, was uns beunruhigt, dann werden wir spüren, wie sich der Geist der Besonnenheit bemerkbar macht, von dem hier die Rede ist.

Wir können uns ja nur wünschen, dass sich jener gute Geist in uns und unter uns so wirkt, dass wir gemeinsam mit Kraft, Liebe und Besonnenheit dem Geist der Verzagtheit widerstehen, der sich in uns und unter uns immer wieder ausbreiten will.

Dieser eine, der dir hilft, kann auch Gott selbst sein. Insofern ist die Überwindung der Verzagtheit, wo sie gelingt, immer auch ein Werk des guten Geistes, das durch andere Menschen geschieht.

Besinnen wir uns auf das, was uns trägt und erhält. Besinnen wir uns auf den, der uns trägt. Lassen Sie uns zuversichtlich und guten Mutes in der Kraft seines guten Geistes aller Verzagtheit zum Trotz unseres Weges gehen.

Denn – und so schließt der Abschnitt aus dem 2. Timotheusbrief: „Er hat uns selig gemacht und berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach seinem Ratschluss und nach der Gnade, die uns gegeben ist in Christus Jesus vor der Zeit der Welt, jetzt aber offenbart ist durch die Erscheinung unseres Heilands Christus Jesus, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium".

Wovor fürchten wir uns noch, wenn selbst dem Tod die Macht genommen ist, wie Paulus hier sagt. Und nicht nur dem Tod ist die Macht genommen. Allem ist die Macht genommen, was uns in Angst und Schrecken versetzt, was uns lebendig tot sein lässt.

Denn natürlich gibt es neben dem Tod noch andere Mächte, die uns in Angst und Schrecken versetzen wollen. Aber auch sie haben keine endgütige Macht über uns. Ihnen ist die Macht genommen. Nur wenn wir ihnen endgültige Macht über uns einräumen, haben sie Macht über uns und lassen uns verzagen.

Damit genau das nicht passiert, hat uns Christus das zu Bewusstsein gebracht, was Paulus hier ein „unvergängliches Wesen" nennt. Es gibt –

Gott sei Dank – Größeres als das, wovor wir uns manchmal fürchten. Wenn wir das Größere und den Größten im Blick haben, kann der Geist der Verzagtheit bei uns nur an Einfluss verlieren. Damit uns das gelingt, beten wir am Ende des Vaterunsers: „Denn dein ist die Macht und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“ Wie gut.

Die Menschenliebe Gottes

Predigt zu Titus 3,4-7 zu Weihnachten 2018

Wie ist das, wenn jemand seinen runden Geburtstag feiert? Sagen wir mal den 80. Geburtstag. Sprechen dann alle vom lieblichen Kind in reinlichen Windeln mit lockigem Haar, das er vor 80 Jahren einmal war? Vermutlich nicht. Ist es nicht vielmehr so, dass es bei den Reden anlässlich solch eines Geburtstages rückblickend darum geht, was jemand in seinem Leben vollbracht hat?

In den Versen aus dem Titusbrief, die den heutigen Predigttext bilden, geht es um die Bedeutung der Geburt Jesu. Die näheren Umstände der Geburt, wie sie Heiligabend bedacht werden, spielen hier keine Rolle. Wichtig ist allein die „Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes“, die mit Jesus Christus sichtbar wurde.

Kennen Sie das? Ihnen wird etwas zuteil, womit Sie nicht gerechnet haben. Das muss gar nichts Großes sein. Jemand hält Ihnen die Tür auf. Ist ja heutzutage nicht mehr selbstverständlich. Was sagen Sie ganz spontan: „Das ist aber freundlich.“

So ging mir das mit diesem Weihnachtstext. Ich dachte: „Das ist aber freundlich.“ Ganz menschlich und freundlich ist hier vom allmächtigen Gott die Rede, nicht Respekt einflößend oder Angst machend.

Auf die gewinnendste Weise begegnet er uns. Denn wie ist das mit einem Neugeborenen? So klein und zart, so richtig zum Liebhaben. Und lächelt einem so ein Kleines zu, ist man hin und weg. Ohne dass etwas von der Heiligkeit und Größe Gottes verloren geht, kommt er uns als Menschenfreund nahe. Er versucht uns für sich zu gewinnen durch seine Liebe und Freundlichkeit. Das motiviert, sich auf ihn einzulassen, diesen menschenfreundlichen Gott.

Sie wundern sich, dass ich heute, am 1. Christtag über ein so alltägliches Thema wie Freundschaft spreche? Vielleicht fragen Sie sich, ob ich hier jetzt nicht besser von den großen Themen des Glaubens reden

sollte, die ja auch im Text anklingen.

Moment. Das tu ich ja. Nur konzentriere ich mich dabei auf das Thema Freundschaft, bei dem jeder mitreden kann. Die „Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes“ kommt nur in diesem Text des Titusbriefes vor. Sie ist das Weihnachtsgeschenk Gottes.

In einem Uralt-Schlager heißt es: „Ein Freund, ein guter Freund, das ist der größte Schatz, den gibt’s auf der Welt.“ Das stimmt. Es ist gut, wenn man Freunde hat, mit denen man reden kann, mit denen man zusammen sein kann, Freunde, die mit einem durch dick und dünn gehen. Freunde, auf die man sich verlassen kann. Freunde, mit denen man alles teilen kann. Gute Freunde sind ein großer Schatz.

Jemand hat einmal zum Thema Freundschaft ein paar Wünsche aufgeschrieben: „Ich möcht', dass einer mit mir geht, der's Leben kennt, der mich versteht, der mich zu allen Zeiten kann geleiten. Ich wart', dass einer mit mir geht, der auch im Schweren zu mir steht, der in den dunklen Stunden mir verbunden. Es heißt, dass einer mit mir geht, der's Leben kennt, der mich versteht, der mich zu allen Zeiten kann geleiten.“

Ich vermute mal, bis hierher sind das mehr oder weniger auch Eure und Ihre, eben unser aller Wünsche. Ich brauche das gar nicht weiter auszuführen. Das versteht sich von selbst: Wir brauchen Menschen, die es gut mit uns meinen, die uns freundlich gesonnen sind, die was vom Leben verstehen und bereit sind, uns zu begleiten, Menschen eben, die uns auch dann zur Seite stehen, wenn es brenzlig wird.

Der letzte Wunsch klang ein wenig geheimnisvoll, weil da von einem - offensichtlich besonderen Freund - die Rede war, dessen Name zunächst nicht genannt wurde.

Das Rätsel wird dann aber aufgelöst. Denn ganz am Ende heißt es: „Sie nennen ihn den Herren Christ, der durch den Tod gegangen ist; er will durch Leid und Freuden mich geleiten. Ich möcht', dass er auch mit mir geht.“

Es geht also nicht nur um menschliche Freundschaft, sondern darüber hinaus noch um eine göttliche Freundschaft, eine Freundschaft mit Jesus.

Es ist im Brief an Titus so wunderbar von der „Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes“ die Rede, dass man schnell vergisst, das einfach mal so konkret zu verstehen, wie es da steht.

Manch einer mag sich fragen, ob man denn wirklich von Gott als Freund reden darf. Er ist doch der Herr, der Allmächtige, der Schöpfer,

der Unaussprechliche...

Ich meine: Man darf. Man kann sich dazu auch auf andere Stellen in der Bibel berufen. So steht in Psalmen immer wieder: „Denn der Herr ist freundlich." Also wie ein Freund.

Und genau das haben Menschen immer wieder erlebt, dass er freundlich ist und dass man sich auf ihn verlassen kann, eben wie auf einen guten Freund – und mehr als das. Gott findet sich nicht damit ab, dass wir uns von ihm entfremden und entfernen. Er geht uns nach wie ein guter Freund.

Jesus ging davon aus, dass die, die zu ihm gehören, gehören wollen, Freunde sind, seine Freunde und damit Gottes Freunde. Und dass sie untereinander befreundet, also Freunde sind. Also nicht nur Gemeindeglieder. Nicht nur Bruder und Schwester im Herrn. Auch Freunde, die Gemeinschaft der Freunde Gottes.

Sagen Sie selbst: Ist das nicht wunderbar. Und menschlich auch, dass wir mit Gott und vielen Menschen befreundet sein können. Es wäre schön, wenn jeder von uns für sich sagen könnte: „Ich möcht', dass er auch mit mir geht."

Wenn denn Gott unser Freund ist, brauchen wir nichts Besonderes zu werden, sondern können uns darauf beschränken, Mensch zu sein, menschlich und freundlich.

Und darum geht es doch gerade zu Weihnachten, um die Menschwerdung Gottes. Und nicht nur um die Menschwerdung Gottes, sondern auch um unsere Menschwerdung.

„Wie?" mag sich mancher fragen. „Menschwerdung. Das ist alles?" Stimmt. Das klingt wenig. Ist aber ganz viel.

Denn genau daran hapert es oft genug, dass wir Menschen sind und bleiben, dass wir einer dem anderen Mitmensch sind. Es geht nicht nur um die „Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes", sondern auch um unsere Freundlichkeit und Menschenliebe.

Viele wollen auf die eine oder andere Weise hoch hinaus, Karriere machen, was Besonderes, womöglich ein Heiliger bzw. eine Heilige sein. Alles nicht nötig. Nur eins tut not: Freundlichkeit und Menschenliebe. Und wie werden wir zu Menschenfreunden?

In der Geschichte vom kleinen Prinzen, die uns Antoine de Saint-Exupéry erzählt hat, geht es darum, sich miteinander vertraut zu machen und anzufreunden.

Und wie? Indem man einander anschaut und sich miteinander vertraut macht. So entsteht Freundschaft. Das ist ein längerer Prozess.

Das geht nicht so nebenbei. Dazu braucht es Zeit und Geduld.

Stellen wir uns für einen Moment das Christkind vor. Um es mit den Worten des Paul-Gerhard-Liedes „Ich steh an deiner Krippen hier" zu sagen: „Ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen..."

Und was sehen wir, wenn wir uns so in das Bild vom menschgewordenen Gott vertiefen? Wir sehen, wie er uns anschaut, ganz menschlich und freundlich. Je länger wir ihn anschauen, desto mehr wird uns das Herz aufgehen, desto mehr wird uns vom Wunder erreichen, das mit seiner Geburt begann, desto mehr kann uns der Heilige Geist verändern und erneuern.

Möge uns die „Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes" erreichen und verändern, heute und alle Tage.

Hoffnung nach der Hoffnung

Predigt zu 1. Petrus 1, 3-9 am 28. April 2019

Vor fast 2000 Jahren, als der Petrusbrief geschrieben wurde, gab es ähnliche Situationen wie jetzt in Sri Lanka. Christen wurden um ihres Glaubens willen verfolgt und brauchten Trost und Hoffnung. Ich kann mir gut vorstellen, wie mancher Pfarrer oder Priester in Sri Lanka versucht, den Leidtragenden der Anschläge mit Texten wie diesem zu helfen.

Wir leben hierzulande in einer anderen Situation. Wir müssen als Christen nicht um unser Leben bangen. Deshalb hören wir diesen Text auch mit anderen Ohren. Natürlich haben wir auch Probleme, die uns umtreiben und Angst machen. Vor allem dann, wenn es lebensbedrohlich wird, sind wir auf solche Texte angewiesen, die uns Mut und Hoffnung machen.

Wer z.B. krank ist, hofft natürlich, dass ihm geholfen werden kann, dass es doch nicht so schlimm ist, dass man die Operation gut übersteht, dass man möglichst bald wieder raus ist aus dem Krankenhaus, dass alles wieder gut wird und man weiterleben kann, am besten ohne Einschränkungen, zur Not eben auch mit Handicap.

Wenn es im Petrusbrief heißt, dass man für kurze Zeit leiden muss und auf die verschiedensten Proben gestellt wird, ist auch das mit Blick auf Zeiten des Krankseins einleuchtend: Ich denke da an all die Untersuchungen und Zeiten der Ungewissheit und des Wartens, die ja oft als Zeiten der Prüfung erlebt werden.

Wie sehr wünscht man sich gerade dann, wenn man krank ist, alles gut zu überstehen und wie neu geboren das Krankenhaus verlassen zu können.

So betrachtet ist der heutige Predigttext aktueller, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Denn da heißt es: „Wenn ihr Gott fest vertraut, wird er euch durch seine Macht bewahren, sodass ihr die volle Rettung erlangt." Da ist man doch als Kranker geneigt, einfach nur noch „Amen" sagen. So möge es sein. Gott möge mich retten.

Gerade in diesem Zusammenhang heißt es dann oft, dass man auf keinen Fall die Hoffnung und den Glauben, dass alles wieder gut wird, verlieren sollte. Und das stimmt natürlich. Die Hoffnung sollte zuletzt sterben.

Es ist sicher richtig, dass wir die Hoffnung nicht aufgeben und niemandem das letzte Fünkchen Hoffnung nehmen sollten. Wo noch ein Fünkchen Hoffnung besteht, sollte die Hoffnung gehegt und gepflegt werden.

Wo es allerdings sicher ist oder sich abzeichnet, dass es nach menschlichem Ermessen keine Hoffnung auf Genesung mehr gibt, ist es nicht gut, wider besserem Wissen an der Hoffnung auf Besserung festzuhalten.

Ich habe oft erlebt, wie so ein aussichtsloses Festhalten an der Hoffnung auf Besserung nach dem Motto „Es wird schon wieder werden..." einer Vertröstung gleichkam und heilsame Gespräche behinderte oder ganz unmöglich machte.

Spätestens dort, wo die irdische Hoffnung am Ende ist, weil ein Leben im Hier und Jetzt zu Ende geht, stellt sich doch die Frage nach einer Hoffnung, die über den Tod hinausreicht. Und von solch einer Hoffnung, die nicht nur das Leben bereichert, sondern auch dem Tod standhält, ist im Petrusbrief die Rede. Da heißt es: „Die Hoffnung gründet sich darauf, dass Jesus Christus vom Tod auferstanden ist."

Mit der Auferstehung leuchtete angesichts der Dunkelheit, die der Tod mit sich bringt, etwas auf, was uns Menschen hoffen lässt: Dass nämlich der Tod nicht das letzte, sondern nur das vorletzte Wort hat, dass es ein Leben jenseits des Todes gibt.

Damit ist dann der Tod, der uns Not macht, nicht aufgehoben. Aber dank der Hoffnung auf ein Dasein jenseits des Todes, die in der Auferstehung Christi gründet, lebt es sich anders – und nun nicht nur dermaleinst im Jenseits, sondern schon im Hier und jetzt.

Wer hofft, der sieht, dass es nach dem sich verengenden Horizont doch weiter geht. Wer hofft, der findet Schritte nach vorn. Wer hofft,

lebt schon im Hier und Jetzt ein Stück von dem, was er als Zukunft erwartet. Wer hofft, lässt sich nicht vertrösten, sondern zieht aus seiner Hoffnung die Kraft, sich für das Erhoffte einzusetzen.

Es ist gerade die Hoffnung, die uns befähigt, standzuhalten und eben nicht durchzudrehen angesichts all dessen, was uns bedrängt. So verkleistert uns die biblische Hoffnung nicht den Blick für die konkreten Probleme unseres Lebens und dieser Welt. Ganz im Gegenteil: Die Hoffnung ermutigt uns, dass wir uns den Gegebenheiten ohne Beschönigung stellen können.

Ein Sprichwort sagt: „Der Glaube ist wie ein Vogel, der singt, wenn die Nacht noch dunkel ist." Was für ein wunderbares Bild für das, worum es geht. Wir alle haben schon mal erlebt, wie es ist, wenn die Vögel im Morgengrauen singen und damit dann das Ende der Nacht und das Anbrechen des neuen Tages durch ihr fröhliches Gezwitscher anzeigen. Wie die Vögel mit ihrem Gezwitscher den Tag in die Nacht tragen, so trägt der Glaube mit seiner Hoffnung das neue Leben in die Dunkelheiten der Welt.

Natürlich macht das Gezwitscher der Vögel die Nacht nicht zum Tag. Und die Hoffnung auf neues Leben macht diese Welt nicht zum Paradies. Aber das Gezwitscher der Vögel macht deutlich: Die Nacht ist bald zu Ende. Wie die Vögel aus Freude über den anbrechenden Tag der Dunkelheit ihr Lied entgegen zwitschern, so können wir aus der Freude über die Auferstehung der um sich greifenden Resignation und Dunkelheit entgegnen: „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus! In seinem Großen Erbarmen hat er uns neu geboren und mit einer lebendigen Hoffnung erfüllt." Um diese Hoffnung, diese große Hoffnung geht es. Sie macht stark, schon jetzt gemäß des Erhofften zu leben.

Das klingt leichter, als es ist. Denn immer wieder werden sich einem dabei Hindernisse in den Weg stellen. Davon darf man sich nicht aufhalten lassen. Denn Hindernisse sind wie dunkle Wolken am Horizont der anbrechenden neuen Welt. Sie können zwar verdunkeln, aber nicht auslöschen. Dunkel aufziehende Wolken halten die Vögel ja auch nicht davon ab, den anbrechenden Tag mit ihrem Gezwitscher freudig zu begrüßen.

Wie neugeborenen dürfen wir uns fühlen und hoffnungsvoll dem entgegen sehen, was auf uns zukommt, diesseits wie jenseits des Todes.

Voll oder nüchtern?

Predigt zu 1. Petrus 1, 13-21 i. A. am 19. März 2006

Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen mit dem Predigttext des heutigen Sonntags geht? Mein erster Gedanke war: Ah, das muss jetzt aber nicht sein. Aber wie das so ist: Man schaut noch mal genauer hin. Einmal. Noch Mal. Und dann muss man feststellen: Dieser Abschnitt aus dem 1. Petrusbrief hat was. Deshalb lade ich Sie ein, mit mir mal genauer hinzuschauen.

Da heißt es gleich zu Anfang: „Bleibt nüchtern." Passt schon mal ganz gut. Es ist ja Fastenzeit. Also nichts trinken. Eben nüchtern bleiben. Und das nicht nur im Straßenverkehr. Nun ist mit dem „Bleibt nüchtern!" sicher nicht nur das mit dem Alkohol gemeint.

Da steckt mehr dahinter. Wenn man operiert wird oder zum Labor zu seinem Doktor muss, bekommt man auch den Hinweis: „Kommen Sie nüchtern." Also vorher nichts essen und trinken.

Und manchmal ist es gut, wenn sich einer einen kühlen Kopf bewahrt, wenn er mal ganz nüchtern an das Ganze herangeht. Dann sieht das Ganze oft schon ganz anders aus.

Bei diesem „Bleibt nüchtern" geht es also darum, ganz klar und bei vollem Bewusstsein zu bleiben, sich eben nicht mit irgendetwas zu berauschen. Es geht darum, sich nicht einlullen zu lassen. Man soll alles ganz nüchtern sehen, eben so, wie es ist.

So verstanden merkt man: Auch wenn ich nichts getrunken habe, ist noch nicht geklärt, ob ich wirklich nüchtern bin. Jeder prüfe sich doch mal: Bin ich nüchtern? Oder bin ich leicht benebelt, sodass meine Wahrnehmung leicht eingetrübt ist?

Bevor wir das für uns weit von uns weisen, sollten wir uns mal das Gegenteil von „Bleibt nüchtern" vergegenwärtigen. Das wäre dann doch wohl so etwas wie „Ich bin voll!" Und auch hier sollten nicht nur an Alkohol oder Drogen denken. Denn da könnten wir schnell sagen, dass wir nicht voll sind.

Und doch sind wir voll, voller, als uns eingestehen, voller, als uns lieb sein dürfte. Wir sind voll mit Terminen. Wir sind voll mit unerfüllten Wünschen. Wir sind voll mit Sorgen. Wir sind voll mit Plänen. Wir sind voll mit allem Möglichen.

An und für sich ist das alles ja nichts Schlechtes. Und doch trübt es die Wahrnehmung. Bei all den vielen Terminen verlieren wir schnell

den Blick für das, was wirklich wichtig ist. Bei all den Wünschen vergessen wir womöglich, wie zufrieden wir sein könnten mit dem, was wir haben. Bei all unseren Sorgen um die Zukunft kommt das Genießen des Augenblicks ins Hintertreffen. Bei all unseren Plänen vergessen wir schnell das Leben auf uns zukommen zu lassen.

Wenn einem das so bewusst wird, ärgert man sich ja doch. Denn eigentlich wollen wir doch alle nur eins: Leben. Ganz bewusst leben.

Die Aufforderung „Bleibt nüchtern!" erinnert uns alle, dass wir uns eben nicht einlullen und umnebeln lassen, sondern sehr wach und aufmerksam allem begegnen, was auf uns zukommt.

Schon diese ersten beiden Worte des Petrusbriefes machen deutlich, was den Schreiber des Petrusbriefes umtreibt. Er wendet sich an Christenmenschen, die in der Gefahr stehen, sich einlullen zu lassen. Er versucht sie aufzurütteln, damit sie nüchtern bleiben oder nüchtern werden, damit sie immer wieder Abstand nehmen von allem, was bewusstlos und geistlos macht, was aushöhlt und kaputt macht, was müde und unaufmerksam macht für das Wichtige und Wesentliche.

Was wichtig und wesentlich ist, sagt er dann ja auch gleich selbst mit den Worten „Setzt eure ganze Hoffnung auf die Gnade, die Gott euch schenken wird"

Es ist also nicht nötig, sich zu berauschen, um das Leben leben zu können, um es einerseits genießen zu können und um es auszuhalten, wenn es kaum noch auszuhalten ist.

Durch Alkohol z.B. löst sich keins der Probleme, die man darin ertränken will. Der Alkohol schafft nur neue Probleme. Und so ist es mit allem, was uns aufputscht und die Probleme für den Moment erträglicher macht. So ist es mit Medikamenten, so ist es mit Drogen, so ist es mit der Arbeit, eben mit allem, was uns dann auch noch süchtig macht. Und dann hat man zusätzlich zu all den alten Problemen noch weitere Probleme.

Stattdessen rät der Petrusbrief: „Setzt eure ganze Hoffnung auf die Gnade, die Gott euch schenken wird." Das meint doch, dass es Hilfe gibt - aber von Gott her. Sicher: Man kann und muss auch selbst etwas dafür tun. Man soll die Hände um Gottes Willen nicht in den Schoß legen in der Meinung: „Der liebe Gott wird's schon richten." So natürlich nicht.

Aber bei allen eigenen Bemühungen und Anstrengungen ist und bleibt es eine Gnade, wenn sich scheinbar unlösbare Probleme doch lösen – manchmal, so scheint es dann – fast wie von allein. Welche Gnade.

Bleibt doch nur die Frage, ob man es nur weiß oder ob man es auch tut, also ob man tatsächlich von Gott her etwas erwartet, eben in der Hoffnung, dass er etwas bewirken kann und dass er es richten wird – wie auch immer.

Vielleicht hilft uns bei der Überlegung, wie uns die Gnade zuteilwird, eine Übersetzung unseres Textes weiter, in der davon die Rede ist, dass uns die Gnade von Gott her zuströmt.

Dahinter steckt offensichtlich das Wissen, dass wir uns der Gnade Gottes letztlich nur öffnen können, damit sie uns durchströmen kann, wie ein Fluss ein Land durchströmt und es fruchtbar macht.

Wir merken an diesem Text: Die Gemeinde, an die diese Zeilen gerichtet sind, hatte mit Ermüdungserscheinungen zu kämpfen. Man lebte immer angepasster, immer mehr genau so, wie man früher gelebt hatte, eben so wie die, die keine Christen waren.

Umso notwendiger der Zwischenruf: „Lebt nicht mehr nach euren selbstsüchtigen Wünschen wie damals, als ihr die Wahrheit noch nicht kanntet."

Man fragt sich: Wie mögen wohl die hier Angesprochenen früher, vor ihrem Christsein gelebt haben? Und was soll man sich unter selbstsüchtigen Wünschen vorstellen? Es ist schwer zu sagen, wie so ein selbstsüchtiges Denken und Leben damals aussah.

Wir würden heute von egoistischen Wünschen sprechen. Und dazu fällt uns eine Menge ein. Schließlich leben wir in einer Zeit, in der es uns geradezu eingehämmert wird, dass man vor allem an sich denkt. Aber genau diese Haltung bringt eben nicht das Lebensglück mit sich, nach dem sich alle sehnen.

Als Kinder Gottes, als die wir hier angeredet werden, wissen wir um die Wahrheit. Und diese Wahrheit ist das Gegenteil von Egoismus und selbstsüchtigen Wünschen. Diese Wahrheit hat mit Jesus zu tun und dem, was er uns ans Herz legte – nicht um es zu wissen, sondern um es zu tun: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst."

In diesem Sinne sind wir aufgefordert, uns und unser Leben immer wieder neu an Gott auszurichten. Deshalb heißt es: „Euer ganzes Tun soll ausgerichtet sein an dem heiligen Gott, der euch berufen hat. In den Heiligen Schriften heißt es ja: 'Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.' Führt ein Leben, mit dem ihr vor ihm bestehen könnt."

Hier ist nicht von der rechten Lehre die Rede. Hier ist von einem Lebensstil die Rede, der als christlich erkennbar ist, der sich als christlich abhebt von dem, was man so allgemein denkt und tut, der sich neu

an dem orientiert, was Christus vorgelebt hat.

Es ist nicht zwingend, dass wir uns in den Alltäglichkeiten des Lebens verlieren, dass wir gefangen bleiben in unseren liebgewordenen Gewohnheiten, von denen wir nicht los kommen. Nein. Das Argument mit den Sachzwängen ist allzu oft nur vorgeschoben. Wir könnten, wenn wir wollten.

Warum? Weil Christus uns von allem erlöst, ja geradezu freigekauft hat. Wie man früher Sklaven aus der Sklaverei freikaufte, damit sie als freie Menschen leben konnten, so hat er uns von allem befreit, was uns von Gott fernhält.

Und so wird den Brüdern und Schwestern in Erinnerung gerufen: „Ihr wisst, um welchen Preis ihr freigekauft worden seid, damit ihr nun nicht mehr ein sinn- und nutzloses Leben führen müsst. Nicht mit Silber und Gold seid ihr freigekauft worden, sondern mit dem kostbaren Blut von Christus."

Wir sind durch Christus erlöst, befreit ein sinnvolles Leben zu leben. Die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, sind zu kostbar, als wir sie unachtsam verdaddeln.

Am Ende unseres Lebens sollten wir uns nicht fragen müssen: „Und wofür habe ich gelebt?" Wir sollen dankbar auf ein Leben zurück blicken können, das uns durch Jesus eröffnet wurde, ein Leben, das Gott und den Menschen geweiht war, ein gerade nicht selbstsüchtiges Leben, sondern eins, das im Dasein für andere seine Erfüllung fand.

Wie ein Säugling nach der Milch schreit

Predigt zu 1. Petrus 2 i.A. am 28. Juli 2019

„Wie neugeborene Kinder nach Milch schreien..." Wer es einmal erlebt hat, wie ein hungriger Säugling genährt wird, wie er schmatzend genießt, sich kaum Zeit lässt zum Atmen, wie er schreit und protestiert, wenn eine Pause eintritt, und wie er zuletzt restlos zufrieden sein Bäuerchen macht, der wird das niemals vergessen.

Welch ein Verlangen! Welch eine Gier! Und wehe, wenn der Säugling nicht bekommt, was er will. Das Geschrei raubt einem den letzten Nerv. So eine kleine Nervensäge gibt erst Ruhe, wenn sie gestillt wird. Dann ist der Säugling still. Daher ja auch das Wort: Stillen.

Schlimm ist es, wenn so ein Säugling nicht bekommt, was er ja braucht, um zu leben: die Muttermilch, den lebensnotwendigen Saft,

Flüssigkeit und Nahrung – alles in einem. So ein Säugling braucht ja tatsächlich nichts anderes. Mit der Milch bekommt er alles Notwendige.

Und hätte man es nicht miterlebt, würde man es ja nicht glauben, dass so ein Säugling tatsächlich wächst - obwohl er nichts anderes bekommt als nur Muttermilch - voll gestillt, versteht sich.

Das Verlangen eines Säuglings hat also seine Berechtigung. Was er will, muss er haben. Die Milch ist für ihn lebensnotwendig. Will er wachsen, braucht er Milch.

„Wie neugeborene Kinder nach Milch schreien, so sollt ihr nach dem unverfälschten Wort Gottes verlangen." Welch ein Vergleich. Man stelle sich vor, wie die, die zur Kirche gehören, geradezu gierig danach verlangen, Wort Gottes zu bekommen, zu hören, zu sich zu nehmen.

Nun fragt man sich natürlich, ob man bei sich oder anderen schon einmal ein Verhalten dieser Art, so ein unstillbares Verlangen nach dem Wort Gottes beobachtet hat.

Gibt es das denn, dass Menschen Gottes Wort wie ein hungriger Säugling schmatzend geradezu genießen, sich auf der Zunge zergehen lassen? Gibt es so ein geradezu gieriges Verlangen? Wenn wir ehrlich sind: nicht wirklich...

Erinnern wir uns: Wenn ein Säugling nicht bekommt, was er braucht, verhungert er. Wenn wir das übertragen, bedeutet das doch: Wenn ein Mensch nicht das Wort Gottes bekommt, das er braucht, leidet er an Unterernährung, an geistlicher Unterversorgung.

Haben wir ein Problem? Ja, das haben wir. Zu viele bekommen nicht, was sie bräuchten. Es gibt neben dem Hunger in der Welt, was Thema vieler Medienmeldungen ist, noch einen Hunger, an dem unzählige Menschen leiden und letztlich zugrunde gehen: Meist merken sie nicht, was ihnen fehlt und warum es ihnen schlecht geht.

Und selbst die, die merken, dass ihnen etwas Wichtiges im Leben fehlt, sehen den Grund für ihre Not nicht in einem Mangel an Wort Gottes.

Dabei ist es im Grunde so einfach. Wie ein Säugling die Muttermilch braucht, brauchen wir Gottes Wort. Und nichts anderes? Zunächst einmal wäre zu sagen: Richtig. Nichts braucht der Mensch so sehr wie das Wort Gottes, um an Leib, Geist und Seele zu wachsen.

Denn - wie heißt es in der Bibel - der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Natürlich: Der Mensch lebt auch vom täglich Brot. Ohne richtiges Brot, ohne das, was man zum alltäglichen Leben braucht, geht es auch nicht.

Was ist nun das Wort Gottes, von dem hier die Rede ist? Manche meinen ja, jedes Wort der Bibel wäre auch schon ein Wort Gottes, bis dahin, dass manche von der ganzen Bibel als dem Wort Gottes sprechen.

Das ist nicht ganz richtig. Sicher sind viele Worte der Bibel, auch solche, von denen man es nicht gedacht hätte, ein Wort geworden, dass zum Wort Gottes wurde und einen Menschen getröstet oder zurecht gewiesen, vergewissert oder neu ausgerichtet, belehrt oder beglückt hat.

Aber auch unabhängig von der Bibel sind schon viele Worte, Lieder, Bilder, Ereignisse oder Gefühle für Menschen zum Wort Gottes geworden, haben Menschen angesprochen, sie berührt und ihnen genau das zuteilwerden lassen was sie gerade brauchten.

Apropos „Neugeborene". Wir haben sicher alle ein Neugeborenes vor Augen. Es ist noch ganz klein und zerbrechlich. Es will wachsen. Ja, es muss wachsen. In der Bibel ist oft von „Neugeborenen" die Rede mit Blick auf Menschen, die gerade anfangen, bewusst in der Gegenwart Gottes zu leben. Dieser Moment ist für viele so einschneidend, dass sie sich wie neugeboren fühlen.

Wie für ein Neugeborenes geht es für neugeborene Menschen darum, zu wachsen. Wie die Muttermilch den Säugling wachsen und gedeihen lässt, so lässt Gottes Wort einen Menschen wachsen und gedeihen.

Im Glauben kann und muss man wachsen. Man beginnt gewissermaßen als Baby. Und nur dann, wenn man die Nahrung bekommt, die man braucht, kann man wachsen und gedeihen. Bekommt man nicht, was man bräuchte, bleibt man Baby bzw. verhungert – geistlich unterernährt.

Normalerweise sind wir ja sehr darauf bedacht, nicht zuzunehmen. Das ist in diesem Zusammenhang anders. Im Hören auf das Wort Gottes, im Lauschen auf das, was von ihm kommt, soll man zunehmen. Es ist ein Wachstumsprozess, der mit dem Hören des Wortes Gottes zusammenhängt.

Und wohin führt das Ganze? Was ist das Ziel, die Rettung? Da gibt es unterschiedlich Antworten.

Denken wir zunächst einmal an einen Kranken. Die Rettung wäre seine Heilung. Oder denken wir an einen Menschen in Not, dem es nicht so gut geht. Die Rettung wäre das Ende seiner Not.

Aber gerade, wenn er krank bleibt oder seine Not nicht zu beheben ist, bräuchte er Nahrung, Seelennahrung, z.B. Trost und Kraft zum Durchhalten.

Wie einer, der Schwerstarbeit verrichtet, sich besonders gut ernähren muss, so muss ein Mensch, der mit sich, mit seinem Gott und seiner Not ringt, ganz besonders laut schreien, um die Nahrung zu bekommen, die er braucht, um es noch einmal im Bilde zu sagen.

Die Menschen, denen Petrus schreibt, haben all das schon mal erfahren. Deshalb werden sie erinnert: Ihr habt doch schon gekostet, also probiert. Das waren also keine studierten Leute, sondern ganz normale Leute. Sie haben Gottes Wort gehört, sich zu Herzen genommen und erlebt, wie es ihnen hilft.

Was hindert uns hierzulande, es auch einfach auszuprobieren. Dafür müssten wir aber unsere Bibel herkriegen, entstauben und darin lesen, Gott die Möglichkeit geben, uns durch die Worte anzusprechen, die wir da lesen.

Wäre doch jammerschade, wenn wir nicht alles ausprobieren würden, um ein ums andere Mal auch selbst die Erfahrung zu machen, wie freundlich der Herr ist.

Mit der Feststellung, dass der Herr freundlich ist, schließt der Text. Geben wir ihm immer wieder die Chance, uns etwas Gutes zu tun, indem wir auf ihn hören, auf sein Wort.

Wer sich immer wieder mal fragt, wie das eigentlich geht, Christ zu werden, Christ zu sein und Christ zu bleiben, der bekommt hier eine ganz praktische Antwort, die nämlich: Wie die Milch für einen Neugeborenen ein und alles ist, so ist Gottes Wort für die, die Christen sein wollen, ein und alles. So einfach ist das.

In der Nachfolge des großen Hirten

Predigt zu 1. Petrus 2, 21-25 am 10. April 2016

Lassen sie uns heute Morgen einen kleinen Ausflug in die Geschichte des Urchristentums machen. Stellen sie sich also vor, wir befänden uns zeitlich am Anfang des 2. Jahrhunderts. Sinope war eine kleine Hafenstadt am Schwarzen Meer im Norden der heutigen Türkei.

Das öffentliche Leben der Stadt wurde bestimmt durch die römischen Soldaten und die Sklaven, durch griechische Bildung und Kultur, durch den Handel und die Verehrung der Götter.

Seit einigen Jahren gab es auch einige Christen am Ort. Sie waren aber wie überall im römischen Reich nur eine ziemlich unbedeutende Minderheit ohne nennenswerten Einfluss.

Aber viele kannten sie vom Hörensagen, denn diese kleine Christenschar machte von sich reden. Sie fielen auf, weil sie irgendwie anders waren und anders lebten. Ein gewisses Geheimnis umhüllte sie.

Man wusste von ihnen, dass sie Anhänger des Zimmermanns Jesus waren, den sie Christus nannten. Sie glaubten, dass er der erwartete Messias, der Retter der Welt war.

Über diesen Glauben konnten die Menschen meistens nur den Kopf schütteln, denn wie konnte der der Herr der Welt sein, den die Römer unter Pontius Pilatus gekreuzigt hatten? Und da die Christen dann auch noch glaubten, dass er nach seinem Tod auferstanden war, hielt man sie nicht selten für verrückt.

Trotz dieser verwirrenden Lehren beeindruckten die Frömmigkeit und der rechtschaffene Lebenswandel der Christen. Besonders beeindruckend war es, dass die Christen meist auch dann an ihrem Glauben und ihrem Lebenswandel festhielten, wenn sie dadurch in Schwierigkeiten gerieten.

Man wusste aus Rom, dass dort viele für ihren Glauben in den Tod gegangen waren. In Sinope hatten die Christen bisher nur allerlei Feindseligkeiten zu ertragen gehabt.

Eines Tages erhielt die kleine Gemeinde von Sinope einen Brief vom Apostel Petrus. Der sollte sie trösten und ermutigen, trotz aller Widerstände und Anfeindungen auch weiterhin dem Glauben treu zu bleiben. Der Brief wurde Stück für Stück in den Gemeindeversammlungen vorgelesen...

Über das Gehörte kamen Demetrius und Markus ins Gespräch. Demetrius war schon seit einiger Zeit ein Christ. Markus war kein Christ, sympathisierte aber mit den Christen.

„Demetrius“, begann Markus, „ich habe das Gefühl, dass ich fast nichts verstanden habe von dem, was gerade vorgelesen wurde. Am wenigsten kann ich mit der Stelle anfangen, wo es heißt, dass Christus unsere Sünden auf das Kreuz hinaufgetragen hat...“

Demetrius kam ein wenig in Verlegenheit, weil sich Markus als erstes prompt die schwierigste Stelle des Textes herausgesucht hatte. Nachdem er ein wenig überlegt hatte, erklärte er seinem Freund zunächst einmal einen alten israelitischen Brauch vom sogenannten Versöhnungstag. Da nahm nämlich der Priester einen Ziegenbock, dem er

symbolisch alle Sünden und Vergehen des Volkes auferlegte. Der Bock, der dann alle Sünden trug, war der Sündenbock. Man jagte ihn in die Wüste. Dort musste er sterben. In der Vorstellung der Leute war nicht nur der Sündenbock weg. Auch die Sünden waren weg.

An Markus gewandt schloss Demetrius dann: „So ähnlich verstehen wir das mit Christus. Er wurde zwar nicht in die Wüste gejagt, aber er wurde ans Kreuz genagelt. Wie der Sündenbock trug er unsere Sünden ans Kreuz und damit aus der Welt. Das war allerdings nicht nur sein Tod, sondern auch der Tod der Sünde."

Einen Augenblick schwieg Markus noch, weil er nicht wusste, ob Demetrius schon fertig war. Als nichts weiter kam, fragte er schließlich: „Hat er denn auch meine Sünden auf sich genommen?" Demetrius freute sich. Markus hatte die richtige Schlussfolgerung gezogen. Deshalb sagte er nur: „Aber sicher doch. Davon kannst Du ausgehen."

Markus wusste in diesem Moment trotzdem nicht, ob er es schon richtig verstanden hatte und ob er es für sich selbst glauben konnte. Das war ihm alles zu neu. „Demetrius, ich muss darüber noch mal in Ruhe nachdenken. Aber kannst du mir jetzt noch erklären, was es damit auf sich hat, dass ihr für die Gerechtigkeit lebt?"

„Gut, dass du mich daran erinnerst. Jesus hat uns nicht nur von etwas befreit, sondern auch zu etwas: Zu einem neuen Leben ohne Sünde."

Nachdem Markus eine Weile nachdenklich zu Boden geschaut hatte, wandte er sich wieder an Demetrius: „Ich habe mich schon oft gefragt, ob es möglich ist, ein neues Leben zu beginnen. Was meinst du?"

„Du kennst mich ja, Markus", sagte Demetrius, „Bei allem, was wir beide früher zusammen gemacht haben, habe ich innerlich keine Ruhe gefunden. Erst durch Christus fühlte ich mich befreit von meinen Sünden und von meinem schlechten Gewissen. Das war der Wendepunkt in meinem Leben und der Beginn meines neuen Lebens."

Markus nickte nur zustimmend und sagte: „Ich habe mich schon oft darüber gewundert, dass Du anscheinend nach ganz anderen Gesetzen lebst als die anderen. Auch wenn dir jemand böse mitspielt, versuchst Du nicht, Dich zu rächen?"

„Das stimmt. Ich versuche mich so verhalten, wie Christus sich verhielt. Er verzieh ja sogar seinen Henkern. Während er am Kreuz starb, sagte er mit Blick auf sie: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.' Er hat gezeigt, wie es geht, auf Unrecht nicht mit Unrecht, sondern mit Liebe zu reagieren. Von ihm haben wir gelernt, die Menschen, die uns böse mitspielen, und uns selbst im Gebet vor Gott zu

bringen und ihm anzubefehlen. Der Kreislauf des Bösen darf nicht immer und immer wieder angeheizt werden. Er kann nur durch Taten der Liebe unterbrochen werden."

Bei diesen Worten fiel Markus der Text wieder ein, den sie gehört hatten. Und so fiel er Demetrius ins Wort: „Ach das war vorhin mit dem Leitbild gemeint, dem die Christen nachfolgen sollen."

Demetrius ging sofort darauf ein, indem er sagte: „Stimmt, wir nehmen uns an ihm ein Beispiel. Wir versuchen einfach, so wie er zu denken, zu reden und zu handeln. Uns hilft dabei, wenn wir uns fragen: Was hätte Jesus jetzt wohl gesagt und getan? Und das machen wir dann. Wir treten sozusagen in seine Fußstapfen. Wir versuchen so zu leben, wie er lebte, soweit uns das möglich ist."

Markus war immer noch nicht ganz zufrieden. Er fragte: „Müssen dann alle das Gleiche tun?"

Demetrius antwortete: „Nein. Natürlich nicht. Das sieht bei jedem anders aus, eben sehr individuell. Obwohl es für uns immer so aussieht, als ob wir uns unseren Weg selbst suchen, dürfen wir gewiss sein, dass uns unser Herr als guter Hirte leitet und begleitet. Er hilft uns dabei, die Menschen so zu lieben und ihnen so zu dienen wie er es getan hat."

Markus wurde nachdenklich, als er daran dachte, wie Jesus leiden und sterben musste. Schließlich fragte er: „Demetrius, müssen alle Christen wie Christus leiden?"

Weil Demetrius schon oft für sich darüber nachgedacht hatte, ließ seine Antwort nicht lange auf sich warten: „Unter Umständen ja. Aber gerade dann dürfen wir gewiss sein: Er geht mit uns und lässt uns nicht zuschanden werden. Er schenkt uns die Kraft, alles durchzustehen, wenn es sein muss. Deshalb ist es ja so wichtig, dass man sich in allem an ihn hält und nach ihm richtet"

An dieser Stelle beenden wir unseren Ausflug nach Sinope und in die dortige Gemeindeversammlung. Vielleicht hat uns das Gespräch zwischen Markus und Demetrius geholfen, zu verstehen, worum Petrus in seinem Brief ging. Und wenn nicht, dann sollten wir das Gespräch, das Markus und Demetrius führten, einfach miteinander fortsetzen.

Traumhaftes Miteinander

Predigt zu 1. Petrus 3, 8-15 i.A. am 2. Juli 2023

Ich fange mit diesem Kirchbau an. Er möge uns auch in Zukunft helfen, nicht aus dem Blick zu verlieren, dass Gott immer und überall ge-

genwärtig ist. Das ist es doch, was uns im Tiefsten verbindet. Und genau das ist in der Mitte unserer Kirche im Boden versinnbildlicht:

Wir sehen den Kreis als Zeichen des Miteinanders. Wir sind miteinander und mit Gott verbunden. Und wir sehen das Kreuz. Die Vertikale zeigt, dass Himmel und Erde, Gott und Mensch miteinander verbunden sind. Und die Horizontale zeigt, wie Mensch und Mitmensch, Du und ich, wir alle miteinander verbunden sind. Und da, wo sich Horizontale und Vertikale berühren, da ist Gott - mitten unter uns.

Steht das so im Predigttext für diesen Sonntag? Nicht wirklich. Aber dieses Miteinander ist die Grundlage für das, was Petrus der Gemeinde in seinem 1. Brief ins Stammbuch geschrieben hat. Es hört sich an wie die Ausführungsbestimmungen zu einem wahrhaft traumhaften Miteinander...

Ich könnte es mir jetzt ganz einfach machen und sagen: „Ich schließe mich den Worten meines Vorredners an." Und dann könnte ich „Amen" sagen. Es wäre zumindest eine sehr kurze Predigt. Für einen Moment habe ich es erwogen, dann aber gedacht: Ein bisschen was könnte ich ja ergänzen.

Um es vorab zu sagen: Petrus geht es nicht ums Böse, auch wenn es hier mehrmals erwähnt wird. Das Böse dient nur als dunkle Folie, von dem sich das Gute besser abhebt. Letztlich geht es ihm darum, dass wir uns immer wieder vom Bösen abwenden und dem Guten zuwenden.

Und so sieht Petrus die Gemeinde zwischen dem Guten und dem Bösen, weil er weiß: Keiner ist nur gut. Und keiner ist nur böse. Irgendwie stehen wir alle immer irgendwie dazwischen, mal mehr hier und mal mehr da.

Manchmal entscheiden wir uns fast richtig zum Guten hin und wenig später ziemlich falsch zum Bösen hin. Mal handeln wir so, wie man es von uns erwarten kann. Und dann fragen wir uns selbst, wie uns das passieren konnte.

Damit man weiß, woran er denkt bei dem, was er als böse erachtet, spricht er von Unbarmherzigkeit, Lieblosigkeit, Beleidigung, Verleumdung, Spott, Vergeltung und Gewalt. Wir kennen das. Ehe man sich versieht, ist man unbarmherzig, lieblos, beleidigend. Und auch wenn man es eigentlich gar nicht wollte, redet man schlecht über andere, übt Vergeltung und Gewalt.

Einmal, zweimal, dreimal schafft man es vielleicht, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, das böse Wort nicht zu erwidern. Aber dann kommt es über einen, weil man denkt: Man kann sich doch nicht alles gefallen

lassen.

Und dann sagten und taten wir genau das, was wir ja eigentlich nicht wollten und haben Böses mit Bösem vergolten, haben nicht miteinander, sondern über einander geredet. Wir haben gelästert, sind übereinander hergezogen, haben unsere spitze Zunge nicht im Zaun halten können, haben uns revanchiert, haben um das Gute gewusst, es aber nicht getan, waren geradezu zwanghaft auf Rache und Vergeltung aus.

Weil wir das alle kennen, darum hören wir, was Petrus der Gemeinde da ans Herz legt mit offenen Herzen. Denn natürlich lieben wir das Leben. Natürlich wollen wir gute Tage sehen, wie Petrus sagt. Und natürlich erbitten wir den Segen Gottes.

Was gäben wir drum, wenn alle gleichgesinnt wären und mitfühlend miteinander umgingen, wenn alle einander liebten und zuvorkommend behandelten, wenn alle eben nicht Böses mit Bösem vergelten würden oder auf Beleidigungen nicht mit Beleidigungen antworten würden, wenn alle barmherzig und demütig wären.

Welch ein Traum? Wie würde sich diese Welt verwandeln, wenn wir mitfühlend und nicht so viel mit uns selbst beschäftigt wären? Was würde sich bewegen, wenn uns bewegte, was andere bewegt, wenn wir das Wohlergehen anderer zur eigenen Sache machten? Welche Veränderungen würde es mit sich bringen, wenn die Menschen geschwisterlich miteinander umgingen? Was würde geschehen, wenn wir barmherzig mit uns und den anderen wären, wenn wir uns vom Geschick anderer anrühren ließen, wenn wir einander gut wären? Und was erst würde passieren, wenn wir alle miteinander maßvoll von uns dächten, die anderen höher achteten als uns selbst und ihnen mit Ehrerbietung begegneten? Was würde sein, wenn wir nicht im Freund-Feind-Schema dächten, sondern wüssten, dass wir miteinander Kinder Gottes sind?

Es würde sich der Friede Gottes unter uns ausbreiten, der viel größer ist als alles, was wir uns vorstellen können. Was für ein Traum! Ein Traum, den schon so viele geträumt haben, eine Sehnsucht, die alle Menschen teilen, die guten Willens sind. Manchmal gelingt es uns ja auch, ansatzweise jedenfalls, diesen Traum Wirklichkeit werden zu lassen.

Und was, wenn das realexistierende Miteinander oft genug leider anders aussieht? Müssen wir uns dann ernüchtert von diesem Traum verabschieden?

Nein. Müssen wir nicht. Ganz im Gegenteil: Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, dass für alle Wirklichkeit werden kann, was hier er-

träumt wird. Wir sollten mit unserer Hoffnung nicht hinterm Berg halten, sondern sie voller Zuversicht ganz offensiv immer wieder thematisieren und leben.

Denn – und daran erinnert uns Petrus – Gott hat uns dazu berufen, seinen Segen zu empfangen, um diese Hoffnung Wirklichkeit werden zu lassen.

Und wie geht das? Zum einen dadurch, dass wir tun, was Petrus mit seinem Brief der Christenheit ins Stammbuch geschrieben hat. Man muss es halt nicht nur hören und wissen, man muss es auch tun.

Zum anderen durch das Befolgen der meiner Meinung nach wichtigsten Aufforderung des Petrus: „Haltet Christus heilig in euren Herzen." Man könnte auch sagen: Habt für ihn einen Platz in Eurem Herzen, in Eurem Leben. Denkt und tut, was er heute denken und tun würde. Habt ihn im Sinn und vor Augen.

So werden wir zu Gesegneten des Herrn, die im Zeichen des Kreises das Miteinander mit Gott und untereinander und im Zeichen des Kreuzes nicht nur Himmel und Erde, sondern auch einander im Blick haben.

Begleitet begleiten

Predigt zu 1. Petrus 5, 1-4 am 23. Mai 2023

Mit diesen Worten stellte sich der Schreiber des 1. Petrusbriefes ganz bescheiden auf eine Stufe mit den Verantwortlichen. Er sprach von sich als einem Mitältesten, so als wollte er sagen: Ich bin doch einer von euch. Um sich Gehör zu verschaffen, deutete er zu seiner Legitimation an, dass auch er - wie die Adressaten - um seines Glaubens willen leiden musste. Und er hoffte - wie sie - auf eine bessere Zeit. Was er sagte, möge also bitte nicht auf die leichte Schulter genommen werden.

Man könnte ja meinen, diese Ermahnungen würden nur den Älteren gelten, weil er die Adressaten als Ältesten ansprach. Aber er meinte damit nicht die Älteren im Gegensatz zu den Jüngeren, sondern die Leitenden, die in der Gemeinde Verantwortlichen, die im Glauben Erfahrensten und Ältesten.

Was er ihnen zu sagen hatte, ist in gewisser Weise zeitlos. Es galt und gilt allen, denen andere anbefohlen sind. Und wem von uns wären nicht immer wieder andere anvertraut?

Natürlich: Pastoren sollen gute Hirten ihrer Gemeinden sein. Aber

auch die Kirchenvorstände, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, hauptamtliche genauso wie ehrenamtliche, sie alle sollen sich derer annehmen, für die sie Verantwortung haben.

Da alle Menschen Gottes Kinder sind, gilt das Gesagte nicht nur für den kirchlichen Bereich, sondern auch darüber hinaus. Lehrer haben Verantwortung für Schüler und Schüler für ihre Freunde. Busfahrer haben Verantwortung für Mitfahrende, Mütter und Väter sorgen sich um ihre Kinder. Gute Chefs haben das Wohl der Mitarbeiterschaft im Blick, um nur einige Beispiele zu nennen, die zeigen: Jeder Mensch ist für andere verantwortlich.

Ich komme zum Bild vom guten Hirten, das der 1. Petrusbrief benutzt. Hirten mit ihren Herden hatten damals alle vor Augen. Sie gehörten zum Alltag.

Aber wann sehen wir schon mal einen Hirten mit seiner Herde? Im Urlaub. Kein Wunder also, dass das Bild vom guten Hirten immer mehr Menschen fremd geworden ist.

Abgesehen davon ist es nicht gerade attraktiv, sich als Schaf in blindem Vertrauen der Führung eines anderen anzuvertrauen. Zu oft haben selbsternannte Hirten und Führer nicht geführt, sondern verführt. Zu oft wurde Vertrauen missbraucht. Zu oft haben falsche Hirten nicht die ihnen Anvertrauten, sondern sich selbst versorgt. Und immer wieder wurden die Anbefohlenen nicht begleitet, sondern entmündigt. Von daher löst das Bild nicht nur gute Gefühle aus.

Und doch: Viele von uns berührt das Bild von Gott als dem guten Hirten. Denn wir sehnen uns nach der Geborgenheit und Gewissheit, die mit den Worten des 23. Psalms verbunden sind.

Mehr noch: Wir haben nicht nur einen Hirten. Wir selbst sind ja auch Hirten – für andere. Und genau für die uns Anvertrauten sind wir dem göttlichen, dem guten Hirten gegenüber verantwortlich, dem Hirten vieler Hirten.

Bevor man nun das „Du sollst" der Ermahnungen hört, bevor man als Hirt oder Hirtin in Verantwortung für andere genommen wird, darf man aber erst einmal selbst Schaf sein und sich weiden lassen. Denn auch wir müssen zu uns nehmen, was wir zum Leben brauchen, eben unser täglich Brot.

Die Hirten, denen das Weiden und Achten der anderen aufgetragen ist, bleiben nicht unversorgt. Sie haben ihrerseits ja auch Hirten, die ihnen Gutes tun, im Himmel und auf Erden, irdische und himmlische Hirten.

Er, der von sich sagt: „Ich bin der gute Hirt“ will auch unser Hirte sein. So ist er bei uns alle Tage. So ist er für uns da. So begleitet er uns. So führt und beschützt er uns. Wer ihn zum Hirten hat, ist gut versorgt und in der Fürsorge dessen, der uns zu guten Hirten machen kann.

Im Vers 2 heißt es nun: „Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist.“ Schafe müssen auf die Weide, müssen weiden, also Futter bzw. Nahrung aufnehmen. Die Aufgabe des Hirten ist, dafür zu sorgen, dass die Schafe was zu futtern haben, anderen zu zeigen, wo es dieses Futter für die Seele gibt. Das müssen sich alle Hirten überlegen. Und das sollte mit aller Sorgfalt geschehen, damit die uns Anbefohlenen geistig und geistlich nicht verhungern.

Ein guter Hirte sorgt also dafür, dass die ihm Anvertrauten in allem die Stimme des göttlichen Hirten hören, dass sie ihm folgen in dem, was sie denken, reden und tun.

Zu diesem „Weiden“ gehört natürlich auch das Beschützen vor allem, was den uns Anbefohlenen schaden könnte.

Auch das Suchen derer gehört dazu, die sich verirrt haben, genauso wie das Begleiten, Leiten und Führen, damit die uns Anbefohlenen ihren Weg, ihren Weg mit Gott gehen können.

Und auch das Zusammenbringen und Zusammenhalten derer gehört dazu, die aneinander geraten sind, auseinander laufen und orientierungslos herumirren.

Im 2. Vers heißt es dann: „Achtet auf sie... wie es Gott gefällt... von Herzensgrund“. Diese Ermahnung ist immer wieder notwendig. Denn wie oft sind wir acht- und herzlos? Wie oft gehen wir achtlos und herzlos aneinander vorbei und miteinander um, was ganz und gar nicht im Sinne Gottes ist?

Gottgefällig ist es, einander zu achten. Und das können wir alle: Achtsam sein - jederzeit und überall. Diese Achtsamkeit sollte uns ein Herzensanliegen sein. Von Herzen kommend würde es zu Herzen gehen. So eine Herzlichkeit können wir uns doch nur wünschen im Umgang miteinander.

Hier werden wir also als solche angesprochen, die ein Herz füreinander haben, die freiwillig aufeinander achten – und nicht etwa von Amts wegen oder gezwungenermaßen oder wegen des Geldes.

Wenn einer dem anderen Achtung entgegen bringt, ist es nicht mehr wichtig, wer das Sagen hat. Es kommt nicht darauf an, über anderen zu stehen, sondern einzig und allein darauf, an ihrer Seite zu sein und auf ihr Wohlergehen bedacht zu sein.

An so einem vorbildlichen Verhalten werden gute Hirtinnen und Hirten erkannt und nicht an ihren wortreichen und gut klingenden Absichtserklärungen.

Das klingt nach Arbeit. Und das ist es auch. Aber Hirten geben nicht nur, sie bekommen auch. Es ist - wie so oft - ein Geben und Nehmen – und das im doppelten Sinn – zwischen denen, die sich kümmern, und denen, denen geholfen wird.

Habt Ihr das nicht schon erlebt, wie beglückend es ist, wenn das Weiden und Achten gelingt? Denkt doch nur daran, wie glücklich es macht, wenn man jemanden vor etwas Schlimmen bewahren konnte.

Oft genug kommt nicht nur Dankbarkeit zurück. Immer wieder wendet sich das Blatt, wenn nämlich Hirten und Schafe die Rollen wechseln. Ich denke da z.B. an Kinder, die groß werden und dann ihrerseits ihre hilfsbedürftigen Eltern versorgen.

Es ist hoffentlich deutlich geworden, dass wir alle auf die eine oder andere Weise als Hirten für andere verantwortlich sind. Wir sind nicht nur von menschlichen und göttlichen Hirten versorgt, sondern auch in die Lage versetzt, unsererseits Hirten für andere zu sein.

Damit wir unserer Aufgabe nachkommen können, ist es notwendig, dass wir selbst bei ihm sind und uns von ihm weiden lassen. Ist doch eigentlich ganz einfach: Wenn wir wissen, wo es gut ist zu sein, wenn wir wissen, wo es die Nahrung gibt, die wir brauchen, werden wir anderen doch zeigen wollen, wo es gut ist zu sein und wo es gibt, was wir zum Leben brauchen.

Damit uns das Ganze nun nicht zur Last fällt, sondern eine Freude ist, denkt in diesem Zusammenhang doch bitte an so etwas wie eine Augenweide oder eine Gaumenweide, also an etwas, was man genießt, woran man sich weidet, woran man sich gütlich tun kann.

In diesem Sinne möge es Euch ein Genuss sein - vom guten Hirten geweidet - andere zu weiden. So lade ich Euch ein - selbst behütet - andere zu behüten, - selbst versorgt - andere zu versorgen, - selbst beschützt - andere zu beschützen, - selbst begleitet - andere zu begleiten, - selbst geführt - andere zu führen.

Demut

Predigt zu 1. Petrus 5, 5c-11 i. A. am 10. September 2010

Ich finde, dieser Text ist wie ein Hochhaus. Auf den ersten Blick weiß

ich: Hier wohnen zwar nicht die Familien Müller, Meier, Schulze. Aber hier treffe ich viele alte Bekannte: Gott, Jesus und den Teufel, den Hochmut, die Demut, die Gnade, die Zeit, die Versuchung, die Sorgen, die Nüchternheit, die Wachsamkeit, die Suche, den Glauben, die Berufung, die Herrlichkeit, das Leiden, die Stärkung, die Kraft, die Macht, die Ewigkeit – und alle, die dazu gehören.

Wenn man etwas über die Beziehungen untereinander ausdrücken wollte, könnte man es auch so sagen: Wenn die Demut nicht da ist, macht sich der Hochmut breit, der der Meinung ist, er würde schon alles ganz allein hinbekommen. Ja, und dann kann der Hochmut der Versuchung nicht widerstehen und geht den Sorgen auf den Leim.

Das ist dann das Problem. Das hätte nicht passieren brauchen. Da hatte einer ja seine Hilfe angeboten. Aber wenn man dem nicht vertraut und dessen Hilfe ausschlägt, ja dann erdrücken einen die Sorgen.

Aber selbst dann, wenn es einen schier erdrückt, was man sich da aufgeladen hat, besteht noch Hoffnung, aufrichtig aus dem Schlamassel heraus zu kommen. Dann nämlich, wenn man sich an den hält, der einen da aus der Trostlosigkeit in die Herrlichkeit ruft. Folgt man diesem Ruf, kommt man wieder zu Kräften.

Er hat die Kraft, zu retten – nicht nur heute Morgen, immer und immer wieder, wenn es sein muss. Soweit ein erster kleiner Versuch, diesen Abschnitt aus dem 1. Petrusbrief verständlicher zu machen.

Um es noch einmal im Bilde zu sagen: Wir haben heute Morgen nicht die Zeit, alle zu besuchen, die in diesem Texthochhaus wohnen. Deshalb habe ich mich entschieden, einige zu besuchen.

Ich beginne mit Hochmut und Demut. Mit beiden tun wir uns schwer. Nehmen wir mal den Hochmut. Wir wissen: Hochmut kommt vor dem Fall. Von daher verabscheuen wir alles Hochmütige, an uns und an anderen. Wenn uns einer hochnäsig oder überheblich daherkommt, reagieren wir geradezu allergisch. Wir können Menschen nicht ausstehen, die von sich eingenommen sind.

Und die Demut? Sie hat einen schlechten Ruf. Passt auch nicht gerade zum Lebensgefühl unserer Zeit. Und das ist nachvollziehbar. Zu oft wurden wir oder andere gedemütigt und klein gemacht.

Waren das die Gründe für den Hinweis unseres Textes: „Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zu seiner Zeit."

Das mit der Demut könnte moralisierend missverstanden werden, als

ginge es darum, sich klein zu machen oder klein machen zu lassen, sich zu ducken unter die Hand Gottes. Keine schöne Vorstellung.

Aber muss er da die Hand drauf haben? Nein. Ich verstehe das mit der Hand Gottes ganz anders. Unter der Hand Gottes, braucht sich niemand zu ducken oder kleiner zu machen, als er ist. Denn diese schützende und segnende Hand macht uns nicht klein, sondern groß. Unter dieser Hand ist Platz genug, um aufrecht zu stehen. Und zwar miteinander.

Ein Blick in das Wörterbuch ist hilfreich. Denn das Wort Demut kommt vom althochdeutschen diomuoti. Dio steht für Diener und muot steht für Mut. Demut ist also der Mut zum Dienen.

Wer demütig ist, unterwirft sich nicht. Wer demütig ist, überhebt sich aber auch nicht über andere. Wer demütig ist, bringt den Mut auf, für andere da zu sein.

Finden Sie nicht auch: Dazu gehört viel Mut und innere Kraft, andere zu bedienen. Wird nicht immer noch der hoch angesehen, den andere bedienen? Und verliert nicht immer noch der an Ansehen, der anderen dient? In der Gemeinde soll es anders sein. Da soll man sich nicht fragen „Was brauche ich?", sondern „Was brauchst du?"

Und damit sind wir bei den Sorgen. „Hast Du Sorgen?" und „Haben Sie Sorgen?" Ich habe auch welche. Wir sind viel zu oft Menschen der Sorge.

Und unsere Sorgen sind ja nicht einmal unbegründet. Weil die Zukunft ungewiss ist, bleibt es gar nicht aus, dass wir uns sorgen - um uns selbst, um die uns anvertrauten Menschen, um den Atommüll ganz in unserer Nähe, um die Stabilität der Währungen, um die Veränderungen des Klimas, um den Frieden, um die Menschen in Pakistan...

In der Mitte liegt symbolisch für alle unsere Sorgen ein Sorgenstein, ein ganz großer und schwerer. Manche Sorge hat gefühlt die Größe dieses Steins.

Wenn es hier im Text nun heißt: „Alle eure Sorge werft auf ihn; denn er sorgt für euch", dann klingt das manchen sicher einfach nur naiv. Irrtum. Hier heißt es ja nicht: „Nun steckt den Kopf mal schön in den Sand."

Das ist hier keine Aufforderung zur naiven Sorglosigkeit. Nein: Es ist eine Aufforderung zu christlicher Sorglosigkeit, die dadurch entsteht, dass man das, was einem Sorgen macht, vor Gott bringt – verbunden mit der Bitte, dass er uns hilft und beisteht bei der Bewältigung dessen, was uns Sorgen macht und belastet.

Auch dann, wenn wir unsere Sorgen wie Steine Gott vor Gott abwerfen, verändern sie uns, zumal dann, wenn die Dinge, die uns Sorgen machen, unverändert bleiben. Aber sie sollen uns eben weder lähmen noch auffressen. Sie sollen uns nicht erdrücken. Wir dürfen sie vor Gott ablegen und loslassen.

Hier nun müssen wir auf den nächsten Vers schauen. Er lautet: „ Seid nüchtern und wacht; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge."

Man könnte denken, hier würde ein neues Kapitel aufgeschlagen. Aber warum sollte das so sein? Viel nahe liegender ist es doch, dass auch diese bildhaften Worte im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden zu verstehen sind.

Und das hieße dann: Die Sorge hat also, wenn sie nicht vor Gott gebracht wird, etwas geradezu Teuflisches an sich. Der Teufel oder Widersacher ist das, was uns angst und bange werden lässt wie ein brüllender Löwe. Die Gefahr besteht, dass die Angst und Sorgen in uns so übermächtig werden, dass sie uns, also unsere Lebensfreude, unseren Lebensmut, unser Leben verschlingen wie ein brüllender Löwe.

Genau das soll nicht passieren. Dem sollen wir widerstehen, indem wir uns Gott anvertrauen. Da müssen wir ganz wach sein. Deshalb heißt es: „Seid nüchtern und wacht..." und „Dem widersteht, fest im Glauben..."

Und damit komme ich genau wie der Schreiber des 1. Petrusbriefes zum Ende. Nachdem er angesprochen hatte, was Probleme bereitete, schließt er mit einer wunderbaren und Mut machenden Zusage: „Der Gott aller Gnade aber, der euch berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus Jesus, der wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, aufrichten, stärken, kräftigen, gründen. Ihm sei die Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Für einen Moment geht es weder um Hochmut noch um Demut. Für einen Moment sind alle Sorgen und alles Beängstigende wie verflogen, als würde durch einen Wolken verhangenen Himmel auf einmal die Sonne leuchten.

Er ist nicht bereit, den Sorgen mehr Zeit zu widmen, als ihnen zusteht. Er spricht von einer kleinen bzw. kurzen Zeit, in der einem die Sorgen und all das zu schaffen machen.

Und dann? Ja dann wird es hell, geradezu leuchtend hell. Er spricht von Gottes Gnade, Berufung und Herrlichkeit. Er spricht von Gottes Stärke, Kraft und Macht. In Ewigkeit.

Was sind angesichts dieser göttlichen Wirklichkeit schon die paar vorübergehenden Sorgen? Nicht mehr als ein sich in der Sonne auflösender Morgennebel.

„So möge euch der Gott aller Gnade, der euch berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus Jesus, aufrichten, stärken, kräftigen, gründen. Ihm sei die Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Licht am Ende der Nacht

Predigt zu 2. Petrus 1, 16-19 31. Januar 2021

Die Weihnachtsbäume sind längst entsorgt. Der weihnachtliche Schmuck ist für nächstes Jahr wieder auf dem Boden. Gefühlt ist die Weihnachtszeit ja schon lange vorbei.

Und doch: Das, was damals zu Weihnachten begann, war doch mit dem Verschwinden des Sterns von Bethlehem nicht zu Ende. Ganz im Gegenteil. Mit der Geburt des Christus fing doch erst alles an.

Das spiegelt sich in gewisser Weise auch in den Texten wieder, die für den heutigen Tag, den letzten Sonntag nach Epiphanias vorgesehen sind, mit dem vom Kirchenjahr her die Weihnachtszeit endet.

Der Predigttext erinnert an die Verklärung Jesu, um die es eben auch schon in der Lesung ging. Für einen Moment durften die Jünger auf jenem Berg der Verklärung sehen, was es mit diesem Jesus auf sich hatte. Ihnen war im wahrsten Sinne des Wortes ein Licht aufgegangen.

Leider konnten Sie diesen lichtvollen Moment nicht festhalten. Aber es reichte, um Jesus in einem anderen Licht zu sehen und sie zu erleuchten, wie es später hieß.

Im Predigttext findet das seinen Niederschlag in den Worten: „Wir haben seine Herrlichkeit mit eigenen Augen gesehen. Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Preis durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herrlichkeit: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Und diese Stimme haben wir gehört vom Himmel kommen, als wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge."

Was hat das mit uns zu tun? Ganz einfach: Wir werden durch diesen Bericht eingeladen, nicht wie die Touristen und Zuschauer am Berg der Verklärung stehen zu bleiben, sondern ihn im Sinne der Geschichte mit inneren Augen so zu sehen, wie die Jünger ihn sahen: hell leuchtend wie das Licht, nicht von dieser Welt, als göttliche Wirklichkeit.

Das funktioniert nicht so, dass man mal so hinschaut und alles wäre

klar. Nein. So geht das nicht. Wer da was sehen will, der muss sich in die Szene vertiefen.

Das ist wie bei einer Ikone. Es kommt darauf an, nicht nur das zu sehen, was die Ikone abbildet. Es kommt darauf an, die Ikone als Glasscheibe zu verstehen und hinter der Ikone den wahrzunehmen, der einen als der lebendige Christus durch die Ikone anschaut.

Dabei geht es nicht um Christus als historische Gestalt, sondern um den Auferstandenen und lebendigen Herrn, der bei uns ist, wie er versprochen hat: „Ich bin bei euch allezeit, bis an der Welt Ende."

Und dann wird uns hier im Text ans Herz gelegt: „Ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen."

Wir kennen den Morgenstern als Phänomen am nächtlichen Sternenhimmel. Der Morgenstern ist der Stern, der nach dem längsten Teil der Nacht strahlend hell am Himmel steht und den anbrechenden Tag ankündigt.

Manchmal kommt es einem ja so vor, als würde die Nacht nie aufhören. Gerade dann verspricht einem der Morgenstern: Es wird ganz bestimmt bald hell. Der neue Tag bricht schon an. Halte durch. Verzweifle nicht.

Insofern hat der Morgenstern etwas sehr Tröstliches und Mut Machendes für alle, die in der Gefahr stehen, angesichts der Dunkelheit in ihrem Leben und um sie herum zu verzagen.

Die Dunkelheit hat unterschiedliche Ursachen: Das Alter und die gesundheitlichen Baustellen, finanzielle Sorgen und familiärer Kummer, schulische oder existenzielle Probleme, den Klimawandel und dieser Tage die Corona-Pandemie. Es ließen sich beliebig viele Umstände benennen, die unsere Welt verdunkeln.

Was gäbe man drum, wenn man Licht am Ende des Tunnels sehen würde. Manchmal ist es da. Und man sieht es nur nicht, weil man zu sehr auf das Dunkle fixiert ist, das einen in seinen Bann schlägt.

In diesem Sinne hat Amanda Gorman bei der Vereidigung des neugewählten amerikanischen Präsidenten gesagt: „Es gibt immer Licht, wenn wir mutig genug sind, es zu sehen, mutig genug sind, es zu sein."

Als sie das so sagte, nahmen es die Reporter dankbar auf, weil es sich wohltuend von all den Schreckensnachrichten dieser Tage abhob. Dabei sagte sie ja nichts wirklich Neues. Und warum nichts Neues? Weil schon Jesus sagte: „Ihr seid das Licht der Welt." Aber wie das so ist.

Man vergisst. Man denkt nicht dran. Über all den Informationen gerät Wichtiges schnell aus dem Blick.

Hätte sie Jesus zitiert, hätten alle müde lächelnd abgewunken und gesagt: „Schon bekannt." Aber sie sagte es in ihren Worten. Und die klangen frisch und neu, eben so, dass man es gern hörte. Gut so. Hauptsache wir hören und glauben es.

Licht sehen zu können, ist das eine, eigentlich Geschenk genug. Aber dieses Licht auch zu sein, erfordert Mut. Seien wir also mutig, es auch zu sein, wie Amanda Gorman und Jesus sagten.

Stellt sich nur noch die Frage, was das Licht ist, das man sieht, das einem Mut und Zuversicht angesichts der Dunkelheit schenkt. Ich weiß nicht, welches Licht Amanda Gorman da vor Augen hatte. Das blieb in ihrer Rede offen.

Ich für meinen Teil denke an Christus, der von sich sagte: „Ich bin das Licht." Und ja, dazu gehört tatsächlich Mut, davon zu sprechen, dass man das Licht, nach dem wir uns alle sehnen, in Jesus sieht. Er schenkt uns in vielfältiger Weise Hoffnung.

Wir sagen doch manchmal: „Da ging mir ein Licht auf." Wer in Jesus das Licht sehen kann, nach dem wir uns alle sehnen, dem geht im Sinne unseres Textes ein Licht auf.

Wie und wo das geschieht? Was den Ort des Geschehens angeht, ist der Text eindeutig: im Herzen. Das Licht geht uns im Herzen auf. Wie das geschieht, wird allerdings nicht gesagt. Aber immer dann, wenn es geschieht, ist es ein Ereignis verbunden mit großer Kraft und Herrlichkeit, also nicht zu übersehen – für einen selbst nicht und für die anderen auch nicht.

Das Erstaunlichste daran ist, dass dieses uns rettende Licht, diese Kraft schon da ist, in uns, auch wenn wir's noch nicht sehen. Es wartet nur darauf, in uns und durch uns seine Kraft entfalten zu können.

Wünschen wir uns, dass in uns, in unseren Herzen, immer dann, wenn es dunkel ist, dieses Licht wie der Morgenstern in der Nacht aufleuchtet, dass seine Leuchtkraft uns von innen her durchströmt und befähigt, mutig zu tun, was notwendig ist.

So betrachtet müsste uns dieses Wort vom Aufgehen des Morgensterns in unseren Herzens geradezu sehnsüchtig werden lassen, genau das zu erleben und zu sehen, wovon da gesprochen wird - erstmalig oder immer wieder und wieder.

Nun kann man sich fragen, was all das mit den Fragen unserer Zeit zu tun hat, die uns dieser Tage umtreiben. Stimmt, dieser Text sagt nichts

darüber, wie mit der Pandemie umzugehen ist, nichts über Diesel- oder Elektrofahrzeuge, nichts zur freien Marktwirtschaft, nichts zu parteipolitischen Entscheidungen, nichts zum Klimawandel, nichts zu den Wanderungsbewegungen, nichts zum Terrorismus, nichts zum Kapitalismus und Neoliberalismus, nichts zum Verfall der Sitten, nichts zu all den Fragen, mit denen wir Tag um Tag durch die Medien befasst werden.

Aber genau das, was zur Überwindung all der Probleme helfen könnte, vermelden uns die Medien leider auch nicht. Sie beschreiben die Probleme, kommen damit aber einer Lösung derselben selten näher.

Im Gegenteil: Es entsteht zunehmend der Eindruck: Es hat ja doch keinen Sinn. Sollte es uns gelingen, das eine Problem zu lösen, stehen noch viele andere vor der Tür, für die wir – zumindest zurzeit – keine Lösung haben.

Und warum ist das so? Weil nicht die thematisierten Probleme das eigentliche Problem sind, sondern wir, die wir für die Probleme am laufenden Band sorgen. Der Mensch als solcher, die Menschheit ist das Problem.

Und genau da könnte jedem von uns das Licht helfen, von dem der Text spricht. Denn dieses Licht leuchtet in uns, in unseren Herzen auf. Es verändert uns – und damit einen Teil dieser Welt.

Auch wenn Christus damals nichts zu den konkreten Fragen unserer Zeit sagen konnte, wird uns durch ihn das Licht und die Kraft zuteil, die wir brauchen, um die Probleme anzugehen – soweit es in unserer Macht steht. Dabei helfe uns Gott.

Die kommende neue Welt

Predigt zu 2. Petrus 3, 8-13 am 24. November 2002

Wie Sie vermutlich wissen, hatte Christus seinen Jüngern noch zu Lebzeiten versprochen, bald wiederzukommen. So kam es, dass die ersten Christen sehr intensiv darauf warteten, dass er wiederkommt. Die Jahre vergingen, ohne dass er in der erwarteten Weise wiedergekommen wäre. Hatten Sie umsonst gewartet? Oder hatten sie eine falsche Erwartung? Fragen und Zweifel brachen auf. Das ist der Zusammenhang, in dem der 2. Petrusbrief entstanden ist, aus dem der heutige Predigttext kommt...

Man spürt, wie der Schreiber des Briefes die verunsicherten Christen trösten will. Als erstes relativiert er die Zeit, wenn er sagt: „Beim

Herrn gilt ein anderes Zeitmaß als bei uns Menschen. Ein Tag ist für ihn wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein einziger Tag."

Es ist also nicht die Frage, ob der Herr wiederkommt, allenfalls wann er wiederkommt. Bedingt durch die göttliche Zeitrechnung ist eben nur nicht eindeutig auszumachen, wann geschieht, was angekündigt wurde. Uns mag es zögernd vorkommen. Aber das liegt nur an unserem begrenzten, eben menschlichen Zeitempfinden.

Aber natürlich: „Der Herr erfüllt seine Zusagen." Das ist mehr als tröstlich. Das ist wie ein Blanko-Scheck. Wir können ihn beim Wort nehmen. Denn er erfüllt seine Zusagen. Also nicht aufgeben, sondern an seinen Zusagen festhalten und vertrauen. Sie wissen doch: Wunder dauern etwas länger.

In einem nächsten Gedanken erklärt der Schreiber, warum der Herr noch nicht wiedergekommen ist. Wäre er gekommen, wäre alles aus gewesen. Aber weil er einigen noch die Chance geben wollte, sich zu besinnen, hat er noch ein bisschen Zeit draufgegeben.

Deshalb heißt es weiter: „Er hat Geduld mit euch, weil er nicht will, dass einige zugrunde gehen. Er möchte, dass alle Gelegenheit finden, von ihrem falschen Weg umzukehren."

Ist das schlecht, dass er Geduld mit uns hat? Sicher nicht. Es ist noch Zeit, sein Leben zu verändern. Es ist noch Zeit, sich erstmalig oder erneut Gott zuzuwenden. Es ist noch Zeit, die Möglichkeiten zu nutzen, die er uns eröffnet, das Leben zu leben.

Wer würde sich nicht freuen, wenn er noch eine Chance bekommt? Wer würde sich nicht freuen, wenn der Bus ihm nicht vor der Nase wegfährt, sondern doch noch einen Moment wartet, damit auch die Letzten, die eigentlich zu Späten, noch mitkommen.

Nun gut, irgendwann muss der Bus fahren. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Niemand sollte schamlos auf unendliche Geduld spekulieren. Irgendwann ist es zu spät. Und es ist oft viel später, als man dachte. Früher oder später ist es halt so weit.

Mit Blick auf das Kommen des Herrn heißt es: „Doch der Tag des Herrn kommt unvorhergesehen wie ein Dieb." Was der Schreiber des Petrusbriefes dann schreibt, könnte ähnlich in einem Lehrbuch der modernen Astrophysik stehen. Denn die, die sich mit dem Universum auskennen, die wissen, dass in Millionen Jahren der Zeitpunkt kommt, wo unsere Sonne aufglüht und die Erde verbrennen wird. „Dann wird der Himmel unter tosendem Lärm vergehen, die Himmelskörper verglühen im Feuer, und die Erde und alles, was auf ihr ist, wird zerschmelzen."

So steht es hier im 10. und auch im 12. Vers.

So oder so, über kurz oder lang, es kommt der Tag des Herrn, so ein Tag, an dem Rechenschaft abzulegen ist. Das müsste doch eigentlich allen ein „Ansporn sein, ein heiliges Leben zu führen, das Gott gefällt“, wie es hier heißt.

Von daher müsste eigentlich klar sein, wie man sein Leben ausrichtet: Wenn man weiß, was langfristig auf einen zukommt, richtet man sich doch kurz- und mittelfristig entsprechend ein.

Deshalb ist die Aufforderung naheliegend: „Lebt in der Erwartung des großen Tages, den Gott heraufführen wird.“ Wer in so einer Erwartung lebt, wer sich mit allem darauf einstellt, der lebt ja schon ein Stückweit das, was ja eigentlich erst noch aussteht. Man nimmt es gewissermaßen vorweg - wenigstens ansatzweise.

Aber genau das ist es, was wir tun können, was uns möglich ist, was von uns erwartet wird. Deshalb heißt es hier: „Tut das Eure dazu, dass er bald kommen kann.“

Und wenn er zu uns kommt bzw. wenn wir zu ihm kommen, dann werden wir sehen, wie der neue Himmel und die neue Erde aussehen, die Gott uns in Aussicht gestellt hat.

Und darum geht es im letzten Vers unseres Abschnitts: „Aber Gott hat uns einen neuen Himmel und eine neue Erde versprochen. Auf diese neue Welt warten wir.“

So ist es. Darauf warten wir für uns, die Lebenden. Und noch mehr warten und hoffen wir auf diese neue Welt, das neue Leben jenseits des Todes für die, die gestorben sind, die wir schmerzlich vermissen.

Die Botschaft von einer neuen Welt jenseits all dessen, was ist und wir uns vorstellen können, eröffnet uns in unserer Trauer einen neuen Horizont. Wir sehen heute eben nicht nur den Tod und alles schwarz in schwarz. Zum Schwarz des Totensonntags gesellt sich das Weiß des Ewigkeitssonntags. Dank der Zusagen Gottes ist da ein heller Lichtstreif am Horizont, der uns hoffen lässt, dass es hinterm Horizont weitergeht.

Es könnte sein, dass der eine oder andere in all dem bisher Gesagten noch nicht die Hilfe und den Trost gefunden hat, sich womöglich vertröstet vorkommt. Das täte mir leid und ist nicht meine Absicht.

Das könnte daran liegen, dass Sie sich fragen, was Ihnen die Erwartung und Hoffnung auf einen noch ausstehenden Tag des Herrn helfen soll bei der Bewältigung des Verlustes, den Sie durch den Tod eines Ihnen lieben Menschen erlitten haben.

Und Sie haben ja Recht. Man kann sich tatsächlich fragen: „Ist nicht alles Warten umsonst? Ist die Erwartung überhaupt richtig?“ Vielleicht kommt es nie zu so einem Tag des Herrn, wie man sich das immer vorgestellt hat, einem Tag, an dem der Herr wiederkommt und an dem die Toten auferstehen.

Vielleicht ist er, den wir schon so lange erwarten, längst da. Und vielleicht sind die, die in unseren Augen tot sind, nicht so tot, wie manche meinen, sondern auf eine uns meist verborgene Weise doch bei uns.

Wenn es denn stimmt - und davon gehe ich aus - dass Christus immer und überall bei uns ist, wie er uns versprochen hat, dann braucht er doch eigentlich nicht mehr wiederzukommen. Denn: Wer schon da ist, braucht nicht zu kommen. Stimmt doch, oder?

Unter Umständen ist die Art und Weise, wie manche warten, ein einzigartiges Ausweichmanöver. Denn wenn man so tut, als sei der, den man erwartet, noch nicht da, als müsse er erst noch kommen, dann kann man ja einfach so weitermachen, wie bisher.

Also wenn ich immer der Meinung bin, dass das Reich, um dessen Kommen wir mit dem Worten „Dein Reich komme“ im Vater unser beten, noch nicht da ist, hat das weniger Konsequenzen für mein alltägliches Leben, als wenn ich in der Meinung bete, dass es da ist und nun in mir und durch mich ein Stück irdischer Wirklichkeit werden will. Wenn sein Reich nahe ist, ist es wichtig. Wenn es weit weg ist, ist es nicht ganz so wichtig. Und so warten viele und warten und warten... um einfach nicht die Konsequenzen daraus ziehen zu müssen, dass er bereits da ist.

Und doch ist er da. Immer schon bei uns. Längst, bevor wir das realisieren, längst bevor wir das wahrnehmen. Aber wie das manchmal z.B. in einem Gespräch ist. Man ist zwar dabei, kommt aber irgendwie nicht durch, man kommt irgendwie nicht an. So ähnlich geht es dem Herrn auch. Er ist da - aber er kommt nicht wirklich an, er kommt nicht wirklich durch.

Dieser kurzsichtigen Sicht der letzten Dinge entspricht die Erwartung, dass unsere Toten erst später auferstehen, eben erst am Tag des Herrn. Dabei gibt es genügend biblische Hinweise darauf, dass wir mit dem Tod sofort bei Gott, in der neuen Welt sind.

Weil unser Herr lebt, unter uns lebt, und unsere Toten bei ihm sind, wie er versprochen hat, deshalb sind unsere Toten auch bei uns. Eine Brasilianerin schrieb ihrem Sohn:

„Dieser Brief bringt dir eine gute Botschaft, eine Nachricht, die -

wenn wir sie im Licht des Glaubens betrachten - wirklich großartig ist. Gott suchte unsere Familie heim. Dann wählte er für sich den Vollkommensten, den Reifesten, den besten von allen, den, der ihm am nächsten war, unseren geliebten Papa. Lieber Leonardo, Gott hat unsern Papa nicht nur zu sich genommen, sondern noch mehr unter uns gelassen. Er hat ihn nicht nur den Freunden unserer Familie entrissen, sondern noch tiefer in unser aller Erinnerung eingepflanzt. Gott hat unsern Papa nicht unserer Gegenwart entwendet, sondern noch gegenwärtiger werden lassen... Papa ist nicht weggegangen, sondern neu da, damit er noch mehr unser Vater ist, damit er heute und immer bei uns ist."

Finden Sie nicht auch. So könnten wir es auch von unseren Toten sagen, die von Gott wie Christus heimgerufen wurden und doch bei uns sind?

Lebensfreude durch sein Wort

Predigt zu 1. Johannes 1, 1-4 am 27. Dezember 2009

Da könnte man doch glatt ein wenig neidisch werden auf die Christen von damals. Die haben, wie es hier scheint, alles mit den eigenen Ohren gehört, mit den eigenen Augen gesehen, mit den eigenen Händen betastet.

Zuerst dachte ich ja, hier wäre davon die Rede, dass sie Christus mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört und mit den eigenen Händen betastet hätten.

Aber dann wurde mir klar, dass das nicht sein kann. Denn den hatte auch der Schreiber dieser Worte nicht mehr persönlich sehen, hören und betasten können.

Mir wurde klar: Hier muss etwas anderes gemeint sein, wenn er sagt, sie hätten gesehen, gehört und betastet. Und dann erst fiel mir auf: Da ist ja gar nicht vom historischen Jesus die Rede, der verkündigte und seine Wunder vollbrachte.

Nein, hier war vom „Wort, das Leben bringt" bzw. vom „Leben" selbst die Rede. Dies Wort, das Wort Gottes, ist laut biblischem Zeugnis Christus, wie er verkündigt wurde.

Sie merken, da ist ein kleiner Unterschied, ob man vom verkündigenden Jesus oder vom verkündigten Christus ausgeht.

Der Schreiber des Johannesbriefes, um dessen Text es heute Morgen geht, spricht vom Christus, wie er verkündigt wurde. Wenn er ihn

sieht, hört oder fühlt, dann kann es sich nur um einen inneren Vorgang handeln, um ein Sehen mit dem inneren Auge, ein Hören mit dem geistigen Ohr, ein Betasten mit dem Herzen.

Ich sage „nur". Aber bitte: Das ist doch was. Jesus wirklich gesehen, gehört und betastet haben viele seiner Zeitgenossen. Aber in ihm das Wort des Lebens gesehen, haben längst nicht alle.

Aber durch die Jahrhunderte hat es unzählige Menschen gegeben, die ihn nicht so gesehen und gehört haben, wie die damals, die aber von ihm bewegt nicht nur ihr Leben verändert haben. Damit einem das mit Jesus zu Herzen und unter die Haut geht, muss man beileibe nicht Zeitgenosse Jesu gewesen sein.

Und wir? Wie steht es da um uns? Was haben wir gesehen? Was haben wir gehört? Was haben wir gefühlt?

Die Frage ist ja nicht, was andere damals erlebt und erfahren haben, sondern was wir heute erleben und fühlen. Denn nur das überzeugt – uns selbst und die, denen wir es erzählen.

Wenn ich das richtig verstehe, sind die biblischen Texte aus genau diesem Grund aufgeschrieben worden. Menschen haben all das, was sie gehört, gesehen und gefühlt haben, für die nachfolgenden Generationen aufgeschrieben, gewissermaßen als Ermutigung für sie, damit sie versuchen, eigene Erfahrungen mit alledem zu machen.

So ging es allen biblischen Autoren darum, mit ihren Berichten andere einzuladen, sich ein eigenes Bild zu machen, sich selbst von dem überzeugen zu lassen, was dran ist an diesem Jesus Christus, dem zu Weihnachten fleischgewordenen Wort Gottes.

Das führt uns in eine gewisse Schwierigkeit. Wir würden ja gern, sehen, hören, betasten, eben eigene Erfahrungen machen. So sehr ich mir das immer wünsche, den unmittelbaren Kontakt, so sehr frage ich mich, was das wohl mit mir, mit uns machen würde.

Was ich damit meine, veranschaulicht ganz gut folgende Geschichte von Leo Tolstoi:

„In einem fernen Lande lebte einst ein König, den am Ende seines Lebens Schwermut befallen hatte. „Schaut", sprach er, „ich habe in meinem Leben alles, was nur ein Sterblicher erleben und mit den Sinnen erfassen kann, erfahren, vernommen und geschaut. Nur etwas habe ich nicht schauen können in meinen ganzen Lebensjahren. Gott habe ich nicht gesehen. Ihn wünschte ich noch wahrzunehmen."

Und der König befahl allen Machthabern, Weisen und Priestern, ihm Gott nahe zu bringen. Schwerste Strafen wurden ihnen angedroht,

wenn sie das nicht vermöchten. Der König stellte eine Frist von drei Tagen. Trauer bemächtigte sich aller Bewohner des königlichen Palastes, und alle erwarteten ihr baldiges Ende.

Genau nach Ablauf der dreitägigen Frist, um die Mittagsstunde, ließ der König sie vor sich rufen. Der Mund der Machthaber, der Weisen und Priester blieb jedoch stumm, und der König war in seinem Zorne bereits bereit, das Todesurteil zu fällen.

Da kam ein Hirte vom Felde, der des Königs Befehl vernommen hatte, und sprach: „Gestatte mir, o König, dass ich deinen Wunsch erfülle". „Gut", entgegnete der König, „aber bedenke, dass es um deinen Kopf geht."

Der Hirte führte den König auf einen freien Platz und wies auf die Sonne. „Schau hin", sprach er. Der König erhob sein Haupt und wollte in die Sonne blicken, aber der Glanz blendete seine Augen, und er senkte den Kopf und schloss die Augen. „Willst du, dass ich mein Augenlicht verliere?" sprach er zu dem Hirten. „Aber König, das ist doch nur ein Ding der Schöpfung, ein kleiner Abglanz der Größe Gottes, ein kleines Fünkchen seines strahlenden Feuers. Wie willst du mit deinen schwachen, tränenden Augen Gott schauen? Suche ihn mit anderen Augen."

Ich verstehe Tolstoi so, dass er sagt: So sehr der Wunsch nachvollziehbar ist, Gott konkret und sinnlich erfahren zu wollen – muss man doch feststellen, dass es gut ist, dass man ihn nicht sehen, hören und betasten kann.

Es würde einen umbringen. Es ist also nicht nur zu verwegen, ihn sehen, hören und betasten zu wollen. Es ist unmöglich. Und es ist in gewisser Weise gut für uns, dass es unmöglich ist.

Wie kommen wir weiter? Vielleicht mit einer weiteren Anleihe in der Literatur. Bei Antoine St. Exupéry heißt es: „Man sieht nur mit den Herzen gut."

Gilt das auch für das Hören und Betasten? Vermutlich ja. Und gilt das auch für das Hören und Sehen und Betasten in Glaubensdingen. Aber sicher doch. Gerade da. Gerade das ist doch alles Herzenssache.

Genau die Beschränkung auf das innere Sehen, Hören und Betasten mit dem Herzen, also dieser Verzicht auf eine sinnliche Erfahrung Gottes, ist es, was Kritiker der Kirche immer vorgeworfen haben. Immer dann, wenn es konkret wird, wenden die Kritiker ein, flüchtet sich die Kirche ins Spirituelle, Unsichtbare, Nicht-Sinnliche und Unfassbare.

Damit haben wir ein Problem. Die Menschen, mit denen wir es zu

tun haben, und in gewisser Weise auch wir selbst, sind es gewohnt, alles, was unsre Sinne nicht wahrnehmen, alles, was wir nicht mit Händen greifen können, entweder für unwirklich zu halten oder zumindest anzuzweifeln.

Wenn wir nicht lernen, auch das als Teil der Wirklichkeit zu verstehen, was unsichtbar ist und sich unserem Zugriff entzieht, werden wir hier nicht weiter kommen und das mit dem Wort, das Leben bringt, nicht verstehen.

Die Menschen, die uns dies hier aufgeschrieben haben, haben es gesehen, gehört und gespürt. Und indem sie es uns weitergeben, eröffnen sie uns die Möglichkeit, eigene Erfahrungen mit diesem Wort, das Leben bringt, zu machen.

Und wenn dann der Predigttext mit den Worten schließt: „Das erfüllt uns mit großer Freude. Und wir schreiben euch diesen Brief, damit unsere Freude vollkommen wird." dann wird noch einmal festgehalten, worum es letztlich geht: Um Freude, um Freude am Leben, um Lebensfreude. Die schenke uns Gott durch sein Wort.

Gier nach mehr

Predigt zu 1. Johannes 2, 15-17 am 29. Oktober 2002

Was halten Sie von diesen Text? Mögen Sie dem, was hier steht, ganz spontan zustimmen? Oder schütteln Sie innerlich den Kopf? Ich vermute mal Letzteres. Denn das ist hier doch eine - ich sage es mal vorsichtig - sehr ungewohnte Art die Welt zu sehen. Auf den ersten Blick hat man ja geradezu den Eindruck, der Schreiber dieses Textes hätte ein völliges Negativbild von der Welt. Die Welt ist schlecht. Und was in der Welt ist, ist auch schlecht. Und von daher scheint es ihm geraten, auf Abstand zu gehen von der Welt.

Aber spätestens da merkt man auch, dass er mit dem Wort „Welt" hier offensichtlich etwas anderes meint, als wir normalerweise darunter verstehen.

Denn natürlich ist ein Sonnenuntergang oder das Zwitschern der Vögel etwas Wunderbares. Und es ist eine Augenweide, wie der Wind mit dem bunten Laub spielt. Und es alles anderes als schlecht, wenn Menschen einander beistehen und lieben. Und natürlich darf man sich nicht nur zum Erntedankfest an den Gaben des Schöpfers erfreuen.

Die Welt - wie wir sie sehen und verstehen - ist also nicht durch und

durch schlecht, sondern liebenswert. Gott liebt diese Welt. Und wir tun gut daran, es auch zu tun.

Aber warum um Himmels willen geht der Schreiber dieses Johannesbriefes so auf Abstand zu dem, was er Welt nennt. Also: Was steckt dahinter?

Offensichtlich meint der Briefschreiber Johannes mit Welt den Teil der Teil, der meint, ohne Gott auskommen zu können. Die Welt, von der er spricht, ist die gottlose Welt, also die Machtsphäre bzw. der Einflussbereich, in dem die Gottlosigkeit und das Böse die Oberhand haben.

Damit keine Missverständnisse aufkommen. Hier war nicht im Blick, was manche Politiker als Achse des Bösen erkannt haben wollen. Man kann doch nicht allen Ernstes sagen, dies Volk oder dies Land und diese Art von Leute seien die Bösen und die anderen seien die Guten. So einfach ist es nicht.

Nein: Johannes sah das ein wenig differenzierter. Er wusste: Das Böse ist überall - um uns herum, leider auch in uns. Und ein jeder hüte sich davor. Denn niemand ist davor sicher. Immer und überall lauert es uns auf.

Das mag sich jetzt für den einen oder anderen ziemlich düster, geradezu unheimlich anhören. Und ein bisschen ist es das auch. Damit ist nicht zu spaßen.

Aber das Böse ist kein Alien, kein außerirdisches Wesen, dem wir wehrlos ausgeliefert wären. Nur da, wo man es einlässt, nur da, wo man sich ihm öffnet, kann es Einfluss bekommen.

Nun könnte man sich schnell sicher fühlen und denken. Ich nicht. Vorsicht! Man ist dem Bösen schneller auf den Leim gegangen, als man denkt.

Warum? Na, weil das Böse, das hinter und in der gottlosen Welt steckt, sozusagen getarnt daher kommt. Man erkennt es nicht gleich. Unheimlich schlau versucht es uns an der Stelle zu bekommen, wo wir - wie alle Menschen - verwundbar und ansprechbar sind.

Und das wäre? Steht mehrfach im Text. Johannes spricht von Gier. Weil wir das Wort Gier kaum noch benutzen, meinen einige ja, es gäbe die Gier nicht mehr. Irrtum. Auch wenn es das alte Wort Gier kaum noch gibt ist das, was man früher Gier nannte, immer noch da, vielleicht in unserer Zeit mehr als früher. Für uns macht sich die Gier bemerkbar im allgegenwärtigen Wunsch nach mehr, nach schneller, nach größer, nach reicher, nach machtvoller, eben nach mehr.

Und wer hätte diesen Wunsch nicht? Mehr oder weniger. Denn: Ein bisschen mehr könnte es doch sein - oder? Ein bisschen mehr Geld in der leeren Haushaltskasse, ein bisschen mehr Zeit, ein bisschen mehr Gesundheit, ein bisschen mehr Einfluss, ein bisschen mehr Anerkennung, eben ein bisschen mehr... und am besten von allem ein bisschen mehr.

Niemand sage, er bzw. sie sei frei davon. Ich behaupte mal: Es steckt in uns allen. Und das macht uns Menschen dieser Tage so verwundbar.

„Es ist aber auch schlimm mit dem Egoismus in der Welt“, sagte mal einer. „Alle denken immer nur an sich. Bei mir ist das anders: Ich denk nur an mich.“ Wer täte das nicht.

Der Schreiber Johannes bleibt aber nicht gänzlich im Allgemeinen. Er konkretisiert es, indem er z.B. von der Gier der Triebe und Sinne spricht. Da brauchen wir nicht lange zu überlegen:

Wir sind immer ansprechbar und die Gier unserer Ohren ist unersättlich. Wir sind immer offen für Neues, vor allem für neuen Klatsch und Tratsch. Hast du schon gehört? Nein, sagt die Gier in uns, erzähl mal.

Und nicht nur bei kleinen Kindern ist zu beobachten, dass der Hunger der Augen größer ist als der Magen verkraftet. Gerade in unser Zeit der ständigen Überflutung durch Werbung, die unsere Gier, unseren Wunsch nach mehr so richtig anheizt, kann man sich dem, was so abgeht, nicht gänzlich entziehen, auch wenn man für sich den Eindruck hat, bescheiden zu sein.

Leben wir nicht in einer Welt, die uns vorgaukelt, es käme darauf an, immer mehr und immer schneller und immer reicher zu sein? Der Egoismus, die Ichsucht steckt eben in uns allen. Mehr oder weniger sind wir allesamt auf den eigenen Vorteil bedacht, eventuell auch auf den Vorteil der eigenen Familie und insofern dann doch wieder auf uns selbst und die Unsern.

Wir sind auf uns selbst bedacht und achten sehr darauf, dass wir zu unserem Recht und ja nicht zu kurz kommen. Wir kennen unsere Rechte, vergessen aber nur zu gern die Verpflichtungen, die wir auch haben.

Die Gier macht alles kaputt. Und genau das wird hier angeprangert. In der Welt, von der hier gesprochen wird, regiert die Gier - und eben weder Gott noch die Liebe.

Gott will das mit der Gier natürlich nicht. Er will, dass wir leben - und eben nicht nur wir, sondern alle Menschen. Deshalb braucht es

nicht immer mehr und mehr für die wenigen, die ohnehin schon mehr haben, als die meisten anderen. Es braucht eine Solidarität mit denen, die immer zu kurz kommen, eine Umverteilung, damit alle leben können.

Was also sollen wir tun? Wir beten im Vater unser: Dein Wille geschehe. Nur was will Gott. Gott will, dass wir nicht nur die Welt sehen. Wer nur die Welt sieht und liebt, dessen Weltbild endet mit der Welt, dessen Weltbild ist echt beschränkt.

Die Welt - und was in ihr ist - vergeht. Alle materiellen und ideellen Reichtümer dieser Welt sind vergänglich. Wer wüsste das nicht. Und doch widmen wir ihnen unendlich viel von unserer Zeit, Kraft und Aufmerksamkeit.

Gott aber - und was zu ihm gehört - bleibt. Sollte uns das nicht zu denken geben? Sollte das nicht unser Maßstab sein. Sollte wir von daher nicht eine Perspektive dafür bekommen, wofür es sich zu leben lohnt?

Deshalb ist es wichtig, sich als Mensch dieser Welt an dem zu orientieren, was Gott will, damit man im alltäglichen Leben den Durchblick für das behält, was wirklich zählt und wichtig ist.

Im Übrigen: Jesus sagte zu diesem Thema: „Was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewinnt, und doch Schaden nähme an seiner Seele."

Ich schließe mit dem Versprechen, das den heutigen Predigttext beschließt: „Wer aber tut, was Gott will, wird ewig leben."

Darum sollten wir uns kümmern und mühen, herauszubekommen, was Gott will, für uns will, für seine Welt will, durch uns für seine Welt will. Je mehr wir unser Leben darauf abstimmen, desto mehr wird unser Leben unterm Strich gelingen.

Hast du mich lieb?

Predigt zu 1. Johannes 4, 7-12 am 5. September 2004

Schon die Anrede der Adressaten lädt zur Nachahmung ein: „Ihr Lieben!" Das hat nichts mit dem Ton zu tun, in dem manchmal gesagt wird: „Mein Lieber, so geht das nicht!"

„Ihr Lieben!" hat einen liebevollen Unterton. Wer das, was er sagt, so beginnt, meint es gut mit denen, an die er sich wendet. Und so ist das auch bei dem Schreiber des Johannesbriefes. Sein ganzer Brief hat diesen liebevollen Unterton. Offensichtlich liebt er die, an die er sich wendet.

Und damit sind wir mittendrin. Denn die Art und Weise, wie er es sagt, passt zu dem, was er sagt. Gut so. Denn kann man denn anders von der Liebe reden als liebevoll? Eigentlich nicht.

Johannes weiß sich so sehr von Gott geliebt, mit der Liebe Gottes beschenkt, dass es ihm ein Herzensanliegen ist, anderen liebevoll von dieser Liebe weiterzusagen.

Diese Anrede „Ihr Lieben!" ist im Grunde gleichbedeutend mit „Geliebte". Gemeint ist: Gott hat uns zuerst geliebt. Weil er uns liebt, sind wir Geliebte. Bevor irgendetwas von uns erwartet wird, werden wir daran erinnert, dass er uns liebt. Und weil das so ist, weil er uns liebt, sind wir Geliebte, von Gott Geliebte.

Gleichzeitig schwingt in dieser Anrede „Ihr Lieben!" auch eine Aufforderung mit. Man könnte auch sagen: „Ihr Liebenden!" Es ist für ihn gar keine Frage, dass Christ-Sein Liebender-Sein meint. So ja auch seine ersten Worte: „Ihr Lieben, wir wollen einander lieben"

Er spricht die Christen, an die er sich wendet, also weder mit „Liebe Brüder und Schwestern!" noch mit „Sehr geehrte Damen und Herren!" an. Und auch „Liebe Gemeinde!" wäre ihm mit Sicherheit zu wenig, zu unpersönlich gewesen. Aber „Ihr Lieben!" ist schon in der Anrede genau das, worum es ihm ging. Ihr Lieben, geliebte Liebende, liebende Geliebte.

Und nun bitte ich Sie und euch mal, das wir uns umschauen, wer so alles da ist: ... Sind die, die wir sehen, für uns auch „Ihr Lieben!"? Vermutlich nicht alle. Und da haben wir schon das Problem.

Mit dem da redet man nicht. Und der da geht man lieber aus dem Weg. Und die da hinten sind einem womöglich egal. Und die beiden sollten sowieso besser wegbleiben. Wer bleibt eigentlich noch über? Wer sind „Ihr Lieben!" für mich, für dich, für Sie?

Für Johannes, der diesen Brief schrieb, war die Frage sicher auch nicht, wer von denen, die den Brief bekamen, lieb war. Die waren damals auch nicht anders als wir heute, sondern wie wir mehr oder weniger gut und böse.

Nein, nicht weil sie immer so lieb waren, spricht er sie mit „Ihr Lieben!" an, sondern weil sie alle miteinander von Gott geliebte Menschen sind, denen die Versöhnung gilt, denen Gott ein neues Leben ermöglicht hat.

Wenn denn Gott alle seine Menschen liebt, sollten wir es dann nicht auch tun, einander lieben. Doch. Genau darum geht es. Als von Gott geliebter Mensch bin ich eingeladen, die zu lieben, die Gott genauso liebt wie mich.

Diese Anrede „Ihr Lieben!“ provoziert uns, darüber nachzudenken, inwiefern es uns gelingt, die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, als unsere Lieben zu sehen.

Das mit der Liebe ist für Johannes unauflöslich mit Gott verbunden. Deshalb sagt er: „Die Liebe ist aus Gott“ und „Gott ist Liebe.“ Das legt den Gedanken nahe, dass alles, was über Gott zu sagen ist, mit der Liebe zu tun haben muss. Was nicht mit der Liebe zu tun hat, sollte man dann lieber nicht sagen.

Das wäre doch für die Theologie, also für das Reden über Gott und von Gott ein interessantes Kriterium. Keine christliche Theologie ohne Liebe.

Nun kann man natürlich Gott nicht auf das reduzieren, was manche Leute unter Liebe verstehen. Aber das, was wir über Gott denken und sagen, sollte in gutem Sinn liebevoll, voller Liebe sein. Vielleicht gelingt es uns, von Gott her die Liebe neu zu entdecken.

Nun könnte der Eindruck entstehen, als wäre doch ganz klar, wer oder was Gott ist. Das ist natürlich nicht der Fall. Denn wer kennt Gott? Wer hat mit ihm gesprochen? Wer hat ihn gesehen? Johannes sagt: „Niemand hat Gott je gesehen.“ Wenn das so ist, wie kommen wir dann dazu, Aussagen über ihn zu machen?

Weil er sich seinerseits in gewisser Weise sichtbar gemacht und zu erkennen gegeben hat. In der Liebe. In diese Richtung geht Johannes: „Dadurch ist Gottes Liebe unter uns offenbar geworden, dass er seinen einzigen Sohn in die Welt sandte.“ So ist also Gottes Liebe zu uns sichtbar geworden. In Christus hat sich die göttliche Liebe geradezu verkörpert.

Und auch in uns, in unserer Liebe will er sich verkörpern. Dazu heißt es: „Wenn wir einander lieben, lebt Gott in uns.“ Die Liebe Gottes gibt es offensichtlich nicht an und für sich. Diese Liebe ist keine philosophische Größe. Diese Liebe gibt es nur als Geschehen, nur im Vollzug. Da wo wir einander lieben, hat das mit Gott zu tun, wird also sichtbar, das er ist und in uns lebt.

Die Formulierung „Wer liebt, ist von Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt“ hält fest, dass nur der richtig von Gott sprechen kann, der liebt.

Alle hochfliegenden Gedanken über Gott und die Liebe lassen sich auf die einfache Frage: „Hast du mich lieb?“ reduzieren. Jeder Mensch fühlt sich tendenziell zu wenig geliebt, eben nicht liebenswert und liebenswürdig, sondern unbeliebt, ungeliebt.

Dementsprechend nehmen wir das mit der Liebe oft als Defizit wahr. Wir leiden unter Lieblosigkeit, unter der Erfahrung unerfüllter Liebe, unter der Erfahrung abgewiesener oder nicht erwiderter Liebe.

Von daher begegnet uns jeder Mensch auch mit der Frage: Hast du mich lieb? Natürlich wird diese Frage in den seltensten Fällen offen ausgesprochen. Aber sie schwingt wohl immer mit.

Wenn es uns gelingt, das zu spüren bzw. zwischen den Zeilen zu hören, wenn es uns mit dem, was wir sagen oder tun, gelingt, die Frage positiv zu beantworten, trifft man immer ins Schwarze. Denn alle Menschen sind liebebedürftig.

Es bleibt die Frage, ob andere es uns spüren lassen, dass sie uns lieb haben. Und genauso fraglich ist, ob andere uns abspüren, dass wir sie lieb haben.

Von der Beantwortung der Frage „Hast du mich lieb?“ hängt viel ab. Wir sollten uns nicht scheuen, diese Frage in uns und in anderen zu hören und positiv zu beantworten.

Abschließend möchte ich noch einmal betonen, dass das mit der Liebe keine Frage des Wissens ist. Es reicht nicht, zu wissen, dass die Liebe das Größte und Wichtigste ist.

Es muss die Erfahrung dazukommen. Wenn wir uns gegenseitig spüren lassen und abspüren, dass wir einander als von Gott Geliebte lieben, lieb haben, dann ist damit der Ort und Raum umschrieben, in dem das mit der Liebe nicht nur besprochen, sondern erfahren wird.

„Ihr Lieben, wir wollen einander lieben. Wenn wir einander lieben, lebt Gott in uns. Dann hat seine Liebe bei uns ihr Ziel erreicht.“

Ihr Lieben … seid geliebt und liebt

Predigt zu 1. Johannes 4, 7-12 am 21. August 2016

Es fängt für mich schon mit der bemerkenswerten Anrede an: „Ihr Lieben!“ Das hat nichts mit dem Ton zu tun, in dem manchmal gesagt wird: „Mein Lieber, so geht das nicht…“

Bei Johannes ist das anders. Er weiß sich selbst und auch alle anderen so sehr von Gott geliebt, dass es ihm ein Herzensanliegen ist, andere liebevoll an diese Liebe zu erinnern. „Ihr Lieben, ihr seid von Gott her

„Geliebte“. Und nicht nur ihr, sondern auch alle anderen werden von Gott geliebt – auch wenn sie es nicht mitbekommen sollten. Das alles steckt schon in dieser liebevollen Anrede.

Gleichzeitig schwingt da schon eine Aufforderung mit. Und er sagt dann ja in V 7 auch gleich: „Ihr Lieben, wir wollen einander lieben“. Er zieht also auch gleich die Konsequenzen: Die hier angesprochenen „Lieben“ und „Geliebten“ mögen doch bitte gleichzeitig die Liebenden sein.

Das wäre was, wenn wir einander so sehen und begegnen könnten als geliebte Liebende. Was wäre es toll, wenn wir immer und überall im zwischenmenschlichen Umgang realisieren könnten. Mit V 11 bringt er es auf den Punkt: „Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben.“

Ob Johannes das wohl gemacht hat? Hat er tatsächlich alle geliebt, weil er alle von Gott geliebt wusste? Oder hat er es sich nur gewünscht? Das wissen wir nicht.

An dieser Stelle ist es gut, kurz innezuhalten und sich klar zu machen, dass das mit der Liebe für ihn kein „Muss“ war.

Offensichtich fühlte er sich von Gott her hineingenommen in eine Liebe, die uns von oben, von Gott her zuströmt wie ein warmer Sommerregen. Dieser Regen strömt allen zu, den vermeintlich Guten wie den vermeintlich Bösen.

Bleiben wir für einen Moment bei diesem Bild. So ein warmer Sommerregen dem ausgetrockneten Boden gut tut, tut die Liebe Gottes jedem gut, der sich ungeliebt fühlt. Wie ein warmer Sommerregen eine Regentonne füllen kann, so kann uns Gottes Liebe erfüllen. Und sind wir von dieser Liebe erfüllt, voller Liebe, also liebevoll – können wir diese auch Liebe weiterströmen, weiterströmen lassen.

Das mit der Liebe ist für Johannes unauflöslich mit Gott verbunden: Gott liebt uns. Klar. Aber er denkt noch weiter, wenn er in V 8 sagt: „Gott ist die Liebe.“

Wenn Gott die Liebe ist, müsste alles, was über Gott gesagt wird, mit Liebe zu tun haben. Und wenn es nicht mit Gott zu tun hat, ist es letztlich gottlos und im Sinne des Johannes lieblos.

Ist Gott in uns, dann ist die Liebe in uns, dann sind wir liebevoll. Ist Gott nicht in uns, dann ist die Liebe nicht in uns, dann sind wir lieblos bzw. gottlos. So betrachtet ist Lieblosigkeit Gottlosigkeit.

Ähnlich sagt es V 7: „Wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott. Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht.“ Das hält noch einmal fest,

dass nur der richtig von Gott sprechen kann, der liebt.

Natürlich wird niemand von uns sagen wollen, er wüsste, wer oder was Gott ist. Das weiß Johannes auch. Deshalb sagt er in V 12: „Niemand hat Gott jemals gesehen.“

Und was ist mit Christus? Er brachte uns zu Bewusstsein, dass Gott die Liebe ist. So von Gott zu denken ist ja keineswegs selbstverständlich. In diese Richtung geht, was in V 9 gesagt ist: „Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen.“ In ihm ist Gott als Liebe für uns sichtbar geworden. So ist er für uns die Verkörperung der Liebe Gottes.

Auch in uns, in unserer Liebe, will sich die Liebe Gottes bzw. Gott selbst verkörpern. Dementsprechend heißt es in V 12: „Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns.“

Die Liebe Gottes gibt es offensichtlich nicht an und für sich. Die Liebe, Gott selbst, geschieht. Da wo wir einander lieben, hat das mit Gott zu tun, wird also sichtbar, dass er ist und in uns lebt.

Wir sehen: Es ist nicht wirklich ein Nacheinander. Also nicht erst die Liebe Gottes, die uns gilt, und dann als Folge unsere Nächstenliebe. Das wäre ja schon mal was.

Aber Johannes denkt die Liebe noch größer. Er verschränkt menschliche und göttliche Liebe miteinander. In seinem Verständnis ist es ein Ineinander von göttlicher und menschlicher Liebe.

Ein letzter Gedankengang reduziert alle hochfliegenden Gedanken über Gott und die Liebe auf die eine Frage, die ich habe, die Du hast, die Sie haben, die wir alle haben: „Bin ich geliebt?“

Immer wieder ist genau das unsere Frage. Und nicht immer würden wir diese Frage spontan mit „Ja“ beantworten.

Immer wieder fühlen wir uns tendenziell zu wenig liebenswert und liebenswürdig. Daher rühren unsere Zweifel. Und so fragen wir uns: „Bin ich geliebt?“. Von daher fragen wir andere und die uns: „Hast du mich lieb?“

Natürlich wird diese Frage in den seltensten Fällen offen ausgesprochen. Aber sie schwingt sicher öfter mit als wir mitbekommen.

Nicht nur die anderen, auch wir selbst leiden unter Lieblosigkeit, unter der Erfahrung unerfüllter Liebe, unter der Erfahrung abgewiesener oder nicht erwiderter Liebe.

Wenn es uns gelingt, diese Frage zu spüren bzw. zwischen den Zeilen zu hören, wenn es uns mit dem, was wir sagen oder tun, gelingt, diese

Frage positiv zu beantworten, treffen wir immer ins Schwarze. Alle wollen geliebt sein. Und das ist keine Frage des Wissens, sondern des Gefühls. Spüren andere uns ab, dass wir sie lieb haben? Und lassen uns andere spüren, dass sie uns lieb haben?

Ihr merkt, wie viel von der positiven Beantwortung der Frage „Hast du mich lieb?“ abhängt. Wir sollten uns nicht zu schade sein, diese kindlich klingende Frage in uns und in anderen zu hören und positiv zu beantworten.

Natürlich ist das mit der Liebe keine Frage des Wissens. Dass die Liebe das Größte und Wichtigste ist, das weiß natürlich jeder. Und natürlich gibt es nichts Schöneres, als in der Liebe zu sein, als geliebt zu sein, als andere zu lieben, als geliebt zu lieben.

Wenn wir uns das gegenseitig spüren lassen und abspüren, dass wir einander als von Gott Geliebte lieben, dann eröffnet sich uns ein Raum, in dem das mit der Liebe nicht nur besprochen, sondern erfahren wird.

Das werden wir nie perfekt hinkriegen. Aber wir können es versuchen, soviel als möglich davon zu realisieren.

Ich schließe mit den Worten, mit denen unser heutiger Predigttext schließt, im vollen Bewusstsein, dass wir die Wirklichkeit dessen, was da steht, nicht als Vergangenheit hinter uns, sondern als Zukunft vor uns haben: „Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollkommen.“

Tod und Liebe

Predigt zu 1. Johannes 4,16 am 21. November 1993

Wer immer wieder über den Tod nachdenken muss, wer immer wieder vor all den Fragen steht, die der Tod aufwirft, der entdeckt immer wieder Neues, Erschreckendes, aber auch Tröstliches.

Wir müssen uns mit dem Tod auseinandersetzen. Denn wer hätte nicht schon Menschen verloren, die ihm lieb und teuer gewesen sind. Bei manchen von uns ist das erst wenige Tage her. Bei anderen ist es schon wieder Wochen, Monate oder gar Jahre her.

Unabhängig davon, wie lange es nun her ist: Viele Erinnerungen werden wieder wach. Auch der Schmerz über den Verlust und unser Glaube, der sich nicht damit abfindet, dass mit dem Tod alles aus sein soll, wie manche sagen.

Wenn wir unsere vagen Vorstellungen, Träume und Hoffnungen vom Leben nach dem Tod in Worte fassen wollen, dann fangen wir an zu stottern.

Unsere Gedanken reiben sich wund an dem Versuch, über den Tod hinaus zu verbindlichen Aussagen zu kommen und uns vorzustellen, was jenseits des Todes kommt.

Mir ist ein Gedanke immer wichtiger geworden, der Ihnen in Ihrem Schmerz und in Ihrer Traurigkeit, bei Ihren Bedenken des Todes vielleicht auch helfen kann.

Viele Gedanken, die ich mir um den Tod mache, kreisen immer wieder um die Liebe. In vielen Trauergesprächen, die ich geführt habe, ist mir eines deutlich geworden: Sie, die Angehörigen, waren den Verstorbenen in Liebe verbunden.

Sie haben ihre Angehörigen oft bis zuletzt begleiten können, haben sie, wo es möglich war, Nähe und Geborgenheit spüren lassen. Sie haben sich und Ihren Angehörigen darin einen Raum eröffnet, in dem es entgegen allen widrigen Umständen möglich war, Worte der Liebe zu sagen und Zeichen der Liebe zu setzen.

Die Tage des Abschieds waren einerseits schwere Zeit, aber andererseits auch intensive und wichtige Zeit, Zeit der Nähe und der Klärung, Zeit der offenen und stillen Zwiegespräche mit dem Menschen, dem sie verbunden waren und ja auch noch verbunden sind.

Gerade vor dem dunklen Hintergrund des Sterbens und des Todes leuchtete die Liebe auf. Da leuchtete die Liebe auf, mit der sich die Verstorbenen Ihnen und den Menschen zugewandt hatten.

Aber auch Ihre Liebe leuchtete auf, mit der Sie als Angehörige und Freunde Ihre Verstorbenen begleitet hatten. Die Verstorbenen hatten geliebt. Und sie wurden geliebt. In der Liebe waren Sie miteinander verbunden. Von diesem intensiven Aufleuchten der Liebe werden Sie noch heute zehren.

Und wenn Sie sich heute fragen, was geblieben ist, als der Tod Ihnen den geliebten Menschen entriss, dann wird es mancherlei Antworten geben und in all den Antworten die eine Antwort: Die Liebe.

In der Liebe hatte das Leben seinen Sinn. Wo Sie miteinander die Liebe erlebt haben, wo Sie einander in Liebe verbunden waren, da waren Sie glücklich miteinander. Diese Momente waren doch immer wieder geradezu göttliche Momente, ein Stück Himmel auf Erden - oder nicht?

Sicher: Es gab und gibt immer auch das andere, die Abwesenheit von Liebe, Gleichgültigkeit, da wo es lieblos zugeht, wo die Liebe kein Zuhause hat.

Aber da, wo die Liebe das Miteinander bestimmte und bestimmt, da war und ist Leben und Glück, Sinn und Erfüllung.

Nun wird diese Erfahrung der Liebe im zwischenmenschlichen Bereich im I. Johannesbrief theologisch vertieft, wenn es heißt: „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Dieser Satz eröffnet uns die Dimension der Liebe, um die es mir heute Morgen geht, der Liebe, die stärker ist als der Tod. Denn was heißt das denn: In der Liebe bleiben und in Gott bleiben?

Ich habe einen Raum vor Augen, einen Raum ohne die gewöhnlichen Mauern und Begrenzungen, einen Raum, der dort entsteht, wo die Liebe ist, wo die Liebe geschieht, einen Raum, der durchdrungen ist von der Liebe der Menschen untereinander, von der Liebe der Menschen zu Gott und vor allem von der Liebe Gottes zu uns.

In diesem Raum der Liebe befinden sich nicht nur wir Lebenden, sondern auch die Toten, also die, die in unseren Augen tot sind. Denn Gott ist der Herr über Lebende und über Tote. Er ist bei uns und bei ihnen. Und wenn er die Liebe ist, ist die Liebe bei uns Lebenden und bei unseren Toten. Und so ist er, der die Liebe ist, bei uns und verbindet uns über den Tod hinaus miteinander.

Kürzlich sagte mir eine Frau, die vor einem Jahr ihren Mann verlor, sie fühle sich nach wie vor ihm verbunden. Wie sie sagte, fühlte sie ihn nicht tot. Sie bestätigte wie viele andere auch: Wir Lebenden bleiben mit unseren Toten verbunden - in der Liebe. Die Liebe bleibt - auch über den Tod hinaus, weil Gott selbst die Liebe ist. Der Tod kann wohl aus dem Leben reißen, aber nicht aus der Liebe. In der Liebe ist der Tod überwunden.

Auf den Satz „Die Liebe hört niemals auf" sagt es tief in mir: „Amen Ja. So ist es." Die Liebe ist das uns Verbindende - in Zeit und Ewigkeit.

Es ist das höchste Ziel Gottes mit uns, dass wir einander lieben, wie er uns geliebt hat. Dazu ist Christus in die Welt gekommen, dass wir an ihm die Liebe erkennen und erfahren, die Gott zu uns hat. Diese Liebe soll uns befähigen, zu leben. Weil er uns liebt, uns Lebende und die, die in unseren Augen tot sind, bleiben wir mit ihm in der Liebe verbunden.

Das ist der Sinn des Lebens – in der Liebe sein, in Gott sein und Gottes Liebe in sich spüren. Wie die Luft uns umgibt und durchdringt, wie sie uns belebt und miteinander verbindet, so soll die Liebe uns Lebende und unsere Toten in Gott miteinander verbinden und beleben.

Ich kann und will Ihnen mit diesen Gedanken über die Liebe, die stärker ist als der Tod, nicht die Traurigkeit nehmen, die Ihnen als schmerzliches Zeichen ihrer Verbundenheit und Liebe zu Ihren Angehörigen geblieben ist. Denn gerade Ihre Tränen sind ja ein wahrhaft menschliches Zeichen dafür, dass die Liebe zu Ihren Lieben geblieben ist und bleiben wird, ein Zeichen auch dafür, dass die Liebe stärker ist als der Tod.

Ich wünsche Ihnen, dass Ihr Vertrauen zu Gott und Ihre Liebe nicht aufhören, sondern angesichts des Todes an Tiefe gewinnen. Dass wir miteinander - was auch geschehen ist und was auch geschehen wird - in der Liebe, in Gott, mit unseren Toten verbunden bleiben, dass mag unsere Gedanken an diesem Ewigkeitssonntag erhellen.

Liebe und Gericht

Predigt zu 1. Johannes 4, 16-21 von Pfarrer H.-J. Kopkow am 6. Juni 2010

„Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm" Wer von uns würde diesen wunderbaren Vers nicht kennen. Immer wieder einmal kommt er vor bei Taufen, Trauungen, Konfirmationen und selbst bei Bestattungen. Kein Wunder, handelt es sich doch um ein Wort von großer theologischer Tiefe, das alle anspricht, weil es eine tiefe Sehnsucht thematisiert: Denn gibt es etwas Schöneres, als in der Liebe zu sein?

„Gott ist Liebe". Wäre dieser Satz eine mathematische Formel, so stünde zwischen Gott und Liebe ein Gleichheitszeichen. Gott, die Liebe, das ist doch mal ein Gottesbild, mit dem sich leben lässt. Kein strafender, kein fordernder, kein beängstigender Gott, auch kein lieber Gott, sondern einfach: Liebe.

Interessant ist ja, dass es hier nicht nur, wie an vielen anderen Stellen, heißt: „Gott liebt uns." Nein. Hier steht: „Gott ist Liebe." Das kann man schnell übersehen. Und doch ist es ein kleiner, aber fundamentaler Unterschied. Wenn es heißt „Gott ist Liebe", geht es nicht nur um sein Tun, sondern um sein Sein als Liebe. Er ist Liebe.

Viele unserer Zeitgenossen fragen sich: „Wo ist Gott?" Der 1. Johannesbrief gibt auf diese Frage hier eine wunderbare Antwort. Da, wo

Liebe ist, da ist Gott. In der Liebe kommt Gott in unserem Leben vor. Er kommt zum Zuge, wenn Menschen lieben.

Deshalb heißt es ja auch: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Die Existenz der Liebe ist also so etwas wie ein kleiner Gottesbeweis.

„Darin ist die Liebe bei uns vollkommen, dass wir Zuversicht haben am Tag des Gerichts; denn wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus; denn die Furcht rechnet mit Strafe. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe."

Was die Liebe angeht, muss sich doch jeder fragen: Wo und wie oft blieb ich den Menschen, die mir eigentlich lieb und teuer sind, die Liebe schuldig?

Vielleicht kennen Sie den Roman oder Film „Die Dornenvögel", wo es unter anderem um die bittere Einsicht geht, die mögliche Liebe nicht gelebt zu haben, die Liebe nicht erwidert zu haben, die Liebe schuldig geblieben zu sein.

Von daher geht es um die Angst vieler Menschen, sie würden den an sie gestellten Anforderungen nicht genügen und würden schuldig und müssten mit Strafe rechnen im Gericht am Ende der Tage. Das ist ein ernst zu nehmendes Problem.

So nachvollziehbar, wie es ist - es ist unnötig. Warum? Weil Liebende eigentlich keine Angst voreinander haben sollten. Wenn doch Angst aufkommt, ist etwas mit der Liebe nicht in Ordnung.

Die Befürchtung, nicht zu genügen, müsste sich doch im Licht der Liebe von allein auflösen. Wer einen Menschen liebt, liebt ihn doch auch mit seinen Fehlern, trotz seiner Fehler. Was wäre das für eine Liebe, wenn man sich voreinander fürchten müsste. Nein. Furcht verträgt sich nicht mit der Liebe.

Von daher sollte man sich nicht auf eine mögliche Strafe für all die Lieblosigkeiten fixieren, sondern der Liebe Raum und Entfaltungsmöglichkeiten geben. Die Motivation sollte nicht sein, wie verhindere ich Strafe, sondern aufgrund der Zuversicht der Geliebten: Wie kann ich der Liebe zum Durchbruch verhelfen.

„Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt." Gottes Liebe kommt zuerst. Sie kommt uns zuvor. Noch bevor wir etwas denken oder tun können, gilt uns seine Liebe.

Es ist wie bei der Taufe Jesu: Eigentlich müssten wir sehen, wie der Himmel über uns offen ist und wie eine Stimme über uns und unser

Leben sagt: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." „Das ist meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe."

Lieben wir Gott, ist das die Folge seiner Liebe. Lieben wir Gott, ist das unsere Reaktion auf seine Aktion. Lieben wir Gott, ist das unsere Antwort auf sein Wort.

Und so soll es ja auch sein. Gottes Liebe kommt ja erst da zu ihrem Ziel, wo wir Menschen uns lieben lassen. Wo wir ihn lieben, machen wir ihn glücklich. Wo wir seine Liebe nicht beachten, machen wir ihn zu einem unglücklich Liebenden, zu einem, dessen Liebeswerben unbeantwortet bleibt.

„Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht. Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe."

Hier wird die Liebe zu Gott und die Liebe untereinander so miteinander verbunden, dass deutlich wird: Es gibt nicht nur das eine. Es gibt das mit der Liebe nur im Doppelpack: Gottesliebe und Nächstenliebe gehören unauflöslich zusammen.

Wenn ich Gott liebe, dann liebe ich auch meine Nächsten. Und wenn ich meine Nächsten nicht liebe? Dann liebe ich wohl auch Gott nicht, jedenfalls nicht wirklich. Wer in der Liebe ist, der kann als Geliebter gar nicht anders als zu lieben, die anderen und Gott.

Nun kann man so viel über die Liebe reden, dass einem ganz schwindlig wird. Aber Liebe besteht bekanntlich nicht allein in Worten, sondern in Taten.

Und wie ist das nun mit Frau Kunz und Herrn Hinz, die mir so wehgetan haben, die uns so nerven, die wir irgendwie nicht mögen? Können wir die lieben? Jeder von uns hat ja seine Pappenheimer, mit denen er es schwer hat.

Und sehen Sie: Das ist die Bewährungsprobe, die uns zugemutet wird. Lieben wir die nicht, klammern wir diese Menschen aus, kommt die von Gott herkommende Liebe, die allen gilt, nicht weiter. Indem wir Gottes Liebe nicht weiterlieben können an solche wie Frau Kunz und Herrn Hinz, kommt sie zum Stillstand.

Das genau soll nicht passieren. Gottes Liebe will sich im Sichtbaren fortsetzen, will wie ein ins Wasser geworfener Stein Kreise ziehen über den ganzen Teich, also in der ganzen Welt, im Leben aller Menschen. Alle sollen etwas davon haben und davon berührt werden, auf dass wir alle als Geliebte andere lieben.

Glauben und Lieben sind Tätigkeitsworte

Predigt zu 1. Johannes 5, 1-4 am 17. Mai 2016

„Wer glaubt...“ Ich bleibe mal bei diesen beiden Worten. Denn wir sehen gleich. Es geht nicht um den Glauben an und für sich, also nicht um das fürwahr Halten aller möglichen Glaubenssätze.

Hier steht nichts von dem Glauben, sondern hier steht: „Wer glaubt...“ Es geht um die Tätigkeit. Dieses Glauben ist zu verstehen im Sinne von Vertrauen. Wer glaubt, der vertraut. Er glaubt Gott. Er vertraut Jesus.

Hier ist davon die Rede, dass „Jesus der Christus ist.“ Wir stoßen hier auf das Minimalbekenntnis des christlichen Glaubens. Wer ist ein Christ? Derjenige, der glaubt, dass Jesus der Christus ist.

Man könnte das als Frage nach der Rechtgläubigkeit verstehen, missverstehen. Natürlich ist das auch eine Frage der Dogmatik. Aber bevor es dazu kommt, ist es eine sehr persönliche Angelegenheit.

Es stellt sich nämlich jeden die Frage: „Wie hältst Du es mit Jesus? Ist er für dich der Retter und Heiland? Konnte er Dich retten? Hat er Dein Leben heil gemacht?“

„Wer glaubt, dass Jesus der Christus ist...“, der vertraut sich und sein Leben diesem Jesus an, den er persönlich für den Christus, seinen Retter und Heiland hält, der ihn eben rettet und sein Leben heil macht.

Wir merken: Das ist etwas sehr Persönliches. Es geht nicht um ewige Wahrheiten. Es geht um persönliches Glauben. Worauf baue ich? Wem vertraue ich mich und mein Leben und meine Lieben an?

„Wer glaubt...“ Machen wir mal eine Frage draus: Glaubst Du ihm? Vertraust Du ihm? Baust Du auf Gott?

Eigentlich ja eine ganz einfache Frage. Und wie lautet Deine und Ihre Antwort: „Ja“ oder „Nein“? Natürlich hängt das letztlich nicht davon ab, ob wir „Ja“ oder „Nein“ sagen.

Denn Du sagst vielleicht „Ja, ich glaube“, tust aber „Nein, ich glaube nicht wirklich“. Oder Du bist Dir unsicher und sagst von daher „Nein, ich glaube nicht“, tust aber „Ja“, indem Du Dich und Dein Leben Gott anvertraust.

Es gibt offensichtlich Übergänge. Das mit dem Glauben-Können, mit dem Vertrauen entwickelt sich. Wie wir klein geboren werden, aber schon von Anfang an Mensch sind, so werden wir durch die Taufe kleine Christen, müssen aber noch wachsen und erwachsen werden, was

das Christsein angeht.

Damit bin ich beim zweiten Thema unseres Textes: Und das hat mit der Liebe zu tun. Und auch hier geht es nicht um die Liebe an und für sich, sondern um das Lieben als Tätigkeit.

Ich lese noch einmal die für mich entscheidenden Passagen aus dem heutigen Text: „Und wer den liebt, der ihn geboren hat, der liebt auch den, der von ihm geboren ist. Daran erkennen wir, dass wir Gottes Kinder lieben, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten. Denn das ist die Liebe Gottes, dass wir seine Gebote halten.“

Wir sehen schon, es geht nicht darum, von der Liebe zu reden. Nein. Es geht um die gelebte und erlebte Liebe. Er geht darum, zu lieben.

Zunächst einmal geht es darum, Gott zu lieben und sich von ihm geliebt zu fühlen. Dadurch, dass er uns liebt, befähigt er uns, dass wir unsererseits lieben können - ihn, unseren Gott, uns selbst und all die anderen, die wie wir von Gott geliebte Kinder Gottes sind.

Ohne es noch einmal extra zu benennen, wird hier auf das Gebot der Liebe angespielt, das bekanntlich alle Gebote zusammenfasst: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst“ Daran, dass wir lieben, erkennt man, dass wir verstanden haben, worum es geht.

Wo so geglaubt und geliebt wird, da geschieht Entscheidendes. Mit der Formulierung „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ wird meines Erachtens gesagt, das sich die Welt letztlich nur da entscheidend zum Guten verändert, verändern lässt, wo Menschen glauben und lieben.

So fromm und abgehoben, wie das für manche klingen mag, ist es gleichzeitig eine politisch aktuelle und notwendige Absage an jegliche Form des religiösen Fanatismus, der bereit ist, über Leichen zu gehen.

Der Sieg, von dem hier die Rede ist, der ruht nicht auf Terror und Waffengewalt. Er entsteht nicht durch ein machtvolles Niederkämpfen der anderen.

Die Waffe Gottes – wenn man es überhaupt so sagen kann - gegen alles Gottlose in uns selbst und in dieser Welt sind gelebter Glaube in Kombination mit gelebter Liebe. Von einem Sieg kann nur da die Rede sein, wo es seiner Liebe gelingt das Lieblose in uns und zwischen uns zu überwinden. In dem Maße, in dem wir Gott vertrauen und in dem wir Gottes Liebe in uns zum Zuge kommen lassen, wird in uns und dieser Welt überwunden, was sich lebensfeindlich gegen Gott stellt.

Am Sieg beteiligt sind all die, denen es gelingt, im Vertrauen auf ihn in der Liebe zu bleiben.

Wer Jesus hat - hat das Leben

Predigt zu 1. Johannes 5, 11-13 am 4. Januar 2004

Die besonderen Tage sind vorbei. Der Alltag hat uns wieder. Normalität kehrt ein. Das Leben nimmt seinen Lauf. Das Leben? Welches Leben? Wann ist das Leben Leben? Und worauf kommt es an im Leben? Und dann ist da ja noch das ewige Leben. Genau darum geht es im heutigen Predigttext...

Einfacher geht es nicht: „Wer den Sohn hat, hat das Leben." Stellt sich halt noch nur die Frage: Habe ich, haben Sie den Sohn? Das ist hier die alles entscheidende Frage. Und es geht um nichts weniger als um Tod oder Leben.

Johannes will denen, an die er sich wendet, ja nur zu Bewusstsein bringen, was sie schon haben. Deshalb sagt er: „Damit ihr wisst, dass ihr ewige Leben habt."

Es geht ihm eben nicht darum, den Menschen, an die er sich wendet, das ewige Leben für eine wie auch immer aussehende Zukunft in Aussicht zu stellen. Nicht eines schönes Tages, sondern hier und jetzt haben sie das ewige Leben. Also keine Zukunftsmusik, sondern eine Zeitansage. Jetzt ist „ewiges Leben". Ewiger wird es nicht.

Manch einer hat sich das schöner vorgestellt, das ewige Leben, so im Sinne von Paradies. Und wer wollte es der geschlagenen Frau, dem gekündigten Mann, dem arbeitslosen Jugendlichen, dem verwaisten Kind, der unversorgten alten Frau verdenken, dass sie angesichts ihrer grausamen Lebenswirklichkeit von einem anderen, von einem besseren Leben träumen? Es wäre doch aber auch zu grausam, würde der Not volle Zustand, in dem sie sich befinden, ewig andauern. Hoffentlich nicht. Und doch gehört das, was sie erleben, als Teil der Zeit zur Ewigkeit dazu, der Ewigkeit, die alle Zeit umfasst.

Für Menschen wie diese eben beschriebenen ist klar, dass sie sich danach sehnen, Anteil am Leben zu bekommen, einem besseren Leben, einem Leben, das nicht nur ewig, sondern auch schön und lebenswert ist.

Aber auch die, denen es vermeintlich gut geht, quälen sich ein ums andere Mal mit der Frage, ob das alles war, ob sie nicht am Leben vorbeileben.

Und so sind im Grunde alle immer wieder auf der Suche nach dem Leben im Leben, dem wirklichen Leben, dem Leben, was voller Sinn und Tiefe ist.

Und genau da setzt Johannes an. Das Leben, wie er es vor Augen hat, fängt nicht da an, wo einer lebt, sondern da, wo einer den Sohn hat, wie er es sagt. Daran entscheidet sich für ihn alles. Und er verallgemeinert es. Für alle entscheidet sich das Leben an der Frage, ob sie den Sohn nun haben oder nicht. „Wer den Sohn hat, hat das Leben. Wer den Sonn nicht hat, hat das Leben nicht."

Klingt doch eigentlich ganz einfach, als könnte man ihn einfach haben, wie man eine Jacke oder Geld hat. Es scheint nichts einfacher als das. Aber wie ist das mit dem „Haben des Sohns"? Schauen wir auf die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, müssen wir feststellen: Niemand hat niemand. Wir besitzen einander nicht. Die Sklavenhaltergesellschaft sollte überwunden sein.

Sicher: Ich habe eine Frau und Kinder. Aber habe ich sie? Ich habe sich sicher nicht im Sinne von besitzen. Und doch habe ich sie. Ich habe sie lieb. Ich habe sie im Sinn. Ich habe sie vor Augen.

Johannes drückt das mit Blick auf Christus hier so aus, dass er vom Glauben spricht. Glauben, d.h. Jesus Christus, meint den Sohn Gottes lieb haben, vor Augen und im Sinn haben.

Die, die an ihn glauben, die, die ihm vertrauen, die, die ihn lieb haben, die ihn vor Augen und im Sinn haben, die in seinem Sinn leben, die haben das Leben, die haben Anteil am wahren Leben, haben schon jetzt Anteil am ewigen Leben.

Wie das mit dem „Schon-ein-bisschen-Haben" ist, könnte uns ein Vergleich deutlich machen. Stellen Sie sich vor, Sie hätten zu Weihnachten einen neuen, ganz tollen Computer geschenkt bekommen. Dann haben Sie ihn.

Unter Umständen, weil sie vielleicht einfach noch nicht die Zeit und Ruhe gefunden haben, haben Sie ihn aber noch gar nicht ausgepackt und installiert, geschweige denn entdeckt, was so alles in ihm steckt, was sich damit alles bewältigen ließe und auf einmal möglich wäre.

Aber fragt Sie jemand, was sie zu Weihnachten bekommen haben, dann sagen Sie: Ich habe einen neuen Computer bekommen.

Jetzt übertragen sie das mal auf unseren Text. Dann stellt Johannes fest. Mensch, du hast ja vielleicht was Tolles. Du hast ja das Leben. Du hast ja den Sohn. Du hast ja alles, was du brauchst. Herzlichen Glückwunsch.

Wie, das wusstest du noch nicht. Ach ja, du hast noch gar nicht richtig ausgepackt. Na, dann mach mal. Und freue dich schon mal. Ich verspreche dir. Da ist wirklich alles drin, was du dir vorstellen kannst.

Tausendfacher Weihnachtsstern

Predigt zu Hebräer 1, 1-3 zu Weihnachten 2009

Wie eben, haben wir die ganze Adventzeit über schon dies schöne Lied gesungen: „Stern über Bethlehem, zeig uns den Weg, führ uns zur Krippe hin, zeig, wo sie steht, leuchte du uns voran, bis wir dort sind, Stern über Bethlehem, führ uns zum Kind."

Und so ist es Weihnachten geworden. Wir sind am Ziel. Wie schon die Hirten und die Weisen aus dem Morgenland, wie schon so viele in Lauf der Jahrhunderte. Und nun? Wie geht es weiter?

Bleibt uns nur, zu warten, bis es nächstes Jahr wieder Weihnachten wird? Und geht das immer so weiter, Jahr um Jahr, dass man sich vorkommt wie ein Langstreckenläufer, der Runde um Runde absolviert?

Natürlich. Wir werden Jahr um Jahr Weihnachten feiern und uns erinnern, wie alles begann – in jenem Stall von Bethlehem. Aber dabei kann, ja darf es natürlich nicht bleiben.

Eine alte Legende erzählt: Als die Weisen aus dem Morgenland Bethlehem wieder verließen, blickten sie von einer Anhöhe nochmals auf die Stadt zurück. Da sahen sie ein wunderbares Schauspiel: Der Stern, der sie zur Krippe geführt hatte, zersprang in tausend und abertausend kleine Sterne, die sich über die ganze Erde verteilten. Doch die Weisen wussten nicht, was das zu bedeuten hatte.

Auf ihrem weiteren Weg kamen sie an eine Kreuzung. Sie fragten einen Fremden nach dem rechten Weg. Der gab ihnen freundlich eine hilfreiche Auskunft. Und er gab den Weisen ein wenig Proviant mit für ihre weite Reise. Da sahen sie über dem Kopf des Fremden einen kleinen Stern leuchten.

Stunden später stürzte einer der drei Weisen und verletzte sich am Bein. Eine Frau, die in der Nähe wohnte und gerade des Weges kam, eilte zu ihrem Haus zurück, holte Salbe und Verbandszeug und behandelte die blutende Wunde. Da sahen sie über dem Kopf der Frau einen kleinen Stern leuchten.

Die Weisen konnten ihre Reise fortsetzen. Als es dunkel wurde, legten sie sich in der Nähe eines Bauernhofes auf die Erde, um zu schlafen.

Da fing es heftig an zu regnen. Der Bauer kam nach draußen und bat die Weisen in sein Haus, bewirtete sie und gab ihnen einen trockenen Schlafplatz. Da sahen sie über dem Kopf des Bauern einen kleinen Stern leuchten.

Jetzt begriffen die drei Weisen das Schauspiel, das sie auf der Anhöhe über Bethlehem gesehen hatten. Finden Sie nicht auch: Das ist eine wunderbare Legende. Der Stern von Bethlehem hat nicht nur das eine Mal gezeigt, wo es Weihnachten wurde.

Nein. Er ist in Tausende Sterne zersprungen, um überall da, wo es weihnachtlich zugeht, leuchten zu können. Und dass es weihnachtlich zugeht, hängt der Legende zufolge nicht von all den Weihnachtsbräuchen ab, die sich ja sehr in den Vordergrund drängen, sondern davon, dass Menschen einander helfen, dass ein Mensch dem anderen Mitmensch wird. Das sind wahrhaft lichte Momente in der Geschichte der Menschheit, wenn einer dem anderen Mensch ist und hilft.

Und das hat nicht nur etwas Weihnachtliches, nicht nur etwas zutiefst Menschliches, sondern gleichzeitig auch etwas Himmlisches, ja etwas geradezu Göttliches.

Oft werden ja gerade auf Heiligenbildern die Menschen mit einem Heiligenschein abgebildet, in denen Gott in einzigartiger Weise auf dieser Welt zum Zuge kam. In der Legende gibt es keine Heiligenscheine, wohl aber einen kleinen leuchtenden Stern, der zeigt, dass hier etwas geschieht, was himmlisch ist.

Der Predigttext für diesen Sonntag besteht aus den ersten Versen des Hebräerbriefes... Was mich an diesen Worten am meisten fasziniert hat, das ist die Stelle, wo es heißt: „Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit"

Gemeint ist, dass er gleichzeitig die Ausstrahlung ist, die von einem Licht ausgeht, wie auch der Widerschein, der dadurch entsteht, dass Licht reflektiert wird. Ein bisschen wie der Mond. Er leuchtet, aber nur weil er angestrahlt wird.

In ihm ist das Licht. In ihm sehen wir das Licht. Aber wie das mit dem Licht ist. Man kann den Lichtstrahl nur sehen, weil er mit der Lichtquelle verbunden ist. Wie sich Lichtstrahl und Lichtquelle nicht trennen lassen, so sind Vater und Sohn eine Einheit.

Wenn es hier heißt: „Er ist der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit" dann ist damit nicht gemeint, er sei nur ein schwacher Abglanz des Vaters. Nein: In ihm wohnt die Fülle der göttlichen Herrlichkeit.

Man muss sagen: Gott sei Dank nur ein Abglanz. Wir würden es nicht

aushalten können, Gott zu sehen. Von daher ist es gut, dass wir ihn gewissermaßen indirekt sehen.

Dass er das Licht, der Abglanz seiner Herrlichkeit ist, erinnert uns an mancherlei Verse aus dem Alten Testament: Wir werden erinnert an die Verheißungen Gottes durch die Propheten, wie z.B. durch Jesaja, bei dem es heißt: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell." Wir denken auch an die Psalmen, in denen es von Gott heißt: „Der Herr ist mein Licht."

Aber natürlich ist auch im Neuen Testament vom Licht die Rede. Wir werden erinnert an den lichtvollen Glanz der Weihnachtsnacht, von dem es in der Weihnachtsgeschichte heißt: „Die Klarheit des Herrn leuchtete um sie."

Der Evangelist Johannes hat uns überliefert, dass Christus von sich sagte: „Ich bin das Licht der Welt." Er also ist das Licht. Solange wir mit ihm, dem Licht der Welt verbunden sind, solange wir ihn im Blick haben, werden wir ein Abglanz seiner Herrlichkeit sein, wie er ein Abglanz der Herrlichkeit seines Vaters ist.

In diesem Sinne bezeichnet Jesus die Seinen mit den Worten „Ihr seid das Licht der Welt." Und bei Johannes, wo es heißt „Ich bin das Licht der Welt" geht es dann weiter mit den Worten „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben."

Wie der Stern aus der Legende über all denen aufleuchtet, die es mitten im Alltag Weihnachten werden lassen, so werden die zum Licht, die Christus, das Licht der Welt, im Blick behalten. In der Legende und auf Heiligenbildern kann man den Stern bzw. den Heiligenschein über den Köpfen sehen. Es könnte das Licht sich natürlich auch in den Augen widerspiegeln, von denen man sagt, sie seien die Spiegel der Seele.

So oder so. Nehmen Sie das Licht des Lichtes in sich auf. Möge es uns durchdringen und erleuchten. Möge es durch uns hindurchleuchten: Möge es das Leben vieler Menschen ein wenig heller machen.

Brückenbauer

Predigt zu Hebräer 2, 10-18 am 20. März 2008

Ein langer und nicht ganz leichter Text. Ich möchte ihn mit Ihnen durchgehen.

Vers 10: „Weil Gott wollte, dass viele Kinder Gottes in sein herrliches Reich aufgenommen werden" Ist das nicht wunderbar? Gott will, dass viele, möglichst viele, möglichst alle in sein Reich aufgenommen werden. Sein Reich - sein herrliches Reich.

Sicher. Auch wenn dies nach Aussage Jesu nicht von dieser Welt ist, so ist es doch ein Reich, das in dieser Welt spürbar wird. Warum sollte Jesus uns sonst das Vaterunser ans Herz gelegt haben, wo wir darum bitten: Dein Reich komme.

Er „...hat den, der sie zur Rettung führen sollte, durch Leiden zur Vollendung gebracht." – Um das Werk der Rettung zu vervollständigen, brauchte es nicht nur seine Worte und Taten, sondern auch sein Leiden und Sterben.

Wie hätte er sonst mit denen Mitleid haben können, die leiden und sterben? Da er selbst schlimmstes Leid erlitten hat, weiß er um das Leiden anderer. Wie hätte er denen helfen wollen, die leidvoll sterben, wenn ihm dies erspart geblieben wäre? Aber indem er unser Leiden litt und unseren Tod starb, wurde er einer von uns.

„Das war der angemessene Weg für Gott, den Ursprung und das Ziel von allem." - Wie nebenbei wird hier Entscheidendes über Gott gesagt. Er ist Ursprung und Ziel - des Lebens, der Welt - in Zeit und Ewigkeit.

Vers 11: „Der Sohn, der die Menschen Gott weiht" Was Christus tut, hat nur ein Ziel: er möchte Menschen gewinnen, wirklich gewinnen und sie damit Gott weihen, d.h. doch sie ihrer Bestimmung übergeben. Denn diese Menschen - ob sie es wissen oder nicht - „stammen alle von demselben Vater."

Und obwohl die Menschen Sünder sind und bleiben, „schämt der Sohn sich nicht, sie seine Brüder zu nennen." Wir sprechen wie selbstverständlich von Christus als dem Sohn Gottes, als wenn nur er allein Sohn Gottes wäre. Das steht hier anders. Christus selbst spricht von uns als seinen Brüdern und Schwestern. Es kommt einem so vor, als würde Christus vor Gott treten und sagen: „Darf ich vorstellen: Meine Brüder und Schwerstern."

Natürlich geht das Ganze auch andersherum, so nämlich, dass er Gott verspricht, ihn denen vorzustellen, die er seine Geschwister nennt.

Vers 12: „Er sagt zu Gott: 'Ich will dich meinen Brüdern bekanntmachen." So steht Christus wie ein großer Bruder zwischen Gott und all seinen Kindern, wie einer, der vermitteln kann zwischen dem himm-

lischen Vater und seinen menschlichen Geschwistern.

Vers 14: „Weil diese Kinder Menschen von Fleisch und Blut sind, wurde der Sohn ein Mensch wie sie.“ Das heißt zunächst einmal, dass Christus auch vorher schon Sohn war - nur eben noch nicht Mensch. Aber indem er Mensch wurde, indem er es auf sich nahm, das menschliche Leben und Sterben zu durchleben, wurde er einer von uns - für immer und ewig. Und so konnte er „durch seinen Tod den vernichten, der über den Tod verfügt, nämlich den Teufel.“

Vers 15: „So hat er die Menschen befreit, die durch ihre Angst vor dem Tod das ganze Leben lang Sklaven gewesen sind.“ Wäre ein Mensch sein ganzes Leben voller Angst auf den Tod fixiert, das natürliche Ende seines Lebens, dessen Leben und Sterben wäre hoffnungslos. Wie in einem Gefängnis würde so ein Mensch in seiner Todesangst leben, weil er nicht in der Lage wäre, den Tod als das zu erkennen, was er in Wirklichkeit ist, nämlich Durchgangsstation zu einem anderen Sein - aber eben auch einem Sein in der Gegenwart Gottes, nur eben anders. Wie sagte Christus zu dem einen am Kreuz? „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“

Vers 17-18: Um uns das zu sagen und aufzuzeigen, „musste er in jeder Beziehung seinen Brüdern und Schwestern gleich werden. So konnte er ein barmherziger und treuer Hohepriester für sie werden, um vor Gott Sühne zu leisten für die Sünden des Volkes. Weil er selbst gelitten hat und dadurch auf die Probe gestellt worden ist, kann er nun den Menschen helfen, die ebenfalls auf die Probe gestellt werden.“

Das liegt doch auf der Hand. Was man selbst schon mal mitgemacht hat, sieht man bei anderen mit anderen Augen. Aufgrund des eigenen Erlebens wird man verständnisvoller. Weil Christus das mit dem angstvollen Sterben mitgemacht hat, weil er um die mancherlei Nöte weiß, die menschliches Leben so mit sich bringt, deshalb kann er uns helfen. Und wir können uns ihm, unserem großen Bruder getrost anvertrauen.

Soweit der Versuch, mit ein paar Sätzen zunächst einmal den etwas schwer zugänglichen Text verstehbarer zu machen.

Sie haben sich vorhin vielleicht gewundert, dass wir vor der Predigt das Lied „Herr, gib mir Mut zum Brückenbauen“ gesungen haben. Ich habe es ausgesucht, weil es auf andere Weise benennt, worum es meiner Meinung nach in diesem Abschnitt des Hebräerbriefes geht.

Um es auf den Punkt zu bringen, lege ich Christus einmal eine Zeile des Liedes in den Mund: „Ich möchte gerne Brücken bauen...“ Christus wird wie hier im Hebräerbrief immer wieder der Hohepriester genannt, also als die höchste Vermittlungsinstanz zwischen Gott und Menschen.

Für das Wort „Hohepriester“ steht in der lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments „pontifex maximus“, was auf Deutsch dann soviel wie „Oberster Brückenbauer“ heißt. Finden Sie nicht auch: Das passt zu Christus. War er nicht ein Brückenbauer. Und hätten das nicht seine Worte sein können: „Ich möchte gerne Brücken bauen.“

Vom heutigen Predigttext her war er in dreifacher Weise ein Brückenbauer:

Erstens: Er ist Brückenbauer zwischen Gott und uns. Weil er hüben wie drüben zu Hause ist, weil er beide Seiten kennt, weil ihm nichts Göttliches und nichts Menschliches fremd ist, weil er von Gott und von den Menschen her kommt, ist er der pontifex maximus, der oberste Brückenbauer.

Zweitens: Er ist der Brückenbauer zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Ursprung und Ziel, zwischen Tod und Leben, weil er immer in Gott war. Weil Gott immer in ihm war, weil er uns gezeigt hat, wie jedes Leben und jeder Moment ein Teil des Ganzen, ein Teil der Ewigkeit ist, wie auch der Tod nicht das Ende, sondern nur eine Station auf dem Weg ist.

Drittens: Er ist Brückenbauer zwischen dir und mir, zwischen ihm und ihr, zwischen uns und denen. Weil er sich uns als Bruder erweist und uns als Bruder oder Schwester anspricht, sind wir als solche - in aller Unterschiedlichkeit - miteinander durch ihn verbunden. Er selbst hat das mit dem Brückenbauen angeregt. Und wer zu ihm gehört, kann doch gar nicht anders, als Brücken zu bauen.

Hat er nicht auch uns Brücke um Brücke gebaut – zu Gott, zu uns selbst und zueinander? Ich schließe mit dem Gebet, das in dem gesungenen Lied vom Brückenbau steckte: „Herr, gib mir Mut zum Brückenbauen, gib mir den Mut zum ersten Schritt. Lass mich auf deine Brücken trauen und wenn ich gehe, geh du mit.“

Ruhe

Predigt zu Hebräer4, 1-9 am Ewigkeitssonntag 2008

Es gibt die Ruhe vor dem Sturm. Und es gibt die Ruhe nach dem Sturm. Und es gibt die Ruhe inmitten des Sturms. Und da es im Leben meistens stürmisch zugeht, fehlt uns genau das, wonach wir uns seh-

nen: die Ruhe. Inmitten der Stürme unseres Lebens kommen wir gar nicht oder nur selten zur Ruhe. Diese Ruhelosigkeit und Unruhe macht uns ganz krank.

Wenn man denn so gar keine Ruhe hat und wenn es einem vorkommt, als wollten alle auf einmal was von einem, dann kann es schon mal sein, dass es aus einem herausplatzt: „Nun lass mich doch mal in Ruhe!“

Viele werden sich deshalb immer wieder nach einem Moment der Ruhe sehnen. Und es gibt sie ja tatsächlich, diese Momente der Ruhe. Aber viel zu selten. Nun mag der eine oder die andere denken: Ich weiß gar nicht, was er will. Also ich hab’ meine Ruhe.

Haben wir wirklich Ruhe, wenn wir tatsächlich mal Zeit und keinen Termin haben? Ist „nichts Vorhaben“ wirklich Ruhe? Oder ist nur eben einfach nichts los? Da ist schon noch ein Unterschied, wenn auch nur ein kleiner.

Meiner Beobachtung nach sind solche Momente der Ruhe, wie ich sie im Sinn habe, in jungen Jahren eher selten. Von daher hoffen viele auf die Jahre des Ruhestandes.

Wer allerdings schon im Ruhestand ist, wird bestätigen können: Zur Ruhe kommt man da auch nicht, jedenfalls nicht automatisch. Dementsprechend sprechen viele in diesem Zusammenhang vom Unruhestand.

Viele kommen wenigstens insofern zur Ruhe, als sie sich zur Ruhe begeben, also schlafen gehen. Aber längst nicht alle. Manche schlafen schlecht oder unruhig. Andere haben den Eindruck, sie würden die ganze Nacht nur schlecht träumen.

Wir sehen: Das mit der Ruhe und Unruhe ist ein weites Feld. Was nun? Wie kommen wir weiter?

Was man nun an sich und anderen zu Lebzeiten erleben kann, wurde immer wieder auch auf die übertragen, die gestorben sind, was zu Fragen wie dieser führt: Was ist mit denen, die entschlafen sind? Haben die dann endlich Ruhe? Sind sie – wie es manchmal heißt - zur ewigen Ruhe eingegangen?

Als Angehörige wünschen wir denen, die wir durch den Tod verloren haben, dass sie die Ruhe finden, die sie zu Lebzeiten vielleicht nicht hatten.

Trotz aller guter Wünsche und Hoffnungen. Es bleibt ein Zweifel. Und der lässt einen schon mal fragen, ob die Verstorbenen denn nun wirklich in Frieden ruhen oder ob sie womöglich ruhelos herumgeistern, wie manche Kinofilme das ja immer wieder thematisieren?

Auf dem Hauptfriedhof gibt es – wie vermutlich auf jedem Friedhof – viele Grabsteine, auf denen so etwas steht wie „Hier ruht...“ oder „Ruhe sanft“ oder „Ruhestätte der Familie...“ Wie ist das nun mit der Ruhe jenseits des Todes? Gibt es die? Was meinen Sie?

Interessant ist ja, dass man, ohne sich groß anzustrengen, angesichts der Ruhe eines Friedhofs, angesichts der Friedhofsruhe selbst zur Ruhe kommt. Man wird ruhig, zumindest ein wenig ruhiger. Und das tut schon mal gut.

Einen ähnlichen Effekt erhoffe ich mir für Sie vom heutigen Predigttext, einem Abschnitt aus dem Brief an die Hebräer, in dem es um die Ruhe geht.

Er soll uns helfen, zur Ruhe zu kommen und vor allem unsere Gedanken zum Thema Ruhe mit Gott in Verbindung zu bringen. Denn auch das geschieht nicht von allein, dass man bei dem Wort Ruhe an Gott bzw. an Gottes Ruhe denkt.

Der Text trägt in meiner Bibel die Überschrift: „Die verheißene Gottesruhe“ Das mit der Ruhe, der Ruhe Gottes klingt ja märchenhaft, majestätisch und irgendwie vollkommen. Es klingt nach einem Zustand, in dem man wunschlos glücklich ist.

Ich denke dabei an diese Fotos von großen Hurrikans, und da besonders an das Auge des Sturms, wie man ja den Punkt nennt, wo es inmitten des Sturms ganz ruhig und still ist.

Ich nehme das mal als Bild für die Ruhe Gottes. Im Zentrum all dessen, was lebt, was sich bewegt und was existiert, gibt es diesen Ort der Ruhe, unbeschreiblicher Ruhe, seiner Ruhe eben. Es gibt da diesen Ort fernab aller Zeit und Vorstellung, diesen Ort, an den Gott sich zurückzieht, um zu ruhen von all seinem Tun, um zur Ruhe zu kommen, um ganz bei sich zu sein, um ganz mit sich und allem, was ist, eins zu sein. Die Ruhe Gottes.

Unglaublich, aber wahr ist, dass wir auf dem Weg dorthin sind, auf dem Weg zu dieser göttlichen Ruhe, diesem Ort, diesem Zustand der verheißenen Gottesruhe.

Natürlich: Wir werden diese Ruhe zu Lebzeiten nicht erreichen. Aber eines Tages, wenn auch wir heimkehren, wenn wir vollkommen zur Ruhe gekommen sind, dann, ja dann... Da beginnt man zu träumen. Bis dahin werden wir wohl mit der Unruhe leben müssen, noch nicht da zu sein, wenigstens noch nicht ganz.

Und doch: Diese Ruhe ist uns sicher. Das zu wissen, sollte uns schon mal ein wenig beruhigen. Das vor Augen zu haben, sollte uns ruhig o-

der zumindest ruhiger werden lassen - und zwar unabhängig davon, wie es uns gerade geht und wie unruhig wir gerade sind.

Diese Ruhe, die uns da in Aussicht gestellt wird, hat etwas Großes und Vollkommenes, weil es Ruhe von der Ruhe ist, die Gott genoss, als er ausruhte von all seinen Werken. Und so, wie er von all seinen Werken ausruhte, können auch wir von all unseren Werken ausruhen.

Und dann, am Ende unserer Tage, kommt der Tag, wo wir von all unseren Werken ausruhen können, wo wir wie unsere Verstorbenen ruhig sein werden, wo wir die vollkommene, unvorstellbare Ruhe erleben und genießen können, von der hier die Rede ist. Und nichts wird uns fehlen. Was für eine Aussicht.

Doch ja, so steht es hier, so ist es uns versprochen: Es wird Ruhe sein, himmlische Ruhe, göttliche Ruhe, unglaubliche Ruhe.

Je mehr sich nun diese Ruhe auf uns auswirken kann, desto mehr wird alle Unruhe, die uns umtreibt, von uns abfallen. Das gilt schon jetzt. Das ist hier und jetzt möglich.

Natürlich: Noch leben wir. Und wir tun es hoffentlich gerne – trotz all der Unruhe, die das mit sich bringt. Die meisten von uns werden hoffen, dass es noch eine ganze Weile hin ist, bis wir in der Weise ruhen, wie wir es unseren Toten wünschen.

Wenn es im Hebräerbrief heißt „So lasst uns nun bemüht sein, zu dieser Ruhe zu kommen...“, dann werden wir damit natürlich nicht aufgefordert, zu sterben oder uns das Leben zu nehmen.

Nein. Wir sollen und wir dürfen leben – ohne dabei die verheißene Gottesruhe aus dem Blick zu verlieren.

Nicht umsonst heißt es: In der Ruhe liegt die Kraft. Diese Kraft aus der Ruhe gilt es zu nutzen – und nicht erst im Ruhestand oder jenseits des Todes.

Es ist uns also möglich, um diese Ruhe zu wissen und schon ein Stückweit von dieser Ruhe her zu leben und dadurch die Unruhe zu vermindern, die in uns und um uns ist.

Dies wird uns aber nur insofern gelingen, als dass uns im Blick bleibt, was an Ruhe auf uns zukommt und uns durch Gott ermöglicht wird.

Der Kirchenvater Augustin brachte all das für sich mit folgenden Worten auf den Punkt: „Mein Herz ruht nicht eher, als bis dass es Ruhe findet in dir, o Gott.“ Es geht nicht nur darum, zur Ruhe zu kommen. Nein. Es geht darum, in IHM zur Ruhe zu kommen.

Sicher kann man schon diesseits des Todes in gewisser Weise in ihm zur Ruhe kommen. Aber vollkommen ruhig in ihm zu sein ist uns erst

jenseits des Todes möglich, fernab all dessen, was uns hier umtreibt und beunruhigt.

Wer von uns allerdings alles erst von der Zeit nach dem Tod erwarten sollte, der ist schlecht beraten, weil er sich um die Ruhe bringt, die schon hier und jetzt möglich ist.

Gott hat uns nicht umsonst den siebten Tag der Woche als Ruhetag gegeben, damit wir schon hier und jetzt ein Stückweit zur Ruhe und damit zu ihm kommen können. Möge Gott uns Lebenden wie unseren Toten die versprochene Gottesruhe schenken, auf dass wir in ihm zur Ruhe kommen.

Das rechte Wort zur rechten Zeit

Predigt zu Hebräer 4, 12f am 20. Februar 2022

In Hans Christian Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ gelingt es zwei Betrügern, ein ganzes Volk zum Lügen zu bringen. Um nicht als dumm zu gelten, behauptet jeder, die angeblich neuen, aber tatsächlich gar nicht vorhandenen Kleider des Kaisers zu sehen. Und dann ruft plötzlich ein kleines Kind: „Aber er hat ja gar nichts an...“ Ein kurzer Zwischenruf nur – und der Spuk hat ein Ende.

Was wäre, wenn es mit Gott so ähnlich wäre? Alle reden mit blumigen Worten von dem, was ihn kleidet, was ihn umgibt, was ihn umhüllt, wie er aussieht, was er tut oder lässt, wie er ist. Was wäre, wenn jemand von außen käme und wie das Kind sagte, was sich keiner zu sagen traut: „Das stimmt doch alles nicht.“

War mit der Feststellung, dass der Kaiser nichts anhat, die Existenz des Kaisers in Frage gestellt? Nein. Natürlich nicht. Und wäre die Existenz Gottes in Frage gestellt, wenn wir feststellen müssten, dass Gott anders ist, als wir ihn uns vorstellen? Keineswegs.

Und wäre Gott damit bloßgestellt? Nicht wirklich. Allenfalls die wären bloßgestellt, die meinten, sie wüssten ganz genau über Gott Bescheid. Und so könnte es sein, dass solche Zwischenrufe helfen, sich von Illusionen und falschen Vorstellungen zu verabschieden.

Das Ganze lässt sich schnell auf das heutige Thema übertragen: Gottes Wort. Was also ist das Wort Gottes? Es ist ja schier unglaublich, was Gott so alles gesagt haben soll. Ganz offensichtlich hat man Gott vieles in den Mund gelegt. Was wurde nicht schon alles als Gottes Wort ausgegeben? Und war es das? Oft genug ganz bestimmt nicht.

Ich denke an Worte, die Angst machten oder ein ganzes Volk verführten. Ich denke an Worte, die uns zu unmenschlichen Handlungen verleiten wollten, die Unmenschliches zur Folge hatten. Können solche Worte Gottes Wort sein, der die Liebe ist und das Leben will? Wohl kaum.

Manche tun so, als sei doch völlig klar, was Gottes Wort ist. Das ist nicht zuletzt in der Kirche so, in vielen Predigten zum Beispiel. Aber ist das, was die PfarrerInnenschaft predigt und viele andere aus der Bibel herauslesen, automatisch Gottes Wort? Sicher nicht. Selbst Bibeltexte sind nicht immer Gottes Wort, auch wenn viele von der Bibel als Gottes Wort sprechen.

Was also macht Worte – und hier auf der Erde sind es immer menschliche Worte, weil wir Menschen sie sagen oder hören – zu Gottes Wort? In unserem heutigen Text heißt es: „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und scharf."

Erstens also: Das Wort Gottes ist lebendig. Und wenn es lebendig ist, dann verändert es sich auch. Es macht lebendig. Es war nicht nur früher lebendig. Es ist auch heute noch lebendig. Und? Sind die Worte lebendig, die Du hörst? Und machen sie Dich lebendig, lebendiger?

Zweitens: Das Wort Gottes ist kräftig. Es hat Kraft. Und es gibt Kraft. Es ist kraftvoll und kräftigt, vor allem die, die neue Kraft brauchen. Und? Sind die Worte, die Du hörst kräftig bzw. kräftigend? Geben sie Dir neue Kraft?

Drittens: Das Wort Gottes ist scharf. Es schärft die Sinne, das Hören und Sehen, das Fühlen und Wahrnehmen. Und? Sind die Worte, die Du hörst, echt scharf und sensibilisierend?

Das Wort Gottes dringt durch. Es bleibt nicht an der Oberfläche. Es hat einschneidende Wirkung. Und? Dringt durch all das, was an Dich herankommt, sein Wort wirklich zu Dir durch?

Das Wort Gottes scheidet. Es macht den Unterschied. Es trennt die Spreu vom Weizen. Und? Helfen Dir die Worte, die Du hörst, zu unterscheiden, z.B. zwischen wichtig und unwichtig?

Das Wort Gottes richtet. Es richtet auf. Es richtet aus. Es gibt Dir eine Richtung vor, in die Du weitergehen könntest. Und? Sind die Worte, die Du hörst richtungsweisend?

Wir merken: Wir hören den ganzen Tage Worte, von überall her, oft genug nichtssagendes Blabla. Aber Gottes Wort bewirkt etwas: Es ist lebendig und macht lebendig. Es hat Kraft und kräftigt. Es ist scharf und

schärft die Sinne. Es dringt durch und scheidet. Und es richtet auf und aus. An dem, was das Wort Gottes tut, kann man es identifizieren

Das mit Gottes Wort ist also keineswegs so eindeutig, wie wir es gerne hätten. Weil es uns über den menschlichen, oft allzu menschlichen Umweg erreicht, erreicht es uns meist nur indirekt, manchmal aber auch sehr direkt, gelegentlich sogar umstritten, zuweilen furchtbar unbequem und glücklicherweise das eine oder andere Mal auch einfach einleuchtend.

Wann und wo es uns erreicht, haben wir nicht in der Hand. Aber wenn es uns erreicht, nicht nur hier in den Ohren, sondern im Herzen, da verändert es uns auch, eben weil es lebendig und wirksam ist.

Gottes Wort: Das klingt so groß, so theologisch, so unnahbar. Könnte man nicht sagen: Gottes Wort ist das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt. Doch natürlich. Und sofort wäre dann auch klar, dass das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt natürlich sehr unterschiedlich aussehen kann.

Es könnte schmerzlich, weil entlarvend sein und erst später seine heilsame Wirkung entfalten. Es könnte unbequem wie das Nagelbrett eines Fakirs sein, wenn es uns nicht zur Ruhe kommen lässt, wenn es uns wie tausend Nadeln ins Gewissen sticht, wenn es uns die Maske abreißt, wenn es uns die Augen über unser wahres Selbst öffnet, wenn es uns ins Herz trifft, wenn es uns zur Umkehr nötigt.

Es könnte unsere Vorurteile und Irrtümer sichtbar werden lassen, aber auch unseren verkappten Egoismus ans Licht bringen. Es könnte uns herausreißen aus gefährlicher Gleichgültigkeit. Es könnte uns Schwächen und Fehler bewusst machen. Es könnte uns aber auch in der Sackgasse den Ausweg weisen und uns trösten.

Es könnte Streit schlichten und auch Angst nehmen. Es könnte Gerechtigkeit herstellen und Freude auslösen. Es könnte Dankbarkeit hervorrufen und Halt geben. Es könnte Hoffnung wecken und Vertrauen herstellen. Es könnte Ratlosigkeit überwinden und Barmherzigkeit hervorrufen. Es könnte Leben retten und Frieden bewirken. Es könnte mein und Dein und Ihr Leben und die ganze Welt verändern.

Wie wir darauf angewiesen sind, dass uns das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt durch andere erreicht, so sind die anderen darauf angewiesen, dass sie das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt durch uns erreicht.

In diesem Sinn ist das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt immer ein menschliches Wort – in doppeltem Sinn, menschlich im Gegensatz

zu unmenschlich, und menschlich, weil es uns durch einen Menschen gesagt wird und erreicht.

Das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt ist letztlich immer ein Wort, das weiterhilft. Nach solchen Worten sehnen wir uns. Und natürlich auch die anderen. Soweit mal zum Wort Gottes, das uns erreicht.

Ich habe bisher einen Aspekt des Textes nicht vertieft, der vielen Leuten Bauchschmerzen bereitet: Die Sache mit dem scharfen Schwert, das tief schneidet; die Sache mit dem Richter, dem nichts verborgen ist; die Sache mit der Rechenschaft, die wir geben müssen. All das scheint unsere schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen und macht Angst. Denn ganz oft wurden und werden Verse wie diese missverstanden, als wäre Gott ein Scharfrichter.

Um zu verstehen, was hier gemeint ist, tausche ich das scharfe zweischneidige Schwert gegen einen Skalpell, den Scharfrichter gegen einen Chirurgen. Denn was macht ein Chirurg mit seinem Skalpell? Er schneidet bei einer Tumoroperation das schlechte Gewebe heraus und rettet damit dem Operierten das Leben. Und genau so schneidet Gott und Gottes Wort weg, was uns schadet und tötet.

Wenn da erst mal so ein Befund ist, hilft kein Wegschauen, auch kein Schön- und Kleinreden. Ganz im Gegenteil. Das Übel muss rausgeschnitten werden.

Was für den Körper gilt, gilt im übertragenen Sinn auch für die Seele und den Geist, die Gefühle und Gedanken. Was uns innen drin verwirrt und schädigt, muss raus, bevor es uns von innen auffressen kann.

Und so ist es ein Segen, wenn man bei der Beichte oder Therapie aussprechen kann, was einen belastet und krank macht. Und auf einmal wird klar: Was ist so eine Aussprache anderes als ein Rechenschaft-Abgegeben, ja auch ein Sich-Verantworten.

Mit Blick auf Gott wäre das nicht notwendig, weil er uns und unsere Gedanken kennt. Was wir vor ihm aussprechen, dient nicht seiner Information, sondern unserer Entlastung. Für uns ist es gut, wenn wir uns bei ihm aussprechen können – und das im Wissen um seine Liebe und Gnade, im Wissen um seine Güte und Vergebung.

Ich wünsche Dir und Ihnen, mir und uns allen, dass uns Gottes Wort, das rechte Wort zum richtigen Zeitpunkt erreicht und gut tut, dass es bei uns einschneidende Konsequenzen hat, dass es uns stärkt und lebendig macht. So segne uns Gott mit seinem Wort.

Thron der Gnade

Predigt zu Hebräer 4, 14-16 am 21. Februar 2010

Ich vermute mal, dass sich mancher ein wenig wundert, wie hier von Jesus gesprochen wird: Jesus, der Hohepriester. Das klingt fremd für unsere Ohren. Uns vertrauter sind andere Anreden, z.B. „Herr“ oder „Sohn Gottes“. Wir kennen biblische Geschichten, in denen Jesus Meister oder Rabbi genannt wird. Und von Weihnachten her kennen wir ihn als den Heiland. Aber Jesus als der Hohepriester? Dazu haben wohl die wenigsten von uns einen Zugang.

Das war damals, als der Hebräerbrief geschrieben wurde, ganz anders. Die Hebräer, an die sich der Brief richtete, waren ehemalige Juden, die glaubten, dass Jesus der Messias, also der Christus ist.

Damals wusste man noch um den Hohepriester im Jerusalemer Tempel. Man wusste, wie er seinen Dienst versah. Man wusste, dass dieser ranghöchste Priester einmal im Jahr in einem feierlichen Akt durch den Tempel schritt bis ins Allerheiligste, wo niemand außer ihm hin durfte, um stellvertretend für das ganze Volk Gott um Vergebung der Sünden zu bitten.

Daran knüpft der Hebräerbrief an. Er vergleicht Jesus mit diesem Hohepriester. Von Jesus heißt es hier, er habe sogar die Himmel durchschritten. Er hat also die alle Sphären und Ebenen, alle Level und Dimensionen geschafft.

Weil er zum einen zu Gott gehört, der Sohn Gottes ist, aber zum anderen auch zu uns Menschen gehört, der Menschensohn ist, ist er wie kein anderer geeignet, zwischen Gott und uns Menschen zu vermitteln.

Obwohl er so groß und mächtig ist, wird er zugleich als ganz menschlich beschrieben. Er hat sich dem Leben mit allem, was dazu gehört, ausgesetzt. Er hat am eigenen Leib erlebt, wie es ist, zu leiden und schwach zu sein. Er war im wahrsten Sinne des Wortes ein Sympathisant, was zu Deutsch ja so viel wie „Mitleidender“ heißt.

Wie uns ist ihm die Bosheit der Menschen oft genug begegnet. Wie wir kennt er das Gefühl einsam zu sein und Angst zu haben. Wie wir kennt er die Ratlosigkeit, die einen überkommt, wenn man nicht weiß, wie es weitergehen soll. Wie wir kennt er die Enttäuschung darüber, von Freunden im Stich gelassen, ja verraten zu werden. Wie wir kennt er die Traurigkeit und das verzweifelte Warten auf Gottes Hilfe. Wie

wir hat er gelitten – nicht nur innerlich, weil er auf so viel Unverständnis und Ablehnung stieß, sondern auch körperlich unter der Folter und Kreuzigung. Wie wir kennt er das schreckliche Gefühl, das einen denken lässt, man wäre von Gott verlassen.

Er weiß, wie schwer es ist, der Versuchung zu widerstehen. Nicht, dass er selbst der Versuchung erlegen wäre. Aber er war so dicht dran, dass er um die Not und Verzweiflung weiß, die die Versuchung mit sich bringt und nach sich zieht.

Bei allem, was sein und unser Leben gemeinsam hatten, bei aller Menschlichkeit, die ihn auszeichnete, war da doch eins, was ihn von uns unterscheidet. Der Hebräerbrief sagt: „...doch ohne Sünde."

Natürlich fragen wir uns, ob es nicht geradezu zum Menschsein dazugehört, auch Sünder zu sein und der Versuchung zu erliegen. Und deshalb fragen wir uns, wie das möglich sein soll, dass einer ganz Mensch war und dabei ohne Sünde blieb, also ohne das Gefühl sich von Gott getrennt zu erleben.

Jesus war nahe dran, was sich in seinen Worten vom Kreuz widerspiegelt, wo er sagt: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Also nicht nur in der Versuchungsgeschichte wurde er versucht. Immer wieder. Zuletzt am Kreuz.

Aber er hat selbst da nicht von Gott abgelassen, seinem Glauben nicht abgeschwört, sein Vertrauen nicht weggeworfen. Selbst in seiner größten Not blieb er mit Gott im Gespräch - wenn auch klagend und hadernd. Er blieb dran. Der Kontakt riss nicht ab. Nichts brachte ihn und Gott auseinander. Und so kommt es zu der Feststellung, er sei zwar wie wir versucht worden, aber ohne Sünde.

Der Schreiber des Hebräerbriefes will nun mit allem, was er über Christus sagt, Menschen einladen, sich an den Hohepriester Jesus zu halten, sich zu ihm zu bekennen.

Denn er tritt wie der Hohepriester für die ein, die sich an ihn halten, die sich zu ihm bekennen. Er vertritt sie vor Gott. Er bringt ihre Anliegen vor Gott. Er legt ein gutes Wort für sie ein, weil er um ihre Not weiß. Er ist ihr Fürsprecher. Er ist für sie tätig und bittet für sie.

Wenn wir meinen, am Ende zu sein und sagen: „Mein Zweifel ist zu groß, ich kann nicht mehr glauben." Wenn wir sagen: „Meine Leiden schmerzen zu stark, ich kann Gott nicht mehr lieben." Wenn wir sagen: „Meine Enttäuschungen sind zu bitter, ich kann nicht mehr zu dieser Kirche gehören"... dann ist er ganz dicht an unserer Seite und gibt uns zu verstehen: „Ich kenne das nicht nur. Ich fühle mit. Ich leide mit

Dir an dem, was Dir zu schaffen macht."

Jesus weiß also nicht nur um unsere Not. Er leidet mit. Eine geradezu unerhörte Vorstellung. Im Allgemeinen denkt man doch: Nun ja, Jesus hat zu Lebzeiten viel erduldet in der Welt. Aber nun ist er ja in der Herrlichkeit und hat alles Leid der Welt hinter sich gelassen.

Irrtum. Der Hebräerbrief sagt etwas anderes. Er sagt: Jesu Leiden ist noch nicht zu Ende. Er sieht unsere Not nicht unberührt mit an. Er ist nicht unendlich weit weg. Er ist bei uns. Und deshalb geht es ihm nah, was Ihnen, Dir und mir, ja uns allen widerfährt.

Umso mehr dürfen und sollen wir uns voller Vertrauen und Zuversicht an ihn wenden, wie Bittsteller an ihn herantreten, der uns etwas schenken und gewähren kann, was wir uns nicht selbst geben können.

In diesem Sinne heißt es, dass wir mit Zuversicht zum Thron der Gnade kommen sollen, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden - wenn wir Hilfe nötig haben. Und wer hätte keine Hilfe nötig?

Wir alle haben ein ums andere Mal Hilfe nötig. Und sie wird uns gewährt. Wir müssten nur kommen. Wir müssten uns nur dem Thron der Gnade nähern. Dann könnte uns geholfen werden. Dann könnten uns der Trost, der Zuspruch und die Hilfe zuteilwerden, nach denen wir uns sehnen und die uns hier angeboten werden.

Apropos: Thron der Gnade. Das klingt nach Gericht und irgendwie furchteinflößend groß. Da traut man sich nicht hin. Dabei geht es um Gnade und Barmherzigkeit. Wer nicht kommt, kann nichts empfangen. Wer wegbleibt, bringt sich um die in Aussicht gestellte Gnade. Wer sich nicht abholt, was auf ihn wartet, geht leer aus. Das sollte uns nicht passieren.

Vielleicht würde der eine oder die andere ja gern herzutreten zum Thron, um Gnade und Vergebung zugesprochen zu bekommen und Hilfe zu erfahren.

Wenn man nur wüsste, wo er ist, der Thron der Gnade. Er steht natürlich nicht irgendwo wie die Throne der Mächtigen dieser Welt. Die Rede vom Thron der Gnade ist bildlich, also im übertragenen Sinn zu verstehen. Die meisten von uns werden so ein Bild vor Augen haben, auf dem Christus wie ein Herrscher auf einem Thron dargestellt wird.

Das ist wie gesagt nur ein Bild. Es geht dabei nicht um den Thron. Es geht um den, der darauf sitzend abgebildet wird: Christus. Und dass er da sitzt, soll nur zeigen, dass er die Macht hat. Das Bild zeigt, dass er die Macht hat, Gnade zu gewähren, Barmherzigkeit walten zu lassen,

Hilfe zu leisten. Es will nicht sagen, dass er irgendwo thront.

Im Gegenteil: Da Christus versprochen hat, bei uns zu sein, alle Tage bis ans Ende der Welt, ist er und mit ihm Gnade, Barmherzigkeit und Hilfe nicht weit. Auch hier und jetzt. Machen wir uns das klar. Öffnen wir uns, damit uns die versprochene Barmherzigkeit, Gnade und Hilfe erreichen können.

Urheber des Heils

Predigt zu Hebräer 5, 7-9 am 13. März 2016

Wir befinden uns vom Kirchenjahr her ja in der Passionszeit. In dieser Zeit geht es in besonderer Weise darum, sich zu vergegenwärtigen, wie Jesus gelitten hat.

Im Grunde tun wir das sonntäglich, wenn wir das Glaubensbekenntnis sprechen. Denn da bekennen wir von Jesus, dass er gelitten hat: „gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben...“ Das spricht man so, als habe Jesus nur unter Pontius Pilatus gelitten. Das wäre natürlich ein Missverständnis. Unter Pilatus ist er gekreuzigt worden.

Man müsste das Komma eigentlich anders setzen und diesen Satz anders betonen, sodass deutlicher herauskäme, dass er in der Zeit, als Pilatus römischer Statthalter gewesen ist, auf Befehl des Pilatus gekreuzigt wurde. Es müsste also nicht „gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt“ heißen, sondern „gelitten, unter Pontius Pilatus gekreuzigt“.

Denn gelitten hatte Jesus auch ohne Pilatus. Er litt darunter, dass man ihn nicht verstand. Er litt darunter, dass man ihn ablehnte. Und sicher litt er auch darunter, dass ihn seine Freunde in der entscheidenden Phase allein ließen. Er hat gelitten - wie einer von uns, als einer von uns, ganz menschlich.

Dementsprechend heißt es im Text: „Er hat in den Tagen seines irdischen Lebens Bitten und Flehen mit lautem Schreien und mit Tränen“ vor Gott ausgebreitet. Er war eben kein Supermann, kein gefühlsloser Halbmensch. Nein. Er hat tatsächlich gelitten, äußerlich ganz real und innerlich im übertragenen Sinn gelitten: betend, flehend, schreiend und weinend.

Er schreit die Trauer um sein nicht mehr fortzusetzendes Leben heraus. Jesus stößt den Schrei aller zu Unrecht Verurteilten aller Zeiten aus. Er brüllt den Schmerz der Eltern, die ihre Kinder verloren, der

Frauen, die ihre Männer früh hergaben und umgekehrt, er schreit, wie im Terror der unzähligen Kriege bis in diese Stunde hinein geschrien wird.

Vermutlich hätte er sich das Leiden – wie jeder Mensch – gern erspart. Er betete im Garten Gethsemane doch nicht umsonst: „Ist’s möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber.“ Und wer könnte es ihm verdenken? Was ihm da bevorstand an Qual und Tortur, das übersteigt so ziemlich alles, was wir uns an Schmerz und Grausamkeit ausmalen können.

Ihm wird es da nicht anders ergangen sein als den vielen, die kaum Vorstellbares an Leid, an Schmerz, an Qual durchleiden mussten und leider immer noch erleiden müssen. Diese für Jesus so schwierige Passionszeit war auch für ihn alles andere als leicht.

Ob er wohl auch in der Gefahr stand, über seinem Leid seinen Glauben zu verlieren? Man könnte es vermuten, wenn man wahrnimmt, wie verzweifelt er am Kreuz betete: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Aber selbst in dieser Situation, wo andere einfach nicht mehr können, auch nicht mehr glauben können, selbst da blieb er dran an Gott. Er ließ einfach nicht ab von ihm.

Natürlich beschreiben diese Worte vom Kreuz sein Gefühl der Einsamkeit. Aber sie beschreiben auch sein Vertrauen in den himmlischen Vater. Denn selbst in dieser für ihn so schweren Zeit betete er: „Mein Gott...“

Auch wenn er ihn nicht verstand, den himmlischen Vater. Auch wenn er sich allein und von ihm verlassen meinte, kam es nicht soweit, dass er Gott verflucht hätte.

Nein: Er klagte und schrie, er weinte und betete, er rang und kämpfte. Aber er ließ Gott nicht los, ließ einfach nicht ab von ihm. Nein. Er betete: „Mein Gott!“

Er gab die Hoffnung einfach nicht auf, dass der ihm helfen würde, dass der ihn vom Tod erretten würde, an den er sich betend, weinend, schreiend und flehend wandte. Darin zeigte sich, wie sehr er Gott, seinen himmlischen Vater, trotz allem in Ehren hielt.

Das sollte uns ermutigen, es Christus nach zu tun, von Gott nicht zu lassen, was auch immer geschieht. Wo es uns gut geht, können wir Gott danken. Und wo es uns schlecht geht, können wir das wie Christus betend, weinend, schreiend und flehend vor ihn bringen.

Rückblickend können wir feststellen: Er war bei ihm, sein himmlischer

Vater, wenn auch anders, als er sich das wohl gewünscht und vorgestellt hatte. Es blieb ihm nicht erspart, so zu sterben, wie er gestorben ist.

Darin ähnelt das, was er erleben und erleiden musste, dem, was manche Menschen auch heutzutage erleben und erleiden müssen, denen ihr Leiden und schreckliches Sterben auch nicht erspart bleibt.

Der himmlische Vater rettete ihn nicht vor dem Tod – wie so viele vor ihm und nach ihm ja auch nicht. Aber er rettete durch den Tod hindurch.

Nun steht im Text noch etwas wirklich Erstaunliches: Jesus hat an dem, was er litt, Gehorsam gelernt. Heißt das nicht, dass er etwas dazu lernte, was er vorher so nicht kannte? Es bleibt ein wenig offen, um was es sich da ganz genau handelte. Lernte er da etwas über sich? Oder lernte er da etwas über das Leiden?

Im Text heißt es nur: „So hat er, obwohl er Gottes Sohn war, doch an dem, was er litt, Gehorsam gelernt." Gehorsam? Wie ist das wohl gemeint? Auf jeden Fall nicht der blinde Gehorsam. Ich verstehe das so, dass er auch im Leiden nicht damit aufhörte, auf Gott zu hören und zu fragen, warum und wozu das alles.

So war es bei ihm offensichtlich nicht anders als bei uns. Das Leiden hatte auch bei ihm so etwas wie einen Lernprozess in Gang gesetzt. Da war etwas im Werden, auch bei Christus. Ganz offensichtlich lernte er neu auf den himmlischen Vater zu hören. Und er lernte verstehen. Und er lernte einzuwilligen.

Vermutlich schlägt sich hier eine Erfahrung nieder, die den Apostel Paulus sagen ließ: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." Das kann nur sagen, wer auch im Leid die Erfahrung machen durfte, wie Gott ihm geholfen und beigestanden hat.

Kommen wir zurück zu Jesus. Er hat ausgehalten. Er hat durchlitten, was ihm aufgebürdet war. Und das hat er so vorbildlich getan, dass sich an ihm alle orientieren und aufrichten können, denen es ähnlich geht.

Jesus ist den Weg weinend, schreiend und flehend gegangen, aber immer mit Blick auf Gott. Gerade so ist er uns allen ein Vorbild geworden. Und nicht nur das. Der Text geht einen ganz entscheidenden Schritt weiter, wenn er sagt: „Christus ist für alle, die ihm gehorsam sind, der Urheber des ewigen Heils geworden."

Also allen, die zu ihm gehören die auf ihn hören, sich ihm anvertrauen, ihm glauben, sich an ihm orientieren in dem, was der Hebräerbrief hier beschreibt, ist er der Urheber des Heils geworden.

Es ist tröstlich zu wissen, dass Jesus, zu dem wir gehören, um unser menschliches Leid und Elend weiß. Und er weiß es nicht nur. Er hat es gefühlt. Und deshalb fühlt er mit uns.

Jeder Mann und jede Frau darf wissen: Ich habe den an meiner Seite, dem Leid und Elend nicht fremd sind. Wie er muss ich mein Leid und meinen Schmerz nicht still in mich hineinfressen, sondern kann alles, aber auch alles betend, flehend, schreiend, weinend vor Gott bringen.

Er hat gezeigt, wie das geht und dass einen die Erfahrung von Leid und Elend nicht von Gott wegtreiben und trennen muss. Selbst so schmerzliche Erfahrungen, wie er sie machen musste, müssen nicht zwischen uns und Gott stehen, wenn man ihn – und mit ihm den Vater – an seiner Seite weiß.

So ist er in dem, was er litt, für die zum Urheber ewigen Heils geworden, die sich wie er – komme, was da wolle – nicht davon abbringen lassen, alles betend, weinend, schreiend und flehend vor Gott zu bringen.

Leben zum Wohl anderer drangeben

Predigt zu Hebräer 9, 15+26b-28 am 30. März 2018

Der Bericht über die Gerichtsverhandlungen an Karfreitag erzählt, wie Barrabas und Jesus vor Pilatus stehen, wie Pilatus einen von beiden freigeben will, wie die Menge dann Barrabas freihaben will und damit das Todesurteil für Jesus provoziert. Und Pilatus. Der wäscht seine Hände in Unschuld, während er Jesus zur Kreuzigung abführen lässt.

Und Barrabas? Wer weiß, wie es mit ihm weitergegangen ist? Vor langer Zeit lief im Fernsehen einmal ein Film mit dem Titel „Barrabas", der genau das zum Thema machte.

Es ist schon lange her, dass ich den Film gesehen habe, einen alten Film, nur in schwarz-weiß. Anthony Quinn spielte in diesem Film den Barrabas. Im Film blieb Barrabas als Aufrührer aktiv. Er kam natürlich erneut in Konflikt mit den Römern und wurde erneut festgenommen. Zur Strafe musste er als Zwangsarbeiter in einer Miene sein Dasein fristen.

In seiner Not traf er Jahre später einen Christen. Der wollte Barrabas trösten, der mit seinem Schicksal haderte. Und im Gespräch erzählte er Barrabas von Jesus, der „für ihn gestorben" sei. In dem Film schaut Barrabas lange und nachdenklich vor sich hin, als er das hört.

Schließlich sagt er nur: „Ich weiß: Er starb für mich."

Und damit hatte er in einzigartiger Weise Recht. Keiner konnte das so sagen wie Barrabas. Denn einer von beiden musste an jenem ersten Karfreitag sterben: Und das war Jesus. Und nur einer von beiden wurde freigelassen: Und das war Barrabas.

Wäre Jesus nicht gestorben, hätte Barrabas sterben müssen. Niemand auf der Welt wusste es besser als Barrabas: „Er starb für mich. Er starb an meiner Stelle. Ich durfte weiterleben."

Seit jenem Karfreitag sagen Menschen: „Er starb für mich." Und so wird es seit damals gepredigt: „Er starb für uns. Um unsertwillen gab er sein Leben."

Nun klingt das für uns heute natürlich ganz anders als für Barrabas damals. So richtig, wie es ist, klingt es oft dahingesagt und nichtssagend. Dementsprechend fühlen sich viele nicht angesprochen, nicht gemeint. Zudem sagen sich viele: Meinetwillen hätte Jesus nicht sterben müssen.

Und überhaupt: Wie hätte er damals wissen können, dass es mich und uns alle zweitausend Jahre später gibt? Hätte ich das überhaupt gewollt und zugelassen, dass er für mich einsteht, dass er stellvertretend für mich stirbt?

Was aber bedeutet es für uns, wenn wir sagen: „Christus ist für uns gestorben." Oder: „Christus hat sich für uns dahingegeben." Oder: „Christus wurde zur Sühne für unsere Schuld geopfert."

Ich unterstelle mal, dass sich auch von uns so mancher Fragen wie diese stellt. Nicht immer, aber immer wieder. Manchmal schieben wir Fragen wie diese auch einfach nur vor uns her, weil sie uns überfordern, weil wir damit einfach nicht weiter kommen. Und speziell in diesem Fall kann ich das gut verstehen. Es ist aber auch echt schwierig, sich in diesen Dingen Klarheit zu verschaffen.

Das war schon damals so. Die Menschen erlebten, wie Jesus gekreuzigt wurde. Und die Reaktion war damals nicht anders als heute, wenn ein junger Mensch auf so grausame Weise ums Leben kommt. Alle sind betroffen und fragen sich: „Warum?"

Und so fragten sie sich auch damals: „Warum musste Jesus so sterben?" Und es gab mancherlei Antworten, die uns durch die biblischen Texte überliefert sind.

Da waren einige der Meinung, dass er sterben musste, weil er sich mit den Mächtigen angelegt hatte. Andere waren der Meinung, er sei ein Opfer des Mobs geworden. Die religiösen Führer des Volkes waren der Meinung, er habe Gott gelästert. Da waren noch die, die meinten,

Gott habe Jesus als seinen Sohn geopfert. Und da waren noch all die, die der Meinung waren, er habe sich selbst geopfert.

Im Hebräerbrief ist von einem alten und von einem neuen Bund die Rede. Beide hatte Gott geschlossen – und zwar mit den Menschen. Und warum hatte sich Gott mit den Menschen verbündet? Damit deren Leben gelingt.

Hier wie dort gab es einen Vermittler, also einen, der dafür sorgte, dass es zum Bund kam. Den alten Bund hatte Mose vermittelt. Dieser Bund wurde mit dem Blut von Opfertieren besiegelt. Der alte Bund zwischen Gott und seinen Menschenkindern bedeutete, dass Gott für seine Menschenkinder da sein wollte und dass sie im Gegenzug ihm dienen und seine Gebote halten sollten.

Nun kam es – nach Auskunft des Hebräerbriefes – immer wieder zu Übertretungen. Der Bund wurde brüchig. Es bestand die Gefahr, dass es zum endgültigen Bruch zwischen Gott und seinen Menschenkindern kam.

Um das zu verhindern, brauchte es nach Auskunft des Hebräerbriefes eines weiteren Vermittlers: Christus. Er sei der Vermittler eines neuen und damit besseren Bundes, so heißt es. Und auch dieser Bund wurde nach Ansicht des Hebräerbriefes mit Blut besiegelt. Diesmal war es das das Blut Christi.

Das sind Vorstellungen, die sich aus den damals üblichen Bräuchen ergaben, eher symbolisch als wortwörtlich zu verstehen. Für uns werfen sie mehr Fragen auf als dass sie sie beantworten.

Nehmen wir nur mal die Fragen, die sich aus dem heutigen Text ergeben. Da heißt es, Christus sei von Gott geopfert worden. Warum sollte Gott das gemacht haben, wo er doch Abraham verboten hatte, seinen Sohn zu opfern?

Und dann heißt es ein wenig später, Christus habe sich selbst geopfert. Wie denn nun? Wurde er geopfert? Oder hat er sich geopfert? Ist ja nicht das gleiche. Wir merken: Die Deutung dessen, was da mit dem Tod Jesu passierte, ist schon damals nicht eindeutig gewesen.

Lassen wir mal die Sprache und Vorstellungen von damals beiseite. Fragen wir uns, worum es dem Schreiber des Hebräerbriefes im Kern ging.

Offensichtlich ging er davon aus, dass durch Jesu Tod etwas sein Ende gefunden hatte und etwas Neues eröffnet wurde. Was nämlich? Der neue Bund bzw. das Neue Testament. Was ein Testament ist, weiß jeder. So ein Testament ist nach heutigem Verständnis der letzte Wille

eines Menschen. Und es tritt in Kraft, wenn derjenige verstorben ist, der dies Testament aufgesetzt hat.

Was wollte Jesus? Was wollte er von uns, dass wir in seinem Sinne tun? Ich glaube, dass sich das, was er wollte, geradezu von allein erschließt, wenn man sich seinem Testament, dem neuen Testament öffnet, wenn man die Geschichten von und über ihn mit offenem Herzen liest.

Und was steht da? Da steht, dass er für uns auf die Welt gekommen ist, dass er für uns gelebt hat und dass er für seine Sache und damit für uns sein Leben dran gegeben hat.

Was liegt da näher, als dass wir in seinem Sinne weitermachen. Dann wäre sein Leben und Sterben nicht umsonst gewesen.

Und genau so ist es meiner Meinung nach gedacht: Wo wir in seinem Sinne denken und handeln, leben wir sein Leben weiter, das er nicht weiterleben konnte. Wo wir in seinem Sinne denken und handeln, beenden wir, was einen Keil zwischen Gott und uns treibt.

Im Hebräerbrief heißt es, dass uns sein Tod zu einem Leben im seinem Sinne erlöst und befreit. Und allein darauf kommt es an, dass er uns die Möglichkeit eröffnet hat, so zu leben, wie Gott es schon immer für uns Menschenkinder wollte.

Damit das möglich wird, hat Christus gekämpft. Dafür war er bereit, im wahrsten Sinne des Wortes sein Leben zu geben. Alle sollten das Leben leben dürfen, das ihnen von Gott in Aussicht gestellt ist. „Wir haben verstanden“ können wir sagen, wenn wir aus Dankbarkeit ihm gegenüber unser Leben in seinem Sinn leben würden.

Zum Abschluss noch einmal zu Barrabas, für den Jesus starb: Hätte er, für den Jesus gestorben war, nicht genau das tun können, das Leben des Christus weiterleben? Doch: das hätte er. Und wir können es auch. Das ist jederzeit möglich. Jederzeit und überall können wir wie Christus unser Leben zum Wohl und Heil anderer drangeben.

Miteinander und mit ihm hoffen, glauben und lieben

Predigt zu Hebräer 10, 19-25 am 1. Dezember 2013

Der heutige Predigttext bringt uns in Erinnerung, was wir trotz der Weihnachtsvorbereitungen nicht aus den Augen verlieren sollten: unseren Glaube, unsere Hoffnung und unsere Liebe.

Erstens also der Glaube: „Wir wollen vor Gott hintreten...“ Wie soll man sich das vorstellen? So wie man vor einen König tritt? So treten wir doch nicht zu Gott. Es kann also nur im übertragen Sinn gemeint sein: Wir tauchen in seine Gegenwart ein.

Und wie? „mit offenem Herzen...“ Also offen. Wir könnten auch sagen: erwartungsvoll, mit leeren Händen. „...und in festem Glauben.“ Damit ist die Vertrauensfrage gestellt: Vertraust Du ihm? Wenn ja, dann ist alles gut. Wenn nein, dann besteht die Möglichkeit, das zu ändern.

Dazu passt zweitens die Hoffnung: „Wir wollen an der Hoffnung festhalten.“ Nicht umsonst heißt es: „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Wo einer nichts mehr von der Zukunft erwartet, wo einer nicht mehr an die Zukunft glaubt, wo sich einer nicht mehr vorstellen kann, dass es wieder besser werden und weiter gehen kann, wo einer alles nur noch schwarz in schwarz sieht, da sieht es wirklich schlecht aus. Und das lähmt. Je länger, desto mehr. Es wird dann immer schwieriger, da wieder herauszukommen.

Natürlich fragen wir uns, von welcher Hoffnung hier die Rede ist. Es gibt doch so viel, was man hoffen kann, für sich und für andere. Jeder hat doch seine ganz persönlichen Hoffnungen und Wünsche neben den großen Hoffnungen und Wünschen, die die Menschheit durch die Jahrhunderte begleiten.

Letztlich geht es weniger darum, was wir hoffen, sondern auf wen wir hoffen. Also: Hoffen wir auf ihn? Hoffentlich. Denn ohne ihn ist es wirklich hoffnungslos.

Wenden wir uns nun drittens der Liebe zu: „Wir wollen aufeinander Acht geben und uns gegenseitig anreizen zur Liebe und zu guten Taten...“ Ist es nötig, dass wir zur Liebe aufgefordert werden? Offensichtlich.

Denn – Hand aufs Herz – es ist doch längst nicht immer die Liebe, die uns reizt, aktiv zu werden. Es werden zwar große Reden geschwungen und allerlei Absichtserklärungen abgegeben. Aber ist das schon die Liebe, um die es hier geht? Wohl kaum.

Das Gebot „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst“ kennen ist das eine. Aber es muss auch das andere hinzukommen, dass man das Gebot der Liebe beherzigt und tut.

Deshalb ist es notwendig, sich immer wieder gegenseitig daran zu er-

innern - und eben nicht nur mit Worten, sondern mit guten und vorbildlichen Taten.

Allein die Art, wie hier zur Liebe aufgefordert wird, ist es wert, weiter darüber nachzudenken: sich gegenseitig zur Liebe anreizen. Herrlich, wenn es dazu kommt, dass einer den anderen in dieser Form reizt - nicht zum Zorn, nicht zur Eifersucht, nicht zum Neid, nicht zum Ärger, nicht bis aufs Blut, sondern zur Liebe. Ja, welche Anreize könnten das sein?

Als viertes und letztes das „Unser". Damit unser Glauben, unsere Hoffen und unser Lieben gelingt, brauchen wir einander. Genauso wenig, wie es Spaß und Sinn macht, allein Fußball zu spielen, genauso wenig macht es Sinn und Spaß, allein zu glauben, zu hoffen und zu lieben.

Man könnte ja auf den Gedanken kommen, wie es viele ja auch sagen, dass man auch ohne die Kirche bzw. ohne die anderen glauben, hoffen und lieben könne. Vorübergehend mag das gehen. Auf Dauer nicht.

„Einige haben sich angewöhnt", heißt es im Hebräerbrief, den Gemeindeversammlungen fernzubleiben. Aber das ist nicht gut." Stimmt. Da bleibt dann nämlich zu viel auf der Strecke. Davor kann uns nur das Miteinander in einer Gemeinde bewahren, wo wir miteinander mit Gott verbunden sind.

Möge unser Glauben und unser Vertrauen zu ihm und zueinander grenzenlos sein. Möge er unsere Hoffnung sein und möge einer den anderen in der Hoffnung bestärken. Mögen wir in Liebe mit ihm und miteinander verbunden sein und bleiben. Möge er unseren Glauben, unsere Hoffnung und unsere Liebe segnen.

Durchhalten im Vertrauen auf Gott

Predigt zu Hebräer 10, 35-39 am 20. September 2015

Diese Worte fordern dazu auf, durchzuhalten und weiterhin auf Gott zu vertrauen. Um sie richtig einordnen zu können, muss man wissen, dass es die Menschen, an die sich der Hebräerbrief wendet, nicht leicht hatten. Sie standen in der Gefahr, ihre Hoffnung auf eine bessere und gerechtere Welt zu verlieren. Zu lange hatten sie schon vergeblich auf Veränderungen gehofft. Aber Gott hatte nicht eingegriffen. Die Welt war wie immer. Nur wenig, zu wenig war passiert.

Solche Phasen, in denen man müde wird, vielleicht sogar lebensmüde, kennen viele von uns, Zeiten, in denen man am liebsten alles hinschmeißen würde. Wer würde nicht das Gefühl der Lustlosigkeit kennen, die einem mächtig zu schaffen machen kann?

Ich denke an Euch Schüler in der Schule, an Euch Auszubildende in der Lehre, an Sie und Euch Hausfrauen angesichts der nie endenden Arbeit, an alle Arbeitnehmer, die durch ihre Vorgesetzten schikaniert werden. Ich denke auch an all die, die aus welchem Grund ihre Heimat verlassen und nun bei uns Zuflucht suchen, an die, die diese Völkerwanderung zu bewältigen haben und schier Unmögliches möglich machen.

Dem Schreiber des Hebräerbriefes ging es angesichts solcher Zustände darum, dass man in solchen Notzeiten seinen Glauben, sein Vertrauen zu Gott nicht wegwirft. Er ist ganz im Gegenteil der Meinung: Wer standhaft bleibt und sein Vertrauen nicht aufgibt, der wird belohnt und nicht nur seine Seele retten.

Mich erinnern diese Verse an Spaziergänge mit unsern Kindern, als sie noch klein waren. Unterwegs, als der Weg immer länger und die Füße immer schwerer wurden, als sie keine Lust mehr hatten und müde waren, da brauchte es aufmunternde Worte.

Eine Zeitlang hielten die auch vor. Aber wenn deren Wirkung aufgebraucht war, dann konnte nur noch eine kleine Belohnung, die für das Ende des mühsamen Weges in Aussicht gestellt wurde, z. B. ein Eis, die Situation retten. Und siehe da. Es ging wieder.

Was am Beispiel der Kinder deutlich wird, gilt in ähnlicher Weise auch für die anderen Bereiche. Es braucht eine kleine Extrabelohnung, eben was Schönes, einfach die Aussicht, dass am Ende des Weges alles gut wird. Was sonst sollte einen motivieren, Durststrecken durchzuhalten.

Die Aussucht auf Belohnung am Ende des Weges ist nicht ganz unproblematisch. Um es wieder an einem Beispiel zu sagen: Wenn ich dem Kirschenpflücker, der gerne selbst einmal ein paar Kirschen naschen würde, vor dem Pflücken sage, er möge zunächst einmal alle Kirschen in den Eimer pflücken und er dürfe erst nach Beendigung der Arbeit als Belohnung selbst auch noch ein paar Kirschen essen, dann kann man sich denken, wie der arbeitet. Wenn ich ihm allerdings erlaube, von den Kirschen zu essen, wann immer ihm danach zumute ist, wird ihm seine Arbeit versüßt und besser von der Hand gehen.

Und so ist es in allen Bereichen des Lebens. Wenn das, was man tut, einem keine Freude macht, ist einem eine mögliche Belohnung am Ende ziemlich egal. Was hat man dann noch davon? Lohnt sich das dann?

Und wer weiß: Vielleicht wird letzten Endes gar nichts draus. Unter Umständen ist man der Geprellte, der Betrogene, der Ausgenutzte. Wie viele Menschen rackern sich in der Hoffnung ab, es später einmal besser zu haben.

Was fürs alltägliche Leben gilt, stimmt leider auch für das Christsein. Das würde nämlich zu einer schrecklich mühevollen und langweiligen Angelegenheit, wenn die Erfüllung bzw. Belohnung erst später, womöglich erst nach Beendigung des Lebens im Jenseits käme.

Wenn sich das mit dem Glauben nicht hier und jetzt im Leben als lohnenswert erweist, ist die Gefahr groß, dass dabei ein sauertöpfisches Christsein herauskommt, was für die Betreffenden und alle, die es erleben, ja erleiden müssen, unerquicklich sein dürfte. Das wäre dann ein Christsein zum Abgewöhnen.

Es wäre doch viel besser, wenn das mit der Belohnung nicht auf sich warten ließe, sondern schon im Vollzug spürbar würde. Und so ist es gemeint und erfahrbar: Der Mensch, der Gott glaubt und ihm vertraut, wird belohnt.

Richtig verstanden werden wir nicht aufs Jenseits vertröstet. Richtig verstanden kommt uns die geglaubte und erhoffte Zukunft, also das, was wir für die Zukunft erhoffen, ein Stück näher, ein Stück entgegen. Das, nach dem wir uns ausrichten, kann so schon unsere Gegenwart beeinflussen.

Wieder ein Beispiel: Es bestimmt doch meine Gegenwart maßgeblich, ob ich z.B. meiner Frau vertraue. Wenn ich ihr vertraue, dann hat das doch auch sofort seine Auswirkung auf unser Miteinander - und nicht erst bei unserer Goldenen Hochzeit.

Wer also vertrauensvoll lebt, wird nicht erst später belohnt. Er wird bereits belohnt, während er vertraut, weil das Vertrauen, das er schenkt, zu ihm zurückkehrt. So muss es sein, dass wir voller Selbstvertrauen einander und Gott vertrauen.

In diesem Sinn wird in unserem Text ein Wort aus dem Propheten Habakuk zitiert, wo es um das Vertrauen zu Gott geht und wo Gott sagt: „Wer mir vertraut, wird leben."

Jeder Moment des Lebens, der im Vertrauen zu Gott gelebt wird, ist ein gelungener Moment. Wer glaubt und vertraut, der lebt das Leben, wie Gott es uns ermöglichen will.

Leider gibt es auch das andere: Wer den Glauben, die Hoffnung und das Vertrauen verliert und - aus welchem Grund auch immer – mutlos aufgibt, der geht kaputt, der geht zugrunde. Das ist dann wirklich tragisch, wenn einer den Glauben verliert, also nicht mehr vertrauen kann, sich selbst nicht, den anderen nicht und Gott auch nicht. Das ist bitter, wenn ihn die Not, die er erfährt, nicht näher zu Gott bringt, sondern womöglich weiter wegbringt von ihm.

Da braucht er dann Hilfe von außen. Denn allein kann er sich aus dem Sumpf, in dem er dann unterzugehen droht, nicht wieder herausziehen.

Da könnten wir uns gegenseitig beistehen und helfen. Wir könnten eine Zeitlang für den, dessen Glauben sich in einer Krise befindet, gewissermaßen mitglauben.

Wir könnten ihm die Zuversicht vermitteln, dass es Sinn macht, Gott zu vertrauen, immer, überall. So würden wir dazu beitragen, dass nicht seine Verzweiflung übermächtig wird, sondern seine Zuversicht und sein Glaube.

Sie merken schon: Es kommt darauf an - gerade auch in Zeiten der Not - am Glauben festzuhalten. Gott hält doch auch an uns fest. Und wenn er an uns glaubt, wieviel mehr sollten wir wieder Mut fassen und mit neuer Kraft angehen, was auf uns zukommt.

Ich schließe mich dem Schreiber des Hebräerbriefes an, der nicht müde wird, den ihm Anvertrauten einzuschärfen: Wir gehören zu denen, die Gott treu bleiben, die standhaft bleiben, die Gott vertrauen - und so von Gott die Kraft zum Durchhalten bekommen und das Leben gewinnen. So möge es auch bei uns sein und bleiben.

Aufbruch zu neuen Ufern

Predigt zu Hebräer 11, 8-10 am 16. März 2014

Ich weiß ja nicht, wie es Dir mit der Geschichte von Abraham geht. Aber mich hat sie schon immer beeindruckt: Als Kind staunte ich darüber, wie gehorsam Abraham war. Als Jugendlicher war ich dann beeindruckt, wie Abraham von zu Hause wegging. Als Student empfand ich meinen Aufbruch in die Weite der Theologie wie Abrahams Aufbruch in ein unbekanntes Land. Und je älter ich werde, desto mehr verstehe ich diese Geschichte als Geschichte innerer Aufbrüche. So oder so: Man ist nie zu alt. Man macht sich immer wieder neu auf den Weg. Das ist es, was mir Abrahams Geschichte als erstes sagt: Brich immer wieder auf zu neuen Ufern. Bleib unterwegs und beweglich. Lass dich ruhig auf Neues ein. Lass dich von Gott locken, Neues zu entde-

cken.

Natürlich: Keine Reise, kein Aufbruch, nicht einmal eine innere Reise ist risikolos. Wenn man Vertrautes hinter sich lässt und zu neuen Ufern aufbricht, wenn man Neues ausprobiert, es auch mal anders probiert, dann ist das mit mancherlei Zweifel und Unsicherheit, mit Angst vor Neuem und Unbekanntem verbunden. Das ist nicht immer leicht, aber spannend. Für mich selbst kann ich sagen: Bei aller Unsicherheit hatte ich nie das Gefühl, dass ich Gott dadurch verloren gehen könnte.

Der heutige Predigttext aus dem Hebräerbrief hat Abraham und seinen Weg vor Augen. In jedem Vers kommt mit Blick auf Abraham etwas zur Sprache, was auch für uns wichtig ist.

Abraham ging also los, ohne zu wissen, wo er hinkommen würde. Ob sich Abraham vor seinem Aufbruch wohl auch gefragt hat, wie wir uns fragen würden: „Wo soll denn das bloß hinführen?“ „Man kann doch nicht einfach alles aufgeben, ohne zu wissen, wo man dann landet.“ „Wäre es nicht besser, man würde bei dem bleiben, was sich bewährt hat?“

Wer weiß, wie das damals bei Abraham gewesen ist? Wie werden seine Freunde und seine Verwandten reagiert haben, als er ihnen eröffnete, er würde sie verlassen und sich auf den Weg ins Ungewisse machen?

Schließlich war er nicht mehr der Jüngste. Er war in einem Alter, in dem sich ein Mensch normalerweise zur Ruhe setzt, um die Früchte seines Lebens zu genießen. Er aber zog aus, ohne zu wissen, wo er hinkommen würde.

Vertrautes und Bewährtes verlassen, ist nicht leicht. Schon gar nicht, wenn man nicht weiß, was dann kommt. Wenn man nicht anders kann, lässt man sich notgedrungen darauf ein. Aber freiwillig? Wärest Du bereit, Dich auf den Weg zu machen, ohne zu wissen, wohin das führt?

Nun ist sicher nicht alles, was uns in weiter Ferne lockt, ein Ruf Gottes. Und doch kommt niemand von uns umhin, sehr genau zu schauen, wo in all dem, was uns lockt und herausfordert, Gottes Ruf an uns stecken könnte.

Aber dass es bei vielen und auch in der Kirche oft so wenig aufregend zugeht, liegt sicher mit daran, dass so viele - in der Meinung solide und realistisch zu sein - lieber beim Althergebrachten bleiben und wenig Lust haben, auch mal etwas Neues zu wagen. Sie sagen: „Das war schon immer so.“ Und so bleibt viel zu viel einfach nur beim Alten.

Indem uns der Hebräerbrief Abraham vor Augen stellt, werden wir, Du und Sie, ich und wir alle ermutigt, wie Abraham auf Gottes Wort hin Althergebrachtes und Vertrautes hinter uns zu lassen und uns auf Neues einzulassen. Das ist spannend.

Und eins ist mal sicher: Nur der wird in die Zukunft vorstoßen können, die Gott für ihn bereithält, der auch bereit ist, etwas zurückzulassen.

Was das nun konkret für Dich und für Sie bedeutet, das muss natürlich jeder für sich heraus bekommen. Es wäre gut, wir würden dem immer wieder einmal nachgehen.

Abraham jedenfalls verließ Wohlvertrautes. Er gab damit dem, was erst noch werden wollte und was ihm verheißen war, die Möglichkeit, Wirklichkeit zu werden.

Wie immer die Wege Gottes mit uns im Einzelnen auch aussehen mögen. Eins wird all unseren Wegen gemeinsam sein, wenn es Wege mit Gott und zu Gott sind: Sie werden uns in gleicher Weise zueinander, zu den Menschen und zu Gott führen.

Wer sich darauf einlässt, muss allerdings auch damit rechnen, von anderen als Unruheherd angefeindet zu werden, als einer eben, der stört, die stört, die gerne alles beim Alten lassen würden.

Deshalb heißt es von Abraham: „Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande wie in einem fremden und wohnte in Zelten.“ Als Abraham aufbrach, war er seinen Leuten daheim irgendwie fremd und unheimlich geworden. Denn wieso ging er weg? War es denn nicht gut, wie es war?

Und als er da ankam, wo Gott ihn hinführte, da fühlte er sich wiederum wie ein Fremder, weil er einen Glauben lebte, der den Menschen, die dort lebten, fremd war. Er war ihnen fremd, eben keiner von ihnen. So ist Abraham seinen Zeitgenossen durch seine Art den Glauben zu leben fremd geworden.

Und ganz ähnlich ergeht heutzutage denen, die wie Abraham nur deshalb ihren Weg so gehen, wie sie ihn gehen, weil sie sich von Gott gerufen fühlen.

Stimmt doch oder etwa nicht? Wer seinen Glauben lebt, wer mit seinem Vertrauen Gott gegenüber nicht hinterm Berge hält, wer das, was er tut, nur deshalb tut, weil er meint, Gott würde es von ihm wollen, der erscheint vielen – um es mal freundlich zu sagen – ein wenig komisch. Irgendwie ist so einer anders, jedenfalls nicht so, wie alle, ein Sonderling eben. So einer ist der Menge der anders Denkenden fremd.

Und als Abraham da angekommen war, wo er hin sollte, war er genau genommen noch immer nicht am Ziel. Nicht einmal das verheißene Land war Endstation. Die Zelte, in denen er dort lebte, zeigen das an. Sie sind und bleiben eine provisorische Behausung, Sinnbild eben seines Unterwegsseins.

Ob der historische Abraham das so empfand, muss natürlich offen bleiben. Aber für uns und die Empfänger des Hebräerbriefes ist klar, dass wir unsere Zelte auf dieser Erde eines Tages ganz abbrechen müssen – und wenn es noch so schön ist, hier zu leben. Bis dahin sind und bleiben wir unterwegs.

Das ist der Grund dafür, dass es im 10. Vers heißt: „Denn Abraham wartete auf die Stadt, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist." Die von Gott erbaute Stadt ist hier ein Bild der Hoffnung auf ein Zuhause, auf eine Heimat, die jenseits unserer irdischen Existenz liegt.

Und das ist wohl wahr: Wirklich zu Hause ist der Mensch erst dann, wenn ihn Gottes Ruf heim ruft aus diesem Leben in das Leben jenseits des Todes.

Bis zu diesem Zeitpunkt bleiben wir auf dem Weg – mit Gott und zu Gott. Möge er bei uns sein und uns begleiten bei all unseren Abschieden und Aufbrüchen.

Kopf hoch

Predigt zu Hebräer 12, 1-3 am 24. März 2002

„Komm. Pack deine Sachen, wir machen einen Ausflug." „Toll", bricht es aus Sabine heraus. Voller Freude hat die kleine Sabine schnell alles beieinander. Und schon geht es ab in den Harz. Kurz hinterm Torfhaus wird der Wagen abgestellt. Und los geht's. Sabine läuft schon mal vor. Sie singt und springt. Sie pfeift und lacht. Aber es dauert gar nicht lange, da fragt sie das erste Mal: „Sind wir bald da?" „Nein, wir haben noch zwei Stunden vor uns." Sabine singt nicht mehr. Sie wird immer stiller. Ihr Schritt wird immer schleppender. Die Arme hängen herunter. Man sieht es ihrem Blick an, dass sie keine Lust mehr hat. Zunächst nur zaghaft, dann immer lauter macht sie ihrem Unmut über den langen und anstrengenden Weg Luft. Der Weg will einfach nicht enden. Und alles ist so anstrengend. Sabines Eltern sind glücklich, als endlich der Brocken in Sicht kommt und sie Sabine sagen können: „Da, schau, da ist er. Es dauert nicht mehr lange. Und wenn wir gleich oben sind, dann bekommst du ein Eis." Sie können sich vorstellen, wie schnell die Kleine den restlichen Weg schaffte.

Kinder machen ja aus ihrer Stimmung kein Hehl. Von jetzt auf gleich kann sie sich unter Umständen verändern. Und wenn die Stimmung im Keller ist, hilft im Grunde auch Zureden mehr. Da hilft nur, den Blick und die Aufmerksamkeit von dem wegzulenken, was Probleme macht und hinzulenken auf etwas, was die Stimmung rettet. Bei Kindern ist das meistens einfach.

Bei uns ist das schon schwieriger. Man sieht es uns an, wenn es uns schlecht geht, wenn wir am Ende sind - und doch noch dies und das zu tun haben: Wir schleppen uns dahin. Arme und Schultern hängen herunter. Die Mundwinkel zeigen nach unten. Die Augen sind müde. Der Kopf leicht gesenkt.

Wenn uns in so einer Stimmung einer trifft und uns fragt: „Wie geht's?" dann reißen wir uns zusammen und geben zumeist eine eher ausweichende Antwort. Denn: Wer will schon erzählen, dass es ihm schlecht geht, womöglich einem, der ja eigentlich nur so fragte und eigentlich gar nicht wirklich wissen will, wie es einem wirklich geht, der natürlich auch gar keine Zeit zum Zuhören hätte.

Also wer würde nach der so gestellten Standard-Frage „Wie geht's?" sein Herz öffnen und ausschütten wollen, um sich dann womöglich die Standard-Antwort nach dem Motto „Kopf hoch! Es wird schon wieder!" anhören zu müssen. Niemand.

Dabei wäre das eigentlich gar nicht verkehrt. Was passiert nämlich, wenn man den Kopf gesenkt hat? Man sieht nicht, dass und wie es weitergeht, weitergehen könnte. Man sieht nur das, was man direkt vor sich hat und was einem unter Umständen Probleme bereitet. Von daher ist die Aufforderung „Kopf hoch!" gar nicht so verkehrt. Denn wenn man dann womöglich etwas sieht, was einen aufrichtet und neu beflügelt, dann wären das doch ganz gute Aussichten.

Deshalb ist wichtig, den Kopf nicht hängen zu lassen. Es kommt darauf an, voraus zu schauen, um langfristig nicht aus dem Blick zu verlieren, was wirklich wichtig ist. Dann lässt sich manch unerträglich erscheinende Kleinigkeit auf dem Weg besser ertragen. Und manches sortiert sich von daher auch ganz neu.

Im Predigttext für den heutigen Sonntag wendet sich der Schreiber an Menschen, die offensichtlich keine Perspektive mehr haben, die mutlos geworden sind und die den Kopf traurig hängen ließen. Ganz deutlich wird die Absicht formuliert, mit der diese Zeilen geschrieben wurden

„...damit ihr den Mut nicht sinken lasst."

Nun geht es dem Schreiber des Hebräerbriefes in erster Linie nicht um Ratschläge zur Bewältigung alltäglicher Sorgen, weil er weiß, wie unbedeutend die werden können, wenn man um größere Zusammenhänge weiß.

Ihm geht es um den Glauben und das Christsein. Irgendwie war denen damals die Begeisterung für den Glauben und das Christsein abhandengekommen. Sie waren wie die kleine Sabine von vorhin auf dem Weg müde geworden und hatten die Lust so ziemlich verloren. Zu viele Enttäuschungen. Die Stimmung war schlecht.

Es wird nicht näher beschrieben, was den Menschen zu schaffen machte. Aber sicher waren es auch viele alltägliche Sorgen und die sich daraus oft ergebenden Zweifel auch an Gott. Es wird damals ja nicht viel anders gewesen sein als heute.

Ich denke z.B. an eine Frau, die sterbenskrank und darüber so verzweifelt war, dass sie nicht mehr an Gott glauben mochte. Ich denke an den Mann, der mit der Unsichtbarkeit Gottes nicht zurechtkam. Ich denke an die Kinder, die den Streit zwischen den Eltern nicht in Einklang bringen konnten mit deren Reden von Gott. Viele hatten einfach nicht mehr die Kraft und Ausdauer, dass mit dem Glauben durchzuhalten und als Bereicherung ihres Leben zu erleben.

An solche Mitbrüder und Mitschwestern, die müde, mutlos und abgeschlafft waren, ging der Brief. Im Grunde sagt der Schreiber des Hebräerbriefes nichts anderes als: „Kopf hoch". Und indem er dies „Kopf hoch" ausführt und mit drei Gedanken verknüpft, wird es eben zu mehr als einer bloßen Durchhalteparole.

Erstens: „Kopf hoch!" Schaut auf die Wolke der Zeugen. Er meint damit all die Menschen, die Gott mit ihrem Leben bezeugt haben und bezeugen, die sich im Glauben an Gott hervorgetan haben, die sich bewährt haben, die Durststrecken gemeistert haben, die leuchtende Vorbilder waren, an deren Christsein sich jeder orientieren kann. Diese Zeugen des Glaubens haben an dem Glauben, dass Gott es gut mit uns meint, festgehalten, auch wenn ihnen zum Teil Schlimmes widerfuhr. Wer auf sie schaut, kann Hoffnung schöpfen. Das „Kopf hoch" meint hier also: Richtet euch an ihnen auf.

Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass dies Bild von der Wolke absichtlich gewählt wurde, nicht nur, weil das so leicht und einhüllend klingt, sondern weil es an viele Geschichten erinnert, in denen Gott Menschen in Form der Wolke nahe war. Und das ist hier auch gemeint:

Gott ist uns in der Wolke der Zeugen nahe, auch wenn wir meinen, wir seien von Gott und der Welt verlassen. Er ist uns nahe in all den Menschen, die ihn durch ihr Leben bezeugen. Durch sie spricht er zu uns. Durch sie begleitet er uns.

Zweitens: „Kopf hoch!" nachdem ihr alles abgelegt habt, was euch beschwert und runterzieht. Mit einem Rucksack voller Lasten und Belastungen geht es nur mühsam voran. Wer schwer zu tragen hat, geht gebeugt. Den zieht es förmlich nach unten.

Das, was uns belastet, wird namentlich benannt: Was uns belastet ist Sünde, also das, was uns von Gott trennt, was zwischen ihm und uns steht, was uns hindert, ihm zu vertrauen.

Aber wie kann ein Läufer schwer bepackt laufen? Damit uns die Puste nicht ausgeht, damit wir dabei bleiben, sollten wir ihm abgeben, was uns belastet? Wie immer es aussieht, was uns an Schuld und Problemen belastet - wir werden eingeladen, alles Belastende abzulegen und Gott zu überlassen.

Drittens: Wem das nun schwerfällt, der bekommt den Hinweis: „Kopf hoch! Schau auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens." Also: Wer gar nicht weiß, wie es gehen könnte, was er tun könnte, wie es mit ihm weitergehen könnte, der soll auf Jesus sehen.

Er hat uns so ein Leben vorgelebt. Wie einer, der uns voran gegangen ist. Er ist vor uns hergelaufen. Und wir können ihm folgen. Ist er nicht im wahrsten Sinne des Wortes unser Vorläufer?

Wir könnten doch versuchen, so zu glauben, wie er geglaubt hat. Wir könnten versuchen, so zu leben, wie er gelebt hat - für die anderen. Wir könnten doch versuchen, uns und unser Leben so dem himmlischen Vater anzuvertrauen, wie er es bis zuletzt getan hat. Und wir könnten doch mit der Hoffnung sterben, dass wir wie Christus durch den Tod hindurch zu einem neuen Leben in der Gegenwart Gottes heimgerufen werden.

Jesus hat das mit dem Glauben angefangen und er wird es auch vollenden. Wo er doch der Grund dafür ist, dass das mit dem Glauben auch bei uns angefangen hat, wollen wir uns an ihn in der Hoffnung halten, dass er auch bei uns vollendet, was er angefangen hat.

Also: Nicht den Kopf hängen lassen. Sondern: „Kopf hoch" und auf Jesus sehen. Wer das tut, dessen Leben bekommt eine gänzlich andere Perspektive. Aber dazu muss es auch kommen. Eben wie ein Läufer das Ziel tunlichst nicht aus den Augen verliert, dürfen wir auch Jesus nicht aus den Augen verlieren, wenn wir nicht vom Weg abkommen und in

die Irre laufen wollen.

Das ist ein lebenslanger Prozess, von sich selbst und den eigenen Problemen abzusehen und auf ihn hinzusehen. Das hilft besonders dann, wenn Leid zu bewältigen ist. Denn an Jesus können wir sehen, dass er auch im allergrößten Leid das Vertrauen zu Gott nicht verloren hat. Alles andere ergibt sich geradezu wie von selbst, wenn wir erst einmal dies eine tun.

Wen sich also einer fragt, was er tun soll, um Christ zu werden oder Christ zu bleiben, um im Glauben neu anzufangen und beflügelt im Glauben zu bleiben, dem kann ich ausgehend von diesem Text hier nur sagen: „Lasst uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens."

Ermutigung

Predigt zu Hebräer 12, 12-17 + 22-25a am 19. Januar 2014

Kennst Du das: Du hast eine echt anstrengende Zeit hinter Dir. Du fühlst dich fertig, müde, einfach nicht im Stande, noch irgendetwas anzupacken. Und dann erreicht Dich etwas, was Dich ermutigt, was Dir neue Kraft gibt. Du findest neuen Halt. Du kommst wieder auf die Beine. Du siehst, wie es weitergehen könnte. Und auf einmal geht es weiter.

So ähnliche Erfahrungen dürften hinter den Worten des Hebräerbriefes stecken, die den heutigen Predigttext bilden. „Stärkt die müden Hände und die wankenden Knie, damit nicht jemand strauchle."

Sicher wünschen wir uns alle, zunächst einmal selbst neue Kraft zu bekommen und die schlotternden Knie loszuwerden. Und natürlich soll niemand leer ausgehen.

Wir bekommen mehr, als wir für uns brauchen. Und deshalb werden wir nicht nur beschenkt, sondern zugleich in die Verantwortung genommen, uns um die zu kümmern, deren Hände müde sind und deren Knie zittern.

Natürlich können wir das ganz wörtlich verstehen und uns um alte und hilfsbedürftige Menschen kümmern, die körperlich nicht mehr können, deren Hände müde sind, deren Gang unsicher geworden ist.

Wir können es aber auch im übertragenen Sinn verstehen. Wenn einem die Knie zittern, dann ist das nur ein Symptom, ein Zeichen für eine innere Not und Anspannung. Wir sollen also denen beistehen, deren Hände und Knie vor Angst zittern.

Und da es hier um das Christsein geht, ist natürlich auch gemeint, dass wir die in ihrem Glauben stärken sollen, die in der Gefahr stehen, ihn zu verlieren und zu verzweifeln.

Ich weiß: Auch da sehen wir uns lieber selbst als hilfsbedürftig und erwarten, dass wir gestärkt werden. Aber es gibt offensichtlich nur beides: Selbst gestärkt andere stärken. Möge Gott uns also stärken, damit wir gestärkt und ermutigt andere stärken und ermutigen können.

„Macht sichere Schritte mit euren Füßen": Ich kenne das von mir aus der Schule. Wenn ich unsicher bin und selbst nicht weiß, wo genau ich hin will, wenn ich dies und das anspreche, aber der rote Faden und das Ziel nicht klar ist, dann kann ich nicht erwarten, dass meine Schüler oder Konfirmanden sich sicher fühlen und mir folgen.

Wer selbst unsicher ist, wird anderen, noch unsicheren Menschen, weder Halt noch Sicherheit vermitteln können. Deshalb kommt es darauf an, des eigenen Weges gewiss, auch des eigenen Glaubenswegs gewiss, den eigenen Weg zu gehen und dadurch andere einzuladen, sich auch auf den Weg zu machen.

„Jagt dem Frieden nach mit allen Menschen": Wahrscheinlich ist es unmöglich, mit allen Menschen in Frieden zu leben. Wenn der böse Nachbar es nicht will, dann ist es schwer, friedlich mit ihm auszukommen. Das weiß jeder.

Aber was wir tun können, ist dies: uns bemühen. Und eben nicht nur ein bisschen, sodass wir uns entschuldigend sagen können: Ich habe es ja versucht. Nein. Immer und immer wieder sollen wir es versuchen. Inwieweit das dann gelingt, selbst dann, wenn man sich ganz intensiv darum bemüht, ist eine andere Frage.

Aber es geht hier zunächst nicht um den Erfolg der Bemühungen, sondern um die niemals endende Bereitschaft, sich intensiv zu bemühen. Deshalb spricht der Text davon, dem Frieden nachzujagen. Ein anschauliches Bild. Denn wie ist das bei einer Verfolgungsjagd? Anstrengend, schweißtreibend, langwierig - alles in allem ein intensives Bemühen.

Die Jagd ist erst dann zu Ende, wenn man hat, was man jagt. Und deshalb ist die Jagd nach dem Frieden erst dann am Ziel und zu Ende, wenn man in Frieden mit allen Menschen lebt. Soweit sind wir noch nicht.

Ähnlich verhält es sich mit dem, was hier Heiligung genannt wird: „Jagt der Heiligung nach, ohne die niemand den Herrn sehen wird."

Dabei geht es nicht um einen Heiligenschein, wie man denken könnte, sondern um eine Lebensform, einen Lebensstil oder livestyle – nur eben ganz anderer Art, nicht mit Blick auf das Äußere, sondern mit Blick auf das Innere.

Und worum geht es nun konkret? Worum sollen wir uns bemühen? Ganz einfach. Das ergibt sich aus der Tatsache, dass wir Gott heilig sind. Und weil das so ist, weil wir ihm heilig sind, sind wir Heilige - auch wenn wir oft genug alles andere als heilig zu sein scheinen.

So kommt es nun darauf an, sich zu vergegenwärtigen: Wir sind Gott heilig. Wem das klar ist, der wird sich und andere anders sehen und der wird vor allem anders leben.

Öffnen wir uns also Gott, dem wir heilig sind, der uns heiligt, dessen Heiliger Geist uns durchdringt. Dann werden wir ihn und vieles anders sehen und erleben.

„Seht darauf, dass ihr die Gnade Gottes nicht versäumt.“: Viele träumen, was das Christsein angeht, vor sich hin, in der Meinung, es würde ihnen alles in den Schoß fallen, als ginge alles wie von selbst.

Sicher: Allen Menschen gilt Gottes Gnade. Und doch gibt es auch das, dass man Gottes Gnade verpasst, wie man z.B. einen Zug verpasst, den es ja gibt, mit dem man hätte fahren können, aber der gerade ohne einen selbst unterwegs ist.

Es ist von daher unsere Aufgabe, darauf zu achten, dass wir selbst und alle anderen mitkommen bzw. mitbekommen, was für alle bestimmt ist: Gottes Gnade. Seine Gnade ist für alle bestimmt.

„Seht darauf, dass nicht etwa eine bittere Wurzel unter euch aufwachse und Unfrieden anrichte und viele durch sie vergiftet werden.“ Wenn Sie in Ihrem Pilzgericht bei all den schönen Steinpilzen nur einen Bitterling haben, können Sie alles wegwerfen. Ein Bitterling verdirbt alles.

Ursprünglich genießbare Menschen können verbittern. Verbitterte Menschen können eine an und für sich ganz genießbare Gemeinschaft verderben, geradezu vergiften. Es ist dann nicht zum Aushalten.

Von daher ist es ungeheuer wichtig, darauf zu achten, dass keiner bitter werden muss, sondern alle die Zuwendung erfahren, die sie zum Leben brauchen.

„Seht darauf, dass nicht jemand sei ein Abtrünniger oder Gottloser wie Esau, der um der einen Speise willen seine Erstgeburt verkaufte. Ihr wisst ja, dass er hernach, als er den Segen ererben wollte, verworfen wurde, denn er fand keinen Raum zur Buße, obwohl er sie mit Tränen

suchte.“ Hier wird auf eine Geschichte angespielt, in der einer den Segen Gottes gegen ein Linsengericht eingetauscht hatte. Er konnte sich einfach nicht beherrschen, einfach nicht seinen Heißhunger bändigen.

Bevor wir uns darüber aufregen, sollten wir innehalten und uns fragen, wo wir so handeln wie jener Esau. Es könnte ja sein, dass wir uns auch kurzsichtig und gierig auf etwas stürzen, was den Segen langfristig gefährdet, der uns gilt.

Esau hätte seine Dummheit damals liebend gern wieder rückgängig gemacht, wenn er das gekonnt hätte. Aber es ging nicht. Auch wir können viele unserer Dummheiten nicht wieder rückgängig machen.

Und doch ist bei uns eins anders als bei Esau. Auch für die größte Dummheit ist Vergebung möglich. Denn unser himmlischer Vater freut sich über jeden Sünder, der sich wie der verlorene Sohn aufrafft und heimkehrt. Denn seine Güte reicht so weit der Himmel geht.

Und davon handelt der Schluss des Predigttextes: „Ihr seid gekommen zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zu der Versammlung und Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel aufgeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zu dem Mittler des neuen Bundes, Jesus...“

Wie die Menschen, an die der Hebräerbrief sich wendet, so ist es jedem und jeder jederzeit möglich, zur Gemeinde derer hinzuzukommen, deren Namen im Himmel aufgeschrieben sind. Wir haben jederzeit die Möglichkeit, uns Gott zuzuwenden, ihn zu treffen, der uns aufrichtet und neu ausrichtet. Das jedenfalls hat uns Jesus versprochen als der Mittler des Bundes, den Gott mit all seinen Menschen hat. Machen wir etwas aus den Möglichkeiten, die Gott uns eröffnet.

Jesus Christus - gestern, heute und derselbe in Ewigkeit

Predigt zu Hebräer 13, 8 am 31. Dezember 2013

Der für heute vorgegebene Predigttext handelt von etwas, was sich nicht ändert: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Viele finden das gut, dass es da etwas Beständiges und Verlässliches gib in unserer sich ständig verändernden Welt, eben den einen, der wie ein Fels in der Brandung steht. Was auch immer gewesen ist, was auch immer geschieht, wie auch immer sich die Dinge entwi-

ckeln werden - er ist derselbe, gestern, heute und in Ewigkeit.

Klingt doch gut. Wer hätte nicht liebend gern so einen Halt, auf den man sich unbedingt verlassen kann, egal was kommt? Ich gebe zu: Das klingt verlockend. Und in gewisser Weise stimmt es natürlich. Auf ihn ist unbedingt Verlass. Aber: Ist das schon die ganze Wahrheit?

Wenn ich schon so frage: Natürlich nicht! Und wäre es um seinetwillen wünschenswert, wenn er sich nicht mehr ändern würde? Für mein Empfinden ist das kein Ideal, immer derselbe zu sein.

Und für Dich? Stell Dir doch nur mal vor: Nach vielen Jahren triffst Du einen alten Bekannten wieder. Und der sagt zu Dir: „Mensch, Du hast Dich ja gar nicht verändert." Vermutlich wollte er Dir ein Kompliment machen. Und wer würde nicht gern hören, dass er noch so jung aussieht wie vor 20 Jahren?

Andererseits wäre es doch eine Katastrophe, wenn das Leben spurlos an Dir vorüber gegangen wäre, ohne dass Du aufgrund der gemachten Erfahrungen dazu gelernt hättest, also alles noch so wäre wie vor 20 Jahren.

Ist das Leben nicht gerade deshalb so spannend und lebenswert, weil Du immer wieder Neues erlebst und erfährst, weil Du Teil einer sich ständig vollziehenden die Welt umspannenden Veränderung bist, in der sich Dein und alles Leben ständig erneuert und verändert? Ich gehe mal davon aus, dass Du so betrachtet meiner Meinung bist, dass es nicht gut ist, wenn man sich nicht verändert.

Von daher frage ich mich, wie ich verstehen soll, dass es von ihm heißt, er sei derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Wie kann er unter der Voraussetzung, dass er lebt, derselbe geblieben sein, der er damals war? Um seinetwillen können wir doch nur hoffen, dass er eben nicht derselbe geblieben ist, der er damals war.

Natürlich: Es gibt so etwas wie eine Kontinuität des Jesus, der damals über diese Erde ging, von dem in den Evangelien berichtet wird, als dessen Apostel sich Paulus wusste, auf den hin nach Luther die ganze Bibel zu verstehen ist, den die Christenheit als den Christus bekennt.

Aber so, wie ich nach 50 Jahren nicht mehr derselbe bin wie vor 50 Jahren, obwohl ich noch immer ich bin, so kann doch auch Jesus Christus nicht mehr derselbe, der er früher einmal war und der er dermal einst sein wird.

Wie ich mich im Lauf der Jahre verändert habe und auch in Zukunft ja noch weiter verändern werde, wird auch er sich verändert haben und weiter verändern. Wie sollte das anders sein bei allem, was lebt.

Nicht nur mein, auch sein, ja alles Sein und Leben ist im Werden.

Es gibt noch ein Problem. Das, was von ihm gesagt wird, ist ja nicht er selbst. Im Bild gesprochen: Auch wenn das Gedicht sehr poetisch vom Sonnenuntergang und der tosenden Brandung spricht, ist das Gedicht nicht der Sonnenuntergang oder die Brandung, sondern nur dessen Beschreibung.

Wir kommen doch um die Beobachtung gar nicht herum, dass zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Zusammenhängen sehr unterschiedlich von Jesus, dem Christus, die Rede war.

Ich denke, es liegt auf der Hand: wir müssen zwischen Jesus Christus selbst und dem unterscheiden, was die Menschen im Laufe der Jahrhunderte von ihm gesagt haben. Beides hat sich über die Jahrhunderte gewandelt.

Es mögen die Jesusbilder der Jahrhunderte noch so unterschiedlich, ja z.T. sogar einander widersprechend sein, sie wollen allesamt nur eins: den einen bezeugen, der gestern und heute und auch in Ewigkeit wichtig war, wichtig ist und wichtig bleiben wird.

So liegt in der Unterschiedlichkeit der Rede von eben diesem einen Jesus Christus ein großer Segen. Es gibt eben nicht nur ein Bild von ihm.

Wohl aber gibt es nur einen Jesus, auf den sich alle beziehen, wenn sie von ihm reden. Alle Aussagen umkreisen ihn und seine Wirklichkeit, versuchen einen Weg zu finden, um angemessen von ihm und seiner Wirklichkeit zu reden.

Und so wird es auch in Zukunft gute und weniger gute Versuche geben, von Jesus Christus zu reden. Manches wird hilfreich sein und anderes eher verwirrend.

Hilfreich wird alles Reden sein, durch das wir ihm auf die Spur kommen und auf der Spur bleiben. Und dazu gehört, sich zu fragen, was er selbst damals gesagt und getan hat: Ja, was eigentlich hat er gewollt? Wofür hat er gelebt? Wofür ist er gestorben?

Viele versuchen, an ihm dran zu bleiben, indem sie sich immer wieder fragen, was Jesus wohl in der Situation gesagt oder getan hätte, in der sie sich selber befinden. Das könnte auch uns helfen, möglichst dicht an ihm dran zu bleiben.

Denn es besteht immer die Gefahr, sich losgelöst von ihm etwas zusammen zu phantasieren, das dann an die Stelle des lebendigen Christus tritt. Aber genau das wäre das Ende. Dazu darf uns gerade auch der Predigttext von heute nicht verleiten.

Es geht bei alledem nicht um Richtigkeiten, nicht um die Frage, was er für die Kirche ist, was er für andere ist, sondern einzig und allein darum, was er für mich bzw. was er für Dich und für Sie ist.

Das ist die Frage, die jeder von uns immer wieder neu für sich klären muss. Genau darüber sollten wir uns unterhalten: Und was bedeutet er Dir? So könnten wir uns gegenseitig helfen.

Im Übergang vom alten Jahr zum neuen Jahr erinnert uns dieser Text, dass auch das neue Jahr ein Jahr des Herrn ist, also ein anno Domini, in diesem Fall anno Domini 2014.

So betrachtet ist 2014 eben nicht nur eine Jahreszahl, sondern eine Erinnerung an 2013 vergangene Jahre des Herrn und die Verheißung eines weiteren Jahres des Herrn.

Ich schließe mit einer Geschichte, auf die ich dieser Tage stieß und die mir ganz wunderbar zu passen scheint:

Ein indischer Student kam mit großen Erwartungen nach Europa und war entsetzt von der Art Christentum, das er hier vorfand. Es ging ihm wie den Tausenden heute, die aus der sogenannten Dritten Welt zu uns kommen.

Diesem jungen Mann begegnete der indische Evangelist Sadhu Sundar Singh, einer der bedeutendsten Christen seines Landes. Er sagte dem Studenten: „Es gibt viele, die nennen sich Christen, aber sie haben keinerlei Erfahrung mit Christus gemacht. Ich nenne sie ‚Christen ohne Christus'. Sie sind Schalen ohne Kerne, Leiber ohne Seelen.

Kultur und sittliches Leben allein, wie schön das auch immer sein mag, gleichen einem kalten und leblosen Standbild. Lass dich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Der Fehler liegt nicht bei Christus. Nicht er hat versagt, sondern diejenigen, die ihn nicht verstanden haben und ihm nicht nachfolgen. Denn sie haben ihm keine Gelegenheit gegeben, dass er ihr Leben verwandle."

Wir werden auch im neuen Jahr ausreichend Möglichkeiten haben, Jesus Christus Gelegenheit zu geben, sich in unserem Leben als lebendig und wirksam zu erweisen. Denn nach wie vor ist er in der Lage, Dein und mein und Ihr Leben zu verändern. Und das möge er tun.

Außerhalb der Stadt

Predigt zu Hebräer 13,11-13 am 24. März 1996

Die Passionszeit nähert sich ihrem Ende. Entsprechend hat der uns

vorgegebene Predigttext auch mit dem Leiden und Sterben Christi zu tun... Ich kann mir denken, wie fremd Ihnen das ist, was Sie gerade gehört haben. Mir geht es auch so. Aber für die Christen von damals, denen dieser Brief geschrieben wurde, was das sehr anschaulich.

Sie wussten um einen Brauch, nach dem am Versöhnungstag im Tempelbereich Tiere geopfert wurden. Um Schuld zu sühnen, musste nach damaliger Auffassung Blut fließen. Im Gedanken der Blutrache hat sich dieser unglückselige Gedanke ja bis heute erhalten.

Damit nun das Blut der eigentlich Schuldigen nicht fließen musste, hat man stellvertretend für diese Menschen Tiere geschlachtet und deren Blut vergossen. Man machte im wahrsten Sinne Schafsböcke zu Sündenböcken.

Nun erinnert der Schreiber des Hebräerbriefes daran, das Christus wie ein Sündenbock stellvertretend für alle schuldigen Menschen gestorben ist, das sein Blut vergossen wurde, damit nicht das Blut der eigentlichen Übeltäter fließen musste. Von daher heißt es: „So ist auch Jesus gestorben, um durch sein Blut das Volk rein zu machen."

Damit sind wir im Grunde bei Karfreitag, wie Christus um unseretwillen am Kreuz starb. Nun wird in unserem heutigen Text aber nicht weiter über seinen Tod und dessen Bedeutung nachgedacht.

Der Schreiber des Hebräerbriefes nimmt Jesu Tod vor den Toren Jerusalems hier zum Ausgangspunkt für eine ganz andersartige Überlegung. Er beginnt seinen Gedanken mit der Bemerkung, das Jesus „außerhalb der Stadt" gestorben sei. Und Jesus ist ja tatsächlich nicht in der Stadt, sondern vor den Toren Jerusalems gekreuzigt worden, nämlich auf dem Hügel Golgatha.

Aber was da geschah, das lag auch im übertragenen Sinn außerhalb der Stadt bzw. außerhalb der Gedanken, die diese Stadt bewegten. Was da geschah, das lag außerhalb dessen, was bis dahin vorstellbar war. Jesus, der Sohn Gottes, wurde ausgestoßen. Er wurde aus der Stadt vor die Tore der Stadt gebracht. Er wurde vor die Tür gesetzt. Man hat den Sohn Gottes herausgeworfen. Unvorstellbar. Was da geschah, lag also in verschiedener Hinsicht außerhalb des üblichen.

Abgesehen davon hatte sich Jesus mit dem, was er zu Lebzeiten tat und sagte, selbst aus dem heraus begeben, was bis dahin üblich und von allen akzeptiert war. Er hatte geltende Konventionen gebrochen. Er tat und sagte einfach nicht das, was man so tat und sagte. Irgendwie war er anders. Kein Wunder, lebte er doch im Horizont des Reiches Gottes.

Ganz in diesem Sinn ist dann die Aufforderung an die Hebräer ge-

meint und zu verstehen, das wir doch auch wie Jesus vor die Tore der Stadt gehen sollen. Im Hebräerbrief heißt es: „Darum wollen wir zu ihm vor das Lager hinausgehen und die Schande mit ihm teilen."

Nun konnte mit dieser Aufforderung ja schon zu Zeiten des Hebräerbriefes nicht der historische Zusammenhang gemeint sein. Spätestens hier wird deutlich, das es übertragen gemeint sein muss. Symbolisch betrachtet war der Gang aus Jerusalem heraus auch das Verlassen der alten Welt mit ihren Traditionen und Wertvorstellungen.

Und Jesus ist ja auch nicht die Fortsetzung des Alten Testaments, sondern der Beginn des Neuen, des Neuen Testaments. Beim Abendmahl heißt es dementsprechend: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden." Er hat in der Sache den Boden des Alten verlassen und Neuland betreten bzw. uns eröffnet.

Insofern heißt es dann folgerichtig: „Darum wollen wir zu ihm vor das Lager hinausgehen." Wir werden also aufgefordert, Jesus nachzueifern, den Weg einzuschlagen, den Weg zu gehen, den er gegangen ist und den er uns eröffnet hat. Wir sollen mit ihm gehen, das Alte verlassen und vor die Tore der alten Welt gehen.

Und das uns mit diesem Weg kein Zuckerschlecken angeboten wird, macht der Schreiben des Hebräerbriefes mit dem Hinweis deutlich „und die Schande mit ihm teilen."

Ich denke, es geht hier weniger darum, das man uns dann auch so schändet, wie man Jesus seinerzeit geschändet hat. Aber wenn wir seine Schande einmal als sein Schicksal verstehen, dann würden wir doch dazu aufgefordert, sein Schicksal zu teilen.

Und das hieße dann vor allem, den von ihm begonnenen Weg fortzusetzen, vor die Tore zu treten und sich dem Neuen zuzuwenden.

Die zukünftige Stadt

Predigt zu Hebräer 13,14 am 9. März 2008

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige Stadt suchen wir" Das ist eine der fettgedruckten Stellen in meiner Bibel. Fett gedruckt: Das heißt, diese Stelle ist wichtig. Geht es hier um eine Stadt wie Braunschweig oder Hannover oder New York oder Jerusalem und um so etwas wie einen Umzug? Wohl kaum.

Am leichtesten findet man zu diesem Vers einen Zugang, wenn man

das Wort Stadt nicht mit „dt", sondern mit „tt" schreibt. In diesem Sinne ist es nach meinem Dafürhalten auch gemeint. Dann geht es nicht um eine Stadt als solche, sondern um einen Ort, um eine Stelle.

So oder so geschrieben und betrachtet, besteht unser Vers aus zwei Teilen. Teil I: „Wir haben hier keine bleibende Statt" beschreibt unseren Ausgangspunkt, was wir haben bzw. was wir nicht haben. Teil II: „Die zukünftige Statt suchen wir" benennt unser Ziel, das wir haben bzw. suchen.

„Wir haben hier keine bleibende Statt." Schade eigentlich. Ich finde es schön hier, hier in meinem Körper, hier in meinem Leben, hier in meiner Familie, hier im Pfarrhaus, hier in der Heidehöhe, hier in der Gemeinde, hier in Braunschweig, hier in Deutschland, hier auf der Welt. Ich würde gerne bleiben.

Und doch steht hier: „Wir haben hier keine bleibende Statt". Also nichts da mit Bleiben. Jedenfalls nicht auf Dauer. Alles nur übergangsweise. Alles nur auf Zeit. Wir sind nur auf der Durchreise. So schön, wie es auch sein mag. Es ist nicht von Dauer. Jedenfalls mit Blick auf die Ewigkeit. Wir werden nicht für immer bleiben können. Schade. Wirklich schade.

Das war die schlechte Nachricht. Jetzt kommt die gute Nachricht. Die steckt im zweiten Teil: „Die zukünftige Stadt suchen wir."

Dass wir hier weg müssen, ist nicht zu ändern. Das Gute ist: Das Ende hier ist nicht das Ende überhaupt. Das Ende hier ist eher wie ein Aufbruch. Das Ende hier ist der Anfang von etwas Neuem. Es hört zwar etwas auf. Das hier nämlich. Aber es geht etwas anderes weiter. Es gibt noch andere Möglichkeiten.

Und eine davon ist die Möglichkeit schlechthin. Hier wird dafür ein Bild verwendet, das Bild von der zukünftigen Stadt. Zu der zukünftigen Stadt sind wir auf dem Weg, unterwegs, wie Pilger. Wir verlassen das Alte, um in das Neue zu gelangen.

Das heißt nicht, der Welt entfliehen. Könnte man zwar denken. Ist aber nicht zwingend. Die zukünftige Stadt, also die Statt, der Ort, wohin wir unterwegs sind, kann sehr irdisch, aber auch sehr himmlisch verstanden werden.

Zunächst zur irdischen Variante: Ist nicht jede Vision von einer besseren, von einer gerechteren, von einer friedlicheren und liebevolleren Welt die Vision der zukünftigen Stadt, also der Stadt, die es so in der Zukunft geben könnte?

Wer wollte nicht lieber in so einer Stadt leben, an so einem Ort, in

so einer Welt, in der z.B. alle in Frieden und in bescheidenem Wohlstand miteinander leben können. Wer wollte nicht in einer Welt leben, in der die Schöpfung nicht zugrunde geht, sondern bewahrt wird, in der die Menschen Glauben, Liebe und Hoffnung haben, in der Gottes Gegenwart den Menschen so selbstverständlich ist wie die Luft, die wir atmen? Doch: Davon träumen wir – vom Paradies auf Erden.

Und wir tun gut daran, diesen Traum zu träumen, möglichst mit vielen anderen zusammen. Je mehr davon träumen, je mehr sich das vorstellen können, desto besser, desto mehr können alles ihnen Mögliche tun, damit sich unsere verbesserungsbedürftige Welt im Sinne der Welt verändert, die wir als zukünftige vor Augen haben.

Je mehr wir sie vor Augen haben, desto zielgerichteter leben wir darauf hin. Und indem wir daraufhin leben, verwirklichen wir Stück um Stück unseres Traumes. Je mehr diesen Traum mitträumen, desto mehr und desto schneller kann immer mehr davon Wirklichkeit werden. Also: Lasst uns unbedingt nach der zukünftigen Stadt streben, nach einem Stück Himmel auf Erden.

Damit bin ich bei der himmlischen Variante. Die Städte, in denen wir leben, sind von dieser Welt. Und auch wenn wir hier und da ein Stück Himmel erleben können, bleiben sie Städte dieser Welt.

Die himmlische Variante von der zukünftigen Stadt, auf die wir zugehen, die es zu suchen lohnt, ist eben nicht von dieser Welt. Jedenfalls dann nicht, wenn wir dabei an das himmlische Jerusalem denken.

Neben den Städten dieser Welt, die allesamt vergänglich sind, gibt es nach dem Zeugnis der Bibel noch eine zukünftige Stadt, die nicht vergeht.

Das ist die Stadt Gottes, ein Ort des Lebens jenseits des Todes, in einer Wirklichkeit, die nicht von dieser Welt ist. Diese Stadt, dieser Ort, dieser Stelle ist die zukünftige Statt. Sie gilt es nicht aus den Augen zu verlieren.

Es gibt also beides, ein diesseitiges Verständnis der zukünftigen Stadt und ein jenseitiges Verständnis der zukünftigen Stadt.

Manche verstehen das mit der zukünftigen Stadt entweder diesseitig oder jenseitig. Für mich spricht nichts dagegen, das mit der zukünftigen Stadt sowohl diesseitig als auch jenseitig zu verstehen.

So oder so: In jedem Fall steckt in diesem Vers „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige Stadt suchen wir“ so etwas wie ein Ruf zum Aufbruch.

So oder so verstanden werden wir aufgefordert: Richtet euch nicht

zu fest ein. Bleibt nicht stehen. Macht euch auf den Weg. Sucht nach dem, was sein wird, was zukünftig sein wird. Und von dem her lebt Tag um Tag eures Lebens, den Gott euch gewährt, auf dieser Welt.

Aber denkt dran: Ihr seid und bleibt unterwegs durch die Zeit. Ihr seid noch nicht am Ziel. Sucht die zukünftige Stadt. Setzt euch nicht - womöglich selbstzufrieden – zur Ruhe. Bleibt unterwegs. Denkt nicht, ihr wäret schon am Ziel.

Für manch einen mag sich das nach Ruhelosigkeit anhören. Sicher: Die Gefahr besteht. Es könnte sein, dass man sich dann nirgends mehr wirklich zu Hause fühlt und sich stattdessen wie auf der Flucht fühlt.

Kann sein. Muss aber nicht. Was sicher stimmt, ist dies: Die Suche nach der zukünftigen Stadt weist über unsere oft enge und begrenzte Welt hinaus, erinnert uns daran, dass der Ort, die Stadt, wo wir leben, noch nicht das Letzte sind.

Im Grunde werden wir, die wir uns hier eingerichtet haben, als würden wir für immer hier sein und wohnen, nur daran erinnert, dass wir unterwegs bleiben, damit wir uns nicht voreilig zur Ruhe setzen.

Der Kirchenvater Augustin hat einmal gesagt: „Unser Herz ruht nicht eher, als bis dass es Ruhe gefunden hat in Gott.“ Das ist ein hilfreicher Hinweis bei der Suche nach der zukünftigen Statt.

Ich wünsche uns von Herzen, dass wir nicht müde werden und nicht nachlassen, nach Gottes zukünftiger Stadt zu suchen.

Gott des Friedens

Predigt zu Hebräer 13, 20f am 4. Mai 2014

Haben Sie es gemerkt? Beim Predigttext handelt es sich um einen einzigen Satz. Er spricht vom Blut des ewigen Bundes. Er erinnert damit an alles, worum es an Karfreitag geht. Er spricht vom großen Hirten der Schafe, unsern Herrn Jesus, den Gott von den Toten heraufgeführt hat. Er erinnert damit an Ostern. Er wendet sich also an Menschen, die wie wir von Karfreitag und Ostern her kommen. Und dann wünscht der Schreiber den Hebräern: Gott mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus.

Wenn man diesen Satz, diese Segensbitte hört, möchte man zunächst einmal nur eins: In das Amen einstimmen. Ja, so sei es. Was wäre es schön, wenn es Gott gelänge, uns Erlöste und zu neuem Leben Befreite

zum Tun des Guten und ihm Wohlgefälligen zu befähigen.

Nun beginnt diese Segensbitte mit den Worten Gott des Friedens. Was für ein Name für Gott: Gott des Friedens. So stelle ich mir meinen Gott vor, als einen Gott des Friedens.

Tief in mir findet dieser Anfang ein Echo. Es singt in mir: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten. Indem er uns Anteil gibt am Frieden, der ihm eigen ist, erweist er sich als der Gott des Friedens. Er ist es, der den Frieden bringt. Man könnte auch sagen: Er bringt's.

Da stellt sich mir doch mit Blick auf die mancherlei Kriege in der Vergangenheit und Gegenwart die Frage: Warum ist das so oft übersehen worden, dass er ein Gott des Friedens ist? Was wäre es ein Segen, wenn alle Gläubigen Gott als den Gott des Friedens in Wort und Tat bezeugen würden? Die Welt wäre mit Sicherheit friedlicher.

Nun könnte ja der Eindruck entstehen, als ginge es beim Gott des Friedens nur um den politischen Frieden. Das stimmt natürlich nicht. Friede meint hier viel mehr.

Wir wissen natürlich, dass der Friede im Großen und Sichtbaren mit dem Frieden im Kleinen und Unsichtbaren untrennbar zusammenhängt. Ich werde meinen Seelenfrieden nicht finden, wenn ich in bestimmten Bereichen meines Lebens mit mir selbst und anderen uneins bin.

Frieden steht hier für Gottes Frieden. Im Alten Testament steht für diesen Frieden das Wort Schalom. Und Schalom meint das Heil der Welt, die Überwindung des Todes durch das Leben, einen Zustand der Welt, wo alles in Ordnung ist, eben den Himmel auf Erden.

Frieden meint also nicht nur Frieden mit sich und Frieden untereinander, sondern vor allem auch Frieden mit Gott. Es ist schon ein besonderer Frieden, dieser Frieden, von dem hier die Rede ist.

Für diesen alles umfassenden Frieden ist der Gott des Friedens die Quelle. Im Friedensprozess, auf dem Weg des Friedens bzw. auf dem Weg zum Frieden ist es unumgänglich, sich an ihm zu orientieren. Wenn wir nach vorn schauen und uns voller Sorgen fragen, wie es wohl weitergeht – mit uns, mit unserer Kirche, mit unserer Welt – dann möge er uns helfen, der Gott des Friedens.

Genau das wäre im Sinne unserer Segensbitte hier. Und sie geht ja noch weiter, wenn sie sich als Bitte an eben diesen Gott des Friedens wendet: Der Gott des Friedens … mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus...

Wer so spricht, der weiß: Ohne ihn, den Gott des Friedens, geht in Sachen Frieden gar nichts. Aber mit ihm, dem Gott des Friedens, könnte es was werden mit dem Frieden. Er hat alles vorbereitet. Wir bräuchten uns seinen Frieden nur noch anzueignen. Mehr noch: Gott selbst eignet uns seinen Frieden zu. Die Initiative liegt eindeutig bei ihm. Man könnte auch sagen: Gott tut das Gute in uns, wenn wir es tun.

Das sieht auf den ersten Blick widersprüchlich aus, dass Gott das Gute in uns tut, wenn wir es tun. Es klingt missverständlich, wenn man sagt, dass Gott es durch uns Frieden werden lässt, wenn wir friedlich leben. Man könnte versucht sein zu denken, dass es dann wohl auch seine Schuld ist, wenn wir es nicht hinbekommen, in Frieden miteinander zu leben.

Wer so denkt, macht es sich nun wirklich zu einfach. Wir müssen es wollen, dass er uns verändert und dass er in uns wirkt. Wir müssen es wollen, dass er uns tüchtig macht. Und wir müssen nicht nur um das Gute wissen, sondern es vor allem auch tun bzw. geschehen lassen.

Das würde dem Gebet Christi in Gethsemane entsprechen: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Das würde auch den Bitten des Vaterunsers entsprechen. Wir bitten doch darum, dass sein Name geheiligt werde – durch uns. Wir bitten doch darum, dass sein Reich komme – durch uns. Wir bitten doch darum, dass sein Wille geschehe – durch uns. Das heißt doch, dass er in uns und durch uns tun kann, was für uns und diese Welt gut ist.

Wer sich fragt, wie das gehen kann, dass der Gott des Friedens durch ihn zum Zuge kommen kann, der bitte Gott doch einfach darum, ihn zu einem Werkzeug seines Friedens zu machen.

Denn den Frieden, nach dem wir uns im Großen wie im Kleinen so sehnen, den können wir weder verordnen noch machen. Schnell bestünde die Gefahr, dass aus ehrlichen Bemühen ein Friedenskrampf würde. Aber genau so geht es nicht, auch wenn wir uns den Frieden zwischen den Völkern wie unter den Nachbarn, zwischen den sozialen Schichten wie in den Familien noch so sehr wünschen.

Die Segensbitte aus dem Hebräerbrief ist eben kein Appell, den Frieden zu machen. Sie ist eine Bitte an Gott selbst, diesen Frieden zu stiften. Und sie ist eine Bitte an die Hebräer, an uns und alle, diesen Frieden geschehen zu lassen. Sie lädt ein zu realisieren, dass wir den wahren, alles umfassenden Frieden letztlich dem Gott des Friedens verdanken. In diesen Frieden, der von Gott kommt, können wir uns nur hineinnehmen lassen. Diesem Frieden können wir nur Raum zur Entfaltung

geben, indem wir uns ihm öffnen und ihn verinnerlichen. Oder anders gesagt: Wir können in diesen Frieden eintauchen und in ihm sein wie in einem klaren See. Das trägt.

Und nun werden Sie vielleicht sagen: Wir wollen ja, aber wir bekommen es oft einfach nicht so hin. Wie werden wir denn durch Jesus Christus fähig, das Gute zu tun, wie es uns hier in Aussicht gestellt wird? Was versetzt uns in die Lage, im Frieden Gottes miteinander zu leben und zu tun, was möglichst vielen nützt?

Zum einen können wir uns dem Frieden Gottes immer wieder öffnen und aussetzen. Wir könnten ihn uns von Jesus zusprechen lassen wie die Jünger das damals taten. Immer sagte er zu ihnen: Friede sei mit euch oder Meinen Frieden gebe ich euch.

Und dann könnten wir tun, was Jesus uns ans Herz legte, als er sagte: Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Sagte er damit nicht klipp und klar, was wir dazu beitragen können, dass der umfassende Friede irdische Wirklichkeit wird?

Wir könnten uns in unserem Versuch das Gute und Gott Wohlgefällige zu tun auch an das Gebot der Liebe halten: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Sie sehen: Wir wissen, was gut ist und was zu tun wäre. Tun wir es. Geben wir Gott die Möglichkeit, in uns und durch uns das Gute und Notwendige zu tun.

Möge er als der Lebendige unter uns und in uns gegenwärtig und wirksam sein, damit unser Tun und Lassen dem Wirken Gottes nicht im Wege steht. Bleibt mir nur, Sie und mich diesem Gott des Friedens anzubefehlen. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Versuchung

Predigt zu Jakobus 1, 12-18 am 17. Februar 2002

In meiner Bibel steht als Überschrift über dem Predigttext: „Woher die Versuchungen kommen?“ Damit ist klar, worum es geht. Um das Thema „Versuchung“.

An und für sich ein sperriges Thema. Gibt es kein aktuelleres? Moment! Merken Sie‘s? Wenn wir so denken, sind wir mitten drin im Thema. Denn wer so fragt, steht in der Versuchung, dem Thema „Versuchung“ auszuweichen. Ich denke, wir sollten dieser Versuchung widerstehen.

Also: Wie ist das mit der Versuchung bzw. den Versuchungen? Ich meine jetzt nicht die zarteste Versuchung seit es Schokolade gibt. Obwohl für die, die sich diese Fastenzeit vorgenommen haben, bis Ostern keine Schokolade zu essen, ist dies schon eine mittelprächtige Herausforderung.

Wie ist das bei euch in der Schule: Ist da nicht die Versuchung manchmal geradezu unwiderstehlich, in der Arbeit vom Nachbarn abzuschreiben, wenn man es selbst nicht weiß? Und wenn ich so an manche Ehekrise denke: Wie war das mit der schönen Nachbarin oder dem attraktiven Kollegen? Die Versuchung zum Seitensprung war groß. Nicht alle konnten der Versuchung widerstehen. Und denken Sie nur an die Versuchung, die Kirchensteuer für sich zu sparen, indem man aus der Kirche austritt? Oder denken Sie daran, wie peinlich es auf Sie wirkt, wenn einer, den Sie gut kennen, eitel wie er ist, mit seiner Heldentat herumprahlt.

Auch wenn das Wort „Versuchung“ ein wenig aus der Mode ist: Die Sache, um die es dabei geht, ist nach wie vor aktuell. Ich vermute mal, niemand von uns kann von sich behaupten, er sei noch nie einer Versuchung erlegen.

Ich fasse zusammen: Jeder und jede von uns standen schon mal in der Versuchung... und wir waren nicht immer siegreich, d.h. wir haben der Versuchung nicht immer wiederstehen können. Und wir alle erinnern uns an das unangenehme Gefühl, das letztlich zurückblieb. Und doch hat uns diese Erfahrung nicht davon bewahrt, allen weiteren Versuchungen zu widerstehen. Immer wieder konnten wir nicht widerstehen.

Nun fragt man sich ja, wie das kommt, dass man solche Momente der Versuchung erlebt und der Versuchung erliegt. Woran liegt das?

Es gibt eine Antwort, die scheinheilig ist. Diese Antwort geht davon aus, dass Gott doch derjenige ist, der den Lauf der Dinge lenkt. Also muss er selbst es sein, der uns in Versuchung führt. Und heißt es nicht im Vaterunser „Und führe uns nicht in Versuchung“? Das klingt doch so, als wenn wir Gott bitten, uns eben nicht in solche Situationen zu führen, was er aber womöglich tun würde, wenn wir ihn nicht darum bitten würden. Kann das sein?

Sicher: Gott führt uns. Aber er verführt uns doch nicht zum Bösen. Gemeint ist: Führe uns. Ja, führe uns - aber ja nicht in Versuchung. Und wenn uns Momente der Versuchung heimsuchen, wenn uns solche Momente der Versuchung nicht erspart bleiben, dann sei bei uns, dann

führe uns hindurch, dann hilf uns zu widerstehen. Deshalb heißt es ja im Vaterunser auch weiter: „Erlöse uns von dem Bösen."

Darum geht es: Der Versuchung, dem Bösen zu widerstehen. Wie? Dank der von Gott geschenkten Kraft. „Denn dein ist die Kraft..." heißt es im gleichen Gebet. Und Gott schenkt uns die Kraft, die es braucht, um den vielfältigen Versuchungen zu widerstehen. Wenn wir also der Versuchung nicht widerstehen, liegt das weder an Gott noch einem wie auch immer aussehenden Bösen. Es liegt an uns.

Der Text hier, fast 2000 Jahre alt, ist in seiner Einschätzung so aktuell und modern, wie es aktueller und moderner gar nicht sein könnte. Da sage noch mal einer: Die Bibel sei doch veraltet. Irrtum!

Hier heißt es völlig richtig: Die Ursache dafür, dass wir den diversen Versuchungen nicht widerstehen können, liegt in uns selbst, liegt in unserem Begehren, in unser Gier, in unserem unersättlichen Hunger und Haben-Wollen. Da liegt der Ansatzpunkt dafür, dass wir in Versuchung geraten.

Das war schon immer so. Erschwerend kommt heutzutage hinzu, dass wir durch die verschiedenen Medien und da vor allem durch die Werbung in unserem Begehren regelrecht aufgeheizt werden. Uns wird alles Mögliche vor Augen geführt, was wir angeblich brauchen, um glücklich zu sein und uns gut zu fühlen. Und weil wir uns dem kaum verschließen können, wächst in uns und unter uns das grenzenlose Haben-Wollen immer weiter an.

Dadurch haben wir weitgehend den Blick dafür verloren, was wir wirklich brauchen. So kommt es, dass wir einen großen Teil unseres Lebens darauf verwenden, unsere diversen Reichtümer und Guthaben zu erwerben, zu pflegen und zu verwalten.

Und weil das so anstrengend und zeitraubend ist, kommen wir nicht mehr dazu, das eigentliche und wahre Leben zu erleben. Wir geben uns zu früh zufrieden, lassen uns abspeisen mit all den glitzernden Konsumgütern, erliegen dem Irrglauben, das Besitz und Reichtum uns glücklich machen könnten, leben zunehmend in einer künstlichen Welt.

Aber wozu? Wozu brauchen wir all das wirklich, noch mehr Geld, noch mehr Urlaub, noch mehr Kleidung, noch mehr Macht und Einflussmöglichkeiten, noch mehr Luxus, noch mehr...?

Dieses Haben-Wollen ist der Ansatzpunkt für alle Versuchungen. Gäbe es unser Haben-Wollen nicht, würden wir kaum in Versuchung geraten. Aber wo wir diesem Haben-Wollen Raum geben, wo wir ihm nachgegeben, ist es wie mit einem Kuckucksei im Nest. Was dabei herauskommt, verdrängt so ziemlich alles. Und so ist das Ergebnis unseres grenzenlosen Haben-Wollens der Tod. Wir gehen daran zugrunde - im Kleinen wie im Großen.

Wie sagte Jesus: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und doch Schaden nähme an seiner Seele?" Obwohl das Begehren so gefährlich ist, verbietet es Jesus nicht, weil er weiß, dass es zu uns Menschen gehört und dass es auch gute Seiten hat. Deshalb möchte er es begrenzt sehen, damit es uns nicht zerstören kann.

Er selbst hat vorgelebt, wie das gehen kann. Wenn es gelingt, all das Gute dieser Welt nicht für sich haben zu wollen, sondern für andere, ist man auf dem richtigen Weg. Jesus lebte für andere. Egoismus war ihm fremd. Er stand auch in der Versuchung, wie wir vorhin gehört haben. Aber er hat widerstanden. Deshalb hat Gott ihm den Siegeskranz, das ewige Leben gegeben, wie es hier im Jakobusbrief denen in Aussicht gestellt wird, die Gott lieben.

Wie ihm es nicht erspart blieb, der Versuchung zu widerstehen, so bleibt es uns auch nicht erspart. Wir müssen da durch, müssen uns bewähren, uns immer wieder gegen unser egoistisches Haben-Wollen entscheiden und immer wieder für die anderen entscheiden. Sind wir dazu bereit? Oder leben wir letztlich auch nur nach dem Motto „Jeder ist sich selbst und den Seinen der Nächste"?

Sind wir bereit, um Fremder willen zu verzichten. Sind wir bereit, um der Menschlichkeit willen auf die steile Karriere zu verzichten? Sind wir bereit, uns unentgeltlich und ehrenamtlich für andere zu engagieren? Sind wir bereit, auf einen Teil unseres Luxus zu verzichten, um anderen davon abgeben zu können? Sind wir bereit, auf unser Recht zu verzichten, um in Frieden miteinander leben zu können? Wir werden uns anstrengen müssen, um durchhalten zu können, was wir uns vorgenommen haben.

Gott jedenfalls erspart uns nicht, dass wir in Versuchung geraten. Aber: Er hilft uns hindurch. Und was ist, wenn wir der Versuchung trotz der uns von Gott geschenkten Kraft nicht widerstehen konnten, wenn wir schuldig wurden? Ist dann alles aus? Steht Gott dann in der Versuchung, uns aufzugeben?

Nein. Was da an Schaden entsteht, wenn wir der Versuchung nachgeben, ist oft genug ja leider nicht mehr reparabel. Aber was auch immer geschehen ist oder geschieht - solange wir leben, haben wir die Möglichkeit, uns zu bewähren und es besser zu machen, den Versuchungen zu widerstehen und zu leben, wie Gott es uns ermöglicht. Er

schenkt uns die Kraft, die es braucht, um in den Versuchungen dieser Zeit zu bestehen. Gott sei Dank.

Ansehen

Predigt zu Jakobus 2, 1-9 am 15. Oktober 2006

Um zu verstehen, was Jakobus in seinem Brief meint, braucht man nicht Theologie studiert zu haben. Das ist auch so klar. Denn was wäre, wenn in unseren Gottesdienst jemand käme, dem man schon an der gepflegten Kleidung und am souveränen Auftritt ansehen könnte, dass es sich bei ihm um eine angesehene Persönlichkeit des öffentlichen Lebens handelt? Und was wäre, wenn gleichzeitig mit ihm jemand herein käme, dessen ärmliche Kleidung und ungeschicktes Auftreten seine niedere Herkunft verraten würde?

Vermutlich würde man dem gut Gekleideten anders begegnen als dem ärmlich Gekleideten. Und dreimal dürfen Sie raten, wem man sagen würde: „Setzen Sie sich doch bitte hier vorne auf den guten Platz!“ und wem man sagen würde: „Setzen Sie doch bitte ganz unauffällig hier in die letzte Reihe“.

Zugestanden: Ich übertreibe ein wenig. Aber so ähnlich würden wir empfinden, denken und handeln. Wir würden es tun – auch wenn wir sicher einer Meinung darin sind, dass es ganz und gar nicht in Ordnung wäre, schon gar nicht in einer christlichen Gemeinde. Gerade da dürfte es so etwas nicht geben. Gerade da sollten alle gleich behandelt werden.

Wer sein Verhalten von Äußerlichkeiten abhängig macht, wer die Menschen aufgrund ihrer sozialen Stellung unterschiedlich behandelt, der verstößt gegen das Gebot der Nächstenliebe.

Von daher gibt es für Jakobus, dem wir diesen Briefabschnitt verdanken, nur eine Schlussfolgerung. Die stellt er seinen Ausführungen an den Anfang. Da heißt es: „Haltet den Glauben an Jesus Christus frei von allem Ansehen der Person.“

Was Jakobus wollte, ist also ganz klar. Die Brüder und Schwestern der Gemeinde, an die er sich wandte, sollten ihr Verhalten um Himmels willen nicht vom sozialen Status der Menschen abhängig machen, mit denen sie es zu tun hatten.

Allein die Tatsache, dass er das Problem benannte, zeigt auf, dass es dieses Problem in jener Gemeinde gab. Man hat eben nicht alle gleich

behandelt. Manche wurde bevorzugt. Andere hinten angestellt. Er hat offensichtlich einen Vorgang vor Augen, der ihm berichtet wurde. Er nahm darauf Bezug: „Ihr habt dem Armen Unehre angetan.“ Und genau das sollte und durfte nicht sein. Deshalb: kein Ansehen der Person.

Man hätte ihm schon deshalb mit Ehrerbietung und Achtung begegnen sollen, weil auch er von Gott erwählt war und weil er wie die anderen - im Glauben reich - zu denen gehörte, die Gott lieb hatten. Vermutlich werden die meisten von uns dem weitgehend zustimmen. Und es klingt ja alles auch ganz plausibel und einleuchtend.

Vor Gott spielt es keine Rolle, ob einer ein Großer oder ein Kleiner, ein Reicher oder ein Armer ist. Vor Gott spielt es keine Rolle, welche Bedeutung einzelnen Menschen im gesellschaftlichen Leben zukommt. Jedem Menschen ist mit der gleichen Achtung und Ehrerbietung zu begegnen.

So verstanden macht seine Schlussfolgerung Sinn: „Haltet den Glauben an Jesus Christus, frei von allem Ansehen der Person.“ Er schärft den Blick dafür, dass gerade im Glauben und in der Kirche nicht von Bedeutung sein kann und darf, welches Ansehen jemand in der Öffentlichkeit genießt.

Wir hier in St. Markus haben es da ja gut. Wir sitzen im Kreis um die Mitte versammelt. Hier gibt es kein bevorzugtes Vorn und kein benachteiligtes Hinten, also auch keinen Ehrenplatz.

Aber auch wenn wir hier keine Ehrenplätze, keine Loge und kein Chorgestühl haben, sind wir innerlich auch nicht ganz frei davon, manche aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung zu bevorzugen und andere aufgrund ihrer sozialen Stellung hinten anzustellen.

Aber so sehr, wie ich Jakobus verstehe und ihm Recht gebe, möchte ich ihm auch widersprechen. Wenn ich könnte, würde ich ihn fragen, ob er mit der Forderung, dass das Ansehen der Person für das christliche Verhalten keine Rolle spielen darf, nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Was ich damit meine?

Wenn das, was er da forderte, geradezu wörtlich und gesetzlich umgesetzt würde, käme es doch zu einer entsetzlichen Gleichmacherei. Es wäre doch schrecklich, wenn es dazu käme, dass niemand mehr Ansehen genießt.

Es müsste genau umgekehrt sein. Alle müssten Ansehen genießen. Auch der Arme, dem man Unehre angetan hatte, hätte das uneingeschränkte Ansehen der anderen genießen sollen.

Mich hat Jakobus angeregt, über das Wort Ansehen nachzudenken.

Und dabei ist mir aufgefallen: Das mit dem Ansehen könnte man auch noch ganz anders verstehen, eben wörtlich und dann ganz positiv. Denn was bedeutet dieses Wort „Ansehen“? An – Sehen. Sieh mich an:

Sieh mich an. Sieh, wer ich bin. Sieh, was ich bin. Sieh nicht nur, was ich anhabe, was ich besitze. Sieh nicht nur, was ich vorgebe, zu sein. Sieh nicht nur, was andere in mir sehen. Sieh nicht nur, was ich war. Sieh nicht nur, was ich sein sollte. Sieh mich an. Sieh, wer ich bin. Sieh, wie ich jetzt bin.

Viel zu oft sehen wir nur das Äußere. Wir sehen nur die Verpackung, aber nicht was drin ist. Wir sehen nur die Reklame, aber nicht die Wirklichkeit. Wir sehen nur den Schein, aber nicht das Sein. Wir sehen nur, was wir sehen wollen, aber nicht, was wirklich ist.

Eigentlich müssten die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, unentwegt sagen: „Sieh mich an. So sieh mich doch an.“ Tun wir das? Sehen Sie sich selbst an? Sehen sie andere an? Ich meine: Sehen Sie immer wieder ganz genau hin? Ich befürchte: Wir sehen ein ums andere Mal eben nicht richtig hin. Wir sehen dann allenfalls unsere Vorurteile bestätigt.

Da stellt sich die Frage: „Wie gelingt es uns, einander in rechter Weise anzusehen und das Ansehen zu gewähren, ohne das wir letztlich nicht leben können?“

Das mit der Ehrerbietung und dem Ansehen hat seinen Grund in Gott. Weil er uns liebt, jeden einzelnen, stehen wir bei ihm in hohem Ansehen. Bei Gott sind wir gut angesehen. Bei ihm sind wir angesehene Leute. Und dies Ansehen, das wir bei ihm haben, brauchen und können wir uns nicht verdienen. Es wird uns zuteil. Wir dürfen es genießen, dass wir bei Gott angesehene Leute sind.

Das Ansehen, das uns durch ihn zuteilwird, sollte der Ausgangspunkt dafür sein, dass wir uns selbst so sehen, wie Gott uns sieht: als geliebte Kinder Gottes. Jeder, der sich von Gott angesehen weiß, wird doch andere so sehen, wie sie von Gott her angesehen werden.

Wenn also das Ansehen, das wir bei Gott genießen, die Basis unseres Lebens ist, dann könnte es doch auch die Basis unseres Miteinanders sein. Wir würden das göttliche Ansehen gewissermaßen nur weitergeben und vervielfältigen. Das alles müsste doch letztlich dazu führen, dass einer beim anderen in hohem Ansehen steht.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass das Ansehen der Person, das von Gott her kommt und wir einander nur weitergeben, ein ganz anderes Ansehen ist, als das gesellschaftliche Ansehen, von dem Jakobus

sagte, es möge unter Christen keine Rolle spielen.

Um sicher zu gehen, dass es sich beim Ansehen um ein recht verstandenes göttliches Ansehen handelt, muss man es mit dem – wie es hier bei Jakobus heißt – königlichen Gesetz der Nächstenliebe kombinieren: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wo Menschen Gott und ihre Nächsten lieben wie sich selbst, da kommt das mit dem Ansehen der Person wie von allein ins Lot. Es kommt für uns also alles darauf an, einander so in Liebe anzusehen, wie Gott sie ansieht. Dann wird alles gut.

Werke der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung

Predigt zu Jakobus 2, 14-17 am 20. Oktober 2019

Es gibt einen alten Streit in der Christenheit. Er kreist um die Frage: Was ist wichtiger: Der Glaube an die Gnade oder das Tun guter Werke.

Um den Konflikt konkret zu machen, nennt Jakobus in seinem Brief ein Beispiel: „Wenn ein Bruder oder eine Schwester nackt ist und Mangel hat an täglicher Nahrung und jemand unter euch spricht zu ihnen: ‚Geht hin in Frieden, wärmt euch und sättigt euch!‘, ihr gebt ihnen aber nicht, was der Leib nötig hat – was hilft ihnen das?“

Antwort: Nichts. Gläubige Leute, die so reden, wie hier beschrieben, aber nichts tun, nennt man scheinheilig. Sie sind nur scheinbar heilig, also nicht wirklich gläubig und fromm.

Da die meisten Menschen ein feines Gespür dafür haben, ob Reden und Tun stimmig sind, lässt es sich auch nicht weg reden, wenn das Tun eben nicht zum Reden passt.

Die aus dem religiösen Zusammenhang entstandene Bezeichnung „scheinheilig“ wird von vielen auch in anderen Zusammenhängen verwendet.

So hat Greta Thunberg jüngst den Politikern vorgeworden, ihre Absichtserklärungen in Sachen Klimaschutz seien nur scheinheiliges Gerede, denn es würde auf Veranlassung der Politik zu wenig passieren. Auch die Beteuerungen, dass die Sportler, die sich bei der Leichtathletik-WM in Doha oder bei der Tour de France über die Runden quälen, nicht gedopt waren, empfinden viele als scheinheilig. Und ist es nicht ein Hohn, dass wir uns als viertreichstes Land der Welt nicht in der

Lage sehen, mehr Flüchtlinge aufzunehmen? In viel zu vielen Bereichen gibt es Scheinheiligkeit, die wir zutiefst ablehnen - jedenfalls dann, wenn es andere betrifft.

Das Problem ist, dass wir leider sehr kurzsichtig, ja fast blind sind für die eigenen Scheinheiligkeiten, wenn wir es z.B. mit den Steuern oder dem Autofahren oder der Ernährung oder dem Geld nicht so genau nehmen. Wenn wir dann unser offensichtliches Fehlverhalten damit zu entschuldigen versuchen, dass es ja angeblich alle so machten, macht es nun wirklich nicht besser. Wir merken: Reden und Tun fallen auseinander, nicht nur bei anderen, sondern auch bei uns – in vielen Bereichen des täglichen Lebens.

Kehren wir zurück zur Scheinheiligkeit im Christentum, wenn so getan wird, als könnten Glaube und Werke getrennt betrachtet werden und ohne einander existieren.

Sind denn Glaube und Werke nicht nur die zwei Seiten des einen Christseins? Aber natürlich sind sie das. Wenn man Christ ist, verhält man sich auch so, d.h. Bestimmtes tut man, anderes lässt man.

Dass es zuweilen Streit darüber gibt, was als Christ zu tun ist, halte ich für normal. Aber darüber, dass es Konsequenzen haben sollte, wenn man Christ ist, sollte es keinen Streit geben. Also sollte die Frage nie lauten: Glaube oder Werke.

Unter der Voraussetzung, dass Glaube und Werke zusammengehören, wie die zwei Seiten einer Medaille, müsste es selbstverständlich sein, wenn wir von Glauben und Werken reden. Einige reden einfach von Glaubenswerken und zeigen damit unmissverständlich an, dass beides zusammen gehört. Gut so.

Der Briefschreiber Jakobus zieht denn auch selbst den folgerichtigen Schluss: „Was hilft's, Brüder und Schwestern, wenn jemand sagt, er habe Glauben, und hat doch keine Werke? So ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, tot in sich selber."

Wer das nicht versteht, dass Glaube und Werke unauflöslich zusammengehören, hat ein Problem oder schärfer gesagt: Der hat nicht verstanden, worum es geht.

Was wäre das für ein Liebender, der zwar von der Liebe redet, aber nicht liebt. Und es würde keinen Sinn machen, wenn man ihm sagte: Ein Liebender müsste lieben. Entweder er liebt. Oder eben nicht. Und genauso ist es mit der Hoffnung. Ein Hoffender muss nicht hoffen. Ein Hoffender hofft. Deshalb ist er doch ein Hoffender.

Und sollte das mit Blick auf das Thema Glaube anders sein? Wohl

kaum. Ein Glaubender muss keine besonderen Werke tun. Aus seinem Glauben heraus tut er sie. Bringt der Glaube kein Tun hervor, ist er in sich selbst tot, wie Jakobus sagt. Für Jakobus besteht kein Zweifel darüber, dass beides zusammengehört.

Viele, die es anders sehen, berufen sich auf Paulus oder Luther, die gesagt haben, dass ein Mensch aus Glauben gerecht wird ohne das Zutun der Werke. Klingt wie ein Widerspruch. Ist aber keiner. Denn was Paulus und Luther da zu Recht sagten, bezieht sich auf die Frage, ob wir Gott mit unseren vermeintlich guten Taten gnädig stimmen können. Das ist nach beider Meinung nicht nur unmöglich, sondern unnötig.

Mal etwas konkreter. Wir müssen uns Gottes Liebe nicht verdienen, indem wir brave Kinder Gottes sind. Völlig falscher Ansatz. Weil Gott uns liebt, eröffnet er uns die Möglichkeit, ihn zu lieben. Und weil wir ihn so sehr lieben, tun wir alles, aber auch alles aus Liebe zu ihm.

Es kommt also alles auf die innere Motivation an. Wenn das, was ich tue, berechnend ist, egal ob ich's Menschen oder Gott tue, ist es schon im Ansatz verdorben. Für jemanden, den ich liebe, dem ich vertraue, dem ich also glaube, tue ich alles – nicht weil ich muss, sondern liebend gern.

Mal gesetzt den Fall, Du glaubst und vertraust Gott, gesetzt den Fall, Du liebst ihn und setzt Deine Hoffnung auf ihn, mal angenommen, dass das echt und authentisch ist und nicht nur Gerede, wird das doch Konsequenzen haben. Du wirst ein anderer sein als ohne Glaube, Liebe und Hoffnung Gott gegenüber.

Und nur darum geht's, dass der Glaube, die Liebe und die Hoffnung nicht nur Worte sind, sondern Taten, gelebte und beglückende Wirklichkeit.

Sein Kommen geduldig erwarten

Predigt zu Jakobus 5, 7-8 am 6. Dezember 2020

So viele warten. Die einen warten auf Besuch. Andere auf den Befund beim Arzt. Schüler warten auf die Rückgabe ihrer Arbeit. Kinder warten auf den Nikolaus oder die Bescherung an Heilig Abend. Nicht wenige warten auf bessere Zeiten. Alle warten auf das Ende von Corona. Und worauf warten Sie? Worauf wartest Du?

Jakobus, dem wir den heutigen Predigttext verdanken, geht davon aus, dass Christen geradezu ungeduldig das Kommen des Herrn erwarten. „So seid nun geduldig." Für manch einen hört sich das nach einer

Durchhalteparole an, als hätten die, die da zur Geduld aufgefordert werden, etwas zu erdulden. Mit Blick auf die ersten Christen stimmt das auch. Sie hatten aufgrund ihres Glaubens allerlei Anfeindungen zu erdulden.

Und heute. Gerade mit Blick auf die aktuellen Einschränkungen durch die Corona-Pandemie wird vielen Menschen jede Menge Geduld abverlangt. Viele können nicht mehr, psychisch und wirtschaftlich. Sie sind nicht mehr bereit, die Einschränkungen hinzunehmen und zu erdulden. Sie können und wollen nicht mehr geduldig sein – und müssen es doch.

Weil das die Verantwortlichen natürlich wissen, bemüht man sich immer wieder das Ende der Beschränkungen in den Blick zu bekommen, auch wenn es so scheint, als würde es immer weiter hinausgeschoben. Wenn wir erstmal den Impfstoff haben... Solange müssen wir uns gedulden.

Hat man die Aussicht auf ein baldiges Ende, kann man durchhalten und sich gedulden. Das ist wie bei den Kindern, mit Blick auf Heiligabend und die Bescherung. Da sind die Kinder natürlich erwartungsvoll ungeduldig. Und was sagt man dann: „Gleich! Nun wartet mal! Seid doch nicht so ungeduldig!“ Sicher: Das kann ganz schön nerven, wenn Kinder nicht abwarten können. Und doch freut man sich doch, dass sie so voller Erwartung sind.

Meiner Meinung nach ist das „So seid nun geduldig“ unseres Textes in diesem Sinn gemeint. Sicher schwingt all das andere mit dem Durchhalten auch mit. Aber es ist eine eher erwartungsvolle Ungeduld und keine erleidende Geduld.

Fragt man nach dem Grund dieser erwartungsvollen Geduld, wird man von Jakobus doppelt auf das Kommen des Herrn hingewiesen. Denn vollständig heißt es ja „So seid nun geduldig, bis zum Kommen des Herrn... Denn das Kommen des Herrn ist nahe.“

Nun gibt es im neuen Testament mehrere Vorstellungen über das Kommen des Herrn. Bei uns übrigens auch. Wie könnte es auch anders sein.

Eine weit verbreitete Vorstellung ist die von seinem Kommen als Richter der Welt. Und eine weitere Vorstellung ist die, dass er mehr oder weniger Inkognito kommt und unter uns lebt.

Wenn es hier heißt, dass dieses Kommen des Herrn nahe ist, dann setzt das die Naherwartung jener ersten Christen voraus, die stündlich mit der triumphalen Ankunft ihres Herrn rechneten.

Das ist natürlich nach 2000jähriger Wartezeit anders. Die Geduld

wurde überstrapaziert. Dementsprechend haben die meisten die Geduld verloren, haben es aufgegeben, auf einen zu warten, der einfach nicht kommt. Sie wissen nicht einmal mehr, dass da jemand kommt, ja kommen soll, der von Bedeutung ist. Und so erwarten sie ihn nicht.

Hand aufs Herz: Das ist nicht nur bei den anderen so. Das ist auch bei vielen von uns so. Denn wer von uns rechnet ernstlich damit, dass er erlebt, dass der Herr so wiederkommt, wie es in solchen Texten vorausgesetzt wird? Diese Erwartung überlassen wir weitestgehend Gruppen wie den Zeugen Jehovas.

Ansatzweise kommt diese Erwartung natürlich schon bei uns vor, wenn wir z.B. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit“ singen. Oder wenn wir im Glaubensbekenntnis sagen: „...von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und die Toten.“

Aber auch dann, wenn wir das so singen oder sagen, werden die Wenigsten wirklich damit rechnen, dass er tatsächlich auch kommt. Und dann ist da ja noch das überaus unangenehme Gefühl der Bedrohung, das für viele mit der Ankündigung seines Kommens verbunden ist. Wenn er kommt, dann doch um zu richten.

Man kann es auch anders sehen. Ich habe es ja schon verschiedentlich gesagt, dass es sich meiner Meinung nach bei seinem Kommen zum Richten der Lebenden und Toten nicht um ein Gericht in Sinne einer Hinrichtung handelt.

Nein. Wenn er richtet, dann so, wie der Arzt einen Knochenbruch richtet, damit er heilen kann. Er richtet, damit wieder gut werden kann, was zerbrochen ist.

Wie Schiffbrüchigen, denen die Rettung in Aussicht gestellt wurde, ist uns Christen gesagt: „Euer Retter kommt.“ Als wenn es möglich wäre, sein Kommen zu beschleunigen, flehen wir Christen: „Kyrie eleison. Herr, erbarme dich. Rette uns.“

Und so erwarten wir ihn. Wir sehnen ihn sehnsüchtig herbei, wie die Schiffbrüchigen und Gestrandeten den herbeisehnen, der sie rettet.

Damit man beim Warten auf den Retter nicht aufgibt, brauchen die Schiffbrüchigen Zuspruch. Deshalb heißt es: „Stärkt eure Herzen.“

Also stärkt euch an dem, was Gott Euch gewährt, und stärkt einander und die anderen, wo jemand die Geduld verliert den Mut sinken lässt.

Dass er kommt, um uns zu retten, muss keine ausschließlich endzeitliche Erwartung sein. Ich erinnere nur daran, dass Jesus sagte: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Hat er damit nicht gesagt, dass er uns manchmal unerkannt in denen begegnet, die uns helfen?

Er ist also nicht weit weg, wie wir manchmal denken, sondern da, bei uns, ganz in unserer Nähe. Er muss nicht erst kommen. Er ist schon da. Er hat doch nicht ohne Grund gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Ob wir das immer merken, ist eine ganz andere Frage. Und ob wir ihn zu uns kommen lassen, ob wir ihn bei uns ankommen lassen, ist noch mal eine andere Frage.

Aber weil er in gewisser Weise schon da ist, schon lange da ist, kommt er auch. Er kommt immer wieder vor - in unseren Gedanken. Seine Worte kommen immer wieder - bei uns an. Sein Geist kommt immer wieder – bei uns zum Zug. Es ist ein eher unspektakuläres, eher alltägliches Kommen und Ankommen des Herrn.

Weil dies immer wieder neue Kommen und Ankommen nicht in unserer Macht steht, ist es gut, einerseits ganz gelassen und andererseits aber auch erwartungsvoll gespannt offen dafür zu sein und es auf sich zukommen zu lassen.

Um das geduldige, gelassene und gleichzeitig aber auch gespannte Erwarten geht es auch in dem Vergleich, den Jakobus bringt. Er sagte: „Auch der Bauer wartet auf die kostbare Frucht der Erde und ist dabei geduldig, bis im Herbst und im Frühjahr der Regen fällt."

Was bleibt dem Bauer anderes übrig, als abzuwarten, bis der Regen kommt, bis das Ausgesäte gewachsen ist, bis es reif geworden ist, bis es Zeit für die Ernte ist.

Von daher klingt das „So seid nun geduldig" ganz unaufgeregt. Und das ist es dann wohl auch für uns. Nicht die Geduld verlieren, sondern zuversichtlich zuwarten, was die Zeit mit sich bringt, und offen dafür bleiben, dass er kommt, zu uns kommt, bei uns ankommt, im Großen wie im Kleinen, Tag um Tag und eines Tages ein letztes Mal.

Der war, der ist und der kommt

Predigt zu Offenbarung 1, 4-8 am Himmelfahrtstag 2000

Der heutige Predigttext beginnt mit einem wunderbaren Gruß, der eigentlich so etwas wie ein Glaubensbekenntnis ist.

Ich finde an diesem Text nun besonders interessant, das er den heutigen Tag der Himmelfahrt, an dem wir ja eigentlich daran denken, wie

Christus in den Himmel Gottes aufgenommen wurde, in Verbindung bringt mit dem Tag, an dem er wiederkommt.

In diesem Sinne hieß es schon in der Apostelgeschichte (1,11): „Dieser Jesus, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen."

Hier in der Offenbarung wird unser Blick also nicht nur auf den gelenkt, der ging, sondern auch auf den, der kommt. Und deshalb heißt es: „Gebt acht, er kommt mir den Wolken. Alle werden ihn sehen, auch die, die ihn durchbohrt haben."

Wenn davon die Rede ist, das „alle Völker der Erde seinetwegen jammern und klagen werden", dann könnte man dies als Drohung aufnehmen. Ich nehme nicht an, das hier gedroht werden soll. Denn schließlich kommt da kein Rächer, sondern ein Liebender, einer, der uns liebt, wie es ja heißt. Wenn die Menschen ihn sehen, ihn so als Liebenden sehen, werden sie erkennen, was sie angerichtet haben, als sie ihn folterten, kreuzigten und durchbohrten. Und es wird ihnen leidtun. Und sie werden sich schämen. Und deshalb der Jammer und ihre Klage.

Dieser mittlere Teil, den wir eben kurz angeschaut haben, in dem von Christus die Rede ist, wird geradezu gerahmt durch fast gleichlautende Aussagen über Gott selbst.

In den Zeilen 1&2 begegnet uns in dem Gruß das Segenswort „Gnade und Frieden sei mit euch von Gott - von ihm, der ist und der war und der kommt." In diesem Sinne bringt der Seher Johannes als Abschluss ab Zeile 20 ein Wort zu Gehör, das er als Wort Gottes vernommen hat. Es lautet: „Ich bin der Erste und der Letzte, der ist und der war und der kommt, der Herrscher der ganzen Welt."

Der Gedanke vom Kommen Gottes rahmt also die Ausführungen über Christus. Und damit stellen sich abschließend zwei Fragen.

Erstens: Wer kommt? Kommt Christus oder kommt Gott oder kommen beide und wie ist das mit dem Heiligen Geist?

Und zweitens: Wie kann es sein, das sowohl Christus als auch der Vater gleichzeitig im Himmel thronen und bei uns sind?

Zur ersten Frage: Das kann doch nur das gleiche Kommen sein. Wenn, wie wir glauben, der Vater und der Sohn eins sind, dann ist das Kommen des Sohnes auch das Kommen des Vaters und natürlich auch das Kommen des Heiligen Geistes, also das eine Kommen Gottes in diese Welt.

Und damit sind wir dann bei Pfingsten, wo es ja darum geht, das der

Heilige Geist ausgegossen wurde. Dies begeisternde Ereignis hat die Menschen zu allen Zeiten immer wieder denken lassen, das diese Ausgießung des Heiligen Geistes das versprochene Kommen Gottes in diese Welt eröffnete.

Zur zweiten Frage nach dem Himmel bzw. dem Aufenthaltsort Gottes: Lange Zeit haben die Menschen gemeint, Gott sei im Himmel. Offen blieb, wo der Himmel ist. Und ein Widerspruch schien darin zu bestehen, das er unmöglich gleichzeitig im Himmel und bei uns sein konnte.

Wenn sowohl der Vater als auch der Sohn versprechen, bei uns zu sein, dann kann der Himmel nicht irgendwo, womöglich ganz weit weg sein, dann muss der Himmel ganz nah, zum Greifen nah, eben mitten unter uns sein - ob wir das nun merken und verstehen oder nicht.

Und so ganz langsam setzt sich der Gedanke durch, das der Himmel dort ist, wo Gott ist. Und weil Gott bei uns ist, ist der Himmel auch bei uns.

Wie gut. Wäre Jesus in einen Himmel aufgefahren, der weit weg ist, dann hätte uns ja verlassen, dann hätte er uns und diese Welt sich selbst überlassen, dann könnte er nicht bei uns sein.

Wenn Gott aber bei uns ist, wenn er mitten unter uns ist, dann kann damit gar nicht ein Ort irgendwo da oben oder da unten im Universum gemeint sein, dann muss damit eine Wirklichkeit in und hinter der Wirklichkeit gemeint sein, in der wir leben.

Natürlich sind wir weit entfernt davon, den Himmel auf Erden zu haben. Denken wir nur an die Not in vielen Teilen der Welt. Und doch ist der Himmel da - inmitten all dieser Not.

Da Christus die Welt in ihrer Not nicht sich selbst überlassen hat, wollen wir es auch nicht tun. Es kann uns nicht darum gehen, im Bilde gesprochen nur nach oben zu schauen und von dort Hilfe und Rettung zu erwarten.

Wenn der Gott, der schon immer war und der jetzt gegenwärtig ist, kommt, wenn er im Kommen ist, dann lassen Sie uns überlegen, wie wir dem Himmel zum Durchbruch verhelfen können.

Wir stehen doch durch Christus als königliche Menschen und Priester im Dienst des Höchsten, d.h. wir haben immer wieder Möglichkeiten, dem Himmel zum Durchbruch zu verhelfen.

Das kann nur bei uns, in unserer ganz persönlichen Welt beginnen. Und wenn seine Liebe in uns Raum gewinnt, wenn der Himmel in einem kleinen Teil dieser Welt zum Durchbruch kommt, dann kann der

Himmel durch uns in sich ausweitenden Kreisen zum Durchbruch kommen. Weil er kommt, weil er kommen will, durch uns kommen will, sind wir aufgefordert, ihm entgegen zu sehen. Sie merken schon: Es kommt nicht darauf an, zurückzuschauen und stehen zu bleiben bei dem, was damals war, sondern in die Welt im Blick zu behalten, in die er kommen will.

Lassen Sie uns nicht gen Himmel fahren mit unseren Gedanken an Himmelfahrt und über seine Himmelfahrt. Lassen Sie uns schön auf dem Boden bleiben. Dann haben wir immer wieder die Möglichkeit, zu entdecken, wie er uns entgegenkommt. Ob wir den Himmel auf Erden wahrnehmen werden?

Der Lebendige und Geistes-Gegenwärtige

Predigt zu Offenbarung 1, 9-18a am 2. Februar 2020

Der Seher Johannes beschreibt, wie er Christus gesehen hat. Das klingt beeindruckend und hat die christliche Vorstellung vom auferstandenen Christus maßgeblich mitgeprägt.

Die Szene ist in feierliches Licht getaucht. Er sieht den Christus mit langem weißem Gewand und mit goldenem Gürtel. Auch die Haare sind weiß und sein Angesicht leuchtet in hellstem Licht. Was für eine Erscheinung.

Dann allerdings bekommt man es mit der Angst zu tun. Denn der, den er da sieht, hat Augen wie Feuerflammen. Auch seine Stimme klingt nicht menschlich, sondern wie Wasserrauschen. Und dass aus seinem Munde ein zweischneidiges Schwert kommt, ist mehr als beängstigend. Das haut den Seher Johannes geradezu um. Er fällt dem Christus zu seinen Füßen, als wäre er tot.

Dann geht es versöhnlich weiter. Denn der Christus legt ihm wie zur Beruhigung die Hand auf und sagt: „Fürchte dich nicht!“

Und dann hört er, wie der Christus sagt: „Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit“.

Was ist davon zu halten? Ist das verbindlich? Muss man den auferstandenen Christus so sehen, wie Johannes ihn gesehen hat?

Natürlich werden viele sagen: „Wenn’s da so steht, wird’s wohl stimmen.“ Denn wer wollte das überprüfen oder sich gegen die beanspruchte Autorität wenden? Außerdem ist in die Vision die Beauftra-

gung eingebunden, diese Vision für die Nachwelt aufzuschreiben. Damit wird ein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben.

Aber Hand aufs Herz: Ist das Ihr, ist das Dein Christusbild? Könnte ja sein. Könnte aber auch ganz anders sein. Und wenn man den Auferstandenen anders sieht, ist man damit ein Ungläubiger?

Nicht unbedingt. Es gibt doch schon in der Bibel nicht nur ein Bild vom auferstandenen Christus, sondern ganz viele, sehr unterschiedliche Bilder und Vorstellungen.

Ich für meinen Teil sehe Christus nie mit einem zweischneidigen, also einem ganz scharfen Schwert, im Mund. Und ich würde diese Vorstellung auch niemanden zumuten. Ich finde sie geradezu beängstigend, nicht nur für Kinder. Ich halte einfach mal fest: So müssen wir ihn nicht sehen, so als weißgekleidete Gestalt mit feurigen Augen und Schwert im Mund.

Unabhängig davon, wie es uns mit dem vom Seher Johannes vermittelten Bild geht, stellt sich jedem von uns die Frage: „Wie siehst Du denn den Christus? Siehst Du ihn nur als einen der Großen der Weltgeschichte, also als historische Gestalt? Oder siehst Du ihn vor allem so wie hier, also als Gekreuzigten? Oder welches Bild hast Du von ihm? Und vor allem: Ist Dir klar, dass es nur ein Bild ist von dem, der hier im Text von sich sagt, dass er der Lebendige ist? Denn das scheint doch wohl der springende Punkt zu sein.

Mit den Worten des Sehers Johannes sagt der auferstandene Christus gleich zweimal: „Ich bin der Lebendige.“ Und: „Ich bin lebendig.“ In dieser Aussage steckt für mich zunächst einmal die Osterbotschaft: Christus hat nicht nur gelebt. Er ist nicht nur gestorben. Er ist auferstanden. Und er ist lebendig, also nicht nur eine historische Person, sondern einer, mit dem man in der Gegenwart nicht nur rechnen darf, sondern geradezu rechnen muss.

Und weil er das so sagt, steckt in dieser Aussage „Ich bin der Lebendige“ eine unglaubliche Herausforderung. Welche? Na, ihn als den Lebendigen zu erfahren, ihm als dem Lebendigen zu begegnen.

Während ich das so sage, ist Ihnen und Dir vielleicht schon bewusst geworden, dass etwas geradezu Unglaubliches in Aussicht gestellt wird. Christus ist nicht von gestern, nicht nur eine historische Gestalt. Er ist wirklich da, anwesend, mitten unter uns.

Viele stehen in der Gefahr, Christus nur als historische Gestalt zu verstehen. Sie finden gut, was er sagte und tat. Sie versuchen, so zu reden und zu handeln, wie er redete und handelte. Das ist ja für den

Anfang nicht einmal schlecht.

Dem Seher Johannes wäre das allerdings zu wenig. Er hatte weitaus mehr im Blick. Für ihn war dieser Christus nicht tot, sondern lebendig, eine lebendige Wirklichkeit. Wie hat man sich das vorzustellen? Jemand sagte es einmal so: Christus ist der Geistes-Gegenwärtige.

Natürlich war Christus geistesgegenwärtig. Das kann man den Geschichten entnehmen, die von ihm berichtet wurden. Das ist das eine. Aber das andere ist, dass er der Geistes-Gegenwärtige, der im Geist Gegenwärtige ist. Und so ist er da, lebendig, unsichtbar, uns im Geiste nah, mitten unter uns.

In dem Maße, in dem wir ihn uns vergegenwärtigen – oder anders ausgedrückt – in dem Maße, wie wir offen dafür sind, dass er sich uns vergegenwärtigt, bekommen wir ihn zu spüren.

Bevor ich dazu noch was sage, möchte ich Dir und Ihnen die Möglichkeit geben, sich einmal zu fragen: „Ist Christus für mich lebendig?“ Und wenn ja: „Wie? Wo und wie spüre ich das?“

Vielleicht hilft es Ihnen und Dir ja, sich für einen Moment vorzustellen, vor ihm zu stehen. Wie schaut er Dich an?

Schade, dass wir uns die Bilder, die wir vor Augen haben, nicht zeigen können. Vielleicht war eins dabei wie dieses hier: Eine moderne Ikone, also ein Bild, bei dem man den Eindruck haben kann, es würde einen der auferstandene und lebendige Christus durch das Bild anschauen.

Und genau darum geht es, nicht am Bild hängen zu bleiben, sondern durch das Bild hindurch dem zu begegnen, den das Bild abbildet. Zumindest ist das eine Möglichkeit, dem lebendigen Christus zu begegnen.

Eine weitere Möglichkeit ergibt sich in den Momenten, in denen man sehr bewusst davon ausgeht, das passiert, worum man gerade bittet. Nehmen wir als Beispiel das Tischgebet: „Komm, Herr Jesus, sei du unser Gast und segne uns und was du uns bescheret hast.“ Und? Schon mal ernsthaft davon ausgegangen, dass er unsichtbar mit am Tisch sitzt?

Und wie ist das, wenn wir zu Beginn des Gottesdienstes singend beten: „Christus, erbarme dich.“ Entspricht unserer Bitte das Gefühl, dass er dann auch da ist und sich unser erbarmt?

Ich glaube, es hängt unendlich viel davon ab, dass wir all die Versprechen Jesu wie z.B. „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ nicht nur hören, sondern für bare Münze nehmen. Das sind nicht nur Worte. Das sind Worte, die umschreiben, was ist, ob wir’s glauben und spüren oder nicht.

Sie merken, wie wir hier am springenden Punkt sind. Denn entweder

ist unser Reden vom Christus nur Gerede oder es korrespondieren dem Reden konkrete Erfahrungen, Visionen, Gefühle, also Momente, in denen Christus mehr als ein Wort ist.

Ich wünschte mir, wir wären allezeit und überall in der Lage, uns der Gegenwart des Lebendigen, des im Geiste Gegenwärtigen sicher zu sein.

Ich schließe mit den Worten Jesu, wie sie der Seher Johannes aufschrieb: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Möge er sich Dir und Ihnen als der Lebendige erweisen.

Gott treu sein, der uns treu ist

Predigt am 18.11.2018 zu Offenbarung 2, 8-11 i.A.

Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot vom Kaiser Domitian ausging, dass alle Welt ihn anbeten sollte. Und dies Gebot war das allererste in dieser unverschämt uneingeschränkten Form. Und jedermann ging, dass er ihn anbetete und ihm zugestand, dass er das Sagen hätte im Himmel und auf Erden...

So geschehen in den neunziger Jahren des ersten Jahrhunderts im ganzen römischen Reich. Kaiser Domitian ordnete es an. Und alle hatten ihn wie einen Gott zu ehren. Die meisten taten es auch - aus Angst, ansonsten ihr Leben zu verlieren. Aber nicht alle. Im ganzen römischen Reich gab es Frauen und Männer, die leisteten jener unverschämten Anordnung keinen Gehorsam.

Zum Beispiel die Christen: Sie weigerten sich, ihre Knie vor dem Standbild des Kaisers zu beugen und ihn als ihren Gott und Heiland anzuerkennen. Sie hatten einen anderen zum Herrn.

Das hatte Konsequenzen: Sie wurden nicht nur angefeindet und bedrängt. Sie wurden festgenommen. Und etliche bezahlten ihre Haltung mit dem Leben.

Man kann sich ja vorstellen, wie sehr sie verunsichert und verängstigt waren. Sie brauchten Zuspruch und Trost, um sich selbst und ihrem Gott treu zu bleiben.

Aus dieser Zeit stammt das biblische Buch der Offenbarung. Der Seher Johannes schreibt darin für die Bedrängten und Verfolgten auf, was er als Zuspruch des auferstandenen Christus vernommen hatte.

Viele Menschen haben seitdem in diesen Worten Trost gefunden, wenn sie in Not waren oder verfolgt wurden, weil sie wussten: Christus kennt meine Situation.

Sie hörten dieses „Fürchte dich nicht“ so, als würde er es ihnen sagen, ihnen ganz persönlich. Weil er stärker ist als alle Mächte dieser Welt, weil er ihr Leben in seiner Hand hielt, konnten sie getrost dem entgegen sehen, was auf sie zukam.

Am bekanntesten aus diesem Text dürfte die Aufforderung sein: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ Sie ist vielen Menschen bekannt - nicht zuletzt deshalb, weil sie bei Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Bestattungen immer wieder Verwendung gefunden hat.

Wie viele mögen es gewesen sein, die mit diesem Wort „Sei getreu bis an den Tod...“ ins Feld und oft genug in den Tod gegangen sind? Aber war mit diesen Worten die Treue gegenüber dem Vaterland gemeint?

Wie viele mögen es gewesen sein, die mit diesem Wort „Sei getreu bis an den Tod“ in die Ehe gingen? Aber war damit die Treue gegenüber dem Ehepartner gemeint?

Wie viele mögen es gewesen sein, die mit diesem Wort „Sei getreu bis an den Tod“ getauft und konfirmiert wurden? Aber wurde die Aufforderung zur lebenslangen Treue Gott gegenüber dann auch gelebt?

Nun geht es ja in der Bibel nicht einseitig um das Einfordern der Treue seitens der Menschen. Ganz im Gegenteil: Immer wieder ist vor allem davon die Rede, dass Gott es ist, der treu ist, uns treu ist – was immer geschieht, selbst dann, wenn wir ihm untreu werden. Darauf ist Verlass. Darüber lässt uns die Bibel nicht im Unklaren.

Aber wie ist das mit unserer Treue Gott gegenüber? Sind wir ihm treu – immer oder weitestgehend oder nur gelegentlich? Und vor allem: Würden wir - wie die Christen damals - aus Treue Gott gegenüber unser Leben wagen?

Mit der Aufforderung „Sei getreu bis an den Tod“ war ja nicht gemeint: Sei treu, bis du eines Tages alt und lebenssatt ganz friedlich in deinem Bett stirbst.

Nein: Der Tod, von dem da die Rede ist, ist der Märtyrertod, also der Tod um des Glaubens, um der Überzeugung, um des Einsatzes für die Sache Jesu willen. Würden wir dafür in den Tod gehen? Sind wir so treu? Ich sage es einmal ganz vorsichtig: Ich bin mir da nicht sicher.

Aber vielleicht muss man da auch nicht gleich den schlimmsten aller Fälle annehmen. Es reicht ja schon, wenn wir in Situationen geraten, wo es darauf ankommt, Farbe zu bekennen.

Aber selbst da werden wir vermutlich ein ums andere Mal nicht zu unserem Glauben und zu Gott stehen und den Konflikten lieber aus dem Weg gehen, um nicht zum Gespött der Leute zu werden.

Glücklicherweise gibt es bei uns keine Kaiser mehr, die so abwegige Forderungen stellen. Und doch gibt es unzählige Möglichkeiten, Gott untreu zu werden.

Denn was steht heutzutage ganz oben? Gott? Wohl kaum. Es sind dann doch wohl eher das Geld, die Karriere, die Macht und vieles andere. Es gibt mancherlei Möglichkeiten, Gott im alltäglichen Leben zu vergessen und damit untreu zu werden.

Wenn es heißt „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben", dann ist da offensichtlich an eine Art Belohnung gedacht für die, die treu sind.

Viele sehen das in Verbindung mit einem Leben nach dem Tod. Sie sind der Meinung: Im Paradies werden die, die als treu erfunden werden, mit der Krone des Lebens, des ewigen Lebens belohnt.

Bevor viele Jahre später Bischof Polykarp wegen seines Glaubens hingerichtet wurde, bedrängte man ihn, er möge es sich doch noch einmal überlegen, ob er nicht sein Leben retten und dem Kaiser huldigen wollte.

Polykarp antwortete: „86 Jahre diene ich nun Jesus Christus. Soll ich ihm jetzt untreu werden?" Er wurde auf den Scheiterhaufen verbrannt. So wie er blieben viele damals ihrem Herrn treu - bis in den Tod. Nicht dass wir alle wegen unseres Glaubens in ähnlicher Weise in den Tod gehen sollen.

Aber was wir von diesen Treuesten der Treuen lernen können, ist dieses: In aller Bedrängnis und Not nur eins nicht vergessen: Dem treu zu bleiben, der uns treu ist. Denn wer ihm treu ist, wird Gottes Treue und Segen erfahren – und zwar nicht erst im Jenseits, sondern auch schon hier und jetzt.

Die Glut unter der Asche entfachen

Predigt zu Offenbarung 3, 1-3 am 15. Dezember 2013

Hast Du schon einmal versehentlich einen Brief geöffnet, der für jemand anders bestimmt war und während des Lesens festgestellt: Dieser Brief ist ja gar nicht für mich. Schade, wenn sich herausstellt, dass der Nachbar den Preis gewonnen hat. Was ein Glück, dass es der Kollege war, der geblitzt wurde. Vielleicht geht es Dir mit dem Schreiben an die Gemeinde in Sardes ganz ähnlich.

Und: Legst du diesen Brief jetzt erleichtert beiseite, weil er ja an andere gerichtet war? Oder hast Du angefangen, Dich besorgt zu fragen, ob es vielleicht bei Dir und in Deiner Gemeinde auch so ist? Schauen wir uns das doch mal genauer an, was da steht, was es bedeutet und was es mit uns zu tun hat.

Es fängt damit an, dass da steht: „ER lässt euch sagen…" Hier kommt also weder der Schreiber der Offenbarung noch Pastor Kopkow zu Wort. Dieses groß geschriebene ER steht für Gott selbst.

Ich weiß: Das sind wir nicht gewohnt... Post vom lieben Gott. Und schon gar nicht so eine Post. Denn der, der sich hier zu Wort meldet, scheint nicht der zu sein, den viele als den lieben Gott verharmlosen.

Eigentlich fängt es ganz verheißungsvoll an. ER sagt: „Ich kenne euer Tun." Er kannte sie also. Alle. Und er kennt uns. Ist doch gar nicht schlecht, oder? Er sieht, wie wir uns bemühen, was wir tun und was wir lassen, was wir denken und fühlen, woran wir uns erfreuen und was uns Kummer macht. Es kennt der Herr die Seinen und hat sie alle lieb. Natürlich.

Aber es ist natürlich auch ein bisschen unheimlich: Er sieht alles. Nichts entgeht ihm. Nichts kann man ihm vormachen. Er sieht sogar, was nur mein Wunsch und noch nicht meine Wirklichkeit ist.

Und dann heißt es weiter: „Ich weiß, dass ihr in dem Ruf steht, eine lebendige Gemeinde zu sein." Anscheinend hatte die Gemeinde in Sardes bei den Leuten einen guten Ruf. Man erlebte sie als lebendig. Und auch St. Markus steht in dem Ruf, eine lebendige Gemeinde zu sein. Zu Recht, wie ich finde. Dazu tragen viele bei.

Aber dass da in Sardes etwas nicht so ganz in Ordnung war, spürt man an der Formulierung: „Ihr steht in dem Ruf..." Man ahnt: Jetzt kommt's. Und richtig. ER sagt: „Aber eigentlich seid ihr tot."

Das ist doch der Hammer. Damit hatte nun niemand gerechnet. Es war zwar beeindruckend, was da so los war. Aber es war offensichtlich nur äußerlich, ohne geistlichen Tiefgang. Innerlich – so das ernüchternde Urteil – war die Gemeinde tot. Und wir? Ich vermute, dass sich einige besorgt fragen: Wie jetzt? Ist das bei uns denn auch so? – Schwer zu sagen.

Wenn Menschen aus Übersee zu uns nach Deutschland kommen, dann wundern sie sich, wie es sein kann, dass von den vielen Gemeindegliedern nur so wenige im Gottesdienst sind. So gesehen kann man sich schon fragen, wie lebendig unsere Gemeinden sind.

Nun will ich aber nicht weiter über die reden, die nicht da sind. Du bist da, Sie sind da. Wir sind da. Die Frage, ob und wie lebendig wir sind, stellt sich uns allen. Also: Wie lebendig bist Du? Du kannst auch andersherum fragen: Bin ich in seinen Augen womöglich bei lebendigem Leibe tot?

Offensichtlich war jene Gemeinde in Sardes nicht ganz tot. Da war noch Leben, glimmend wie die Glut unter der Asche, Leben eben, das wieder entfacht werden konnte.

Und das ist nun interessant: Offensichtlich ist es möglich, dass da beides zur gleichen Zeit sein kann: Glut und Asche, Totes und Lebendiges, in jedem von uns, in der Gemeinde, in der Kirche insgesamt.

Auf diesem Hintergrund wird nachvollziehbar, dass ER sagt: „Werdet wach und stärkt den Rest, der noch Leben hat, bevor er vollends stirbt."

Wer wach werden kann, schläft nur, den Schlaf der „Selbstgerechten", den Schlaf der „Selbstzufriedenen", einen Schlaf jedenfalls, von dem man aufwachen kann. Das Problem des „Kirchenschlafes" scheint also schon älter zu sein. Die Menschen in Sardes mussten geweckt werden, auferweckt werden.

Und wie? Wie geht das mit dem Wecken und Wach-Werden? Mir fällt dazu das Märchen von Dornröschen ein. Die wurde ja nicht mit einem nassen Lappen geweckt, sondern mit einem Kuss. Wunderbar. Das sollten wir uns merken. So zärtlich wie ein liebevoller Kuss möge dieses Wecken sein. So wird man doch gerne geweckt, oder etwa nicht?

Die unter uns, die wach sind, die können einander und anderen helfen. Hier steht: „Erinnert euch daran, wie ihr die Botschaft anfangs gehört und aufgenommen habt. Richtet euch doch nach ihr."

Ja, erinnert euch, euch selbst. Erinnert euch gegenseitig an die Botschaft. Mit Jesus und seiner Botschaft nahm alles seinen Anfang. Seine Botschaft lautete: „Das Reich Gottes zum Greifen nahe ist." Wer damit rechnet, wird spüren, wie nahe Gott uns ist.

Und was ist, wenn man das nicht spürt? Was ist, wenn wir uns trotz allem wie tot fühlen, wenn das, was uns lebendig machen könnte, nicht da ist?

Dann bedeutet das nicht das Ende. Es könnte auch der Anfang von etwas ganz Neuem sein, von etwas, das man erwartet und herbeisehnt.

Deshalb ist es wichtig, das in uns und in den anderen zu stärken, was noch an Erwartung und Sehnsucht da ist, damit aus der Glut neues Feuer entstehen kann. Möge ER in uns stärken, was an Lebendigem da ist.

Kleine Kraft

Predigt zu Offenbarung 3, 7-13 am 9. Dezember 2001

Ach, wenn doch alle wüssten, was Christus uns hier verspricht: „Ich kenne deine Werke." „Du hast mein Wort bewahrt." „Du hast meinen Namen nicht verleugnet." „Wer überwindet, auf ihn will ich schreiben meinen N" „Du hast eine kleine Kraft." „Ich habe vor dir eine Tür aufgetan." „Ich will dich bewahren." „Halte, was du hast."

Nichts Moralisierendes. Nichts Kritisches. Nichts Warnendes. Nichts Forderndes. Ganz im Gegenteil: Lobende, wohltuende Worte, die es einem warm ums Herz werden lassen, die ermutigen, die freundlich in Erinnerung rufen, die mancherlei Verheißung beinhalten.

Und diese Worte kommen sozusagen aus berufenem Munde. Denn bei dem, der das alles sagt, handelt es sich um keinen Geringeren als um den erhöhten Christus, der durch die Worte des Schreibers der Offenbarung zu Wort kommt.

Inwiefern das Gesagte auf Sie, auf uns zutrifft, prüfen Sie bitte selber. Denn historisch galten diese Worte einer Gemeinde der Stadt Philadelphia, dem heutigen Amman in Jordanien.

„Ich kenne deine Werke." Ein geradezu unheimlicher Gedanke, das da einer ist, der um alles weiß, was ich gedacht und getan habe, was ich gesagt und unterlassen habe, der all mein Tun und Lassen kennt, der mich durchschaut, der weiß, wie ich es meine.

Das kann Angst machen. Das kann aber auch unendlich gut tun. Denn vor ihm brauche ich mich nicht verstecken. Ich denke mir, dass das bei Menschen so ist, die sich gut verstehen. Und es ist bei Gott so, der uns kennt - und annimmt, so wie wir sind.

„Du hast eine kleine Kraft." Das ist meiner Meinung nach eine der Perlen dieses Textes. Das ist nicht etwa vorwurfsvoll gesagt, als wenn diese Kraft größer sein müsste. Nein. Es soll erst einmal festgehalten werden. Es wird einfach festgestellt.

Es kommt offensichtlich nicht auf die große Kraft an. Die kleine

Kraft genügt schon. Wie tröstlich. Dies Wort erinnert: Vergiss nicht, du hast Kraft, genügend Kraft, um zu tun, was Gott von dir erwartet. Frag dich, was für eine Kraft das ist, wo deine Stärken liegen.

„Du hast mein Wort bewahrt." Wenn Christus das sagt, dann ist das ein großes Lob. Weil er uns kennt, weiß er, wie wir mit seinem Wort umgehen, inwiefern wir uns danach richten, welche Rolle es in unserem Leben spielt.

Da das niemand von außen beurteilen, kann sich jeder nur selbst fragen: Welches Wort Gottes habe ich bewahrt?

„Du hast meinen Namen nicht verleugnet." Weil er uns kennt, weiß er, inwiefern wir zu ihm halten, inwiefern wir zu unserem Christsein stehen, ja vielleicht sogar stolz darauf sind. Wo wir treu zu ihm halten, da erleben wir auch, wie Gott seinerseits treu zu uns hält. Was Treue zwischen zweien bedeutet, die sich lieben, das wissen wir. Ist das zwischen Gott und uns auch so?

Wie man z.B. in ein Buch seinen Namen schreibt, um anzuzeigen: „Dies Buch gehört zu mir." so ähnlich kennzeichnet Gott die, die ihm treu ergeben tun, was sein Wille ist.

„Ich will dich bewahren." Ich bin geneigt zu ergänzen: in guten wie in bösen Tagen. Auch wenn nicht alles glatt läuft, auch wenn es dicke kommt, auch wenn ich nicht mehr weiter weißt, auch dann will er an mir festhalten und mich bewahren. Welch ein Glück. Die Gewissheit, dass er es gut mit uns meint und uns bewahren will, was auch geschieht, gilt es sich zu erhalten. Deshalb:

„Halte, was du hast." Ich schaue oft auf das, was ich nicht habe. Hier werde ich aufgefordert, das festzuhalten, was ich habe, worüber ich mich ich freuen kann, was mir gelungen ist, was ich kann, was ich genießen darf. Halte, was du hast. Das meint eben auch: Halte dich an ihn. Halte dich an ihm fest, der dir all dies in Aussicht stellt.

Sie merken schon, ein Text voller Zusagen und Verheißungen. Alles Worte, die einem so richtig gut tun. Was im Kleinen jedem einzelnen von uns gilt, gilt im Großen der ganzen Gemeinde, der ganzen Kirche, der ganzen Welt - schließlich will er Heiland der ganzen Welt sein.

Die schönste der Zusagen will ich einen Moment länger mit Ihnen bedenken: „Ich habe vor dir eine Tür aufgetan, und niemand kann sie zuschließen."

Manchmal erscheint einem alles wie verschlossen. Ausweglos. In der Schule, in der Ausbildung oder im Beruf, in der Familie oder mit Blick auf die Karriere, mit Blick auf die Gesundheit oder mit Blick auf Reichtum - uns ist längst nicht alles möglich.

Viele Türen bleiben uns verschlossen. Für manche ist es aber auch zum Verzweifeln, so ausweglos, dass sie sich lieber das Leben nehmen, als mit der Ausweglosigkeit weiter zu leben.

Was wäre es ein Segen, wenn diese Menschen, wenn wir selbst immer wieder diese Zusage als Versprechen an uns hören könnten: „Ich habe vor dir eine Tür aufgetan." Es gibt also immer eine offene Tür, auch dann, wenn man sie noch nicht sieht. Niemand muss sich aus Verzweiflung das Leben nehmen, weil ihm alles ausweglos erscheint. Es gibt die offene Tür, die Tür, die er uns geöffnet hat. Wir müssen eben nur suchen und ausprobieren, welche Tür zwar geschlossen aussieht, aber nur angelehnt ist.

Es ist immer wieder verblüffend, wenn man gewissermaßen offene Türen einrennt, bei seinen Mitmenschen und auch bei Gott. Da sind so viele offene Türen, die keiner sieht, die keiner benutzt.

Gerade in der Adventszeit singen wir ja immer wieder „Macht hoch die Tür". Wir wissen, dass es dabei immer auch um uns geht, um unsere Türen. Deshalb heißt es in diesem Adventslied ja auch: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist."

Ich liebe dies Lied. Andererseits fehlt diesem Lied genau das, was den heutigen Predigttext so auszeichnet. Denn hier und heute geht es einmal nicht um die Türen, die wir öffnen sollen, sondern um die Tür, die für uns geöffnet wurde, die geöffnet darauf wartet, was wir durchgehen.

Und das schöne ist, dass uns niemand daran hindern kann. Mögen die anderen denken, reden und tun, was sie wollen: „Niemand kann die Tür wieder zuschließen, die Christus uns eröffnet hat."

Es gibt also zweierlei Richtung, wie man zueinander kommen kann: Zum einen möchte Christus zu uns kommen, wenn wir ihm unsere Türen öffnen. Aber zum anderen lädt er uns eben auch ein, zu ihm zu kommen durch die Tür, die er uns eröffnet hat.

Voller Freude und Erwartung dürfen wir Tür um Tür unseres Lebens durchschreiten, immer in der Gewissheit, dass Christus uns versprochen hat: „Ich habe vor dir eine Tür aufgetan, und niemand kann sie zuschließen."

Christus tut mir und Ihnen, jedem von uns eine Tür auf. Und er holt uns da ab, wo wir uns gerade befinden. So eröffnet er uns Tür um Tür unser Leben. Gott sei Dank. Wir müssen nur noch durchgehen. Das sollte doch zu schaffen sein.

Wer Ohren hat zu hören, der höre

Predigt zu Offenbarung 3, 14-22 am 21. November 2018

Dieser Brief an die Gemeinde in Laodicea, einer kleinen Stadt in der heutigen Türkei, gehört zu einer Reihe von insgesamt sieben Sendschreiben, die sich an jeweils eine Gemeinde in Kleinasien richteten.

Kleine Randnotiz: Ist doch interessant - wir sind im Pfarrverband auch sieben Gemeinden. Vielleicht fragen Sie sich mal so nebenbei, inwiefern das, was hier im Sendschreiben vorkommt, zu Ihrer Gemeinde passt.

Aufgeschrieben hat diese Worte der Seher Johannes. Aber er hat sie so aufgeschrieben, dass sie nicht als seine, sondern als göttliche Botschaft bei den Menschen angekommen sein dürften.

Wobei: Mal hat man den Eindruck, der Schöpfer selbst käme zu Wort. Dann ist einem, als wenn es der auferstandene Christus ist, der redet. Und dann wieder scheint es der Geist zu sein, der sich an die Gemeinde richtet. So oder so. Die Botschaft erhebt den Anspruch, göttlichen Ursprungs zu sein.

Gleich zu Beginn werden die Menschen in Laodicea hart angegangen. Die göttliche Stimme sagt ihnen: Bei euch ist alles nur lauwarm. Ungenießbar. Wenn's Wasser lauwarm, also weder kalt noch warm ist, mag man es nicht trinken und spuckt es aus.

Die Stimme sagt: Von euch geht weder Feuer noch Frische aus. Kein sprudelndes Fragen und kein freimütiges Wagen. Stattdessen: Unentschiedenheit, von allem ein bisschen was, aber nichts Eindeutiges, kein klares „Ja", aber auch kein klares „Nein", dafür viel „Jaein".

Ich kann mir gut vorstellen, wie sich die Angesprochenen gefragt haben, wie es zu so einem harten Urteil über sie gekommen ist. Bis dato dachten sie von sich, sie seien in jeder Beziehung gut aufgestellt und ganz prima.

Denn Laodicea war ein internationales Bank- und Finanzzentrum, dessen Zuverlässigkeit sprichwörtlich war und wo viele bedeutende Leute ihr Geld gern angelegten. Man war in Laodicea stolz auf die Stoffe, die man herstellte. Ein Gewand, das aus den besonderen Stoffen genäht war, die dort hergestellt wurden, galt als das Beste vom Besten. Besonders berühmt war eine Augensalbe aus Laodicea, die schon vielen Menschen Besserung ihres Augenleidens gebracht hatte. Und auch die christliche Gemeinde in Laodicea konnte mit sich zufrieden sein, weil

sie trotz ihrer kurzen Geschichte bereits auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken konnte.

Alles schien in bester Ordnung zu sein. Er herrschte Frieden. Viele erfreuten sich eines bescheidenen Wohlstands. Selbst für die Armen fiel etwas ab.

Umso verwunderlicher, dass die göttliche Stimme die Situation der Menschen in Laodicea nicht so beschrieb, wie sie sie selbst wahrnahmen.

Wo die Menschen in Laodicea auf ihr Geld, ihre Textilien und ihre Augensalbe vertrauten und der Meinung waren, sie bräuchten nichts und niemand, werden sie an ihre Bedürftigkeit erinnert: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und Schaden nähme an seiner Seele?

Ja, was hat man davon, reich an irdischen Gütern zu sein, wenn man ansonsten arm ist, arm dran. Aber wer gibt schon gern zu, wo der Schuh drückt und wo es Probleme gibt? Nur keine Blöße geben... All das unter Geld und schönen Kleidern zu verstecken, hilft aber auch nicht wirklich weiter.

Deshalb die ausgestreckte Hand, das Angebot der göttlichen Stimme: Komm zu mir. Ich kann dir helfen. Ich kann dir geben, was Bestand hat. Ich verhelfe Dir zu weißen Kleidern, also einer sauberen Weste. Die Augensalbe, die ich dir geben kann, wird dir helfen, weit mehr zu sehen, als man mit den natürlichen Augen sehen kann. Und so werden sie in Laodicea aufgerufen, sich zu besinnen und Buße zu tun.

Und wir? Ist es bei uns denn anders? Denken wir von uns nicht auch, wir wären in jeder Beziehung gut aufgestellt und auch ansonsten ganz prima? Wie würde wohl das Urteil lauten mit Blick auf das, was wir tun - ob privat oder beruflich, familiär oder kirchlich? Wie mag unser Leben aus göttlicher Perspektive aussehen? Wie sähen die Sendschreiben an die Gemeinden im Braunschweiger Süden aus?

Also wie steht um mich, um Dich, um Sie, um unseren Glauben? Wie steht es um unsere Gemeinde und unsere Kirche? Wie steht es um unseren Pfarrverband? Alles nur lauwarm? Weder kalt noch warm? Also ohne Pep und Begeisterung?

Der Philosoph Walter Benjamin hat einmal gesagt: „Dass das Leben so weitergeht, wie es weitergeht - das ist die Katastrophe!" In diesem Sinne ist die Aufforderung „Tut Buße!" gemeint. Die Menschen damals – und damit auch wir – werden aufgefordert, umzudenken, damit eben nicht alles so weitergeht, wie es weitergehen würde, wenn nichts pas-

sierte. Auf diese Weise entsteht Raum für Neues. Und genau darum geht es, wenn von Buße die Rede ist.

Bevor ich nun weitergehe im Text, muss ich doch auf den Satz im biblischen Text zu sprechen kommen, den ich eigentlich überspringen wollte, weil er eine so schreckliche Wirkungsgeschichte hatte. Ich meine Vers 19, wo es heißt: Welche ich lieb habe, die weise ich zurecht und züchtige ich.

Es ist unsäglich, wieviel Leid Menschen ertragen mussten, das mit diesem Bibelvers gerechtfertigt wurde. Wäre dieser missverständliche Satz doch nie gesagt worden.

Doch halt. Ist er vielleicht nur missverstanden worden? Ist er nur missbraucht worden, um Gewalt gegenüber anderen zu legitimieren – und dann auch noch göttlich zu legitimieren? Als wenn es die Prügel wäre, die Menschen veranlasst, sich zu ändern.

Hätte man diese Worte aus der Offenbarung nicht auch anders hören und verstehen können, im Sinne des Paulus, der doch sagte: Weißt du nicht, dass es Gottes Güte ist, die dich zur Umkehr treibt? Es ist doch nicht die Androhung von Gewalt, sondern die erfahrene Güte, die Menschen zum Guten verändert.

Und so beginnt der Vers ja auch damit, dass festgehalten wird, dass wir der Liebe dessen versichert werden, der sagt: Welche ich lieb habe... Gehen wir doch davon aus, dass das da nicht nur steht, sondern dass es auch so ist.

Ich habe daraufhin noch einmal in den griechischen Urtext geschaut. Was da steht, könnte man positiv gesagt auch so übersetzen: Welche ich lieb habe, die überführe ich und denen helfe ich zurecht.

Es ist doch etwas ganz anderes, jemanden seiner Übeltaten zu überführen, als ihn zu züchtigen. Und es ist doch auch etwas ganz anderes, jemanden zurecht zu helfen, als ihn zurecht zu weisen.

Wenn man alles in diesem Sinne versteht und weiterliest, wundert es einen nicht, dass es doch ganz positiv weitergeht. Denn der, der da vor der Tür steht und um Einlass bittet, kommt nicht zur Strafe, sondern um Menschen für sich zu gewinnen. Da heißt es in Vers 20: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an."

„Wie? Er steht vor der Tür?" werden sich die Leute damals gefragt haben und fragen wir uns heute auch. Warum denn das? Nun: Weil man ihn außen vor lässt, weil man so sehr mit sich selbst und den Dingen beschäftigt ist, die einen umtreiben. Aber er lässt sich nicht ausgrenzen. Er klopft an, immer wieder. Denn er weiß: Wir werden sein Klopfen hören. Und wir brauchen ihn.

Im Text geht es dann weiter: „Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftut, zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir."

Buße tun hat so gesehen offensichtlich weder mit trüber Novemberstimmung zu tun noch damit, in Sack und Asche zu gehen. Buße tun heißt: Öffne dich, mach die Türen deines Lebenshauses auf und lass ihn ein, der da vor deiner Tür steht und anklopft.

Wir müssen uns ihm schon öffnen, ihn einlassen, ihn einladen: Komm. Komm herein. Komm in unser Leben.

Gegen Ende heißt es: „Wer überwindet, dem will ich geben." Da fragt man sich natürlich: Was eigentlich überwinden? Na zum Beispiel sich selbst und die Unlust, zuzuhören, doch noch einmal neu hinzuhören. Vielleicht braucht der eine oder die andere eben doch so etwas wie ein Hörgerät.

Nicht umsonst endet der Abschnitt: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!" Wer Ohren hat, der höre in die Worte der göttlichen Stimme hinein. Wer Ohren hat, der höre aus diesen Worten heraus, was Gott ihm, ihm ganz persönlich sagen will. Wer Ohren hat, der höre, was zu tun ist.

Buch mit Sieben Siegeln

Predigt zu Offenbarung 5, 1-5 am 28. November1999

Den heutigen Predigttext bildet ein Abschnitt aus dem Buch der Offenbarung. Wie Sie wissen, durfte der Seher mit seinen Visionen einen Blick in die himmlische Wirklichkeit tun. Gott eröffnete ihm und uns diesen Einblick. Es ist, als wenn Gott von sich aus ein Adventsfenster öffnen würde, um uns diesen Einblick zu gewähren.

Wir haben den mächtigen Thron geradezu vor Augen, auf dem der himmlische Herrscher sitzt. Er hält eine Buchrolle in seiner rechten Hand. Sie ist siebenfach gesiegelt.

Und dann steht da die Frage des großen Engels im Raum: „Wer ist würdig, die Buchrolle aufzutun und ihre Siegel zu brechen?" Aber es ist zum Heulen: Es scheint zunächst niemand da zu sein, der würdig wäre, das Buch zu öffnen.

Aber da kommt der entscheidende Hinweis. Es gibt doch einen, der

würdig ist. In der Vision ist vom Löwen aus dem Stamm Juda die Rede. Gemeint ist Jesus Christus, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt. Er wird die sieben Siegel aufbrechen und das Buch öffnen.

Mir fiel gleich beim ersten Lesen des Textes der Löwe auf, von dem hier die Rede ist. Ich dachte natürlich sofort an unseren Löwen, den Markuslöwen, wie wir ihn vom Grundstein her kennen. Denn die beiden haben tatsächlich miteinander zu tun.

Hier wird sehr schön deutlich, für wen der Löwe steht. Der Löwe ist ein Symbol für Christus. Und auch der Markuslöwe ist ja nicht nur ein Symbol für St. Markus, sondern vor allem ein Symbol für Christus.

Nun wird ja zunächst nichts über den Inhalt gesagt, auch nicht darüber, welche Folgen es haben wird, das dies Buch aufgeschlagen wird. Es geht zunächst nur darum, das Verschlossene zu öffnen. Wir könnten auch sagen: Es geht darum, uns zu eröffnen, was uns ohne den Löwen, was uns ohne Christus verschlossen bliebe.

Was immer im Buch steckt, was immer das Buch bringt - ohne Christus bleibt es uns verschlossen. Nur er kann es uns öffnen. Nur er kann es uns erschließen.

Von daher ist deutlich, wie wichtig es ist, in Verbindung mit Christus zu stehen. Wer mit Christus in Verbindung steht, der steht ja in Verbindung mit dem, der dies Buch eröffnet. Also nicht das Buch ist das Wichtigste, sondern Christus, der es öffnet, der es uns öffnet.

Ich finde, das mit dem Öffnen hat etwas sehr Einladendes. Wer wollte nicht dabei sein, wenn etwas eröffnet oder geöffnet wird? Denken Sie nur an die Neueröffnung eines Geschäftes oder einer Einrichtung. Denken sie an die Öffnung der Grenze. Wann immer etwas geöffnet und eröffnet wird, werden die Menschen angezogen.

Mir geht es mit dem Öffnen dieses Buches ähnlich. Ich würde gerne dabei sein, wenn Christus dies Buch auftut, ich würde mir den Inhalt dieses Buches gerne eröffnen lassen.

Wenn wir uns nun in der Adventszeit gegenseitig auffordern: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit“ dann wird deutlich, wie wir darum wissen, das wir uns für den Herrn öffnen sollen, der kommen will - in diese Welt, in unser Leben.

Mit Blick auf das Eröffnen durch Christus könnte es in unserem bekannten Adventslied auch so heißen: „Er macht hoch die Tür“ oder „Er öffnet uns Tür und Tor.“ Durch die Vision des Johannes wird doch deutlich, das Gott durch Christus die entscheidenden Türen und Tore schon geöffnet hat.

Demnächst werden die Kinder ja wieder die Türchen ihrer Adventskalender öffnen. Tür um Tür kommen sie der Sache näher. Tür um Tür wird es spannender. Damit wird über viele Tage die Spannung und Erwartung offen gehalten.

Ist das nicht ein Gleichnis? Auf uns Große übertragen: Wie heißen die Türchen eigentlich, die uns etwas vom Sinn des Lebens und dieser Welt erschließen, die uns das Leben lebenswert und spannend machen? Christus möchte uns Tür um Tür das Leben eröffnen. Da er das Buch mit den sieben Siegeln öffnen kann, kann er uns auch das Leben mit Gott eröffnen.

Aber lassen Sie mich doch noch einmal auf dieses Buch kommen. Um welches Buch handelt es sich da eigentlich? Ist es das Buch des Lebens, von dem es heißt, das sich alle Namen darin finden? Wäre doch nicht schlecht, wenn unser Name auch darin stünde, oder?

Oder ist es so etwas wie ein Geschichtsbuch über alle Zeit, über die Ewigkeit, in dem steht, was war, was ist, was sein wird? Wäre doch nicht schlecht, wenn man hin und wieder mal einen Blick hinein werfen dürfte, um zu wissen, worauf dies oder das hinausläuft.

Oder ist es ein Buch, das vom Schicksal der Menschheit handelt, in dem steht, wie Gott diese Welt ihrem guten Ende zuführen will? Wie oft fragen wir „Warum?“ Wäre doch nicht schlecht, wir wüssten die eine oder andere Antwort.

Oder ist es so etwas wie ein Buch, das alle Geheimnisse dieser Welt erklärt? Wie viele Bücher sind geschrieben worden, um das Geheimnis zu lüften, wie die Welt zu lesen und zu verstehen sei. Wäre doch nicht schlecht, wenn wir dies und das besser verstünden.

Aber warum denn eigentlich in die Ferne schweifen. Ist womöglich dies Buch hier gemeint. Für viele ist die Bibel auch so etwas wie ein Buch mit sieben Siegeln. Wäre nicht schlecht, wenn er uns helfen würde, zu verstehen, was drin steht. Wäre nicht schlecht, wenn er uns ein Verständnis der Bibel eröffnen würde, das der Bibel und unserem Lebensgefühl unserer Zeit in gleicher Weise gerecht würde, sodass wir auch etwas anfangen könnten mit dem, was wir da lesen.

Für Johannes ist dies Buch so etwas Ähnliches wie eine Beschreibung dessen, was am Ende der Zeit geschehen wird. Viele mögen nicht daran denken, weil sie ein Horrorszenario vor Augen haben. Für diese Menschen ist das Ende mit Angst und Schrecken verbunden. Sicher gibt es auch in der Bibel entsprechende Aussagen.

Demgegenüber gibt es aber die Verheißung, das das Ende dieser

Welt nicht nur das Ende, sondern auch der Anfang einer neuen Welt ist.

Es wird vieles sein Ende finden. Aber gleichzeitig wird etwas Neues beginnen, das sich im himmlischen Jerusalem vollenden wird. Und was da beschrieben wird, klingt alles andere als furchterregend.

Ich nehme aus diesem Text mit: Wer wie Christus alles von Gott erwartet, wer sich an Christus hält, wer die von Gott geöffneten Türen benutzt, dem erschließt sich alles, auch das, was zunächst wirkt wie ein Buch mit sieben Siegeln. Möge Gott uns das Leben eröffnen.

Himmlischer Gesang

Predigt zu Offenbarung 15, 2-4 am 28. April 2024

Der Predigttext, den ich für heute ausgesucht habe, steht im Buch der Offenbarung. In der Offenbarung gibt es viele geheimnisvolle Texte. Zumeist handelt es sich um die Visionen eines Menschen, der Johannes hieß.

Hier der erste Teil. Johannes schrieb: „Und ich sah, wie sich ein gläsernes Meer mit Feuer vermengte, und die den Sieg behalten hatten über das Tier und sein Bild und über die Zahl seines Namens, die standen an dem gläsernen Meer und hatten Gottes Harfen und sangen das Lied des Mose, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes...“

Seltsam. Wo gibt es denn so etwas: ein gläsernes Meer, mit Feuer vermengt. Was Johannes da aufgeschrieben hat, war auch damals natürlich nicht die Wirklichkeit der Gemeinden, an die er sich wandte.

Was er da sah, war seine Vision von der Zukunft am Ende der Tage, einer Zukunft, wie wir sie uns nur wünschen können, für uns selbst und für alle anderen auch.

Wenn er hier vom Tier spricht, das besiegt wurde, dann meint er kein Tier im eigentlichen Sinne wie bei einer Großwildjagd. Er meint mit Tier das Böse und Widergöttliche in der Welt.

Immer wieder erhebt es sich, bringt Menschen durcheinander und auf Abwege. Immer wieder sieht es anders aus. Wie das Meer ist es tief und undurchsichtig, abgründig und vernichtend. Nur an seiner todbringenden Wirkung erkennt man es.

Es hat Macht. Ein ums andere Mal erhebt das Böse mehr oder weniger unverblümt den Anspruch allmächtig zu sein. Es setzt seinen Anspruch durch bei denen, die nicht merken, wie das Böse sich ihrer bemächtigt.

An wen ist da zu denken? An die in der Bürokratie und Politik, die sich allmächtig fühlen. An die in der Wirtschaft, die das Heil der Menschheit irrtümlich mit Wirtschaftswachstum identifizieren. An die in der Finanzwelt, die für die Rendite über Leichen gehen. An die, die die Massen in ihrem Sinne geschickt manipulieren und versuchen, uns Ihre Sicht der Dinge unterzujubeln.

Am Ende der Tage wird endlich Wirklichkeit, was mit den Worten des Vaterunsers „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen“ so lange erbeten wurde. Das Böse und Widergöttliche, von dem die Versuchung ausgeht, wird nicht mehr sein.

Und warum nicht? Etwa deshalb, weil Menschen es besiegt hätten? Nein. Allein würden wir mit dem Bösen nicht fertig. Das Böse und Widergöttliche wird nicht mehr sein, weil Gott es besiegt hat, weil er uns vom Bösen endgültig erlöst hat.

Johannes sieht den Tag kommen, wo die Versuchungen durch das Böse ein Ende haben werden. Endlich. Alle werden erlöst aufatmen. Und die Erlösten werden einen Gesang anstimmen, der seinesgleichen sucht.

Dieser Gesang bildet den zweiten Teil des heutigen Predigttextes. Johannes schrieb: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott! Gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Völker. Wer sollte dich, Herr, nicht fürchten und deinen Namen nicht preisen? Denn du allein bist heilig! Ja, alle Völker werden kommen und anbeten vor dir, denn deine Urteile sind offenbar geworden.“

Einerseits würden die meisten von uns vermutlich liebend gern einfach nur einstimmen in dieses wunderbare Lied – und zwar immer dann, wenn sie sich von Gott bewahrt und begleitet fühlen. Für sie sind Gottes Werke in der Schöpfung und sein Wirken in der Geschichte groß und wunderbar.

Und was wäre es wunderbar, wenn es für alle so wäre, schon so wäre, wie es da besungen wird. Was wäre es wunderbar, wenn sein Name geheiligt würde, wenn sein Wille geschehen würde und wenn sein Reich zum Zuge käme. Was wäre es wunderbar, wenn Menschen für sich selbst und untereinander Frieden finden würden, wenn man sich selbst, die anderen und Gott liebte, wenn es allen ein Anliegen wäre, die Schöpfung zu bewahren, wenn alle zum Leben hätten, was notwendig ist. Was wäre das für ein Segen, wenn sich alle als eine große Familie empfinden würden, als Kinder Gottes eben. Und was wäre es wun-

derbar, wenn sich alle miteinander in der Gegenwart Gottes wüssten, wenn alle in der Anbetung Gottes als des Königs miteinander verbunden wären.

Ja, das wäre wunderbar. Aber so ist sie nicht. Ernüchtert und desillusioniert müssen wir angesichts der realexistierenden Wirklichkeit feststellen: Die Welt ist nicht so, wie wir sie uns wünschen und wie sie der Seher Johannes da in seiner Vision beschreibt. Die Welt ist anders.

Ich denke da jetzt an das in der Welt, was eben nicht wunderbar und planvoll ist und frage mich: Wieso weist der allmächtige Gott, der Pantokrator, als König der Völker nicht die in die Schranken, die so tun, als seien sie allmächtig und Herrscher der Welt?

Und was ist mit all den offensichtlichen Ungerechtigkeiten, die Gott natürlich nicht macht, aber zulässt? Und was ist mit all unseren Zeitgenossen, die Gott weder fürchten noch seinen Namen heiligen, sondern ihn schlichtweg vergessen haben oder gar leugnen? Das Böse ist noch da. Und wir haben uns mit ihm auseinander zu setzen.

Nun ist um der Fairness willen festzuhalten, dass der Seher Johannes von denen, für die er seine Vision aufschrieb, nicht erwartete, dass sie schon in der Lage wären, in dieses Lied einzustimmen. Denn auch damals war die Zeit der Versuchungen längst nicht zu Ende und das Böse keineswegs besiegt.

Aber was Johannes mit seiner Vision versucht, ist Folgendes: Er malt ihnen ein Bild vor Augen, eine Wirklichkeit, die zwar noch nicht ist, die aber kommen wird - über kurz oder lang.

Und indem er ihnen dieses so vor Augen malt, macht er ihnen Mut, die Zeit ihrer Not durchzustehen, in der eben nicht alles wunderbar ist und in der es eben nicht gerecht zugeht. Und so ermöglicht er ihnen, sich aufzurichten an dem, wie es einmal sein wird.

Ob das den Gemeinden gelungen ist, an die er sich wandte? Wird es ihnen geholfen haben, die Hoffnung und den Glauben nicht aufzugeben? Und wie sieht das heute aus?

Was an diesem Lied aus der Offenbarung deutlich wird, ließe sich auch an anderen Liedern festmachen: Da werden geradezu himmlische Zustände besungen, die ein ums andere Mal so ganz und gar nicht mit den Lebensumständen übereinstimmen, in denen Menschen Tage leben. Aber sie machen Mut, durchzuhalten und nicht aufzugeben, für eine bessere Welt einzutreten und eine bessere Zukunft zu erwarten.

Das Besingen einer Wirklichkeit von morgen, wie Gott sie will und

am Ende herstellt, hat schon heute einen konkreten Einfluss auf unser Denken und Tun. Was wir besingen, beginnt uns hier und jetzt zu beeinflussen und zu verändern.

So wird das Singen von Liedern wie diesem aus der Offenbarung einerseits zum Ansingen gegen die realexistierende Wirklichkeit, also gegen alles Schreckliche und Ungerechte, gegen alles Widergöttliche und Böse – und zwar solange, bis sich erfüllt, wovon die Lieder von morgen singen.

Und damit wird unser Singen andererseits zu einem Herbeisingen dessen, was besungen wird. Denn wer so singt, wünscht sich doch, dass sich die Verhältnisse möglichst bald im Sinne dessen ändern, wie es in Liedern wie dem heutigen besungen wird.

Natürlich geht das nicht von allein. Und so müssen sich die, die solche Lieder singen, immer auch fragen: Was kann ich dazu beitragen, dass es so kommt, wie es uns verheißen ist und ich es mir wünsche?

Am Ende der Zeit werden wir in Lieder wie dieses ohne Vorbehalte einstimmen und sie im Brustton der Überzeugung singen können, weil die Welt dann so sein wird, wie es uns hier in Aussicht gestellt wird: Wunderbar, vollkommen und gerecht.

Und Menschen werden voller Freude Gott als den König der Völker anbeten und singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden."

Wie heißt es so schön: Am Ende wird alles gut. Und wenn es noch nicht gut ist, ist es noch nicht zu Ende - und Gottes Reich noch im Kommen. Bis zum krönenden, alle Spannungen aufhebenden Schlussakkord, lassen Sie uns auf Gott hoffen und ihm die Ehre geben – in Tat und Wort.

Der Horizont hinterm Horizont

Predigt zu Offenbarung 21, 1-7 am 22. November 2020

Kennen Sie das? Sie stehen an einer Stelle, vielleicht leicht erhöht, von der aus sie in die Ferne schauen können. Sie können so weit sehen, dass in der Ferne die Landschaft mit dem Himmel am Horizont verschmilzt. Wenn man es nicht besser wüsste, würde man annehmen, dass die Welt da hinten am Horizont zu Ende ist.

Nun wissen wir aus Erfahrung, dass die Welt am Horizont nicht zu Ende ist. Wir wissen, dass der Horizont nur aus der Ferne Furcht erre-

gend eng aussieht. Aber je näher man ihm kommt, desto mehr löst sich die Enge des Horizonts wieder auf.

So ähnlich ist es im Leben öfter mal, dass man meint, es ginge nicht mehr weiter. Auch und gerade dann, wenn der Tod in Sicht kommt, der eigene Tod wie der Tod derer, mit denen wir verbunden sind.

Und doch erleben und wissen wir Lebenden: Es geht weiter. Irgendwie geht es immer weiter. Hinterm Horizont geht's immer weiter.

Der Tod ist der Horizont am Ende unseres Lebens. Er ist uns immer vor Augen, dieser besondere Horizont. Eine Zeitlang scheint er ganz weit weg. Aber eines Tages ist es soweit, dass wir uns jenseits des Horizonts finden.

Heute, am Toten- bzw. Ewigkeitssonntag, fragen wir uns natürlich mit Blick auf die, die von uns gingen, ob es auch für sie weitergeht, hinterm Horizont gewissermaßen.

Das verbindet uns miteinander. Denn wir alle haben es schon erlebt bzw. erlitten, wie es ist, einen geliebten Menschen zu verlieren. Wir kennen die Fragen, die dadurch aufbrechen, den Schmerz und die Traurigkeit angesichts des Verlustes.

Wir versuchen zu begreifen, was doch irgendwie nicht zu begreifen ist. Unser Horizont ist eben begrenzt. Und ohne dass wir groß etwas dagegen machen können, überkommt uns ein Gefühl der Enge und Beklemmung. Wir bekommen es mehr oder weniger mit der Angst zu tun - zumal dann, wenn uns der Gedanke beschleicht, dass es hinter diesem Horizont vielleicht doch nicht weiter geht.

Da ist der heutige Predigttext, eine Vision, die wir dem Seher Johannes verdanken, ein trostvoller Ausblick auf das, was kommt, eine wunderbare Vision einer neuen Welt, die jenseits des Todes auf uns zukommt. Sie benennt gewissermaßen den Horizont hinterm Horizont.

Was wir nun für uns erst noch erwarten, ist für unsere Toten, die durch das Tor des Todes gegangen sind, bereits Wirklichkeit geworden. Für sie gilt: Da ist weder Tod noch Tränen, weder Leid noch Traurigkeit, weder Klage noch Quälerei. Für sie ist bereits alles anders - bei Gott.

Nun ist diese Vision nicht nur mit Blick auf die Zeit nach dem Tod bedeutsam, sondern auch mit Blick auf unsere Gegenwart. Denn indem die Vision uns vor Augen malt, was sein wird, lässt sie uns getröstet und beruhigt dem entgegensehen, was auf uns zukommt.

Und weitet unseren Blick. Da ist nicht nur die Welt, wie wir sie vor Augen haben und tagtäglich erleben, sondern auch noch eine ganz andere Welt und Wirklichkeit, die uns von Gott her entgegenkommt.

Was wäre das wunderbar, wenn man das spüren könnte, was einem da in Aussicht gestellt wird: Gott nicht unendlich weit weg, nicht irgendwo in einem fernen Himmel, sondern ganz nah, zum Greifen nah, spürbar nah. Im Text heißt es: „Gott selbst wird als ihr Gott bei ihnen sein." Geradezu himmlisch – oder?

Natürlich wünschten wir uns, dass es schon so wäre. Je früher und je mehr, desto besser. Wer von uns würde sich nicht nach einer neuen Welt, einem neuen Himmel und einer neuen Erde, nach dem Anbruch einer neuen Zeit sehnen, in der es das alles nicht mehr gibt, was uns sonst Angst und Sorgen macht: Quälerei und Schmerz, Tod und Traurigkeit.

Sie kennen das aus anderen Zusammenhängen, wie gute Aussichten beflügeln können. So ist das hier auch gemeint. Was uns mit der Vision in Aussicht gestellt wird, kann uns beflügeln.

Und teilweise erlebten wir und die Menschen, an die wir heute besonders denken, ja schon, was da beschrieben wird, dann nämlich, wenn Tränen abgewischt und sie getröstet wurden, wenn wir mit Ihnen Gottes Nähe und ein Stückweit sogar den Himmel auf Erden trotz des Leids spürten.

Und doch bleibt die Vision von Gottes neuer Welt als Vision von dem, was noch werden will, eine große Herausforderung, in vielem ein Gegenbild zur Welt, wie wir sie Tag um Tag erleben.

So ist diese Vision von der Zukunft wie ein Horizont, der sich da für uns auftut. Wo es uns gelingt, im Horizont dieser Vision von der neuen Welt zu leben, werden wir mit unseren Nöten angesichts unserer gegenwärtigen Lage anders und besser umgehen können.

Diese Vision ist also einerseits ein hilfreicher Ausblick auf das, was uns Lebende und unsere Toten in der Zukunft jenseits des Todes erwartet.

Und andererseits ist diese Vision eine kräftige Ermutigung, sich dafür einzusetzen, dass sich die Welt jetzt schon im Sinne dieser Vision verändert, dass sie verändert wird.

So. Bis hier habe ich die Worte aus der Offenbarung mit Blick auf den heutigen Tag, den Toten- bzw. Ewigkeitssonntag bedacht, was ja aber nicht bedeutet, dass damit schon alles gesagt wäre, was von diesem Text her zu sagen ist.

Ich empfinde diese Worte, diese Vision wie ein Bild. Und wie das so ist: So ein Bild, das man betrachtet, löst sehr unterschiedliche Gefühle

und Gedanken aus.

Wenn es in dieser Vision heißt: „Siehe, ich mache alles neu“, dann ist da noch mehr gemeint. Es geht eben nicht nur um das Schicksal derer, die sterben. Es geht um alle und alles. Denn er macht alles neu: Ein neuer Himmel, also ein neues Universum - und von daher natürlich auch eine neue Erde.

Natürlich können wir uns vorstellen, wie unsere jetzige Welt ein Ende findet. Dann ist sie eben nicht mehr. Was aber heißt dann: „Siehe, ich mache alles neu“? Meint das, dass er eine neue, der jetzigen Welt vergleichbare Welt ins Dasein ruft?

Vermutlich nicht. Denn es heißt: Er macht alles neu. Auch wenn das gänzlich unvorstellbar ist für uns. Und so müssen wir uns fragen: Was hat der Seher Johannes gesehen? Er hat ganz offensichtlich mehr gesehen, als er selbst verstehen und in Worte fassen konnte. Er sah „einen neuen Himmel und eine neue Erde. Der erste Himmel und die erste Erde waren verschwunden...“

Es ist geradezu unglaublich, was hier steht. Wäre ich Naturwissenschaftlicher oder Astrophysiker, ich käme doch ins Grübeln. Denn hier hat vor zweitausend Jahren einer gesehen, was viele bis heute nicht wirklich verstehen können: Das Ende dieses Universums mit seiner Raum-Zeit und das Entstehen eines neuen Universums, das Erreichen des Ereignishorizontes.

Wir müssen uns also hüten, das ganz Neue und Andere sofort so zu sehen und zu denken, wie das Bisherige und Gewohnte war und ist. Denn niemand kann wissen, wie sie aussieht, die neue Welt? Wer wollte wissen, welche Bedingungen und Gesetze dann gelten? Wie wird es sein, wenn nicht mehr ist, was jetzt ist?

Alles nur Spekulation? Mag sein. Und doch steht hier, so unvorstellbar es auch klingt, dass Gott alles neu machen wird.

Und damit bin ich bei der einzigen Konstante in allem Werden und Vergehen: Bei Gott selbst. Unsere Vorstellungen von ihm ändern sich ständig. Er selbst vielleicht auch.

Aber Gott wird sein. Und so seltsam, wie es angesichts der Vergänglichkeit auch klingt: Wir und unsere Lieben werden auch sein – in Gott, bei Gott – Gott sei Dank. Allerdings anders, als wir uns das vorstellen, eben ganz neu und anders.

Lebensdurst

Predigt zu Offenbarung 21, 6 am 1. Januar 2018

Ein ganzes Jahr hat uns ein Wort aus der Offenbarung als Jahreslosung begleitet. Mit den Worten der Jahreslosung verspricht Gott: „Ich will den Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst.“

Nicht nur im letzten Buch der Bibel ist von „der Quelle des lebendigen Wassers“ die Rede. Wer hätte nicht Psalm 23 im Ohr, wo es heißt: „Er führet mich zum frischen Wasser.“ Nicht ganz so bekannt, aber genauso schön, ist die Formulierung in Psalm 36,10: „Denn bei dir ist die Quelle des Lebens.“

Auch wenn jeder von uns jeden Tag Durst hatte und dies und das getrunken hat, bin ich mir nicht sicher, inwiefern beim Durstlöschen die Jahreslosung eine Rolle spielte. Von daher ist es, wie ich finde, nicht schlecht, sich wenigstens am Jahresende noch einmal der Jahreslosung zuzuwenden.

In der Lesung, die wir vorhin hörten, war darüber hinaus noch von einem anderen Durst die Rede, dem Durst nach Liebe und Leben, dem Durst nach Anerkennung und Wertschätzung, dem Durst nach Sinn und mehr.

Da wurde von einer Frau berichtet, die es nach Leben dürstete und der Jesus sagte: „Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten.“ (Johannes 4) Jesus hat dieses Angebot verschiedentlich wiederholt. So sagte er auch: „Wer durstig ist, soll zu mir kommen und trinken – jeder, der mir vertraut! Aus seinem Innern wird lebendiges Wasser strömen!“ (Johannes 7,37+38)

Also nicht nur der himmlische Vater, auch Jesus bietet uns dieses besondere Wasser an, das all unseren Durst stillt – oder soll ich besser sagen - stillen könnte.

Mir sind dazu zwei Geschichten in den Sinn gekommen. Die erste ist die Geschichte vom modernen Menschen, der einfach nicht glauben und vertrauen kann:

Ein moderner Mensch verirrte sich in einer Wüste. Tage- und nächtelang irrte er umher. „Wie lange braucht man, um zu verhungern und zu verdursten?“ Das überlegte er sich ständig. Er wusste, dass man länger ohne Nahrung leben kann, als ohne etwas zu trinken.

Die unbarmherzige Sonnenglut hatte ihn ausgedörrt. Er fieberte. Wenn er erschöpft ein paar Stunden schlief, träumte er von Wasser, von Orangen und Datteln. Dann erwachte er zu noch schlimmerer Qual und taumelte weiter.

Da sah er in einiger Entfernung eine Oase. „Aha, eine Fata Morgana", dachte er, „eine Luft-Spiegelung, die mich narrt und zur Verzweiflung treiben wird, denn in Wirklichkeit ist gar nichts da."

Er näherte sich der Oase, aber sie verschwand nicht. Sie wurde im Gegenteil immer deutlicher. Er sah die Dattelpalmen, das Gras und die Felsen, zwischen denen ein Quell entsprang.

„Es kann natürlich auch eine Hungerphantasie sein, die mir mein halb wahnsinniges Hirn vorgaukelt", dachte er. „Solche Phantasien hat man ja in meinem Zustand. Natürlich - jetzt höre ich sogar das Wasser sprudeln. Eine Gehörhalluzination. Wie grausam die Natur ist!"

Mit diesem Gedanken brach er zusammen. Er starb mit einem lautlosen Fluch auf die unerbittliche Bösartigkeit des Lebens.

Eine Stunde später fanden ihn zwei Beduinen. „Kannst du so etwas verstehen?", sagte der eine Beduine zum anderen. „Die Datteln wachsen ihm ja beinahe in den Mund. Er hätte nur die Hand auszustrecken brauchen. Und dicht neben der Quelle liegt er, mitten in der schönen Oase, verhungert und verdurstet. Wie ist das nur möglich?"

Sie merken schon: Diese Geschichte vom modernen Menschen hat kein Happyend. Das Wasser vor Augen kommt es nicht dazu, dass dieser Mensch bekommt, was er bräuchte. Die Quelle vor Augen verdurstet er.

Aber so scheint es vielen zu gehen. Sie hören Gottes Angebot: „Ich will den Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst."

Gott könnte ihren Lebensdurst löschen. Aber sie können mit diesem Angebot, warum auch immer, nichts anfangen. Sie verstehen nicht, halten das mit dem Gottvertrauen für eine Halluzination. Es ist ein Jammer.

Einen etwas anderen Schwerpunkt legt die Geschichte vom Bambus. Es handelt sich dabei um ein Gleichnis von einem Menschen, der ein gottergebenes Leben führen möchte:

„In einem großen Garten wuchs ein Bambusbaum. Von Jahr zu Jahr wurde er kräftiger und schöner. Der Herr des Gartens hatte seine Freude an ihm.

Eines Tages aber blieb er vor ihm stehen und sagte: „Lieber Bambus, ich brauche Dich!" Der Baum antwortete: „Herr, ich bin bereit, gebrauche mich, wie du willst."

Die Stimme des Herrn wurde ernst: „Um dich zu gebrauchen muss ich dich beschneiden." Der Baum erzitterte. „Mich beschneiden? Deinen schönsten Baum im Garten? Nein bitte, das nicht, bitte nicht! - Verwende mich doch zu deiner Freude, Herr. Aber beschneiden...!"

Der Herr sagte noch ernster: „Wenn ich dich nicht beschneide, kann ich dich nicht gebrauchen." Im Garten wurde es ganz still. Der Wind hielt den Atem an. Langsam beugte der Bambus seinen herrlichen Kopf und sagte leise: „Herr, wenn du mich anders nicht gebrauchen kannst, dann beschneide mich!"

Doch der Herr fuhr fort: „Mein geliebter Bambus, ich werde dir auch Deine Blätter und Äste abschneiden!" „Ach, Herr! Davor bewahre mich. Zerstöre meine Schönheit, aber lass mir bitte Blätter und Äste!" „Wenn ich sie dir nicht abschneide, kann ich dich nicht gebrauchen!" Die Sonne versteckte ihr Gesicht hinter der Wolke. Ein Schmetterling flog ängstlich davon. Bis ins Mark getroffen, flüsterte der Bambus: „Herr schlag sie ab!"

„Mein geliebter Bambus, ich muss dir noch mehr antun. Ich muss dich mitten durchschneiden und dein Herz herausnehmen. Wenn ich das nicht tue, kann ich dich nicht gebrauchen." Da neigte der Bambus sich bis zur Erde: „Herr schneide und teile." So schnitt der Herr des Gartens den Bambus. Hieb seine Äste ab, streifte seine Blätter fort, teilte ihn in zwei Teile und schnitt sein Herz heraus.

Dann trug er ihn mitten durch die trockenen Felder in die Nähe einer Quelle. Dort verband er mit dem Bambusstamm die Quelle mit der Wasserrinne im Feld. Und das klare, glitzernde Wasser schoss durch den zerteilten Körper des Bambus in den Kanal und floss auf die dürren Felder, um eine reiche Ernte möglich zu machen. So wurde der herrliche Bambus erst zum großen Segen, als er gebrochen und zerschlagen war."

Soweit die Geschichte vom Bambus aus China. Lange wünschte ich mir im Sinne dieser Geschichte so etwas wie der Bambus zu sein.

Es hat ein bisschen gedauert, bis ich von diesem Wunsch Abschied nahm. Warum? Weil man als Bambus selbst nichts vom lebensrettenden Wasser bekommt. Man sorgt zwar dafür, dass das Wasser zu anderen kommt. Aber man selbst hat nichts davon, jedenfalls nicht wirklich.

Es ist noch gar nicht lange her, da bin ich auf einen Text gestoßen, der mir viel besser gefiel. Er wird Bernhard von Clairvaux zugeschrieben. Es handelt sich dabei um so etwas wie einen seelsorgerlichen Rat an Menschen, die die Worte der Jahreslosung verstehen wollen: „Ich will den Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst."

Höre also den Rat: „Wenn du vernünftig bist, erweise dich als Schale und nicht als Kanal, der fast gleichzeitig empfängt und weitergibt, während jene wartet, bis sie gefüllt ist. Auf diese Weise gibt sie das, was bei ihr überfließt, ohne eigenen Schaden weiter... Lerne auch du, nur aus der Fülle auszugießen und habe nicht den Wunsch freigiebiger zu sein als Gott. Die Schale ahmt die Quelle nach. Erst wenn sie mit Wasser gesättigt ist, strömt sie zum Fluss. Du tue das Gleiche. Zuerst anfüllen und dann ausgießen. Die gütige und kluge Liebe ist gewohnt überzuströmen, nicht auszuströmen. Ich möchte nicht reich werden, wenn du dabei leer wirst. Wenn du nämlich mit dir selbst schlecht umgehst, wem bist du dann gut? Wenn du kannst, hilf mir aus deiner Fülle, wenn nicht, schone dich."

Der seelsorgerliche Rat spricht von Fülle und Überfluss, von Überströmen und Reichtum. Gott strömt uns aus seiner Fülle zu, was wir brauchen. Und mehr als das. Der Überfluss kann anderen zu Gute kommen.

Danken wir Gott dafür, dass er uns zuströmt, was unseren Durst stillt. Danken wir Gott, dass er uns mehr zuströmt, als wir für uns brauchen. Danken wir Gott, dass unser Überfluss anderen helfen kann.

Abgeben

Predigt zum Erntedankfest 2005

Wir haben eben gesehen, wie es ist, wenn man nichts abbekommt. Aber wir haben auch gesehen, wie schön es ist, wenn man dann doch etwas bekommt. Und wehgetan hat es auch nicht, etwas abzugeben. Oder?

Und dann haben wir zwei Geschichten gehört: die eine vom reichen Jüngling und die andere von der armen Witwe. Der reiche Jüngling tat sich schwer, anderen etwas abzugeben. Dabei hatte er doch so viel. Ganz anders die arme Witwe. Sie hat das bisschen, was sie hatte, auch noch verschenkt. Alle Achtung.

Alle, Reiche und Arme, können etwas verschenken und abgeben. Sicher: Eher reiche Leute haben da mehr Möglichkeiten als eher arme Leute.

In der Bibel gibt es eine geradezu unglaubliche Geschichte. 5000 Menschen hatten Jesus zugehört. Es war spät geworden. Und auf einmal merkten alle, dass sie Hunger hatten. Aber was sollten sie essen?

Da wurden Jesus fünf Brote und zwei Fische gereicht. Ein bisschen wenig für so viele. Aber Jesus verlor kein Wort darüber. Er nahm die Brote und Fische, sprach darüber das Dankgebet und ließ sie an die Menschen verteilen. Und siehe da: Auf einmal hatten alle etwas zu essen. Und es blieb sogar noch etwas übrig.

Natürlich fragt man sich, wie das wohl gewesen sein soll. Die paar Brote und Fische hätten doch normalerweise nicht für all die Menschen reichen können. Wie auch immer: Jesus sorgte ganz offensichtlich dafür, dass alle satt wurden.

Nun spricht der Evangelist Johannes, der uns diese Geschichte berichtet hat, nicht von einem Wunder. Nein: Er sprach von einem Zeichen. Damit wollte er sagen: Taten wie diese sind nicht dazu da, dass man sich stundenlang darüber wundert. Ganz sicher nicht. Sie sollen etwas zeigen. Sie sollen ein Zeichen sein. Und wofür? Für etwas, was von Bedeutung ist - über den Tag des Geschehens hinaus.

Und was war das? Was sollte dies Zeichen den Menschen zeigen? Es sollte zeigen, wie Jesus über den Hunger der Menschen dachte. Und er dachte nicht nur: „Schlimm dieser Hunger der Menschen." Und er fragte sich auch nicht nur achselzuckend: „Aber was soll man denn machen?" Und er war auch nicht mutlos – so von wegen: „Wir können nichts tun. Wir haben ja auch nichts - mal abgesehen von den fünf Broten und den zwei Fischen" Nein. Genau das alles nicht.

Und was tat er? Was sagte er? Zunächst einmal bedankte er sich bei Gott für das, was ihm anvertraut wurde, eben die fünf Brote und die zwei Fische.

Und dann. Ja dann gab er das, was er hatte in die Menschenmenge. Er teilte das wenige mit den vielen. Das sah auf den ersten Blick aus wie der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. War es aber nicht.

Denn siehe da. Die anderen sahen es. Und sie verstanden, was er ihnen damit zeigen wollte. Nämlich: Macht es so wie ich. Und das taten sie. Und deshalb wurden alle satt. Und es blieb sogar noch etwas übrig.

Was heißt das nun für uns? Wir sollten nicht denken: „Ach, was haben wir schon groß? Und was können wir schon tun?"

Nein: Entscheidend ist, Gott zunächst einmal für das zu danken, was wir haben, was uns anvertraut wurde - unabhängig von der Frage, wie viel es ist.

Entscheidend ist ohnehin nicht, wie viel wir haben, sondern ob wir bereit sind, von dem, was wir haben, anderen etwas abzugeben. Das ist die alles entscheidende Frage: Bin ich bereit, etwas abzugeben? Und wenn es nur ganz wenig ist. Besser, wenigstens ein bisschen was - als gar nichts.

Denn würden alle, die etwas über haben, es denen abgeben, die nichts haben und es gebrauchen könnten: Es würden alle satt. Und es hätten alle zum Leben, was sie brauchen. Und es bliebe sogar noch etwas übrig.

Hier wäre nun einiges zu sagen zu den Folgen der Globalisierung, die die einen immer reicher und die anderen immer ärmer werden lässt. Dafür fehlt uns hier und heute allerdings die Zeit.

Aber eins steht mal fest: Der Hunger in der Welt ist keine Naturkatastrophe, sondern ein Produkt der Weltwirtschaft. Es könnte sich etwas verändern, wenn man es nur wollte.

Wir werden nicht alles ändern können. Aber uns. Uns können wir ändern. Der Apostel Paulus hat uns da einen Rat gegeben, wie das mit Blick auf unser Thema aussehen könnte. Er hat einmal gesagt: „Euer Überfluss diene ihrem Mangel."

Es geht ihm nicht ums Teilen. Das mit dem Teilen ist ja auch kaum umzusetzen. Wer von uns wollte schon ernsthaft mit anderen teilen? Aber etwas abgeben. Das ginge. Das könnte jeder. Denn jeder hat etwas über. Geben wir doch einfach weiter, was wir erübrigen können, was wir nicht wirklich brauchen.

Gönnen wir uns die Freude, anderen etwas zu schenken, ihnen eine Freude zu machen. Wie gesagt: Es geht nur darum, von dem abzugeben, was wir über haben. Sicher. Das wäre doch nur was ganz Kleines.

Und doch: Wenn das alle täten, würde wahr, was eins unser Lieder, die wir gleich singen werden, in die Worte fasst: „Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern."

Und wer immer noch nicht weiß, ob er da mitmachen soll, den bitte ich das nun folgende Lied genauer anzuschauen. Denn da heißt es: „Wir teilen, weil Gott uns liebt."

Möge uns die Liebe Gottes bewegen, unsere Nächsten so zu lieben, dass wir bereit sind, ihnen etwas abzugeben von dem, was uns anvertraut wurde.

Adler

Predigt zu Jesaja 40, 31 am 30. Juni 2021

„Die aber, die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler, sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt." (Jesaja 40, 31)

Ein wunderbares Bild: Auffahren mit Flügeln wie Adler, beflügelt sein Leben leben. Wer wollte das nicht. Immer wieder Kraft schöpfen können, nicht müde werden, nicht ermatten – traumhaft.

Sicher habt Ihr schon einmal einen Greifvogel, vielleicht ja sogar einen Adler beobachten können, wie er ruhig mit ausgebreiteten Flügeln von den Aufwinden getragen dahingleitet, über alle Abgründe hinweg, die sich womöglich vor ihm auftun. Genau darum geht es: Sich von Gottes Kraft wie vom Aufwind tragen und beflügeln zu lassen.

Nun geht das aber nicht automatisch. Da heißt es: „Die aber, die dem Herrn vertrauen" Also die, die sich an Gott halten, die auf ihn sehen, die sich an ihm orientieren, die etwas von ihm erwarten, die werden neue Kraft schöpfen.

So ähnlich ist es mit der kleinen Geschichte, die ich ihnen erzählen will: Ein Mann – so wird erzählt – fing sich im Wald einen jungen Adler. Er nahm ihn mit nach Hause und steckte ihn zu seinen Hühnern in den Hühnerstall. Er gab ihm Hühnerfutter zu fressen, obwohl er doch ein Adler war, der König der Vögel, der König der Lüfte!

Nach fünf Jahren kam einmal ein anderer Mann zu Besuch. Dem fiel der Adler auf und er sagte: „Der Vogel dort ist kein Huhn, sondern ein Adler." „Ja", sagte der Mann, „das stimmt. Aber ich habe ihn zu einem Huhn erzogen. Er ist jetzt kein Adler mehr, sondern ein Huhn." „Nein", sagte der andere, „er ist noch immer ein Adler, denn er hat das Herz eines Adlers und das wird ihn hoch hinauffliegen lassen in die Lüfte". „Nein, nein", sagte der Mann, „er ist jetzt ein richtiges Huhn geworden und wird niemals mehr wie ein Adler fliegen".

Darauf beschlossen sie, eine Probe zu machen. Der vogelkundige Mann nahm den Adler, hob ihn in die Höhe und sagte beschwörend: „Der du ein Adler bist, der du dem Himmel gehörst und nicht dieser

Erde, breite deine Schwingen aus und fliege!“ Der Adler auf der hoch gestreckten Faust blickte sich um. Hinter sich sah er die Hühner nach

Da sagte der Mann: „Ich habe es dir ja gesagt, er ist ein Huhn und er bleibt ein Huhn.“ „Nein“, sagte der andere, „Er ist ein Adler und er hat noch immer das Herz eines Adlers. Lass es uns noch einmal versuchen.“

Er hob den Adler empor und sagt zu ihm: „Adler, du bist ein Adler. Du gehörst dem Himmel, nicht dieser Erde. Breite deine Schwingen aus und fliege!“ Der Adler zitterte, aber er flog nicht. Da ließ ihn der naturkundige Mann direkt in die Sonne schauen und plötzlich breitete der Adler seine Schwingen aus, erhob sich mit dem Schrei eines Adlers in die Luft und kehrte nie wieder zurück.

Ich wünschte mir, wir würden wie dieser Adler unsere Bestimmung erkennen, uns beflügeln lassen und unsere Flügel ausbreiten. Uns stünde der Himmel offen.

An Gott glauben

Predigt zur Konfirmation 2010

Liebe Festgemeinde, Jahr um Jahr bekommen die Konfirmandinnen und Konfirmanden in einer der letzten Stunden die Aufgabe: „Schreibt bitte Sätze auf, die mit den Worten „Ich glaube“ anfangen. Einzige Bedingung dabei ist: Bitte keinen Schmus. Ehrlich bleiben. Sich und anderen nichts in die Tasche lügen.“

Meine Aufgabe ist es dann, daraus ein Glaubensbekenntnis zu machen, in dem alle mit einen Satz oder Gedanken vorkommen. In einer der letzten Stunde wird dann geklärt, ob das so entstandene Glaubensbekenntnis in Ordnung ist und ob es alle mitsprechen können. Hin und wieder gibt es den einen oder anderen Verbesserungsvorschlag.

Das Glaubensbekenntnis, dass Ihnen Ihre Kinder nachher vortragen werden, besteht also ausschließlich aus den Glaubenssätzen Ihrer Kinder. Natürlich: Hier und da gibt es Sätze, die man weniger aus persönlicher Überzeugung denn aus Solidarität mit denen mitspricht, die ihren Glauben so zum Ausdruck gebracht haben.

Diesmal habt Ihr mich, liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, in verschiedener Hinsicht ganz schön ins Schwitzen gebracht durch das, was ihr aufgeschrieben hattet. Wir haben ja schon ein bisschen darüber gesprochen. Das waren ehrliche, aufrichtige Antworten. Ich habe mich sehr gefreut, dass es uns für die Konfirmandenzeit Verantwortlichen

offensichtlich gelungen ist, euch ein Stück weit in Eurem Glauben weiterzuhelfen.

Ihr habt das in euren Briefen an die Patentante, die sich fragte, was ihr hier gelernt habt, ja wunderbar zum Ausdruck gebracht. Jemand schrieb: „Einige von uns brauchten mehr Zeit, um zu ihrem Glauben zu finden.“ In einer anderen Antwort hieß es: „Im Konfer geht es doch darum, unserem Glauben an Gott näher zu kommen.“ Und ganz viele von euch haben gemeint, dass euch die Konfirmandenzeit näher an Gott heran gebracht hat.

Natürlich bleiben viele Fragen, die weiter bedacht sein wollen. Und das ist gut so. In diesem Sinne hat dann ja auch jemand von euch bei den Glaubenssätzen aufgeschrieben: „Ich glaube an Gott. Dennoch bin ich in meinem Glauben noch nicht völlig gefestigt.“ Und das ist man gut so. Denn wer ist das schon, völlig gefestigt? Mit dem Glauben wird man zeitlebens nicht fertig. Einige von euch konnten soweit noch nicht gehen, von sich zu sagen, dass sie an Gott glauben. Das schien euch offensichtlich zu groß. Da war mehr Zweifel und Fragen als fester Glauben.

Aber was soll man machen, wenn man mehr Fragen als Antworten hat? Was soll man machen, wenn man sich einfach nicht sicher ist? Natürlich: Man könnte es einfach sagen, was alle hören wollen. So nach dem Motto: Na gut, wenn es euch beruhigt, dann sage ich mal: „Ich glaube an Gott.“

Aber was hieße das, wenn man es so sagte? Dann hätte man es zwar gesagt bzw. „bekannt“. Aber Hand aufs Herz: Das geht doch nicht. Es wäre unehrlich, irgendwie geheuchelt. Wem würde das helfen?

Ich muss sagen: Da ist es mir tausendmal lieber, wenn ihr ehrlich bleibt und die Wahrheit sagt, es so sagt, wie es ist, ungeschönt, ungeschminkt. Nur so könnt ihr weiterkommen. Und darum geht es.

Nun gab es einige wenige, die sogar sagten: „Ich glaube nicht an Gott.“ Und ich dachte: „Na prima. Und jetzt. Kann ich so jemanden überhaupt konfirmieren?“

Was meinen Sie, liebe Eltern und Großeltern, liebe Paten und Angehörige? Kann man so jemanden konfirmieren, der von sich sagt: „Ich glaube nicht an Gott.“ Oder: „Ich weiß nicht, ob ich glauben soll, dass es Gott gibt?“ Oder: „Ich glaube an Gott, bin mir aber nicht sicher, ob es ihn wirklich gibt.“

Gerade in dem letzten Beitrag, den ich auch auf dem Liedblatt dokumentiert habe, drückt sich für mich zweierlei aus. Einerseits will da jemand glauben. Deshalb sagt er bzw. sie: „Ich glaube an Gott.“

Andererseits ist er bzw. sie sich nicht sicher. Kann man das einem jungen Menschen vorwerfen? Kann man da böse sein? Nein. Aber man würde gerne helfen. Diese Formulierung hat mich an einen Satz des Theologen Dietrich Bonhoeffers erinnert, der einmal sagte: „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht."

Er meinte damit: Gott gibt es nicht an und für sich. Gott gibt es nur für die, die ihm vertrauen, die ihm glauben, und zwar so, wie man für gewöhnlich den Menschen seines Vertrauens vertraut.

Wem man vertraut, dem traut man etwas zu, von dem erwartet man auch was, für den ist man bereit, etwas zu tun.

Die Frage ist also gar nicht, ob es einen Gott gibt, sondern ob es ihn für mich, für dich, für uns gibt.

Im Glauben geht es auch um Inhalte. Aber es geht vor allem ums Vertrauen. Vertraue ich ihm? Glaube ich ihm? Also: Glaubst du Gott, der zu dir sagt: „Du bist mein lieber Sohn. Du bist meine liebe Tochter."

Eins ist mal klar. Auch wenn ihr wie viele andere noch so eure Schwierigkeiten mit dem Glauben habt, so sollt ihr wissen: Er glaubt an euch. Mehr, als ihr an euch glauben könnt. Er glaubt an euch und möchte, dass was aus euch wird.

Und deshalb schenkt er euch etwas, etwas sehr Kostbares: Seinen Segen, seine Aufmerksamkeit, seine Nähe, seine Liebe. Er schenkt es euch – und ihr müsst es nur annehmen.

Ich erzählte euch letzten Dienstag, dass es da ein Versprechen Gottes gibt. Es lautet: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

Also: Erst kommt Gottes Segen. Und den gibt es vorab und gratis, heute und alle Tage eures Lebens, auch unseres Lebens.

Wenn sich dieser Segen bei uns entfalten kann, dann lässt er euch, dann lässt er uns, dann lässt er jede und jeden ein Segen für andere sein.

Wer das nun nicht will, Segen empfangen und weitergeben, wer nicht glauben kann, dass Gott an uns glaubt und uns was zutraut, der muss sich fragen, was er hier will.

Ich für meinen Teil gebe den Segen Gottes bei der Einsegnung bzw. Konfirmation gern an euch weiter, weil ich glaube, dass daraus etwas Gutes werden kann.

Und ich wünschte mir so sehr, ihr könntet das auch glauben, dass Gott an euch glaubt, wie wir an euch glauben, dass Gott euch Großes zutraut, wie wir euch etwas zutrauen, dass Gott es gut mit euch meint, wie wir es gut mit euch meinen.

Ihr merkt: Ich versuche denen, die von sich denken, sie könnten nicht glauben, jedenfalls nicht an Gott, eine Brücke zu bauen.

Mir ist klar, dass ich damit nicht alle Zweifel und Fragen beseitigen kann. Aber ich möchte euch und Sie gewinnen, an Gott dran zu bleiben und nicht aufzuhören, nach ihm zu fragen.

Einer von euch hatte aufgeschrieben: „Ich glaube an Gott. Er ist da. Aber wenn man mich fragen würde, wo oder wie, wüsste ich keine Antwort." Das würden viele hier sicher ganz ähnlich sagten. Und in gewisser Weise stimmt es ja auch.

Erinnert ihr euch an den kleinen Fisch Emil? Der machte doch die Entdeckung, dass das Wasser, das er suchte, ihn nicht nur von allen Seiten umgab, sondern auch von innen erfüllte.

Mit uns ist es doch ganz ähnlich. Wir suchen Gott und sehen ihn nicht. Dabei umgibt er uns von allen Seiten, sodass wir in ihm leben, wie der kleine Fisch im Wasser lebte.

Ich komme zum Schluss. Vielleicht haben manche schon dieses etwas wirr wirkende Bild auf der zweiten Seite des Gottesdienstblattes gesehen. Dies Bild birgt ein Geheimnis. Es handelt sich dabei um ein so genanntes 3-D-Bild.

Auf den ersten Blick sieht man nur viele kleine Wolken. Und doch steckt mehr in dem Wolkenbild. Was nämlich? Antwort: ein Kreuz.

Wenn man das gesagt bekommt und weiß, dass dies 3-D-Bild ein Kreuz beherbergt, dann kann man es mit ein bisschen Übung und Geduld auch wirklich sehen.

Mit Gott verhält es sich ähnlich. Er ist da - und doch sehen wir ihn nicht, zumindest nicht sofort. Und selbst dann, wenn wir es gesagt bekommen, können wir ihn unter Umständen nicht sehen, auch wenn andere uns hoch und heilig bezeugen, dass er da ist.

So lade ich euch und Sie ein, hier nicht nur das Kreuz in den Wolken, sondern Gott in der Welt zu sehen, dem wir glauben können, dass er es gut mit uns meint.

Anbetung

Predigt am 10. Juni1995

Jesus sagte: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit.

Denn der Vater will solche Anbetung haben. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.',,

Es geht in diesen Worten aus dem Johannesevangelium um das Beten bzw. - um es genauer zu benennen - um das Anbeten, um Anbetung und Anbeter. Vielleicht wird anschaulicher, worum es geht, wenn wir uns vor Augen führen, wie im alltäglichen Leben von „anbeten" die Rede ist. Ich will nur ein Beispiel herausgreifen: die Sonnenanbeter.

Ich meine damit die unter unseren Zeitgenossen, die es genießen, während der Sommermonate in der Sonne zu sein. Sie lassen sich durchwärmen. Sie denken nicht nur im Kopf über die Sonne nach, sondern sie spüren die wohltuende Wärme und Kraft der Sonne am ganzen Körper. Die Sonne anbeten - also die Sonne einfach genießen, sich nach ihr ausstrecken, sich ihr mit allen Fasern des Seins zu öffnen.

Ich will das, was zwischen der Sonne und den Sonnenanbetern geschieht als Gleichnis nehmen für das, was zwischen uns und Gott geschehen kann. Wenn wir uns nämlich Gott genauso offen und ungeschützt zuwenden, wie sich die Sonnenanbeter der Sonne zuwenden, dann sind wir mittendrin im Thema Anbetung.

Das ist Anbetung: sich Gott mit Leib und Seele öffnen, einfach für ihn und vor ihm da sein, seine Nähe genießen, sodass wir am ganzen Körper seine Kraft zu spüren bekommen, sodass unsere einfache Freude darüber, dass Gott ist, übergeht ins Gebet, in die Anbetung.

Wo die Menschen Gott so anbeten, wie Jesus sich das vorstellte, da ist eine neue Zeit angebrochen. Er sagt: „Die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Im Geist und in der Wahrheit anbeten - das löst die bange Frage aus: „Bete ich eigentlich richtig? Bete ich im Geist und in der Wahrheit, wie Jesus es uns hier nahelegt?"

Das ist eine wichtige Frage, die wir nicht voreilig vom Tisch fegen sollten. Es ist eher eine Frage, die uns bei unserem Beten begleiten sollte. Denn - Hand aufs Herz - geht es uns beim Beten nicht allzu oft um uns selbst, um unser Glück, um unsere Not. Wie oft schütten wir Gott zu mit dem, was wir wollen, ohne dass wir auf das hören, was er will.

Im Anbeten schwingt etwas mit, das hinausweist über die Bitten für eigene Anliegen, über das Danken für eigene Glückserfahrungen. Anbeten heißt absehen von eigenen Interessen, absehen von dem, was man selbst will, um auf ihn zu sehen. Jemand hat Anbetung sehr schön als „seliges Fortgehen aus sich selbst und Hineingehen in diesen wunderbaren Gott" beschrieben.

In der Wahrheit anbeten... Wenn Jesus von sich sagt, er sei die Wahrheit, dann heißt in der Wahrheit anbeten doch in Jesu Sinn beten und anbeten. Und wenn Jesus uns den heiligen Geist als Begleiter verspricht, dann läuft das offensichtlich auf das Gleiche hinaus: Er sendet uns den Heiligen Geist, damit wir in seinem Geist reden und handeln können.

Genau da, wo die Kirche im Geist Jesu Gott anbetet, dort ist sie als Kirche an der Quelle ihres Seins. In dieser Anbetung entsteht und wächst Kirche.

Nehmen wir noch einmal die Sonnenanbeter zum Vergleich. Die verschiedensten und unterschiedlichsten Menschen, die sich ansonsten nur auseinanderdiskutieren würden, die sich streiten, die sind auf einmal vereint in dem, dass sie sich gemeinsam der Sonne zuwenden. Sie sind einträchtig unter der Sonne.

Und über dem Sonnen ist alles drum herum unwichtig. Damit sind die Unterschiede untereinander nicht verschwunden. Aber über alle Unterschiede hinaus ist durch die gemeinsame Ausrichtung auf die Sonne etwas alle Verbindendes stärker.

Und das sehe ich für unsere Kirche genauso. Wir mögen noch so unterschiedlich sein, uns verstehen oder auch nicht. Wenn wir uns nur in der gemeinsamen Ausrichtung auf unsere Sonne, auf unseren Gott sehen und erleben würden, dann wäre manches anders.

In der selbstlosen Anbetung Gottes, so nebenbei zu sich selbst und zueinander finden. So eine aus der Anbetung lebende Gemeinde hat Ausstrahlung und Tiefgang, hat etwas sehr Gewinnendes.

Und je mehr mitmachen, je mehr in der Anbetung Gottes leben, desto mehr breitet sich eine dem heiligen Geist angemessene Geisteshaltung aus.

In der Anbetung könnte die Menschheit zur Einheit finden. Gott wahrhaftig anbeten: Darauf kommt alles an. Heraus aus allem selbstsüchtigen Kreisen um sich selbst - und hinein in die Anbetung des Allmächtigen.

Anblick

Predigt zur Einführung am 4. Oktober 2015

Manche werden schon mitbekommen haben: Der Kopkow fotografiert gern. Stimmt. Mich faszinieren z.B. die Details einer Blüte in der

Nahaufnahme, atemberaubende Panoramen in den Bergen oder an der See, aussagekräftige Porträts meiner Lieben oder Dinge aus dem alltäglichen Leben, die für mich in einem Zusammenhang stehen zu Fragen der Religion.

Ich bin immer wieder fasziniert, wie sich die Motive verändern, je nachdem aus welcher Perspektive oder unter welchen Lichtverhältnissen man sie sieht und fotografiert.

Ich sagte es ja schon anlässlich der Verabschiedung von Harald Bartling: Entscheidend ist dabei nicht so sehr, was man fotografiert, sondern wie man es fotografiert.

Die Frage, wie man etwas sieht, gilt ja auch ohne Kamera. Also wie sieht man, was man erlebt und einem begegnet? Berühmtes Beispiel ist die Sache mit dem Glas Wasser: Die einen sehen, dass es halb leer ist. Und die anderen sehen, dass es halb voll ist. Alles eine Frage der Perspektive und der inneren Einstellung.

Was hat das nun mit uns zu tun? Ganz einfach. Jeder von uns hat so seine Sicht auf die Dinge des Lebens, auf die Sache mit Gott, auf die Kirche und alles andere.

Und wie ist das nun mit uns in Mascherode und den Menschen, die hier wohnen? Wie sehen Sie sich? Und wie werden Sie von anderen gesehen?

Und wie ist das mit dem, was so in Mascherode geschieht? Wie sehen Sie das? Richtig: Alles eine Frage der Perspektive. Während die einen sagen, früher war alles besser, sind die anderen der Meinung, früher war es anders. Was passiert, ist das eine. Wie wir es sehen und beurteilen ist das andere.

Eins sollte uns allerdings klar sein: Es hängt viel mehr von der Art und Weise ab, mit der wir die Dinge sehen, als uns bewusst ist. Es besteht nämlich schon dadurch, dass wir etwas positiv sehen und positiv angehen, die Möglichkeit, dass es sich zum Positiven verändert. Und genauso besteht leider auch die Möglichkeit, dass wir etwas zum Negativen verändern, wenn wir es negativ sehen.

Ich vermute, sie ahnen, worauf ich hinaus will. Ich möchte sie einladen, das, was ist, positiv zu sehen.

Der Dichterin Gabriela Mistral verdanken wir die wunderbare Formulierung: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön“. Sie wusste um die Möglichkeit der Veränderung, die durchs Ansehen hervorgerufen wird. Im Grunde wissen wir darum. Denken Sie nur einmal an das

Wort Ansehen. Jemand, der Ansehen genießt, der erlebt, wie gut einem das tut. „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön“.

Es gibt natürlich auch das Gegenteil. Der, der verächtlich angesehen wird, den man übersieht, der lieblos behandelt wird, der fühlt sich irgendwie hässlich und eben nicht liebenswert.

Was für den Umgang miteinander gilt, gilt auch mit Blick auf Gott. Ich meine, es besteht überhaupt kein Zweifel darüber, dass Gott uns liebt und dass er uns voller Liebe anschaut.

Das zu wissen, kann uns von Grund auf verändern. Wir könnten also auch sagen: „Wenn du, Gott, mich anblickst, werd' ich schön.“ Natürlich. Das ist uns nicht immer bewusst. Aber wenn es uns bewusst wäre, dass ihm jeder Mensch unendlich wertvoll ist, dann würden wir anders über uns und die anderen denken.

„Wenn du mich anblickst, werd' ich schön“. Dieser Satz macht Sinn mit Blick auf unser Miteinander. Und er macht Sinn mit Blick auf Gott, der uns so anschaut, dass wir aufblühen.

Nun lassen Sie uns noch einen Gedanken wagen. Macht dieser wunderbare Satz auch Sinn, wenn Gott selbst ihn sagte: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön“. Wird er schön, wenn wir ihn anschauen, wenn er bei uns Ansehen genießt? Interessante Frage, oder? Ich weiß: Das ist sehr menschlich gedacht. Und ja: Die Antwort muss offen bleiben.

Aber fragen wir uns doch trotzdem mal: Blicke ich Gott an? Halte ich Ausschau nach ihm? Schaue ich auf ihn? Sehe ich so auf Gott, dass er unseren Satz sagen könnte: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön“. Wer weiß?

Sie merken: Es hat miteinander zu tun, wie er uns sieht und wie wir ihn sehen, wie wir uns selbst und wie wir einander sehen.

Wenn ich mir nun etwas wünschen dürfte für unser Miteinander untereinander und mit Gott, dann wäre es etwas in diesem Sinn: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön“.

Ob es uns gelingt, einander und ihn so zu sehen, so voller Liebe, manchmal nachsichtig und rücksichtsvoll, manchmal fürsorglich und anteilnehmend? Das hat ja nun etwas sehr Inniges: Wir mit Gott und Gott mit uns und wir miteinander. Und das ist gut so.

Nun ist heute ja auch Erntedank. Zu diesem Fest gehört aus dem 145. Psalm das Gebet: „Aller Augen warten auf dich, Gott, und du gibest ihnen ihre Speise.“ Du gibst ihnen...

Es geht also nicht nur um uns, sondern vor allem auch um die, die Hunger haben, die – wie es hier heißt - auf Speise warten. Das sind die vielen, die eben nicht haben, was sie zum Leben brauchen.

Durch die Flüchtlinge ist uns das mehr denn je bewusst. Und es sind ja nicht nur die, die sich in ihrer Verzweiflung zu uns flüchten. Es sind auch all die Menschen, die weder Kraft und Geld noch die Möglichkeit haben, sich zu uns auf den Weg ins für sie gelobte Land zu machen.

Aber nicht nur deren Augen warten auf Gott. Auch hierzulande gibt es viele, von denen man sagen könnte: „Aller Augen warten auf dich, Gott, und du gibest ihnen ihre Speise." Ich denke an die Menschen in unserer unmittelbaren Nähe, wo es nicht der Magen ist, der hungert, sondern die Seele.

Der Psalm ist als Gebet eindeutig an Gott gerichtet. Und wie wäre es, wenn wir diesen Satz als Bitte hören würden, die an uns gerichtet ist? Stimmt doch: So viele Augen warten auf uns, dass wir ihnen geben, was sie zum Leben brauchen.

Wir merken: Es ist entscheidend, wie wir Gott, uns selbst und die andren sehen. Und immer, wenn wir auf Gott schauen, der seinerseits auf uns und all die anderen schaut, dann sollte uns deutlich sein, wie alles zusammenhängt.

Schauen wir also aus nach ihm, der uns gibt, was wir brauchen an Brot für den Leib, an Brot für die Seele, an Brot für den Geist. Und lasst uns tun, was wir tun können, damit er tun kann, was er durch uns tun will, um den Hunger an Leib, Geist und Seele zu stillen.

Pflanz einen Apfelbaum

Predigt zum Reformationstag 2017

Letztes Jahr begannen die Feierlichkeiten anlässlich des 500. Reformationsjubiläums am Reformationstag. Vor 500 Jahren hatte Martin Luther mit dem Anschlag der 95 Thesen etwas begonnen, was zur Reformation führte.

Mit diesem Tag geht das Reformationsjubiläum offiziell zu Ende. Aber das, worum es der Reformation ging, das geht weiter, muss weitergehen. Genauer betrachtet ging es im letzten Jahr oft gar nicht um die Reformation, sondern um Martin Luther. Er stand im Rampenlicht.

Aber hätte er da stehen können ohne die Unterstützung so vieler Menschen, die ihm halfen und beistanden? Wohl kaum. Manche von

denen, die in seinem Schatten standen, sind uns zumindest namentlich bekannt: Philipp Melanchton, Johannes Bugenhagen, Justus Jonas, Katharina Luther.

Aber was haben Sie gedacht, gewollt, gesagt und getan? Wer weiß das schon? Dabei sind das schon die ganz wichtigen Menschen aus seinem Umfeld. Und was ist mit all den anderen Mitstreitern?

Es war schon immer so, dass sich das öffentliche Interesse auf einige wenige richtete, die zu Recht oder eher zufällig berühmt wurden und in die Annalen der Geschichtsbücher eingingen. Was immer diese Menschen sagten und taten, wurde für wichtig erklärt. Und wenn's ein derber Witz war. Weil sie im Rampenlicht standen, wurde es aufgeschrieben, auf dass alle Welt davon erführe. Das ist bis heute so. Wenn genau das Gleiche und Richtige und Wichtige ein nicht im Rampenlicht Stehender dachte, sagte oder tat, interessierte das niemanden. Und auch das ist bis heute so.

Um diesen Mechanismus auszuhebeln, haben Unbekannte ihre Gedanken und Werke immer wieder unter dem Namen der Großen dieser Welt veröffentlicht. So sind z.B. längst nicht alle Briefe aus der Bibel, die als Briefe des Paulus bekannt sind, auch tatsächlich von Paulus geschrieben.

Ist das nun schlecht und verwerflich? Nicht unbedingt, solange das unter dem Namen Paulus Geschriebene nicht im Widerspruch zu dem steht, was er wollte und in dessen Namen es veröffentlicht wurde. Oft waren es ja Schüler oder Freunde.

Sie ahnen, weshalb ich das jetzt sage. Mit Luther verhielt es sich ganz ähnlich. Er war und ist wie schon gesagt einer der Stars der Reformation. Wenn er was sagte, dann horchte man auf.

Das ist ganz anders, wenn ich etwas sage. Dann sagen sich viele: Na ja, das ist ja nur die Meinung von Hans-Jürgen. Andere mögen schon sagen: Wenn's der Pfarrer sagt, wird's wohl stimmen.

Aber wenn ich sage, dass das, was ich sage, Martin Luther gesagt hat, na dann muss es ja wichtig sein und dann findet es durch die geliehene Autorität mehr Beachtung.

Nun muss man sich schon wundern, was Luther nicht alles gesagt und getan haben soll? Die Legendenbildung setzte nämlich schon sehr früh ein.

Es tobt manch erbitterte Auseinandersetzung über der Frage, ob dies oder das echt, authentisch und historisch ist. Um nur ein paar der strittigen Punkte zu benennen:

Hat er z.B. seine Thesen tatsächlich an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg genagelt? Hat er wirklich vor dem Reichstag gesagt „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.“ Und stammt der Satz „ecclesia semper reformanda“, zu deutsch „Die Kirche ist eine immer zu reformierende“ wirklich von ihm?

Und? Ist damit falsch, was als Lutherzitat ausgegeben wurde aber keins war, wenn es in der Sache gut ist und in seiner Aussage ganz gut zu den Gedanken Luthers passt?

Wir wollen ja heute im Anschluss an diesen Gottesdienst neben der Kirche ein Apfelbäumchen pflanzen. Warum? Wie kamen wir drauf? Ist ja klar. Jeder kennt den Spruch: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, dann würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen!“

Dieser Satz ist von einem tiefen Gottvertrauen geprägt und steht für eine unerschütterliche Hoffnung auf Zukunft. Und er steht für eine mutige Entschlossenheit, dafür auch etwas zu tun.

Aber: Hat Luther das gesagt? Vermutlich nicht. Denn in keiner seiner Schriften findet sich diese Formulierung. Diese Formulierung ist vermutlich erst in den dreißiger Jahren entstanden. Der erste belegbare Nachweis stammt von Oktober 1944 aus einem kirchlichen Rundbrief in Hessen. Ein gewisser Karl Lotz, Pfarrer in Hersfeld, setzte das Wort bei seinen Lesern damals als bekanntes Lutherzitat voraus. Und damit war es auf einmal als Lutherzitat in der Welt. Vorher kannte es niemand. Und auf einmal machte es die Runde.

Kein Wunder, fiel es doch am Ende des Krieges auf Ohren, die nach Trost und Ermutigung lechzten. Das Land lag in Trümmern. Die Leute sahen ihre vertraute Welt untergehen. Gab es ein Danach, eine Zukunft – oder war das das Ende? Das fragten sich viele.

Das vermeintliche Lutherwort vom Apfelbäumchen vermittelte den Menschen in ihrer Not den Mut und die Zuversicht, die sie brauchten, um weitermachen zu können und den Wiederaufbau in Angriff nehmen zu können.

Und so ist es geblieben. Immer und immer wieder wird dieses vermeintliche Lutherwort zitiert, wenn es darum geht, der immer wieder aufkommenden Weltuntergangsstimmung und Resignation etwas entgegen zu setzen. Dann heißt es – auch in unkirchlichen Zusammenhängen: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, dann würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen!“

Das Wort vom Apfelbäumchen ist gut – unabhängig von der Frage, ob es von Luther kommt oder einem anderen. Deshalb tun wir gut daran, im Sinne dieses Wortes aktiv zu werden.

Was vom Apfelbäumchen gilt, das wir heute pflanzen, das gilt ja nicht nur von diesem Apfelbäumchen, sondern von jedem weiteren Apfelbäumchen genauso. Und es gilt nicht nur von Apfelbäumen, sondern von allen Obstbäumen, ja von allen Bäumen. Denn jedes Bäumchen ist ein Zeichen dafür, dass die Hoffnung auf Zukunft nicht erstorben ist.

Es gilt dieses Wort nicht nur für Bäume, sondern für vieles andere auch. So ist z.B. jedes Kind, das „in die Welt gesetzt wird“ - ich mag diesen Ausdruck eigentlich nicht, aber hier passt er mal - ein Zeichen der Hoffnung auf Zukunft. Und es gilt für alles, was wir tun unter der Annahme, dass es ein für uns, unsere Kinder und Kindeskinder lebenswertes Morgen und Übermorgen gibt.

Wir pflanzen hier nicht nur einen Apfelbaum. Wir setzten ein Zeichen der Hoffnung auf Zukunft. Es soll uns erinnern, dass wir unsere in mancherlei Hinsicht gefährdete Welt nicht widerstandslos dem Untergang überlassen dürfen.

Ich schließe mit einer Geschichte: Ein Weiser ging einmal über Land und sah einen Mann, der einen Johannisbrotbaum pflanzte. Er blieb stehen, sah ihm zu und fragte: „Wann wird das Bäumchen wohl Früchte tragen?” Der Mann erwiderte: „In siebzig Jahren.” Da sprach der Weise: „Du Tor! Denkst du in siebzig Jahren noch zu leben und die Früchte deiner Arbeit noch zu genießen? Pflanze lieber einen Baum, der früher Früchte trägt, dass du dich ihrer erfreust in deinem Leben.”

Der Mann aber hatte sein Werk vollendet und sah freudig darauf, und er antwortete: „Rabbi, als ich zur Welt kam, da fand ich Johannisbrotbäume und aß von ihnen, ohne dass ich sie gepflanzt hatte, denn das hatten meine Väter getan. Habe ich nun genossen, wo ich nicht gearbeitet habe, so will ich einen Baum pflanzen für meine Kinder oder Enkel, dass sie davon genießen.”

Apfel-Kern-Aussage

Predigt zu Erntedank 2018

Es ist doch seltsam, dass etwas so Köstliches wie ein Apfel auf lateinisch malus heißt - auf deutsch: der Schlechte. Was für eine Verkennung des Segens, der im Apfel liegt. Äpfel sind so lecker. Und so ge-

sund. Es heißt nicht umsonst: an apel every day hit the doctor away.

Es gibt Apfeltorte, Bratapfel, Apfelgelee, Apfelkuchen, Apfelmuss, und ja Apfelkorn. Es ganz viele Apfelsorten. Aber was ist nun die Kernaussage – zumal heute, am Erntedanktag?

Da muss ich ein wenig weiter ausholen und Euch und Ihnen von einem ganz besonderen Apfelsorte erzählen, dem Korbinians-Apfel. Das ist ein etwas ungewöhnlicher Name für einen Apfel. Aber der Mann, von dem der Apfel seinen Namen hat, ist auch ein ganz ungewöhnlicher Mensch gewesen. Er hieß Korbinian Aigner. Dieser Korbinian Aigner hatte zwei Leidenschaften: die eine für Äpfel und die andere für Gott.

Schon früh interessierte sich Korbinian für Äpfel. Im Alter von 23 Jahren gründete er sogar einen Obstbauverein. Er züchtete, pflanzte und pflegte unzählige Apfelbäume. Und er malte die verschiedenen Apfelsorten auch. Ihre Unterschiedlichkeit faszinierte ihn. Mit einem genauen Blick und viel Liebe zum Detail ging er ans Werk. Mit einem einfachen Tuschkasten, wie man ihn in der Schule benutzte, hielt er jeweils zwei Äpfel einer Sorte im Postkartenformat fest. Auf diese Weise bestimmte und katalogisierte er fast alle Apfelsorten seiner Zeit.

Schon als Schüler war sich Korbinian sicher: Er wollte Pfarrer werden. Und das wurde er dann auch. Fest verwurzelt im christlichen Glauben studierte er Theologie und bereitete sich auf Pfarramt vor.

Seine Vorgesetzten sahen es durchaus kritisch. Sie befürchteten, seine große Begeisterung für Äpfel würde ihm nicht genug Zeit und Kraft für seine Arbeit als Pfarrer lassen.

Für Korbinian Aigner selber stand beides miteinander im Einklang. Aus seiner Sicht passte beides zusammen. Er sah es genauso als seinen Dienst, Alleen und Plantagen anzulegen, wie einen Gottesdienst zu halten. Den Bauern in den umliegenden Dörfern stand er ebenso in seelsorglichen Angelegenheiten zur Seite, wie in Fragen des Obstanbaus. Nicht umsonst wurde er schließlich der „Apfelpfarrer“ genannt.

Aber dann geriet Korbinian Aigner mit dem Nationalsozialismus in Konflikt. Er kam zunächst ins Gefängnis und dann in verschiedene Konzentrationslager. Das war eine schreckliche Zeit. Er hätte sie wohl kaum überstanden, wenn ihn nicht auch hier seine beiden großen Leidenschaften begleitet hätten.

Im Konzentrationslager Dachau begann er heimlich, aus Kernen Apfelbäume zu ziehen. Er pflanzte die Setzlinge zwischen die Baracken des Lagers. Dabei vertraute er auf Gott, der sogar dorthin, wo auf den ersten Blick allein die Grausamkeit der Menschen herrschte, „Tau und

Regen, Sonn- und Mondenschein“ sendet und verborgen mit seinem Segen wirkt.

Welch eine Genugtuung und Freude muss es für ihn gewesen sein, dass sogar an diesem Ort des Schreckens seine Apfelbäumchen wuchsen.

Aigner wusste natürlich noch nicht, ob er wieder frei kommen würde. Und so ließ er Setzlinge der von ihm neu gezüchteten Apfelsorten aus dem Lager schmuggeln. Er nannte sie KZ-1, KZ-2, KZ-3 und KZ-4.

Die Macht des Bösen konnte sein Herz nicht zerstören. Der Gedanke, dass die von ihm gezüchteten Sorten draußen wachsen, blühen, Früchte bringen und viele Jahrzehnte lang Menschen erfreuen würden, gab ihm Kraft und Mut.

Wenige Tage vor Kriegsende gelang ihm die Flucht. Bald darauf trat er seine Pfarrstelle wieder an. Er wurde Vorsitzender des Bayrischen Landesverbandes für Obst- und Gartenbau. Im Alter von 81 Jahren ist Korbinian Aigner gestorben.

Die Apfelbäume der Sorte KZ-3 jedoch bringen bis heute ihre Früchte. Zu Aigners 100. Geburtstag, das war 1985, sind die schmackhaften Wirtschaftsäpfel auf den Namen Korbinians-Apfel umbenannt worden.

Vielleicht liegt der eine oder andere Apfel dieser Sorte auch an diesem Erntedanktag auf einem Erntealtar und preist Gott für seine Güte. Gottes Güte, die so groß ist, und so weit reicht, dass ihre Spuren bisweilen selbst dort zu finden sind, wo man sie nicht vermuten sollte.

Korbinian Aigner hat sich den Glauben an Gottes Güte bewahrt und sich kompromisslos in seinen Dienst gestellt. Grund genug, sich an ihn an einem Tag wie diesem zu erinnern. Grund genug auch, den eigenen Blick für die Güte Gottes zu schärfen. Grund genug, Gott an diesem Tag für seine Güte zu loben und zu danken: „Herr, deine Güte reicht soweit der Himmel ist und deine Wahrheit, soweit die Wolken gehen.“

Gott gab uns Atem

Predigt am 11. Juni 1996

In einem der moderneren Kirchenlieder unseres Gesangbuches heißt es „Gott gab uns Atem, damit wir leben.“ Wir werden es nachher noch singen. Ich möchte mit Ihnen diesem Liedanfang nachgehen.

Denn wie das so ist mit dem Atem. Er gehört zum Selbstverständlichsten, das wir kennen. Wir atmen, atmen ein und atmen aus. Dabei

sind es ja eigentlich gar nicht wir, die da atmen. Korrekterweise müsste man sagen, dass es in uns atmet.

Das Atmen geht ganz automatisch. Wir können wohl die Luft anhalten und damit den Atemfluss unterbrechen. Wir können die Luft auch herauspressen und damit den Vorgang des Ausatmens beschleunigen. Aber auch dann, wenn wir uns nicht um unseren Atem kümmern, atmet es in uns.

Der Atem gehört zu den selbstverständlich gewordenen Wundern des Lebens. Und so hat es der Atem wahrlich verdient, dass wir ihn wenigstens ab und zu beachten und würdigen.

Aber tun wir das? Achten Sie ab und zu auf Ihren Atem? Wie ist das heute Morgen mit Ihrem Atem? Sind Sie heute sehr kurzatmig? Oder geht ihr Atem in ruhigen Zügen?

Bitte, Sie sollen Ihren Atem jetzt nicht beeinflussen. Sie sollen ihn weder beschleunigen, noch verlangsamen. Den Atemfluss sollte man tunlichst in Ruhe lassen. Der regelt sich von allen.

Aber ich möchte Sie einladen wahrzunehmen, was da geschieht, wie es in Ihnen atmet, wie es in Ihnen lebt und wie Ihnen mit jedem Atemzug Leben zuströmt. Und ohne Atem, das wissen Sie, könnten Sie nicht leben.

Ist das nicht wirklich großartig. Luftzug um Luftzug strömt uns Leben zu. Atemzug um Atemzug leben wir. Und wir bekommen dies Leben geschenkt. Wir können und brauchen uns dieses Leben nicht verdienen. Finden Sie nicht auch, dass wir allen Grund haben, dankbar dafür zu sein?

So schön, wie es sein kann, sich das Leben zuströmen zu lassen, es einfach zu genießen, dass Gott uns gewissermaßen beatmet, so frustrierend ist es, wenn man sich bewusst macht, wie atemlos wir und andere immer wieder sind und wie atemlos wir durch die Zeit hasten.

Was mit uns und um uns herum geschieht, ist doch im wahrsten Sinne atemberaubend. Wie oft nimmt uns das, was geschieht, den Atem? Wie oft stockt uns der Atem?

Wir fühlen uns erschöpft und außer Atem. Wir werden immer kurzatmiger. Viele Menschen sind äußerlich wie innerlich immer mehr außer Atem.

Und ich denke jetzt nicht an Lungen- oder Asthmakranke. Nicht das Sie mich falsch verstehen. Ich denke daran, wie das, was in uns und um uns herum geschieht, uns den Atem nimmt, wie wir an dem atemberaubenden Tempo leiden.

Ist es nicht seltsam, dass wir uns nur selten dagegen zur Wehr setzen. Dabei sehnen wir uns wie alle Menschen, davon gehe ich aus, nach Atempausen, um verschnaufen zu können, um zur Ruhe kommen zu können, um Atem schöpfen zu können.

Wenn in der Bibel vom Atem - oder altertümlich ausgedrückt von Odem - die Rede ist, dann ist da ja nicht nur die Atemluft gemeint. Mit Odem ist das uns belebende Element gemeint, der Lebensimpuls, eben das gewisse Etwas, das von Gott her in uns Menschen ist. Gott gab uns Atem, d.h. er gab und gibt uns das, was uns wesentlich ausmacht.

In der Schöpfungsgeschichte wird das beschrieben, wie Gott den Menschen aus der Erde werden lässt, also aus den Elementen dieses Planeten einen Menschen formt. Aber als der Körper fertig war, fehlte ihm immer noch das Leben. In diesem Zusammenhang heißt es dann: Gott blies dem Menschen den Odem des Lebens ein. Und so ward der Mensch eine lebendige Seele.

Im Grunde könnten wir vom Werden eines jeden Menschen so sprechen. Wir alle sind aus den Elementen dieses Planeten geformt und durch Gottes Odem lebendige Seelen. In den Psalmen heißt es deshalb über das Werden des menschlichen Lebens: „Du sendest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen."

Dann heißt es weiter über das Vergehen des menschlichen Lebens: „Nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder Staub." Und so wird es sein. Unser sterblicher Körper wird zerfallen und dem irdischen Kreislauf der Elemente zurückgegeben.

Doch bevor ein Mensch wieder zu Erde wird, hat er aufgehört zu atmen. Wenn der Atemstillstand eingetreten ist, wenn das Leben endgültig ausgehaucht ist, dann hat der Odem Gottes den sterblichen Körper bereits verlassen. Dann ist er dorthin zurückgekehrt, woher er kam.

Damit Sie nun keine Atembeklemmung bekommen, schlage ich vor, dass Sie den uns belebenden Odem einmal ganz bewusst und tief in sich aufnehmen. Atmen Sie jetzt das Leben, das Ihnen mit jedem Atemzug zuströmt, langsam und genüsslich ein. Spüren Sie Ihrem Atem nach. Spüren Sie, wie sich Ihre Lunge mit Luft und Leben füllt. Verfolgen Sie im Geiste einen Moment, welchen Weg ihr Atem nimmt.

Solange wir leben, atmen wir. So hat uns Gott nicht nur einmal Atem gegeben. Er gibt ihn uns immer wieder und wieder. Immer wieder neu ist es Gottes Atem, der uns leben lässt. Es ist Gott selbst, der uns leben lässt, dem wir unser Leben verdanken, der uns beatmet und belebt.

Gerhard Tersteegen hat in seinem Lied „Gott ist gegenwärtig" Worte

gefunden, die all dies gedanklich zusammenfassen und weiterführen. Da heißt es nämlich: „Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben, aller Dinge Grund und Leben. Ich in dir, du in mir."

Wie die Luft uns von allen Seiten umgibt und durchdringt, so umgibt und durchdringt uns Gott selbst. Von daher ist das mit der Luft rein gedanklich schon ein Gleichnis für uns und unserer Verbundensein mit Gott sowie unser Durchdrungensein von Gott.

Und da es sich ja eben nicht nur um die Atemluft handelt, sondern um den Odem Gottes, drin wir immer schweben, kann uns jeder Atemzug zu Bewusstsein bringen, dass Gott ist, dass er uns nahe ist, dass er uns durchdringt, das er uns belebt, das er in uns atmet.

Sicher: Wir können den uns belebenden Geist Gottes nicht ein- und ausatmen wie die Luft. Aber wir können uns vergegenwärtigen, dass er uns durchdringt und belebt, wie die Luft uns durchdringt und belebt.

Hier liegt die Hoffnung für alle, die - aus welchen Gründen auch immer - atemlos geworden sind. Gott gibt uns Atem, den langen Atem, den wir brauchen, um mit unserer Kurzatmigkeit und den Problemen fertig zu werden, die uns atemlos werden lassen. Das lassen Sie uns aufnehmen und tief einatmen.

Odem des Lebens - Atemluft

Predigt am Spring 2021

Heute soll es hier draußen einmal um die Luft gehen. Dieses Thema liegt ja nahe – bei einem open-air-Gottesdienst. Das mit der Luft ist allerdings so eine Sache. Man kann sie weder anfassen noch wiegen, weder sehen noch schmecken. Jedenfalls nicht direkt, allenfalls indirekt.

Wenn wir einen Luftballon aufblasen, wird die Luft sichtbar, die uns sonst unsichtbar und unmerklich umgibt. Wenn ein Lüftchen weht, kann man die unsichtbare Luft auf der Haut spüren. Wenn wir beim Radfahren Gegenwind haben, merken wir das sofort. Und kommt es zu einem Sturm, können wir sehen, welch große Kraft im unsichtbaren Element steckt.

Und? Wie ist es eben mit der Luft? Versuchen wir doch einmal, in Kontakt zu kommen mit der Luft.Nehmen wir uns doch einmal einen Moment Zeit, uns das mit der Luft zu vergegenwärtigen, wie sie uns umgibt und durchdringt, wie wir atmen, wie es in uns atmet, wie wir beatmet werden.

Am besten macht Ihr die Augen zu und konzentriert Euch mal auf Euren Atem... Augen zu, Atmen... Spürt doch einmal hin, wo genau die Luft durch die Nase in Euch einströmt. Wo in der Nase wird es kühl? Wie riecht die Luft? Wie fühlt sich die einströmende Luft an? Und wie fühlt es sich an, wenn die Luft wieder ausströmt? Ist da ein Unterschied?

Könnt Ihr den Weg der Luft nachverfolgen, wie sie durch die Nase und den Rachen in die Bronchien und in die Lunge einströmt. Versucht ein paarmal dem Weg der Luft nachzuspüren. Und spürt auch, wie Euch die Luft wieder verlässt.

Und während die Luft wieder in Euch einströmt, beobachtet, wie sich der Brustkorb, wie sich der Bauch langsam hebt und wieder senkt. Lasst die Luft mit jedem Einatmen ein wenig tiefer in Euch einströmen. Bitte nicht pressen, nicht machen, nur strömen lassen, einströmen und ausströmen lassen.

Öffnet euch der einströmenden Luft, die Euch von außen zufließt, die Euch beatmet, die durch Euch hindurchströmt.

Aber nun stellt Euch nun vor, ihr würdet die Luft nicht durch die Nase ausatmen, sondern durch die Füße. Und stellt Euch vor, ihr würdet durch die Füße auch wieder einatmen. Lasst die Luft ein paarmal mit dieser Vorstellung ein und wieder ausströmen. Genießt in aller Ruhe das Ein- und Ausströmen der Luft. Spürt noch ein wenig in aller Ruhe Eurem Atem nach. Überlasst Euch dem Fluss der Atmung...

Ich hoffe, diese kleine Übung hat Euch gut getan. Es kommt ja nicht von ungefähr, dass man manchmal tief Luft holt und seufzend ausatmet, um ein wenig von der inneren Anspannung wegzuatmen.

Habt Ihr gespürt, wie sich die Atmung verändert hat, als Ihr Euch vorgestellt habt, Ihr würdet durch die Füße ein- und ausatmen. Das geht natürlich nicht. Aber die Vorstellung legt den Atem gewissermaßen tiefer. Bis zu den Füßen braucht der Atem länger.

Auch wenn wir uns das nur selten bewusst machen, ist es doch so. Dass wir ohne die Luft, insbesondere ohne den Sauerstoff nicht leben könnten. Das wissen alle.

Dass es mit Gott so ähnlich ist, wissen längst nicht alle. Nur die Gläubigen sind von der Existenz Gottes überzeugt. Dass viele das nicht mehr glauben, ändert nichts daran, dass es so ist.

Wir werden so oder so mit jedem Atemzug alle daran erinnert, dass uns das Leben geschenkt wird. Für uns ist es Gott, der uns das Leben schenkt. Die anderen sprechen einfach nur vom Leben.

Wer wie wir in dem Bewusstsein atmet, dass wir nicht nur Luft, sondern den von Gott gewährten Odem des Lebens atmen, der atmet anders. Man könnte auch sagen, wer so atmet, der betet, mit jedem Atemzug. Es ist, als würde man Gott ein- und ausatmen.

So kann uns jeder Atemzug zu Bewusstsein bringen, dass Gott ist, dass er uns nahe ist, dass er uns durchdringt, dass er uns belebt, dass er uns beatmet, dass er in uns atmet.

Ausschau

Predigt am 9. September 2001

Heute ist Tag des offenen Denkmals. Es geht ums „Denkmal“ - im doppelten Sinn: Das Denkmal „Landwehr“ und „Denk - mal“, denk mal nach.

Dafür sind Denkmäler ja da, um zum Nachdenken anzuregen. Sie erinnern an Zurückliegendes. Ihre stille Botschaft ist: Denk - mal. Denk mal darüber nach. Wie war das hier? Was ist daran für uns heute Nachdenkens wert?

Das gilt ganz allgemein für jedes Denkmal. Von daher ist es gut, dass es Denkmäler gibt. Und es ist gut, dass es den Tag des offenen Denkmals gibt, wo so etwas gepflegt wird.

Nun ist das Denkmal, an dem wir uns hier versammelt haben, quasi immer offen. Nicht nur heute. Wie gut. Deshalb möchte ich das mit dem offenen Denkmal so verstehen, dass so ein Denkmal etwas eröffnet. In diesem Sinne: Denkmal, denk mal nach, was dies Denkmal eröffnet?

Woran denken Sie jetzt? Was eröffnet Ihnen dies Denkmal? - Gar nicht so leicht, darauf Antworten zu finden - oder? Was eröffnet uns die Landwehr und was damit zusammenhängt?

Als ich mir die Karte angesehen habe, die Sie hier vorn auf diesem Blatt haben, da ist mir aufgefallen, dass es längs der Grenze überall Schanzen und Türme gab, hier in unser Nähe z.B. den Schöppenstedter Turm.

Und das fand ich interessant. Dem bin ich nachgegangen. Deshalb will ich mit Ihnen zum Oberthema Landwehr heute über die Türme nachdenken, die zur Landwehr gehörten.

Mit Blick auf die Türme müsste dies Denkmal „Landwehr“ eigentlich „Schaumal“ heißen. Schau - mal. Schau - mal hin. Denn dazu waren die

Türme ja da: um Ausschau zu halten. Vom Turm aus konnte man weit ins Land sehen und gegebenenfalls die Braunschweiger warnen, wenn Gefahr im Verzug war.

Natürlich gab es viele Tage, an denen nichts, jedenfalls nichts Nennenswertes passierte, wo die Leute auf dem Turm nur den schönen Ausblick genießen konnten. Auch nicht schlecht.

Wenn es nun heißt: Denk mal darüber nach. Schau mal, ob es ähnliches oder Vergleichbares heute gibt, dann sind wir aufgefordert, von diesem Denkmal ausgehend Ausschau zu halten nach dem, wie das heute ist, wie wir uns heutzutage umschauen und orientieren.

Wir haben keine Türme. Wir haben viele andere Möglichkeiten, Gefahren und Veränderungen wahrzunehmen, die für uns wichtig sind im Großen wie im Kleinen. Ich denke da z.B. an das, was wir selbst erleben, oder an das, was wir über die Medien mitbekommen. Ich denke aber auch an die Satelliten rund um den Globus, die alles Mögliche überwachen.

Wie dem auch sei: Ich will das jetzt nicht von der technischen Seite her angehen, obwohl das ganz spannend wäre. Es geht mir mehr um das, was unsere kleine Welt, unser ganz persönliches Leben betrifft. Ich möchte mir mit Ihnen einen Moment Zeit nehmen, um ein wenig Ausschau zu halten.

Stellen Sie sich vor, es gäbe so etwas wie einen Turm, von dem aus Sie Ausschau halten könnten, von dem aus Sie zurück in die Vergangenheit schauen könnten und von dem aus sie in die Zukunft vorausblicken könnten. Stellen Sie sich vor, Sie könnten da jetzt rauf. Was würden Sie sehen?

Wenn man so mitten im Getümmel des alltäglichen Lebens steckt, sieht man ja oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Aber wenn man mit etwas Abstand alles anschauen kann, sieht manches doch ganz anders aus.

Was also sehen Sie, wenn sie so auf Ihr Leben zurückschauen? Woran erinnern Sie sich? Sind Sie zufrieden mit dem, was Ihnen in den Sinn kommt? Was ist schief gegangen? Was könnten Sie nachträglich doch noch einmal korrigieren oder besser machen? Was sehen Sie, wenn Sie auf ihr bisheriges Leben zurückblicken?

Und nun schauen Sie einmal nicht so weit in die Vergangenheit zurück, sondern schauen Sie sich für einen Moment mal in der Gegenwart um, in Ihrem Leben, wie es gerade ist, was gerade so um sie herum geschieht, was los ist, wie es ihnen geht. Wo befinden Sie sich ge-

rade auf ihrem Weg durchs Leben? Wer ist mit Ihnen unterwegs? Wohin geht Ihr Weg? Was steht an? Was ist wichtig?

Und nun riskieren Sie als drittes noch einen Blick nach vorn in die Zukunft. Was kommt auf Sie zu? Lässt sich schon Genaueres ausmachen? Ist womöglich Gefahr im Verzug? Was muss getan werden? Wer ist zu warnen? Wie geht es weiter? ...

Sie merken sicher: Es ist gut, immer wieder einmal Ausschau zu halten, vorausblickend und weitsichtig zu sein. Das eröffnet einem manch neuen Horizont. Das erspart einem manch Unangenehmes. Und wenn einfach alles genauso ist, wie Sie es sich wünschen, dann haben Sie Glück gehabt. Genießen Sie es. Genießen sie die phantastischen Aussichten.

Wie auch immer: So ein Ausblick ist eine spannende Sache. Man sieht einfach anders und irgendwie mehr. Manche Begrenzung wird überwunden und hinfällig, gewissermaßen übersehen. Neues eröffnet sich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Sicher: Sie haben Recht. Man kann und sollte immer wieder auch mal auf den Boden der Tatsachen zurückkehren und sich alles genauer ansehen. Oft ist ja gerade das Detail entscheidend. Aber das ist ein anderes Thema.

Eins dürfen wir bei alledem aber auf gar keinen Fall vergessen: Neben dem Rückblick auf das, was war, neben dem Einblick in das, was ist und dem Ausblick auf das, was kommt, gibt es noch einen weiteren Blick, den Blick in die Tiefe, den Durchblick auf das, was hinter dem Vordergründigen liegt. Ich nenne das Durchblick.

Und den Durchblick reserviere ich mal für die Sache mit Gott. Also nicht nur sehen, was vor Augen ist, sondern sehen, was dies alles mit ihm zu tun hat. Wer sich orientiert, neu orientiert, tut gut daran, auch nach Gott Ausschau zu halten.

Von den Türmen der Landwehr aus konnte man z.B. besonders gut die Kirchtürme sehen. Ich meine, dass die in den Landwehrtürmen Sitzenden in den Kirchtürmen nicht nur schöne Bauwerke gesehen haben, sondern auch das, was sie waren, Stein gewordener Hinweis auf den Himmel, auf den, der die Welt im Innersten zusammenhält.

Bei allem Rückblick, Einblick und Ausblick sollten wir die Kirchtürme und Kirchen und das, wofür diese stehen, nicht übersehen. Denn auch Sie sind Denkmal. Denk mal an Gott.

Meine Bitte: Denk mal. Denk mal an den, schau mal auf den, der die Welt im Innersten zusammenhält, wenn du dich orientierst auf deinem Turm, von dem du Ausschau hältst.

Neben allem Rückblick, Einblick und Ausblick wünsche ich Ihnen diesen Durchblick auf Gott. Möge Gott unsere Ausschau segnen. Denk mal an Gott.

Baum sein

Predigt zu Jeremia 17, 8f Jägersruh 2016

Jeder Mensch beginnt als kleiner Spross. Jeder wurzelt. Jeder wächst. Jeder wird größer. Jeder wird zurechtgestutzt. Jeder wird stärker. Jeder muss Unwetter aushalten. Jeder setzt Jahresringe an. Jeder muss wieder zu Erde werden.

Ich stelle mir vor, ich sei ein Baum, ausgestreckt zwischen Himmel und Erde. Wie ein Baum habe ich Wurzeln. Wo komme ich her? Wo gründen sich meine Wurzeln? Sind meine Wurzeln gesund? Welche Menschen fallen mir ein, wenn ich an die Wurzeln denke? Wo bin ich verwurzelt? Ich lasse mir von unten her die Kraft der Erde zuströmen.

Wie ein Baum habe ich einen Stamm. Wo bin ich? Strömt die Kraft in meinem Stamm? Was gibt mir Kraft, Festigkeit und Stärke? Was kann ich tragen und ertragen? Wo speichere ich mein Leben ab. Welche Menschen fallen mir ein, wenn ich den Stamm und an die Rinde denke? Ich verbinde oben und unten, die Kraft des Himmels und die Kraft der Erde.

Wie ein Baum habe ich eine Krone. Wo will ich hin? Wonach streckt sich mein Haupt? Grünt und blüht mein Dasein? Kann ich mich ausbreiten? Trage ich eine Krone und Früchte? Welche Menschen fallen mir ein, wenn ich an die Äste, Blätter und Früchte denke? Mein Haupt reckt sich gen Himmel. Ich lasse mir von oben her Kraft des Himmels zuströmen.

So bin ich wie ein Baum tief verwurzelt in Himmel und Erde, in irdischem Grund und in himmlischem Grund, ausgestreckt zwischen Himmel und Erde, in Gott und mit Gott verbunden, brauche nichts tun, brauche mich nicht bewegen, kann sein und schweigen.

Beim Prophet Jeremia heißt es: „Gott spricht: Segen soll über jeden kommen, der allein auf mich sein Vertrauen setzt. Er ist wie ein Baum, der am Wasser steht und seine Wurzeln zum Bach hin ausstreckt.“

Allein auf Gott sein Vertrauen setzen - das heißt, dass das Vertrauen zu Gott über allem stehen soll. Es ist das Beste, was wir tun können, wenn wir Gott vertrauen, wenn wir uns ihm anvertrauen mit allem, was uns bewegt und umtreibt.

Auf so einem Vertrauen ruht Segen. Da mag es kommen, wie es kommt. Da mag passieren, was will. Wer Gott vertraut, wird Segen erfahren.

Wer Gott vertraut - und hier wird nun ein wunderbares Bild gebraucht - ist wie ein Baum. Stellen Sie sich einen Baum vor, wie er so dasteht, in gleicher Weise mit der Erde wie mit dem Himmel verbunden, im Himmel wie auf der Erde zu Hause.

Er hat in seinen Ästen Wurzeln, die in den Himmel gehen. Und mit seinen Erdwurzeln reicht er weit in die Erde. Verwurzelt in der Erde und verwurzelt im Himmel.

So ein Baum könnte nicht sein, wenn er nicht seine Wurzeln in beide Richtungen ausbilden würde. Er braucht die Kraft der Erde und die Kraft des Himmels, um leben zu können.

Er braucht Wurzeln im Himmel, um empfänglich zu sein für all die Kräfte, die ihm von oben, von Gott her zuströmen. Und er braucht Wurzeln tief in dieser Welt, um tief verwurzelt standfest den Stürmen des Lebens trotzen zu können und um sich die Kräfte der Erde zuströmen zu lassen, die er zum Leben braucht.

Wie ein Baum seine Wurzeln nach oben und unten ausstreckt, um leben zu können, so muss sich der Mensch nach Gott ausstrecken, der ihn trägt und zieht.

Der Mensch wie ein Baum. Ein Gleichnis, das viele Gedanken freisetzt, denen man für sich und in Ruhe nachgehen kann. Wer auf Gott baut, wer sich nach Gott ausstreckt, der wird leben, der wird haben, was zum Leben notwendig ist. „Gott spricht: 'Segen soll über jeden kommen, der allein auf mich sein Vertrauen setzt. Er ist wie ein Baum, der am Wasser steht und seine Wurzeln zum Bach hin ausstreckt.',,

„Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir werd ein guter Baum, und laß mich Wurzel treiben. Verleihe, dass zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben.“ (EG Lied 503 V.14)

Stell dir vor, du wärest ein Baum. Am Anfang ganz klein, erste zarte Wurzeln im Erdreich, ein erster kleiner Trieb gen Himmel. Und immer mehr und mehr Wurzeln und Triebe, Verwurzelungen und Verzweigungen ohne Ende und so dem Himmel und der Erde immer mehr verbunden. Dicke Wurzelstränge bis tief hinab ins Dunkel, ganze Äste hoch hinaus ins Licht. Gut gewässert und belüftet, vom Wind bewegt und von der Erde gehalten. Wachsen und immer weiter wachsen, nach oben, nach unten, größer werden und Widrigkeiten trotzen. Ausgestreckt zwischen Himmel und Erde, groß und stark, voller Kraft und Leben. Einfach wunderbar, Baum zu sein, tief verwurzelt oben und unten, in Himmel und Erde, in irdischem und himmlischem Grund. Und weiter, immer weiter wachsen, in die Höhe und in die Tiefe, Jahr um Jahr, Kraft speichern, grünen und blühen, Früchte tragen. Und später dann alt und älter werden, dem Kreislauf des Lebens folgend Erde werden. Bis dahin aber leben wie ein Baum tief verwurzelt in Himmel und Erde, eins nicht ohne das andere.

Bethlehemlicht

Predigt zur Lichterkirche am 2. Dezember 2007

Wir halten jetzt so ein Licht in der Hand. Nicht nur eine einfache Kerze. Es ist ein Friedenslicht aus Bethlehem. Man erkennt es an dem Aufdruck.

Man sieht ein Licht, das in einer Krippe steht – so ähnlich, wie bei uns hier vor dem Altar. Die Krippe ist noch leer. Aber ein Licht steht darin.

Ohne große Erklärungen wird deutlich: Dies Licht steht für Christus, der von sich sagte: „Ich bin das Licht der Welt.“

Von diesem Licht hat sich vorhin das Licht ausgebreitet, bis es schließlich auch zu uns kam. Und nun sind wir Lichtträger. Wie viele andere auch. Und nicht nur hier.

Jahr um Jahr wird das Friedenslicht aus Bethlehem von vielen jungen Menschen sichtbar und unsichtbar in alle Welt getragen. Das ist gut so.

Und auch wir singen Jahr um Jahr: „Tragt in die Welt nun ein Licht.“ Und das tun wir dann auch. Wir tragen von diesem Licht etwas in unsere Welt.

Aber hat sich die Welt dadurch verändert, dass dies Licht, das Friedenslicht aus Bethlehem Jahr um Jahr in die Welt getragen wird?

Hat sich bei denen etwas verändert, die das Licht getragen haben? Und hat sich bei denen etwas verändert, zu denen es getragen wurde?

Sicher: Es hat sich manches getan. Allein die Tatsache, dass so viele mitmachen.

Und doch ist die Frage: Wie tief ist das Licht angekommen, bei denen, die es trugen, bei denen, die es bekamen? Und bei uns? Wie tief ist es bei uns angekommen? So tief, dass es uns nachweislich, für andere sichtbar und für spürbar verwandelt hat?

Es gibt eine Geschichte von Selma Lagerlöff. Sie heißt „Die Lichtflamme." Sie handelt von einem, der das Licht aus Bethlehem über Tausende von Kilometern nach Hause trägt. Während er mit seinem Licht von Bethlehem nach Hause unterwegs war, hat es ihm geleuchtet. Während er es bei sich hatte, hat es ihn auf andere Gedanken gebracht. Während er es nach Hause brachte, hat es ihn gewärmt. Während er es nach Hause brachte, hat es ihn verändert. Während er es nach Hause brachte, hat er es mit anderen geteilt.

Ja: Es hat Raniero, so hieß dieser Lichtträger, verwandelt. Er war je länger desto mehr nicht nur äußerlich der Träger des Lichtes, sondern auch innerlich. Je länger er mit dem Licht unterwegs war, desto mehr veränderte es ihn. Er wurde ein anderer.

Das wünsche ich uns und allen, die mit diesem Licht in Berührung kommen auch. Ich wünsche uns ähnliche Erfahrungen mit diesem Licht. Es möge unsere Sehnsucht nach Frieden stillen. Es möge uns den Weg weisen. Und es möge uns so verändern, damit wir für andere wie dies Licht sein können.

Denn nur so, indem wir uns diesem Licht immer wieder aussetzen, uns immer wieder damit befassen, nur so, indem wir sein Licht in uns aufnehmen und es bei uns hier drin ankommen lassen, kann es uns verwandeln und bei uns zum Zug kommen.

Nur so - durch uns hindurch – kann es auch zu den anderen kommen. Nur so tragen wir das Licht und die Hoffnung auf Frieden nicht in nur uns, sondern auch zu den anderen weiter. Nur so - als selbst vom Licht und Frieden erfüllte Menschen - sind wir in der Lage, das Licht und die Hoffnung auf Frieden an andere weiterzugeben.

So möge Licht und Frieden sein – zunächst einmal in uns selbst. Da fängt es an. Und darüber hinaus in jedem Menschen, in jeder Familie, in jedem Haus, in jeder Gemeinde, in jeder Stadt, in jedem Land, in unserer Welt, eben überall.

Möge jedes Licht, das weitergeben wird, dazu beitragen, dass es in unserer Welt ein Stückweit heller wird und die Hoffnung auf Frieden nicht erlischt.

Brücke

Predigt zum Gesangbuchlied 534 am 23. November 1997

Den ganzen November über werden wir in besonderer Weise immer wieder an das Sterben und den Tod erinnert. Und heute am Ewigkeitssonntag gedenken wir derer, die im vergangenen Jahr verstorben sind, und derer, die wir in den Jahren davor verloren haben.

Natürlich schwingt bei unseren Überlegungen nicht nur die Erinnerung an die anderen mit, die schon heimgerufen wurden. Wir schauen darüber hinaus mit Sorge in die Zukunft und fragen uns, wer vielleicht der oder die nächste sein wird. Und dann stellt sich natürlich auch immer wieder die Frage: „Wann wird es für mich soweit sein? Wie wird es sein?"

Wir können das alles mit uns selbst abmachen, wie die meisten unserer Zeitgenossen. Wir können das alles aber auch mit anderen oder mit Gott besprechen.

Wo wir es mit Gott besprechen, wo wir also beten, könnte es mit den Worten des 90. Psalms geschehen, wie wir es vorhin getan haben. Es könnten aber auch die Worte des Liedes sein, das wir eben vom Chor gehört haben und dessen Text wir im Gesangbuch unter der Nummer 534 in der Rubrik „Sterben und ewiges Leben" finden.

Ich finde dies Lied so gelungen und seinen Text so Nachdenkens wert, dass ich mit den Worten dieses Liedes meine Predigt gestalten möchte. Wenn Sie Lied 534 aufschlagen, haben Sie den Text vor Augen.

Der Verfasser des Liedes wendet sich zunächst mit einer uns bekannten Redewendung an Gott: „Herr, lehre uns, dass wir sterben müssen." So selbstverständlich, wie dies klingen mag, ist es nicht, die eigene Sterblichkeit zu bedenken.

Wir reden zwar über das Sterben anderer und das Sterben in der Welt. Aber wir tun dabei so, als wenn wir vom Sterben ausgenommen wären. Das eigene Sterben und der eigene Tod kommen nur selten in Betracht. Das Nachdenken über das eigene Sterben kommt meinst zu kurz.

In unserem Lied ist das anders. Da bittet einer geradezu darum, dass Gott ihm hilft und ihn lehrt, das eigene Sterben bedenken zu können, weil er weiß, wie wichtig es ist, um das Leben genießen zu können und um weise zu leben.

Der Verfasser bittet dann, dass Gott uns daran erinnert, dass Brücken brechen werden, denen wir zeitlebens vertrauten, ja vertrauen konnten. Aber angesichts des Todes brechen sie dann doch.

Das ist eine schmerzliche Erfahrung. Es tut weh, zu erleben, wie vieles mit dem Tod abbricht und eben nicht mehr trägt - auch wenn es in der Zeit davor getragen hat.

Da bekommt man es mit der Angst zu tun, weil die Angst in einem aufsteigt. Man fragt sich: Was wird zerbrechen, von dem ich zurzeit einfach nicht vorstellen kann, dass es jemals zerbricht? Was wird der Belastung standhalten?

Sie merken schon: Hier ist nicht von den Brücken die Rede, die wir so oft bewundern. Hier ist von Brücken im übertragenen Sinn die Rede. Die Brücke steht hier als Symbol für etwas Verbindendes.

An welche Brücken denken Sie nun? Was wird zerbrechen? Es könnten Hoffnungen sein, die man gehegt hatte, die unerfüllt bleiben. Es könnten Beziehungen sein, die der Belastung nicht standhalten und zerbrechen. Es könnten falsche Sicherheiten sein, die sich angesichts des Sterbens als nicht tragfähig erweisen. Und dann?

Wie oft sagen wir: „Über diese Brücke geh ich nicht“, weil wir wissen oder ahnen, dass es so nicht geht, dass diese Brücke, um die es geht, nicht halten kann, was sie verspricht.

Um die symbolische Bedeutung einer Brücke noch besser in den Blick zu bekommen, ist es hilfreich, sich eine richtige Brücke vor Augen zu führen.

Was macht eine Brücke zur Brücke? Dass sie etwas überbrückt. Es gibt ja wahre Kunstwerke. Im Grunde sind auch kleine Brücken immer ein Kunstwerk, weil sie es schaffen, etwas zu verbinden und zu überbrücken, wo es keine natürlich Verbindung gibt.

Und wenn nun hier im Zusammenhang mit dem Sterben von einer Brücke die Rede ist, dann ist eine Brücke gemeint, die den Tod überbrückt, die dem Tod standhält, die aus dem Leben hier in das Leben dort führt. Diese Brücke verbindet ein Leben mit einem anderen Leben. Sie verbindet einen Teil der Ewigkeit im Diesseits mit einem anderen Teil der Ewigkeit im Jenseits.

So sollten wir Gott bitten, er möge uns rechtzeitig auf die Brücke hinweisen, die nicht nur aus dem Leben, sondern auch ins Leben führt.

Wenn unser Weg auf einer Wanderung an einen Abgrund führt und wir nicht anhalten können, sondern immer weitergehen müssen, dann

bekommen wir lange vor dem Abgrund schon die Panik, wenn wir nicht wissen, ob und - wenn ja - wie es weitergeht.

So geht es vielen mit dem Tod. Lange bevor es soweit ist, verdirbt die ungeklärte Frage, wie es am Abgrund weitergehen wird, die Freude am Leben, an der weiteren Wanderung.

Wenn man nun wüsste, dass da ein Weg, eine Brücke über den Abgrund führt, könnte man das verbleibende Stück fröhlich seines Weges gehen.

So würde das Wissen um die Brücke über den Tod alles verändern, nicht nur den Blick auf die andere Seite der Schlucht, sondern auch die Gestaltung des verbleibenden Wegstücks vor dem Erreichen der Schlucht.

Nun werden wir im Lied daran erinnert, dass Gott uns so eine Brücke gebaut hat. Und diese Brücke hält, selbst dann, wenn alle anderen Brücken und Verbindungen zerbrechen und abbrechen sollten, von denen man geglaubt hätte, sie würden tragen.

Nun stellt sich die Frage: Was ist mit der Brücke eigentlich gemeint? Denn das bleibt ja offen und wird nicht ausgeführt. Wenn wir in der Bibel nach einer wörtlichen Antwort suchen, werden wir enttäuscht, denn dort taucht das Wort „Brücke“ nicht einmal auf.

Und doch finden wir in der Bibel viele Brücken, die Gott uns baut, Brücken, die unvereinbar Scheinendes miteinander verbinden und uns mancherlei Unzugängliches zugänglich machen.

Für unser Thema heute Morgen ist alles, was im Zusammenhang mit der Auferstehung und einem Leben nach dem Tod gesagt wird, wie der Hinweis auf die Brücke, die uns einlädt, Gott zu vertrauen, dass er uns und unsere Toten genauso wie Christus den Tod überwinden lässt. Ich habe aus einem Film eine Szene vor Augen, wo es darum ging, sich auf eine Brücke zu verlassen, die da sein sollte, aber zunächst unsichtbar war.

Also stellen Sie sich bitte vor: Da steht einer vor einem Abgrund und sieht nichts als den Abgrund. Die in Aussicht gestellte Brücke sieht er jedenfalls nicht. In einer Wegbeschreibung heißt es sehr geheimnisvoll, dass nur der Bestand haben wird, der glaubt, der den Sprung ins Ungewisse wagt.

Weil ihm nichts anderes übrig bleibt, setzt er den Fuß in die Leere des vermeintlichen Abgrunds. Und indem er das tut, ist für seine Augen auf einmal die Brücke sichtbar, die die ganze Zeit unsichtbar da war. In

dem Moment, wo er den Schritt wagte und glaubte, sah er auch, was er glaubte. Es war ein Geschehen. Glauben und Sehen.

Ist es mit dem Sterben und dem Moment des Todes nicht ähnlich? Wir wissen um die Botschaft von der Auferstehung und um das Dasein jenseits des Todes. Und es bleibt uns, wenn uns der Tod ereilt, nichts anderes übrig, als - im Bilde gesprochen - den Fuß auf die nicht sichtbare, aber doch vorhandene Brücke zu setzen. Nur wer glaubt, wird bestehen und sehen, was er glaubte.

Das klingt so einfach und leicht. Aber wer je in seinem Leben vor einem Abgrund stand und über eine Brücke zu gehen hatte, die einen Abgrund überbrückte, der weiß, wie schwer es ist und wie sehr einem selbst dann die Knie zittern können, wenn einem schon viele andere vorgemacht haben, wie man da rüber kommt. Man muss eben selbst den Mut und Glauben aufbringen, um sich auf den Weg zu machten.

Damit wir nun mit unser Angst zurechtkommen, ist es hilfreich, mit den Worten unseres Liedes zu beten: „Herr, sei bei uns, wenn wir sterben müssen, wenn Brücken brechen und wenn wir vergehen."

Und wenn es dann heißt, sei selber die Brücke und lass uns bestehn, dann wird deutlicher, wie das mit der Brücke gemeint ist. Er selbst ist die Brücke. Er selbst legt sich gewissermaßen über den Abgrund. Er hält und trägt uns - was auch geschieht. Im Vergehn glaubend bestehn. So wollen wir ihn bitten: „Sei selber die Brücke und lass uns bestehn."

Christkind auf dem Arm tragen

Heiligabendpredigt 1998

Haben Sie schon einmal für ein bestimmtes Bild einen Rahmen gesucht? Dann werden Sie mir bestätigen können, dass es gar nicht so leicht ist, den passenden Rahmen zu finden. Ein Rahmen ist zu groß, ein anderer zu klein. Und während der eine farblich nicht passt, kann man den nächsten vom Stil her nicht für das Bild nehmen. Nun gut, die Geschmäcker sind verschieden. Und jeder hängt sich die Bilder und die Rahmen in seine Wohnung, die ihm gefallen.

Auch darüber, in welchem Rahmen man Weihnachten feiern sollte, gibt es unterschiedliche Vorstellungen. Die einen lieben es bescheiden, fast spartanisch. Bei anderen muss es üppig, fast überladen sein. Jeder muss für sich die Frage klären, was der Rahmen seiner festlichen Weihnachtsfeier mit der Weihnachtsgeschichte zu tun hat. Deshalb

habe ich diesen Bilderrahmen hier. Er soll für den Rahmen stehen, in dem wir Weihnachten feiern.

Wir verwenden viel Zeit, Kraft und Geld auf alles, was mit dem weihnachtlichen Rahmen zusammenhängt. Welche Geschenke, welches Essen, welche Besuche und Einladungen.

Seltsamerweise tun wir meistens so, als sei das, worum es geht, so klar, dass wir uns darüber keine Gedanken mehr machen bräuchten. Und so kommt es, dass das Bild, die Weihnachtsgeschichte, immer kleiner wird und der Rahmen immer größer wird, bei manchen schon so groß, dass das Weihnachtsbild kaum noch zu sehen ist.

Vielleicht liegt das daran, dass man denkt: Die Weihnachtsgeschichte, die kenne ich schon. Was soll ich mir darüber Gedanken machen. Ist doch klar. Und wenn man sie schon öfter gehört hat, stimmt das ja in gewisser Weise auch. Längst nicht alle, aber immerhin noch sehr viele wissen, warum es Weihnachten ist und was an jenem ersten Heiligen Abend geschah.

Aber all die, die meinen, sie würden die Geschichte schon kennen und da wäre doch nichts Neues zu erwarten, die irren doch gewaltig. Da gibt es immer noch etwas zu entdecken. Und ich bin sicher, Ihnen wird es auch heute nicht anders gehen.

Dass Josef liebevoll mit Maria umging, dass Maria einem wirklich leidtun konnte, dass die Wirtsleute wegen der vielen Leute keine andere Unterkunft als den Stall anzubieten hatten, dass das Kind geboren wurde und dass darüber die Sterne noch ein wenig heller strahlten und sich die Engel des Himmels freuten, dass sich die Hirten und später auch die Weisen zum Kind auf den Weg machten - all das wissen wir.

Und wenn Sie daraufhin das Bild anschauen, das Ihr Liedblatt ziert, dann werden Sie all das darauf wiederfinden. Aber gerade dies Bild sollte uns stutzen lassen. Alles scheint so zu sein, wie wir es gewohnt sind. Nur: Fällt Ihnen denn nichts auf? Schauen Sie sich doch einmal dies Kind an. Wie liegt es denn da?

Wie kann man denn ein Neugeborenes im Winter völlig nackt in einem Stall hinlegen? Ist denn niemand da, der sich um dies Kind kümmert? Alle schauen. Alle scheinen wie versunken. Alle haben die Hände andächtig ineinander gelegt.

Aber niemand kümmert sich ganz praktisch ums Kind. Man würde doch, wenn man könnte, den Hirten und Maria zurufen: Nun deckt doch endlich das Kind zu! Und wo ist eigentlich der Vater? Wo ist Josef?

Was würden Sie denn machen, wenn dies Ihr Kind wäre? ... Sehen Sie: Da braucht man doch nicht lange zu überlegen. Ich würde es schnell in die Tücher einhüllen, damit es ganz warm und eingehüllt liegt. Und dann würde ich doch, wenn das mein Kind wäre, wenn das mein gerade geborener Sohn wäre, dann würde ich ihn doch voller Stolz in den Arm nehmen. Ich würde ihn stundenlang mit meiner Frau ansehen, würde ihn liebevoll wiegen. Na, ich würde halt alles tun, was man so als frischgebackener Vater tut.

Wenn man dann so ein kleines Lebewesen auf dem Arm hat, wenn man es vorsichtig an sich drücken kann, dann tut sich einem doch wie von allein das Wunder des Lebens auf.

So heilig, wie unser Weihnachtsbild auf den ersten Blick wirkt, hat es doch etwas Unwirkliches, etwas geradezu Unmenschliches an sich. Nicht nur Maria, von Josef ganz zu schweigen, sondern auch die Hirten - sie alle gehen auf Abstand.

Ist es das? Sollen wir alle auf Abstand zum Christkind, zum Christus gehen? Wohl kaum. Und doch verhalten wir uns so. Wir betrachten alles aus einem sicheren Abstand.

Wie würden Sie denn die Szene im Stall malen? Wie sieht Ihre Weihnachtsgeschichte aus - mal abgesehen vom Rahmen, den sie Ihrem Weihnachtsbild gegeben haben?

Ich bin bei meinen Überlegungen davon ausgegangen, dass Josef und Maria als frischgebackene Eltern sicher ähnlich empfunden haben werden wie Eltern von heute. Warum sollte es nicht so gewesen sein, wie es eigentlich immer ist, dass die Eltern ihr Kind, Maria und Josef ihren Jesus überglücklich und stolz im Arm gehalten haben.

Und sicher haben Sie ihre Freude mit denen geteilt, die mal reinschauten, haben stolz das Kind gezeigt und es sicher allen auf den Arm gegeben, die es auch mal halten wollten.

Es ist doch etwas ganz anderes, ob man so ein Kind nur von ferne sieht oder ob man es anfassen und begreifen kann, ob man es in den Arm nehmen und liebkosen darf. Und alle, die nicht auf Abstand blieben, werden gespürt haben, dass dies ein besonderes Kind ist. Und genau darum geht es an Weihnachten: Christus nicht nur mit Abstand ansehen, sondern Christus begreifen und in den Arm nehmen.

Martin Luther hat einmal gesagt: Das Christkind will von uns getragen sein, damit wir schließlich sagen können: Dies Kind ist mein. Mit Sätzen wie diesen: „Dies Kind ist mein“ oder „Dies ist mein Kind“ stehen wir

an der Krippe, als wenn wir die Eltern wären, die dies Kind bekommen hätten.

Und so stellt sich uns die Frage, ob wir dies Kind als unser Kind annehmen wollen? Können wir sagen: „Ja, er ist auch mein Kind.“ Dann nehmen wir doch das Kind vom Boden auf und hüllen es ein. Dann halten wir es warm und nehmen es an. Dann sind wir sicher auch bereit, für dies Kind zu sorgen, damit es bei uns groß und kräftig werden kann?

Ich weiß, so zu denken, fällt uns nicht leicht, weil wir uns normalerweise - und das ja völlig zu Recht - versuchen zu verstehen, dass wir Gottes Kinder sind, Kinder unseres himmlischen Vaters. Und das soll auch so bleiben. Wir sind und bleiben Kinder Gottes.

Nur: Ist es nicht von der Heiligen Nacht her möglich, auch einmal darüber nachzudenken, inwiefern das Christkind nicht auch unser Kind ist. Jeder von uns wird sich also fragen müssen: „Ist dies Kind mein Kind?“ Diese Frage wäre der richtige weihnachtliche Rahmen rund um die Weihnachtsgeschichte, ein Rahmen, der das Geschehen der Heiligen Nacht ins rechte Licht setzt.

So lade ich Sie ein, das Christkind wie das eigene Kind anzunehmen, für dies Kind zu sorgen, alles für dies Kind zu tun, dies Kind von ganzem Herzen zu lieben.

Wie? Indem Sie beherzigen, was Ihr Kind als Erwachsener sagte: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich war fremd und ihr habt mich bei euch aufgenommen. Ich war nackt, und ihr habt mir etwas anzuziehen gegeben. Ich war krank, und ihr habt mich versorgt. Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht ... Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder für eine meiner geringsten Schwestern getan habt, das habt ihr für mich getan.“

Corona-Virus und Senfkorn-Glaube

Predigt zu Lukas 17, 5 und Matthäus 17, 20 zur Konfirmation 2020

Habt Ihr ihn schon gesehen? Ich meine den kleinen Punkt hier auf dem Blatt hinter dem Wort Predigt, also den winzigen Punkt, auf den der Pfeil zeigt? Stimmt, kaum zu sehen. Und doch unendlich viel größer als der Corona-Virus...

Was meint Ihr: Wie groß ist der Punkt hier? Etwa so dick wie das Papier. Also 80 Mikrometer. Und wie groß ist der Virus? Viel, viel kleiner. Unglaublich klein. Nur unter dem Mikroskop zu sehen. Obwohl er so

winzig ist, hat er doch eine große Wirkung. Denn so klein, wie er ist, ist er doch hochansteckend.

Wir staunen nicht schlecht, wie ein so kleiner Virus die Welt verändert, die Mächtigen der Welt mittlerweile mehrmals zum Lockdown veranlasst hat und viele Menschen zum Nachdenken oder gar Umdenken gebracht hat. Es ist nach wie vor nicht abzusehen, welche Folgen Covid19 hat und wie lange die Pandemie noch dauern wird.

Mein Einstieg mit diesem winzigen Virus ist nicht nur der nach wie vor aktuellen Lage geschuldet. Für mich gibt es zwischen dem Virus und dem, worum es heute geht, einen Zusammenhang.

Damit der deutlich werden kann, muss ich ein bisschen weiter ausholen. Wir feiern heute, nachdem Ihr Euren Konfer beendet habt, Eure Konfirmation.

Nun ist Konfirmation ein Fremdwort. Es kommt aus dem Lateinischen, genauer gesagt vom lateinischen Wort „confirmare“, was zu Deutsch so viel wie „befestigen“ heißt. Beim Konfer geht es um die Befestigung Eures Glaubens. Und bei der Konfirmation feiert man, dass der Konfer dazu beigetragen hat, dass Euer Glaube befestigt wurde.

Dementsprechend bekennt Ihr mit der ganzen Gemeinde Euren Glauben, zunächst mit Worten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses und dann mit Euren eigenen Worten.

Und dann frage ich Euch: Wollt ihr in Eurem Glauben bleiben und wachsen? Und Ihr werdet antworten: Ja, das wollen wir – mit Gottes Hilfe. Stimmt natürlich. Ohne Gottes Hilfe und Segen könnt ihr nicht glauben, Gott nicht, den anderen nicht und euch selbst auch nicht.

Damit das mit dem Vertrauen und Glauben gelingt, wird Euch der Segen zugesprochen, der Euch vergewissern soll: Gott ist bei Dir und hilft Dir, im Glauben zu bleiben und zu wachsen. Ihr merkt: Ich gehe davon aus, dass Ihr glaubt. Denn sonst wäret Ihr ja auch nicht hier.

Manch einer wird das anders sehen und sich mit Blick auf Euch sagen: Welcher Glauben? Ist da was? Ich seh davon nichts. Manch einer von Euch ist sich selbst nach wie vor nicht ganz sicher. Da sind immer noch viele Fragen offen und ungeklärt. Und das wird so bleiben. Denn es gehört zum Christsein dazu.

Und doch seid ihr hier, wie die Jünger damals bei Jesus waren. Natürlich hätten sie gern wirkungsvoller gebetet, ausdauernder gehofft oder brennender geliebt.

Als die damals merkten, dass es mit ihrem Glauben nicht weit her war, sie aber gern mehr geglaubt hätten, da baten sie Jesus: „Stärke uns

den Glauben.“ Sie hätten – weil es auf das Gleiche raus käme – auch sagen können: „Konfirmiere uns.“ Ihr seht: Ihr befindet Euch mit den Jüngern in bester Gesellschaft.

Und was hat er Ihnen geantwortet? Er sagte: „Wenn ihr Glauben hättet so groß wie ein Senfkorn, wäre euch nichts unmöglich.“

Wir denken bei Senfkörnern natürlich an die kleinen gelben Senfkörner, die wir von eingelegten Gurken kennen. Jesus hatte eine andere Sorte von Senfkörnern vor Augen, die noch viel kleiner waren: den schwarzen Senf. So ein schwarzes Senfkorn ist in etwa so groß wie der Punkt hier auf dem Blatt. Also wirklich ganz klein.

Indem er auf so ein winziges Senfkorn verwies, wollte er zeigen, dass der Glaube keine Frage der Menge oder Größe ist. Es geht nicht darum, wie viel oder wie wenig einer glaubt, ob er einen großen oder kleinen Glauben hat, sondern einzig und allein um die Frage, ob einer überhaupt glaubt. Denn selbst ein kleiner Glaube würde vieles verändern können.

Hier mal eine kleine Geschichte, die Ihr so ähnlich schon im Konfer kennengelernt habt: Ein Junge kam zu einem Weisen und sagte: „Ich möchte gerne dein Schüler werden.“ Da antwortete der Weise: „Gut, das kannst du, aber ich habe eine Bedingung. Du musst mir eine Frage beantworten: Glaubst du an Gott?“ Da wurde der Junge traurig und nachdenklich. Dann sagte er: „Das kann ich eigentlich nicht behaupten.“ Der Weise sagte freundlich: „Gut, wenn du noch nicht an Gott glaubst: Hast du Sehnsucht danach, an ihn zu glauben und ihm zu vertrauen?“ Der Junge überlegte eine Weile und erklärte dann: „Manchmal spüre ich die Sehnsucht danach, ihm vertrauen zu können, sehr deutlich. Aber meistens habe ich so viel zu tun, dass diese Sehnsucht im Alltag untergeht.“ Da zögerte der Weise und sagte dann: „Wenn du die Sehnsucht Gott zu vertrauen nicht so deutlich verspürst, hast du dann Sehnsucht danach, Sehnsucht zu haben, Gott vertrauen zu können?“ Da hellte sich das Gesicht des Jungen auf und er sagte: „Genau das habe ich. Ich sehne mich danach, diese Sehnsucht zu haben, Gott vertrauen zu können.“ Der Weise entgegnete: „Das genügt, du bist auf dem Weg.“

Ihr merkt: Es reicht schon die Sehnsucht danach, Sehnsucht zu haben, glauben und vertrauen zu können. Dann ist man auf dem Weg. Dann hat man Glauben wie ein Senfkorn.

Deshalb war Jesus der Überzeugung: „Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, wird euch nichts unmöglich sein. Selbst wenn euer Glaube nur so klein wie ein Senfkorn ist. Das macht nichts. Selbst so ein

kleiner Glaube ist in seiner Macht unendlich und vermag schon das Unmögliche. Also selbst dann, wenn Euer Glaube ganz klein ist, kann er doch schier Unmögliches schaffen."

Einige von Euch haben das in ihren Briefen an die Patentante und in den Glaubensbekenntnisnissen auch so formuliert, dass sie glauben, dass sie alles schaffen können, wenn sie mit Glauben und Vertrauen dran gehen.

Jesus forderte von den Jüngern also nicht einen großen Glauben, sondern er gab ihnen ein Beispiel, wie etwas durchaus klein anfangen und dann richtig groß werden kann.

Er verglich den Glauben damals mit einem winzigen Senfkorn. Ich vergleiche ihn mit dem Virus. Natürlich: Jeder Vergleich hinkt. Man kann nicht alles eins zu eins übertragen. Es geht nur darum, anschaulich zu machen, wie etwas winzig Kleines eine so überaus große Wirkung haben kann. Das ist der springende Punkt. Nur darum geht es.

Der Glaube soll euch nicht etwa krank machen und das Leben zerstören, wie es der Virus macht, sondern er soll euch stark machen und das Leben fördern.

Manche fragen sich: „Bin ich womöglich gar nicht gläubig, sondern ungläubig, wenn ich nicht so glaube, wie die anderen?" Glaube ich überhaupt.

Mancher könnte sein Gefühl mit einem klassischen Zitat so zum Ausdruck bringen: „Die Worte hör ich wohl. Allein mir fehlt der Glaube."

Was also ist, wenn man zwar glauben möchte, aber nicht glauben kann? Und wer würde das Hin- und Hergerissen Sein zwischen Glauben und Unglauben, Vertrauen und Misstrauen, Gewissheit und Zweifel, Zuversicht und Verzagtheit nicht kennen.

Manchmal hilft es, wenn man ermuntert wird, sein Vertrauen, seinen Glauben nicht aufzugeben. Aber verordnen oder befehlen kann man den Glauben niemandem, eintrichtern und einbläuen schon garnicht. Der Glaube, das Vertrauen muss wachsen, muss sich entwickeln können. Dafür braucht es Räume und Orte, in denen vertrauensvoll miteinander umgegangen wird. Die Gemeinde ist so ein Raum und Ort sein.

Auch wenn wir nicht immer so vertrauen können, wie wir uns das wünschen würden, so gilt doch: Gott vertraut uns und glaubt an uns. Und wir tun gut daran, ihm zu vertrauen und zu glauben.

Da sind nicht nur viele mit uns unterwegs, auch Gott ist mit uns unterwegs. Da sind nicht nur viele uns wohl gesonnene Menschen, die an

uns glauben und uns vertrauen. Auch Gott glaubt an uns und vertraut uns.

Es kam mal einer zu Jesus, der sich seines Glaubens nicht ganz sicher war. Einerseits glaubte er. Andererseits glaubte er nicht. Und so sagte er kurzerhand: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben."

So kann es gehen. Dieser Mensch sagte nicht: „Das kann ich nicht." Nein. Er wollte. Er wollte glauben. Und ihm wurde geholfen, von anderen, von Jesus. Genau wie Petrus, zu dem Jesus sagte: „Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre."

Nicht Euer Glaube an ihn ist entscheidend, sondern sein Glaube an Euch und uns. Wichtig ist, dass er an uns glaubt, dass er uns etwas zutraut. Auch wenn Du nicht immer so glauben kannst, wie Du Dir das vorgestellt hast, so gilt doch: Er glaubt an Dich. Darauf kannst Dich verlassen.

Cross-media

Predigt am 11. Januar 2009

Ich beginne mit meiner Predigt da, wo ich mit meiner Predigt beim Online-Gottesdienst aufgehört habe. Es ging um das Verbundensein im Internet und um das Verbundensein miteinander und mit Gott.

Ich sagte: „Ist es nicht geradezu himmlisch, wenn auf geradezu unsichtbare Weise so viele Menschen im Guten miteinander verbunden sind? Noch besser wäre es natürlich, wenn wir nicht nur miteinander, sondern auch mit Gott verbunden wären."

Ich denke, das kann man sich gar nicht oft genug gegenseitig in Erinnerung bringen. Denn nach wie vor ist es wichtig, miteinander und mit Gott in Verbindung zu bleiben.

Nun hat die kleine Aktion mit den Fäden neben mancherlei Bekanntem auch Neues sichtbar werden lassen. Wir wussten schon: Wir sind miteinander verbunden. Da würde zunächst nur in einer Ecke sichtbar. Dann wurden Menschen eingebunden, die die Verbindungen gebündelt haben. Andere überbrückten große Entfernungen. Und alles ging schließlich über eine gemeinsame Drehscheibe in der Mitte. Und schaut man genau hin, erkennt man, wie die Verbindungen im Kern die Form eines Kreuzes bilden. In der Mitte trifft sich alles, was miteinander verbunden ist.

Nun habe ich mich gefragt – und Sie werden das vermutlich auch tun – wie es denn nun weitergeht bzw. was denn nun heute das Neue ist.

Nach all dem, was Sie bereits gehört haben, ahnen sie es vermutlich schon.

Da wurde aus der guten Nachricht vorgelesen. Da haben Nachrichtensprecher gute und schlechte Nachrichten vorgetragen. Vor allem der Text des letzten Liedes hat das Thema in Worte gefasst: Eine freudige Nachricht breitet sich aus.

Damit sich eine freudige Nachricht ausbreiten kann, braucht es Verbindungen. Ob es nun – wie im Lied – von Mund zu Mund geht oder übers Postnetz oder übers Telefonnetz oder übers Internet – Hauptsache ist doch: Es funktioniert. Hauptsache man erzählt die gute Nachricht weiter von Haus zu Haus.

Und worum handelt es sich nun bei der guten Nachricht. Das wird in dem Text, den wir gesungen haben, ja nicht unbedingt deutlich. Da ist nur die Rede davon, wie sich die gute Nachricht verbreitet, die man ganz offensichtlich gern hört und aufnimmt, um sie dann voller Freude weiterzusagen.

Um was für eine Nachricht handelte es sich nun? Ja, das ist die Frage. Was wäre denn für dich und für Sie eine wirklich gute Nachricht, eine, die einen singen lässt: „Ich lobe meinen Gott von ganzem Herzen."

Diese Frage nach der guten Nachricht würde jede und jeder von uns anders beantworten. Was würdest du sagen? Und Sie?

Ich denke da jetzt an einen Satz, nicht an ein ganzes Buch mit tausenderlei klein gedruckten Erklärungen. Ein Satz, eine gute Nachricht.

Bekommen Sie jetzt um Himmels willen keinen Schreck. Sie müssen hier jetzt Ihre Antwort nicht etwa laut sagen.

Obwohl: Wäre das so schlimm? Wir haben doch sonst auch kein Problem damit, anderen davon zu erzählen, was uns begeistert, was uns fasziniert, was wir toll finden, worüber wir uns freuen. Oder?

Es heißt doch nicht umsonst: „Wes des Herz voll ist, dem läuft der Mund über." Will sagen: Man kann doch gar nicht anders, als es weitersagen, was einen bewegt, wenn man nicht platzen will.

Warum nur tun wir uns offensichtlich so schwer damit, in Sachen „Gute Nachricht" all unsere Verbindungen zu nutzen, um die gute, uns froh machende Nachricht weiterzuerzählen, damit sie auch andere froh machen kann?

Die Bibel ist doch voller guter Nachrichten, so voll, dass manche die ganze Bibel als gute Nachricht bezeichnen. Na gut: Es ist nicht alles gleich gut. Aber ganz viel ist einfach richtig gut.

Ich habe mal ein paar gute Nachrichten, ein paar Worte herausgesucht, die von Gott oder Jesus stammen und die Menschen im Auftrag Gottes anderen gesagt oder aufgeschrieben haben:

Für die, die Angst haben, könnte die gute Nachricht lauten: „Fürchte dich nicht. Du bist mein." oder auch „In der Welt habt ihr Angst. Aber seid getrost: ich habe die Welt überwunden."

Für die, die mit ihrer Schuld nicht fertig werden, könnte die gute Nachricht lauten: „Der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst" oder „Ich verdamme dich nicht".

Für die, die Gott nicht finden können, könnte die gute Nachricht lauten: „Keinem von uns ist Gott fern."

Für die, die sich mutterseelenallein fühlen, könnte die gute Nachricht lauten: „Ich werde dir beistehen. Ich lasse dich nicht im Stich."

Für die, die nicht wissen, wie es weitergehen soll, könnte die gute Nachricht lauten: „Ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und dich bringen an den Ort, den ich für dich bestimmt habe."

Nur ein paar Beispiele für unzählige gute Nachrichten. Die Bibel ist im Grunde voller guter Nachrichten, die Gott in die Welt gesetzt hat, damit sie uns beflügeln und zum Leben helfen. Wie Schätze warten die guten Nachrichten nur darauf, dass sie gehoben werden.

Was sollte uns daran hindern, die Bibel auf ihre guten Nachrichten hin zu befragen. Was sollte uns daran hindern, die guten Nachrichten denen zukommen zu lassen, die diese guten Nachrichten genauso brauchen wie wir selbst?

Die Internetredaktion nutzt dafür das Internet. Die Gemeindebriefredaktion nutzt dafür den Gemeindebrief.

Und was nutzen Sie?

Danke

Predigt zum Erntedankfest 2004

Warum bekam der Sohn vom Vater seinen Unterhalt Tag um Tag ausgezahlt? ... Damit er den Vater nicht vergisst, dem er seinen Lebensunterhalt verdankte. Warum fanden die Israeliten immer nur so viel Essbares, dass es gerade für einen Tag reichte? ... Damit sie Gott nicht vergessen, dem sie ihre Speise verdankten. Aber wird der Sohn dem

Vater täglich dankbar gewesen sein? Und werden die Israeliten Gott täglich dankbar gewesen sein?

Zu Anfang vermutlich ja. Als das Gefühl der Dankbarkeit noch ganz frisch und neu war. Aber wie das so ist. Wenn das ist so ist, gewöhnt man sich dran. Und hat man sich erst daran gewöhnt, kommt einem das Gefühl der Dankbarkeit abhanden. Das ist gar nicht böswillig. Es passiert einfach. Und dann?

Die Geschichte von diesem Vater und seinem Sohn geht nicht näher darauf ein. Sie erzählt nur von der Regelung, mit der der Vater sicherstellen wollte, dass der Sohn auch täglich zum Vater kommt und sich dankbar erweist. Und es läuft ein bisschen auf die Anweisung hinaus: „Sag Danke. Täglich."

Aber wird der Sohn wirklich dankbar gewesen sein, so richtig dankbar, so von innen, so von Herzen dankbar - und das täglich? Wohl kaum. Das Gefühl der Dankbarkeit wurde sicher vom Gefühl der Abhängigkeit überwuchert und verdrängt. Und es ist sicher nicht gut, wenn man Tag um Tag vor Augen geführt bekommt, wie dankbar man doch eigentlich sein könnte bzw. müsste.

Vermutlich hat die neue Regelung den Sohn nicht dankbarer gemacht - so gut sie auch gemeint war. Wie ist das eigentlich bei uns? Uns geht es doch ganz ähnlich. Wir bekommen unser täglich Brot, also das, was wir zum täglichen Leben brauchen. Und wir haben viel mehr als unser täglich Brot. Bei manchen scheint das leider das Gegenteil von Dankbarkeit zu bewirken: Je mehr sie haben, desto undankbarer werden sie.

Das muss natürlich nicht so sein. Und doch: An das, was wir regelmäßig bekommen, gewöhnen wir uns. Und an das, was wir schon immer haben, haben wir uns längst gewöhnt. Denken Sie nur an das Leben, an die Augen, an die Hände und Beine. Man hat sie - ohne dass das ein Gefühl der Dankbarkeit in einem auslösen würde.

Erst wenn das Leben oder die Gesundheit gefährdet ist, ist man dankbar für jeden Tag, den man gesund ist und lebt. Erst wenn man alles verloren hat, ist man dankbar für alles, was man erneut anschaffen kann. Erst wenn man hungert oder durstet, ist man dankbar für das Stück Brot und den Schluck Wasser.

Entsteht die Dankbarkeit in uns denn nur angesichts eines zeitweiligen Mangels, der uns aufrüttelt, der uns vor Augen führt, dass es nicht selbstverständlich ist, dass wir alles haben, was wir zum täglichen Leben brauchen?

Nein. Es geht auch anders. Es kann uns auch so zu Bewusstsein kommen, wie gut es uns geht. Dazu braucht es nur unsere Aufmerksamkeit, die uns zu Bewusstsein bringt, was wir anderen und Gott verdanken.

Wenn es uns glücklicherweise zu Bewusstsein kommt, wem wir etwas verdanken, dann sollten wir dies auch zum Ausdruck bringen, den Menschen gegenüber, denen wir etwas verdanken, oder Gott gegenüber, dem wir alles verdanken. Genau das muss man üben. Genau das kann man kultivieren.

Es kommt ja ganz und gar nicht darauf an, immer an alles zu denken, was wir haben. Es kommt eigentlich nur darauf an, wahrzunehmen, was wir haben. Es kommt nur darauf an, das wir uns die Zeit nehmen, damit uns bewusst werden kann, wie reich beschenkt wir sind.

Nicht reich zu sein, ist das Geheimnis des Glücklichseins, sondern Sich beschenkt zu sehen. Sich beschenkt zu sehen ist das Geheimnis der Glücklichen.

Herdmanns Krippenspiel

Predigt Heiligabend 2012

Einige befürchteten damals, die Herdmanns würden alles verderben. Die würden doch nie und nimmer ein richtiges Krippenspiel hinbekommen. Da konnte man doch schon während der Vorbereitung sehen.

Und es sollte sich bewahrheiten. Es war kein Krippenspiel im klassischen Sinn. Und doch: Es war nicht nur anders, sondern sogar besser. Es war lustiger, überraschender und lebhafter. Nicht ganz so heilig, dafür näher an der Realität.

Und das lag eindeutig an den Herdmanns, die einfach sich selber spielten. Und das tat ihrem Krippenspiel gut, dass sie gar nicht erst versuchten, Heilige zu spielen.

Aber wenn man es recht bedenkt: Schon in Bethlehem war alles anders, als es zu erwarten war: Der große Gott war sich nicht zu schade ist, sich in ganz irdische Verhältnisse zu begeben. Der Messias kam nicht in einem Palast zur Welt, sondern in einem einfachen Stall.

Maria und Josef waren einfache Leute. Mit Blick auf die Schwangerschaft von Maria blieben jede Menge Fragen offen. Und dann hochschwanger diese beschwerliche Reise. Und als Obdachlose sind sie

froh, dass sie dann doch noch ein Dach über dem Kopf haben in jener Nacht, auch wenn es Dach eines Stalls ist.

Und dann erst die Hirten, nicht gerade die allerfeinste Gesellschaft, Menschen eben, die heute bestimmt nicht den Weg zur Kirche gefunden hätten. Aber gerade sie sind die ersten, die über das Wunder der Weihnacht aufgeklärt werden und sich auf den Weg zur Krippe machen.

Und – last but not least – die Sterndeuter, die sich auf eine lange Reise machen, um einem neugeborenen König zu huldigen, nur weil das mit seiner Geburt ihrer Meinung nach in den Sternen stand. Und was finden sie vor? Ein Kind in ärmlichsten Verhältnissen.

Ja, mit den Erwartungen ist das so eine Sache. Besonders zu Weihnachten. Da sind die Erwartungen der Menschen besonders groß: Kinder sehen in freudiger Erwartung der Bescherung entgegen. Eltern hoffen, dass der Weihnachtsbaum stehen bleibt und es keinen Streit gibt. Großeltern wünschen sich einen ruhigen und besinnlichen Abend im Kreise der Familie. Alleinstehende hoffen, den Abend irgendwie heil zu überstehen. Und alle Welt wünscht sich Frieden.

Und wie ist das mit Ihren und Euren Erwartungen? Darauf gibt es hier im Raum mancherlei Antworten. Daraus ergäbe sich ein langes Gespräch.

Und die Herdmanns? Hat das Krippenspiel mit den Herdmanns Ihren Erwartungen entsprochen? Ich hoffe mal, dass es den meisten hier ganz gut gefallen hat, gerade weil es nicht nur in einer fernen Zeit, sondern auch in unserer Welt mit ihren Problemen spielt.

Mit ihrer ganz eigenen Art haben die Herdmanns gut rübergebracht, worum es geht, sodass vermutlich auch viele von Ihnen sagen werden, dass das mal was anderes, was Besonderes war.

Nur: Was war das Besondere? Da ist zum einen Hedwig, die den Verkündigungsengel spielt. Sie versteht, dass es sich um eine überaus wichtige Botschaft handelt und unterstreicht das auf ihre Weise. Der zentralen Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ stellt sie noch ein „Hey“ voran. Klingt unverdächtig.

Und doch: Dieses „Hey!“ soll wachrütteln! Sie sagt das so, als wollte sie damit sagen: „Was ist los mit dir? Lässt dich das gleichgültig? Das darf doch nicht wahr sein! Du tust so, als hätte das alles nichts mit Dir zu tun. Aber das Kind ist doch für dich geboren. Verstehst du das denn nicht!“

Sie verhindert, dass man es einfach so zur Kenntnis nimmt, ohne dass es wirklich bei einem ankommt und etwas bewirken kann. Sie hat ja Recht: Frohe Weihnachten kann es doch nur da werden, wo man begreift, was es mit diesem Kind auf sich hat und dass es auch wegen uns in die Welt kam. Ich schließe mich gern dem Weckruf von Hedwig an: „Hey, denk noch mal drüber nach.“

Kommen wir zu Maria. Was wäre ein Krippenspiel ohne Maria. Eugenia, die die Maria spielt, verteidigt ihr Kind – selbst gegenüber ihrem Josef, den sie anfährt: „Lass deine dreckigen Pfoten von meinem Baby!“

Vermutlich hat die echte Maria es ja so nicht gesagt. Aber eines wird doch an dem, was Eugenia sagt, deutlich. Eugenia hat verstanden: Jesus ist mein, mein Jesus, mein Kind, für das ich zu sorgen habe. Auf den pass ich auf.

Und Eugenia kann überhaupt nicht verstehen, dass es für dieses Kind offenbar keinen Platz in dieser Welt gegeben hatte: „Wie, nicht mal Platz für Jesus?“

Damit stellt sich die Frage, ob das denn heute so anders ist, inwiefern er denn heute Platz gefunden hat – bei uns, in unserem Leben, in unserem Herzen, in unserem Denken und Tun?

Und dann sind da noch die Weisen. Ausgerechnet die Herdmanns, sie, die Bösen, wollen die Guten sein und sich für das Gute einsetzen. Dass sie dem Herodes, der dem kleinen Jesus ans Leben will, am liebsten eins auf die Nase gehauen hätten, spricht für ihr Mitgefühl.

Und dann bringen sie dieses wirklich bemerkenswerte Geschenk mit. die Salami, die sie selbst zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten, für die, die wenig haben und eben auch Hunger haben in dieser Nacht in Bethlehem.

Und damit erinnern sie uns daran, dass Weihnachten nicht nur das Fest der Geschenke ist, die wir bekommen, sondern auch das Fest der Geschenke, die wir machen. Jesus, der uns durch sein Kommen beschenkt hat, ist es wert, auch von uns beschenkt zu werden. Fragt sich nur: Womit? Was könnten wir ihm schenken?

In dem bekannten Lied „Ich steh an deiner Krippen hier“ ist davon die Rede, was wir Jesus schenken können: „Ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben. Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn, Herz, Seel und Mut, nimm alles hin und lass dir’s wohlgefallen.“

Alles in allem stellt uns gerade dieses Krippenspiel mit den Herdmanns vor die Frage, ob wir die Weihnachtsgeschichte nicht oft viel zu verklärt sehen und ob wir sie dadurch nicht zu einer geradezu mär-

chenhaften Geschichte gemacht haben, die mit der Realität von damals und der Wirklichkeit von heute kaum noch etwas zu tun hat.

Solche wie die Herdmanns wissen, dass es im normalen Leben nur selten vorkommt, dass da einer ist, der mich meint und zu mir kommt, der sich mir schenkt.

Aber genau das ist passiert: Gott kam auf die Erde, weil er sich für uns, für mich und dich interessierte. Ihm müssen wir nichts vormachen. Er weiß, wie es um uns steht. Er weiß, was wir brauchen, und dass wir uns nach einem sehnen, auf den wir uns verlassen können. Der will er sein.

Das macht mein und dein Leben nicht zum Paradies, aber schenkt uns etwas vom Glanz seiner himmlischen Herrlichkeit. Wir sollten die alte Weihnachtsgeschichte nicht zu sehr verklären, sondern ernst nehmen.

Könnte nicht genau das Eugenia durch den Sinn gegangen sein, als sie einfach da saß und still vor sich hin weinte? Gerade sie, die schlimme und schreckliche Eugenia rührte das alles so an, dass sie weinte. Lassen wir die Weihnachtsgeschichte doch auch so dicht an uns ran.

Denn genau darum geht es, dass wir uns dem Wunder der Weihnacht öffnen, damit es uns tief drinnen berührt. Und wer dann feuchte Augen bekommt, braucht sich seiner Tränen nicht zu schämen. Ganz im Gegenteil.

Himmel

Predigt zum Genesis 28, 12 u.a. am 19. Juni 2005

Ja, manchmal träumt man. Und für einen Moment ist einem, als sei man im Himmel, als hätte man den Himmel auf Erden. Äußerlich muss es einem dabei gar nicht himmlisch gehen.

So ist es jedenfalls Jakob ergangen. Ihm ging es gar nicht gut. Er war auf der Flucht. Wie ein Obdachloser schlief er unter freiem Himmel. Und da hatte er diesen Traum.

Jakob erlebte etwas Traumhaftes, etwas traumhaft Schönes. Ihm stand wahrhaftig der Himmel offen. Träumte er? Oder war ihm nur, als wenn er träumte. Aber selbst dann, wenn das Ganze nur ein Traum war: Was besagte das schon über die Wirklichkeit dessen, was er da träumte?

Eine ihm sonst unsichtbare Wirklichkeit wurde ihm im Traum sichtbar. Es war, als wenn ihm der Schleier weggezogen wäre, der sonst

über allem lag. Er bekam freie Sicht, ja so etwas wie den Durchblick auf das, was auch sonst da ist, allerdings nur eben unsichtbar.

Und tatsächlich: Es gab eine Verbindung zwischen Himmel und Erde, die die sichtbare und die unsichtbare, die irdische und die himmlische Welt Gottes miteinander verbindet.

Und er sah die Engel, die für uns normalerweise unsichtbaren göttlichen Mächte und Kräfte. Er sah, wie sie sich auf der Leiter rauf und runter bewegten, um Botschaften hin- und herzutragen. Und dann hörte er den Allmächtigen.

Aber wie das so ist, wenn man einen schönen Traum hat: Kaum wird man sich dessen bewusst, wacht man auf und alles ist vorbei. Und man könnte heulen: Kein Gott. Keine Verbindung zwischen Himmel und Erde. Kein Engel. Und leider auch kein offener Himmel - jedenfalls nicht zu sehen.

Sicher wird sich Jakob gewünscht haben, dies wieder und wieder erleben zu können. Hat er aber nicht. Die raue Wirklichkeit und der graue Alltag hatten ihn wieder. Und doch wird er immer wieder an diesen Traum gedacht haben. In gewisser Weise wird er ihn immer wieder geträumt haben.

Und wir tun es auch. Wir träumen wie er davon, dass der Himmel offen ist, dass er sich für uns öffnet, dass wir einen Einblick bekommen in Gottes gegenwärtige, aber unseren Augen normalerweise verborgene Welt.

Und das ist gut so, dass wir davon träumen. Denn Träume sind keine Schäume, wie manche sagen. Ein Traum ist viel mehr als nichts und vermittelt eine Ahnung von etwas, was immerhin schon denkbar ist. Insofern ist das Erträumte in gewisser Weise auch schon Wirklichkeit, eben Traumwirklichkeit.

Den Traum, den Himmel über uns offen zu sehen, sollten wir auf gar keinen Fall aufgeben. Denn es ist uns geradezu versprochen, dass wir den Himmel offen sehen. Das hängt mit Jesus zusammen.

Als Jesus getauft wurde, öffnete sich der Himmel. Das kam bei ihm offensichtlich öfter vor. Und immer wieder hat er vom Reich Gottes bzw. vom Reich der Himmel gesprochen.

Und die, die von ihm das Beten lernen wollten, hat er aufgefordert, sich an den Vater in den Himmeln zu wenden. Sie haben richtig gehört: in den Himmeln. So heißt es im „Vater unser“ wörtlich übersetzt. Da ist tatsächlich von Himmeln die Rede.

In der Bibel nichts Ungewöhnliches. Die Bibel weiß um mehrere Himmel. Schon im 1. Buch der Könige 8,27 heißt es: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich, Gott, nicht fassen“

Damit weiß die Bibel mehr, als manche Wissenschaftler ihr zutrauen würden. Sie weiß, dass es nicht nur einen Himmel, nicht nur einen Sternenhimmel, nicht nur ein Universum gibt, sondern viele, viele Himmel, bzw. viele Welten, Sphären oder Dimensionen - wie wir sagen würden.

Christus selbst schaute oft gen Himmel, als wollte er sehen, wie sich der göttliche Himmel öffnet, wie es zu einer Art Durchbruch der Himmel in unsere Welt kommt und wie sich das, was die Himmel Gottes erfüllt, über die Erde ergießt.

Das mag für diejenigen unter uns fremd klingen, für die der Himmel bisher nur im Zusammenhang mit einem Dasein nach dem Tod bedeutsam war. Sie haben Recht. Davon ist in der Bibel immer wieder die Rede.

Aber für Christus war der Himmel, waren die Himmel nicht auf die jenseitige Welt beschränkt. Ganz und gar nicht: Das Reich der Himmel war in seiner Vorstellung etwas im Diesseits Erfahrbares.

Deshalb sagte er denen, die ihm zuhörten: „Stellt euch darauf ein, dass das Reich der Himmel zum Greifen nahe ist.“ Er selbst jedenfalls lebte im Bewusstsein des Himmels auf Erden. Für ihn war der Himmel auf Erden eine Wirklichkeit, bei der es nur darauf ankam, sie auch wahrzunehmen.

Deshalb war er geradezu überzeugt davon, dass nicht nur er, sondern auch die, die zu ihm gehörten, den Himmel offen sehen können. In Johannes 1,51 verspricht er: „Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren.“

Es ist also möglich, durch all das hindurch zu blicken, was uns normalerweise umgibt. Es ist möglich, einen Blick auf das zu werfen, was an göttlicher Wirklichkeit in unserem alltäglichen Leben verborgen ist. Es ist möglich, wie Jakob zu hören und zu spüren, wie Gott sagt: „Ich bin mit dir.“

Das ist immer und überall möglich. Denn das zeigt die Geschichte von Jakob ja wie kaum ein andere: Er hatte träumend eine sonst verborgene, aber immer vorhandene Wirklichkeit erlebt. Und das gerade da, wo er es am wenigsten erwartet hätte. Gerade als er nicht damit rechnete, dass Gott sich als gegenwärtig erweist, wurde er von der Gegenwart Gottes überrascht.

Es ist, als würde uns Jakobs Traum ein Fenster auf stoßen. Es ist, als würde sich uns damit die Möglichkeit eröffnen, auch unseren Alltag auf die darin verborgene göttliche Wirklichkeit zu durchschauen.

Eine Frau sagte mal: 'Da steckt doch Gott dahinter.' Sie meinte ganz offensichtlich, was sie sagte. Das heißt doch: Ihr ist in gewisser Weise das, was sie umgab, durchsichtig geworden auf das, was hinter und in allem verborgen steckt: Gott selbst.

Diese Frau hatte ihr alltägliches Leben als einen Ort entdeckt, wo sie Gott begegnet war. Es wäre geradezu himmlisch, wenn auch unser Blick immer wieder durchs Alltägliche hindurch auf Gottes Gegenwart in allem fallen würde.

Wenn wir in unseren Alltag genauer schauten, was ist und was dahinter steckt, könnte es sein, dass wir wie Jakob oder die Frau ein ums andere Mal feststellen können: „Auch hier ist nichts anderes als ein Tor des Himmels.“

Diese Erfahrung, dass Gott gegenwärtig ist, ist nicht an besondere heilige Orte gebunden. Jeder Ort kann zum Tor in jene andere Wirklichkeit werden.

Wenn nun Jesus davon spricht, dass er seinen Jüngern die Schlüssel des Himmelreichs (Matthäus 16, 19) geben will, dann sollte uns das aufhorchen lassen.

Denn das würde doch mit Blick auf das eben Ausgeführte heißen, dass er es uns ermöglicht, uns selbst und anderen eben dies Reich der Himmel aufzuschließen.

Ist das nicht wunderbar? Wir haben diese Schlüssel. Benutzen wir sie doch - für uns, füreinander, für andere. Erschließen wir gegenseitig den Himmel, die göttliche Wirklichkeit mitten in unserm alltäglichen Leben.

Das Kind im Herzen

Predigt zu Gesangbuchlied 24 am 10. Dezember 2017

Martin Luther hat die ersten fünf Strophen seines Liedes „Vom Himmel hoch“ 1535 aus der Perspektive eines Engels gedichtet, der die Weihnachtsgeschichte erzählt. Als wenn er den Engel in wörtlicher Rede wiedergeben würde, setzt er die ersten fünf Strophen in Anführungszeichen.

Die Weihnachtsgeschichte haben wir schon oft gehört. Aber so, aus dem Munde eines Engels, der vom Himmel hoch daher kommt, noch nicht...

Luther vergegenwärtigt die Geschichte bzw. die Mär, wie er hier sagt, nicht nur. Er ergänzt sie auch durch theologische Zusätze, die das Weihnachtsgeschehen in seinem Sinne deuten.

Dass Neugeborene klein und zerbrechlich sind, ihr Anblick aber die Älteren erfreut, das ist allen klar. Wenn Luther hier aber extra betont, dass dieses Kind unser Freud und Wonne sein soll, so ist das wie ein Vorzeichen, unter dem alles steht bzw. stehen soll.

Und nicht nur das. Es geht nicht nur um Freude und Seligkeit. Es geht um das Ende aller Not. Er macht alles heil, was kaputt ist. Schließlich ist er der Heiland, der heilt, der heil macht, was Schaden genommen hat oder zerstört wurde. Darüber kann man doch nur staunen.

Dem muss man auf den Grund gehen. Und so beschreiben die folgenden Strophen, wie Luther sich das vorstellt, wie er sich auf den Weg macht. Man hat Eindruck, da spräche einer, der einerseits mit den Hirten in den Stall geht und andererseits auch uns und alle einlädt mitzukommen...

Luther weiß, dass man sich auf die Geschichte einlassen muss, dass man im Bilde gesprochen mit den Hirten reingehen muss, dass man in die Geschichte eintauchen, das Heu und die Tiere riechen muss. Nur so bekommt man Tuchfühlung zu dem, was da geschieht.

Die eigentliche Bescherung findet seiner Meinung nach nicht unter Weihnachtsbaum statt, sondern im Stall. Gott beschert uns seinen lieben Sohn.

Luther kannte die Weihnachtsgeschichte. Und wir kennen sie auch. Wenn man etwas gut kennt, besteht immer die Gefahr, dass man zur Tagesordnung übergeht, ohne mit dem Geheimnis der Weihnacht in Berührung gekommen zu sein.

Deshalb ermahnt sich Luther: „Merk auf, mein Herz, und sieh dorthin.“ Das klingt sehr innig. Es geht nicht darum, physisch anwesend zu sein. Auch nicht darum, die Geschichte als Information zur Kenntnis zu nehmen. Nein. Es geht darum, sich das alles zu Herzen zu nehmen, es an sich heranzulassen.

Und das macht Luther. Er liebkost das Kind in der Krippe mit Worten nach allen Regeln der Kunst. Manch einer mag es kitschig, zu kitschig finden, wie er da redet. Andere verstehen, dass Luther hier wie ein Verliebter spricht, wenn er z.B. den harten, schmutzigen Futtertrog

Krippelein nennt und von Kindelein und Jesulein spricht. Er will nicht kühl und sachlich sein, sondern seinem Entzücken Ausdruck verleihen.

Entscheidend ist dann ohnehin, sich wie er dem Geschehen im Stall zu öffnen: Sei mir willkommen. Luther hat für sich verstanden, dass dies Kind nicht einfach nur zur Welt gekommen ist, sondern dass es zu ihm kommen wollte – wie zu jedem von uns.

Er fühlt sich geehrt. Und er ist von Herzen dankbar. Verdient hat er es nicht. Das weiß er. Zu sehr fühlt er sich als Sünder. Er hätte verstanden, wenn dies Kind einen Bogen um ihn und sein Elend machen würde.

Hat es aber nicht. Im Gegenteil: Der Schöpfer aller Ding macht sich ganz klein, um ihm und uns allen ganz nah zu sein.

Manche sprechen in diesem Zusammenhang vom heruntergekommenen Gott. Um unsertwillen ist er bis zur Unkenntlichkeit heruntergekommen und hat sich auf Heu gebettet.

In Strophe 12 tut Luther so, als sei das Ganze für den Moment eine Sache zwischen ihm persönlich und dem himmlischen Vater. Er ist der Meinung, Gott habe ihm, gerade ihm die Wahrheit über das Geheimnis der Weihnacht offenbaren wollen.

Mit Strophe 13 zieht Luther in gewisser Weise persönliche Konsequenzen. Er bittet das Kind, dass es nicht nur zu ihm kommt, sondern in ihm wohnt, mehr noch, ihn als Bettlein nimmt. In seinem Herzen möge es Platz finden und ruhen. Und so sieht er das Kind nicht in der Krippe, sondern in seinem Herzen.

Eigentlich ist ja schon das Herz als Mitte, als Zentrum des Menschen gedacht. Aber er meint, dass da im Herzen, im Zentrum noch etwas ist, so etwas Ähnliches wie das Allerheiligste. Er spricht von seines Herzens Schrein, also von der Schatzkammer seines Herzens.

Genau da soll es seinen Platz finden und ruhen. Genau da sieht er es. Genau da spricht er es voller Liebe an. Genau da bewegt er es wie in einer Wiege hin und her.

Dieses Kind ist ein Schatz von unvorstellbaren Wert, den man sich sichern muss. Und nachdem er sich das vergegenwärtigt und in Worte gefasst hat, kann er nur noch eins: Singen und Springen vor Freude.

Bleibt uns nur, wie er Gott zu danken und zu ehren für dieses wundervolle Weihnachtsgeschenk. Freuen wir uns daran!

Ich steh an deiner Krippen hier

Predigt zu Gesangbuchlied 37 am 24. Dezember 2004

„Bin ich Jesus?“ Nein. Auch der Engel bin ich nicht, der die frohe Botschaft brachte, dass Jesus geboren war. Ich bin weder Maria noch Josef, weder einer von den Hirten noch einer von den Weisen. Und genauso wenig bin ich ein Arbeitsloser oder Flüchtling, ein Hungernder oder Einsamer. Ich bin weder ein Kind, noch ein wirklich junger Mensch, noch ein wirklich alter Mensch.

Und doch: Ich stand mit all diesen Menschen an der Krippe. Sie alle hatten ihre Geschichte mit dem Heiland, selbst Maria, die von sich sagte, dass er ihr vorübergehend ganz fremd wurde, bis sie begriff: Er ist auch mein Heiland. Jeder Mensch braucht ihn, die ganz unten wie die einfachen Hirten und die ganz oben, wie die Weisen. Auch Josef, der weit davon entfernt war, alles an ihm zu verstehen, kam doch zu dem Schluss: An ihm kommt keiner vorbei.

Das war damals bei den Menschen rund um die Krippe in Bethlehem so. Und das ist noch heute so, für uns Menschen dieser Zeit, die wir nach Leben und Geborgenheit hungern, die wir uns oft wertlos fühlen und einsam sind. Und unabhängig davon, wie alt wir sind, wünschen wir uns doch wie die Kinder von anderen geliebt zu werden und wie die Jugend eine lebenswerte Zukunft zu haben und wie die Alten zufrieden auf unser Leben zurückblicken zu können.

Und wir? Wie ist es mit uns, die wir jetzt in gewisser Weise ja auch an der Krippe stehen. Wie geht es uns mit dem, der von den Propheten angesagt und von Maria zur Welt gebracht wurde, der von Engeln besungen und von den Hirten verkündet wurde? Wie geht es uns selbst mit dem, an dem sich seit jeher die Geister schieden, von den einen geliebt und verehrt, von den anderen belächelt und abgelehnt? Wie geht es uns mit dem, der schließlich gekreuzigt wurde und zu neuem Leben auferstand? Was würden Sie von sich und über ihn sagen, wenn Sie jetzt an seiner Krippe stehen würden? ...

Das ist gar nicht so leicht. Wir wollen uns dabei helfen lassen von Paul Gerhardt, der eines der schönsten Weihnachtslieder geschrieben hat: „Ich steh an deiner Krippen hier, o Jesu, du mein Leben. Ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben. Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn, Herz, Seel und Mut, nimm alles hin und lass dir's wohlgefallen.“

Da steht jemand in aller Bescheidenheit an der Krippe. Einfach so. Er steht und schaut auf das kleine Kind in der Krippe. Er lächelt ihm zu. Und er hat den Eindruck, als würde es ihn auch anlächeln.

Und wie er so dasteht, dieser Mensch, vergisst er Zeit und Stunde und alles um sich her. Es gibt nur noch ihn und das Christuskind. Wie sie sich so anschauen und zulächeln, kommt er ins Nachdenken. Er besinnt sich darauf, was ihm dieses Kind bedeutet und welche Geschichte ihn mit diesem Kind verbindet.

Was da beschrieben wird, klingt sehr zärtlich, geradezu liebevoll, als würde eine Mutter gedankenversunken über der Wiege ihres Kindes das geliebte Kind betrachten.

Für Paul Gerhardt ist das alles nicht nur eine Frage des Gefühls. Das auch. Aber eben nicht nur. Für ihn handelt es sich bei dem Menschenkind in der Krippe nicht nur um das liebe Jesulein, sondern um „Jesus, du mein Leben.“

Er sieht also sich und sein Leben in direkter Beziehung zum Leben Jesu. Ohne Jesus gibt es für ihn kein Leben. Nur mit Jesus kann und will er leben. Dieser Jesus ist sein Leben, sein ein und alles. „Jesus, du mein Leben.“

Ihm ist bewusst, dass er sich selbst und alles, was er ist und hat, ihm verdankt. Er hat erkannt, dass ihm Christus nicht dies und das zuteilwerden ließ, sondern sich selbst. Das kann er nicht fassen. Das kann er nicht genug bestaunen.

So will er seinerseits nicht dies und das als Weihnachtsgeschenk an die Krippe legen. Nein: Nimm alles hin. Nimm mich hin. Mich selbst mit allem, was ich bin und habe. Dir biete ich mich an. Ich bin dein.

Hier geht es also nicht nur um das Christkind. Hier geht es um den Christus, der wohl als kleines Kind geboren wurde, der aber Herr der Welt war und ist und sein wird.

In Strophe 3 wird dann das ganze Ausmaß dessen deutlich, was sich in seinem Leben durch Christus verändert hat: „Ich lag in tiefster Todesnacht, du warest meine Sonne, die Sonne, die mir zugebracht Licht, Leben, Freud und Wonne. O Sonne, die das werte Licht des Glaubens in mir zugericht', wie schön sind deine Strahlen.“

Paul Gerhardt kommt in den Sinn, wie dunkel es um ihn und in ihm war. Dunkel, kalt, trostlos, ja tot war sein Leben. Aber als ihm dieses Kind geboren wurde, als er das mit Christus für sich verstand, da ging ihm ein Licht auf, da veränderte sich sein ganzes Leben. Das war wie ein Sonnenaufgang nach tiefster Todesnacht.

Kein Wunder, dass er dies Wunder, das ihm da zuteilwurde, bestaunt und besingt: „Ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen. Und weil ich nun nicht weiter kann, bleib ich anbetend stehen. O dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel ein weites Meer, dass ich dich möchte fassen!“

Geradezu mystisch will er sich öffnen, will groß und weit werden, will wie ein weites Meer sein, um alles aufnehmen zu können. Keine Spur von Weihnachtsmüdigkeit.

Ganz im Gegenteil. Er steigert sich mehr und mehr. Er kann sich nicht satt sehen. Und immer wieder und immer mehr schaut und schaut er Christus an. Und immer tiefer erschließt sich seinem Schauen das Geheimnis der Menschwerdung Gottes.

Wie angewurzelt, wie gebannt bleibt er anbetend vor der Krippe stehen. Er kann und will auch nichts anderes, als einfach da stehen und schauen.

Sie merken schon. Dieses Lied ist nicht nur ein Lied. Es ist eine Liebeserklärung. Hier spricht einer, der dahingeschmolzen ist. Und es ist eine Einladung. Die Einladung lautet: „Komm, stell dich neben mich an die Krippe. Schau. Ja, sieh doch, sieh doch nur.“

Ich habe eingangs schon einmal gefragt: Was würden Sie sagen, wenn Sie jetzt an seiner Krippe stehen würden?... Vielleicht könnten es ja auch die Worte des Zwiegesprächs mit dem Kind in der Krippe sein:

„Nun ist es Weihnachten, und ich bin müde. Ich hatte so viel zu arbeiten und musste so viel besorgen für das Fest. Da ist mir, als ob das Kind sagte: „Gut, dass du es mir sagst. Ich bin für die Mühseligen und Beladenen, für die Abgekämpften da.“

Ich spreche weiter: „Ich weiß, dass du die Hauptsache an Weihnachten bist. Darum schmerzt mich, dass ich in diesen Wochen so wenig an dich gedacht habe.“

Das Kind antwortet: „So hast du doch auch dieses Jahr wieder gehört, dass ich für dich geboren wurde.“

Ich sagte: „Es ist alles tot in mir. Als Kind konnte ich mich an Weihnachten noch freuen.“

Es antwortet: „So musst du in deinem Herzen wieder ein Kind werden. Bleib ein wenig bei mir und begreife, dass eben deshalb dein Herr ein Kind wurde.“

Ich spreche weiter: „Ich habe dir nichts schenken können. Ich weiß auch nicht, wie man das macht. Was gebe ich dir?“

Das Kind antwortet: „Du weißt, wie wenig Liebe oft bei solchen Geschenken ist. Hast du denn ein wenig Liebe für mich?“

Ich bekenne: „Ich habe keine großen Gefühle für dich. Ich weiß nur eins - und ich weiß nicht, ob das Liebe ist - ich brauche dich trotz allem.“

Da spricht das Kind: „Ich nehme das an, als ob du mir etwas sehr Liebes gesagt hättest, denn dass du mich brauchst, das ist genug.“

O Heiliger Geist

Predigt zum Gesangbuchlied EG 130 zum Pfingstfest 1996

Sie haben eben die Melodie zu dem bekannten Pfingstlied „O Heiliger Geist, kehr bei uns ein“ gehört. Dieses Lied will ich nun Strophe für Strophe mit Ihnen bedenken und singen.

Wir beginnen und singen die 1. Strophe. Wie ein Gast möge der Heilige Geist, Gottes guter Geist bei uns einkehren. Für ihn soll nicht nur das Gästezimmer und die gute Stube zur Verfügung stehen. Nein. Lass uns deine Wohnung sein. Der Heilige Geist möge sich innen drin überall ausbreiten. Wie ein Geruch, wie ein Ton möge er bis in die hinterste Ecke vordringen.

Im Lied wird der Heilige Geist als Herzenssonne und als Himmelslicht bezeichnet. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sehr wir vom Licht der Sonne leben, dann ist deutlich, wie sehr wir auch vom Heiligen Geist leben, unserer Herzenssonne, also der Sonne für unser Innenleben.

Wie Blätter das Sonnenlicht aufnehmen können, so können wir das Licht dieser Herzenssonne aufnehmen. Und es kann uns nur recht sein, wenn dies Leben spendende Licht uns kräftig durchleuchtet und erwärmt.

Und das es dabei nicht um eine Pflichtübung geht, machen die sich anschließenden Worte mehr als deutlich: Sonne, Wonne, himmlisch Leben. Das klingt himmlisch schön.

Und so etwas Schönes ist es, was uns der Heilige Geist zuströmt - wenn wir wollen, d.h. wenn wir darum bitten bzw. beten, wie es uns nahegelegt ist. Und dementsprechend schließt diese erste Strophe mit der Beschreibung der logischen Konsequenz des Gesagten. Zu dir kommen wir mit der Bitte „O Heiliger Geist, kehr bei uns ein“.

Wir singen die noch einmal die erste und dann gleich hinterher die Zweite Strophe. Nach dem Bild von der Herzenssonne taucht nun ein neues Bild auf. Der Heilige Geist als Quelle. Man sieht es geradezu vor sich, wie sich das Wasser einer Quelle in einen kleinen Flusslauf ergießt. Genauso strömt der Heilige Geist denen Weisheit und Trost zu, die dafür offen sind.

Auch hier: Wasser, das sich in einen Hohlraum ergießt, füllt alles aus. Jeder Freiraum wird gefüllt. Das Bestehende wird eingetaucht und durchflutet. Wo der Heilige Geist uns so durchflutet, da kommt es zu Veränderungen, z.B. zur Einigkeit im Glauben, da werden wir Gottes Gegenwart erleben und bezeugen können.

Und von daher die Bitte dieser zweiten Strophe: Höre, Heiliger Geist, lehre uns, dass wir uns dir tatsächlich immer wieder mit Herz und Seele ergeben. Es wäre doch wirklich zu schade, wenn der Heilige Geist nicht bewirken könnte, was ihm möglich ist, nur weil er von uns behindert wird.

Wo immer es zu so einer Öffnung gegenüber dem Heiligen Geist kommt, da geschieht es einerseits zum Lob Gottes und andererseits uns zum Wohl, sodass Gott und Mensch etwas davon haben.

Wir singen die noch einmal die zweite und dann gleich hinterher die dritte Strophe. In der dritten Strophe wird der Heilige Geist als Wegbegleiter besungen. Zum einen steht er zu uns, steht er uns bei. Aber damit wir nicht auf unserem Standpunkt versauern, führt er uns weiter, führt er uns einen guten Weg. Natürlich haben wir unsere Vorstellungen und planen unser Leben. Aber wie heißt es doch: Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wenn wir das nicht vergessen, dass wir unseren Weg ja letztlich nicht kennen, bleiben wir vor der Versuchung bewahrt, allzu leicht überheblich zu werden.

Da der Weg nun nicht immer auf der Sonnenseite des Lebens entlang führt, ist die Bitte um Beständigkeit nur allzu verständlich. Aber wie es letztlich auch kommen mag. Gib uns Beständigkeit, heißt es, und laß uns dir treu bleiben. Dann sind wir auf dem richtigen Weg.

Da niemand ohne Enttäuschungen und Verletzungen durchs Leben kommt, werden diejenigen dem Heiligen Geist besonders ans Herz gelegt, die Leid tragen, sich aber danach sehnen, sich dem Wirken des Heiligen Geistes aussetzen zu können, damit wieder heil werden kann, was Schaden genommen hat.

Wir singen die noch einmal die dritte und dann gleich hinterher die vierte Strophe. Zunächst wird an das heilende Wirken des Heiligen Geistes angeknüpft. Der Heilige Geist heiligt und heilt. Heil und Heilung liegen dicht beieinander. So wird der Heilige Geist in dieser Strophe mit einem Heilmittel verglichen. Von seiner Balsamkraft ist die Rede. Nun ist die heilende Wirkung des Heiligen Geistes nicht auf körperliche Not beschränkt. Es gibt auch ein innerlich heil sein.

Wer nun durch den Heiligen Geist innerlich heil ist, der steht wie unter einem Schutzschirm - ein weiteres Bild. In seinem Einflussbereich, unter seinem Schutz ist es möglich, selbst feindlichen Angriffen freundlich zu begegnen und nicht etwa Böses mit Bösem zu vergelten. Und es stimmt ja: Nur durch Freundlichkeit kann der Teufelskreis körperlicher und psychischer Gewalt durchbrochen bzw. überwunden werden.

Wo die von außen zugefügten Wunden und Verletzungen durch die Balsamskraft des heiligen, heilenden Geistes geheilt werden, ist es nicht mehr nötig, Vergeltung zu üben. Da wird man frei, Unglück zu überwinden.

Wir singen die noch einmal die vierte und dann gleich hinterher die fünfte Strophe. Noch ein neues Bild für das Wirken des Heiligen Geistes: „O starker Fels“ Auf ihn können wir bauen. Er gibt uns Halt. Bei ihm, dem göttlichen Fels in der Brandung des alltäglichen Lebens, können wir Ruhe finden.

Und wenn darum gebeten wird, dass uns sein Wort im Herzen brennt, dann taucht damit das Bild des Feuers auf. Der Heilige Geist möge uns begeistern, so sehr, dass wir Feuer und Flamme sind, dass wir brennen vor Begeisterung. Vom Lied her wird deutlich, dass es letztlich die Liebe ist, die uns entzündet, die den Funken überspringen lässt, die uns brennen lässt. Und von dieser Liebe möge uns nichts trennen.

Am Ende dieser Strophe wird noch einmal festgehalten, dass es Güte ist, was uns vom Heiligen Geist zufließt. Und unsere Welt braucht Güte, vor allem in dieser Zeit, in der viel zu oft egoistisch an sich selbst gedacht wird, in der man vergisst, gütig, also gut zueinander zu sein, wie Gott gütig bzw. gut zu uns ist.

Nur in dieser Strophe ist von Christus direkt die Rede. Das Wirken des Heiligen Geistes zielt demnach darauf ab, dass wir Jesus Christus wirklich als unseren Heiland erkennen. Denn er kann ja nur dann Heiland der Welt sein, wenn wir ihn unseren Heiland sein lassen.

Wir singen die noch einmal die fünfte und dann gleich hinterher die sechste Strophe. Wie der Regen die Erde befeuchtet und fruchtbar macht, so möge der Heilige Geist als der Himmelstau in unsere Herzen kommen und unser Leben fruchtbar machen, indem er uns Gottes Liebe groß werden lässt, damit nichts anders als die Liebe unser Miteinander bestimmt.

Wo wir ehrlich und selbstkritisch unseren Umgang miteinander betrachten, werden wir wissen, wie sehr wir das brauchen. Also: Kein Neid, kein Streit soll unser Miteinander trüben, sondern Friede und Liebe mögen all unser Tun und Denken bestimmen. Darin erweist sich die Wirksamkeit des Heiligen Geistes unter uns.

Weil aber auch hier kein Meister vom Himmel fällt, selbst dann nicht, wenn der Heilige Geist um Hilfe gebeten wird, ist davon die Rede, dass unser Sinn sich darin üben möge, alles in Liebe geschehen zu lassen. Übung macht den Meister. All unser Sinnen und Trachten soll darauf gerichtet sein.

Wir singen die noch einmal die sechste und dann gleich hinterher die letzte Strophe. Dass wir das allein nicht schaffen, ist immer wieder angeklungen. Wir brauchen Hilfe. So endet dieses wunderbare Lied mit einer großen Bitte: Nicht nur zu Pfingsten möge uns der Heilige Geist erleuchten und bewegen, sondern alle Tage, unser ganzes Leben.

Deshalb - so heißt es - möge der Heilige Geist unseres Geistes Stärke sein, auf dass wir unsererseits unsere Möglichkeiten nutzen und uns der Heilige Geist seinerseits in all unserem Tun und Mühen noch weitere Möglichkeiten eröffnet, die wir uns selbst nicht erschließen können.

Wie es sich für die letzte Strophe gehört, führt sie unser Denken über das irdische Leben hinaus, das unser alltägliches Geschehen bestimmt, indem unser Blick auf die Ewigkeit gerichtet wird.

Es ist das Leben hier, so schön es sein kann, nicht alles. Und deshalb: Lenke unseren Blick über das hinaus, was wir normalerweise vor Augen haben. Denn uns ist der Himmel versprochen.

Ein wunderbares Lied, das uns auf vielerlei Weise das Wirken des Heiligen Geistes vor Augen führt. Man kommt sich vor, wie neugeboren, wie eingetaucht in die Sphäre des Heiligen Geistes. Das tut einfach gut.

Von daher würde es sich nahelegen, wie heute Morgen immer wieder einmal in dies Lied einzutauchen, um sich erfrischen zu lassen. Amen.

Ich möchte‘, dass einer mit mir geht

Predigt zum Gesangbuchlied EG 209 am 1. März 2020

Sie ahnen schon: Heute soll es wohl um das Lied gehen, das wir gerade gesungen haben. Richtig.

In der 1. Strophe heißt es: Ich möcht', dass einer mit mir geht, der's Leben kennt, der mich versteht, der mich zu allen Zeiten kann geleiten. Ich möcht', dass einer mit mir geht.

Wer könnte diesen Wunsch nicht verstehen? Wer hätte nicht gern so einen Menschen an seiner Seite, der es gut mit einem meint? Und wenn das dann auch noch ein Mensch wäre, der lebenserfahren, ja weise ist, der sich auskennt – ja das wäre doch perfekt.

Und wenn dieser Mensch nicht nur das Leben kennt, sondern auch noch mich versteht und meine Gefühlswelt kennt. Ein Mensch, der nicht nur um meine Stärken, sondern auch um meine Schwächen weiß. Ein Mensch, der Freud und Leid mit mir teilt. Ein Mensch, auf den ich mich verlassen kann – immer und überall.

Wohl wahr: Wer so einen Menschen an seiner Seite hat, der einem beisteht, der hinter einem steht, der zu einem steht, der einen immer und überallhin begleitet, der hat wirklich Glück. Das wäre doch wie ein Sechser im Lotto.

Ich hoffe, Sie haben wenigstens einen solchen Menschen an Ihrer Seite, in Ihrer Nähe. Vielleicht die Mutter oder der Vater oder eins der Kinder. Vielleicht der Großvater oder die Großmutter. Vielleicht Tante oder Onkel, Bruder oder Schwester, Freund oder Freundin, Mann oder Frau.

Wer ganz großes Glück hat, weiß sich von mehreren Menschen in dieser Weise begleitet. Bedauernswert all die Menschen, die sich einsam fühlen, von Gott und aller Welt vergessen und verlassen, die niemanden haben, der mit ihnen geht.

Solchen Menschen wird dieses Lied umso mehr aus dem Herzen sprechen, gerade weil sie sich so sehr nach solch einem Menschen sehnen.

In der 2. Strophe geht es dann um so Momente, wo sich die Spreu vom Weizen trennt, wie man so sagt. Da heißt es: Ich wart', dass einer mit mir geht, der auch im Schweren zu mir steht, der in den dunklen Stunden mir verbunden. Ich wart', dass einer mit mir geht.

Leider ist es ja oft so, dass man gerade in Momenten, in denen man es besonders bräuchte, einen Menschen an seiner Seite zu haben, allein da steht – zumindest gefühlt.

Sicher kennen Sie so Momente, so dunkle Stunden, in denen es einem nicht gut geht. Das kann sehr unterschiedliche Gründe haben, warum man einen Kummer hat, warum es einem schwer ums Herz ist.

Aber keinem bleiben so Momente erspart, in denen man sich ängstet, in denen man sich einfach unwohl fühlt. Wenn man z.B. gesundheitlich angeschlagen ist, wenn man sehr darunter leidet, dass man älter wird, wenn man finanziell in Nöte gerät, wenn es ein Beziehungsproblem womöglich gerade mit dem Menschen gibt, der einem so nahe steht.

Gerade in solchen Momenten, in denen es einem nicht so gut geht, ist es besonders schmerzlich, wenn man niemanden hat, der zu einem steht. Man könnte sagen: Der Schmerz ist doppelt so groß, weil man zum einen etwas Schweres zu erleiden hat und weil man zum anderen niemanden hat, der einem in dieser Not beisteht.

Ich glaube, das ist für uns alle gut nachvollziehbar, dass angesichts des Schweren und Dunklen der Wunsch nach einem Menschen, der mitgeht, intensiver wird. Dann klingt die Bitte „Ich möchte, dass einer mit mir geht“ geradezu flehentlich. Wann, wenn nicht in der Not, braucht man so einen Menschen an seiner Seite, der mitgeht?

Jedem Menschen wäre doch wenigstens ein solcher Mensch zu wünschen, der mitgeht und das schier Unerträgliche durch sein Mitgehen ein wenig erträglicher macht.

Aber was ist, wenn da weit und breit niemand zu sein scheint? Diese Frage scheint Hanns Köbler bewegt zu haben, als er den Text der 3. Strophe formulierte: Es heißt, dass einer mit mir geht, der's Leben kennt, der mich versteht, der mich zu allen Zeiten kann geleiten. Es heißt, dass einer mit mir geht.

Diese Strophe klingt für sich genommen ein wenig geheimnisvoll, weil von einem – offensichtlich besonderen – die Rede ist, dessen Name aber zunächst nicht genannt wird. Das ist wie in Mathe bei einer Gleichung mit einer Unbekannten. Je nachdem, wie dann die Unbekannte aussieht, verändert sich das Ergebnis.

Natürlich könnte es hier um die Hoffnung gehen, dass da allem Anschein zum Trotz doch Menschen sind, die es gut mit uns meinen, die uns helfen, wenn es brenzlig wird. Und die gibt es ja tatsächlich.

Wenn man z.B. im Krankenhaus ist, es einem nicht gut geht, aber sich wie zufällig Bettnachbarn, Pflegekräfte oder Ärzte als solche Menschen

erweisen, die mitgehen, mitleiden und Worte und Gesten finden, die trösten und helfen.

Man ahnt allerdings, dass hier auch von Gott selbst oder seinen Engeln die Rede sein könnte. So verstanden erweitert diese Strophe unseren Horizont. Denn man muss einen, der mitgeht, ja nicht ausschließlich unter uns suchen und finden. Wenn man den Wegbegleiter in Gott oder einem Engel findet würde, wäre man mit seiner Suche in anderer Weise fündig geworden.

Dass Gott mitgeht, dass er uns seine Engel als Wegbegleiter an die Seite stellt, das ist uns in der Bibel ein ums andere Mal bezeugt. Da heißt es z.B. Josua 1, 9: „Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst“ oder Psalm 91, 11: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen“.

Wer sich so begleitet weiß, der kann zuversichtlich auch schwere Wege gehen, ganz im Sinne des 23. Psalms, wo es heißt: „Und ob ich schon wanderte im finstere Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.“

In der letzten Strophe benennt Hanns Köbler, wen er mit seiner Andeutung im Blick hatte: Sie nennen ihn den Herren Christ, der durch den Tod gegangen ist; er will durch Leid und Freuden mich geleiten. Ich möcht', dass er auch mit mir geht.

Es geht ihm also um Christus, dessen Leiden und Sterben wir seit Aschermittwoch während der Passionszeit in besonderer Weise bedenken.

Allerdings führt das Bedenken seines Sterbens und Todes in diesem Lied nicht dazu, in wehmütigem Schmerz zu versinken, sodass man es kaum aushalten kann, was man Christus angetan hat.

Natürlich war das eine Tortur, der er da ausgesetzt war. Er ist nicht nur gestorben, wie wir alle sterben müssen. Nein: Er hat das Sterben durchlitten – und hinter sich gelassen. Er hat den Tod erlitten. Aber er ist nicht im Tod geblieben. Er ist durch den Tod gegangen.

Das Lied bedenkt beides: Karfreitag und Ostern. Der Blick auf Ostern nimmt dem Tod ein Stückweit seinen Schrecken. Der Tod, keine Endstation, nur eine Durchgangsstation.

Weil Christus das Sterben und den Tod schon durchgemacht hat, also hinter sich gelassen hat, was auf uns erst noch zukommt, ist er in der Lage, uns mitsamt unseren Ängsten zu verstehen und zu begleiten.

Aus anderen Zusammenhängen wissen wir doch auch: Wenn man schon mal was Schweres durchmachen musste, dann weiß man, wie das

ist, kann sich hineinversetzen in einen Menschen, der es erst noch vor sich hat bzw. der sich noch mittendrin befindet. So versetzt einen das Schwere, das man durchmachen musste, in die Lage, andere auf ihrem Weg durch das Schwere zu begleiten.

Und Christus hat manches durchmachen, ja durchleiden müssen: Er stieß auf Unverständnis und Ablehnung. Engste Vertraute ließen ihn im Stich. Man verleumdete ihn. Man machte kurzen Prozess mit ihm. Er wurde der Folter ausgesetzt. Und er musste qualvoll sterben.

Ist es da ein Wunder, dass so einer, der das alles erlitten hat, mit denen leidet, die ähnliches erleiden, dass so einer bei denen ist, denen ähnlich Schweres widerfährt.

Wer, wenn nicht er, ist dazu prädestiniert, an der Seite derer zu sein, die Schweres zu ertragen haben.

Besonders tröstlich finde ich an diesem Lied, das es nicht nur das Sterben und Leiden sowie den Tod im Blick hat, sondern auch das Leben und die Freude.

Es heißt im Lied ja: „Er will durch Leid und Freuden mich geleiten." Er ist immer an unserer Seite und will uns immer und überall begleiten, durch Freud und Leid. Ich finde es wunderbar, dass hier beides genannt wird. Denn es gehört doch beides zum Leben - auch in dieser Zeit.

Manchmal hat man ja den Eindruck, man dürfte in dieser Zeit nicht lachen, sich nicht freuen. Damit es dazu nicht kommt, ist es gut, alles im Blick zu haben. Alles hat seine Zeit. Freud und Leid. Tod und Leben. Auch und gerade bei Christus.

Er hat nicht nur gelitten, sondern auch gelebt und sich gefreut. Wie gut, dass er immer und überall hin mitgeht, dass er uns durch Freud und Leid begleitet.

Es wäre schön, Sie könnten sich den Wunsch dieses Liedes zu Eigen machen und mit dem Lied sagen: „Ich möcht', dass er auch mit mir geht."

In diesem Sinne wünsche ich Dir und Ihnen, eben uns allen, dass wir erleben dürfen, wie da Menschen an unserer Seite sind, die es gut mit uns meinen, und dass da Christus, ja Gott selbst an unserer Seite ist, die es gut mit uns meinen und uns begleiten – was auch immer geschieht.

Singet dem Herrn ein neues Lied

Predigt zum Gesangbuchlied EG 287 am 20. April 2008

Dieser Sonntag heißt im Kirchenjahr: Kantate. Zu Deutsch: Singt. Wir werden aufgefordert zu singen. Die Aufforderung ist nötiger denn je. Denn immer mehr Menschen singen nicht mehr, können nicht mehr singen, d.h. sie meinen, sie könnten nicht. Immer mehr Menschen lassen nur noch singen.

Schade eigentlich. Wer nicht singt, beraubt sich selbst. Wer singt, hat mehr vom Leben. Singen fördert die Gesundheit. Singen gibt die Möglichkeit, Stimmungen Ausdruck zu verleihen. Singen verbindet mit denen, die auch singen. Letztlich kann man nicht in Worte fassen, was es heißt zu singen. Das kann man nur erleben. Deshalb: Kantate. Singt.

Für die heutige Predigt habe ich den Text eines Liedes aus dem Gesangbuch ausgesucht. Bitte schlagen Sie das Lied 287 auf: „Singet dem Herrn ein neues Lied." Bevor wir es dann auch singen werden, will ich es mit Ihnen einmal genauer anschauen.

Das Lied beginnt mit dem Kehrvers, der nach jeder Strophe wiederholt wird: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder."

Weil wir uns zunächst nur den Kehrvers auf der Zunge zergehen lassen wollen, ist es gut, ihn uns Stück um Stück, Gedankenschritt um Gedankenschritt anzueignen:

„Singet dem Herrn!" Der Kehrvers grenzt das Thema Singen ein. Es geht nicht um die Gesänge der Fußballfans im Stadion. Es geht auch nicht um die Hits aus den Charts. Es geht um ein Singen, das Gott dem Herrn gewidmet ist. Lieder also, die es im weitesten Sinn mit Gott zu tun haben.

„...ein neues Lied!" Der Kehrvers fordert dazu auf, ihm neue Lieder zu singen. Also nicht nur die alten Lieder. Und nicht nur die Lieder, die andere gemacht haben. Nein, ein neues Lied soll es sein. Und es wäre nicht schlecht, es wäre ein eigenes, ein persönliches Lied. Haben Sie schon einmal ein eigenes Lied gesungen?

Wie, Sie meinen, Sie könnten das nicht? Das sehe ich anders. Also: Sie haben doch sicher schon mal so vor sich hin gesummt oder gepfiffen oder nicht? Und je nach Stimmung war es eine eher melancholische oder mehr fröhliche Melodie. Und wenn man so eine Melodie im Kopf hat und immer wieder summt, dann gehen einem doch manchmal auch noch Gedanken dazu im Kopf herum.

Sehen Sie: Was ist das anders als ein Lied, eben ihr Lied. Es muss ja nicht perfekt sein. Vielleicht besteht es nur aus einem Wort oder einer sich immer wieder wiederholenden Zeile, z.B. „Halleluja“ oder „Schön ist es, auf der Welt zu sein...“

Etwas war besonders schön. Etwas war besonders traurig. Etwas war besonders bewegend. Wes des Herz voll ist, dem läuft der Mund über, der kann ja gar nicht anders als singen: „Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön...“

In unserem Lied wird auch gesagt, was den Sänger singen lässt: „...denn er tut Wunder.“ Tatsächlich. Wenn man’s genauer bedenkt: Er tut Wunder. Sehr große und ganz kleine.

Und damit komme ich zu den 4. Strophen des Liedes. Die 1. Strophe scheint wie ein Blick in die Vergangenheit. Damals, die Bibel hat viele der Wunder und Geschichten festgehalten, hat Gott so gehandelt, wie es hier beschrieben wird: „Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm; der Herr lässt sein Heil verkündigen, er offenbart seine Gerechtigkeit.“

Obwohl: Was hier anklingt, ist nicht nur ein Blick in die Vergangenheit, sondern auch in die Gegenwart. Denn es heißt ja nicht: „Er siegte“, sondern es heißt: „Er siegt.“ Es heißt auch nicht: „Er ließ sein Heil verkündigen“, sondern: „Er lässt sein Heil verkündigen.“ Und er hat nicht nur damals seine Gerechtigkeit offenbart. Nein: Er tut es immer noch.

Und auch wenn es so ist, sieht und spürt und merkt das nicht jeder, sodass er von sich und seinem Leben genau das sagen würde.

Genau dieser Einwand kommt in der 2. Strophe zum Ausdruck, wo es dann heißt: „Du meinst, Gott sei sehr verborgen, seine Macht sei klein und gering? Gott sähe nicht das, was dich bedrückt?“

Paulus Stein, dessen Lied wir gerade bedenken, kennt also diesen Einwand nur zu gut. Von sich kennt er den Einwand, von anderen kennt er den Einwand.

Er kennt die Not, das Elend und die Traurigkeit über das Leid in der Welt und im eigenen Leben, die einen zweifeln, oft schier verzweifeln lassen. Wer würde das nicht von sich kennen?

Aber auch, wenn wir so denken, ändert das doch nichts an der Tatsache, dass er da ist und uns, dich und mich und Sie und eben alle anderen, die darüber nachdenken, bewahrt hat. Denn solange wir leben und

denken können, hat er uns am Leben erhalten und insofern auch bewahrt.

Deshalb die Worte am Ende der 2. Strophe: „Sieh auf dein Leben, er hat dich bewahrt!“ Bei aller Bewahrung, die man schon erfahren durfte, denkt man manchmal mit Bangen an das, was auf einen zukommt:

Die einen fragen sich, wie es wohl in Zukunft mit den Arbeitsplätzen wird. Andere fragen sich, wie das mit ihrer Gesundheit bzw. Krankheit wird. Wieder andere fragen mit Blick auf die große Politik, ob es wohl gelingt, die bestehenden Ungerechtigkeiten in der Welt abzubauen und Konflikte im Großen wie im Kleinen zu entschärfen. Und wenn man sieht, wie sehr das ökologische Gleichgewicht der Schöpfung gefährdet ist, kann es einem auch Angst und Bange werden. Wie also wird es weitergehen? Keiner weiß es.

Wie in der Seelsorge nimmt unser Lied unsere Sorgen und Fragen auf, wenn es in der 3. Strophe heißt: „Du kennst oftmals deinen Weg nicht, und du weißt nicht recht, was du sollst.“

Und dann erleben wir, wie es doch weitergeht, auch da weitergeht, wo wir es nicht vermutet hätten, wo wir dachten, es ist alles aus. „Wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her“ so sagen ja manche.

Aber nicht irgendwoher kommt die Hilfe. Das Lied lässt keinen Zweifel darüber, woher die Hilfe kommt. Es heißt: „Doch da schickt dir Gott die Hilfe zu: den einen Menschen, der dich gut versteht.“

Oft genug kommt uns jemand zu Hilfe, genau im richtigen Augenblick, sagt genau das, was uns weiterhilft, tut das, was uns rettet, bewahrt uns vor der Katastrophe, in die wir ohne ihn hineingeschliddert wären. Und wir wissen und sagen: „Dich schickt der Himmel.“ Also dich schickt Gott. Und mit dir schickt er mir Hilfe. Von ihm kommt die Hilfe. Danke. Ist er nicht ein Wunder, dieser eine Mensch, der dich gut versteht? Und meist sind es ja - Gott sei es gedankt - sogar mehrere Menschen, die uns mehr oder weniger gut verstehen und helfen.

Und dann sind es nicht nur Menschen, die uns Gott zu Hilfe schickt. Er hat viele Wege, uns zu helfen, uns Hilfe zukommen zu lassen. Oft merken wir nicht einmal, wie wir bewahrt und gerettet werden. Ich denke da nur an die eine oder andere brenzlige Situation im Verkehr. Und wenn man bedenkt, wie viele Krankheiten es auf der Welt gibt, vor denen man bewahrt wird, dann kann man sich doch nur wundern. Es ist also keineswegs so, dass es heutzutage keine Wunder mehr gäbe. Ganz im Gegenteil: Es gibt sie. Und das nicht zu knapp. Wir haben al-

lenfalls ein Problem damit, die Wunder auch als solche zu erkennen. Und so endet unser Lied in der 4. Strophe mit den Worten: „Du musst nur zu sehen lernen, wie er dich so väterlich führt; auch heute gibt er dir seine Hand, so greif doch zu und schlage sie nicht aus!“

Es kommt darauf an, dass wir hinschauen, dass wir das Sehen neu lernen: „Du musst nur zu sehen lernen.“ Von daher: Schauen wir mal. Ja, schauen wir mal genauer hin. Was würden wir nicht alles sehen, wenn wir nur genauer hinschauen würden, wenn wir durch das, was wir sehen, hindurchblicken könnten auf den, der hinter allem steht, wenn wir den Durchblick für die Wunder in unserem Leben hätten.

Ich komme zurück auf die Worte des Kehrverses, wo es heißt: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder.“ Wir haben allen Grund voller Dankbarkeit dieses Lied mitzusingen. Vielleicht versuchen Sie es ja doch einmal, für die Melodie ihres Herzens Worte zu finden, die ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringen.

Morgenglanz der Ewigkeit

Predigt zum Gesangbuchlied 450 am 26. November 1995

Man hat sich am Abend mit sehr unruhigen Gedanken und mancherlei Ängsten ins Bett gelegt, konnte kaum einschlafen, wurde in der Nacht von diversen Geräuschen gestört, hat dazu vielleicht noch schlecht geträumt und zwischendrin gedacht: „Ach, wenn diese Nacht doch endlich vorüber wäre.“ Kennen Sie das auch?

Und dann döst man sich mit diesen trüben Gedanken durch die Nacht, bis es draußen dämmert, der Himmel sich färbt und endlich die Sonne aufgeht. Mag der Abend und die Nacht noch so schwer gewesen sein: wenn die Sonne scheint und es Tag geworden ist, dann geht es schon viel besser. Manch Kummer und Sorge sind dann wie weggeblasen. Manchmal kommt es einem so vor, als müsse das, was man erlebt, ein böser Traum sein, von dem man sich wünschte, er wäre bald vorüber.

Und das, was man unter Umständen an Leid erleben muss, ist oft so schrecklich und unwirklich, dass man denkt. „Das kann doch nicht wahr sein.“ Über solchen Tagen dürfte die Sonne nicht aufgehen. Da wäre es besser, es bliebe dunkel. In einem Lied heißt es: „Nun will die Sonn' so hell aufgehn, als sei kein Unglück in der Nacht geschehn. Das Unglück geschah nur mir allein - die Sonne, sie scheint allgemein.“

An solchen Tagen kann man kaum fassen, dass es in der Welt so weitergeht, als sei nichts geschehen, wo doch für einen selbst so schrecklich viel geschehen ist. Gerade wenn man einen Menschen durch den Tod verloren

hat, den man sehr geliebt hat, ist einem, als träumte man schlecht. Und man wünscht sich oft nichts sehnlicher, als Erwachen zu können.

Bei all den Fragen und Gedanken, die aufbrechen, wenn ein uns vertrauter und lieber Mensch von uns geht, steht immer die Frage im Raum: Was ist mit unseren Toten? Gibt es ein Sein nach dem Tod? Und wenn es etwas gibt: Wie wird es sein?

Für viele ist der Tod so etwas wie ein Schlaf, wie ein Schlaf ohne Träume. Manche sehen im Schlaf den kleinen Bruder des Todes. Und tatsächlich: Mancher Tote sieht aus, als schliefe er nur. Und mancher Schlafende liegt im Bett, als wäre er tot.

Diese Vorstellung vom Tod als Schlaf teilen viele Menschen. Sie sind der Meinung: der Tote schläft nur. Er schläft den Todesschlaf. Wie ist das mit dem Ende des normalen Schafes: Man hat ausgeschlafen oder wird geweckt und steht schließlich irgendwann auf.

Nun sagt die christliche Hoffnung: Genauso ist es mit den Toten. Sie werden geweckt. Gott wird sie vom Todesschlaf auferwecken und sie werden aufstehen, auferstehen. Von daher sprechen wir ja von der Auferweckung bzw. der Auferstehung der Toten.

So wünschen wir uns für unsere Toten ein Erwachen jenseits des Todes zu neuem, uns unvorstellbarem Leben. Wir hoffen, dass die Nacht des Todes durch den Morgen der Auferstehung beendet wird.

Wenn ich bei einer Trauerfeier aus der dunklen Friedhofskapelle komme, geht mir all dies oft durch den Sinn. Und wenn draußen die Sonne scheint, werde ich oft an unser Lied erinnert „Morgenglanz der Ewigkeit“.

Denn wie wir nach dem natürlichen Schlaf das Licht der Sonne erblicken, so erblicken wir nach dem Todesschlaf den Morgenglanz der Ewigkeit. Ich lese jetzt einmal den ganzen Text dieses Liedes vor, über das wir dann noch weiter nachdenken wollen...

Wir wollen das Lied als Ganzes genauer anschauen. Warum? Weil es voller Bilder steckt, die gerade angesichts des Todes und der vielen Verstorbenen, an die wir heute denken, sehr tröstlich und wegweisend sein kann.

In verschiedenen Anläufen wird in diesem schönen Lied der Zauber besungen, der jedem Morgen inne wohnt. Wenn es heißt: „Schick uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte und vertreib durch deine Macht unsere Nacht“, dann wird deutlich, wie sehr dies Lied uns abholt in unserer Not, die wir haben, die wir oft genug eben auch mit dem Tod haben.

Für den Dichter des Liedes wird der heraufdämmernde Morgen zum Sinnbild des Neuwerdens. Er führt uns mit seinen Deutungen durch die geheimnisvolle Zeit des Tagesanbruchs:

Vom Weichen der Nacht ist da die Rede, vom Morgentau in der frühsten Stunde, von der Morgenröte und dem sich glutrot vom Horizont aufhebenden Sonnenball, von der aufsteigenden Sonne, die ihre ersten Strahlen aussendet.

Dieses uns immer wieder überwältigende Naturschauspiel wird als Bild verwandt für das, was zwischen uns und Gott sich immer wieder abspielt, wenn es für uns Nacht geworden ist - diesseits oder jenseits des Todes.

Denn Gott ist der Morgenglanz der Ewigkeit. Er ist das Licht der Hoffnung am Horizont unseres Lebens. Und so besingt ihn unser Lied als Licht vom unerschaffenen Lichte. Es besingt ihn als den Aufgang aus der Höhe, der uns leuchten kann mit einem Licht, das nicht von dieser Welt ist.

Und von diesem Licht, das seinen Ursprung in Gott hat, fällt ein neues Licht auf unsere Not, sodass es nicht Nacht bleiben muss. Unsere Nacht muss seiner Macht weichen.

Wo wir uns diesem Licht zuwenden und öffnen, wo er uns - wie es im Lied heißt - seine Strahlen zu Gesichte schickt, da wird es heller in unserem Leben, da wird die Nacht, die uns umfängt, vertrieben, da wird aus Nacht Morgendämmerung.

Darüber hinaus birgt dies die Verheißung in sich, dass dies nur der Anfang ist, dass der Morgendämmerung der neue Tag folgen wird, sodass diese Zeilen voller Hoffnung sind.

Und so ist dieses Lied eine einzige Bitte um Licht und Hilfe, damit unsere Not und Nacht nicht endlos sind, damit wir „recht aufstehn'n" und diesen Tag und unser Leben nicht hinwerfen, sondern getrost in Angriff nehmen.

Ich finde, man kann dieses Lied so richtig aus vollem Herzen mitsingen in der Hoffnung, dass sich seine Güte auch tatsächlich auf uns herabsenkt, wie der Morgentau auf die Schöpfung, auf dass wir von seiner Güte umhüllt und erquickt trotz aller Not getrost unseres Weges gehen können.

Wir wissen, dass auf jede Nacht ein neuer Morgen folgt. Und so geht das Leben weiter - nicht nur für uns, sondern ja auch für die, die uns vorausgegangen sind auf dem Weg in ein Sein bei Gott jenseits des Todes. Denn auch auf die Nacht des Todes folgt ein neuer Morgen, der Morgen der Auferstehung.

Gott ist mit uns und unseren Toten, am Abend des Lebens, in der Nacht des Todes und ganz gewiss an jedem neuen Tag - diesseits und jenseits des Todes.

Engel als Wegbegleiter

Predigt am 28. Januar 2018

Mich begleitet fast 40 Jahren ein wunderbares Bild. Man sieht zwei von hinten. Der eine trägt einen dunklen, der andere einen hellen Mantel. Vielleicht sind es ja auch zwei Frauen. Vielleicht auch ein Mann und eine Frau. Sieht man alles nicht. Man sieht nur, wie zwei so den Arm umeinander legen. Ein wunderbares, ein symbolisches Bild.

Denn: Wer begleitet hier eigentlich wen? Der Helle den Dunklen oder umgekehrt. Sieht man nicht. Das sieht man auch im wirklichen Leben oft nicht. Wer hilft da eigentlich wem? Mal bin ich jemandem Wegbegleiter. Mal ist mir jemand Wegbegleiter. Meistens sind wir einander Wegbegleiter.

Sie kennen das doch auch: Wenn es einem mal nicht so gut geht, wenn man Hilfe braucht, wenn da einer ist, der einem genau im richtigen Moment zur Seite steht, der mitgeht oder eben genau das sagt, was einem im Moment weiterhilft, dann sagt man schon mal: „Dich schickt der Himmel."

Und das ist eine wunderbare Beschreibung für das, was ein Engel ist. Engel sind die, die der Himmel schickt. Engel sind irdische oder himmlische Boten Gottes. Wir haben ja gerade gehört, dass Engel keineswegs Männer mit Flügeln sein müssen.

Wenn es im Psalm 91 heißt: „Denn Gott hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.", dann ist damit ja nicht festgelegt, ob es sich um irdische oder himmlische Boten Gottes handelt.

Nicht wie die Engel aussehen, ist wichtig, sondern dass es sie gibt und dass sie uns sichtbar oder unsichtbar begleiten und - wenn es sein kann – behüten.

In diese Richtung gehen auch Worte des Theologen Dietrich Bonhoeffer, der mit Blick auf die Engel gesagt hat: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist mit uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag." Ich finde diese Vorstellung von Engeln als gute Mächte hilfreich. So kann ich mir die himmlischen Engel schon vorstellen.

Was die irdischen Engel angeht, die uns der Himmel schickt, ist alles viel einfacher. Da habe ich vor Augen, wer mir ein ums andere Mal zum Engel wurde. Es waren die, die mich behüteten und die mich beschützten, die mir geradezu Himmlisches eröffnet haben.

Nicht immer habe ich es gesehen oder mitbekommen, wie mir da einer zum Engel wurde. Muss man ja auch nicht. Ich hoffe mal, dass andere das von mir auch sagen können. Ich finde das wunderbar, das wir das können: ein ums andere Mal einander Engel werden.

So oder so sind uns in vielerlei Hinsicht irdische und himmlische Engel als Wegbegleiter von Gott zur Seite gestellt. Immer und überall dürfen wir uns begleitet und behütet wissen. Es kommt offensichtlich nur darauf an, offen dafür zu sein.

Mögen wir alle miteinander durch die Hilfe unserer Engel gangbare Wege finden und gehen, mögen es Gottes Wege, ja behütete Wege sein, Wege mit Gott und Wege zu Gott. Mögen wir einander Engel sein.

Ich schließe mit einem Gedicht von Reinhard Bäcker, das er mit den Worten „Einen Engel wünsch ich mir“ überschrieben hat.

Einen Engel wünsch ich mir. Gottes Nähe möcht ich spüren.
Guter Engel, komm zu mir, um mich zärtlich zu berühren.
Einen Engel wünsch ich mir, der mir unterwegs begegnet.
Einen Engel wünsch ich mir, der mir hilft und der mich segnet.
Einen Engel wünsch ich mir, der mich anschaut und mir zulacht.
Einen Engel wünsch ich mir, der mich tröstet und mir Mut macht.
Einen Engel wünsch ich mir, der mir zuhört, wenn ich frage.
Einen Engel wünsch ich mir, dass er mir die Wahrheit sage.
Einen Engel wünsch ich mir, um des Nächsten Not zu sehen.
Einen Engel wünsch ich mir, um den Friedensweg zu gehen.
Einen Engel wünsch ich mir, Gott zu loben hier und heute.
Guter Engel, komm zu mir, bring zu mir die Lebensfreude.

Diesen Engel wünsch ich mir und natürlich auch Dir und Euch und Ihnen, Ihnen allen. Amen.

Erntesegen

Predigt zum Erntedankfest 2006

„Erntesegen“. Jahr um Jahr sind wir dankbar, dass es eine Ernte gibt. Gut so. Ich habe nie gehört, dass ein Landwirt darüber geklagt hätte, dass die Ernte zu reich war. Oder haben Sie schon mal gehört, dass sich einer darüber beklagt hätte, dass sein Acker zu viel Weizen oder zu viele Rüben abgeworfen hätte? Wohl kaum.

Das sieht bei manchen Gartenbesitzern schon ganz anders aus. Von denen, die ihr Obst nur herunter fallen lassen, will ich lieber schweigen, um nicht ins Meckern zu geraten. Die sollten sich das mit der Pechmarie noch mal genauer anschauen.

Sprechen wir lieber von uns. Wir sind fleißig. Wir ernten wie die Goldmarie, wenn es an der Zeit ist. Wir wissen uns mit der Ernte beschenkt.

Wenn z.B. unser Wildpflaumenbaum, für den wir nichts tun, jedes zweite Jahr Früchte trägt, dann meist so viel, dass meine Frau zuletzt

nicht mehr weiß, wohin damit. Denn dann hat sie schon unseren Bedarf an Saft und Gelee eingemacht.

Aber weil der Baum dann immer noch voll ist, werden alle Freunde und Bekannten mobilisiert, von denen man vermutet, sie könnten für die Früchte Verwendung haben. Manche sind dankbare Abnehmer. Andere haben schon genug und wissen selbst nicht, wohin mit den eigenen Früchten.

Bei aller Freude über eine reiche Ernte: Es kann auch schon mal zu viel werden, sodass einen die Ernte geradezu erdrückt. Aber umkommen lassen will man ja auch nichts.

Da könnte uns nun die Geschichte von den sieben fetten und den sieben mageren Jahren helfen. Vielleicht braucht man den überreichen Ertrag, um etwas davon einzumachen für die Jahre, in denen es weniger gibt. Vielleicht kann man von seiner überreichen Ernte auch an die etwas abgeben, die nichts oder weniger haben.

Und wenn wir das nicht nur auf uns und die Südstadt beziehen, sondern auf unser Land und die ganze Welt, dann könnte das durchaus ein politisches Konzept sein. Warum sollte der Überfluss bei den einen nicht denen zur Verfügung gestellt werden, die zu wenig haben? Aber das ist heute nicht unser Thema. Uns geht es heute um den Erntesegen.

Nun haben wir schon viel über die Ernte, aber erst wenig über den Segen gehört. Denn nicht umsonst heißt unser Thema eben nicht nur „Ernte“, sondern vollständig „Erntesegen“.

In der Vorbereitung sagte jemand sehr treffend: „So eine überreiche Ernte kann einem in mancherlei Hinsicht schon mal zu viel werden. Aber das mit dem Segen von oben nicht.“ Das fand ich gut. Darauf komme ich dankbar zurück. Wie ist das also mit dem Segen?

Zunächst einmal kann man Segen nicht machen. Man wird gesegnet, von Gott gesegnet, mit einer Ernte gesegnet. Es ist Gottes Segen. Er gibt Wachstum und Gedeihen. Und deshalb kann unser Dank, unser Erntedank, letztlich nur ihm gelten. Ihm verdanken wir unser täglich Brot.

Indem Gott Getreide wachsen lässt, schenkt er uns unser täglich Brot. Indem Gott uns unser täglich Brot gibt und was sonst noch dazu gehört, erhält er uns am Leben. Und so macht er es mit seiner ganzen Schöpfung.

Er segnet also nicht nur die Schöpfung, sodass sie reiche Ernte hervorbringt, sondern durch die Ernte einen jeden und eine jede von uns. Mitsamt der Schöpfung sind wir alle miteinander gesegnet.

Ein Wort, das Gott zu Abraham gesagt hat, passt zu unserem Thema. Es lautet: „Ich will dich segnen – und du sollst ein Segen sein.“ Was bedeutet das mit Blick auf das Thema „Erntesegen“?

Erstens: Wir werden mit der Ernte gesegnet. Wir haben also allen Grund, für die Ernte dankbar zu sein.

Zweitens: Wir sollen und dürfen von dieser Ernte nehmen, was wir zum Leben brauchen.

Drittens: Was wir vom Erntesegen selbst nicht brauchen, können wir an die weitergeben, die es nötig haben. Wenn Gott uns mit mehr beschenkt, als wir für uns verbrauchen können, dann stattet er uns so aus, dass wir anderen etwas davon abgeben können. Deshalb sagt Gott eben nicht nur: „Ich will dich segnen“, sondern: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“

Vermutlich werden Sie mir bisher weitgehend zugestimmt haben. Wenn das der Fall ist, dann gehen Sie bitte auch noch den nächsten Schritt mit mir. Ich verbinde den nächsten Schritt einmal mit dem geflügelten Wort „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“.

Das heißt doch: Selbst ein überreicher Erntesegen ist noch nichts Gutes. Man könnte – wie bereits gesagt - sogar daran ersticken. Der Erntesegen wird erst dadurch zu etwas durch und durch Gutem, dass man ihn nutzt bzw. weitergibt. Und so möge es sein, dass wir den Erntesegen empfangen, davon leben und weitergeben an die, denen wir zum Segen werden können.

Ich schließe mit Gottes Versprechen, dass jedem von uns gilt: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“

Erster sein – dabei sein

Predigt zum Gemeindefest 2006

Wer ist schon mal um die Wette gelaufen? Und: Erster geworden? Wer hat schon mal beim Preisschießen mitgemacht? Und: Den ersten Preis gewonnen? Wer wollte nicht schon mal Erster sein, Bester sein, Schnellster, Klügster, Größter sein? Und: Hat es geklappt?

Ich weiß: Sie alle wollen das nicht. Nein. Sie sind bescheiden. Sie lassen immer die anderen vor. Selbstlos wie Sie sind, lassen Sie immer die anderen gewinnen. Sie nehmen sich immer zurück und stellen sich hinten an.

Stimmt das? Nicht wirklich, oder? Denn – Hand aufs Herz - wer würde von sich sagen wollen: Ich wollte noch nie Erster, Schnellster, Größter, Fleißigster oder Bester sein?

Doch, doch. Wir wollten alle schon einmal. Wir geben es halt nur nicht zu. Als wir Großen jünger waren, so jung wie ihr jetzt, da haben wir uns nicht so geziert. Da haben wir frei heraus gesagt, dass wir natürlich die Besten sein wollen.

Ist das nun schlecht? Nein und Ja. Es ist doch nicht schlecht, wenn man sich anstrengt, wenn man versucht, sein Bestes zu geben, gut zu sein. Und wenn es sich ergibt, dass man dabei sogar Erster wird. Ja, warum denn nicht. So ein bisschen Wettkampf ist auch ganz positiv. Konkurrenz belebt bekanntlich das Geschäft. Man treibt sich gegenseitig zu Höchstleistungen.

Schlecht wird es erst dadurch, dass man nicht nur sein Bestes gibt, sondern versucht, mit allen Mitteln Erster zu werden, koste es, was es wolle. Manche sind bereit, dafür über Leichen zu gehen. Und genau das kann es doch nicht sein.

Ich möchte euch und Ihnen jetzt eine Geschichte aus Kenia vorlesen:

Bei einem landesweiten Sportfest der Gymnasien Kenias fand auch ein Langstreckenlauf für die Mädchen statt. Schon nach wenigen Runden zeichnete sich ab, dass eines der Mädchen unvergleichlich viel schneller war als die Vertreterinnen der anderen Schulen. Leichtfüßig und kraftvoll lief sie den anderen auf und davon.

Die Sportlehrer und Trainer wurden mit jedem Zwischenergebnis aufgeregter. Würde dieses unbekannte Mädchen den Landesrekord überbieten? War dies der Beginn der Karriere eines neuen „Shooting Stars“?

Als die letzte Runde eingeläutet wurde, blickte das junge Mädchen sich um und stellte fest, dass die Kameradinnen ganz weit zurücklagen. Statt zum Endspurt anzusetzen, begann sie auf einmal zu trödeln. Immer langsamer wurden ihre Schritte, der Abstand zu den anderen Läuferinnen schrumpfte von Sekunde zu Sekunde. „Lauf, Mädchen!“ schrien die Trainer. „Lauf!“ Aber sie ließ sich von der nächsten Läuferin einholen, lächelte sie an, und auch diese verlangsamte ihr Tempo. Und so kam es, schließlich, dass am Ende die ganze Mädchengruppe gemeinsam die Ziellinie überquerte.

Die Trainer waren außer sich. „Bist du krank?“ fragten sie. „Nein“, sagte das Mädchen. „Hattest du Muskelkrämpfe?“ „Nein.“ „Du hättest einen neuen Landesrekord erringen können! Du hast das Zeug zu einer

ganz großen Karriere! Warum hast du deinen Sieg verschenkt?“ „Es war so langweilig da vorne“, sagte das Mädchen. „Es macht viel mehr Spaß, gemeinsam mit den anderen zu laufen.“ Da waren die Trainer sprachlos.

Das ist doch eine geradezu unglaubliche Geschichte. Da heißt es immer: Wer das Zeug hat, die Nummer eins zu sein, der soll mit aller Kraft danach streben!

Genau das war der kenianischen Läuferin aber nicht das Wichtigste. Ihr oberstes Ziel war es nicht, zu gewinnen und Erste zu sein. Oberstes Ziel war ihr die Gemeinschaft mit den anderen Läuferinnen, ihren Freudinnen

Ihr Motto war nicht: Ich will Erste sein. Sondern: Ich will dabei sein, mit den anderen zusammen – und Spaß haben.

Nun gab es auch unter den Jüngern Streit darüber, wer denn der Größte sei. Was Jesus dazu sagte, hört sich beinahe wie ein Rätsel an. Seine Antwort lautete: „Wer der Erste sein will, der muss der Letzte von allen werden und allen anderen dienen!“

Tja, wenn das so ist, werden die meisten hier wohl darauf verzichten wollen, Erster zu sein. Vielleicht ist es besser, zweiter oder dritter zu sein.

Aber man ahnt es schon. Das kann nun wirklich nicht des Rätsels Lösung sein. Warum nicht? Weil man dann, um zweiter zu sein, auch erst zweitletzter werden müsste, und um dritten zu sein eben drittletzter usw. Also auch nicht so gut.

Aber wie denn dann. Ich sage mal: Polonaise. Das mein Versuch einer Antwort. Was ist so besonderes an einer Polonaise?... Ganz einfach. Niemand ist immer nur erster. Und niemand ist immer nur letzter. Alle kommen mal dran, alle sind mal Erster, alle sind mal Letzter – und das alles ohne Krampf. Es ist wie ein Spiel.

Und wer nicht bereit ist, sich hinten anzustellen, wer nicht bereit ist, auch mal Letzter zu sein, kann niemals erster werden.

Das ist ja das Tolle an einer Polonaise. Die Letzten werden die Ersten sein. Wer eben noch Letzter war, wird gleich Erster sein. Und wer dann die anderen nicht auch mal Erster sein lässt, der wird auch selbst nicht mehr Erster sein können. So ist das eben.

Wer sich hinten anstellen kann, wer sich – im Fußball würde man sagen – mannschaftsdienlich verhält, der kann ein ganz Großer sein.

So soll es in der Gemeinde sein: Jeder soll sein Bestes geben, ohne unbedingt Erster sein zu wollen. Jeder soll seine besten Gaben und Leistungen bringen, ohne die erste Geige spielen zu wollen.

Und wem es gelingt, sich zurückzunehmen, wer sich in der Gemeinde mit seinen Gaben nicht in der Vordergrund drängt, um groß raus zukommen, sondern sich einbringt und sein Bestes zum Wohle aller gibt, dem werden wir als einem wahrhaft Großen gern mit Achtung begegnen.

So lade ich euch und Sie alle im übertragenen Sinn zu so etwas wie einer Polonaise ein. Denn es geht nicht darum, Erster zu sein, sondern darum, dabei zu sein und mit den anderen Spaß zu haben.

Fehlschuss

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2010

Zu einem richtigen Volks- und Schützenfest gehört doch, dass geschossen wird. Ich habe es dieser Tage auch versucht - allerdings nur mit sehr mäßigem Erfolg.

Einen Schuss links daneben, einen Schuss rechts daneben, einer ging auch in die Wand, und ab und zu gelang es auch die 10 anzukratzen. Aber berauschend war das mit den Teilern nicht.

Macht nichts. Dabei sein ist alles. Und die Hauptsache ist doch, dass es Spaß gemacht hat - und das hat es. Es hat doch was: der Schießstand, die Scheibe, das Blei - und dann anlegen, Luft anhalten, zielen und schießen.

Und weil nicht jeder Schuss ein Volltreffer sein kann, muss man es eben immer wieder versuchen. Manchmal geht es ganz gut. Und dann geht wieder alles daneben.

Wo ich so über das Schießen nachgedacht habe, wurde mir deutlich, dass man ja nur in den seltensten Fällen genau ins Schwarze trifft. Der Normalfall ist doch der, dass man mehr oder weniger daneben schießt, dass man sein Ziel verfehlt.

Das müsste doch eigentlich frustrierend sein. Ist es aber nicht. Ganz im Gegenteil. Es spornt einen an. Und so versucht man ein ums andere Mal, dem Ziel so nahe wie möglich zu kommen. Man kann es ja immer wieder versuchen.

Warum ich hier im Rahmen der Andacht vom Schießen rede? - Weil für mich das mit dem Schießen zu einem Gleichnis für unser Leben geworden ist. Ist es nicht immer wieder so, dass wir Ziele vor Augen haben, dass wir versuchen ins Schwarze zu treffen? Wir wünschen uns, dass unser Leben ein Volltreffer wird.

Aber wie beim Schießen müssen wir ein ums andere Mal feststellen, dass wir mal mehr und mal weniger daneben liegen. Es waren beim Lotto mal wieder nicht sechs, sondern nur 3 Richtige. Man hatte sich vorgenommen, ganz ruhig zu bleiben. Und dann verlor man doch die Geduld. Man wollte nie mehr schlecht über andere reden. Und dann war da dies Gespräch. Man wollte... aber so 100% klappte es nur selten.

Auch wenn es natürlich immer mehr oder weniger frustrierend ist, immer wieder sein Ziel zu verfehlen, gibt man doch nicht auf, sondern versucht es immer wieder.

Es kommt offensichtlich darauf an, wie beim Schießen nicht aufzugeben, sondern immer wieder neu den Versuch zu wagen, das gesteckte Ziel zu erreichen. Es kommt nicht darauf an, wie oft man daneben geschossen hat. Es kommt darauf an, dass man dran bleibt, dass man sich immer wieder neu am Ziel ausrichtet. Die Zielstrebigkeit ist entscheidend.

Aber was hilft alle Zielstrebigkeit, wenn man zielstrebig das falsche Ziel anvisiert? Es kommt also nicht nur darauf an, seine Ziele zielstrebig anzuvisieren, sondern es kommt auch darauf an, zu überdenken, was man anvisiert.

Welche Ziele haben Sie vor Augen? Denken Sie jetzt bitte nicht nur an die kurzfristigen und mittelfristigen Ziele, die jeder Mensch hat ... als da wären Gesundheit, Zufriedenheit, Frieden, Wohlergehen....

Versuchen Sie über diese Ziele hinausgehend das eine Ziel in den Blick zu bekommen, auf das Ihr ganzes Leben abzielt. Denken sie einmal langfristig. Welchen Sinn und welches Ziel hat also Ihr Leben? Was haben Sie da als Ziel im Blick? Sind Sie dabei, sich auf dieses große Ziel einzuschießen?

Und auch hier ist es wie beim Schießen. Es kommt dabei nicht darauf an, das Ziel jetzt schon 100% zu treffen. Es ist nicht entscheidend, wie gut wir hier treffen. Entscheidend ist hier, dass wir uns an diesem Ziel ausrichten.

Es kommt vielmehr darauf an, dies eine Ziel anzuvisieren, es immer wieder in den Blick zu bekommen. Denn dadurch würde unser Leben die entscheidende Ausrichtung bekommen.

Wo Sie jetzt sicher ein wenig ins Nachdenken darüber gekommen sind, welche Ziele Sie haben und was Sie in Zukunft anvisieren wollen, möchte ich Ihnen einen Bibelvers ans Herz legen.

In den Psalmen ist uns folgendes Gebet überliefert: „Herr, lehre mich doch, dass mein Leben ein Ziel hat.“ Könnte uns dies Gebet nicht helfen, das Ziel in den Blick zu bekommen, das Gott unserem Leben gesteckt hat?

Natürlich können wir dies Ziel auch außer Acht lassen und uns andere Ziele stecken. Aber dann würden wir unser Ziel, eben das Ziel unseres Daseins verfehlen.

Davon ist in der Bibel immer wieder die Rede. Der Vergleich mit dem Schießen wurde schon damals verwendet. Da gab es zwar noch keine Luftgewehre, dafür aber Pfeil und Bogen. Wenn der Bogenschütze das anvisierte Ziel verfehlt hatte, nannte man das auf Griechisch „Harmatia“.

Wissen Sie, wie dies griechische Wort übersetzt wurde. Sie werden es nicht glauben. Harmatia, was soviel heißt wie Fehlschuss oder Verfehlung, wurde mit dem Wort Sünde übersetzt. Ein wenig klingt das ja auch durch, wenn wir von der Verfehlung eines Menschen sprechen.

Für viele hat das Wort Sünde heutzutage einen moralisierenden Klang. Warum eigentlich? Es hat doch nichts Moralisierendes, wenn der Wettkampfrichter bei der Auswertung der Zielscheiben die Versuche aussortiert, die das Ziel verfehlt haben. Daneben ist daneben. Und knapp daneben ist auch daneben.

So ist das bei Gott auch. Daneben ist daneben. Ohne moralische Entrüstung sortiert Gott als Richter die Verfehlungen aus.

Und auch anschließend verhält er sich wie ein Wettkampfrichter. Der würde uns einen neuen Stapel von Zielscheiben geben, mit den Augen zwinkern und uns anspornen, es diesmal besser zu machen.

So ist das bei Gott auch. Er rechnet uns nicht unsere Fehlversuche an. Er ist wie einer, der uns einen neuen Stapel Zielscheiben gibt, der uns mit jedem Moment unseres Lebens neue Möglichkeiten gibt, damit wir dranbleiben, damit wir das Ziel anvisieren können, das er unserem Leben gesteckt hat.

Bei Gott zählt nicht, wie gut wir treffen. Was zählt, ist das eine, dass wir uns im Rahmen unserer Möglichkeiten Mühe geben, dass wir dranbleiben, dass wir das von ihm gesteckte Ziel im Blick behalten - und dadurch unser Leben zum Ziel kommt. Zielen Sie mit Ihrem Leben immer wieder neu auf Gott.

Fenster

Predigt zu den Markusfenstern am 26. September 1999

Funktional sollten die Fenster eine Art dekorativer Sichtschutz sein. Niemand sollte durch das, was sich draußen abspielt, abgelenkt werden. Niemand sollte das Gefühl haben, neugierigen Blicken von außen ausgesetzt zu sein. Was diese Funktion angeht, erfüllen diese Fenster ihren Zweck. Sie vermitteln Schutz und Geborgenheit.

Da wir wussten, was die Glasgestalterin Christiane Schwarze-Kalkoff zu leisten vermag, haben wir uns gewünscht, die Farben und Formen möge eher weich sein - um das eher geradlinige und strenge der Architektur zu ergänzen.

Blau ist es von allein geworden, wodurch die drei Grundfarben unsere schöne Kirche farblich fassen - gelb in der Decke, rot im Boden und nun blau nun in den Fenstern. Auch dies scheint mir sehr gelungen.

Als wichtigste inhaltliche Vorgabe haben wir vom Kirchenvorstand Frau Schwarze-Kalkoff gebeten, den Christus als Lichtgestalt nur anzudeuten, damit man ihn mehr ahnt als sieht. Niemand sollte auf ein bestimmtes Christusbild festgelegt werden. Jeder sollte sich sein eigenes Bild machen können.

Auch das wurde künstlerisch wunderbar umgesetzt, indem Schwarze-Kalkoff ihr eigenes Thema, sie sprach von Anfang an mit Blick auf die Lichtstele von Lichtsendung, mit unserer Idee vom Lichtchristus kombiniert wurde. Ich finde auch das sehr gelungen.

Erst bei mehrmaligem Hinschauen erschließt sich dem Betrachter der Lichtchristus. Aber selbst wenn man ihn nicht gleich sieht, wird man doch durch das Kreuz in den Bann gezogen.

Die das Glas haltenden Stahlträger deuten den Querbalken des Kreuzes an. So bilden die beiden Stahlträger mit der Glasstele das Kreuz, an dem Christus den Tod fand. Wir denken an Karfreitag.

Und gleichzeitig kommt auch Ostern in den Blick. Denn das Kreuz ist im Grunde leer. Es ist nicht der tote Christus, der uns vor Augen ist. Wir sehen auf dem Glas nur noch seine Spur, seinen Abdruck. Ihn selbst sehen wir nicht, nur noch den Ort, wo er gestorben ist.

Und das ist richtig so. Schließlich blieb er nicht am Kreuz. Er ist auferstanden. Und so eröffnet uns diese Darstellung eine Begegnung mit dem, der zwar am Kreuz gestorben ist, uns aber seit Ostern als Auferstandener begegnet.

Das Lichtvolle dieser Darstellung entspricht dem Auferstandenen, der schon zu Lebzeiten von sich sagte: Ich bin das Licht der Welt. In der Mitte des Markusevangeliums wird davon berichtet, wie sich Christus auf dem Berg der Verklärung als der offenbart, der er von Ewigkeit zu Ewigkeit ist. Es wird geschildert, wie er sich den Jüngern hell glänzend wie die Sonne zeigte. Und wenn vom Auferstandenen die Rede ist, wird er immer hell glänzend und strahlend wie die Sonne beschrieben.

All dies schwingt hier mit. Wenn dann im Osten die Sonne aufgeht und dies Kreuz erleuchtet, dann leuchtet es einem geradezu ein, dass er der Auferstandene ist, dann fällt sein Licht in diesen Raum, auf uns, in unsere Herzen.

Wenn man direkt vor dem Kreuz steht, erkennt man, wie das Licht nicht nur von oben kommt, sondern sich auch in den Fenstern findet. Genau genommen muss man das Lichtgelb der Glasstele mit dem Lichtgelb der Fenster zusammensehen. Dann wachsen dem Christus gewissermaßen Arme, die er wie zum Segen erhoben ausbreitet.

Und wenn man dann der Spur folgt, wird man feststellen, dass sich das Gelb bzw. sein Licht in vielen Fenstern wiederfindet, dass es uns von allen Seiten umgibt. So wird deutlich, dass er uns umfängt, dass er uns sammelt, zu sich ziehen will.

Aber nicht nur auf uns fällt sein Licht, sondern auf die ganze Welt. Wenn man die drei Fenster um das Kreuz als Gesamtbild nimmt, sieht man die Welt, horizontal und vertikal vom Licht durchdrungen.

In der Horizontale fällt ein neues Licht auf uns und diese Welt. In der Vertikale fällt ein neues Licht auf Gott und den Himmel. Da berühren sich Himmel und Erde.

Schwarze-Kalkoff hat das in folgende Worte gefasst: „Das Fenster ist eine Art Nahtstelle zwischen Innen- und Außenraum.“ Auf den ersten Blick scheint klar, was gemeint ist. Hier in der Kirche ist innen. Außerhalb der Kirche ist außen. Das stimmt, solange man sich in der Kirche aufhält.

Wenn wir den Standort wechseln, dann könnte es einem unbeteiligten Betrachter scheinen, als ginge es hier drin nur um die Innerlichkeit, um all das, was mit dem wirklichen Leben draußen nichts zu tun hat. Aber das ist ein Irrtum.

Ob Sie von außen in die Kirche sehen oder ob Sie von innen aus der Kirche sehen, ist zweitrangig. Wichtiger ist, ob Sie nur wie durch eine transparente Scheibe sehen oder ob Sie durch ein Glasfenster wie dieses schauen, von dem ich hier ein Stück habe. Wenn Sie mich durch dieses Glas sehen oder wenn ich Sie durch dieses Glas sehe, verändert sich, was wir sehen. Wir sehen durch dieses Glas anders.

Das ist mit diesen Glasfenstern auch so. Im Licht dieser Fenster sieht vieles ganz anders aus. Und wenn Sie das, was ich sage, nicht nur optisch verstehen, sondern im übertragenen Sinn, dann wird deutlich, dass durch diese Fenster betrachtet vieles anders aussieht, ob wir nun in die Kirche hinein oder aus der Kirche herausschauen.

Denken Sie nur an dieses Hauptfenster mit dem Lichtchristus. In seinem Licht, unter seinem Segen, von ihm angeschaut, von ihm umfangen sieht diese Kirche, unser Leben, ja die ganze Welt anders aus.

Wenn wir durch ihn nicht nur sehen, was alle vor Augen haben, wenn wir durch ihn sehen, wie er uns sieht, dann verwandelt das unsere Perspektive grundlegend, dann sehen wir uns und andere in einem anderen Licht.

Möge Gott uns diese Fenster erschließen. Mögen uns diese Fenster zu Fenstern des Himmels werden. Möge er uns durch Fenster des Himmels segnen und mit Segen überschütten.

Feste feiern

Predigt zum Reformationstag 2010

Mein Thema heute lautet: „Feste feiern." Es könnte auch lauten: „Feste feiern?" Und wenn man das Wort „Feste" nicht groß, sondern klein schreibt, ergibt sich noch einmal ein ganz anderer Sinn. Etwa so: „feste feiern", „feste feiern?" - „Ja, feste feiern!" Also alles in allem: „feste Feste feiern?" „Na klar, feste Feste feiern!"

Nun wird sich dieser oder jene fragen: „Wo liegt denn das Problem? Warum sollte man denn nicht feiern?" Stimmt. Wir feiern gern. Und warum auch nicht? Ich feiere ja auch gern. Und wenn ich das hier und heute mal zum Thema mache, dann ja doch nicht, um das Feiern abschaffen oder madig zu machen.

Wir feiern. Wir feiern Geburtstage. Wir feiern Jubiläen. Wir feiern Feste. Es gibt das Jahr über mancherlei Anlässe zum Feiern. Das ist privat so und öffentlich nicht anders. Aber was feiern wir? Und wie feiern wir? Und wie oft feiern wir?

In St. Markus haben wir ja am Freitag gerade erst unser Herbstfest gefeiert. Und das war ein echt schöner Abend. Und dann waren da das Volks- und Schützenfest im September, das Gemeindefest im Juni und das Mitarbeiterfest im April.

Lauter schöne Feste, bei denen es vor allem um die Geselligkeit geht, um das Miteinander, die Gemeinschaft, Feste eben, wo Musik, Spiel und Spaß sowie lecker Essen und Trinken nicht fehlen dürfen. Gut, dass es diese Feste gibt. Gut, wenn es immer wieder mal etwas zu feiern gibt.

Nun gibt es eine Beobachtung, die für viele Feste zutrifft: Sie werden kleiner. Die Beteiligung nimmt ab. Das lässt sich auch für die Feste sagen, die hier vor Ort stattfinden.

Vermutlich fragen sich alle, die diese Feste veranstalten, was man machen kann, um diese Entwicklung zu stoppen, womöglich umzukehren. Und so sagen wir uns: Vielleicht sind die Angebote zu unattraktiv? Vielleicht sind es zu viele Feste, sodass man auswählen muss und einfach nicht mehr überall hingehen kann? Wir können ja mal darüber reden, ob und was ggf. an unseren Festen in St. Markus überdacht oder geändert werden sollte.

Neben den Festen der Geselligkeit gibt es die großen Feste und Feiertage des Kirchenjahres. Ich erinnere nur an den 1. und 2. Festtag zu Weihnachten, zu Ostern und zu Pfingsten. Die meisten Menschen, die diese freien Tage sehr genießen, werden darüber sicher nicht so oft nachdenken.

Aber man höre und staune: Zwei Tage Zeit, um sich Weihnachten, Ostern und Pfingsten zu widmen. Zwei Tage extra wohlgemerkt, um sich die Inhalte zu vergegenwärtigen, für die diese Tage stehen.

Und? Wie werden diese Feiertage genutzt? Wer feiert das, wofür diese Tage stehen? Wer denkt über Weihnachten, Ostern und Pfingsten nach? Wer geht zu einem Gottesdienst oder zumindest in eine Kirche?

Vielleicht gab es früher einmal Zeiten, in denen man zwei Tage brauchte, um die großen kirchlichen Feste gebührend zu begehen. Heute ist das ganz offensichtlich anders.

Hand aufs Herz: Für den größten Teil der Bevölkerung würde es doch reichen, wenn das christliche Brauchtum zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten auf einen Festtag konzentriert würde?

Viele werden jetzt denken, was schon einige Kirchenvorsteher sagten, als wir das in einer unserer Sitzungen ansprachen: „Meinst Du das wirklich?“ Ja, natürlich. Das ist meine Meinung. Ich würde, wenn ich könnte, die 2. Feiertage abschaffen.

Damit würde ich mir vermutlich nicht nur einen Tadel des Landesbischofs einfangen, sondern auch böse Worte seitens der Gewerkschaften. Natürlich stünde dann die Frage im Raum: „Wie kannst gerade Du als Pastor so etwas wollen?“

Nun. Gegenfrage: „Wozu braucht es zwei kirchliche Feiertage für alle, wenn die meisten damit im christlichen Sinne nicht viel anfangen können?“ Also ich hätte wirklich große Lust, eine öffentliche Diskussion darüber anzuzetteln.

Und wo wir schon mal dabei sind: Manches von dem, was ich eben mit Blick auf die großen Feiertage sagte, gilt ja im Grunde auch für den kleinen christlichen Feiertag im Wochenrhythmus, also für den Sonntag.

Wie oft habe ich schon gehört, dass die Leute sagten: „Also sonntags muss ich erst mal ausschlafen, gemütlich frühstücken, aufräumen, Sport machen, Kontakte pflegen …“

So wichtig, wie all das ist, stellt sich dann doch die Frage: „Für wen oder was ist der Sonntag eigentlich da?“ Es gab ja Zeiten, da hatten wir die 7-Tage-Woche. Ein Tag war wie der andere. Es gab keine Unterschiede mehr. Arbeit und Freizeit, Schlafen und Essen – Tag für Tag.

Warum gibt es eigentlich einen freien Tag? Und wozu hat man frei? Darüber machen sich die wenigsten Gedanken. Man nimmt es hin. Es ist eben, wie es ist. Sonntag hat man frei.

Und wie kam es nun dazu? Gerade die Kritiker der Religion werden es nur ungern hören. Aber es hat mit der Bibel und der christlichen Tradition zu tun. Denn da steht: „Gedenke des Feiertages, dass du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ist der Tag des HERRN, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun.“ Dass man am Sonntag frei hat, ist also religiös begründet.

Wer jetzt genau zugehört hat, dem ist sicher aufgefallen, dass der Sonntag nicht eingeführt wurde, damit wir frei haben. Sondern? Ja, der Sonntag ist von Arbeit freizuhalten, weil es Tag des Herrn ist bzw. der

Tag des Herrn sein soll. Wir haben also eigentlich nicht für uns, sondern für ihn und uns frei.

So, wie nun der Sonntag als der kleine Festtag im Wochenverlauf ein Tag des Herrn ist, so sind auch die Weihnachts-, Oster- und Pfingstfesttage nicht nur unsere freien Tage, sondern Tage des Herrn, also in besonderer Weise ihm gewidmet.

Jetzt stehe ich in der Gefahr, Wunsch und Wirklichkeit gründlich durcheinander zu bringen, was das Verständnis der christlichen Feste und Festtage angeht. Natürlich: Ursprünglich sind diese christlichen Festtage Tage des Herrn. Aber de facto sind diese Tage wie die Sonntage jeder Woche für die meisten einfach freie Tage.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass da etwas nicht stimmt, wenn wir nur an uns denken und ihn darüber vergessen.

Jetzt stellt sich nur noch die Frage, ob das, was für den Sonntag und die christlichen Festtage gilt, auch für unsere Feste gilt. So richtig und gut, wie es ist, miteinander zu feiern, so problematisch ist es, wenn – zumindest im kirchlichen Bereich – Gott darüber zu kurz kommt.

Schon im 3. Buch Mose (23,4) heißt es: „Feiert die großen Feste zu Ehren des HERRN als heilige Zeiten.“ Tun wir das nicht, gilt vermutlich auch uns, was Jesaja (1,14) damals im Auftrag Gottes den Leuten zu sagen hatte: „Eure Feste hasse ich; sie sind mir lästig, ich kann sie nicht mehr ertragen.“

Und warum konnte Gott es nicht ertragen, dass feste Feste gefeiert wurden? Weil eben nur noch gefeiert wurde, weil nur noch gefressen und gesoffen wurde, weil über der ganzen Feierei das wirklich Wichtige in Vergessenheit geraten war. So war das damals. Ob das heute auch so ist, wäre zu klären?

In einer uns allen bekannten Geschichte, der Geschichte vom verlorenen Sohn oder – wie andere sie nennen – der Geschichte vom liebenden Vater und seinen zwei Söhnen heißt es so oft wie sonst nirgends in der Bibel: „Wir wollen ein Fest feiern und uns freuen.“ Gesagt, getan: „Und sie begannen zu feiern.“

Und warum wurde da gefeiert? Weil jemand wieder gefunden wurde, der verloren gegangen war. Weil jemand wieder lebendig wurde, der vorher tot gewesen war. Weil jemand wieder zu Gott zurück fand, der sich von Gott abgewandt hatte.

Paulus hatte das ganz ähnlich am eigenen Leib erlebt. Und Martin Luther übrigens auch. Und viele haben mit den beiden entdeckt: „Nun aber ist die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart, die da kommt

durch den Glauben an Jesus Christus zu allen, die glauben und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist."

Na, wenn das kein Grund zur Freude und zum Feiern war, dass da einer wieder gefunden wurde, dass sich da einer wieder eingefunden hat, dass da einer wieder lebendig geworden ist, was dann?

Und so tun wir gut daran, am heutigen Tag, am Reformationsfest, zu feiern, dass wir Gott so, wie wir sind, recht sind, dass er uns auch dann noch liebt, wenn wir uns von ihm abwenden.

Das sei unsere Freude an diesem Festtag, dass wir uns der Gnade und Barmherzigkeit unseres himmlischen Vaters anvertrauen können, dass wir uns ihm in die Arme werfen können, die uns voller Liebe umfangen wollen. Das Wunderbare daran ist: Wir können erst einmal kommen und müssen im Vorfeld keinerlei Bedingungen erfüllen.

Das lasst uns feiern und besingen, z.B. mit den Worten der 3. Strophe unseres nächsten Liedes, wo es heißt: „Stimmt mit ein, ihr Menschen, preist ihn, Groß und Klein, seine Hoheit rühmen soll ein Fest euch sein." In diesem Sinne lasst feste die Feste des Herrn und unser Leben feste feiern.

Feuerwerk

Predigt zu Silvester 2012

Alle besonderen Tage im Jahr sind mit Traditionen und Bräuchen verbunden. Ich denke da z.B. an den Osterhasen oder den Weihnachtsbaum, die Erntekrone und die Pfingstrose, die Karfreitagsstimmung oder die Lichter im Advent.

Das ist zu Silvester ja nicht anders? Da gibt es in manchen Familien ein typisches Silvesteressen, z.B. Kartoffelsalat mit Bockwurst, Heringssalat oder Fondue. Auch die, die es eher süß mögen, kommen auf ihre Kosten, denn Berliner oder Krapfen dürfen natürlich auch nicht fehlen.

Für viele ist Silvester eine gute Möglichkeit, sich mit Freunden zu treffen oder auf eine Party zu gehen, während für andere das Jahr ganz still zu Ende geht.

Nicht nur die Kinder freuen sich schon aufs Bleigießen. Und dann erst die Knallerei und das Feuerwerk. Die einen lieben es. Die anderen hassen es. Den wenigsten sind gerade die Knallerei und das Feuerwerk in der Nacht egal.

Also als Kind und Jugendlicher – das muss ich bekennen – habe ich schon Tage lang vor Silvester Knaller angezündet. Es machte mir und meinem Bruder und unseren Freunden einfach Spaß. Was haben wir da an Geld verballert? Aber das war uns damals egal.

Die Knaller waren damals auch längst nicht so gefährlich und laut wie heute. Es waren zumeist Babyknaller und die sogenannten Ladycraker. Je älter ich wurde, desto mehr habe ich das Ganze mit Abstand gesehen.

Viele Jahre musste ich natürlich mit meinen Kindern Knaller kaufen. Es gab dann immer die leidigen Diskussionen darüber, wie viel und wovon sie sich etwas kaufen durften. Und natürlich habe ich darauf geachtet, dass sie das auch richtig machten. Einige Jahre habe ich ihnen zur Sicherheit eine Schutzbrille verordnet. Ich hatte erlebt, wie sich ein ehemaliger Konfirmand mit einer Schwarzpulverstichflamme beinahe ums Augenlicht gebracht hatte.

Wie gut, dass ich ihnen einen gehörigen Respekt vor jeglichem Feuerwerk vermittelt habe und sie immer schön auf Abstand blieben. Bei einer unserer Silvesterfeiern mit Freunden ist dann doch tatsächlich mal eine Rakete nicht gestartet, sondern vor unseren Augen noch in der Flasche stehend explodiert. Glücklicherweise kam niemand zu Schaden. Wir standen weit genug weg. Und jetzt sind die Kinder groß und aus dem Haus.

Und so stand ich die letzten Jahre untätig und staunend draußen, während die anderen ihr Feuerwerk abbrannten. Nach wie vor fasziniert es mich. Nach wie vor finde ich es toll, draußen zu stehen und mit dem typischen Silvestergeruch in der Nase das mitternächtliche Spektakel mitzuerleben.

Dann freue ich mich an den Licht sprudelnden Fontänen am Boden und schaue gen Himmel und bestaune die Lichterreigen, die Funkenkaskaden und leuchtenden Blumen, die die Raketen in den Nachthimmel zaubern. Ich vermute, es verwundert Sie, dass ich davon so schwärme. Ich weiß auch nicht, woher das kommt. Aber es ist so. Ich liebe Feuerwerke.

Es ist allerdings eine etwas unglückliche, ja eine geradezu verbotene Liebe. Verboten von meinem Öko-Gewissen, denn ich weiß ja doch, welch unglaublich überflüssige Sauerei da veranstaltet wird.

Und dann ist da ja auch noch der Slogan „Brot statt Böller". Weil er mir rein verstandesmäßig einleuchtete, blieben die Raketen Jahr um Jahr auf dem großen Tisch im Baumarkt liegen.

Natürlich wäre es viel besser, wir würden all das Geld, was sich da in Rauch auflöst, über Brot für die Welt denen zukommen lassen, die in Not sind.

Aber das könnte man von vielen anderen Dingen auch sagen: Weniger Kleidung und Fleisch, weniger Mobilität und Konsum, weniger Urlaub und eben von allem weniger oder gar nichts. Und dann das gesparte Geld an Brot für die Welt. Was würde da zusammenkommen? Was also für Feuerwerksartikel gilt, müsste man dann fairerweise für alle anderen Konsumgüter genauso in Anschlag bringen.

Brot für die Welt und die Menschen, denen Brot für die Welt hilft, würde es freuen. Aber die Leute von der Wirtschaft würden warnen, weil es infolge der sinkenden Inlandsnachfrage zu Problemen mit der Wirtschaft und dem Wachstum käme. Also alles nicht so einfach. Aber konzentrieren wir uns aus aktuellem Anlass für heute auf Knaller und Raketen.

Der Tage erzählte mir jemand von einem älteren Herrn, den er während so einer Silvesternacht beobachtet hatte, wie er geradezu andachtsvoll und frei von Hektik nach und nach seine Raketen in den Nachthimmel schickte. Vor jeder Rakete hätte er sich verbeugt, bevor er sie auf ihren letzten und einzigen Flug schickte.

Dann wäre es zu einem Gespräch zwischen den beiden gekommen, in dessen Verlauf der ältere Herr gesagt hätte: „Sie scheinen überrascht. Ich schreibe Gebete an den Himmel. Mit meiner Lichterschrift danke ich Gott für mein Leben. Das Feuerwerk ist ein Gleichnis. Wie das Leben kommt es aus dem Nichts, es leuchtet auf — und es verlischt. Und wenn‘s gut geht, bereitet es denen, die es sehen, eine Freude. Und das ist mein Wunsch fürs neue Jahr.“

So habe ich das noch nie gesehen. Und doch: Genau so kann man es sehen. Sie ahnen vermutlich, wie es jetzt weitergeht, wo sie meine Rakete hier stehen sehen, die nicht nur zu Dekorationszwecken hier steht. Ich werde diese Rakete im Sinne des älteren Herrn heute Nacht ganz genüsslich in den Himmel schießen.

Und ich lade Sie und Euch ein, das eigene Feuerwerk oder das Feuerwerk anderer nicht zu verurteilen, sondern im Sinne des älteren Herrn als Gebet zu verstehen, mit dem man Gott für das eigene Leben dankt.

Das ist immer möglich. Denn egal, wie es uns gerade geht: Noch leben wir. Gott sei Dank. Noch haben wir Möglichkeiten, etwas zu erleben, zu genießen, auch zu gestalten und zu bewirken.

Für den älteren Herrn war das Feuerwerk ja nicht ein beliebiges Gebet, sondern gleichzeitig als Gleichnis für das Leben ein Dank für das Leben.

Wie sagte er es doch: „Wie das Leben kommt es aus dem Nichts, es leuchtet auf — und es verlischt. Und wenn‘s gut geht, bereitet es denen, die es sehen, eine Freude.“

Ein wunderbares Gleichnis für das Leben. Wir kommen aus dem Nichts, wenn wir auf die Erde kommen und geboren werden. Wir leuchten auf und ziehen unsere Bahn bzw. gehen unseren Lebensweg.

Und nachdem unser Leben aufleuchtete und sich in Licht verströmte, erlischt es eines Tages wieder. Bei einer Rakete tröstet man sich damit, dass man die nächste in den Himmel schießt.

Bei einem Leben ist das schwieriger und schmerzlicher, vor allem für die, die zurückbleiben, die das Leuchten des verloschenen Lebens noch vor Augen haben und dann aber damit zurechtkommen müssen, dass dieses Licht eben nicht mehr leuchtet.

Das stimmt wehmütig und traurig, wenn das Schöne zu Ende ist. Aber es ermahnt uns auch, das eigene Leben und das Leben anderer zu genießen, so lange es irgend geht.

Und so kann man sich doch nur wünschen, dass einem das Leben nicht nur selbst, sondern auch anderen Freude macht. Dann war und ist es gut, das Leben, wenn es einem selbst und anderen Freude macht, wenn es vor Freude leuchtet.

Mir bleibt für heute, Sie einzuladen, das Feuerwerk heute Nacht einmal so zu sehen, wie es der ältere Herr sah, als Dankgebet und als Gleichnis für ein schönes, ein leuchtendes, ein von Freude geprägtes Leben.

Wie sagte der ältere Herr: „Und das ist mein Wunsch fürs neue Jahr...“ und – so könnten wir Jahr um Jahr ergänzen – fürs ganze Leben.

Finden Sie Weihnachten

Predigt zu Heiligabend 2009

Haben Sie mal gezählt, zu wie vielen Geburtstagen sie übers Jahr eingeladen werden? Es sind meist so viele, dass man beim Zählen ganz durcheinander kommt.

Aber waren Sie auch schon einmal auf einem Geburtstag eingeladen, bei dem Sie – zumindest auf den ersten Blick – nicht herausbekommen

konnten, wer denn nun das Geburtstagskind ist. So eine Situation werden die wenigsten erlebt haben.

Und doch kennen wir diese Szene aus dem Fernsehen. In amerikanischen Filmen kommt so was immer wieder mal vor. Von den vielen Gästen wissen längst nicht alle, wer denn das Geburtstagskind ist.

Sie ahnen sicher, worauf ich hinaus will. Das hier ist eine Geburtstagsfeier, Jesu Geburtstagsfeier. Doch wo ist das Geburtstagskind, der Gastgeber also, dessen 2009. Geburtstag wir heute feiern?

Sie denken jetzt vielleicht: Das geht doch gar nicht. Da Jesus im Alter von 30 Jahren gekreuzigt wurde, kann er nicht unter uns sein, um mit uns seinen Geburtstag zu feiern.

Nun ja. Ist so ein Heiliger Abend wie dieser dann nur so etwas wie eine Gedächtnisfeier, vergleichbar den Feiern anlässlich 800-Jahr-Feier für Otto IV oder 500 Jahre Martin Luther?

Und damit sind wir beim Thema des Anspiels, dass uns die Konfirmanden eben vorgetragen haben. Ausgangspunkt war da zwar nicht der Auftrag „Finden Sie das Geburtstagskind“, sondern „Finden Sie Weihnachten“. Aber finden Sie nicht auch, dass beides unzertrennlich zusammen gehört?

Das Interessante an dem Stück ist, dass es bei der Suche nicht bei der Geschichte von damals bleibt. Die Geschichte von damals bildet nur die Kulisse, den geschichtlichen Hintergrund.

Nun ist seitdem so viel passiert, im Großen wie im Kleinen, was dazu geführt hat, dass Menschen den Glauben an das Gute im Menschen verloren haben. Und es passiert so manches, was für viele gegen den Glauben an Gott spricht, ja gegen Gott selbst zu sprechen scheint.

Vielleicht geht es Ihnen ja – zumindest teilweise oder zeitweise – auch so, dass Sie nicht mehr glauben können, dass Sie den tieferen Sinn von Weihnachten suchen, dass sie den zu verstehen suchen, dessen Geburtstag wir feiern.

Auch wenn es damals vor gut 2000 Jahren in einem Stall begann, so ist es doch nur dann von Bedeutung für uns Menschen von heute, wenn es irgendwie mit uns zu tun hat.

Und genau darum ging es in diesem Stück von eben. Der Privatdetektiv Harry Barlowe hat durch die Hilfe einer anderen Person herausgefunden, was es mit Weihnachten auf sich hat, weil er durch den geheimnisvollen Boten beauftragt wurde: „Finden Sie Weihnachten.“

Sie erinnern sich: Er fragte, was er denn davon hat, was es ihm also bringt, Weihnachten zu finden. Ohne dass ihm nähere Angaben gemacht wurden, wurde ihm versichert, es würde sich schon lohnen.

Und tatsächlich: Er nahm den Auftrag an. Aber wo sollte er mit seiner Suche beginnen? Wie sollte er Weihnachten auf die Spur kommen? Da begegnete ihm diese Person, die ihm ihre Hilfe anbot.

Offensichtlich wusste sie schon Bescheid. Und tatsächlich konnte sie dem Privatdetektiv Harry Barlowe entscheidende Hinweise geben. Es gab nämlich den einen oder anderen Wegweiser für die Suche nach Weihnachten.

Offensichtlich besteht die Gefahr, die Wegweiser zu übersehen. Im Stück versinnbildlicht das die Lupe. Man muss also schon genauer hinschauen, wie ein Spurensucher eben.

Vergegenwärtigen wir uns doch mal, wie Harry Barlowe Weihnachten findet. Es scheint ja zunächst einmal alles nicht wirklich etwas mit Weihnachten zu tun zu haben.

Ein junger Mensch hilft einem Bettlägerigen, ein Hausbewohner rettet eine in Not geratene Verfolgte vor ihren Verfolgern, eine Frau und ein Mann versuchen es noch einmal miteinander, zwei Kinder vertragen sich wieder, die beiden Söhne setzen die Familienstreitigkeiten ihrer Mütter nicht fort und wollen fortan friedlich miteinander leben.

Lauter alltägliche Situationen, die erst durch die Geschichte mit dem Stall mit der Weihnachtsgeschichte verknüpft werden. Sie erinnern sich: In dem Moment, wo die beiden Wohnungslosen von einem freundlichen Menschen ein Nachtlager in Stall angeboten bekommen, taucht die Geschichte mit dem Stall von Bethlehem wie aus der Versenkung auf. Auf einmal sind die Figuren von damals präsent: Maria, Josef, das Kind, der Engel, die Hirten.

Und so wird aus der Geschichte von damals und der Geschichte von heute eine Geschichte.

Der Stall wird für Harry Barlowe der entscheidende Hinweis. Dementsprechend sagt dann ja auch die Person: „In einem Stall wie diesem ist Jesus zur Welt gekommen. Schon bei seiner Geburt war er mitten unter denen, die er später einmal retten würde.“ Über den Erlebnissen und Gesprächen versteht der Privatdetektiv Harry Barlowe, was es mit Weihnachten auf sich hat.

Ich fasse es mal so zusammen: In jenem Stall in Bethlehem wurde Gott in Jesus Mensch. Er kam auf die Welt, um den Menschen zu helfen – ganz menschlich. Und wo Menschen einander menschlich begegnen

und helfen, da geschieht genau das, was mit Weihnachten begann. Wie für Harry Barlowe gibt es auch für uns viele Zeichen der Menschlichkeit, die uns an das weihnachtliche Geheimnis führen.

Für Harry Barlowe hatte es sich gelohnt, Weihnachten zu suchen. Hätte er sich nicht auf den Auftrag eingelassen, wäre er auch nicht fündig geworden.

Ich möchte auch Ihnen - wie der Bote in der Geschichte - den Auftrag geben: „Finden Sie Weihnachten." Und falls Sie sich wie Harry Barlowe fragen, was für Sie dabei herausspringt, dann gilt Ihnen die gleiche Antwort wie dem Privatdetektiv:

„Wenn Sie Weihnachten suchen, werden sie auch Weihnachten und den finden, dessen Geburtstag wir heute feiern. Sie werden sehen: Das lohnt sich."

Flucht und Heimkehr

Predigt zu Matthäus 2, 13-23 i.A. und Rembrandts Bild „Flucht nach Ägypten"
zu Weihnachten 2010

Heilig Abend ist vorbei. Das Kind ist geboren. Die Hirten waren da. Die Könige waren da. Und weiter geht's. Maria und Josef sind wieder unterwegs. Wir sehen es auf dem Bild, das Rembrandt 1625 malte. Es bezieht sich auf die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten.

Da kommen sie daher. Auf dem Esel, den Josef führt, sitzt die Mutter und hüllt sich und ihr Kind ein. Sie kommen aus dem Dunkeln und verschwinden wieder in ihm. Das Bündel ist geschnürt. So ziehen sie an uns vorbei – als wäre sie immer so unterwegs, stellvertretend für Millionen von Menschen auf der Flucht.

Kaum geboren, stellen die Mächtigen dem Christus nach. Von Anfang an wird er verkannt und verfolgt. Dunkle Mächte wollen ihn beseitigen. Um zu retten, was noch zu retten ist, bleibt nur die Flucht.

Schauen wir uns für einen Moment den Mann, die Frau, das Kind und das Tier an: Josef: Er hat kräftige Hände, die es gewohnt sind, fest zuzupacken. Wir sehen große Füße und kräftige Beine, denen kein Weg zu weit ist. Sein Blick geht nicht nur nach vorn, sondern immer auch zur Seite, um die Seinen im Blick zu behalten. Er nimmt Rücksicht - voller Fürsorge und Verantwortung für die ihm Anvertrauten.

Aber wie immer befindet er sich im Schatten der Frau an seiner Seite. Obwohl in den Vordergrund gestellt, ist er doch mehr Hintergrund des

Ganzen. So sieht er wohl auch selbst. Es geht ihm nicht um sich selbst, sondern um die Frau und das Kind. Und Maria, Josefs Frau und Mutter des neugeborenen Heilands? Man sieht nicht viel von ihr. Man sieht nur ihr dem Betrachter zugewandtes Gesicht.

Und das Kind. Das sieht sie nicht, jedenfalls sieht sie es nicht an. Das Kind hält sie nur. Sie hält es auffällig weit weg. Als wenn sie es eben vor sich hingehalten und länger angeschaut hätte, um nun staunend und verwundert alle Welt zu fragen, was es mit diesem Kind wohl auf sich hat. Es ist dieser fragende, geradezu wehmütige Blick, der fesselt.

Und das Kind? Es strahlt. Es schaut nicht nur zur Mutter, nein, es strahlt sie im wahrsten Sinne des Wortes an. Während Maria und Josef eher düster daherkommen, geht vom Kind ein strahlendes Licht aus. Es brennt geradezu. Und sein Blick ist freundlich, ein strahlender Blick.

Auf geheimnisvolle Weise scheint das Licht des Kindes mit einer Lichtquelle verbunden zu sein, die von außerhalb kommt und die Szene beleuchtet. Auf diese Weise kommt Licht ins Dunkel.

Bleibt noch der Esel. Auf den ersten Blick spielt er nur eine Nebenrolle. Nimmt man es genau, drängt sich eine andere Einschätzung auf: Der Esel hat eine wahrhaft tragende Rolle. Ihn führt Josef am Halfter. Er trägt die Mutter und das Kind. Ohne ihn ginge hier gar nichts. Ohne ihn wäre sie verloren, die Heilige Familie.

Und wir? Wo kommen wir vor? Halten wir fragend wie Maria das Kind? Oder fühlen wir uns berufen, wie Josef die uns Anvertrauten zu beschützen? Oder sind wir mal wieder der Esel im Hintergrund, an dem alle vorbeischauen? Wir haben mancherlei Möglichkeiten, uns in dem Bild selbst wieder zu finden.

Nun heißt das Bild „Flucht nach Ägypten". Da es sich auf den Bericht des Matthäus bezieht, könnte es sich natürlich auch um die „Heimkehr aus Ägypten" handeln und dementsprechend heißen.

Woran sollte man erkennen können, ob es sich hier um eine Flucht oder eine Heimkehr handelt? So unerheblich, wie es auf den ersten Blick scheint, ist es nicht. Denn es verbinden sich ja ganz andere Gefühle und Gedanken mit einer Flucht bzw. mit einer Heimkehr.

Vielleicht ist das auch in anderen Zusammenhängen ähnlich, dass wir auf den ersten Blick nicht sagen können, ob es gut oder schlecht ist, was wir erleben und uns widerfährt, ob es das Ende oder ein Anfang ist, ob das Glas halbvoll oder halbleer ist, ob das, was uns widerfuhr ein Glück oder ein Unglück ist.

So oder so – sowohl die Flucht nach Ägypten als auch die Heimkehr nach Israel sind Gottes Auftrag. Zweimal träumt Josef. Und zweimal war das, was er da im Traum hörte, für ihn die Stimme eines Engels. Und weil er es nicht als bloßen Traum oder gar als Spinnerei abtat, tat er, wie ihm die Stimme, wie ihm sein Engel aufgetragen hatte.

Wie gut. Denn so rettete er sich, der Mutter und vor allem dem Kind das Leben - woran man sehen kann: Vielleicht sollte man seinen Träumen mehr zutrauen und ihnen nachgehen. Vielleicht sollte man Ahnungen und Stimmen nicht gleich als Spinnerei abtun. Denn vielleicht sind sie eine Folge unseres siebten Sinns, ein Wink des Himmels, den zu befolgen, Leben retten könnte.

Die Geschichte und das Bild von der „Flucht nach Ägypten" zeigen, dass es Menschen wie Maria und Josef braucht, die das Kind bzw. die Kinder beschützen, damit sie wachsen und groß werden können. Das gilt ganz allgemein für alle Kinder und Kleinen. Sie alle sind auf unsere Hilfe und unseren Schutz angewiesen.

Etwas verallgemeinert steckt darin auch die Aufforderung, sich wie Maria und Josef um das Kleine und Werdende zu kümmern, damit z.B. die guten Ansätze hier und da nicht schon im Keim erstickt werden, sondern wachsen und groß werden können. Also auch in diesem übertragenen Sinn gibt es vieles, was unserer Fürsorge und unseres Schutzes bedarf, was wir vor denen schützen müssen, die es aus der Welt haben wollen, weil es sie stört.

Da es sich beim neugeborenen Christus um kein normales Kind handelte, zeigen die Geschichte und das Bild von der „Flucht nach Ägypten", dass es Menschen wie Maria und Josef braucht, die Christus schützen und retten – z.B. vor den Anfeindungen und Nachstellungen, denen er eben auch in dieser Zeit und Welt ausgesetzt ist.

Nicht nur Herodes wollte dem Kindlein schaden. Viele andere haben es seitdem versucht, Christus und die, die zu Christus halten, aus der Welt zu schaffen.

Unsere Aufgabe ist es, Christus und die, die zu ihm gehören, so zu beschützen, wie Maria und Josef es taten. Unsere Aufgabe ist es, ihm beizustehen, wo man ihm Böses will.

Manchmal, so zeigt es die „Flucht nach Ägypten", ist es ratsam, die Flucht zu ergreifen – vielleicht sogar im wahrsten Sinne des Wortes. Denn wer sich in Gefahr begibt, sagt das Sprichwort nicht zu Unrecht, kommt darin auch um – manchmal jedenfalls. Deshalb ist es eben manchmal ganz und gar nicht ehrenrührig zu fliehen, sondern das einzig Richtige und die einzige Möglichkeit, das Bedrohte zu retten.

Eine allerletzte Frage: Wie ist es eigentlich mit dem Christus in uns? Schützen und Pflegen wir ihn, damit er in uns wachsen kann, damit er in uns groß und größer werden kann? Also bekommen seine Gedanken und seine Einstellung, seine Liebe zu Gott und den Menschen, seine ganze Art zu leben in uns Raum?

Oder ist er in uns in Lebensgefahr, ohne Schutz und Pflege, ohne Möglichkeiten der Entfaltung, eben auch in uns kein Raum in der Herberge?

Ich würde mir wünschen, wir würden ihn wie der Esel durch die Welt tragen. Ich würde mir wünschen, wir hätten wie Josef immer einen Blick auf ihn. Ich würde mir wünschen, wir würden ihn wie Maria auf Händen tragen.

Ich würde mir wünschen, er würde uns wie Maria und Josef begleiten und uns so strahlend anlächeln und damit immer wieder Licht in unsere Dunkelheit bringen. So würde es immer weihnachtlicher.

Frederick

Predigt zum Erntedankfest 1999

Es sah ja zuerst so aus, als würde Frederick keine Vorräte sammeln, als würde er nur die anderen arbeiten lassen. Aber das stimmte ja nicht. Alle hatten Vorräte gesammelt, um über den Winter zu kommen - auch Frederick.

Als nun alles aufgegessen war und die Mäuse Hunger hatten, da erinnerten sie sich an Frederick. Hatte der nicht auch Vorräte gesammelt. Wo waren die eigentlich. Und so fragten sie ihn: „Und was machen Deine Vorräte, Frederick?"

Ja, da hat Frederick seine Vorräte herausgeholt: die Sonnenstrahlen, die Farben und die Wörter. Deshalb habe ich hier eine kleine Kerze, einen Fotoapparat und ein Buch. Sie sollen uns an Fredericks Vorräte erinnern.

Frederick hat dann ja seine Vorräte mit den anderen geteilt. Er hat ihnen Sonnenstrahlen geschickt, dass ihnen richtig warm wurde. Er hat sie Farben sehen lassen, die geholfen haben, den grauen und tristen Alltag zu überleben. Und er hat sie Worte hören lassen, die sie auf eine ganz besondere Weise gesättigt haben, so dass ihnen das Knurren des

Magens nichts mehr ausmachte.

Wisst Ihr, als wir so über die Geschichte von Frederick und den anderen Mäusen nachgedacht haben, da haben wir gemerkt, dass das bei uns ja ganz ähnlich ist.

Ganz viele Menschen sind damit beschäftigt, Vorräte zu sammeln. Vorräte zum Essen. Aber natürlich nicht nur. Wie wir eben gesehen haben, betrifft das Sammeln der Vorräte alles, was wir so brauchen zum täglichen Leben. Die Krankenschwester, der Bauarbeiter, der Elektroschweißer - jede und jeder trägt etwas dazu bei, dass wir über die Winter kommen.

Und als wir überlegt haben, wer bei uns denn so was wie der Frederick ist, da haben wir an die Künstler, Filmemacher, Fotografen, Schriftsteller und Dichter gedacht, die die Farben, die Sonne und die Worte sammeln.

Manche denken ja, dass solche Leute gar nicht arbeiten. Und stimmt das? Nein. Natürlich nicht. Die arbeiten auch. Nur eben anders.

Und so ein bisschen ist ein Pfarrer ja auch wie der Frederick. Manche denken, so ein Pfarrer arbeitet nicht. Und manchmal mag das ja auch so aussehen, weil ein Pfarrer eben anders arbeitet und ganz andere Vorräte sammelt als die Menschen, die in der Landwirtschaft oder in der Verwaltung oder in der Industrie oder sonst wo arbeiten und ihr Geld verdienen.

So ein Pfarrer wie ich, der sitzt oft so da wie der Frederick, um Farben, Sonnenstrahlen oder Worte zu sammeln. Wenn ich mir da nicht so etwas wie einen Vorrat anlegen würde, könnte ich auch nichts mit anderen teilen. Wer nichts hat, kann nichts weitergeben.

Mit dem, was ich tue, versuche ich ein ums andere Mal den Menschen einen Sonnenstrahl zu schicken. Wenn jemand traurig ist, wenn einer krank ist, wenn jemand ein Problem hat, dann sieht es bei ihm ziemlich düster aus. Und dann braucht es einen Sonnenstrahl, ein kleines Licht, das die Dunkelheit erhellt.

Manchmal tun sich die Menschen schwer mit dem, was sie erleben. Dann scheint das ganze Leben grau in grau zu sein. Irgendwie fehlt da ein bisschen Farbe. Das ist so, als hätte ein Fernseher nur ein schwarzweiß Bild. Dabei ist das Leben so bunt. Also versuche ich an die vielen Farben des Lebens zu erinnern. Ich versuche hier und da, in manch grauen Alltag einen Farbtupfer zu bringen.

Und wenn ich nicht immer wieder mal wie Frederick dasitzen würde, um mich zu sammeln, um Worte zu sammeln und sie sinnvoll zusammenzustellen, dann wäre ich auch nicht in der Lage, im richtigen Augenblick die passenden Worte zu finden. Natürlich kann das jeder Mensch. Natürlich hätten alle Mäuse so wie Frederick Vorräte sammeln können. Haben sie aber nicht. Und bei den Menschen ist das auch so. Jeder sammelt anders Vorräte. Und gut ist, wenn wir zusammenlegen und teilen, was wir haben. Denn: Wenn jeder teilt, was er hat, dann werden alle satt.

Ich möchte mit euch und Ihnen heute noch einen Vorrat teilen. Wenn man an einem Tag wie diesem fragt, wem man es verdankt, dass wir alles haben, was wir zum Leben brauchen, dann denken viele wie üblich zunächst einmal nur an sich selbst. Viele wissen auch, was sie den Menschen verdanken, mit denen sie zusammenleben. Und wer genauer überlegt, der denkt gerade heute am Erntedankfest an all die Menschen, die dafür sorgen, dass wir zu essen und zu trinken haben.

Aber ist das schon alles? Wer sorgt für uns? Für Frederick war das klar. Er sagte: „Vier kleine Feldmäuse wie du und ich wohnen im Himmel und denken an dich."

Nun sind wir keine Mäuse, sondern Menschen. Für uns sorgt nicht eine Himmelsmaus, sondern Gott, der Schöpfer. Im Himmel ist einer und denkt an uns. Ihm verdanken wir uns und alles, was wir zum Leben brauchen.

Wir haben einen himmlischen Vater, der an uns denkt, der es gut mit uns meint - in jeder Beziehung. Und wenn wir heute dankbar an die Ernte denken und Gott dafür danken, sollten wir alle Vorräte miteinbeziehen, von denen wir - Gott sei Dank - leben dürfen. Als Frederick sprach, wurden die Mäuse satt - nicht im Bauch, sondern in der Seele. Auch das könnte bei uns ähnlich sein.

Wenn wir nicht satt werden durch das, was wir an Vorräten zusammentragen, könnte uns die Geschichte von Frederick erinnern: Kein Mensch kann nur von dem leben, was er isst, was er anzieht, was er besitzt. Letztlich werden wir in uns immer einen Hunger verspüren. Deshalb sagte Jesus: „Der Mensch lebt nicht nur vom Brot, sondern von jedem Wort, das von Gott kommt."

In der Bibel sind viele dieser Worte, dieser Vorräte gesammelt. Vielleicht sollten wir die Bibel nicht nur zu unseren Vorräten zählen. Vielleicht sollten wir viel mehr von diesen Vorräten zehren. Dann würden wir wirklich satt werden.

Fremden beistehen

Predigt vom 5. September 1994

Damit Sie ein wenig wissen, wie es zu diesem Gottesdienst kam, worum es heute gehen wird und wie wir uns wünschen, dass es weitergeht, will ich einige einführende Gedanken an den Anfang stellen. Zuerst begrüße ich als Gäste in diesem Gottesdienst alle, die keine Deutschen sind. Ich denke, es ist gut, wenn Sie, unsere ausländischen Gäste, wissen, dass Sie bei uns willkommen sind. Also herzlich willkommen - und das nicht nur heute. Es wohnen Menschen aus aller Herren Länder unter uns in St. Johannis und in Braunschweig. Und das ist gut so, weil es uns bereichert.

Ich freue mich ganz konkret, dass Gemeindeglieder aus der koreanischen Gemeinde, die mit ihrem Pastor, Herrn Ahn, heute Morgen hier sind und dass sie für uns nachher ein koreanisches Lied singen werden.

Ich freue mich, dass Arminia aus dem Iran, Atam aus dem Gaza-Streifen und Siad aus Palästina heute Morgen hier sind, um mit Jae-Bog und Michael Meyerholz und mir diesen Gottesdienst zu gestalten.

Ich freue mich über Sie, die Sie aus dem Osten Europas zu uns gekommen sind. Ich freue mich über Sie, die eigens wegen dieses Themas heute Morgen hier sind, von dem wir meinen, dass es immer wichtiger und dringlicher wird.

Ich freue mich natürlich auch über Sie alle, die von der normalen Gottesdienstgemeinde hier sind wie an vielen anderen Sonntagen auch.

Aber nun zu der Frage, wie es zu diesem Gottesdienst kam. In einem kleinen Kreis haben wir überlegt, was wir tun können, um viele Menschen dafür zu gewinnen, den Fremden beizustehen, die aus den unterschiedlichsten Gründen in Deutschland leben und die in unserem Land diskriminiert und diffamiert werden, die physische und psychische Gewalt erleiden. Es ist doch erschreckend, welches Ausmaß die Gewalt an Menschen anderer Nationalitäten angenommen hat.

Wir hatten dabei nicht nur die im Auge, die als Flüchtlinge oder als Asylantragsteller zu uns gekommen sind, sondern auch die, die als Aussiedler aus dem Osten zu uns kommen. Wir hatten all die vor Augen, die als Gastarbeiter oder Ehepartner oft schon vor Jahrzehnten aus dem Ausland zu uns kamen. Denn sie alle sind Fremde unter uns und brauchen unseren Beistand.

Ein Gottesdienst ist - wie wir meinen - ein kleiner Schritt in die richtige Richtung. Denn wenn wir als Menschen dieser Welt und als Christen leben wollen, ist es gut, zu hören, was uns Gott und betroffene Menschen zu diesem Thema zu sagen haben. Und da gibt es einiges, was uns nicht unberührt lassen dürfte.

Angesichts so mancher Entwicklung sollte uns Goethes Wort eine Warnung sein: „Das Land, das den Fremden nicht schützt, geht bald unter.“ In diesem Sinn sind wir der Meinung: Wehret den Anfängen. Steht den Fremden in unserem Land bei. Es gibt für uns nur eine gemeinsame Zukunft.

Wir werden gleich hören, was man vielerorts über die Fremden in diesem Land behauptet und was zu solchen Vorurteilen zu sagen ist. Wie kann man z.B. behaupten, dass das Boot voll sei, wenn wir dringend Einwanderer bräuchten, um z.B. angesichts der sinkenden Bevölkerung langfristig die Renten zu sichern?

Wir werden dann von Siad, Arminia und Atam hören, wie es ihnen in ihren Heimatländern erging, wie sie zu uns nach Deutschland kamen und wie es ihnen nun bei uns in Deutschland geht.

Vor dem Fürbittengebet wird uns die Orgel in unserem stillen Bedenken und Gebet begleiten, wo wir unsere Trauer und Klage, unsere Wünsche und Hoffnungen, aber auch unseren Dank und die Freude vor Gott ausbreiten können.

Jeder kann dann in seinem persönlichen Umfeld ein wenig dazu beitragen, dass Fremden beigestanden wird. Vielleicht finden sich darüber hinaus an diesem Vormittag Menschen zusammen, die miteinander überlegen und organisieren wollen, was in größerem Rahmen getan werden kann und getan werden muss, um den Fremden unter uns beistehen zu können.

Wenn wir das Feld nicht denen überlassen wollen, die „Ausländer raus“ denken, rufen oder an die Wände schmieren, werden wir uns etwas überlegen müssen. Wer daran interessiert ist, trage sich bitte in die Liste am Ausgang ein.

Nun aber genug der Vorrede. Wir verstehen die Informationsphase, die sich jetzt anschließt, als ein Ausbreiten unserer Situation vor Gott. Deshalb werden wir zwischendurch immer wieder Lied 2 vom Blatt „Kyrie eleison“ - „Herr erbarme dich“ singen.

Gott als Anwalt der Fremden: Es hat auch in der Zeit des Alten Testaments immer einige Fremde im Land Israel gegeben - wie heute. Und es hat auch damals Probleme gegeben. Sonst wären diese Worte nicht gesagt worden. Im Grunde sind diese Worte auf dem Hintergrund un-

serer Situation so aktuell, dass ihnen nur noch wenig hinzuzufügen ist.

Eins dieser Worte richtet sich an Menschen, die selbst einmal fremd in einem Land gewesen sind, das nicht ihre Heimat war. Schmerzliche Erinnerungen an die eigene Flucht und den eigenen Neuanfang in der Fremde werden wachgerufen. Gott erwartet gerade von denen, die das Fremdsein in der Fremde selbst schon einmal erlebt und erlitten haben, Verständnis für die, die nun in ähnlich schwieriger Lage sind. So sagt Gott: „Die Fremden sollst du nicht bedrängen und bedrücken. Denn ihr seid auch Fremde gewesen." (2. Mose 22,20)

Dabei soll es aber nicht bleiben, dass man die Fremden nur in Ruhe lässt. Sicher, es wäre angesichts der mancherlei Ausschreitungen schon viel, wenn unsere ausländischen Gäste sicher wären, in Ruhe hier leben könnten. Nun reicht es nicht nur zu sagen, was nicht geschehen soll. Und so weist uns ein weiteres Wort Gottes auf den Weg nach vorn - in eine gemeinsame Zukunft mit den Fremden. Gott sagt nämlich: „Wenn ein Fremder bei euch wohnt in eurem Land, den sollt ihr nicht bedrücken. Sondern: Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer und du sollst ihn lieben wie dich selbst." (3. Mose 19,33f)

Welch eine Herausforderung. Nicht nur Bleiberecht einräumen - notgedrungen, sondern die Fremden, die ausländischen Gäste lieben, lieben wie sich selbst. Ob wir jemals die Tiefe dieses Gebotes ausloten werden mit unseren Taten, mit unseren Bemühungen, den Fremden in unserem Land beizustehen? Wird unsere Liebe so groß sein, dass sie alle einschließt?

Gott jedenfalls nimmt eindeutig Partei für die Fremden, denen aufgrund ihrer Fremdheit Nachteile entstehen. So wird im Psalm 146 gesagt, Gott würde die Fremden behüten.

Durch den Propheten Maleachi droht Gott denen, die sich seinem Gebot, Fremden beizustehen, widersetzen: „Ich will zu euch kommen zum Gericht und ein Zeuge sein gegen die, die den Fremden bedrücken." (Maleachi 3,5) Schon von daher wird man sich überlegen müssen, ob man es sich leisten will, sich Gott zum Feind zu machen, der so eindeutig für die ausländischen Gäste Partei ergreift.

Ohne Drohung, aber vielleicht noch eindringlicher Jesus, der sagte: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich nicht aufgenommen." Dabei meinte er nicht sich selbst, sondern die Menschen, die als Fremde keine Aufnahme finden. Denn er fügt hinzu: „Was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan." Jesus identifiziert sich also mit den Fremden. Das was ihnen geschieht, sieht er so an, als sei es mit ihm geschehen. Er leidet mit den Fremden.

Wer von uns also wirklich an Gott glaubt und wer von uns als Christ im Sinne Jesu leben will, wer Jesus nicht weh tun will, der kann gar nichts anders als denen zu helfen, die als Fremde - aus welchem Grund auch immer - bei uns sind.

Ein weiterer Beweggrund, um sich auf den Weg zu machen, Fremden beizustehen, liegt in der einfach menschlichen Überlegung: Wie würde ich mich in seiner oder ihrer Lage fühlen. Was würde ich mir an Hilfe und Beistand wünschen? In diesem Sinn ist die Goldene Regel in der Bergpredigt von Jesus formuliert, wenn er sagt: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen." (Matthäus 7,12).

Und das ist wirklich zuvorkommend. Sollten wir unseren ausländischen Gästen gegenüber nicht zuvorkommender sein, zumal Gott uns allen zuvorkommend begegnet. Was also ist zu tun, um nicht nur zu reagieren, sondern selbst das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen?

Wo also können Sie Fremden in Ihrem Umfeld beistehen? Was können Sie ganz persönlich tun? Und was können Sie mit anderen zusammen tun? Wir hätten allen Grund, aktiv zu werden.

Freunde fürs Leben

Predigt am 25. April 2009

Als wir in einer eurer letzten Konferstunden euer Glaubensbekenntnis erarbeitet haben, liebe Konfirmandinnen und liebe Konfirmanden, da fiel mir auf, wie wichtig euch das mit den Freunden und der Freundschaft war.

Und so ist dann in eurem Glaubensbekenntnis die Rede davon, dass ihr euren Freunden vertraut, die euch immer beistehen, die für euch da sind, die euch auffangen, die euch gegenüber treu und loyal sind und die zu euch halten - in guten wie in schlechten Zeiten.

Ich find das gut. Es ist wunderbar, wenn man Freunde, wenn man Menschen hat, mit denen man reden kann, mit denen man zusammen sein kann, die mit einem durch dick und dünn gehen kann, auf die man sich verlassen kann, mit denen man alles teilen kann.

Das mit den Freunden und der Freundschaft klingt so einfach und einleuchtend, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Ist es aber nicht. Das wissen vor allem die, die sich einen Freund wünschen, aber keinen haben. Denn Freunde kann man nicht kaufen.

Ihr erinnert euch hoffentlich an die Geschichte vom kleinen Prinzen und dem Fuchs. Da ging es um die Freundschaft. Da ging es darum, sich anzufreunden, sich miteinander vertraut zu machen. Und wie ihr vielleicht noch wisst, war das ein längerer Prozess. Das ging nicht so nebenbei. Die beiden mussten etwas investieren an Zeit und Mühe. Und sie mussten geduldig sein. Aber dann wurden sie tatsächlich Freunde.

Es ist ein großes Glück, wenn sich zwischen zwei Menschen eine Freundschaft entwickelt und einer dem anderen zum Freund wird. „Ein Freund, ein guter Freund, das ist der größte Schatz, den gibt's auf der Welt..." so der Text eines Hits – allerdings aus einer anderen Zeit. Fragt mal eure Großeltern. Sicher gibt es da heute andere Texte und andere Töne. Aber die Botschaft dürfte die gleiche geblieben sein: Ein Freund ist ein großer Schatz.

Jemand hat einmal zum Thema Freundschaft aufgeschrieben, was er sich wünscht. Vielleicht geschah das sogar anlässlich einer Konfirmation. Da heißt es: „Ich möcht', dass einer mit mir geht, der's Leben kennt, der mich versteht, der mich zu allen Zeiten kann geleiten… Ich wart', dass einer mit mir geht, der auch im Schweren zu mir steht, der in den dunklen Stunden mir verbunden … Es heißt, dass einer mit mir geht, der's Leben kennt, der mich versteht, der mich zu allen Zeiten kann geleiten. Es heißt, dass einer mit mir geht."

Ich vermute mal, bis hierher sind das mehr oder weniger auch eure Wünsche, ja unser aller Wünsche. Wir brauchen Menschen, die es gut mit uns meinen, die uns freundlich gesonnen sind, die was vom Leben verstehen und bereit sind, uns zu begleiten. Menschen, die uns auch dann zur Seite stehen, wenn es brenzlig wird.

Gegen Ende klingen die Wünsche ein wenig geheimnisvoll, weil da von einem – offensichtlich ganz besonderen Freund – die Rede ist, dessen Name erst später genannt wird, wenn es heißt: „Sie nennen ihn den Herren Christ, der durch den Tod gegangen ist; er will durch Leid und Freuden mich geleiten. Ich möcht', dass er auch mit mir geht."

Es geht also nicht nur um Menschen, die einander als gute Freunde begleiten können - und wir wünschen euch wie gesagt viele solcher guten Freunde - sondern darüber hinaus noch um Jesus Christus, um Gott selbst.

In der Bibel wird uns Gott nicht nur als der Schöpfer und Herr der Welt, nicht nur als Heiland und Erlöser, sondern eben auch als Freund vorgestellt.

Ich versuche mal, das in drei kurzen Gedanken deutlicher werden zu lassen, wie das Thema Freund und Freundschaft in der Bibel vorkommt.

Im Alten Testament heißt es immer wieder: „Denn der Herr ist freundlich." Freundlich: das Wort sagt es doch. Er ist wie ein Freund. Und genau das haben Menschen immer wieder erlebt, dass er freundlich ist. Und wie freundlich er ist. Man kann sich auf ihn verlassen, dass er uns freundlich ist, eben wie ein guter Freund.

Von daher fällt noch einmal ein ganz anderes Licht auf das mit den Geboten. Unter Freunden ist es doch ganz selbstverständlich, dass man nicht schlecht übereinander redet, dass man sich nicht beklaut, sondern dass man sich gegenseitig hilft und fördert.

Bei Jesus haben wir uns daran gewöhnt, die Menschen in seiner Nähe als seine zwölf Jünger zu bezeichnen. Aber eigentlich könnten wir auch sagen, dass sie seine Freunde waren. Wie Freunde haben sie miteinander gelebt.

Jesus jedenfalls sah das so. Er selbst sprach von ihnen als seinen Freunden. Ich nenne mal ein Beispiel. Als Jesus ahnte, dass er bald sterben würde, da sagte er zu ihnen: „Niemand hat größere Liebe denn der, der sein Leben lässt für seine Freunde." Und er meinte damit natürlich sich und seine Freunde.

Sonntäglich bekennen wir ihn im Glaubensbekenntnis und sagen: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen..."

Wenn denn der Heilige Geist die Kraft Gottes ist, wenn er unsere Freundschaft untereinander und mit Gott prägt und belebt, dann könnten wir von der Kirche auch als einer Gemeinschaft von Freunde Gottes sprechen. Wie würde das klingen: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige christliche Freundschaft, die Gemeinschaft der Freunde Gottes..." Wir sagen es anders. Aber gemeint ist es eben auch so.

Zum Abschluss komme ich auf das Freundschaftsband, das hier auf dem Zettel schon als Stichwort steht. Ich habe hier eins. Ihr kennt solche Freundschaftsbänder ja.

Dies Freundschaftsband zeigt meinen Wunsch für euch, für uns alle. Lasst uns Freunde bleiben, Freunde fürs Leben, Freunde füreinander, Freunde für Gott. Möge Gott es uns schenken, dass wir mit ihm und untereinander freundschaftlich verbunden bleiben – auch über diesen Tag eurer Konfirmation hinaus.

Frieden

Predigt am 1. März 2009

So, wie die Kinder es dargestellt haben, ist es in Wirklichkeit auch: Sie beschimpfen sich. Sie drohen sich. Sie schreien sich an. Sie bespucken sich. Sie ziehen sich in den Haaren. Sie schlagen und treten aufeinander ein. Sie spielen Krieg – erst im Sandkasten, dann am Computer. Keiner Wunder, dass manche denken, ein richtiger Krieg sei auch nur so etwas wie ein großes Spiel.

Das mit dem „Krieg-Spielen" und die dazugehörigen Kriegsspiele gehören verboten. Und warum sind sie immer noch erlaubt? Vielleicht einfach nur deshalb, weil von denen, die die Verantwortung tragen, kaum einer so richtig darüber nachdenkt.

Warum sind wir geradezu phantasielos, wenn es darum geht, Frieden zu spielen. Wie wäre es, wenn es so etwas wie einen Wettbewerb gäbe: Das Spiel, dem es am besten gelingt, Kinder Frieden spielen zu lassen, gewinnt einen Preis. Eigentlich müsste es dafür den Friedensnobelpreis geben.

Stattdessen wird viel zu viel nur vom großen Frieden geredet, aber zu wenig konkret gegen die mancherlei Kleinkriege getan. Es reicht eben nicht, nur vom Frieden zu träumen. Man muss auch etwas dafür tun – und zwar mit friedlichen Mitteln.

Nun haben die Kinder ja vorhin gesungen: „Kinder suchen Frieden." Und wir haben mitgesungen. Denn natürlich suchen nicht nur die Kinder, sondern auch wir den Frieden.

Moment mal. Wir sagen das einfach so, dass wir Frieden suchen. Stimmt das denn wirklich? Suchen wir? Und welcher Frieden soll das sein, den wir suchen?

Zunächst einmal zum Suchen. Wie ist das denn, wenn wir etwas verlegt oder verloren haben, sagen wir mal das Portemonnaie oder das Schlüsselbund? Wie suchen wir? Wir schauen hier und da. Einmal, zweimal... immer wieder. Wir fragen alle, ob sie vielleicht gefunden haben, was wir suchen. Wir überlegen und überlegen, wo sein könnte, was wir suchen. Wir sind ganz unruhig, können nicht schlafen, träumen schlecht und suchen und suchen... bis wir hoffentlich endlich finden, was wir so suchten. Das (!) ist für mich Suchen.

Und nun sage ein jeder selbst: Wenn das Suchen ist, wer von uns wollte dann noch von sich sagen, dass er den Frieden sucht, so intensiv wie den Schlüssel oder das Portemonnaie?

Ich befürchte, dass viele nicht einmal wissen, dass ihnen der Frieden, der uns versprochen ist, verloren gegangen ist. Und so leben sie ihr Leben, friedlos und unzufrieden, eben ohne den Frieden, der möglich wäre.

Vielleicht liegt das daran, dass unter Frieden zu Unterschiedliches verstanden wird. Denn viele werden mir entgegen halten, dass wir doch Frieden haben und uns glücklich schätzen dürfen, in einem Land leben zu können, das nach so vielen Kriegen endlich in Frieden mit seinen Nachbarn leben kann. Natürlich: Dieser Frieden ist von unschätzbarem Wert. Aber ist das schon alles?

Nein. Natürlich nicht. Es geht beim Frieden ja nicht nur um den Frieden zwischen den Völkern, sondern auch um den Frieden im Kindergarten und in der Schule, bei der Arbeit und in der Freizeit, in der Gemeinde und in der Nachbarschaft, im Haus und im Sportverein, in der Familie und in der Ehe.

Und es geht nicht nur um den Frieden mit anderen, sondern in alledem auch um den Frieden mit sich selbst und um den Frieden mit Gott. Die alles entscheidende Frage ist: Habe ich Frieden? Bin ich zufrieden, friedlich, friedfertig?

Ja, natürlich. Ein bisschen. Aber sicher könnte es bei jedem von uns hier und da ein bisschen mehr sein. Auch wenn wir uns ganz doll anstrengen und tun, was uns möglich ist, kriegen wir es allein einfach nicht besser hin.

Deshalb wenden wir uns ja immer wieder an Gott. So haben wir eben gesungen: „Verleih uns Frieden" und „Herr, gib uns den Frieden." Diesen gesungenen Bitte um Hilfe in Sachen Frieden füge ich eine Bitte um Frieden aus dem Lukasevangelium hinzu, wo es heißt: „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens."

Wie die meisten Wege, ist auch der Weg des Friedens ein langer Weg. Auch wenn der Weg lang ist, muss man sich auf den Weg machen, muss den ersten Schritt gehen. Da auch der längste Weg bekanntlich mit dem ersten Schritt anfängt, dürfte es beim Weg des Friedens nicht anders sein.

Auf den ersten Schritt kommt es an. Deshalb singen wir gleich: „Herr, gib mir Mut zum Brückenbauen." Und das ist es, was wir brau-

chen: Mut und Kraft, um nicht nur den ersten, sondern auch die nächsten Schritte auf dem langen Weg des Friedens zu gehen.

Möge Gott uns die Sehnsucht nach Frieden ins Herz geben, damit wir nicht nachlassen in unseren Bemühungen um den Frieden.

Und der Friede Gottes, welcher umfassender ist als alles, was wir uns vorstellen können, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Fünfte Element

Predigt am 19. Juni 2022

Da es von der Orgel her heute um Filmmusik geht, habe ich mir gedacht, wäre es doch nicht schlecht, wenn es auch in der Predigt um einen Film ginge. Eigentlich müsste man so einen Film jetzt natürlich anschauen. Aber das geht nicht – aus verschiedenen Gründen.

Aber vielleicht ist der Film ja bekannt, den ich vor Augen habe. Es handelt sich dabei um einen science fiktion. Er heißt: „Das fünfte Element“

Während alle Welt ahnungslos in den Tag hinein lebt, finden sich einige Helden zusammen, um die Welt zu retten. Denn die wird bedroht von einer bösen Macht, der bösesten Macht des Universums.

In einer beeindruckenden Schlusssequenz befinden sich die Hauptdarsteller in einem Tempel. Darin befinden sich vier Säulen mit rätselhaften Zeichen und einem Altar in der Mitte des Raumes mit freiem Blick in den Himmel.

Durch Zufall entdecken die Helden, dass die vier Säulen die vier Elemente Erde, Luft, Wasser und Feuer symbolisieren und wie sie sich aktivieren lassen, sodass die ihnen innewohnende Kraft wirksam werden kann.

Der Atem öffnete das erste Element, die Luft. Der Sand öffnete das zweite Element, die Erde. Das Schwitzwasser öffnete das dritte Element, das Wasser. Und ein Streichholz öffnete schließlich das vierte Element, das Feuer.

Nur das fünfte Element konnte seine Kraft zunächst noch nicht entfalten. Beim fünften Element handelte es sich um ein Wesen höherer Art, im Film verkörpert durch eine junge Frau, die alles miteinander verbindet. Sie ist die perfekte Waffe gegen das Böse. Sie ist ein Geschöpf, das nur die Liebe kennt und keinerlei feindliche Gefühle.

Sie hatte bei ihrem kurzen Aufenthalt auf der Erde jedoch so viel Böses gesehen, dass sie verzweifelte und ihrem Auftrag zunächst nicht nachkommen konnte.

Es fehlte dem fünften Element der Impuls, um aktiv werden zu können. Was konnte das sein? Der Film gab darauf die Antwort: die Liebe. Die Liebe war in der Lage, die Kraft des fünften Elementes zu mobilisieren.

In letzter Sekunde gesteht ihr einer der Helden seine Liebe, was sie befähigt, ihren Auftrag zu erfüllen. Im Film bündelt sie die Energieströme, die aus den vier Elementen kommen, auf sich selbst.

Durch das Zusammenspiel der irdischen Elemente und Kräfte mit dem außerirdischen fünften Element und seiner Kraft entsteht eine Energie. Als mächtiger Lichtstrahl schießt diese Energie aus dem fünften Element in den Himmel. Der Lichtstrahl trifft das Böse und nimmt ihm seine zerstörerische Kraft.

Was heißt das nun für uns? Es gibt genügend Dunkles und Bedrohliches in uns und dieser Welt. Aber es gibt auch irdische Kräfte, die versuchen, dem Bösen in uns und um uns herum immer wieder zu wehren.

Werden die irdischen Kräfte und Bemühungen reichen? Vermutlich nicht. Wir sind zwar mit allem beschenkt, was wir zum Leben brauchen: mit Erde, Wasser, Luft und Feuer.

Aber um im Kampf gegen das Böse bestehen zu können, das Böse in uns und das Böse um uns herum, braucht es nicht nur die Liebe, sondern zusätzlich Hilfe von außen - himmlische Unterstützung eben.

Im Film ist diese Frau das Wesen, das die vier Elemente miteinander verbindet und die Welt rettet. Für uns Christen ist es Jesus Christus, durch den die Welt gerettet wird.

Von daher befinden sich hier in der Mitte nicht nur die vier Elemente als Symbole für alles, was uns von Gott her als Kraft im Kampf gegen das Böse geschenkt wird, sondern zusätzlich auch noch das Kreuz, als Zeichen für Jesus Christus, den Retter der Welt, das christliche fünfte Element.

Im Film wird das fünfte Element durch die Liebe aktiviert. Das heißt auf uns und Christus, das christliche fünfte Element, übertragen: Wo Menschen sich von Christus geliebt wissen, wo sie ihn lieben, entsteht ein rettendes und mächtiges Kraftfeld, das das Böse in uns überwindet und uns vor dem Bösen um uns herum beschützt.

Christus kann erst dann aktiv werden und seine rettende Wirksamkeit bei uns und in dieser Welt entfalten, wenn wir ihn lieben und ihm vertrauen.

Von denen, die ihn lieben und zu ihm gehören, heißt es, sie seien der Leib Christi in dieser Welt. Durch uns ist Christus in dieser Welt am Wirken. Demzufolge sind wir im Auftrag des Christus das christliche fünfte Element.

Wo wir uns selbst, wo wir einander und wo wir Gott lieben, da wird die mächtige und rettende Kraft frei, die es braucht, um das Böse in uns und um uns herum zu zerstören. So kann die Welt vor dem Bösen gerettet werden.

Gärtner im Garten Eden

Predigt zum Erntedankfest 2024

Im Schuppen herrschte eine trübe Stimmung. Das kam zum einen daher, dass das Schuppenfenster blind geworden war und zudem noch voller alter und dunkler Spinnweben hing. Zum anderen aber - und das war viel schlimmer - war die Stimmung der Gerätschaften auf dem Tiefpunkt angelangt. Grau, verstaubt und ein wenig melancholisch standen oder lagen sie achtlos im Schuppen herum.

„Seht uns nur an, wir hängen hier herum und kommen überhaupt nicht mehr zum Einsatz“, maulte der Spaten.

„Ja, da kann man wohl nichts machen. Das muss man wohl ertragen. Anscheinend gehören wir zum alten Eisen und sind in Vergessenheit geraten“, schepperte die Gießkanne.

„Wir wollten doch mal so hoch hinaus“, ließ sich die Leiter vernehmen.

„Was kann man da nur machen?“

„Was kann man nur machen? Du stellt ja Fragen. Man kann gar nichts machen.“ Der Rechen kratzte mit seinen stumpf gewordenen Zähnen leicht über den Holzfußboden.

„Wir sitzen das einfach aus“, war die Gartenbank zu hören.

„So ein dummer Gedanke. Du brauchst wohl mal einen ordentlichen Tritt“. Aufgebracht mischte sich der Stiefel ein.

„Immer mit der Ruhe. Lasst Euch einfach mal hängen. Irgendwer wird schon für uns sorgen und uns dann neuen Anschub geben.“ Die Schubkarre wollte ihre Freunde trösten und vermitteln. Doch das gelang ihr nicht.

Hitzig war der Arbeitshandschuh zu hören: „Was ist nur mit euch los? Wir müssen die ganze Sache selbst anpacken.“

„Recht hat der Handschuh“, schnitt ihm die Schere das Wort ab. „Wir müssen selber etwas gegen unseren Rost tun und unsere Kräfte mobilisieren, damit wir unsere alte Schärfe wieder gewinnen“.

„Wie stellst du dir das vor? Über die Jahre sind wir alt und zerbrechlich geworden. Unsere Zeit ist abgelaufen. Der Schuppen ist unser Grab.“ Resigniert seufzte und stöhnte die Gartenbank.

Scharf entgegnete die Schere: „Wer sagt das denn, dass unsere Zeit abgelaufen ist und der Schuppen unser Grab? So ein Unsinn. Tür auf und dann geht es raus. Nichts leichter als das.“

„Ja, der Tür kann ich wohl einen ordentlichen Tritt geben, dann geht sie auf“, meinte der Stiefel.

„Aber wozu? Was soll das Ganze?“

„Da fragst du noch?“ Der Spaten versuchte durch die milchige Scheibe einen Sonnenstrahl zu erhaschen, um etwas glänzen zu können. „Wozu sind wir denn geschaffen worden? Um im Schuppen rumzuhängen oder um im Garten mit an zupacken?“

Ein Ruck ging durch die Harke. Zackig mischte er sich erneut ein: „Ja, richtig, besinnen wir uns. Wir sind gut gearbeitet worden. So schnell sind wir nicht kaputt zu kriegen. Wir sind ein echt gutes Werkzeug und haben dadurch eine wichtige Aufgabe bekommen. Der Garten verkommt ohne uns. Er wuchert zu und verwildert. Mobilisiert Eure Kräfte. Zeigt Einsatz.“

Die Schubkarre rollte vor die Harke und kippte um. „An mir kommst du mit deinem Übereifer nicht vorbei.“

Die Handschuhe rückten der Schubkarre an die Griffe und zogen sie zurück. „Also, Frieden ja. Hier braucht doch jeder jeden. Das ist doch wohl klar. Wir sind alle für die Gartenarbeit geschaffen worden. Das ist unsere Aufgabe. Also, lasst euch nicht hängen und verrostet nicht.“

„Ja, ran an die Arbeit. Ohne uns läuft hier gar nichts.“ Die Gartenbank schwenkte langsam und schwerfällig um.

„Du musst gerade reden“, höhnte die Leiter. „Aber es stimmt. Ohne uns geht im Garten gar nichts. Ich werde mich hoch in den Himmel recken. Alles was ich dort einfange, lasse ich meine Sprossen hinunter gleiten und leite es damit an euch weiter.“

„Na, im Einsammeln und Weiterleiten bin ich ja wohl gefragt. Regen bringt Segen. Ich sammle den Regen ein und bringe dann den Segen in Gottes Garten.“ Die Gießkanne riss ihre Tülle weit auf und war auch in der letzten Ecke des Schuppens gut und deutlich zu verstehen.

Etwas schnippisch ließ sich die Schere wieder vernehmen: „Also, erst hängt ihr hier alle schlaff herum und nun streitet ihr darüber, wer der Wichtigste im Garten ist?“

Mit einem kleinen Blinzeln an seiner Kante schwang sich der Spaten auf: „Wir sind alle wichtig. Jeder von uns arbeitet auf seine Art und Weise und trägt dazu bei, Gottes Schöpfung in Ordnung zu halten und zu bewahren. Gemeinsam sind wir stark! Wir sind Gottes Werkzeug. Er braucht uns für seinen Garten. Kein Wort mehr! Rafft euch auf und los geht’s.“

Die Stiefel liefen zur Schuppentür. Mit Anlauf krachten sie gegen die Tür. Quietschend sprang die Tür auf. Das Sonnenlicht flutete den trüben Schuppen. Frische Luft strömte herein. Die Gartengeräte atmeten tief durch.

Die Arbeitshandschuhe klatschen mehrmals gegeneinander und riefen dann: „Los, auf geht’s, ran an die Arbeit!“

Die Geschichte von den Gartengeräten ist doch gut, oder? Habt Ihr gemerkt, um wen es geht? Natürlich um uns. Die Gartengeräte stehen für uns. Wir sind die Gartengeräte.

Und wer ist der Gärtner? Richtig. Das ist natürlich Gott. Und was will der von uns? Genau, der möchte, dass wir seinen Garten, seine wunderbare Schöpfung pflegen.

So steht es in der Schöpfungsgeschichte: „Gott der Herr pflanzte einen Garten und nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“

Die ganze Erde ist also ein Garten. Und dieser Garten gehört Gott. Er ist auch der oberste Gärtner. Und weil er nicht alles allein machen kann und will, gibt er uns den Auftrag, mit ihm zusammen als Gärtner und Gärtnerinnen für seinen Garten zu sorgen. Das ist unsere Aufgabe: seinen Garten bebauen und bewahren.

Die meisten von uns wissen: Das ist nicht so leicht, wie es sich anhört. Das ist mit Arbeit verbunden. Gartenarbeit eben – im Kleinen wie im Großen.

Das fängt mit den Blumen auf dem Fensterbrett oder auf dem Balkon an, die man nicht vergessen darf, die Dünger, Licht und Wasser brauchen.

Das geht weiter über die Gärten am Haus und die Schrebergärten, wo nicht nur die Rasenflächen, sondern die Obstbäume und Beerensträucher, die Blumen- und Gemüsebeete versorgt sein wollen.

Natürlich gehören die Tiere und Felder, die Wiesen und Wälder dazu, um die sich Bauern und Förster kümmern. Da gibt es für uns alle jede Mengen zu tun. Ist doch klar, wenn doch die ganze Welt Gottes Garten ist.

Vieles von dem, was das Kümmern um die Pflanzen im Garten angeht, gilt auch für die Tiere und Kinder. Man spricht ja nicht umsonst von Tiergärten und von Kindergärten. Auch sie und alles andere in Gottes Garten gilt es zu bewahren.

Und was ist, wenn wir das nicht machen, wenn wir uns nicht darum kümmern? Ja, dann haben wir ein Problem. Und wir bekommen weitere Probleme dazu. Wehe uns, wenn im Garten etwas unwiederbringlich zerstört wird.

Aber nun geht es beim Garten Gottes natürlich nicht nur ums „Bebauen und Bewahren“, also um die Gartenarbeit. Wir leben ja nicht nur, um im Garten zu arbeiten, sondern auch, um ihn zu genießen.

Früher hatten die Menschen sogar einen Namen für Gärten, in denen man nicht arbeiten musste, die man einfach nur genießen konnte. Sie nannten so einen Garten: Lustgarten.

Und genau das ist Gottes Garten, der Garten Eden eben auch: ein Lustgarten, lieblich anzusehen, Gottes Geschenk an uns, zum Genießen. Genau das steht übrigens auch schon in der Bibel. Da heißt es: „Und Gott ließ wachsen aus der Erde – lieblich anzusehen und gut zu essen.“

Wir haben also nicht nur zu tun mit dem Garten Eden und der Ernte. Wir dürfen die Früchte des Gartens auch genießen. Wir haben von daher allen Grund zur Dankbarkeit, gerade heute beim Erntedankfest.

Möge der göttliche Gärtner uns menschlichen Gärtnerinnen und Gärtnern nicht nur dabei helfen, seinen Garten zu bebauen und zu bewahren, sondern ihn auch dankbar zu genießen.

Gebet

Predigt am 11. Januar 1998

Was tun wir eigentlich, wenn wir beten? Wie kann man beten? Hat es überhaupt einen Sinn zu beten? Wie ist das mit dem Beten bei uns?

Wir beten - zumindest hier im Gottesdienst. Aber wie ist das ansonsten? Beten Sie da auch zu Hause? Beten sie nach dem Aufstehen oder vor dem Schlafen? Beten Sie bei Tisch oder wenn Sie unterwegs sind? Beten Sie regelmäßig oder eher gelegentlich?

Wie Sie das mit dem Beten halten, wissen Sie selbst am besten. Aus mancherlei Gesprächen weiß ich, dass viele so ihre Schwierigkeiten mit dem Beten haben. Manchen ist es peinlich, darüber zu reden.

Und so habe ich den Eindruck gewonnen, dass für wenigsten das Beten so selbstverständlich ist wie das Atmen oder das Schlafen. Es scheint reserviert zu sein für die besonders feierlichen Momente des Lebens oder für die Zeiten größter Not. Not lehrt bekanntlich beten.

Aber es ist doch seltsam, dass man sich erst dann auf das Gebet besinnt, wenn man sich in einer Situation befindet, die ausweglos erscheint, wenn man meint, dass einem nichts mehr helfen kann außer vielleicht der Allmächtige. Wieso kommt vielen erst dann bewusst oder unbewusst ein Gebet in den Sinn.

Offensichtlich tun wir uns schwer. Wie kommt das? Ich vermute, es liegt an dem, was wir als Gebet kennengelernt haben und was wir unter Gebet verstehen. Viele meinen, es sei doch klar, was Beten ist. Aber ist das wirklich so klar? Haben Sie schon einmal darüber gesprochen, was sie unter Beten verstehen? Haben wir schon darüber gesprochen?

Lassen Sie uns heute einmal einen Moment an der Frage bleiben, was wir meinen, wenn wir vom Beten sprechen - bevor wir dann natürlich auch wieder beten.

Nun: Wie sehen unsere Gebete normalerweise aus? - Geht es bei den meisten Gebeten nicht so, dass wir uns mit unserem Dank, mit unseren Bitten und Klagen an Gott wenden. Wir sagen ihm, was uns bewegt, was uns freut, wofür wir dankbar sind, was uns beschwert und wen wir in seiner Obhut wissen wollen.

Das kann in einer sehr feierlichen oder auch zwanglosen Form geschehen. Das kann eine lange Litanei oder nur ein kurzes Stoßgebet sein. Das kann sich anhören, als würden wir mit einem Freund reden. Das kann sich aber auch anhören, als würden wir mit einem Mächtigen reden, an den wir uns kaum zu wenden wagen.

Aber immer sind es Worte. Und immer sind es unsere Worte. Und so kommt es immer wieder dazu, dass viele mit ihrem Gebet Gott so etwas wie ein Vortrag halten, den Gott bitte hören und berücksichtigen möge. Ist schon seltsam. So bekommt Gott kaum die Möglichkeit, auch einmal etwas zu sagen. Wir reden und reden.

Dabei steht doch im Psalm 139: „Es ist kein Wort auf meiner Zunge, dass du, Herr, nicht schon wüsstest.“ Wenn Gott also schon weiß, was uns bewegt, lange bevor wir es in Worte bringen - ja warum reden wir dann noch?

Sicher: Es tut uns gut. Wir können uns von der Seele reden, was uns bewegt. Und das ist schon gut, wenn man sich so richtig aussprechen kann.

Aber wer immer nur redet, kann nicht hören. Ich meine, dass es wichtiger wäre, auf Gott zu hören, als ihn unentwegt mit unseren Gebeten zu bestürmen.

Es wäre also viel gewonnen, wenn wir in unserem Gebet, in unserem Reden zwischendrin einfach mal innehalten würden, um Gott seinerseits die Chance zu geben, auch etwas zu sagen, sich in unsere Gedanken einzumischen.

Wie ist das denn normalerweise bei einem Gespräch. Zu jedem guten Gespräch gehört doch, dass man nicht nur redet, sondern auch aufeinander hört. Das ist beim Gebet nicht anders. Das Gebet ist eben kein Vortrag, sondern ein Gespräch, eine stille oder laute Zwiesprache.

Wer nun hören will, muss still sein, muss lernen, ruhig zu werden, loszulassen, sich selbst zu vergessen und offen zu sein, damit man eben hören und aufnehmen kann. Schon in den Psalmen heißt es: „Meine Seele ist stille zu Gott.“ Sie merken schon, für das Beten braucht es nicht unbedingt der Worte. Man kann auch ohne Worte beten.

Ein Beispiel: Wenn ich mit dem Fahrrad unterwegs bin durch das Mascheroder Holz und die angrenzende Feldmark, dann gibt es immer wieder Momente der Ergriffenheit, der spontan aufsteigenden Dankbarkeit. Ist das nicht schon ein Gebet?

Wenn ich versuchen würde, dieses Erleben in Worte zu bringen, würde es mir nicht gelingen. Mir würden im wahrsten Sinne die Worte fehlen. Ich wäre im Grunde sprachlos.

Nun könnte ich meine Sprachlosigkeit als Mangel erleben. Sie könnte mir aber auch zu der Einsicht verhelfen, dass es auf die Worte gar nicht so sehr ankommt, weil eben der ganze Mensch beten kann, gerade dann, wenn uns die Worte fehlen.

Wenn der ganze Mensch beten kann, dann benennen die Worte nur das, was sich ereignet und Gott ja ohnehin mitbekommt. Und so gibt es tatsächlich nicht nur das Gebet der Zunge, sondern auch das Gebet der Nase, der Ohren, der Haut und der Augen.

Der ganze Mensch kann beten. Alles kann zum Gebet werden. Wie sollte man sonst verstehen, was Paulus meint, wenn er sagt: „Betet ohne Unterlass.“ (1. Thess. 5,17) Er kann doch unmöglich gemeint haben, dass wir ohne Unterlass die Hände falten und mit Gott reden sollen.

Wenn unser ganzes Leben ein Gebet ist, kann es beim Beten nicht darum gehen, bestimmte Zeiten unseres Lebens für das Gebet auszusparen. Es kann dann nur darum gehen, dass ganze Leben als Gespräch mit Gott wahrzunehmen und zu erleben.

Wenn die Mönche früher sagten: „Ora et labora - bete und arbeite“, dann meinten sie eigentlich nicht, dass man abwechselnd arbeiten und beten sollte, sondern dass man beides tunlichst gleichzeitig geschehen lässt.

Ein letzter Gedanke für heute: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten...“ so beginnt das Lied, das wir gleich singen werden. Das mit dem Anbeten klingt nun dem einen oder anderen vielleicht ein wenig zu fromm. Und doch kommt damit ein Aspekt des Betens zum Ausdruck, auf den ich hier nicht verzichten will.

Vielleicht wird anschaulicher, worum es geht, wenn wir uns vor Augen führen, wie im alltäglichen Leben von „anbeten“ die Rede ist. Denken sie einmal an die Sonnenanbeter.

Ich meine damit die unter unseren Zeitgenossen, die es genießen, während der Sommermonate in der Sonne zu sein. Sie lassen sich durchwärmen. Sie denken nicht über die Sonne nach, sondern sie spüren die wohltuende Wärme und Kraft der Sonne am ganzen Körper. Die Sonne anbeten - also die Sonne einfach genießen, sich nach ihr ausstrecken, sich ihr mit allen Fasern des Seins öffnen.

Ich will das, was zwischen der Sonne und den Sonnenanbetern geschieht, einmal als Gleichnis nehmen für das, was zwischen uns und Gott geschehen kann. Wer sich Gott so zuwendet, wie sich die Sonnenanbeter der Sonne zuwenden, der bekommt Gott zu spüren.

So zu beten bedeutet abzusehen von dem, was man selbst will. So zu beten bedeutet, einfach da und offen zu sein für das, was sich aus der Begegnung mit Gott ergibt. Darauf kommt es an: Herauszukommen aus allem selbstsüchtigen Kreisen um sich selbst, um offen zu sein zu Gott.

Ein letzter Blick auf die Sonnenanbeter zeigt uns, dass sich da die unterschiedlichsten Menschen vereint finden in dem, dass sie sich gemeinsam der Sonne zuwenden. So müsste es in der Kirche auch sein, dass sich die unterschiedlichsten Menschen vereint finden in dem, dass sie sich gemeinsam Gott zuwenden.

Gebet verändert

Predigt am 17. November 2010

Buß- und Bettag. Da geht es immer um Buße und Beten, um Schuld und Vergebung, um Belastendes und Entlastung.

Für heute möchte ich den Schwerpunkt mal auf das Beten legen. Bringt das was, Beten? Ich will nicht weiter drum herum reden, sondern gleich zur Sache kommen. In diesem Fall auf den Ausspruch, der hier abgedruckt ist und auf Albert Schweitzer zurückgeht: „Beten verändert nicht die Welt. Aber beten verändert die Menschen, und Menschen verändern die Welt.“

Ich bin der Tage zufällig darauf gestoßen und habe spontan gedacht: Das ist gut. Das gefällt mir. Diesen Spruch mache ich mal zum Thema. Und dann habe ich die Notiz irgendwie verlegt. Nun gut. Wozu gibt es das Internet. Also habe ich mal gegoogelt, wie man so sagt. Und siehe da: Da hatte ich den Spruch und sage und schreibe 550.000 Texte, Kommentare, Meinungen zu der Frage, ob denn Beten die Welt verändert oder nicht. Die Frage scheint also aktueller zu sein als man meinen sollte.

Nun habe ich mir gedacht, ich bringe mal ein paar dieser Kommentare zu Gehör: Wenn wir beten, verändert sich nicht nur etwas um uns. Es verändert sich etwas in uns... Es geht um Menschen, die letztlich die Welt verändern, weil Gott sie verändert hat – in ihrem Beten, in ihrer Zwiesprache mit Gott... Beten verändert, es verändert uns selbst und unsere Sicht der Welt... Beten hat nicht Macht über Gott, sondern verwandelnde Wirkung auf den Betenden... Beten verändert die Sicht und den Blickwinkel...

Und dann mischt sich einer ein, der etwas ausführlicher wird: „Ich denke, dass es zu viele Formen des Betens gibt, um pauschal zu sagen, dass es Menschen verändert... Manche Gebetsformen erscheinen mir zu oberflächlich, um das zu leisten, weil sie den Betenden mit der Reflexion auswendig gelernter Verse belasten... Die schier endlose Wiederholung auswendig gelernter Verse scheint mir zu dokumentieren, dass es in vielen Bereichen der kirchlichen Tradition eben nicht um Erkenntnis geht... Es erscheint mir „oberflächlich“, weil es mich innerlich nicht bewegt... Ich könnte dem Satz zustimmen, wenn man „Beten“ durch „Denken“ ersetzt.“

Noch einer meldet sich zu Wort und schreibt: „Auf die Intensität unseres Gebetes kommt es an, wenn es einen Effekt haben soll. Das bloße Dahingeplapper oder das automatische Pflichtgebet, ganz zu schweigen vom Lamentieren, bewirkt gar nichts.“

Soweit mal einige ganz bemerkenswerte Stimmen aus dem Internet. Über der regen Diskussion sollten wir nun aber auf keinen Fall das bedenkenswerte Wort Albert Schweitzers vergessen: „Beten verändert

nicht die Welt. Aber beten verändert die Menschen, und Menschen verändern die Welt."

Halten wir fest: Beten verändert, aber zunächst einmal weniger die anderen und schon gar nicht die ganze Welt, sondern die Betenden, die dann alles nicht nur anders sehen, sondern sich aufgrund neuer Einsichten auch anders verhalten und damit die Welt verändern.

Natürlich stellt sich die Frage, wer oder was dann die Veränderung auslöst. Ist es der Betende, der sich durch sein Beten selbst verändert? Oder ist es Gott, an den sich der Betende wendet? So oder so. Es passiert was. Wenn es ein ehrliches, ein intensives, ein innerlich beteiligtes Beten ist – und eben nicht nur ein Geplapper.

Und eigentlich ist hier vor allem eins wichtig und richtig: Probieren geht über Studieren. Beten kann man ausprobieren. Beten kann man lernen. Beten kann man üben. Beten ist ein Tätigkeitswort. Wer betet, kann überraschende Erfahrungen damit machen, wie folgender Bericht zeigt:

In Österreich wurde in der Adventszeit in einer Pfarrei die Aktion gestartet: „Wir beten für Sie". Menschen, die im Beten eher unsicher oder wenig geübt waren, konnten ihre Sorgen und Probleme auf einen Zettel schreiben und in der Kirche anonym abgeben. Während der Sonntagsmessen wurde die Schachtel mit den Gebetszetteln dann feierlich zum Altar gebracht, und die Gemeinde betete für all die Menschen, die darum gebeten hatten.

Nach Weihnachten gingen in der Gemeinde verschiedene Dankesschreiben ein. Ganz offensichtlich hatte Gott viele Gebete erhört und vielen Menschen geholfen. So schrieb ein junger Vater, dass ein lang gehegter Wunsch endlich in Erfüllung gegangen war: Viele Jahre hatte sein eigener Vater sich nicht mehr gemeldet. Der junge Vater hatte sich nun an die Gemeinde gewandt mit der Bitte, um Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu beten. Am Heiligen Abend meldete sich der „verlorene Vater" tatsächlich bei seinem Sohn. Er schloss Frieden mit der jungen Familie seines Sohnes und lernte seine kleine bezaubernde Enkeltochter kennen. Es wurde ein unvergessliches Weihnachtsfest. Die Familie schwört Stein und Bein darauf, dass Gott da seine Finger im Spiel hatte.

Noch vieles könnte ich hier aufzählen. So manche Bitte wurde erhört. Zerrüttete Beziehungen bekamen eine neue Chance, Verzweifelte hatten plötzlich wieder Hoffnung, Kranke bekamen neue Kraft. Es geschahen so manche kleine „Wunder".

Weil ich weiß, wie schwer sich manche mit der traditionellen Art des Betens tun, habe ich ganz zu Anfang schon die Frage gestellt: „Was ist das eigentlich: Beten?"

Zur Beantwortung dieser Frage greife ich die eine Stimme aus dem Internet zurück, die sagte: „Ich könnte dem Satz Albert Schweitzers zustimmen, wenn man „Beten" durch „Denken" ersetzt. Sie können sich ja denken, dass ich mit dieser Äußerung sympathisiere. Und Albert Schweitzer hätte es vermutlich auch getan.

Aber so sehr das mit dem Denken stimmt und denen entgegen kommt, die nicht mehr beten können und mögen, nimmt es dem Spruch doch auch etwas. Deshalb möchte ich das „Beten" nicht durchs „Denken" ersetzen, sondern ergänzen.

In diesen Zusammenhang gehört dann auch das Meditieren, bei dem man sich im Sinne des Betens ohne Worte auf das Wesentliche besinnt, es eben bedenkt, eben meditiert.

Dagegen hätte Albert Schweitzer sicher nichts gehabt, wenn wir in seinem Ausspruch das Wort Beten gelegentlich durch das Wort Meditieren ersetzen würden: Meditieren verändert nicht die Welt. Aber Meditieren verändert die Menschen, und Menschen verändern die Welt.

So lade ich Euch und Sie ein, es im Sinne Albert Schweitzers einfach auszuprobieren. Betet, denkt, meditiert – auf dass ihr euch verändert, von Gott verändern lasst – und mit euch die Welt. Ja möge sich die Welt durch unser Beten, Denken und Meditieren zum Guten, zu Gott hin verändern.

Gebet als Frage

Predigt am 16. April 2012

Finden Sie nicht auch: Es gibt viel zu viele Antworten auf Fragen, die niemand gestellt hat. Und umgekehrt gibt es auf die Fragen, die uns umtreiben, oft keine befriedigende oder endgültige Antwort.

Finden Sie nicht auch: Es wird viel zu viel gejammert und geklagt – zumeist auf hohen Niveau, wie man sagt. Dabei hätten wir ausreichend Gründe, um uns zu freuen.

Finden Sie nicht auch: Es wird gerade über Glaubensdinge viel zu vollmundig gesprochen, als ob das alles immer so klar und sicher wäre.

Es stünde uns weitaus besser an, wenn es bescheidener, ehrlicher und persönlicher zugehen würde.

Finden Sie nicht auch: Es wird überhaupt viel zu viel geredet. Alle wissen zwar: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Aber kaum jemand will reich sein durch Schweigen.

Und bei unseren Gebeten ist das oft nicht anders. Vollmundig klingen sie, aber nicht fragend. Klagend wird beschrieben, was Not macht, aber selten voller Begeisterung bejubelt. Fromm und gläubig klingen die Gebete, als gäbe es ihn nicht, den bohrenden Zweifel. Und kennen sie ein Gebet ohne Worte. Nein, es sind immer Worte. Pausenlos wird gebetet. Aber wer hört beim Beten auf das, was Gott sagen möchte?

Ich habe versucht, ein wenig von dem zu beschreiben, wie landauf landab gebetet wird. Das trifft für alle noch für immer oder alle Gebete zu. Und doch: Viel zu selten hören sich unsere Gebete fragend, jubelnd, zweifelnd oder einfach nur still an.

Inspiriert durch ein Lied meine ich:

Erstens: „Mein Gebet ist wie die Frage...“ Gute Fragen müssen nicht gleich eine Antwort finden. Gute Fragen bringen ins Nachdenken. Gute Fragen eröffnen Neues. Zumal dann, wenn man sie einem stellt, der Antworten weiß, auch wenn er sie nicht so sagt, wie man es erwartet hatte oder sich gewünscht hätte.

Zweitens: „Mein Gebet ist wie der Jubel...“ Es wäre ja schon mal nicht schlecht, wenn wir ab und zu eine kleines „Danke“ heraus brächten. Und noch besser wäre es, wenn dieses „Danke“ von Herzen käme. Und noch viel besser, wenn sich so ein von Herzen kommendes „Danke“ dann auch noch zu einem uns kühlen Norddeutschen eigentlich unbekannten Jubel steigern würde. Nun gut, wir wollen uns nicht gleich überfordern. Versuchen wir es für den Anfang doch einfach mal mit einem glaubhaften „Danke“.

Drittens: „Mein Gebet ist wie das Schweigen...“ Wenn der Tag der Nacht weicht, wenn es still und stiller wird, bis fast alles ruht und schläft, dann ist die Zeit zum Hören und Lauschen auf das, was um uns herum oder in uns ist. Vorbei die Aktivität des Tages. Es ist Zeit zum Innehalten, zum Schweigen und eben zum Hören. Und wenn man dann nicht schlafen kann oder noch nicht schlafen will, dann ist gerade die Nacht die Zeit der Stille. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“, heißt es in den Psalmen. Ach, wenn wir doch still sein und lauschen könnten – auf Gott, der ums uns und in uns ist.

Gebote

Predigt am 4. März 2001

Auf der Konfirmandenfahrt ging es um die Gebote, nicht nur um die 10 Gebote, sondern auch um andere Gebote, die helfen können, dass das Leben gelingt.

Wir hatten zuerst einmal alle Gebote und Verbote zusammengetragen, die uns in den Sinn kamen. Dabei ist deutlich geworden, dass es neben den Verboten, die sagen, was man nicht tun soll, auch Gebote gibt, die einem sagen, was man statt des Verbotenen tun soll.

Wir haben gesehen: Meistens hängt das eine oft mit dem anderen zusammen, als wenn Verbot und Gebot die zwei Seiten des einen sind, um das es geht.

Wir haben dann festgestellt, dass es so viele Gebote und Verbote gibt, so viele, dass man schnell den Überblick verliert. Weil es so viele sind, weiß man auch nicht, ob dies oder jedes Gebot bzw. Verbot nun sehr wichtig oder eher unwichtig ist. Sie sind ja nicht alle gleich wichtig. „Du sollst nicht töten“ ist sicher wichtiger als „Du sollst dein Bonbonpapier in den Mülleimer werfen.“

Man kommt also nicht drum herum, alle Gebote und Verbote zu prüfen, inwiefern sie uns helfen, das Leben fördern und von daher göttlich sind oder inwiefern sie uns schaden, das Leben behindern und von daher teuflisch sind.

Welche Gebote helfen uns nun? Welche sind für uns Orientierung fürs Leben? Welche helfen und dabei, dass Miteinander so zu gestalten, dass es kein Chaos gibt? Was sind für Sie die drei wichtigsten Gebote? Sie haben einen Moment Zeit, sich das zu überlegen...

Ich vermute, Ihnen sind die Gebote und Verbote die wichtigsten gewesen, die das Miteinander betreffen. Neben diesen Geboten und Verboten, die das menschliche Miteinander regeln bzw. regeln sollen, geraten die Gebote, die es mit Gott und uns zu tun haben, schnell in Vergessenheit. Sie scheinen nicht ganz so wichtig zu sein. Die anderen Gebote stehen im Vordergrund. Das haben wir jedenfalls auf der Konfirmandenfahrt gemerkt. Und vermutlich würden Sie das jetzt durch die Wahl ihrer Hauptgebote bestätigen können.

Und doch ist vor allem das erste Gebot ganz wichtig, wo Gott sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott.“ Dieses Gebot ist die Grundkoordinate. Stellen Sie sich bitte vor, alle wichtigen und das Leben fördernden Ge-

bote und Verbote wären in einem Bild vereinigt, das man gerne an die Wand hängen würde.

Was bräuchte man da? Richtig: einen Nagel. Ohne Nagel könnte man dies Bild nicht aufhängen. Das erste Gebot ist wie der Nagel in der Wand. Alles hängt an ihm. Ohne dies erste Gebot geraten all die anderen Gebote durcheinander. Ohne dieses Gebot haben sie keinen Halt.

Wer darum weiß, dass da einer ist, dem wir als Menschen verantwortlich sind, der wird anders leben, als der, der sich denkt: „Wenn ich nicht erwischt werde, habe ich Glück gehabt."

Da, wo so ein Mensch nur sich und seinen eigenen Vorteil im Sinn hat, wo er sich nicht mehr dem Ganzen verpflichtet und seinem Gott gegenüber verantwortlich weiß, da gerät so nach und nach alles aus den Fugen. Deshalb ist es ganz wichtig, das Erste Gebot nicht aus den Augen zu verlieren. Es ist wie ein Leuchtturm auf der Fahrt übers Meer, ein Licht, an dem man sich orientieren kann, um nicht vom Kurs abzukommen. Das alles haben die Menschen zu Jesu Zeiten auch schon gewusst. Sie kannten all die Gebote und Verbote.

Auf der Suche nach dem Wesentlichen, nach dem wichtigsten Gebot fragte Jesus mal einer: „Was muss ich tun, um zu leben, um richtig zu leben, damit mein Leben gelingt?" Als Antwort kam heraus: „Du sollst Gott und deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Im Grunde wussten das die meisten. Die Sache hatte nur einen Haken. Sie handelten nicht immer danach. Deshalb fügte Jesus dem Gebot der Liebe noch hinzu: „Tu das - und du wirst leben."

Dass man Gott und seinen Nächsten liebt wie sich selbst, ist also das Allerallerallerwichtigste. Wer nach diesem Gebot lebt, wird automatisch alle anderen Gebote erfüllen. Es käme also nur darauf an, dies eine Gebot nicht aus den Augen zu verlieren.

So habe ich eine Bitte an Sie und an Euch. Verliert den nicht aus den Augen, der gesagt hat: „Ich bin der Herr, dein Gott." Und denkt daran, dass es vor allem darauf ankommt, Gott und seine Mitmenschen so zu lieben, wie man sich selbst liebt.

Gedenkstein

Predigt zum Volkstrauertag 1999

Der Gedenkstein im Lönspark, von der Stadt gerichtet und neu gefasst, erinnert mich an einen Brauch auf jüdischen Friedhöfen. Haben Sie schon einmal einen jüdischen Friedhof gesehen?

Dann sind Ihnen sicher die kleinen Steine aufgefallen, die auf den Gräbern abgelegt wurden. Zum Zeichen des Gedenkens legen die Besucher diese kleinen Steine auf das Grab. So unvergänglich wie der Stein soll die Erinnerung in den Herzen derer sein, die den Stein hinlegen.

Hierzulande legen wir keine Steine nieder. Bei uns sind es Blumen oder ein Kranz. Aber es geht um das Gleiche „Gedenke". Es geht darum, sich zu erinnern und der Toten zu gedenken. Das wollen wir tun...

Jeder von uns hat Menschen vor Augen, die umgekommen sind. Lassen Sie uns einen Moment in aller Stille derer gedenken, die Opfer der Gewalt wurden.

Unsere Toten mahnen uns, alles zu tun, was in unser Macht steht, damit Friede ist und es erst gar nicht zu sinnlosem Blutvergießen kommt.

So, wie wir der Menschen gedenken, an die uns dieser Gedenkstein erinnert, so gedenkt Gott unser. Er denkt an uns - an uns Lebende und an unsere Toten. Ich schließe mit einem Vers aus dem 8. Psalm. Dort heißt es: „Was ist der Mensch, dass du, Gott, seiner gedenkst und dich seiner annimmst?"

Gehalten halten

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2010

Sehen Sie das hier? - Ein kleiner Sandsack. Ein paar farbige Papierbänder. Ein Band. Wissen Sie, was das ist? - Eine Regenbogenschleuder. Nun gut, ist ein bisschen schwer zu erkennen. Bei den Farben, ja auch kein Wunder. Leider hatte ich die richtigen gerade nicht da. Aber so geht es auch.

Sie fragen sich natürlich: Und was soll diese Schleuder hier? Ganz einfach. Ich zeig es Ihnen mal. Schauen Sie sich das noch mal an, wie sie sich dreht...

Und jetzt vergegenwärtigen Sie sich bitte, welche Kräfte hier am Werk sind. Gar nicht so schwer: Es sind Zug- und Fliehkräfte. Der kleine Sandsack zieht und will weg. Seine Fliehkraft hängt davon ab, wie schnell ich drehe. Je schneller ich drehe, desto mehr zieht er, desto mehr will er weg, desto straffer spannt sich das Band.

Da muss ich schon ganz schön festhalten, um die Flucht zu hindern. Je größer die Fliehkraft, mit der die Schleuder weg will, desto mehr Kraft brauche ich, um die Schleuder festzuhalten.

Würde die Fliehkraft nicht ziehen, würde der kleine Sandsack samt den Papierbändern nur schlaff herunterhängen. Und würde ich hier nicht festhalten, würde die Regenbogenschleuder wegfliegen – so etwa.

Es muss beides sein. Die Regenbogenschleuder muss ziehen. Und ich muss dagegen halten. Dann funktioniert es.

So ähnlich ist das auch mit einem Karussell. Das kann ich hier ja nun leider nicht demonstrieren. Aber wir haben ja alle eine rege Phantasie. Und deshalb können wir uns auch alle ein altes, schönes Kettenkarussell vorstellen.

So ein Karussell dreht sich. Und die Gondeln fangen an sich mitzudrehen, immer schneller, immer höher. Die Gondeln wollen weg und ziehen an den Ketten. Aber die Ketten halten und hindern die Gondeln, sich selbständig zu machen und wegzufliegen.

Auch hier: Es ist ein Wechselspiel der Kräfte von Halten und Ziehen. Und nur, wenn es aufeinander abgestimmt ist, funktioniert das Ganze.

Ein Drittes. Denken Sie bitte ans Tanzen im Festzelt. Nehmen wir mal einen schnellen Walzer. Da dreht man sich nicht schlecht. Immer umeinander und miteinander. Da ist es einerseits ganz ähnlich, andererseits auch ganz anders.

Ähnlich ist: Wenn man zu schnell ist, werden die Fliehkräfte so groß, dass man auseinander gerissen wird. Und um das zu verhindern, muss man sich ganz doll aneinander festzuhalten. Ist ja auch ganz schön.

Anders ist: Auch wenn man sich um eine gemeinsame Mitte dreht, gibt es die nicht so wie beim Karussell oder bei der Schleuder. Denn da hält entweder das Karussell oder die Hand die Gondeln bzw. die Schleuder fest.

Aber ob nun bei der Regenbogenschleuder, beim Karussell oder beim Tanzen - es ist immer das gleiche: Dreht man zu langsam, geht es nicht. Aber dreht man zu schnell, geht es auch nicht.

Es kommt also im wahrsten Sinne so oder so auf die Mitte und ein gesundes Mittelmaß an – nicht zu schnell und nicht zu langsam – und eben von der Mitte gehalten.

Und nun ahnt Ihr bzw. ahnen Sie vielleicht schon, worauf ich hinaus will: Das mit der Regenbogenschleuder oder dem Karussell oder dem Tanzen ist ja so etwas wie ein Gleichnis für unser Leben, bei dem es

immer rund geht. An und für sich gefällt uns das ja auch ganz gut. Schlaff rumhängen – jedenfalls auf Dauer – mag niemand wirklich.

Aber wenn es so schnell rund geht, und alles immer schneller und schneller wird, wenn die Nerven bis zum Zerreißen angespannt sind, dann ist das mit Sicherheit nicht gut.

Richtig gut ist es, wenn es nicht zu langsam, aber auch nicht zu schnell rund läuft. Würde es zu schnell gehen, bestünde die Gefahr, dass wir den Halt verlieren, die Nerven reißen und es uns rauskatapultiert. Und sind die Sicherungen erst einmal rausgeflogen, haben wir den Halt erst einmal verloren, ist uns die Mitte abhandengekommen, haben wir ein Problem.

Damit das nicht passiert, damit wir nicht verloren gehen, damit wir nicht orientierungslos abgehen, brauchen wir etwas, was uns fest- und zurückhält, eben hält.

Und obwohl wir es unbedingt brauchen, mögen wir es nicht. Warum nicht? Weil wir so etwas wie uns haltende Ketten und Seile als beengend empfinden. Wir würden uns irgendwie gefangen und angebunden fühlen. Aber wehe dem, der die Seile kappt, die ihn halten. Der wird – haltlos, wie er dann ist – schmerzlich feststellen, dass das ein Fehler war.

Was das angeht, ist das Bild mit dem Tanzen hilfreicher. Da hält man aneinander fest. Da hält man zueinander. In aller Freiheit. Und man weiß: So ist es gut.

Was hat das nun mit unserem Volks- und Schützenfest zu tun? Ganz einfach. Da geht es rund. Da feiern wir. Da ist was los. Wie so oft im Leben. Und wie das so ist: Wenn es so richtig rund geht, übersieht man die Gefahren. Auch hier gilt wie überall im Leben: Wenn man's übertreibt, bekommt man Probleme. Deshalb ist es gut, dass wir uns auch angesichts des Trubels eines solchen Festes einen Moment Zeit nehmen, um uns zu fragen: „Was hält mich? Was bewahrt mich davor, aus der Bahn zu fliegen?"

Zum einen sind da die anderen, die uns halten, die zu uns halten, ohne die wir verloren gingen. Wir haben eben die Geschichte gehört, wie Petrus gehalten wurde, als er unterzugehen drohte. So ähnlich haben wir es doch auch schon erlebt. Wir haben gehalten. Und wir wurden gehalten.

Das mit dem Halten und Gehaltenwerden ist meist ein Wechselspiel, wie beim Tanzen. Wer hält da eigentlich wen? Man hält einander. Beide halten. Und beide werden gehalten. Mal mehr. Mal weniger.

Vom Halten und Gehaltenwerden war auch schon im Psalmgebet die Rede, das wir ganz zu Anfang gebetet haben. Da war auch beides drin: Gott hält uns. Er hält zu uns. Und wir halten uns zu ihm. Da hieß es: „Dennoch bleibe ich stets an dir. Denn du hältst mich."

Ist das Leben wie ein Tanz mit Gott, ein Halten und Gehaltenwerden auch hier. Er hält mich. Ich halte ihn. Wir halten einander? Und so kreisen wir tanzend durchs Leben?

Oder ist wie bei einer Karussellfahrt. Es geht rund. Wir fliegen. Alles rauscht geradezu an uns vorüber. Und er hält uns und unser Leben auf Kurs, damit es uns nicht rauskatapultiert.

Dies mit dem „Bleiben an ihm" hat der Psalmbeter dann ja auch noch ein zweites Mal formuliert. Da hieß es: „Das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte." Wieder das Halten. Zu ihm halten.

Wir werden gehalten – von anderen und von Gott, damit es rund läuft in unserem Leben und wir nicht aus der Bahn fliegen. Weil wir gehalten werden, können wir halten – zueinander und zu Gott. Darum geht es: Gehalten halten.

Gelobtes Land

Predigt zu Josua 1,9

Woher hatten Mose und Josua nur die Kraft genommen, Führer eines ganzen Volkes zu sein. Das war doch eine große Verantwortung, die sie da hatten. Aber genau wie Mose war auch Josua beauftragt worden. Nicht nur Mose hatte ihn als Nachfolger bestimmt.

Denn als Josua so überlegte, wie alles werden sollte, da hörte er, wie Gott zu ihm sprach. Und das brauchte er: aufmunternde Worte, Worte, die ihn trösteten und ermutigten. Wer bräuchte solche Worte nicht?

Ihr könnt Euch vorstellen, dass es Josua danach besser ging. Denn nun wusste er, dass er nicht allein war. Gott hatte ihm seine Hilfe zugesagt. Er konnte sich selbst von Gott führen lassen, während er die anderen führte.

Wenn es heißt „Kein Feind wird sich gegen dich behaupten können", dann ist gemeint: Wenn euch jemand Böses will, dann sollt Ihr wissen, dass Gott Euch hilft und beisteht, solchen Anfeindungen zu widerstehen, ohne Böses mit Bösem zu vergelten. Deshalb heißt es dann ja auch: „Ich werde dir dein Leben lang zur Seite stehen."

Wie Gott mit Mose und Josua gewesen ist, so will er auch mit uns sein, so will er auch uns zur Seite stehen – gerade auch dann, wenn es anders kommt, als wir uns das vorgestellt haben.

Josua bekam von Gott einen Hinweis mit auf den Weg. Und den möchte ich Ihnen und Euch auch mit auf den Weg geben. Er lautet: „Halte dich mutig und entschlossen an das, was Mose gesagt hat. Befolge die Gebote. Dann wird dir alles gelingen, was du unternimmst... Dann wirst du Erfolg haben und wirst alles, was du beginnst, glücklich vollenden."

Wer wollte das nicht, erfolgreich sein? Aber wer käme schon auf den Gedanken, den Erfolg mit dem Befolgen der Gebote zu verbinden? Hier wird darauf hingewiesen. Gott jedenfalls legt es Josua ans Herz. Und ich tue es auch.

Auch wir sind unterwegs. Unterwegs ins gelobte Land? Das hängt nicht zuletzt davon ab, ob wir das gelobte Land vor Augen haben.

Möge es so sein, dass wir mit Mose und Josua unterwegs sind ins gelobte Land. Möge es so sein, dass wir wie Mose immer wieder das gelobte Land vor Augen haben.

Sicher möchten jetzt viele wissen, was das eigentlich ist, das gelobte Land? Ja, was ist das gelobte Land – für dich, für Sie? Ich gebe jetzt mal keine Antwort. Ich stelle mal nur die Frage: Was ist das gelobte Land – für dich, für Sie? Was haben Sie, was hast du da vor Augen.

Denn nur wer da was vor Augen hat, kann auch unterwegs sein ins gelobte Land.

So schließe ich mit der Bitte: Denk darüber nach, inwiefern du auf dem Weg ins gelobte Land bist.

Wie auch immer. Gott verspricht uns: „Sei mutig und entschlossen. Hab keine Angst, und lass dich durch nichts erschrecken. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin bei dir, wohin du auch gehst."

Gerüchte

Predigt am 6. August 1994

Mir sind in der letzten Zeit aus konkretem Anlass wieder einmal zwei Geschichten wichtig geworden, Geschichten zu einem eigentlich immer aktuellen Thema. Es geht um die Gerüchteküche, die immer brodelt, in der Nachbarschaft, in der Gemeinde... Und bekanntlich verderben viele

Köche den Brei. Das stimmt für die Nachrichten aus der Gerüchteküche allemal.

Niemand mag es, wenn in der Gerüchteküche Gerüchte über ihn selbst ausgekocht werden. Da wünscht man sich von Herzen, dass einen der Himmel davor bewahren möge, dass man in die Fänge der Gerüchteköche gerät.

Und im Grunde sind wir uns da sicher einig, dass es immer eine üble Sache ist, wenn es über andere geht, die sich nicht wehren können, die die entsprechenden Geschichten erst dann erfahren, wenn der Ruf unter Umständen schon ruiniert ist.

Das Seltsame an der Geschichte mit den Gerüchten ist ja, dass man so ein Gerede einerseits als unmoralisch verurteilt, aber andererseits selbst oft genug bewusst oder auch unbewusst mit kocht und so einem armen Opfer der Gerüchteküche eine schreckliche Suppe einbrockt.

Da hört man etwas und erzählt es eben weiter. Und wie das so ist bei dem Spiel mit der stillen Post. Auf dem Weg von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr verändert sich so manche Mücke in einen Elefanten. Und ohne dass man sich versieht, ist es zu spät. Da ist man nicht nur einem Gerücht auf den Leim gegangen, da ist man nicht nur Opfer eines Gerüchtes, sondern auch noch Täter, also einer, der das Gerücht weiter anheizt.

Wann und wo immer Menschen über andere reden, besteht die Gefahr, dass es zu Gerüchten kommt. Wie kann man sich schützen? Wie soll man sich verhalten? Soll man etwa gar nicht mehr über andere reden? Und was kann man tun, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist? Kann man ein sich verbreitendes Gerücht zurückholen?

Davon handelt meine erste Geschichte: Die Geschichte von Künzelmann und seinem bösen Nachbarn. Es könnte auch die Geschichte von Künzelfrau und ihrer bösen Nachbarin sein. Es könnte auch eine Geschichte von Menschen sein, die wie Sie und ich sind.

Hören sie die Geschichte: „Ich werde es bestimmt nicht wieder tun“, versprach der Nachbar. „Ich nehme alles zurück, was ich über Sie erzählt habe.“ Künzelmann sah den andern erst an. „Ich habe keinen Grund, meinen Nachbarn in ein Unglück zu stürzen“, erwiderte er, „jedoch verlangt jede böse Tat ihre Sühne.“ „Ich bin gern zu allem bereit.“ Künzelmann erhob sich, ging in den Stall und kam mit einem geschlachteten Hahn zurück. „Tragt diesen Hahn in Euer Haus, das hundert Schritt von dem meinen steht“, sagte er, „dann kommt langsam wieder zurück und rupft den Hahn unterwegs eine Feder nach rechts

und eine Feder nach links werfend. Dies ist der Sühne erster Teil.“ Der Nachbar tat, wie ihm geheißen. Und als er wieder vor Künzelmann stand und ihm den gerupften Hahn überreichte, fragte er: „Und der zweite Teil meiner Buße?“ „Geht jetzt wieder den Weg in Euer Haus zurück und sammelt alle Federn wieder ein.“ Der Nachbar stammelte verwirrt: „Ich kann doch die Federn unmöglich wieder sammeln! Ich streute sie wahllos aus, warf eine hierhin und eine dorthin. Inzwischen hat der Wind sie in alle Himmelsrichtungen getragen. Wie könnte ich sie alle wieder einfangen?“ Künzelmann nickte ernst: „Dies wollte ich nur hören! Genauso ist es mit der üblen Nachrede und den Verleumdungen. Einmal ausgestreut, laufen sie durch alle Winde, wir wissen nicht, wohin. Wie kann man sie also einfach wieder zurücknehmen?“

Geschehen ist geschehen. Und gerade bei Gerüchten ist eine Wiedergutmachung nahezu unmöglich. Wenn man also im Nachhinein kaum noch etwas tun kann, bleibt einem eigentlich nur der andere Weg: die Gerüchteküche wann und wo immer es geht meiden und den Gerüchteerzählern nicht auf den Leim gehen. Wie das gehen kann, berichtet die andere Geschichte, die Geschichte von den drei Sieben:

Zum weisen Sokrates kam einer gelaufen und war voll Aufregung. „Höre, Sokrates, das muss ich dir erzählen, wie dein Freund...“ „Halt ein!“ unterbrach ihn der Weise. „Hast du das, was du mir sagen willst, durch die drei Siebe gesiebt?“ „Drei Siebe?“ fragte der andere voll Verwunderung. „Ja, guter Freund, drei Siebe! Lass sehen, ob das, was du mir zu sagen hast, durch die drei Siebe hindurchgeht. Das erste Sieb ist die Wahrheit. Hast du alles, was du mir erzählen willst, geprüft, ob es wahr ist?“ „Nein, ich hörte es erzählen und...“ „So so! Aber sicher hast du es mit dem zweiten Sieb geprüft, es ist das Sieb der Güte. Ist das, was du mir erzählen willst - wenn schon nicht als wahr erwiesen - so doch wenigstens gut?“ Zögernd sagte der andere: „Nein, das nicht, im Gegenteil...“ „Hm“, unterbrach ihn der Weise, „so lass uns auch das dritte Sieb noch anwenden und lass uns fragen, ob es notwendig ist, mir das zu erzählen, was dich so erregt!“ „Notwendig nun gerade nicht...“ „Also“, lächelte der Weise, „wenn das, was du mir erzählen willst, weder wahr, noch gut, noch notwendig ist, so lass es begraben sein und belaste dich und mich nicht damit!“

Ich wünsche mir für mich selbst und für Sie, dass wir immer so geistesgegenwärtig wären, um die Spreu vom Weizen trennen zu können. Was ist gut sich zu erzählen? Und wovon lässt man am besten gleich

die Finger. Vielleicht helfen Ihnen die drei Siebe, um das im guten Sinn zu sortieren, was Sie von anderen hören.

Was ich jetzt hier an diesem beiden Geschichten deutlich zu machen versuche, hat im 8. Gebot seinen biblischen Anhaltspunkt, wo es deutlich heißt: „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten."

Warum man das nicht tun sollte, weiß jeder, der schon einmal Opfer eines solchen falschen Zeugnisses geworden ist. Gerüchte, üble Nachrede, falsch Zeugnis - das zerstört Leben.

Was wir voneinander sagen dürfen, das wäre z.B. ein gutes Zeugnis, das sind Worte, die helfen und nicht vernichten, Worte, die der Mensch dann auch mithören dürfte, um den es geht.

Wir würden doch oft anders reden, wenn es unser Anliegen wäre, dem anderen zu helfen, über den wir gerade mit einem dritten reden, wenn es unser Anliegen wäre, Brücken des Verstehens zu bauen.

Ich habe folgende schöne Ergänzung zum 8. Gebot gelesen: Sag nichts Hässliches über andere. Versuche vielmehr, das Gute an ihnen zu sehen und davon zu reden.

Die Konsequenz könnte so aussehen: Ich möchte lernen, andere neu zu sehen. Ich möchte versuchen zu verstehen, warum sie dieses tun und jenes lassen. Ich möchte nicht denken und handeln nach Vorurteilen, die ich übernommen habe. Ich möchte immer, wenn ich etwas weitersage, fragen: Ist es wahr? Und: Ist es nötig? Und immer wieder will ich mich fragen: Steht hinter dem, was ich sage, die Liebe?

Könnten wir nicht anstelle der bösen Worte die guten Worte von der Vergebung, von der Hoffnung, vom Glauben und von der Liebe, die Gott für uns hat, an andere weitersagen?

Geschätzt

Predigt Heilig Abend 1999

Ich habe hier eine Schatztruhe. Sie steht hier stellvertretend für all die Schätze, die zu Weihnachten verschenkt werden. Ich brauche alle diese Schätze nicht aufzuzählen. Sie wissen auch so, was ich meine.

Nun sind all diese Schätze Geschenke der Menschen, denen wir lieb und teuer sind, denen wir im wahrsten Sinne des Wortes etwas wert sind. Manchmal findet das seinen Ausdruck, wenn der Schenkende oder die Schenkende sagt: „Für dich, mein Schatz." So schenkt ein Schatz seinem Schatz einen Schatz. Aber auch ohne Worte zeigen all die Geschenke, zeigen all die zu Weihnachten verschenkten Schätze: Da denkt ein Mensch an mich, der mich lieb hat. Man schätzt mich.

Die Vorbereitungen für Weihnachten gleichen in vielem einer Schatzsuche. Alle schwärmen aus auf der Suche nach den passenden Geschenken. Man sucht die passenden Schätze für die Menschen, die man schätzt.

Manchmal hat man ja Glück, dass sich so ein Geschenk gewissermaßen wie von allein findet. Manchmal ist es allerdings auch zum Verzweifeln. Man sucht und sucht und findet doch nichts Passendes. Da hat dann die Suche etwas von der Suche nach dem verlorenen Schatz.

Man sucht und sucht und weiß nicht was. Man sucht und sucht und findet nicht, was einen wirklich zur Ruhe kommen lässt. Kennen Sie dies Gefühl der Suche nach dem verlorenen Schatz?

Nach meiner Einschätzung hat das damit zu tun, dass wir wissen, dass es eigentlich nicht um die Geschenke an und für sich geht, sondern um die Wertschätzung des Beschenkten, die wir mit unserem Geschenk ausdrücken wollen.

Wir spüren, dass in jedem Geschenk, das von Herzen kommt, der eigentliche Schatz verborgen ist. Und deshalb hat die Suche nach den passenden Geschenken etwas zu tun mit der Suche nach dem verlorenen Schatz, der durch all die Schätze immer wieder hindurchblinkt. Und so suchen wir nach dem, was den Zauber der Weihnacht ausmacht. Wir suchen nach dem Geheimnis dieser Nacht.

Wenn Sie in dieser Weise auch auf der Suche sind, möchte ich Sie auf eine Redewendung in der Weihnachtsgeschichte aufmerksam machen. Da heißt es: „Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde." Natürlich. Der Kaiser brauchte wie immer Geld. Also wollte er, dass alle Welt geschätzt wurde. Entsprechend der Schätzung wurden die Leute steuerlich veranlagt.

Das ist heutzutage ja nicht anders. Die staatliche Erfassung und steuerliche Veranlagung funktioniert nur eben ganz anders. Aber an und für sich ist das ähnlich.

Aber das mit dem Einschätzen betrifft nicht nur das Finanzamt. Auch im Privaten geht das so. Wir werden eingeschätzt, manchmal überschätzt, manchmal unterschätzt. Und je nach Einschätzung werden wir behandelt.

Wer bringt, was man von ihm erwartet, wird von den Leuten geschätzt. Wer nicht bringt, was man von ihm erwartet, wird abschätzig behandelt. Man muss schon etwas dafür tun, dass man geschätzt wird. Das ist das eine.

Aber ist da nicht auch noch von einer ganz anderen Schätzung die Rede? Sicher: Dem Kaiser ging es wie allen Machthabern nur um das Erfassen, Schätzen und Veranlagen.

Aber nicht nur der Kaiser schätzte die Welt. Gott tat es auch. Und er tat es ganz anders als der Kaiser. Gott schätzt uns, weil er uns liebt. Wie wir die Menschen beschenken, die wir lieben und schätzen, so hat Gott uns zu Weihnachten beschenkt, weil er uns schätzt und liebt.

Im Johannesevangelium heißt es im dritten Kapitel: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Weil Gott uns schätzte, weil er diese Welt wertschätzte, schenkte er uns seinen Sohn. Diese Welt war ihm dies Geschenk wert.

Können Sie sich vorstellen, wie sehr er uns wertschätzt, dass er uns so ein Geschenk machte? So sehr hat er uns geliebt. So sehr hat er uns geschätzt. Und das, ohne dass wir uns würdig erweisen konnten. Er schätzt uns, ohne unsere Leistungen einzuschätzen.

An allen üblichen und menschlichen Fremd- und Selbsteinschätzungen vorbei schätzt er uns, erachtet er uns für wertvolle Menschen, jeden einzelnen.

Haben Sie eigentlich am Eingang in die Schatzkiste geschaut? Dann haben Sie sich selbst im Spiegel gesehen. Sie werden sich vielleicht gefragt haben, was das soll. Ganz einfach: Wenn wir in Gottes Schatzkiste schauen, werden wir uns selbst sehen, werden wir uns selbst finden.

Sie und ich - wir sind in Gottes Schatzkiste der Schatz. So, wie wir sind, mit all unseren Stärken und Schwächen, sind wir Gottes Schatz, von ihm geschätzt, geschätzte Leute, angenommen mit unserem Schicksal, mit unserer Schuld, mit unserem Denken und Handeln, mit unserem Lachen und Weinen, mit unserer Krankheit und mit unserer Gesundheit, mit unserer Trauer und Freude am Leben. Wir sind bei Gott geschätzt. Und so, wie er jeden einzelnen und jede einzelne von uns schätzt, so schätzt er alle Welt, alle Menschen.

Wir dürfen uns wirklich glücklich schätzen, dass wir von ihm geschätzt sind. Seine Wertschätzung ist das Weihnachtsgeschenk schlechthin. Weil er einen jeden und eine jede von uns schätzt, können wir einander auch schätzen - nicht weil wir uns auf einmal alle mögen

und Weihnachten das Fest der Liebe ist, sondern deshalb, weil uns wertvoll sein sollte, was ihm wertvoll ist, weil wir schätzen sollten, was er wertschätzt. Und dann sollten wir abschließend nicht nur an uns, sondern auch ihn denken. Weil er uns schätzt, beschenkt er uns. Schätzen wir ihn auch? Es geht zu Weihnachten von Gott her also um Wertschätzung. In diesem Sinne wünschte ich mir, „...dass alle Welt geschätzt würde."

Gesprächsnotiz

Predigt am 19. Mai 1996

Neulich fiel mir eine Gesprächsnotiz in die Hände. Jemand hatte auf einen Zettel geschrieben: „Er ist gegangen. Wir hatten miteinander gesprochen. Nein. Ich sprach. Ich erzählte. Ich drängte ihm meine Gedanken auf. Darum habe ich nichts erfahren. Darum habe ich auch nichts gegeben. Eigentlich schade. Warum ist er eigentlich gekommen?"

Erinnern Sie sich? Sie haben so etwas auch schon einmal erlebt. Da hatte Sie jemand besucht. Zweifellos wollte er Ihnen mit dem Besuch eine Freude machen. Und Sie haben sich zunächst gefreut. Endlich jemand, dem Sie Ihr Herz ausschütten konnten.

Aber dann kam alles anders. Noch bevor Sie dazu kamen, etwas zu sagen - geschweige denn - sich einmal auszusprechen, hatte der Besucher angefangen zu erzählen. Und im Grunde hörte er erst auf, Ihnen etwas zu erzählen, als er „Tschüss" sagte.

Sie hatten miteinander gesprochen. Und doch hatten Sie ganz und gar nicht miteinander gesprochen. Sie kamen eigentlich nicht zu Wort. Ihr Besuch hatte Sie schwindelig geredet. Und Sie hatten sich nach dem Gespräch gefragt: „Warum war er eigentlich gekommen?"

Aber auch das andere werden Sie erlebt haben. Da trafen sie eine alte Bekannte auf der Straße und kamen miteinander ins Gespräch. Und weil Sie sich so lange nicht gesehen hatten, mussten Sie so viel loswerden, dass Ihr Gegenüber nicht zu Wort kam.

Das ist Ihnen zunächst nicht einmal aufgefallen, als Sie so am Reden waren. Erst als Sie im Weitergehen über diese Begegnung nachdachten, fiel Ihnen auf, dass Sie ja gar nichts von der alten Bekannten erfahren hatten.

Wie ging es eigentlich der anderen? Sie hatten ohne Unterbrechung geredet und Ihrer Bekannte alle möglichen Gedanken aufgedrängt, Sie

hatten ihr nicht die Möglichkeit gegeben, sich einzubringen. Wer weiß, was diese Frau an jenem Tag bewegte?

So oder so, Sie werden wie ich beides schon erlebt haben oder - besser gesagt - erlitten haben. Ist es nicht ein Jammer, dass wir oft so wenig aufeinander hören und aufeinander zugehen.

Wir sind nur mit uns und unseren Gedanken, Fragen und Argumenten beschäftigt, sodass wir unserem Gegenüber nicht offen begegnen, den anderen Menschen nicht wirklich wahrnehmen mit seinen Gefühlen und Gedanken. Wir reden nur aneinander vorbei, nicht wirklich miteinander.

Neulich sagte jemand, der die letzten Jahre im Ausland war, dass ihn die Art und Weise sehr verwundert, wie man hierzulande miteinander spricht und wie man miteinander umgeht. Oft sei das Gespräch so etwas wie ein Ping-Pong-Spiel. Die Gedanken gingen hin und her. Aber es würde nur diskutiert.

Spüren Sie, was in diesem Wort „diskutieren“ liegt? Dis-kutieren. Dis steht für auseinander, wir setzen uns auseinander, wir reden uns auseinander, reden aufeinander ein, hauen uns unsere Argumente wie bei einem Schlagabtausch um die Ohren, wollen recht behalten... Ist es da ein Wunder, dass wir uns so oft nicht verstehen, dass uns viele Gespräche unberührt lassen?

Woran liegt das, dass wir oft so wenig sensibel für die anderen sind, dass wir nicht hören, keine Zeit haben, oft auch nicht die Kraft aufbringen, wirklich auf sie einzugehen, ihre Gedanken und Fragen mitzubedenken.

Unsere Gespräche leiden oft daran, dass wir die Möglichkeiten nicht nutzen, die in jeder Begegnung liegen. Wir kommen zwar immer wieder zusammen. Und doch reden wir aneinander vorbei, ohne aufeinander zu zureden. Und dann gehen wir auseinander, ohne einander wirklich näher gekommen zu sein.

So kann ich im Blick auf manche Gespräche das Fazit der gefundenen Gesprächsnotiz nur allzu gut verstehen: Eigentlich schade.

Diese Gesprächsnotiz hat mich auf einen zweiten Gedanken gebracht. Vielleicht ist das bei den Gesprächen nicht anders, die wir mit Gott führen. Diese Gespräche nennen wir Gebet. Vielleicht haben Sie auch schon an manches Ihrer Gespräche mit Gott gedacht, das so ablief, wie es diese Gesprächsnotiz beschreibt.

Da erzählen wir Gott von unseren Nöten und Fragen, von Freud und Leid. Wir drängen ihm mit unseren Gebeten unsere Wünsche auf. Wir danken ihm für den Segen. Und wir bitten ihn für uns und diese Welt.

In alledem reden wir, ohne ihm die Möglichkeit zu geben, seinerseits auch mal etwas zu sagen. Und bevor er etwas sagen kann, sagen wir „Tschüss“ bzw. „Amen“.

Ein wirklich einseitiges Gespräch - wie eine Einbahnstraße. Er kann sich einfach nicht in unsere Gedanken einmischen. Ist es da ein Wunder, dass wir kaum Hilfe erfahren.

So haben wir vom Beten nichts. Wir haben zwar gebetet, aber wir haben die bange Ahnung, dass uns dies Gebet Gott nicht näher gebracht hat. Wir kommen einander nicht näher, wenn wir nicht aufhören unsererseits unablässig zu reden.

Wie soll er reden und wie sollen wir ihn denn hören, wenn wir nicht auch mal schweigen und zuhören und ihm so die Möglichkeit geben, auch zu Wort zu kommen.

Wer schweigt und hört, der hört, wie Gott uns durch die Schöpfung, durch manch Ereignis, durch manch menschliches Wort oder durch die Stille erreicht, wie er sich unmerklich zwischen den Zeilen ausdrückt, wie er sich unmerklich in unsere Gedanken einmischt.

Es wäre doch wirklich zu schade, wenn wir nicht hören würden, was Gott uns sagen will, nur weil wir unsererseits nicht aufhören zu reden. Zu einem guten Gespräch - auch mit Gott - gehört beides, reden und hören, damit es wirklich zu einem Miteinander kommen kann, damit man sich wirklich nahe kommen kann.

Diese kleine Gesprächsnotiz erinnert uns, bei allem Reden mit anderen und mit Gott nicht zu vergessen, echte Pausen einzulegen, damit auch die anderen und Gott etwas sagen können. Denn wir leben ja nicht von den Worten, die wir sagen, sondern von den Worten, die uns zugesprochen werden.

Ich lade Sie ein, bei ihren Gesprächen mit anderen Menschen oder mit Gott nicht an sich zu denken, sondern an Ihr Gegenüber. Sie wissen ja, wie die Gespräche dann zu einem bewegenden Ereignis werden, wo man nicht nur gibt, sondern eben auch empfängt. Es wäre doch wirklich zu schade, wenn unsere Gespräche mit Gott oder anderen nur an der Oberfläche blieben.

Ein letzter Gedanke und Ausblick: Wo miteinander geredet wird und wo man sich dann doch nicht versteht, da wird man an eine Geschichte erinnert, die ganz zu Anfang der Bibel berichtet wird: Die Geschichte

von der Sprachenverwirrung zu Babel. Gott bestrafte die überheblichen Menschen, indem er ihnen die Sprache verwirrte, so dass keiner des anderen Sprache verstand. Die Menschen redeten miteinander und verstanden einander doch nicht. Für mich klingt das ganz nach der eingangs erwähnten Gesprächsnotiz.

Wenn wir nun in einer Woche Pfingsten feiern, dann feiern wir damit die Ausgießung eines neuen Geistes, des Heiligen Geistes. Und als damals der Heilige Geist die Menschen erfüllte, geschah das glatte Gegenteil von dem, was in Babel geschah: Die Menschen sprachen zwar in allen möglichen Sprachen, konnten einander aber verstehen.

Wenn ich mir das mit der Sprachverwirrung unserer Tage anschaue, dann hat das mit der Sprachverwirrung zu Babel zu tun. Und dann wünsche ich mir umso mehr, dass es Pfingsten unter uns Menschen wird, damit wir in einem guten Geist einander zuhören und wieder verstehen können.

Getreide

Predigt zum Erntedankfest 2011

Wir haben vorhin gehört, wie der Kornbauer mit seiner reichen Getreideernte umging. Eigentlich handelte er ja sehr klug und umsichtig. Er ließ nichts umkommen. Er baute sogar größere Kornspeicher. Seine Superernte war so etwas wie sein Vorrat, seine Vorsorge, seine Rücklage, seine Lebensversicherung. Und so war er ganz zufrieden – vor allem mit sich und seiner Ernte. Allerdings keine Spur von Dankbarkeit.

Und heute? Wie ist das mit der Ernte 2011 gewesen? Natürlich: Es war zu trocken. Und doch war die Ernte gut. Wir brauchen nicht hungern. Wir haben ausreichend Getreide. Und dass, obwohl nicht mal alle Böden für die Lebensmittelproduktion genutzt wurden. Auch wir sind ganz zufrieden mit der Ernte. Wir haben ja genug. Und wie sieht es mit der Dankbarkeit bei uns aus?

An dem, was der Banker, der Gastwirt, der Bäcker, der Bauer und der Tankwart gesagt haben, wurde deutlich, wie schwierig es ist, mit dem Getreide verantwortlich umzugehen.

Es kann das Getreide als Brot satt, aber als Bier und Weizenkorn auch betrunken machen. Es kann das Korn in der Energiegewinnung und als Treibstoff eine Verwendung finden, was aber mit Blick auf den Hunger in der Welt bedenklich ist.

Es muss das Getreide in den Handel, um zu den Verbrauchern zu kommen. Schlimm ist es, wenn der Handel mit Getreide an den Börsen die Preise nach oben treibt und im wahrsten Sinne über die Leichen derer geht, die sich das Getreide nicht mehr leisten können.

Es ist so vieles zu bedenken. Und man merkt: Was für das eine gut ist, ist für was anderes oft nicht so gut.

Eigentlich wird weltweit ausreichend Getreide geerntet. Niemand bräuchte zu hungern. Es wäre genug für alle da. Es müsste nur besser verteilt werden.

Und es dürfte nicht so viel weggeworfen werden. Wie viel Getreide wandert als Brot und Kuchen verbacken in den Müll, weil es verdorben oder übrig ist?

Und wie viel Getreide wandert indirekt dadurch in den Müll, dass es zunächst als Tierfutter in die Fleischproduktion wandert, dann aber weggeworfen wird, weil so viele Wurst- und Fleischprodukte verderben oder übrig bleiben?

Was hätte der Kornbauer mit seiner reichen Ernte tun können? Er hätte von seinem Reichtum an die abgeben können, denen zum Leben das Nötigste fehlte. Dann hätte er womöglich gar keine größeren Scheunen bauen brauchen. Vielleicht hat er es ja auch getan. Wer weiß? Es steht nicht da.

Aber genau das ist es, was wir tun könnten. Würden wir nicht so viel Getreide verfüttern, missbrauchen und wegwerfen, sondern es selbst essen und all das Getreide, was wir selbst nicht essen können, denen zukommen lassen, die – warum auch immer keine gute Ernte hatten und nichts zu essen haben – wären viele der Welternährungsprobleme zu lösen, gerade weil man Getreide gut lagern und transportieren kann.

Aber damit es dazu kommen kann, müsste es ein weltweites Umdenken geben. Für so ein Umdenken bräuchte es Richtlinien, wie z.B. die: Solange Menschen hungern, darf Getreide nur als Lebensmittel verwandt werden. Erst dann, wenn etwas übrig ist, darf es anderweitig verwendet werden.

Das ginge, wenn man es nur wollte. Politisch und wirtschaftlich wäre es machbar. Ich habe gerade erst gelesen, dass z.B. in Afrika nur 10% der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche beackert werden.

Sicher bräuchte man Traktoren, um mehr und größere Flächen nutzbar zu machen. Aber auch das wäre kein Problem. Man könnte anstelle von Panzern Traktoren bauen.

Wir sehen: Es lohnt sich, sich nicht nur Jahr um Jahr an der Ernte zu erfreuen, sondern auch immer wieder darüber nachzudenken, wie wir den weltweiten Erntesegen so verteilen könnten, dass alle satt werden und Grund haben, das Erntedankfest mitzufeiern.

Damit es dazu kommen kann, müssen wir uns allem Missbrauch des Getreides mit aller Entschiedenheit widersetzen. Das dürfte soweit deutlich geworden sein. Denken wir also immer wieder neu darüber nach, wie uns und allen Menschen dieser Welt die Ernte und all das Getreide zum Segen werden können.

Im Gleichnis vom reichen Kornbauern geht es letztendlich nicht nur um das Getreide, sondern vor allem um die Frage, wovon der Mensch lebt, wem er sein Leben verdankt und wann die liebe Seele Ruh hat.

Ja wem verdanken wir unser Leben? Viele sind der irrigen Meinung, sie würden es sich selbst verdanken, sie hätten es sich verdient, wenn's ihnen gut geht. Dementsprechend fragen sich die anderen, denen es schlecht geht, womit sie das verdient haben, dass es gerade ihnen nicht so gut geht.

Das Ende der Geschichte lässt uns in eine andere Richtung denken. Da ist die Rede davon, dass wir reich sind, nicht unbedingt an irdischen Gütern, aber reich bei Gott.

Jemand fragte mit Blick auf das Ende dieser Geschichte: Und wie werde ich reich bei Gott? Antwort: Du wirst nicht reich bei Gott. Du brauchst es nicht erst noch zu werden. Du musst es dir nicht erst verdienen. Du bist es schon. Du bist schon reich bei Gott. Du musst es nur noch für dich realisieren.

Es ist, als hätten wir bei ihm ein Guthaben. Wir kommen allerdings nicht direkt ran. Allerdings stellt Gott uns immer wieder einen Wechsel aus. Er lässt uns zukommen, was wir brauchen.

Wir leben also letztlich nicht von dem, was wir verdienen. Was wir verdienen, das sichert nur unseren Lebensunterhalt. Wir leben von dem, was wir von Gott empfangen.

Was hat man sich darunter vorzustellen, unter diesem Reichtum, der einen von Gott her erreicht? Ich kann das hier nicht ausführen. Ein paar Stichworte müssen genügen: Er schenkt uns seine Gnade, seine Güte und Vergebung, seine Liebe und mit seinem Segen alles, was wir zu unserem Seelenheil brauchen.

Nur wenn die Seele noch nicht entdeckt hat, wie reich sie bei Gott ist, versucht sie ihre Sehnsucht mit dem Anhäufen irdischer Reichtümer zu stillen. Aber wirklich zur Ruh kommt die liebe Seele darüber nicht.

Unbewusst merkt sie sehr genau, dass es nicht der irdische Reichtum ist, auf den ihre Sehnsucht zielt.

So ist das Anhäufen irdischen Reichtums nur so etwas wie eine Ersatzbefriedigung, die zudem auch noch süchtig macht, die immer mehr und mehr will. Wer allerdings weiß, dass er reich ist bei Gott, dem kommt es nicht so sehr auf irdischen Reichtum an, der weiß, was er Gott verdankt und was er Gott schuldig ist.

Ich schließe mit einer kleinen Geschichte aus Indien: „Ein Bauer trägt einen Sack voll Weizen nach Hause. Er freut sich über das gute Korn. Da begegnet ihm Gott und bittet den Bauern: „Schenk mir deinen Weizen!" Der Bauer öffnet den Sack und sucht das kleinste Korn heraus und reicht es Gott. Der verwandelt das kleine Weizenkorn in Gold und gibt es dem Bauern zurück. Da ärgert sich der Bauer, dass er Gott nicht den ganzen Sack voll Weizen geschenkt hat.

Ich wünsche uns, dass uns das Wissen um unseren Reichtum bei Gott gelassen und großzügig macht im Umgang mit den uns anvertrauten irdischen Reichtümern wie dem Getreide.

Gitarre

Predigt 2005

Was haben Sie schon mit meiner Gitarre zu tun? - Im Grunde nichts. Sie sind doch keine Gitarre. Sie nicht. Und ich auch nicht.

Und doch? Einiges kommt uns durchaus bekannt vor: Wer wollte nicht wohlproportioniert sein? Wer wollte nicht eine gute Figur haben? Und wer keine gute Figur hat, der möchte doch wenigstens eine gute Figur machen. Wir achten auf unser Äußeres. Je älter, desto mehr.

Und schlechte Seiten, ja, die gibt's - bei den anderen. Was die schlechten Seiten der anderen angeht, da wüssten wir sicher gleich eine ganze Menge zu erzählen. Aber bei uns - na ja, die eine oder andere schlechte Seite fällt uns zur Not sicher auch noch ein, wenn wir genau überlegen. Aber wenn man einander aufmerksam zuhört, merkt man schnell, wenn es nicht stimmt, wenn die Stimmung mies ist.

Und es finden sich sofort die passenden Erklärungen dafür, dass die Stimmung mies ist: Da ist z.B. die Arbeit und der Chef oder der Partner. Da ist das schlechte Wetter, das aufs Gemüt drückt. Da ist die Umgebung, mit der man nicht zurechtkommt. Das sind die Leute, die

einen nicht in Ruhe lassen und und und... Wäre ja auch gelacht, wenn sich kein Sündenbock dafür finden ließe.

Aber selbst da, wo alles glatt läuft, wo man eigentlich mit sich und der Welt zufrieden sein könnte, selbst da fühlt man sich oft tief drinnen nicht gut, eben unzufrieden und verstimmt.

Manfred Siebald, der dies Lied an seine Gitarre geschrieben hat, gibt allen, die sich wie die Gitarre fühlen, den Rat: Lass den an dich heran, der in der Lage ist, deine Verstimmung in Ordnung zu bringen, der dir deine Harmonie wiedergeben und dein Dasein wieder sinnvoll machen kann.

Nun stellt sich die Frage, wie das gehen soll. Eine Gitarre, die wird hin und wieder überprüft und neu gestimmt. Da ist das mit dem Stimmen kein Problem. Aber wie ist das mit uns Menschen.

Ab und zu lassen wir uns von unseren Ärzten durchchecken und überprüfen, ob noch alles in Ordnung ist. Und falls etwas gefunden wird, was nicht stimmt, wird nach Abhilfe gesucht. Aber reicht das. Stimmt bei uns schon alles, wenn der Arzt nichts findet? Wer überprüft und stimmt uns hier innen drin?

Die Antwort liegt auf der Hand. Unser Schöpfer, der uns gemacht hat, der weiß, wie alles sein muss, wie alles zusammengehört. Er kann uns stimmen. Er kann bei uns stimmen, was verstimmt ist. Er kann in Ordnung bringen, was durcheinander geraten ist.

Wie er das macht? Im Prinzip ganz einfach. Er stimmt uns mit seiner Stimme. Denn immer dann, wenn uns Gottes Stimme erreicht, werden sich bei uns Verstimmungen auflösen, wird unser Leben stimmiger. Wenn das geschieht, dann ist Gott dabei, uns zu stimmen. Seine Stimme stimmt. Seine Stimme stimmt uns.

Ich weiß nicht, wie Ihre Stimmung heute und ansonsten ist, ob gereizt und unzufrieden oder ruhig und fröhlich. Wie auch immer. Ich wünsche Ihnen, dass Sie seine Stimme erreicht und Sie sie nicht überhören, so dass er Sie stimmen kann, neu stimmen, neu einstimmen auf das, was wirklich zählt, was wesentlich ist, damit es bei Ihnen stimmt.

Damit es immer wieder dazu kommen kann, ist es gut, dass wir uns auf ihn einstimmen. Denken Sie einmal an ein Radio. Damit es funktioniert, damit etwas zum Klingen kommt, muss der Empfänger auf den Sender eingestellt sein. Erst dann, wenn beide aufeinander abgestimmt sind, kommt es zur Übertragung und zum Klang.

Für mich ist das im Grunde ein Vorgang, sich auf Gott einzustimmen, einstimmen zu lassen und sich von ihm stimmen zu lassen. Indem wir

uns auf ihn einstimmen, kann er unsere Verstimmungen auflösen und uns stimmen.

So im Prozess der Stimmung und Einstimmung kann unser Leben Stück um Stück stimmiger werden. Würden Sie nicht auch gern so etwas wie eine Gitarre in Gottes Händen sein?

Dies Bild vom Stimmen, vom Gestimmt-Werden und Sich-Einstimmen, vom Sich-Einstimmen-Lassen eröffnet jedem und jeder von uns die Möglichkeit, es so weiterzuentwickeln, wie es für das eigene Leben stimmt.

Ich wünschte mir, Gott würde uns alle immer wieder zu sich in seine Werkstatt holen und von Grund auf überholen und stimmen, sodass unser Leben immer wieder stimmig wird.

Dabei hilft z.B. der Segen, der uns immer wieder erreicht. Denn es reicht nicht ein für alle Mal gestimmt zu werden. Instrumente müssen auch immer wieder gestimmt werden, weil sie sich immer wieder verstimmen.

Im Brief an die Hebräer heißt es: „Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet, so verstockt eure Herzen nicht." Also: Wenn sie Gottes Stimme erreicht, zwischen den Zeilen, oder durch das, was andere ihnen sagen, oder indem Gott sich in ihre Gedanken einmischt, dann verschließen Sie sich dem um Himmels willen nicht.

„Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet, so verstockt eure Herzen nicht." Möge es viele solcher Momente geben, in denen Sie Gott hören. Möge er Ihnen helfen, dass Sie sich Tag um Tag auf ihn einstimmen können.

Glauben

Predigt am 22. April 2018

Als Lesung hören Sie heute ausgesuchte Bibelstellen zum Thema „Glauben":

„Wenn ihr Glauben wie ein Senfkorn hättet..." „Stärke uns und den Glauben." „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt." „Ich habe für dich gebetet, dass dein Vertrauen nicht aufhöre." „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben." „Fürchte dich nicht, glaube nur." „Glaube kann Berge versetzen." „Dein Glaube hat dir geholfen." „Gerecht... allein durch den Glauben." „Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht."

Ergänzend hören Sie noch eine Lesung verschiedener Stichworte, die alle mit Glauben- anfangen: Glaubenskrise, Glaubenszeugnisse, Glaubensmut, Glaubenszuversicht, Glaubensüberzeugung, Glaubensgewissheit, Glaubenszweifel, Glaubensbekenntnis, Glaubenseifer, Glaubensfestigkeit, Glaubensfreiheit, Glaubenskrieg, Glaubenslehre, Glaubensgehorsam, Glaubensregel, Glaubenssache, Glaubenssatz, Glaubensstärke, Glaubensstreit, Glaubenstreue, Glaubensverfolgung, Glaubenszwang, Glaubenszweifel. Glaubensweg, Glaubenserkenntnis, Glaubensentscheidung, Glaubensstärke.

Vorweg will ich versuchen ein weit verbreitetes Missverständnis aus dem Weg zu räumen. Im alltäglichen Sprachgebrauch benutzen viele das Wort „Glauben" in Sinne von „Fürwahr-Halten", als wenn es darum ginge, unwahrscheinliche und unlogische Sachverhalte fürwahr zuhalten, z.B. dass die Erde erst 6000 Jahre besteht oder dass Jesus von einer Jungfrau geboren wurde.

Oder es wird von „Glauben" gesprochen, wenn man sagen will, dass man es zwar nicht genau weiß, aber vermutet. Etwa: „Ich glaube, dass morgen wieder die Sonne scheinen wird."

Dieses Missverständnis ist auch der Grund für den alten Streit zwischen Theologie und Naturwissenschaften um Glauben und Wissen. Die einen sticheln: „Wer weiß, braucht nicht zu glauben." Oder „Glauben kannst du in der Kirche." Und die anderen beharren darauf: „Das musst du eben glauben, auch wenn es unlogisch scheint und du es nicht verstehst."

Dass manche die eine Gläubigkeit nur gegen eine andere Gläubigkeit ausgetauscht haben, nämlich die Wissenschaftsgläubigkeit, sei nur am Rande angemerkt. Auf keinen Fall sollten Gläubige ihren Verstand an der Garderobe abgeben.

Kurz zur Herkunft des Wortes „Glauben": Im Hebräischen steht für das Wort, dass sich dann in der Bibel mit Glauben übersetzt findet, das Wort „aman", zu deutsch: „sich an etwas festmachen."

Im Griechischen steht für das Wort, das dann im neuen Testament mit Glauben übersetzt wird, „pistis", was so viel wie Glauben im Sinne vor Vertrauen meint. Also: „Ich glaube" meint eigentlich „Ich vertraue dir."

Im Lateinischen steht da für „glauben" das Wort „credere". Es kommt her von cor dare und meint so viel wie: „das Herz geben/schenken". Und wenn es im Glaubensbekenntnis auf Lateinisch

heißt: „credo in unum deum" meint das eigentlich „Ich lasse mich ein auf den einen Gott"

Das deutsche Wort „Glauben" selbst kommt vom Mittelhochdeutschen gelouben bzw. vom Althochdeutschen gilouben, was für „lieb halten" bzw. „gutheißen" steht.

Was folgt aus alledem? Glauben ist zum einen eine Tätigkeit und zum anderen eine Beziehungskiste, in jedem Fall eine Frage des Vertrauens. Dabei ist noch nicht gesagt, wer mit wem da eine Beziehung hat bzw. wer da wem vertraut. Wem glaube ich? Wem vertraue ich? Wem kann ich Glauben schenken?

Die Antworten auf die Frage „Wem glaube ich?" sind in zwei Richtungen möglich. Zum einen horizontal. Wir glauben den Menschen, denen wir vertrauen, die für uns glaubwürdig sind. Nur, wenn man jemandem vertraut, nimmt man ihm ab, was er sagt. Man glaubt ihm, was er sagt. Man kann natürlich nicht allen vertrauen. Und man sollte auch nicht jedem blind vertrauen. Aber man sollte dem Vertrauen eine Chance geben, sich zu entwickeln.

Zum anderen vertikal: Wir glauben Gott. Dafür gibt es ein Wort: Gottvertrauen. Wir haben Vertrauen zu Gott.

Es gibt neben dem Vertrauen, das wir zu Gott und zu anderen haben, auch noch das Vertrauen, das andere und Gott zu uns haben. Nicht schlecht, wenn andere und Gott selbst an mich und für mich glauben. Das tut gut, mir zumindest, dass ich weiß, dass da einer ist, der an mich glaubt, der mir vertraut. Das gibt Selbstvertrauen.

Im Zweifelsfall steht die Beziehung über dem Inhalt: „Also ich glaube Dir das und das, selbst wenn es für mich ganz unglaublich klingt. Aber da Du für mich glaubwürdig bist, glaube ich Dir das."

Und damit sind wir bei den Inhalten: Die Antworten auf die Frage „Was glaube ich?" bzw. „An was glaube ich?" beginnen alle mit: „Ich glaube, dass..." bzw. „Ich glaube an..."

Die Frage nach den Inhalten stellt sich im zwischenmenschlichen Bereich, also auf der horizontalen Ebene. Was glauben wir einander? Was nehmen wir einander ab? Man glaubt z.B. dem Arzt „Alles wird gut..." oder dem Partner „Ich liebe dich."

Die Frage nach den Inhalten stellt sich ein wenig anders mit Blick auf Gott, also in der vertikalen Ebene.

Zu allen Zeiten sind aus dem, was Christen über den Inhalt ihres Glaubens sagten, Glaubensbekenntnisse entstanden. Die Glaubensbekenntnisse sind sozusagen Momentaufnahmen dessen, was Menschen in

der Vergangenheit glaubten oder in der Gegenwart glauben. Die Theologie versucht in der Dogmatik diese Glaubensaussagen systematisch zu ordnen.

Zum Problem werden diese Zeugnisse des Glaubens, wenn sie als Dogmen den Anspruch erheben, für alle Menschen und für alle Ewigkeit zu gelten. Genau das geht nicht. Demgegenüber ist festzuhalten, dass es beim Glauben ja nicht um ein objektives Wissen aus übernatürlichen Quellen geht, sondern um eine innere Gewissheit, die von Beweisen unabhängig ist.

Nun mag mancher sein Gefühl mit einem klassischen Zitat so zum Ausdruck bringen: „Die Worte hör ich wohl. Allein mir fehlt der Glaube." Was ist, wenn ich zwar glauben möchte, aber nicht glauben kann? Und wer würde das Hin- und Hergerissen Sein zwischen Glauben und Unglauben, Vertrauen und Misstrauen, Gewissheit und Zweifel, Zuversicht und Verzagtheit nicht kennen.

Es scheint irgendwie beides zusammen zu gehören, die Gewissheit und der Zweifel, wie die zwei Seiten einer Medaille. Was also könnte man machen? Man könnte folgendes sagen, was schon damals einer zu Jesus sagte: „Hilf meinem Unglauben."

Natürlich fragen sich nicht wenige: „Habe ich genug Glauben?" „Glaube ich intensiv genug?" „Will ich denn mehr glauben?" „Bin ich womöglich gar nicht gläubig, sondern ungläubig, wenn ich nicht so glaube, wie die anderen?" Spätestens jetzt stellt sich die Frage: Wie kommt es zum Glauben? Wie glaube ich?

Als Reaktion auf ein zum Glauben einladendes Wort. Auf Erfahrungen, die Vertrauen ermöglichen, z.B. Eltern reichen Kindern die Hand. Voller Vertrauen ergreifen Kinder die ausgestreckte Hand. Geborgenheit und Vertrauen entwickeln sich.

Ab und zu braucht es Ermunterung, etwas in gutem Sinne Glaubensstärkendes, einen Zuspruch, der ganz fromm klingen könnte: „Glaube nur..." oder sehr weltlich: „Alles wird gut." Auf jeden Fall sollte der Zuspruch warm und tröstlich, optimistisch und einladend klingen, sodass man versteht: Glaube gibt Halt und Richtung.

Oft hört man Sätze wie diese: „Man darf den Glauben nicht verlieren", „Hab festen Glauben" oder „Da hilft nur glauben". Manchmal hilft es, wenn man ermuntert wird, sein Vertrauen, seinen Glauben nicht aufzugeben.

Aber verordnen oder befehlen kann man den Glauben niemandem, eintrichtern und einbläuen schon gar nicht. Der Glaube, das Vertrauen muss wachsen, muss sich entwickeln können.

Dafür braucht es Räume und Orte, in denen vertrauensvoll miteinander umgegangen wird. Die Gemeinde könnte als Glaubensgemeinschaft so ein Ort sein.

Wir alle wissen, wie mühsam Vertrauen aufgebaut wird durch vertrauensbildende Maßnahmen. Wir wissen auch, wie zerbrechlich Vertrauen ist. Schnell ist Zwietracht gesät, schnell kommt Misstrauen auf, zwischen uns und den anderen, aber auch zwischen Gott und uns.

Schwierig wird es auch, wenn man anderen den Glauben abspricht, wenn man sich über deren Glauben erhebt, wenn man den eigenen Glauben für besser hält.

Mit das Schlimmste, was einem passieren kann, ist doch, wenn man niemandem vertrauen kann und Misstrauen vertrauensvolles Miteinander zerstört, wenn sich Zweifel breit macht und man sein Selbstvertrauen, verliert, wenn einem das Gefühl der Geborgenheit abhandenkommt und das Gottvertrauen fehlt.

Auch wenn wir nicht immer so vertrauen können, wie wir uns das wünschen würden, so gilt doch: Gott vertraut uns und glaubt an uns. Und wir tun gut daran, Gott zu vertrauen, Gott zu glauben.

Wir dürfen wissen, dass nicht nur Gott, sondern auch viele andere uns vertrauen und an uns glauben. Das schafft gute Voraussetzungen dafür, dass das Leben gelingt.

Wenn wir das doch glauben könnten, unser Leben sähe anders aus. Ich schließe mit einem Satz, den Jesus seinem Jünger Petrus gesagt hat. Ich höre diesen Satz gern so, als hätte Jesus das mit gesagt: „Ich habe für Dich gebetet, dass Dein Glauben nicht aufhöre." (Lukas 22, 32) In diesem Sinne könnten wir auch füreinander beten.

Gospelmesse

Predigt am 7. Oktober 2007

Für die Predigt habe ich aus dem Gospel „Who knows, where we are going" die folgenden Textzeilen herausgegriffen: „Oft versuchen wir die Geheimnisse des Seins und Lebens zu ergründen. Wer weiß, wohin wir gehen? Wer weiß, woher wir kommen? Da ist niemand als unser gütiger Herr, der es uns sagen kann."

Oft versuchen wir die Geheimnisse zu ergründen. Wie oft? Immer öfter? Oder doch eher selten? Denn wie das so ist: Wir versuchen es einmal, zweimal und noch ein paar Mal.

Und was ist, wenn uns nicht gelingt, was wir uns vorgenommen hatten, was wir versucht haben? Wir lassen es. Wir resignieren. Denn es ist nicht leicht, es immer und immer wieder zu versuchen und sich dann auch noch zufrieden zu geben mit dem, was man schafft.

Sicher: Manchmal wird schon der erste oder zweite Versuch mit Erfolg bekrönt. Aber das, was hier besungen wird, der Versuch, die Geheimnisse des Seins und Lebens zu ergründen, der kommt sicher nicht so schnell zum Ziel.

Das ist ja aber auch kein Wunder. Ein Geheimnis ist ja gerade deswegen ein Geheimnis, weil es geheimnisvoll bleibt. Ist das Geheimnis erst einmal gelüftet, ist es aus mit dem Geheimnis, aber auch mit dem Zauber.

Rätsel kann man lösen. Und kleine Geheimnisse kann man sich anvertrauen oder lüften. Aber das Geheimnis des Lebens? Wie sollte das gehen, das Geheimnis allen Seins zu lüften? Das ist unmöglich.

Aber was geht, und darum geht es hier, ist dieses: Man kann es versuchen, das Geheimnis zu ergründen, man kann es versuchen, ihm näher zu kommen, es zu umkreisen.

Wer das tut, der weiß wenigstens – und das ist schon mal nicht schlecht - , dass das Leben, dass das Sein mehr ist als Essen, Trinken, Arbeiten und Schlafen.

Wer um das Geheimnis weiß, wer es jenseits dessen erahnt, auf das er Zugriff hat, der kann es wagen und versuchen, durch das, was an der Oberfläche ist, durch das, was vor Augen ist, hindurch zu dringen zu dem, was dahinter und darin verborgen ist.

Aber man muss es eben ergründen wollen. Und das ist mühevoll. Es fällt einem nicht in den Schoß. Es bedarf der Anstrengung. Ohne Fleiß kein Preis.

Einstein sagte einmal, dass er mit allen seinem Forschen und Denken nur nachvollziehen wollte, wie Gott die Welt gemacht hat. Er ist damit ziemlich weit gekommen.

Und doch nicht ans Ziel. Auch er hat das Geheimnis nicht lüften können. Auch er hat es nur umkreisen können, sich ihm auf seine wissenschaftliche Weise nähern können.

Das war sein Weg. Wir haben andere Wege, andere Möglichkeiten, unsere Möglichkeiten, uns dem Geheimnis des Seins zu nähern.

Einer davon ist dieser hier, Gottesdienst zu feiern, sich um die Mitte zu versammeln, sich auf den auszurichten, der in der Mitte ist, sich zu vergegenwärtigen, dass Gott da ist, das er existiert, dass er gegenwärtig ist, zum Greifen nahe - in mir, in dir, in uns.

Damit ergründet man das Geheimnis des Seins nicht, aber man hält sich in seiner Nähe auf. Und das allein hat unabsehbare Folgen, positive Folgen. Denn es ist gut und heilsam, immer wieder innezuhalten und sich Gedanken darüber zu machen, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Nun kann es einem schnell passieren, dass man sich bei der Beantwortung so großer Fragen schnell verhebt. Versuchen wir uns deshalb an etwas, was überschaubarer ist. Wenden wir uns mit dem Gospel unserem Lebensweg zu: „Wer weiß, wohin wir gehen? Wer weiß, woher wir kommen?“

Tja, wer weiß das schon? Nobody know’s. Niemand weiß das. Bei der Frage nach unserem „Woher?“ geht es ja nicht um unseren Geburtsort. Und bei der Frage nach unserem „Wohin?“ geht es nicht darum, was wir als nächstes machen werden.

Nein: Es geht um viel mehr. Es geht um Anfang und Ende meines Lebens, meines Seins. Und im Grunde zielen diese Fragen noch weit darüber hinaus.

Wir wissen zwar, dass wir mit der Geburt auf die Erde kommen. Aber woher kommen wir? Wir wissen zwar, dass wir durch den Tod eines Tages aus dem Leben hier gehen werden. Aber wohin gehen wir?

Da sieht man: Selbst da, wo wir nur die Fragen beantworten wollen, die unser eigenes, kleines Leben betreffen, wie sehr wir nur ein winziger Teil des großen Ganzen sind. Da, wo wir herkommen, kommen alle her. Und da, wo wir hingehen, da gehen alle hin.

Das große „Woher?“ und „Wohin?“ erspart uns nicht, dass wir uns Gedanken machen müssen über unseren Lebensweg. Wir sind und bleiben dafür verantwortlich, was aus uns wird – und wenn schon nicht allein verantwortlich, so doch mitverantwortlich.

Natürlich kann man auf jegliche Form der Lebensplanung verzichten. Natürlich kann man sich sagen: „Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.“ Natürlich kann man die Hände in den Schoß legen.

Aber da merkt doch jeder: Das kann’s doch auch nicht sein. Da macht man es sich doch wirklich zu leicht. Und der Versuch, die eigene Denkfaulheit mit dem Hinweis auf Gottes Führung schön zu reden, ist unredlich.

Wäre unser Leben vorherbestimmt und hätte Gott gewollt, dass unser Leben auf vorherbestimmten Gleisen verläuft, hätte er uns an Stelle unserer Füße Räder gemacht. Hat er aber nicht. Das zeigt doch: Es gibt viele Möglichkeiten, wie es weitergehen könnte - mit uns und unserem Leben.

Aber wie? Johannes Bours fasst seine Einsicht darüber in die Worte: „Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt.“ Und damit hält er sprachlich beieinander, was zusammen gehört.

Einerseits ist es der Mensch, der seinen Weg überlegt und wählt – und andererseits ist es Gott, der ihn den Weg führt und geleitet. Dabei handelt es sich um kein entweder oder, sondern um ein sowohl als auch.

Wer von uns könnte nun mit letzter Sicherheit sagen, was richtig ist und was falsch ist, was geht und was nicht? Niemand. Niemand außer unserem gütigen Herrn.

Und wie? Wie macht er das? Wie sagt er uns, wie es weiter geht? Er sagt es uns zwischen den Zeilen. Manchmal schreibt er es auf krummen Zeilen. Manchmal steckt er uns etwas mit diesem oder jenem Wink des Himmels. Und immer wieder bedient er sich der Umstände und Menschen, die uns begegnen.

Und da können wir im Grunde wieder von vorn anfangen. Das ist nicht einfach, zwischen den Zeilen zu hören, zu sehen, zu fühlen, wie es weitergehen könnte. Denn letzte Sicherheit gibt es da nicht. Da gibt es nur das Vertrauen, dass es letztlich er ist und bleibt, der uns hilft, dass wir einen gangbaren Weg finden – wie auch immer er es anstellt.

Und dazu lade ich ein, dass jeder Mensch davon ausgeht: Ich gehe meinen Weg. Aber mein Weg ist sein Weg, sein Weg mit mir und für mich. Und deshalb ist es und wird es ein guter Weg.

Ob es uns gelingt, davon auszugehen? Auf jeden Fall könnten wir uns gegenseitig helfen, in diesem Gefühl und Wissen zu leben, indem wir es uns gegenseitig in Erinnerung bringen und vergegenwärtigen.

Und dann ist da noch seine Güte, also das, was er seinerseits dazu gibt. Da er der gütige Herr ist, wie es hier nicht umsonst heißt, ist davon auszugehen, dass er es gut mit uns meint.

Das lässt sich zwar nicht beweisen. Aber wir können darauf hoffen. Wir können darauf bauen. Wir können davon ausgehen. Und wir können ihn immer wieder darum bitten. Und das sollten wir auch tun. Deshalb befehle ich mich und andere immer wieder gern dem an, der weiß, was wir brauchen. In diesem Sinne: Gott befohlen. Führt di’!

Gottesschau

Predigt am 27. Februar 2022

Kennen Sie diese 3-D-Bilder? Auf den ersten Blick sind sie oft reichlich verwirrend. Um auf ihr Geheimnis zu kommen, muss man sie in bestimmter Weise anschauen. Und wenn man es richtig macht, geschieht ein kleines Wunder: Sie bekommen unversehens Tiefe. Es ist faszinierend: Es ist das gleiche Bild. Doch mit der Art, wie wir es ansehen, verändert es sich zu einem dreidimensionalen Tiefenbild.

Plötzlich sieht man etwas, was vorher nicht zu sehen war. Es geht darum, etwas zu entdecken, was auf den ersten Blick nicht zu sehen war, sich überraschen zu lassen. Es geht um diesem Moment des Staunens.

Man muss zunächst auf das Bild schauen und dann sozusagen durch das Bild hindurch, als läge das, was Sie ansehen wollen, viel weiter hinten. Es geht nur, wenn man ganz entspannt durch das Bild hindurchschaut...

Wir sind eben in unserer Hektik oft blind für das Transzendente, für das, was über das Augenfällige hinausgeht. Von der Art, wie wir die Dinge anschauen, hängt aber ungeheuer viel ab: Ob das, was wir sehen, eindimensional und flach bleibt, oder ob das Gesehene plötzlich Tiefe bekommt und mehrdimensional wird.

Mit Gott verhält es sich ähnlich. Er ist da, immer und überall - und doch sehen wir ihn nicht, zumindest nicht sofort. Und selbst dann, wenn wir es gesagt bekommen, dass er da ist, können wir ihn nicht sehen. Und doch lade ich Sie ein, Gott in der Welt zu sehen.

Wir haben eben die Geschichte vom Blinden gehört, der zunächst nicht sehen konnte und dann von seiner Blindheit geheilt wurde. Im übertragenen Sinn geht es um einen, der sieht und doch nicht sieht, der isst und doch nicht schmeckt, der hört und nicht versteht, der lebt und nicht wirklich präsent ist, der eine Nase hat und nichts mehr riecht.

Wir alle könnten uns wie der Blinde an Jesus wenden mit der Bitte: Herr, ich möchte wieder präsent sein, ich möchte hören, spüren, riechen, schmecken und sehen können.

So könnten alle beten, die jetzt physisch da, aber nicht bei der Sache, nicht wirklich präsent sind, auch die, die alles nur mit den Ohren, aber nicht mit dem Herzen hören. So könnten die beten, die zwar sehen, wie der Wind die Bäume bewegt, aber diesen Wind nicht auf der Haut spüren. Und nicht anderes ist es mit denen, die essen und satt sind,

aber nicht schmecken, was sie da essen, die morgens zur Arbeit gehen, aber nicht den Frühling riechen.

Bleiben wir für heute beim Blindsein und beim „Wieder-Sehen-Können“. Der Blinde sagt zu Jesus: „Herr, ich möchte wieder sehen können.“

Neulich las ich, dass wir mit unseren Augen immer nur zweidimensionale Bilder sehen. Dass wir einen dreidimensionalen Eindruck bekommen, liegt daran, dass unser Hirn die beiden Bilder miteinander kombiniert. Keiner sieht, wie es wirklich ist. Keiner sieht die objektive Wirklichkeit. Alle sehen nur, was unser Hirn aus dem macht, was unsere Augen wahrnehmen.

Nun sollte man ja meinen: Wer Augen hat, der könnte auch sehen. Aber ist das so? Bis ich als Jugendlicher meine Brille bekam, war ich noch der Meinung, ich würde doch alles sehen. Und auf einmal sah ich, dass ich mich geirrt hatte.

Aber auch mit Brille sehen wir längst nicht alles. Das meiste übersehen wir. Seit ich fotografiere – und ich tue das wirklich gern, wie viele wissen – ändert sich das? Langsam.

Wie das kommt? Weil ich jetzt genauer hinschaue. Während ich mich so durch die Welt sehe, entdecke und genieße ich die Details, die Farben, das Drumherum, das Arrangement, das Licht, den Moment, den Blickwinkel und all das andere, was diese Welt so faszinierend und sehenswert macht.

Nicht immer und überall habe ich meine Kamera dabei. Aber immer und überall halte ich Ausschau nach dem Besonderen im Alltäglichen. Und während ich das tue, mit meinem inneren Auge aufnehme, was ich sehe, entstehen die Fotos, die ich dann mache. Im Grunde sind sie ein „Nebenprodukt“ meines Hinschauens. Wer lernt, genauer hinzuschauen, entdeckt überall Interessantes. Man muss dazu nicht ans Ende der Welt jetten.

Neulich stieß ich auf folgende Sätze, denen ich nur zustimmen kann: „Es gehört nichts dazu, zu reisen, neue Orte zu sehen. Schwieriger ist es, jeden Tag dieselbe Strecke zu gehen und dieselben Orte auf eine neue Weise zu sehen...“

Damit das geschehen kann, muss man hinschauen, mit Muße, offen und ruhig, muss auf sich wirken lassen, was man sieht, sich vertiefen, sich in Beziehung setzen, verschiedene Perspektiven ausprobieren und dann versuchen, die eigene Sicht der Dinge und Menschen als Momentaufnahme festzuhalten.

Das gelingt längst nicht immer. Denn jeder Moment ist einmalig. Und vieles lässt sich trotz aller Bemühungen nicht festhalten. Das alles gilt für das Sehen und Fotografieren im Allgemeinen.

Aber wenn ich die Geschichte von der Heilung des Blinden richtig verstanden habe, dann eröffnet sie uns eine weitere Perspektive. Sie deutet sich an mit dem Satz, den Jesus zum Blinden im Zusammenhang mit der Heilung sagt: „Du sollst wieder sehen. Dein Glaube hat dir geholfen.“

Ich verstehe das als Hinweis, dass der Glaube beim Sehen hilft, dass also Glaubende anders sehen, mehr sehen, als vor Augen ist. Meiner Meinung nach stimmt das.

Manchmal eröffnet sich mir beim Schauen dessen, was ich fotografieren will, unvermutet so etwas wie ein Fenster für die Welt dahinter, in die Welt hinter dem, was ich sehe.

Wenn die Dinge des Lebens, die man schaut, sozusagen durchsichtig werden und einen Blick in die Tiefe ermöglichen, auf den allem Sein zugrunde liegenden Grund, dann wird’s richtig spannend, ja geradezu mystisch. So hilft einem der Glaube anders zu sehen.

In diesem Sinne schauen orthodoxe Christen Ikonen an. So eine Ikone vom Christus ist für sie kein Bild im üblichen Sinn. So eine Ikone ist ihnen ein Fenster in die jenseitige Wirklichkeit. Man durchschaut das Bild gewissermaßen und sieht den Christus, der einen durch das Bild hindurch anschaut.

Diese Art des Durchblicks auf die göttliche Wirklichkeit darin bzw. dahinter, auf das, was jenseits dieser Welt ist, auf die im Bild verborgene Wirklichkeit oder Dimension ist faszinierend.

Das, was einem Durchblick eröffnet, ist nicht exklusiv an Ikonen vom Christus gebunden. Alles kann einem so einen Durchblick auf die dahinter liegende göttliche Wirklichkeit eröffnen.

Und genau dabei hilft der Glaube, das Vertrauen, dass alle Dinge dieser Welt mit dem Schöpfer zu tun haben. Und so schaut uns ein ums andere Mal der Schöpfer selbst durch seine Schöpfung an.

Ich denke dabei an Berge und Sonnenuntergänge, aber auch an die kleinen oft unscheinbaren Wunder wie Blütenkelche der Blumen oder die Einmaligkeit und Schönheit jeder Schneeflocke.

Er schaut uns aber auch durch Ereignisse in der Ukraine und die traurigen und verstörten Augen derer an, die vom Krieg betroffen leiden.

Ich wünsche mir, dass uns unser Glaube hilft, nicht nur das zu sehen, was vor Augen ist, sondern durch das, was wir erleben und sehen, den

zu sehen, der in und hinter seiner Schöpfung steckt und alle seine Kinder liebt. Bleiben wir offen dafür, dass Gott uns auf die eine oder andere Weise begegnet.

Grundsteinlegung

Predigt am 12. April 1998

Die Grundsteinlegung für unsere Kirche wird zu einer Zeichenhandlung gegen den Trend der Zeit. Hören Sie, was Paulus in seinem 1. Brief an die Korinther geschrieben hat: „Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." Paulus meint also, dass Christus für alles, was in der Kirche geschieht, der Grund ist.

Stimmt das für uns? Ist uns das deutlich, dass Christus unser Grund ist, der Grund unseres Lebens, unseres Gemeindelebens, unserer Kirche? Ist Christus die Antwort auf die Frage: Worauf bauen wir eigentlich?

Sollte ich von daher lieber einschränkend sagen: Für alles, was in der Kirche geschieht, sollte Christus der Grund sein. Sie sehen das vielleicht auch so. Da klaffen der Wunsch „So möge es sein" und die Wirklichkeit „So ist es bei uns" ein ums andere Mal ziemlich auseinander. Wenn man das kirchliche Leben kritisch und eben auch selbstkritisch beleuchtet, wird man wohl kaum so vollmundig wie Paulus sprechen können.

Wir können die Frage nach dem Grund heute Morgen nun nicht für alle Bereiche des kirchlichen Lebens bedenken. Lassen Sie uns für heute bei der Grundsteinlegung für die neue Markuskirche bleiben.

Wenn Paulus nun sagt: „Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus", dann ist sofort klar, dass es ihm hier weder um die üblichen Grund- und Ecksteine noch um unser Stahl-Beton-Fundament geht. Es geht ihm, wenn er vom Grund spricht, um Christus.

Er spricht also im übertragenen Sinn vom Grund bzw. Grundstein. Und da hier nicht für einen x-beliebigen Bau, sondern eine Kirche der Grundstein gelegt wird, kann es gerade hier auch nicht nur um das Legen eines Grundsteins gehen.

Das Legen eines Grundsteins für eine Kirche ist die Möglichkeit schlechthin, sich den Grundstein zu vergegenwärtigen, den Gott für diese wie für jede andere Kirche mit Christus schon lange gelegt hat.

Vor all unseren Bemühungen ist da schon ein göttlicher Grundstein gelegt, auch wenn man davon nicht immer und überall etwas sieht. Dies Fundament gelegt. Darauf ist nur noch aufzubauen. Auf diesen Grundstein soll sich alles gründen, was christlich ist.

Und so habe ich den Wunsch, dass alles, was in und mit der Markuskirche und unserem Gemeindeleben geschieht, sich auf Christus gründet. Wenn Paulus nun sagt: „Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus", dann fordert er uns heraus, nicht bei dem stehen zu bleiben, was wir sehen, sondern immer wieder zum Grund vorzustoßen.

Es kommt eben darauf an, in der Tiefe auf das tragende Fundament zu bauen, damit es an der Oberfläche, im sichtbaren Bereich stimmt. So sind wir aufgefordert, immer wieder uns selbst, der Gemeinde, der Kirche, dem Gemeindeleben und dem Christentum auf den Grund zu gehen mit der Frage: Ist wirklich Christus der Grund unseres Tuns und Lassens?

Von daher gestaltet sich die Frage nach dem Grund als Suche nach dem Auferstandenen. Nicht Ostereier sollen wir suchen, sondern Christus, den Auferstandenen, der unter uns und in uns lebendig ist.

Sie alle haben dies Bild vom Auferstandenen bekommen. Es zeigt den Auferstandenen. Mit der Auferstehung Jesu begann doch alles. Er ist der Grund. Der Auferstandene ist der Grund dafür, dass wir Ostern feiern. Der Auferstandene ist der Grund dafür, dass es christliche Kirche gibt.

Er ist der Ostern und die Grundsteinlegung verbindende Grund. Der Auferstandene ist auch dafür der Grund, dass es uns gibt, dass wir jetzt hier zusammen sind. Wie er Ostern und die Grundsteinlegung in Person miteinander verbindet, so verbindet er uns miteinander.

Das Menschen Verbindende an Jesus wird an diesem Bild daran deutlich, wie er die Menschen links und rechts bei der Hand hält und verbindet. Der Auferstandene ist der Grund dafür, dass wir uns nicht zu fürchten brauchen, weder vor dem Tod noch vor dem Nichts.

Unsere Darstellung zeigt ihn über dem Abgrund stehend. Obwohl Christus uns ganz nah ist, steht er über den Dingen. Ich denke, es ist nicht zufällig, dass die Brücke, auf der er steht, wie ein Kreuz aussieht.

Karfreitag und Ostern - die Brücke in eine neue Welt. Insofern ist Christus der Grund, ein neues Leben zu führen.

Wenn der auferstandene Christus der Grund ist, dem wir vertrauen, auf den wir bauen, dessen ausgestreckte Hand wir ergreifen, werden wir nicht im Abgrund versinken, sondern Grund und Halt zum Leben finden.

Da kann man sich doch nur freuen. Und auch die Freude findet in dieser Darstellung vom Auferstandenen ihren Ausdruck. Christus hat etwas Leichtes, etwas geradezu Tänzerisches an sich. Warum auch nicht? Ist Ostern nicht ein Fest, bei dem der Sieg des Lebens über den Tod gefeiert wird. So ist es gut, wenn wir uns heute zum Osterfest und zur Grundsteinlegung freudig die Hand reichen, wie Christus uns die Hand reicht?

So ist der auferstandene Christus der Grund aller christlichen Osterfreude, aller Freude darüber, dass Menschen aus dem Tod ins Leben gerettet werden. So haben wir durch ihn allen Grund zu mancherlei Freude. In diesem Sinne wünsche ich uns allen eine frohe und gesegnete Osterzeit.

Jesus Christus, auferstandener Herr der Welt.
Du bist der vom Vater auserwählte Grund.
Auf dich wollen wir bauen, nicht nur unsere Kirche,
sondern auch unser Leben, privat wie gemeindlich.
Wir danken dir, dass wir erfahren dürfen, wie du uns trägst
und unserem Leben Sinn und Halt gibst.
Lass uns nicht an Oberflächlichem hängenbleiben.
Lass uns bis zu dir, zum Grund der Welt, durchstoßen.
Lass uns dich entdecken in unserem täglichen Leben.
Wir bitten dich heute besonders für die,
die ohne Halt im Abgrund zu versinken drohen,
dass du ihnen die rettende Hand reichst,
die du uns reichst, wenn wir das brauchen.

Der quadratische Grundstein stellt von der Form her den Grundriss der neuen Markuskirche dar. Die vier Wände werden in den vier Zeilen aufgenommen. Oben steht der Name der Kirche „Sankt Markus“ und unten das Datum der Grundsteinlegung „Anno Domini 1998“.

Rechts steht „Christus der Eckstein“, um den Wunsch festzuhalten, dass Christus der Grund- und Eckstein, das Fundament dieser Kirche sein möge. Die Zeile ist dem Epheserbrief entnommen, wo es heißt:

„Seid erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.“

Links steht mit „Gott ist gegenwärtig“ der Anfang eines Liedes aus dem Gesangbuch (Nr. 165) von Gerhard Tersteegen, das den für den Kirchbau wichtig gewordenen Gedanken „Gott ist in der Mitte gegenwärtig“ festhält.

„Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten. Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge. Wer ihn kennt, wer ihn nennt, schlag die Augen nieder; kommt, ergebt euch wieder.“

Die Mitte ist durch eine kreisförmige Vertiefung auf dem Grundstein festgehalten. In der Mitte des Grundsteins befindet sich der Markuslöwe. Das Motiv stammt von unserem Kirchensiegel.

Dem Evangelisten Markus wird seit alters der Löwe als Symbol zugeordnet. Ein Löwe auf dem Grundstein der Markuskirche ist auch eine gute Verbindung zu Braunschweig, das den Löwen ebenfalls als Wappentier hat. Darüber hinaus steht der Löwe in der Bibel auch stellvertretend für Christus (Offenbarung 5,5)

Herbstblatt

Predigt am 20. November1993

Ende November. Die Blätter sind zum größten Teil von den Bäumen. Und als sollte es so sein, liegt nun auch noch ein wenig Schnee wie Puderzucker oben drüber, als sollte die Vergänglichkeit damit zugedeckt werden.

Aber wie das so ist: Der November mit seinem nasskalten Wetter bringt eine Stimmung mit sich, die viele fürchten, zumal dann, wenn man krank oder alt ist, wie Sie, die Sie jetzt zuhören. Das ist die typische Novemberstimmung. Und auch die kirchlichen Sonn- und Feiertage tragen zu dieser düsteren Stimmung bei: Volkstrauertag, Buß- und

Bettag und morgen dann Totensonntag oder - wie er ja jetzt heißt - Ewigkeitssonntag.

Da bleiben die Gedanken an Tod und Sterben nicht aus, auch wenn man sie ansonsten gerne beiseiteschiebt. Man denkt zurück. Man erinnert sich an die Menschen, mit denen man gemeinsam unterwegs war und die schon von uns gegangen sind.

Man denkt auch über das eigenen Leben nach und fragt sich nach dem Sinn. Welchen Sinn hat dein Leben gehabt? Welchen hat es jetzt? Neulich verschenkte eine Frau ein Blatt mit dem Hinweis, dass sich an diesem Blatt der Sinn des Lebens erschließen würde. Das kam mir zunächst recht seltsam vor. Vielleicht geht Ihnen das jetzt ja auch so. Und doch: Dieser Gedanke hat was.

Lassen Sie uns doch einmal so ein Blatt anschauen. Es ist unerheblich, welches Blatt wir uns vom Boden aufsuchen. Ich habe hier ein Blatt, dass ich einfach aufgegriffen habe.

Dies Blatt sieht nicht wie jedes Blatt aus. Es sieht anders aus. Jedes Blatt sieht anders aus. Jedes Blatt ist einmalig. Wie wir Menschen. Jeder sieht anders aus und jeder Mensch ist einmalig. Jeder Mensch hat seine Geschichte.

Wenn wir dies Blatt anschauen, dann sehen wir, wie die Zeit in diesem Blatt Spuren hinterlassen hat, Lebensspuren.

Dabei ist es noch gar nicht lange her, da begann das Leben dieses Blattes. Erst sah man kaum etwas, dann eine winzig kleine Knospe, die schließlich aufsprang. Tag um Tag entfaltete sich das Blatt und wurde größer und älter, grüner und saftiger, dicker und fester.

Aber Tag für Tag verkürzte sich sein Dasein auch Tag um Tag. Auf das Frühjahr seines Lebens folgte schnell der Sommer und nun ist auch schon der Herbst vorbei. Es wird Winter. Ohne Saft und Kraft ist es alt und trocken vom Baum gefallen. Es wird wieder zu Erde werden, von der es genommen wurde.

Wie es mit diesem Blatt war, war es mit vielen Blättern. Aber auch mit uns Menschen ist es nicht anders. Das ist es ja, was uns ja in diesen Novembertagen so wehmütig stimmt, wenn wir die Vergänglichkeit des Lebens so eindrücklich vor Augen haben.

Denn wie die Blätter im Übergang vom Herbst zum Winter keine Kraft mehr haben, sich am Baum des Lebens festzuhalten und wie sie dann zu Boden fallen, so sind auch unsere Verstorbenen vom Baum des Lebens gefallen. Und auch uns wird es eines Tages nicht anders ergehen. Nicht nur die Blätter und die anderen, wir alle fallen vom Baum des irdischen Lebens.

Hören Sie dazu ein Herbstgedicht von Rainer Maria Rilke: „Die Blätter fallen, fallen wie von weit, als welkten in den Himmeln ferne Gärten; sie fallen mit verneinender Gebärde. Wir alle fallen. Diese Hand da fällt. Und sieh dir andre an: es ist in allen. Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält."

Damit wir nun nicht selbst angesichts der Vergänglichkeit in ein tiefes Loch der Trostlosigkeit fallen, ist es gut zu wissen, dass da einer ist, der unser Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält. Gott hält uns - gerade auch dann, wenn wir fallen, wenn wir denken, wir stürzten in einen bodenlosen Abgrund. Er hält uns und die, die schon vom Baum des irdischen Lebens gefallen sind.

In diesem Sinne verstehe ich den 6. Vers aus dem 3. Psalm, wo es heißt: „Ich liege und schlafe und erwache; denn der Herr hält mich." Wie es uns auch geht, was auch mit uns geschieht, was auch auf uns zukommt - eins ist gewisse: er hält uns - im Leben, im Sterben, im Tod und darüber hinaus. Wir können nicht tiefer fallen, als in Gottes gute Hände. Wie tröstlich. Möge Gott sich unser erbarmen. Möge uns alle unendlich sanft in seinen Händen halten - gerade dann, wenn wir fallen.

Hier und Jetzt

Predigt am 15. April 2018

Hier und Jetzt. Hier und jetzt ist das Gegenteil von immer und überall. Wer immer und überall alles tun und bedenken möchte, wird vermutlich nie und nirgends irgendetwas von dem umsetzen, was er immer und überall tun und bedenken wollte.

Hier und jetzt scheinen nur zwei Worte zu sein. Und doch beschreiben sie auf unglaubliche Weise Raum und Zeit. Sie konzentrieren Raum und Zeit auf diesen einmaligen Moment und Ort.

Hier und jetzt zeigt, dass Raum und Zeit mit mir, mit Dir, mit Ihnen, mit jedem von uns ganz persönlich zu tun haben. Ohne uns gäbe es wohl Raum und Zeit, aber nicht Hier und Jetzt. Gehen wir dem ein wenig nach.

Hier, also da, wo ich bin. Nicht irgendwo. Sondern hier. Genau hier. Hier bin ich. Nur ich. Niemand sonst. Diesen Raum im Universum fülle ich aus, ich allein.

Mehr noch. Ich bin hier. Und so klein, wie ich bin, bin ich doch ein Teil von allem, was ist. Ein Teil des unvorstellbar großen Universums.

Jetzt, also jetzt, wo mir bewusst wird, dass jetzt jetzt ist, ist jetzt. Nicht irgendwann. Sondern jetzt. Ich meine diesen Moment, diesen Augenblick, diesen Teil der Ewigkeit. Denn so unglaublich dies auch ist: Dieser winzige Augenblick ist Teil der unendlichen Ewigkeit. Und damit habe ich hier und jetzt Anteil an der Ewigkeit.

Hier und jetzt bin ich verbunden mit allem was war, was ist und was sein wird. Hier und jetzt bin ich ein Teil von allem. Ich bin überhaupt immer nur jetzt und hier, auch wenn ich später woanders bin. Denn auch dort werde ich wieder hier und jetzt sein.

Genau genommen besteht das Leben aus unzähligen „Jetzt und Hier". Das ist uns nicht immer bewusst. Und doch erlebt jeder von uns Moment für Moment eine endlose Reihe von „Jetzt und Hier".

Und Gott? Wie ist das mit ihm? Ist Gott auch hier und jetzt? Klar, was sonst, hier und jetzt. Ist er genau wie wir hier und jetzt? Vermutlich nicht. Er kann, zumindest in meiner Vorstellung, zur gleichen Zeit überall „Hier und jetzt" sein.

Wie er früher da war, jetzt da ist und zukünftig da sein wird, lässt sich nicht sagen, jedenfalls nicht wirklich. Das zu verstehen, geht über unseren Horizont.

Natürlich erliegen wir ständig der Versuchung, unsere Gedanken über Gott mit Gott selbst zu verwechseln. Wir tun so, als sei Gott so, wie wir von ihm denken und reden. So hätten wir's gern. Aber so geht es nicht.

Und obwohl er da ist, hier und jetzt, Moment für Moment, bekommen wir ihn nicht zu fassen, jedenfalls nicht wirklich.

Ich erinnere nur daran, wie Gott sich Mose am Dornbusch vorstellt: „Ich bin, der ich bin." Ich bin versucht „hier und jetzt" zu ergänzen, als würde er sagen: „Ich bin, der ich bin – hier und jetzt."

Und Jesus? Der sagte: „Ich bin bei euch alle Tage". Klingt ähnlich. Was wir nicht können, verspricht er uns: Immer und überall bei uns zu sein. Das jedenfalls sagte der auferstandene Christus den Seinen.

Und wenn wir einen Schritt weiter zurückgehen? Wie predigte der irdische Jesus? Man findet seine eigene Botschaft zusammengefasst bei Markus 1,14. Dort steht: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Ändert Eure Einstellung und glaubt diese gute Nachricht."

Man könnte es auch so übersetzen: „Freut euch, denn das Reich der Himmel ist zum Greifen nah. Stellt euch mit all euren Sinnen darauf

ein." Hier und jetzt ist es da, ist er, ist Gott selbst da. Was für eine gute Nachricht. Kaum zu glauben. Aber so ist es. Hier und jetzt.

Jesus selbst verkörperte seine Botschaft. Er lebte im Bewusstsein, ganz eins zu sein mit Gott dem Vater. Die Wunder, die durch ihn geschahen, verstand er als zeichenhaftes Aufblitzen der göttlichen Wirklichkeit. Hier und jetzt blitzte es auf.

Und die Gleichnisse vergegenwärtigen, dass das Reich Gottes schon da ist, oft unsichtbar, aber da, dass es wächst, wachsen will, hier und jetzt. Es kommt nicht erst. Es ist schon da, hier und jetzt.

Wenn Jesus z.B. von Befreiung und Erlösung sprach, dann waren das keine Ereignisse in ferner Zukunft, sondern gegenwärtiges Geschehen, hier und jetzt. Gott kommt nicht erst eines Tages, um uns zu richten. Er ist schon da, hier und jetzt, um uns auf- und auszurichten.

Das Böse verliert an Einfluss, wo wir uns Gottes Gegenwart öffnen, hier und jetzt. Gerechtigkeit, Frieden, Freude, Glaube, Liebe und Hoffnung waren keine Zukunftsmusik, sondern Möglichkeiten im Hier und Jetzt.

Alles, was wir von der Zukunft erwarten, lässt sich schon hier und jetzt leben, zumindest ansatzweise. Auch wenn vieles geradezu unscheinbar beginnt und seiner Vollendung harrt, kann es schon geschehen – und zwar hier und jetzt.

Es ist nicht umsonst, dass wir mit dem Vaterunser immer wieder beten: „Dein Reich komme". Stimmt: Hier und jetzt, durch mich und durch Dich, durch Sie, durch uns alle.

„Hier und jetzt" ist der Schlüssel zum Leben. Nur hier und jetzt leben wir – was immer gestern war und was immer morgen sein wird.

Immer wieder leben wir in der Vergangenheit und erinnern uns an das, was war. Immer wieder leben wir in der Zukunft und malen uns aus, wie es wird. Aber wer nur in der Vergangenheit oder der Zukunft lebt, der lebt nicht hier und jetzt. Wirkliches Leben findet immer nur in der Gegenwart statt, also hier und jetzt.

Gestern ist vorbei. Morgen noch nicht da. Hier und jetzt entscheidet sich unser Leben. Wer es schafft, hier und jetzt zu leben, der lebt wirklich.

Ein Weiser wurde einmal gefragt, warum er trotz seiner vielen Beschäftigungen immer so gesammelt sein könne. Dieser sagte:

„Wenn ich stehe, dann stehe ich, wenn ich gehe, dann gehe ich, wenn ich sitze, dann sitze ich, wenn ich esse, dann esse ich, wenn ich spreche, dann spreche ich..." Da fielen ihm die Fragesteller ins Wort und

sagten: „Das tun wir auch, aber was machst du noch darüber hinaus?“ Er sagte wiederum: „Wenn ich stehe, dann stehe ich, wenn ich gehe, dann gehe ich, wenn ich sitze, dann sitze ich, wenn ich esse, dann esse ich, wenn ich spreche, dann spreche ich...“ Wieder sagten die Leute: „Das tun wir doch auch.“ Er aber sagte zu ihnen: „Nein, wenn ihr sitzt, dann steht ihr schon, wenn ihr steht, dann lauft ihr schon, wenn ihr lauft, dann seid am Ziel...“

Es geht einzig und allein darum, ganz bewusst hier und jetzt zu leben. Sind wir uns bewusst, dass einzig und allein hier und jetzt wichtig ist?

Und was ist nun hier und jetzt? Bist du da? Gott ist da. Hier und jetzt. Mehr braucht es nicht. Jedenfalls hier und jetzt nicht. Außer dem einen: Du bist da. Gott ist da. Hier und jetzt. Vergiss das nicht.

Himmel

Predigt am Spring 2022 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow

Es ist etwas Besonderes, draußen zu sein und Gottesdienst zu feiern. So in der Natur, an der frischen Luft. Da fühlen sich viele, Sie und Ihr ja vielleicht auch, Gott um einiges näher als z.B. in der Kirche.

Das lässt sich rational nicht erklären. Es ist halt so ein Gefühl. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass man nichts zwischen sich und dem Himmel hat.

Mit dem Himmel ist es allerdings so eine Sache. Warum? Weil das mit dem Himmel mehrdeutig ist. Da ist die allen bekannte Unterscheidung zwischen sky und heaven, zwischen dem blauen Himmel und dem güldenen Himmel, zwischen dem atmosphärischen und dem göttlichen Himmel.

Der Reihe nach. Fangen wir mit dem an, was unstrittig ist. Dieser Gottesdienst findet open air, also unter freiem Himmel statt. Da ist kein Dach über uns, das uns vom Himmel trennen würde.

Klingt unspektakulär. Ist es aber nicht. Warum nicht? Weil man es manchmal einfach nicht zu Ende denkt. Sollte man aber. Denn dann ist es grandios.

Schauen wir also genauer hin. Unter uns die Erde, auf der wir, die Bänke und Stühle stehen. Soweit alles klar. Und über uns der Himmel. Über uns? Nur über uns? Wo fängt denn der Himmel eigentlich an? Wenn man’s genau nimmt, fängt er doch nicht erst in 10 oder 50 m Höhe an. Er fängt direkt über der Erde an. Und ja, dann erstreckt sich der Himmel hoch hinaus.

Von daher ist es falsch, zu sagen, dass dieser Gottesdienst unter freiem Himmel stattfindet. Richtigerweise müssten wir sagen: Der Gottesdienst findet im Himmel statt. Und das ist doch wirklich himmlisch: Wir befinden uns im Himmel.

Das ist noch nicht einmal alles. Da gibt es noch mehr zum Staunen. Zum atmosphärischen Himmel gehört die Luft, die nicht nur über uns und um uns ist. Sie ist ja auch in uns. Wir atmen sie ein.

Mit Blick auf den Himmel bedeutet das dann doch, dass der Himmel nicht nur über uns und um uns ist, dass wir wie gesagt im Himmel sind. Es bedeutet auch, dass der Himmel auch in uns ist. Ich wiederhole: Der Himmel ist nicht nur über uns, er ist um uns, ja sogar in uns. Und noch besser: Weil auch alle anderen im Himmel sind, verbindet uns der Himmel mit allen und allem, was lebt.

Und wie ist das nun mit dem anderen Himmel, dem göttlichen Himmel? Gibt es diesen Himmel eigentlich? Nicht erst John Lennon hat das mit seinem Lied in Frage gestellt. „Imagine, there’s no heaven“ (Stell dir vor, es gibt gar keinen Himmel).

Mit der Frage nach dem göttlichen Himmel stellt sich ja gleichzeitig die Frage, ob es den „Himmlischen Vater“ geben kann, an den sich ja die Gläubigen richten, wenn es nicht einmal den Himmel gibt?

Der sowjetische Kosmonaut Jury Gagarin stellte auf Anweisung des Politbüros der KPDSU jedenfalls fest, dass es da oben keinen Gott gibt. Hätte mich ehrlich gesagt auch gewundert, wenn Gott da oben auf Wolke sieben thronen würde.

Aber gut: Seine Feststellung räumte mit dem Missverständnis auf, dass der, an den wir uns wenden, wenn wir das „Vater unser im Himmel“ beten, da oben – wie auch immer – wohnt oder thront, auch wenn sich das bis auf den heutigen Tag nicht nur viele Kinder so vorstellen.

Diese Art von Himmel gehört zu einem Weltbild, das überholt ist. In unserem von der Astrophysik geprägten Weltbild von heute gibt es kein „da oben“. Der Sternenhimmel ist um uns herum und wir mittendrin. Diese Feststellung wirft die Frage auf, wo Gott denn dann ist, wenn nicht „oben“. Ist nicht schon mit Blick aufs Universum, das wir nicht wirklich begreifen können, die Frage, wo denn der göttliche Himmel sein könnte, erledigt? Ganz sicher nicht.

Erledigt ist nur die Vorstellung, der göttliche Himmel sei ein Ort jenseits unserer Welt und Gott sei irgendwo da oben, irgendwo da draußen, irgendwo ganz weit weg.

Und wo ist er dann? Und wo ist der Himmel? Wir sind ja der Meinung. Gott sei im Himmel. Und wir merken, wie schwierig es ist, es so zu sagen, weil der göttliche Himmel kein Ort ist.

Drehen wir es doch mal um. Was, wenn der Himmel da ist, wo Gott ist. Denn von Gott wissen bzw. glauben wir, dass er bei uns ist.

Wenn der Himmel da ist, wo Gott ist, und wenn Gott bei uns ist, dann muss der göttliche Himmel auch bei uns, ganz in unserer Nähe sein – auch wenn wir ihn nicht sehen und anfassen können.

So muss es sein: Der Himmel ist da, wo wir Gott erfahren. Da, wo wir von Gott berührt werden. Da, wo Gott uns segnet.

In gewisser Weise ist es mit dem göttlichen Himmel ein Stückweit wie mit dem atmosphärischen Himmel. So, wie der atmosphärische Himmel um uns und in uns ist, ist auch der göttliche Himmel um uns und in uns. Genauso, wie die Luft um uns und in uns ist, ist auch Gott selbst um uns und in uns ist.

Wo uns das bewusst wird, wo wir das wahrnehmen, wo wir das spüren, da verändert sich unsere Wahrnehmung unserer Wirklichkeit.

Ein Stückweit wird das deutlich in der Geschichte von der sogenannten Himmelsleiter, die uns im Alten Testament von Jakob überliefert wird. Jakob war auf der Flucht. Wie ein Obdachloser schlief er unter freiem Himmel. Dabei träumte er von einer Leiter, die Himmel und Erde verband. Engel stiegen auf ihr herunter und herauf. Und er hörte sogar Gottes Stimme.

Als er von seinem Schlaf aufwachte, stellt er fest: „Hier ist die Pforte des Himmels." Heute würde man sagen, er hatte so etwas wie ein Portal entdeckt, einen Ort eben, wo sich göttlicher Himmel und irdische Wirklichkeit berührten.

Eine ihm sonst unsichtbare Wirklichkeit war für ihn überraschend sichtbar geworden. Es war, als wenn ihm der Schleier weggezogen worden wäre, der sonst über allem liegt. Er hatte so etwas wie den Durchblick auf das, was auch sonst da war, allerdings nur unsichtbar.

Es wäre geradezu himmlisch, wenn es auch uns gelingen würde, immer wieder das Himmlische wahrzunehmen. Jakobs Erfahrung, die ihm sonst verborgene, aber immer vorhandene himmlische Wirklichkeit zu erleben, ist nicht an besondere, heilige Orte gebunden.

Jeder Ort kann zur Pforte des Himmels werden. Jeder Ort kann ein Ort sein, wo Himmel und Erde einander berühren. Auch dieser hier. Auch hier und jetzt sind wir im Himmel und Gott bei uns.

Kleiner Hirte und großer Räuber

Predigt am 24. Dezember 1997

Die Geschichte vom kleinen Hirten und vom großen Räuber lädt zum Verweilen ein. Sie steht zwar nicht in der Bibel. Aber sie könnte trotzdem so geschehen sein. Wir wollen sie einmal so nehmen, als wenn es so gewesen wäre. Was an dieser Weihnachtsgeschichte bemerkenswert ist, das sind nicht nur Maria und das Kind, sondern vor allem das Verhalten des kleinen Hirten und die Wandlung des großen Räubers.

Eigentlich wollte der kleine Hirte ja all seine Geschenke dem Heiland schenken. Aber dann traf er unterwegs all die Leute, die gerade das brauchten, was er dabei hatte.

Was sollte er tun, zumal er Mitleid mit ihnen hatte. Und so hat er ihnen eben gegeben, was er ja eigentlich für das Christkind mitgenommen hatte. Das tat er im Glauben, dass es dem Heiland so schon recht sei. Und Recht hat er gehabt.

Hier möchte ich einhalten in der Betrachtung der Geschichte. Denn ich finde das Verhalten dieses kleinen Hirten sehr weihnachtlich und vorbildlich.

Wir, die wir 2000 Jahre nach Christi Geburt leben, können dem Christkind direkt auch nichts schenken, obwohl wir seinen Geburtstag feiern. Wenn wir sonst zum Geburtstag eingeladen werden, würden wir selbstverständlich ein Geschenk mitnehmen.

Wie können wir dem Heiland etwas zum Geburtstag schenken? Der kleine Hirte machte es uns vor. Er verschenkte das, was für den Heiland gedacht war, an Menschen in Not.

Das könnte für uns heißen, dass wir nicht nur unseren Lieben etwas Schönes schenken. Wir könnten auch ein Geschenk für den Heiland besorgen und dies Geschenk wie der kleine Hirte an Menschen in Not schenken. Das wäre doch eine Möglichkeit.

In der Geschichte ging es dann ja so weiter, dass der kleine Hirte dann eben einfach so zum Kind ging, nur um ihm zu sagen, dass er sich über seine Geburt freut.

Auch das - eine durchaus nachahmenswerte Idee. Sich die Zeit nehmen, sich still an die Krippe stellen, dem Heiland „Danke“ sagen: „Danke, dass es dich gibt.“

Wir wissen, wie gut und richtig es ist, dass wir das immer wieder einmal denen sagen, mit denen wir es privat oder beruflich zu tun haben. Nicht nur zu Weihnachten. Aber vielleicht auch zu Weihnachten. Und warum sollten wir den Heiland da nicht mit einbeziehen?

Schauen wir wieder in die Geschichte, so geschah fast zufällig und nebenbei das größte Wunder. Denn nicht nur der kleine Hirte machte sich auf den Weg. Auch der große Räuber machte sich auf den Weg. Er wurde gewissermaßen mitgenommen. So konnte er den Heiland kennenlernen.

Sicher: Der große Räuber wollte zunächst nur deshalb mit zum Kind, weil er dachte, er könnte da was rauben. So hatte er sich das gedacht. Dass dann alles anders kam, als er es geplant hatte, konnte er nicht wissen. Er hatte eben nicht mit Gott gerechnet.

Aber wie es dann so ist. Der Mensch denkt - Gott lenkt. Wir haben unsere Pläne. Und dann kommt alles anders, als wir planten. Und siehe da: Es wird doch noch was Gutes draus.

Als der Räuber mit dem kleinen Hirten zu Maria kommt, bringt diese es sofort auf den Punkt, indem sie sagt: „Schau, mein Kind. Da kommt ein kleiner Hirte zu dir. Er hat dir einen großen Räuber mitgebracht.“

Der Hirte hatte alle seine materiellen Geschenke an Menschen in Not verschenkt. Aber mit dem großen Räuber hatte er dem Heiland doch noch etwas mitgebracht.

Und auch diesen Zug der Geschichte finde ich höchst bemerkenswert. Dem Heiland kommt es auf das, was uns an Weihnachten so wichtig ist, nicht so sehr an. Ihn aber mit einem Menschen zusammenzubringen, das ist ein dem Heiland entsprechendes Geschenk. Dieser Räuber war genau das richtige Geschenk für den Heiland. Damit konnte er etwas anfangen.

Der Räuber war nicht dumm. Er merkte sofort, dass da irgendetwas nicht stimmte. Und er benannte es auch. Solchen Menschen, wie er einer war, begegnet kein normaler Mensch freundlich. Und doch: Als er zum Kind kam, war alles anders als sonst. Das hatte er noch nicht erlebt, dass man ihm, dem Räuber, freundlich begegnete.

Auch hier ein Blick in unseren Alltag. Wie schnell hat ein Mensch seinen Stempel weg. Dann ist er eben ein großer Räuber oder sonst ein

Taugenichts, dem man nur mit Verachtung und dergleichen begegnen kann. Aber wie sieht es eigentlich in den Bösewichtern aus?

Warum sind sie so, wie sie sind? Wollten sie so werden? Oder wollten sie nicht auch schon immer ganz anders sein? Wer weiß um die Sehnsucht solcher Menschen, ein neues Leben beginnen zu können.

Wie das manchmal eben so ist. Harte Schale, weicher Kern. Auch der große Räuber sehnte sich wie alle Menschen danach, angenommen und geliebt zu werden.

Und so geschah das Wunder. Der Räuber begann zu begreifen, dass er anders sein konnte, als Maria ihm angesichts seiner gezückten Waffe in aller Ruhe sagte: „Du magst viel Schlimmes angerichtet haben.

Aber uns wirst du nichts tun. Denn Gott ist mit uns - und auch mit dir - nicht nur in dieser Heiligen Nacht.“

Das war es. Es tat ihm in der Seele wohl, dass er mit Maria einen Menschen getroffen hatte, der ihn nicht fürchtete. Wie Maria ihm begegnete und was sie ihm sagte, das hatte ihn tief bewegt.

Und dann stand er da, der große Räuber. Er stand vor dem Kind und schaute es an. Und wie er so dastand, mag es zu folgendem Gespräch gekommen sein.

Der Räuber sagte mehr zu sich als zu dem Kind: „Ach Kind, ich bin müde.“ Er war ganz überrascht, denn ihm war, als würde ihm das Kind sagen: „Gut, dass du es mir sagst. Ich bin für die Mühseligen und Beladenen, für die Abgekämpften da.“

Da sagte der Räuber: „ Es ist alles tot in mir.“ Und das Kind sagte: „Bleib ein wenig bei mir.“ Da sagte der Räuber: „Ich will dir all mein Geld schenken.“ Worauf das Kind sagte: „Ich brauch dein Geld nicht. Gib es wie der kleine Hirte den armen Leuten. Das wäre in meinem Sinn und so, als wenn du es mir gegeben hättest.“ Der Räuber ließ nicht nach und sagte: „Liebes Kind, das will ich tun. Aber ich muss auch dir etwas schenken. Ich wäre sonst todunglücklich.“ Das Kind verstand den Räuber und gab zur Antwort: „Guter Mann, ich will dir sagen, was du mir geben sollst. Gib mir dein sündiges Herz und deine bösen Gedanken.“ Der Räuber fragte erschrocken: „Was willst du denn damit?“ Aber das Kind sagte: „Ich will sie dir abnehmen. Das will ich für dich tun.“ Unter Tränen sagte da der große Räuber: „Kind. Das hab' ich nicht verdient! Wie kann das sein? Ich dachte, du willst was Gutes von mir haben. Aber du, du willst alles, was böse an mir ist. Nun gut, hier hast du's. Bitte gib mir, was dein ist.“

Und so kam es, dass er kein Räuber mehr sein musste. Er konnte ein anderer sein, einer, der für sein Leben wusste: Gott ist bei mir. So ist aus dem großen Räuber, der andere beraubte und ihnen schadete, einer geworden, der andere behütete und sich für sie einsetzte.

Er ist ein Beispiel dafür, wie der Heiland ein verkorkstes Leben wieder heilen kann. Es war für ihn nicht zu spät. Es ist für niemanden zu spät. Es ist niemals zu spät - auch für den größten Schurken nicht, auch nicht für Sie und auch nicht für mich.

Wie die Hirten auf dem Felde

Predigt an Heiligabend 2020

Die Hirten auf dem Felde: In unserer Vorstellung sind die Hirten ganz fromme Leute. Woran liegt das? An den Krippendarstellungen? An den Krippenspielen? An Liedern wie „Kommt Ihr Hirten“? Waren die so gottesfürchtig und ergeben? Vermutlich ja nicht. Im Gegenteil. Da mag unter manch harter Schale manch weicher Kern gewesen sein. Aber zumeist waren das rauhe Gesellen.

Was wir heute bedenken wollen, spielte sich auf dem Felde bei den Hirten ab, also in der rauhen Wirklichkeit des alltäglichen Lebens, wo Menschen sich sorgten, verzweifelten und hofften, froren und träumten. Dort auf dem Felde, in der Dunkelheit und Kälte trafen die Worte des Engels die Hirten. Und auch uns treffen diese Worte, wo wir uns mit unseren Fragen, Ängsten und Hoffnungen versammelt haben, um uns der Weihnachtsbotschaft zu vergewissern: „Euch ist heute der Heiland geboren.“

Die Hirten damals sind darüber erschrocken. Ist ja auch kein Wunder, wenn man gesagt bekommt: „Da ist etwas geschehen, was die Welt, was dein Leben verändert.“ Konkret: „Dir ist heute der Heiland geboren, also der, der Dich retten kann.“

Spätestens da muss man sich doch angesprochen fühlen, wenn man merkt: Wie? Er ist auch für mich geboren? Um mich zu retten? Da bleibt einem doch gar nichts anderes übrig, als sich auf den Weg zur Krippe zu machen, körperlich oder gedanklich, um zu begreifen, was es damit auf sich hat und was es mit einem selbst zu tun hat.

Der biblische Bericht legt den Hirten Worte in den Mund, die seitdem vielen Menschen aus dem Herzen sprechen: „Lasst uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist.“

Nun werden nicht alle Hirten damals so gewesen sein, wie es die Weihnachtsgeschichte berichtet. Bei manchen ist es vielleicht eher so wie in einer Geschichte von Max Bollinger, bei der es um einen Hirten geht, der ein wenig mürrisch, ja ungläubig war.

Er mochte nicht mitgehen, als sich die Hirten auf dem Weg zum Kind machten, weil er das Ganze für einen einzigen Spuk hielt. Aber dann sagte er sich: „Und wenn es kein Spuk ist?“ Dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Und so machte auch er sich auf den Weg zum Stall.

Schließlich fand er den Ort. Woran er ihn erkannte? Ganz einfach: Es roch nach Weihrauch und Myrrhe. Auf dem Boden sah er viele frische Spuren. Aber keine Spur vom Kind und seinen Eltern.

Er wollte schon umkehren. Da entdeckte er in der Futterkrippe die Stelle, wo das Neugeborene gelegen hatte. Er wusste nicht wie, aber es war um ihn geschehen, als er diese Stelle sah.

Lange Zeit stand er da und schaute und schaute. Was machte es, dass das Kind ihm nicht zulächelte, dass er den Gesang der Engel nicht hören und den Glanz Marias nicht bewundern konnte? Staunend ging er davon.

Wie vielen Menschen mag es seitdem ähnlich gehen wie diesem Hirten? Sie hören die Weihnachtsbotschaft, bleiben aber skeptisch. Einerseits können sie sich einfach nicht vorstellen, dass diese Geburt etwas in ihrem Leben verändert. Und andererseits wünschen sie sich nichts sehnlicher. Und so fragen sie sich immer wieder: „Und was, wenn doch was dran ist?“

Wie bekommt man Gewissheit? Nun. Man muss sich schon aufraffen, sich auf den Weg machen, der Sache auf den Grund gehen, sich damit beschäftigen und versuchen, das Wunder jener Nacht neu zu begreifen.

Dem Hirten aus der kleinen Geschichte geht es ja zunächst nicht ganz anders als uns. Er macht sich in großer Erwartung auf den Weg. Und was findet er vor: den leeren Stall. Das heißt: So ganz leer war er ja nicht. Da war noch was von dem, das den Raum bis eben beherbergt hatte.

Und dann passierte es: Er wusste nicht, wie ihm geschah, was ihn da anrührte, als er da an der Krippe stand und die Stelle sah, in der der neugeborene Heiland gelegen haben musste. Aber er spürte es deut-

lich, wie es ihn veränderte, weil er anders von der Krippe wegging, als er gekommen war.

Genau das ist vielen Menschen seitdem immer wieder passiert: Das mit der Krippe und das mit dem, der darin gelegen hatte, hinterließ Eindruck.

Wenn man so eine Erfahrung selbst angesichts eines leeren Stalls machen kann, was macht es da aus, dass einem das Kind nicht wirklich zulächelt, dass man den Gesang der Engel nicht wirklich hört, dass man den Glanz Marias nicht wirklich bewundern kann?

Es reicht, die Weihnachtsgeschichte zu hören und den Eindruck wahrzunehmen, den sie hinterlässt. Und so kommt es, dass wir hören und staunen, dass wir schauen und zu begreifen versuchen, wie der, der da geboren wurde, unser Leben verändern, ja retten kann. Es gehört zum Wunder der Weihnacht, dass uns der Heiland der Welt wie damals die Hirten erreichen kann – unsichtbar, aber spürbar tröstlich. Auch hier und heute. Es ist eben doch was dran.

Und so wünsche ich Euch und Ihnen, mir und uns allen, dass es uns gelingt, ein Stück des Zaubers zu erhaschen, der von der Weihnachtsgeschichte ausgeht.

Hoffnung und Erwartung

Predigt zu Heiligabend 2005 von Pfarrer H.-J. Kopkow

Wir haben eben von Sehnsucht und Hoffnung, von Erwartung und Erfüllung gehört. Und es stellt sich jedem von uns die Frage: Worauf warten wir eigentlich? Nach was sehnen wir uns? Haben wir noch Hoffnung für unsere Welt? Erwarten wir ernsthaft, dass einer kommt, der uns rettet? Also erwarten wir noch den Retter der Welt?

Die Hirten, von denen wir eben hörten, hatten diese Erwartung. Wie sagte der eine: „Ich erwarte den Retter der Welt Zeit meines Lebens und ich weiß, es ist nicht vergebens."

Aber als es dann soweit war, als der Christus geboren war, da kamen doch Zweifel auf: „Wie, der Herr der Welt, in einem dreckigen Stall, ein Kind armer Eltern? So klein? So unbedeutend?" So hatte man sich das nicht vorgestellt.

Und doch: Trotz aller Bedenken und Zweifel machten sie sich auf den Weg, die Frauen, die Hirten, die Weisen, die Gelehrten, die Wirtsleute. Einer sagte es stellvertretend für alle so: „Ich weiß nicht, was mich

doch noch hat bewogen wahrscheinlich hat Gott selbst mich hergezogen."

Und dann geschah etwas Unerklärliches mit ihnen. Während sie den neugeborenen Retter der Welt ansahen, gewann er ihre Herzen. Sie waren gerettet. Und das spürten sie. Sie merken: Hier sind wir am Ziel unserer inneren Suche. Ganz überwältigt bricht es aus einem hervor: „In diesem Kinde ist alles Sehnen gestillt."

Vieles davon ist bei uns ganz ähnlich. Natürlich warten wir auf Rettung. Aber erwarten wir unsere Rettung vom ihm, um den es hier geht? Erwarten wir, dass er uns helfen kann bei den Problemen, vor denen wir stehen.

Sehen Sie, auch heute kommen Zweifel auf, wie damals. Es ist nach wie vor nicht leicht, in dem neugeborenen Kind den Retter der Welt, also auch den eigenen Retter zu sehen.

Und doch sind wir hier. Viele aus Überzeugung. Andere wie der eine Hirte, ohne genau sagen zu können, warum eigentlich. Es könnte auch uns so vorkommen, als wenn Gott selbst uns hierher gezogen hätte.

Wie der Priester in dem Stück freue ich mich, dass Sie alle da sind und kann nur sagen: „Gut so." Gut so, dass Sie gekommen sind, ob glaubend oder zweifelnd, ob fromm oder weltlich, ob erwartungsvoll oder enttäuscht. Jeder so, wie er ist. Und jede so, wie ihr zumute ist.

Denn nur der, der noch hofft, nur die, die noch etwas erwartet, sei es vom Weihnachtsfest, sei es vom Leben, sei es von anderen Menschen, sei es von Gott, nur die Hoffenden werden sich darüber freuen können, wenn sich etwas von ihren Hoffnungen und Erwartungen erfüllt.

Und so habe ich die Bitte: Gott möge sich unserer ganz irdischen Hoffnungen und Erwartungen genauso annehmen wie unserer Hoffnungen und Erwartungen, die über das Irdische hinausgehen.

Und wenn es zu Enttäuschungen kommt, wenn sich unsere Erwartungen nicht erfüllen, gerade dann möge er uns in unserer Enttäuschung beistehen, damit wir nicht aufhören, ihm zu vertrauen und etwas vom Leben und von ihm zu erwarten.

Ich lade Sie ein, mit ganzem Herzen zu erwarten, dass Gott erfüllt, was er uns versprochen hat. Nämlich: „Frieden und Rettung durch den Heiland und Retter der Welt." Gott segne Ihre Erwartung.

Hoffnung

Hoffen ist zunächst einmal nichts ausschließlich Religiöses, Kirchliches oder Christliches. Hoffen ist etwas durch und durch Menschliches. Hoffen meint eine positive Erwartungshaltung: Man hofft, dass etwas Erhofftes und Wünschenswertes eintritt. Hoffentlich... Man ist hoffnungsvoll, was das Gelingen oder den guten Ausgang einer Sache oder eines Zustandes angeht. Man ist gern „guter Hoffnung." Das klingt positiv und optimistisch.

Häufig wird darunter die Erwartung verstanden, dass ein erwünschtes Ziel in der Zukunft erreicht wird, indem man sich entschlossen auf dieses Ziel zubewegt und davon ausgeht, dass man Wege findet, dieses Ziel zu erreichen, selbst wenn man auf Hindernisse trifft.

Hat man Hoffnung, verleiht man der Hoffnung Ausdruck. Hat man keine Hoffnung mehr, spricht man davon, dass man die Hoffnung begraben kann.

Soll hingegen ausgedrückt werden, dass die Hoffnung nicht berechtigt ist, spricht man von einem Wunschtraum oder einer Illusion. Dann heißt es: „Hoffen und Harren hält manchen zum Narren." Und ist man der Meinung, die geäußerte Hoffnung sei unbegründet, sagt man: „Du solltest dir besser keine Hoffnungen machen."

Allerdings sollte man selbst dann, wenn keine Hoffnung mehr besteht und die Situation ausweglos erscheint, niemandem die Hoffnung nehmen.

Solange noch fraglich ist, ob das Erhoffte nicht doch noch eintritt, also solange noch ein Hoffnungsschimmer vorhanden ist, ein Fünkchen Hoffnung besteht, sollte man daran festhalten, dass es noch gut – und wenn schon nicht gut, so doch besser - werden kann: „Es besteht noch Hoffnung."

Erst dann, wenn alle Hoffnungen geplatzt sind und nichts mehr geht, wenn die Hoffnung erloschen ist, tritt das Gegenteil der Hoffnung ein: Verzweiflung bzw. Hoffnungslosigkeit. Ein absolut trostloser Zustand, dem wir mit allen Mitteln ausweichen.

Deshalb halten wir auch dann noch an der Hoffnung fest, wenn es hoffnungslos aussieht. Wir können eigentlich nicht anders als hoffen. Ernst Block sprach vom „Prinzip Hoffnung". Der Mensch ist Mensch, wenn er hofft und weil er hofft.

Und so hofft der Mensch immer auf ein Happyend. „Die Hoffnung stirbt zuletzt" Solange der Mensch lebt, hofft er auch. Er hört erst auf zu hoffen, wenn er tot ist.

Selbst angesichts des Todes hofft er – und wenn schon nicht mehr auf Genesung, dann über den Tod hinaus auf ein Leben im Jenseits, im Jenseits all dessen, was wir uns vorstellen können.

Vieles davon kommt in der Bibel auch vor. Wie sollte es anders sein. Schließlich berichtet die Bibel von Menschen, die wie Du und ich Hoffende waren.

Sie hofften wie alle Menschen auf Frieden, auf Gerechtigkeit, auf Heilung, auf Wohlstand, auf Nachkommen, auf Liebe, Ehre und Anerkennung... und auf Gottes Segen.

Schon zu Zeiten des Alten Testamentes, aber vor allem seit Jesus hoffte man in der Christenheit in besonderer Weise auf das Kommen Gottes, auf sein Reich.

Zum einen war diese Hoffnung am Diesseits orientiert. Man hoffte auf eine andere, eine bessere Welt, eine Welt, auf der „sein Name auf Erden so geheiligt wird, wie im Himmel."

Würde sein Reich kommen, würde es vieles von dem, was Menschen erleiden und beklagen, nicht mehr geben: Kein Leid, kein Krieg, kein Hunger, kein Mord, kein Raub.

Stattdessen würde es so etwas wie das Paradies auf Erden geben, das Reich Gottes, eine Welt eben, in der es so zugeht, wie es sich alle wünschen: Es würde Frieden herrschen in jeder Hinsicht. Alle würden im Einklang mit der Schöpfung leben. Die Güter dieser Welt wären gerecht verteilt, sodass alle ein Auskommen hätten und niemand hungern müsste.

Manche sagen: „Das ist utopisch", weil sie der Meinung sind: „Das gibt's nicht." Stimmt. Utopisch kommt von U-topos, ohne Ort, will sagen, das Besagte hat keinen Ort auf der Erde. Noch nicht. Aber alles, was wir uns vorstellen, ist schon nicht mehr ganz utopisch. Es hat ja schon einen Ort in dieser Welt gefunden, nämlich in unseren Gedanken. Und ist der Gedanke, ist die Utopie, erst mal in der Welt, besteht die Hoffnung, dass Wirklichkeit wird, was eben noch utopisch scheint.

Zum anderen war da auch immer die Hoffnung auf ein Leben im Jenseits, also die durch Christi Auferstehung begründete Hoffnung auf eine Existenz nach dem Tod bei Gott. Auch wenn es gänzlich über unseren Horizont, über unsere Möglichkeiten geht, uns das vorzustellen, ist das unsere Hoffnung für uns selbst und für die, die von uns gingen.

Oft genug wurde leider die eine gegen die andere Hoffnung ausgespielt. Menschen wurden vertröstet nach dem Motto: Gibt es hier im Diesseits keinen Frieden, dann gibt es ihn im Jenseits. Gibt es auf dieser Erde keine Gerechtigkeit, dann gibt es sie im Paradies. Gibt es in diesem Jammertal nur Leid und Entbehrung, so gibt es dort den himmlischen Ausgleich.

Schade. Man muss die eine nicht gegen die andere Hoffnung ausspielen. Man kann beides erhoffen, Gutes für das Diesseits und Gutes für das Jenseits. Das schließt sich doch gar nicht aus.

Beide Hoffnungen, die Hoffnung auf eine bessere Welt im Diesseits wie die Hoffnung auf ein neues Leben im Jenseits haben in Jesus ihren Grund.

Mit dem, was er sagte und tat vergegenwärtigte er das Reich Gottes. Für ihn war das Reich Gottes nicht nur Zukunftsmusik, sondern eine Wirklichkeit, im Hier und Jetzt erfahrbar. Er antizipierte die Zukunft. Er nahm sie vorweg. Er holte mit dem, wie er dachte und redete und handelte das Erhoffte aus der Zukunft in die Gegenwart. Und so war das Reich Gottes schon da – mitten im Diesseits.

Und mit seiner Auferstehung wurde deutlich, dass das Leben hier nicht alles ist, dass es da noch so etwas wie eine jenseitige, für uns normalerweise unsichtbare Welt Gottes gibt jenseits des Todes – wie immer das im Einzelnen aussehen mag. Aber für eine kurze Zeit war da so etwas wie ein Tür zwischen dieser und jener Welt offen, durch die Jesus nach seinem Tod unter die Jünger trat, um ihnen zu erscheinen und eine Hoffnung zu schenken, die über den körperlichen Tod hinausreicht.

Mit Christus ragte ein Stück Zukunft und Reich Gottes, die wir erhoffen, in unsere Welt und Gegenwart hinein und veränderte sie. Das lässt uns die Welt und uns selbst mit anderen Augen sehen.

Wir wissen um das, was bei Christus war, was jetzt sein könnte und was auf uns aus der Zukunft zukommt und in der Zukunft erwartet. Und so ist unsere Hoffnung zumindest ansatzweise in der Lage, Zukünftiges zu antizipieren, also vorwegzunehmen. Das Vergegenwärtigen des Erhofften lässt etwas vom Erhofften schon im Hier und Jetzt Wirklichkeit werden.

Was das im Einzeln ist, davon ist in der Bibel immer wieder die Rede, sodass die Bibel für viele schon immer eine Quelle der Hoffnung ist. Paulus sagt: „Durch den Trost der Schrift haben wir Hoffnung“ (Römerbrief 15,4).

Symbol für die Hoffnung ist der Anker. Darin steckt die Frage: Woran macht sich die Hoffnung fest? Die Antwort kann nur lauten: An Gott selbst. Gott selbst ist die Quelle und Grundlage all unserer Hoffnung und Zuversicht. Er ist unsere Hoffnung. Meine letzte Hoffnung für diese Welt.

In die Taufe kriechen

Predigt am Spring 2017

Wenn wir ein Vollbad nehmen, wenn wir Baden gehen, dann ist das ein Genuss. Es tut gut. Es erfrischt. Es macht sauber. Man fühlt sich wie neugeboren.

So ähnlich hat man sich das immer mit der Taufe vorgestellt. Deshalb hat man die Menschen früher bei der Taufe richtig untergetaucht, wie bei einem Vollbad.

Von daher ist es gar nicht so falsch, wenn kleine Kinder aus dem Wort „taufen“ das Wort „tauchen“ machen: „Wird mein kleiner Bruder getaucht?“

Der Gedanke des Vollbads schwingt beim Verstehen der Taufe immer mit: Da wird einer untergetaucht, der Dreck am Stecken hat. Und was macht die Taufe? Sie macht ihn sauber. Alles, womit er sich besudelt und verunreinigt hatte, wird abgewaschen. Und nach der Taufe? Da darf er sich im wahrsten Sinne des Wortes wie neugeboren fühlen.

Natürlich: Der Vollzug der Taufe hat sich verändert. Hierzulande werden die wenigsten bei ihrer Taufe untergetaucht. Geht ja bei den flachen Taufbecken auch nicht. Würden Sie, liebe Eltern, würden sie das wollen, dass Ihr Kind hier im Spring getauft wird? Am Spring ist vielleicht doch besser?

In manchen Kirchen – wie z.B. in Riddagshausen oder der Brüdernkirche – steht heute noch ein ganzes großes Taufbecken. Das ist so groß, dass man zumindest ein Kleinkind darin untertauchen konnte. Die Redewendung „Aus der Taufe gehoben werden“ hat in diesem Zusammenhang ihren Ursprung.

Aber auch dann, wenn wir das mit dem Untertauchen nicht mehr machen, obwohl es hier am Spring ja sogar möglich wäre, verstehen wir den Akt der Taufe symbolisch immer noch so wie früher. Ein Mensch wird getauft. Sein bisheriges Leben hört auf. Er darf sich wie neugebo-

ren fühlen. Er wird mit der Taufe ja auch als Christ geboren. Und er darf sein Leben fortan im Sinne Christi leben.

Nun ist das Thema der Predigt „In die Taufe kriechen“. Diese Formulierung geht auf Martin Luther zurück. Er sagte von sich selbst, er krieche jeden Tag neu in seine Taufe. Auch wenn die Taufbecken damals größer gewesen sind als heute, wird Martin Luther da nicht wirklich reingepasst haben.

Er hat das auch nicht wörtlich, sondern übertragen gemeint. Und zwar so: Wie man sich besser fühlt, wenn man geduscht oder gebadet hat, so fühlt man sich als Christ besser, wenn man sich bewusstmacht und vergegenwärtigt, dass man getauft ist.

Zuweilen, vor allem dann, wenn es ihm nicht so gut ging, schrieb Luther mit Kreide vor sich auf den Tisch: „Ich bin getauft“. Er führte sich damit vor Augen, worauf er jederzeit aufbauen konnte.

Seine Taufe vergewisserte ihn: Du bist ein von Gott geliebtes Kind. Er sagt „Ja“ zu Dir. Er steht zu Dir. Du bist gehalten. Von guten Mächten wunderbar geborgen darfst Du getrost erwarten, was kommen mag. Denn Gott ist bei Dir – am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag. Darauf kannst Du jederzeit bauen.

Von daher dachte Luther, es wäre gut, sich jeden Tag sein Getauft-Sein zu vergegenwärtigen. So wurde das „Ich bin getauft“ zum Fundament seines Glaubens und Lebens.

In Liebe und Dankbarkeit

Predigt zum Ewigkeitssonntag 2022

Oft begegnet uns die Inschrift „In Liebe und Dankbarkeit“. Sie steht auf Traueranzeigen, auf Kranzschleifen, auf Grabsteinen. Sie steht da so oft, dass wir sie wie selbstverständlich hinnehmen.

Dabei ist es alles andere als selbstverständlich, dass wir „In Liebe und Dankbarkeit“ miteinander und mit Gott verbunden sind und bleiben. Was gibt es Größeres und Schöneres als dankbar und in der Liebe zu sein?

Ist es nicht schon zu Lebzeiten wunderbar, wenn ein Mensch liebt und geliebt wird, wenn er in Liebe mit anderen verbunden ist? Und ist es nicht wunderbar, wenn ein Mensch dankbar auf sein Leben schaut, wenn er dankbar ist und ihm mancherlei Dankbarkeit zuteilwird?

Und wie gut, wenn Menschen „In Liebe und Dankbarkeit“ Abschied nehmen, wenn sie in Liebe mit den Verstorbenen verbunden bleiben und dankbar für deren Leben sind.

„In Liebe und Dankbarkeit“ – das ist so großartig, dass man sich diese Worte eingerahmt hinhängen oder – noch besser – verinnerlichen sollte.

Denn „In Liebe und Dankbarkeit“ kann man leben und sterben. „In Liebe und Dankbarkeit“ sollte man zurückblicken. „In Liebe und Dankbarkeit“ können Angehörige ihren Toten verbunden sein und bleiben.

Schauen wir beides ein wenig genauer an. Ich beginne mit der Dankbarkeit. Es ist noch nicht lange her, da stand eine Trauerfeier ganz unter dem Vorzeichen der Dankbarkeit.

Da wurde auf Wunsch der Verstorbenen ein spanisches Lied am Anfang der Trauerfeier eingespielt: „Gracias a la vida“, zu Deutsch: „Danke an das Leben“.

Da denkt ein Mensch zurück, erinnert sich all des Schönen und Lebenswerten. Und indem er sich sein Leben so vergegenwärtigt, überkommt ihn große Dankbarkeit.

Wenn man das so sagt - Danke für das Leben - heißt das nicht, dass alles im Leben toll gewesen sein muss. Aber es besagt, dass man mit Blick aufs Ganze dankbar ist, dieses Leben erlebt zu haben.

Ist es nicht wunderbar, wenn man rückblickend auf sein Leben sagen kann: Danke an das Leben. Danke für das Leben. Danke für alles, was ich erleben durfte.

Danke für mein Leben. Aber auch für das Leben der Menschen, die mir lieb und teuer sind. Danke also für Dein Leben. Danke für Ihr Leben. Wenn wir an die denken, die von uns gingen, ist es gut, wenn wir uns sagen können: Danke für sein Leben. Danke für ihr Leben.

Und wenn uns all die Menschen vor Augen sind, denen wir etwas, ja manchmal unendlich viel verdanken, dann ist da so viel Dankbarkeit.

Was wäre gewonnen, wenn dieses Danke für das Leben als Vorzeichen vor dem Leben unserer Verstobenen und vor unserem eigenen Leben stehen würde.

Gegenüber den Lebenden ist das vergleichsweise leicht, dem Gefühl der Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen. Aber auch gegenüber den Verstorbenen ist das ja durchaus möglich, dass wir in Dankbarkeit an sie denken.

Natürlich stellt sich die Frage, wem die Dankbarkeit gilt. Also wem sagen wir dieses Danke für das Leben? Dazu könnten einem jetzt viele

Antworten einfallen. Und sicher wäre auch die eine mit dabei, die naheliegt: Gott.

Wir haben ja eben das „Danke-Lied“ gesungen. Da klang nicht nur so vieles von dem an, wofür wir dankbar sind, dankbar sein können.

Da wurde auch mit „HERR“ derjenige benannt, an den sich unser Dank richtet, richten könnte: An Gott. Danke, Gott, für das Leben, für all das, was ich erleben durfte, für mein Leben, für all die Leben.

Wir finden diesen Dank in vielen Psalmen und Liedern ausgedrückt, wo es immer wieder heißt: „Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich.“

Gerade, wenn wir das alles heute, am Ewigkeitssonntag, bedenken, muss noch ein Aspekt des Lebens benannt werden. Danke für das Leben nach dem Tod. Danke für das ewige Leben.

Es sollte uns trösten, das Leben, für das wir zu Recht dankbar sind, in diesem größeren Zusammenhang zu sehen und zu wissen, dass es mehr umfasst als die Tage auf dieser Erde.

Und wie ist es mit dem Zweiten, mit der Liebe. Da ist die Liebe, die wir zu Lebzeiten erleben. Menschen lieben. Menschen erfahren Liebe. Menschen werden geliebt. Glücklich darf sich schätzen, wer sich selbst lieben kann, wer in der Liebe mit anderen und mit Gott verbunden ist.

Manchmal kommt die Liebe, von der wir ja eigentlich wissen, dass sie das Wichtigste ist, über dem alltäglichen Kleinkram zu kurz, zu wenig ins Bewusstsein. Manchmal wird einem erst angesichts des Todes in ganzer Tiefe bewusst, wie sehr man einander geliebt hat, ja immer noch liebt.

Das kann schmerzlich sein, wenn einem das sozusagen zu spät bewusst wird. Dann bedauert man womöglich, die wichtigen Worte „Ich liebe dich“ nicht oder zu selten gesagt zu haben. Dann bedauert man, dass das eigene Tun zu selten und zu wenig von Liebe bestimmt war. Dann gäbe man wer weiß was darum, den Verstorbenen zu bekunden, dass und wie sehr man sie geliebt hat und liebt.

Aber selbst dieser Schmerz, aus dem heraus das Gefühl entsteht, den Geliebten nicht ausreichend gezeigt zu haben, dass und wie sehr man sie geliebt hat, ja immer noch liebt, zeigt einem ja, dass da immer schon Liebe war und immer noch Liebe ist, in der man diesen Menschen verbunden war und verbunden ist.

Vielen ist das ein Ansporn, die Zeit zu nutzen, um den Menschen, die sie lieben, diese Liebe auch zu zeigen, durch liebevolle Worte oder Gesten.

Um es an einem Beispiel zu zeigen: Es wäre für alle Beteiligten gut, der Liebe vor dem Tod Ausdruck zu verleihen. Die vielen Blumen gehören eben nicht aufs Grab, sondern als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit den Lebenden geschenkt.

Wenn wir uns fragen, was bleibt, dann ist es im Idealfall: Die Liebe. Die Liebe zueinander - ganz im Sinne des Gebotes: Liebe deinen Nächsten.

Aber es ist eben nicht nur die Liebe, die von uns ausgeht, sondern auch die Liebe, die uns entgegen gebracht wird, sei es durch andere oder sei es durch Gott.

In der Liebe sind wir miteinander und mit Gott verbunden. Deshalb heißt es im 1. Johannesbrief ja: „Gott ist die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Und diese Liebe überdauert den Tod. Der Tod kann unsere Tage auf dieser Erde beenden, aber nicht die Liebe.

So möge es die Liebe Gottes, die Liebe zueinander und die Liebe zu Gott sein, die uns miteinander, mit unseren Toten und mit Gott über den Tod hinaus verbindet.

Hier und jetzt ist Zeit und Möglichkeit, Dankbarkeit und Liebe wahrzunehmen und andere spüren zu lassen.

So ist dieses „In Liebe und Dankbarkeit“ nicht nur rückblickend verstanden ganz wichtig, sondern auch als Beschreibung eines Lebens im Hier und Jetzt, das von Liebe und Dankbarkeit geprägt ist.

Wer in Liebe und Dankbarkeit lebt, wer in Liebe und Dankbarkeit zurückschaut, wer in Liebe und Dankbarkeit Abschied nimmt, wer in Liebe und Dankbarkeit mit anderen und mit Gott verbunden ist, der befindet sich in einer von Liebe und Dankbarkeit durchfluteten Wirklichkeit. Bleiben wir über den Tod hinaus in Liebe und Dankbarkeit mit Gott und unseren Lieben verbunden.

Indiaka

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2007

Viele von uns sind noch ganz außer Atem, freudig erregt oder auch ein bisschen enttäuscht. Warum? Weil wir gerade auf dem Festplatz „Indiaka“ gespielt haben. Damit hat eben das erste Mal im Rahmen des Volks- und Schützenfestes ein „Indiaka“-Turnier stattgefunden. Ich

freue mich darüber besonders, ist doch wohl der Impuls dafür ein Stück weit von St. Markus ausgegangen.

Denn seit Jahren spielen wir im Rahmen unseres Gemeindefestes Indiaka. Vertreter der Kirchengemeinde treten gegen Vertreter der Bürgergemeinschaft an. Es ist Jahr für Jahr ein Höhepunkt und großer Spaß.

Erstmalig hat in diesem Jahr zur Überraschung der Fachwelt verdientermaßen die Vertretung der Bürgergemeinschaft gewonnen. Die Vertretung der Bürgergemeinschaft hat den Gewinn des Pokals mit den Worten erklärt: „Da sieht man mal, was 5 Minuten Training ausmachen." „Tja", konnten wir uns da von der Kirchengemeinde her nur sagen, „hätten wir mal auch trainiert – wenigstens 5 Minuten." Hatten wir aber nicht, weil wir dachten: Ach, das kriegen wir schon so hin – wie all die Jahre vorher auch. Irrtum.

Gerade bei Indiaka kommt es darauf an, in einem Team miteinander zu spielen. Es kommt da nicht so sehr auf Einzelkönner an, die wir natürlich allesamt sind, sondern darauf, aufeinander eingespielt zu sein. Und das waren wir nicht. Wie wir ein wenig ernüchtert feststellen mussten.

Nun rede ich für manche hier, die Indiaka nicht kennen, in Rätseln. Vielleicht sollte ich, da ich noch mehr darüber sagen will, kurz erklären, worum es im Indiaka-Spiel geht.

Also: Indiaka kommt aus Südamerika, was man schon am Klang des Wortes merkt. Da steckt Indianer drin. Indiaka ist so eine Mischung aus Federball und Volleyball. Über ein Netz wird nicht ein Ball gespielt, sondern so ein Teil mit Federn wie dieses hier. Es sieht aus wie ein etwas zu groß geratener Federball.

Und dann geht das so. Mit dem Aufschlag befördert man den Indiakaball ins Spielfeld der anderen Mannschaft. Dort darf der Indiakaball den Boden nicht berühren. Stattdessen muss er mit 1, 2 oder 3 Kontakten wieder zur anderen Mannschaft gespielt werden. Und dann haben die die gleiche Aufgabe: den Indiakaball annehmen, einem Spieler zuspielen und rüber damit. Und das am besten so, dass es für die andere Mannschaft schwer wird, den Ball zu bekommen. Eigentlich ganz einfach für Leute, die bis drei zählen können.

Aber was macht man in seiner Aufregung? Man haut einfach drauf und denkt: Bloß rüber damit. Und dann wundert man sich, wo das Ding hinfliegt, wenn man da ohne Sinn und Verstand einfach drauf schlägt. Man haut daneben oder ins Netz oder ins Aus, weil man einfach nicht so gut stand wie andere Mitspielende. Nur selten gelingt einem so direkt ein genialer Schlag. Indiaka ist eben ein Mannschaftsspiel, bei dem es aufs Miteinander ankommt.

Beim Gemeindefest hat dies Spiel einen Namen: „Don Camillo gegen Pepone." Das ist natürlich ebenso erklärungsbedürftig. Der Name geht auf Bücher des italienischen Autors Guareschi zurück, die auch verfilmt wurden, in denen ein katholischer Priester, nämlich Don Camillo, es mit dem roten Bürgermeister des Ortes, nämlich Pepone, zu tun hat. Und die spielen nur manchmal gegeneinander. Meistens spielen sie einander aus. Und immer wieder mal kloppen sie sich im wahrsten Sinne des Wortes ganz handgreiflich.

Das ist ja nun bei uns – Gott sei Dank – alles ganz anders. Ich bin nicht katholisch, Eberhard Heine und Dirk Rühmann sind nicht rot, und wir kloppen uns auch nicht, sondern wir versuchen miteinander, das Beste für die Südstadt rauszuhauen, wenn ich mal in dieser Sprache bleiben darf.

Als wir in diesem Jahr auf dem Gemeindefest verloren hatten, haben wir uns vom Kirchenvorstand über unsere Niederlage mit dem Gedanken hinweg getröstet, dass der ausgespielte Pokal ja letztlich doch in der Gemeinde blieb, wenn auch nicht im Gemeindehaus, so doch im Roxy – jedenfalls für ein Jahr. Und dann sehen wir weiter...

Daran wird doch deutlich: Gemeinde ist nicht nur der Kreis von Menschen, der sich im Gemeindehaus versammelt. Viele unserer Gemeindeglieder treffen sich regelmäßig mit anderen im Roxy. Und auch das ist – Gott sei Dank – keine Konkurrenz, kein Gegeneinander, sondern ein Miteinander.

Wenn es doch im richtigen Leben auch so sein könnte, wie beim Indiakaspielen, dass man einander nicht bekämpft, sondern miteinander spielt und jeder auf seine Weise sein Bestes gibt.

Denn letztlich kommt es doch nicht darauf an, wer der Erste, der Beste, der Reichste, der Schönste, der Klügste, der Schnellste und was sonst noch ist, sondern dass wir miteinander Spaß haben, miteinander etwas Sinnvolles zum Wohl aller tun.

Und das ist mal sicher: So ein spielerischen Miteinander, wo wir und die Bälle zuspielen, ist etwas, was uns miteinander verbindet.

Darauf kommt es an: Das Miteinander in den verschiedenen Teams der Südstadt kultivieren, nicht nur mit Blick auf das Indiaka-Turnier, sondern mit Blick auf das ganz alltägliche Leben.

Und damit komme ich zu meinem letzten Gedanken. Alles Training und alles Miteinander ersetzt nicht den Geist, in dem man als Einzelner

und als Team antritt. Und hier nun ist der Ort, nicht vom Indiaka- oder Sportsgeist zu reden, sondern vom Heiligen Geist. Der weht bekanntlich, wo er will, also nicht nur in der Kirche, aber auch in der Kirche, nicht nur im Roxy, aber auch im Roxy, nicht nur in der Schule, aber auch in der Schule, nicht nur in den Vereinen, aber auch in den Vereinen, nicht nur auf dem Welfenplatz, aber auch auf dem Welfenplatz.

Es kommt auf den guten Geist an. Und da wünsche ich mir als Pastor der Südstadt natürlich, dass es sein Geist sein möge, dass es Gottes Geist sein möge, der uns bestimmt und durchdringt und zu einem Miteinander verhilft, das dem Wohl der Südstadt dient.

Damit es unter uns zu keinem geistlosen Miteinander, wollen wir den Heiligen bitten, zu uns zu kommen. Er uns miteinander verbinden. Er möge in uns und unter uns Raum haben, um sein segensreiches Wirken zu entfalten.

Inkarnation

Predigt zum Weihnachtsfest 2014

Haben Sie es gemerkt. Das war eine Weihnachtsgeschichte. Sie klingt allerdings so ganz anders als die Geschichten, die wir als die Weihnachtsgeschichten kennen. Denn Lukas beschreibt das alles viel anschaulicher und bildhafter. Da sieht man es doch regelrecht vor sich: „Und Maria gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe."

Die Künstler haben uns diese Geschichte ja zur Genüge mit ihren Kinder- und Krippenbildern nahe gebracht. Ich will sie auch nicht missen, diese Bilder mit den anbetenden Hirten, mit den Engeln, deren Licht die Nacht erhellt, mit Maria und Joseph und den Königen, die vor dem Kinde knien. Lukas hat das einzigartig erzählt.

Wir haben uns an diese Bilder gewöhnt. Wir finden sie schön, wir singen dazu, wir schmücken unsre Kirchen und unsre Wohnzimmer damit - eben, wie man zu Festtagen sich schmückt.

Der Evangelist Johannes macht das anders, als wollte er sagen: Wenn ich euch erklären soll, wer dieser Jesus wirklich war, dann muss ich viel früher anfangen, dann muss ich ganz an den Anfang zurückgehen, dahin, wo nur Gott war. Denn die Geschichte Jesu beginnt nicht mit der Krippe, auch nicht in Nazareth und auch nicht bei Maria.

Für Johannes beginnt die Jesusgeschichte viel früher: Eben da, wo alles

anfing. Er schreibt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist."

Johannes will sagen: Die Geschichte Jesu beginnt da, wo nur Gott war, und wo alles durch das Wort, durch Gott entstand. Wir merken, wie der Evangelist Johannes das Ereignis von Bethlehem in ganz anderen Dimensionen sieht.

Von diesem Wort, mit dem alles begann, sagt Johannes dann: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns." Das ist eine der extremsten Formulierungen, die die Bibel bietet: Gott ward Fleisch. Wir würden mit unseren Worten sagen: Gott wurde irdische Wirklichkeit.

Und die Welt? Man sollte annehmen, dass sie darüber staunen würde. Irrtum: Sie erkannte ihn nicht einmal. Denn das hatte sie nicht von ihm erwartet. Und so liegt eine tiefe Traurigkeit über den Worten des Evangelisten.

Dreimal klingt es wie eine Klage: „Er war in der Welt; aber die Welt erkannte ihn nicht... Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht ergriffen... Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf."

Es ist, als würde das schöne Gleichnis vom verlorenen Sohn umgekehrt: Jetzt ist es nicht der Sohn, der heimkehrt, sondern der Vater. Er kommt nach Haus, in sein Eigentum. Aber sie erkennen ihn nicht, sie machen ihm nicht auf, sie lassen ihn draußen stehen, wie man Maria und Joseph draußen vor der Tür stehen ließ. Ist damit nicht die Situation vieler Menschen beschrieben? Sie erkennen ihn nicht. Sie lassen ihn draußen vor der Tür.

Gott sei Dank ist das nicht bei allen so. Es gibt auch die anderen, die ihn erkennen und einlassen. Gott sei Dank, dass diese Weihnachtsgeschichte des Johannes nicht mit einer Klage endet, sondern mit einem Lobpreis: „Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

So gibt es also doch solche, die ihn erkannt haben, die ihn nicht draußen stehen ließen, sondern die ihn aufgenommen haben, die seine Herrlichkeit sahen und wie grenzenlos er geliebt hat, wie er getröstet hat, wie er geholfen hat, wie er von Gott geredet hat, wie er am Kreuz starb und zu neuem Leben hindurchdrang.

Und wie ist das nun mit uns? Können wir von uns sagen: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen... Wir haben den heimkehrenden Gott emp-

fangen."

Es wurde damals Weihnachten, weil das Wort, weil Gott selbst in Jesus menschliche Gestalt annahm. Man nennt diesen Vorgang Inkarnation. In das Fleisch, in die irdische Wirklichkeit kommt Gott. Und es wird heute Weihnachten, wenn das Wort, Gott selbst, in uns Gestalt gewinnt, also irdisch menschliche Wirklichkeit wird. Wo wir dazu beitragen, dass das geschieht, da geschieht etwas der Geburt von damals Vergleichbares.

Sein Wort will eben nicht nur gehört werden, um dann im Nichts zu verpuffen. Viel zu viele oft sehr gutgemeinte Worte verpuffen, ohne dass sie wirksam und Wirklichkeit werden.

Sein Wort will irdisch menschliche Wirklichkeit werden. Lassen wir das Wunder von damals erneut geschehen, indem wir ihm, dem Wort, die Möglichkeit geben, durch uns zur Welt zu kommen, in uns und durch uns konkret zu werden. So entreißen wir Weihnachten der Märchenwelt und der romantisch unverbindlichen Erinnerung.

Nur so wird es für uns konkret. Und genau darum geht es doch, dass Weihnachten konkret wird, dass das Wort wiederum, noch einmal, immer wieder Fleisch, also irdisch menschliche Wirklichkeit wird, in uns, durch uns, in dieser Welt.

Es reicht eben nicht, die Worte der Weihnachtsgeschichte von damals immer nur zu erinnern. Solange die Worte der Weihnachtsgeschichte und das, was sie transportieren, nicht bei uns und in unserer Wirklichkeit nachvollziehbar und konkret ankommen, steht noch etwas aus. Was? Unser Weihnachten.

Es wird doch erst dann wirklich Weihnachten bei uns, wenn Weihnachten nicht nur ein in der Weihnachtsgeschichte dokumentiertes Geschehen von früher ist, sondern ein Stück unserer, also meiner und Ihrer Lebenswirklichkeit.

Weihnachten bei uns, in uns und durch uns kann es also immer nur dann sein, wenn Gott bei uns ankommt, wenn er durch uns in diese Welt kommt.

Wenn Sie sich nun fragen, wie das aussehen kann, dann sind Sie auf dem richtigen Weg. Genau darum geht es, dass Sie selbst sich diese Frage stellen, immer wieder und wieder, solange, bis Sie Antworten finden, bis es bei Ihnen konkret wird, bis Sie ein Stück weiter kommen.

Wir haben von Weihnachten gehört und wir haben es schon erlebt, aber wir haben es längst noch nicht hinter uns, sondern immer wieder vor uns. Von daher sollten wir im Sinne des Vaterunsers beten: Unser

täglich Weihnachten gib uns heute.

Denn er will Mensch werden - auch heute noch, in uns. Er will irdische Wirklichkeit werden - durch uns. Er will ankommen - bei uns. Er will zu Wort kommen - nicht ohne uns.

Internet

Predigt zu Matthäus 13, 47 am 13. Januar 2008

Einige fragten sich und dann mich im Vorfeld mit Blick auf das Plakat, wie das wohl gehen sollte, Gottesdienst online. Ob denn wohl der Gottesdienst im Internet übertragen wird? Und was wäre dann mit dem richtigen Gottesdienst, also mit dem Gottesdienst live?

Mittlerweile dürften sich diese Fragen für Sie und euch erledigt haben. Gottesdienst online ist kein Ersatz für die Gottesdienste hier, sondern nur der Titel für diesen Gottesdienst, der sich thematisch mit Computern und Internet befasst.

Ich habe mich mit der Fülle der Ideen, die uns während der Vorbereitung kamen, schwer getan. Sollte ich vor den Gefahren warnen, die uns durch die Computer und im Internet drohen? Menschen aller Alters- und Bildungsstufen sind computersüchtig. Ist es mit dem Internet nicht schon so weit wie beim Tanz ums goldene Kalb? Man redet nicht mehr miteinander, sondern begibt sich in die diversen Chatrooms und Internetforen, in virtuelle Welten und das sogenannte „secound live", verliert dabei aber den Kontakt zum wirklichen Leben. Man bekommt keine handgeschriebenen Briefe mehr, sondern nur noch E-Mails. Kinder spielen nicht mehr miteinander auf einem richtigen Bolzplatz, sondern nur noch vereinsamt an ihrer Playstation.

Oder sollte ich die geradezu grenzenlosen Möglichkeiten anpreisen, die wir durch die neuen Medien haben, die Arbeitsplätze, die durch die digitale Welt entstanden sind? Ist es nicht ganz wunderbar, dass wir mit aller Welt verbunden sind? In aller Welt haben Menschen Zugriff auf die unterschiedlichsten Informationen. Was kann man nicht alles online erledigen: Einkaufen, Bankgeschäfte, Reisen buchen... Ehrlich gesagt: Ich würde nur sehr ungern auf die technischen Möglichkeiten verzichten wollen, die sich durch die Computer im modernen Bürobetrieb und auch so ergeben.

Als wir uns dem Thema näherten, hatten wir unseren Spaß an der Computersprache, die ja immer mehr Eingang findet in unsere Um-

gangssprache. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Leute, die etwas vergessen hatten, sagen: Das hatte ich nicht auf dem Schirm. Und wenn jemand auf den neuesten Stand gebracht werden möchte, sagt er, er bräuchte mal ein Update. Und wenn jemand gesundheitlich so etwas wie einen Zusammenbruch erleben musste, sagt man, er sei abgestürzt.

Nun könnte man so manchen Begriff der Computersprache auch religiös verstehen. Was ist das „Enter“ beim Computer anders als das „Amen“ in der Kirche? Wenn wir einloggen, treten wir in die Kirche ein. Und loggen wir aus, verlassen wir die Kirche wieder. Computerviren beeinträchtigen die Funktionsfähigkeit eines Computers, während Versuchungen einen Menschen zur Sünde verführen. Während ein Computer abstürzt, fällt ein Mensch in Sünde. Könnte man das ganze Universum nicht als so etwas wie die Homepage Gottes verstehen? Und was ist das Lesen der Bibel anderes als ein e-Mail-Kontakt mit Gott? Und könnte man das Gebet nicht als Chattroom verstehen?

Ich mache an dieser Stelle mal einen Schnitt. Auf dem Blatt hier sehen Sie, warum. Weil ich das, was ich sage möchte, an einem Wort Jesu festmachen möchte, das der Evangelist Matthäus aufgeschrieben hat. Es lautet: „Wiederum gleicht das Himmelreich einem Netz … „

Sie ahnen, warum es gerade dieses Jesuswort sein muss. Na weil Jesus hier vom Netz spricht. Da liegt das www, das world wide web als Assoziation nahe, also das weltweite Netz, das Internet. Aber bevor ich dazu komme, dieses Wort auf das Internet hin zu bedenken, ist es nötig, es so zu verstehen, wie Jesus es damals gemeint hat. Denn natürlich sprach er damals nicht von unserem Netz.

Vollständig lautet dieser Vers ja auch anders, nämlich so: „Wiederum gleicht das Himmelreich einem Netz, das ins Meer geworfen ist und Fische aller Art fängt.“

Er hatte es mit Menschen zu tun, die entweder Fischer waren oder zumindest wussten, wie das mit dem Fischen ging. Die konnten sich das also gut vorstellen. Für sie war das ein anschauliches Gleichnis. Wir haben es da schwerer.

Aber wagen wir den Versuch, zu verstehen, was da ursprünglich gemeint sein könnte. Fangen wir ausnahmsweise einmal hinten an. Da werden Fische gefangen. Genau genommen: Meeresfische. Und wie? Mit einem Netz. Der Fischer wirft das Netz ins Meer und zieht es durch das Wasser. Und wenn Fische im Wasser sind, die größer sind als die Maschen des Netzes, dann gibt es für sie kein Entrinnen. Nicht so schön für die Fische. Das Bild ist klar.

Aber was soll es bedeuten? Geht es um die armen Fische, die wider Willen gefangen werden? Oder geht es um das Netz und seine Qualität? Oder geht es um den Fischreichtum des Meeres? Oder geht es um den Fischer?

Natürlich könnte man jedem Detail des Gleichnisses eine Bedeutung beimessen. Dann käme man in ernsthafte Schwierigkeiten. Wer von uns wollte dann wohl ein Fisch sein? Und was sollte wohl toll daran sein, gegen den eigenen Willen aus der gewohnten Umgebung gerissen zu werden? Und wer sollte der Fischer sein, der da etwas mit den anderen macht, was sie ja nicht wollen? Mal ganz abgesehen von der Tatsache, dass die Fische dann verzehrt werden würden.

Sie merken. So kann das mit dem Netz nicht gemeint sein. So ein Netz, so ein Internet wollen wir nicht, dass uns aus unserem Leben reißt, das mit uns etwas macht, was wir nicht wollen. Wir wollen weder vom Internet noch von einem anderen Netz gefangen werden. Und was wir auf gar keinen Fall wollen: gefressen werden.

Zu Ihrer Beruhigung: So ist es auch gemeint. Deshalb heißt es in diesem Vers ja auch nicht: „Das Himmelreich ist ein Netz“. Nein. Es heißt: „Das Himmelreich gleicht einem Netz.“ Es handelt sich hier um ein Gleichnis, um ein Bild, um einen Vergleich.

Nun fragt sich natürlich: Wofür? Was wird denn hier eigentlich verglichen? Schaut man genau hin, steht die Antwort ja da: Zum einen geht es um das Himmelreich. Das ist die eine Seite. Die ist klar. Und nun wird das Himmelreich mit dem verglichen, was dann kommt. Und das ist nicht diese oder jene Einzelheit, sondern ein Vorgang, der genauer betrachtet tatsächlich erstaunlich ist.

Da wirft ein Fischer sein leeres Netz ins Wasser. Wüsste man nicht, was dann kommt, würde man doch sagen: So ein Unsinn. Was macht der denn da? Wirft ein paar geknüpfte Fäden ins Wasser. Was das wohl soll?

Und dann passiert für die Beobachter dieser Szene etwas zunächst Unsichtbares. Das Netz füllt sich. Der Fischer weiß das. Zumindest hofft er, dass es so kommt, weil es schon unzählige Male so war. Deshalb wirft er ja sein Netz aus. Und siehe da: Wenn er sein Netz aus dem Wasser zieht, sind wahrhaftig Fische drin.

Und das ist es, was Jesus seinen Zuhörern vermitteln will: Das Himmelreich gleicht einem Netz, das zunächst ganz leer ist, sich aber dann durch die Bemühungen des Fischers mit Fischen aller Art füllt. Es geht

also um eine Leere, die sich unsichtbar in Fülle verwandelt. Unsichtbar füllt sich die Leere.

Wenn man nun in Rechnung stellt, dass Jesus selbst der größte Menschenfischer war, dass er seine Jünger beauftragt hat, Menschen zu fischen, wenn man weiß, dass zu allen Zeiten der Fisch das Erkennungszeichen der Christen ist, dann ist klar, um wen es hier geht: Um ihn und uns, die Fische aller Art.

So betrachtet macht das Gleichnis auf uns übertragen durchaus Sinn. Aber kann man das, was Jesus damals sagte, einfach auf das Netz übertragen, um das es uns heute Morgen geht? Hätte Jesus, würde er heute leben, vielleicht zu uns gesagt: „Das Himmelreich gleicht dem Internet, das Menschen aller Art miteinander verbindet."

Sie haben Recht: Das klingt ein bisschen fremd und gewöhnungsbedürftig. Und doch ist was dran, wie ich finde. Natürlich ist das Internet nicht das Himmelreich, wie manche meinen. Deshalb heißt es in meiner Aktualisierung ja auch nicht: „Das Himmelreich ist das Internet", sondern „das Himmelreich gleicht dem Internet, das Menschen aller Art miteinander verbindet."

Sagen Sie selbst: Ist das nicht wirklich geradezu himmlisch, wenn auf geradezu unsichtbare Weise so viele Menschen im Guten miteinander verbunden sind?

Noch besser wäre es natürlich, wenn wir nicht nur miteinander, sondern auch mit Gott verbunden wären. In diesem Sinne wäre das Höchste, online zu sein, eben immer mit ihm und miteinander in Verbindung zu sein. Möge Gott uns dieses Verbunden-Sein schenken.

Jesus bleibet meine Freude

Predigt über eine Bachkantate am Ewigkeitssonntag 1996

„Wohl mir, dass ich Jesum habe, o wie feste halt ich ihn, dass er mir mein Herze labe, wenn ich krank und traurig bin. Jesum hab ich, der mich liebet und sich mir zu eigen gibet, ach drum laß ich Jesum nicht, wenn mir gleich mein Herze bricht. Jesus bleibet meine Freude, meines Herzens Trost und Saft. Jesus wehret allem Leide, er ist meines Lebens Kraft, meiner Augen Lust und Sonne, meiner Seele Schatz und Wonne, darum laß ich Jesus nicht aus dem Herzen und Gesicht."

Finden Sie nicht auch, dass diese Zeilen sehr bedenkenswert sind, gerade heute, am Ewigkeitssonntag, wo wir unserer Toten gedenken? Oder denken Sie für sich: „Ein bisschen viel Jesus"?

Es stimmt, es geht in dieser Kantate immer wieder um Jesus. Unter verschiedensten Gesichtspunkten ist hier von Jesus die Rede: An ihm kann ich mich festhalten. Er labt mein Herz, wenn ich krank oder traurig bin. Er liebt mich. Und wenn ich alles verlieren würde, hätte ich immer noch ihn. Er bleibt meine Freude. Er tröstet mein Herz und gibt mir Kraft. Er wehrt dem Leid und lässt meine Augen wieder strahlen. Er ist mein Schatz. Darum will ich ihn nicht aus den Augen verlieren. Und noch wichtiger ist es für mich, ihn allezeit im Herzen zu haben, ihn in mir zu spüren.

Sind das auch Ihre Gedanken? - Sicher, Sie haben Recht. Das ist sehr anspruchsvoll. Diese Worte setzen voraus, dass man etwas mit Jesus zu tun hat bzw. dass man etwas mit ihm zu tun haben will, dass man eine Beziehung zu ihm hat bzw. eine Beziehung zu ihm aufbauen möchte.

Wer nun diese Bachkantate nicht nur musikalisch genießt, sondern sich auch ihre Worte zu eigen machen möchte, für den wird Jesus wichtig sein bzw. wichtig werden. Denn wie sonst sollte man diese Kantate innerlich nachvollziehen, die davon ausgeht, dass Jesus einem ein und alles ist?

Aber trifft das so für mich, für Sie zu? So viel Jesus ist nicht jedermanns Sache. Vielleicht fühlen Sie sich an jenes Kindergebet erinnert, in dem es heißt: „Ich bin klein, mein Herz mach rein, soll niemand drin wohnen, als Jesus allein."

Soll niemand drin wohnen, als Jesus allein? Na, das wäre aber ganz schön traurig, wenn in meinem Herzen nur Platz für Jesus wäre und nicht auch für all die Menschen, die mich lieben, die ich liebe. Muss man sich da etwa entscheiden zwischen Jesus und den Menschen, die man liebt?

Gerade Sie, die Sie einen geliebten Menschen verloren haben, die Sie die Lücke spüren, die der Tod Ihres Angehörigen bei Ihnen hinterlassen hat, gerade Sie werden sich schwer tun, all Ihre Traurigkeit zu vergessen, und an die leer gewordene Stelle in Ihrem Leben Jesus zu setzen.

Doch darum geht es auch nicht. Jesus will ja gar nicht all unsere Lieben aus unserem Herzen vertreiben. Ganz im Gegenteil. Er will nicht nur mitten unter uns sein, wie es im Matthäusevangelium heißt, sondern auch mitten unter unsren Lieben in unserem Herzen.

Aber wie das so ist. Menschen, die wir liebten, sind gestorben, haben uns verlassen. Der Kreis lichtet sich. Wenn man um sich herum schaut, dann wird man den Eindruck nicht los: Es werden immer weniger. Und je mehr gehen, desto wichtiger werden die, die noch da sind. Aber selbst wenn alle gegangen sind - so die Kantate -, ist Jesus noch immer da. Er bleibt uns. Darauf können wir uns verlassen.

Er bleibt bis wir selbst gehen, gehen müssen. Wenn uns das Herz bricht, wenn wir eines Tages sterben werden, wenn wir nicht mehr da sind, ist er noch nicht gegangen, ist er immer noch da. „Ich bin bei euch alle Tage“, hat er gesagt, die Tage bis zum Tod und auch die Tage nach dem Tod. Wie ein Fels in der Brandung ist er da. Auf ihn ist Verlass. An ihm finden wir Halt und Orientierung.

Wir haben in der Regel Menschen um uns, die unsere Lieben sind, die wir lieben, die uns lieben. Diese geliebten Menschen sind uns ein und alles. Für sie sind wir da. Um sie sind wir besorgt.

Und es ist eine Katastrophe, es tut uns unendlich weh, wenn wir so einen geliebten Menschen durch den Tod verlieren und hergeben müssen. Mit ihm verlieren wir nicht nur die Gemeinsamkeit, nicht nur das Gegenüber, sondern ein Stück von uns selbst, ein Stück unseres Lebens. Wenn ein geliebter Mensch verstirbt, sterben wir ein Stück weit mit.

Wir denken, die Welt müsse aufhören sich zu drehen. Und doch geht es um uns herum weiter wie bisher, als sei nichts geschehen. Es kommt uns so vor, als stürzten wie noch tiefer in das bodenlos erscheinende Loch.

Und wir fragen uns, wo und wie wir Halt bekommen. Die Antwort der Kantate liegt auf der Hand. An Jesus. Er gibt uns den Halt, den wir suchen. Er hält uns fest, damit wir nicht ins Bodenlose fallen.

Wenn wir uns daraufhin nun noch einmal in all das vertiefen, was die Kantate gedanklich in sich birgt, dann werden wir schnell merken, dass diese Kantate nicht nur eine schöne Melodie hat.

Martin Jahn, der die Worte unserer Kantate aufschrieb, hat sicher schweres Leid erlebt, das ihm sein Herz brechen ließ, denn sonst hätte er diese Worte nicht gefunden. Er weiß, wovon er spricht. Er hat erlebt und erlitten, was er da benennt. Und viele von uns teilen seine Erfahrung.

Und dann. Was ist nun, wenn uns etwas derartiges widerfährt, das uns nicht nur traurig macht, das uns nicht nur betroffen macht, sondern das uns das Herz brechen lässt, das uns sterben lässt, das uns tötet?

Auf diesem dunklen Hintergrund erstrahlen die Worte der Bachkantate noch mehr. Was auch immer geschieht, wie auch immer es kommt: „Wohl mir, dass ich Jesum habe.“ Mit seiner ganzen Kraft hält sich hier ein Mensch an Jesus, hält sich bei ihm fest. Dieser Mensch weiß sich bei Gott geborgen.

Natürlich kann niemand Jesus festhalten wie ein Ding. Das ist unmöglich. Wir können ja nicht einmal Normalsterbliche festhalten. Das ist ja unsere Not. Aber Jesus kann uns und unsere Verstorbenen festhalten. Wenn er uns seine helfende Hand hinhält, dann dürfen wir getrost einschlagen und festhalten, uns an ihm festhalten.

Dieser Jesus ist in der Lage, zu helfen. Er kann das Herz laben, wenn man krank oder traurig ist. Dieser Jesus ist ja doch der Heiland, der wieder heil macht, was zerbrochen ist. Wie auch immer die Krankheit an Leib, Geist oder Seele heißt, wodurch auch immer die Traurigkeit in uns entsteht, er ist es, der uns hilft.

Dieser Jesus, von dem hier die Rede ist, hat den Dichter durch seine Liebe überwunden und gewonnen. „Jesus hab' ich, der mich liebet und sich mir zu eigen gibet.“

Es klingt geradezu verliebt, wie er hier von Jesus redet. Und es fällt diesem Menschen nicht schwer, sich Jesus hinzugeben, weil er damit nur auf das reagiert, was ihm von Jesus her widerfahren ist.

Er will unter keinen Umständen von Jesus lassen. Hat er Jesus noch, ist längst nicht alles verloren. Ob ihm liebe Menschen sterben oder ob er selbst stirbt - beides schwingt mit in der Formulierung „Wenn mir gleich mein Herze bricht“ - Hauptsache, er verliert über alledem Jesus nicht.

Und weil er ihn offensichtlich nicht aus den Augen, nicht aus dem Sinn verloren hat, ist er trotz allem Leid und Elend sehr zuversichtlich. In immer neuen Anläufen unternimmt es Martin Jahn, das zu umschreiben, was ihn im Tiefsten bewegt. Was auch kommt: „Jesus bleibet meine Freude“.

Es mag ein wenig übertrieben für den Hörer klingen, der noch anderes im Leben hat, was ihm lieb und teuer, was ihm schön und erstrebenswert erscheint.

Aber wenn man mal an den Punkt gekommen ist, wo man nichts mehr oder kaum noch etwas hat, wo man alles verloren hat, wo man angesichts des Todes von allem Abschied nehmen muss, da erst kann man verstehen, wie Jesus seine Freude ist und bleibt.

Und so steigert sich der Dichter in der zweiten Strophe. Es ist eine einzige Lobeshymne auf Jesus. Er wird besungen als „meines Herzens Trost und Saft“, als „meines Lebens Kraft“, als „meiner Augen Lust und Sonne“, als „meiner Seele Schatz und Wonne“.

Wer so einen Schatz erst einmal entdeckt hat, der wird alles tun, um diesen Schatz nicht wieder zu verlieren, um diesen Schatz nicht aus den Augen zu verlieren. Und so schließt die zweite Strophe mit den Worten „Darum laß ich Jesum nicht aus dem Herzen und Gesicht.“

Ein sehr zuversichtlicher und tröstlicher Text. Bach hat dem Ganzen durch seine Vertonung den passenden zuversichtlichen, fast beschwingten Grundton gegeben.

Wenn Sie jetzt die Bachkantate ein zweites Mal hören, dann lassen Sie sich hineinnehmen in diese zuversichtliche Grundstimmung, die sich hier ausdrückt.

So lade ich Sie ein, diese Kantate innerlich zu Ihrer eigenen zu machen. Lassen Sie sich hineinnehmen in dies gesungene Gebet. Vertrauen Sie sich mit dieser Kantate dem an, dem wir unsere Verstorbenen anvertraut haben.

Lebenslicht

Predigt zu Ostern 2021

Jahr um Jahr wird die Osterkerze erneuert und zu Ostern das erste Mal entzündet. Das ist ein fester Brauch. Wir haben uns daran gewöhnt. Aber warum? Wo kommt dieser Brauch her? Und welche Bedeutung hat er?

Vermutlich gibt es nicht nur einen Ursprung des Osterlichtes, sondern eine ganze Reihe. Es hängt zusammen mit alten heidnischen Bräuchen, die uns heute Morgen nicht weiter interessieren brauchen.

Konzentrieren wir uns lieber auf die Bedeutung, die dem Osterlicht im Laufe der Jahrtausende in der Kirche zugewachsen ist.

Im Grunde beginnt es mit der Schöpfungsgeschichte. Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. So brachte Gott ein erstes Mal Licht ins Dunkel.

Das setzte sich fort mit der Erschaffung der Sonne, unserem Lebenslicht. Und allen ist klar: Ohne die Sonne gäbe es kein Leben auf der Erde, wie wir es kennen. Alles, was lebt, hängt von der Sonne ab, streckt sich der Sonne entgegen. Ohne das Licht der Sonne würde alles Leben ersterben.

Als Jesus starb, verfinsterte sich die Sonne, wurde es dunkel im übertragenen Sinn. Diese Finsternis der besonderen Art fand ihr Ende durch die Auferstehung. Es kam Licht ins Dunkel des Todes.

In den Berichten von der Auferstehung ist viel vom Licht die Rede. Die aufgehende Sonne, der Ostermorgen. Die Engel, die die Auferstehung bezeugten, mit ihrem Licht. Und der Auferstandene selbst leuchtete auch.

Und so kommt es nicht von ungefähr, dass manchen ein Licht aufgegangen ist. Dementsprechend heißt es: Uns ist ein Licht aufgegangen. Mit Ostern hat Gott in diese vom Tod gezeichnete Welt Licht gebracht, ein Licht der Hoffnung darauf, dass die Dunkelheit und das Leiden, das Sterben und der Tod nicht das letzte Wort haben, sondern das Licht und das Leben.

All das führte dazu, dass wir Ostern mit dem Licht verbinden. Und so ist das Licht zum Symbol für Ostern geworden. Weihnachten ist es die Krippe, Karfreitag das Kreuz, Pfingsten die Taube und Ostern eben das Osterlicht, das Licht der Hoffnung.

In den Osternachtsfeiern der griechischen Kirche singt der Priester traditionell: „Sieh und empfange das heilige, wahre Licht, das nie untergeht. Jesus ist auferstanden“. Dann wird das Licht untereinander weitergeben. Das Osterlicht verkörpert das Wunder der Auferstehung Jesu und hebt die Bedeutung seiner Auferstehung und des ewigen Lebens hervor.

Früher begann die Woche ja nicht mit dem Montag, sondern mit dem Sonntag, dem Sonnentag. Mit dem Licht dieses Tages, mit der Auferstehung hatte das Neue seinen Anfang genommen.

Indem die Osterkerze nun Sonntag für Sonntag leuchtet, erinnert sie uns am Sonntag, am Tag der Auferstehung, an alles, was damit zusammenhängt und dass wir als Christen in einer Wirklichkeit leben, auf die von Ostern her ein neues Licht fällt.

Noch mehr: Das Osterlicht, das ja für Christus steht, führt uns vor Augen, wer und was wir sind. Christus sagte von sich: „Ich bin das Licht der Welt.“ Und er sagte von uns: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Auch daran erinnert uns das Osterlicht.

Wenn Jesus sagt: „Ihr seid das Licht der Welt“, dann ist das zunächst keine Aufforderung im Sinne von „Ihr müsst!“ oder „Ihr sollt!“ das Licht sein. Es ist eine Feststellung, ein Zuspruch. „Ihr seid das Licht“ ist eine ermutigende, stärkende, frohmachende Botschaft, eine Erinnerung daran, was wir sind.

Nun denn: Lass uns sein, was wir sind. Lasst uns Gottes Licht in dieser Welt sein, als Brüder und Schwestern, als Kinder Gottes, als Kinder des Lichtes.

Was das konkret bedeuten könnte, wird deutlicher, wenn man sich so ein Licht wie das Licht der Osterkerze vergegenwärtigt. Die Kerze kann nur Kerze sein und brennen, indem sie sich auflöst, verzehrt und verströmt. Indem sie das tut, kann sie leuchten. Auch in diesem Sinne ist das Licht ein wunderbares Symbol für Christus, der sein Leben dran gab, damit wir leben. So ist er unser Licht.

Wie jede Pflanze das Licht der Sonne braucht, um gesund zu bleiben, um zu wachsen, so braucht jeder Christ das Licht der Welt, also Christus. Denn dieses Licht lässt uns wachsen, äußerlich wie innerlich. Wir brauchen diese Kraft von oben. Verlieren wir den Kontakt zu Christus, zu unserem Licht, gehen wir zugrunde. Von daher ist nichts sinnvoller, als sich ihm zuzuwenden, als sich an ihm, dem Licht der Welt, zu orientieren. So kann uns dieses Licht zuströmen, was wir zum Leben, ja zum Überleben brauchen.

In diesem Zusammenhang gehört Jesu Aussage: „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben." Also wer auf ihn schaut, sich an ihm orientiert, der sieht Licht, gerade auch in dieser Zeit, in der so viele infolge der Pandemie unter Dunkelheit und trüben Gedanken, unter Angst, Einsamkeit und Existenzsorgen leiden.

Gerade in Zeiten wie diesen sind wir eingeladen, auf das Licht als Zeichen der Hoffnung und des Lebens zu schauen. Es ist allemal besser, auf das Osterlicht zu schauen, als in das Dunkel zu starren.

Leicht ist das nicht, denn das Dunkel scheint oft präsenter, wichtiger und stärker zu sein als das Helle. Das Dunkel drängt sich in den Vordergrund, übt auf verhängnisvolle Weise eine Sogwirkung aus. Es beherrscht nicht nur die Schlagzeilen in den Medien, sondern auch viel zu viele unserer Gedanken und Gespräche.

Sicher: Das Dunkle und Angstmachende darf nicht kleingeredet und verdrängt werden. Aber es sollte auch nicht dadurch groß gemacht werden, dass man ihm zu viel Aufmerksamkeit schenkt.

Es ist immer wieder neu unsere eigene Entscheidung, wovon wir uns bestimmen lassen – vom Dunkel oder vom Licht, vom Tod oder vom ewigen Leben. Wenden wir uns so gut wir können dem Lichtvollen zu, dem Licht Gottes, dem Licht der Auferstehung.

Stimmt. Das kostet Kraft und Energie. Aber es kostet nicht mehr als es verbrauchen würde, „im Dunkel herumzutappen". Natürlich lese und höre ich täglich Katastrophenmeldungen aus der Welt. Doch ich achte darauf, mich nicht zu sehr damit zu beschäftigen, sondern mich der Osterbotschaft zuzuwenden: Jesus Christus lebt. Gott schenkt Leben – auch uns, jetzt und hier.

Daran erinnert uns nicht nur Ostern. Es gibt so vieles, was uns auf andere Gedanken bringen will. Da sind die Frühlingssonne, das wachsende Grün, die aufblühenden Sträucher, Bäume und Blumen. Da sind Menschen, die an mich denken und für mich beten. Da sind zahllose Menschen um uns herum, die für andere sorgen, sie pflegen und trösten. Das sind Menschen, die füreinander da sind, die sich zuwinken, die eine Nachricht oder einen Brief schreiben, die telefonieren oder einen Gruß vor eine Tür stellen. In alldem finde ich Leben, finde ich Liebe, finde ich Gott. In alldem sehe ich das Licht der Welt. Es leuchtet auch in den dunkelsten Stunden und Zeiten, da sogar besonders hell.

Auf so eine sehr menschliche Weise will das Licht der Welt durch uns weiterleuchten, in unsere Welt und ihre Dunkelheiten. Auf diese Weise können wir Licht sein, indem wir hinweisen auf vorhandene Lichtblicke, auf Lichtzeichen in unserer Welt. Auf diese Weise können wir Licht der Welt sein und auch andere ins Licht des Auferstandenen, ins Licht Gottes einladen. Je mehr wir das tun, desto weniger Raum bleibt für die Dunkelheit. Wie gut, dass uns an all das die Osterkerze erinnert - Sonntag für Sonntag.

Ein Letztes mit Blick auf die diesjährige Osterkerze. Sie ist nicht durch Zeichen und Symbole geschmückt, sondern durch Worte, die als Ganzes wie ein Kreuz wirken. Sie zeigen an, dass sich Ostern und die Auferstehung im alltäglichen Leben überall dort ereignen, wo sich Liebe, Glaube und Mut, Freude, Frieden und Hoffnung, ja auch Vertrauen und Dankbarkeit Gott gegenüber verströmen.

Johannes der Täufer

Predigt zum Johannistag 1996

Wir wollen diesen Moment dafür benutzen, uns auf den Namenspatron dieses Tages zu besinnen, Johannes den Täufer. Wie alt nach christlicher Zeitrechnung wäre Johannes der Täufer heute geworden, wenn er nicht gestorben wäre?

1996 Jahre. Denn es wird berichtet, dass er genau ein halbes Jahr vor Jesus Christus geboren wurde. Heilig Abend am 24. Dezember - und ein halbes Jahr zurück - dann ist es der 24. Juni. Ich finde, dieser halbjährige Rhythmus ist doch höchst bemerkenswert. Was dieser Johannes wollte, den sie den Täufer nannten, erzählt das Lied EG 141, 1-6

Wer war Johannes der Täufer? Er war der Sohn des Priesters Zacharias und seiner Frau Elisabeth. Als Zacharias und Elisabeth aufgrund ihres Alters die Hoffnung schon aufgegeben hatten, noch ein Kind zu bekommen, kündigte der Engel Gabriel ihnen die Geburt des Johannes an. Der Engel prophezeite, dass Johannes ein großes Werk vollbringen werde und von Geburt an mit dem Heiligen Geist erfüllt sein würde.

Über die Jugend Johannes d. Täufers erfahren wir nichts. Er war in der Wüste, als Gott ihm gebot, öffentlich aufzutreten. Er trug ein Gewand aus Kamelhaar und einen Ledergürtel. Heuschrecken und wilder Honig waren seine Nahrung. Johannes verkündete, dass das Reich der Himmel, die Königsherrschaft Gottes nahe herbeigekommen sei.

Um in dieses Reich Gottes zu kommen, sei eine Sinnesänderung, eine Umkehr nötig. Viele kamen zu ihm, um als Ausdruck ihrer Sinnesänderung und Umkehr ihre Sünden zu bekennen und sich taufen zu lassen.

Auf die Frage, wer er denn sei, antwortete er, er sei nur die prophezeite Stimme in der Wüste, die den Messias ankündigen sollte. Immer wieder wies er auf den Christus hin, der nach ihm kommen würde. Mit dem Auftreten Jesu was sein Auftrag vollbracht.

Weil er sich in der Öffentlichkeit mehrmals kritisch über König Herodes geäußert hatte, kam er ins Gefängnis, wo er ein wenig später enthauptet wurde. Johannes der Täufer wurde etwa 30 Jahre alt.

Wo wir schon einmal dabei sind, uns an Johannes zu erinnern, ist dies auch der Ort, um wenigstens drei seiner Worte kurz anklingen zu lassen, die er an die Menschen von damals richtete und die sicher bis heute aktuell sind.

„Stellt euch darauf ein: Das Reich der Himmel ist nahe." Dass der Himmel nicht irgendwo weit weg ist, sondern uns nahe ist, verändert manches. Und wenn man weiß, was ansteht, was einem bevorsteht, stellt man sich entsprechend darauf ein. Man bereitet sich vor. Alles bekommt dadurch einen anderen Sinn. Scheinbar Wichtiges wird womöglich unwichtig. Und was man aus dem Blick verloren hatte, rückt auf einmal in den Vordergrund.

„Bereitet den Weg des Herrn." Es gibt mancherlei Wege Gottes in diese Welt, mancherlei unterschiedliche Wege in das Leben eines Menschen. Es gibt mancherlei - oft verschlungene - Wege Gottes mit uns Menschen. Wenn es nun heißt, dass wir den Weg des Herrn bereiten sollen, dann sollen wir wohl so etwas wie Straßenbauer und Wegbereiter für Gott sein. Es gilt, Gott einen Weg zu bahnen. Dabei kommt es darauf an, Wege wahrzunehmen und freizumachen, in uns, in den Menschen, in dieser Welt.

„Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen." Oft sind wir so erfüllt von dem, was wir wollen, dass wir ganz aus dem Blick verlieren, wie es um die anderen steht. Wir sind unter Umständen so sehr mit uns selbst beschäftigt, dass kaum noch Platz für die anderen bleibt. Johannes will nur eins: Sich zurücknehmen und dem Christus Platz machen, in seinem Leben, durch sein Leben, in dieser Welt.

Bescheiden, wie er war und wie er sich zurücknehmen konnte ist er ein ganz Großer gewesen, der uns Vorbild sein könnte. Ich höre ihn, wie er uns einlädt: Stellt euch auf das Reich Gottes ein, dass immer wieder hier und da in unserer Wirklichkeit aufleuchtet. Bereitet dem Herrn den Weg, auf das er bei euch und durch euch bei allen anderen ankommen kann. Nehmt euch zurück und bringt ihn zur Geltung. Seid Wegbereiter Gottes.

Kartoffel

Predigt vom 4. Oktober 2015

Es gab Zeiten, da waren Kartoffeln Gold wert. Aber das ist schon lange her, so lange her, dass man es sich kaum noch vorstellen kann. Damals waren Kartoffeln so kostbar, dass man etwas wagte, um in ihren Besitz zu kommen. Das waren Zeiten, in denen die Menschen arm waren und nichts zu essen hatten. Da war man glücklich, wenn man Kartoffeln hatte. Und der Gedanke an Kartoffeln ließ einem das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Als ich klein war, da haben wir uns auf dem Acker ein paar Kartoffeln zusammengesucht und sie ins brennende Kartoffelfeuer geworfen. Was für ein Duft. Und wie die schmeckten.

Heute ist das anders. Sie dienen ja meistens nur noch als Beilage zum eigentlichen Essen. Man stelle sich vor, es würde nur Kartoffeln geben: „Wie? Nur Kartoffeln? Und was gibt's dazu?"

Dabei gibt es viele Menschen auf der Welt, denen auch heute noch das Wasser im Munde zusammenläuft bei dem Gedanken, sich einmal

richtig satt essen zu können an einer dampfenden Schüssel warmer Pellkartoffeln. Denn leider gibt es auch heute viele Menschen, die nichts zu essen haben und hungern müssen.

Es gibt ein Bild, das Vincent van Gogh gemalt hat. Ich wünschte mir, es wäre heutzutage bei uns noch so, wie bei dem Mann und der Frau auf seinem Bild: Ein Mann und eine Frau sind gerade dabei, die Kartoffeln zu ernten. Da hören sie, wie im Dorf die Glocken läuten. Feierabend. Nach getaner Arbeit, nach der Ernte, falten die beiden die Hände zum Gebet und danken Gott.

Denn sie wissen: Es ist nicht selbstverständlich, etwas zum Ernten, etwas zum Essen zu haben. Sie wissen: Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn. Ohne seinen Segen ginge gar nichts.

Das ist ein wirklich schönes Bild zum Erntedankfest. Die Ernte nicht gedankenlos hinnehmen, sondern dankbar aus Gottes Hand empfangen. So war das bei jenem Mann und jener Frau. Und so müsste es bei uns sein: Gott danken für die Ernte, mit der er uns am Leben erhält.

Und wie ist das nun bei uns? Uns geht es gut. Vielen vielleicht zu gut, wie manche meinen. Wir haben alles. Wir werden mit allem versorgt. Im Supermarkt gibt es zu jeder Jahreszeit alles, fast alles. Und deshalb denken viele, es sei doch selbstverständlich, dass wir genug zum Essen haben.

Es mag ja sogar Leute geben, die denken, vielleicht sogar sagen: „Wüsste nicht, was das mit Gott zu tun haben sollte. Ich habe mir alles selbst verdient."

Gut. Oder eben gar nicht gut. Soweit werden die meisten nicht gehen. Und wir schon auf keinen Fall. Und doch stellt sich am Erntedankfest die Frage: „Wie sieht das aus, dass ich dankbar bin, Gott dankbar?"

Wenn wir Tag um Tag alles als selbstverständlich hinnehmen, dann werden wir auch nicht daran denken, „Danke" zu sagen bzw. so etwas wie Dankbarkeit zu empfinden gegenüber Gott und natürlich auch gegenüber denen, die als Landwirte und Gärtner dafür sorgen, dass wir eine Ernte haben.

Manchmal sagen wir ja: „Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht". Wo heute Erntedankfest ist, könnten wir auch sagen: „Man sieht den Geber vor lauter Gaben nicht". Sollten so viele Gaben nicht Grund genug sein, dem dankbar zu sein, der sie uns gegeben hat? Doch ganz sicher.

Es wäre schon ganz viel gewonnen, wenn wir so etwas wie „Dankbarkeit" verspüren würden. Und noch besser wäre, wir würden unsere

Dankbarkeit auch zum Ausdruck bringen. Dafür gibt es mancherlei Möglichkeiten.

Ich glaube, es wäre eine unserer komfortablen Lage angemessene Form, Gott für die Ernte zu danken, wenn wir freiwillig und aus Dankbarkeit darüber, dass es uns so gut geht, auf ein bisschen was zugunsten derer verzichten würden, die zu wenig haben und hungern.

Kette

Predigt zur Konfirmation 2005

Ich habe hier so ein einzelnes Kettenglied. Sieht ja ganz nett aus. Aber was soll ich damit. Selbst wenn ich ein zweites hätte, könnte ich kaum etwas damit anfangen. Irgendwie kommen die auch nicht zusammen. Da gibt's keinen Zusammenhalt. Die sind so nebeneinander her, so jeder für sich.

Was fehlt? Noch ein Kettenglied. So eins wie dies hier. Das ist offen. Das ist in der Lage, sich bei den anderen beiden einzuhacken. Und siehe da: Auf einmal ist da eine Verbindung, eine Kette, wenn auch nur eine ganz kleine. Aber immerhin. Der Anfang ist gemacht.

Und wie das manchmal so ist. Anderen ging und geht es ganz ähnlich. Da waren noch zwei. Die hatten kein drittes Kettenglied. Die mussten sich selbst beide ein Stückweit öffnen, um sich verbinden zu können. Und hier sind drei. Wer weiß, wie die zueinander gekommen sind. Dies hier sind sogar vier.

Ihr ahnt sicher, wie es weitergeht. Wenn man meine Kettchen miteinander verbindet, dann wird das schon eine recht ansehnliche Kette. Das könnte nun endlos weiter so gehen. Die Kette würde immer größer und größer.

Es könnte sich auch noch ganz andere Ketten einhacken. Es könnte zwischen den verschiedensten Ketten Verbindungen geben, kreuz und quer, wenn man nur offen füreinander wäre.

Nur wer offen ist, findet woanders Halt. Natürlich besteht die Gefahr, wenn man es zu locker angeht, dass man den Kontakt verliert. Manche werden abgehängt. Andere klinken sich selbst aus. Bei wieder anderen hakt es aus. Manchmal gibt es ganz wahnwitzige Kettenreaktionen. Und alles fällt auseinander.

Und so werden manche Ketten immer kürzer. Zurück bleiben einzelne Kettenreste und Kettenglieder, die zwar noch Kettenglied heißen, aber so allein ja eigentlich nicht mehr das sind, was sie sein könnten.

So kommt es, dass sich manch schönes Kettenglied eben nicht in einer sinnigen Kette findet, sondern vereinzelt, abgehängt, ausgeklinkt, vereinsamt, verkrümmt, haltlos, nutzlos ist. Wie schade.

Weshalb erzähl ich das nun - hier und heute? Ganz einfach. Der Vergleich zwischen Kettengliedern und Gemeindegliedern liegt doch auf der Hand.

Es ist schon gut, rechtzeitig darüber nachzudenken, damit euch eben nicht passiert, was schon vielen passiert ist. Ich rede von den Gemeindegliedern, die den Kontakt zur Gemeinde verloren haben. Ob es Ihnen wohl gelingt, sich neu festzumachen, sich erneut einzuhacken?

Und ihr? Das hier sind ja nicht zufällig 14 Kettenglieder wie ihr. Wie wird das nun mit euch weitergehen? Werdet ihr euch einklinken, z.B. in der Jugendgruppe? Dann wird die Kette vielleicht so lang wie diese hier. Oder werdet ihr euch so nach und nach ausklinken?

Ich wünsche euch, dass ihr das nicht tut. Warum nicht? Das will ich euch das nicht nur sagen, sondern auch zeigen. Dafür brauche ich jetzt mal drei mutige Konfirmandenväter... Ich brauche Sie hier bei mir. Trauen Sie sich. Es tut nicht weh – hoffe ich...

Stellen Sie sich doch bitte einmal nebeneinander. Die Füße bitte ganz eng zusammen. Und Sie geben mir bitte ihre Hand. Wegziehen.

So. Zweiter Versuch. Jetzt haken Sie sich jetzt bitte einmal ein. Und Sie geben mir wieder Ihre Hand. Ziehen. Diesmal habe ich keine Chance. Eingehackt haben Sie einen ganz anderen Halt. So schnell wirft Sie nichts um.

Mein kleines Experiment mit euren Vätern dürfte gezeigt haben, dass es durchaus hilfreich ist, sich einzuhaken, sich mit anderen zu verbinden. Man könnte es auch so sagen: Es macht keinen Sinn, sich auszuklinken. Wer meint, allein zurechtkommen zu können, hat im Grunde schon verloren.

Ihr müsst nun nicht denken, dass ich euch wie einen Hund an die Kette legen will. Wie käme ich dazu. Ich weiß nur zu gut, dass ihr gerade dabei seid, alles von euch zu werfen, was euch bindet, was auch nur im Entferntesten wie eine Kette aussieht und euch in irgendeiner Weise festlegt. Ihr wollt frei sein. Ihr wollt ungebunden sein. Ihr wollt selbst bestimmen. Und das ist gut so.

Und doch seid ihr wie alle Menschen offen für das, was euch fesselt und fasziniert. Und dazu gehört auch die gute Erfahrung, dazu zu gehören, nicht allein zu sein, gebraucht zu werden.

Und das wollt ihr ja. Ihr wollt dazugehören: Ihr wollt Gemeindeglieder sein. Ihr wollt euch einklinken. Und darüber freuen wir uns.

Umso wichtiger ist, dass ihr den Kontakt zu euch selbst, zueinander und zu Gott nicht verliert. Und genau darum geht es heute und jeden weiteren Tag. Genau das ist gemeint mit Konfirmation. Das Wort Konfirmation kommt vom lateinischen confirmare, was zu Deutsch so viel wie befestigen oder festmachen heißt.

Ich komme wieder auf diese Kette zurück. Im kirchlichen Raum geht es bei der Kette um etwas zutiefst Menschliches. Denn es handelt sich um eine Kette von Gemeindegliedern, eine christliche Menschenkette, wo einer dem anderen Halt gibt.

Darüber hinaus hat diese Kette aber noch eine göttliche Dimension, die der kirchlichen Menschenkette eine geradezu himmlische Qualität verleiht. Sie ist gewissermaßen verankert. Und nun nicht irgendwo, sondern in Gott. Und das gibt ihr eine Kraft und Widerstandsfähigkeit, die ihresgleichen sucht.

Paulus hat dafür in seinem Brief an die Gemeinde in Rom einmal folgende Worte gefunden: „Ich bin ganz sicher, dass nichts uns von seiner Liebe trennen kann: weder Tod noch Leben, weder Engel noch Dämonen, noch andere gottfeindliche Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Himmel noch Hölle. Nichts in der ganzen Welt kann uns jemals trennen von der Liebe Gottes, die uns verbürgt ist in Jesus Christus, unserm Herrn."

Nichts kann uns von Gott trennen. Das heißt dann doch: Auch die, die sich ausgeklinkt haben, die sich abgehängt fühlen, sind und bleiben Gemeindeglieder, nur eben solche, die vorübergehend ohne Kontakt zur kirchlichen Menschenkette sind. Das lässt sich jederzeit ändern. Man kann immer wieder neu anknüpfen.

Denn der, zu dem diese Kette gehört, der will, dass sie möglichst vollständig ist. Er kann nichts dagegen tun, dass sich manche Kettenglieder ausklinken. Aber er freut sich, über jedes Kettenglied, dass er findet, dass sich erneut einfügt, einfügen lässt.

Er jedenfalls will uns alle halten. Und so ist eine Kette ein wunderbares Bild für den Zusammenhalt. Einer hält den anderen, wie Gott uns und wir zu Gott halten.

Ich hoffe, dass ihr es noch erlebt, wie es hierzulande zu einer Kettenreaktion kommt, die zur Folge hat, dass immer mehr Menschen für sich entdecken, welchen Wert es hat, dazuzugehören und Glied in der kirchlichen Menschenkette zu sein.

Ich lade euch aufs Allerherzlichste ein, dabei zu sein und dabei zu bleiben, euch immer wieder einzuklinken und euren Platz als Gemeindeglieder in der Kirche einzunehmen.

Tun wir's doch einfach mal. Klinken wir uns ein. Bilden wir eine Menschenkette. Es hake sich jeder und jeder mal ein.

Klopft an

Weihnachtspredigt 2008

Maria und Josef klopften da an. Und sie klopften dort an. Sie klopften so lange an, bis sie endlich eine Unterkunft fanden. Aber nicht nur Maria und Josef klopften an. Auch die Hirten klopften an. Josef machte ihnen auf. Sie durften rein, um das Kind zu sehen. Der Wirt kam und klopfte an. Ein anderes Mal waren es Leute aus der Nachbarschaft, die mal gucken wollten. Später kamen dann ja auch noch die weisen Könige aus dem Morgenland. Und sicher hat es noch öfter geklopft.

Wie ist das eigentlich, wenn man anklopft? Die Tür geht auf und einer fragt: „Sie wünschen?" Und dann sagt man halt, was man möchte. Wenn man Glück hat, wird man rein gelassen, wird einem geholfen.

Und wie ist das, wenn bei uns jemand klopft? Lassen wir ihn rein? Helfen wir ihm? Oder lassen wir ihn draußen stehen? Manchmal kann man es gar nicht so richtig hören, wie da jemand ganz zaghaft und fragend anklopft. Hören wir das?

Manchmal denkt man gar, es hätte geklopft, weil man so sehr darauf wartet, dass es klopft. Man will ja schließlich nicht überhören, wenn es klopft. Wäre doch z.B. zu schade, wenn man nicht hören würde, dass der Weihnachtsmann angeklopft hat.

Als Maria und Josef ihre Unterkunft fanden, war das Christkind ja noch nicht geboren. Und eigentlich war das Christkind beim Anklopfen noch nicht dabei. Na, ein bisschen vielleicht.

Das war damals. Später hat es bei vielen Menschen angeklopft. Manche ließen es ein. Andere ließen es stehen. Würden wir ihm denn die Tür aufmachen? Sicher. Es bringt ja die Geschenke. Und was wäre, wenn es keine Geschenke mitbringen würde?

Vielleicht wäre es dann heute mit diesem Christkind wie damals. Ohne Geschenke würde man es nicht erkennen und auch nicht reinlassen. Viele würden es wegjagen. „Mach, dass du wegkommst!"

Christus sagt (Offenbarung 3,20): „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an." Man hört es geradezu klopfen, eindringlich klopfen. Er klopft bei uns an.

Und? Machen wir auf? Lassen wir ihn rein? Hier kann uns das Lied weiterhelfen, das wir gleich singen werden: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist."

Die Tür meines Herzen steht ihm offen. Ich kann ihn aufnehmen. Ich kann ihn in mein Leben reinlassen. Ich für meinen Teil will das auch: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist."

Mit Christus stehen viele Menschen vor unserer Tür, die unsere Hilfe brauchen. Menschen aus der Nähe. Menschen aus der Ferne. Wer könnte das sein? Machen wir ihnen doch auf. Lassen wir sie bei uns rein.

Auch wir klopfen ein ums andere Mal an. Bei anderen. Bei Gott. Und wir tun das in der Hoffnung, dass man uns aufmacht, dass man uns rein lässt und dass man uns hilft, sofern wir Hilfe brauchen.

Jesus selbst machte ausdrücklich Mut dazu, als er sagte: „Klopft an, so wird euch aufgetan." Das ist eine wirklich gute Nachricht. Wir dürfen wissen: Uns wird aufgetan. Gott selbst wird uns Türen öffen - bei sich und bei anderen. Weil er uns Türen öffnet, können wir einander doch auch Türen öffnen. Also: Klopft an!

Komm in unsere Stolze Welt

Predigt zu EG 428 am 17. Oktober 2004

Ich finde, das Lied ist gut gemacht. Nun können wir nicht jedem Detail auf den Grund gehen. Und doch es lohnt sich, manches genauer anzuschauen.

Da ist mir als erstes etwas zu den Anfängen der fünf Strophen aufgefallen, die immer mit diesem „Komm" beginnen. Fünfmal wird Gott gebeten, zu kommen: „Komm in unsre stolze Welt, in unser reiches Land, in unsre laute Stadt, in unser festes Haus und in unser dunkles Herz."

Finden Sie nicht auch. Es beginnt weit weg – mit der Welt. Als wenn nur sie stolz wäre. Aber wird der Kreis wird immer enger gezogen. Es wird immer persönlicher: Von der Welt geht es über das Land, die Stadt, unser Haus bis zu unserem Herzen.

Komm in unser stolzes Herz. Und das ist auch richtig so. Erst wenn er da angekommen ist, bei uns, in unserem Herzen – ist er ganz am Ziel, ganz angekommen. Dann erst ist er da, wo er sein will, wo er hingehört, ganz bei uns, seinen Kindern.

Interessanterweise hat der Dichter dieses Liedes für die Strophen einen ähnlichen Aufbau benutzt, was sich nicht nur bei den Strophenanfängen zeigt, sondern auch im Rest der Strophen.

Nachdem Gott gebeten wurde, zu kommen, wird auf fünffache Weise beschrieben, wie er kommt: „Herr, mit deiner Liebe Werben, der du Arme liebst und Schwache, mit deines Schweigens Mitte, der du nackt und ungeborgen, mit deines Lichtes Fülle."

Das ist schon interessant. Wenn man den jeweils ersten Satzteil einer Strophe mit dem zweiten Satzteil zusammensieht, dann sieht jede Begegnung anders aus: Dem Stolz begegnet er mit Liebe, dem Reichtum mit Armut, dem Lauten mit Stille, dem Festen mit Schutzlosigkeit, dem Dunklen mit Licht. Es kommt als echtes Kontrastprogramm.

Und doch: So wie er kommt, macht er nicht einfach alles platt. Er ist nicht das einfach nur das Gegenteil. Seine Art, etwas zu ändern, ist zart, behutsam und gewinnend – dank seiner Liebe, seiner liebevollen Art.

Wenn wir nun über die Anfänge der Strophen hinaus schauen, was da steht, dann merken wir: Das Lied lässt niemanden im Zweifel darüber, was der kommende Gott beseitigen möge.

Zu groß und drückend ist das Leid, verursacht durch – und nun zählt er auf: Macht und Geld, Hass und Feindessinn, Geiz und Unverstand, Überfluss und Mutlosigkeit, Lärm und Streit, Neid und Angst, Not und Schmerz, Selbstzufriedenheit und tiefe Nacht.

All dies gilt es zu überwinden – aber eben nicht mit Gewalt, sondern mit Licht und Liebe. Denn die Völker sollen nicht verderben. Ganz im Gegenteil: Ihre Herzen sollen erwachen.

Und für die Zeit bis dahin, bis die Herzen der Menschen erwachen, ermuntert Gott alle, die zwar auf seiner Seite stehen, aber deshalb auch in der Gefahr stehen, zu verzagen angesichts all der Gemeinheiten und all des Elends. Er ermuntert sie, sich von ihm die Kraft zu erbitten für den Weg aus allem, was bedrängt, hin zu dem, was er uns in Aussicht gestellt hat.

Und so endet jede der Strophen, nachdem die Not benannt wurde und Gott darum gebeten wurde, zu kommen, um die darin benannte Not zu überwinden, mit einem Ausblick.

In den Blick kommt „der Weg des Friedens, die Rettung der Hungernden, Gottes Ewigkeit und vor allem seine Wahrheit, die auch noch in tiefer Nacht Menschenleben herrlich macht." Das sind wunderbare Aussichten. Das ist wie nach langer Wanderung durch unwegsames Gelände, wenn man an einen Punkt kommt, wo sich einem eine wunderbare Aussicht bietet. Es lohnt sich einfach, solche Aussichten zu genießen. Und hier ist es nicht anders.

Entgegen der Meinung vieler unserer Zeitgenossen angesichts der Kriege in der Welt „Dann lass sie sich doch die Köpfe einschlagen" wird Gott hier gebeten „Lass die Völker nicht verderben".

Er wird gebeten, die zu überwinden, die die Macht und das Geld haben, Kriege zu führen. Er wird gebeten, die auf den Weg des Friedens zu bringen, die nur Hass und Feindbilder im Sinn haben.

Wie soll dies geschehen? Auf jeden Fall nicht mit Gewalt, sondern mit der Liebe Werben. Auch wenn längst nicht überall Friede ist, so ist es richtig, selbst friedlich auf dem Weg des Friedens, auf dem Weg zum Frieden zu bleiben.

Entgegen der Meinung vieler unserer Zeitgenossen angesichts des Hungers und der Armut in der Welt „Das ist eben so. Da kann man doch nichts machen" wird Gott hier gebeten, das Gewissen derer wachzurütteln, die reich genug wären, um helfen zu können. Er wird gebeten, die zur Hilfe zu bewegen, die ohne Sinn und Verstand ihren Reichtum völlig überflüssig einfach nur vermehren, während andere infolge ihres Geizes und ihrer Raffgier zugrunde gehen und verhungern. Er wird gebeten, uns zu veranlassen, unseren Überfluss zur Rettung derer zu verwenden, die hungern, oft sogar verhungern.

Entgegen der Meinung vieler unserer Zeitgenossen angesichts des lauten Medienrummels „Dem sind wir doch hilflos ausgeliefert" wird Gott hier gebeten, uns die Kraft entdecken zu lassen, die aus der Stille und Ruhe kommt. Er wird gebeten, uns die Kraft zu schenken, die es braucht, um den lauten Verführungen dieser Zeit still widerstehen zu können, in dem Wissen, dass es besser ist, sich auf Wesentliches zu konzentrieren. Mögen sie doch herumschreien, was und so viel sie wollen. Angesichts der Ewigkeit ist alles relativ. Das sollte denen, die die Ewigkeit Gottes vor Augen haben, bei allem Engagement für andere Ruhe und Gelassenheit geben.

Entgegen der Meinung vieler unserer Zeitgenossen „Man lebt nur einmal“ und den verschiedenen Versuchen, sich und sein Leben nach allen Seiten abzusichern, wird Gott hier gebeten, uns daran zu erinnern, dass wir hier keine bleibende Statt haben. Wir sollen uns nie zu sicher sein. Sicher ist nur der Tod. Wie wir auf die Welt gekommen sind als wir geboren wurden, so werden wir sie eines Tages verlassen müssen, wenn wir sterben. Wie heißt es in einem Lied so passend: „Ein Tag der sagt‘s dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit.“ Wir sind nur zu Gast und bleiben unterwegs.

Entgegen der Meinung vieler unserer Zeitgenossen „Was ist schon ein Menschenleben wert. Wir sind alle ersetzbar“ wird Gott hier gebeten, uns zu erleuchten, damit wir den unschätzbaren Wert eines jeden Menschenlebens erkennen. Nichts – auch keine noch so tiefe Nacht und Dunkelheit - soll uns die Wahrheit verhüllen, „die auch noch in tiefer Nacht Menschenleben herrlich macht.“

Ist das nicht der krönende Abschluss, die Aussicht schlechthin hin, dass er unser Leben herrlich macht. Dass unser Leben herrlich ist, ist ja keine Forderung an uns. Nicht wir haben es in der Hand, dass unser Leben herrlich ist oder wird.

Nein. Es ist die Wahrheit Gottes, die auch noch in tiefer Nacht, in großer Not, in allem Elend, trotz der mancherlei Katastrophen, unvorstellbar und unglaublich, aber wahr – unser Leben, das Leben eines jeden Menschen herrlich macht.

Auch wenn es uns schwer fällt, dass zu glauben, für uns selbst zu glauben und im Blick auf manch anderes Leben, ist es uns doch versprochen für den Fall, dass er kommt – in unsere Welt, in unser Land, in unsere Stadt, in unser Haus, in unser Haus. Und hier nun schließt sich der Kreis. Und wir könnten von vorn beginnen. Keine Angst. Jetzt nicht.

Nur eins noch. Es beginnt alles mit der inständigen Bitte: „Komm!“ Bitten wir ihn um sein Kommen. Nicht nur einmal. Immer wieder. Also: Komm. Komm in diese Welt. Komm zu uns. Amen.

Vierter König

Predigt zu Heiligabend 2000

In den Tagen, als Jesus in Bethlehem geboren wurde, erschien am Himmel ein Stern, ein Königsstern, wie die Sternkundigen wussten. Er war das Zeichen dafür, dass im Heiligen Land der verheißene König der Welt geboren worden war. Durch diesen König sollte allen Menschen Gutes wiederfahren.

So machten sich auch die drei Könige auf den Weg, die wir kennen. Sie werden sich gefreut haben, dass die Mühen des langen Weges nicht vergeblich waren. Sie haben den neugeborenen König gefunden. Und sie konnten ihm die Geschenke überreichen, die sie für ihn mitgenommen hatten.

Melchior schenkte Christus das Gold, Kaspar verschenkte den Weihrauch und Balthasar gab Christus die Myrrhe. Für Melchior war es selbstverständlich, dass der neugeborene König Gold brauchte. Schließlich war er ein König. Und Könige haben immer Gold.

Kaspar, der zweite König, hatte ihm den Weihrauch nicht nur deshalb mitgebracht, weil er so gut roch. Der Weihrauch sollte ein Zeichen dafür sein, dass dieser König sein Leben den Menschen weihen würde.

Als wenn der Balthasar gewusst hätte, dass Jesus ein großer Arzt, eben der Heiland der ganzen Welt gewesen ist, der viele Menschen geheilt hat, hat er ihm die Myrrhe geschenkt, die damals eine Medizin war.

Also: lauter kostbare Geschenke, die kostbarsten Geschenke der Länder, aus denen die drei Könige kamen.

Aber ist das nicht seltsam? Damals bekam der neugeborene König die Geschenke. Und heute bekommt er nichts - und wir bekommen alles. Alle Geschenke, die wir zu Weihnachten verschenken und geschenkt bekommen, sind nicht für Christus, sondern für uns.

Stell dir mal vor: Du hast Geburtstag. Und alle feiern deinen Geburtstag. Aber nicht du, sondern alle anderen bekommen Geschenke. Das wäre doch komisch. Also müsste doch Jesus die Geschenke bekommen. Wir feiern doch seinen Geburtstag.

Nun werdet Ihr euch fragen, wie das wohl gehen soll, dass wir Christus etwas schenken. Die Könige und Hirten, ja die konnten ihm damals ja ihre Gaben bringen.

Aber wir? Wie soll das heute gehen? Auf diese Fragen ist die Geschichte vom vierten König wie eine Antwort. Der vierte König hatte sich ja wie die anderen auf den Weg gemacht, um dem Christkind seine drei Edelsteine als Geschenke zu bringen. Aber unterwegs passierte so vieles, was dazu führte, dass er nicht in Bethlehem ankam.

Immer wieder traf er auf Menschen in Not. Und obwohl er bei Tag und Nacht immer an das Jesuskind dachte, konnte er sich der Not der Menschen nicht verschließen, denen er begegnete. Um ihnen helfen zu können, verschenkte er nach und nach seine drei Edelsteine.

Um einen weiteren Menschen zu retten, ging er schließlich als Ruder-sklave für 30 Jahre auf eine Galeere. Stellt euch bloß vor: 30 Jahre. Als er nach 30 Jahren endlich wieder frei kam, nahm er die Suche nach seinem König wieder auf, dem er vor vielen Jahren die Edelsteine bringen wollte.

Inzwischen war Jesus kein Kind mehr, sondern ein etwa 30 jähriger Mann. Und als der vierte König auf seiner Suche nach Jesus in Jerusalem ankam, wurde er gerade Zeuge der Kreuzigung. Auf einem Schild stand: Jesus von Nazareth - König der Juden.

Für den vierten König gab es keinen Zweifel, als er das gütige Gesicht des Gekreuzigten sah: Dies war sein König, den er so lange gesucht hatte.

Was sollte er ihm jetzt schenken, wo er mit leeren Händen da stand? Seine Edelsteine hatte er ja schon lange nicht mehr. Im Gespräch mit den Umstehenden verstand er, dass es ganz im Sinne Jesu gewesen war, dass er den Notleidenden seine Steine geschenkt hatte. Man sagte ihm, dass Jesus gesagt hatte: „Was ihr für die Notleidenden tut, das tut ihr für mich."

Und doch wollte er Jesus etwas schenken. Aber was? Er hatte ja nichts mehr. Wo er noch überlegte, was er jetzt schenken könnte, haben die unter dem Kreuz Stehenden schon die Antwort in seinem Leben gefunden.

„Was hast du? Du hast Jesus doch schon deine ganze Liebe geschenkt." Und von sich selbst sagten sie: „Auch wir haben keine Edelsteine, die wir ihm bringen können, auch wir haben nichts als unsere Liebe zu ihm."

Und so beschlossen sie alle miteinander: Wir wollen zu Gottes Ehre singen, ihm unsere ganze Liebe bringen. Das könnten wir doch auch machen: Wie der vierte König denen helfen, die unsere Hilfe brauchen und Jesus Christus unsere ganze Liebe bringen.

Sein Kreuz tragen

Predigt am 6. Februar 1993

Jeder trägt sein Kreuz - mit dem anderen. Jeder hat sein Kreuz zu tragen: Alter, Krankheit, Sorgen, Kinder, Eltern, Arbeit oder Arbeitslosigkeit, äußerer Druck, eigene Unzulänglichkeit, Versäumnisse, nicht wieder Gutzumachendes, unerfüllte Sehnsucht... So wird das Kreuz zum Sinnbild für das, was einen Menschen bedrückt, belastet, auf Dauer tötet...

Wenn einer sein Kreuz kaum noch zu tragen vermag, wäre er froh und dankbar, wenn da einer wäre wie der Simon von Kyrene, der beisteht und hilft, das Kreuz zu tragen, auch wenn Simon von Kyrene sicher auch genügend damit zu tun hatte, sein eigenes Kreuz zu tragen.

Ich hoffe, Sie haben Menschen, die Ihnen helfen, Ihr Kreuz zu tragen, und die Ihnen beistehen. Sicher kann Ihnen niemand Ihr Kreuz abnehmen. Und doch setzt es ganz neue Kräfte zum Tragen und Ertragen des eigenen Kreuzes frei, wenn man sich getragen weiß.

Nun haben Sie eine kleine Karte in der Hand, die Ihre Gedanken in eine andere Richtung lenken: Da trägt einer sein Kreuz. Und das ist groß und schwer genug. Er hätte damit bereits genug zu schleppen. Seine Hände sind riesig, als könnten sie gar nicht groß genug sein, um die schwere Last zu tragen. Mit den Füßen stemmt er sich in den Boden, um nicht unter der schweren Last zusammenzubrechen. Er schaut teilnahmslos und leer, als hätte er bereits aufgegeben angesichts seines Kreuzes.

Vielleicht geht es Ihnen ähnlich in manchen Bereichen Ihres Lebens, dass Sie den Eindruck haben: Das schaffe ich nicht mehr. Das ist zu viel. Und vielleicht stehen Sie da auch in der Gefahr, aufzugeben. In solchen Momenten braucht man Hilfe, einen Menschen, der hilft, das Kreuz zu tragen.

Und wenn Sie nun bitte wieder auf das Bild schauen, dann sehen Sie einen zweiten Menschen, der mit anpackt. Eigentlich müsste man sich ja freuen, wenn einer mit anfasst.

Aber der da auf dem Bild, der trägt nicht mit, jedenfalls nicht in dem Sinn, wie man es sich wünschen würde. Er fasst an und will das Kreuz des anderen offensichtlich in die entgegengesetzte Richtung tragen. Und er tut es mit ganzer Kraft. Dadurch macht er dem, der sein Kreuz trägt, seine Last noch schwerer.

Man wünschte sich, er würde mit dem anderen tragen und nicht gegen ihn. So schleppen zwei - jeder sein eigenes Kreuz - und machen sich einander das Leben noch schwerer, als es ohnehin schon ist.

Leider gibt es das oft genug. Da hat ein Mensch schon schwer zu tragen unter dem, was ihm als Kreuz auferlegt wurde. Und dann kommt ein Mensch daher, der hilft nicht, der setzt noch eins obendrauf. Wie kann es nur dazu kommen.

Vielleicht geschieht das nicht einmal absichtlich, sondern mit den besten Absichten und mit dem ehrlichen Wunsch, dem anderen zu helfen. Hau ruck, Moment, wo ist Ihr Problem, ach so, wir kriegen das schon hin...

Aber schon in dem Moment, in dem man sich nicht genügend abgesprochen hat, wo man nicht richtig aufeinander gehört hat, kann es passieren, das die beiden nicht in die gleiche, sondern in die entgegensetzte Richtung arbeiten. So hebt einer die Kraft des anderen auf. Eine unerträgliche Situation.

Wenn wir doch nur mehr aufeinander achten würden. Was kann dem anderen in seiner Not wirklich helfen? Wenn wir doch wie der Simon von Kyrene sein könnten. Die Not des anderen sehen und dann im Sinne des Notleidenden nach Kräften mitanfassen.

Warum gelingt uns das oft nicht. Wir sind doch Christen, also Menschen, die berufen sind wie Christus das Kreuz anderer mitzutragen. Liegt das daran, dass wir zu schnell vergessen, dass wir selbst von Gott getragen werden. Getragen könnten wir doch mittragen, ohne Angst haben zu müssen, unter der Last fremder Kreuze zusammenzubrechen.

Nun gibt es die Redewendung: Es ist aber auch ein Kreuz mit Dir! Sie hat ihren Sinn da, wo die Beziehung von zwei Menschen so belastet ist, dass es den Beteiligten vorkommt, als wäre ihnen alles, was zwischen ihnen geschieht, belastend und erdrückend wie ein riesiges Kreuz.

Manche Beziehung hat ebenfalls etwas Tödliches in sich. Man kreuzigt sich gegenseitig. Das ist nicht der eine große Tod. Das sind die vielen kleinen Tode in einer Beziehung, die die Beziehung immer unerträglicher werden lassen. Und so denken und sagen wir einander: „Es ist aber auch ein Kreuz mit dir."

In diesem Sinn könnte die Passionszeit in diesem Jahr einmal unter einem neuem Aspekt betrachtet und erlebt werden. Was fügen wir einander an Leid zu, indem wir auf die Last, die einer zu tragen hat, noch eins oben drauf setzen?

Dies Kreuz, das wir einander sind, einander auferlegen, solch eine Beziehung, die belastend ist, an der von zwei Seiten gezogen wird, die einer Zerreißprobe ausgesetzt ist, hat direkt mit Christi Kreuz und somit mit der Passionszeit zu tun.

Ist solches Miteinander unter uns nicht etwas, was Jesus Christus belastet, was an ihm herumzehrt, was ihm die Tränen auch heute in die Augen treibt? Ist solches Miteinander nicht etwas, worunter er wieder unsäglich leidet, mit seinen Schwestern und Brüdern leidet, für die er sein Kreuz trug?

Wo ich darüber nachdachte, sagte ich mir selbst: Es ist nicht nur ein Kreuz mit dem oder der, es ist vor allem ein Kreuz mit mir selbst, ein Kreuz, das nicht nur andere auszuhalten haben. Und vielleicht geht es ihnen ja auch so, dass Sie denken: Es ist aber auch ein Kreuz mit mir. Die anderen haben es aber wirklich schwer mit mir. Niemand kann es mir Recht machen. Immer sind die anderen schuld. Ich bin unerträglich.

Vielleicht sollten wir die Zeit nutzen, nicht nur das zu bedenken, was uns an Kreuz auferlegt wird, was uns zugemutet wird, sondern auch das zu bedenken, was wir an Kreuz anderen auferlegen, was wir an belastendem Kreuz anderen sind. Wie können wir den Menschen gegenübertreten, denen wir ein Kreuz sind?

Wenn wir die Passionszeit nutzen, um darüber nachzudenken, werden wir den Trost erfahren, der vom Kreuz Jesu Christi ausgeht. Wie tröstlich, dass Christus uns wie Simon von Kyrene helfen will, unser Kreuz mit uns selbst und mit anderen zu tragen. Niemand muss unter seinem Kreuz zusammenbrechen.

Kreuz, auf das ich schaue

Predigt zu EG 598 im 2. Juli 2001

In dieser Andacht soll es um das schöne Kreuz gehen, dass vor der Kirche steht. In dem Lied, das wir gleich singen werden, heißt es: „Kreuz, auf das ich schaue, steht als Zeichen da. Der, dem ich vertraue, ist in dir mir nah." Darum geht es.

Erstens: „Kreuz, auf das ich schaue." Schauen wir uns das Kreuz an. Es steht auf vier Säulen, wie unsere Kirche. Es nimmt auf, was uns während des Kirchbaus beschäftigt hat, was sich hier im Fußbodenmosaik, in der Anordnung der Stühle, eigentlich im ganzen Kirchbau wiederspiegelt: Es weist uns auf die Mitte.

Um das Kreuz sind wir versammelt. Um die Mitte des Kreuzes der Kreis als Zeichen unseres Miteinanders.

Auch vom Material her ist dies moderne irische Kreuz ganz auf unsere Kirche bezogen. Roter Stein am Boden, weiße Säulen, anthrazit-

farben gestrichene Flacheisen, an denen das goldfarbene Holz angebracht ist. Es ist ein richtiges Markuskreuz, ein Kreuz des Südens, ein Kreuz der Südstadt.

„Steht als Zeichen da." Dies Kreuz ist ein Zeichen. Es zeigt allen die vorbeikommen: Hier ist Kirche. Hier ist eine Kirche, wo man sich um das Kreuz, wo man sich um den Gekreuzigten und Auferstandenen versammelt.

Hier ist eine Kirche, wo es durch das Kreuz zum Miteinander kommt. Hier kann man anhalten. Hier ist ein Ort zum Verweilen, ein Haus mit offenen Türen, in das alle eingeladen sind, wie wir heute Morgen gesungen haben. Wie mit dem Kirchbau als Ganzem wird auch mit dem Kreuz ein Zeichen gesetzt.

Und wenn es in diesem Lied dann heißt: „Der, dem ich vertraue, ist in dir mir nah", dann wird deutlich, für wen es Zeichen ist. Es ist Zeichen für ihn. Im Kreuz ist er uns nah. Das Kreuz will uns helfen, mit der Gegenwart Gottes zu rechnen. Und so soll es sein. Möge uns dies Kreuz vergewissern, dass wir nicht allein sind, dass wir mit Gottes Gegenwart rechnen dürfen, in der Südstadt, in der Markuskirche, in unserem Leben.

Schöner als mit dem Lied lässt sich nicht sagen, was mit Blick auf unser Außenkreuz zu sagen ist: „Kreuz, auf das ich schaue, steht als Zeichen da. Der, dem ich vertraue, ist in dir mir nah."

Dies Kreuz soll uns und allen Vorbeikommenden Zeichen sein. Es möge nicht vergeblich hier stehen. Kreuz, auf das ich schaue, steht als Zeichen da. Der, dem ich vertraue, ist in dir mir nah.

In diesem Sinn lassen Sie uns einen Moment hier stehen, auf das Kreuz schauen, in der Gewissheit, dass wir hier miteinander und mit ihm verbunden sind.

Kreuz und Stern

Predigt am 5. März 1994

Wie ist das, wenn Sie die Zeitung lesen: Sie sehen doch sicher auch die Traueranzeigen durch, um festzustellen, ob nicht vielleicht jemand verstorben ist, denn Sie kennen. Wenn ich Zeit habe, schaue ich mir die Anzeigen auch genauer an. Es ist schon interessant, wie unterschiedlich diese Traueranzeigen aussehen können. Keine sieht aus wie die andere, schon deshalb natürlich, weil die Namen wechseln.

Auf den meisten Traueranzeigen finden sich jedoch unter dem Namen zwei Daten: Geburtstag und Todestag. Sie stehen für Freud und Leid, für Geburt und Tod, für Anfang und Ende dieses Lebens, für das „Auf-die-Welt-Kommen" und das „Uns-Wieder-Verlassen".

Nun findet sich darüber hinaus neben dem Geburtstag immer wieder ein Sternchen. Und neben dem Todesdatum findet sich immer wieder ein Kreuz. Sie haben das auch schon unzählige Male gesehen und sich einfach daran gewöhnt.

Aber haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum da ein Stern bzw. ein Kreuz abgebildet werden? Sehen Sie, jetzt fällt Ihnen auf, wie selbstverständlich Sie beides bisher zur Kenntnis genommen haben, ohne zu fragen, warum diese Symbole dort zu finden sind. Sie sind ja aber meist auch so klein gedruckt, dass man nicht vermuten sollte, dass sie irgendwie wichtig sein könnten.

Lassen Sie uns also über diese Kombination von Stern und Kreuz vor Geburts- bzw. Todesdatum nachdenken. Ich finde, es lohnt sich. Denn es hat seinen guten Grund, einen guten Grund, die Eckdaten unseres irdischen Lebens mit Stern und Kreuz zu verbinden.

Beide Symbole haben mit dem Lebenslauf Jesu zu tun - gerade in ihrer Kombination. Denn am Anfang des Lebens Jesu stand ein Stern am Himmel und am Ende seines irdischen Lebens war da das Kreuz. Sie kennen die Geschichte vom Stern, der die Geburt Jesu anzeigte und sie wissen um das Kreuz, an dem Jesus hingerichtet wurde.

Von daher sind diese Symbole Stern und Kreuz - zumal in dieser Zusammenstellung - ganz eindeutig mit Jesus verbunden, ganz eindeutig auf ihn zu beziehen und von daher auch zu verstehen.

Still und unaufdringlich lautet die Botschaft dieser Symbole: Das Leben, dessen Geburtstag mit einem Stern verbunden ist und dessen Todestag mit einem Kreuz verbunden ist, dieses Leben ist verbunden mit dem Leben Jesu, dessen Geburt durch den Stern und dessen Tod durch das Kreuz gekennzeichnet ist.

Nun ist das vielen Menschen sicher nicht bewusst. Und bei anderen, für die es zutrifft, finden sich diese Symbole auf den Traueranzeigen nicht. Das ist nicht wesentlich. Sie bezeugen ja nur eine Wirklichkeit, die auch dann bestehen kann, wenn die kleinen Hinweisschilder fehlen.

Was bedeuten diese Symbole? Was zeigen sie an? Woran erinnern sie uns? Sie erinnern uns an das Leben Jesu, wie er für uns starb und für uns auferstand, wie er für uns da war und dass er immer noch als Auf-

erstandener für uns da ist. Und sie erinnern uns, dass wir durch die Taufe zu ihm gehören.

Wir sind ja zum größten Teil getauft. Und durch die Taufe sind wir mit Christus verbunden. Da ist seit der Taufe eine Verbindung zwischen uns und Christus. Und wo so eine Verbindung noch nicht besteht, da kann sie entstehen. Dafür ist es nie zu spät.

Der Lebenslauf Jesu ermutigt uns, in allem Fragen nach Warum und in aller Dunkelheit nicht daran zu zweifeln, dass wir auch über den Tod hinaus mit Christus verbunden bleiben, dass wir wie er aus dieser Welt durch den Tod hindurch in ein neue Welt gehen.

Insofern ist mit dem Kreuz vor dem Todestag nicht das Ende überhaupt gekennzeichnet, sondern zugleich der Anfang eines neuen Lebens, das uns Christus durch sein Leben, Sterben und Auferstehen eröffnet hat.

Der Tod ist einerseits das Ende des irdischen Lebens und es schließt sich mit ihm der irdische Kreislauf. Aber durch das, was mit Christus geschah, dürfen wir die Hoffnung haben, dass sich da eben nicht nur der irdische Kreislauf schließt, damit zu Erde wird, was von der Erde genommen wurde. Es schließt sich darüber hinaus ein himmlischer Kreislauf.

Denn was bei der irdischen Geburt auf die Erde kam, das kehrt mit dem Tod bzw. durch den Tod zu Gott zurück, woher es ja kam. Insofern ist der Tod eigentlich nicht nur durch ein Kreuz zu kennzeichnen, sondern zusätzlich mit einem Stern, um auszudrücken, dass wir durch den Tod geboren werden für ein neues Leben jenseits des Todes.

Und ist uns nicht versprochen, dass es uns so wie Christus geht, zu dem wir gehören, auch wenn wir das weder verstehen noch glauben können, auch wenn das nicht in unser Weltbild zu passen scheint?

So wünsche ich Ihnen beim Bedenken von Stern und Kreuz die Gewissheit, dass beide nur Stationen auf dem Weg des Lebens mit Gott kennzeichnen, eines Weges, der viel länger ist, als wir Lebenden zu Lebzeiten überblicken.

Leben Tod Auferstehen

Predigt zu einem Bild von Ninetta Sombart am Ewigkeitssontag 2017

Schon lange begleitet mich das hier abgedruckte Bild, das ich mir heute mit Ihnen anschauen will. Ninetta Sombart hat es gemalt. Es

passt, wie ich finde, ganz wunderbar zu dem, was uns am Totensonntag bzw. Ewigkeitssonntag bewegt.

Es ist ein Bild, dass in gleicher Weise mit Christus als auch mit uns und unseren Lieben zu tun hat, und zwar sowohl denen, die wie wir noch leben, als auch mit denen, die schon verstorben sind, unabhängig davon, wie lange das her ist.

Ich würde das Bild gern von „außen“ nach „innen“ und von „oben“ nach „unten“, von „hinten“ nach „vorn“ entdecken. Denn dieses Bild ist mehrdimensional. Es hat im wahrsten Sinne des Wortes Tiefe.

Da ist für jeden sichtbar so etwas wie ein quadratischer Rahmen, der alles umfasst. Aber er bleibt weitestgehend im Dunkeln. Für mich steht er für die Wirklichkeit, in der wir leben, für die Zeit, die Menschen, die Aufgaben, Freud und Leid, für alles eben, was unser Sein und das Sein unserer Angehörigen im weitesten Sinn bestimmt.

Was diesen quadratischen Rahmen unterbricht und das Bild als erstes strukturiert, ist ein Kreuz. Es zieht sich vom oberen Bildrand vertikal von oben bis fast ganz nach unten und von links nach rechts.

Vom Querbalken ausgehend wird in das Quadrat des Ganzen ein kleineres Quadrat in das Gesamtbild eingefügt. Es sieht aus, als hinge alles am Querbalken, alles hinge alles vom Kreuz ab. Das Kreuz schafft einen neuen Bezugsrahmen, eine Wirklichkeit in der Wirklichkeit. Im Zeichen des Kreuzes entsteht eine neue Welt.

Nun ist der Querbalken weitestgehend grün bzw. grünlich. Grün steht für das Leben auf diesem Planeten. Nur in der Mitte des Querbalkens wurde das Grün durch das Rot ersetzt, das sich dann weiter unten in der Mitte des Bildes findet.

An dieser Stelle starb der Christus, weil er bei seiner Botschaft von der Liebe Gottes blieb. Mit ein bisschen Phantasie kann man ihn bzw. seinen Abdruck da auch sehen, wo sich die Balken kreuzen, wo er gekreuzigt wurde.

An dieser Stelle fand nicht nur sein irdisches Leben ein Ende. Dort begann gleichzeitig etwas Neues, eine neue Welt, eine neue Wirklichkeit, sein himmlisches Leben.

Was da begann, stellt die Künstlerin als rotes Quadrat dar, das sich in der Mitte wie ein Raum auftut, in Rot, der Farbe der Liebe.

Bevor es dazu kommt, wird der Gekreuzigte ins Grab gelegt. Riesig groß ist der Sarg, auf dessen Grund der Christus liegt. Er ragt noch unter dem großen Raum hervor. Aber der Sarg und der Tod sind nicht das letzte.

Der schon unrealistisch übergroß dargestellte Sarg wird von einem noch größeren roten Raum überlappt, in dem der Christus ruht.

Der Christus wurde nicht nur in Liebe bestattet, sondern er ruht - in der Liebe, in der unendlich großen Liebe Gottes. Genau das tun unsere Verstorbenen auch, denen wir in Liebe verbunden waren und über den Tod hinaus verbunden bleiben. Sie ruhen in der Liebe Gottes.

Schaut man weiter, so spannt sich so etwas wie ein Lichtbogen über den ruhenden Christus. Man wird an die aufgehende Sonne, an den Ostermorgen erinnert.

Aber nicht nur an den Ostermorgen werden wir erinnert. Im Zenit des Lichtbogens, wo sich der Kreuzesbalken und der Lichtbogen überschneiden, ist ein Stern angedeutet.

Wir werden erinnert an den Stern von Bethlehem, der aufleuchtete, um die Geburt des Christus anzuzeigen. Hier am Kreuz leuchtet er wiederum auf, um anzudeuten, dass der Tod, der das Ende des irdischen Lebens bedeutet, die Geburt zu einem neuen Dasein jenseits des Todes ist. Der Tod und die Auferstehung zu neuem Leben gehören zusammen.

Was im Bild von unten, aus der menschlichen Perspektive betrachtet, wie verschwommen aussieht, sodass man nicht genau sehen kann, wie alles miteinander zusammenhängt und wie eins ins andere übergeht, das sieht von oben aus der göttlichen Perspektive viel klarer und deutlicher voneinander abgegrenzt aus.

Der göttliche Blick auf all das ist eben ein anderer als unser menschlicher Blick, dem vieles entzogen ist und bleibt.

Der Christus ruht also im Rot der Liebe Gottes. Gleichzeitig kommt vom Christus her noch eine Farbe ins Spiel: Weiß, die Farbe des Lichts, die Farbe der Auferstehung, des neuen Lebens.

Dieses Licht findet sich auch im Stern und auch im unteren Teil des Kreuzes. Ja, es sieht so aus, als würde so etwas wie ein Lichtstrahl in den Himmel aufstrahlen, als würde etwas nach oben aufsteigen. Ganz zart wird die Auferstehung in das Bild eingetragen.

Der Christus, wie er da so liegt, hell strahlend und in gar sicherer Ruh, ist mit dem Lichtbogen und dem sich drum rum legenden roten Raum nicht umsonst der Mittelpunkt des Bildes. An ihm wird ein Stück Himmel auf Erden sichtbar.

Tod und Leben gehören für die Künstlerin zwar unauflöslich zusammen. Wer aber nur den Tod sieht, der steht in der Gefahr, sich im Dunkel zu verlieren und in dem unterzugehen, was der Tod aufwühlt.

So sorgt die Künstlerin durch ihre Darstellung dafür, dass sich unser Blick vom Kreuz, an dem Jesus stirbt, hin zum Kreuz verlagert, das ihm und uns allen den Raum eines neuen Seins erschließt.

Darin findet diese Darstellung ihr Ziel und ihre eigentliche Aussage: Was dem Christus geschah, das zeigt, was mit uns geschieht, geschehen wird.

Wir sehen naturgemäß zunächst vor allem den Tod, den Schmerz, den Verlust und all das, was damit zusammenhängt. Wir sehen natürlich auch die Liebe, in der wir denen verbunden waren und ja immer noch verbunden sind, die von uns gingen.

Es mag ein wenig dauern, bis das Dunkel des Todes dem Blick für das danach weicht, bis die Liebe, die bleibt, den Schmerz des Verlustes heilt, bis sich die Einsicht einstellt, dass der geliebte Mensch ruht - in Liebe und in Frieden.

Diese Ruhe, diesen Frieden strahlt das Bild von Ninetta Sombart aus. Und deshalb ist es ein gutes, ein hilfreiches und zutiefst christliches Bild, lenkt es doch unseren Blick weg von dem, was uns traurig macht, hin zu dem, was Licht fallen lässt in unsere Dunkelheit.

Wem es wie der Künstlerin gelingt, über den Tod hinaus das Leben, die Liebe und das Licht zu schauen, der mag sich wie der hier ruhende Christus fühlen.

Liebe

Predigt am 6. Mai 2018

In der Bibel steht zum Thema „Liebe“: „Also hat Gott die Welt geliebt“ ... „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt“ ... „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz“ ... „Gott, unser Vater, der uns geliebt hat.“

Jesus zitiert als die Zusammenfassung aller Gebote aus den Heiligen Schriften: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst“ ... „Du sollst den Fremden lieben“ ... „Liebet Eure Feinde...“

Im Neuen Testament steht auch noch: „Lasst uns ihn lieben. Denn er hat uns zuerst geliebt.“ ... „Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit“ ... „Alle eure Dinge lasst in der Liebe

geschehen“... „Lasst uns nicht lieben mit Worten, sondern mit Taten“ ... „Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten“

In 1. Korinther 13 schreibt Paulus von der Liebe: „ 1 Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. 2 Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. 3 Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze. 4 Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf. 5 Sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, 6 sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; 7 sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. 8 Die Liebe hört niemals auf...

Noch umfassender wird im 1. Johannesbrief 4 von der Liebe gesprochen: „ 7 Ihr Lieben, lasst uns einander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott, und wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott. 8 Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. 9 Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen. 10 Darin besteht die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden. 11 Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben... Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen... 16 Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm... 19 Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. 20 Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht. 21 Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe.“

Lieben und lieb-haben sind Bezeichnungen für das Gefühl stärkster Zuneigung und Wertschätzung, das Menschen empfinden können... gegenüber sich selbst (Selbstliebe), gegenüber anderen Menschen (z.B. Mutterliebe, Nächstenliebe), gegenüber Tieren (z.B. Katzenliebhaber), gegenüber Dingen (z.B. Kunst- oder Weinliebhaber) oder gegenüber Ideen (z.B. Freiheitsliebe oder Vaterlandsliebe)...

Natürlich steht die Liebe überall hoch im Kurs. Liebe ist ein allgemein anerkannter Wert, eine Tugend, etwas, auf das niemand verzichten kann und will. Nicht umsonst heißt es: „All you need is love“ oder „Nur die Liebe zählt.” Wohl wahr. Es gibt nichts Schöneres und Größeres, als zu lieben und geliebt zu werden.

Ich verzichte an dieser Stelle auf weitere Bonmots zum Thema „Liebe“. Denn sie würden uns nur auf die falsche Fährte setzten. Warum? Weil es ausgehend vom Pauluswort „Glaube, Hoffnung, Liebe“ nicht um alle Formen der Liebe geht, sondern nur um die eine, die göttliche Form Liebe. Für diese Form der Liebe verwendet das Neue Testament ein spezielles Wort, das griechische Wort „Agape“.

Dabei geht es um die Liebe, die uns von Gott her erreicht, die Liebe Gottes zu seiner Schöpfung und insbesondere die Liebe Gottes zu uns, seinen Menschenkindern, die Liebe, mit der er uns liebt. Diese Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz.

Im 1. Johannesbrief heißt es: „Lasst uns ihn lieben. Denn er hat uns zuerst geliebt.“ (1. Joh 4, 19) Eigentlich müsste es genau umgekehrt da stehen: „Er hat uns zuerst geliebt. Darum lasst uns ihn und die anderen lieben.“

Man könnte die Liebe Gottes mit einem Feuer vergleichen. Hat sie uns erreicht, ist sie auf uns übergesprungen, entzündet sie uns, sind wir Feuer und Flamme, sind wir in der Lage, diese Form der Liebe nicht nur zu empfinden, sondern auch an Gott zurückzugeben und an andere weiterzugeben.

Mit seiner Liebe befähigt er uns, uns selbst, die anderen und Gott zu lieben. Er verlangt von uns nichts Unmögliches. Im Gegenteil. Bevor wir zur Liebe aufgefordert werden, sind wir in den Genuss eben dieser Liebe gekommen.

Es ist unsere Liebe so etwas wie ein Reflex. Wir könnten das nicht, ihn lieben, wenn er uns nicht vorher mit seiner Liebe dazu in Stand setzen würde. Aber genau das tut er.

Die Liebe, die uns mit ihm verbindet, ist von besonderer Art, nicht zu vergleichen mit der Liebe, wie wir sie füreinander empfinden. Wenn wir Gott lieben, dann lieben wir ihn nicht wie einen geliebten Menschen.

Es handelt sich auch hier um diese besondere Form der Liebe, wenn wir unseren Nächsten, den Fremden, ja sogar unseren Feind lieben – wie es uns ja aufgetragen ist.

Es ist Gottes Liebe, die uns dazu befähigt. Seine Liebe ist sowohl Auslöser als auch Grund unserer Liebe zum Nächsten, zum Fremden und zum Feind.

Auf seiner Liebe baut alles auf. Insofern ist Gottes Liebe das Fundament christlicher Ethik. Zusammengefasst sagt die Liebesethik: Liebe – und tu, was du willst.

Von Gott und Menschen geliebt wird der Mensch in der Liebe Gottes zuerst zum Geliebten und dann zum Liebenden. Und so macht uns Gottes Liebe zu einer Gemeinschaft geliebter Liebender bzw. zu einer Gemeinschaft liebender Geliebter.

„Nun aber bleiben Glauben, Hoffnung, Liebe. Aber die Liebe ist das Größte." Stimmt. Es gibt nichts Schöneres und Größeres, als geliebt zu werden und selbst zu lieben, als miteinander in der Liebe zu sein. Und genau darum geht es: In der Liebe zu sein, in der Liebe zu bleiben, alles in Liebe geschehen zu lassen.

Wo das geschieht, wird Gott erfahrbar. Und es ist nicht verwunderlich, dass Johannes in seinem Brief schriebt: „Gott ist die Liebe."

Stellen Sie sich bitte einen Stromkreis vor. Da fließt der Strom nur dann, wenn es einen Kontakt zur Energiequelle gibt. Irgendwo muss ein Kraftwerk sein.

So ist es mit der göttlichen Liebe auch. Es braucht eine Energiequelle, aus der die Liebe kommt, die uns durchströmt, die uns mit Gott und miteinander verbindet. Für die Bibel ist es gar keine Frage, dass Gott dies Kraftwerk im Hintergrund ist. Er ist die Quelle dieser Liebe.

Im Lied zu Anfang des Gottesdienstes haben wir gesungen: „Gottes Liebe ist wie die Sonne, sie ist immer und überall da. Streck dich ihr entgegen, nimm sie in dich auf. Sie kann dich verändern."

Und nun stellen Sie sich bitte vor, Sie wären so etwas wie ein Sonnenkollektor. In dem Maße, wie Sie sich Gott und seiner Liebe hinhalten wie ein Sonnenkollektor, können Sie Gottes Kraft und Liebe aufnehmen, können davon leben und einspeisen in das Netz der Liebe. Auf diese Weise hätten Sie immer ausreichend Kraft und Liebe.

Möge Ihr Leben von Gottes Liebe zu Ihnen, von Ihrer Liebe zu Gott und zu den Menschen geprägt sein.

Zum Abschluss noch einmal der 1. Johannesbrief: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm... Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt."

Gott loben

Predigt am 9. Mai 1993

Da ging es im Tempel hoch her und einige Kinder - vielleicht im Konfirmandenalter oder jünger - die schrien: „Hosianna dem Sohn Davids". Und wie das so ist, wenn Kinder in heiligen Hallen und Tempeln rumschreien: Die Priester und Schriftgelehrten regten sich auf. Sie regte nicht nur auf, dass die Kinder rumschrien, sondern auch was sie da lauthals von sich gaben. Sie fanden das unerhört. Geradezu ein Sakrileg.

In ihrer Entrüstung wandten sie sich an Jesus, ob er denn nicht hören würde, was die Kinder ihm nachschrien. Sie meinten sicher, ihm könne das doch auch nicht recht sein, oder?

Doch. Jesus hatte das Schreien der Kinder gehört, sich aber keineswegs daran gestört. Ihm war das Schreien der Kinder wie Musik in den Ohren. Was die Großen und ach so gescheiten Leute nicht fassen konnten, das brach sich durch die Kinder Bahn. Wie so oft. Niemand kann sagen, ob denn die Kinder wussten, was sie taten, als sie im Blick auf Jesus „Hosianna dem Sohn Davids" schrien.

Jesus jedenfalls konnte darin nichts Verwerfliches sehen. Ganz im Gegenteil. Ihm war es recht. Er deutete ihr Geschrei positiv. Für sein Verständnis sangen die Kinder nur die Wahrheit, die die Großen ja offensichtlich nicht fassen konnten. Kindermund tut Wahrheit kund.

Von einem Vers aus den Psalmen ausgehend sieht Jesus in dem Geschrei der Kinder Gott selbst am Werk. Durch den Mund der Kinder bereitet sich Gott selbst Lob. In diesem Geschrei der Kinder meldet er sich selbst zu Wort.

Und das ist nun ein wirklich faszinierender Gedanke. Im Grunde heißt das doch: Gott lobt sich selbst. Er bereitet sich durch den Mund der Kinder selbst ein Lob. So jedenfalls wird die Situation von Jesus interpretiert.

Würde unsereiner so etwas tun, sich selbst loben, womöglich in der Öffentlichkeit, man würde die Nase rümpfen. So etwas tut man nicht. Eigenlob stinkt.

Sicher: Das kann auch ganz humorvoll vor sich gehen. Wer z.B. gute Laune hat, weil ihm etwas so richtig gut geglückt ist, der sagt schon mal mehr im Spaß als mit vollem Ernst: „Wollen uns ja nicht loben, aber das haben wir gut gemacht."

So im Spaß gesagt, wirkt das eher komisch als peinlich, weil jeder weiß, wie es gemeint ist. Wenn sich aber jemand ernsthaft selbst in den Himmel lobt, dann wird es peinlich.

Obwohl: Wenn sich einer so zum Eigenlob hinreißen lässt, dann ist er ohnehin arm dran. Dann braucht er Hilfe bzw. in diesem Zusammenhang konkreter gesagt, dann braucht er Lob und Anerkennung, die ihm offensichtlich fehlen, denn sonst würde er ja nicht mit dem Eigenlob kommen.

Die Sache mit dem Loben ist so einfach ja nun wirklich nicht. Nur ein Beispiel. Sie kennen die Frage: „Hast Du heute schon dein Kind gelobt?" Eigentlich eine gute Frage. Und doch auch eine Frage, die sehr schnell ein schlechtes Gewissen machen kann.

Denn: Wer könnte schon von sich sagen, er hätte sein Kind bzw. seine Kinder ausreichend gelobt? Natürlich loben wir. Aber war das ausreichend? So beschleicht uns die zweifelnde Frage: Hätte das Lob nicht hier und da doch dicker oder häufiger sein können?

Wir wissen von uns selbst nur zu gut, wie sehr wir uns danach sehnen, gelobt zu werden, und wie gut das tut, wenn wir durch das Lob anderer vermittelt bekommen, das war nun wirklich sehr gut.

Es ist wahrhaftig eine Kunst, Menschen so zu loben, dass es nicht ein „Honig ums Maul Schmieren" ist, sondern ein Loben, das von Herzen kommt und zu Herzen geht.

Aber solch ein spontanes, herzliches Loben ist weder planbar noch machbar. Es entspringt von selbst einem zutiefst dankbaren oder fröhlichem Herzen, genau wie ein herzlicher Dank von Herzen kommend zu Herzen geht.

Mir ist dazu ein früherer Nachbar in den Sinn gekommen, der bei der Gartenarbeit lauthals sang und pfiff. Den brauchte niemand aufzumuntern, er solle doch mal singen. War nicht nötig. Es sprudelte geradezu aus ihm heraus. So teilte sich uns seine Lebensfreude unmittelbar mit. Solche Menschen treffe ich immer seltener. Ich treffe stattdessen auf Menschen, die entweder nicht mehr dankbar und fröhlich sein können oder es zumindest in der Öffentlichkeit gut verbergen. Stattdessen wird gemeckert und das Haar in der Suppe gesucht - und natürlich auch gefunden.

Zu Anfang habe ich die Frage „Hast Du heute schon dein Kind gelobt?" in den Raum gestellt. Gerade heute am Muttertag ist das nicht für die Mütter, sondern auch für die Väter eine bedenkenswerte Frage.

Aber auch umgedreht wird ein Schuh daraus, wenn wir im Blick auf die Mütter fragen: Was haben wir unseren Müttern zu danken? In Anlehnung an unsere Frage nach dem Lob für die Kinder sei folgende Frage erlaubt: „Hast Du heute schon Deine Mutter gelobt?"

Vielleicht kommt es Ihnen komisch vor, so zu fragen. Aber allein dieser Umstand, dass uns diese Frage komisch vorkommt, zeigt sehr deutlich, wie ungewohnt uns dieser Gedanke und diese Blickrichtung ist. „Hast Du heute schon Deine Mutter gelobt?"

Ist da nicht etwas dran, an dieser Frage? Gründe dafür, die eigene Mutter zu loben, ihr zu danken, lassen sich sicher genügend finden. Bitte verstehen Sie mich richtig: Ich möchte Ihnen kein schlechtes Gewissen machen.

Obwohl: Die Frage steht im Raum. Wer von uns hat heute oder gestern und all die Tage davor seine Mutter in Worten oder vielleicht in Gedanken gelobt - unabhängig davon, ob die Mutter noch lebt oder schon verstorben ist? Da mag manches offen sein. Und vielleicht bleibt es für immer offen.

Ausgangspunkt meiner Gedanken war die Beobachtung, dass Gott sich durch die Kinder, derer er sich als Sprachrohr bediente, selbst lobte in unserer Geschichte. Warum? Weil ihm das zustehende Lob verweigert wurde. So war das damals.

Und heute? Wie ist das bei uns? Es stellt sich drittens die Frage: „Hast Du heute schon Deinen Gott gelobt?" Es heißt dieser Sonntag ja nicht nur Muttertag, sondern auch Kantate, zu Deutsch: Singt. Singt Gott. Und von unserem Text ausgehend ist zu ergänzen: Singt und lobt ihm. Singt und lobt aus ganzem Herzen.

Nun könnte man ja annehmen, mit Blick auf Gott dürfte das doch kein Problem sein. Wenn es einer gut mit uns meint und wenn einer perfekt ist, dann doch er. Nun macht er schon alles so wunderbar, und viele Menschen bringen es dennoch nicht fertig, ihn dafür auch zu loben. Was fällt Ihnen ein bei der Frage: „Hast du heute schon Deinen Gott gelobt." Vielleicht haben Sie ein wenig Zeit, um diesem Gedanken weiter nachzudenken.

Denn erstens fragt man sich ja gleich: Wie das wohl gehen soll: Gott loben. Spontan wird es sein müssen und von Herzen kommen. Gleichzeitig aber werden wir ihn ja nicht so loben können, wie wir unseres-

gleichen loben. Oder doch? Wir werden die Frage bewegen, ohne gleich die perfekte Antwort parat zu haben.

Und zweitens fragt man sich unwillkürlich: Hat Gott es eigentlich nötig, sich von uns loben und besingen zu lassen? Eigentlich ja nicht. Aber wir haben es nötig. Uns tut es gut. Denn das ist ja eine Erfahrung des Lobens im zwischenmenschlichen Bereich. Die Lobenden machen ja mit ihrem Lob nicht nur den Gelobten eine Freude, sondern auch sich selbst.

Darin ist ein Lob einem Geschenk vergleichbar. Nicht nur der Beschenkte bzw. der Gelobte, auch der Verschenkende bzw. der Lobende selbst hat Grund zur Freude.

Von Muttertag herkommend stellen sich zwei Fragen: Als Eltern sind wir gefragt: „Hast Du heute schon Dein Kind gelobt?“. Als Kind sind wir gefragt: „Hast Du heute schon Deine Mutter (deinen Vater) gelobt?“.

Und weil dieser Sonntag Kantate heißt, stellt sich uns vom Predigttext her die Frage: „Hast Du heute schon Deinen Gott gelobt?“ Gott stehe uns in allem Fragen zur Seite.

Luther - Hier steh ich nun

Predigt am 19. September 2004

Was ist der Unterschied zwischen folgenden zwei Sätzen: „Hier steh ich nun, ich kann nicht anders.“ und „Hier steh ich nun, ich kann nicht anders.“

Haben Sie den Unterschied herausgehört? Ich auch nicht. Und doch gibt es einen. Martin Luther wird geradezu bewundert, weil er diesen Satz gesagt hat. Aber wenn ich genau den gleichen Satz sage, heißt es nur, ich sei stur.

Nun gut. Man muss sicher nicht nur berücksichtigen, was gesagt wurde, sondern auch, in welchem Zusammenhang es gesagt wurde. Als Luther damals sagte: „Hier steh ich nun, ich kann nicht anders“, da war das wie ein „Amen“ hinter ein langes Studium, viele lange Predigten und Veröffentlichungen, hinter die Luther nicht zurück wollte und hinter die er auch nicht mehr zurück konnte.

Er wusste es im positiven Sinn mittlerweile tatsächlich besser. Er hatte erkannt: Ich kann rein nichts tun, um mich vor Gott zu rechtfertigen, um mir seine Liebe zu verdienen. Ist auch nicht nötig. Ganz im Gegenteil: Gott lädt uns ein, ihm zu glauben, dass wir ihm recht sind, so wie wir sind, dass wir ihm lieb und teuer sind - um Christi willen.

Wer etwas Gutes tun will, der tue es nicht für Gott, um sich seine Seligkeit zu verdienen, sondern der tue es um Gottes willen für seine Nächsten.

Da Luther seine Gedanken und Ansichten wohlüberlegt und gut begründet vorgetragen hatte, war es keineswegs stur, wenn er in Bindung an sein Gewissen nicht klein bei gab, sondern standhaft blieb und sagte: „Hier steh ich nun, ich kann nicht anders.“ Und er setzte ja auch noch die Worte „Gott helfe mir“ hinzu. Und das war für ihn sicher alles andere als eine fromme Flosskel.

Abgesehen davon hatte er ja angeboten, seine Lehre zu korrigieren und ggf. auch zu widerrufen, wenn man sie aus der Heiligen Schrift, also aus der Bibel heraus widerlegen könnte.

Konnte man aber nicht. Und auch wenn er mit seiner Meinung so ziemlich gegen den Rest seiner Kirche stand, war er doch selbstbewusst genug, bei dem zu bleiben, worauf sich sein Leben gründete. Sein Gewissen ließ ihm keine andere Möglichkeit.

Und wieso sollte er auch das, was ihm richtig zu sein schien, wieder zurücknehmen, nur weil es den hohen Herren nicht in den Kram passte.

Etwas Ähnliches findet sich übrigens schon im Neuen Testament selbst, wo Jesus mit den Schriftgelehrten seiner Zeit aneinander geriet. Immer wieder sagte er: „Ihr habt gehört, dass in den heiligen Schriften geschrieben steht... Ich aber sage euch.“ Also auch Jesus hat sich ein ums andere Mal ganz bewusst gegen die herrschende Auslegung der heiligen Schriften und damit gegen die gewandt, die das Monopol der rechten Lehre für sich beansprucht hatten.

Auch wenn das bei Jesus natürlich etwas anders war als bei Luther, ist es im Ansatz doch sehr ähnlich. Sowohl Jesus als auch Luther haben dieses „Ich aber sage“, das nicht im Machtgefüge dieser Welt wurzelte. Beiden ging es vor allem darum, dass Gottes Wille geschieht.

Und darin liegt dann auch der Unterschied zwischen sturer Rechthaberei und gläubiger Standhaftigkeit. Rechthaberisch stur ist, wer Recht haben will um des Rechthabens willen. Gläubig standhaft ist der, dessen Leben und Überzeugung in Gott gründet. Auch wenn es ähnlich aussieht, ist es doch ganz und gar nicht das gleiche.

Aufgrund seiner Kenntnis der Heiligen Schrift hat Luther das, was die kirchlichen Konzile und Verwaltungen geregelt hatten, was die Bischöfe

durchsetzten und was man im Volk so tat und dachte, kritisch gesichtet. Er konnte von daher gar nicht anders, als sich gegen den Ablass zu richten.

Jeder weiß darum, dass Luther im Protest gegen das Ablasswesen seiner Zeit die 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg genagelt hat. Nur: Wer weiß, welchen Inhalt diese Thesen hatten? Wer weiß, worauf sie sich gründeten? Und: Haben wir tatsächlich schon überwunden, wogegen sich Luther richtete?

Zu Luthers Zeit zitterten die Menschen vor Angst, Angst vor Gott, Angst vor dem Gericht, Angst vor dem Fegefeuer, Angst vor der kirchlichen Obrigkeit, Angst vor der Inquisition. Sie waren so verängstigt, dass sie zu allem bereit waren, was zu einer Minderung ihrer Schuld führen würde.

Diese Angst wurde von den Ablasspredigern aber noch geschürt. Je größer die Angst, desto größer die Bereitschaft, für sich und für verstorbene Angehörige durch entsprechende Ablassbriefe Minderung der göttlichen Strafe zu erwirken.

Gegen diese miese Geschäftemacherei, gegen dies unbiblische Verständnis der Buße wandte sich Luther. Seine Thesen lösten eine Diskussion aus, in deren Folge das Geschäft mit dem Ablass weitgehend zusammenbrach.

Leider wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Denn mit dem Ablass kam vielen auch die Buße abhanden. Schade. Dabei sagte Luther in der ersten seiner Wittenberger Thesen: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: „Tut Buße“, hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen eine Buße sein soll.“

Das ganze Leben eine Buße? Hatte er daran gedacht, dass wir in Sack und Asche, also mit dem Büßerhemd uns geißelnd freudlos leben sollen? Nein. Ganz sicher nicht. Denn er kannte den Römerbrief des Paulus, wo es heißt: „Weißt du nicht, dass es Gottes Güte ist, die dich zur Buße treibt?“

Es fängt also alles mit der Güte, wir können auch sagen, mit der Gnade an. Von dieser Gnade und Güte Gottes, die Christus verkörperte, steht in der Bibel, damit auch andere zum Glauben kommen.

Und damit haben wir die vier Leitbegriffe, an denen Luther festmachte, was ihm wichtig war: Christus, Gnade, Glaube, Bibel. Von dieser Gnade und Güte Gottes, die Christus verkörperte, steht in der Bibel, damit auch andere zum Glauben kommen.

Indem Luther die Bibel ins Deutsche übersetzte, schuf er die Voraussetzung, dass sich jeder selbst ein Bild machen konnte von dem, was da steht. Erst dadurch wurde die Reform, die Reformation der Kirche möglich.

Man kann das Lesen und Studieren der Bibel eben nicht nur anderen überlassen. Man wird es schon selbst tun müssen. Und genau dafür hat sich Luther damals stark gemacht, dass jeder Mann und jede Frau, dass alle ihr Leben auf Gottes Wort gründen.

Da kommen wir allerdings an einen gerade heute wunden Punkt. Wer liest noch in der Bibel? Wie ist das mit den Worten in der Bibel, die für uns festhalten wollen, was hinter all den Worten steckt?

Denn das sollte uns natürlich klar sein: Es geht ja nicht wirklich um die Worte. Darüber ließe sich zur Not immer streiten. Es geht nicht um die Worte, sondern um das, was in den Worten und hinter den Worten ist.

Die Worte beschreiben doch nur - auch wenn es die göttliche Wirklichkeit ist, die sie beschreiben. Die Worte von den Erfahrungen mit der göttlichen Wirklichkeit von damals sind nicht schon das, was sie beschreiben. Das, worum es wirklich geht, liegt hinter den Worten. Das, worum es geht, wollen die Worte ermöglichen.

Es waren nicht die Worte, die Jesus oder Luther benutzt haben, sondern die Vollmacht, in der sie gesprochen wurden. Es waren nicht die theologischen Begriffe, die die Menschen ansprachen, sondern das, was an göttlicher Inspiration mitschwang. Es war nicht der Standpunkt der lutherischen Lehre, die begeisterte, sondern die Kraft der diesen Worten innewohnenden Bewegung - von Gott her und auf Gott hin. Es war nicht die Art und Weise, wie über Gott geredet wurde, sondern ganz verdeckt Gott selbst, der durch ihre Worte zur Sprache kam. Es waren nicht die Worte, sondern dass, was zwischen den Zeilen rüberkam.

Wenn die Worte, die wir hören, in uns zu Gottes Wort werden, das uns anspricht, und der Christus, von dem die Rede ist, uns rettet und - von was auch immer - befreit, dann sind das die Momente der Gnade, die uns gewiss machen, warum es gut ist, Gott zu glauben.

Lutherrose

Predigt am 31.Oktober 2020

Ein Merkmal der Theologie Martin Luthers war die Rückbesinnung auf das Wesentliche der Bibel. Für Luther war die Bibel maßgebend.

Und von dem vielen, was in der Bibel steht, war ihm besonders wichtig, „was Christum treibet“, wie er sagte. Eigentlich ganz einfach. Sollte man meinen.

Nun hat man die Schriften Martin Luthers und die von anderen aufgezeichneten mündlichen Äußerungen zusammengetragen und in einer Gesamtausgabe veröffentlicht. Diese Gesamtausgabe ist bekannt unter dem Namen Weimarer Ausgabe. Sie umfasst sage und schreibe 127 nicht gerade dünne Bände. So viele Worte... Da stieg schon damals kaum einer durch. Und heute ist das noch schwieriger.

Nun hat Martin Luther selbst so etwas wie eine bildhafte, symbolische Zusammenfassung dessen versucht, was ihm theologisch wichtig war. Dafür hat er auf die Rosensymbolik zurückgegriffen.

Schon 1516 hat er als 33-Jähriger aus seinem Familienwappen das Zeichen der sogenannten Lutherrose entwickelt. Es zeigt ein rotes Herz mit schwarzem Kreuz inmitten einer weißen Rose. Martin Luther nannte die Lutherrose sein Siegel, ein Sinnbild und Merkzeichen für seine Theologie.

In einem Brief schrieb er dazu: „Ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, dass der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht.

Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, dass der Glaube Freude, Trost und Friede gibt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe.

Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, dass solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar.

Und um solch Feld einen goldenen Ring, dass solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist.“

Nehmen wir Luthers Versuch doch mal als Anregung. Wie ist das eigentlich bei uns, bei Dir und bei Ihnen? Was ist uns hoch und heilig? Was ist uns wichtig in Sachen Glauben? Jeder kennt so Situationen, in denen man mit anderen ins Gespräch über den Glauben kommt, wo man schon mal Farbe bekennen muss.

Viele Gesprächspartner haben keine Lust auf lange ausdifferenzierte Erklärungen. Sie mögen’s lieber kurz und knackig. Und wenn einer mit

seinen Erklärungsversuchen nicht zu Ende kommt, dann fängt er sich schon mal einen Spruch ein: „Komm mal zur Sache!“ oder „Bring es doch mal auf den Punkt!“ oder „Quatsch hier nicht so rum!“

Nicht jeder hat Lust und Zeit, sich in die Theologie einzuarbeiten und sich mit all den Details auseinander zu setzen. Und natürlich wäre es vielen eine Hilfe, sie bekämen so etwas wie eine verständliche Zusammenfassung. Ich kenne da jemanden, der sucht immer nach dem Brühwürfel, wie er es nennt, also nach so etwas wie einem Extrakt.

Das klingt einfach. Ist es aber nicht. Das weiß jeder, der schon mal versucht hat, etwas Kompliziertes einfach zu sagen, ohne dass es dadurch platt wird.

Aber auch wenn es nicht leicht ist, Schwieriges und Differenziertes in einfache Worte zu fassen, versucht man es doch immer wieder, mal so und dann eher so, mal unter besonderer Berücksichtigung von diesem oder jenem Aspekt, ein anderes Mal mit Blick auf den Adressaten oder die aktuelle Situation mit einem etwas anderen Gedanken oder Bild. Und so sind die mancherlei Versuche das Ganze einfach zu sagen so etwas wie die vielen Facetten der einen Wirklichkeit, um die es geht, die man zur Sprache bringen will.

Manchmal helfen einem Bilder, Zeichen oder Symbole bei dem Versuch festzuhalten, was einem ganz wichtig, ja vielleicht das Wichtigste ist. Für Luther war es wie gesagt die Lutherrose.

Ich habe hier mal eine kleine Auswahl mitgebracht: einen Engel, ein Licht, ein Kreuz, eine Kugel, eine Ikone, ein Faltblatt, einen Ammoniten, eine Achatscheibe... Es könnte sein, dass das eine oder andere davon auch Ihnen oder Dir hilft, zum Ausdruck zu bringen, was wichtig ist? Es könnte aber auch was ganz anderes sein.

Und eigentlich müsste ich jetzt allen was zu schreiben, zu malen und zu gestalten in die Hand geben mit dem Auftrag: Mach es so wie Luther. Versuch mal Deinen Glauben in einem Zeichen oder Symbol darzustellen. Welches wäre das?

Nun geht das hier nicht. Aber was hindert Dich oder Sie, es zu Hause mal zu versuchen. Jeder frage sich mal: Welches Symbol fasst meinen Glauben zusammen? Welches Bild passt dazu? Welche Bibelworte sind mir wichtig? Und welches Lieblingslied habe ich eigentlich? Kann ich auf den Punkt bringen, was mir hoch und heilig ist?

Kenianische Läuferin

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2002

Dabei sein ist alles. Es kommt nicht so sehr darauf an, der Erste oder die Beste zu sein. Nein - dabei sein ist alles. Mitmachen. Sich nicht ausschließen. Sich einbringen zum Wohl aller, die hier miteinander leben.

Natürlich gibt es auch den Wunsch, erster zu sein. Wer von denen, die auf „König“ schießen, wollte nicht auch König werden. Es liegt ein Stück weit in uns, Erster oder Bester sein zu wollen - und das nicht nur im Verein, sondern auch im Beruf und im sonstigen Leben.

So sehr ich das mit dem Wettkampf auch ganz positiv sehe, wenn es denn fair bleibt, so sehr ist mir das auch immer wieder sehr fraglich. Warum? Weil es dann eben nicht nur Gewinner, sondern auch Verlierer gibt. Weil es dann eben nicht nur Erste, sondern eben auch Letzte gibt. Weil es dann eben nicht nur Beste, sondern auch Schlechteste gibt. Weil es dann eben nicht nur Sieger, sondern auch Besiegte gibt. Muss das so sein?

Mir ist dazu eine Geschichte aus Kenia in die Hände gefallen, die ich ihnen hier einmal vorlesen möchte:

„Bei einem landesweiten Sportfest der Gymnasien Kenias fand auch ein Langstreckenlauf für die Mädchen statt. Schon nach wenigen Runden zeichnete sich ab, dass eines der Mädchen unvergleichlich viel schneller war als die Vertreterinnen der anderen Schulen. Leichtfüßig und kraftvoll lief sie den anderen auf und davon.

Die Sportlehrer und Trainer wurden mit jedem Zwischenergebnis aufgeregter. Würde dieses unbekannte Mädchen den Landesrekord überbieten? War dies der Beginn der Karriere eines neuen „Shooting Stars“?

Als die letzte Runde eingeläutet wurde, blickte das junge Mädchen sich um und stellte fest, dass die Kameradinnen ganz weit zurücklagen. Statt zum Endspurt anzusetzen, begann sie auf einmal zu trödeln. Immer langsamer wurden ihre Schritte, der Abstand zu den anderen Läuferinnen schrumpfte von Sekunde zu Sekunde. „Lauf, Mädchen!“ schrien die Trainer. „Lauf!“ Aber sie ließ sich von der nächsten Läuferin einholen, lächelte sie an, und auch diese verlangsamte ihr Tempo. Und so kam es, schließlich, dass am Ende die ganze Mädchengruppe gemeinsam die Ziellinie überquerte.

Die Trainer waren außer sich. „Bist du krank?“ fragten sie. „Nein“, sagte das Mädchen. „Hattest du Muskelkrämpfe?“ „Nein.“ „Du hättest einen neuen Landesrekord erringen können! Du hast das Zeug zu einer ganz großen Karriere! Warum hast du deinen Sieg verschenkt?“ „Es war so langweilig da vorne“, sagte das Mädchen. „Es macht viel mehr Spaß, gemeinsam mit den anderen zu laufen.“ Da waren die Trainer sprachlos.“

Finden Sie nicht auch: eine geradezu unglaubliche Geschichte. Die Geschichte ist so ganz anders als vieles von dem, was uns heute als das einzig Richtige präsentiert wird. Da heißt es immer: Wer das Zeug hat, die Nummer eins zu sein, der soll mit aller Kraft danach streben!

Der kenianischen Läuferin war es aber nicht so wichtig, den Sieg davon zu tragen und zu gewinnen. Ihr war die Gemeinschaft mit den anderen Läuferinnen wichtiger.

Ich habe diese Läuferin geradezu bildhaft vor Augen, wie sie sich weit vor dem Feld der übrigen Läuferinnen laufend umdreht, um einmal zu schauen, wo die anderen denn sind.

Ihr war ja bewusst, dass sie nicht allein läuft. Deshalb schaut sie zurück. Sie nimmt Rücksicht. Und diese Rücksicht hat Folgen. Sie wartet auf die anderen. Und die tun es ihrem Beispiel nach - bis alle aufschließen und schließlich alle gleichauf ins Ziel einlaufen. Ein schönes Bild. Was für ein Zieleinlauf. Alle gewinnen. Und ganz nebenbei ist damit noch etwas ganz anderes gewonnen.

Ohne es zu wollen, ist die namenlose kenianische Läuferin durch ihr Verhalten bekannt geworden, bekannter als sie durch einen neuen Landesrekord hätte werden können.

Denn zweifellos war diese Art, das Rennen zu beenden, eine Tat, die ihre kleine Welt, ja unsere ganze Welt langfristig zum Guten verändert. Solche Beispiele braucht es um zu verstehen, worauf es ankommt.

Wer immer diese Geschichte hört, dem wird sie sich einprägen als ein Sinnbild für die Werte, die weit wichtiger sind als der Ruhm, ganz oben zu stehen.

Es kommt doch nicht darauf an, wer erster ist oder ganz oben steht. Dabeisein ist wichtig. Freundschaft ist wichtig. Spaß haben ist wichtig. Miteinander ist wichtig.

Und vor allem: Was hat man schon davon, wenn man ganz allein ganz oben steht. Das Mädchen aus Kenia ahnte, wie einsam und kalt es wird, wenn man allein ganz oben steht.

Können Sie sich vorstellen, wie anders unsere Welt aussehen würde, wenn wir und viele andere es auch so machten, wie die kenianische Läuferin?

Es wäre unendlich besser und schöner, wenn wir aufeinander achten würden, wenn wir Rücksicht nähmen, wenn wir auch schon mal um der anderen willen zurückstecken und verzichten würden, damit die vielleicht ja auch mal gewinnen.

Und Gott? Was hat das nun alles mit Gott zu tun? Ich will Gott für heute einmal mit dieser kenianischen Läuferin vergleichen.

Für uns uneinholbar und als Gott uns eben um Längen voraus will er eben auch nicht ohne uns sein. Deshalb dreht er sich um. Deshalb wendet er sich uns zu. Deshalb sieht er nach uns. Deshalb nimmt er Rücksicht.

In Jesus Christus ist Gott einer von uns geworden. In ihm hat er sich ganz klein gemacht, um uns ganz nahe zu sein, um mit uns laufen zu können, um uns mit seinem Lebenslauf zu zeigen, was wichtig ist - für uns, für unser Verhältnis zueinander und zu Gott.

Ich könnte das jetzt an den vielen Geschichten von Jesus aus dem Neuen Testament zeigen, wenn wir die Zeit dazu hätten. Haben wir aber nicht. Sie können ja selbst einmal nachlesen.

Josefs Mantel

Predigt zu Weihnachten 1999

Ernst Barlach hat die heilige Familie dargestellt. Im Mittelpunkt befindet sich - wie wir es von Weihnachtsdarstellungen kennen - das Kind. Da liegt es - und zwar nicht auf Heu und auf Stroh, sondern in Marias Armen auf dem Schoß.

Maria schaut ganz versunken auf das friedlich schlafende Kind. Es wurde offensichtlich gerade gestillt. Mutter und Kind wirken ganz versunken. Sie bilden eine Einheit. Was immer um die beiden herum geschieht - für sich betrachtet strahlen die beiden Ruhe aus.

Wir können ein erstes aus dieser Weihnachtsdarstellung lernen: Zur Ruhe kommt man zu Weihnachten nicht, wenn man in die Weltgeschichte schaut. Zur Ruhe kommt man, wenn man wie Maria das Kind anschaut, den Heiland der Welt.

Im Übrigen ist dies Bild aber eine Darstellung von Mutter und Kind, wie wir sie ähnlich von vielen Weihnachtsdarstellungen kennen. Wie immer sieht man das Kind, dessen Geburtstag gefeiert wird. Man sieht die Mutter, Maria, die dies Kind zur Welt brachte.

Und während man sonst oft noch die Engel, die Hirten, Ochs und Esel oder die Weisen sieht - sieht hier nur noch Josef, und diesmal ausnahmsweise nicht nur im Hintergrund, nicht nur in der Nebenrolle. Meistens ist Josef ja nur der Mann im Hintergrund.

Das hat seine Gründe, weil das mit der Vaterschaft Josefs ja nicht eindeutig geklärt ist. Einige biblische Geschichten machen ihm ja bekanntlich seine Vaterschaft streitig. Nur wenige Bibelstellen benennen Josef als den Vater Jesu.

Aber um diesen alten Streit, den es um die Jungfrauengeburt und die biologische Vaterschaft Josefs gibt, soll es heute Morgen nicht gehen. Viel wichtiger ist doch, dass sich Josef seinem Jesus gegenüber wie ein Vater verhalten hat. Er hat sich als Vater erwiesen. Und sollte er tatsächlich nicht der Vater gewesen sein, ist es umso bewundernswerter, wie er sich der Mutter und des Kindes angenommen hat.

Wie er dies getan hat, zeigt uns die Plastik von Barlach. Sie heißt Josefs Mantel. Warum wohl?... Und was veranschaulicht diese Geste?...

In einmaliger Geste zeigt die Plastik, wie Josef Maria und das neugeborene Kindlein mit seinem Mantel beschützt. Kraftvoll und entschlossen breitet er den Mantel um Maria und das Kind. Behutsam und fürsorglich, nicht nur mit dem Mantel, sondern mit dem Arm, ja mit seinem ganzen Leib umhüllt und beschützt er Mutter und Kind. Er baut regelrecht ein Zelt über ihnen auf. An dem ausgestreckten Arm vorbei hat er das Kind und die Mutter im Blick.

Und indem er die Mutter und das Kind beschützt, beschützt er den neugeborenen Heiland. Und da der Heiland der Heiland der ganzen Welt ist, also auch unser Heiland, beschützt Josef letztlich viel mehr als diese beiden. Er beschützt uns alle.

Insofern sollte nicht nur Maria gebenedeit sein unter den Frauen, weil den Sohn Gottes zur Welt brachte. Auch Josef sollte gebenedeit sein unter den Männern, weil er dem Christus Vater war und ihn beschützte, dass er groß werden und der Erlöser sein konnte, zu dem er bestimmt war.

Wenn alle Männer so wie Josef Väter wären, sähe unsere Welt anders aus. Aber das gilt für die Frauen genauso. Wenn alle Frauen so Mütter wären, wie er Vater ist, sähe unsere Welt noch einmal anders aus.

In seiner Fürsorge könnte er in gleicher Weise für Frauen wie Männer ein Vorbild sein. Ist er nicht geradezu der Prototyp eines Menschen, der sich für die Seinen ganz zurücknimmt? Es geht ihm nicht um sich, sondern um die, die ihm anvertraut sind.

Wir können ein zweites aus dieser Weihnachtsdarstellung in unser Leben übertragen. Denn diese Plastik ermutigt uns, neu darüber nachzudenken, wie wir behütend für die Unseren da sein können.

Hier übernimmt einer Verantwortung für ein Kind, von dem nicht einmal geklärt ist, ob es denn seins ist. Aber das interessiert ihn nicht. Und so breitet er den Mantel über Maria und dem Kind aus. So schenkt der den beiden Schutz, Wärme und Geborgenheit.

Diese Plastik ist für mich ein Ausdruck der Liebe und Fürsorge dieses Josefs. Josef ist eins der Wunder der Weihnacht. Denn er schafft durch sein Handeln den Raum, den das Wunder Gottes brauchte.

Interessant ist ja, dass uns von Josef kein einziges Wort überliefert ist. Bei Maria ist das anders. Von ihr gibt es einige Worte. Aber von Josef gibt es keine Worte. Von ihm gibt es nur Taten. Er fasst zu. Und wie. Schauen Sie sich nur einmal die kräftig zupackende Hand an, die den Mantel über Maria festhält und mit dem Arm wie ein Giebel wirkt, der das Haus trägt.

Und das ist bezeichnend. Josef ist Handwerker, genauer gesagt: Zimmermann. Das Reden ist nicht sein Ding. Aber das Tun. Sein stilles und dienliches Handeln sind es, die ihn auszeichnen.

Diese Weihnachtsdarstellung könnte uns drittens also in unserem praktischen Tun bestärken. Es geht zu Weihnachten nicht nur um gute Gefühle, sondern um ein liebevolles und fürsorgliches Miteinander.

Ich will nicht verschweigen, dass ich Josef bewundere. Von ihm und seiner Art können wir alle etwas lernen: Hilfreich ist er still für die Seinen da, die ihm anvertraut sind.

Die Plastik Josefs Mantel erinnert uns daran, dass es nicht nur St. Martin gibt, der seinen Mantel teilte. Es gibt auch St. Josef, der seinen Mantel über die ausbreitete, die ihm anvertraut waren.

Im Grunde ist der Mantel Josefs weit mehr als ein Zeichen menschlicher Fürsorge. Es ist dieser Mantel auch ein Zeichen der Liebe Gottes, mit der Gott uns umhüllt. Und so können wir ein viertes aus dieser Plastik mit in unseren Alltag nehmen: Gott selbst umhüllt uns wie Josef mit seinem Mantel.

Ein Fünftes und Letztes können wir noch aus dieser Plastik mitnehmen. Haben wir nicht alle ein Bild von Gott, als dem liebenden Vater.

Wenn wir uns fragen, woher dies Bild kommt, stoßen wir auf Jesus, der es uns vermittelt hat.

Und spätestens hier sollte es uns wie Schuppen von den Augen fallen. Denn vieles von dem, was Jesus über den himmlischen Vater sagte, hat wohl mit seinem irdischen Vater zu tun.

Aus der Psychologie weiß man, dass wir unser Bild vom himmlischen Vater, also das Bild, das wir uns von Gott als Vater machen, mit den Erfahrungen zusammenhängt, die wir mit unseren irdischen Vätern machen.

Sollte das nicht auch für Jesus gelten, der als Mensch in Josef seinen Vater hatte. So betrachtet, könnte vieles von dem, was wir über den himmlischen Vater wissen, indirekt auch etwas über Josef aussagen.

War Josef also ein Vater, der wie der himmlische Vater seine Kinder über alles liebte, der vergeben konnte, bei dem die Liebe mehr galt als das Gesetz, der immer offene Arme hatte, wo Liebe und Barmherzigkeit vor allem anderen standen?

So wie Maria liebevoll dem Kind zugewandt ist, so wie Josef liebevoll den beiden zugewandt ist, so ist unser himmlischer Vater uns allen als seinen Kindern zugewandt. So wie Josef Maria und das Kind mit seinem Mantel umhüllt, so umhüllt Gott uns mit seinem Mantel, mit seinem Segen. Wie Josef still und unscheinbar für die Seinen da ist, ist der himmlische Vater still und unscheinbar für uns da.

Möge Gott uns mit dem schützenden Mantel seiner Liebe immer wieder umhüllen, auf dass wir in der Lage sind, andere mit dem Mantel seiner und unser Liebe umhüllen zu können.

Mauer

Predigt zum Volks- Und Schützenfest 2008

Mauer. Mancher denkt jetzt vielleicht an die (!) Mauer, die Mauer an der innerdeutschen Grenze. Wäre möglich. Ist auch schon wieder 20 Jahre her.

Nun ist das hier aber keine Jahrestagfeier des Mauerfalls, sondern die Andacht im Lönspark anlässlich des Volks- und Schützenfestes. Deshalb hatte ich nicht jene berühmt berüchtigte Mauer vor Augen, sondern schlicht und ergreifend diese Mauer hier.

Wir haben sie alle schon gesehen – und vermutlich doch nicht gesehen, jedenfalls nicht richtig, sondern nur so im Vorbeigehen, wie man

das halt so macht. Und was soll auch schon Besonderes an dieser zum Teil ja baufälligen Mauer sein?

Zum einen: Wo gibt's schon so eine Mauer, so ein Rund. Kennen Sie noch eine andere ähnliche Mauer außer dieser hier? Ich nicht.

Auf dieser Mauer kann sitzen, sich ausruhen. Man kann sich – wenn man will – sogar darauf hinlegen.

Ganz behutsam umrahmt sie diesen Platz hier und macht ihn damit zu etwas Besonderem, heute z.B. zu unserer open-air-Kirche. Wir sitzen nicht mitten auf der Wiese, sondern so ein bisschen geschützt und umfasst.

Sie umfasst uns, eine ganz bunte Schar unterschiedlicher Menschen, Menschen der verschiedenen Vereine, Kirchen und Institutionen der Südstadt.

Das Schöne ist: Sie umfasst uns. Sie steht nicht zwischen uns. Sie trennt uns nicht. Nein: Sie verbindet uns – über alle Unterschiede hinweg, einfach dadurch, dass sie uns still umfängt. Sie hat etwas Beschützendes. Diese Mauer steht für etwas sehr Positives.

Es könnte ja auch ganz anders sein. Die Mauer könnte uns voneinander trennen. Hier die einen. Da die anderen. Und niemand will was mit den anderen zu tun haben. Jede Gruppe für sich. Eingemauert in die eigenen vier Wände.

Nein: Wir haben unsere vier Wände verlassen, um uns hier zu treffen, damit gar nicht erst Mauern zwischen uns entstehen.

Wir wollen nicht mauern, sondern offen sein, füreinander, auch für andere, auch für die, die jetzt nicht hier sind, die außerhalb dieser Mauer sind.

Diese Mauer hier hat ja auch nicht umsonst mehrere Mauerdurchbrüche. Selbst dann, wenn es schon eine Mauer gibt, ist noch nicht zu spät. Man könnte hier und da einen Durchbruch machen. So hätte man trotz der Mauer die Möglichkeit, zueinander zu kommen.

So wie hier. Hier hat man jederzeit freien Zugang und freien Durchgang. Der Weg führt mitten hindurch. Für einen Moment tritt man ins Rondell, diesen geschützten, abgeschirmten Bereich. Und dann geht man wieder, seines Weges und auch zur Tagesordnung über.

Das ist beim Volks- und Schützenfest auf dem Festplatz an der Griegstraße nicht viel anders. Es hat zwar einen Rahmen, einen festlichen Rahmen. Aber jeder kann kommen, mal reinschauen, um dann auch wieder seines Weges zu gehen.

Man trifft sich, redet miteinander und trägt dadurch dazu bei, dass es erst gar nicht zum Mauerbauen und den damit verbundenen Problemen kommt. Gut so.

Hier wie überall gilt: Wehret den Anfängen. Denn auch die höchste Mauer wurde mit einem ersten Stein, dem Stein des Anstoßes begonnen. Wäre doch gut, man würde schon diesen Stein gleich aus der Welt schaffen.

Natürlich hat das mit der Mauer auch eine theologische Dimension. Einiges davon ist ja bereits angeklungen.

Vielen von uns wird die Klagemauer ein Begriff sein. Es gibt sie ja wirklich. In Jerusalem. Eine Mauer, vor der man im Gebet Gott sein Leid klagen kann. Aber auch im übertragenen Sinn braucht jeder Mensch so etwas wie eine Klagemauer, einen Ort, wo er seinen Kummer ausbreiten kann.

Im evangelischen Gesangbuch heißt es im Lied 248, 3: „Eine Mauer bau um uns." Da ist natürlich nicht an eine Mauer gedacht, die abschirmt und einmauert, sondern an eine, die schützt. Gott möge uns beschützen vor dem Bösen, vor feindseligen Angriffen, möge unsere Mauer sein.

Das mit dem Beschützen wird aber nicht einfach nur abgegeben und an Gott delegiert. Durch den Propheten Hesekiel 22, 30 wird deutlich, wie Gott selbst nach Menschen sucht, sie geradezu motiviert will, sich für andere zur beschützenden Mauer zu machen. Also wer ist bereit, andere wie eine Mauer zu beschützen?

Im Psalm 122, 7 heißt es: „Es möge Frieden sein in deinen Mauern." Wenn es denn offene Mauern wie diese hier sind, dann kann ich mir das gut vorstellen. Und den Wunsch nach Frieden dürften wir mit vielen Menschen in der Nähe und Ferne teilen.

Wir sehen: Je nachdem, wie das Bild von der Mauer verwendet wird, ergibt sich ein Gefühl der Geborgenheit und des Beschützt-Seins oder aber auch der Bedrohung und der Ausweglosigkeit.

Und wer von uns würde nicht schon die eine oder andere Situation der Ausweglosigkeit erlebt haben, in der man nicht weiß, wie man da jemals wieder herauskommt. Nicht wahr: Das kennt jeder. Man fühlt sich wie in einem tiefen Loch, eingesperrt von unüberwindlich hohen Mauern.

Wem es so geht, der wird sicher mit besonderem Interesse hören, was im Psalm 18, 30 steht: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen."

Ob das nun Mauern zwischen Menschen sind oder die Mauern, die manchmal ja auch in uns entstehen – einerlei. Und unabhängig davon, wie düster und bedrohlich es auch aussieht: Es ist nie ausweglos. Selbst dann nicht, wenn man die Mauer aus eigener Kraft weder einreißen noch sonst wie überwinden kann.

Denn „mit meinem Gott kann ich über Mauern springen." Sie sehen, es lohnt sich sehr, sich von einer Mauer inspirieren zu lassen.

Mitte der Kirche

Predigt zur Einweihung der St.-Markus-Kirche 1999

Liebe Mitschwestern und Mitbrüder, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, ist dieser Kirchbau nicht ein Wunder. Ich habe es ganz persönlich als ein großes Geschenk erlebt, die Entstehung der neuen St.-Markus-Kirche mitbegleiten zu dürfen.

Dass diese Kirche nun so aussieht, wie sie aussieht, verdanken wir den Überlegungen und Bemühungen so vieler Menschen, die an der Planung, Finanzierung und Durchführung des Baus mitgewirkt haben, den ich an dieser Stelle herzlich danken möchte. Mit diesem Kirchraum ist ein für die Ev.-Luth. Landeskirche in Braunschweig bemerkenswerter Bau entstanden.

Zu allen Zeiten ist im Kirchbau nicht nur die Architektur der jeweiligen Zeit zum Tragen gekommen, sondern darüber hinaus auch die Art und Weise, wie man Gott sah und zu verehren gedachte, wie man Gottesdienste feierte und wie die Gesellschaft und die Kirche sich gliederte.

Dabei gab es immer zwei Grundformen, die nach vorn ausgerichtete Form der Basilika und der von der Mitte her konzipierte Zentralbau. Unsere neue St.-Markus-Kirche ist von der Grundform her ein Zentralbau, der von der Mitte her und auf die Mitte hin konzipiert wurde, was uns theologisch wie anthropologisch sinnvoll zu sein scheint. Der heutige Mensch will nicht mehr bevormundet werden. Er will sich frei und eigenverantwortlich einbringen.

Mit dem Neubau der St.-Markus-Kirche ergab sich nun die Möglichkeit, Raum und Gottesdienstgeschehen unter den Bedingungen der Gegenwart aufeinander abzustimmen. Die Mitte wurde zum Ausgangpunkt unserer Überlegungen. Was das bedeutet, soll nur an der Wortverkündigung verdeutlicht werden.

Wortverkündigung soll sein. Aber wie kann sie zeitgemäß geschehen? Muss die Wortverkündigung eigentlich ein mehr oder weniger gelungener Vortrag sein, den einer von vorn den in den Reihen Sitzenden hält? Könnte die Wortverkündigung nicht auch ein Gespräch sein, an dem sich in freier Rede alle Gottesdienstteilnehmer beteiligen könnten?

Die um die Mitte versammelte Gemeinde könnte sich mehr in den Gottesdienst einbringen. Von daher haben wir bei unserem Kirchbau weniger an einen Hörsaal, als vielmehr an einen variablen Interaktionsraum gedacht. So kann es in der Kirche, im Gottesdienst zum Miteinander untereinander und mit Gott kommen.

Die Frage nach der Mitte ist nicht nur eine Frage nach der äußeren Form des Kirchbaus, sondern darüber hinaus eine Frage nach der Mitte des Gottesdienstes und der Gemeinde.

Die Orientierung an der Mitte rückt zudem in den Vordergrund, dass wir Gott nicht irgendwo in weiter Ferne suchen sollen, sondern mitten unter uns. EG 371,5: „Er ist nicht fern, steht in der Mitten..." Will Christus nicht mitten unter uns sein? Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.

Nicht nur aus den dargelegten Gründen bin ich der Überzeugung, dass wir in Zukunft Kirchen brauchen, die von der Mitte her und auf die Mitte hin konzipiert sind.

Für mich schwingt bei alledem ein Lied von Gerhard Tersteegen mit, in dem es heißt: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten. Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge."

Die Raummitte würde so zu einem Symbol, zu einem Zeichen für das, was wir mitten unter uns haben, was zur Mitte kommen lässt, was uns über alle Unterschiede hinweg um die Mitte versammelt. Das dies ein Akt des Betens ist, wird deutlich durch das Symbol des Weltgebetstags, das sich in der Fußbodenmitte befindet.

Von der Mitte her betrachtet gibt es kein oben und unten, vorn und hinten, kein links und rechts. Von der Mitte her gibt es nur ein nah und fern, ein „Sich-Nähern" und ein „Sich-Entfernen", wo und wie immer es geschieht.

Und darüber hinaus könnte uns die Mitte des Raumes und der Gemeinschaft an unsere Mitte erinnern, die Mitte unseres Lebens, die Mitte in uns. Es hat die Mitte also eine äußerlich sichtbar Seite im Raummittelpunkt und eine innere Seite, die in uns verborgen unsichtbar bleibt.

So kann der Kirchraum Ort der Begegnung der Gemeinde untereinander und mit Gott sein. Wo Gott sich uns nähert, wo wir uns ihm nähern, wo wir einander nahe kommen, da verdichtet sich, was uns im Tiefsten zusammenhält, da wird unser aller Mitte erfahrbar. EG 427,5: „Du, Vater, bist in unsrer Mitte, machst deinem Wesen uns verwandt."

Wo es zu dieser Begegnung und Annäherung untereinander und mit Gott kommt, ereignet sich Gottesdienst. Und wo es zu solchem Gottesdienst kommt, da kann er der Mittelpunkt der Gemeinde, auch des Gemeindelebens sein, kann er Sammlungs- und Aussendeort der Gemeinde sein.

Wenn ich die neue Markuskirche anschaue, ist vieles von meiner Traumkirche Wirklichkeit geworden. Es ist eine Kirche geworden, wie ich sie mir wünschte, die nicht durch unverrückbare Kanzel, Altar, Pult, Taufstein, Orgel, Podest oder Stufen verbaut ist, sondern für uns und andere offen, einladend und in jeder Hinsicht variabel und beweglich ist und bleibt, beweglich in der Einrichtung, in der Musik, in der Ausrichtung, offen für jede denkbare Gottesdienstform, um Gott erleben zu können mit Leib, Geist und Seele, eine Kirche, hell, schön, heilig, dem Lebendigen geweiht und Geborgenheit vermittelnd.

Wenn die neue St.-Markus-Kirche dabei helfen könnte, die Mitte zu Bewusstsein zu bringen, dann stände sie im übertragenen Sinn da, wo sie hingehört - mitten im Dorf.

Ich wünschte mir, dass sich möglichst viele Menschen der Südstadt von der Mitte her und auf die Mitte hin mit ihrer Mitarbeit zum Wohl der Südstadt weiterhin einbringen. So segne Gott unser Miteinander. Ich schließe mit Worten von Friedrich Gottlieb Klopstock: „Sei mitten unter uns, o Gott!" EG 220

Morgenstern

Predigt am 16. Dezember 2007

Man stelle sich vor: Es ist noch Nacht. Und jemand würde rufen: „Wachet auf!" Und man würde so aus dem Halbschlaf fragen: „Was ist denn?" Und man bekäme gesagt: „Schau doch. Wie schön leuchtet der Morgenstern..." Da man schon mal wach wäre, würde man vielleicht ans Fenster gehen. Und tatsächlich: Da leuchtet er, der Morgenstern. Dann wüste man: Die Nacht ist bald vorbei. Nun denn: „Brich an, du schönes Morgenlicht..."

Haben Sie gemerkt, dass wir eben gesungen haben, was ich nur nachgezeichnet habe? „Wachet auf" „Wie schön leuchtet der Morgenstern" „Brich an, du schönes Morgenlicht" Lauter Dinge, die wir kennen. Wir haben das schon erlebt, wie ein neuer Tag anbricht, wie der Morgen dämmert, wie die Nacht weicht, wie sich der Horizont erhellt.

Während dies geschieht, sieht man am Himmel den Morgenstern, also die Venus. Sie heißt Morgenstern, weil sie in den frühen Morgenstunden, wo es noch dunkel ist, am Himmel steht. Wenn man sie sieht, weiß man, dass der neue Tag nicht mehr fern ist.

Wenn man sich fragt: „Will denn diese Nacht gar nicht enden?" ermutigt einen der Morgenstern, trotz der Dunkelheit nicht daran zu zweifeln, dass der neue Tag bald anbrechen wird. Insofern hat der Morgenstern etwas sehr Tröstliches und Mut Machendes.

So hat das Erscheinen des Morgensterns etwas sehr Symbolisches. Mit Blick auf eine schlechte Nacht, aber auch mit Blick auf ein Leben in Dunkelheit, mit Blick auf die Nacht des Sterbens und Todes, mit Blick auf eine ganze Epoche der Weltgeschichte in Nacht und Dunkelheit – und wenn es das Ende der Welt wäre – haben Menschen im Erscheinen des Morgensterns dies Tröstliche und Mut Machende gesehen.

In alle Dunkelheiten, die man sich denken kann, strahlt der Morgenstern seine frohe Botschaft: „Hab keine Angst. Die Nacht geht vorbei. Ein neuer Tag bricht an. Bald. Sehr bald. Sei getrost" In diesem Sinne lautete der Text des letztes Liedes, das wir eben gesungen haben: „Der Morgenstern ist aufgedrungen, er leucht' daher zu dieser Stunde hoch über Berg und tiefe Tal, vor Freud singt uns der lieben Engelschar."

In der ersten Strophe wird diese Freude über das Erscheinen des Morgensterns besungen, sogar von den Engeln. Dies geschieht „hoch über Berg und tiefe Tal", also unabhängig davon, ob wir gerade ein Hoch oder ein Tief erleben.

In der nächsten Strophe klingt dann allerdings etwas Neues an: „O heilger Morgenstern, wir preisen dich heute hoch mit frohen Weisen. Du leuchtest vielen nah und fern, so leucht auch uns, Herr Christ, du Morgenstern."

Hier wird Christus zum Morgenstern. Alles, was über den Morgenstern zu sagen ist, wird auf Christus übertragen. Und auf einmal schließt sich der Kreis und wir wissen, warum wir in dieser Zeit oft singen: „Stern über Bethlehem, zeig uns den Weg..." Es ist der Stern von Bethlehem eben dieser Morgenstern. Und dieser Stern verweist uns auf Christus. Er ist es, der unser Dunkel mit seinem Licht hell ma-

chen will. Was mit der Geburt Jesu begann, am Kreuz dann zunächst endete um in der Auferstehung eine unglaubliche Wendung zu nehmen, das war der Anfang einer neuen Welt, das war wie das Aufstrahlen des Morgensterns, der das Werden von etwas Neuem ankündigt.

Das alles konnte die schwangere Maria nicht wissen, als sie sich zu einem Besuch bei ihrer Tante Elisabeth auf den Weg übers Gebirg machte. Denn der Morgenstern war ja noch nicht geboren.

Damit komme ich zu dem Lied, was wir gleich singen und Sie hören werden. Infolge der Begegnung Marias mit Elisabeth heißt es im Lied: Maria ward fröhlich und sang: „Mein Seel den Herrn erhebet, mein Geist sich Gottes freuet. Er ist mein Heiland, fürchtet ihn, er will allzeit barmherzig sein, er will allzeit, er will allzeit barmherzig sein."

Finden Sie nicht auch: Da würde man einerseits nur allzu gern einstimmen und mitsingen. Aber was macht man, wenn einem letztlich innerlich der Schwung, die Begeisterung und die Freude fehlen?

Ganz einfach. Man bittet um den heiligen Geist. Denn der ist in dem Lied, dass wir gleich singen, auch dafür verantwortlich, dass Elisabeth und Maria verstehen, was da geschieht, wer da geboren wird.

Weil es um unsere Freude geht, fragt das Lied: „Was bleiben immer wir daheim? Lasst uns auch aufs Gebirge gehen..." Wir sollten uns also nicht mit unseren Dunkelheiten und der fehlenden Freude abfinden, sondern uns auf den Weg machen. Advent heißt zwar: Ankunft. Aber was hindert uns, ihm innerlich entgegen zu gehen?

Also – mit den Worten des Liedes: „Lasst uns... gehen... da eins dem anderen spreche zu..." Ist das nicht herrlich? „Da eins dem andern spreche zu." Ob uns das gelingt, einander zuzusprechen? Jeder braucht Zuspruch. Und wenn wir uns bemühen, dann könnte es gelingen, dass alle Zuspruch geben und Zuspruch erhalten.

Bitten wir Gott den Herrn, dass er uns unser Herz öffnet, auf dass wir uns seiner freuen und ihn auch als unseren Heiland erkennen.

Mutlosigkeit und Zuversicht

Predigt zu Sylvester 2010

Vermutlich spielt bei jedem Jahresrückblick eine Rolle, was man sich vor einem Jahr vorgenommen hatte. Und natürlich: Auch für das neue Jahr gibt es mancherlei gut gemeinte Vorsätze.

Sich das immer wieder einmal – auch übers Jahr verteilt – zu vergegenwärtigen, wird sicher nicht schaden.

Ganz im Gegenteil. Sich immer wieder daran orientieren ist vergleichbar einer Autofahrt. Man weiß, woher man kommt und wohin man will. Schon mal nicht schlecht. Um auch wirklich dort anzukommen, wo man hin will, muss man – jedenfalls beim Autofahren – immer wieder nachsteuern. Es geht ja nicht nur geradeaus. Der Weg ist kurvenreich. Es kommt immer wieder etwas dazwischen. Man muss Rücksicht nehmen auf die anderen Verkehrsteilnehmer.

Wenn man ankommen will, im Leben, muss man auch nicht nur wissen, wo man hin will, sondern sich den Gegebenheiten anpassen und den Kurs ggf. korrigieren, ein wenig die Geschwindigkeit herausnehmen, vorausschauend, aber auch mit Rücksicht unterwegs sein, vielleicht andere mitnehmen.

Was nun so ganz allgemein gilt, stimmt natürlich auch für unser Christsein, für unser Leben als Christ. Keine Angst: Ich werde bei der Frage nach unserem Woher und Wohin nicht die ganze Kirchengeschichte bemühen, sondern mich unter einer gewissen Perspektive auf einen kleinen Streckenabschnitt beschränken.

Der Streckenabschnitt, den ich im Blick habe, beginnt mit dem 1. Januar 2010 und endet mit dem 1. Januar 2011. Ich will keineswegs alles Revue passieren lassen. Wie sollte das auch gehen?

Nein. Diesen Streckenabschnitt, dieses Jahr will ich unter einem ganz bestimmten Blickwinkel anschauen. Den Blickwinkel geben die Jahreslosungen vor, die für das vergehende Jahr 2010 und die für das beginnende Jahr 2011. Denn so eine Jahreslosung ist ja als Wegbegleiter für ein ganzes Jahr gedacht.

Bei der Jahreslosung für 2010 aus dem 14. Kapitel des Johannesevangeliums handelte es sich um folgende Aufforderung bzw. Einladung Jesu: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubt an Gott. Und glaubt an mich."

Mir fallen doch einige Situationen aus dem vergangenen Jahr ein, wo ich genau diese Losung nicht beherzigt habe. Das heißt: Ich wusste sie schon.

Aber ich habe sie nicht beherzigt, nicht zur Entfaltung kommen lassen in meinem Herzen. Ich habe ihr keinen Raum gegeben im Herzen. Da war der Weg vom Kopf zu lang bis ins Herz.

Und weil da zu wenig Glaube und Vertrauen in mir war, ist mein Herz erschrocken und ins Stolpern geraten. Dumm gelaufen. Hätte nicht sein müssen.

Aber wie das so ist: Das mit dem Glauben, das sagt sich so einfach. Aber wenn's Probleme gibt und sich die Frage nach dem Glauben und Vertrauen ganz konkret und existentiell in einer bedrohlichen Situation stellt, dann ist das eben doch nicht ganz so einfach.

Nun gut. Ich lebe noch. Und Sie ja auch. Ihnen mag es ja hier und da ähnlich ergangen sein. Noch besteht die Möglichkeit, dass sich unser Glaube und Vertrauen weiter entwickelt. Die Einladung der alten Jahreslosung steht – nach wie vor.

Soweit mal zum Text der alten und immer wieder aktuellen Jahreslosung von 2010. Da kommen wir her. Und wo wollen wir hin. Darüber gibt die neue Jahreslosung aus dem Brief des Paulus an die Römer Auskunft: „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Da werden wir alle nicken und zustimmen. Wir werden uns laut oder leise sagen: So soll es sein. Und dann werden wir uns fragen, fast schon verzweifelt fragen: „Und wie geht das, das Böse überwinden?"

Es geht ganz bestimmt nicht, indem man selbst böse wird und das Böse mit Bösen zu vernichten sucht. Das Böse überwindet man auch dadurch nicht, wenn man es im Sinne des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" mit gleicher Münze heimzahlt. Und es hilft ganz und gar nicht weiter, wenn man sich einfach nur revanchiert.

Mal ganz abgesehen davon geht es hier vielleicht gar nicht um das Böse der anderen, um das Böse in den anderen. Sicher geht es genauso um das Böse, das wir tun, um das Böse in uns, in jedem von uns, um das Böse, über das wir uns zuweilen selbst erschrecken.

Es ist sicher richtig, dass sich das Böse in manchen Menschen offensichtlich besonders breit machen konnte, während andere kaum davon betroffen scheinen.

Aber es hat schon seinen Grund, dass wir im „Vater unser" alle beten, beten sollen: „Erlöse uns von dem Bösen." Dabei liegt die Betonung auf uns. Erlöse uns. Und zwar vom Bösen um uns und vor allem vom Bösen in uns.

Den entscheidenden Hinweis, wie das gehen könnte mit der Überwindung des Bösen, finden wir aber in der Jahreslosung selbst, wenn es heißt: „Überwinde das Böse mit Gutem." Wir sollen auf das Böse nicht mit Bösem reagieren, sondern mit Gutem. Wir sollen nicht das Böse nachmachen, sondern das Gute vormachen.

Und wirklich. Das könnte gehen. Probieren wir es doch einfach aus, und eben nicht nur einmal, sondern immer wieder. Irgendwann müsste

sich das Böse doch überwinden lassen von der entgegengebrachten Güte.

Damit erinnert Paulus die römischen Gemeindeglieder daran, wie sie überwunden und für den Glauben gewonnen wurden – durch die ihnen von Gott entgegen gebrachte Güte.

Paulus geht davon aus, dass Gott diese Güte auch denen entgegen bringt, die immer wieder böse sind. Er weiß, dass es möglich ist, das Böse mit Gutem zu überwinden, indem man auf das Böse eben nicht mit Bösem reagiert, sondern mit Gutem.

Ich weiß: Wir haben das alle schon mal - ach was sag ich - schon oft versucht. Und es ging nicht. Uns so stehen wir in der Gefahr, dass wir so mutlos werden, dass wir in unserem Bemühen nachlassen.

Bevor wir nun unsere Bemühungen, das Böse mit Gutem zu überwinden, mutlos aufgeben, sollten wir uns an die Jahreslosung von 2010 halten. Denn wer Gott vertraut, dem ist nicht unmöglich. Amen.

Navi

Predigt zur Konfirmation am 5. April 2008

Wisst ihr, was das ist? Richtig. Ein Navi. Wirklich erstaunlich, was so ein kleines Gerät alles kann. Es bringt mich doch tatsächlich dahin, wo ich hin will. Es sagt mir, wo ich fahren muss. Es zeigt mir den Weg. Und ab und zu warnt es mich, wenn ich mal wieder ein bisschen zu schnell bin. Natürlich nur dann, wenn ich es richtig benutze.

Aber wie das eben so ist: Es geht an. Und schon habe ich die Qual der Wahl. Will ich mir mit dem Picture viewer hübsche Bilder ansehen? Oder möchte ich lieber mit dem music player meine Lieblingsmusik hören? Geht natürlich alles. Und es gibt womöglich Leute, die einfach deshalb nicht da ankommen, wo sie hinwollen, weil sie vergessen, das Navi auch wirklich zum Navigieren zu benutzen.

Wenn ich könnte, dann würde ich euch zur Konfirmation so etwas Ähnliches schenken. Wie gesagt: So was Ähnliches. Denn mit einem richtigen Navi könntet ihr ja zurzeit sowieso noch nichts anfangen. Dafür fehlen euch nicht zuletzt der Führerschein und das Auto.

Ich dachte da an ein ganz besonderes Navi. Eins, mit dem man seinen Weg, den Weg durchs Leben finden kann. Das könntet ihr doch sicher gut brauchen? Endlich wissen, wo es lang geht. Wäre gut, oder nicht?

Ich beschreibe euch mal dies besondere Navi, das ich vor Augen habe. Es würde so aussehen, wie dies hier. Und wenn ihr es anmachen würdet, müsstet ihr zunächst mal die Grundeinstellungen festlegen. Kennt ihr ja vom Handy: Muttersprache, Heimatanschrift usw. Ist ja klar. Hat jeder.

Bei einem richtigen Navi erfährt man unter der Rubrik Routeninformationen, wie weit es noch ist bis zum Ziel und wie lange man voraussichtlich noch braucht.

Bei dem Navi, das ich euch gern schenken würde, würdet ihr darüber, wie lange ihr noch unterwegs seid, keine Angaben finden. Ist ja man auch gut, dass niemand weiß, wie lange er noch zu leben hat.

Aber ihr könntet eingeben, ob ihr lieber schnell oder langsam unterwegs sein wollt, ob ihr immer nur die Highways benutzten wollt und da stehen wollt, wo alle stehen, oder ob ihr bereit wäret, auch mal kleinere Straßen zu benutzen, die etwas mehr Zeit erfordern, ja aber ihre ganz eigenen Reize haben.

Und dann könntet ihr bei dem Navi, das ich euch schenken würde, wie bei einem richtigen Navi auch eingeben, ob ihr gewarnt werden möchtet, wenn ihr gegen Regeln verstoßt. Das Navi würde immer „Achtung!“ sagen, wenn etwas mit eurem Lebensweg nicht stimmt.

Bei so einem Navi ist es ja so: Hat man sein Ziel eingegeben, so mit Ort, Straße und Hausnummer, geht’s ja meistens auch gleich los. Es sei denn, man findet sich mal wieder in einem Funkloch. Auch das kennt ihr vom Handy, wo es dann nur heißt: „Kein Netz“. Bei meinem Navi steht dann: Im Moment steht kein GPS-Signal zur Verfügung.

Nun gut. Da muss man dann nicht gleich verzweifeln. Meistens findet man fürs Handy dann doch noch eine Stelle, wo man Netz hat. Und mit dem Navi ist es ähnlich. Wenn man einfach erst mal losfährt, kommt das Ding in Gang. Und hat es erst mal sein GPS-Signal, funktioniert es auch. Und ich weiß, wo ich bin und vor allem, wie es weitergeht.

Ja, ja: das GPS. Was ist das eigentlich? Wisst ihr, wofür das steht: GPS? Für die „Güteprüfstelle“ der Bundeswehr oder für das „Ganzheitliche Produktsystem“ oder für den Mannheimer Verein „Gemeinschaft praxisbezogener Studenten“ oder für das „Global Positioning System“, ein Satelliten gestütztes System zur weltweiten Positionsbestimmung.

Zugegebenen: Bei Günther Jauchs Quizsendung „Wer wird Millionär?“ wäre das sicher eine ganz leichte Frage. Denn keine der vier eben genannten Antworten wäre falsch. Sie stimmen alle. Tatsächlich.

Mit Blick auf das Navi ist GPS allerdings eindeutig das „Global Positioning System“. Da oben funken Satelliten ihre Signale, aufgrund derer so ein Navi all das kann, was es kann. Ohne GPS wären all unsere Navis ziemlich hilflos.

Und was könnte die die Abkürzung GPS nun bei dem Navi sein, das ich euch gerne schenken würde? Was meint ihr? Wofür könnte GPS stehen? …

Ist doch ganz einfach: Wir brauchen nur ein Wort auszutauschen. Nicht „Global“ sondern „Gods“. „Gods Positioning System“ oder zu deutsch „Gottes Positionierungs-System“

Wäre das nicht toll, wenn es so ein Navi gäbe, mit dem man in ständigem Kontakt zur himmlischen Leitstelle wäre? Man wüsste immer und überall, wo man sich gerade befindet und vor allem, wie es weitergeht und was der richtige Weg wäre. Es wäre doch ganz wunderbar, Gott würde so mit uns sprechen, wie die Stimme des Navis mit uns spricht. Stellt euch nur mal vor: Wir könnten immer sehen, wie und wo es weitergeht.

Und was wäre, wenn wir mal vom richtigen Weg abkommen? Beim richtigen Navi wäre das ja überhaupt kein Problem. Selbst dann, wenn ich mich auf der Straße mal verfahren habe, wenn ich zu früh abgebogen bin oder mich eine Baustelle zwingt, anders zu fahren: Macht nichts. Entweder reagiert dies Ding und berechnet blitzschnell einfach eine neue Route. Oder es sagt mir die freundliche Stimme meines Navis: „Wenn möglich, bitte wenden.“

So ähnlich macht es das Navi auch, das ich euch schenken möchte. Es sagt euch nicht: „Du bist ein ganz schrecklicher Mensch, weil du jetzt dies oder das getan hast.“ Nein: Es sagt: „Wenn möglich, bitte wenden.“

Und wenn man nicht wenden kann? Dann macht man unter Umständen einen Umweg und kommt ein wenig später an. Es gibt viele Möglichkeiten, ein Problem zu lösen. Und es gibt viele Wege nach Rom.

Nun gut. Das Ziel muss allerdings klar sein. Ohne Zieleingabe kann uns das beste Navi nicht weiterhelfen. Das gilt auch für das Navi, das uns den bestmöglichen Weg durchs Leben führen soll.

Ihr müsstet also schon wissen, wohin ihr wollt. Und? Wohin soll’s denn gehen? Was wollt ihr? Was willst du?

Für heute habt ihr das geklärt. Euer Weg hat euch hierher in die St.-Markus-Kirche gebracht. Heute ist euer Ziel die Konfirmation. Klar.

Und wir freuen uns mit euch, dass ihr alle dieses Ziel erreicht habt. Soweit, so gut.

Nun müsst ihr wissen, dass eure Konfirmation nicht das Ziel, nicht die Endstation ist. Das Leben geht weiter. Gott sei Dank. Ihr habt noch viele andere Ziele: Guter Schulabschluss, Lehre, Ausbildung oder Studium, eine Arbeit, die man gern macht und von der man leben kann, Familie, ein wenig Wohlstand, gesund bleiben. Lauter erstrebenswerte Ziele.

Ihr merkt, es ist wichtig und gut, dass ihr euch immer wieder gut überlegt, wo ihr gerade seid und wohin für euch ganz persönlich die Reise geht und wohin sie gehen soll.

Damit einem nun das Leben gelingt, damit man es genießen und sinnvoll nutzen kann, damit man es nicht verdaddelt, ist es gut, wenn man bei dem Navi, von dem ich die ganze Zeit spreche, so etwas wie einen Wunsch eingibt.

Der könnte etwa so lauten: „Gott, zeige mir meinen Weg. Lass mich sehen, was für mich und andere gut ist. Schenke mir Augen, die dich nicht aus dem Blick verlieren. Stoße mich auf das, was an Schönem in meinem Leben liegt. Öffne mir die Ohren, damit ich deine Stimme hören kann, die mir sagt, wie und wo es für mich weitergehen kann. Bewahre mich davor, vom guten Weg abzukommen. Hilf mir Rücksicht zu nehmen auf die, mit denen ich unterwegs bin."

Ich bin ganz fest davon überzeugt, dass ihr gut durchs Leben kommt, wenn ihr in diesem Sinne unterwegs seid.

Abschließend noch ein paar ganz praktische Tipps: Leider gibt es das Navi, von dem ich hier andauernd spreche nur in meinen Träumen. Das könnt ihr euch ja denken.

Aber die Bibel, die ihr nachher vom Kirchenvorstand geschenkt bekommt, erzählt davon, was andere mit dem himmlischen GPS erlebt haben, wie sie mit seiner Hilfe ein gesegnetes Leben führen konnten.

Bei längeren Fahrten und Reisen, und die Lebensreise ist eine ganz lange Reise, muss man immer wieder mal Pause machen und auftanken an Orten wie diesem, eurer St.-Markus-Kirche. Ich kann euch nur dazu ermuntern, immer wieder einmal anzuhalten, um aufzutanken und auszuruhen.

Ihr bekommt nachher dies Markuskreuz geschenkt. Es soll euch nicht nur an das Kreuz vor eurer St.-Markus-Kirche erinnern, sondern auch an Gott, für den dies Kreuz steht und dessen Segen ihr heute empfangt.

Um es mit den Worten eines Liedes zu sagen: „Kreuz, auf das ich schaue, steht als Zeichen da; der, dem ich vertraue, ist in dir mir nah." Wenn ihr das kleine Kreuz seht, dann denkt an das große Kreuz vor eurer Kirche, das für euren Gott steht, der es gut mit euch meint, der euch segnet und euch auf all euren Wegen begleitet.

Neues Los - Neues Glück

Predigt zum Schützenfest am 1. September 2000

Die Welt ist voller Wunder. Wunderbar. Manchmal wundert sich alle Welt. Dann berichten die Medien davon. Und dann ist so ein Wunder in aller Munde.

An den meisten Wundern geht man achtlos vorbei. Man nimmt sie einfach nicht wahr. Und weil man sie nicht wahrnimmt, wundert man sich nicht mehr.

Von daher ist es kein Wunder, dass für viele das Leben langweilig ist. Würden solche Leute genauer schauen, sie würden alle Nase lang auf ein Wunder stoßen. Sie würden sich wundern und fänden das Leben wieder wundervoll.

Wenn man so während des Schützenfestes über den Welfenplatz geht, gibt vieles, was man nicht mehr wahrnimmt. Aber es gibt auch so manches, worüber man sich wundern kann.

Letztes Jahr passierte mir folgendes: Ich ging so über den Platz. Und dann war da ja eine Bude, wo Lose verkauft wurden. Wie das immer so ist. Da bekommen die Kinder angesichts der riesengroßen Teddys und Gewinne glänzende Augen. Und welche Großeltern könnten da schon „nein" sagen. Also werden Lose gekauft - in der Erwartung natürlich, dass man das große Los zieht und stolz den Hauptgewinn heimtragen darf.

Nun gut, meistens reicht es nur für einen kleinen Trostpreis, wenn man nicht das Pech hat, gar nichts zu gewinnen. Dann wird so ein Los eben achtlos auf den Boden geworfen.

Und so kommt es, dass gerade vor dieser Bude der Boden übersät mit auf den Boden geworfenen Losen. Ich weiß nicht, was mich dazu veranlasste. Aber ich hob mir eins der Lose auf. Dies Los. Und da fing das mit dem Wundern an.

So ein Los ist ja wirklich nur ein kleines Stückchen Papier. Was soll da schon groß dran sein. Sie haben Recht. Eigentlich nichts. Im Grunde völlig wertlos. Deshalb lag es ja auf dem Boden.

Aber Sie werden es bereits ahnen: Wenn der Pastor so viele Worte darum macht, wenn er so rumwundert, dann muss da was mit sein. Sie liegen richtig mit Ihrer Vermutung.

Bevor ich vorlese, was hier drauf steht, muss ich Ihnen noch etwas aus meiner Kindheit erzählen. Als ich noch ein kleiner Steppe war und noch an das große Los glaubte, als ich mir noch Lose kaufte und vom großen Glück träumte, da erwischte ich immer dieser Lose, auf denen dann stand: „Leider verloren“ Oder es hieß darauf - noch kürzer und niederschmetternder: „Niete.“

Ja, und so fühlte ich mich dann auch. Als Niete. Als Verlierer. Eben als Looser, wie die jungen Leute von heute sagen. Vom Glück verlassen. Um den Hauptgewinn betrogen. Das hinterließ kein gutes Gefühl in mir. Die Enttäuschung, nichts gewonnen zu haben, war schon so groß genug. Und dann auch noch bescheinigt zu bekommen: „Niete!“ - das gab einem den Rest. Traurig zog ich Steppke damals ab - wie gesagt: um eine enttäuschende Erfahrung reicher und um mein Taschengeld ärmer.

Wochenende um Wochenende machen Große wie Kleine dieselben Erfahrungen, immer auf der Suche nach dem Glück, immer in der Hoffnung auf das große Los, auf die richtige Zahlenkombination, auf den Hauptgewinn bei der Verlosung des Preisausschreibens. Wer wünschte sich das nicht. Und Ziehung um Ziehung das gleiche: Wieder nichts. „Leider verloren“.

Manche erleben ihr Leben genauso. Sie fragen sich angesichts der oft enttäuschenden Lebenserfahrungen: Was ist mein Los? Was ist mein Schicksal. Und viele werden das Gefühl nicht los, eben nicht einen Hauptgewinn, sondern eine Niete gezogen zu haben. Von daher gibt es viele, die sich als Verlierer fühlen. Und wahrscheinlich werden viele, die unter Minderwertigkeitsgefühlen leiden, von sich und ihrem Leben denken: „Niete - leider verloren.“

Aber stimmt das denn. Ist einer eine Niete, ein Looser, ein Verlierer, nur weil er nicht das große Los gezogen hat. Nein. Natürlich nicht. Es ist nie alles verloren. Es ist nie jemand nur eine Niete. Natürlich hat man schon mal Pech. Natürlich geht schon mal was daneben. Natürlich werden wir schuldig. Aber ist das unser Los? Ist das unsere Bestimmung?

Aber nun zu diesem Zettel, den ich letztes Jahr vom Boden aufhob. Schau mal an, dachte ich mir. Da stand nämlich nicht mehr darauf: „Leider verloren“ oder „Niete“. Sondern? Wissen Sie, was darauf stand? Na, Sie werden doch schon mal so ein Los in den Händen gehalten haben.

Da stand bzw. hier steht: „Neues Los - neues Glück!“ Das klingt doch ganz anders. Sicher: Es kommt zwar so ziemlich aufs Gleiche heraus: Man bekommt nichts. Aber man fühlt sich wenigstens nicht so schlecht wie bei den Worten „Niete - leider verloren“.

Und selbst wenn man gewinnt, bedeutet das doch nicht, dass man glücklicher ist als vorher. Und dabei geht es uns im Grunde doch gerade darum. Wir wollen Glück haben, was ja nichts anderes meint, als dass wir glücklich sein wollen. Dass wir uns wünschen, das große Los zu ziehen, offenbart nur unsere Sehnsucht nach Lebensglück.

Gerade diese Sehnsucht wird aber durch all diese Losverfahren nicht gestillt. Man kann sich endlos Lose kaufen - und wird doch nicht glücklich. Da gaukelt einem so ein Zettelchen etwas vor. Neues Los bedeutet eben meistens nicht neues Glück, sondern einen erneuten vergeblichen Versuch. Und selbst wenn man das große Los zieht oder einen Sechser im Lotto hat - und ist deshalb langfristig doch nicht glücklicher und zufriedener als vorher.

Nein - das Glück kann man nicht kaufen. Auch wenn die Aufschrift „Neues Los - neues Glück“ einem das einreden will. Wir können uns endlos Lose und Lottoscheine kaufen, ja womöglich sogar etwas gewinnen - aber es wird unsere Sehnsucht nicht stillen.

Sie merken schon. Unser Nachdenken über diesem kleinen Los aus der Losbude hat uns an die Frage geführt, was unser Los ist, was unsere Bestimmung ist, was unser Schicksal ist.

Also: Wie und wo fällt uns das Los zu, um das es eigentlich geht? Leider gibt es in der Bibel keinen Satz, mit dem diese Frage zu beantworten wäre.

Sicher: Da steht manches darüber zu lesen, wie andere entdeckt haben, was im Miteinander mit anderen und mit Gott ihre Bestimmung, ihr Los geworden ist.

Aber da ist weder von mir noch von Ihnen die Rede. Und deshalb steht da auch nirgends, was Ihr Los und Dein Los und Euer Los ist. Es steht da nur so etwas wie ein Blankoschein, etwas, was durch unser Leben und unsere Biographie ausgefüllt werden müsste.

Ich muss dazu kurz eine Begebenheit aus dem Leben Jesu in Erinnerung bringen. Da kam mal einer zu Jesus mit der Frage, die uns jetzt bewegt. Und er fragte Jesus, was er tun muss, was seine Bestimmung sei, was sein Los sei. Denn er sehnte sich wie wir danach, sein Leben nicht zu vergeuden. Er wollte leben, richtig leben.

Und Jesus ließ ihn selbst die Antwort geben. Ich glaube, er würde es mit uns auch tun. Er hielt keine lange Predigt, sondern forderte ihn auf, die Antwort selbst zu suchen. „Was liest du in der Heiligen Schrift?"

Und tatsächlich: Der Fragende wusste im Grunde, was zu tun war. Und so kam es zu folgender Antwort: „Liebe Gott und liebe deinen Nächsten wie du dich selbst liebst." Und das war es. Jesus konnte diesen Menschen nur ermuntern, in diesem Sinn zu leben: „Tu das - und du wirst leben."

Was hier formuliert wurde, ist unser aller Los und Bestimmung. Ich vermute, Jesus würde uns nichts anderes sagen. Es ist unser Los, unsere Bestimmung, Gott, unsere Nächsten und uns selbst zu lieben. Wer dies tut, hat das große Los gezogen.

Nicht kleinzukriegen

Predigt zum Weihnachtsfest 2005

Die Hirten waren wieder gegangen. Der junge Hirte hatte etwas mitgenommen von der Krippe. Die anderen haben erst nichts gemerkt. Bis auf einmal jemand sagte: „Was hast du denn da in der Hand?" „Einen Strohhalm", sagte der, „einen Strohhalm aus der Krippe, in der das Kind gelegen hat." „Einen Strohhalm", lachten die anderen, „das ist doch nur Abfall. Wirf das Zeug weg!" Aber er schüttelte den Kopf „Nein", sagte er, „den behalte ich, denn für mich ist er ein Zeichen, ein Zeichen für das Kind. Jedes Mal, wenn ich diesen Strohhalm in der Hand halte, werde ich mich an das Kind erinnern." Am nächsten Tag fragten ihn die Hirten erneut: „Hast du den Strohhalm immer noch? Mensch, wirf ihn doch weg. Wertloses Zeug ist das doch." Da sagte er: „Nein, das ist nicht wertlos. Das Kind hat darauf gelegen." „Na, und?" lachten die anderen. „Das Kind ist wertvoll, aber doch nicht das Stroh!" „Ihr habt Unrecht", sagte der Hirte, „das Stroh ist schon wertvoll. Worauf hätte das Kind denn sonst liegen sollen, arm wie es ist? Nein, mir zeigt dies: Gott braucht das Kleine, das Wertlose. Ja, Gott braucht uns, die Kleinen, die gar nicht viel können, nicht viel wert

sind!" Und er freute sich über seinen Strohhalm. Er freute sich darüber, dass Gott die Menschen so lieb hat, dass er klein wurde wie sie. Eines Tages aber nahm ein anderer Hirte ihm den Strohhalm weg und schrie wütend: „Du mit deinem Strohhalm! Du machst mich ganz verrückt damit!" Und er zerknickte den Halm wieder und wieder und warf ihn zur Erde. Der junge Hirte hob den Strohhalm ganz ruhig wieder auf strich ihn wieder glatt und sagte zu dem anderen: „Sieh doch - er ist geblieben, was er war: ein Strohhalm. Deine ganze Wut hat daran nichts ändern können. Sicher, es ist leicht, einen Strohhalm zu knicken. Und du denkst: Was ist schon ein Kind, wo wir einen starken Helfer brauchen. Aber ich sage dir: Aus diesem Kind wird ein Mann, und der wird nicht tot zu kriegen sein. Er wird die Wut der Menschen aushalten und ertragen. Und er wird bleiben, was er ist: Gottes Retter für uns. Nein, Gottes Liebe ist nicht klein zu kriegen!"

Soweit diese Weihnachtsgeschichte. Vieles davon bewegt sich im Rahmen dessen, was man auch aus anderen Weihnachtsgeschichten kennt. Die Hirten, die Krippe, das Stroh. Und dass sich der junge Hirte etwas mitnimmt, sozusagen ein Souvenir, das ihn immer wieder an das Kind erinnern sollte, ist nur allzu verständlich. Vielleicht täte uns so kleiner Strohhalm auch gut. Wir würden dann sicher öfter mal an das Kind denken, und was aus ihm wurde. Vielleicht mögen Sie sich ja nachher einen Strohhalm mitnehmen?

Je länger der junge Hirte diesen Strohhalm hat, je mehr darüber gesprochen und nachgedacht wird, je mehr er auch im Interesse der anderen steht, desto interessanter wird der unscheinbare Strohhalm.

Die anderen argumentieren ja eigentlich ganz vernünftig. Das Kind sei doch das Wichtigste – sagen sie - nicht das Stroh, auf dem es gelegen hat.

Aber schon das sieht der junge Hirte anders. Sicher: An und für sich ist Stroh wertlos. Aber dies Stroh ist durch den, der darauf lag, wertvoll geworden, geradezu geadelt worden.

Und so wird das Stroh für den jungen Hirten zum Botschafter einer ihn froh machenden Botschaft. Diese Botschaft lautete für ihn: Gott braucht auch das Kleine, das scheinbar Wertlose.

Und wie ihm das klar wird, hat er tatsächlich so etwas wie eine Erleuchtung. Denn auf einmal setzt sich in ihm der Gedanke fest: „Ja, Gott braucht uns, die Kleinen, die gar nicht viel können, die in den Augen anderer nicht viel wert sind."

Wahrhaftig. So ist es. Wir sind nun zwar nicht wertlos, aber eben nur kleine Leute. Und doch sind wir wichtig. Warum? Weil wir ihm wichtig sind. Weil er uns braucht, auch wenn wir der Meinung sind, dass wir nicht viel können.

Wie das Stroh wertvoll wird durch das Kind, das darauf lag, werden wir Menschen wertvoll durch den, der um unsertwillen Mensch wird. Unabhängig von unserer Selbsteinschätzung erachtet er uns für so wertvoll, dass er so zu uns kommt, wie das Kind auf das Stroh kommt.

Wenn uns das doch immer so klar wäre, dass wir ihm wertvoll sind und dass er uns braucht, gerade auch dann, wenn wir uns für überflüssig und wertlos halten. Freuen wir uns darüber wie der junge Hirte.

Aber damit nicht genug. Es kommt zum Konflikt zwischen den Hirten. Und der schöne Strohhalm wird zerknickt. War das das Ende? - Hätte man meinen können. Irrtum! Was wie das Ende aussah, entpuppte sich als die Krönung. Denn: Der Strohhalm war geblieben, was er war, wenn auch zerknickt.

Auch dieses ist ein Gleichnis für Größeres. Denn: Ist das Leben kein richtiges Leben mehr, wenn es beschädigt ist? Ist der Glaube kein richtiger Glaube mehr, wenn er zweifelnd eingeknickt ist? Ist es unmöglich, dass ein Mensch Gott im Herzen trägt, nur weil er zerknittert aussieht? Ist die Liebe am Ende, wenn sie eine Niederlage hinnehmen muss?

Nein. Keineswegs. Nicht nur der Strohhalm, auch das angeschlagene Leben bleibt Leben, auch der zweifelnd eingeknickte Glaube bleibt Glauben, auch der zerknittert wirkende Mensch kann Gott im Herzen haben, auch die enttäuschte Liebe kann weiterhin liebende Liebe bleiben.

Und so macht gerade der zerknickte Strohhalm Mut und Hoffnung. Das kann jeder verstehen. Dazu braucht man nicht einmal fromm sein. Aber es hilft einem, wenn man es ist. Denn dann kann man auch noch auf die Bibel zurückgreifen, wo es ganz im Sinne der Geschichte heißt: „Das zerknickte Rohr wird er nicht zerbrechen." (Jesaja 42,3).

Gott braucht jeden von uns, auch und gerade, wenn er geknickt und dadurch scheinbar unbrauchbar und wertlos ist. Er braucht uns, wie das neugeborene Kind das an und für sich wertlose und sicher auch zerknickte Stroh brauchte.

Und ein letzten Schritt wollen wir mit der Geschichte tun: den wichtigsten vielleicht. Denn am Ende der Geschichte rückt der junge Hirte das Schicksal des geknickten Strohhalms und das Schicksal des Mannes, der aus dem Kind wird, ganz eng zusammen.

Wie der Strohhalm wird dieses Kind geknickt, wenn es groß ist. Aber wie der Strohhalm dadurch nicht aufhörte Strohhalm zu sein, so wird der neugeborene Retter der Welt durch den Tod am Kreuz nicht aufhören Retter der Welt zu sein.

Wie der Strohhalm die Bösen ausgehalten hat, so wird der Retter der Welt die Bösen aushalten. Und wie der Strohhalm nicht kleinzukriegen war, wird auch der Retter der Welt nicht tot zu kriegen sein. In diesem Sinne ist Jesus Christus der Retter der Welt, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Mit einem wunderbaren Satz endet unsere kleine Weihnachtsgeschichte: „Gottes Liebe ist nicht klein zu kriegen." Mit diesem Satz wird gedeutet, was den Retter der Welt ausmacht: Er ist die Verkörperung der Liebe Gottes. Wie er nicht klein zu kriegen ist, ist Gottes Liebe zu uns Menschen nicht klein zu kriegen. Lassen Sie sich auch nicht kleinkriegen.

Obstkorb

Predigt am 1. Oktober 2017

Wenn sich alle kennen, dann ist es einfach. Wie in unserem Obstkorb. Apfel und Birnen kennen sich schon lange. Sie sitzen zusammen. Sich machen alles Mögliche zusammen. Sie sind schon ganz lange dicke Freudinnen.

Die Trauben und Pfirsiche sind zwar noch nicht ganz so lange da. Aber an die haben sich Apfel und Birne schon gewöhnt. Es ist schon lange her, dass sie mal von Süden her dazu gekommen sind, dass sich kaum noch jemand daran erinnert. Nicht einmal die Trauben und Pfirsiche selbst. Auch sie gehen wie die meisten davon aus, dass sie hier dazu gehören und schon richtig sind. Sind sie ja auch.

Das ist bei den Orangen und den Ananassen schon ein wenig anders. Die sind auch nicht von hier. Die wachsen nicht einmal hier. Sie kommen aus dem Süden. Ständig kommen neue. Aber da sie schon so viele Jahre über zu uns kommen, haben sich alle daran gewöhnt, dass sie da sind. Keiner fragt, woher sie kommen.

Und so haben sie sich im Obstkorb aneinander gewöhnt. Man kennt sich. Man weiß um die Vorzüge und Eigenheiten der anderen. Weil man ja irgendwie miteinander auskommen muss, nimmt man auch Rücksicht aufeinander. Schließlich soll niemand zu Schaden kommen oder verletzt

werden. Nicht alle haben so eine feste Schale. Manche sind halt empfindlicher als andere.

Wenn man sich kennt, findet man es ganz normal, dass die einen so und die anderen anders sind, dass z.B. die Banane so süß und krumm und gelb ist, während die Äpfel ganz anders, nämlich grün, rund und herzhaft sind. Und mit der Zeit stößt sich niemand daran, dass der Pfirsich so zart und weich ist, während die Ananas ganz rau und kratzig ist. Und so liegen sie da schiedlich-friedlich miteinander im Obstkorb.

Das ist nicht nur in der Geschichte vom Obstkorb so. Das ist auch sonst nicht anders. Denken wir mal an unser Land. Hier haben immer schon Menschen gewohnt. Und dann war da die eine und andere Völkerwanderung. Da waren nach dem Krieg die Flüchtlingsströme aus dem Osten. Da waren die Gastarbeiter aus dem Süden. Da waren die Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion. Und da sind bis heute Menschen, die aus den verschiedensten Ländern und aus den verschiedensten Gründen nach Deutschland einwandern. Es war nie anders.

Und? Mittlerweile gehören sie dazu. Und das ist gut so. Wir sind schon lange ein Vielvölkerstaat und meist auch stolz darauf, als Weltbürger offen und tolerant zu sein.

Aber manchmal passiert etwas, was ein wenig Unruhe und Befremden mit sich bringt. In der Geschichte vom Obstkorb ist es die Sache mit der Kiwi. Die kennen noch nicht alle. Die ist neu. Die sieht anders aus. Die macht Angst. Da gehen die anderen im Obstkorb mal lieber auf Abstand. Man weiß ja nie.

Das Problem ist: So auf Abstand lernt man sich nicht kennen. Aber wenn man sich dann mal ein Herz gefasst hat, wie es in der Geschichte die Orangen und Trauben tun, wenn man Schritte aufeinander zu wagt, wenn das Eis erst mal gebrochen ist, wenn man miteinander ins Gespräch kommt, dann lernt man sich ganz schnell kennen und schätzen.

Und höchstwahrscheinlich stellt man dann wie die Orangen und Trauben fest: Mensch, die ist ja auch ganz nett. Und was die alles erlebt hat. Und so kommen in der Geschichte die Orangen und die Trauben zu dem Schluss: Toll, dass die Kiwi da ist. Sie ist eine Bereicherung für unseren Obstkorb.

Ist das nicht im alltäglichen Miteinander ganz ähnlich? Wir bewegen uns meist unter Unsersgleichen, unter Gleichgesinnten. Wir reden miteinander. Wir laden uns gegenseitig ein. Wir helfen uns, wenn nötig. Wir leben miteinander.

Aber was ist mit denen, die wir nicht kennen, die uns fremd sind, die anders aussehen und sich verhalten, vor denen wir deshalb vielleicht sogar ein bisschen Angst haben, zu denen wir lieber auf Abstand gehen.

Ich denke an Jugendliche, die sich so schräg anziehen und laut auf der Straße rumgrölen. Ich denke an Männer und Frauen, die auf der Straße leben, weil sie ohne Wohnung sind. Ich denke an Leute, die irgendwie komisch auf uns wirken. Und ich denke natürlich an Menschen, die aus einem fernen Land zu uns gekommen sind und Zuflucht gesucht haben.

Nun darf man sich doch durch das Äußere nicht davon abhalten lassen, aufeinander zuzugehen und einander kennenzulernen. Nur so kann man feststellen, wie andere sind und dass sie gar nicht so anders als wir selbst sind. Sie sehen nur anders aus, von außen. Innen drin sind sie so wie ich und du.

Sie freuen sich, wenn man ihnen hilft und freundlich begegnet. Sie freuen sich, wenn man sie anspricht und sich ihnen gegenüber ganz normal verhält, eben so wie Menschen sich gegenüber Menschen verhalten – oder soll ich besser sagen: verhallten sollten.

Im Kindergottesdienst singen wir ganz oft und gern: „Ja, Gott hat alle Kinder lieb, jedes Kind in jedem Land. Er kennt alle unsere Namen, alle unsre Namen, hält uns alle, alle in der Hand."

Das gilt ja nicht nur für uns in Deutschland. Das gilt auf für alle anderen, ob sie nun aus Afrika oder aus Syrien, aus Norwegen oder Japan kommen, ob sie Flüchtlinge oder Fußballer, ob sie arm oder reich sind.

Alle, ausnahmslos alle sind Gottes Kinder, sind Gottes Gabe an diese Welt. Und deshalb tun wir gut daran, in denen, die auf uns andersartig wirken, kein Problem, sondern ein Geschenk zu sehen.

Es sind doch gerade die, die anders aussehen und anders sind, die uns auf neue Gedanken bringen und eine echte Bereicherung sind. Man stelle sich nur mal vor, wie langweilig es wäre, wenn alle gleich wären, wenn alle so wären wie ich und Du. Bloß das nicht.

Aber was passiert – Gott sei es geklagt – in einem so reichen Land wie dem unseren. Die Fremden werden nicht als Geschenk und Bereicherung gesehen, sondern als Problem.

So kommt es immer häufiger vor, dass Menschen zumachen, nicht nur die Türen, nein, vor allem ihre Herzen. Und warum? Weil sie „Überfremdung" befürchten – womöglich in einer Region, in der es kaum Fremde gibt.

Die, die sich so verhalten, sollten sich doch mal fragen, wie es Ihnen gehen würde, wenn es sie – aus welchem Grund auch immer – nach

Afrika verschlagen würde. Man stelle sich vor, es würde hier Eiszeit und kalt werden und wir könnten hier nicht mehr leben, wir würden Klimaflüchtlinge Richtung Süden.

Ein jeder frage sich mal: Wie wäre es, wenn man nichts hätte, kein Geld, keine Wohnung, keine Ahnung von den Sitten und Gebräuchen im Land. Wie wäre es, wenn man die dortige Sprache nicht könnte, wenn man keine Krankenversicherung hätte.

Wer sich das nur ein wenig vorstellen und ausmalen kann, wird anders mit denen umgehen und von denen denken, die unsere Hilfe brauchen.

Wir danken Gott an Erntedank zu Recht dafür, dass wir haben, was wir zum Leben brauchen. Aber wir können nicht Erntedankfest feiern und gleichzeitig nur an uns denken. Die weltweite Ernte ist nicht nur für uns da, sondern für alle – so verschieden wir auch sind.

Bei aller Verschiedenheit sind und bleiben wir Gottes Kinder. Wir tun gut daran, die weltweite Ernte miteinander zu teilen – mit denen, die hier unter uns leben, und mit denen, die in einem Teil der Welt leben, wo man eben das täglich Brot zum Leben nicht ausreichend hat.

Öffne

Predigt am 11. November 2007

Ich weiß gar nicht, wie es zum Motto „Gott, öffne mir die Hand“ für diesen Gottesdienst kam. War es das Lied „Gott öffne deine Hand“? Oder war es dieser Tag, der 11. November, und St. Martin, der seine Hand gegenüber dem armen Mann öffnete? Wie auch immer. Das Motto ist gut.

Mir sind dazu 6 kurze Gedanken wichtig geworden, die hier abgedruckt sind: „Öffne dich. Öffne mich. Öffne dich für mich. Öffne mich für dich. Öffne mir deine Hand. Öffne dir meine Hand.“

Ich weiß: Das klingt alles ziemlich ähnlich. Als wenn es nur eine Wortspielerei wäre. Ist es aber nicht. Deshalb lade ich Sie und euch ein, sich das jetzt mit mir genauer anzuschauen.

Öffne dich. Da stellen sich manchem sicher schon die ersten Fragen: „Ist das denn nötig, Gott darum zu bitten, dass er sich öffnet? Ist er denn nicht immer offen?“

Stimmt. Die meisten von uns werden sich Gott gar nicht anders als offen vorstellen können. Gott ist offen. Ganz offen. Es ist doch geradezu undenkbar, dass Gott zu bzw. verschlossen ist. Was wäre das wohl für ein Gott?

Macht es dann Sinn, Gott zu bitten, er möge sich öffnen, wenn er denn schon offen ist? Jaein. Wenn man so fragt, müsste man ja auch fragen, welchen Sinn es macht, wenn wir Gott im Gebet bitten, er möge hören, helfen, begleiten und segnen. Denn hört, hilft, begleitet und segnet er nicht immer?

Manchmal ist es einfach gut für alle Beteiligten, wenn man scheinbar Selbstverständliches doch noch einmal laut ausspricht. Und wenn es nur dem dient, dass man sich dadurch vergewissert, dass es bleibt, wie es schon immer war.

Und wie ist das, wenn wir das nicht nur auf Gott, sondern auch auf uns beziehen? Wie ist es, wenn einer zum anderen sagt: Öffne dich. Auf uns bezogen stimmt es schon eher.

Da gibt es Menschen, die den Eindruck erwecken, sie seien für alles offen. Und dann gibt es die, die ziemlich verschlossen wirken. Irgendwo dazwischen befinden wir uns auch, mal mehr offen, dann wieder eher verschlossen.

Es macht natürlich wenig Sinn, wenn man einem Menschen, der sich zurückgezogen hat, die Worte „Öffne dich“ sagt. Aber man kann diese Aufforderung ja auch ohne Worte ganz behutsam rüberbringen und so einem Menschen vielleicht auch helfen, sich zu öffnen. Vorausgesetzt: Dieser Mensch will das. Vorausgesetzt: Dieser Mensch sagt auch von sich aus: Öffne mich. Und damit sind wir bei der zweiten Zeile.

Öffne mich. Manchmal, wenn ein Mensch Schlimmes erlebt, dann zieht er sich zurück – wie ein Schnecke in ihr Schneckenhaus. Dann dauert es unter Umständen sehr lange, bis sich so ein Mensch wieder öffnen kann, bis er wieder aus sich herauskommt.

Vieles von dem, was er aus seinem Schneckenhaus, aus seiner inneren Zurückgezogenheit sagt und tut, beinhaltet zwischen den Zeilen die Botschaft „Öffne mich.“ Wer das hört, wer darauf eingeht, der braucht viel Geduld und Zärtlichkeit.

Ähnliches gilt für den Fall, dass wir diese Worte als Gebet verstehen. Wer so betet, der traut Gott zu, dass er es schafft, ihn zu öffnen. Manchmal geht es wie von selbst. Und manchmal dauert es ewig. Denn mancher ist wie eine harte Nuss. Da braucht es dann eben auch eine große Kraft.

Wie Gott Menschen öffnet, ist sehr unterschiedlich. Auf jeden Fall mal nicht mit Gewalt. Er kann nur die öffnen, die ihn bitten „Öffne mich."

Unter anderem bedient er sich da auch der Hilfe anderer Menschen. Gelingt es also, einen Menschen zu öffnen, der verschlossen war, sind meist Gott und Mensch am Werk.

Kommen wir zur dritten Zeile: „Öffne dich für mich." Das klingt so ähnlich, wie die erste Zeile. Neu daran ist der Bezug, dieses „für mich." Es geht nicht mehr nur um ein Sich-Öffnen. Es geht darüber hinaus um eine Beziehung.

Sich jemandem öffnen. Auch hier mögen wir nicht glauben, dass sich Gott manchen gegenüber öffnet und anderen gegenüber verschließt. Deshalb ist die Bitte „Öffne dich für mich" im Sinn von „Öffne dich auch für mich" zu verstehen. Schließ mich nicht aus. Nimm auch mich hinein in die Schar derer, denen du dich geöffnet hast. Gerade mit Blick auf Gott könnte dies „Öffne dich für mich" auch heißen „Offenbare dich mir". Ich glaube, dass sich viele danach sehnen, dass sich ihnen der Himmel auftut, dass sich ihnen Gott zeigt und in all das Fragen und Zweifeln ein Stück Sicherheit und Gewissheit kommt.

Auch hier wieder: Was wir zunächst als Gebet verstanden haben, macht auch Sinn, wenn wir es als zwischenmenschliche Bitte verstehen, wenn also einer einen anderen bittet: „Öffne dich für mich."

Wie viel Neid und Missgunst entsteht durch den meist falschen Eindruck, da sei einer anderen gegenüber offener, freundlicher, aufgeschlossener. Dies „Öffne dich für mich" wäre dann die Bitte: Nimm mich wahr. Sei auch für mich da, wie du für die anderen da bist.

Nun sind wir zunächst von uns ausgegangen. Drehen wir die Reihenfolge doch mal um. So betrachtet ergibt sich eine andere Sichtweise und ein anderer Sinn: Öffne mich für dich.

Wie oft sind wir anderen gegenüber nicht so aufgeschlossen? Und es stimmt ja. Manchen treten wir ganz offen gegenüber. Manchen können wir uns anvertrauen und öffnen. Und anderen treten wir irgendwie reservierter entgegen, ohne dass wir ihnen vertrauen und uns ihnen öffnen.

Und wie geht es denen, denen wir verschlossen begegnen. Manch einer sehnt sich vielleicht danach, von uns wahrgenommen zu werden. Da kann man doch nur hoffen, dass man es rechtzeitig merkt. Es kann also nicht schaden, anderen mit der inneren Einstellung zu begegnen, dass sie einen für sich gewinnen bzw. öffnen.

Gerade wenn man darum weiß, wie zugeknöpft man selbst ist, versteht sich diese Zeile eben nicht nur als Bitte anderen gegenüber, sondern auch als Gebet. Wenn es uns nicht gelingt, uns Gott zu öffnen, möge er uns helfen. Damit legt man ein Stück seiner Unfähigkeit, sich öffnen zu können, in seine Hände. Und das ist gut so. Überlassen wir uns ihm mitsamt unseren Schwierigkeiten.

Und es wird gelingen, dass er uns für sich öffnet, wenn er uns seine Hand öffnet und damit alles Mögliche eröffnet. Darum ist es nur sinnvoll ihn zu bitten – und ich bin in der fünften Zeile: „Öffne mir deine Hand."

Wenn er uns seine Hand öffnet, entweder um uns zu segnen oder um uns zu fassen, dann mag uns gelingen, was wir uns wünschen und von ihm erbitten. Dann mag uns gelingen, was er von uns erwartet. An Gottes Segen ist alles gelegen, heißt es nicht umsonst in einem der alten Kirchenlieder.

Und jetzt fehlt nur noch das eine. Nachdem er und seine Hand sich für uns geöffnet haben, wir offen seinen Segen aufgenommen haben, will dieser Segen durch uns hindurch weiterströmen.

Damit bin ich bei der letzten Bitte: „Öffne dir meine Hand." Und gleichzeitig sind wir wieder beim Thema des Martinstages. Es geht um offene Hände, die bereit sind, loszulassen und abzugeben, was ihnen anvertraut wurde. Es geht um das Verteilen des Segens, der einem zuteil geworden ist.

Was wir anderen geben, geben wir letztlich ihm. Wir öffnen ihm die Hand, der sagte: „Was ihr einem von meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan."

Ich glaube, Gott hat alle Hände voll damit zu tun, uns die Hände zu öffnen, damit wir bereit sind, ihm zu geben, was letztlich sein ist und bleibt, auch wenn es vorübergehend uns anvertraut sein sollte.

Natürlich haben auch die letzten beiden Zeilen auch in dem Sinn mit uns zu tun, dass sie von mir und dir, meiner und deiner Hand sprechen. Manchmal muss man jemanden, der etwas geradezu krampfhaft festhält, dabei helfen, loszulassen. Manchmal muss man jemandem dessen Hand öffnen. Und manchmal muss man jemandem die eigene Hand öffnen und reichen.

Ich lade Sie und euch ein, der Sache mit dem Öffnen weiter nachzugehen und dabei sich selbst, die anderen und Gott im Blick zu haben.

Ich schließe mit den Bitten an andere und an Gott, die wir bedacht haben und die hier stehen: „Öffne dich. Öffne mich. Öffne dich für mich. Öffne mich für dich. Öffne mir deine Hand. Öffne dir meine Hand."

Osterei

Predigt zu Ostern 2023

Heute soll es um ein Osterei gehen. Dabei denke ich nicht an eins der hartgekochten und schön gefärbten Hühnereier vom Frühstückstisch, auch nicht an die Deko-Ostereier aus Plastik, Glas, Stein oder Kunststoff und auch nicht an die Schokoladen-Ostereier.

Ich denke an ein Osterei wie dieses hier, eins von den ausgeblasenen Hühnereiern, wie wir sie reich verziert zu Ostern am Osterstrauch haben. Dieses Osterei ist nicht zum Essen. Es ist ja leer, ausgeblasen. Und doch kann uns dieses Osterei helfen zu verstehen, was am Ostermorgen passierte.

Das leere Ei zeigt uns, wie sich die Frauen gefühlt haben müssen, als sie am Ostermorgen zum Grab gingen. Wie nämlich? Leer und hohl. Wir haben vorhin in der Lesung von diesen Frauen gehört. Sie hatten Jesus kennengelernt. Sie waren voller Begeisterung mit ihm gezogen. Sie hatten bei ihm etwas entdeckt, was sie so vorher noch nie erlebt hatten.

Sie spürten seine Kraft und die Güte, die er ausstrahlte. Sie wurden Zeugen seiner Predigten und Wunder. Sie bewunderten, wie er Gott vertraute, ja wie er eine Einheit zu sein schien mit dem, den er immer wieder nur Vater nannte. Und je besser sie ihn kennenlernten, desto tiefer waren sie davon überzeugt, dass er von eben diesem Gott geschickt war und dass in Israel bald alles anders und gut werden würde.

Und dann erlebten sie, wie er gefangen genommen wurde, wie Pilatus ihn verurteilte. Sie mussten mitansehen, wie er gefoltert wurde und wie er das Kreuz zur Hinrichtungsstelle schleppte und wie er dort wie ein Verbrecher hingerichtet wurde. Vielleicht hatten sie noch bis zum allerletzten Moment gehofft, es würde doch noch eine glückliche Wendung geben. Gab es aber nicht. Als sie seinen leblosen Körper am Kreuz hängen sahen, da zerbrach alles in ihnen. Alle Hoffnung. Aller Glaube. Eben alles.

Dieses frustrierte Gefühl kennen wir, wenn sich etwas nicht erfüllt und alles anders kommt, als wir uns so sehnlich erhofft und gewünscht hatten. Dann geht es uns schlecht. Wir fühlen uns leer und ausgebrannt. Alles scheint dunkel und ausweglos.

In so einer Stimmung gingen die Frauen am Ostermorgen zum Grab. Sie wussten, Jesus war tot. Sie wollten ihn nur noch einmal sehen, ihm die letzte Ehre erweisen. Während sie sich voller Traurigkeit und Enttäuschung dem Grab näherten, sah es in ihnen wie in diesem Ei aus. Dunkel und leer.

Kommen wir zum zweiten, was uns dieses Ei lehrt: Nicht nur unser Ei hier ist leer. Auch das Grab war leer. Die Frauen hatten erwartet, einen blassen Leichnam vorzufinden. Aber der war nicht mehr da! Der Tote war weg. Was das bedeutete, das konnten sie in jenem Moment nicht fassen.

Der Engel hatte ihnen zwar gesagt: „Er ist auferstanden." Aber das begriffen sie nicht, jedenfalls nicht sofort. Deshalb löste das leere Grab keine Begeisterung bei ihnen aus. Im Gegenteil: Sie waren entsetzt. Sie rannten weg.

Nicht das leere Grab, nicht die Botschaft des Engels überzeugte sie. Erst als sie Jesus trafen, ihn lebendig vor sich sahen, wussten sie: Der Herr ist auferstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden.

Aber wirklich verstehen konnten sie es immer noch nicht. Wie sollte man auch verstehen, dass Gott dem toten Jesus ein neues Leben geschenkt hatte?

Das Grab war jedenfalls leer. Denn wäre Jesu Leichnam noch im Grab gewesen, hätten die Behörden in Jerusalem das Gerücht von der Auferstehung mit dem Vorzeigen des Leichnams im Keim ersticken können.

Und damit sind wir beim dritten, was wir durch dieses leere Ei lernen können. Die Frage ist ja: Was hat all das mit Jesu Tod und seiner Auferstehung und unserem Ostern zu tun?

Nun: In so einem Ei wächst ja normalerweise ein kleines Küken heran, wenn es bebrütet wird. Wie mag so ein Küken das Innere des Eis, also seine kleine Welt erleben? Für das Küken ist das Innere des Eis doch alles, was es gibt. Es ist seine Welt. Sein Lebensraum. Mehr gibt es nicht. Und dieser Lebensraum ist begrenzt von der Schale.

Stellt Euch doch mal vor, Ihr wäret im Inneren des Eis. Da ist um Euch herum eine harte, bedrohliche Grenze. Der Lebensraum endet da. Je größer das Küken wird, desto deutlicher spürt es diese Grenze.

Mit unserem Leben ist es ganz ähnlich. Unser Lebensraum ist vom Tod begrenzt. Der Tod umfängt uns. Er bedroht uns und engt uns ein. Und je älter wir werden, desto deutlicher spüren wir das. Aus unserer Perspektive betrachtet ist der Tod das Ende. Da ist Schluss. Was soll danach schon kommen?!

Das Ei hier zeigt uns: Der Tod, der unser Leben eingrenzt, ist nur wie die Schale, die uns von einem viel größeren Lebensraum trennt. Der Tod ist von Leben umgeben.

Das feiern wir an Ostern. Jesus hat bei seiner Auferstehung die Schale durchbrochen. Er hat diese Grenze durchstoßen. Es ist, als hätte er uns eine Tür aufgemacht, die den einen Lebensraum mit einem anderen Lebensraum verbindet.

Noch können wir uns das nicht vorstellen, dass es jenseits unseres Lebensraumes Größeres gibt. Noch macht uns der Tod Angst, weil er so dunkel und endgültig wirkt. Aber der Tod ist nicht das Ende. Er ist nur wie die Eierschale.

Der Kabarettist Hans-Dieter Hüsch hatte Krebs und wusste, dass er sterben würde. Kurz vor seinem Tod hat er gesagt: „Wenn Christus nicht auferstanden wäre, dann wäre sein Grab auch unser Grab. Aber er ist auferstanden und wir mit ihm."

Ostern heißt: Die Schale hat einen Riss bekommen. Die Grenze ist geöffnet. Denn der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden. Man könnte es auch so sagen: „Wie das Küken aus dem Ei gekrochen, hat Jesus heut das Grab zerbrochen."

Osterspuren

Predigt in der Osternacht 2017

Heute geht es um die Geschichte vom erst zweifelnden und dann glaubenden Thomas. Er war vielleicht der erste, aber sicher nicht der Letzte, der das Unglaubliche einfach nicht fassen konnte.

Ich stelle mir den Thomas als einen Menschen vor, der nur zu gern geglaubt hätte, was ihm die anderen von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen erzählt haben. Er wollte - aber er konnte nicht glauben.

Und dann begegnete ihm der Auferstandene, um seine Zweifel zu beseitigen. Damit gab es für Thomas keinerlei Grund mehr, an der Botschaft von der Auferstehung zu zweifeln. Denn der ihm da begegnete, war wirklich Jesus. Thomas war gewiss: Christus ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.

Uns sind solche Begegnungen unbekannt. Wir kennen wohl den Zweifel des Thomas, erfahren aber nicht die Gnade, in ähnlich unmissverständlicher Weise wie er dem Auferstandenen zu begegnen.

Man bekommt den Eindruck, diese Geschichte sei nur deshalb geschehen und berichtet, um all die ein wenig zu trösten, denen es wie Thomas geht, denen trotz ihres Glaubens doch Zweifel an der Botschaft von der Auferstehung kommen.

An all diese zweifelnden Glaubenden oder glaubenden Zweifler richtet sich Jesus mit den Worten, die diese Begegnung beenden: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Und da sind wir an einem spannenden Punkt: Wir haben alle mehr oder weniger von dem in uns, was Thomas bewegte, nämlich die Sehnsucht, nicht nur von der Auferstehung zu hören, sondern dem Auferstandenen zu begegnen bzw. seine Gegenwart zu spüren.

So suchen wir den Auferstandenen. Und gerade weil wir ihn nicht so finden, wie Thomas ihn finden durfte, geben wir uns nicht zufrieden. Mit dem Wissen um die Botschaft „Er ist auferstanden" bleiben wir auf der Suche nach eigenen Erfahrungen mit dem Auferstandenen. Wir wollen ihn finden. Und so haben Sie sich aufgemacht, um auch in diesem Jahr dem Geheimnis von Ostern auf die Spur zu kommen.

Was also suchen wir hier, wenn nicht eine Begegnung mit dem Auferstandenen? Wir wollen uns ihm neu nähern und ihn begreifen wie Thomas. Und? Finden wir auch, was wir suchen, was wir erhoffen und uns wünschen?

Immerhin finden wir seine Spuren. Auf der Suche nach ihm stoßen wir auf seine Spuren in den Herzen der Menschen. Denn in den Menschen, denen er begegnet - manchmal spürbar und manchmal unsichtbar - hinterlässt er seine Spuren.

So spüren wir den Auferstandenen immer da, wo Menschen in seinem Sinn leben. So lade ich Sie ein, dem Auferstandenen nachzuspüren, auf die Spur zu kommen, indem Sie sich fragen: „Wo sind seine Spuren in meinem Leben?"

Ich weiß: Diese Frage lässt sich nicht so leicht beantworten. Und doch ist es eine Frage, der wir uns stellen sollten. Denn so kommen wir den Spuren des Auferstandenen in unserem Leben auf die Spur.

Nun wissen Sie sicher aus anderen Zusammenhängen, dass es nicht leicht ist, etwas aufzuspüren. Spurensuche ist ein mühsames Geschäft. Und gleichzeitig ist es spannend, ja elektrisierend.

So ist das auch bei der Suche nach den Spuren des Auferstandenen in dieser Welt und im eigenen Leben. Man findet ja nicht gleich. Es kostet Kraft, die Suche nicht gleich aufzugeben. Aber wer die Mühe nicht scheut und auf der Suche bleibt, der wird finden. So ist es uns versprochen und so wird es immer wieder erlebt.

Und doch mag sich mancher fragen: Wie soll das gehen, den Auferstandenen zu spüren? Wenn sich der Wind in den Haaren fängt, das kann man spüren. Wenn die Sonne die Haut wärmt, das kann man spüren.

Für vieles, was wir spüren, haben wir unsere fünf Sinne. Aber womit und wie spürt man den Auferstandenen? Ist nicht der Glaube dieser Sinn, um den auferstandenen Christus in uns und in unserer Mitte zu spüren?

Im Nachspüren der Geschichten über den Auferstandenen wird vieles von dem lebendig, was die Geschichten berichten. Im Nachspüren der Spuren, die er im Leben so vieler Menschen hinterlassen hat, wird er selbst lebendig. Da schwingt zwischen den Zeilen und in vielen Menschen etwas vom Auferstandenen mit für den, der spüren kann.

Die Frage ist also nicht, ob wir ihn finden können, sondern nur wann und wie das sein wird, wann er uns findet, wann wir ihn finden. Denn wer ihm und seinen Spuren in der Geschichte und in den Menschen dieser Welt nachspürt, der wird ihm unweigerlich begegnen.

Was ist nun aber, wenn wir nichts spüren können, wenn der Glaube in uns nichts spürt? Wie eröffnet sich uns die Erfahrung des Auferstandenen in so befreiender und überwältigender Weise, dass wir die Botschaft von der Auferstehung nicht nur hören, sondern auch etwas von dem spüren, wovon in der Osterbotschaft immer die Rede ist?

Wie das geht? Es geht nur miteinander. Wir können seine Spuren in den Geschichten über ihn und in uns und in den anderen aufspüren. Wir können uns gegenseitig die Zweifel nehmen und uns der Auferstehung vergewissern. Wir können uns gegenseitig helfen zu verstehen, wie das Leben über den Tod siegt.

Es sind die Spuren des auferstandenen Christus, die uns zeigen: Er ist auferstanden - er ist wahrhaftig auferstanden. Er lebt – in mir, mitten unter uns.

Puzzle

Predigt zur Konfirmation 2007

Ich hoffe mal, ihr habt eure Puzzleteile noch, die ihr vorhin von mir bekommen habt. Was habt ihr gedacht, als ihr das Teil bekamt? Habt ihr euch erinnert, wie ihr schon gepuzzelt habt? Und wie war das: Hat es euch Spaß gemacht, stundenlang das richtige Teil zu suchen und in das entstehende Ganze einzufügen? Oder habt ihr schon nach wenigen Minuten eine Krise bekommen, weil ihr z.B. genau das eine Teil nicht finden konntet, das da fehlte?

Ihr braucht – wie immer - keine Angst zu haben. Ihr müsst eure Puzzleteile jetzt nicht zusammensetzen. Was hätte das wohl auch für einen Zweck. Ihr würdet auch nicht weit kommen. Denn die Teile, die ihr da habt, gehören zu einem Puzzle mit mehr als 10 Teilen.

Aber wäre das für euch eine Herausforderung gewesen? Ihr hättet so ein Puzzle doch ruckzuck fertig gehabt. Sicher: Ich hätte dann daran zeigen können, dass Ihr 10 zusammengehört. Und das wäre doch was: 10 Konfis, also der Konfirmationsjahrgang 2007, als Puzzlemotiv. Eine kleine Gruppe nur. Aber eine Gruppe, die zusammengewachsen ist im Verlauf des letzten Jahres. Nein. So einfach wollte ich es euch nicht machen. Und so habe ich das mit dem 10-teiligen Puzzle gelassen.

Das hat nun aber zur Folge, dass zunächst einmal offen ist, was das mit den Puzzleteilen denn eigentlich soll. Wenn man bedenkt, dass nicht nur ihr, sondern auch eure Eltern und Großeltern, eure Geschwister und Freunde, eben jeder hier so ein Teil hat, stellen sich weitere Fragen.

Aber auch hier: Keine Angst. Wir werden den Rest dieser Konfirmation nicht damit zubringen, gemeinsam ein großes Puzzle zusammen zu bringen. Das würde die Zeitplanungen wohl ziemlich durcheinander bringen.

Und doch hat jede und jeder hier so ein Teil. Und das ist gut so. Denn das mit dem Puzzle ist nicht nur auf Konfirmandinnen und Konfirmanden zu begrenzen. Jeder und jede, wir alle hier zusammen, sind für heute in diesem Konfirmationsgottesdienst ein Ganzes, eine bunt gemischte Gemeinde. Wir sind das Konfirmationsgottesdienstpuzzle St. Markus 2007.

Zur gleichen Zeit, aber auch eine Woche früher oder später, finden im ganzen Land Konfirmationen statt. Und man könnte jeden dieser

Konfirmationsgottesdienste als ein in sich geschlossenes Konfirmationsgottesdienstpuzzle betrachten.

Schauen wir ein wenig genauer hin, so fügen sich all die Teile, all die Konfirmationen zu einem Gesamtgeschehen, zum Konfirmationsgottesdienstpuzzle 2007.

Sicher ist euch und Ihnen schon aufgefallen, dass ich die ganze Zeit davon ausgehe, dass wir nicht nur ein Puzzleteil haben, sondern dass jeder und jede von uns gewissermaßen ein Puzzleteil ist.

Normalerweise kann man mit den Teilen eines Puzzles ja nur ein Bild legen. Das Interessante an dem Gedanken, dass wir alle solche Puzzleteile sind, ist die Vielfältigkeit der Möglichkeiten, die sich dadurch ergeben. Denn wir sind in jeder Hinsicht bewegliche Teile. Und wir sind in der Lage, uns ständig zu neuen Gesamtgebilden zusammenzufinden.

Nach dem Gottesdienst z.B. wird es bei der Familienfeier so etwas wie ein Familienpuzzle geben. Und wenn nächste Woche wieder Schule ist oder die Arbeit ruft, dann gibt es ein Klassenpuzzle oder ein Firmenpuzzle, in das man sich einfügt bzw. einfügen muss.

Wer nun schon gepuzzelt hat, der weiß, wie sehr man irgendwann auch fertig werden will. Man will einfach alle Teile finden und zusammensetzen. Und nichts soll fehlen. Natürlich kann man auch dann, wenn Teile fehlen, sehen, um welches Gesamtbild es sich bei dem Puzzle handelt. Aber – Hand aufs Herz – ist es nicht einfach viel schöner, wenn alle Teile an dem Ort sind, wo sie hingehören?

Natürlich. Jeder weiß, wie unbefriedigend es ist, wenn Teile des kleinen Papp-Puzzles fehlen. Um wie viel mehr ist es betrüblich, wenn Menschen da fehlen, wo sie hingehören, wenn ihr Platz leer bleibt. Wenn z.B. ein guter Spieler die Mannschaft verlässt, wenn eine gute Freundin wegzieht, wenn ein bewährter Mitarbeiter in den Ruhestand geht, wenn jemand verstirbt.

Gut. Das Leben geht weiter und sortiert sich neu. Und doch: Er bzw. sie war einmalig. Und er bzw. sie fehlt.

Ihr ahnt es und Sie vermutlich auch: Das ist mit Blick auf Kirche und Gemeinde auch so. Liebe Konfirmandinnen und Konfirmanden, jeder und jede von euch ist ein Teil dieser Gemeinde. Wenn ihr euch nicht finden lasst, wenn ihr euch hier nicht einfügt, dann fehlt ihr. Wenn ihr hier nicht euren Platz einnehmt, dann kann das, was entstehen könnte, eben nicht entstehen.

Und das gilt im Übrigen für uns alle: Wo wir uns nicht einfügen, wo wir nicht den Raum nicht ausfüllen, der für uns bestimmt wäre, da geht etwas verloren, da bleiben Möglichkeiten ungenutzt.

Bei einem Puzzle aus Pappe liegt es an dem Menschen, der das Puzzle zusammensetzt, ob es gelingt. Wenn wir Menschen die Teile sind, die sich da zu größeren Gebilden zusammenfügen bzw. zusammenfügen lassen, dann ist das anders. Während die Pappteile gänzlich passiv sind, allenfalls verloren gehen können, können wir aktiv sein.

Natürlich wird ein Trainer versuchen, seine Spieler an den Platz zu stellen, von dem er denkt, dass sie da hingehören und für die Mannschaft am meisten leisten können. Und das ist überall so – auch in der Kirche.

Wir hauptamtlichen Mitarbeitenden haben da auch so unsere Vorstellungen. Wir haben darüber in der letzten Konferstunde gesprochen. Ich hoffe, es ist rübergekommen: Ihr habt hier einen Platz, euren Platz, den euch niemand streitig macht, denn aber auch niemand für euch ausfüllen kann. Nur ihr selbst könnt das.

Deshalb bitte ich euch hier und heute noch einmal: Lasst euren Platz nicht leer und unausgefüllt. Macht euch selbst, macht einander, macht mir, macht der Gemeinde, macht der Kirche, macht Gott die Freude, euch mit euren Gaben einzubringen.

Manche denken ja: Ich brauch das alles nicht. Ich kann das auch alleine. Und in gewisser Weise stimmt das sogar. Man kann es nicht nur allein, man muss es allein wollen und auch machen. Jeder weiß selbst am besten, wer er ist, was er braucht und was gut für ihn ist.

Aber was wir allein nicht wissen können, was wir allein nicht entdecken werden, ist dies: Was wir sind und sein können – mit den anderen und durch die anderen, mit Gott und durch Gott. Was mit anderen und durch andere möglich ist, was mit Gott und durch Gott neu hinzukommt, das bekommen wir nur dadurch heraus, dass wir uns miteinander und mit Gott verbinden, verbinden lassen.

Diese Verbindungen gilt es zu suchen, zu pflegen und zu nutzen. Tut man dies nicht, verkümmern sie – und mit ihnen all die schönen Möglichkeiten.

So wünsche ich euch zum einen, dass ihr euren Platz im Gemeindepuzzle findet. Und dann wünsche ich euch, dass ihr euren Platz im Puzzle des Lebens findet.

Es ist wie im Spiel: Man findet nicht gleich das richtige Teil oder den richtigen Platz für das Teil, dass man hat bzw. ist. Aber es gibt den rich-

tigen Platz – für jedes Teil des großen Puzzles. Und das ist ganz wunderbar.

Die Älteren könnten euch nachher bei der Familienfeier sicher einiges darüber erzählen, wie man sich sein Leben so zusammenpuzzelt, wie man oft sehr gezielt hier und da Verbindungen aufbaut und anknüpft, oder ein anderes Mal durch die Umstände und die Situation an eine Stelle gerät, die man sich so vorher nicht vorgestellt hätte.

Was auch immer geschieht: Eins dürft ihr bitte nicht vergessen. Der, der das ganz große Lebenspuzzle zusammenlegt, der hat immer einen Platz für uns bereit. Über jedes Teil, also über jeden und jede, die ihm verloren gehen, ist er betrübt. Denn jedes Teil ist für ihn von unermesslichem Wert.

Nicht nur ihr und euer Leben, auch euer Lebenspuzzle ist im Werden. Möge Gott alles so fügen, dass es gut wird – für euch, für uns alle.

Quelle

Predigt zu Psalm 36, 10 am Spring 2018

„Leben aus der Quelle, Leben nur aus dir...“ Was für ein schönes Lied. Es passt hierher wie kaum ein anderes. Hier an der Quelle, hier am Spring.

So eine Quelle ist ja ein Wunder der Natur. Da sprudelt für alle sichtbar Wasser aus dem Boden. Und zwar ständig. Es füllt den Quellteich. Und wenn der voll ist, läuft das Wasser über die kleine Barriere in den Springbach, der demnächst renaturiert wird. Wie schön, dass jemand auf den Gedanken kam, das Wasser ein wenig aufzustauen, sodass sich dieser wunderbare Quellteich bilden konnte.

Wenn man nun so an einer Quelle wie dieser ist und sich ein wenig Zeit nimmt, dann kommen einem so allerlei Gedanken. Wer wünschte sich nicht, an der Quelle zu sein – und das in mancherlei Hinsicht auch im übertragenen Sinn.

So eine Quelle hat ja etwas geradezu Paradiesisches. Man braucht nicht graben und man braucht nichts zu tun, ja nicht einmal mühsam etwas hochziehen wie bei einem Brunnen. Es sprudelt einem das Wasser entgegen, das wir so lebensnotwendig brauchen. Das ist wie im Schlaraffenland. Dieser wunderbare Umstand ist sprichwörtlich geworden. Glücklich darf sich schätzen, wer an der Quelle sitzt – auch in anderen Zusammenhängen. Ich nenne nur drei Beispiele:

Man spricht von Quellen, wenn man an ursprüngliche Dokumente und Urkunden denkt. Solche Quellen haben in der Wissenschaft und bei den Gerichten große Bedeutung. Und auch ansonsten legt man großen Wert auf sichere Quellen, was z.B. die Informationen angeht. Und auch in der digitalen Welt ist die Quelle ein Zauberwort. Ich denke da an so Dinge wie einen Quellcode oder die Programme, die einer frei zugänglichen Quelle entstammen, open source eben.

Manchmal heißt es ja „Quelle unbekannt“. Dann weiß man nicht, woher der Text kommt. Das ist meist nicht so tragisch, nur rechtlich kann das schwierig werden, wenn man zitiert und nicht weiß, woher es kommt. Schwieriger wird es, wenn Menschen den Kontakt zur Quelle ihrer Kraft bzw. zur Kraftquelle ihres Lebens verloren haben und nicht recht wissen, wie sie die Quelle wiederfinden können. Dann besteht Lebensgefahr. Davon zeugt folgende Geschichte:

Ein moderner Mensch verirrte sich in einer Wüste. Tage- und nächtelang irrte er umher. „Wie lange braucht man, um zu verdursten?“ Das überlegte er sich ständig. Die unbarmherzige Sonnenglut hatte ihn ausgedörrt. Er fieberte. Wenn er erschöpft ein paar Stunden schlief, träumte er von Wasser. Dann erwachte er zu noch schlimmerer Qual und taumelte weiter.

Da sah er in einiger Entfernung eine Oase. „Aha, eine Fata Morgana“, dachte er, „eine Luft-Spiegelung, die mich narrt und zur Verzweiflung treiben wird. Denn in Wirklichkeit ist gar nichts da.“

Er näherte sich der Oase, aber sie verschwand nicht. Sie wurde im Gegenteil immer deutlicher. Er sah die Dattelpalmen, das Gras und die Felsen, zwischen denen eine Quelle entsprang.

„Es wird eine Phantasie sein, die mir mein halb wahnsinniges Hirn vorgaukelt“, dachte er. „Solche Phantasien hat man ja in meinem Zustand. Natürlich - jetzt höre ich sogar das Wasser sprudeln. Wie grausam die Natur ist!“

Mit diesem Gedanken brach er zusammen. Er starb mit einem lautlosen Fluch auf die unerbittliche Bösartigkeit des Lebens.

Eine Stunde später fanden ihn zwei Beduinen. „Kannst du so etwas verstehen?“, sagte der eine Beduine zum anderen. „Da liegt er praktisch neben der Quelle, mitten in der schönsten Oase, und ist verdurstet. Wie ist das nur möglich?“

Diese Geschichte trägt den vielsagenden Titel: „Das Gleichnis vom modernen Menschen.“ Es liegt auf der Hand, was es sagen will: Viele Zeitgenossen meinen, das mit Gott sei nur eine Einbildung. Und so

können sie ihren Durst nach Leben nicht bei ihm stillen und verdursten.

Das war bei dem Menschen anders, der den 36. Psalm schrieb. Denn was er erlebt hatte, fasste er in die Worte: „Bei dir ist die Quelle des Lebens."

Im biblischen Buch der Offenbarung wurde festgehalten, dass jedem in Aussicht gestellt ist, den Durst nach Leben gestillt zu bekommen. Da spricht Gott: „Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst." (Offenbarung 21,6)

Und damit bin ich wieder bei dem Lied, das wir gleich singen werden: „Leben aus der Quelle, Leben nur aus dir..." Ich wünschte mir und Dir, Ihnen und uns allen, dass wir das auch von uns so sagen könnten. Denn dann könnten wir vermutlich auch mit den Worten des Psalms beten: „Bei dir ist die Quelle des Lebens."

Ich schließe mit einem wunderbaren Text, auf den ich kürzlich gestoßen bin (und leicht gekürzt habe). Er wird Bernhard von Clairvaux zugeschrieben. Es handelt sich dabei um so etwas wie einen seelsorgerlichen Rat:

„Wenn du vernünftig bist, erweise dich als Schale, die wartet, bis sie gefüllt ist. Auf diese Weise gibt sie das, was bei ihr überfließt, ohne eigenen Schaden weiter...

Lerne auch du, nur aus der Fülle auszugießen und habe nicht den Wunsch freigiebiger zu sein. Die Schale ahmt die Quelle nach. Erst wenn sie mit Wasser gesättigt ist, strömt sie zum Fluss.

Du tue das Gleiche. Zuerst anfüllen und dann weiterströmen lassen. Die kluge Liebe ist gewohnt überzuströmen, nicht auszuströmen.

Ich möchte nicht reich werden, wenn du dabei leer wirst. Wenn du nämlich mit dir selbst schlecht umgehst, wem bist du dann gut? Wenn du kannst, hilf mir aus deiner Fülle, wenn nicht, schone dich."

So ist „Leben aus der Quelle, Leben nur aus dir..."

Raupe und Schmetterling

Predigt zu Himmelfahrt 2014

Wie war das doch gleich bei der Raupe Nimmersatt? Erst musste die Raupe über die Erde kriechen. Sie war an die Gesetze der Erde gebunden. Und als es Zeit war, hat sie sich ein Haus gesponnen. Und dann geschah etwas mit der Raupe. Sie hat sich verwandelt. Und als die

Verwandlung fertig war, da war die Raupe weg. Das heißt: die Raupe war ja nicht wirklich weg. Sie hatte sich ja nur verwandelt, eben in den Schmetterling. Raupen können das ja. Nun war die Raupe ein Schmetterling.

Das war bei Jesus ganz ähnlich. Zunächst war er als einer von uns ganz an die Erde, an die Gesetze der Erde gebunden. Dann lag er wie die Raupe eingewickelt. Und dann ist er auferstanden zu einem neuen Leben, zu einem neuen Dasein.

Wie die Raupe war der alte Jesus nicht mehr da. Verschwunden war der irdische Jesus. Das heißt: er war ja nicht wirklich weg. Er hatte sich verwandelt in den himmlischen Christus.

Wie sich die Raupe in einen Schmetterling verwandelte, so war der Gekreuzigte in den Auferstandenen verwandelt. Und wie der Schmetterling nicht auf der Erde kriechen muss, so war der Auferstandene auch nicht an die Gesetze der Erde gebunden.

So wie der Schmetterling zwischen Himmel und Erde lebt und schwebt, so bewegte sich der auferstandene Christus auch zwischen Himmel und Erde. Er war noch bei seinen Jüngern, aber auch schon beim himmlischen Vater.

Und am Himmelfahrtstag umhüllte ihn, wie wir gehört haben, so etwas wie eine Wolke. Und dann geschah mit dem Auferstandenen noch einmal eine Verwandlung.

Als diese besondere Wolke weg war, war er auch nicht mehr da. Wie die Raupe auf einmal weg war und sich in einen Schmetterling verwandelt hatte, so hatte sich der Auferstandene bei der Himmelfahrt noch einmal verwandelt.

Diesmal konnten die Jünger ihn aber gar nicht mehr sehen. Er war unsichtbar geworden. Er war nicht mehr zu sehen. Und doch waren sie gewiss, dass er da ist, dass er ihnen ganz nahe ist, so wie er versprochen hatte, bei ihnen zu sein alle Tage. Zusätzlich wurde ihnen das noch einmal durch Engel gesagt.

„Jesus ist nicht weit weg von euch. Er ist da, auch wenn ihr ihn nicht seht. Jeden Tag ist er bei euch, wie er euch versprochen hat, als er sagte: 'Ich bin bei euch alle Tage.',,

Er verließ die sichtbare Welt, um dieser Welt auf himmlische, unsichtbare Weise nahe sein zu können. Für uns unsichtbar ist er ganz im Himmel bei Gott und ganz bei uns Menschen auf der Erde.

Das, was mit der Raupe und mit Jesus geschah, geschieht auch mit uns. Auch wir werden uns eines Tages verwandeln. Denn Gott will aus

uns Nimmersatt-Raupen Schmetterlinge machen, die zwischen Himmel und Erde leben, die nicht nur Erde sind, sondern auch schon ein Stück verwandelte Erde, ein Stück Himmel.

Wie wäre das, als Schmetterling zwischen Himmel und Erde in der Gegenwart Gottes dahinzugleiten und ein Stück Himmelfahrt an eigenen Leib zu erfahren?

Rechner

Predigt zur Konfirmation 2006

Auf dem Programm steht jetzt „Rechner". Und? Was meint Ihr? Ist da von denen unter euch die Rede, die gut rechnen können, die jetzt ihr Konfirmationsgeld zusammenrechnen? Oder ist da an die Eltern gedacht, die die Kosten der Konfirmation berechnen? Es könnten natürlich auch die Rechner sein, die andere Computer nennen? Ich muss Euch und Sie enttäuschen: Darum ging es mir nicht.

Da steht zwar Rechner. Aber deswegen ist das hier ja keine Mathe-Stunde, auch dann nicht, wenn es sich für einen Moment danach anhört.

Denn nicht nur Mathematiker rechnen. Auch in anderen Bereichen rechnet man. Man rechnet damit, dass dies oder das passiert, wenn man jenes tut und anderes lässt.

So kommt es, dass man überall weiß, das einer nicht unbedingt von Zahlen spricht, wenn er sagt: „Damit rechne ich."

Womit rechnen wir, die wir hier versammelt sind? Ich bleibe für heute mal bei Euch, den Hauptpersonen dieses Tages, den Konfirmandinnen und Konfirmanden: Womit rechnet Ihr für Euch und Euer Leben?

Rechnet Ihr mit guten Noten in der Schule? Rechnet Ihr mit einer sinnvollen Arbeit, mit der Ihr Euren Lebensunterhalt verdienen könnt? Rechnet Ihr mit vielen Freunden, die Euch über die Jahre treu bleiben? Rechnet Ihr damit, den einen Menschen kennen zu lernen, den Ihr, der Euch ganz besonders liebt? Rechnet Ihr damit, demnächst das große Geld zu machen und bis dahin zumindest ausreichend Kleingeld in der Tasche zu haben? Rechnet Ihr damit, 100 Jahre alt und nie krank zu werden? Womit rechnet ihr? Ihr merkt schon: Da gibt es ungeheuer viel. Und ich habe ja nur ein paar Beispiele genannt. Ihr könntet sicher noch viel mehr von dem zusammentragen, womit Ihr rechnet, was Ihr

von der Zukunft erwartet. Vieles ist ungewiss. Die Zukunft wird zeigen, was davon aufgeht. Aber eins ist mal sicher. Mit uns, also mit denen, die euch begleiten, die es gut mit euch meinen, könnt ihr rechnen. Ich denke, dass ich das im Namen aller Eltern und Großeltern, aller Paten und Angehörigen, aller Freunde und auch im Namen der Verantwortlichen in dieser Gemeinde sagen darf: Wir wollen versuchen, auch in Zukunft für Euch da zu sein. Damit dürft ihr rechnen.

Natürlich rechnen wir auch mit Euch, dass Ihr Euren Weg geht, dass Ihr gut macht, was Ihr macht, dass Ihr uns verbunden bleibt. Ihr rechnet mit uns. Wir rechnen mit euch. Wir rechnen miteinander.

Ihr merkt sicher schon: Das mit dem Rechnen hat was. Ich habe angefangen, darüber nachzudenken, als ich diesen kleinen Taschenrechner hier vor einiger Zeit eher zufällig in die Hand bekam. Eigentlich ja nun wirklich nichts Besonderes.

Aber wie das so ist: Oft sind es ja die Details, die etwas Alltägliches zu etwas Besonderem machen. Und hier ist das auch so.

Da gibt es nämlich auf diesem kleinen Rechner den berühmten Wink mit dem Zaunpfahl. Der besteht in einer kleinen Inschrift. Sie lautet nicht: „Rechnen Sie mit uns. Ihre Bank." Sie lautet auch nicht: „Geiz ist geil." Und sie lautet auch nicht: „Hauptsache, die Rendite stimmt." Nein. Nichts in dieser Richtung.

Wer ahnt, wie die Inschrift lauten könnte?... Rechne mit Gott! Seht ihr: Daran hattet Ihr nicht gedacht. Damit habt Ihr sicher nicht gerechnet. Ich wäre da vielleicht auch nicht von allein drauf gekommen.

Wie gut, dass es diesen Rechner gibt. Er erinnert Euch. Er erinnert uns. Und darum geht es mir heute: Um die Erinnerung: Rechne mit Gott!

Ihr sollt später einmal nicht sagen müssen: Das habe ich nicht gewusst. Das hat mir niemand gesagt. Damit habe ich nicht gerechnet.

Nein. Jede und jeder von euch soll wissen: Mit Gott kann ich rechnen. Auf ihn kann ich bauen. Auf ihn ist unbedingt Verlass. Und das ist gut so.

Nun ist das keine Einbahnstraße. Es geht nicht nur darum, dass wir mit Gott rechnen. Nein. Auch andersherum wird ein Schuh draus: Gott rechnet mit uns.

Es kommt also darauf an, dass wir damit rechnen, dass er mit uns rechnet. Es ist sogar so: Selbst dann, wenn wir nicht mit ihm rechnen, rechnet er mit uns. Mit wem sonst sollte er rechnen in dieser Welt,

wenn nicht mit uns, wenn nicht mit Euch, der heranwachsenden Generation.

Einige werden sich fragen, inwiefern es der große Gott nötig haben sollte, mit uns Winzlingen zu rechnen? Sollte er tatsächlich auf jeden einzelnen von uns angewiesen sein?

Die Frage ist durchaus berechtigt. Er hätte sicher auch andere Möglichkeiten. Aber ganz offensichtlich hat er etwas mit uns vor. Ganz offensichtlich rechnet er mit uns. Ganz offensichtlich hat er uns als seine Kinder beauftragt, ihm zu helfen, ihm zur Hand zu gehen.

Er rechnet z.B. damit, dass wir ihm helfen, seine Schöpfung zu bewahren. Und das habt ihr anscheinend auch verstanden. Ich erinnere mich, wie ihr am Dienstag bei der Zweckbestimmung der Kollekte eben auch an die Bäume und die Tiere gedacht habt.

Er rechnet z.B. auch damit, dass wir denen helfen, die Hilfe brauchen. Auch das habt Ihr verstanden, denn Ihr habt die Konfirmationskollekte für Not leidende Menschen zweckbestimmt.

Immer dann, wenn Ihr im „Vater unser“ betet: Dein Name werde geheiligt, dein Wille geschehe, dein Reich komme, dann ist ja vom Sinn her zu ergänzen: durch mich. Dein Reich komme - durch mich. Dein Wille geschehe - durch mich. Dein Name werde geheiligt – durch mich. Ich finde, das zeigt doch ganz deutlich, wie man es sich vorstellen kann, dass er uns braucht und mit uns rechnet.

Wenn Ihr den Platz, den er euch in dieser Welt und in unserer Kirche zugedacht hat, nicht einnehmt und ausfüllt, dann bleiben diese Plätze leer, dann geht seine Rechnung nicht auf, dann geschieht das, was er will, genau da nicht, wo ihr hättet sein sollen.

Für den Fall, dass wir nicht mit ihm rechnen, sollten wir damit rechnen, dass er sich bei uns – wie auch immer - in Erinnerung bringt.

Klug ist, wer nicht nur mit anderen rechnet, sondern auch mit ihm. Klug ist, wer damit rechnet, dass er mit uns und allen seinen Menschenkindern rechnet. Klug ist, wer versteht, dass Gott einen großen Plan hat, in dem es auf jeden von uns ankommt.

Wenn Ihr heute konfirmiert werdet, dann rechnen wir damit, dass ihr durch den Segen die Kraft bekommt, die ihr braucht, um zu tun, was Gott von euch erwartet.

Euch bitte ich: Rechnet mit Gott! Rechnet mit seinem Segen! Seid in diesem Sinn kluge Rechner.

Reformation

Predigt zum Reformationstag 2005

Am Reformationstag halten wir inne. Wir erinnern uns, wie mit den 95 Thesen etwas begann, was man im Rückblick die Reformation nannte.

Wenn wir an Martin Luther, den großen Reformator denken, sind wir voller Bewunderung. Seinen Katechismus kennen wir. Viele von uns haben ihn nicht nur auswendig, sondern auch schätzen gelernt. Viele seiner Lieder werden noch heute gesungen. Manche seiner markigen Sprüche werden bis heute überliefert. Seine Bibelübersetzung ist ein sprachliches Ereignis und von daher völlig zu Recht von unschätzbarem Wert – nicht nur für die Theologie und Kirche, sondern für die deutsche Sprache und Kultur. Und wenn man in Wittenberg, Eisleben oder Erfurt ist, wie wir das mit der Gemeinde vor einiger Zeit waren, dann spürt man dort immer noch etwas von jenem Geist jener Zeit.

Nun gab es von Anfang an einen gewissen Streit darüber, was denn der Kern jener Botschaft war, die die Welt veränderte. Das lag daran, dass Luther kein Systematiker war. Er hatte nämlich viel zu sagen, zu verschiedenen Themen. Und wer hätte das ordnen wollen und können?

So kam es, dass der eine dies und der andere jenes bei Luther fand, was ihm ganz gut in den Kram passte. Das ist bis heute so geblieben. Würde ich jetzt nur Sie und euch mal nach dem Kern der Botschaft der Reformatoren fragen, ich würde vermutlich sehr verschiedene Antworten bekommen. Wenn aber gar nicht so klar ist, worum es bei der Reformation ging, was feiern, was bedenken wir und viele andere denn heute?

So kommt es, dass mich bei aller Faszination und Bewunderung für die Reformation und ihre segensreiche Wirkungen in den letzten Jahren ein sich verstärkendes Unwohlsein beschleicht.

Das hängt mit der Beobachtung zusammen, dass Reform und Reformation für viele vor allem mit Vergangenem und der Vergangenheit zu tun hat: Die einen sehen die Reformation als geschichtliches Ereignis. Andere werden nicht müde, an die Erkenntnisse der Reformatoren zu erinnern. Und wieder andere tun einfach so, als würde schon dadurch alles besser, wenn wir uns nur an dem von damals orientieren würden, wo ja bekanntlich alles besser war als heute.

Und da kaum jemand etwas Negatives mit Reformation verbindet, sind die Worte Reformation, Reformator einfach nur positiv besetzt, genau wie die Worte Reform und Reformieren. Viele sind der Meinung: Reform – das ist immer gut.

Das findet für den Bereich der Kirche seine Zuspitzung in dem lateinischen Satz „Ecclesia semper reformanda“, den man Luther zuschreibt. Zu Deutsch bedeutet er so viel wie: Die Kirche ist eine immer zu reformierende. Und sagen Sie selbst: Das stimmt doch. Das ist doch gut, oder nicht?

Sie werden mit einer positiven Antwort jetzt zögern, weil Sie ahnen, was vermutlich kommt, wenn ich schon so frage. Und Sie haben Recht. Das mit der Reform und Reformation ist nicht ohne. Denn was passiert, wenn man sich beim Thema Reformation und Reform immer nur an Ereignisse erinnert, die vor fast 500 Jahren dafür sorgten, dass sich unsere Welt grundlegend veränderte?

Richtig: Man bleibt der Vergangenheit verhaftet. Die kleine Silbe Re- verrät uns das. Re- meint zurück, retour. Wir denken zurück. Reformieren – bringen also wieder in Form. Und wenn wir der Reformation gedenken, dann meist nur deshalb, weil wir uns daran erinnern, wie es bei den Reformatoren gewesen ist. Und dann sprechen, denken, singen und beten wir wie Luther.

Aber genau das allein kann es doch nicht sein. Es reicht ganz und gar nicht aus zu wiederholen, was die Reformatoren von damals gesagt und gemacht haben. Würden wir es nur wiederholen, geschähe genau das Gegenteil von dem, was Reformation meint.

Denn bringt uns das wirklich weiter? Wohl kaum. Im Gegenteil: Es hindert uns. Das muss nicht unbedingt so sein. Faktisch läuft es aber oft darauf hinaus.

Wir sind so sehr damit beschäftigt, zurück zu schauen, zurück zu denken und uns an das zu erinnern, was war, dass wir den Blick und den Kopf nicht mehr frei bekommen für das, was ist, und für das, was kommt, und für das, was sein wird und was sein soll.

Die z.B. Luther umtreibende Frage nach einem gnädigen Gott stellt sich doch heutzutage kaum noch jemandem. So ist die Rechtfertigungsbotschaft, also das Kernstück reformatorischer Theologie, nur noch für ganz wenige Menschen von heute Evangelium, also wirklich begeisternde und froh machende Botschaft.

Es reicht eben nicht wiederholen zu können, was die Menschen früher glaubten, wenn man nicht mehr sagen kann, was man angesichts

der Herausforderungen der Gegenwart selbst glaubt, sodass es einen selbst und andere ermutigt.

Würden wir also nur bei dem bleiben, was die Reformatoren bewegte, würde man uns zu Recht vorwerfen, wir seien geradezu reaktionär konservativ und eben von vorgestern.

Damit das nicht passiert, hat Jesus einmal gesagt: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.“

Meiner Meinung wollte er damit sagen, dass es nicht reicht, sich nur an der Vergangenheit zu orientieren. Sicher sollte man es tun, um aus der Vergangenheit lernen zu können.

Aber dann sollte man unbedingt nach vorn schauen, damit man eben nicht nur weiß, woher man kommt, sondern vor allem, wohin man will, wohin man unterwegs ist.

Das sollte man für sich selbst wissen: Woher komme ich? Wo stehe ich gerade? Und vor allem: Wo will ich hin mit meinem Leben?

So verstanden würde ein Reformationsfest nicht nur den geschichtlichen Ereignissen vor fast 500 Jahren verpflichtet sein, sondern auch der Zukunft, der eigenen, wie der unserer Kinder. Und je genauer wir vor Augen haben, woher wir kommen und wohin es mit uns geht, desto mehr würde deutlich, inwiefern unser Wohin auch unser Woher ist.

Und damit, mit der Frage nach unserem Woher und der der Frage nach unserem Wohin bin ich bei Gott selbst. Und damit bin ich bei meinen Gedanken über Reform, Reformieren, Reformatoren und Reformation bei dem, der der eigentliche Reformator ist. Gott nämlich. Er – und kein anderer – reformiert uns, und zwar immer wieder, wenn wir ihn denn lassen.

So verstanden ist Reformation eben nichts von vorgestern, was nur unsere Altvorderen, aber nicht uns betrifft. So verstanden ist Reformation etwas nach vorn Gerichtetes. Es geht nicht darum, sich zurück zu versetzen. Es geht darum, sich immer wieder neu in Form zu bringen. Und wie bringt Gott uns in Form? Oder anders gesagt: Wie lassen wir uns von ihm in Form bringen?

Sie merken schon: Die Frage nach der Form ist hier keine Frage des Gewichts oder der Muskelkraft, sondern des geistlichen Zustands. Wie sind wir in Form, was das Beten und Bibellesen, was das Befolgen seiner Gebote und alltägliche Christsein angeht?

Dem Arzt nehmen Sie ab, was er Ihnen über Ihren Kreislauf und Ihren Gesundheitszustand sagt, dass Sie da ggf. etwas ändern müssten. Nehmen Sie denn auch mir ab, wenn ich Ihnen sage, es wäre gut, Sie würden etwas für sich machen, machen lassen, um geistlich, also mit Blick auf den inneren Menschen, besser in Form zu kommen?

Ich kann uns nur wünschen, dass Gott uns immer wieder in Form bringt, das er uns gut durchwalkt, eben reformiert, auf dass auch mit Blick auf uns stimmt, was vom Anfang des Menschen in der Bibel steht: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn."

Und er tut es immer noch: uns formen, uns in die Form bringen, die gut für uns ist - wenn wir ihn denn lassen. Wo es Gott, dem eigentlichen Reformator gelingt, Menschen nach seinem Bild zu formen, da haben alle Beteiligten Grund, ein rauschendes Reformationsfest zu feiern. Möge er uns mit seiner Reformation segnen.

Regen

Predigt zum Erntedankfest am 30. September 2007

Heute kommt das, worum es geht, nicht in einem Guss, sondern Tröpfchenweise - wie der Regen, um den es ja geht. Uns gefiel in der Vorbereitung dieses Gottesdienstes der Vers aus der Apostelgeschichte, der hier abgedruckt ist, am besten. Wir fanden: Da kommt der Regen vor. Und er drückt am besten aus, was uns wichtig ist. Und wir haben gut gewählt, wie ich finde.

Da heißt es im 17. Vers des 14. Kapitels der Apostelgeschichte: „Gott hat viel Gutes getan und euch vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, hat euch ernährt und eure Herzen mit Freude erfüllt."

Ich bitte Sie, dass Sie eines nicht tun, was man sonst gerade bei der Kirche ja immer tun soll. Was nämlich? Nun: an die anderen denken. Nun werden Sie sich fragen: „Wie? Was? Soll man denn nicht mehr an andere denken?" Doch. Doch. Natürlich. Aber nicht immer. Alles zu seiner Zeit.

Was würde nämlich passieren, würden wir nach dem Lesen dieses Verses gleich an andere denken? Richtig: Mit Freude erfüllen würde es uns jedenfalls nicht.

Ganz im Gegenteil: Wir würden traurig. Oder etwa nicht? Wer würde nicht traurig angesichts der Dürre und Trockenheit, die es an vielen Orten auf dieser Welt gibt? Und wer würde nicht traurig angesichts der Tatsache, dass so viele Menschen und Tiere keinen Zugang zu sauberem Wasser haben, womöglich verdursten? Und wer würde nicht traurig, wenn dann wieder andere Menschen ertrinken, weil es bei ihnen zu viel regnet? Und wer würde nicht traurig angesichts der Tatsache, dass die Ernte längst nicht überall so üppig ausgefallen ist wie bei uns in diesem Jahr. Und wer hätte angesichts des Hungers in der Welt nicht innerlich gestockt bei den Worten „Gott hat euch ernährt"? Hat er? Oder hat er die Hungernden vergessen?

Nun sagen Sie selbst: Kommt da Freude auf, wenn man sich das vergegenwärtigt, was ich hier nur angedeutet habe? Wohl kaum. Das ist die Falle, in die man tappt, wenn man tut, was ja normalerweise immer gut ist, wenn man zuerst an die anderen denkt.

Das Gute ist: Genau darum geht es hier auch nicht. Aber worum dann, werden Sie sich fragen? Die Antwort ist ganz einfach: Um uns. Wir dürfen einmal ganz ungeniert an uns denken. Denn es geht um uns. Um mich. Um Sie. Um dich. So jedenfalls steht es da:

„Gott hat viel Gutes getan und euch vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, hat euch ernährt und eure Herzen mit Freude erfüllt."

Zumindest in zweierlei Hinsicht können wir diesem Vers vorbehaltlos zustimmen und sagen: Ja, das stimmt: Regen hatten wir – und das reichlich. Und zu essen hatten wir auch – sogar mehr als genug. Gott hat uns wahrhaftig viel Gutes getan. Und nicht nur mit dem Regen und dem täglich Brot. Da ließe sich noch viel mehr aufzählen.

Soweit. So gut. Aber kommt deswegen Freude bei uns auf. Da bin ich mir nun ganz und gar nicht sicher. Es heißt zwar: „Gott hat eure Herzen mit Freude erfüllt."

Aber ist das zu spüren? Spüren Sie etwas davon? Oder du? Und ihr? Sieht man uns diese Freude an? Wohl eher nicht. Zu viele herunter hängende Mundwinkel. Und das nicht wegen des Regens.

Und damit sind wir wieder am Anfang: Also keine Freude. Und warum nicht? Wegen der anderen? Nein. Stopp. Bitte nicht ausweichen. Ich sagte es ja bereits: Das hat nichts mit den anderen zu tun. Es geht um uns. Es geht um unsere Freunde.

Wie kommen wir weiter? Verordnen und befehlen kann man die Freude ja auch nicht. Wie sollte das auch gehen? Man freut sich doch

nicht, weil man gesagt bekommt, dass man sich freuen soll. Man freut sich doch nicht, wenn einem einer womöglich sagt, dass man sich gefälligst freuen soll, denn sonst ... Sie merken schon: So funktioniert das nicht.

Nun steht ja in der Apostelgeschichte auch nicht: „Nun freut euch mal schön." Sondern: „Gott hat eure Herzen mit Freude gefüllt." Die Reihenfolge ist entscheidend.

Gehen wir doch mal ganz positiv dran. Nehmen wir diesen Vers doch mal so, wie er da steht. Und da steht, dass wir von Gott her mit Freude gefüllt sind. Als wenn wir ein Gefäß wären. Mit Freude gefüllt.

Gehen wir doch einfach mal davon aus, dass er unsere Herzen, also auch dein, mein und auch Ihr Herz mit Freude erfüllt hat, dass er uns die Freude, die Lebensfreude in die Wiege gelegt hat. Sie ist da – ob wir es nun merken oder nicht.

Aber wo ist sie geblieben, die Freude? Unter was liegt sie verborgen - wie begraben, wie verschüttet? Wer oder was hindert die Freude daran, auszubrechen und sich zu verströmen? Oder anders gesagt: Wie kommen wir ran an die Freude, die in uns ist?

Als mir das so durch den Sinn ging, da dachte ich: Das ist doch wie mit Mineralwasser oder Erdöl. Die sind da, tief unten in der Erde, von Gott als Bodenschätze hineingelegt. Man muss nur irgendwie rankommen. Und wie geht das nun?

Als erstes muss man wissen, dass da etwas ist. Und dann muss man solange in die Tiefe bohren, bis man auf das stößt, was man sucht. Nur nicht locker lassen.

Ist das nun mit der Freude genauso, die Gott in uns hineingelegt hat? Dürfen wir diesem Vers glauben, und davon gehe ich aus, dann ist die Freude da. Sie ist schon da. Wir wissen es vielleicht nur noch nicht, weil die Freude, die Gott in unsere Herzen gelegt hat, noch nicht erschlossen wurde.

Ich komme jetzt zu den hier abgedruckten Worten: „Regen bringt Segen." bzw. „Sich regen bringt Segen."

Dass wir nicht ohne Regen leben können, wissen wir. Und dass Gottes Wort so etwas ist, wie ein göttlicher Regen, haben wir in der Lesung gehört. Dieser wie jener Regen bringt Segen.

Und es ist gut, sich das immer wieder zu vergegenwärtigen. Gerade auch anhand dieser Worte aus der Apostelgeschichte. Denn sie regen uns an, noch einmal ganz neu darüber nachzudenken. Wie der Regen den Boden befruchtet, so befruchten sie unser Nachdenken.

Natürlich nur dann, wenn diese Worte nicht wie eine Schatzkarte irgendwo verstauben, sondern da, wo sie einen anregen, neu über alles nachzudenken, wo sie einen anregen, Gottes Willen zu tun.

Manchmal wird das, was man aus der Bibel erfährt, einen nicht nur anregen, sondern geradezu aufregen und erregen. Umso besser. Ob anregen oder aufregen oder erregen, Hauptsache regen. Das Wort regen steckt ja in all diesen Worten drin.

Sicher sind wir da nicht alle meiner Meinung. Und mancher wird sich scheuen, zu sagen: „Sich aufregen bringt Segen" oder „Sich erregen bringt Segen". Aber in einem sind wir uns vermutlich einig: „Sich regen bringt Segen."

Möge Gott uns weiterhin Regen und Segen, sowie fruchtbare Zeiten schenken. Möge er uns immer wieder Gutes tun und uns anregen. Möge die Freude, die in uns steckt, sich unter dem Regen seiner Gnade entfalten und wachsen.

Schein und Sein

Predigt am Vorabend der Konfirmation am 12. April 2002

Man kann ja drüber denken wie man will - aber irgendwie stimmt es doch: Kleider machen Leute. Heute seid ihr ganz normal angezogen da. So kennen wir euch. Aber morgen, so richtig in Schale geworfen, die Mädchen geschminkt, die Jungs mit Schlips und Kragen - da muss man manchmal ein zweites Mal hinschauen.

Und es sind nicht nur die Kleider, es ist nicht nur das, was man so anhat und bei sich hat an Scheckkarten, Handy und so. Es ist oft auch die Art, wie sich einer verhält und wie einer daher kommt.

Und wie das so ist: Das äußere Erscheinungsbild täuscht manchmal. Es ist eben nicht alles Gold, was glänzt. Da erweckt einer oft den Anschein. Aber es steckt womöglich nichts dahinter. Mehr Schein als Sein.

Natürlich ist es gut, morgen dem feierlichen Anlass entsprechend gekleidet zu sein. Aber was würde das schon besagen, wenn wir einen Punker unter den Konfirmanden hätten, der es sich morgen nicht nehmen ließe, in seiner Kluft zu kommen. Was würde uns denn sein äußeres Erscheinungsbild über seine innere Haltung verraten?

Warum ich das nun heute Abend euch und Ihnen erzähle? Weil man sich nicht oft genug klar machen kann, dass es letztlich eben nicht darauf ankommt, was einer anhat und wie er daherkommt.

Es kommt darauf an, was er in sich hat. Es kommt darauf an, was in ihm steckt - vielleicht auch zunächst einmal nur als Anlage in ihm steckt. Was besagt da schon die festliche Kleidung? Was besagt schon das aufwendige Drumherum der exklusiven Feier? Was besagen schon die großen, vielleicht sogar zu großen Geschenke? Nichts.

Es kommt darauf an, was dahinter steckt. Es kommt darauf an, wie gefeiert wird, nicht auf die Frage, in welchem Rahmen. Es kommt darauf an, mit welcher inneren Einstellung ihr morgen zur Konfirmation geht. Also wie sehr ihr euch den Segen wünscht und dann auch erwartet, dass der Gott, der euch segnet, euer Leben verändert. Es kommt nicht auf die Größe und Verpackung der Geschenke an, darauf an, wie sie geschenkt werden.

Worum es also meiner Meinung nach geht, ist folgendes: Es ist entscheidend wichtig für das Gelingen eurer Konfirmation, dass ihr und dass Sie über all den Vorbereitungen und Äußerlichkeiten nicht vergessen, worum es eigentlich geht.

Nicht, dass mich jemand falsch versteht: Ich bin weder gegen eine gute Vorbereitung der schönen Feier, noch gegen festliche Kleidung und Geschenke. Schließlich wurde auch hier in der Kirche viel Arbeit und Vorbereitung investiert, damit die Konfirmation morgen gelingt.

Aber wenn es - aus welchem Grund auch immer - nur dabei bliebe, wenn sich zu guter Letzt alles doch nur noch ums Drumherum dreht und keiner mehr im Blick hätte, was es denn mit der Konfirmation auf sich hat, wäre das nach außen so prächtige Fest innerlich leer. Und das wäre mehr als schade. Das gäbe es unter Umständen nur viel Schein, aber wenig wirkliches Sein. Und das sollte uns nicht passieren.

Es kann ja sein, dass ich bei Ihnen und euch nur offene Türen einrenne und schon lange allen bewusst ist, was es mit der Konfirmation eigentlich auf sich hat. Umso besser.

Gott sei Dank geht es uns gut, so gut, dass es uns morgen vermutlich an nichts fehlen wird, was den äußeren Rahmen anbetrifft. Aber über all dem lassen Sie uns - um Himmels willen - nicht vergessen, worum es geht, wenn wir Konfirmation feiern: um das, was wir - Gott sei Dank - in uns haben an Vertrauen, dass wir zueinander, zum Leben und zu Gott haben. Das soll konfirmiert, das soll gestärkt werden. Um dies Vertrauen, um den Glauben durchhalten zu können, braucht es den Segen.

Da, wo es gelingt, da, wo euer Glaube und der Glaube der übrigen Anwesenden gestärkt aus der Konfirmationsfeier hervorgeht, da ist das

Fest gelungen, da ist es zur wirklichen Konfirmation gekommen. Und wenn das nicht gelingt, ist die Konfirmation, so gut sie auch äußerlich vorbereitet und durchgeführt gewesen sein mag, misslungen.

Ihr seht es und Sie sicher auch: Hier ist für morgen noch das eine oder andere innerlich vorzubereiten, damit es ein gesegnetes Fest werden kann. Ich wünsche euch und uns allen einen guten Abend, eine erholsame Nacht und morgen einen in jeder Hinsicht gesegneten Tag.

Schirm und Segen

Predigt am 23. April 2004

Erinnert ihr euch: In einer der letzten Stunden haben wir uns im Konfirmandenunterricht über die Frage unterhalten: „Was mir die Konfirmation bedeutet?“ 14 Antworten konnten ausgewählt werden. Auf Platz 1 „Gottes Segen“ gewählt. Und das ist gut so.

Dieser Gottesdienst dient der Vorbereitung auf den Segen, der euch morgen bei eurer Konfirmation oder Einsegnung - wie man früher sagte - zugesprochen wird. Und genau wie der Empfang der Gäste zu Hause will der Empfang des Segens vorbereitet sein.

Es ist doch so: Ihr wartet auf Geschenke. Voller Erwartung und Freude öffnet ihr die Umschläge und Verpackungen, um zu schauen, was drin ist.

Und genau diese Freude, diese Erwartung, diese Begeisterung, genau die würde ich mir für euch auch mit Blick auf den Segen wünschen. Könntet ihr nicht mit der Einstellung, mit der ihr den Geld- und Geschenkesegen erwartet, auch Gottes Segen erwarten? Es wäre wunderbar, wenn ihr euch an beidem in gleicher Weise freuen würdet.

Und offensichtlich macht ihr das, denn ich gehe mal davon aus, dass ihr den „Segen Gottes“ nicht umsonst ganz nach oben gesetzt habt bei der Frage, was euch wichtig ist.

Nun scheinen ja auf den ersten Blick der Geld- und Geschenkesegen einerseits und der Segen Gottes andererseits zweierlei zu sein. Wer allerdings etwas genauer hinschaut, der merkt, dass es sich so oder so um Geschenke handelt. Der Geld- und Geschenkesegen kommt von den Menschen, die es gut mit euch meinen. Und der andere Segen kommt von Gott, der es auch gut mit euch meint.

Darüber, wovon man letztlich mehr hat, lässt sich streiten. Viele werden jetzt sagen: Das ist doch klar. Das ist das Geld. Das sind die Geschenke. Das ist was Reelles.

Vorsicht! Wie schnell ist das Geld weg? Und wie schnell sind die neuen Sachen alt und aufgebraucht. Langfristig macht der Segen Gottes das Rennen.

Natürlich: Auf den ersten Blick wirkt er unscheinbar. Aber wer dem Segen Gottes, also wer Gott selbst etwas zutraut, der hat mit Sicherheit auf lange Sicht ein Geschenk, dessen Wert unermesslich ist, dessen Wert sich nicht in Worte fassen lässt, etwas wie ein Guthaben, von dem man ein ganzes Leben etwas hat.

Im ersten Buch Mose wird berichtet, wie Gott der Herr zu Abraham sagte: „Ich will dich segnen - und du sollst ein Segen sein." Und genau darum geht es. So soll es auch bei euch sein. Morgen bekommt ihr in besonderer Weise diesen Segen zugesprochen. Und jeder und jede von euch soll wissen: Ich bin gemeint. Mir gilt der Segen. Ich bin gesegnet. Das kann mir niemand nehmen. Weil ich von Gott gesegnet bin, kann und darf ich auch für andere ein Segen sein.

Das steht schon in der Bibel. Gott sagte zu Abraham: „Ich will dich segnen - und du sollst ein Segen sein." Abraham war damals, als Gott ihm das sagte, schon viel älter als ihr. Und doch habt ihr etwas gemeinsam mit ihm. Abraham hatte genau wie ihr einen weiten Weg vor sich.

Als er sich aufmachte, da wusste er noch nicht, wohin die Reise ging. Aber er machte sich auf, er traute sich, weil er seinem Gott vertraute, der ihm versprochen hatte: „Ich will dich segnen - und du sollst ein Segen sein."

Und das wünsche ich euch auch. Geht euren Weg. Geht ihn mit Gott. Geht ihn als Gesegnete. Macht euch auf den Weg - innerlich wie äußerlich.

Sicher fragt ihr euch schon die ganze Zeit, warum denn der Schirm hier liegt, der ja auch draußen im Schaukasten auftaucht?

Nun: Früher wurden alle Konfirmanden meistens mit dem gleichen Konfirmationssegen eingesegnet. Den will ich euch und Ihnen heute Abend vorstellen. Denn morgen wird es für jeden und jede von euch einen anderen Segen geben.

Dieser Segen lautete: „Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist, gebe dir seine Gnade: Schutz und Schirm vor allem Bösen, Stärke und Hilfe zu allem Guten, dass du bewahrt wirst zum ewigen Leben."

Ja, so soll es sein. Er ist der Herr, der Schirmherr eures Lebens, euer Schirm, der euch beschirmt euch. Möge er euch Schutz und Schirm sein.

Ein letzter Tipp: Macht doch einfach folgendes: Dreht den Schirm um! Ihr kennt das vom Karnevalsumzug. Die Leute drehen ihre Schirme einfach um, um möglichst viel auffangen zu können.

Stellt euch bitte vor, ihr hättet hier drin so etwas wie einen Schirm. Und wenn ihr ihn eben nicht benutzt, um euch zu schützten, sondern so zum Auffangen, dann hättet ihr so etwas Ähnliches wie ein Auffangbecken für den Segen Gottes, eine Empfangsantenne für Gott. In diesem Sinne erwartet morgen voller Freude beides, den Geld- und Geschenkesegen wie den Segen Gottes.

Schlüssel

Predigt am 11. Juli 1999

Als wir vor einem Monat diese neue Kirche hier einweihten, da geschah das unter dem Motto „Da berühren sich Himmel und Erde". Wir haben damit unseren Wunsch und unsere Hoffnung ausgedrückt, dass diese Kirche ein Ort ist, wo Himmel und Erde einander berühren, wo sich uns immer wieder der Himmel, das Himmelreich erschließt.

Und wenn wir nun sonntags hier zum Gottesdienst kommen, dann immer in der Hoffnung, dass wir erfahren, wie der Himmel uns berührt, mit dem Wunsch, dass sich uns das mit dem Glauben und das mit Gott ein wenig erschließt.

Manchmal ist das nicht so leicht. Da hat man vielleicht den Eindruck, man verstünde nur Bahnhof. Da hat man vielleicht den Eindruck, man sei außen vor. Man findet einfach keinen Zugang. Und das Gefühl vom Himmel auf Erden bleibt aus. Nichts erschließt sich, weder ein tröstlicher Gedanke noch eine weiterführende Perspektive.

Sie haben das sicher auch schon erlebt. Dies Gefühl, außen vor zu sein, kennen wir auch aus dem alltäglichen Leben, wenn wir z.B. vor einer Tür stehen und nicht hineinkommen, weil wir dummerweise den falschen Schlüssel haben.

Und dann? Dann gibt man es eben ganz auf oder kümmert sich um den richtigen Schlüssel. So ist das mit dem Himmel auch. Man braucht einen Schlüssel, der einem den Zugang zum Himmelreich eröffnet: den Schlüssel des Himmelreichs. Christus sagt: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben"

Das sagt er zunächst einmal seinen Jüngern, also Petrus und Johannes und all den anderen. Und infolgedessen sagt er es ja auch einem jedem und einer jeden von uns.

Aber genau wie die Jünger damals nicht auf Anhieb verstanden haben, was damit alles gemeint war, können auch wir nicht alles verstehen. Das macht nichts. Diese Zusage „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben" erschließt sich uns in dem Maße, in dem wir uns mit diesen Schlüsseln des Himmelreichs auseinandersetzen.

„Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben." Es steht zwar nicht in Worten da. Aber ich denke, es ist deutlich, wozu die besagten Schlüssel da sind. Die Schlüssel des Himmelreichs sind zum Aufschließen da und nicht zum Abschließen. Diese Schlüssel machen vor allem auf.

Das sollte uns hellhörig machen - leben wir doch in einer Zeit, in der es vor allem um das Abschließen und Absichern geht. Denken Sie nur an all die Sicherheitsschlösser, Schließanlagen und Schließfächer. Und immer sind die Schlüssel da, um Zugang zu verwehren.

Natürlich muss man verschlossene Türen dann auch wieder aufschließen. Dazu braucht es dann die gleichen Schlüssel, mit denen abgeschlossen wurde. Und doch sind die Schlüssel aufs Ganze gesehen doch eher zum Abschließen und Verschließen da, als zum Aufschließen und Öffnen.

Das ist bei uns Menschen heutzutage übrigens ganz ähnlich. Der Trend geht eindeutig dahin, sich zu verschließen und abzuschotten, sich sehr genau zu überlegen, wem man sich öffnet und wem nicht. Manche haben sich so sehr verschlossen, dass sie von allein nicht wieder herausfinden.

Das alles soll für die anders sein, die das Wort Christi „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben" ernst nehmen. Solchen Menschen sollen die Türen zum Himmelreich offen stehen - bei Gott und bei den Menschen.

Wie sehen die Schlüssel des Himmelreichs eigentlich aus? Zunächst ist mir dieser Schlüssel hier in den Sinn gekommen. Das ist noch einer von der alten Sorte Schlüssel. Diesen Schlüssel kann ich eindeutig identifizieren.

Aber so eindeutig kann man die Schlüssel des Himmelreichs nicht als solche erkennen und identifizieren. Wie sehen die denn konkret aus? Das ist ja nicht einmal bei den richtigen Schlüsseln ganz leicht zu beantworten.

Vieles kann ich kaum noch als Schlüssel erkennen. Manchmal besteht so ein Schlüssel heutzutage ja nur noch aus einer Karte, einem Codewort oder einer PIN-Nummer.

Ich meine, diese vielen verschiedenen Schlüsselarten unserer Tage zwingen uns doch geradezu zu der Einsicht, dass es wohl auch sehr unterschiedliche Schlüssel des Himmelreichs geben könnte. Es ist sicher nicht zufällig, dass hier von Schlüsseln in der Mehrzahl die Rede ist. Es gibt offensichtlich mehrere Möglichkeiten, wie sich uns das Himmelreich auf Erden erschließt.

Und so ist es doch auch. Für die einen ist es eine Blume oder ein Baum, für andere der Himmel oder die Sterne, für wieder andere das Enkelkind oder die Liebe. Was wir als himmlisch, als Himmel auf Erden erleben, was uns etwas von Gott und seiner Herrlichkeit erschließt, ist von Mensch zu Mensch und von Situation zu Situation unterschiedlich. Den Schlüssel des Himmels scheint es nicht zu geben.

So braucht es Geduld bei der Suche und Aufmerksamkeit, damit man ihn als solchen erkennt, wenn man ihn denn findet. Er braucht die Sehnsucht nach dem Himmelreich genauso wie die Gabe, sich überraschen lassen zu können. Es braucht die Freude am Entdecken dieses Schlüssels genauso wie die Übung seines rechten Gebrauchs. Es braucht Sensibilität, um wahrnehmen zu können, was uns hilft, was uns den Himmel erschließt. Und es braucht das Glück des Tüchtigen, dass sich einem etwas vom Himmelreich wie von selbst erschließt, ohne dass man bewusst etwas dazu getan hätte.

Manchmal ist es mit den Schlüsseln des Himmels wie mit verlegten Schlüsseln. Man sucht und sucht - und findet doch nicht. Und dann findet man ihn wieder, wenn man gar nicht damit rechnet. Man übersieht vieles, was einem Schlüssel sein könnte, was einem ein Stück von Gottes Herrlichkeit erschließen könnte. Denn im Prinzip könnte uns ja fast alles zum Schlüssel werden.

Aber lassen Sie mich noch einmal zu diesem Schlüssel zurückkommen. Er könnte uns den entscheidenden Hinweis auf das geben, was uns geschenkt ist, damit sich uns der Sinn des Lebens erschließt, damit sich uns das Wesen Gottes erschließt, damit sich uns der Himmel auf Erden eröffnet. Und wer wünschte sich nicht die Erfahrungen des Himmels auf Erden. Wer wäre nicht gern himmelreich, reich an himmlischen Gütern.

Das hat nicht mit dem berühmten Rosengarten zu tun. Den verspricht Christus hier nicht. Aber das Himmelreich, das er uns in Aus-

sicht stellt, ist ein Stück vom Himmel hier und jetzt, nicht erst im Jenseits.

Wenn wir diesen Schlüssel hier genauer betrachten, dann findet sich an ihm der für mich entscheidende Hinweis. Im sogenannten Schlüsselbart befindet sich ein Kreuz. Dies Kreuz verweist auf Christus.

Wenn wir also sagen wollten, worin denn der christliche Schlüssel des Himmelreichs besteht, dann würde ich meinen, kann die Antwort grundsätzlich nur lauten: Christus selbst ist der Schlüssel, auf den es ankommt. Mit ihm erschließt sich alles.

Das macht die vielen anderen Schlüssel nicht unbedeutend. Aber Christus ist so etwas wie ein Generalschlüssel zum Himmelreich. Er eröffnet den Zugang zu Gott. Durch ihn erschließt sich alles.

Ist das nicht seltsam, dass uns ein vordergründig betrachtet ganz normaler Schlüssel im wahrsten Sinne des Wortes zum Schlüsselerlebnis werden kann, wenn wir nur genau hinschauen und hindenken?

Ich wünsche uns, dass Ihnen wie mir ein Schlüsselerlebnis nach dem anderen das versprochene Himmelreich eröffnet.

Ein letzter Gedanke: Wenn Christus der Schlüssel ist, sind wir Christen Schlüsselanhänger. Aber das wäre eine neue Predigt wert. Für heute sage ich Amen.

Schützen

Predigt zum Volks- und Schützenfest 1996

Ich bin ausgehend vom Wort Schützenfest darauf gestoßen, dass es um die Schützen geht, die ihr Fest feiern. Ist das ganze hier also nur für Schützen gedacht? Wenn wir das mit den Schützen wörtlich nehmen, dürften wir, die wir keine Schützen sind, eigentlich nur das Volksfest feiern. Denn Volk, Volk der Südstadt sind wir alle.

Und dann fiel mir auf, wie wir alle als Schützen das Schützenfest feiern können. Dazu ist es nötig, dass Wort Schütze genauer anzuschauen.

Was ist ein Schütze. Ist das so klar? Sie werden sagen: Na, der Mann, die Frau, die mit dem Gewehr oder dem Bogen schießt und versucht, möglichst gut zu treffen.

Richtig. So benutzen wir das Wort. Aber wenn wir in die Geschichte dieses Wortes gehen und uns fragen, wieso Menschen Schützen genannt wurden, dann stoßen wir mit Sicherheit auf den Zusammenhang der Verteidigung.

Wenn einer angreift, muss man sich schützen. Um sich und andere zu schützen, wehrt man Angreifer ab. Man schießt gegeben Falls zurück. So wurden die, die andere mit dem Bogen, mit der Kanone oder mit dem Gewehr beschützten, zu Schützen.

Ein Schütze ist ursprünglich also nicht nur einer, der gut schießen kann, sondern der mit seiner Kunst des Schießens sich und andere schützt, eben ein Schütze. So ist ein Schütze zum Schutz da. Von daher betrachtet sind Schützen dazu da, sich und andere zu schützen, zu beschützen, was ihnen anvertraut ist, zu bewahren und zu behüten.

Und nun ist, wie sollte es anders sein, in der Bibel ein ums andere Mal davon die Rede, dass Gott unser Schutz ist. Er beschützt uns. Er ist der beste Schütze. Ganz in diesem Sinn heißt es im 59 Psalm: Gott ist mein Schutz.

Wenn es regnen sollte, wäre es ratsam, den Schutz eines Baumes oder eines Regenschirm aufzusuchen. Und wenn es um uns herum hoch her geht, wenn wir in Not geraten, wäre es ratsam, Gottes Schutz aufzusuchen. Denn er kann die, die sich seinem Schutz anvertrauen eher schützen als die, sie diesen Schutz nicht suchen. Von daher ist es ratsam, seine Nähe zu suchen und ihn zu kennen.

Für die, die einem anvertraut sind, die man selbst zu schützen hat, gibt es ein Wort, das dem Beschützen des Schützen entspricht: Schützling. Wir sind Gottes Schützlinge.

Und nicht nur Gott hat Schützlinge. Ich denke jeder von uns hat Menschen, für die er sich verantwortlich fühlt, die er beschützen möchte. Und so sind wir selbst Schützen, Beschützer unserer Schützlinge.

Und wenn wir jetzt unser Volks- und Schützenfest weiterfeiern, dann möge es in dem Bewusstsein geschehen, dass wir von Gott beschützte Schützen sind, deren Lebensaufgabe darin besteht, das Leben zu schützen. Wo einer auf den anderen achtet, wo wir einander schützen und beschützen, da geht das Schützenfest weiter, auch wenn diese besonderen Tage auf dem Welfenplatz vorbei sind.

Gott schütze uns.

Sinn

Predigt am 10. September 2000

Gibt es einen Sinn? Und wenn ja - welchen? Wie ist das mit dem Sinn des Lebens, wenn es zu Katastrophen, Kriegen, Krankheiten, Unglück und Not kommt?

Die Frage nach dem Sinn wird ja meistens nicht von denen gestellt, denen es gut geht und die glücklich sind. Nach dem Sinn, nach dem „Warum?“ und „Wohin?“ fragen meistens die, die aus irgendeinem Grund in Not sind.

Natürlich: Auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gibt es unzählige Antworten. Ich habe einmal Schüler befragt, was sie denn darüber denken. Hören Sie einmal deren Antworten auf die Frage nach dem Sinn des Lebens.

Sie haben gesagt: Der Sinn des Lebens ist Spaß haben, ist anderen helfen, ist sich fortzupflanzen, ist lieben und geliebt werden, ist seine Aufgaben zu erfüllen, ist von jedem selbst zu suchen und zu finden. Der Sinn des Lebens ist vorherbestimmt, ist das Leben zu leben und auszukosten, ist zu tun, was man für richtig hält, ist eine Frage der Situation, ist ein Wunder, ist sich für andere zu engagieren, ist relativ, ist ein Ziel zu verfolgen, ist bei jeden etwas anderes, ist zufrieden zu sein.

Einige gaben zu bedenken, dass sich der Sinn des Lebens wohl doch von selbst erschließt. Viele wollten sich dazu gar nicht äußern. Wieder andere waren der Ansicht, dass es geradezu überlebenswichtig ist, der Frage nach dem Sinn des Lebens nachzugehen.

Hier möchte ich abbrechen. Natürlich kann man das alles anhören, für sich abwägen, sich mit dem identifizieren, was einem gefällt, und das zur Seite legen, mit dem man nichts anfangen kann.

Manches von dem, was die Schüler sagten, wird Ihnen gefallen haben, anderes nicht. Und daran merken wir schon: Das mit dem Sinn scheint nicht vorgegeben oder definiert zu sein. Wie kommen wir weiter?

Je länger man darüber nachdenkt, desto komplizierter wird es, weil man alles mitbedenken möchte. Es geht bei der Frage nach dem Sinn des Lebens schließlich um das Ganze, eben um alles.

Denn was setzt diese Frage voraus. Sie setzt voraus, dass es einen Sinn für alles gibt. Sie geht davon aus, wir könnten den Sinn des Ganzen erfassen. Aber können wir das? Wohl kaum. Es kommt nicht von ungefähr, dass wir Schwierigkeiten haben mit der Frage nach dem Sinn des Lebens, dass wir uns vorkommen wie in einer Sackgasse ohne Wendemöglichkeit.

Weil wir mit dieser Frage nicht so recht weiterkommen, scheint es mir hilfreich zu sein, dass wir zurückschauen und uns fragen, wie es zu dieser komplizierten Frage überhaupt gekommen ist.

Ich weiß zwar nicht genau, wo wie zuerst aufgetaucht ist und wer sie zuerst gestellt hat. Aber mit Sicherheit stellte sich diese Frage nicht von Anfang an. Diese Frage ist neueren Datums.

Vermutlich tauchte die Frage auf, als man den Sinn dessen, was einem widerfuhr, nicht oder nicht mehr erkennen konnte. Denn solange man das, was man erlebt, als sinnvoll erlebt, fragt man nicht nach dem Sinn. Erst in dem Moment, wo einem der Sinn abhandengekommen ist, wo er einem fraglich wird, beginnt das Fragen, das Suchen des Verlorenen.

In eine ähnliche Richtung gehen Gedanken, die an der Sprache orientiert sind. Das Wort „Sinn“ ist als Wort eine Abstraktion. Es leitet sich ab von den fünf Sinnen, mit denen der Mensch begabt ist.

Der Mensch hat seine fünf Sinne: Er kann sehen, er kann fühlen, er kann riechen, er kann hören, er kann schmecken. Durch die fünf Sinne erschließt sich dem Menschen das, was ist.

Er sieht, ob es hell oder dunkel ist. Er fühlt, ob es gut tut und schmerzt. Er riecht, ob es stinkt oder duftet. Er hört und ortet das Geräusch. Er schmeckt, ob salzig oder süß. Die fünf Sinne erschließen uns den jeweiligen Sinn einer Sache, eines Ereignisses - ohne die Erfahrungen zu beurteilen. Die Erfahrung sagt: Es tut weh. Sie sagt nicht, welchen Sinn der Schmerz hat.

Nun könnte man die Erfahrungen, die der Mensch mit seinen fünf Sinnen macht, endlos aufzählen. Jede dieser Erfahrungen steht für sich und ist einem kleinen Steinchen in einem großen Mosaik vergleichbar. Und jede Erfahrung erschließt nur, was ist, nicht was es bedeutet.

Nun kann der Mensch die Welt nicht nur über seine fünf Sinne wahrnehmen. Er kann die gemachten Erfahrungen bedenken, reflektieren. Und indem er dem, was er sieht, hört, schmeckt, riecht und fühlt nachgeht, indem er ihm nachdenkt bzw. nachsinnt, bildet sich das Denken aus. So kommt es, dass sich viele sinnliche Einzelerfahrungen zusammenfügen und einen Gesamteindruck, einen Sinn ergeben.

Aber wer vermag zu sagen, wie sich alles fügt, welches Gesamtbild, welcher Sinn sich aus all den Einzelerfahrungen ergibt. Das zu beurteilen ist für uns offensichtlich eine Nummer zu groß.

Solange man bedenkt, was sich über die Sinne erschließt, ist man noch dicht dran. Aber das Denken steht immer in der Gefahr, sich zu verselbständigen, abzuheben. Und wenn das geschieht, wird das Denken im wahrsten Sinne sinnlos, eben von einer sinnlichen Erfahrungsgrundlage abgekoppelt. Und wenn das, worüber man sich Gedanken macht, nicht mehr mit dem zusammenhängt, was einem die Sinne er-

schließen, spekuliert und phantasiert man herum. Das mag sehr gebildet klingen, ist aber Unsinn, wenn es sich der sinnlichen Erfahrbarkeit entzieht. Von daher sind alle Weltanschauungen, Religionen, Philosophien und Ideologien kritisch zu befragen.

Aufs Ganze gesehen geht es darum, die abstrakte Frage nach dem Sinn des Lebens als Sackgasse zu erkennen und das Denken an dem rückzukoppeln, was uns die fünf Sinne erschließen. Das ist im wahrten Sinne des Wortes sinnvoll. Auf diese Weise bleiben wir davor bewahrt, abzuheben.

Das ist noch kein Ergebnis. Aber es ist so etwas wie eine Wegbeschreibung, auf der man sich dem nähern kann, was zum Thema Sinn zu sagen ist.

Sie werden sich mittlerweile vielleicht ein wenig wundern, weil bisher weder von der Bibel noch von Gott und alledem die Rede war. Schließlich sollte man doch annehmen, dass gerade hier im Gottesdienst zur Frage nach dem Sinn des Lebens von daher eineMenge zu sagen wäre.

Stimmt. Natürlich. Aber es ist gut, sich mit seinen fünf Sinnen zu erden, damit man nicht abhebt. Damit sind wir bei Jesus. Es hatte doch einen Grund, dass er blinde Augen sehend und taube Ohren wieder hörend machte. Er hat doch nicht umsonst die verdorrte Hand geheilt, auf dass sie fühlen und begreifen konnte. Warum sagte er z.B. „Wer Ohren hat, der soll gut zuhören."

Wir könnten in seinem Sinne ergänzen: Wer Augen hat, der soll gut hinsehen. Wer eine Zunge hat, der soll auf guten Geschmack achten. Wer empfindsam ist, soll gut hinfühlen. Wer eine gute Nase hat, der sollte alles gut wahrnehmen.

Zum anderen - und das ist in diesem Zusammenhang weitaus wichtiger - hat man Jesu Predigt, mit der er an die Öffentlichkeit trat, in den Evangelien festgehalten. Jesus predigte: „Ändert euren Sinn. Gott wird jetzt seine Herrschaft aufrichten und sein Werk vollenden."

Sie kennen diese Stelle. Martin Luther hatte hier übersetzt. „Tut Buße!" Manchmal ist es gut, wenn man griechisch kann und sich nicht darauf verlassen muss, wie andere übersetzt haben. Im griechischen Text steht das Wort metanoeite, was wörtlich übersetzt eben „ändert euren Sinn" heißt.

Wenn wir von daher fragen, was der Sinn des Lebens ist, dann legt sich als Antwort nahe: „Ändert euren Sinn". Gemeint ist: Verändert eure Ausrichtung. Stellt euch um, wendet euch Gott zu, nehmt sein Kommen wahr, seid seiner Herrschaft und Gegenwart gewärtig."

Wenn wir dies tun, erschließt sich uns der Sinn, wie Gott ihn uns erschließt.

Ich bin der festen Überzeugung, dass man diesen Sinn des Lebens nicht ein für alle Mal haben kann, sondern dass sich der Sinn so verstanden von Gott her immer wieder neu, Augenblick um Augenblick erschließt.

So wie die Sinne in ihrer Erfahrung auf das bezogen sind und bezogen bleiben, was sie erfahren, so ist und bleibt der Sinn auf den bezogen, der die Sinnerfahrung allererst ermöglicht. Wenn ich meinen Sinn auf Gott hin ausrichte und in dieser Ausrichtung nach Sinn frage, wird sich mir der Sinn ein ums andere erschließen.

Und selbst da, wo ich den Sinn nicht fassen kann, will ich mich dennoch nicht von meinem Gott abwenden. Ich will - komme was da wolle - in dieser Ausrichtung bleiben.

Ich möchte abschließend das, was ich über den Sinn denke und heute zum Bedenken weitergeben wollte, mit einem bildhaften Vergleich zusammenfassen. Stellen wir uns einen Baum vor, so ist er mit seinen Wurzeln tief in der Erde verwurzelt und mit seinen Ästen der Luft und Sonne verbunden. Ausgestreckt zwischen Himmel und Erde ist der Baum.

Genau wie der Baum oben und unten braucht, braucht der nach Sinn suchende Mensch Himmel und Erde. Gott zugewandt und mit den fünf Sinne der Erde verbunden erschließt sich Sinn um Sinn immer wieder aufs Neue.

Sonnenblume

Predigt zu Himmelfahrt 1995

Heute soll es um die Sonne gehen. Die Sonne - sie ist immer und überall da. Bei Tag können wir sie sehen. Manchmal schieben sich Wölkchen oder gar eine dicke Wolkendecke zwischen uns und die Sonne. Aber selbst dann, wenn wir die Sonne nicht sehen, ist sie ja da. Denn selbst wenn Wolken davor sind, sehen wir, dass sie scheint, denn sonst wäre es ja finster.

Und selbst wenn wir blind wären und nichts sehen könnten, woran könnten wir merken, dass es die Sonne gibt und sie scheint? ... Daran, dass von der Sonne Wärme ausgeht. Ohne diese Wärme würden wir vor Kälte erstarren. Die Sonne gibt uns also Licht und Wärme. Ohne

die Sonne gäbe es kein Leben. Keine Pflanze, kein Tier und kein Mensch könnte ohne die Sonne leben.

Wir wollen uns das einmal bei Blumen genauer anschauen. Im Grunde könnten wir jede Blume nehmen. Es könnte ein Gänseblümchen oder eine Löwenzahnblüte sein. Es ist bei allen das Gleiche.

Wir wollen heute einmal eine Blume herausgreifen, die es schon vom Namen her besonders mit der Sonne zu tun hat. Wie heißt diese Blume? ... Sonnenblume.

Wie ist das bei Sonnenblumen? Sie beginnen als kleines Korn, das in der Erde keimt. Dann bricht ein kleines grünes Pflänzlein aus der Erde. Was sich in der Erde entwickelte, erblickt das Licht der Welt. Dann wird die kleine Sonnenblume größer und kräftiger, entwickelt Blätter und eine große Blüte, das, was wir als Sonnenblume kennen. Tag um Tag wächst und reift die Sonnenblume. Und dann entstehen die Sonnenblumenkerne. Wenn die dann wieder in die Erde kommen, wachsen daraus im Frühjahr wieder neue Sonnenblumen.

Natürlich braucht so eine Sonnenblume auch gute Erde und ausreichend Wasser. Aber vor allem braucht sie eben Sonne. Was würde denn passieren, wenn wir so eine Sonnenblume mit guter Erde und mit ausreichend Wasser in einen ganz dunklen Keller stellen würden? ...

Richtig, sie würde zuerst blass werden, dann krank und kränker, schließlich sterbenskrank. Sie würde eingehen, sterben. Die Sonnenblume braucht wie jedes Lebewesen und jede Pflanze Licht. Je mehr, desto besser. Wenn Ihr im Sommer einmal eine Sonnenblume zu verschiedenen Tageszeiten beobachten könnt, dann schaut euch genauer an, wohin die Blüte zeigt.

Die Sonnenblume wendet ihr Gesicht immer der Sonne zu. Sie streckt sich der Sonne entgegen. Und wisst Ihr, was passieren würde, wenn man ihr ein Hindernis in den Weg stellen würde? Sie würde um das Hindernis herumwachsen - immer der Sonne nach. Da wo die Sonne ist, da wächst die Sonnenblume hin. Es ist, als würde sie die Sonnenstrahlen geradezu trinken. Und sie hat einen unersättlichen Durst.

Und die Sonnenblume weiß warum. Die Sonne ist ihr Leben. Die Sonne lässt sie wachsen und reifen. Die Sonne macht sie schön. Die Sonne lässt selbst das gerade wachsen, was schief begonnen hat.

Warum habe ich euch so viel von der Sonne und der Sonnenblume erzählt? Weil ich denke, dass Gott wie die Sonne für uns ist. Und weil ich denke, dass wir so etwas wie Sonnenblumen sind. Wir brauchen ihn, wie die Sonnenblume die Sonne braucht. Ohne Sonne kein Leben.

Ohne Gott kein Leben. Er ist unser Leben. Dafür kann uns die Sonnenblume, die sich immer nach der Sonne richtet, ein gutes Gleichnis sein.

Jeder weiß, wie gut das tut, sich von der Sonne durchwärmen zu lassen. Vielleicht kann uns die Sonnenblume daran erinnern, dass es nicht nur gut tut, die äußere Haut in die Sonne zu halten, sondern auch die Seele, sondern auch sich selbst.

So lade ich Euch und Sie ein, dass wir uns selbst und unsere Seelen in die Sonne halten, dass wir mit der Sonne Gott in uns aufnehmen. Gottes Liebe ist wie die Sonne. Wir singen das Lied „Gottes Liebe ist wie die Sonne“

Spiegel-Weihnachten

Predigt an Weihnachten 2015

In Norwegen gibt es ein kleines Dorf mit Namen Rjukan. Dieses Dorf liegt im Tal und ist umgeben von hohen Bergen. Wenn die Sonne nun tiefer steht, versinkt die Gemeinde in Dunkelheit. Die Sonne verschwindet hinter den Bergen. Sechs Monate im Jahr sehen die Bewohner dieses Dorfes die Sonne nicht.

Nun hatten die Bewohner vor kurzem eine großartige Idee: Oben auf dem Berg wurde ein riesiger Spiegel angebracht. Dieser Spiegel dreht sich mit der Sonne und reflektiert das Sonnenlicht. So gelangt jetzt auch im Winter das Licht der Sonne in das finstere Dorf. Tolle Idee, das mit dem Spiegel.

Mich erinnert das an die Verheißung durch den Propheten Jesaja, bei dem es heißt: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finsteren Lande, scheint es hell.“

Mit Weihnachten hat Gott so etwas wie einen Spiegel auf die Welt gebracht, durch den uns sein Licht erreicht. Dieser Spiegel hat einen Namen: Jesus Christus. In ihm erkennen wir etwas von Gott, von seinem Licht, seiner Wärme, seiner Liebe.

Ich lese den heutigen Predigttext aus dem Hebräerbrief: „Nachdem Gott vorzeiten vielfach und auf vielerlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er in diesen letzten Tagen zu uns geredet durch den Sohn... Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens...“

Was mich an diesen Worten fasziniert, das ist die Formulierung: Abglanz seiner Herrlichkeit. Jesus Christus ist der Abglanz seiner Herrlichkeit.

Wir kennen diesen Ausdruck meist nur in der Form, dass etwas ein schwacher Abglanz von etwas ist. Das Mondlicht ist nur ein schwacher Abglanz des Sonnenlichts.

Das ist bei Christus anders. Er ist natürlich nicht nur ein schwacher Abglanz des Vaters. Er ist mehr. Viel mehr. In ihm wohnt die Fülle der göttlichen Herrlichkeit.

Aber es ist eben nicht die ganze Herrlichkeit, die wir sehen, sondern nur ein Abglanz seiner Herrlichkeit. Wir würden die ganze Herrlichkeit nicht aushalten können, wie folgende Geschichte von Leo Tolstoi zeigt:

In einem fernen Lande lebte einst ein König, den am Ende seines Lebens Schwermut befallen hatte. „Schaut", sprach er, „ich habe in meinem Leben alles, was nur ein Sterblicher erleben und mit den Sinnen erfassen kann, erfahren, vernommen und geschaut nur etwas habe ich nicht schauen können in meinen ganzen Lebensjahren. Gott habe ich nicht gesehen. Ihn wünschte ich noch wahrzunehmen." Und der König befahl allen Machthabern, Weisen und Priestern, ihm Gott nahe zu bringen. Schwerste Strafen wurden ihnen angedroht, wenn sie das nicht vermöchten. Der König stellte eine Frist von drei Tagen. Trauer bemächtigte sich aller Bewohner des königlichen Palastes, und alle erwarteten ihr baldiges Ende. Genau nach Ablauf der dreitägigen Frist, um die Mittagsstunde, ließ der König sie vor sich rufen. Der Mund der Machthaber, der Weisen und Priester blieb jedoch stumm, und der König war in seinem Zorne bereits bereit, das Todesurteil zu fällen. Da kam ein Hirte vom Felde, der des Königs Befehl vernommen hatte, und sprach: „Gestatte mir, o König, dass ich deinen Wunsch erfülle." „Gut", entgegnete der König, „aber bedenke, dass es um deinen Kopf geht." Der Hirte führte den König auf einen freien Platz und wies auf die Sonne. „Schau hin", sprach er. Der König erhob sein Haupt und wollte in die Sonne blicken, aber der Glanz blendete seine Augen, und er senkte den Kopf und schloss die Augen. „Willst du, dass ich mein Augenlicht verliere?" sprach er zu dem Hirten. „Aber König, das ist doch nur ein Ding der Schöpfung, ein kleiner Abglanz der Größe Gottes, ein kleines Fünkchen seines strahlenden Feuers. Wie willst du mit deinen schwachen, tränenden Augen Gott schauen? Suche ihn mit anderen Augen."

Wir sehen also Gott nicht direkt. Es würde uns umbringen. Wir sehen Gott nur – so sagt es Paulus in seinem Brief an die Korinther - wie durch einen etwas blind gewordenen Spiegel.

So wie Christus für uns der Spiegel Gottes ist, so können wir der Spiegel Christi für andere sein. Denken wir noch einmal an den Spiegel in Norwegen, der sich nach der Sonne richtete und dadurch das Sonnenlicht ins dunkle Tal spiegelte. So können wir uns nach Christus richten, der Gottes Spiegel ist. Durch ihn werden auch wir indirekt zu Gottes Spiegeln.

Was wir an Licht und Wärme durch Christus weitergespiegelt bekommen, können wir wiederum weiterleiten an unsere Mitmenschen. So wird die Welt durch uns ein Stück heller und wärmer, ein Stück menschlicher und christlicher. Das ist der tiefe Sinn von Weihnachten.

Wer das nun ein wenig für überzogen hält, den möchte ich an die Schöpfungsgeschichte erinnern, wo vom Menschen zwar nicht gesagt wird, dass er Gottes Abglanz, aber sein Ebenbild sei. Und gemeint ist, dass der Mensch zwar aus sich heraus nichts Besonderes ist, aber dass ihm als Abglanz der Herrlichkeit Gottes doch eine große Aufgabe zukommt.

Auch hier zunächst eine kleine Geschichte, die uns diesen Gedanken näher bringen möchte, dass wir als seine Ebenbilder seine Herrlichkeit widerspiegeln sollen:

Eines Tages kamen einige der neugierigsten Engel zusammen und wollten endlich einmal in Gottes geheimstes Schöpfungszimmer gucken, den Raum, in dem Gott die Ideen für neue Menschen erfand. Es war eine sehr große Halle, lichtdurchflutet, voller Musik und allen Sorten von Farben, die man sich nur vorstellen kann. Die Engel beobachteten Gott für eine Weile und waren sehr beeindruckt von dem, was sie sahen. Gott machte nämlich alle Menschen in allerfeinster Detailarbeit, jeden Einzelnen ganz besonders und wunderschön. Mit roten Haaren, schwarzen oder blonden, mit Locken, mit kaffeebrauner Haut oder rosafarben, mit blauen, braunen oder grünen Augen. Nicht ein Mensch sah genauso aus wie ein anderer. Jeder war einmalig. Und immer, wenn ein neuer Mensch fertig war, freute sich Gott sehr, lächelte und küsste den Menschen. Dann verschwand er hinter einer Wand, um nach einer Weile wieder aufzutauchen und weiterzumachen. Jetzt waren die Engel erst recht neugierig und fragten sich: „Was ist denn hinter dieser Wand versteckt?" Aber sie trauten sich nicht, Gott zu stören und warteten ab. Plötzlich drehte sich Gott um, guckte sie an und meinte: „Ir-

gendwelche Fragen?“ Und ein Engel war zum Glück mutig genug und stellte eine erste Frage: „Die Menschen sind alle so verschieden. Welche Sorte hast du denn am allerliebsten? Welche Hautfarbe, welcher Typ?“ Und Gott antwortete: „Was du beobachtest, ist sehr oberflächlich. Du musst tiefer gucken. Äußerlich mögen sie alle unterschiedlich aussehen, aber innen sind sie alle gleich. Innen haben alle Menschen ein Herz!“ Und Gott wandte sich wieder seiner Arbeit, seiner Lieblingsbeschäftigung zu. Da fragt ein kleiner Engel noch ganz schnell: „Und was ist hinter der Wand versteckt? Was machst du denn da immer, bevor du mit einem neuen Menschen beginnst?“ Und Gott drehte sich um, lächelte und sagte: „Hinter der Wand hängt ein Spiegel! Ich sehe in den Spiegel, bevor ich einen weiteren Menschen schaffe nach meinem Bild.“

Solange wir ihm, dem Licht der Welt zugewandt sind, solange wir ihn im Blick haben, können wir ihn spiegeln, können wir ein Abglanz seiner Herrlichkeit sein. In diesem Sinne bezeichnet Jesus, „das Licht der Welt“, Menschen, die sein Licht in die Welt spiegeln, als „Licht der Welt.“

Nimm das Licht des göttlichen Lichtes in dich auf. Bleib ihm zugewandt. Dann können andere in Deinen Augen das Licht sehen, das du siehst. Und so wirst Du zu einem Abglanz seiner Herrlichkeit.

Möge uns sein Licht und seine Herrlichkeit durchdringen und erleuchten. Möge es durch uns hindurchleuchten: Möge es das Leben vieler Menschen erreichen und ein wenig heller machen.

Staffellauf

Predigt am 25. Juni 2000

Habe ich Euch schon mal erzählt, dass ich in meiner Jugend über viele Jahre in einem Leichtathletikverein war. Ich weiß, das sieht man mir nicht mehr an. Stimmt aber.

In der Leichtathletik gibt es ja mancherlei verschiedene Disziplinen. Unter anderem das Laufen und da dann die verschiedensten Strecken im Sprint, auf Mittelstrecke, im Langlauf oder Hindernislauf.

Und dann gibt es da noch den Staffellauf. Ich denke, das kennt jeder. Wahrscheinlich haben die meisten hier schon einmal so einen Staffellauf mitgemacht.

Wie immer im Sport ist zunächst einmal wichtig, dass man es versucht, dass man an den Start geht, auch dann, wenn man schon vorher

weiß, dass man nicht erster wird. Man läuft ja nicht in erster Linie gegen die anderen, sondern mit anderen. Und wie sagt man: Dabei sein ist alles.

Wie geht das nun in so einer Staffel, bei einem Staffellauf? Es laufen ja nicht immer alle auf einmal. Die Läufer laufen abwechselnd. Einer nach dem anderen. Jeder versucht sein Bestes zu geben. Und wenn er getan hat, was ihm möglich war, gibt er das Staffelholz weiter.

Aber so gut einzelne auch sind, es kommt letztlich auf das ganze Team an. Es ist eben eine Staffel und keine Einzelkämpferveranstaltung. Und so kommt es, dass alle mitbangen, anfeuern, innerlich mitlaufen, damit die gerade Laufenden ihr Bestes geben können.

Die kritischen Momente beim Staffellauf sind die, wenn das Staffelholz an den nächsten Läufer weitergegeben wird. Da geht schnell etwas schief. Das Holz kann einem aus der Hand rutschen. Oder der Übergebende läuft auf den Anlaufenden auf und es kommt von daher zu Komplikationen. Gerade bei der Übergabe entscheidet sich, wie gut die Staffel ist.

Warum ich das hier erzähle? Liegt ja wohl auf der Hand: Weil hier heute so etwas wie ein Wechsel stattfindet. Betrachten wir die Arbeit des Kirchenvorstandes einmal als einen Staffellauf, der nicht ganz so geordnet vor sich geht, wie im Stadion.

Bei der Kirchenvorstandsstaffel laufen einige schon viele, viele Runden und sind so am Ende ihrer Kräfte, das sie gerne ausgewechselt werden wollen. Andere können und wollen noch ein paar Runden weiterlaufen. Und dann sind da die neuen Läufer, noch frisch und motiviert.

Und nun ist heute ein Tag, wo der Wechsel zu einem gewissen Abschluss kommen soll. Es hat sich in der letzten Zeit herausgestellt, wer aufhört, wer weitermacht, wer neu hinzukommt.

Und damit möglichst wenig Durcheinander passiert, ist es gut, das Staffelholz sehr behutsam weiterzugeben. Wer das Holz aus der Hand gegeben hat, muss vorsichtig von der Bahn abtreten, um Platz zu machen für die, die mit dem Holz weiterlaufen werden.

Natürlich hat man so im Laufe der Jahre seine Erfahrungen gemacht. Man weiß, was wichtig ist, um gut über die Runden zu kommen. Und nun ist man vielleicht in der Versuchung, den Neuen kluge Ratschläge zu geben, wie das so läuft.

Das könnte dazu führen, dass die Neuen sich von vornherein festgelegt fühlen und nur mühsam zu einem eigenen Stil finden. Wenn ich das richtig sehe, wird es eine ganze Weile dauern, bis der neue Kirchen-

vorstand, die neue Staffel sich gefunden hat, bis die Anlaufschwierigkeiten überwunden sind, bis sich alles eingelaufen hat.

Ich wünsche mir von denen, die aus der Staffel ausgeschieden sind, dass sie vom Rand aus weder kluge Ratschläge geben noch von guten alten Zeiten reden. Stattdessen sollten sie anfeuern, ermutigen, Fan-Kurve sein, der Staffel den Rücken stärken.

Und von denen, die in der Staffel bleiben, wünsche ich mir, dass sie fürs erste ein wenig vom üblichen Tempo herausnehmen, damit sich die Neuen ohne Stress einfinden können. Die Neuen müssen doch die Möglichkeit haben, sich mit ihrem eigenen Stil ins Team einzufügen. Daneben wird es darauf ankommen, mit Fingerspitzengefühl das eine oder andere von dem, was sich bewährt hat, in die kommende Zeit einzubringen.

Was ich mir von denen wünsche, die neu in den Kirchenvorstand kommen, ist dies: frisch, fromm, fröhlich, frei durchstarten, sich nicht verbiegen, sondern gerade heraus das einbringen, was man mitbringt an Ideen und Möglichkeiten. Wäre doch toll, wenn mit den Neuen wirklich Neues zum Altbewährten hinzukommen würde.

Ich denke, dass wir zusammen ein gutes Team, eine gute Staffel sein können, wenn es uns gelingt bei allen herausragenden Einzelleistungen darauf zu achten, dass wir gemeinsam unterwegs sind. Soweit, so gut.

Ich denke, wir sind uns einig, dass es gut ist, wenn alles läuft. Nur: Wo laufen sie denn? Oder: Wohin laufen sie denn? Oder: Warum laufen sie denn? Weil das Staffelholz weitergetragen werden muss. Und nun nicht irgendein Staffelholz, sondern das Staffelholz hier. Ich habe extra mal eins mitgebracht. Hier im Gottesdienstblatt ist es abgedruckt, wie es von einer Hand zur anderen weitergegeben wird.

Dies besondere Staffelholz gibt Antwort. Es kommt nicht darauf an, wild und planlos durcheinander zu laufen. Es kommt darauf an, sich so zu bewegen, dass es diesem besonderen Staffelholz angemessen ist. Denken Sie jetzt an die, denen die Ehre zuteilwird, das olympische Feuer zum Ort der Spiele zu tragen. Mit dem Stolz, der diese Läufer erfüllt, sollten wir dieses Holz weitertragen.

Lassen Sie uns diese Darstellung der Staffelholzübergabe ansehen. Um welches Holz handelt es sich? Und wessen Hände sind hier abgebildet? Das Kreuz, zumal so eins wie dieses hier, steht für das Kreuz Christi, steht für Christus selbst, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Immer wieder heißt es in der Bibel, dass Gott seinen eingeborenen Sohn in die Welt gab, auf das alle, die an ihn glauben, das Leben haben. Von daher

könnte die gebende Hand hier Gottes Hand sein. Und die andere Hand könnte meine oder deine oder Ihre Hand sein.

Ist es meine oder deine Hand? Diese Hand ist offen und leer. Also ist es wichtig, zuerst einmal Platz zu machen und loszulassen, was wir meinen, in der Hand haben zu müssen. Also: Sind unsere Hände offen für das, was Gott hineinlegen will?

Und wenn unsere Hände geöffnet und empfänglich sind, wenn Gott uns seinen Sohn anvertraut, sollten wir nicht meinen, dass wir ihn in der Hand hätten. Er entzieht sich solchem Zugriff. Und doch ist er uns anvertraut. Es liegt mit in unserer Hand, was daraus wird.

Liebe Kirchenverordnete, was immer wir anfassen werden: Lassen Sie uns nicht vergessen, worum es geht. Wir sind als Kirchenverordnete mitverantwortlich dafür, dass dies hier weitergegeben wird an jede Hand, die sich suchend öffnet. Wir haben es empfangen. Wir können es einander und anderen weitergeben.

Es ist also die Frage, ob wir einen Blick für die Menschen in unserer Nähe entwickeln, die ihre Hände oft wortlos nach diesem Staffelholz ausstrecken. Manchmal strecken sie ihre Hand suchend aus, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was sie eigentlich suchen.

Vielleicht sollten wir uns hier vergegenwärtigen, wie die Hand beim Staffellauf ausgestreckt wird, um das Holz zu bekommen. So sieht das aus. Voller Vertrauen, erwartungsvoll, aber auch unsicher und geradezu bittend sieht das aus. Es geschieht fast ein wenig verstohlen.

Sicher: Wir können das Holz nur denen in die Hand legen, die Empfangsbereitschaft signalisieren, die ihre Hand ausstrecken. Und doch wird es von entscheidender Wichtigkeit sein, dass wir ihre Offenheit, ihr Suchen wahrnehmen - und dann nicht irgendwas hineintun, auch nicht irgendetwas Kirchliches, auch nicht irgendetwas Frommes. Wir sollten das Entscheidende weitergeben. Das hier.

Sie haben recht: Das hier ist nur ein Symbol. Dies Symbol steht für das, was Gott uns anvertraut, was er uns schenkt. Dies Symbol steht letztlich für ihn selbst.

Es geht in alledem um ihn. Mit diesem Staffelholz, das uns anvertraut wurde, wurde uns der Christus nicht nur vor Augen gestellt, sondern auch ins Herz geschenkt. Und das wollen wir nicht für uns behalten, sondern unsererseits weitergeben an die, die offen dafür sind.

Wenn wir so miteinander, als Kirchenvorstand, als Team, als Staffel Sorge dafür tragen, dass dies Holz weiter getragen wird, dann sind wir Teilnehmer eines Staffellaufes, der seit 2000 Jahren unterwegs ist.

Was ich hier für den Kirchenvorstand gesagt habe, gilt größtenteils für uns alle. Im Idealfall schaut die Gemeinde eben nicht zu, wie sich die Kirchenvorstandsstaffel mehr oder weniger erfolgreich abmüht. Im Idealfall laufen alle mit. Im Idealfall ist der Staffellauf, von dem hier die Rede war, ein Volkslauf, an dem sich alle beteiligen können. Lasst uns das weitergeben, was uns anvertraut ist - uns und denen zum Segen, die offen dafür sind.

Stall als Ort der Sehnsucht

Predigt Heiligabend 2013

Heute lade ich Sie ein, sich mit mir mal ein Detail der Weihnachtsgeschichte genauer anzusehen: den Stall. Haben Sie sich schon einmal gefragt, was es mit dem Stall von Bethlehem auf sich hat?

Es ist doch unglaublich: Im Laufe der Jahrhunderte ist er zu einem Symbol für einen Ort geworden, an dem jeder gerne wäre, weil da für Momente die Welt in Ordnung war - so jedenfalls die Weihnachtsgeschichte und viele der Legenden, die sich darum ranken.

Dabei fing alles denkbar ganz unscheinbar an. Maria und Josef waren auf der Suche nach einer Bleibe für die Nacht. Und dann ergab sich das mit dem Stall. Eigentlich ja nur eine Verlegenheitslösung.

Und dann die Geburt des Christus. Von Anfang an wird durch ihn spürbar, dass Gott da ist, wenn er da ist. Und auf einmal wird ein ganz normaler Stall zu einem ganz besonderen Ort.

Ja, die Geburt des Christus. Die machte diesen Stall so berühmt. Schon damals. Engel erzählten den Hirten von diesem Ort. Ein Stern zeigte den Ort an. Und als die Hirten dann beim Stall sind, da wussten sie: „Hier ist es. Dies ist der richtige Ort."

Da ist das Kind. Da sind die Engel. Da ist der Stern mit seinem Leuchten. Da sind die leuchtenden Augen von Maria und Josef. Himmlischer Glanz erfüllt den Raum. Hirten kommen und strahlen. Könige überreichen dem Kind ihre Schätze.

Was wird da der Wirt gedacht haben, als er mitbekam, was da in seinem Stall los war? Da wird er doch sicher noch einmal selbst vorbei geschaut haben? In meiner Phantasie höre ich, wie er staunend sagt: „Welch Glanz in meiner Hütte!"

Bis zu uns, bis in unsere Zeit, ja bis in unsere Herzen reicht dieser Glanz. Wer nur dran denkt, bekommt strahlende Augen. Und so wird

dieser schlichte Stall für uns zu einem Ort, an dem wir allzu gern sein würden, zu einem Ort der Sehnsucht, geradezu paradiesisch.

Da würde doch jeder von uns gerne sein, an diesem Ort, wo die Engel singen, wo Gottes Gegenwart spürbar, ja er selbst greifbar nahe ist, der Ort, an dem Frieden die Herzen der Menschen erfüllt.

Ist unsere Sehnsucht nach diesem Ort nicht der Grund dafür, dass wir uns diesen Ort in Form einer Krippe nach Hause holen? Doch. Sicher. Jede Krippe erinnert uns an das, was damals war und wir uns für uns und die ganze Welt wünschen: Himmlischen Glanz für unser alltägliches Leben.

Und so stellen wir uns all die Krippen hin zum Zeichen unserer Hoffnung, dass wir mit der Krippe auch ein wenig von dem Glanz zu uns nach Hause holen können.

Sternenwelten

Predigt vom 16. März 1997

Sonntag für Sonntag bekennen wir im Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an Gott... den Schöpfer des Himmels und der Erde." Sind wir uns eigentlich im Klaren darüber, was wir da sagen?

Über die Erde wissen wir schon vieles - natürlich längst nicht alles. Und was wissen wir über den Sternenhimmel? Im Grunde herzlich wenig.

Das fängt mit dem im Grunde veralteten Schöpfungsbericht an. Da heißt es von der Erschaffung des Sternenhimmels: „Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheinen Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre und seien Lichter an der Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde. Und es geschah so."

Wenn man diesen Bericht so liest, dann hat man einen Elektriker vor Augen, der mit einer Leiter Lampen an der Decke befestigt. Als wenn Gott bei der Erschaffung der Welt Lichter an die Himmelsdecke gehängt hätte.

Nun gut. Als dieser Schöpfungsbericht entstand, ging man ja noch davon aus, dass sich der Himmel wie eine Käseglocke über die Erde wölbt. Durch die Astronomen haben wir ja erst viel später erkannt, dass die Erde ein runder Planet innerhalb unseres Sonnensystems ist und dass die Lichter keine von Gott an die Decke gehängten Lampen

sind, sondern ferne, sich im Weltraum frei bewegende Sterne und Galaxien.

Nun weiß ich nicht, wie es Ihnen geht, wenn Sie in den Nachthimmel schauen und die Sterne funkeln sehen, wenn die Gedanken in die Ferne schweifen und man sich staunend im Anschauen der Sterne verliert?

Ich bin immer wieder fasziniert. Es ist einfach schön, grandios, bezaubernd, unglaublich. Und wenn ich versuche zu verstehen, was ich sehe, wird mir geradezu schwindelig.

Sie kennen sicher alle das Lied „Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt?“ Wissen Sie, wie viele es sind? Haben Sie schon einmal versucht zu zählen, was Sie gesehen haben?

Genau. Es ist unmöglich. Und doch kann man durch astronomische Berechnungen einiges herausbekommen. Nun: da ist zunächst einmal unsere Sonne. Sie ist unser Stern, die Mitte unseres Sonnensystems, der Punkt, um den sich die Erde innerhalb eines Jahres dreht.

Mit der Erde drehen sich die uns bekannten Planeten um die Sonne, als da sind: Saturn, Jupiter, Neptun, Uranus, Merkus, Pluto. Venus, Mars. Das klingt alles so vertraut. Ist es ja auch irgendwie.

Aber wer kann sich das vorstellen, dass z.B. die Sonne 200000-mal größer ist als die Erde und dass die Sonne und die Erde 140 Millionen Kilometer voneinander entfernt sind. Das ist von den Maßen kaum noch vorstellbar.

So. Das ist nun nur unser Sonnensystem. Nun gibt es ja nicht nur unsere Sonne. Es gibt noch andere Sonnen. Weiß jemand von Ihnen, wie unsere Nachbarsonne heißt oder wie weit sie von unserer Sonne entfernt ist?

Die nächste Sonne ist der Stern Proxima Centauri. Und wie weit ist diese Sonne von unserer Sonne entfernt? 36 Milliarden Kilometer. Würde man wie das Licht mit einer Geschwindigkeit von 300000 km/ Sekunde reisen, bräuchte man nur ungefähr vier Jahre. Sie sehen schon, die nächste Sonne liegt wirklich nebenan.

Nun befinden wir uns mit unserem Sonnensystem innerhalb der Milchstraße. Milchstraße - das ist eine sehr liebevolle Umschreibung für etwas Unvorstellbares. Oder können Sie sich vorstellen, dass zu dieser Milchstraße etwa 200 Milliarden Sterne von der Art unserer Sonne gehören? Das ist zwar astronomisch zu berechnen - aber nicht mehr vorstellbar.

Ob Proxima Centauri und die Milliarden anderer Sonnen wie unsere Sonne Planeten haben, wissen wir nicht ganz genau - ist aber anzunehmen, so dass man sich zu den schon unvorstellbar großen Zahl von Sonnen ein Vielfaches an Planeten zu denken hat.

Und wollte man nun von einem Ende der Milchstraße zum anderen Ende der Milchstraße reisen und wäre man mit der Spitzengeschwindigkeit des Lichtes von nur 300000 km/s unterwegs, bräuchte man nur 80000 Lichtjahre. Ist sie nicht wirklich niedlich und überschaubar, unsere gute alte Milchstraße?

Sie merken schon. Was in Science-Fiktion-Filmen wie Enterprise und Star Treck so einfach aussieht, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als unmöglich. Wie sollten wir jemals in der Lage sein, solche Entfernungen zurückzulegen?

Auch wenn es Ihnen schon schwindelt angesichts der Größe dessen, was ich Ihnen über die Milchstraße gesagt habe, bin ich noch nicht am Ende mit unserem Ausflug in den Weltraum.

Denn es gibt ja nicht nur die eine Milchstraße mit ihren 200 Milliarden Sonnen. Es gibt der Milchstraße vergleichbare Gebilde, die sogenannten Galaxien, die sich wie die Milchstraße durch das Universum bewegen. Man geht bei heutigen Schätzungen davon aus, dass es neben der Milchstraße weitere 10-100 Milliarden weiterer Galaxien gibt.

Diese Galaxien mit ihren jeweils 10-200 Milliarden Sternen bilden unser Universum mit einer Zahl von Sternen, die man sich zwar noch aufschreiben, aber nicht mehr vorstellen kann.

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen... ?“ Na ja.

Bei alledem ist längst noch nicht klar, ob das schon alles ist. Es könnte ja noch weitere Universen geben, sodass von Multiversum oder Pluriversum gesprochen werden müsste. Aber davon schweige ich jetzt lieber.

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen...?“ Nein. Ich weiß es nicht. Und doch glauben wir, dass der, der dies alles ins Leben gerufen hat, der die Sterne und Welten nicht nur gezählt, sondern auch gemacht hat, dass er der Schöpfer des Himmels und der Erde unser Gott ist.

Im Psalm 8 heißt es: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“

Da frage ich mich natürlich: Wie kann das sein, dass der Schöpfer dieser Welten mich Winzling kennt? Wir Menschen sind ja schon im Vergleich zur Größe der Erde Winzlinge. Aber selbst die ganze Erde ist

kaum mehr als nichts, ein Sandkorn im Universum. Auch wenn wir uns mitsamt unserer Erde zu recht klein und winzig vorkommen - er kennt uns und hat uns lieb. Kaum zu glauben - und doch wahr, glauben wir jedenfalls.

Stimme

Predigt am 18. November 2010

Wenn man in ein Gesangskonzert geht, sei es in ein Konzert eines Chores oder in ein Konzert mit Solistinnen, dann kann man so richtig schwelgen, sich erfreuen an den unterschiedlichen Stimmen, der Hingabe und dem Timbre, mit denen die Betreffenden singen. Man kann stauen, wie hoch manche singen können oder wie weit runter andere kommen. Und es ist unglaublich, wie schön so eine Stimme klingen kann.

Nun ist das mit der Stimme bzw. den Stimmen natürlich nicht ganz so einfach, wie man sich das als Laie denkt. Denn wenn man selbst den Mund aufmacht und singt, dann stellt man schnell fest: So einfach, wie es aussieht, ist es nicht.

Natürlich: Wenn so ein Säugling loslegt, das nenn ich mal ein Stimmchen. Und wenn der Kleine oder die Kleine dann die halbe Nacht schreit, dann wundert man sich nicht schlecht, wie es einem so kleinen Menschen gelingt, einen so durchdringenden Ton zu erzeugen – und das auf Dauer.

Wenn die Kinder dann größer werden und vom Kindergarten oder der Schule nach Hause kommen, dann können Eltern schon an der Stimme, an der Art und Weise des „Hallo“ erkennen, wie es dem kleinen Menschenkind gerade geht.

Und wenn die lieben Kleinen, zumal die Jungs, in den Stimmbruch kommen, dann merkt es jeder: Hier ändert sich gerade nicht nur die Stimme, sondern vor allem der, zu dem die Stimme gehört.

Jede Stimme verrät etwas über einen Menschen und die Stimmung, in der er sich gerade befindet. Denn wir hören an der Stimme eines Menschen sofort, ob er freudig erregt oder traurig ist, ob er guter Stimmung ist oder über uns bestimmen will.

Und wir entnehmen das, was einer will, nicht nur den Worten, die er sagt, sondern mehr oder weniger bewusst auch der Stimme, mit der er es sagt. Der Ton macht bekanntlich die Musik.

Bis zu einem gewissen Grad kann man seine Stimme beeinflussen, gewissermaßen verstellen. Ich denke da jetzt nicht nur an den bösen Wolf, der versucht, wie die Großmutter zu sprechen. Ich denke da an Menschen, die versuchen, freundlich zu reden, obwohl sie es nicht sind. Dementsprechend klingt das dann ja auch unglaubhaft.

Den wenigsten gelingt es stimmlich zu verbergen, wie es Ihnen gerade geht. Denn die meisten haben ein feines Gespür dafür, ob etwas stimmig ist, also ob das, was einer sagt, zu dem passt, wie er es sagt.

Was Stimmungen, Stimmungsmache, Stimmungswechsel und Stimmungsvolles angeht, sind wir doch ziemlich feinfühlig.

Kinder z.B. wissen, was es bedeutet, wenn sich die Stimme der Eltern erhebt. Und auch Angestellte kennen diesen gewissen Unterton in der Stimme des Chefs. Sie wissen dann: Spätestens jetzt ist es Zeit, die Sache zu erledigen. Und ob man will oder nicht, macht man’s dann auch, um sich nicht größeren Ärger einzuhandeln.

Aber schön ist das nicht, wenn einem nichts anderes übrig bleibt, als zu gehorchen. Man ist verstimmt. Die gute Stimmung ist dahin.

Sängerinnen und Sänger nun haben im Allgemeinen von Natur aus eine gute Stimme und Lust zum Singen. Schon mal nicht schlecht. Aber ausbaufähig.

Da greift dann die Stimmbildung, ein im Grunde lebenslanges Üben, mit dem Ziel, die Stimme mit einem Maximum an Schönheit erklingen zu lassen – und wie schön das klingen kann, können wir immer wieder mal erleben.

Es gibt auch andere Stimmen, eindringlich warnende Stimmen zum Beispiel. Andere Stimmen klingen tröstlich. Wieder andere klingen eher bedrohlich, zumal die Stimmen, die uns manchmal ja auch von innen erreichen.

Manche werden geradezu verrückt, weil sie inwendig Stimmen hören, die sie nicht loswerden, Stimmen, die sie bedrängen, die sie nicht in Ruhe lassen, Stimmen die immer wieder sagen: „Lass das!“ oder „Mach jenes!“

Und dann ist da ja auch noch das Gewissen, die Stimme da innen drin, die uns ein ums andere Mal nicht in Ruhe lässt.

Aber auch mit den Stimmen, die von außen auf uns einstürmen, ist es oft nicht viel besser, sodass es uns ein ums andere Mal schwer fällt, das aus dem Stimmgewirr herauszuhören, was wirklich wichtig ist, für uns wichtig ist.

Und gerade dann, wenn wir auf die eine Stimme warten, die uns vergewissert, geliebt zu sein, die uns bestärkt, auf dem richtigen Weg zu sein, die uns zeigt, was unsere Bestimmung ist, gerade dann können wir all die anderen Stimmen nicht gebrauchen.

In der Bibel ist immer wieder von dieser Stimme die Rede, der Stimme Gottes, die alles schlagartig verändert. Da heißt es dann: Und Gott sprach... Und die Menschen hörten seine Stimme... Es erging das Wort des Herrn... Immer wieder wird von dieser Stimme Gottes gesprochen, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, dass Menschen Gottes Stimme hören.

Aber ist es das? Zumal heute? Würden Sie von sich sagen, dass Sie seine Stimme gehört haben oder hören? Wir würden uns doch genieren, das so zu sagen, selbst wenn es so gewesen wäre, für uns so gewesen wäre.

Es gibt ja durchaus so Momente, in denen man meint, Gottes Stimme aus dem herauszuhören, was einem da ans Ohr dringt. Ich meine so Momente, wo ich den Eindruck habe, ich würde zwischen den Zeilen dessen, was ich höre oder lese, Gottes Stimme hören können. Das kennen Sie doch auch. Und auch das, dass einem ein bestimmtes Ereignis zur Botschaft wird.

Manch einer mag nun einwenden: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich hören müsste?“ Diese Frage findet sich so auch schon in der Bibel. Aber nicht nur diese kritische und abweisende Haltung wird dort dokumentiert. Da geht es immer wieder auch darum, ob man denn der Stimme, die man als Stimme Gottes wahrgenommen hat, gehorchen will. Gerade deshalb wurde den Menschen, so berichtet es die Bibel, immer wieder eindringlich ans Herz gelegt: „Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet, verstockt eure Herzen nicht.“

Manchmal wird auch umgekehrt ein Schuh draus, dann nämlich, wenn Menschen sich von Herzen wünschen, Gott würde ihre Stimme hören, also das erhören, was sie mit ihrer eigenen Stimme vor Gott bringen. Ein ums andere heißt es dann: „Ich schreie mit meiner Stimme zu Gott.“

Wie komme ich nun auf all das? Weil hier heute so viele Stimmen zu hören sind? Ja, das stimmt. Darüber hinaus ist mir – und ich weiß ja, Euch auch – wichtig, dass wir über all den wunderbaren Stimmen nicht die eine Stimme, seine Stimme, die Stimme Gottes überhören.

Und als ich dann auf das Bibelwort für die beginnende Woche gestoßen bin, da wusste ich, dass das hier und jetzt Thema sein muss. Es handelt sich dabei um ein Wort Jesu, dass uns der durch den Evangelisten Johannes überliefert wurde. Demnach sagte Jesus:

„Ich bin der gute Hirte. Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben.“ Finden Sie nicht auch, dass diese Stimme in diesem Konzert der Stimmen einfach nicht fehlen darf?

Jesus sagt, was er rüberbringen möchte, mit einem Bild. Für uns handelt es sich dabei um ein Bild längst vergangener Tage. Denn das mit den Schafen, die auf die Stimme ihres Hirten hören, ist ja nicht mehr unsere Alltagswirklichkeit.

Und doch verstehen wir das, was Jesus mit dem Bild rüber bringen wollte, als er sagte: „Ich bin der gute Hirte. Meine Schafe hören meine Stimme.“

Ich verstehe das so, als wollte er sagen: „Wer auf mich hört und tut, was ich sage, wer in meinem Sinne lebt und sich an mir orientiert, der ist auf dem richtigen Weg, der kommt nicht so schnell auf Abwege, der lebt – und zwar nicht nur hier, sondern auch in Gott.“

So kommt alles darauf an, bei allem, immer wieder seine Stimme herauszuhören, damit sie uns das Leben eröffnen kann, das uns versprochen ist.

Stricken und weben

Predigt am 21. Januar 1995

Mir ist vor ein paar Tagen diese Karte in die Hand gefallen. Vorn sieht man ein Paar winziger Stricknadeln und etwas Gestricktes. Dazu stehen in der Karte einige Zeilen zum Thema „Handarbeit“.

Sie werden sich denken: „Na und?“ Doch bevor Sie sich wundern, was das wohl soll, hören Sie zunächst einmal ganz in Ruhe die Gedanken aus dem Inneren der Karte. Sie werden nach dem ersten Satz merken, worum es geht und warum es sich lohnt, einen Moment darüber nachzudenken:

„Wir alle stricken unser Leben jeden Tag ein Stück weiter. Die einen stricken liebevoll und sorgsam, man merkt, welche Freude es ihnen bereitet, ihr „Lebenswerk“ zu gestalten. Die anderen stricken mühevoll und ungern. Man merkt, welche Kraft und Mühe es sie kostet, „Leben“ jeden Tag neu aufzunehmen. Manche wählen ein kompliziertes Muster, andere ein ganz schlichtes. Oft ist es ein buntes Maschenwerk oder

aber ein Stück in tristen Farben. Nicht immer können wir die Farbe selber wählen, und auch die Qualität der Wolle wechselt, mal weiß und flauschig weich, mal grau und kratzig. Und öfter lässt man eine Masche fallen oder sie fällt ohne unser Zutun... ... und zurück bleiben Löcher und ein unvollständiges Muster. Manchmal reißt der Faden, und es hilft nur ein dicker Knoten. Wenn wir unser Leben betrachten, wissen wir genau, welche Stellen es sind. Und manchmal geschieht es, dass einer sein Strickzeug in die Ecke wirft. Es wird für uns Menschen ein ewiges Geheimnis bleiben, wieviel Lebensfaden uns noch zu verstricken bleibt. Du hast die Nadeln in der Hand, du kannst das Muster wechseln, die Technik oder das Werkzeug. Nur aufribbeln kannst du nichts, auch nicht ein kleines winziges Stück. Wir stricken unser Leben, verstricken unseren Lebensfaden zum Gewebe unseres Lebens."

Ist das nicht eine originelle Idee, unser Leben mit dem Stricken zu vergleichen? Und ist es mit unserem Glauben nicht auch so. Man spricht doch nicht umsonst vom selbstgestrickten Glauben. Jeder strickt an seinem Leben. Jeder strickt an seinem Glauben.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen zurzeit mehr Freude oder mehr Mühe bereitet, Ihren Faden des Lebens und des Glaubens immer wieder neu aufzunehmen? Ich weiß nicht, ob es ihnen leicht oder schwer fällt, sich dem Leben zu stellen, wie es Ihnen begegnet, und sich mit Ihrem Glaubens und Ihren Zweifeln auseinanderzusetzen?

Wie fühlt sich Ihr Faden an, flauschig weich oder kratzig. Wie sieht Ihr Leben und Glauben gerade aus, leuchtend bunt oder trüb grau. Sind Sie gerade gut dran oder haben Sie Ihren Faden verloren. Wo sind die Anknüpfungspunkte für Ihren Faden? Ist Ihnen Ihr Faden womöglich gerissen oder ist er zurzeit stark und fest wie ein Seil.

Viele Fragen, die aufbrechen, wenn wir unser Leben und unseren Glauben mit dem Stricken vergleichen. Wie wird es weitergehen und wie lange wird es weitergehen? Wer will das sagen, wie es um unsere Fäden bestellt ist.

Da wir nichts aufribbeln können, bleibt uns nur, das Entstandene zu betrachten, wahrzunehmen, was das war und warum es so war, wie es war, immer wieder neu den Versuch zu wagen, zu verstehen und dann nach vorn zu schauen, vielleicht auch nach dem zu schauen, was wir den roten Faden nennen.

Gibt es diesen roten Faden in unsrem Leben? - Wissen Sie darauf eine Antwort? Ist Ihnen der rote Faden sichtbar?

Für mich muss ich sagen, dass ich mein Leben und meinen Glauben ganz und gar nicht überblicke, dass auch den roten Faden nicht aufzeigen kann. Sicher: Hin und wieder taucht hier und dort einmal ein Stück roter Faden auf - so erscheint es mir jedenfalls.

Aber vielleicht ist das mit dem roten Faden ja auch gar nicht unsere Sache. Ist in all unseren Bemühungen, in all unserem Stricken nicht letztlich Gott mit am Werk. Ist er nicht unser Schöpfer, der unser Leben in Händen hält, der unserem Leben Sinn und roten Faden gibt, bei dem alle Fäden zusammenlaufen, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens?

Ja, so stelle ich es mir vor. Es gibt den roten Faden, den Gott in mein Leben strickt, den Gott in mein Leben legt und auffindet, den roten Faden seiner Güte. Und so will ich im Sinn des Psalms 103 nicht vergessen, was er mir Gutes getan hat und Gutes tut - immer wieder.

Bei allem Fragen nach Sinn und roten Faden begleitet uns unser Gott, von dem es in der Apostelgeschichte heißt: „Er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben und weben wir." Seine Gegenwart ist wie ein roter Faden.

So wird an dieser Stelle der Apostelgeschichte zweierlei deutlich: Erstens ist es gewiss, dass Gott keinem von uns fern ist, auch dann nicht, wenn wir uns von Gott und der Welt verlassen fühlen sollten. Er ist uns nah.

Zweitens wird durch diese Stelle aus der Apostelgeschichte noch einmal sehr deutlich, dass das mit dem Stricken und Weben so weit her hergeholt nicht ist. Denn - und wie heißt es: In Ihm weben wir - das Gewebe unseres Lebens.

Strohstern

Predigt an Heilig Abend 1995

Als sich die Hirten damals auf den Weg machten, da hatte jeder etwas für das Christkind mitgenommen: ein bisschen Wolle, einige Stücke Brennholz, die Melodie der Flöte und den Strohstern. Wir würden sagen, lauter Kleinigkeiten. Und doch waren das für die Hirten mehr als Kleinigkeiten, denn sie hatten ja selbst kaum etwas. Hirten waren arme Leute.

Aber auch, wenn sie arm waren, so wollten sie doch nicht mit leeren Händen dastehen. Und so schenkten sie, was sie hatten. Und sie schenkten es mit Herz.

Ein Geschenk fiel aus dem Rahmen: der Strohstern. Der eine Hirte wusste zunächst kein Geschenk. Erst als sein Blick auf Strohhalme fiel, die auf dem Boden lagen und die wie ein Stern aussahen, wusste er, was er schenken konnte. Wie durch ein Wunder entdeckte der Hirte diesen Strohstern. So war der erste Strohstern eigentlich ein Geschenk des Himmels. Dieser Hirte hatte das Glück, dass er dieses Geschenk des Himmels dem neugeborenen Christkind überbringen durfte.

Sicher weiß hier jeder, wie das mit so einem Geschenk des Himmels ist. Es trägt ein Geheimnis in sich. Und so ist das auch mit dem Strohstern. Wenn man so einen Strohstern genauer anschaut, liegt das Geheimnis auf der Hand.

Jeder kann sehen: Der Strohstern ist aus Stroh. Das Stroh erinnert uns an die Hirten, an den Stall, an das Stroh in der Krippe. Und damit erinnert uns das Stroh an die Armut, in die dies Kind hineingeboren wurde. Ganz arm war dies Menschenkind.

Jeder kann aber auch das andere sehen: Der Strohstern ist ein golden glänzender Stern. Er erinnert uns an die Sterne am Himmelszelt, an das helle Licht der Engel, an das Wunder dieser Geburt und den Glanz der Weihnacht. So erinnert uns der Strohstern daran, dass dies Kind ein himmlisches Kind ist. Durch dies Menschenkind kam etwas in die Welt, was nicht von dieser Welt war. Es war etwas Besonderes an ihm, was die Menschen, die ihm begegneten, nicht nur faszinierte, sondern in Berührung mit göttlicher Wirklichkeit brachte.

So, wie der Strohstern vom Stroh her zur Erde gehört und wie er als Stern zum Himmel gehört, so gehört das Christkind, der neugeborene Christus, als Mensch ganz zur Erde und als Sohn Gottes ganz zum Himmel. Er gehört also ganz zu uns Menschen und ganz zu Gott. Wunder der Weihnacht.

So erinnert uns jeder Strohstern zur Weihnachtszeit daran, dass Christus selbst das Weihnachtsgeschenk Gottes an uns ist. Möge uns jeder Strohstern an Gottes Weihnachtsgeschenk erinnern. Möge er uns erinnern, wie Gott sich uns zum Geschenk gemacht hat - in Christus, seinem Sohn. Denn wie heißt es: „Euch ist heute der Heiland geboren."

Spuren

Vor den Augen der Jünger wird Christus von einer Wolke umhüllt und in den Himmel aufgenommen. Nur seine Füße sind noch zu sehen. Die Jünger sehen, wie Jesus sich ihren Blicken entzieht, wie er unsichtbar wird, wie er von Gott in den Himmel, in Gottes himmlische Welt aufgenommen wird. Das macht sie sprachlos. Sie falten Hände, um zu beten. Was bleibt auf der Erde? Seine Fußspuren. Sie zeigen, dass Jesus da war. An den Spuren kann man sehen, dass er da war.

Dann wurde er in Gottes himmlische Wirklichkeit aufgenommen. Deshalb konnte er nicht mehr so bei seinen Jüngern sein, wie er zu Lebzeiten bei ihnen war. Man konnte ihn nicht mehr anfassen. Man konnte ihn nicht mehr sehen. Man konnte seine Stimme nicht mehr hören.

Aber woran konnte man sehen, dass er da war, dass er sichtbar war, dass man ihn hören konnte? An seinen Spuren.

Hier mal eine Geschichte aus Afrika: Der alte Mann aus Afrika hieß Daniel. Er glaubte an Gott. Jemand wollte sich über ihn lustig machen. Er fragte: „Woher weißt du, Daniel, das es einen Gott gibt?" Daniel antwortete: „Woher weiß ich, ob ein Mensch oder ein Hund oder ein Esel nachts um meine Hütte gegangen ist? An den Spuren im Sand sehe ich es. Auch in meinem Leben sind Spuren eingedrückt, Spuren Gottes."

Was passiert eigentlich, wenn man eine Spur gefunden hat, wenn man der Spur nachspürt, wenn man also der Spur nachgeht? ...

Man kommt zu dem, der die Spur hinterlassen hat. Und wenn wir den Spuren nachgehen, die Gott in der Welt hinterlassen hat, dann kommen wir zu Gott.

Lassen Sie uns einen Moment den Spuren nachspüren, die uns auf die Spur Gottes bringen wollen und können. Gott auf den Spuren sein, ihn spüren - wer wollte das nicht.

Nun wissen Sie sicher aus anderen Zusammenhängen, dass es nicht leicht ist, etwas aufzuspüren. Spurensuche ist ein mühsames Geschäft. Man muß dran bleiben, einen langen Atem haben, das Gesuchte wirklich finden wollen.

So ist das auch, wenn man auf der Suche nach Gott den Spuren nachgeht, die Gott uns hinterlassen hat.

Man findet ja nicht gleich. Und es kostet Kraft, die Suche nicht gleich aufzugeben. Aber wer die Mühe nicht scheut und auf Spurensuche bleibt, der wird finden.

Im Nachspüren der Geschichten, die von Gottes Spuren in dieser Welt erzählen, wird der lebendig, von dem die Geschichten berichten. Im Nachspüren der Spuren wird er lebendig für den, der spüren kann.

Im Nachspüren der Spuren, die er in seiner Schöpfung hinterlassen hat, wird etwas von ihm wahrnehmbar. Im Nachspüren der Spuren, die er in den Menschen hinterlässt, denen er begegnet - sichtbar und unsichtbar - wird er spürbar. In alledem stoßen wir auf seine Spuren. Das wird immer wieder spürbar. Überall schwingt etwas davon mit.

Wer ihm und seinen Spuren in der Geschichte, in der Schöpfung und in den Menschen dieser Welt nachspürt, der wird ihn finden, der wird ihm begegnen.

Und dann ist da - last but not least - noch die Möglichkeit, Gott in sich zu spüren. Gott ist ja nicht nur um uns herum, er ist eben auch in uns. Gott in sich verspüren.

Und was ist, wenn man Gottes Spuren nicht finden kann? Dann braucht man einen Menschen, der einem helfen kann, die Spuren Gottes zu finden, die es mit Sicherheit gibt, die er eben nur entdecken muss.

Und was ist, wenn man Gott nicht spüren kann? Wie spürt man Gott eigentlich? Wenn sich der Wind in den Haaren fängt, wenn die Sonne die Haut wärmt, wenn kühles Wasser das Gesicht berührt, wenn etwas wirklich schön und überwältigend ist - all dies kann man spüren. Für all dies und vieles mehr haben wir mehr als unsere fünf Sinne.

Aber was in uns spürt eigentlich Gott, der bei uns ist, der in uns ist, der um uns ist? Ist nicht der Glaube dieser Sinn, um ihn zu spüren? Ich meine, so stimmt es: Der Glaube spürt, dass Gott da ist.

All die Spuren Gottes, die wir in uns, in den anderen und in dieser Welt entdecken können, bezeugen uns: Gott ist uns nahe.

Christus ist also nicht aus der Welt, auch wenn er gen Himmel fuhr, auch wenn er bei seinem himmlischen Vater ist. Der Vater wie der Sohn und auch der Heilige Geist - davon wird Pfingsten zu reden sein - sind sich einig in dem, dass sie für die Menschen und bei den Menschen sind.

Tausend Mal berührt

Predigt zur Konfirmation 2021

Als wir den aktuellen Gemeindebrief für die Südstadt gemacht haben, sind wir auf das schöne Bild gestoßen, das hier auf dem Blatt abgedruckt ist. Ein junger Mann kommt auf seiner Wanderung an einer geschnitzten Holzskulptur vorbei. Eine große Hand streckt sich ihm entgegen. Und der junge Mann? Er legt seine Hand in die große Hand. Für einen Moment berühren sie sich, die große und die kleine Hand.

Warum macht er das? Ist er neugierig, wie sich das anfühlt? Will er mal sehen, was passiert, wenn er die Hand berührt? Will er in Kontakt kommen?

Die Holzskulptur ziert noch eine Inschrift, die man nur teilweise lesen kann: „Ich habe Dich in M...“ Die Unvollständigkeit regt an, die Inschrift zu vervollständigen. Wie könnte es weiter gehen? Vielleicht: „Ich habe dich in meiner Hand“?

Auch unvollständig macht die Inschrift durchaus Sinn: „Ich habe Dich...“ Klingt wie: „Hab Dich“ und man ist versucht „lieb“ zu ergänzen. Hab Dich lieb. HDL. Gott hat Dich lieb. Und viele Menschen um Dich herum haben Dich lieb. Das ist doch schon mal ganz wunderbar.

Die Szene lässt einen doch nicht kalt. Sie berührt. Sie geht unter die Haut. Viele von uns werden sich mit diesem jungen Mann solidarisieren, vielleicht sogar identifizieren, werden sich innerlich wie er der Hand entgegen strecken. Denn wer würde nicht gern in Kontakt mit der großen Hand kommen, die für Gott steht?

Für mich hat diese Szene mit Euch zu tun. Ihr seid wie der junge Mann auf dem Weg, auf Eurem Lebensweg. Gerade das letzte Jahr, in dem Ihr Konfirmandin oder Konfirmand wart, war immer wieder von Gott die Rede.

Da waren die Gottesdienste, die ihr besucht habt. Da waren die Konfer-Stunden. Da war das eine oder andere Gespräch während des letzten Jahres.

Und immer wieder habt Ihr – im Bilde gesprochen – Eure Hand einen Moment an in die große Hand gehalten, neugierig und gespannt, was wohl passiert. Kleine Hand an große Hand – bist Du da?

Nun fand Eure Konfirmandenzeit wegen Corona - wie so vieles in der letzten Zeit - unter erschwerten Bedingungen statt. Die erste Zeit konnten wir uns noch richtig treffen, wenn auch nur mit Abstand und Maske. Und dann konnte der Unterricht lange Zeit nur noch per ZOOM stattfinden. War nicht optimal. Schon klar. Aber besser als nichts.

Alles nicht so einfach – für Euch nicht, für mich auch nicht. Wir mussten zwar Abstand halten, blieben aber in Kontakt – miteinander und mit Gott.

Und nun ist der Konfer schon wieder vorbei. Und? War etwas dabei, was Euch nachgegangen ist, was Euch beschäftigt hat, was Euch berührt hat? Ist etwas Spürbares passiert?

Wie auch immer: Ihr seid trotz der erschwerten Bedingungen dabei geblieben. Und Ihr wollt dabei bleiben. Das jedenfalls habt Ihr Euch vorgenommen. Ihr wollt in Eurem Glauben bleiben und wachsen. Gut so.

Legt wie auf dem Bild immer wieder Eure Hand an die große Hand. Und fragt Euch: Wie steht es zwischen mir und Dir, Gott? Bist Du da? Lass Dich spüren? Berühre mich.

Es wäre viel gewonnen, wenn der Kontakt nicht verloren ginge. Aber eigentlich ist das mit Gott nicht auf einen losen Kontakt, sondern auf eine enge, ja geradezu leidenschaftliche Beziehung ausgelegt.

Damit Ihr versteht, was ich damit meine, muss ich Euch kurz in die Mitte der 80iger Jahre entführen, in die Zeit also, als Eure Eltern noch jung waren. Da gab es einen Song, den ein gewisser Klaus Lage mit seiner Band gesungen hat.

In diesem Song geht es um zwei, die sich schon lange kennen. Lange Zeit kennen sie sich nur, wie man sich so kennt, ohne dass da im speziellen Sinn was zwischen ihnen gewesen wäre.

Aber wie das manchmal so ist zwischen zwei Menschen, die lange einfach so nebeneinander her gelebt haben: Plötzlich funkt es. Und die beiden werden ein Liebespaar.

Es war nicht Liebe auf den ersten Blick. Es hatte eine Weile gedauert. Aber schließlich war alles klar. „Tausend Mal berührt, tausend Mal ist nichts passiert... und plötzlich hat es ZOOM gemacht."

Damals wusste noch niemand von dem ZOOM, mit dem wir heutzutage unsere Videokonferenzen machen. So ein ZOOM war damals undenkbar.

Aber um dieses ZOOM geht es da ja auch gar nicht. Da ist was ganz anderes gemeint. Ich glaube, Ihr wisst schon, was in dem Lied mit ZOOM gemeint ist.

Und genau darum, um dieses ZOOM, geht es mir heute mit Blick auf Euch. Ich wünsche mir, dass es zwischen Euch und der großen Hand, zwischen Euch und Gott immer wieder „ZOOM" macht.

Ich wünsche mir, dass der Funke überspringt. Ich wünschte mir, dass Ihr Euch von Gott geliebt wisst und Eurerseits Gott liebt. Ich wünsche mir, dass das Christsein etwas so Prickelndes und Beglückendes für Euch ist wie die erste Liebe.

Nicht dass es zwischen Euch und Gott so ist, wie bei den beiden aus dem Lied in der Phase, in der sie sich zwar kannten, aber nur nebeneinander her lebten.

Es könnte einem bei der Sache mit Gott ja auch so gehen, dass man das Thema zwar immer wieder berührt, ohne dass das Entscheidende passiert.

Es könnte zwischen Euch und Gott ja auch so sein, wie es mit Blick auf die beiden im Song heißt: „Tausend mal berührt, tausend Mal ist nichts passiert."

Es soll etwas passieren. Es soll ZOOM machen. Immer wieder. Und das soll Euch beglücken. Genau solche Erfahrungen wünsche ich Euch mit Gott.

Habt Geduld. Bleibt dran. Manchmal dauert es ein wenig bis es plötzlich ZOOM macht. Manchmal entwickelt sich die Beziehung mit Gott über einen längeren Zeitraum.

Aber irgendwann muss es eben „ZOOM". Dann erst ist es richtig. Deshalb mein Herzenswunsch für Euch, dass es zwischen Euch und Gott „ZOOM" macht.

Es wäre schon, Ihr könntet von Eurer Beziehung zu Gott folgendes sagen: „Keiner ist wie du. Niemand sonst berührt mein Herz so wie du."

Tierschutz

Predigt am 20. Mai 2001

Würde ich unseren Hund essen wollen? Würde mir mein Kotelett im Halse stecken bleiben, wenn es mein liebes Schweinchen wäre? Woher kommt das Fleisch? Wollen wir es wissen oder nicht? Oder lieber nach dem Motto: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Ich muss gestehen, dass Tierschutz im Prinzip wichtig finde und immer dafür bin - mir aber bisher kaum Gedanken darum gemacht haben, wessen Fleisch ich da verzehre und wie alles zustande kommt.

Die Berichte von den Grausamkeiten in der Tierhaltung, beim Transport und bei der Schlachtung und ökonomischen „Verwertung"

der Tiere sind erschütternd und treiben Tierschutzverbände seit langem auf die Barrikaden.

Nomen est Omen. Namen sind Zeichen. Wie kommt es, dass von Agraringenieuren oder Agrarindustrie gesprochen wird. Ist die Gewinnung von Fleisch als Lebensmittel denn ein industrieller Vorgang?

„Fast wie in einer Tragödie sehen wir aber mit an, wie die Logik des Marktes alle geschöpflichen Lebensbeziehungen durchkreuzt und aushöhlt: nicht nur unsere Beziehung zur Natur und zu den nichtmenschlichen Mitgeschöpfen... Alles wird tendenziell auf seinen Nutzwert, seinen Geld- oder Tauschwert reduziert... wissentlich unwissend arbeiten wir an der Zerstörung unserer elementaren Lebensgrundlagen. Der Umgang mit den Tieren ist grundsätzlich ein wesentlicher, weil so augenfälliger Prüfstein, für einen friedvolleren, ehrfurchtsvolleren Umgang mit dem Leben selbst."

Was in den letzten Wochen und Monaten an Berichten über Rinderwahn, Maul- und Klauenseuche, Antibiotika bei der Schweine- und Geflügelmast durch die Medien ging, hat manchem nicht nur den Appetit verdorben.

Infolge der heute üblichen industriellen Tierhaltung und der am Profit ausgerichteten wirtschaftlichen „Verwertung" von Tieren ist es möglich, dass allen Ernstes darüber diskutiert wurde, ob es nicht sinnvoll wäre, 400000 Rindern zu schlachten, um den Preis zu halten. Diese Dinge als Spitze des Eisbergs machen uns nachdenklich. Wir müssen darüber nachdenken, wie wir mit den Tieren umgehen.

Die zunehmende Technisierung des Lebens, die auch unsere persönlichen Lebensgewohnheiten verändert, führt oft dazu, dass Kinder wie Erwachsene mehr und mehr die Verbindung zum Lebendigen verlieren. Wer ein Haustier hat, geht mit ihm - hoffentlich - verantwortungsvoll und sorgsam um.

Tiergerechte Haltung müsste sich aber nicht nur auf die Haustiere beschränken, sondern auch auf die Haltung von „Nutztieren", die nicht ausschließlich unter dem Nutzungsgesichtspunkt verrechnet werden dürften.

Früher hat man bei uns das getan, was man in vielen Ländern heute immer noch tut: kranke Tiere gepflegt. Auch Tiere, die an MKS erkrankt waren, wurden gepflegt.

Aber in unser Wegwerfgesellschaft und der an höchstmöglicher Effizienz interessierten Agrarindustrie ist kein Platz für Mitleid und Pflege. Ex und hopp. Tier krank - Tier kaputt - und weg damit.

Dürfen wir so mit den Tieren umgehen, unseren Mitgeschöpfen? Mit Blick auf andere Menschen sprechen wir oft von Mitmenschlichkeit. Mit Blick auf die Tiere spricht man von Mitgeschöpflichkeit.

Die Rede von der Mitgeschöpflichkeit bringt zum Ausdruck, dass die Humanität der Menschen sich nicht auf die Mitmenschlichkeit allein eingrenzen lässt, sondern auch auf die Mitgeschöpfe bezogen sein müsste. Der Umgang von Menschen mit Tieren ist am Maßstab der Humanität zu messen.

Meine Frau erzählte mir aus ihren Kindertagen, dass die Schweine im Stall anders quiekten, wenn der Schlachter kam. Wenn unser Hund sein Zecken- und Flohmittel bekommt, merkt er das seltsamerweise auch schon im Vorfeld. Dann klemmt er den Schwanz ein, bekommt ganz kurze Beine und schleicht sich geradezu davon. Da sage mal einer, Tiere würde nichts spüren. Sie sind hochsensibel.

Wir versuchen uns unser Skrupel dadurch vom Leib zu halten, dass wir einen Unterschied machen zwischen unseren geliebten Haustieren und den Tieren, die wir als Nutztiere einstufen und zu denen wir keine gefühlsmäßige Bindung aufbauen.

Dass mit Tieren in großer Zahl so gefühllos umgegangen wird, bleibt nicht ohne Folgen für den Menschen. Die Empfindungslosigkeit und Verrohung angesichts des Leides der Mitgeschöpfe beschädigt den Menschen selbst. Die Menschlichkeit steht auf dem Spiel.

Und dann geht es ja nicht nur um uns und unsere Gefühle, sondern es geht in erster Linie um die Tiere und deren Gefühle. Wer macht sich Gedanken darüber, was die Tiere fühlen in ihren Tier-Konzentrationslagern.

Das Problem ist deutlich: Wie kommen wir weiter? Der biblische Herrschaftsauftrag oder Bewahrungsauftrag schließt verantwortliche Fürsorge für die Mitgeschöpfe ein. Das Leben der Tiere ist nicht in die ungehemmte Verfügbarkeit des Menschen gegeben. Es ist ihn anvertraut (Psalm 50, 10f). Die Schöpfung ist dem Menschen nicht zur beliebigen Verwertung, Ausbeutung und Ausnutzung überlassen.

Wir Menschen haben doch nicht die Vermarktungsrechte an unseren Mitgeschöpfen. Wir sind vom Schöpfer nur beauftragt, sie zu bewahren und zu beschützen, allenfalls sie uns untertan zu machen und zu beherrschen, nicht aber sie zu schlachten - und schon gar nicht auf die problematisierte Weise zu behandeln. Die Tiere stehen unter dem Schutz Gottes.

Ein erstes Ziel könnte, nein müsste die „Minimierung von Gewalt“ sein, um den Tieren nicht unnötig Leiden und Schmerzen zuzufügen. Das Ausmaß der Gewalt lässt sich beeinflussen. Darauf zielt die alttestamentliche Mahnung: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs. Aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.“ (Sprüche 12, 10)

Gegen eine den Tieren angemessene Nutzung scheint kaum jemand etwas zu haben. Aber da, wo um des Fleisches willen Tiere ihre Leben lassen müssen, fängt das Dilemma an.

Ein völliger Verzicht würde den Verzicht auf Tierschlachtung bedeuten. Es scheint doch sehr fraglich, ob das in Gänze möglich sein wird?

„Herr, du hilfst Menschen und Tieren“ (Psalm 36,7). Wunsch oder Wirklichkeit? Wenn es Gottes Wille ist, was tragen wir dazu bei, dass sein Wille geschieht?

Unser übermäßiger Fleischkonsum und das Bestreben, möglichst billiges Fleisch zu kaufen, führt zur Massenherstellung des Produkts Tierfleisch. Es ist dies also eine Frage an uns und unseren Lebensstil und an die Qualität unserer Lebensmittel.

Es sind letztlich wir, die Verbraucher, die in großem Maße bestimmen, was geschieht. Nutzen wir die Macht, die wir als Verbraucher haben.

Es ist unbedingt notwendig, zu einer neuen Einstellung und Praxis zu kommen, in denen weniger der Profit bestimmt, als die Achtung der Tiere als empfindsame Mitgeschöpfe Gottes.

Herr, du hilfst Menschen und Tieren - und wir sollten es auch.

Türen öffnen

Predigt am 15. Dezember 2002

Was wäre die Adventszeit ohne Adventskalender wie diesen hier. Ich habe früher auch so einen gehabt und mich darauf gefreut, Türchen für Türchen zu öffnen.

Ihr habt doch sicher auch einen Adventskalender - oder etwa nicht? In diesem Jahr gibt es in der Südstadt ja einen ganz besonderen Adventskalender, einen, wo nicht nur kleine Türchen, sondern richtig große Fenster geöffnet werden, Fenster, die adventlich geschmückt sind.

Nun hat das ja einen Grund, dass wir kleine Türchen oder große Türen öffnen. Weiss jemand, welchen Grund das hat? ... Der Grundgedanke, der dahinter steckt, ist folgender: Im Advent bereiten wir uns doch auf das Kommen Gottes vor. Und es wäre doch schön, wenn Gott bei uns und in dieser Welt offene Türen vorfinden würde.

Bei den Türen, um die es da geht, handelt es sich nicht um die Türen der Schokoladenkalender, auch nicht um die Fenster der Südstadt. Wenn wir singen „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit“, dann sind da andere Türen gemeint, Türen, die einen Zugang eröffnen in diese Welt, in unser Leben, in unsere Herzen.

Ich habe vorhin ja die Geschichte des Zolleinnehmer Zachäus vorgelesen. Das ist ja eigentlich keine Adventsgeschichte, wie man es erwarten würde. Und doch passt sie hierher. Warum wohl?... Natürlich deshalb, weil Jesus in der Geschichte sagt: „Ich muss heute dein Gast sein.“ Und was machte Zachäus? Er heißt in der Geschichte: „Zachäus nahm Jesus voller Freude bei sich auf.“

Und das ist ja nun eine tolle Geschichte. So müsste es heute auch sein. Jeder von uns müsste durch die Geschichte hindurch hören, wie Jesus sagt: „Ich muss heute dein Gast sein.“ Und so wie Zachäus Jesus aufgenommen hat, so müssten wir ihn zu uns hereinbitten und aufnehmen. Na, das wäre es doch.

Leider geht das nicht so einfach. Warum nicht?... Weil wir Jesus nicht so leibhaftig aufnehmen können, wie Zachäus das konnte. Und doch ist für uns deshalb nicht alles verloren. Wir haben Möglichkeiten, ihn bei uns aufzunehmen. Ja, es besteht sogar eine gewisse Notwendigkeit, ihn aufzunehmen.

Wie ich das meine? Im letzten Teil der Bibel, im Buch der Offenbarung steht aufgeschrieben, was Christus sagte, als er leibhaftig schon nicht mehr unter uns war, sondern auferstanden war. Damals sagte er: „Siehe ich stehe vor der Tür, und klopfe an.“

Man stelle sich das mal vor. Es klopft bei uns. Aber wenn Jesus klopft, dann klopft er ja nicht an die Haustür. Wo klopft er denn dann an? Hier. Hier innen drin. Da klopft er an. Da will er hinein, bei uns hinein, bei jedem, bei jeder. Wer wollte sich diesem Klopfen verschließen?

Kann man sein Klopfen hier drin eigentlich hören? Nur ganz leise. Da muss man sehr gut hinhorchen. Aber wenn man achtgibt, dann kann man es hören, wie man manchmal eine innere Stimme hört, die einem etwas sagt.

Habt ihr schon mal auf jemand gewartet? Dann horcht man doch auf die Schritte, ob er kommt. Und wenn man so wartet und horcht, dann hört man das Klopfen auch dann, wenn es ganz leise ist.

Stimmt doch: Wenn man Besuch erwartet, horcht man ganz anders hin. Stellt sich halt die Frage, ob wir den erwarten, der sich angesagt hat, der da kommen will, zu uns kommen will. Erwarten wir ihn so intensiv?

Wie dem auch sei. Er steht vor der Tür. Vor welcher Tür eigentlich? Vor dieser Tür hier. Im Lied „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit" heißt es in der letzten Strophe: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, meins Herzens Tür dir offen ist." Wir haben es eben gesungen.

Wir, unser Leben, sind wie Häuser, in die wir andere, in die wir Gott aufnehmen können. Wir können uns öffnen. Oder können einander gar nicht erst so richtig hereinlassen. Wir können einander an der Tür oder im Flur abfertigen. Wir können uns aber auch verschließen - manchmal ohne es zu merken.

Muss das sein, dass Christus vor der Tür steht, dass wir einander vor der Tür stehen lassen. Warum öffnen wir uns nicht? Wovor haben wir Angst? Christus steht vor der Tür, vor unserer Tür, auch vor Ihrer Tür, auch vor deiner Tür - und er klopft an. So manch anderer steht vor der Tür. Lassen wir sie zu uns herein? Kann es sein, dass wir ihn und die anderen nicht zu uns hereinbitten, weil wir uns angesichts des Unaufgeräumten schämen?

Bei Zachäus war auch nicht aufgeräumt. Und doch hat er Jesus hereingebeten. Voller Freude nahm er ihn bei sich auf. Und das hat ihm gut getan. Alle merkten das. Zachäus war heilfroh, dass er sich Jesus geöffnet hat. Von daher konnte Jesus sagen: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren."

Das ist der Sinn der Adventszeit, das wir Türen öffnen - füreinander und für Christus, der auch zu uns sagt: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an."

Ich kann Sie nur ermutigen. Machen Sie auf. Öffnen Sie sich füreinander, für Jesus, für das Kommen Gottes in unser Leben. Wir haben Tag um Tag die Möglichkeit, Tür um Tür unseres Lebens füreinander und für Gott zu öffnen. Das Schöne daran ist. Wir können uns gegenseitig helfen. Wir können einander Tür sein, können einander etwas eröffnen. Das lasst uns auch tun.

Uns ist ein Kind geboren

Predigt zur Christmette 1994

Jedes Jahr zur Weihnacht denken wir in der Heiligen Nacht an die Krippe, die Windeln und das Stroh, an die Hirten und Weisen, an den Stern und die Engel, an Maria, Josef und vor allem an das Christkind. Wie die Kinder bestaunen wir das Wunder dieser Nacht: die Geburt des Christus.

Wir denken daran, was aus ihm wurde, wie er der Bruder und die Hoffnung der Armen wurde, wie er zum Arzt der Kranken und zum Rabbi der Gelehrten wurde. Wir denken daran, wie er zum König ohne Soldaten und zum Sohn Gottes in menschlicher Gestalt wurde, wie er ein Freund aller Menschen und ein Prophet wurde, wie er als Christus, als Retter der Welt erkannt wurde. So vieles schwingt für uns mit, wenn wir in der Heiligen Nacht an seine Geburt denken.

Dabei war der Christus zunächst ein kleines Kind. Wir wollen uns heute Abend diesem Moment der Weltgeschichte zuwenden, in dem der Christus, der Sohn des Allerhöchsten, ein kleines unscheinbares Kind war, in dem er der Obhut und Pflege Marias und Josefs anvertraut war.

Es war bei der Geburt Jesu zunächst so, wie bei jeder Geburt. Den schmerzlichen Wehen und Mühen folgte nach der Geburt der Zustand völliger Erschöpfung, aber auch des stolzen Mutterglücks. Denn Maria hatte einen gesunden Jungen zur Welt gebracht.

Joseph, ihr zur Seite, wird erleichtert gewesen sein, dass das Kind endlich da war und dass das Kind und die Mutter alles gut überstanden hatten. Sie waren eine Familie geworden, die Heilige Familie.

Vielleicht haben Sie sich schon über das Bild auf der Titelseite dieses Liedblattes gewundert? Vielleicht haben Sie aber auch noch gar nicht richtig wahrgenommen, wie die heilige Familie hier dargestellt ist.

Normalerweise hält Maria das Kind und Joseph steht im Hintergrund. Aber in diesem Bild haben Joseph und Maria die Plätze getauscht. Und es wird deutlich: Nicht nur Maria weiss sich als Mutter. Auch Josef weiss sich als Vater.

Nun wissen wir nicht, was Maria und Joseph damals bewegte, welche Gedanken und Gefühle es waren, die die beiden im Herzen bewegten. Darum soll es uns heute Abend auch nicht gehen. Es soll uns für heute einmal nur um das Kind und um uns gehen.

Sie haben vom Chor eben immer wieder diesen Jubelruf gehört: „Uns ist ein Kind geboren.“ Denn dies Kind ist in jener ersten Weihnacht eben nicht nur Maria und Joseph geboren, sondern der ganzen Welt und deshalb eben auch uns. Ja, uns ist ein Kind geboren.

Dieser Satz „Uns ist ein Kind geboren“ stellt uns an die Krippe, als wenn wir die Eltern wären, die dies Kind bekommen hätten. Wie Maria und Joseph stehen wir staunend an der Krippe dieses Kindes, ohne fassen zu können, dass dieses Kind für uns geboren wurde.

Und wie das so ist, wenn ein Kind zur Welt kommt: Viele Wünsche und Hoffnungen begleiten ein Kind. Viele Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft werden von frischgebackenen Eltern ihrem Kind mit in die Wiege gelegt? Und welche Hoffnungen und Wünsche verbinden sich für uns mit diesem Kind?

Unsere Wünsche und Hoffnungen im Blick auf die Zukunft unserer Kinder kennen wir. Aber über die Wünsche und Hoffnungen von Maria und Joseph wissen wir nichts. Und über die Wünsche und Hoffnungen des himmlischen Vaters für seinen Sohn wissen wir immerhin so viel, dass er ihn als ein Zeichen der Hoffnung zur Welt kommen ließ.

Nicht dass durch die Geburt dieses Kindes schon überall Friede gewesen wäre. Aber durch die Geburt dieses Kindes begann sich ein Friede in der Welt und in den Herzen der Menschen auszubreiten, der den Unfrieden in der Welt immer wieder überwinden konnte.

Nicht dass durch die Geburt dieses Kindes schon überall Hoffnung aufgekeimt wäre. Aber durch die Geburt dieses Kindes begann sich eine Hoffnung in der Welt und in den Herzen der Menschen auszubreiten, die die dunkle Hoffnungslosigkeit der Welt seitdem Stück um Stück erhellte.

Nicht dass durch die Geburt dieses Kindes schon alle Menschen in Liebe miteinander umgegangen wären. Aber durch die Geburt dieses Kindes begann sich eine Liebe in der Welt und in den Herzen der Menschen auszubreiten, die die Welt seitdem in dem Maße verändert, wo sie Menschen erreicht hat.

Nicht dass durch die Geburt dieses Kindes schon überall Gerechtigkeit gewesen wäre. Aber durch die Geburt dieses Kindes begann sich eine Gerechtigkeit in der Welt und in den Herzen der Menschen auszubreiten, die die Ungerechtigkeit der Welt in dem Maße milderte, in dem Menschen von der Gerechtigkeit beseelt für Gerechtigkeit eintraten.

Die Geburt dieses Kindes war die Wende der Weltgeschichte. Mitten in der Weltennacht hat Maria das Kind zur Welt gebracht, dass die Welt veränderte und immer noch verändert. Gott sei Dank.

Wie schnell sich die Welt zum Guten verändern wird, hängt davon ab, inwiefern wir Menschen dieser Welt begreifen, dass dies Kind uns geboren ist.

Sicher: Es wurde Maria und Joseph geboren. Aber eigentlich ist es uns geboren, uns Menschen, aller Welt. Deshalb singen wir: „Uns ist ein Kind geboren. Halleluja.“

Es ist wie bei jeder Geburt. Es fängt das neue Leben klein an. Aber es ist mit der Geburt bereits alles da. Es braucht das Kleine nur noch die Räume und Möglichkeiten, sich zu entwickeln und zu entfalten.

Was aus dem Christkind wird, das hing zunächst natürlich an Joseph und Maria. Aber es hängt auch entscheidend von uns ab, ob wir für uns sagen können und mögen: „Ja, für uns, auch für uns ist dies Kind geboren, ja auch für mich ist dies Kind geboren. Es ist auch mein Kind.“

Es stellt sich uns eine Frage. Die Frage nämlich, ob wir uns wie Joseph und Maria an die Krippe stellen wollen? Ob wir dies Kind als unser Kind annehmen wollen? Ob wir tun wollen, was in unserer Macht steht, damit dies Kind bei uns groß und kräftig werden kann?

Ich weiß, so zu denken und zu fragen, fällt uns nicht leicht, weil wir uns normalerweise - und das ja völlig zu Recht - bemühen, zu verstehen, dass wir Gottes Kinder sind, Kinder unseres himmlischen Vaters. Und das soll auch so bleiben. Wir sind und bleiben Kinder Gottes.

Nur: Ist es nicht von der Heiligen Nacht her möglich, einmal darüber nachzudenken, inwiefern das Christkind nicht auch unser Kind ist. Ich meine, es liegt durchaus in der Geschichte von der Heiligen Nacht, dass wir uns einmal in die Rolle der Maria und in die Rolle des Josephs hineindenken.

Mal abgesehen von der Frage nach der biologischen Vaterschaft war Joseph für Jesus ein Vater. Er hat ihn als sein Kind angenommen. Wir könnten es doch so wie er tun.

Wir könnten den Christus innerlich als unser Kind annehmen. Nur dann werden wir aus tiefem Herzen einstimmen können in den Jubelgesang: „Uns ist ein Kind geboren. Halleluja.“ Jeder von uns wird sich also fragen müssen: „Ist dies Kind mein Kind?“

Das Christkind wie das eigene Kind annehmen und bedenken - das bedeutet, meine Weihnachtsfreude und meine Hoffnung für diese Welt aufs engste mit ihm verknüpfen.

Das Christkind wie das eigene Kind annehmen und bedenken - das nimmt mich in die Verantwortung, wie Joseph und Maria für dies Kind zu sorgen, dafür zu sorgen, dass der Christus in dieser Welt groß wird.

Das Christkind wie das eigene Kind annehmen und bedenken - das veranlasst mich doch, wie ein Vater oder eine Mutter zu handeln und eben alles für mein Kind zu tun.

Das Christkind wie das eigene Kind annehmen und bedenken - das weckt in mir eine Liebe ganz besonderer Tiefe, aus der heraus eine Beziehung der Liebe entsteht.

Das Christkind wie das eigene Kind annehmen und bedenken - das verändert mein Leben grundlegend.

Nicht nur Maria und Joseph ist dies Kind geboren. Nicht nur dem himmlischen Vater ist ein Kind geboren, sodass die himmlischen Heerscharen einstimmen können in den Jubelgesang „Uns ist ein Kind geboren."

Aller Welt ist es geboren. Ein Kind des Himmels und dieser Welt. Es ist uns geboren. Es ist mir geboren. Es ist Ihnen geboren. Wie gut.

Unter freiem Himmel

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2006

Wenn wir davon sprechen, dass eine Veranstaltung wie diese unter freiem Himmel stattfindet, dann meinen wir damit normalerweise ja nur, dass sie eben draußen stattfindet. Aber wenn wir anstelle von draußen „unter freiem Himmel" sagen, dann ist das mit durchweg positiven Azzoziationen verbunden.

Es ist etwas Besonderes, draußen zu sein. So in der Natur, an der frischen Luft. Da fühlen sich viele, Sie ja vielleicht auch, Gott um einiges näher als z.B. in der Kirche. Das lässt sich rational nicht erklären. Es ist halt so ein Gefühl. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass man nichts zwischen sich und dem Himmel hat, wenn man draußen ist.

Ein ähnliches Empfinden stellt sich ja ein, wenn man barfuß im Sand oder in Erde steht. Kein Asphalt, kein Teppich, keine Schuhsohle dazwischen. Da ist der Kontakt direkter, spürbarer.

Wenn man beides kombiniert, wird es noch deutlicher. Also wenn man barfuß dasteht und weder oben noch unten etwas dazwischen ist. Man erlebt sich, die Elemente. Man spürt, dass man lebt, mit der Erde, mit dem Himmel verwurzelt. Und man selbst ist der Ort, wo Himmel und Erde sich berühren.

Lassen Sie uns für heute beim Himmel bleiben: Unter freiem Himmel. Wir benutzen diese Redewendung normalerweise zwar nur, um auszudrücken, dass wir draußen sind. Aber wenn ich das jetzt so sage, dann ahnen Sie sicher schon, dass man das auch noch ganz anders verstehen kann.

Denn das Wort Himmel hat in der deutschen Sprache ja noch eine religiöse Dimension. Es gibt neben dem blauen Himmel auch noch den göttlichen Himmel.

Viele wünschen sich nach dem Tod in den Himmel, also zu Gott, zu kommen. Denn dort, im Himmel, hat Gott für viele seinen Platz. Und beten wir nicht sonntäglich „Vater unser im Himmel"? Das ist dann auch der Grund, warum sich viele mit dem Glauben und Gott selbst so schwer tun. Denn er ist im Himmel, also weit weg. Und wir sind auf der Erde, kommen uns ein ums andere Mal von Gott und aller Welt verlassen vor. Muss das so sein? Oder kann man das mit Gott und dem Himmel nicht auch anders verstehen?

Halten wir vorab zweierlei fest, was sich nur auf den ersten Blick widerspricht. Erstens: Gott ist im Himmel. Zweitens: Gott ist bei uns. Wenn – wie ich meine – beides stimmt, dann muss es auch möglich sein, beieinander zu denken, was beieinander ist.

Es mag Ihnen jetzt ein bisschen wie Gedankenakrobatik vorkommen, wenn ich sage: Gott ist nicht da, wo der blaue Himmel ist, sondern Gott ist da, wo der göttliche Himmel. Und weil Gott bei uns ist, wie er versprochen hat, ist mit ihm auch der unsichtbare göttliche Himmel bei uns, mitten unter uns.

Mit dem ist es in gewisser Weise dann wie mit dem blauen Himmel. Beide beginnen ganz dicht bei uns, geradezu in uns. Denn wo beginnt der blaue Himmel? Doch nicht erst da, wo die Vögel und Flugzeuge fliegen, sondern hier – in mir, um mich herum. Der Himmel erstreckt sich dann allerdings in die Weiten des Universums.

Und beim göttlichen Himmel ist es auch so. Gottes Himmel beginnt nicht irgendwo da oben, sondern in jedem von uns. Warum? Na, weil Gott mitsamt seinem Himmel in uns und um uns ist.

Und noch etwas verbindet sich für mich mit der Redewendung „Unter freiem Himmel". Die Botschaft: Der Himmel ist frei – für alle frei. Wie oft hat gerade die Kirche unter Berufung auf den Gott im Himmel

für Unfreiheit gesorgt. Aber das war natürlich weder im Sinne der Bibel noch im Sinne Gottes.

Nein. Nicht nur die Gedanken sind frei, auch wir sind frei. Gott sei Dank. Viele Menschen in Vergangenheit und Gegenwart haben durch ihren Glauben den „freien Himmel“ bezeugt. Denn da, wo Gott ist, da ist Freiheit, da werden Menschen frei.

Ich kann hier unmöglich alle Bibelstellen benennen, in denen von der Freiheit die Rede ist, die Gott ermöglicht. Denken Sie nur daran, dass im Alten Testament berichtet wird, wie Gott sein Volk aus der Knechtschaft befreit. Christus selbst verkündete als Prediger, der er ja auch war, den Zerschlagenen, dass sie frei sein sollten. Er stellte in Aussicht: Die Wahrheit wird euch frei machen. Stephanus, ein Märtyrer aus der frühen Kirchengeschichte, sieht den Himmel offen. Der Apostel Paulus schwärmt von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Immer wieder ermunterte er die Gläubigen: Ihr seid zur Freiheit berufen. Martin Luther knüpfte bei Paulus an, als er von der Freiheit eines Christenmenschen sprach.

Zusammenfassend – um es mit Worten des Apostels Paulus zu sagen: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Von daher kann der Himmel Gottes gar nichts anderes als ein freier Himmel sein. Dieser freie Himmel Gottes wölbt sich über uns Menschen. Er verbürgt uns, dass wir von Gott her frei sind.

So sehr, wie wir es genießen, draußen unter freiem Himmel zu sein, den Wind in den Haaren zu haben, die Sonne auf der Haut und die Erde unter den Füßen zu spüren, so sehr können wir es genießen, unter Gottes freiem Himmel zu leben.

Nicht nur dieser Gottesdienst findet unter freiem Himmel statt. Unser ganzes Leben leben wir unter freiem Himmel - jedenfalls von Gott aus.

Geliebt und unvergessen

Predigt zum Ewigkeitssonntag 2005

„Geliebt und unvergessen.“ Drei Worte nur. Wie oft haben wir sie schon über einer Traueranzeige oder auf einem Grabstein gelesen? Unzählige Male. Ein ums andere Mal haben wir schon darüber nachgedacht. Vielleicht ging es Ihnen dabei ja wie mir. Obwohl es nur drei

Worte sind, erschließt sich durch sie mehr, als man auf den ersten Blick vermuten sollte.

Geliebt. Ich möchte mit Ihnen zunächst das Wort „geliebt“ anschauen. Bei denen, die sich geliebt wissen, sind damit gute Gefühle verbunden. Bei denen, die sich wünschen geliebt zu werden, sind damit eher schmerzliche Gefühle verbunden, weil einem etwas fehlt, oder Gefühle der Sehnsucht nach dem, was man sich sehr wünscht. Und bei denen, die Menschen verloren haben, von denen sie besonders geliebt wurden, sind damit Gefühle der Wehmut und Trauer verbunden. Sie merken schon: Das bloße Wort „geliebt“ löst sehr unterschiedliche Gefühle aus, je nach Situation, je nach dem, was man erlebt hat.

Nun ist heute Ewigkeitssonntag oder – wie die Leute früher sagten – Totensonntag. Deshalb geht es heute in erster Linie um die Liebe der Hinterbliebenen zu Menschen, die sie verloren haben, die nicht mehr unter uns sind. Es geht um die Liebe, die man diesen Menschen zu Lebzeiten erweisen konnte. Und es geht um die Liebe, mit der man mit ihnen über den Tod hinaus verbunden ist, um die Liebe, die man ihnen entgegen bringt, ohne dass sie spürbar erwidert würde.

Und dann geht es andererseits bei dem Wort „geliebt“ auch um die Liebe der Verstorbenen. Es geht um ihre Liebe, mit der sie uns zu Lebzeiten geliebt haben. Und es um die ihre Liebe zu uns über den Tod, die wir als Hinterbliebene zurückgeblieben sind.

Sicher ist: Wir und die, die von uns gingen, haben geliebt und wurden geliebt. Hier sind heute unterschiedlichste Menschen zusammen, die als Eltern, Geschwister, als Eheleute und Lebenspartner, als Kinder und Nachbarn, Freunde und Bekannte, als Kollegen und Bekannte von Menschen Abschied nehmen mussten, denen sie in Liebe verbunden waren – und über den Tod hinaus in Liebe verbunden sind. Sie und wir wurden nicht nur geliebt, sondern wir haben auch geliebt.

Wie gut: Denn die, die geliebt haben, und die, die geliebt wurden, die haben gelebt. Denn die Liebe ist, was wirklich zählt. Nur die Liebe zählt. Das stimmt ja doch tatsächlich.

So erinnern wir uns heute, wo wir unserer Toten gedenken, an all die Liebe, die von ihnen ausging und an all die Liebe, die sie erfahren haben. Wir wurden geliebt. Wir haben geliebt. Sie haben geliebt. Sie wurden geliebt. Und wir haben, so gut wir konnten, die uns erwiesene Liebe erwidert.

Natürlich sind wir einander auch ein ums andere Mal die Liebe schuldig geblieben. Das im Rückblick zu erkennen, ist besonders bitter.

Was uns da trösten möge ist der Gedanke, wie wir reagieren würden, wenn uns jemand unter Tränen eingestehen würde, dass es ihm leid tut, uns nicht in dem Maße die Liebe erweisen zu haben, wie es besser gewesen wäre.

Wir würden dafür doch niemanden lieblos abstrafen. Ganz im Gegenteil: Wir würden uns diesem Menschen voller Liebe zuwenden und ihn trösten. Ich finde, dass allein zeig doch, dass es für die Liebe in gewisser Weise nie zu spät ist.

So sind und bleiben wir – sogar über den Tod hinaus - auf geheimnisvolle Weise in eben dieser Liebe miteinander verbunden. Denn ist es nicht so? Wir lieben sie ja immer noch, die von uns gingen.

Wem wir so in Liebe verbunden sind, den können wir nicht vergessen. Wie sollte das auch gehen. Damit sind wir beim zweiten Wort „unvergessen".

Natürlich gibt es Menschen, die sich gerade vom Tod eines lieben Menschen betroffen von Gott und der Welt verlassen bzw. vergessen fühlen. Bei ihnen löst das Wort mit Blick auf die eigene Situation ungute Gefühle aus.

Andere hingegen erfahren gerade in ihrem Schmerz so viel Anteilnahme, dass sie sich eben nicht vergessen und abgeschrieben vorkommen. Und so ist es gut. So würden wir es allen wünschen.

Nun meint das Wort „unvergessen" in diesem Zusammenhang natürlich die, die von uns gingen. Sie sind unvergessen. Unvergessen ist, was sie für uns waren. Unvergessen ist, was sie für uns taten.

Und das soll so bleiben. Vieles davon haben wir nach wie vor – oft auch nach Jahren – noch so lebendig vor Augen, als wenn es gerade erst vor kurzem passiert wäre.

Und so werden wir dem Satz „Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt, ist ja nicht tot, er ist nur fern. Tot ist nur, wer vergessen wird." vermutlich alle zustimmen.

Aber was heißt das angesichts des Vergessens, das zunächst unmerklich einsetzt, sich dann immer mehr ausbreitet. Zuerst ist es ja so, dass wir nicht mehr ständig an die denken, die nicht mehr unter uns sind. Je mehr Zeit verstreicht, desto seltener denken wir an sie. Oft kommt uns das zu Bewusstsein. Und wir fühlen uns schlecht, weil wir uns fragen, wie uns das passieren konnte, dass er oder sie bei uns so in Vergessenheit geriet.

Und je länger die Ereignisse zurückliegen, je mehr die Zeit fortschreitet, desto mehr verblassen die Erinnerungen an all die Begebenheiten und Ereignisse, an all das, was wir miteinander erlebt haben und was uns miteinander verbunden hat. Es ist wie mit Papierbildern. Mit der Zeit verblassen sie. Und es gerät immer mehr in Vergessenheit, was war.

Und was wird sein, wenn sich der Schleier des Vergessens noch mehr verdichtet? Was wird sein, wenn auch wir nicht mehr sind, die wir uns, wenn auch immer schwächer, so doch erinnern können? Wer wird sich unser und unser Lieben dann noch erinnern, erinnern können? Sind wir dann immer noch „Geliebt und unvergessen"?

Ja. Es bleibt dabei: „Geliebt und unvergessen." Wir sind und bleiben „geliebt und unvergessen." Warum? Weil Gott uns liebt und eben nicht vergisst. Bei ihm sind und bleiben wir „geliebt und unvergessen."

Im Psalm 8,5 staunt einer darüber, dass Gott uns nicht vergisst. Da heißt es: „Was ist der Mensch, dass du Gott, des Menschen gedenkst und dich seiner annimmst?" Gott gedenkt unser. Er vergisst uns nicht. Bei ihm sind und bleiben wir „geliebt und unvergessen"

Geliebt und unvergessen, selbst dann, wenn unser Denken aufhört, selbst dann, wenn wir auf dieser Erde in Vergessenheit geraten und niemand mehr an uns denkt.

Geliebt und unvergessen, selbst dann, wenn unsere Bilder und Erinnerungen mit der Zeit immer mehr verblassen, selbst wenn wir eines Tages nicht mehr da sein werden, um uns zu erinnern. Bei ihm sind und bleiben wir geliebt und unvergessen, was auch immer geschieht.

Wenn er über uns Menschen sagt „Geliebt und unvergessen", dann hat das andere Folgen, als wenn wir das sagen. Auch wenn wir immer vergesslicher werden, Gott vergisst uns nicht.

Wie wir das Andenken unserer Lieben zeitlebens im Herzen tragen, so trägt Gott unser Bild, uns selbst im Herzen – für immer.

Theresa von Avila legte Gott einmal folgende Worte in den Mund: „In meines Herzens Tiefe trage ich dein Porträt, so echt gemalt: sähst du, wie es vor Leben strahlt, verstummte jede bange Frage."

Ja, er gedenkt unser, der Lebenden und unserer Toten, selbst dann, wenn wir auf dieser Erde in Vergessenheit geraten und uns niemand mehr liebt, weil uns niemand mehr kennt.

Weil wir bei ihm „geliebt und unvergessen“ sind, können wir uns selbst und unsere Toten ohne jede bange Frage getrost dem anvertrauen, bei dem wir für immer geliebt und unvergessen sind - im Leben vor dem Tod und darüber hinaus.

Wir sind bei ihm „geliebt und unvergessen“, selbst dann, wenn wir ihn vergessen, selbst dann, wenn wir ihn nicht lieben, selbst dann, wenn wir nicht an ihn denken, selbst dann, wenn wir nicht an ihn glauben können.

Und damit stellt sich eben die Frage, ob dies „geliebt und unvergessen“ auch von uns aus mit Blick auf Gott stimmt? Also ist er, unser Gott, bei uns „geliebt und unvergessen“?

Bevor sie die Frage voreilig mit „Ja“ beantworten, bitte ich Sie, sich klarzumachen, ob sie bei den Worten „geliebt und unvergessen“ mit Blick auf Gott ähnliches an Gefühlen empfinden können, wie Sie es mit Blick auf ihre Lieben tun?

„Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt, ist ja nicht tot, er ist nur fern. Tot ist nur, wer vergessen wird.“ Auch das wäre mit Blick auf Gott zu bedenken. Lebt Gott in uns, in unserem Gedächtnis? Oder haben wir ihn im Grunde vergessen? Ist er für uns praktisch tot?

Mögen uns die Worte „geliebt und unvergessen“ erinnern und einladen, unser Verhältnis zu unseren Verstorbenen und zu Gott immer wieder neu zu bedenken.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie weder Gott noch Ihre Lieben vergessen, sondern ihrer in Liebe gedenken. Denn Gott denkt an uns und er liebt uns. Und auch die, die in unseren Augen tot sind, die aber bei Gott leben, auch sie denken an uns und auch sie lieben uns.

Vergissmeinnicht

Predigt am 4. Mai 2001

Könnt ihr sehen, was ich hier habe? Einen Teil der Tischdekoration für unseren diesjährigen Markustag: Lauter Vergissmeinnicht. Ihr erinnert euch vielleicht: in den letzten Jahren standen da immer fleißige Lieschen auf den Tischen. Der Markustag ist ein Treffen aller fleißigen Lieschen. Es bleibt dabei. Und doch kommt durch dieses Vergissmeinnicht ein neuer Gesichtspunkt hinzu.

Warum also heute das Vergissmeinnicht? Warum gerade dies unscheinbare Blümchen? Gerade deshalb, weil es so unscheinbar ist.

Sicher: Wir wissen, dass es Vergissmeinnicht gibt. Aber wer von uns hat so ein Vergissmeinnicht in diesem Jahr schon bewusst wahrgenommen, bewusst angesehen? Wo war das? Wie hat es ausgesehen?

Natürlich: Wir wissen, dass es irgendwie blau ist. Und was wissen wir noch?

Ich habe daraufhin direkt mal meine Brille abgenommen, um so ein Vergissmeinnicht genauer anzuschauen. Zunächst einmal signalisierte mir meine Nase: Das Vergissmeinnicht duftet, leicht süß, aber nicht aufdringlich, beinahe wie eine ganze Wiese voller Sommerblumen. Und so ist es ja auch. So ein Vergissmeinnicht besteht ja aus ganz vielen sehr kleinen Blüten.

Wenn man nun genauer hinschaut, dann merkt man, dass das Vergissmeinnicht farblich keineswegs nur blau ist. Das Farbspektrum bewegt sich von hellrosa über hellblau bis ziemlich kräftig blau.

Und wenn man noch genauer hinschaut, dann stellt man fest, dass es neben den fünf Blütenblättern eine wunderbare, wenn auch nur winzig kleine Mitte gibt. Die fünf Blütenblätter sind miteinander so kunstvoll verwachsen durch eine kleine weiße Verbindung, dass ein kleiner Stern mit fünf Spitzen entsteht. In der Mitte der Blütenblätter und des Sterns befindet sich ein kleiner gelber Ring, der so schön ist, dass ihr ihn euch nachher selbst einmal anschauen solltet.

Dieser Ring hat noch einmal eine Mitte, eine Vertiefung. Die habe ich nicht genauer untersuchen können. Soweit zu den richtigen Vergissmeinnicht. So ein Vergissmeinnicht ist also ein Wunder, ein oft unbeachtetes Wunder.

So unscheinbar und unbeachtet wie ein Vergissmeinnicht in all seiner Schönheit ist mancher Mensch und im speziellen mancher Mitarbeiter und manche Mitarbeiterin. Dabei ist jeder auf seine Weise und jede auf ihre Weise etwas Wunderbares und Einzigartiges. Aber wie das so ist: In der Masse geht der Einzelne unter.

Man weiß, dass es sie gibt. Man weiß in etwa wie sie aussehen. Aber das war es dann auch schon. Wer schaut mal genauer hin. Wer fragt mal nach. Wer würdigt all diese menschlichen Vergissmeinnicht? Meist geht man achtlos aneinander vorbei. Das ist nicht gut. Das sollten wir ändern. Dem soll diese kleine Andacht dienen.

Fange ich doch mal bei mir an: Ich weiß, dass ich immer wieder einzelne übersehe, weil sie nicht spektakulär auf sich aufmerksam machen, aufmerksam machen können oder wollen.

So gibt es um mich herum einen vielstimmigen Chor all derer, die sich von mir vergessen fühlen oder - Schande über mich - bei mir tatsächlich in Vergessenheit geraten sind, deren lauter oder stiller Ruf mich erreicht: Vergiss mich nicht. Ich würde es gerne anders machen, eben niemanden vergessen, mich allen intensivst zuwenden, sodass niemand sagen müsste: Vergiss mich nicht. Die vielen Stimmen, die mich direkt oder indirekt erreichen und mir sagen „Vergiss mich nicht“ ist der Chor all meiner Vergissmeinnicht.

Manchmal ist es aber auch gerade umgekehrt: Dann erlebe ich mich selbst als Vergissmeinnicht, als einen, an dem man achtlos vorübergeht. Dann frage ich mich, wer mitdenkt, mitfühlt, mitgeht. Es gibt also auch im Leben eines Pfarrers - ist ja auch nur ein Mensch - Momente, in denen er diesem oder jenen, seiner ganzen Gemeinde gerne sagen würde: Vergiss mich nicht.

Manchmal kommt zu den vielen Stimmen um mich herum, die mir „Vergiss mein nicht“ zuraunen, noch eine Stimme in meinem Inneren hinzu. Ich denke doch, dass Ihr diese Stimme in euch auch immer wieder mal hört. Diese Stimme in mir sagt: „Vergiss mein nicht.“ Immer dann meldet sich diese Stimme zu Wort, wenn ich so ganz selbstvergessen vollständig aufgehe in der Hektik der alltäglichen Arbeit.

Wer sich immer nur selbst vergisst, geht kaputt. Natürlich kann man nicht immer nur über sich nachdenken. Aber ab und zu doch. Und ab und zu sollte man mal „Nein“ sagen und auf sich achten.

Und dann ist da noch eine Stimme, eine ganz andere Stimme. Und auch sie sagt: „Vergiss mein nicht“ Das ist Gottes Stimme. Wenn alles andere in meinem Leben so wichtig wird, besteht die Gefahr, dass ich diese Stimme nicht einmal mehr höre und Gott noch mehr vergesse, links liegen lasse und einfach so lebe, als wenn es ihn gar nicht gäbe.

Seltsam, wie schnell wir einander, uns selbst und Gott vergessen. Nicht einmal die Tatsache, dass uns das nicht guttut, hält uns von dieser Vergesslichkeit ab.

Da ist es heilsam, wenn uns ein Vergissmeinnicht in seiner stillen, strahlenden und unaufdringlichen Art erinnert: Du willst nicht vergessen werden. Dann vergiss nicht.

Vergiss nicht, wie wunderbar du dich fühlst, wenn einer an dich denkt, mit dir fühlt, sich um dich kümmert, dich wissen lässt, dass du bei ihm nicht in Vergessenheit geraten bist. Vergiss nicht, dass es den anderen darin wie dir geht. Vergiss nicht, wie gut das tut, aus der Selbstvergessenheit in ein gesundes Selbstbewusstsein aufzuwachen.

Vergiss deinen Herrn und Schöpfer nicht, der dein Leben erhält und dich segnet. Vergiss nicht, dass er bei dir ist.

Wenn du ein Vergissmeinnicht siehst, dann lass dich erinnern: Vergiss nicht - die anderen nicht, dich selbst nicht und Gott nicht. Gott jedenfalls hat niemanden von uns vergessen.

Vertrauen

Predigt am 7. September 2009

Alle Welt wirbt um unser Vertrauen. „Wem vertrauen wir?“ Wer wirkt so vertrauenserweckend auf uns, wer ist so vertrauenswürdig, dass wir uns ihm vertrauensvoll auch mit ganz vertraulichen Dingen anvertrauen würden?

„Wem vertraue ich?“ Wir könnten auch fragen: „Wem glaube ich?“ Das liegt dicht beieinander. Auch in der Bibel. Da meint das Wort glauben ja nicht, dass man etwas für richtig hält, so im Sinne von: Ich glaube, dass... Nein. Glaube meint da so viel wie Vertrauen. Also: „Ich glaube dir“ meint „Ich vertraue dir.“

Ich bin auf diese Frage „Wem vertraue ich?“, um die es heute geht, durch den Predigttext für den heutigen Sonntag gekommen. Es handelt sich dabei um einen Vers aus dem Hebräerbrief. Da heißt es: „Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.“

Was ist Vertrauen? Wem vertraue ich? Der Kirche, dem Staat, den Politikern, der Werbung, meinen Mitmenschen, meiner Familie, Jesus, Gott? Wer vertraut mir? Ab wann vertraut man nicht mehr? Wie baut man Vertrauen auf? Und wenn das Vertrauen missbraucht wird?

Für mich hat das Vertrauen drei Ecken. Ihr seht es hier auch auf dem Boden: Sich selbst vertrauen, anderen vertrauen, Gott vertrauen.

Erstens: Sich selbst trauen. Selbstvertrauen. Mit das Schlimmste, was euch passieren kann, ist doch das, das ihr euch nicht mehr traut, dass ihr euer Selbstvertrauen verliert. Es ist nur gut, wenn ihr euch selbst etwas zutraut. Und wenn ihr das tut, kommt ihr auf jeden Fall weiter, als wenn ihr an euch zweifelt. Also: Werft um Himmels willen nicht euer Selbstvertrauen weg.

Zweitens: Das Vertrauen zu anderen. Es ist wunderbar, wenn ihr jemandem vertrauen könnt. Natürlich: Ihr könnt und solltet nicht jedem blind vertrauen. Und es kommt schon mal vor, dass andere das Vertrauen, dass ihr ihnen entgegen gebracht habt, missbraucht haben.

Das ist bitter. Aber ihr solltet nie aufhören, dem Vertrauen immer wieder eine Chance zu geben, sich zu entwickeln und langsam zu wachsen. Also: Werft um Himmels willen nicht euer Vertrauen zu anderen weg.

Drittens: Das Vertrauen zu Gott. Kurz gesagt: das Gottvertrauen. Mit dem Gottvertrauen kommt noch einmal eine ganz besondere Dimension des Vertrauens hinzu. Vielen ist diese Dimension nicht einsichtig - jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Hier würde es helfen, denen zu vertrauen, die Gott vertraut haben und die ihre Erfahrung z.B. in Texten wie „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut“ verdichtet haben.

Also: Vertraue dir selbst, vertraue anderen, vertraue Gott.

Nun zum zweiten Teil des heutigen Predigttextes, in dem ja von einer großen Belohnung die Rede ist: „Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.“

So etwas wie eine Antwort auf die Frage nach der Belohnung findet sich in folgender Äußerung Jesu. „Alle Dinge sind dem möglich, der glaubt.“ Das bedeutet doch: Alles ist dem möglich, der sich selbst, anderen und Gott vertraut.

Ihr habt recht: Das klingt zu schön, um wahr zu sein. Es klingt geradezu unglaublich. Und angesichts der Tatsache, dass uns eben nicht alles möglich ist, wird uns schmerzlich bewusst, dass es uns an Selbstvertrauen, an Vertrauen zu anderen und an Gottvertrauen mangelt.

Es ist manchmal aber auch wie vertrackt. Wir würden ja gern, können aber nicht – wie der Mann vorhin in der Geschichte, den Jesus eingeladen hatte, ihm zu vertrauen. Der sagte: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.“

Und das finde ich gut. Er versucht es. Er sagt nicht gleich: „Das kann ich nicht.“ oder „Das funktioniert ja doch nicht.“ Er will ja glauben und vertrauen. Er weiß nur nicht wie.

Geht es uns da nicht ein ums andere Mal ganz ähnlich. Doch. Dann könnten wir doch seine Bitte zu unserer Bitte machen: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.“ Wir könnten einander und Gott bitten, uns zu helfen. Und wir könnten einander helfen, zu vertrauen – uns selbst, den anderen und Gott.

Gott jedenfalls – das glaube ich ganz fest – traut uns das zu, dass wir das mit dem Vertrauen hinkriegen.

Warum nur?

2009 ging ein Fall durch die Presse. Man unterstellte dem Schriftsteller Navid Kermani Gotteslästerung. Kirchenobere hatten einen Text zu Gesicht bekommen, in dem sich der Muslim Navid Kermani über eine Kreuzigungsszene des Barockmalers Guido Reni äußerte. Er beschrieb darin, wie sich seine Sicht auf das Kreuz durch diese Darstellung der Kreuzigung verändert hatte. Sie sehen hier auf dem Blatt nur den entscheidenden Ausschnitt des Bildes, um das es ging.

Bevor er dieses Altarbild des Künstlers Guido Reni in der Kirche San Lorenzo in Lucina gesehen hatte, empfand er das Kreuz und die christliche Kreuzestheologie als Gotteslästerung.

Gerade weil er das Kreuz nicht als auf Hochglanz poliertes Symbol sah, sondern als das, was es ja eigentlich war, nämlich ein schreckliches Hinrichtungsinstrument, konnte er es nur ablehnen.

Die Schrecken einer Kreuzigung machen sich viele nicht wirklich klar. So eine Kreuzigung hatte für den Gekreuzigten ein oft tagelanges schmerzvolles und quälendes Sterben zur Folge, von dem ihn nur der Tod erlösen konnte.

Dass so eine schreckliche Kreuzigung von der christlichen Theologie dann auch noch als ein von Gott gewolltes Opfer interpretiert wurde, empfand er wie viele andere auch als nicht nachvollziehbar, ja als abstoßend.

In der Folge dieser Deutung des Kreuzigungsgeschehens ist viel zu oft unsägliches Leid verharmlost worden. Man nahm es unhinterfragt und klaglos hin, dass Menschen leiden – eben wie Christus ja auch gelitten hat.

Aber vor Renis Bild sitzend veränderte sich Kermanis Sicht der Dinge. Vor diesem Bild sitzend empfand er diese Darstellung nicht als Verklärung des Schmerzes. Er sah darin eine Darstellung des Aufruhrs – und zwar des Aufruhrs gegen Gott.

Rückblickend hat er darüber folgendes gesagt: „Ich fand den Anblick so berührend, so voller Segen, dass ich am liebsten nicht mehr aufgestanden wäre. Erstmals dachte ich: Ich... könnte an ein Kreuz glauben.“

Was hatte zu seiner veränderten Sicht des Kreuzes geführt? Kermani selbst sagte es so: „Reni verklärt nicht den Schmerz... Er blickt in den Himmel, die Iris aus dem Weiß des Auges beinah verschwunden: Schau her, scheint er zu rufen. Nicht nur: Schau auf mich, sondern: Schau auf die Erde, schau auf uns. Jesus leidet nicht... um Gott zu entlasten. Jesus

klagt an: Nicht, warum hast du mich, nein, warum hast du uns verlassen? ... Gerade weil sein Schmerz kein körperlicher ist, nicht Folge denkbar schlimmster... Folterungen, stirbt dieser Jesus stellvertretend für die Menschen, für alle Menschen, ist er jeder Tote, jederzeit, an jedem Ort."

Kermani lieferte damit eine Gegendeutung zu einer in der Kirche immer wieder zu findenden Deutung der Passion Jesu, in der es heißt: Der christliche Glaube spendet deshalb Trost, weil Gott immer schon solidarisch „mitleidet" und niemanden in seinem Unglück allein lässt.

Natürlich: Auf gewisse Weise stimmt das ja auch. Aber für Kermani war das zu wenig. Mehr noch: Für ihn steckte in dieser Anschauung zu viel Selbstberuhigung, zu viel Schicksalsergebenheit.

Wenn man das, was man erleidet, als Gott gegeben erachtet, bleibt einem kaum etwas anderes übrig, als es anzunehmen und zu erleiden.

Aber wenn man das, was man erleidet, zunächst einmal als das sieht, was es ist, nämlich als unsägliches, unerträgliches Leid, dann kann und will man sich nicht damit abfinden und glauben müssen, dass Gott das so gewollt haben soll. Er ist doch kein Sadist.

Für Kermani zeigt Renis Bild etwas ganz Ungeheuerliches. Es zeigt so etwas wie ein Aufbegehren – und zwar gegen Gott. Jesus, der Gottverlassene, leidet an Gott.

So kommt es in den biblischen Texten ja auch zum Ausdruck, wenn der Sterbende Christus am Kreuz wehklagt: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen." In diesem Sinne lässt Kermani Renis Christus sagen: „Schau her: Nicht nur auf mich. Schau auf die Erde, schau auf uns."

Kermani schließt daraus: Für ihn ist Christus nicht das stellvertretende Sühneopfer, das von Christus gebracht wird, gebracht werden muss, um Gott zu versöhnen.

Nein. Dieser Christus scheint mit seinem Blick der Verzweiflung Gott anzuklagen. Und seine Frage lautet nicht nur: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Sie lautet: „Mein Gott, warum hast du uns verlassen?" Mit diesem „Warum?" stirbt Christus am Kreuz, davon ist Kermani überzeugt, stellvertretend für alle Leidenden im Aufruhr gegen Gott.

Insofern ist dieses Bild ein Segen. Es spricht für ihn nicht vom ergebenen „Leiden in Gott", sondern vom protestierenden „Leiden an Gott." Auf Renis Bild steht der Christus auf der Seite aller, die das Leid als das, was es ist, vor Gott bringen und nicht gewillt sind, dem Schrecklichen einen wie auch immer gearteten Sinn abzugewinnen.

So verstanden verdreht Christus seine Augen nicht nur deshalb nach oben, wie wir es oft auch tun, wenn wir uns voller Unverständnis von etwas abwenden und denken oder sagen:

Oh nein! Wie ist das nur möglich, dass sie den kreuzigten, der von der Liebe Gottes so erfüllt war, dass er bereit war, dafür in den Tod zu gehen?

Und wie ist es bis heute möglich, dass Menschen anderen Menschen all das Leid antun? Wie war es durch die Jahrhunderte möglich, dass Menschen übereinander herfielen, im Kleinen wie im Großen?

Und wie ist es trotz all unserer Aufklärung und unseres Wissens bis heute möglich? Wie war es möglich, dass Menschen immer wieder sehenden Auges ins Verderben gerannt sind? Und wie ist es bis heute möglich, dass wir den Ast absägen, auf dem wir sitzen?

Wie war es möglich, dass Menschen Kriege als Mittel der Politik gesehen haben? Und wie ist es möglich, dass wir wieder einmal an den Punkt gekommen sind, wo immer mehr Menschen der Meinung sind, man könne durch mehr und schwerere Waffen den Krieg beenden und zum Frieden kommen?

Unter dem Eindruck des Geschehens schaut Renis Christus nach oben und bringt sein „Warum?" vor Gott, stellvertretend für alle Leidenden und Kranken, für alle Sterbenden und Dahinsiechenden.

Er bringt sein „Warum?" vor Gott, stellvertretend für die Schöpfung, die unter der Willkür der Menschheit kaputt geht.

Er bringt sein „Warum?" vor Gott, stellvertretend für die, die Ihre Männer, Söhne, Väter und Brüder, Ihre Frauen, Mütter, Töchter und Schwestern durch den Krieg verlieren – ob in der Ukraine oder im Jemen, ob in Syrien oder in Mali.

Wer würde da nicht den Blick wehklagend und flehend gen Himmel richten mit der Bitte: „Erbarme dich, Herr. Rette uns - vor allem vor uns selbst." Und wem ginge mit Blick auf die Täter nicht das Wort Jesu durch den Sinn: „Vater, vergib Ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

So nachvollziehbar der Blick zum Himmel ist und so nachvollziehbar der Wunsch ist, die Verantwortlichen mögen doch zur Besinnung kommen und das Töten einstellen – stellt sich die Frage, was wir tun können, um noch Schlimmeres zu verhindern?

Ganz sicher nicht dadurch, dass man Öl ins Feuer gießt, unachtsam das herbeiredet, was man verhindern will und – ohne es zu wollen - dem um sich greifenden Kriegsrausch anheimfällt. Es ist schon schlimm

genug in der Ukraine. Die Frage kann doch nur sein: Wie gelingt es, zu deeskalieren?

Wir kleinen Leute haben auf vieles keinen Einfluss, was die Entscheidungen auf höchster Ebene angeht. Aber wir können uns informieren und dazu beitragen, dass alle – soweit das irgend möglich ist – bei der Wahrheit bleiben und keiner Propaganda auf den Leim gehen – und vor allem nicht nur vom Frieden reden, sondern alles, aber auch wirklich alles tun, was dem Frieden und nicht nur den eigenen Interessen dient.

Man kann den nach oben gerichteten Blick dieses Christus auch so verstehen, dass er sein „Warum?“ stellvertretend für Gott selbst zum Ausdruck bringt, der sich fragt, fragen muss, warum seine Menschen einander und der Schöpfung so Schreckliches antun. So sehe ich das.

Ich verdrehe meine Augen „Warum?“ fragend auch nach oben, aber weniger deshalb, weil ich Gott irgendeinen Vorwurf machen wollte, als vielmehr deshalb, weil ich nicht verstehe, dass wir in Europa Krieg haben und in der Gefahr stehen, sehenden Auges in einen noch größeren und schrecklicheren Krieg hineinzuschlittern.

Leute: „Wehret den Anfängen!“ Denkt erst gar nicht darüber nach, ob es möglich ist, mit mehr und schwereren Waffen den Krieg zu beenden und Frieden zu schaffen. Das geht nicht. Dadurch kommt es allenfalls zu einem noch größeren Krieg mit noch viel mehr Opfern.

Lasst uns bei der Aufforderung bleiben: „Frieden schaffen ohne Waffen“. Widersteht der Versuchung, mit mehr Waffen Frieden schaffen zu wollen. Unternehmt alles, um weiteres Blutvergießen zu beenden.

Gott möge uns und vor allem den Verantwortlichen helfen, das Richtige zu tun und das Falsche zu lassen, damit die Auseinandersetzungen ihr Ende finden.

Wasser

Predigt am 6. März 1995

Wasser ist von elementarer Bedeutung für das Leben. Ohne Wasser keine Leben. Ohne Wasser könnten wir nicht existieren. Menschen erleben Wasser in drei Hauptfunktionen: Wasser spendet Leben und erhält es. Wasser reinigt. Wasser bedroht Leben. Diese drei Grundbedeutungen finden sich auch in der Bibel.

Die wichtigsten Stellen lassen sich zu folgenden Motivreihen gruppieren:

1. Aus dem Wassern errettet. Das Wasser als vernichtendes, lebensbedrohendes Element kommt in der Bibel häufig vor. Im Mittelpunkt steht dabei die Erfahrung, dass Gott aus dem Wassern rettet. Das zeigt schon das Urbekenntnis Israels von der Herausführung aus Ägypten. Denn sein zentrales Ereignis ist das große Rettungswunder am Schilfmeer. Die priesterliche Schöpfungsüberlieferung beschreibt, wie inmitten des Chaos-Wassers die Erde entsteht.

Auch die Sintflutgeschichte erzählt von der Errettung aus den alles verschlingenden Wassern. Aus dem NT ist als Geschichte der Rettung aus Wassersnot die bekannteste die Geschichte von der Sturmstillung.

2. Vom Wasser lebend. In der Schöpfungsgeschichte konnte Gott den Menschen erst bilden, nachdem das Land befeuchtet war. Häufig findet das Wunder des lebenspendenden Wassers sein Gegenbild in der schreckenerregenden Wasserarmut der Wüste, welcher Gott ein Ende setzt. Als das Volk auf der Wüstenwanderung zu verdursten droht, schlägt Mose Wasser aus dem Felsen (2. Mose 17,5f)

Nicht an Wassermangel leiden zu müssen, wird von daher überhaupt zum Bild der Heilserfahrung: Gott handelt wie der Hirte, der seine Herde zum „frischen „Wasser führt (Psalm 23,2). Und der Gerechte ist „wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen“ (Psalm 1,3). Sich von Gott abwenden heißt, die „Quelle lebendigen Wassers“ verlasen (Jeremia 2,13). Die Propheten beschreiben die Heilszeit in Bildern wasserreicher Landschaften und Orte. Jahwe will sein Volk an Wasserquellen leiten. (Jesaja 49,10).

Im NT bezieht Paulus den Felsen des Mose auf Christus, als den „geistliche Felsen“, von dessen Wasser alle trinken (1. Kor 10,4). Das Johannesevangelium bezeichnet im Bild des lebendigen Wassers die Gabe Gottes, die Jesus austeilt und jeglichen Durst für immer stillt (Johannes 4,1-15). Wer den Geist Gottes empfangen hat, wird erfahren, wie Ströme lebendigen Wassers aus ihm hervorgehen (Johannes 7,37-39).

3. Durch das Wasser gereinigt. Wasser als Reinigungsmittel begegnet im Alten Testament vor allem im Bereich sakraler Waschungen (Reinigung - Hände waschen).

Jesus hat sich davon distanziert. Markus 7,1-23: Nicht das macht den Menschen unrein, was er durch den Mund aufnimmt, sondern das, was durch den Mund herauskommt.

Die Fußwaschung, ursprünglich dem Gast durch den Gastgeber erwiesene Erfrischung, wird von Jesus (Johannes 13, 1-17) theologisch

gedeutet. Jesus gibt sich als Diener zu erkennen. Die Seinen sollen sich seinen Dienst gefallen lassen - dann sind sie ganz rein. Sie sollen diesem Dienst Raum geben, indem sie auch einander die Füße waschen.

Das Motiv der Reinigung ist auch mit der christlichen Taufe verbunden. So wird die Taufe als Bad oder Waschung vollzogen (z.T. nur noch symbolisch) und ihre Wirkung von der reinigenden Kraft des Wasser her bildlich erklärt, meint aber eine jedes Reinigungsritual überbietende geistliche Reinigung des Menschen, die keiner Wiederholung bedarf (1. Korinther 6,11 und Hebräer 10,22)

Die Verwendung des Weihwassers geht auf alte Traditionen zurück. Im 2. Jahrhundert kam die Sitte auf, sich vor dem Gebet und vor dem Abendmahl symbolisch die Hände mit Wasser zu waschen. Seit dem 4. Jahrhundert benutzte man dazu geweihtes Wasser.

Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. (Psalm 42,2+3) Denn bei dir ist die Quelle des Lebens. (Psalm 36,10) Ich will den Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. (Offenbarung 21,6)

Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil Jesus müde war von der Reise, setzte er sich am Brunnen nieder. Da kommt eine Frau, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: „Gib mir zu trinken... Wenn du wüsstest, wer der ist, der zu dir sagt: 'Gib mir zu trinken', du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.“ - Spricht die Frau zu ihm: „Herr, hast du doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief. Woher hast du dann lebendiges Wasser? Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh.“ - Jesus antwortete und sprach zu ihr: „Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten. Denn das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.“ - Spricht die Frau zu ihm: „Herr, gib mir solches Wasser, damit mich nicht dürstet.“ (Johannes 4 i.A.)

Weg-Gehen

Predigt am 27. August 1995

Abschiedspredigt. Wissen Sie, wie lange ich überlegt habe, was ich heute predigen soll. Lange. Und dann wurde eine Wortspielerei zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen. Hören Sie einmal: Weggehen und Weg-Gehen.

Seltsam: Die gleichen Buchstaben, nur anders geschrieben und betont: Weggehen und seinen Weg gehen. Wie die Betonung den Sinn verändert.

Dazu ist mir deutlich geworden, dass das Gehen zwei Gesichter hat. Wer seinen Weg geht, geht immer wieder irgendwo weg und woanders hin. Mein Weg führte mich vor fast 11 Jahren aus Wolfenbüttel weg und hierher nach St. Johannis. Wenn ich nun aus St. Johannis weg nach St. Markus gehe, dann eigentlich nicht um wegzugehen, sondern um meinen Weg weiter zu gehen.

Im Grunde ist das Weggehen ja ein Weitergehen. Und es war doch von Anfang an klar, dass ich - wie jeder Pastor auch - nur auf der Durchreise bin. Wie immer es nun dazu kam, dass ich nach St. Johannis kam - letztlich war es Gott, der dafür sorgte, dass sich unsere Wege hier kreuzten.

Und wenn ich so zurückschaue, werden viele von den Begegnungen lebendig, wo sich unsere Wege kreuzten. Viele Namen haben die Stationen unseres gemeinsamen Weges.

Ich erinnere mich an viele gemeinsame Wege, die wir miteinander gegangen sind. Ich erinnere mich an Umwege und Irrwege, die wir uns gern erspart hätten.

Ich erinnere mich, wie wir miteinander gingen und wie wir aufeinander zu gegangen sind. Ich erinnere mich, wie wir manchen Weg einer für den anderen gegangen sind.

Aber nicht nur miteinander und füreinander, sondern auch nebeneinander sind wir unterwegs gewesen. Und es gab sogar Momente, in denen wir in der Hitze des Gefechtes aufeinander losgegangen sind. Es war alles dabei.

Im Rückblick erkennen wir, wo wir füreinander wichtig waren, wo es uns gelang, einander zu begleiten auf den Wegen, die jeder für sich zu gehen hat. Ein ums andere Mal sind wir uns begegnet. Ein ums andere Mal trennten sich unsere Wege danach wieder. So war jede Begegnung und jeder Abschied eine Vorübung für das, was jetzt geschieht.

Auch wenn die Hoffnung besteht, dass sich unsere Wege auch in Zukunft wieder einmal kreuzen werden, trennen sich unsere Wege, weil jeder seines Weges geht, seines Weges gehen muss.

Und selbst dann, wenn sich unsere Wege hier nicht mehr kreuzen sollten, bleiben wir einander verbunden, insofern jeder für sich und von daher wir alle miteinander auf dem Weg bleiben, auf unserem je eigenen Weg mit Gott.

Wir haben als Lesung gerade eine Geschichte gehört, in der beschrieben wird, wie zwei Menschen ein Stück des Weges zusammen zurücklegten. Ich habe mir diese Geschichte bewusst ausgesucht, weil sie viel von dem enthält, was mich die ganze Zeit bewegt hat und immer noch bewegt.

Philippus, ein Prediger der ersten Zeit, unterwegs in Gottes Auftrag, wird von Gott mit dem Kämmerer aus Äthiopien zusammengeführt, der gerade auf dem Heimweg von einer Pilgerreise nach Jerusalem war.

Nun war dieser Mann nicht nur äußerlich unterwegs, sondern vor allem innerlich. Er war auf der Suche nach Gott. Und leider hatte er noch nicht gefunden, was er suchte.

In dieser Situation bot ihm Philippus seine Hilfe an. Und der Kämmerer nahm das Angebot gern an. Er bat Philippus, aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen. Und dann redeten sie miteinander. Philippus begleitete ihn auf seinem inneren Weg mit Gott. Und sein Weg stand gerade im Begriff, in doppeltem Sinn ein Heimweg zu werden.

Philippus wird mit dem Kämmerer darüber gesprochen haben, dass Christus auch für ihn als Heiland geboren wurde und wie Christus sich mit ganzer Hingabe für andere eingesetzt hatte, dass Christus aus Liebe zu den Menschen gekreuzigt wurde und wie Gott ihn zu neuem Leben auferstehen ließ.

Während Philippus begeistert von all dem sprach, wird der Kämmerer sehr deutlich gespürt haben, wie sehr Philippus von Christus ergriffen und durchdrungen war. Es war geradezu mit Händen zu fassen, wie lebendig Christus in Philippus war. Als wenn Christus selbst durch Philippus zu Wort kam.

Und während er mit Philippus über all das sprach, wirkte der Heilige Geist ein Wunder. Mit einem Mal verstand er. Er fand, was er suchte: Christus. Da gab es kein Halten mehr. Er wollte nicht nur von all dem hören. Nun wollte er dazugehören, Teil haben an der Gemeinschaft mit Christus, sich und sein Leben auch dem Christus weihen. So ließ er sich taufen zum Zeichen dafür, was er gefunden hatte bzw. dass Christus ihn gefunden hatte.

Und kaum war das geschehen, da trennten sich die Wege der beiden. Vom Kämmerer heißt es, dass er fröhlich seine Straße zog. Und

Philippus wird nicht weniger fröhlich seine Straße gezogen sein. Denn das war doch eine wirklich gesegnete Begegnung.

Ich finde uns in dieser Geschichte wieder. Wie der Kämmerer und Philippus waren wir für eine Zeit miteinander unterwegs. Wie die beiden sind wir über dem Evangelium von Jesus Christus, über der Sache mit Gott, über unserer gemeinsamen Suche nach Gott, über den Fragen des Christsein ins Gespräch gekommen.

In den vielen Gesprächen und Erlebnissen miteinander haben wir uns gegenseitig manches von der Wahrheit Gottes erschließen können. Und immer wieder durften wir erfahren, wie Christus in unserer Mitte war, wie er uns ansprach, wie er uns begegnete, wie wir uns unter seinem Einfluss veränderten.

Das war immer wieder faszinierend mitzuerleben, wie Wege mit Gott gesucht, gefunden und gegangen wurden, wie so mancher Philippus und so manche Philippine ihren Weg machten.

Wir haben uns gegenseitig in einem Prozess des Gebens und Nehmens zum Christsein ermutigen können. Wir haben uns gegenseitig auf unserem Weg mit Gott begleiten können.

Und so ist unterwegs einiges mit uns geschehen. Wir haben uns verändert durch die Erfahrungen, die wir miteinander und mit Gott machen konnten. Wir sind nicht mehr die, die wir zu Beginn des gemeinsamen Weges waren. Wir sind nicht nur älter, sondern auch anders geworden.

Was mich angeht, so kann ich dankbar und fröhlich meines Weges gehen, weil ich auf eine schöne Zeit hier in St. Johannis zurückschauen kann, eine reich gefüllte und von Gott gesegnete Zeit.

Ich hoffe nun, dass Sie all das ähnlich erlebt und gesehen haben, sodass auch Sie wie der Kämmerer und Philippus dankbar und fröhlich Ihres Weges gehen können, um Ihren eigenen Weg mit Gott weiterverfolgen zu können.

Wohin uns die Wege auch führen. Eins ist klar. Es wird weitergehen, für Sie wie für mich - nicht zuletzt deshalb, weil ER mit uns geht. Wir waren und sind ja nie allein unterwegs gewesen auf unseren Wegen. Gott geht mit uns - unsichtbar und verborgen.

Wir haben in den verschiedensten Zusammenhängen immer wieder das Lied gesungen, dessen Anfang hier auf dem Abschiedsgeschenk des Kindergartens abgedruckt ist. Ich liebe es sehr.

„Das wünsch ich sehr, dass immer einer bei mir wär, der lacht und spricht: Fürchte dich nicht.“ Ich finde, das sollten wir jetzt singen. Denn

wer von uns wünschte sich nicht, dass immer einer bei ihm wär, der lacht und spricht: 'Fürchte dich nicht.'

So können wir dies Lied miteinander und füreinander singen. Und wenn wir es dreimal gesungen, dürften wir so richtig drin sein, um es als Kanon zu versuchen.

Denn als Kanon gesungen wird deutlich, dass wir es nicht nur miteinander singen. Wir singen es auch einander zu. Wir bitten um Zuspruch und gewähren ihn uns gegenseitig, wenn wir lachend einander zusingen „Fürchte dich nicht."

Und darüber hinaus spricht Gott selbst uns Mut zu, indem er sich des Zuspruchs dieses Liedes bedient: „Fürchte dich nicht". Wir dürfen es getrost als sein „Fürchte dich nicht" - „Geh deinen Weg" hören.

Ich schließe mit Worten von Dietrich Bonhoeffer: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist mit uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

Weihnachtlicher Glanz

Predigt Heiligabend 2013 17.00 Uhr von Hans-Jürgen Kopkow

Viele von Euch Konfirmandinnen und Konfirmanden hat das Stück, das Ihr gerade vorgetragen habt, ins Nachdenken gebracht. Ihr habt letzten Dienstag gesagt, dass es gut ist, mal über die Folgen nachzudenken, die es haben könnte, wenn uns Gott und der Glaube an Gott abhandenkämen.

Man gut, dass das Stück von einem Traum – oder soll ich besser sagen – von einem Albtraum handelte. Für mich jedenfalls wäre eine Welt ohne Gott ein Albtraum.

Nun fragt man sich natürlich: Ist das realistisch? Könnte das tatsächlich so weit kommen? Einerseits werden viele geneigt sein, diese Frage sofort zu verneinen. Nein. Kann doch gar nicht sein. Andererseits ist zu befürchten, dass es so oder ähnlich kommt, wenn man sieht, was mancherorts in der Advents- und Weihnachtszeit geschieht.

Für vieles, was so abgeht, braucht man das Christkind doch nun wirklich nicht mehr. Im Lesespiel fühlte sich das Christkind überflüssig. Natürlich: das Lesespiel der Konfirmandinnen und Konfirmanden hat manches überspitzt dargestellt. Aber so wird deutlicher, was passieren könnte.

Mal im Ernst: Sind wir meilenweit davon entfernt? Leider nicht. Für viele unserer Mitbürger spielen Gott und der Glaube an Gott kaum noch eine Rolle. Im Lesespiel merkte das kaum jemand. Denn das Leben ging auch ohne ihn weiter. Man war Gott los, zuweilen in der Folge dann auch gänzlich gottlos.

Das schlimme in unserer schnelllebigen Zeit ist, dass solche Veränderungen selten mit einem großen Knall passieren. Nein: Sie kommen allmählich und schleichend.

Im Lesespiel hieß es dann zusammenfassend: „Je länger in meinem Traum Gott fehlte, um so seltsamer, umso trost- und hoffnungsloser wurde alles... Am Ende meines Traumes war die ganze Welt grau und blass geworden, kalt und ohne Hoffnung... Ich wollte schon laut losschreien, als ich plötzlich einen Engel sah, der rief... ja was eigentlich? Erinnern Sie sich? Es war die frohe Botschaft aus der Weihnachtsgesichte: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren."

Was der Engel sagte, klang auf einmal nicht wie immer, sondern geradezu wie eine Erlösung vom Albtraum einer Welt ohne Gott. Was würde passieren, wenn uns Gott und der Glaube an ihn abhandenkämen?

Ganz einfach: Die Sache mit Weihnachten bliebe seltsam blass und unerfreulich. Glänzende Augen würden wir keine bekommen. Wovon denn auch? Allenfalls von den Tränen, die unsere Augen erfüllen würden.

Denn die Welt würde sich ja nicht in den Stall von Bethlehem verwandeln, nach dessen Glanz wir uns sehnen, sondern in einen trostlosen Saustall, den wir zu Recht fürchten.

Möge Gott uns das Weihnachtsgeschenk machen, dass uns etwas vom Glanz und Frieden jener Heiligen Nacht erreicht.

Wenn dein Herz leidet

Predigt 1999

Wenn dein Herz leidet, bring es behutsam an seinen Platz zurück und versetze es sanft in die Gegenwart deines Herrn." Franz von Sales hat das so gesagt. Mir geht das im wahrsten Sinne zu Herzen. Es lädt ein,

zur Ruhe zu kommen, einen Moment innezuhalten, sein Herz der Gegenwart Gottes zu öffnen. Das tut gut.

Im Einweihungsgottesdienst haben wir hier gesungen: „Wo Menschen sich vergessen, ... da berühren sich Himmel und Erde." Es wäre schön, wenn wir jetzt für einen Moment vergessen könnten, was uns so beschäftigt. Und noch schöner wäre es, wenn unsere Erwartung, gesegnet zu werden, erfüllt würde, wenn wir spüren könnten, wie der Himmel uns berührt, wenn wir spüren könnten, wie nahe Gott uns ist.

Das Lied „Gott ist gegenwärtig" stand bei diesem Kirchbau gewissermaßen Pate. Es benennt die Grundidee für diesen Kirchbau: „Gott ist der Mitte". So ist diese Kirche auf die Mitte hin und von der Mitte her konzipiert.

Was das für unseren Neubau, für unser Gottesbild, für unseren Gottesdienst, für unser Gemeindeleben und alles weitere bedeutet, lässt sich mit ein paar Worten gar nicht so schnell sagen.

Wenn es bei Kirchens vorn und hinten, links und rechts hat, scheint die Welt in Ordnung. Das kennt man schließlich. Aber wenn es diese Orientierung nicht mehr gibt, gerät vieles in Bewegung.

Woran soll man sich orientieren, wenn es kein vorn und hinten, kein links und rechts, womöglich nicht einmal mehr ein oben und unten gibt? An der Mitte. Auf die Mitte hin und von der Mitte her ordnet sich alles neu. Man kann sich der Mitte nähern. Und man kann sich von der Mitte entfernen.

Die Orientierung an der Mitte rückt ins Bewusstsein, dass wir Gott nicht irgendwo in weiter Ferne suchen brauchen, sondern ihn mitten unter uns finden können. Wo zwei oder drei von uns in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter uns.

So kann es durch die Mitte im wahrsten Sinn zum Miteinander kommen - mit Gott, mit anderen. Wo Gott sich uns nähert, wo wir uns ihm nähern, wo wir einander nahe kommen, wo wir zur Mitte kommen, da verdichtet sich, was uns im Tiefsten zusammenhält. Da wird unser aller Mitte erfahrbar.

Die Orientierung an der Mitte lässt alle persönlichen Unterschiede und Animositäten sekundär werden. Über alle Unterschiede hinweg verbindet die Mitte miteinander. Na jedenfalls ist eines klar: Ohne gemeinsame Orientierung an der Mitte gibt es kein Miteinander, jedenfalls keins, was von der einen Mitte her seinen Namen verdient hätte.

Gelingt uns das, über den alltäglichen pfarramtlichen Aufgaben die uns verbindende Mitte im Blick zu behalten? Und wie sieht das bei uns ganz

persönlich aus? Was ist die Mitte, der Mittelpunkt unseres Lebens? Worum dreht sich bei uns alles - oft immer schneller und schneller?

Von der Mitte aus erschließen sich wie Ringe immer weitere Bereiche unseres Lebens. Nur da, wo wir für uns und dann eben auch gemeinsam dieser einen Mitte verbunden wissen, entsteht das Miteinander, das durch die Mitte, das durch Gott qualifiziert ist.

Da kann man sich doch nur wünschen: Wenn doch unser Mitarbeiten, unser Mitmachen, unser Mitdenken, unser Mitfühlen immer wieder von dieser Mitte her käme und an dieser Mitte orientiert wäre.

Ich schließe mit einem kurzen Gebet aus dem Gesangbuch, das uns auf die Mitte ausrichtet: „Sei mitten unter uns, o Gott" (Ev. Gesangbuch Lied 220).

Wer bin ich?

„Wer bin ich?" so hätte die Frage Jesu damals auch lauten können. Und letztlich ging es Jesus dabei nicht nur um sich, sondern auch um die, die er fragte. Denn im Grunde wollte er nicht nur wissen: „Wer bin ich?" sondern „Wer bin ich für dich?" Das muss jeder für sich beantworten.

„Wer bin ich?" Das ist ja auch meine und vermutlich doch auch eure und Ihre Frage. Oder nicht? Und wie sieht es mit einer Antwort aus? Es ist gar nicht so leicht, die Frage persönlich zu beantworten.

Sicher: Auf die Frage „Wer bin ich?" lässt sich eine Menge sagen. Ich könnte z.B. meinen Namen sagen. Also ich bin Hans-Jürgen Kopkow. Na gut. Und?

Ja, dann könnte ich noch sagen, dass ich der Sohn meiner Eltern, der Ehemann meiner Frau, der Vater meiner Kinder, der Pastor dieser Gemeinde, ein Bürger der Südstadt, ein Steuerzahler dieses Staates, ein Mensch dieser Erde bin. Da ließe sich noch vieles sagen. Und je nachdem, wen ich frage, bekomme ich eine andere Antwort auf die Frage „Wer bin ich?"

Aber beantworten all diese Antworten meine Frage? Nicht wirklich. Die Frage „Wer bin ich?" fragt tiefer. Da geht es um mich, um mich ganz persönlich, nicht um meine Ämter und Funktionen, sondern um mein Selbstverständnis und mein Selbstbewusstsein.

Und noch eins: Wenn ich so frage: „Wer bin ich?" dann bin ich mir nicht ganz sicher, wer ich denn bin.

Natürlich: Was andere über mich denken, kann mir helfen, mich zu finden. Es kann mir helfen, mich so zu sehen, wie ich auf andere wirke. Dadurch wird meine subjektive Wahrnehmung etwas objektiver.

Aber es kann mich auch in die Irre führen. Wenn ich nämlich etwas sein möchte, was ich eigentlich gar nicht bin, den anderen eins vormache, damit sie von mir genau das denken, was ich will, dass sie denken.

Mal ein Beispiel: Ich bin womöglich eher ängstlich. Das zeige ich natürlich nicht. Stattdessen verhalte ich mich so, dass die anderen von mir sagen: „Echt cool."

Genauso könnte ich auf ganz locker machen, obwohl ich eher verklemmt bin. Genauso könnte ich so tun, als hätte ich viel Geld, obwohl ich immer knapp bei Kasse bin. Genug Beispiele. Es gäbe noch mehr. Ihr wisst schon, was ich meine.

Das alles trifft nicht nur die anderen. Das betrifft vermutlich jeden von uns. Wir bauen eine Fassade, hinter der wir uns verstecken. Wir setzen so was wie eine Maske auf, um nicht erkannt zu werden. Entsprechend ziehen wir uns an. Entsprechend verhalten wir uns. Entsprechend stylen wir uns.

Und irgendwann haben wir unser Image und die anderen ein ganz bestimmtes Bild von uns. Und niemand kann sagen, ob er oder sie wirklich so ist, wie er oder sie sich gibt.

Ein echtes Problem hat man, wenn man selbst nicht mehr weiß, ob man da nur eine Rolle spielt oder ob man wirklich so ist, wie man sich gibt. Wenn man das nicht mehr weiß, muss einem die Frage „Wer bin ich?" unter den Nägeln brennen.

Dietrich Bonhoeffer, dem wir das Gebet verdanken, das wir eben gebetet haben, stellte sich die Frage „Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?"

Was würden wir ihm antworten, wenn wir da die eigenen Erfahrungen einbeziehen? Ja. Ein Stückweit sind wir natürlich auch das, was andere von uns sagen. Und oft helfen sie uns mit dem, wie sie uns sehen, uns so zu sehen, wie wir sind bzw. auf andere wirken. Aber das ist eben nicht alles.

Deshalb kommt bei ihm ja auch gleich die Rückfrage: „Oder bin ich nur das, was ich von mir weiß?" Was würden wir ihm hier antworten? Ja. Natürlich sind wir das, was wir von uns selbst wissen. Aber auch das ist nicht alles. Denn wir ahnen, dass wir uns womöglich auch nur etwas vormachen. Also wer kann uns helfen, zu einer halbwegs objektiven Antwort zu kommen. Wer kann uns helfen, dass wir uns selbst finden?

Viele, viele Fragen. Geradezu zum Verrücktwerden. „Einsames Fragen treibt mit mir Spott." Wie könnte es nun weiter gehen? Es gibt sicher viele Möglichkeiten. Man könnte diese Frage einfach zu den Akten legen, sie verdrängen und die ganze Sache auf sich beruhen lassen und einfach leben. Punkt.

Das wäre vermutlich besser, als sich an der Frage aufzureiben. Immer wieder die gleiche geradezu zermürbende Frage. Und nie eine wirklich befriedigende Antwort. Das macht einen doch krank. Was für ein Alptraum.

Aber weder das eine noch das andere wäre ja eine Lösung - jedenfalls nicht wirklich. Irgendwie würde man sich doch ein bisschen mehr wünschen.

Dietrich Bonhoeffer hat zwar auch keine Antwort auf seine Frage gefunden. Und doch er hat in gewisser Weise darin eine Lösung gefunden, dass er die Frage relativiert hat.

Dietrich Bonhoeffer hat für sich erkannt, dass es letztlich nicht darauf an, wer oder was wir sind, sondern wer wir mit Blick auf Gott sind. Und da sagt er: „Dein bin ich, o Gott."

Das überrascht ein wenig. Denn es beantwortet sicher nicht alle Fragen. Vieles bleibt auch weiterhin offen. Aber es fällt auf alles Fragen nach sich selbst ein neues Licht von diesem Wissen: „Dein bin ich, o Gott."

Von daher lade ich Sie und euch ein, die Frage „Wer bin ich?" zu stellen, an der Offenheit dieser Frage aber nicht verrückt zu werden, sondern sie im Lichte dieses „Dein bin ich, o Gott" anzugehen.

Bei Bonhoeffer ist die Frage „Wer bin ich?" nicht Teil eines Selbstgesprächs, sondern Teil eines Gebetes. Das heißt dann doch: Er stellt nicht nur sich selbst, sondern Gott die Frage: „Wer bin ich?" Und damit ist er an der für diese Frage letztlich zuständigen Stelle.

Möge Gott uns helfen bei der Klärung der Frage: „Wer bin ich?" Auch wenn nicht sicher ist, wer wir sind. Eins ist und bleibt sicher: „Dein bin ich, o Gott." Darauf können wir uns verlassen.

Werbung

Predigt am 3. März 2002

Werbung gehört heutzutage einfach dazu. Jedenfalls kommen wir nicht drum herum. Auf Litfaßsäulen und Plakatwänden, in der Zeitung

und im Kino, im Fernsehen und im Radio, an Autos, auf der Kleidung, am Mann und an der Frau, im Grunde überall. Überall wird geworben. Wer nicht wirbt, wer nicht für seine Sache trommelt, der muss sich nicht wundern, wenn er übersehen wird. Das gilt natürlich auch für die Kirche. Wer nicht wirbt, den bestraft das Leben. Die Frage kann also nicht lauten, ob Kirche wirbt. Die Frage kann nur heißen: „Wie?"

Mal ganz praktisch: Ohne die Inserate, also ohne die Werbung im Gemeindebrief könnten wir uns so einen Gemeindebrief wie den unsrigen finanziell nicht leisten. Und ohne das Werben für Konzerte und Veranstaltungen käme kaum jemand. Es braucht Plakate und es braucht Abkündigungen bzw. Ankündigungen.

Wenn wir uns heute Morgen um das Thema Kirche und Werbung Gedanken machen, dann sollten wir als erstes Ergebnis festhalten, dass es ohne eine angemessene Werbung nicht geht. Kirche muss werben.

Nun stellt sich mal wieder die Frage: „Wer ist das eigentlich - die Kirche?" Ist das der Pastor? Ist das der Kirchenvorstand? Sind das die für die Gruppen und Kreise Verantwortlichen? - Sicher: die auch.

Aber Kirche - das sind wir alle. Wenn wir nun sagen „Kirche muss werben!", dann ist das ein Auftrag, dessen Ausführung bei jedem von uns liegt. Stellt sich die Frage: Werben Sie, wirbst du für Kirche? Warum höre ich jetzt nicht wie aus einem Munde ein kräftiges und überzeugendes „Ja!" Warum so zögerlich? Liegt das vielleicht daran, dass sich viele sagen: „Ich weiss nicht. Das überlasse ich lieber den Profis. So überzeugt bin ich nicht, dass ich andere dafür werben könnte, dass ich andere davon überzeugen könnte."

Und sehen Sie: Da kommen wir an den wunden Punkt. So unverfänglich die Frage klingt, ob Kirche denn werben soll oder nicht, so fühlt uns diese Frage auf den Nerv. Wie steht es um uns? Wir überzeugt, wie ergriffen sind wir? Denn natürlich: Wenn ich von einer Sache angetan und überzeugt bin, dann werbe ich natürlich auch dafür. Natürlich sagen wir einander weiter, wo was los ist, wo es was gibt.

Es spricht sich doch ganz schnell herum, wenn es irgendwo etwas umsonst oder zumindest sehr günstig gibt. Und keiner findet das komisch, so etwas auch unaufgefordert anderen weiterzusagen. Die Form der Werbung, die „Mund-zu-Mund-Propaganda" ist die wirksamste Methode der Werbung - ganz unspektakulär, aber effektiv. Sie ist durch nichts zu ersetzen.

Woran liegt es also, dass wir kaum jemandem verraten, dass das mit Gott, dass das mit dem Glauben, dass das mit dem Christsein und der

Kirche eine ganz tolle Sache ist? Wird es Ihnen und euch jetzt etwas mulmig? Kein Wunder. Wer am Anfang noch dachte, was denn dies Thema hier im Gottesdienst und in der Predigt zu suchen hat, dürfte spätestens jetzt spüren, wir brisant es ist.

Es geht ja doch nicht darum, dass wir wie die Marktschreier auftreten sollen. Aber warum - um Himmels willen - sagen wir anderen nicht, was uns hilft, was uns tröstet, was unser Leben reicher macht?

Natürlich gibt es eine Menge äußerer Faktoren, die nicht ganz unwichtig sind. Da ist die Frage nach der Stimmung und Atmosphäre, die rüber kommt. Wenn die Stimmung mies ist, wer wollte da bleiben oder hingehen. Also lasst uns dafür sorgen, dass die Stimmung gut bleibt.

Da ist die Frage, wie lebendig es ist, ob hier was los ist, ob es interessant ist. Wenn es zum Einschlafen und Abgewöhnen ist, wer wollte da bleiben oder hingehen. Also lasst uns miteinander dafür sorgen, dass es interessant und lebendig bleibt.

Da ist die Frage, ob man mitmachen kann, ob man gebraucht wird. Viele wissen gar nicht, wie gut es der Gemeinde täte, wenn sie sich hier mit ihren Gaben und Fähigkeiten zum Wohl aller engagieren würden. All diese äußeren Faktoren kommen hinzu, sind aber eigentlich nur Folge der inneren Überzeugung derer, die werben.

Deshalb bitte ich Sie, mit mir zu werben - für Gott, für den Glauben, für das Christsein, für die Markusgemeinde vor Ort. Wir brauchen das. Wir brauchen Sie und ihre Werbung. Sie merken: Es kommt nicht so sehr auf Plakate an, als vielmehr auf die, die sich zur Gemeinde halten, die sich einbringen, die sich engagieren. Je mehr, desto besser.

Damit das Ganze nun auch Substanz hat, ist es gut, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, worum es eigentlich geht, damit es auch gehaltvoll ist, was hier geschieht. Denn sonst könnte es auch auf eine Menge heißer Luft hinauslaufen.

Also was ist der Grund all unser Aktivität, eben auch all unser Werbung. Warum das alles? Weil da einer ist, der es gut mit uns und allen meint. Und es wäre wirklich zu schade, es wäre jammerschade, wenn das nicht alle erfahren würden.

So heißt es zum Beispiel im 1. Brief an Timotheus: „Gott will, dass alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und gerettet werden." Diese Sätze machen deutlich, dass Gott um alle Menschen wirbt. Alle sollen gerettet werden. Niemand wird aufgegeben. Deshalb ist es notwendig, dass wir für den Glauben Werbung machen.

Jesus selbst hat Werbung gemacht, Werbung für sich, Werbung für Gott. Der Monatsspruch lautet: Jesus Christus spricht: „Glaubt an Gott und glaubt an mich."

Genau das war es ja, was euch, den Konfirmandinnen und Konfirmanden bei dem eingangs erwähnten Prioritätenspiel wichtig war: „Die Kirche soll an Gott glauben." Richtig. Genau das sollte sie, die Kirche tun. Genau das sollten wir, dass solltet ihr tun. Und wenn wir uns dazu von Christus gewinnen und einladen lassen, dann haben wir nicht nur selbst etwas davon, sondern sind damit die beste Werbung für Gott, den Glauben und alles, was damit zusammenhängt.

Ich bitte euch und Sie: Lassen wir uns doch werben für den Glauben und werben wir miteinander, auf dass alle - und wenn nicht alle, so doch möglichst viele - hinzukommen, glauben und gerettet werden.

Werk unserer Hände

Predigt am 1. Oktober 2000

„Das Werk unserer Hände wollest du fördern" - darum geht es heute. Das ist ja eine Bitte, ein Gebet, mit dem wir uns an Gott wenden.

Aber bevor wir Gott darum bitten, dass er das Werk unserer Hände auch in Zukunft segnet, sollten wir zuerst einmal „Danke" dafür sagen, dass er das Werk unserer Hände in der Vergangenheit ein ums andere Mal gesegnet hat. Uns geht es gut. Gott sei Dank.

Wenn wir sagen: „Das Werk unserer Hände wollest du fördern", dann geht es nicht darum, Gott unsere Arbeit tun zu lassen. Es heißt eben nicht: „Lieber Gott, mach du alles für uns."

Wir bitten ihn, unser Tun, das Werk unserer Hände zu fördern. Wir haben unser Tun und unsere Aufgaben. Wir kennen Gottes Gebote und wissen, was uns aufgetragen ist.

Jeder und jede, wir alle sollten unser Bestes geben. Und dann, dann wollen wir Gott bitten, das er uns bei unserem Tun hilft, dass er uns fördert, dass er uns beisteht, dass er das Werk unserer Hände segnet. Also, wir müssen schon selbst. Und er soll es fördern.

Nehmen wir z.B. die Geschichte von dem Bauern, der seine Saat aussät. So wie er können unsere Landwirte von heute ihre Saat aussäen. Sie müssen vor der Aussaat noch den Acker vorbereiten. Und auch nach der Aussaat können sie viel dazu tun, dass es eine reiche Ernte gibt.

Aber dass es überhaupt wächst, dass das Korn fruchtbar ist - das können sie nicht machen. Es muss zu ihrem Tun Gottes Tun kommen. Er muss das Werk ihrer Hände fördern.

So ist das beim Getreide und bei allem anderen auch. Es ist ein ums andere Mal unsere Arbeit. Und wir müssen alles tun, was in unserer Macht steht.

Aber ohne seine Hilfe, ohne seinen Segen ginge es nicht. Ohne die dem Menschen anvertrauten Rohstoff- und Energievorräte ginge es nicht. Es gäbe keine Industrie und keine Industriearbeit, wenn wir nicht auf das zurückgreifen könnten, was Gott an Schätzen der Erde anvertraut hat.

Alle Arbeit, alles Tun ist nicht nur unsere Arbeit und unser Tun. Es braucht immer seine Hilfe. Viele wissen das nicht mehr. Einige wollen es nicht wahrhaben. Und doch ist es so. Ohne ihn ginge es nicht. Von daher ist es gut, ihn zu bitten: „Das Werk unserer Hände wollest du fördern."

Nun wissen wir ja, dass nicht alles gut ist, was wir tun, wenn die Hand z.B. jemanden schlägt oder wenn die Hand etwas klaut. Wenn unsere Hände etwas Böses tun, wird Gott das bestimmt nicht segnen und fördern.

Aber wenn wir etwas Gutes tun, tun wollen, wenn es in Gottes Sinn und Auftrag geschieht, dann dürfen wir Gott bitten, dass er das Werk unserer Hände fördert und segnet und dann dürfen wir darauf vertrauen, dass er tut, was er seit Anbeginn der Welt getan hat.

Unser Handeln und Gottes Handeln gehören also zusammen. Immer dann, wenn das Werk unserer Hände gut ist, wenn es hilft, wenn es dem Leben dient.

Schaut doch bitte einmal das Hände-Lied an. Da geht es um die Hände, die etwas tun. Dann geht es um die Hände, die beten. Dann geht es um die Hände, die etwas empfangen. Und dann geht es um die Hände, die etwas teilen.

So muss es sein. All das gehört zusammen. Arbeiten und ruhen, empfangen und weitergeben.

Wenn die Hände nur arbeiten, wenn die Hände nur ruhen, wenn die Hände nur immer haben wollen, wenn die Hände alles weitergeben - da merkt man schon: So geht das nicht.

So wie es die vier Jahreszeiten gibt, wie es immer abwechselnd Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter sein muss, so muss der Mensch mit seinen Händen arbeiten und ruhen, empfangen und teilen.

Und wenn dies alles mit der Bitte geschieht „Das Werk unserer Hände wollest du fördern“ werden wir nächstes Jahr wieder Grund haben, ein Erntedankfest zu feiern, um uns bei dem zu bedanken, der das Werk unser Hände segnete.

Wichtig, wichtiger, am wichtigsten

Predigt zur Konfirmation 2013

Ist es nicht seltsam, dass man belächelt wird, wenn einem Kirche wichtig ist und man gern zum Gottesdienst geht? Was sagt es über das gesellschaftliche Klima aus, dass man sich gegenüber den Arbeitskollegen verteidigen muss, wenn man noch nicht aus der Kirche ausgetreten ist, um die Kirchensteuer zu sparen? Warum ist christlicher Glaube weltweit immer mehr Menschen wichtig, während das mit dem Glauben hierzulande vielen unwichtig zu sein scheint? Welches Interesse steckt dahinter, die Kirche als rückständig und wissenschaftsfeindlich darzustellen? Wo steht eigentlich, dass die Geschichten aus der Bibel vor allem für Kinder, Kranke und Schwache wichtig sind? Stimmt es tatsächlich, dass unsere körperliche Fitness wichtiger ist als unser Seelenheil? Ist Schule eigentlich wichtiger als Konfirmandenunterricht? Wer bestimmt, was wichtig ist?

Sicher könnten wir über manches jetzt stundenlang heiß diskutieren. Das würde hier aber den Rahmen sprengen. Vielleicht haben Sie und Ihr ja nachher ein bisschen Lust und Zeit, mal darüber zu reden?

Mir sind diese und ähnliche Fragen dieser Tage durch den Sinn gegangen, als ich mich fragte: „Was ist eigentlich wichtig? Und was ist noch wichtiger? Und was ist womöglich am wichtigsten – für mich, für Sie, für Euch? Denn das ist ja mal klar, dass das jeder und jede für sich entscheiden muss, was einem wichtig ist – und zwar immer wieder. Von daher gibt es viele richtige Antworten.

Ihr Konfirmandinnen und Konfirmanden werdet die Frage nach dem, was wichtig ist, anders beantworten als Sie, die Großeltern und Paten. Und Sie, die Eltern, werden vermutlich wieder eine andere Vorstellung von der Antwort haben, die Sie für richtig halten als beispielsweise wir hauptamtlich bei der Kirche Arbeitenden.

Gerade weil wir nicht alle einer Meinung sind, lohnt sich das Nachdenken und das Gespräch. Und im Austausch über all die Wichtigkeiten werden sich unsere persönlichen Antworten, die wir auf die Frage nach dem Wichtigen und Wichtigsten geben, immer wieder verändern, manchmal kaum merklich nur ein wenig, und dann wieder so sehr, dass sich alle drum herum fragen, was denn mit ihr oder ihm los sei. Und das nicht nur einmal, sondern immer wieder, ein Leben lang.

Gerade Ihr, die Ihr heute konfirmiert werdet, seid in ganz verschiedenen Bereichen dabei, Euch zu orientieren. Da sind sicher mit an vorderster Stelle Eure Familien und Eure Freunde. Da ist die Schule und die Frage: „Was kommt denn dann?“ Da ist die Freizeit mit all den Möglichkeiten, die Ihr heutzutage so habt. Da ist der Sport … und ja … die Liebe und der Liebeskummer. Natürlich sind da auch noch die diversen Hobbys, die Musik, der Rechner, das Handy und vieles andere.

Alles ist irgendwie wichtig. Weiß ich. Deshalb komme ich ja auch drauf. „Und alles hat seine Zeit...“ heißt es schon in der Bibel. Alles soll, ja muss zu seinem Recht kommen, vor allem Ihr selbst.

Aber woher könnt Ihr wissen, was gerade dran, was wichtig und wichtiger und am wichtigsten ist? Natürlich wollt Ihr Euch das nicht von anderen sagen lassen. Das wollt Ihr natürlich selbst bestimmen. Und das ist richtig. So sollte es sein.

Aber nach welchen Gesichtspunkten wollt Ihr das Durcheinander der vielen Wichtigkeiten sortieren? Und auf einmal werdet Ihr Euch dabei ertappen, wie Ihr Euch wünscht, es möge Euch jemand sagen, was wirklich wichtig ist und was Ihr machen sollt.

Vermutlich ahnt Ihr es ja schon: Das kann Euch niemand sagen und abnehmen. Das müsst ihr selbst machen. Es ist und bleibt Euer Leben, für das Ihr mehr und mehr selbst verantwortlich seid.

Nun habt Ihr hier in St. Markus ein dreiviertel Jahr am Konfer teilgenommen. Ihr habt echt ein Menge Zeit investiert in diesen Intensivkurs. Da das heutzutage ja keineswegs selbstverständlich ist, freuen wir uns als Gemeinde, dass Ihr Euch auf den Weg gemacht habt und dass Ihr die Zeit durchgehalten habt.

Mehr noch: Nachdem Ihr Euch ein Bild von alledem gemacht habt, was mit Blick auf das Christsein wichtig ist, lasst Ihr Euch heute konfirmieren.

Mancher von Ihnen, liebe Gäste, mag sich fragen, was denn daran wohl besonders sein soll. Nun. Angesichts der kritischen Haltung vieler Zeitgenossen gegenüber Gott und Glaube, Christsein und Kirche, freue

ich mich, dass hier neun Mädchen und sieben Jungs sind, die sich konfirmieren lassen, weil sie für sich entdeckt haben, dass da was dran ist am Christsein.

„Ja“, mögen jetzt einige kritische Geister einwenden, „glauben die Konfis das denn? Oder geht es ihnen nicht letzten Endes nur um die Geschenke?“ Und? Was meint Ihr? Das sind doch gute Fragen: Auch darüber sollte nachher beim Kaffeetrinken und Essen unbedingt gesprochen werden.

Ich habe den Eindruck, dass Ihr schon ganz gut wisst, worum es geht. Wie ich darauf komme, liebe Festgemeinde? Um das zu zeigen, muss ich kurz auf die vorletzte Konfirmandenstunde zu sprechen kommen. Da wurde mir sehr deutlich, dass und was die Konfirmandinnen und Konfirmanden verstanden haben.

Das wurde schon im Vorstellungs- bzw. Prüfungsgottesdienst deutlich. Und auch das Glaubensbekenntnis der Konfirmanden zeigt, was in Euch steckt. Ihr habt nur ganz wenig auswendig gelernt. Aber Ihr habt gelernt, so viel wie möglich zu durchdenken und zu verstehen, um es dann eben auch im täglichen Leben anwenden zu können. Und damit seid Ihr meines Erachtens ein schönes Stück vorangekommen.

Die Frage ist natürlich: „Wie geht es weiter?“ Wisst Ihr noch, wie ich die Konfirmandenzeit mit so einer Art Fitnesstraining verglichen habe? Natürlich wisst Ihr das noch! Aber Sie nicht, liebe Festgemeinde. Woher sollten Sie auch. Sie waren ja nicht dabei.

Also: Wie ist das, wenn man sich körperlich in Form bringen will. Mit Blick auf die Damen fällt mir da das Stichwort „Pilates“ bzw. „Bauch, Beine, Po“ ein. Aber Sie merken schon: Da kenne ich mich nicht so aus. Und wie ist das bei uns Kerlen. Entweder ab in die Mukibude oder zu Hause regelmäßig Liegestütze, Situps, Klimmzüge und was sonst noch helfen könnte, sich in Form zu bringen.

Na ja, und wie ist das, wenn man mit dem Training beginnt? Da schafft man mit Mühe ein oder zwei. Dann ist man schon fertig. Wo soll’s denn auch herkommen? Aber je länger und je intensiver man trainiert, desto besser geht es, desto mehr schafft man. Und so langsam kommt man in Form.

Nur eins darf man auf gar keinen Fall tun: das Training unterbrechen. Denn sobald man aufhört zu trainieren – aus welchem Grund auch immer – ist der schöne Trainingserfolg ziemlich schnell dahin. Wie gewonnen, so zerronnen. Und schon ist sie wieder dahin, die gute Figur.

Eure Konfirmandenzeit war so etwas wie ein Fitnesstraining in Sachen

Gott, Glaube, Christsein. Und sicher nicht nur ich habe den Eindruck, dass Ihr viel fitter seid als zu Beginn Eurer Konfirmandenzeit vor einem dreiviertel Jahr.

Deshalb kann ich nur sagen: Bleibt dran. Ihr müsst für Euch allein oder mit anderen zusammen, was natürlich viel mehr Spaß macht, weiter üben und trainieren.

Nicht das Ihr denkt, Ihr wärt jetzt fertig mit dem, worum es in der Konfirmandenzeit ging. Irrtum. Die Konfirmation ist nicht das Ende, sondern der Anfang. Ihr werdet aus der Kirche und dem Christsein nicht ausgesegnet, sondern eingesegnet.

Und dafür, für Euren weiteren Weg als Christenmenschen, bekommt ihr heute den Segen zugesprochen. Gott verspricht Dir und Dir und jedem von Euch: „Du bist nicht allein. Was auch auf Dich zukommt. Ich, dein Gott, bin immer bei Dir. Vertrau mir.“

Ich möchte mit einer kleinen Geschichte schließen, die zeigt, was Ihr und jeder von uns dazu beitragen kann, dass unser Leben gelingt:

Kommt ein Konfirmand nach der Konfirmation zu seinem Pfarrer und sagt: „Das war ganz schön hier. Ich möchte versuchen, dran zu bleiben. Was muss ich machen?“

Da antwortete ihm der Pfarrer: „Das ist gut. Sag mal: Liebst du Gott?“ Da wurde der Konfirmand nachdenklich. Aber dann sagte er: „Ganz ehrlich, Herr Pfarrer, das kann ich eigentlich nicht von mir behaupten.“ Da hackte der Pfarrer nach: „Wenn du Gott nicht liebst: Hast du Sehnsucht danach, ihn zu lieben?“ Und wieder überlegte der Konfirmand lange, bevor er sich zu einer Antwort durchrang: „Manchmal spüre ich in mir die Sehnsucht danach, ihn zu lieben. Aber meistens habe ich so viel zu tun, dass diese Sehnsucht ohne Folgen bleibt.“ Da fragte ihn der Pfarrer ein drittes Mal: „Wenn du die Sehnsucht, Gott zu lieben, nicht so deutlich verspürst, hast du dann Sehnsucht danach, Sehnsucht zu haben, Gott zu lieben?“ Da hellte sich das Gesicht des Konfirmanden auf und er sagte: „Genau das habe ich. Ich sehne mich danach, diese Sehnsucht zu haben, Gott zu lieben.“ Darauf sagte der Pfarrer sichtlich erleichtert: „Das ist gut. Dann bist Du auf einem guten Weg.“ In diesem Sinne wünsche ich Euch und Ihnen eine große und tiefe Sehnsucht.

Wie geht Heilig Abend?

Predigt am Heiligen Abend 1999

Vermutlich ist bei Euch und Ihnen zu Hause vieles so ähnlich, wie in diesem Weihnachtsspiel. Die Kinder dürfen nicht raus. Laut sollen sie auch nicht sein. Die Eltern sind genervt. Es hat mal wieder was nicht so geklappt, wie es geplant war. Die Spannung steigt.

Was soll man da machen, bis es endlich soweit ist? Von daher ist die Idee, Heilig Abend zu spielen, gar nicht so schlecht. Aber - und wir haben das Spiel vor Augen - so leicht ist das nicht. Denn: Wie geht eigentlich Heilig Abend?

Ja, wie geht Heilig Abend? Das ist die Frage, die sich aus dem Weihnachtsspiel der Vorkonfirmandinnen und Vorkonfirmanden ergibt? Was würdet Ihr, was würden Sie denn sagen? Wie geht das? Eigentlich müssten wir jetzt mal darüber reden. Aber leider geht das hier in diesem Rahmen nicht so gut. Vielleicht gibt es aber auf dem Heimweg oder zu Hause die Möglichkeit, mal über diese Frage zu reden.

Auch wenn man nicht darüber redet, gibt ja jeder seine Antwort. Wie? Na, durch das, was man tut. Durch die Art und Weise, wie man Heilig Abend gestaltet, beantwortet man ja auch die Frage, wie Heilig Abend geht.

Aber vergegenwärtigen wir uns doch einfach noch mal das, was die Menschen in unserem Weihnachtsspiel dazu gesagt haben. Nehmen wir z.B. die Mutter. Die sagte doch: „Heilig Abend ist heilig." Das war ja richtig. Aber als sie dann gefragt wurde, was denn „heilig" ist, wusste sie wohl nicht weiter. Daran sieht man schon, dass es gar nicht so leicht ist, eine gute Antwort zu geben. Denn: Was ist eigentlich das Heilige, das diesen Abend zu Heilig Abend werden lässt?

Und wenn wir uns jetzt mal an Herrn Elebracht erinnern. Der war ja der Meinung, dass man etwas Besonderes tun muß, wenn man denn Heilig Abend spielen will. Aber was dies Besondere eigentlich sein könnte, blieb dann doch offen. Meinte er die festlich geschmückte Weihnachtsstube oder das leckere Essen? Meinte er den Weihnachtsbaum oder die Geschenke? Meinte er die Weihnachtsmusik oder die schönen Gedichte und Geschichten?

Oder ist das Besondere an Heilig Abend der viele Besuch, wie Opa Elebracht meinte? Irgendwie gehört das natürlich alles dazu. Aber ist das schon alles. Ist das schon das Besondere, das Heilige am Heiligen Abend?

Vieles von dem, was für uns zu Heilig Abend dazu gehört, ist zur Not doch auch entbehrlich. Es ist schön, wenn man einen Baum hat.

Aber zur Not ginge es auch ohne. Es ist schön, wenn wir uns etwas schenken, aber zur Not ginge es auch ohne. Auf fast alles könnte man zur Not auch verzichten.

Worauf man aber nicht verzichten kann, ist Jesus. Onkel Ewald brachte es auf den Punkt: „Am Heiligen Abend feiern wir doch den Geburtstag von Jesus." Genau. Und deshalb sind wir hier in der Kirche, um uns gegenseitig daran zu erinnern, um den Geburtstag Jesu zu feiern. Die Antwort auf die Frage „Wie geht eigentlich Heilig Abend" muss also auf jeden Fall mit Jesus zu tun haben.

Onkel Ewald ist ja noch einen Schritt weiter gegangen. Er war ja der Meinung, man müsse einfach das tun, was Jesus getan hat, als er groß war. Und da hat er sicher Recht. Das sollten wir machen. Dann wäre Jesus nicht umsonst geboren. Dann würde es immer wieder Weihnachten.

Aber bleiben wir für heute Abend ganz bewusst bei der Frage: „Wie geht Heilig Abend?" Denn diese Frage ist einfach gut. Es ist gut, wenn wir diese Frage aus dem Gottesdienst mit nach Hause nehmen. Sie könnte uns helfen, eine ganz persönliche Antwort zu suchen und auch zu finden.

Ausgehend von dieser Frage wünsche ich mir, dass es Ihnen und Euch gelingt, den hoffentlich schönen Abend ganz bewusst als Heiligen Abend zu erleben - und das eben nicht nur hier in der Kirche, sondern auch zu Hause. Es gibt sicher viele Möglichkeiten. Aber es gibt keine Antwort auf unsere Frage ohne Jesus, den Heiland der Welt, an dessen Geburtstag wir heute denken.

Vielleicht kann Euch und Ihnen folgendes Lied aus dem Gesangbuch helfen, das Besondere von Heilig Abend nicht aus dem Blick zu verlieren: „Ich steh an deiner Krippen hier, o Jesu du mein Leben. Ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben. Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn, Herz, Seel und Mut, nimm alles hin und laß dir's wohlgefallen. Ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen, und weil ich nun nichts weiter kann, bleib ich anbetend stehen. O dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel eine weites Meer, dass ich dich möchte fassen."

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen, dass wir alle unsere Antwort finden auf die Frage „Wie geht Heilig Abend?"

Wienhausen Kreuzigung

In einem der bleiverglasten Fenster des Klosters Wienhausen findet sich eine Kreuzigungsszene, in der Christus weder realistisch als der dargestellt wird, der körperliche Qualen erleidet, noch als der, der alles in stoischer Ruhe und Gleichmütigkeit erträgt. Und er wird auch nicht als der dargestellt, der schon über die Leiden hinaus wie verklärt auf dem Weg zum Vater ist.

Zunächst einmal fällt auf, dass das Kreuz als Hinrichtungsinstrument keine Macht über Christus zu haben scheint. Denn nur eine Hand befindet sich noch angenagelt am Kreuz.

Die andere Hand, die auch angenagelt gewesen sein muss - man kann das Loch noch sehen, das der Nagel hinterlassen hat -, ist offensichtlich frei beweglich. Es sieht so aus, als wenn der Christus sich jederzeit ganz vom Kreuz lösen könnte, wenn er wollte. Tut er aber nicht.

In dieser Darstellung tritt nicht nur das Kreuz als Ort der Hinrichtung in den Hintergrund, sondern auch der historisch betrachtet erste Karfreitag als der Tag, an dem Christus am Kreuz sterben musste. Bei dem, was hier am Kreuz dargestellt wird, scheint es sich um ein geradezu zeitloses Geschehen zu handeln.

Natürlich könnten wir uns jetzt allerlei Gedanken über die ganze Darstellung machen, über justitia und pax, also über Gerechtigkeit und Frieden, über misericordias und veritas, also über Barmherzigkeit und Wahrheit. Alles wichtig. Aber damit würden wir genau das aus dem Blick verlieren, was in der besonderen Darstellung zum Ausdruck kommt. Wir würden - durch den Rahmen abgelenkt - das Eigentliche aus dem Blick verlieren.

Konzentrieren wir uns für heute auf das in der Mitte Dargestellte, das in seiner Art Einzigartige. Und das wäre? Natürlich der Christus, der mit seiner freien Hand in liebevoller Geste diese Gestalt umfasst. Seine Augen sind dabei geschlossen. Sie wirken ruhig und seiner Geste entsprechend liebevoll.

Die umarmte Gestalt schaut ihn an. Und sie umarmt ihn ihrerseits. So eng umschlungen wirken die beiden sehr vertraut, wie ein Liebespaar.

Was an dieser Gestalt so ganz und gar unglaublich ist, das ist die Tatsache, dass diese so liebevoll umarmte Gestalt Christus nicht nur ihrerseits zärtlich umarmt, sondern ihm geradezu zärtlich einen Dolch ins Herz schiebt.

Man fragt sich, wie das möglich ist, dass diese Gestalt Jesus den Todesstoß versetzt, während sie ihn so liebevoll umarmt.

Und noch verwunderlicher ist es, dass diese grausam anmutende Tat offensichtlich nichts an der liebevollen Umarmung durch den Christus ändert.

Worum geht es bei dieser Darstellung, in der Jesus als Liebender dargestellt wird, in der er nicht durch das Kreuz umkommt, sondern ihm von einer namenlosen Gestalt, die er umarmt und die ihn umarmt, der Todesstoß versetzt wird? Wer oder was bringt Jesus um?

In den biblischen Berichten gibt es keine Person, auf die das Dargestellte passen würde. Im Kloster Wienhausen ist die umarmte und umarmende Person, die Christus umbringt, mit einem Schriftzug gedeutet: Es ist die Liebe.

Was damit gesagt werden soll, ist eindeutig: Es ist die Liebe, die Jesus umbringt. Dass er stirbt, hat in der Liebe seinen Grund. Nirgends sonst. Die Liebe bringt ihn zu Tode, versetzt ihm einen Stich ins Herz, den eigentlichen Todesstoß.

Weder das Kreuz noch die politischen Machthaber noch die religiösen Führer noch das Volk brachten ihn um.

Er hätte sich – wie schon gesagt - jederzeit aus seiner misslichen Lage befreien können. Tat er aber nicht. Er blieb - aus freien Stücken - am Kreuz und starb um der Liebe willen.

Wie zur Deutung seines eigenen Todes hatte Jesus lange vor seinem Tod gesagt: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde."

So ist es also eindeutig die Liebe zu seinen Freunden, die ihn umbringt. Man könnte auch sagen: Er bringt sich um - und das aus Liebe. Der Gekreuzigte und die Liebe sind eins in diesem Moment.

Sicher lässt die umarmte Gestalt eine zweite Deutung zu. Denn wenn seine Liebe, die dort dargestellt wird, seinen Freunden, und damit auch uns gilt, dann steht die umarmte Gestalt auch stellvertretend für jeden von uns.

Und wenn wir es sind, die dort so liebevoll umfangen unter dem Kreuz stehen, sind wir es dann auch, die ihm einen Stich ins Herz, ja den Todesstoß versetzen?

Viele seiner Freunde haben ihn auf die eine oder andere Weise verraten. Es begann mit Judas und Petrus. Und es setzt sich fort – bis in

unsere Gegenwart, dass die, die er liebevoll umfängt, ihm mit ihren Sticheleien den Todesstoß versetzen.

Wie würde wohl die Antwort lauten, wenn wir Christus wie die Jünger damals fragen könnten: „Herr, bin ich's?“ Also was von dem, das wir tun oder lassen, könnte für ihn so ein Stich ins Herz sein?

Der hier dargestellte Christus weiß um die, die er umarmt. Er weiß um uns und unsere Sticheleien. Von daher ist der fragende Blick der ihn tötenden Gestalt nur allzu verständlich: Christus, was sagst du zu meinem Tun? Stößt du mich weg für meinen Verrat? Oder hältst du mich trotz allem zum Zeichen deiner Liebe fest, die niemals endet?

Seine geschlossenen Augen scheinen zu sagen: „Ich weiß schon. Ich kenne dich ja. Aber sei getrost: Ich lasse dich nicht los.“ Das lässt hoffen. Niemand muss verzweifeln. Alle werden gehalten.

Es sollte uns nicht schwerfallen, ihn zu lieben, der uns bis in den Tod liebte - und immer noch liebt?

Wirt

Adventszeit ist auch die Zeit der Proben für die weihnachtlichen Krippenspiele an Heilig Abend. Sie wissen ja, wie das ist, wie das sein muss: Maria und Josef suchen in Bethlehem ein Quartier für die Nacht. Aber es war schon alles belegt. Was sollten die auch machen, die das Haus schon voll hatten. Und so irren Maria und Josef durch Bethlehem, bis ihnen schließlich einer einen Stall anbietet, was die beiden notgedrungen annehmen.

Nun muss ich Ihnen von einer Krippenspielprobe erzählen. Da passierte folgendes: Es gab unter den Kindern drei Wirte. Die ersten beiden sollten die Obdachlosen abweisen. Und erst der dritte Wirt sollte ihnen den Stall anbieten. Und was passierte: Beim ersten Wirt wurden die beiden abgewiesen. Aber als die hochschwangere Maria zum zweiten Wirt kam, da vergaß er, dass er „Tut mir leid, ich habe keinen Platz mehr!“ sagen sollte. Die Not der beiden ging ihm so zu Herzen, das er sich nicht verschließen mochte und ganz spontan sagte: „Kommt rein.“ Als dann alle anfingen zu lachen, wurde ihm bewusst, was er da gesagt hatte.

Eigentlich war es ja falsch, was er gesagt hatte. Aber im Grunde genommen war es richtig. Er hatte sich und alles drum herum vergessen und sich ganz vom Spiel einfangen lassen. Und dann hat er reagiert, wie

es ihm richtig erschien - eben mit dem Herzen. Und so sollte es auch sein.

Viele von Ihnen werden aus dem eigenen Erleben oder vom Hören-Sagen ähnliche Geschichten aus der Zeit kennen, in der die aus dem Osten geflohenen Menschen wie Maria und Josef eine Übergangsbleibe suchten. Wie war das damals? Fanden alle Aufnahme - wenigstens in den Ställen, die es ja damals hier in der Südstadt auch noch gab? Ich weiss: Es gab in dieser Zeit mancherlei bewegende Szenen - im Guten wie im Bösen. Und viele, die hier in Deutschland eine neue Heimat suchen, machen so ähnliche Erfahrungen wie Josef und Maria.

Sie haben nun hier auf dem Blatt so eine Karikatur: Josef und Maria - die für das Wunder der Weihnacht von damals stehen - auf der einen Seite. Und die vielen Menschen - die für den Rummel rund um das Weihnachten dieser Tage stehen - auf der anderen Seite.

Die Menschen in der Karikatur bemerken Josef und Maria nicht. Deshalb kümmert sich keiner um sie. Und aufgenommen und beherbergt werden sie auch nicht.

Aber bevor wir über die da die Nase rümpfen, sollten wir uns fragen, ob wir anders sind. Gelingt es uns besser, beschäftigt wie wir sind mit all den Vorbereitungen und Besorgungen, die beiden und mit ihnen das eigentliche Weihnachten wahrzunehmen?

Damit es uns gelingt, ist es gut, wenn wir uns nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich auf Weihnachten vorbereiten.

Wunderbar gemacht

Predigt zu Psalm 139, 14 am 31.10.2004

Das Thema des Gottesdienstes klang ja schon mehrmals an. Es handelt sich um den 14. Vers des 139. Psalm: „Ich danke dir, Gott, dass ich wunderbar gemacht bin.“ Ein wirklich wunderbares Wort.

Aber kaum hat man es ausgesprochen, kommen einem auch schon die ersten Zweifel: „Ja, ich bin wunderbar gemacht, aber...“ Oder: „Wie, ich bin wunderbar?“

Komisch. Wir haben große Schwierigkeiten, dass einfach mal so stehen zu lassen, so wunderbar positiv, wie es da steht. Sofort kommen uns all die Wenn und Aber.

Könntet ihr das mal lassen. Ich meine, könntet ihr mal für einen Moment alle Einwände an die Seite schieben – und mögen sie noch so be-

rechtigt sein? Könntet ihr mal für einen Moment alle Zweifel, alle Selbstkritik und all das verstummen lassen? Und könntet ihr mal für den Moment einfach nichts anders denken als: „Ich danke dir, Gott, dass ich wunderbar gemacht bin...“

Darum geht’s, dass wir uns das Gefühl, das sich in diesem einzigartigen Satz dokumentiert, verinnerlichen: „Ich danke dir, Gott, dass ich wunderbar gemacht bin...“

Ihr wisst: ich lasse ansonsten gern mit mir reden. Aber für heute will ich ausnahmsweise mal kein „Aber“ hören. Können wir nicht einfach mal nichts anderes tun, als diesen einen Satz immer und immer wieder in uns aufnehmen und gewissermaßen auf der Zunge zergehen lassen: „Ich danke dir, Gott, dass ich wunderbar gemacht bin.“

Nun mögt ihr euch fragen: Woher weiß ich und woher weißt du, woher wissen wir, dass es stimmt, dass wir tatsächlich wunderbar gemacht sind?

Zwei mögliche Antworten: Ich lese aus dem 1. Buch Mose über die Erschaffung des Menschen. Dort heißt es: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde... und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“

Sehr gut, also wunderbar. Also von Gott her wunderbar gemacht. Darauf kann man bauen. Daran lässt sich anknüpfen. Das war die eher theologische Antwort auf die Frage, woher ich wissen kann, dass ich wunderbar gemacht bin.

Die zweite, eher menschliche Antwort zielt auf den zwischenmenschlichen Bereich. Wenn mir ein anderer Mensch sagt oder sonst wie vermittelt, dass ich wunderbar gemacht bin, bekomme ich die Chance, dass selbst zu glauben und so von mir zu denken.

Also wenn mich jemand weder kritisch noch abschätzig, sondern wertschätzend und liebevoll anschaut, wenn er ja zu mir sagt und mir dadurch die Chance gibt, dass ich mich selbst bejahe, dann kann in mir das Gefühl wachsen, dass mich zunächst nur ahnen, schließlich sogar sagen lässt: „Ich danke dir, Gott, dass ich wunderbar gemacht bin.“

Vorausgesetzt, dass das klar ist und ihr mir zustimmen könnt, dass dieses „Ich danke dir, Gott, dass ich wunderbar gemacht bin...“ für jeden von uns gilt, dann könnte man das auch einander sagen. Also: „Ich danke Gott, dass du wunderbar bist.“

Habt keine Angst. Ich werde euch jetzt nicht auffordern, dass wir einander genau dies sagen: „Ich danke Gott, dass du wunderbar bist.“

Obwohl: Schlecht wäre das nicht. Wir sagen einander so viel. Und oft nur mehr oder weniger dummes Zeug und Dinge, die wir besser nicht gesagt hätten. Von daher wäre es nicht schlecht, wir würden es einander sagen: „Ich danke Gott, dass du wunderbar bist.“

Natürlich: Auch hier fallen uns alle möglichen Wenn und Aber ein. Aber sei’s drum. Auch hier wollen wir mal alles, was man einschränkend mit „Ja, aber...“ sagen könnte, wenn schon nicht unbedacht, so doch ungesagt sein lassen.

Stattdessen lasst uns doch einfach immer wieder nur das eine voneinander denken und auch sagen: „Ich danke Gott, dass du wunderbar bist.“

Dietrich Bonhoeffer, stellte sich in einem Zusammenhang wie diesem die Frage „Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?“ Also bin ich wirklich wunderbar?

Wie er das für sich bedachte, erkannte er, dass es nicht darauf ankommt, was oder wie wir sind, was wir oder andere von uns denken. Entscheidend ist nur das Wissen – und ich sage es mit seinen Worten: „Dein bin ich, o Gott.“ Ist das nicht wunderbar?

Und damit bin ich bei einem dritten und letzten Gedanken, der mir zu unserem schönen Thema in den Sinn gekommen ist. Das mit dem Wunderbar-Sein macht nicht nur im Blick auf mich und dich Sinn, sondern auch im Blick auf Gott. Warum denken und sagen wir nicht viel öfter: „Ich danke dir, Gott, dass du wunderbar bist.“ Unsere Stimmung würde sich erhellen.

Natürlich: Auch hier fallen uns alle möglichen Wenn und Aber ein. Ich widerstehe aber auch hier der Versuchung, dem nachzugehen, und bleibe einfach mal – nur für den Moment – bei diesem wunderbaren Gebet: „Ich danke dir, Gott, dass du wunderbar bist.“

Und auch euch lade ich ein, dass mit dem „Ja, aber...“ zu lassen und heute Morgen ganz bewusst einseitig zu sein und nichts anders zu denken und zu sagen als: „Ich danke dir, Gott, dass du wunderbar bist.“ und „Ich danke dir, Gott, dass du wunderbar bist.“

WWJD

Predigt zu Sylvester 2000

Heute will ich mal einer Fragestellung nachgehen, die uns als Christen bewegen sollte. Sie hängt mit diesem Armband zusammen, das ich hier

in der Hand habe. Auf die Entfernung können Sie das nicht sehen, aber hier sind die vier Buchstaben WWJD eingewebt. Diese vier Buchstaben stehen für die Worte: What would Jesus do? Was würde Jesus tun?

Damit erinnert dies Armband den, der es trägt, ständig an Jesus. Es bringt das, was man gerade erlebt, in Verbindung mit Jesus. Und es stellt ständig die eine Frage, die von sich in jedem Moment anders anhört und andere Antworten zur Folge hat: „Was würde Jesus tun?"

Wer diese Frage ernst nimmt, der lässt sich durch dies Armband daran erinnern, was Jesus in diesem Augenblick gedacht, gesagt, getan, veranlasst hätte.

Dies Armband ist eine Möglichkeit, sich immer wieder erinnern zu lassen, es eben nicht zu vergessen, sich der Frage zu stellen „Was würde Jesus tun?"

Natürlich muss niemand so ein Armband tragen. Man kann die Frage, die in dies Armband eingewebt ist, auch so im Sinn haben. Aber wie das so ist mit guten Vorsätzen. Man nimmt sie sich vor und hat sie doch schneller vergessen, als einem lieb ist.

Wer mit der Frage „Was würde Jesus tun?" lebt, führt so etwas wie ein ständiges und stilles Zwiegespräch. Immer und immer wieder fällt von der Frage „Was würde Jesus tun?" ein neues Licht auf die verschiedenen Situationen des alltäglichen Lebens.

Es ist, als wenn ein neues Licht auf manche Sorge, aber auch in unser Denken, Reagieren und Tun fallen würde, ein Licht, das nicht unbedingt von allein da ist.

Wie das konkret geht? Ich habe Menschen vor Augen, die den Lebenspartner bzw. die Lebenspartnerin verloren haben. Früher konnten sie alles miteinander besprechen und miteinander erledigen. Aber nach dem Tod des Partners war das so ja nicht mehr möglich.

Aber dann passiert manchmal folgendes: Der noch lebende Mann fragt sich, was wohl seine Frau dazu gesagt hätte. Und weil er die Gedanken seiner Frau gut kennt, weiß er, was seine Frau gesagt hätte. Und so wird es für ihn wichtig, was sie gesagt hätte. Und er bezieht ihre Meinung mit ein in sein Nachdenken.

Oder die noch lebende Frau fragt sich, was wohl ihr Mann in diesem Moment getan hätte. Und dann fällt ihr ein, was ihr Mann getan hätte, denkt darüber nach, findet es eine gute Idee. Und schließlich handelt sie so, wie ihr Mann gehandelt hätte.

Ich denke, es ist deutlich, wie es gehen könnte. So einfach und einleuchtend, wie das klingt, ist es aber nicht, wenn wir es auf Jesus und

uns übertragen. Warum nicht? Weil man dann wissen müsste, was Jesus gesagt, getan, gedacht, gefühlt hat.

Woher kann man das wissen? Sicher: durch das Neue Testament und die Evangelien ist uns vieles von dem überliefert, was Jesus gesagt, was er getan hat, wie er sich verhalten hat. Und je besser man diese Geschichten kennt, desto leichter fällt einem etwas auf die Frage „Was würde Jesus tun?" ein.

Nun gibt es heutzutage immer mehr Fragen und Situationen, die uns bewegen, die es damals noch nicht gab. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Was würde Jesus tun, um den Konflikt im Heiligen Land zu beenden? Würde Jesus es gutheißen, dass Menschen geklont werden? Was würde Jesus tun... in Sachen BSE, Gentechnik, Umweltschutz, organisierte Kriminalität, Computersucht, Auseinanderklaffen der Schere von Arm und Reich? Was würde Jesus heute tun, um diese Welt zu retten?

Sie merken schon: So einfach ist das nicht. Und doch ist es richtig, sich immer wieder zu fragen: „Was würde Jesus tun?" Denn wer so fragt, lebt sein Leben in einem anderen Horizont. Wer sich und sein Leben immer wieder mit dieser Frage konfrontiert, wird zu anderen Entscheidungen kommen.

Wie das nun konkret für Sie oder Euch aussieht, das muss jeder für sich entdecken. Die konkrete Antwort auf die Frage „Was würde Jesus tun?" muss jeweils neu erwachsen.

Wenn ihr euch zum Beispiel streitet, euch dann aber fragt „Was würde Jesus tun?", wenn Sie Ärger bei der Arbeit haben und sich dann fragen „Was würde Jesus tun?", wenn Sie einen Konflikt in ihrer Ehe haben und sich dann fragen „Was würde Jesus tun?", wenn Sie sich Sorgen um ihre Kinder machen oder wenn Sie sich Sorgen um die Eltern machen und sich dann fragt „Was würde Jesus tun?", wenn Sie Streit mit einem Nachbarn haben und sich dann fragen „Was würde Jesus tun?", wenn Sie sich eben immer wieder fragen würde „Was würde Jesus tun?" - Sie können mir glauben, es sähe anders aus - in unserem Leben, in unseren Familien, in unserer Gemeinde, in unser Südstadt - in dieser unserer Welt.

Viele Probleme entstehen dadurch, dass viele verantwortungslos in dem Sinne sind, dass sie sich nicht von Gott zur Rechenschaft gezogen wissen, dass sie sich nicht fragen „Was würde Jesus tun?" Und wenn man nicht weiß, was Jesus damals gesagt und getan hat, wie soll man wissen, was er hier und jetzt tun würde?

Ich wünsche mir für 2001, wir würden miteinander diese eine Frage für uns entdecken und einüben und uns selbst immer wieder fragen „Was würde Jesus tun?“

2001 würde ein spannendes Jahr werden mit vielen Überraschungen. Wir würden viele neue Einsichten gewinnen und entdecken, inwiefern noch immer gilt, was Jesus den Seinen versprach, als er sagte: „Ich bin bei euch alle Tage.“ Wie er bei uns ist alle Tage, entdecken wir, wenn wir uns fragen „Was würde Jesus tun?“

Zaubern

Predigt

Wenn man unter dem Stichwort Zauber und Zaubereien in die Bibel schaut, muss man feststellen, dass alles, was mit diesem Thema zusammenhängt, nicht gut wegkommt.

Warum nicht? Weil das Zaubern damals einen ganz anderen Stellenwert hatte. Damals ging es beim Zaubern um ein Einfluss Nehmen auf die Persönlichkeit von Menschen oder die Geschicke ganzer Gruppen. Es ging um Verzauberung, um böse Zauberer und dunkle Mächte.

Nun wissen wir aus der Erfahrung mit den Zauberern unserer Tage, dass es da nicht um böse Zauber geht, sondern um eine Form der Unterhaltung, der Geschicklichkeit, der Zauberkunst. Und da soll natürlich niemand durch Zauberformeln oder Zaubersprüche gegen seinen Willen verzaubert werden und zu Schaden kommen.

Als ich so über das Zaubern nachdachte, kam mir Goethes Gedicht vom Zauberlehrling in den Sinn...

Es lässt sich natürlich nicht alles auf uns übertragen. Und doch: Wenn wir das Gedicht als Bild nehmen, ist da durchaus einiges, was wir uns ruhig genauer anschauen sollten.

Da sind zum einen die Geister. Bei uns gibt es natürlich nur gute, dienstbare Geister. Und niemand denkt daran, die guten Geister der Südstadt los zu werden. Ganz im Gegenteil: Es ist gut, dass viele gute Geister für das Wohl unserer Südstadt sorgen.

Und was für ein Glück: Im Unterschied zu den Geistern aus dem Gedicht sind wir guten Geister der Südstadt niemandem hörig. Wir müssen nicht. Niemand kann uns zwingen. Was wir tun, geschieht aus freien Stücken. Insofern hätte so ein Zauberlehrling von vornherein schlechte Karten bei uns.

Und doch besteht für uns alle die Versuchung, andere dazu zu bringen, das zu denken, was wir denken, das zu wollen, was wir wollen, das zu tun, was wir tun. Wir suchen schließlich ein ums andere Mal Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Ich befürchte, dass ist nicht nur eine Versuchung für Pastoren, Vorsitzende und Leiter, sondern für jede und jeden von uns, der Verantwortung für andere hat - in der Gemeinde oder sonst wo.

Was dabei herauskommt, wenn wir wie der Zauberlehrling ohne den Meister wirken, beschreibt Goethes Gedicht: Chaos. Der Zauberlehrling droht in dem, was er angerichtet hat, unterzugehen. Allein bekommt er das nicht mehr geregelt. Hätte er es mal lieber ganz gelassen und nur das getan, was ihm sein Meister aufgetragen hatte. Das wäre das alles nicht passiert. So bleibt ihm nichts anders übrig, als seinem Meister alles zu beichten und ihn um Hilfe zu rufen. „Herr und Meister! Hör mich rufen!“

Ich denke, diese Geschichte erinnert uns daran, was geschieht, wenn jemand wie der Zauberlehrling eigenmächtig handelt. Als der Meister kommt, ordnet er das Chaos mit den Worten: „In die Ecke, denn als Geister, ruft euch nur zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister.“

Das Gedicht vom Zauberlehrling und dem alten Meister erinnert uns an unsere christliche Tradition, wo Jesus von seinen Jüngern als Meister angesprochen wird.

Matthäus 23: „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen. Denn einer ist euer Meister. Ihr aber seid alle Bruder und Schwester.“ Diese Worte Jesu weisen uns darauf hin, dass er unser Meister ist, der uns etwas zu sagen hat. So kommt es darauf an, durch alle Worte hindurch sein Wort und seinen Auftrag an uns zu hören.

Hätte der Zauberlehrling im Auftrag des Meisters gehandelt, wäre alles bestens gewesen. Handeln wir im Auftrag unseres Meisters, ist ebenfalls alles zum Besten bestellt.

Aber handeln wir eigenmächtig ohne seinen Auftrag, ohne nach Gottes Willen zu fragen, werden wir ähnlich Unheilvolles anrichten wie der eigenmächtige Zauberlehrling.

Es ist gut, wenn wir miteinander darauf achten, dass es Gottes Wille ist, der geschieht, wenn wir immer daran denken, dass nur einer unser Meister ist und wir alle als Kinder Gottes untereinander gleichberechtige Brüder und Schwerstern sind.

Zeigen

Predigt 1. Mai 1994

Sie haben sich sicher schon gefragt, was wohl der Zeigefinger soll. Ich vermute mal, Sie verbinden damit zuerst unangenehme Erinnerungen, wie Sie nämlich mit erhobenem Zeigefinger gemaßregelt wurden. Von daher ist das vermutlich eine der Gesten, die Sie am wenigsten mögen.

Nun kann man diese Geste auch ganz anders verstehen. So unmöglich ist diese Geste gar nicht. Wenn man sie nur recht betrachtet. Und das wollen wir nun tun, diese Handgeste aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten.

Was will einer, der seine Hand so hält? Er will etwas zeigen. Diese Hand gehört also zu jemanden, der etwas zeigt. Nun kann man natürlich hinterfragen, wie einer dazu kommt, anderen etwas zeigen zu wollen.

Ist er denn was Besseres? Und damit sind wir schon dabei, diese Geste in Gedanken mit einem Minus zu versehen, mit einem negativen Vorzeichen.

Und es lässt sich ja nicht leugnen: Diese Geste hat oft etwas Abweisendes, etwas Erniedrigendes, etwas Besserwisserisches, etwas Diffamierendes an sich, das wir nicht ausblenden dürfen.

Ich denke z.B. daran, wie Menschen abgewiesen werden und wie ihnen diese Geste sagt: „Raus mit dir. Hau ab." Ich denke daran, wie Menschen von oben herab in dieser Weise belehrt werden: „Nun hör mal zu." Ich denke daran, wie Menschen erniedrigt werden, wenn diese Geste heißt: „Ach, der da. Kannst Du vergessen." - Ich habe auch schon erlebt, wie verachtend diese Geste gemeint sein kann: „Nun schau dir mal die an." - Es hat diese Geste oft auch etwas Diffamierendes: „Der war es."

Unabhängig davon, ob eine Hand in dieser Geste nach oben, nach vorn, zur Seite oder sonst wo hinzeigt, kann sie vernichtende Wirkung haben.

Nun sagen Sie mir bitte, wem die Hand gehört, die in dieser vernichtenden Weise auf andere zeigt? Ich befürchte, wir brauchen nicht lange um den heißen Brei herumzudenken. Diese Hand gehört immer wieder auch uns. Es ist ein ums andere Mal auch meine und Ihre Hand. Es ist nie nur die Hand der anderen.

Genauer betrachtet sagt diese Geste zugleich immer etwas über den aus, von dem sie ausgeht. Denn betrachtet man diese Geste genauer, dann zeigt ja nur ein Finger von einem weg. Und es mag ja durchaus berechtigt sein, auf andere zu zeigen.

Aber während wir in dieser Weise auf andere zeigen, zeigen wir ja auch etwas über uns. Denn während wir mit einem Finger auf andere zeigen, zeigen drei Finger auf einen selbst.

Ich vermute, dass aus diesem Zusammenhang Jesu Bemerkung kommt, wenn er sagt: „Wer ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein." Diese drei Finger fragen: „Was bist du für ein Mensch, dass du es nötig hast, so auf andere zu zeigen."

Nun mögen Sie einwenden, dass Sie das sowieso nicht tun, schon deshalb nicht, weil Sie wissen, dass sich das nicht gehört. Denn man zeigt eben nicht mit nackten Fingern auf angezogene Leute.

Aber unabhängig von der gezeigten Geste kennt doch wohl jeder das Gefühl, das hinter solcher Geste steckt. Die entsprechende Einstellung gegenüber anderen, die sich in solchen Gesten zeigt, existiert ja vor dem Fingerzeig. Und dementsprechend gibt es noch andere Möglichkeiten, die dem entsprechen.

Wir könnten nun zu dem Schluss kommen, dass man es mit dem Zeigen am besten ganz lässt. Aber damit hätten wir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Wenn ich z.B. mit meinen Kindern unterwegs bin und z.B. ein Eichhörnchen oder einen Silberreiher entdecke, dann zeige ich in dieser Weise in die Richtung. Da ist das Zeigen dann hilfreich. Und wer wäre nicht dankbar, hier und da einen Fingerzeig zu bekommen.

Es gibt so viele Situationen im Leben, wo wir uns gegenseitig etwas zeigen können. Im Grunde könnte es gar nicht genug sein, was wir uns gegenseitig zeigen, um die Fülle des Lebens wahrzunehmen.

Es könnte das Zeigen auch sehr positiv besetzt sein. Es könnte ja auch heißen: Schau mal nach vorn, wie weit der schon gekommen ist. Das macht Mut, nicht aufzugeben. Schau mal nach unten, dem geht es schlecht. Er braucht unsere Hilfe. Schau mal die Menschen neben uns, so könnte man es auch mal versuchen. Schau mal die da oben. Die könnte wirklich ein Vorbild für uns sein. Schau mal die Menschen hinter uns. Die kommen nicht mit. Wollen wir nicht auf sie warten."

So betrachtet spricht diese Geste des Fingerzeigs eine ganz andere Sprache. Es ist wohl wie immer der Ton, der die Musik macht. Wenn

der Fingerzeig geprägt ist von einer Atmosphäre des Miteinanders und Füreinanders, dann ist er willkommen.

Natürlich ist niemand von uns seines Bruders, seiner Schwester Hüter. Und doch haben wir dadurch Verantwortung füreinander, dass Gott uns einander begegnen lässt. Und ist es nicht Christus, der uns als Brüder und Schwestern aneinander und an die nahen und fernen Nächsten verweist mit dem Auftrag: Liebe deinen Nächsten.

Das gilt nicht nur für die Berufschristen, also die Pfarrer und Mitarbeiter der Kirche, sondern für alle, die mit Ernst Christen sein wollen.

Und ohne dass wir etwas dafür tun brauchen, zeigen viele Finger auf uns, die wir Flagge zeigen und nicht hinterm Berg damit halten, dass wir Christen sind und bei der Kirche mitmachen. „Nun schau dir den mal an."

Sie hören vielleicht den verächtlichen Unterton, der da mitschwingt. Und sicher gibt es Situationen, wo uns berechtigte Fragen treffen, weil wir tatsächlich daneben lagen mit dem, was wir gesagt oder getan haben. Dann sollten wir nicht zu stolz sein, einen freundlichen Hinweis zu berücksichtigen.

Andererseits sollten wir uns nicht davor drücken, hier und da eindeutig Stellung zu beziehen. Es ist eben hin und wieder notwendig, auf Menschen oder Situationen hinzuweisen, damit die Not gesehen wird und geholfen werden kann. Ich bin jedenfalls dankbar, wenn mir mit einem kleinen Fingerzeig geholfen wird, einen Menschen wahrzunehmen, der z.B. meinen Besuch erwartet, der meine Hilfe braucht.

Der Zeigefinger auf Ihrem Liedblatt ist nun nicht irgendein Finger. Es handelt sich dabei um einen Ausschnitt aus einem Gemälde Leonardo da Vincis. Die Hand gehört Johannes dem Täufer, der auf Christus zeigt.

Johannes wusste um etwas, was nicht alle wussten. Und er war selbstbewusst genug, andere auf das hinzuweisen, was ihm wichtig war: „Schaut auf diesen, auf Jesus Christus. Haltet euch an ihn. Er hat Worte des Lebens. Folgt ihm nach."

So hat er damals die Menschen auf Jesus hinweisen. Damit hat er eine ganz neue Dimension des Zeigens eröffnet. Vielleicht würde sich manches unserer Probleme erübrigen, wenn wir diesem Fingerzeig des Johannes nachgingen. Ich fände gut, wenn wir wie Johannes mit dem Zeigefinger zeigten, nicht auf andere, sondern auf ihn: Christus, unseren Herrn, der uns an die Menschen weist.

Wäre das nicht toll, wenn wir es uns in dieser Weise einander zeigten. Damit würden wir als Johannisgemeinde, als Johanniter unserem Namenspatron alle Ehre machen. So lasst uns miteinander wie Johannes auf Jesus sehen und andere auf Jesus hinweisen.

Zeit

Predigt am 4. Mai 1995

So viele Uhren. So viel Zeit. Und nun ein Moment Zeit, Zeit, um zur Ruhe, Zeit, um ein wenig zur Besinnung zu kommen.

Es ist seltsam mit der Zeit. Wir können die Zeit nicht sehen, nicht riechen und auch nicht schmecken. Sie ist einfach da und doch nicht da.

Was eben noch Zukunft ist, ist im nächsten Moment schon wieder Vergangenheit. Und mittendrin, zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt der kurze Moment, den wir Gegenwart nennen, die Mitte der Zeit.

Zeit, meine Zeit. Sie begann mit der Geburt und wird mit dem Tod enden. Dazwischen liegen all die Jahre meiner Lebenszeit mit den Monaten, Wochen, Tagen, Stunden und Sekunden. Wir haben so viel Zeit.

Die Zeit ist niemals ganz da. Sie vergeht. Die Sonne wandert über den Himmel. Der Sand rieselt durch die Sanduhr. Der Zeiger rückt über das Zifferblatt. Die Atomuhr zeigt ganz genau, wie die Zeit vergeht.

Sekunde um Sekunde tickt die Zeit dahin, unsere Zeit. Es ist ja nicht irgendeine Zeit. Es ist unsere Zeit, meine Lebenszeit, Ihre Lebenszeit auf dieser Erde.

Aber selbst die besten Uhren dieser Welt sind nur ein bescheidene Hilfsmittel, um sichtbar werden zu lassen, was es mit der unsichtbaren Zeit auf sich hat.

Und selbst eine perfekte Zeitmessung kann uns nicht erklären, warum Zeit manchmal endlos langsam verrinnt und ein andermal rasend schnell dahinzufliegen scheint. Manchmal scheint sich die Zeit zu verlangsamen. Und manchmal scheint er zu rasen.

Was Zeit ist, lässt sich eben nur begrenzt in Sekunden und Minuten ausdrücken, zumal wenn es sich um glücklich oder sinnlos empfundene Zeit handelt.

Wenn wir näher darüber nachdenken, was Zeit ist, fällt es uns schwer, die richtigen Worte zu finden. Die Zeit bleibt ein Geheimnis.

Im Versuch, die Zeit zu verstehen, blicken wir zurück und fragen uns, wo die Zeit geblieben ist? Wir schauen voraus und fragen uns, wieviel Zeit uns wohl noch bleibt?

Nun leben wir weder im „damals“ bzw. „in der Vergangenheit“ noch in dem „Später einmal“ bzw. der Zukunft. Wir leben in der Gegenwart, in der Mitte der Zeit. Wir leben immer nur jetzt und jetzt und jetzt. Sekunde für Sekunde. Das ist Leben.

Wer nur in der Vergangenheit oder nur in der Zukunft lebt, dem fehlt im wahrsten Sinne die Mitte. Wer immer nur über das Gestern oder Morgen nachdenkt, der vergisst das Leben, der vergisst das einfache Da-Sein in der Gegenwart. Und nun nicht nur in der zeitlichen Gegenwart, sondern auch der Gegenwart Gottes.

Einfach da-sein und Gottes Nähe spüren. Jeder Moment unseres Lebens will erlebt sein. Nicht nur gestern war Gott uns nahe. Und nicht nur morgen wird er uns nahe sein. Jetzt ist er uns nahe. Jetzt und jetzt und jetzt.

Wie oft ist zu hören: „Ich habe keine Zeit.“ Das stimmt doch nicht. Wir haben Zeit, Moment für Moment Zeit. Jeder hat Zeit. Und jeder teilt sich seine Zeit ein. Jeder kann sich doch Zeit nehmen für das, was ihm wichtig ist.

Im Psalm 31,16 betet ein von der Zeit faszinierter Mensch: „Meine Zeit steht in deinen Händen.“ Moment für Moment meines Lebens hält er mich und meine Zeit mitsamt meiner Vergangenheit und Zukunft. Selbst dann hält er mich, wenn meine Zeit auf der Erde abgelaufen ist.

Wir haben Zeit, Moment für Moment Zeit, um uns darauf einzulassen, dass jeder Moment unseres Lebens einmalig ist und zudem Zeit in seiner Hand ist, Teil der Ewigkeit. So ist es in jedem Moment möglich, Gott zu begegnen. „Meine Zeit steht in deinen Händen.“

Zeitloser Augenblick

Predigt zum Volks- und Schützenfest 2005

Neulich saßen wir abends nach einer interessanten Führung durch das Magniviertel abends noch in einem der Lokale. Es war ein schöner Abend. Und wie es der Zufall wollte, fiel mein Blick auf diesen Bierdeckel. Steht da doch drauf: „Der Augenblick ist zeitlos.“

Donnerwetter, habe ich gedacht. Nicht schlecht. Kein Wunder. Waren ja auch nicht die Worte des Brauereidirektors, sondern von Leonardo da Vinci. Ich vermute, Ihnen werden diese Worte auch gefallen. „Der Augenblick ist zeitlos.“

Seltsamer Weise ist uns die tiefere Weisheit dieser Wort weitestgehend abhandengekommen. Es ist doch so: Viele meinen, sie hätten keine Zeit. Und so hasten sie von einem Termin zum anderen, unabhängig davon, ob sie ins Berufsleben eingebunden sind oder schon im Ruhestand leben. Und selbst in der Freizeit, ja sogar im Urlaub ist die Zeit weitestgehend verplant. Es ist fast immer dasselbe. Nur selten haben wir das Gefühl, Zeit zu haben. Nur selten nehmen wir die Zeit wahr, die wir doch aber haben. Und nur selten sind wir mit unseren Gedanken ganz bei der Sache.

Ein Zen-Mönch wurde einmal gefragt, warum er trotz seiner vielen Beschäftigungen immer so gesammelt sein könne. Dieser sagte: „Wenn ich stehe, dann stehe ich wenn ich gehe, dann gehe ich wenn ich sitze, dann sitze ich wenn ich esse, dann esse ich wenn ich spreche, dann spreche ich...“

Da fielen ihm die Fragesteller ins Wort und sagten: „Das tun wir auch, aber was machst du noch darüber hinaus?“

Er sagte wiederum: „Wenn ich stehe, dann stehe ich wenn ich gehe, dann gehe ich wenn ich sitze, dann sitze ich wenn ich esse, dann esse ich wenn ich spreche, dann spreche ich ...“

Wieder sagten die Leute: „Das tun wir doch auch.“ Er aber sagte zu ihnen: „Nein, wenn ihr sitzt, dann steht ihr schon wenn ihr steht, dann lauft ihr schon wenn ihr lauft, dann seid ihr schon am Ziel ...“

Ich meine, das hätte er auch uns sagen können. Wir sind immer beschäftigt. Immer ist was los. Und längst nicht immer sind wir mit unseren Gedanken und mit unserer Aufmerksamkeit da, wo wir sind.

Dabei wäre es so einfach. Wir bräuchten im Sinne dessen, was ich vorhin aus dem Buch des alttestamentlichen Predigers vorgelesen habe, einfach immer nur das eine tun, was gerade dran ist. Denn alles hat seine Zeit. Halt immer hübsch der Reihe nach.

Und jetzt? Jetzt ist Gottesdienst. Der ist jetzt dran. Und wir. Wer würde sich nicht dabei ertappen, wie man abgelenkt wird, wie man seinen ganz eigenen Gedanken nachhängt und eben nicht ganz da ist, nicht ganz bei dem ist, was gerade dran ist: Uns kommt in den Sinn, was wir tagsüber vergessen haben. Oder wir denken schon an das, was auf uns zukommt.

Und so leben wir einerseits ein ums andere Mal in der Erinnerung, also im Grunde in der Vergangenheit. Und so leben wir andererseits ein ums andere Mal in der Vorplanung, also im Grunde in der Zukunft.

Und die Gegenwart. Die kommt nun wirklich zu kurz. Nicht immer. Nicht bei allen. Aber viel zu oft. Und bei viel zu vielen Menschen. Das mit der Gegenwart ist ja aber auch gar nicht so leicht. Denn was ist die Gegenwart. Sie ist genau betrachtet der Augenblick, der noch nicht Zukunft, aber auch noch nicht Vergangenheit ist.

Versuchen Sie sich doch mal zu vergegenwärtigen, was Gegenwart ist. Im Bilde gesprochen: Da kommt die Zeit auf uns zu und ist noch Zukunft. Und – eh man sich versieht - schon im nächsten Moment ist sie vorbei und bereits Vergangenheit.

Wenn die Zeit so langsam wie eine Kutsche unterwegs wäre, dann würden wir sie als Zukunft ganz langsam auf uns zukommen sehen. Dann würden wir auch sehen können, wie sie sich als Vergangenheit ganz langsam wieder entfernt.

Nun ist die Zeit aber schnell, unvorstellbar schnell. Für uns eigentlich zu schnell. Denn noch bevor uns ein Moment, der eben noch Zukunft war, als Gegenwart bewusst werden kann, ist er schon wieder Vergangenheit.

Machen Sie doch einmal einen Selbsttest. Versuchen Sie sich Gegenwart zu vergegenwärtigen... Sehen Sie. Das ist nicht leicht. Im Grunde unmöglich. Und jetzt erst ist zu verstehen, was Leonardo da Vinci meinte, als er sagte: „Der Augenblick ist zeitlos."

Genau genommen hat der Augenblick eben keine Zeit. Er ist zeitlos, eben ohne Zeit. Und obwohl er so klein ist, so unvorstellbar klein ist, gibt es ihn – zwischen Zukunft und Vergangenheit – eben für den Moment, genau da, wo aus der Zukunft die Vergangenheit wird.

Und wenn man es nun genau nimmt, ist jeder dieser kleinen Momente der Gegenwart ein Teil der Zeit, ein Bruchteil der Ewigkeit.

Das heißt dann doch, dass wir mit unserer Zeit, mit unserem Leben in der Ewigkeit leben, ein Stück Ewigkeit erleben. Unglaublich, aber wahr. Und all das steckt natürlich drin in Leonardos Spruch: „Der Augenblick ist zeitlos."

Ich hoffe, sie mochten dieser kleinen Betrachtung über das Wesen der Zeit bis hierher folgen. Was folgt daraus für unser alltägliches, ganz konkretes Leben?

Der Mensch, jeder von uns, lebt, wenn es gelingt, Augenblick für Augenblick, Moment für Moment seines Lebens wahrzunehmen und auszukosten.

Denn das wirkliche Leben spielt sich weder in den Erinnerungen an Vergangenes und das Gestern noch in der Planung des Zukünftigen bzw. des Morgen ab. Nein. Das Leben findet immer nur jetzt und jetzt und jetzt und jetzt statt.

Alles hat seine Zeit. Der Gottesdienst und das Nachdenken über den Augenblick hat seine Zeit. Im Zelt-Sein und auf dem Festplatz-Sein hat seine Zeit. Tanzen und Nach-Hause gehen hat seine Zeit. Der Fest-Umzug und das Aufräumen hat seine Zeit. Eben alles hat seine Zeit – im Leben, im meinem Leben, in jedem Leben, in dieser Welt. Moment für Moment.

Natürlich versuchen wir - und das ist menschlich - die Zeit zu verstehen. Wir blicken zurück und fragen uns, wo die Zeit, die wir hatten, nur geblieben ist? Und wir schauen voraus und fragen uns, wie viel Zeit uns wohl noch bleibt?

Solche Fragen sind berechtigt. Und doch leben wir weder im damals der Vergangenheit noch im Später der Zukunft, sondern immer nur in der Gegenwart, im Jetzt und Hier, Augenblick für Augenblick. Das ist Leben.

Wer nur in der Vergangenheit oder nur in der Zukunft lebt, dem fehlt im wahrsten Sinne die Mitte, das Beste von der Zeit, der Augenblick. Also aufgepasst und das Leben nicht verpasst.

Im Psalm 31,16 betet ein von der Zeit faszinierter Mensch: „Meine Zeit steht in deinen Händen." Er drückt damit seine Erfahrung aus, dass durch den Bezug zu Gott alle Zeit eine weitere Dimension bekommt.

Es ist die Zeit eben nicht nur neutrale Zeit, sondern von Gott geschenkte Zeit, von Gott gewährte Lebenszeit. Dass meine Zeit in seinen Händen steht, macht jeden Augenblick meines Lebens zu einem zeitlosen und geradezu ewigen Ereignis.

Und so geht es Moment für Moment unseres Lebens einerseits darum, einfach da zu sein und jeden Augenblick in seiner Einzigartigkeit wahrzunehmen. Und es geht gleichzeitig darum, in alledem Gottes Nähe spüren.

Nicht nur gestern, nicht nur früher war Gott den Menschen nahe. Und nicht erst morgen wird er den Menschen nahe sein. Nein. Jetzt ist er nahe – auch uns nahe. Jetzt und jetzt und jetzt.

Wir haben Zeit, Moment für Moment Zeit, um uns darauf einzulassen, dass jeder Moment unseres Lebens einmalig ist und zudem Zeit in seiner Hand ist. Es ist in jedem Moment möglich, Gott zu begegnen.

Ziel

Predigt 26. August 1998

Zu einem richtigen Volks- und Schützenfest gehört doch, dass geschossen wird. Ich habe es dieser Tage auch versucht - allerdings nur mit sehr mäßigem Erfolg. Einen Schuss links daneben, einen Schuss rechts daneben, einer ging auch in die Wand, und ab und zu gelang es auch die 10 anzukratzen. Aber berauschend war das mit den Teilern diesmal nicht.

Macht nichts. Dabei sein ist alles. Und die Hauptsache ist doch, dass es Spaß gemacht hat - und das hat es. Es hat doch was: der Schießstand, die Scheibe, das Blei - und dann anlegen, Luft anhalten, zielen und schießen.

Und weil nicht jeder Schuss ein Volltreffer sein kann, muss man es eben immer wieder versuchen. Manchmal geht es ganz gut. Und dann geht wieder alles daneben.

Wo ich so über das Schießen nachgedacht habe, wurde mir deutlich, dass man ja nur in den seltensten Fällen genau ins Schwarze trifft. Der Normalfall ist doch der, dass man mehr oder weniger daneben schießt, dass man sein Ziel verfehlt.

Das müsste doch eigentlich frustrierend sein. Ist es aber nicht. Ganz im Gegenteil. Es spornt einen an. Und so versucht man ein ums andere Mal, dem Ziel so nahe wie möglich zu kommen. Man kann es ja immer wieder versuchen.

Warum ich hier im Rahmen der Andacht vom Schießen rede? - Weil für mich das mit dem Schießen zu einem Gleichnis für unser Leben geworden ist.

Ist es nicht immer wieder so, dass wir Ziele vor Augen haben, dass wir versuchen ins Schwarze zu treffen? Wir wünschen uns, dass unser Leben ein Volltreffer wird.

Aber wie beim Schießen müssen wir ein ums andere Mal feststellen, dass wir mal mehr und mal weniger daneben liegen. Es waren beim Lotto mal wieder nicht sechs, sondern nur drei Richtige. Man hatte sich vorgenommen, ganz ruhig zu bleiben. Und dann verlor man doch die

Geduld. Man wollte nie mehr schlecht über andere reden. Und dann war da dies Gespräch. Man wollte... aber so 100% klappte es nur selten.

Auch wenn es natürlich immer mehr oder weniger frustrierend ist, immer wieder sein Ziel zu verfehlen, gibt man doch nicht auf, sondern versucht es immer wieder.

Es kommt offensichtlich darauf an, wie beim Schießen nicht aufzugeben, sondern immer wieder neu den Versuch zu wagen, das gesteckte Ziel zu treffen.

Es kommt nicht darauf an, wie oft man danebengeschossen hat. Es kommt darauf an, dass man dran bleibt, dass man sich immer wieder neu am Ziel ausrichtet. Die Zielstrebigkeit ist entscheidend.

Aber was hilft alle Zielstrebigkeit, wenn man zielstrebig das falsche Ziel anvisiert? Es kommt also nicht nur darauf an, seine Ziele zielstrebig anzuvisieren, sondern es kommt auch darauf an, zu überdenken, was man anvisiert.

Welche Ziele haben Sie vor Augen? Denken Sie jetzt bitte nicht nur an die kurzfristigen und mittelfristigen Ziele, die jeder Mensch hat... als da wären Gesundheit, Zufriedenheit, Frieden, Wohlergehen....

Versuchen Sie über diese Ziele hinausgehend das eine Ziel in den Blick zu bekommen, auf das Ihr ganzes Leben abzielt. Denken sie einmal ganz langfristig.

Welchen Sinn und welches Ziel hat also Ihr Leben? Was haben Sie da als Ziel im Blick? Sind Sie dabei, sich auf dieses große Ziel einzuschießen?

Und auch hier ist es wie beim Schießen. Es kommt dabei nicht darauf an, das Ziel jetzt schon 100% zu treffen. Es ist nicht entscheidend, wie gut wir hier treffen. Entscheidend ist hier, dass wir uns an diesem Ziel ausrichten. Es kommt vielmehr darauf an, dies eine Ziel anzuvisieren, es immer wieder in den Blick zu bekommen. Denn dadurch würde unser Leben die entscheidende Ausrichtung bekommen.

Wo Sie jetzt sicher ein wenig ins Nachdenken darüber gekommen sind, welche Ziele Sie haben und was Sie in Zukunft anvisieren wollen, möchte ich Ihnen einen Bibelvers ans Herz legen. In den Psalmen ist uns folgendes Gebet überliefert: „Herr, lehre mich doch, dass mein Leben ein Ziel hat.“ Könnte uns dies Gebet nicht helfen, das Ziel in den Blick zu bekommen, das Gott unserem Leben gesteckt hat?

Natürlich können wir dies Ziel auch außer Acht lassen und uns andere Ziele stecken. Aber dann würden wir unser Ziel, eben das Ziel unseres Daseins verfehlen.

Davon ist in der Bibel immer wieder die Rede. Der Vergleich mit dem Schießen wurde schon damals verwendet. Da gab es zwar noch keine Luftgewehre, dafür aber Pfeil und Bogen. Wenn der Bogenschütze das anvisierte Ziel verfehlt hatte, nannte man das auf Griechisch „Harmatia".

Wissen Sie, wie dies griechische Wort übersetzt wurde. Sie werden es nicht glauben. Harmatia, was so viel heißt wie Fehlschuss oder Verfehlung, wurde mit dem Wort Sünde übersetzt. Ein wenig klingt das ja auch durch, wenn wir von der Verfehlung eines Menschen sprechen.

Für viele hat das Wort Sünde heutzutage einen moralisierenden Klang. Warum eigentlich? Es hat doch nichts Moralisierendes, wenn der Wettkampfrichter bei der Auswertung der Zielscheiben die Versuche aussortiert, die das Ziel verfehlt haben. Daneben ist daneben. Und knapp daneben ist auch daneben.

So ist das bei Gott auch. Daneben ist daneben. Ohne moralische Entrüstung sortiert Gott als Richter die Verfehlungen aus. Das war nichts. Und auch anschließend verhält er sich wie ein Wettkampfrichter. Der würde uns einen neuen Stapel von Zielscheiben geben, mit den Augen zwinkern und uns anspornen, es diesmal besser zu machen.

So ist das bei Gott auch. Er rechnet uns nicht unsere Fehlversuche an. Er ist wie einer, der uns einen neuen Stapel Zielscheiben gibt, der uns mit jedem Moment unseres Lebens neue Möglichkeiten gibt, damit wir dranbleiben, damit wir das Ziel anvisieren können, das er unserem Leben gesteckt hat.

Bei Gott zählt nicht, wie gut wir treffen. Was zählt, ist das eine, dass wir uns im Rahmen unserer Möglichkeiten Mühe geben, dass wir dranbleiben, dass wir das von ihm gesteckte Ziel im Blick behalten - und dadurch unsere Leben zum Ziel kommt. Zielen Sie mit Ihrem Leben immer wieder neu auf Gott.

Klagelieder

Februar 96

Die Klagelieder des Jeremia sind mit großer Wahrscheinlichkeit während der babylonischen Gefangenschaft niedergeschrieben worden. Im Sommer des Jahres 587 v. Chr. war es zur Katastrophe gekommen. Jerusalem versank während einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Babyloniern in Schutt und Asche. Große Teile der Bevölkerung wurden ins Land der Eroberer zwangsdeportiert. Es hätte also alles noch schlimmer kommen können. Sie waren mit dem sogenannten blauen Auge davongekommen.

Die Menschen hatten das, was ihnen widerfuhr, als Strafgericht Gottes für ihr unsoziales Verhalten und für ihre Gottlosigkeit verstanden, die der Katastrophe vorausgegangen waren. Doch was die Propheten mit aller Schärfe immer wieder anmahnten, wurde weder gehört noch beherzigt.

In diese Not hinein heißt es dann: „Die Güte des Herrn ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende." Nun sind diese Worte nur der Anfang eines längeren Textes, der insgesamt zuversichtlich stimmen möchte: „Die Güte des Herrn ist alle Morgen neu. Darum will ich auf ihn hoffen. Denn der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harrt, und dem Menschen, der nach ihm fragt."

Nun bleibt es in den Klageliedern weder beim Beklagen der aussichtslos erscheinenden Lage noch beim Staunen über die Güte Gottes. So heißt es, man möge sich prüfen und die Schuld nicht bei anderen suchen: „Was murren denn die Leute? Ein jeder murre wider seine Sünde!" Es war also noch Zeit zur Umkehr, zur notwendigen Reform, zur Besinnung. Dies will mitbedacht sein, wenn wir die schöne Verheißung und Zusage recht verstehen wollen. Lassen wir uns ermutigen, seiner Güte und Barmherzigkeit zu vertrauen. Denn sie sind die Ursache dafür, dass wir leben.

Wir bauen Kirche

April 1996

Es ist kaum zu glauben, aber wir werden wohl eine Kirche bauen. Wenn wir sagen, wir bauen Kirche, dann denken wir nicht an eine Kathedrale, sondern an einen Kapellenanbau an das jetzige Gemeindehaus. Das Dauerprovisorium des Gemeindesaals als Kirchraum soll sein Ende finden.

Manch einer wird sich fragen, welchen Sinn das haben soll, in dieser Zeit eine Kapelle zu bauen, wo die Mitgliederzahlen abnehmen und die Finanzen knapper werden. Aber warum sollte man nicht Neues bauen, um erstens den schon lange bestehenden Bedürfnissen Rechnung zu tragen und zweitens ein Zeichen der Hoffnung gegen alle Resignation zu setzen?

Immer gab es heilige Orte, an denen dem Kult, der Religion, der Stille, der Besinnung, der Begegnung mit Gott Raum gegeben wurde. Und zu allen Zeiten gab es das Bedürfnis, einen besonderen Ort für die Begegnung mit Gott zu haben – nicht alternativ, sondern ergänzend zu all den Orten der Begegnung mit Gott im alltäglichen Leben.

Und wenn unser Bauvorhaben - aus welchem Grund auch immer - doch noch scheitern sollte, bleibt es dabei: Wir bauen Kirche - ob mit oder ohne Anbau. Denn die Kirche, das sind ja letztlich wir, die Menschen vor Ort, die Gemeindeglieder. Indem wir eine sichtbare Kirche als Versammlungsort derer bauen, die die Kirche sind, bauen wir zugleich an der zukünftigen Gestalt der Institution Kirche.

Wir sind die Kirche, das Haus der lebendigen Steine. Im 4. Vers des 1. Petrusbriefes im 2. Kapitel heißt es: „Ihr seid als lebendige Steine erbaut zum geistlichen Hause durch Jesus Christus." Bauen Sie mit!?

Wir sind die Kirche

Juni 1996

In den verschiedensten Zusammenhängen höre ich, wie man mir sagt: „Ich bin zwar kein Kirchgänger. Aber ich kann ja auch so ein Christ sein." Natürlich. Man muss nicht in die Kirche gehen, um ein Christ zu sein. Die ersten Christen und Christinnen waren auch keine Kirchgänger. Wie sollten sie auch. Es gab ja noch gar keine Kirchen oder Gemeindehäuser.

Und doch lebte die Kirche. Und doch versammelten sich die Gläubigen zur Kirche, zu Gottesdiensten, zu Abendmahlsfeiern, zum Beten, um sich gegenseitig zu stärken. Die frühe Kirche lebte damals nicht von einem institutionellen Rahmen. Den gab es ja noch nicht. Diese Form von Kirche lebte, weil Christen und Christinnen nach der Devise lebten: „Wir sind die Kirche." Gutes zu tun und sich als Kirche zu ver-

sammeln, war für die Melischen keine Alternative, sondern ergänzte einander. Sie trafen sich als Christen, zu zweit, zu dritt oder in kleinen Gruppen, in den seltensten Fällen in zahlenmäßig großer Anzahl.

Diese Christen konnten und wollten nicht für sich allein Christen sein. Es war geradezu eine Überlebensfrage, sich mit anderen zu treffen, sich über das im Alltag Erlebte auszutauschen, sich zu solidarisieren.

Viele sind heute der Meinung, wie eingangs zitiert, sie könnten ohne Kirche Christen sein und ihrem Glauben gemäß leben. Natürlich kann man das versuchen, sich als Einzelkämpfer durchzuschlagen. Aber warum denn nur, wenn andere mit auf dem Weg sind?

Im Grunde ist es auch für uns überlebenswichtig, dass wir uns mit Gleichgesinnten treffen und uns gegenseitig begleiten und ermutigen. Und dafür gibt es wohl kaum einen besseren Ort, als die Kirche mit ihren Gottesdiensten und den Gruppen, um andere Christen zu treffen.

Vielleicht können Sie mir nachfühlen, wie sehr ich mir wünschte, dass wir uns hier mit dem Selbstbewusstsein auf den Weg machen würden: „Wir sind die Kirche." Lassen Sie uns miteinander Kirche sein.

Auf dem Weg dem Fest entgegen

Dezember 96

Auf dem Weg waren damals Maria und Josef. Und wir sind es heute auch. Denn Weihnachten steht vor der Tür.

Auf dem Weg, dem Fest entgegen, beginne ich neu darüber nachzudenken, was mir das Weihnachtsfest bedeutet. Stimmen die alten Antworten noch? Mir wird deutlich: Was ich feiern will, wird meine Vorbereitungen bestimmen. Wie ich vorbereite, werde ich feiern. Nur im Märchen steht plötzlich ein gedeckter Tisch da. Ich werde also selbst dafür zu sorgen haben.

Auf dem Weg, dem Fest entgegen, beschließe ich, mir Zeit zu nehmen, um nichts ins Fest zu stolpern. Ich will versuchen, mich einzustimmen, damit ich nicht überrascht bin, wenn es Heiligabend ist. In der Adventszeit will ich die Vorfreude auf den Glanz der Heiligen Nacht genießen.

Auf dem Weg, dem Fest entgegen, werden Erinnerungen an früher wach. Dem Kitsch will ich mich verschließen. Dem Zauber des wahrhaft Weihnachtlichen will ich mich öffnen. Von den Zwängen des

Schenkens will ich mich freimachen und mir die Möglichkeiten offenhalten, von Herzen zu schenken. Auf dem Weg, dem Fest entgegen, will ich mich dem Wunder stellen. Wie? Ich werde mir etwas überlegen. Ich werde... unter anderem auf jeden Fall in die Kirche gehen, um zu feiern, was in jener denkwürdigen Nacht geschah.

Und wenn das Fest dann vorbei ist, will ich nicht gleich wieder zur üblichen Tagesordnung übergehen, sondern es so machen, wie Maria es machte, von der es heißt: „Sie behielt alle diese Worte in ihrem Herzen." Wie soll man auch in den paar Weihnachtstagen so schnell verstehen, was es bedeutet, wenn es heißt: „Euch ist heute der Heiland geboren."

Alle kommen gern

Februar 1997

„Was ist Kirche?" habe ich die Konfirmandinnen und Konfirmanden gefragt. Als Antworten haben wir mancherlei zusammengetragen, was man schon mal gehört hat: Kirche ist der Gottesdienst, Kirche ist das Gotteshaus oder Gebäude, Kirche ist das Christentum, die Organisation bzw. Institution, Kirche ist Glaube, Liebe und Hoffnung, Kirche ist die Gemeinde bzw. die Gemeinschaft bzw. die Gläubigen.

Eine Einzelstimme hat mich aufhorchen lassen: „Kirche = alle kommen gern." Ist das nicht ein toller Gedanke? Ich will Ihnen gestehen: Manchmal träume ich davon, dass alle gern kommen. Ist das nur ein frommer Traum? – Auch wenn es nur ein Traum bleiben sollte, werde ich ihn gern hin und wieder nur für mich oder auch mit Ihnen träumen.

Neulich ergab es sich, dass wir in einem Gespräch den Traum hatten, die Kirche würde sich ändern, so dass - wenn schon nicht alle, so doch - viel mehr Menschen als zurzeit gern kämen. Na und dann träumten wir, dass man mal dies oder das versuchen müsste, z.B. all die zusammenholen, die nicht nur klug reden, sondern tatsächlich was bewegen wollen.

Wäre das etwas für Sie? Was würden Sie anders machen wollen, wenn Sie könnten? Haben Sie Ideen und womöglich Lust und Zeit, mit anderen eine neue Kirche zu träumen? Vielleicht ist ja mehr möglich als die Dauerskeptiker immer meinen. Also was hindert Sie noch daran, zu kommen und sich einzubringen?

Nicht ich, der Pastor, bin die Kirche. Sie, wir alle, sind die Kirche. Also sollten wir auch gemeinsam die Ärmel hochkrempeln, um zu retten,

was zu retten ist, um den Kurs der Kirche in unserem Sinn mitzubestimmen.

Anstößig sein

April 97

Ich habe den Stein noch vor Augen, wie er schwer und sperrig vor uns lag. Eher zufällig war er in unsere Mitte, gelangt. Bei jedem von uns brachte er andere Gedanken in Gang. Vorher hatte er unbemerkt irgendwo herumgelegen. Uns war er zum Stein des Anstoßes geworden.

Dieser Stein wurde mir zum Gleichnis. War Jesus nicht auch so ein Stein, der vieles ins Rollen brachte. Denn viele, denen er begegnete, brachte er in Bewegung. Den einen war er hilfreich und willkommen, weil seine Taten und Worte den Anstoß gaben, sich zu verändern und neue Wege zu versuchen. Anderen war ärgerlich, was er tat und sagte, weil er Überkommenes in Frage stellte. Die ihn nicht zum Aushalten fanden, versuchten ihn schließlich aus der Welt zu schaffen.

Anstößiger Weise kam Jesus zu neuem Leben. Das wiederum war vielen ein Anstoß, ganz neu über ihr Leben nachzudenken, welchen Sinn es hat und wie es wohl nach dem Tod weitergehen könnte. Was damals begonnen hat, setzt sich in denen fort, die er angestoßen hat, in seinem Sinne anstößig zu denken und zu handeln.

Insofern kommt man nun wirklich nicht um die Erkenntnis herum, dass er auferstand zu neuem Leben und lebt und das nicht nur in fernen Himmeln, sondern mitten unter uns und in uns. Mit diesem Gedanken über Jesus als Stein des Anstoßes soll nun nicht gesagt sein, dass alles Anstößige auch gut und hilfreich ist. Aber es ist eben längst nicht alles schlecht, was wir als anstößig empfinden.

Sind es nicht gerade die Dinge, Umstände und Menschen, die wir als anstößig empfinden, die uns rückblickend weiter gebracht haben? Und heißt es nicht auch, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge - und gerade auch die Anstößigen - zum Besten dienen? Ist es deshalb nicht bei jedem Stein des Anstoßes - und sei er noch so ärgerlich - sinnvoll, nach dem Segen zu fragen, den er trotz allem in sich birgt?

Fröhlich und ausgelassen

August 1997

Woran liegt es, dass viele meinen, sie müssten an der Kirchentüre ihre Fröhlichkeit abgeben - wie einen Hut an der Garderobe? Kaum sind

sie in der Kirche, da verstummt ihr Lachen, da hat es ein Ende mit der Fröhlichkeit, da hört der Spaß auf. Freude kommt erst dann wieder auf, wenn man aus der Kirche ist. Ist es denn ein Zeichen besonderer Gläubigkeit, dass man in Ehrfurcht geradezu erstarrt? Warum kann es nicht in der Kirche und beim Gottesdienst genauso fröhlich und ausgelassen zugehen wie um den Gottesdienst herum?

Zum Gemeindefest hängt immer ein Spruchband über dem Eingang zum Kirchgelände. Darauf heißt es: „Wir wollen alle fröhlich sein." Das ist gut. Das müsste eigentlich immer dort hängen. Das wäre doch was: eine fröhliche Gemeinde, wo man sich freut, wo man sich miteinander und aneinander freut, wo man sich gegenseitig (eine) Freude macht.

Mancher mag nun einwenden, dass es in der Kirche doch in erster Linie darum gehen sollte, Gott die Ehre zu geben. Richtig. Darum geht es. Aber schon als Jesus geboren wurde, sagte der Weihnachtsengel: „Siehe, ich verkündige euch eine große Freude." Wie ein roter Faden zieht sich durch die Bibel, was Paulus im Brief an die Philipper auf den Punkt bringt, wenn er sagt: „Freut euch immerzu, mit der Freude, die vom Herrn kommt."

Es heißt eben nicht: entweder „Ehre sei Gott" oder „Freude den Menschen" - als sei das eine Alternative. Es heißt: „Wir wollen uns freuen und jubeln und ihm die Ehre geben" (Offenbarung 19,7). Es gehört also zusammen, sich zu freuen und Gott die Ehre zu geben. Fröhlich können wir Gott die Ehre geben. Und so wünsche ich uns allen die Freude, die Gott die Ehre gibt.

Große und kleine Lichter

Oktober 1997

Sicher sind auch Sie nicht unberührt geblieben vom Tod Prinzessin Dianas, einer Frau, die wie kaum eine andere im Rampenlicht stand und die offensichtlich die Herzen vieler Menschen berührt hat. Als dann Mutter Teresa wenige Tage später starb, gab es weltweit ähnliche Reaktionen. Unzählig viele Menschen nahmen Anteil. Prinzessin Diana und Mutter Teresa, zwei sehr unterschiedliche Frauen, beide nicht unumstritten - und doch vereint in dem Bestreben, anderen zu helfen. Beide Frauen haben im Rahmen ihrer Möglichkeiten bemerkenswerte Zeichen der Wärme und Menschlichkeit gesetzt.

Wenn ich die Anteilnahme so vieler Menschen richtig deute, dann drückt sich darin die Sehnsucht nach Wärme und Menschlichkeit aus, wie sie durch diese beiden sichtbar wurde. Beide waren in ihrem Engagement für andere Vorbilder, weithin sichtbare, hell leuchtende Lichter. Von daher ist es nicht zufällig, dass der Popsänger Elton John bei der Trauerfeier für Prinzessin Diana das Lied „candle in the wind“ (Kerze im Wind) gesungen hat und dass in Kalkutta Mutter Teresa bei der Trauerfeier mit einem „Licht der Liebe“ verglichen wurde.

Vielleicht berührt Sie und viele andere all dies, weil man bei alledem an die Menschen in seinem Leben denkt, die weniger berühmt waren und die weniger im Rampenlicht stehend genau diese Wärme und Herzlichkeit gelebt und verströmt haben.

Vielleicht denken Sie gerade mit Blick auf den Ewigkeitssonntag an Ihnen liebe Menschen, die nur „kleine Lichter“ der Weltgeschichte waren, deren Licht aber Ihr Leben mehr erhellt hat als das Licht jener „großen Lichter“. Ob nun die großen oder die kleinen Lichter - möge uns jedes Licht zum einen dankbar stimmen und erfreuen und zum anderen anspornen, unsererseits auch Licht zu sein, Wärme und Menschlichkeit zu verströmen. Darin würden wir uns als Christen erweisen, als zu Jesus Christus gehörige Menschen. Denn er war nicht nur eine von vielen Kerzen im Wind, sondern das Licht der Welt, von dem es in der Bibel heißt: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ (Johannes 8,12)

Dein Kleid will mich was lehren

Dezember 1997

„0 Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter...“ Für mich gehört dies Lied vom Tannenbaum unauflöslich mit Weihnachten zusammen. Schon als Kinder sangen wir es in der Weihnachtsstube. Und auch jetzt noch singe ich es gern.

„O Tannenbaum... Dein Kleid will mich was lehren.“ Was? Nicht nur, dass wir die Schöpfung bewahren und dem Waldsterben wehren sollen. Schauen Sie sich doch einmal einen Zweig in Ruhe an... Jeder Zweig hat die Form eines Kreuzes und ist an sich ein Hinweis auf das Kreuz, an dem Jesus starb, damit wir leben. Vielleicht war es ja ein Nadelbaum, aus dessen Holz das Kreuz des Heilands war. Genau genommen war

sein Tod am Kreuz genauso unansehnlich wie der vom Waldsterben betroffene Wald.

Und dann will uns das immergrüne Kleid des Tannenbaums noch etwas lehren. Denn grün ist die Hoffnung. So kann uns das immergrüne Kleid des Tannenbaums ermutigen, die Hoffnung und den Glauben nicht aufzugeben.

Gemeinschaft der Eis-Heiligen

Februar 1999

Wer hätte nicht seine Freude am Schnee und an den Schneemännern, die die Kinder bauen. Da macht man doch gern noch mal mit - und das nicht nur wegen der Kinder.

Ich habe ein Bild von drei Schneemännern vor Augen, wo zwei ganz freundlich schauen und einer ganz grimmig. Man ist geneigt, den grimmig drei blickenden zu fragen, was denn los ist. Schaute er so grimmig, weil ihm kalt war, weil es ihn fröstelte angesichts der eisigen Nachbarn? Oder war der in der Mille der eigentliche Schneemann, der die anderen zum Erstarren brachte? Sie ahnen, worauf das hinausläuft. Manches Verhalten hat zur Folge, dass es die drum herum Stehenden fröstelt, dass sie vor eisiger Kälte geradezu Schock gefrieren.

Wirklich schwierig sind nicht die Schneemänner aus Schnee und Eis, sondern die, die sich für nichts mehr erwärmen können, in dessen Nähe es einem einfach kalt wird, die Kälte im Miteinander verbreiten. Jeder möge sich fragen, wo er dazu beigetragen hat, dass es kalt und frostig wurde.

Sicher: Wir lächeln uns freundlich an. Die Blöße, den anderen sichtbar grimmig anzublicken würden wir uns nicht geben. Und doch gibt es immer wieder diese schrecklich eisige Atmosphäre, die einen erstarren lässt: Da zieht man übereinander her, da giftet man sich an, da berührt einen das Leid anderer kaum noch, da hastet man teilnahmslos aneinander vorbei...

Sind wir eigentlich die Gemeinschaft der Heiligen oder die Gemeinschaft der Eisheiligen? Was Gott von uns will, ist eindeutig: das Eis brechen. Gott will uns auftauen und füreinander erwärmen, damit wir trotz mancher Kälte und trotz mancher Eiszeit im Miteinander blühen.

Wie? Durch Wärme. Normalerweise taut die Sonnenwärme im Frühjahr Schnee und Eis auf und lässt das neue Leben erwachen. Wenn es

im Lied Nr. 611 des Kirchengesangbuches heißt „Gottes Liebe ist wie die Sonne, sie ist immer und überall da. Streck dich ihr entgegen, nimm sie in dich auf Sie kann dich verändern, macht das Leben neu“, dann lassen Sie uns nicht lange überlegen.

Setzen wir uns doch der Wärme der Liebe Gottes aus. Lassen Sie uns von der Liebe und Wärme weitergeben, die wir empfangen. So tauen wir auf. So bricht das Eis. So werden wir frei von eisiger Erstarrung. Lassen Sie uns miteinander darauf achten, dass wir uns gegenseitig in die Wärme Gottes holen, damit sich dem Leben öffnen kann, was sich dem kalten Tod verschlossen hatte. Möge Gott uns für sich und füreinander erwärmen. Möge uns jeder Sonnenstrahl daran erinnern, dass Gott es gut mit uns meint.

Verborgene Dimension

April 1999

Sie kennen doch sicher die 3-D-Bilder, diese bunten, auf den ersten Blick reichlich verwirrenden Bilder. Um an ihr Geheimnis zu kommen, muss man sie in bestimmter Weise anschauen. Und wenn man es richtig macht, geschieht ein kleines Wunder: Das Bild bekommt unversehens Tiefe. Es ist faszinierend: Es ist das gleiche Bild. Doch mit der Art, wie wir es ansehen, verändert es sich von einem flachen, nichtssagenden Gewirr zu einem faszinierenden dreidimensionalen Bild.

Von der Art, wie wir die Dinge anschauen, kann also ungeheuer viel abhängen. Ob das, was wir sehen, eindimensional und flach bleibt oder ob das Gesehene plötzlich Tiefe bekommt und mehrdimensional wird, hängt davon ab, wie wir hinschauen.

Was für 3-D-Bilder gilt, gilt meines Erachtens in ähnlicher Weise auch für biblische Texte. Wie bei 3-D-Bildem braucht es ein wenig Übung, um die Oberfläche des Textes zu überwinden und den Sprung in die Tiefe zu schaffen. Wenn das gelingt, ist die Mehrdimensionalität der Texte faszinierend.

Schauen Sie sich doch daraufhin einmal die altbekannte Ostergeschichte an. Auf den ersten Blick sehen wir nur die berichtete Handlung. „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Dieser Satz ist wie der Schlüssel zum Verstehen der Ostergeschichte, zum Verstehen des Osterfestes überhaupt.

Oberflächlich ist das die Frage an die Frauen am Grab. Bei genauerem Hinschauen ist es eine Frage an uns: „Was sucht Ihr?“ Ja, was suchen

wir? Was suchen wir in den Ostertagen? Suchen wir den Auferstandenen? Und wenn wir ihn suchen - wo und wie suchen wir ihn? Suchen wir ihn in der Geschichte von damals mit den Menschen von damals, die doch längst tot sind? Dann suchen wir ihn wie die Frauen bei den Toten. Aber wie sagten die Engel schon damals: „Hier ist er nicht.“ Und so stellt sich uns die Frage: Wo ist er denn dann zu finden? Die Antwort liegt auf der Hand. Wenn er nicht in der Vergangenheit, nicht bei den Toten zu finden ist, dann muss er in der Gegenwart, bei den Lebendigen, bei uns zu finden sein.

Du bist das Geschenk

Dezember 1999

„Sei eingedenk, dass Dein Geschenk Du selber bist.“ Dieser Hinweis von Joachim Ringelnatz könnte helfen, den Blick für das Wesentliche des Schenkens nicht aus den Augen zu verlieren. Man denke nur daran, wie alle Jahre wieder irgendwelche Geschenke den Besitzer wechseln und wie gedankenlos etwas weitergegeben wird, nur um eben was geschenkt zu haben. Natürlich gibt es auch das andere. Ich denke z. B. an ein Kind, das lange an einer Bastelei sitzt, um der Mutter oder dem Vater damit eine Freude machen zu können.

Wie immer die Geschenke ausfallen, sie sagen dem Beschenkten viel über den Menschen, der dies Geschenk schenkte. Im Idealfall sagen sie: Ich mag dich. Ich habe dich lieb. Ich will dir eine Freude machen. Ich habe mir Gedanken über dich gemacht. Ich weiß, was du brauchst.

Und wenn Geschenke mit Herz ausgesucht oder gefertigt werden, wenn sie mit Herz verschenkt werden, dann ist ein Geschenk keine Frage des materiellen Wertes. Im Idealfall geht so ein Geschenk des Herzens zu Herzen. Bitter ist es, wenn der Beschenkte das Geschenk verkennt, wenn er es nicht würdigt, wenn er nicht sehen kann, was dahinter steht, wenn er nur das Äußere sieht, womöglich nur den materiellen Wert, aber eben nicht den Menschen, der mit seinem Geschenk ein Stück von sich selbst verschenkte.

Und während mir all dies durch den Sinn geht, frage ich mich, wie es wohl Gott mit uns ergeht. Hatte er uns mit seinem Sohn nicht das Liebste geschenkt, was er hatte? Ihm ist doch mit seinem Weihnachtsgeschenk gelungen, was Ringelnatz vor Augen hatte: „Sei eingedenk, dass Dein Geschenk Du selber bist.“

Ich stelle mir vor, wie Gott mit Blick auf so viele darauf wartet, dass sie sein Geschenk so annehmen, wie er es gemeint hatte. Es kam von Herzen und möchte uns im guten Sinn zu Herzen gehen, das Herz erwärmen. Machen wir ihm und uns doch die weihnachtliche Freude, sein Geschenk dankbar anzunehmen.

Sinnvolles Leben

Oktober 2000

Gibt es einen Sinn? Und wenn ja - welchen? Auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gibt es unzählige Antworten. Das mit dem Sinn scheint nicht vorgegeben oder definiert zu sein. Je länger man darüber nachdenkt, desto komplizierter wird es, wenn man alles mitbedenken möchte. Die Frage nach dem Sinn geht davon aus, dass es einen Sinn für alles gibt. Sie tut so, als wäre es uns möglich, den Sinn des Ganzen zu erfassen.

Aber können wir das? Wohl kaum. Es kommt nicht von ungefähr, dass wir Schwierigkeiten haben mit dieser Frage, dass wir uns vorkommen wie in einer Sackgasse ohne Wendemöglichkeit. Wie kam es zu dieser Frage? Vermutlich tauchte die Frage auf, als man den Sinn dessen, was einem widerfuhr, nicht oder nicht mehr erkennen konnte.

Solange man das, was man erlebt, als sinnvoll erlebt, fragt man nicht nach dem Sinn. Erst in dem Moment, wo einem der Sinn abhandenkommt, wo er fraglich wird, beginnt das Fragen, das Suchen des Verlorenen.

Wenn wir uns fragen, wo das Wort Sinn seinen Ursprung hat, werden wir auf unsere fünf Sinne verwiesen: Wir können sehen, wir können fühlen, wir können riechen, wir können hören, wir können schmecken. Durch die fünf Sinne erschließt sich uns das, was ist.

Jede unserer gemachten Erfahrungen steht für sich und ist einem kleinen Steinchen in einem großen Mosaik vergleichbar. Indem wir unseren Erfahrungen nachgehen, bildet sich ein sinnvolles Denken aus. So kommt es, dass sich viele Einzelerfahrungen zusammenfügen und zu einem Gesamteindruck werden, also einen Sinn ergeben. Das macht deutlich, dass das Wort „Sinn“ als Wort eine Abstraktion der gemachten Erfahrungen ist. Solange man bedenkt, was sich über die Sinne erschließt, ist man noch dicht dran. Aber das Denken steht immer in der Gefahr, abzuheben. Und wenn das geschieht, wird das Denken im

wahrsten Sinne sinnlos, unsinnig - eben von seiner sinnlichen Erfahrungsgrundlage abgekoppelt.

Aufs Ganze gesehen geht es darum, die abstrakte Frage nach dem Sinn des Lebens als Sackgasse zu erkennen und das Denken an dem rückzukoppeln, was uns die fünf Sinne erschließen. Das ist sinnvoll. Ich weiß: Das ist noch kein Ergebnis. Aber es ist so etwas wie eine Wegbeschreibung, auf der man sich dem nähern kann, was Sinn macht.

Wenn man daraufhin in die Bibel schaut, entdeckt man, wie Jesus z.B. taube Ohren wieder hörend und blinde Augen wieder sehend machte. Und er heilte auch eine verkrüppelte Hand, auf dass dieser Mensch wieder fühlen konnte.

Wenn Jesus sagte: „Wer Ohren hat, der höre“, dann könnten wir in seinem Sinn ergänzen: Wer Augen hat, der soll gut hinsehen, wer eine Zunge hat, der soll auf guten Geschmack achten, wer empfindsam ist, soll gut hinfühlen, wer eine gute Nase hat, der sollte alles gut wahrnehmen.

Zum anderen sagte Jesus in seiner Antrittspredigt „Ändert euren Sinn.“ Gemeint ist: Ändert eure Ausrichtung. Stellt euch um. Wendet euch Gott zu, seinem Kommen, seiner Gegenwart. Er ist da, ganz nahe.

So wie die Sinne in ihrer Erfahrung auf das bezogen sind und bezogen bleiben, was sie erfahren, so ist und bleibt der Sinn auf den bezogen, der die Sinnerfahrung allererst ermöglicht. Wenn wir unsere Sinne, unsere Aufmerksamkeit auf Gott hin ausrichten und in dieser Ausrichtung nach Sinn fragen, wird sich uns ein ums andere Mal von Gott her Sinn erschließen.

Und selbst da, wo ich den Sinn nicht fassen kann, will ich mich dennoch nicht von meinem Gott abwenden. Ich will - komme was da wolle - in dieser Ausrichtung bleiben. Auch das macht Sinn.

Ich fasse mit einem bildhaften Vergleich zusammen: Stellen wir uns einen Baum vor, der mit seinen Wurzeln tief in der Erde verwurzelt ist und der mit seinen Ästen dem Himmel gegenüber geöffnet ist. Ausgestreckt zwischen Himmel und Erde ist er der Baum.

Genau wie der Baum oben und unten braucht, braucht der nach Sinn suchende Mensch Himmel und Erde. Wie der Baum mit den Wurzeln ist der Mensch mit seinen fünf Sinnen der Erde verbunden. Wie der Baum mit seinen Ästen ist der Mensch mit seinem Gesamtsinn nach oben, auf Gott ausgerichtet. So erschließt sich Sinn um Sinn. So können wir in seinem Sinn leben. So ist das Leben sinnvoll.

Wie geht es weiter?

Dezember 2000

Da sitzt einer oder eine auf einer Bank und sieht, wie die Sonne aufgeht. Oder geht sie unter? Verbunden mit der Frage, wie geht' s weiter, sind wir bei einer der Fragen, die uns immer wieder - nicht nur zum Jahreswechsel umtreiben.

Wer würde sich nicht fragen, wie's denn weitergeht, wenn er auf die eigene Situation, auf die Familie, auf die Arbeit oder die Politik schaut. Durch die Frage „Wie geht's weiter?“ fragen wir nach der Zukunft der Welt, aber auch der Kirche.

Man muss genau schauen, um entscheiden zu können, ob die Sonne auf- oder untergeht. Genauso ist es bei der Kirche. Sie unter oder auf. Manches, was zurzeit in der Kirche und rund um die Kirche geschieht, legt solche Fragen durchaus nahe.

Was wäre, wenn es immer so weitergehen würde mit den Kirchenaustritten? Was wäre, wenn immer mehr Eltern ihre Kinder nicht mehr taufen lassen würden? Dann wäre absehbar, wann die Kirche, so wir sie kennen, untergehen würde.

Vielleicht geht es aber auch um einen Aufgang, den Aufgang der Kirche. Kommen und gehen, werden und vergehen liegen oft dicht bei einander. Vielleicht ja auch bei der Kirche. Wenn die Kirche in der Form untergeht, wie wir sie zurzeit haben, könnte es doch sein, dass die Kirche mit einer neuen Form aufgeht.

Für die, die meinen, wir hätten die Kirche und das, was in der Kirche wichtig ist und lebt, hinter uns, weil das alles doch von vorgestern sei, ist klar, dass die Kirche untergeht. Und weil man mit so einer Kirche nichts zu tun haben will, schauen viele untätig zu – als wenn es sie nichts anginge. Vielleicht geht vieles gerade deshalb baden, weil immer mehr innerlich gleichgültig nur noch zuschauen.

Und die, denen die Kirche lieb und teuer ist, tun gut daran, zu sehen, wie's mit der Kirche steht und wie's weitergehen kann, die tun gut daran, alles dafür zu tun und in Bewegung zu setzen, dass es mit der Kirche - auch vor Ort – weitergehen kann.

Es geht nicht nur um die Kirche, sondern vor allem auch um den, der der Herr der Kirche ist. Als Christen und Christinnen gehören wir zu Christus, dessen Geburtstag wir zu Weihnachten feiern. Weil nach christlicher Überzeugung Christus der Herr der Kirche ist, kann sich

Kirche wohl verändern. Und sie muss sich verändern und als Kirche der Zeit anpassen.

Aber sie kann nicht sterben. Sie kann nicht untergehen. Dafür wird er sorgen. Es ist seine Kirche. Wir dürfen gespannt sein, wie es mit der Kirche weitergeht, was der Herr der Kirche aus seiner Kirche machen wird.

Und damit bin ich beim Thema Advent. Advent heißt ja Ankunft. Es geht um die Ankunft des Herrn der Kirche. Ihn erwarten wir. Da, wo man ihn aufnimmt, da wo man ihn einlässt, da wo man ihm Raum gibt, da lässt er Kirche werden, auch wenn dem Neuen vielleicht Altes weichen muss.

Kultur

April 2001

Man muss kein Prophet sein, um die Prognose zu wagen, dass wir inmitten unseres Wohlstandes kulturell immer mehr verarmen, geradezu zugrunde gehen. Ich denke da nicht nur an Veranstaltungen wie Big Brodler oder die diversen Talkshows oder die Blödelmusik, wie sie uns z.B. beim Grand-Prix zugemutet wurde. Es fängt schon damit an, dass kaum noch jemand selber singt oder musiziert - um nur ein Beispiel zu nennen. Viele nehmen es einfach hin. So sei das eben. Es wird der allgemeine Niedergang der Kultur und des Kulturellen zwar beklagt. Aber man sieht sich außer Stande, etwas dagegen zu tun.

Welchen Beitrag könnte die Kirche leisten, um den Niedergang der Kultur aufzuhalten? Die Antwort liegt in dem Wort Kultur begründet. Denn das Wort Kultur leitet sich doch offensichtlich vom Wort Kult ab. Zeiten blühender Kulturen gründeten sich auf einen blühenden Kult. Da, wo Gott, wo göttliche Macht verehrt wurde, da blühte nicht nur der Kult, sondern auch die mit diesem Kult zusammenhängende Kultur. Das Wissen um Gott begründete Kultur.

In dem Maße, in dem uns dieser Tage das Wissen um Gott verloren geht, wir kein Gespür mehr haben für seine Gegenwart und wir im wahrsten Sinne gottlos, also ohne Gott leben, geht uns mit dem Rest an Kult und kultischer Verehrung auch der Rest an Kultur verloren, den wir geerbt haben.

Wir erleben mit dem Niedergang des Kultes auch den Niedergang der Kultur und leider auch den Aufschwung von mancherlei Unkultur.

Daran sind nicht nur die anderen schuld. Wo wir selbst Kult und Kultur voneinander trennen oder zulassen, dass andere es trennen, tragen wir zum Verlust der Kultur bei.

Nachdem ich versucht habe, den Niedergang der Kultur am Singen deutlich zu machen, will ich nach der Diagnose der krankhaften Entwicklung in unserer Gesellschaft auch die Therapie bzw. das Medikament musikalisch benennen. Wer zum Erhalt der Kultur beitragen will, der singe, z.B. das Lied 302 von Paul Gerhardt aus dem Gesangbuch: „Du meine Seele, singe, wohlauf und singe schön dem, welchem alle Dinge zu Dienst lind Willen stehn. Ich will den Herren droben hier preisen auf der Erd. Ich will ihn herzlich loben, solang ich leben werd."

Über Erfahrungen mit Gott reden

September 2001

Mir ist in letzter Zeit aufgefallen, wie schwer sich viele damit tun, offen über ihren Glauben und Gott zu reden – unabhängig von der Frage, ob sie Mitglied einer Kirchengemeinde sind oder nicht. Woran liegt das?

Hängt das vielleicht mit einer gewissen Scheu zusammen, über etwas zu reden, bei dem man sich nicht ganz sicher ist, das so unsagbar schwer und unverständlich ist, dass einem schlicht die Worte fehlen für das, was man im Tiefsten empfindet. Und wer stottert schon gern herum? Wer gibt schon gern seine Fragen und Zweifel zu?

Nun gut: Es ist nicht leicht, sich über etwas zu verständigen, was sich unserem Zugriff letztlich entzieht. Und eine gewisse Ehrfurcht kann nicht schaden. Aber je länger wir nicht darüber sprechen, desto schwieriger wird die Situation - für alle Beteiligten. Denn das Wissen um das Heilige bzw. den Heiligen stirbt aus, wenn wir es nicht wie selbstverständlich in unsere Gespräche über unser alltägliches Leben einbeziehen.

Wenn speziell die heranwachsende Generation von denen nichts mehr hört, die noch wissen bzw. ahnen, was die Welt im Innersten zusammenhält, dann geht uns Stück um Stück der tiefere Sinn des Lebens und das Geheimnis der Welt verloren.

In einem modernen Kirchenlied heißt es nun: „Wir haben Gottes Spuren festgestellt auf unseren Menschenstraßen, Liebe und Wärme in der kalten Welt, Hoffnung, die wir fast vergaßen."

Dies Vergessen gilt es zu verhindern. Das wäre die Aufgabe, die es gemeinsam zu meistern gilt: Nicht vergessen, sondern sich - gemeinsam und gegenseitig - erinnern, sich nicht zurückziehen, sondern miteinander auf den Weg machen bzw. bleiben und schauen, ob es nicht möglich ist, mit dem „lieben Gott", dem „Gott von früher", dem „Gott unserer Kindertage" neue Erfahrungen zu machen.

Es darf einfach nicht passieren, dass Gott totgeschwiegen wird und dadurch aus unserem Bewusstsein rutscht. Stattdessen wäre alles dran zu setzen, die eigenen Gedanken und Erfahrungen mit Gott ins Gespräch einzubringen.

Das eben schon zitierte Lied endet: „Zeichen und Wunder sahen wir geschehn in längst vergangnen Tagen, Gott wird auch unsere Wege gehen, uns durch das Leben tragen."

Möge Gott Sie auch weiterhin durchs Leben tragen und mögen Ihnen Gottes Spuren in Ihrem Leben sichtbar werden. Lassen Sie uns darüber reden.

Wie wird es weitergehen?

Oktober 2001

Wie ist das, wenn ein Sechsjähriger den ersten Tag etwas unsicher zur Schule geht? Wie ist das, wenn eine junge Frau kurz vor ihrer ersten Entbindung steht? Wie ist das, wenn eine ältere Frau ihren Mann zu Grabe tragen muss und plötzlich alles allein bewältigen muss? Wie ist das, wenn einer zur Arbeit kommt und der schier unüberwindliche Berg einfach nicht kleiner werden will?

Immer stellt sich die gleiche Frage: „Wie soll ich das schaffen? Wie soll das nur gehen? Sie haben sich das sicherlich auch schon in den verschiedensten Situationen gefragt. Die Erfahrung zeigt, wie man mit den Aufgaben wächst, wie man sich hineinfindet, wie man auf einmal etwas kann, was man sich vorher nicht einmal vorstellen konnte.

Es ist Mitte September und alle Welt fragt sich angesichts der Terroranschläge in den USA: „Wie wird es weitergehen? Was kommt auf uns zu? Was können wir tun?" Not lehrt beten. Auf der Suche nach Halt falten viele die Hände zum Gebet, gehen zur Kirche. Da ist gut so.

Mir sind dieser Tage zwei Bibelstellen wichtig: „Christus allein ist der Herr. Haltet ihn heilig in euren Herzen und weicht vor niemand zu-

rück. Seid immer bereit, Rede und Antwort zu stehen, wenn jemand fragt warum ihr so von Hoffnung erfüllt seid.“ (1. Petrusbrief 3)

Christus im Herzen heilig halten - das ist keine Lösung. Aber es ist eine Grundlage, ein Ausgangspunkt. Von Christus geprägt, an ihm orientiert, von ihm her werden wir uns anders einbringen können als nach der alttestamentlichen Devise „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Gerade der Blick auf ihn sollte uns inspirieren, Gedanken und Taten des Friedens und nicht der Vergeltung einzubringen.

Wir haben den Auftrag, nicht nur schwarz zu sehen, sondern eine Hoffnung zu bezeugen, die ihren Grund in Jesus Christus hat. Er hat uns an seinem Traum vom Reich Gottes teilhaben lassen, einem Reich vollkommenen Friedens miteinander und mit Gott.

Sicher: Auch hier stellt sich jedem von uns die eingangs erwähnte Frage: „Wie soll ich das schaffen? Wie soll das gehen? Die Erfahrung zeigt auch hier, wie man mit den Aufgaben wächst, wenn man sich ihrer annimmt, wie man sich hineinfindet, wie man auf einmal kann, was man sich vorher nicht einmal vorstellen konnte.

Außerdem hat Christus den Seinen verschiedentlich versprochen, dass sie weder allein sind noch sich allein abmühen müssen. Er sagte: „Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt.“ Dass er in doppeltem Sinn bis ans Ende der Welt bei uns ist - örtlich betrachtet überall und zeitlich gesehen immer – ist tröstlich.

Er ist bei uns und stellt uns die Kraft in Aussicht, die wir brauchen, wenn er sagt: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein.“ Ich wünsche Ihnen, uns allen, allen Menschen, die Kraft, die wir brauchen, damit wir in der Kraft dieses Geistes geistesgegenwärtig tun können, was das Leid linden, eine weitere Eskalation der Gewalt verhindert, dem Frieden dient. Möge Gott uns allen - besonders den direkt Betroffenen - die Kraft des Heiligen Geistes geben, die es dieser Tage braucht. Sein Friede möge uns befrieden.

Raupe und Schmetterling

April 2002

Die meisten Raupen glauben nicht an den Schmetterling. Wenn sich die Raupe verpuppt hat, kann sie nur noch auf den Moment warten, wo ihr die Sinne schwinden und wo sie „stirbt“. Ihr Leben scheint damit zu

Ende. Wie soll sie auch wissen, dass mit ihr eine Verwandlung stattfinden wird? Wie soll sie auch wissen, dass sie eines Tages als wunderschöner Schmetterling aus ihrem Kokon schlüpfen wird? Wir wissen das. Die Raupe nicht.

Aber geht es uns mit dem eigenen Sterben und Tod sowie der Auferstehung nicht ähnlich? Wie viele Menschen können sich vorstellen, was mit ihnen geschieht, wenn sie gestorben sind? Längst nicht alle glauben an eine Auferstehung. Aber viele glauben, dass es irgendwie weitergeht.

So manchem ist die Beobachtung, wie aus der verpuppten Raupe ein Schmetterling wird, ein Fingerzeig geworden, noch einmal neu darüber nachzudenken, ob es nicht doch so etwas wie ein Leben nach dem Tod gibt.

Der Apostel Paulus schrieb an seine Gemeinde in Korinth: „Ihr fragt : ‚Wie soll das denn zugehen bei der Auferstehung, wenn doch der Körper verwest?' Ich will es euch am Beispiel vom Korn erklären: Beim Säen kommt es in die Erde und vergeht. Dann gibt ihm Gott als Weizen eine neue Gestalt. Warum soll das bei der Auferstehung anders sein? Gott wird unser vergängliches Leben wie ein altes Gewand wegtun und in das Gewand eines unvergänglichen Lebens hüllen.“

Paulus hatte also ganz ähnlich argumentiert. Allerdings hatte er weiter ausgeholt, weil er auf Christus verwies, mit dem schon als Erstem passiert war, was erst noch mit allen anderen passieren sollte.

Er schrieb: „Einige sagen, die Auferstehung gibt es gar nicht. Aber dann wäre ja Christus auch nicht auferstanden... Nun aber hat Gott Jesus vom Tod auferweckt. Mit ihm hat die Auferstehung angefangen.“ Mit dieser Botschaft vom Leben, das den Tod überwindet, lässt es sich doch gut leben - und Ostern feiern.

Tor des Monats

Juni 2002

Meine Begeisterung und Niedergeschlagenheit kennt Grenzen, wenn es um den Fußball geht. Natürlich habe ich den Braunschweigern den Aufstieg in die zweite Bundesliga gewünscht. Natürlich freu ich mich auf die Fußballweltmeisterschaft und werde mir sicher das eine und andere Spiel ansehen. Also nichts gegen den Fußball.

Aber bei aller Faszination frage ich mich dann doch: Ist das eigentlich in Ordnung, wie der Fußball die Aufmerksamkeit von Milliarden Men-

schen auf sich zieht? Ist das in Ordnung, dass etwas im Grunde doch völlig Nebensächliches wie eine Fußballweltmeisterschaft über Wochen zum Thema wird?

Man hat ja fast den Eindruck, als würde sich die Erde für manche nicht um die Sonne, sondern um den Fußball drehen. Gibt es denn nichts Wichtigeres auf der Welt? Gibt es denn nichts Wichtigeres im Leben derer, die völlig „hin und weg“ sind, wenn es um Fußball geht?

Natürlich gibt es das. Und das, was wirklich wichtig ist, sollten wir über den manchmal auch ganz netten und amüsanten Zeitvertreib Fußball nicht vergessen. Um sich darüber klar zu werden, was wirklich wichtig ist, braucht es immer wieder einmal einen Moment der Ruhe, z.B. die Ferien- und Urlaubszeit, wie wir sie ja auch vor uns haben.

Vielleicht sieht das „Tor des Monats Juni“ ja ganz anders aus als das Tor vom Fußballplatz. Vielleicht sieht es so aus wie der Eingang in eine Kirche?

Raus aus dem Sessel

September 2002

Da sagt jemand: „Na, wie war denn Ihr Gemeindefest?“ Oder: „Da haben Sie jetzt aber auch eine schöne Kirche.“ Oder: „Die Kirche sollte sich mal...“ Fällt Ihnen etwas auf? – Zwischen den Zeilen ist doch deutlich spürbar, wie distanziert die Betreffenden sind, die so reden. Man muss doch den Eindruck gewinnen: Offensichtlich fühlen sich die, die so reden, nicht als Teil dieser Gemeinde. Es ist eben nicht ihr eigenes Gemeindefest. Dabei heißt es doch immer „Ge-mein-de-fest“. Kirche - das sind offensichtlich andere. Denn die sollen mal... Wo ich kann, versuche ich ein Gespür und Wissen dafür zu wecken, dass St. Markus nicht so sehr meine als viel mehr unsere Gemeinde ist.

Aber irgendwie bekomme ich das nicht rüber, dieses Bewusstsein dafür, dass z. B. das Gemeindefest unser aller Fest sein könnte, dass die neue Kirche unser aller Kirche ist und von allen benutzt werden möchte - und eben nicht nur von einigen wenigen. Jeder ist willkommen. Alle mögen sich einbringen und mitgestalten. Die Kirche, die dies oder das tun soll, gibt es nämlich nicht.

Ich sage es einfach mal ein wenig deutlicher als sonst: Was aus St. Markus wird, liegt an uns, an uns allen - mal ganz abgesehen von dem, was Gott mit uns vorhat. Also: Raus aus dem Sessel, die Ärmel hochgekrempelt oder im Pfarramt angefragt, was es zu tun gibt. Es gibt viel zu tun - packen wir's an!

Von der Gegenwart Gottes erfüllt

Oktober 2002

In unserer schnelllebigen Zeit ist es gut, inne zu halten und sich zu fragen: Wohin des Weges? Bin ich auf dem richtigen Weg? Wie soll es bei mir weitergeben? Diese Fragen muss jeder für sich beantworten.

Auch wenn uns niemand vorschreiben kann, wo es für uns längs geht, werden wir doch ein ums andere Mal durch die Äußerungen anderer oder schöne sowie leidvolle Erfahrungen angeregt, das eigene Leben zu überdenken.

Wie gut, dass wir den Kurs für unser Leben immer wieder neu bestimmen können, gerade so wie ein Wanderer oder ein Kapitän, der auf einen Kompass zurückgreift. Stellt sich nur die Frage: Wer oder was gibt unserem Leben Sinn und Richtung? Von wem lassen wir uns in der Frage helfen, was zu tun und zu lassen ist?

Der Buß- und Bettag einlädt ein, innezuhalten und sich neu auszurichten. Für viele ist der Gedanke an einen Bußtag und eine Buße nicht gerade verlockend, weil sie damit die dunkele trübe Novemberstimmung verbinden. Und irgendwie klingt es nicht einladend, wenn es heißt: „Tut Buße!“ Mir ging das über viele Jahre auch so, bis ich entdeckt habe, dass das mit der Buße anders gemeint ist.

In meiner Luther-Übersetzung fand ich am Bußtag immer wieder die Worte der Antrittspredigt Jesu folgendermaßen übersetzt: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.“

Kann da Freude aufkommen, wenn man sich an seinen überfüllten Terminkalender erinnert fühlt und zu einer Handlung - nämlich der Buße - aufgefordert wird, mit der man eigentlich nichts mehr anzufangen weiß?

Moment. Darum geht es da auch nicht. Denn natürlich haben wir Zeit, viel Zeit. Die Frage ist nur, wie wir sie nutzen, ob wir sie als überfüllt erleiden, ob wir sie gelangweilt totschlagen oder ob wir sie als erfüllt erleben.

Jesus ging davon aus, dass jeder Moment unserer Zeit, jeder Augenblick durch die Gegenwart Gottes erfüllt und qualifiziert ist. Weil Gott

eben nicht ganz weit weg ist, sondern ganz nah, zum Greifen nah ist, weil er immer gegenwärtig ist, deshalb ist jeder Moment unserer Zeit die einmalige Chance, sich dessen bewusst zu werden und es zu genießen. Was liegt da näher, als sich darauf einzustellen, immer wieder neu. Nichts anders ist gemeint. Wenn das keine gute Nachricht, kein Evangelium ist?

Wer oder was gibt unserem Leben also Sinn und Richtung? Könnte es nicht die Art sein, wie Jesus die Welt und Zeit gesehen hat? In unsere Zeit und Sprache übersetzt müsste seine Antrittspredigt lauten: „Jeder Augenblick ist erfüllt von der Gegenwart Gottes. Stellt euch darauf ein. Wenn das keine gute Nachricht ist. Glaubt es doch.“ (Markus 1,15)

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen, dass Sie Ihr Leben als das erleben, was es ist: Moment für Moment von der Gegenwart Gottes erfüllt.

Lebensfreude

Dezember 2003

Alles hat seine Zeit. Oder sollte ich besser gleich sagen: Alles sollte seine Zeit haben. Denn ist es nicht so, dass manches nicht zu seinem Recht kommt, weil sich anderes so dicke macht. Die vielfältige Arbeit macht sich oft zu breit. Und zu kurz kommt alles andere - die Zeit für Muße, für Musik, für Künstlerisches, für Körperertüchtigung, für Kontakte, für ehrenamtliches Engagement.

Zu kurz kommt oft auch die Zeit für das Lesen der Bibel und letztlich auch die Zeit für Gott. Wie gut, dass es über die Festtage und übers Jahr die Möglichkeit gibt, darüber nachzudenken. Vielleicht lässt sich ja auch das eine oder andere verändern.

Jeder muss für sich sehen, wie er sich seine Zeit einteilt. Nur jeder vergesse nicht das Leben zu erleben und zu genießen, soweit das irgend möglich ist. Der alttestamentliche Prediger warnte vor der Gefahr, sich selbst zu verlieren. Er gab seinen Zeitgenossen einen Rat, der bis heute sicher nichts an Aktualität eingebüßt hat: „Das Beste, was der Mensch tun kann, ist, sich zu freuen und sein Leben zu genießen.“ (Prediger 3)

Das ist doch richtig erfrischend. Da wird nichts madig gemacht. Da wird nicht moralisiert. Nein: Lebensfreude pur. Sich freuen und das Leben genießen. Ich widerstehe der Versuchung, an dieses wunderbare „Ja“ zum Leben ein problematisierendes „Aber“ zu hängen.

Luther meinte in Anlehnung an diese Stelle, dass so ein Mensch, der sich am Leben freuen kann, eine Gabe Gottes an die Menschheit ist. Stimmt: Es tut einfach gut, Menschen zu begegnen, die Optimismus, Zuversicht und Lebensmut verströmen.

So kommt es um unsertwillen darauf an, die Freude nicht zu vergessen. Daran erinnert uns auch Weihnachten. Was sagte der Engel: Siehe, ich verkündige euch große Freude. Diese weihnachtliche Freude möge Sie begleiten und an den göttlichen Grund unser Freude erinnern.

Erleuchtete Augen des Herzens

Februar 2003

„Ein Mensch sieht, was vor Augen ist. Der Herr aber sieht das Herz an.“ (I. Samuel 16,7) Alles, was mit bloßem Auge sichtbar ist, können menschliche Augen – mehr oder weniger gut - sehen. Nicht jeder sieht gleich gut. Der eine sieht alles. Andere sehen nichts. Viele brauchen eine Brille. Nicht jeder Mensch sieht, was vor Augen ist. Wir sehen meistens nur das, was wir sehen wollen. Manche sehen die Arbeit nicht. Andere sehen das Schöne nicht. Wir wählen aus. Und das nicht nur im Fernsehprogramm.

Offensichtlich hängt unser Sehen nicht nur von unseren Augen ab, sondern auch von der Art und Weise, wie wir sehen, wie wir unsere Augen benutzen. Es gibt das mittlerweile geflügelte Wort von Antoine de Saint-Exupéry: „Man sieht nur mit den Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ Stimmt, wenn das Herz ein gutes ist.

Das zeigt, dass auch das Sehen des Menschen mit dem Herzen zu tun hat. Und je nachdem, wie es in seinem Herzen aussieht, wird er das, was vor Augen ist, sehen. Hat jemand z.B. ein böses Herz, wird er alles vom Bösen aus sehen. Wenn jemand ein mittfühlendes Herz hat, wird er das Gleiche ganz anders sehen.

Nun besteht zwischen dem Sehen des Menschen und dem Sehen Gottes ein entscheidender Unterschied. Wir scheu nur, was einer tut. Warum er dies tut, darüber können wir nur mehr oder weniger zutreffende Vermutungen anstellen. Was uns Menschen nur ansatzweise möglich ist, ist Gott in einer uns unvorstellbaren Weise möglich. Er sieht das Herz an. Ihm bleibt nichts verborgen. Deshalb brauchen wir ihm nichts vorzumachen. Er sieht uns, wie wir sind.

Und wie sieht er uns an? Kritisch und unzufrieden? Oder voller Güte und Liebe? Im gottesdienstlichen Segen werden wir Sonntag für Sonntag vergewissert, dass er es gut mit uns meint, wenn es heißt: „Der Herr lasse sein Angesicht über euch leuchten."

Ich würde die Worte von Antoine de Saint-Exupéry gern um eine Variante erweitern und sagen. „Man sieht nur mit dem Herzen Gottes gut. Das Wesentliche ist für menschliche Augen ohne Gottes Sehhilfe unsichtbar."

Wenn wir die Welt und uns selbst durch so eine göttliche Brille anschauen könnten, sähe alles ein wenig anders aus. Es wäre gut, sie stünde uns zur Verfügung. Möge Gott sie uns schenken. Deshalb schließe ich mit einem Wunsch aus dem Epheserbrief, in dem es beißt: Er gebe euch erleuchtete Augen des Herzens.

Zankapfel

Mai 2003

Eine alte griechische Sage erzählt von Herakles, der eine durch eine Bergenge kam. Auf dem Weg lag etwas, das wie ein Apfel aussah. Herakles versuchte, es zu zertreten. Aber es verdoppelte sich. Nun trat er noch stärker darauf. Und es vergrößerte sich wieder. Da schlug er mit seiner Keule darauf ein. Doch es blähte sich zu etwas ganz Großem auf und versperrte ihm den Weg. Da warf er die Keule fort und blieb erschrocken stehen. Es erschien ihm Athene und sprach: „Lass ab! Was du siehst, ist Zanksucht und Streit. Wenn man es liegen lässt, bleibt es klein. Wenn man es aber aufnimmt, so schwillt es immer mehr an."

So erleben wir es jeden Tag. Ein kleiner Zankapfel fällt auf den Weg: ein unbedachtes Wort, ein winziges Missverständnis, ein Nebensatz, der sticht. Immer wird es solche Zankäpfel geben: Ärger beim Frühstück, Meinungsverschiedenheiten bei der Arbeit. Man kann es liegen lassen, einfach darüber hinweggehen. Wenn wir es aber aufheben, wird es sich vergrößern und uns den Weg versperren.

Aussteigen

Juni 2003

Aus Afrika wird die Geschichte eines Mannes erzählt, der zum ersten Mal mit einer Eisenbahn reiste. Bei der ersten Station stieg er aus und setzte sich neben die Gleise. Als seine Begleiter ihn drängten einzusteigen, damit der Zug weiterfahren könne, war er nicht dazu bereit. Er sagte nur: „Ich warte auf meine Seele. Sie geht zu Fuß."

Wir spüren, wie sehr uns diese Szene anspricht, weil sie unsere tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Beschaulichkeit berührt. Es geht uns vieles einfach zu schnell, Termine ohne Ende.

So hasten wir ein ums andere Mal aneinander und am Leben vorbei. Vieles von dem und was man meint verschieben zu können, was nicht termingebunden ist, bleibt auf der Strecke - oft genug leider das, was das Leben erst lebenswert macht, oft genug gerade die Menschen, die einem am nächsten stehen. Ich vermute, wir wissen nur zu gut, wie sehr das immer wieder dazu führt, dass wir uns selbst und andere damit ins Unglück stürzen.

Muss das denn so weiter gehen in unserer schnelllebigen Zeit? Gibt es keine Möglichkeit auszusteigen und darüber nachzudenken? Sind wir zufrieden damit, wie es gerade läuft? Dann ist ja alles gut. Und wenn nicht? Dann wäre es besser innezuhalten, auszusteigen oder umzusteigen.

Aber wie das so ist: Sobald es uns dämmert, dass da was nicht stimmt, eilen wir schnell wieder zu den unerledigten Aufgaben unseres Alltags. Und so weichen wir der Stille aus, die uns einerseits bedrängt, aber andererseits auch die Chance in sich birgt, dass sich etwas ändern könnte.

Wie ist es also: Können wir uns ein Stück weit von unserer Schnelllebigkeit und unserem Aktivismus lösen, wo sie uns am Leben hindern? Da ich weiß, wie schwer es ist, ganz still zu werden und im Bilde gesprochen auszusteigen, nehme ich mir etwas vor, das eher umzusetzen ist: Ich versuche, mir so gut ich kann immer wieder einmal die Zeit zu nehmen, innezuhalten. Und wenn es mir schon nicht gelingt, ganz still zu werden, so will ich doch versuchen, wenigstens ein wenig stiller zu werden, um das eigene Leben besser überdenken zu können und gegebenenfalls da aussteigen oder umsteigen zu können, wo dies angebracht ist.

Wir sind die Kirche

Oktober 2003

Es geschah zu der Zeit, als der Kirche das Geld ausging, die Hauptamtlichen nicht mehr bezahlt werden konnten und somit viele Dienst-

leistungen „der“ Kirche nicht mehr möglich waren, zumal es „die“ Kirche, wie man sie bis dahin kannte, nicht mehr gab.

Eine Zeit lang sah es so aus, als würde sich bewahrheiten, was viele Kirchenkritiker schon immer geunkt hatten, dass mit dem Geld der Kirche insgesamt die Luft ausgehen würde. In gewisser Weise stimmte dies für die bis dahin als Kirche bekannte Institution.

Aber dann geschah nach den anfänglichen Wehe-Rufen und dem allgemeinen Durcheinander ein Wunder. In den Gemeinden vor Ort wurde ein Ruf immer lauter: „Wir sind die Kirche! Und wir bleiben es!“

Alle, die vorher bei der Kirche ihr Geld verdient hatten, mussten sich eine neue Erwerbsarbeit suchen. Aber man begriff die Chance, die sich aus der Katastrophe ergab.

Nach Feierabend begannen sich die Menschen in den Kirchen und Gemeindehäusern zu organisieren. Und siehe da, es ging – anders als früher. Aber es ging. Und gar nicht einmal schlecht.

Wer wollte, fand Möglichkeiten, sich mit guten Ideen, seiner Mitarbeit oder auch seinem Vermögen in die Gemeinde einzubringen. Und was viele nicht für möglich gehalten hätten: Die Kirche überlebte.

Zum Guten verändert

September 2004

Hananias wollte einfach nur sein Leben leben – und das in Frieden. Aber dunkle Wolken zogen auf. Ein Fanatiker hatte was gegen ihn und alle, die so glaubten wie er. Angst und Unfrieden breiteten sich aus.

Doch dann passierte etwas Unglaubliches. Man erzählte sich später, jener religiöse Eiferer habe eine göttliche Erscheinung gehabt. Seine Überzeugung, für die er bis dahin in den Tod gegangen wäre, war ins Wanken geraten. Er wusste nicht mehr, wie es weitergehen sollte.

Es fiel Hananias nicht leicht, auf diesen Menschen zuzugehen, auch wenn er dafür eine Weisung von ganz oben bekam. Aber es gelang ihm, über den eigenen Schatten zu springen und sich auf den Weg zu machen.

Er fand einen verunsicherten Menschen vor, der Hilfe brauchte. Feinfühlig, wie er war, sprach er ihn nicht auf seine Vergangenheit an. Er tat nur das, was ihm aufgetragen war. Und so legte Hananias seinem Feind geradezu liebevoll die Hand auf und sagte: „Bruder...“

Schon bei diesem ersten Wort fiel es dem Angesprochenen wie Schuppen von den Augen. Eine heilende, wohltuende Kraft durchströmte und veränderte ihn. Etwas Neues hatte begonnen.

Soweit diese Geschichte des Hananias, der die Welt zum Guten veränderte, indem er einfach tat, was alle tun sollten: sich der Menschen annehmen, die Hilfe brauchen. Denn das ist es, was Gott will, dass allen Menschen geholfen wird.

Der, dem Hananias zurecht half, war übrigens kein Geringerer als der große Paulus, der erst Christenverfolger und dann Apostel war. Die Welt sähe anders aus, wenn es weniger religiöse Fanatiker, dafür mehr Menschen wie Hananias gäbe, die einander - im Namen ihres Gottes - helfen und nicht bekriegen.

Warum so traurig?

November 2004

Was war passiert, dass der junge Mann so traurig war? So wie er aussah, sollte man nicht annehmen, dass er sich Sorgen machen müsste: Er war jung. Er war reich. Alles schien in bester Ordnung. Er aber spürte: Das kann doch nicht alles sein. So fragte er sich und andere: „Was kann ich tun?“ Von Jesus bekam den Rat: „Trenn dich von deinem Besitz. Verschenke ihn an die Armen.“ Dieser Rat stimmte ihn traurig. Und die das Gespräch mitbekamen, fragten sich entsetzt: „Wie soll einer damit glücklich werden?“

Trauer, Entsetzen und Unglück – darum geht es auch morgen am Volkstrauertag, wenn wir an all die Kriegstoten und Opfer der Gewalt sowie an das damit verbundene Leid denken. Aber sind sie der Grund für die Traurigkeit, die sich eben nicht nur am Volkstrauertag, sondern täglich in den Gesichtern unzähliger Menschen findet? Wohl kaum. Die alltägliche Traurigkeit hat viele Gründe.

Ist es möglich, eine ausweglos erscheinende Situation, die einen traurig macht, zu verändern? Aber sicher doch. Auch wenn der junge Mann – wie wir übrigens auch – nicht einfach alles verkaufen mochte, denn von irgendetwas musste er ja schließlich leben, gab es doch einen gangbaren Weg. Würde er den Armen von seinem Überfluss abgeben, würde er neu entdeckten: Geben ist seliger denn Nehmen. Seine Hilfe würde ihm selbst und anderen eine Freude machen und der Traurigkeit

wehren. Reich ist man schließlich nicht durch das, was man besitzt, sondern durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß.

Man sage also nie: „Unmöglich!“ Die Geschichte des jungen Mannes aus dem 18. Kapitel des biblischen Lukasevangeliums endet mit dem Satz: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.“

Folgen der Unterlassung

Februar 2005

Was da in Südostasien geschieht, bewegt auch uns. Die Tsunami-Katastrophe nimmt apokalyptische Ausmaße an. Wie gebannt verfolgen wir das Geschehen. Vieles, was sonst so wichtig zu sein scheint, tritt in den Hintergrund. Vergeblich versuchen wir zu begreifen. Ich möchte all dem, was rund um dies Geschehen an Gedanken laut wurde, zwei Überlegungen hinzufügen.

Erstens: Solche Naturkatastrophen zeigen uns, was uns an selbstverschuldeten Naturkatastrophen viel größeren Ausmaßes erwarten könnte, wenn sich nicht bald etwas ändert. Denn dazu wird es kommen, wenn sich das Klima infolge der hinlänglich bekannten Umweltzerstörung so langfristig und nachhaltig verändert hat, dass es zu Naturkatastrophen unvorstellbaren Ausmaßes kommt. Es gibt diese Horrorszenarien mit Überschwemmungen, Stürmen, Wüstenbildung, Dauerregen, mit dem Versinken ganzer Regionen im Meer...

Schon gut, ich höre auf. Denn wir wissen das ja. Und schon seit Jahrzehnten. Das Schlimme ist: Es ändert sich nicht wirklich was, weil zu viele der Meinung sind: Ach, das ist doch nicht so schlimm. Wirklich nicht? Möge uns diese Katastrophe eine Warnung sein, auf dass es durch unser Fehlverhalten nicht noch schlimmer kommt.

Zweitens: In dem Film „The Gathering“ ging es unter anderem darum, dass die, die bei der Kreuzigung Christi nur zuschauten und nichts taten, obwohl sie etwas hätten tun können, verflucht waren. Darüber ließe sich sicher streiten. Ich will nicht so weit gehen, zu sagen, dass verflucht ist, wer nichts tut. Und doch: Es gibt so etwas wie den Fluch der bösen Tat bzw. den Fluch der Unterlassung.

Die Frage, die sich stellt, ist doch die: Tun wir was für die Menschen, die in Not sind, dafür, dass ähnliches nicht wieder passiert, dafür, dass es eben nicht zu den von uns verursachten Katastrophen kommt? Wie

gesagt: Wer nur zusieht, wird Schaden nehmen - wenn nicht am Leib, so doch an der Seele.

Setz dich einen Moment

März 2005

Martha konnte, wenn es sein musste, mehrere Dinge auf einmal organisieren. Momente, in denen wirklich nichts geschah, gab es kaum. Sie schien immer in Aktion zu sein.

Aber es ging ihr nicht gut dabei, auch wenn sie alle bewunderten. Das pausenlose Beschäftigsein zehrte an den Kräften. Sie kam einfach nicht zur Ruhe. Selbst dann nicht, wenn sie die Zeit dazu gehabt hätte. So fühlte sie sich müde und ausgelaugt.

Dies Gefühl verstärkte sich, wenn sie sich mit ihrer Schwester Maria verglich. Die war so ganz anders. Die konnte auch mal Fünfe gerade sein lassen, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Die konnte sich einfach einen Moment hinsetzen, um sich auszuruhen und ihren Gedanken nachzuhängen. Die störte es dann auch nicht, wenn um sie herum das Leben tobte.

Einerseits ärgerte sich Martha über diese Eigenschaft ihrer Schwester Maria. Andererseits wäre sie gern ähnlich gewesen. Jesus hatte Maria damals bestätigt: „Es ist gut für dich, dass du dir einen Moment Zeit für mich nimmst und mir zuhörst.“ Ob er Martha vielleicht auch eingeladen hat: „Setz dich zu mir. Lass doch einfach mal alles für einen Moment liegen. Du wirst sehen, danach geht es dir besser. Was du noch zu erledigen hast, wird dir dann leichter von der Hand gehen.“

Die biblischen Schwestern Maria und Martha (Lukas 10, 38-42) könnten auch die gebende und empfangende Seite einer einzigen Person verkörpern. Martha würde das aktive „etwas für Jesus Tun“ veranschaulichen und Maria das „passive auf Jesus Hören“.

Wir werden uns vermutlich wie die meisten Menschen unserer Zeit eher mit Martha identifizieren. Gerade deshalb bräuchten wir immer wieder eine Auszeit, um auftanken zu können? Nehmen wir uns doch einfach die Zeit – für uns selbst, füreinander, für Gott.

Menschenkette

Mai 2005

Stellen Sie sich doch bitte einmal ein einzelnes Kettenglied vor. Was soll man damit schon anfangen? Aber auch dann, wenn man ganz viele davon hätte, würde es einem nicht weiterhelfen. Es sei denn, sie wären miteinander verbunden.

Übertragen wir das einmal auf uns: Wenn jeder nur an sich denkt, wenn jeder nur für sich bleibt, ist das in etwa genauso unsinnig, wie wenn einzelne Kettenglieder unverbunden nebeneinander liegen. Natürlich geht das. Aber macht das Sinn?

Viel sinnvoller und schöner ist es, sich miteinander zu verbinden – zu ganz kleinen Menschenketten wie z.B. Paaren oder zu ganz großen Menschenketten wie z.B. Vereinen oder Gemeinden. Noch schöner ist es, wenn sich all diese zusammentun und wiederum miteinander verbinden, um etwas noch Größeres und noch Schöneres entstehen zu lassen. Was es dafür braucht, ist ein gewisse Offenheit.

Seien Sie offen. Machen Sie die Erfahrung, dass es gut ist, sich einzuklinken und sich anderen zu verbinden. Immer wieder ist es wichtig, sich zu vergewissern, dass wir bei Gott eingeklinkt

Zeichen der Lebendigkeit

Mai 2005

Niko hatte Fragen. Und er suchte Antworten. Allerdings nicht auf die Frage, ob Eintracht aufsteigen würde. Ihn interessierte auch nicht, ob nun diese oder jene Partei die Regierung stellte. Und auch vom Kirchentag in Hannover hatte er nichts gehört. Ihn bewegte etwas anderes: die Frage, was ihn so berühren könnte, dass sich sein Leben verändern würde.

Und dann kam er mit jenem Fremden ins Gespräch. Dieser Mann hatte eine Vorstellung davon, wie es dazu kommt, dass man sich wie neugeboren fühlt. Weil er ihn nicht so ganz verstand, fragte er nach. Und der Fremde versuchte ihm deutlich zu machen, dass es mit Gott zu tun hat, wenn man sich wie neugeboren fühlt. Das ging ihm nach.

Und wie er so über sich und sein Leben nachdachte, überkam es ihn plötzlich. Er wusste selbst nicht, wie ihm geschah. Ihm wurde ganz anders. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, das sich da seiner bemächtigte, ein Gefühl, das ihm lange abhandengekommen war. Es war das Gefühl, lebendig und Gott ganz nahe zu sein. Tränen standen ihm in den Augen. Gut, dass er allein war. So konnte er sich ganz ungeniert seinen Tränen und seinen Gefühlen hingeben. Und auf einmal fühlte er sich tatsächlich wie neugeboren. (Johannes 3)

Einige Zeit später traf Niko – mit vollständigem Namen Nikodemus – seinen Gesprächspartner – und das war Jesus - auf einem Fest. Er hörte, wie Jesus gerade sagte: „Wer mir vertraut, aus dessen Inneren wird lebendiges Wasser strömen." Nikodemus verstand. Er hatte das ja gerade am eigenen Leib erlebt, wie Tränen zum Zeichen innerer Lebendigkeit wurden. Und schon wieder standen ihm Tränen in den Augen, diesmal Tränen der Dankbarkeit. Denn er wusste, wem er sein neues Lebensgefühl verdankte: Jesus.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud

August 2005

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud..." Dieses Lied aus dem Gesangbuch des Dichters Paul Gerhardt empfinde ich als wohltuend in einer Zeit der Katastrophenmeldungen.

Da ist einer, der selbst viel Schreckliches im Leben erlebt hat, dem die Frau und vier Kinder gestorben sind und der die Wirren des Krieges erlitten hat. Und dieser Mensch lässt sich durch all die persönlichen und globalen Katastrophen sowie die düstere Zukunft nicht die Freude am Leben verderben.

Uns vergeht doch oft über all dem Schrecklichen, was uns die Medien am laufenden Band präsentieren, die Freude. Und wer die Tendenz hat, sich zurückzuziehen, der wagt sich kaum noch heraus. Aber wer nicht mehr raus kommt, der kreist bald nur noch um sich selbst. Und über all dem Beklagenswerten vergisst solch ein Mensch womöglich, dass es ja auch noch Schönes gibt.

So einem Menschen legt Paul Gerhardt ans Herz: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud..." Denk einmal nicht an alle Probleme dieser Welt und deines Lebens. Vergiss das alles. Vergiss dich selbst. Such die Freude.

Geh raus und freu dich an Gottes Gaben. Geh durch die Feldmark und freu dich am jubilierenden Gesang der Lerche. Schau weit ins Land und genieße es, unter freiem Himmel zu sein. Geh in den Wald. Freu

dich an den Bäumen, die dir Schatten spenden, an ihrem tausendfältigen Grün. Freu dich am Ufer des Südsees am Glitzern des Wassers. Freue dich über den Duft der Blumen in den Gärten. Freu dich aber auch an all dem Schönen und Hellen, das dir durch menschliche Begegnungen widerfährt.

Freu dich und vergiss – wenigstens eine Zeitlang - all das Dunkle und Schwere. Es geht nicht darum, zu verdrängen, was das Leben schwer macht. Es geht einzig und allein darum, der Freude Raum zur Entfaltung und damit eine Chance zu geben. Sei in den Momenten der Freude einfach freudig. Genieße.

Während du genießt, öffne dich dem, dem du das alles verdankst. Es sind seine Gaben. Es sind deines Gottes Gaben. Gaben, die er gibt, um dein Leben zu bereichern.

Und wenn du dann zurückkehrst an den Ort deines täglichen Lebens, möge dich die Freude an all dem Schönen und der Güte Gottes nicht verlassen, sondern still begleiten.

Lassen Dich einladen, Dein Herz auf die Suche nach der Freude zu schicken, die Gott uns zugedacht hat.

Hilfreiche Angst

Okt 2005

Es ist einfach wunderbar, im Herbst durch den Wald zu gehen, wenn das Laub auf dem Boden raschelt oder im Sonnenlicht in den schönsten Farben leuchtet.

So schön, wie das ist, stimmt es auch gleichzeitig wehmütig, weil man im Sinne des Gedichts von Rainer Maria Rilke daran denken muss, dass auch unsere Zeit begrenzt ist. Auch wir fallen – den Todesfall. Der Gedanke daran macht uns Angst.

Viele von uns wollen große Helden sein, die natürlich keine Angst haben. Ich auch. Als Pastor, von dem alle denken, er dürfe ja doch keine Angst haben, frage ich mich, ob ich mir meine Angst eingestehen kann. Mal unabhängig davon, ob ich sie mir eingestehe oder verdränge, ob ich mir erlaube, sie zu haben oder nicht: Die Angst ist da.

Lange habe ich mich nicht getraut, mir das so einzugestehen. Ich empfand es als Niederlage. Ich wollte keine Angst haben. Aber dann las ich folgende, für mich sehr tröstliche Zeilen, die mir seitdem helfen, meine Angst anzunehmen:

Offensichtlich hat Gott uns die Angst mit in die Wiege gelegt. Sie gehört dazu. Sie hat ihren Sinn. Denn gäbe es die Angst vor dem Sterben nicht, würden manche vor dem Leben in den Tod davonlaufen. So aber bleiben sie und stellen sich den Herausforderungen des Lebens.

Und so hat auch die Angst ihr Gutes – auch wenn sie uns manchmal Angst macht. In gewisser Weise erhält sie uns am Leben – so seltsam das auch klingen mag.

Auch wenn sie mir zu schaffen macht, meine Angst vor dem Kranksein, meine Angst vor dem Sterben, lerne ich zu verstehen, dass sie nur eins will – dass ich lebe.

Retten was zu retten ist

November 2005

Keiner glaubte ihm, als er davon sprach, dass es eine Katastrophe geben würde. Die meisten lachten ihn nur aus. Er solle mal nicht alles so schwarzsehen.

Als dann die ersten Regentropfen fielen, wurde kaum einer unruhig. Die meisten konnten darin nun wirklich nicht die ersten Anzeichen einer Katastrophe sehen. Doch als der Regen einfach nicht aufhören wollte, als das Wasser nicht mehr abfließen konnte, als alles überschwemmt wurde, als allen das Wasser bis zum Hals stand und keiner mehr dem anderen helfen konnte, da erinnerten sie sich. Doch da war es zu spät. Nur Noah und die Seinen überlebten die Katastrophe, weil sie auf Gott gehört hatten.

Auch heute gibt es genügend Stimmen, die uns zu Recht warnen. Denn - um nur ein Beispiel zu nennen - sind die verheerenden Hurrikans und Niederschläge der letzten Zeit nicht viel mehr Zeichen für eine sich anbahnende Katastrophe als die ersten Regentropfen von damals? Niemand unterstelle den warnenden Stimmen, sie wollten uns nur die Lust am Leben nehmen oder Angst und Panik verbreiten. Sicher gibt es das auch. Aber meist versuchen sie uns doch nur aufzurütteln. Wir werden jedenfalls nicht sagen können, dass wir das alles nicht gewusst hätten. Wir wissen nur zu gut Bescheid. Die Frage ist: Was tun wir?

Was wäre, wenn viele kleine Leute wie wir an vielen kleinen Orten viele kleine Schritte in die richtige Richtung tun würden? Richtig: Wir

würden tun, was in unserer Macht steht, um zu retten, was noch zu retten ist. Tun wir's. Noch leben wir. Noch ist es nicht zu spät.

Die morgen beginnende Advents- und Weihnachtszeit lädt uns ein, dass wir uns bei unseren Rettungsversuchen von dem helfen lassen, von dem es in dem Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" heißt: „Christ der Retter ist da."

Einer glaubt an dich

Februar 2006

Er hatte vor Selbstvertrauen nur so gestrotzt. Und dann das. Er war gründlich gescheitert mit seiner Vorstellung, alles fest im Griff zu haben. Er hatte versagt und weinte bitterlich. Am liebsten wäre er im Boden versunken. Vermutlich hatte auch er daran gedacht, sich das Leben zu nehmen. Es war aber auch nicht zum Aushalten. Wie sollte es nur weitergehen?

Doch dann passierte etwas, was sein Leben von Grund auf veränderte. Er erinnerte sich an Worte, die er zunächst kaum beachtet hatte: „Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre."

Und ihm wurde bewusst: Mensch, der traut mir was zu. Der glaubt an mich. Das tat ihm gut und half ihm weiter. Er spürte, wie wieder Lebenskraft in ihm aufstieg, die half, trotz der Katastrophe weiterzuleben. Und er wusste: Du schaffst das.

Ist das, was Petrus mit Jesus erlebte (Lukas 22,31-34), nur eine Geschichte von vorgestern? Wohl kaum. Tag um Tag scheitern Menschen. Tag um Tag stehen Menschen vor einem Scherbenhaufen. Tag um Tag müssen Menschen mit Katastrophen leben.

Aber gerade dann, wenn sie in der Gefahr stehen, ihren Glauben und ihre Hoffnung zu verlieren, gerade dann ist es wichtig, sich zu erinnern, erinnern zu lassen, dass da immer einer ist, der an uns glaubt.

Dieser Glaube des Christus an uns sollte uns beflügeln. Es kommt in erster Linie eben nicht so sehr auf den Glauben an, den man selber hat, sondern auf den Glauben, der einem entgegen gebracht wird.

Sie haben recht: Kaum zu glauben. Und doch: Einer glaubt an uns – wie im Himmel, so auf Erden. Ich wünsche Ihnen, dass Sie das spüren, wie Gott an Sie glaubt – und viele andere übrigens auch.

Alle werden ihn sehen

Februar 2006

Da standen sie. Links vom Weg und rechts vom Weg. Es waren Tausende, Hunderttausende von Menschen. Dicht gedrängt standen sie. In der Mitte ließen sie eine Gasse frei, als wenn sie jemanden erwarten würden. Fröhlich und ausgelassen wirkte die Menge. Und als sich am anderen Ende der Gasse endlich etwas tat, als er die Spitze der Kommenden sah, da... wachte Johannes auf.

Er hatte nur geträumt. Er mochte die Augen gar nicht aufmachen. Zu schön war der Traum gewesen. Als er die Augen dann doch öffnete, blendete ihn zunächst die Sonne.

Und dann sah er, dass alles wie immer war: Vor ihm im Sonnenlicht das Wasser und dahinter in einiger Entfernung die Wüste. Ein leichter Wind strich ihm durchs Gesicht. Und der Duft wilder Lilien kitzelte seine Nase. Kein Mensch weit und breit. Nur ein paar Vögel sangen. Es war noch sehr früh.

Er liebte diese Ruhe und Abgeschiedenheit, in der man zu sich kommen konnte, fern ab des allgemeinen Trubels. Genau deshalb hatte er sich zurückgezogen. Genau deshalb war er in die Wüste gegangen. Er brauchte Zeit, um Abstand zu bekommen und Klarheit darüber zu gewinnen, wie es weitergehen sollte: Was war jetzt dran?

Johannes dem Täufer ging sein Traum nach. Es war aber auch zu schade, dass er so früh aufgewacht war und ihn, den zweifellos alle Welt erwartete, nicht mehr gesehen hatte.

Er überlegte, was er tun könnte, was geschehen müsste, damit sein Traum Wirklichkeit werden könnte. Der Evangelist Lukas hat das Ergebnis dieser Überlegungen im 3. Kapitel seines biblischen Berichts festgehalten: „Macht den Weg frei, auf dem der Herr kommt. Ebnet ihm die Straße. Und alle werden den Heiland Gottes sehen."

Unsichtbar mitten unter uns

April 2006

Es war schrecklich. Es war einfach unbegreiflich. Es ging Kleopas nicht gut mit Karfreitag. Und so wollten er und sein Freund nur eins: Bloß weg. Einfach nach Hause. Für die beiden wäre Ostern beinahe für immer die Geschichte anderer geblieben.

Aber wie sie so unterwegs waren, gesellte sich einer zu ihnen. Sie kamen ins Gespräch. Und auf einmal verstanden sie. Als der geheimnisvolle Fremde wieder weg war, sagten sie sich: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?“ (Lukas 24)

Wir kennen das auch: Da ist man allein und versteht die Welt nicht mehr. Dann kommt man mit jemandem ins Gespräch. Und es geschieht das Wunder. Man versteht miteinander, was man allein nicht verstehen konnte. Zu allen Zeiten haben Menschen solch beglückende Erfahrungen gemacht, dass sich da etwas Hilfreiches von außen einmischte.

Andere mochten Kleopas und seinen Freund ja für verrückt halten. Aber sie erkannten in dem, der mit ihnen gesprochen hatte, den auferstandenen Christus. Tief drinnen wussten sie: Er ist da, mit uns unterwegs, gerade auch dann, wenn wir nicht mit ihm rechnen.

Und wir? Rückblickend ahnen wir vielleicht, wie Gott sich ein ums andere Mal in unsere Gedanken, in unsere Gespräche und somit in unser Leben eingemischt hat. Wir entdecken, wie er uns etwas denken und sagen ließ, was wir vorher so noch nie gedacht und gesagt hatten. Das ist beglückend, wenn in unser menschliches Miteinander etwas Göttliches kommt.

Für mich sind solche Momente österliche Erfahrungen, die mich spüren lassen: Ja, er lebt – auch heute. Er ist unsichtbar aber spürbar mitten unter uns.

Der die Herzen aufrichtet

Juni 2006

Da sitzen sie. Traurig. Geknickt. Verloren. Den Blick auf den Boden gerichtet. Mit hängenden Schultern. Wortlos. Sie? Die Fans in der Kurve der Verlierer? Die Angehörigen der Verunglückten? Die mit der tödlichen Diagnose im Sprechzimmer? Die infolge der Rationalisierungsmaßnahmen Arbeitslosen? Vielleicht gerade Sie selbst?

Was sie jetzt brauchen, sind weder die immer strahlenden Siegertypen und Mega-Stars noch die Gute-Laune-Quatscher und Verharmloser. Sie brauchen Menschen, die mitfühlen können, die ein Stück des weniger schönen Weges mitgehen, die dazu beitragen, dass ein wenig erträglicher wird, was allein nicht auszuhalten ist.

In der Bibel ist von einem solchen Menschen (Kolosser 4,7) die Rede. Er hieß Tychikus, was soviel wie „glücklich“ oder „Glückskind“ bedeutet. Von ihm heißt es, dass er andere tröstete, dass er anderen Mut machte, dass er Herzen wieder aufrichtete. Diese Fähigkeit machte ihn für die, denen er begegnete, zu einem Segen. Sie wurden getröstet. Neuer Mut erfüllte sie. Sie wurden aufgerichtet und vielleicht sogar in die Lage versetzt, ihrerseits andere aufzurichten.

Wer würde sich nicht so einen Tychikus an der Seite wünschen? Und wer würde nicht gern für andere so ein Tychikus sein? Dazu müsste man nur wissen, wie jener Tychikus es geschafft hat, dass Menschen nicht mehr gebeugt nach unten, sondern aufgerichtet nach oben schauten?

Vielleicht dadurch, dass er sich selbst an Gott ausrichtete und von Gott aufrichten ließ. So lenkte er nicht nur seine, sondern auch die Aufmerksamkeit der anderen weg von dem, was nach unten zieht, hin auf das, was oben ist und aufrichtet. Mögen wir einander ein Tychikus sein.

Bin ich gemeint?

Jun 2006

„Und als Jesus von dort wegging, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus. Und er sprach zu ihm: Folge mir! Und er stand auf und folgte ihm.“ (Matthäus 9,9)

Stellen Sie sich die Szene doch bitte einmal vor: Da sieht Jesus im Vorbeigehen einen am Zoll sitzen. Sicher saßen da noch viele andere. Einige standen gerade an. Andere gingen weg. Und trotzdem sah er den einen.

Warum? Was war anders an ihm? Denn irgendwie muss zwischen diesem Matthäus und Jesus mehr passiert sein. Jesus hat den Tag über viele Menschen gesehen. Aber eben nicht so, dass er ohne Erklärung zu ihm gesagt hätte: „Folge mir!“

Und Matthäus? Hat der sich vielleicht gefragt: „Wen meint der denn?“ Oder war er ohnehin auf dem Sprung? „Ich will sowieso weg hier. Das kommt mir ganz gelegen.“ Hat er vielleicht geradezu darauf gewartet, dass Jesus ihn zu sich ruft, den er von vorher kannte? Schaute er also voller Sehnsucht zu Jesus, so als wenn er fragen wollte: „Nimmst du mich mit?“

Und wie ist das mit den anderen, die drum herum gestanden haben? Werden auch sie sich für einen Moment gefragt haben: „Wen meint er eigentlich? Meint er mich? Oder wen?“

Aufgestanden ist außer Matthäus offensichtlich kein anderer. Denn es wird nicht berichtet, dass sich da welche darüber gestritten hätten, wen Jesus denn gemeint habe.

Woher wusste Matthäus, dass er gemeint ist, als er aufstand? Es bleibt letztlich offen – wie so oft im Leben. Was uns widerfährt, ist immer wieder mehrdeutig. Wir kommen nicht drum herum, dem, was uns gesagt oder getan wird, seine Bedeutung für uns zu geben.

Das gilt ganz allgemein und auch mit Blick auf die Worte und Verheißungen der Bibel. Wir lesen sie oder hören davon und müssen uns fragen: „Bin ich gemeint?“

Lassen Sie sich ansprechen? Oder sind Sie meist der Meinung, das würde wohl anderen gelten, z.B. denen, die zur Kirche gehen, oder denen, die zur Gemeinde gehören?

Sie ahnen es: Damit würde man es sich zu leicht machen. Matthäus war, wie er da am Zoll saß, alles andere als fromm. Und doch galt ihm der Ruf Jesu: Man könnte auch sagen: Er hörte, was Jesus da sagte, als Ruf, der ihm galt. Und das hatte konkrete Folgen. Wer weiß, wo Sie gemeint sind?

Traumhafte Begegnung

Juli 2006

Jakob machte sich auf den Weg. Eigentlich wollte er nicht weg, aber es blieb ihm nichts anderes übrig. Er musste fliehen vor den Folgen dessen, was er getan hatte. Wie er so unterwegs war, fand er eher zufällig einen Platz für die Nacht. Es wurde auch Zeit. Denn es war schon dunkel geworden. Er war so müde, dass es ihm egal war, wo er sich hinlegte. So schlief er ein. Er träumte. Da war eine Leiter. Sie reichte von der Erde bis zum Himmel. Engel stiegen hinauf und hinab. In seinem Traum hörte er, wie Gott zu ihm sprach: „Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst.“

Auch nachdem er aufgewacht war, ließ ihn sein Traum nicht los. Immer wieder musste er darüber nachdenken. Er konnte einfach nicht fassen, wie ihm Gott begegnet war. Soweit Jakobs Geschichte aus dem 1. Buch Mose Kapitel 28.

Viele sind dieser Tage unterwegs. Einige von ihnen sind wie Jakob auf der Flucht vor dem, was sie vor Ort einengt. Andere wollen sich zunächst einmal erholen, dann aber auch Neues kennen lernen, vielleicht sogar ein kleines Abenteuer erleben. Wieder andere werden sich aber auch ganz bewusst Zeit nehmen für das, was in der Hektik des Alltags oft viel zu kurz kommt.

Sie alle werden schlafen und träumen. Ob ein Traum dabei ist, der ihr Leben verändern wird? Werden Sie den Mut haben, ihren Traum dann auch zu leben? Und werden sie – womöglich gerade in der Fremde – eine neue Erfahrung mit Gott machen?

Wie dem auch sei. Jakob sagte sich nach seiner traumhaften Begegnung mit Gott: „Wird Gott mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise und mich mit Frieden wieder heimbringen, so soll dieser Gott mein Gott sein.“ Möge er auch ihr Gott sein und Sie begleiten.

Die Macht sei mit dir

August 2006

Vielleicht kennen Sie ja die Star-Wars-Filme? In diesen Fantasy-Filmen gibt es einen Gruß, der es in sich hat. Man sagt dort nämlich nicht „Hallo“ oder „Guten Tag“, sondern: „Die Macht sei mit dir“.

Viele werden das einfach zur Kenntnis genommen haben, ohne weiter darüber nachzudenken. Schade eigentlich.

Mich hat dieser Gruß „Die Macht sei mit dir“ nachdenklich gemacht. Denn: Wie nichts sagend erscheint einem angesichts dieses Grußes vieles von dem, was man sich heute so zur Begrüßung sagt. Oft sind es nur Floskeln, kraftlose Worthülsen.

Ich musste daran denken, wie das in der Bibel ist. Immer wieder begrüßte man sich dort mit den Worten: Shalom! Zu Deutsch: Friede sei mit dir. Wenn doch gerade im Nahen Osten, wo dies auch heute noch der alltägliche Gruß ist, etwas davon Wirklichkeit würde...

Ich habe immer wieder mal erwogen, ob es nicht auch hierzulande eine gute Sache wäre, wenn man sich so begrüßen würde. Ich habe es gelassen. Denn: Hätte ich jedem erklären können, was Shalom bedeutet?

Das Interessante ist, dass dies „Friede sei mit dir!“ dem „Die Macht sei mit dir!“ sehr ähnlich ist. In den Filmen ist es denen, die so spre-

chen, durchaus möglich, die Macht zu spüren, die sie anderen wünschen. Da es eine gute Macht ist, eine das ganze Universum durchdringende Kraft, musste man keinen bösen Zauber befürchten. Ganz im Gegenteil: Mit wem die Macht ist, wer sie spürt, der handelt im Einklang mit allem, was ist. Doch gar nicht schlecht, oder?

Abgesehen davon steckt in diesem Gruß noch etwas. Das wird deutlich an dem gottesdienstlichen Segen „Der Friede des Herrn sei mit dir."

Bitte achten Sie auf den kleinen, aber bedeutsamen Unterschied in der Formulierung: In den Filmen heißt es nie: „Die Macht des Herrn sei mit dir." Denn das würde ja bedeuten, dass dahinter ein wie auch immer aussehendes göttliches Wesen steckt.

Nein. Die Macht, von der da die Rede ist, ist unpersönlich und absolut. Eben: die Macht. Und eben nicht: die Macht des Herrn. Ist die Existenz Gottes damit geleugnet?

Keineswegs. Es stellt sich nur die Frage nach dem Gottesbild: Wie soll man sich Gott vorstellen? Als absolute Macht oder als persönliches Gegenüber? Oder ist Gott beides zugleich?

Nur Mut

September 2006

Er hatte Verantwortung übertragen bekommen. Würde er den Erwartungen, die alle in ihn setzten, gerecht werden? Würden sie ihm das Vertrauen entgegen bringen, das sie seinem Vorgänger entgegen gebracht hatten? Dessen Segen hatte er. Aber nun war er verantwortlich. Und er fragte sich, was ihm helfen würde bei den anstehenden Entscheidungen?

Er? Er hat viele Gesichter, der gerade angekommene Trainer, die frischgebackene Abteilungsleiterin, die Lehrerin vor der neuen Klasse, der neue Chef... Immer wieder fragen sich Menschen angesichts ihrer neuen Aufgaben: Was kommt da auf mich zu? Wie werde ich es schaffen? Auch Josua, der sich wünschte, dass ihm alles gelänge und ihm niemand Steine in den Weg legen würde.

Wenn man sich dann wie er auf den Weg machen kann in der Gewissheit, dass Gott mit einem ist, dann werden weiche Knie fester. Und wenn man mit göttlicher Autorität gesagt bekommt „Es soll dir niemand widerstehen", dann fällt der erste Schritt leichter.

Josua wurde all dies und noch viel mehr von Gott versprochen: „Ich will mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen noch von dir weichen." Dem möchte man doch nur hinzufügen: Nur Mut. Und so steht es im biblischen Buch Josua: „Sei getrost und unverzagt."

Bis hierin werden viele zustimmend nicken und sagen: Ja, das wünsche ich mir für mein Leben auch. Nun gibt es den versprochenen Segen nicht ganz umsonst. Er hat seinen „Preis". Der besteht darin, sich in allem an Gottes Wort zu halten. Deshalb bekommt er von Gott selbst mit auf den Weg: „Betrachte das Gesetz Tag und Nacht, dass du hältst und tust in allen Dingen nach dem, was darin geschrieben steht. Dann wird es dir auf deinen Wegen gelingen."

Ich wünsche uns allen, die wir Verantwortung für andere haben, diese Orientierung, damit wir miteinander im gelobten Land ankommen.

Gott und die Lust

Okt 2006

„Jedes Kind bringt von Gott die Botschaft, dass er die Lust am Menschen noch nicht verloren hat." Ein wirklich sehr Nachdenkens wertes Wort.

Immer wieder fragen Menschen angesichts von Not und Elend: „Und wo ist Gott?" Meistens folgt darauf nur ein verlegenes Schweigen. Und was soll man da auch schon sagen?

Da hört sich das, was Tagore da sagt, ganz anders an: Mut machend, hoffnungsvoll, zuversichtlich. Jedes Kind, jedes Leben, das wird, birgt eine Botschaft Gottes: Gott ist noch da. Und gerade deshalb ist längst nicht alles verloren.

Ganz im Gegenteil: Gott hat Lust. Lust auf uns. Auf jeden Menschen. Mit jedem werdenden Leben erreicht uns diese Botschaft: „Jedes Kind bringt von Gott die Botschaft, dass er die Lust am Menschen noch nicht verloren hat."

Nun habe ich von Gottes Lust an uns gesprochen. Dem sollte unsere Lust an ihm entsprechen. Vielleicht klingt das in Ihren Ohren seltsam? Aber es macht durchaus Sinn, auch von unserer Lust an Gott zu reden. Das wäre doch etwas, wenn das mit Gott Lustgefühle in uns auslösen würde.

Für viele ist das mit Gott erledigt, irgendwie zu den Akten gelegt, eben eine lustlose Angelegenheit, weil es ihnen nicht gelungen ist, mit

Gott in Kontakt zu kommen. Und da, wo man ihnen von Gott erzählt hat, war das unter Umständen wenig lustvoll, eher zum Abgewöhnen.

Nun gut. Es gibt solche lustlosen, unlustigen und entmutigenden Erfahrungen. Das lässt sich nicht leugnen. Viele haben das so für sich erlebt.

Aber das muss weder so sein noch so bleiben. Das mit Gott kann schön sein, so schön, dass man echt Lust hat, mit ihm zu leben, von ihm zu hören, etwas mit ihm zu erleben.

Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass es Ihnen gelingt, der Lust am Leben, der Lust am Menschen und der Lust an Gott Raum zu geben.

Wenn das Herz aufgeht

November 2006

Lydia war Unternehmerin. Sie hatte es durch den Handel mit Farbstoffen zu etwas gebracht. Man war auf sie aufmerksam geworden. Aber nicht nur wegen ihres wirtschaftlichen Erfolges. Da war noch etwas: Sie war auf der Suche, was die Religion anging. Und das versteckte sie nicht, auch wenn es ihr spöttische Bemerkungen und gewisse Nachteile im Geschäftsleben einbrachte. Sie traf sich immer wieder mit anderen Frauen, die sich ihrer Religion gemäß versammelten. Sie konnte nicht anders - und dass, obwohl sie nach wie vor keinen Zugang zu dem gefunden hatte, was die anderen innerlich bewegte.

Wie sie so mit ihnen zusammen war, bekamen sie Besuch. Einer der Durchreisenden hieß Paul. Was er sagte, zog sie in den Bann. Stundenlang hätte sie ihm zuhören können. So sehr ging ihr das zu Herzen, was sie da hörte. Von dieser Begegnung der Lydia mit Paul heißt es in den Versen 13-15 des 16. Kapitels der biblischen Apostelgeschichte: „Lydia hörte zu. Und der Herr tat ihr das Herz auf."

Es wird nicht näher berichtet, was sie zu hören bekam. Aber es wird sicher im Sinne dessen gewesen sein, was Paul den Christen in Philippi in dem Brief schrieb, der sie später erreichte.

Lydia jedenfalls ließ sich infolge dieser Begegnung taufen. Sie wurde zur ersten Christin Europas. Sie hatte gefunden, was sie suchte. Ihr Herz war offen für Gott.

Aber nicht nur für ihn, sondern auch für jene, die wie sie Christen waren. Von daher war es für sie keine Frage, sich selbst und ihr Haus

der guten Sache zur Verfügung zu stellen. Ihr Haus wurde zum ersten Gemeindehaus in Europa.

So begann das christliche Abendland - im Herzen einer Frau. Solche Menschen bräuchte es auch heute: Menschen, die mit dem Herzen hören und offen sind - offen für Gott, offen für andere.

Äußerlich unfrei innerlich frei

November 2006

Silas und sein Freund hatten nichts Böses getan. Aber sie waren mit den falschen Leuten aneinander geraten. Und das bekamen sie zu spüren. Man packte sie und verleumdete sie. Man stellte sie bloß und ließ sie verprügeln. Man nahm ihnen ihre Freiheit und sperrte sie ein.

Äußerlich betrachtet waren sie der Gewalt wehrlos ausgesetzt. Innerlich allerdings hatten sie der Gewalt etwas entgegen zu setzen: Ihren Glauben und dass sie einander helfen konnten. Das stärkte sie. Das machte sie innerlich frei.

Silas und sein Freund werden Gott ihr Leid geklagt haben. Wer könnte es ihnen verdenken? Aber was sie vor allem taten: Sie lobten Gott – und zwar so laut, dass es die anderen hörten und sich darüber wunderten. Sie lobten Gott, weil sie wussten: Gott ist da, auch hier – im Gefängnis. Und siehe da: Das Wunder geschah. Nicht nur in ihnen bebte es. Auch die Grundfesten des Gefängnisses bebten. Fesseln fielen ab. Türen gingen auf.

So ungewöhnlich, wie sich die Geschichte aus dem 16. Kapitel der biblischen Apostelgeschichte anhören mag: Ist das Verhalten von Silas und Paulus, den beiden Freunden, nicht so etwas wie ein Schlüssel aus den Gefängnissen, von denen es sehr unterschiedliche gibt? Viele sitzen fest. Viele wissen nicht aus noch ein. Da ist das, was Silas und Paulus taten, der erste Schritt in die Freiheit: Nicht nur klagen, sondern einander helfen und beistehen - und vor allem Gott loben. Das macht innerlich frei von allem, was Not und unfrei macht. Warum sollten sich nicht auch andere, nicht auch unsere Türen öffnen?

Ich bin der festen Überzeugung, dass es uns helfen würde, einander und Gott zu loben. Nicht umsonst sagt der Volksmund: Loben zieht nach oben.

Geld ist nicht alles

November 2006

„Warum kaufe ich mir lauter Dinge, die ich nicht brauche, von Geld, das ich nicht habe, um Leute zu beeindrucken, die ich nicht leiden kann?“ Es war mal wieder soweit. Er hatte sich gerade etwas gekauft, was er eigentlich nicht brauchte... Einfach so. Man gönnt sich ja sonst nichts. Aber je öfter er das machte, desto mehr spürte er, wie unzufrieden er damit war. Denn natürlich ahnte er, dass er sich nur über etwas hinwegtröstete, was ihm fehlte.

Hing das mit seiner Arbeit zusammen? Er tat doch nur seine Pflicht. Nun gut, nicht ganz. Denn er war schon daran interessiert, möglichst viel für sich heraus zu holen – ein ums andere Mal allerdings auch auf Kosten anderer. Damit machte er sich natürlich keine Freunde. Ganz im Gegenteil: Es machte ihn einsam. Denn mit so einem wie ihm wollte verständlicherweise niemand etwas zu tun haben.

Doch dann kam der Tag, an dem sich alles änderte. Er lernte jemanden kennen. Wie die beiden so ins Gespräch kamen, lud sich der andere zu seiner Freude bei ihm ein. Es wurde ein richtig guter Abend. Dieser Abend veränderte nicht nur sein Leben, sondern machte ihn, den Zollbeamten Zachäus, weltberühmt.

Denn er fand jenen Abend genau das, was ihm gefehlt hatte: Das Gefühl, angenommen zu sein – von Gott und Menschen. Als er gefunden hatte, was er sich all die Jahre mit seinem Geld eben nicht kaufen konnte, war er in der Lage, sich von einem Großteil seines Geldes zu trennen.

Er sagte: „Die Hälfte von meinem Besitz gebe ich den Armen...“ In der biblischen Geschichte aus Lukas 19 benennt Jesus, der bei ihm zu Gast war, den Grund: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“ Ich wünsche uns, dass es uns wie Zachäus ergeht und Freunde macht, anderen etwas zu schenken.

Was für ein Ausblick

Dezember 2006

Er wusste nur zu gut, was er hinter sich hatte. Es war nicht immer leicht gewesen. Ein ums andere Mal sah es gar nicht gut für ihn aus. Aber er hatte es geschafft, bis hierher, bis auf den Gipfel.

Den größten Teil seines Lebens hatte er nichts anderes im Sinn gehabt als das, was er nun vor Augen hatte. Was für ein Ausblick. Es war ihm, als träumte er. Er war am Ziel seiner Träume.

Er hieß Mose. Und er befand sich auf dem Gipfel eines Gebirges. Von dort konnte er das gelobte Land sehen, zu dem er so lange unterwegs war. Hinein kam er nicht mehr. Er starb, ohne erleben zu müssen, dass es auch im heiligen, gelobten Land so zuging, wie überall.

Immer wieder sind Menschen aufgebrochen, um ins gelobte Land zu kommen. Und immer wieder haben sie mit der Enttäuschung leben müssen, als sie angekommen waren, dass es eben kein heiliges, gelobtes Land war.

Und doch ist die Rede vom gelobten Land zum geflügelten Wort geworden. Und das ist gut so. Solange wir so etwas wie ein gelobtes Land vor Augen haben, bleiben wir unterwegs in eine bessere Welt.

Je mehr wir das heilige gelobte Land vor Augen haben, desto mehr wird sich das Stück unserer Welt, in der wir leben, im Sinne der neuen Welt verändern.

Mose Augen sahen das heilige, gelobte Land. Und das hat sein Leben bestimmt. Für die unter uns, für die es heute noch so etwas wie das heilige, gelobte Land gibt, wird das wohl kaum ein geographischer Ort sein.

Für viele wird das gelobte Land Ausdruck der Hoffnung auf eine ganz neue Welt sein, in der paradiesische Zustände für alle herrschen, ein Land, im dem Milch und Honig fließen.

Gibt es Menschen, die so etwas wie ein gelobtes Land im Blick haben? Und was ist das gelobte Land? Es gibt sicher mehr als eine Antwort.

Mose hat es vor Augen gehabt, das heilige, gelobte Land. Und wir? Was haben wir vor Augen? Wohin geht unser Weg? Sind wir unterwegs ins gelobte Land? Wohin wollen wir mit uns und unserem Leben?

Welcher Ausblick sich uns bietet. Wie sieht Ihr heiliges, gelobtes Land aus, zu dem Sie unterwegs sind?

Sie haben Recht: Wer wollte wissen, was uns erwartet? Wir werden bei aller vorausschauenden Planung mancherlei Überraschungen erleben. Das gehört dazu.

Was sehen wir? Nur wer sieht, wohin die Reise geht, hat eine Perspektive, die ihn gern unterwegs sein lässt. Halten Sie Ausschau nach Ihrem heiligen, gelobten Land. Und wenn Sie es sehen, dann machen Sie sich auf den Weg, ehe es zu spät ist.

Dem unbekannten Gott geweiht

Januar 2007

Inmitten der vielen Altäre für die vielen Götter stand da noch ein kleiner Altar. Er war dem unbekannten Gott geweiht, dem Gott hinter all den menschlichen Gottesbildern aus Stein, aus Farbe oder Worten. Er erinnerte daran, dass all die Bilder eben nur Abbilder waren und eben nicht jene unfassbare Wirklichkeit, die hinter allem steht.

Ob Damaris, die zur Zeit dieses Altars in Athen lebte, das auch so gesehen hat? Sie war mit der Welt der Götter aufgewachsen. Gelebter Glaube gehörte zu ihrem alltäglichen Leben ganz selbstverständlich dazu. Aber wie das so ist: Wenn man älter wird, kommt man ins Fragen. Und die üblichen Antworten befriedigen nicht immer. Sie scheint auf der Suche gewesen zu sein.

Darin ging es ihr wie vielen Menschen dieser Tage, die auf der Suche nach Gott sind und denen es nicht reicht, die vielen Bilder zu sehen, ohne die Wirklichkeit dahinter spüren zu können. Es ist aber auch zu schade, dass sich das Wort Gott meistens wie eine Antwort anhört. Müsste es nicht viel öfter wie eine offene Frage klingen, die zu eigenen Gedanken und Erfahrungen einlädt?

Damaris ist damals Paulus begegnet, der diesen Altar zum Ausgangspunkt seiner Gedanken machte: „Gott hat gewollt, dass die Menschen ihn suchen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten. Er ist ja jedem von uns ganz nahe. In ihm leben, weben und sind wir. Wir sollten nicht meinen, er sei gleich den Bildern, die durch Menschen geschaffen wurden.“ (Apostelgeschichte 17)

Sie folgte nicht nur seinen Ausführungen, die sie überzeugten, sondern ihm selbst. Sie wollte besser verstehen, welche Bedeutung Jesus für sein Leben und Denken über Gott hatte, von dem er immer sprach.

Sehen und verstehen

März 2007

Er konnte es einfach nicht verstehen. Er wollte ja. Aber es ging nicht. Ihm fehlte schlicht der Durchblick. Und wie er sich so darüber ärgerte, fiel ihm auf, dass ihm das öfter passierte. Immer wieder einmal verstand er nicht - sich selbst nicht, die anderen nicht und das mit Gott und Jesus schon lange nicht. Alle schienen es zu verstehen. Nur er nicht. Das wollte er ändern.

Lukas berichtet im 18. Kapitel, wie Jesus einem Blinden half, wieder zu sehen. Der hatte sich, blind wie er war, direkt an Jesus gewandt und in seiner Verzweiflung geschrien: „Erbarme dich meiner!“ Dem konnte sich Jesus nicht verschließen. Jesus konnte den Blinden heilen, weil er glaubte. Hätte sich dieser mit seiner Blindheit abgefunden, hätte er nicht geheilt werden können.

So lädt die Geschichte ein, sich wie der Blinde zu verhalten, sich also nicht mit Blindheit und Unverständnis abzufinden, sondern sich bittend dem anzuvertrauen, der helfen kann: „Erbarme dich meiner.“

Auch wenn wir oft nicht sehen und verstehen können, was das mit Jesus und Gott zu tun hat, was uns im alltäglichen Leben widerfährt, so ist er doch in unserer Nähe. Allein darauf kommt es an, dass uns nahe ist, der uns helfen kann - auch und gerade dann, wenn wir ihn nicht sehen.

Weil Gott uns nahe ist, ist es nicht vergeblich, ihn um Hilfe zu bitten – wie die Not auch heißt. Möge er uns die Augen öffnen, der zu Karfreitag um unsertwillen gestorben ist und der seit Ostern für uns lebt.

Uns allen blüht das Leben

April 2007

Vielleicht wundern Sie sich über die Formulierung „Uns allen blüht das Leben“. Denn einerseits dürfte sie Ihnen bekannt und andererseits fremd vorkommen. Der eine oder die andere wird beim Überlegen, woran das liegt, darauf gekommen sein, dass es eine ähnliche, öfter vorkommende Formulierung gibt, die da lautet: „Uns allen blüht der Tod.“ Ja, so kennen wir den Spruch. Und wir haben ihn nicht nur oft gehört, sondern irgendwie auch verinnerlicht. Wir wissen: Nichts ist so sicher wie der Tod. Er ereilt uns alle.

Deshalb: Uns allen blüht der Tod. Bis dahin ist dagegen auch nichts einzuwenden. Es stimmt ja: Alle müssen einmal sterben. Diese Erkenntnis kann einem ganz schön zu schaffen machen. Und wäre das alles, was dazu zu denken und zu sagen ist, wäre es aber auch zu bitter.

Aber ist das schon alles? Nein. Keineswegs. Als Christen dürfen wir uns jedes Jahr daran erinnern lassen, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, sondern das Leben, dass auf den dunklen Karfreitag der helle

Ostermorgen folgt. Von daher dürfen wir mit Freude feststellen, dass der Tod, der uns so Angst macht, gewissermaßen entmachtet ist. Nicht uns blüht der Tod. Nein. Dem Tod blüht der Tod. Uns blüht das Leben. Dies ist zugegebenermaßen sehr blumig ausgedrückt, mehr ein Bild der Hoffnung, als eine wissenschaftlich nachprüfbare Aussage.

Aber das ist das Gegenteil ja auch. Niemand kann beweisen, dass mit dem Tod alles aus ist. Wer das glaubt, der wundere sich nicht, wenn es ihm mit diesem Glauben und seinen Folgen schlecht geht.

Ich für meinen Teil glaube an das Leben, glaube daran, dass uns allen letztlich nicht der Tod, sondern das Leben blüht. Ich glaube, dass das nicht erst nach dem Tod so ist, sondern auch schon vor dem Tod, also in diesem Leben. Denn Gott will nicht unseren Tod und das Leid, sondern unser Leben und die Freude.

Von daher wünsche ich Ihnen zu Ostern: Leben Sie Ihr Leben in der Gewissheit, dass auch Ihnen das Leben blüht.

Zelt

Mai 2007

180 Mal ist in der Bibel vom Zelt die Rede. Meistens geht es um das so genannte Heilige Zelt, das das Volk Israel auf dem Weg ins gelobte Land begleitete. Von ihm sagt Gott: „Das Heilige Zelt wird durch die Gegenwart meiner Herrlichkeit zu einer heiligen Stätte werden“ (2. Mose 29, 43).

Nun ist das Festzelt beim Volks- und Schützenfest kein Heiliges Zelt. Für dies Zelt gelten andere Sätze der Bibel, wie z.B.: „Geh in dein Zelt, iss und trink“ (1. Könige 18, 41) oder „Das Zelt ist frei für jeden“ (Hiob 18,15).

Wen nun weder das mit dem Heiligen Zelt noch das mit dem Festzelt anspricht, dem wird vielleicht besser gefallen, was bei Jesaja 42, 5 steht: „Gott hat den Himmel geschaffen, wie ein Zelt hat er ihn ausgespannt“. Ein großer Teil unseres Lebens findet unter diesem göttlichen Zelt statt.

Der Beitrag des Apostels Paulus zum Thema Zelt darf hier nicht fehlen: „Wir wissen ja: Wenn das irdische Zelt, in dem wir jetzt leben, nämlich unser Körper, abgebrochen wird, hat Gott eine andere Behausung für uns bereit: ein Haus im Himmel, das in Ewigkeit bestehen bleibt“ (2. Korinther 5,1). Selbst wenn wir am Ende unseres Lebens

sterben, werden wir nur von einem Zelt in ein anderes wechseln. Wie tröstlich.

Bis dahin gilt, was der alttestamentliche Prediger sagte: „Da merkte ich, dass es nichts Besseres gibt als fröhlich sein und sich gütlich zu tun in seinem Leben. Denn ein Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, ist eine Gabe Gottes.“ (Prediger 3, 12-13)

Komm herüber und hilf uns

Mai 2007

Seine Pläne hatten sich zerschlagen. Er saß fest. Wie sollte es nur weitergehen? Da hörte er, wie einer sagte: „Komm herüber und hilf uns.“ Plötzlich wachte er auf. Er hatte nur geträumt. Aber war das wirklich nur ein Traum. Nein. Es war ein Wink des Himmels. Und so machte er sich auf den Weg. Er vertraute seinem Traum und der Stimme.

Paulus hatte an der Westküste Asiens festgesessen, als das geschah. Der Mann, dessen Stimme er hörte, war Grieche. Was er hörte, verstand er als göttlichen Ruf nach Europa.

Wir kennen ähnliche Situationen. Wir kommen nicht weiter. Wir sitzen fest. Wir fragen uns dann: Wie soll es nur weitergehen? In solchen Momenten könnten wir gut so einen Traum oder Wink des Himmels gebrauchen, der uns sagt, was zu tun ist. Oft erreicht uns der Wink des Himmels auch, allerdings nur als Ahnung von dem, was sein könnte, als innere Stimme.

Ein Beispiel: Es war zum Streit gekommen. Und Sie waren unversöhnlich auseinander gegangen. Und nun? Man sitzt fest. Warten Sie nicht zu lange, wenn es Ihnen so vorkommt, als würden Sie wie Paulus eine Stimme hören, die sagt: „Komm herüber und hilf uns.“ Springen Sie über Ihren eigenen Schatten. Vergessen Sie mal die Schuldfrage. Machen Sie den ersten Schritt - über den Flur, über die Straße, über ihre Bedenken und Zweifel hinweg. Gehen Sie einfach rüber und helfen Sie – sich selbst und dem Menschen, der sie braucht.

Kleine machen Großes möglich

Juni 2007

Da standen sie auf dem Gipfel und wussten sich keinen Rat angesichts der vielen, die nichts zu essen hatten. Was für ein Jammer. Und dann

hörten sie die Worte, vor denen sie sich geradezu fürchteten: „Gebt ihr ihnen zu essen.“ Aber sie hatten nichts. Und auch die anderen schienen nichts zu haben. Jedenfalls rückte niemand etwas heraus.

Aber dann war da noch ein Kind. Keiner weiß mehr, wie alt es war und wie es hieß. Es war ein niemand in den Augen der Großen. Und doch kam mit ihm etwas Großes in Gang, wovon man bis heute spricht. Dies Kind hatte fünf Brote und zwei Fische dabei. Die stellte es zur Verfügung. „Was ist das schon für so viele?“ dachten die Großen. Genau diese Frage kam dem Kind nicht. So begann die Speisung der 5000. Alle wurden satt. Und es blieb sogar noch etwas übrig.

Auch heute hungern Menschen. Dabei wäre doch genug für alle da. Warum sollte heute nicht möglich sein, was damals möglich war? Natürlich wäre es eine logistische Herausforderung ohnegleichen, die Güter dieser Welt gerechter zu verteilen. Und die Bedenken und Einwände derer, die ihre Vorräte nicht hergeben wollen, würden nicht lange auf sich warten lassen. Aber es wäre möglich.

Als die von damals sich fragten, wer von ihnen der Größte sei, da stellte Jesus ein Kind in die Mitte und sagte: „Wer wie dies Kind wird, der ist der Größte.“ Vielleicht war es das Kind, das die fünf Brote und zwei Fische gegen alle Logik hergegeben und damit gezeigt hatte, wie es gehen könnte.

Hier gibt’s Milch umsonst

Juli 2007

Wie ihn das aufregte, dieses Feilschen um den Preis. Als wenn das so wichtig wäre. Und während er so über den Markt ging, platzte es aus ihm heraus: „Kommt her. Hier gibt’s Milch umsonst.“

Wie? Was? Hier gibt’s was umsonst? Schlagartig hörten ihm alle zu. Was sollte der Prophet Jesaja nun sagen? Es ging ihm ja gar nicht um die Milch. Jesaja hätte sich, sozial eingestellt wie er war, damals wie heute in einer Diskussion um Milchpreise für gerechte Preise und gegen jegliche Form der Abzocke eingesetzt.

Aber viel wichtiger: Jesaja ging es um das, was den Durst nach Leben löschen konnte. Und so provozierte er die Leute mit der Frage: „Warum zahlt ihr für das, was nicht satt macht?“ (Jesaja 55) Diese Frage ist auch fast dreitausend Jahre später immer noch aktuell.

Man bedenke nur, was für Unsummen an Geld für die Konsumgüter dieser Tage ausgegeben werden, die den Durst nach Leben nicht wirklich stillen? Von daher steht seine Frage nach wie vor im Raum: „Warum zahlt ihr für das, was nicht satt macht?“

Jeder Mensch muss für sich sehen, wie er mit dieser Frage umgeht. Auch Jesaja. Für ihn hing alles davon ab, ob man auf Gott hört oder nicht. Sein Rat lautete: „Hört auf mich, so werdet ihr Gutes essen. Ihr werdet leben und der Gnade teilhaftig.“ Allen dürfte klar gewesen sein: Hier kommt der zu Wort, in dessen Auftrag der Prophet redet: Gott selbst.

Und? Hatte das Folgen für die Leute? Versuchten sie, noch einmal genauer hinzuhören mit der Frage: Was ist Gottes Wille? Festzuhalten bleibt: Es gab immer wieder Menschen, die wie Jesaja auf Gott hörten und ihren Durst nach Leben gestillt bekamen und lebten.

Traum vom eigenen Häuschen

September 2007

Sie wollten sich nur ihren Traum vom eigenen Häuschen erfüllen. Schon lange hatten sie damit geliebäugelt. Immer wieder hatten sie die Kosten überschlagen und sich gefragt: Würde es reichen? Der freundliche Finanzberater machte ihnen Mut. Der angebotene Kredit war günstig. Alles sah gut aus. Und so bauten sie, wie viele andere auch, immer in der Hoffnung, dass nichts dazwischen kommen würde. Denn der finanzielle Spielraum war denkbar knapp.

Und dann wurde aus dem Traum ein Albtraum. Erst wurde seine Stelle gekürzt. Dann verlor sie ihren Job. Und das, als die Tochter gerade mit dem Studium beginnen wollte. Anschließend erhöhte auch noch die Bank die Zinsen fürs Darlehen.

Das war’s. Sie waren finanziell am Ende. Schweren Herzens mussten sie ihr Haus aufgeben. Eine Geschichte dieser Tage - nicht nur aus den Staaten. Was sich da abspielt, schreit zum Himmel. Existenzen sind und werden ruiniert.

Manche denken ja, was in der Bibel stände, wäre von vorgestern und weltfremd. Irrtum. Viele werden sich wünschen, sie hätten besser der Bibel geglaubt – und nicht ihrem Finanzberater.

Denn schon bei Jesus Sirach 21,7 heißt es: „Wer mit fremdem Geld sein Haus baut, ist wie jemand, der Steine für seinen eigenen Grabhügel sammelt.“ Viele müssen leidvoll erleben, wie sehr das stimmt.

Auch für die unverantwortlichen Finanzberater findet sich Passendes in der Bibel, wenn es z.B. bei Jesaja 5,8 heißt: „Weh denen, die ein Haus zum anderen bringen... Fürwahr, die vielen Häuser sollen veröden und leer stehen.“

Die Krise in der Immobilienbranche wird nicht nur Häuslebauer ruinieren, sondern auch manchen der unverantwortlichen Finanzberater und deren dunkle Geschäfte. Auch wenn es uns persönlich nicht direkt betreffen sollte, werden wir doch die Auswirkungen dieser Krise zu spüren bekommen.

Bleibt die Frage: Worauf habe ich gebaut – mein Haus, mein Leben und alles andere? Auf Sand, auf Pump oder, wie Jesus Matthäus 7,24-27 vorschlägt, auf Gott und sein Wort?

Liebe zeigen

September 2007

Wie oft mag es vorkommen, dass zwei Menschen, die sich lieben, über irgendeiner Nichtigkeit aneinander geraten? Und wie das dann so ist: Ein Wort gibt das andere. Und im Eifer des Gefechts fällt schon mal das eine oder andere Wort, das einem hinterher sehr Leid tut.

Und wenn dann keine Möglichkeit besteht, die Sache gleich wieder in Ordnung zu bringen, dann ist guter Rat teuer. Denn wie gern hätte man die Sache aus der Welt? Was dann?

Kennen Sie Saint-Exupérys Buch „Der kleine Prinz“? In diesem modernen Märchen geht es um einen kleinen Prinzen, der eine Rose über alles liebte. Diese eine Rose stellte sich als einzigartig für ihn heraus, obwohl es unzählig viele gab.

Warum war sie einzigartig für ihn? Weil sie seine Rose war, die Rose, mit der er sich vertraut gemacht hatte. Und dann bekam der kleine Prinz von einem Freund gesagt: „Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast. Du bist für deine Rose verantwortlich.“

Auf gewisse Weise setzt folgender Witz den Gedanken fort: „Ein Mann erzählt seinem Kollegen, wie er am Abend zuvor seine Frau glücklich gemacht hatte. „Wie das?“ fragte der andere. „Nun“, sagte jener, „ich habe meiner Frau eine Rose gekauft. Und dann habe ich sie ihr überreicht. Dabei habe ich ihr gesagt: ‚Die Rose der Rose, der Rose die Rose.’ Und alles war wieder gut zwischen uns.“

Der andere fand das gut. Nun konnte er auf dem Heimweg nur noch eine Schachtel Pralinen kaufen. Dreimal können Sie raten, was passierte, als er sein Mitbringsel mit den Worten überreichte: „Die Schachtel der Schachtel, der Schachtel die Schachtel.“

Man sieht: Einfach nachmachen geht nicht. Man sollte sich schon gut überlegen, wie man einem geliebten Menschen zeigen oder sagen will, dass man ihn bzw. sie liebt.

Von Freunden getragen

Oktober 2007

Hätte er nicht seine Freunde gehabt, wäre er verloren gewesen. Aber sie ließen ihn in seiner Not nicht hängen. Sie waren eben echte Freunde. Und er war ihnen von Herzen für die ihm erwiesene Freundschaft dankbar.

Was war passiert? Er war krank geworden, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Aus eigener Kraft kam er nicht mehr dahin, wo ihm geholfen werden konnte. Und doch konnte ihm geholfen werden, weil seine Freunde ihn zu einem brachten, der ihm helfen konnte.

Ähnliches könnte sich im Afrika unserer Tage zutragen, wo man bis heute weite Wege für eine ärztliche Versorgung in Kauf nehmen muss. Um jemanden zum Arzt bringen zu können, müssen Freunde, Nachbarn und Verwandte alles stehen und liegen lassen. Anders geht es nicht. Man ist aufeinander angewiesen. „Nur wer trägt, wird auch getragen“ - besagt ein Sprichwort.

Wo sind hierzulande die Menschen, die bereit sind, andere zu tragen, die nicht mehr können? Auch und gerade in unserer Zeit der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten sind wir aufeinander angewiesen.

Im 2. Kapitel des Markusevangeliums wird von solchen Freunden berichtet. Sie hofften, Jesus könne ihrem kranken Freund helfen. Und es gelang ihm tatsächlich, den Kranken an Leib und Seele zu heilen. Das mit dem Tragen hat also auch eine religiöse Dimension. Von daher stellt sich die Frage noch einmal neu: Wer ist bereit, die zu Gott zu tragen, die nicht mehr glauben können? Tragen wir einander – auch zu Gott.

Fragen des Lebens

Okt 2007

Ab und zu ist es gut, sich Zeit zu nehmen, um Fragen wie diese zu bedenken: Wo komme ich her? Wo befinde ich mich? Wo will ich hin? Solche Fragen kann man nicht ständig bedenken. Man hat ja auch noch was anderes zu tun.

Aber gerade die vor uns liegende Jahreszeit hat etwas, was uns geradezu zwangsläufig auf diese elementaren Fragen des Lebens stößt. Das Erntedankfest stellt einem auch schon mal die Frage nach dem Ertrag des eigenen Lebens. Tage wie der Volkstrauertag oder der Ewigkeitssonntag konfrontieren uns mit der Endlichkeit des Lebens. Und dann ist da auch noch der Buß- und Bettag, der uns fragen lässt: Wie komme ich zurecht mit dem, was ich schuldig geblieben bin – mir selbst, den anderen und Gott?

Die Beschäftigung mit diesen Fragen muss nicht zwangsläufig depressiv machen. Ganz im Gegenteil. Schon in den Psalmen heißt es: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden." Es geht darum, angesichts der Endlichkeit des Lebens die Freude am Leben neu zu entdecken. Unsere Lebenszeit ist nicht unbegrenzt. Darum nutze ein jeder die Zeit, um den weiteren Weg zu bedenken.

Von allen Seiten umgeben

Juni 2008

Liebe Leserin und Leser, kennen Sie das auch? Da wären Sie beinahe gefallen. Wie gut, dass sich Ihnen im letzten Moment die rettende Hand entgegen streckte. Da hätten Sie sich beinahe den Kopf gestoßen. Wie gut, dass da einer war, der die Hand dazwischen gehalten hatte.

Immer wieder erleben wir, dass da Menschen sind, die es gut mit uns meinen, die ihre schützende Hand über uns halten – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Dafür dürfen wir sehr dankbar sein.

„Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir." Dieser Spruch aus dem 139. Psalm gehört zu einem Gebet. Es wendet sich an Gott, der uns von allen Seiten umgibt. Er ist es, der uns begleitet, schützt und behütet.

So, wie wir unsere Hände behütend und schützend über die Menschen halten, die uns anvertraut sind und die wir lieben, so tut Gott es auch.

Im Grunde passiert beides in eins: Wenn wir uns gegenseitig behüten, wenn wir schützend unsere Hände übereinander halten, dann ist da immer auch Gottes Hand mit dabei.

Von allen Seiten umgibt er uns - wie die Luft, die uns immer und überall nahe ist, auch dann, wenn wir nicht an sie denken. Wie die Luft erfüllt und belebt er uns – auch dann, wenn es uns nicht bewusst ist.

Meiner Meinung hat die viel beklagte Gottlosigkeit unserer Tage ihren Grund nicht in der Abwesenheit Gottes, sondern in der geistigen Bewusstlosigkeit derer, die nicht wahrnehmen, wie er da ist - auch und gerade dann, wenn wir ihn nicht wahrnehmen.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie Gott spüren und immer wieder Erfahrungen machen, die Sie sagen lassen: „Danke, guter Gott, dass du mich von allen Seiten umgibst und deine Hand über mich hältst."

Sich und anderen Gutes tun

November 2007

Martin hatte einen berühmten Namensvetter: St. Martin. Der hatte – wie ja jeder weiß – mit einem armen Mann seinen Mantel geteilt. Martin kannte diese Geschichte seit seiner Kindheit. Wie oft war er am 11. November mit seiner Laterne unterwegs gewesen? Aber das war lange her.

Eines Tages fiel ihm auf dem Flohmarkt ein Buch über St. Martin in die Hände. Er fand darin mancherlei Geschichten über St. Martin, der offensichtlich nicht nur den Mantel geteilt hatte. Am meisten wunderte er sich darüber, dass St. Martin bei jener denkwürdigen Tat noch gar kein Christ gewesen war. Das wurde er erst später, wie aus den Geschichten hervorging.

Während Martin sich so mit seinem Namensvetter beschäftigte, kam er ins Nachdenken über seinen eigenen Werdegang. Dabei stieß er auch auf seinen Konfirmationsspruch: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" (Matthäus 16, Vers 26) Als Jugendlicher hatte er damit nichts anfangen können. Er war nur über die altertümliche Sprache gestolpert. Das war jetzt anders. Er hatte genügend Menschen vor Augen, die auf

dem Weg nach oben ihre Seele verloren hatten, während sie über Leichen gingen - sogar über die eigene. Und bestand nicht auch bei ihm die Gefahr, Schaden zu nehmen an der Seele?

Als er so darüber nachdachte, wie er das verhindern konnte, kam ihm wieder St. Martin in den Sinn. Dessen Seele hatte keinen Schaden genommen. Im Gegenteil: Sie hatte Frieden gefunden. Das faszinierte ihn. Bisher hatte er gedacht, dass man sich entscheiden muss, ob man sich oder anderen Gutes tun will. An St. Martin wurde ihm deutlich, dass es möglich war, sowohl das Wohl anderer als auch das eigene Wohl im Blick zu haben. Und ihm dämmerte, dass es für den eigenen Seelenfrieden nicht so wichtig war, wie reich oder arm einer ist, sondern ob das, was einer tut, der eigenen Seele und der Seele anderer gut tut.

Sich dem Fremden öffnen

Dezember 2007

Es war viel los in der Stadt. Dies Durcheinander konnte einem ganz schön zu schaffen machen. Alle waren mehr oder weniger mit sich und den üblichen Besorgungen beschäftigt. Es waren die Tage vor Weihnachten.

Auch in Bethlehem war damals wegen der Steuerlisten viel los. Wie mag es da den Wirtsleuten gegangen sein, von deren Herberge es in der Weihnachtsgeschichte Lukas 2 heißt „Kein Raum"? Man stelle sich vor: Alle wollten was von ihnen. Wer immer vor der Tür stand und um Einlass bat, hatte Pech gehabt. Das Haus war eben voll. Was hätten sie denn machen sollen?

Ja, wenn die Wirtsleute gewusst hätten, dass es sich bei den Durchreisenden um die heilige Familie gehandelt hatte? Aber genau das konnten sie nicht wissen. Immerhin boten sie den Stall als Notunterkunft an. So hatten sie wenigstens ein Dach über dem Kopf. Besser als nichts.

Es ist noch nicht lange her, dass Vertriebene aus dem Osten im Westen eine Bleibe suchten – und auch fanden. Bis in unsere Tage stehen überall auf der Welt Flüchtlinge vor der Tür und bitten um Unterkunft. Sind wir bereit, sie aufzunehmen – zur Not im Gartenhäuschen? Aber wer wagt schon, jemand Fremdes bei sich aufzunehmen. Und sei es Gott persönlich, der vielen fremd geworden ist.

In einem Krippenspiel sagte der Wirt nicht wie vorgesehen „Tut mir leid, ich habe keinen Platz mehr", sondern zu aller Überraschung

„Kommt rein". Eigentlich war es ja falsch. Aber im Grunde genommen war es richtig, dass er sich der Not der Durchreisenden nicht verschloss.

Im Spiel ist das möglich. Und in Wirklichkeit? Vielleicht ist das Erlebnis des weihnachtlichen Wunders nur denen möglich, die es wagen, sich dem Fremden und Neuen zu öffnen?

Ich muss abnehmen

Februar 2008

Da sitze ich neulich bei einer Geburtstagsfeier. Sagt mein Freund doch mit seinem verschmitzten Lächeln: „Mensch, du kriegst ja einen Bauch." Schreck lass nach. Er hatte Recht. Leider. Irgendwie fühlte ich mich ertappt. Ein Wort gab das andere. Wir mussten lachen. Spontan fasste ich den Entschluss: „Das passiert mir nicht noch einmal. Ich muss abnehmen."

So steht es schon im 3. Kapitel des Johannesevangeliums. Gesagt hat es Johannes der Täufer. Der dachte – asketisch, wie er lebte – sicher nicht an seinen Bauch. Er dachte an Jesus, in dem er Gott selbst am Werk sah, als er sagte: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen." Und er meinte: Ich und mein Einfluss müssen kleiner werden. Er und sein Einfluss müssen größer werden. Das macht Sinn, wenn man dabei wie Johannes an Jesus und Gott denkt.

Es macht aber auch Sinn, wenn ich dabei an die Menschen denke, mit denen ich es zu tun habe. Wo es mir gelingt, mich zurückzunehmen, mich nicht so dicke zu machen, gebe ich Gott und anderen die Möglichkeit, sich zu entfalten. „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen." Mit meinen Worten: Weniger ich, mehr du.

Das übernehme ich in die Reihe meiner guten Vorsätze: Weniger Arbeit und mehr Freiraum, weniger Sitzungen und mehr Bewegung, weniger Süßes und mehr Frisches, weniger Alkohol und mehr Wasser, weniger Kaffee und mehr Schlafen, weniger Auto und mehr Fahrrad, weniger fernsehen und mehr lesen, weniger machen und mehr lassen, weniger meckern und mehr loben, weniger wissen und mehr fragen, weniger ich und mehr du …

Wie gut, dass am Mittwoch die Passions- und Fastenzeit begonnen hat. Das gibt mir wieder einmal die Möglichkeit, mich in der Realisierung meiner guten Vorsätze zu üben.

Dem Leben auf der Spur

März 2008

Elf der zwölf Jünger hatten es gut. Christus war ihnen nach seiner Auferstehung erschienen. Nur Thomas nicht, der dann nicht glauben konnte, was man ihm darüber berichtete. Deshalb nennen ihn viele bis heute den ungläubigen Thomas. Dabei wollte er sich doch nur selbst davon überzeugen, dass Christus lebt.

Eine Woche nach Ostern passierte es dann: Der Auferstandene begegnete auch ihm. Aus dem ungläubigen wurde ein gläubiger Thomas. Als wenn Christus geahnt hätte, was das nach sich ziehen könnte, sagte er: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Damit war klar, dass Christus nicht jedem so erscheinen würde, wie er den Jüngern und Thomas erschienen war. Aber genau damit haben seitdem viele ein Problem. Wie Goethe sagen sie sich: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Nicht sehen, nur hören und trotzdem glauben? Geht das? Aber natürlich. Man muss sich vorher nur von dem Missverständnis verabschieden, Glaube wäre gleichbedeutend mit Nichtwissen. Ich verstehe Glauben im Sinne von Vertrauen. Wem ich glaube, wem ich vertraue, dem nehme ich ab, was er mir sagt. So ist das für mich auch mit Christus, der sagt: „Ich lebe und ihr sollt auch leben." Ihm glaube ich, dass er lebt. Und das will ich auch: Leben – wie er lebt.

Fragt sich nur noch: „Was muss ich tun, um dieses wahre und ewige Leben zu erlangen?". Darum ging es schon in einem Gespräch zwischen Christus und einem Schriftgelehrten, der die Antwort aus dem Alten Testament zitierte: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst." Dem fügte Christus nur hinzu: „Tu das, so wirst du leben."

Da schließt sich für mich der Kreis: Wer dem Auferstandenen auf die Spur kommen will, wer ihn sehen und begreifen will, wer wie er leben will, der muss die Liebe leben.

Träume und Visionen

Mai 2008

Sie waren so begeistert, so erfüllt, so Feuer und Flamme, so high, dass man annehmen musste, dass sie betrunken waren. Aber weit gefehlt.

Sie waren nicht voll. Allenfalls voller Ideen und Tatendrang, sowohl die Jungen als auch die Alten.

Was ich hier beschreibe, ereignete sich zu Pfingsten in der Jerusalemer Urgemeinde. Es war so unbeschreiblich, dass der Apostel Petrus sagte: „Lasst euch erklären, was hier vorgeht. Die Leute sind nicht betrunken."

Und dann erinnerte er an eine uralte Verheißung Gottes, die der Prophet Joel festgehalten hatte: „Über alle, die mir dienen, Männer und Frauen, gieße ich zu jener Zeit meinen Geist aus. Junge Leute haben Visionen und die Alten prophetische Träume."

Auch wir haben Pfingsten gefeiert. Haben wir auch Träume und Visionen von dem, wie es weitergehen soll, z.B. in Birma und China oder mit dem Klimawandel? Haben die jungen und alten Leute hierzulande eine gemeinsame Vision davon, wie es weitergehen könnte zwischen den Generationen und mit „Ehre Vater und Mutter, auf dass du lange lebest und dir's wohlgehe"? Haben wir von Gott inspirierte Träume und Visionen von einer besseren Welt?

Nun sage niemand: „Die gibt's nicht." Warum sollte es die denn nicht mehr geben? Warum sollte es nicht möglich sein, dass junge und alte Menschen in einer neuen Form von Teamgeist, begeistert und geistreich zugleich, alles dran setzen, damit ihre Träume und Visionen von einer besseren Welt Wirklichkeit werden?

Nicht hängen lassen

Juli 2008

Erinnern Sie sich noch an das Spiel Türkei gegen Tschechien bei der Europameisterschaft? Da stand es 15 Minuten vor Schluss 2:0 für die Tschechen. Das Spiel schien entschieden. Aber die türkischen Spieler gaben einfach nicht auf.

Und es gelang ihnen tatsächlich, das Spiel doch noch zu gewinnen. Bewundernswert. Man darf sich eben nicht hängen lassen. Eine Weisheit sagt: Gerade wenn einem das Wasser bis zum Hals steht, darf man den Kopf nicht hängen lassen, wenn man nicht ertrinken will.

Wie oft stand ich selbst schon vor einem schier unlösbaren Problem oder einem erdrückenden Berg von Arbeit und dachte mir: „Das schaffe ich nicht. Das ist unmöglich." Und dann habe ich es mit dem Mut der Verzweiflung doch versucht. Und siehe da: Es ging.

Es zeigt sich immer wieder, dass es keinen Sinn macht, sich hängen zu lassen, wie aussichtslos und verfahren die Situation auch aussehen mag. Denn wer sich hängen lässt, beraubt sich der Möglichkeit, das Ganze vielleicht doch noch zu einem guten Ende zu bringen. Sich selbst hängen zu lassen, ist keine Lösung. Und andere hängen zu lassen, ist auch nicht ratsam. Man will ja auch nicht hängen gelassen werden.

Selbst mit Blick auf Gott macht es Sinn, zu sagen: Nicht hängen lassen. Denn er lässt uns auch nicht hängen. Ganz im Gegenteil: Er hält uns – was auch geschieht. Das besingt David: „Gott hält mich." (Psalm 3,6) Dieser Gott lädt seinen Propheten Jeremia (Jeremia 15,19) und jeden, der ihm glaubt, ein: „Wenn du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir halten."

Wenn das kein Angebot ist, das wir uns ja auch gegenseitig machen könnten. Selbst gehalten können wir halten und brauchen weder uns noch andere noch Gott hängen zu lassen.

Was wir glauben in Worte gefasst

August 2008

In der Kirchengeschichte sind zu allen Zeiten Glaubensbekenntnisse entstanden, die versuchten, mit zeitgemäßen Worten neu zu sagen, dass und was man glaubte. Die Tatsache, dass wir uns an der Formulierung von Glaubensbekenntnissen versuchen, ist weder ein Zeichen von Verfall noch von Unglaube noch von Beliebigkeit.

Ganz im Gegenteil: Es ist ein Zeichen vom Ringen um den eigenen Glauben und um Worte, die dem entsprechen. Die mancherlei Gespräche im Umfeld dieser Bemühungen haben gezeigt, wie lohnend es ist, einmal darüber nachzudenken und zu sprechen, woran man glaubt und was einem hoch und heilig ist.

Die Bibel selbst fordert uns auf, uns selbst und anderen gegenüber Rechenschaft abzulegen bzw. zu sagen, dass und was wir glauben. „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist." (1. Petr 3, 15)

Folgendes Glaubensbekenntnis fasst in Worte, was wir glauben:

Ich glaube, Gott ist die Liebe,
ohne die wir nicht leben können,
die unserem Leben Sinn und Würde gibt.

Ich glaube an Jesus Christus,
der die Liebe Gottes verkörperte
und der auch angesichts des Leidens
bei seiner Botschaft
von der Liebe Gottes blieb.
Ich glaube an den Heiligen Geist,
die Macht und Kraft Gottes,
die uns eins sein lässt mit allen,
die glauben, hoffen und lieben.
Ich glaube an die Liebe, die uns befähigt,
uns selbst, die anderen und Gott zu lieben,
die uns trägt, auch über den Tod hinaus,
die Zukunft ermöglicht
und die Welt verwandelt.
Amen.

Sich was sagen lassen

September 2008

Der Kleine war erst vier Jahre alt. Aber als ihm die Erzieherin im Kindergarten sagte: „Du bleibst da bitte sitzen", entgegnete er nur: „Nein. Du bist nicht mein Bestimmer. Du hast mir nichts zu sagen." Als ihn dieselbe Erzieherin einen Moment später fragte: „Hast du schon gegessen?" bekam sie zur Antwort: „Nein. Du hast mir nicht gesagt, dass ich essen soll." Eine Kindergeschichte zum Schmunzeln.

Zum Verzweifeln ist es, wenn Erwachsene so reagieren. Denn sagt jemand, wo es lang geht, lehnen das viele als Bevormundung oder Einmischung von außen ab. Sagt niemand, wo es lang geht, beklagen das die gleichen Leute als mangelnde Führung durch die Verantwortlichen.

Schon beim Propheten Micha heißt es: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott". (Micha 6,8)

Wie mag es dem himmlischen Vater mit denen gehen, die sich nicht einmal von ihm etwas sagen lassen wollen?

Wir werden uns entscheiden müssen, ob wir uns von Gott etwas sagen lassen wollen. Falls das der Fall ist, bleibt zu klären, wie wir herausbekommen, was er sagt. Eine Möglichkeit besteht darin, in der Bibel zu lesen.

Wir werden sicher nicht alles hilfreich und für uns als zutreffend empfinden. Macht nichts. Es geht ja auch bei einer Schatzsuche nicht um den Sand, sondern um den Schatz, der unter dem Sand verborgen ist. Wer also die Bibel liest und sie wie ein Schatzsucher nach Wegweisung durchsiebt, der wird auch fündig.

Nehmen wir uns doch die Zeit, die Bibel zu lesen. Denn „es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen." (Apostelgeschichte 6,2) Gott hat uns nach wie vor viel zu sagen.

Erlöse uns von dem Bösen

Oktober 2008

Das mit der Erlösung hat ja dieser Tage nicht gerade Konjunktur. Und auch der Böse oder das Böse hat im Bewusstsein der meisten längst nicht mehr die Bedeutung wie in früherer Zeit.

Ich selbst habe die Bitte „Erlöse uns von dem Bösen" aus den Vaterunser bisher immer so verstanden, als wenn es hier darum ginge, dass Gott uns bzw. mich vom Bösen erlöst bzw. befreit. Und ohne es mir bewusst zu machen, ging ich davon aus, dass ich gut bin und andere bzw. anderes böse. Ohne es mir bewusst zu machen, habe ich die Welt in Gut und Böse aufgeteilt und mich natürlich auf der Seite des Guten und der Guten gesehen.

Und auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass es hier nicht nur um das Böse geht, das außerhalb meiner Person in anderen und anderem zu finden ist, sondern – zumindest ebenso – um das Böse bzw. den Bösen in mir. Dadurch bekommt die Bitte „Erlöse uns von dem Bösen" eine andere Betonung. Also nicht nur „Erlöse uns von dem Bösen(!)", sondern „Erlöse uns(!) von dem Bösen".

So betont und verstanden bitten wir Gott im Vaterunser nicht nur darum, uns das Böse bzw. den Bösen vom Hals zu halten, das bzw. der uns von außen bedrängt. Nein: Wir bitten darum, uns vom Bösen zu befreien, das leider auch in uns steckt.

Reich für andere

November 2008

Er aß vom Feinsten, trank nur edle Tropfen, kleidete sich überaus edel, wohnte unglaublich schön und war in jeder Hinsicht bestens versorgt. In Lukas 16 heißt es: „Er lebte alle Tage herrlich und in Freuden."

Das hört sich an wie die Beschreibung der Schickeria unserer Tage. Gleichzeitig gab und gibt es unvorstellbare Armut, oft direkt vor der Tür. Bei Lukas hat die Armut einen Namen: Lazarus. Von ihm heißt es: „Er begehrte sich zu sättigen mit dem, was von des Reichen Tisch fiel."

Manch einer betet angesichts der ungleichen Verteilung der Reichtümer dieser Erde im Sinne der Klagepsalmen: „Herr, warum verbirgst du dich zur Zeit der Not? Der Geldgierige lauert, dass er dem Elenden sein Letztes nehme. Er nimmt es ihm und bereichert sich selbst. Viele Völker müssen Hunger leiden, weil der Gottlose Übermut treibt."

Bei Lukas ist nachzulesen, dass es ausgleichende Gerechtigkeit wohl erst nach dem Tod gibt. Da geht's dem Armen gut und dem Reichen schlecht.

In diesem Sinne wurden über die Jahrhunderte viele Menschen getröstet, aber auch vertröstet. Leider. Denn der Reiche, den Lukas vor Augen hatte, kam zu spät zur Einsicht, was falsch gelaufen war und ihm dann Qualen bereitete. Und auch für die, die im Elend zu-grunde gegangen waren, war es zu spät, um ihnen zu helfen.

Es ist noch nicht lange her, da hatten Geschichten wie die vom armen Lazarus zur Folge, dass manchem Reichen das Gewissen schlug und er sich im Rahmen seiner Möglichkeiten für die einsetzte, die Hilfe brauchten. Prominentestes Beispiel ist J. Rockefeller, dem reichsten Mann seiner Zeit. Er wurde aufgrund seiner Gier nach noch mehr Geld todkrank. Die Wende kam, als ihm klar wurde, dass Geld nicht dafür da war, es nutzlos anzuhäufen, sondern zum Wohle anderer einzusetzen.

Leider zeigt sich gerade unserer Tage, dass nicht alle so denken. In ihrer Gier gehen sie über Leichen. Dabei würde es sowohl ihnen als auch den Armen besser gehen, wenn es ihnen gelänge, nicht reich für sich allein, sondern reich für andere zu sein.

Und was geht das uns an? Eine Menge. Denn auch wir sind vergleichsweise reich. Unser Reichtum versetzt uns in die Lage, dass wir uns der Armen annehmen können, ob in der Nähe oder in der Ferne. Noch ist es uns möglich, reich für andere zu sein. Lieber spät als gar nicht und je mehr desto besser das Notwendige und Mögliche tun.

Vertrauen

November 2008

Alle Welt wirbt um unser Vertrauen. Wem vertrauen wir? Der Kirche, dem Staat, den Politikern, der Werbung, Freunden, Angehörigen,

Gott? Wer wirkt so Vertrauen erweckend auf uns, wer ist so vertrauenswürdig, dass wir uns ihm vertrauensvoll auch mit ganz vertraulichen Dingen anvertrauen würden? Und wer vertraut mir? Ab wann vertraut man nicht mehr? Wie baut man Vertrauen auf? Und wenn das Vertrauen missbraucht wird?

Für mich hat das Vertrauen drei Seiten: Sich selbst vertrauen, anderen vertrauen, Gott vertrauen.

Erstens: Sich selbst trauen. Selbstvertrauen. Mit das Schlimmste, was passieren kann, ist doch das, dass man sich nicht mehr traut, das Selbstvertrauen verliert. Wer sich was traut, sich was zutraut, kommt auf jeden Fall weiter.

Zweitens: Anderen vertrauen. Das Vertrauen zu anderen. Es ist wunderbar, jemandem vertrauen zu können. Natürlich nicht unbedingt blind. Auch wenn das anderen entgegen gebrachte Vertrauen schon missbraucht wurde, ist es gut, dem Vertrauen immer wieder eine Chance zu geben, sich zu entwickeln und langsam zu wachsen.

Drittens: Das Vertrauen zu Gott. Kurz gesagt: Gottvertrauen. Mit dem Gottvertrauen kommt noch einmal eine ganz besondere Dimension des Vertrauens hinzu. Gerade diese Form des Vertrauens ist nicht jedermanns Sache. Schon in der Bibel sagt einer: Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.

Er sagt nicht gleich: „Das kann ich nicht." Oder: „Das funktioniert ja doch nicht." Er versucht es. Das könnten wir auch tun, einander helfen, zu vertrauen – uns selbst, den anderen und Gott.

Gott jedenfalls – das glaube ich ganz fest – traut uns das zu, dass wir das mit dem Vertrauen hinkriegen.

Auf dem Weg zum Fest

Dezember 2008

Endlich war es klar. Sie würden die Reise machen. Es war eine lange Reise, noch dazu mit ungewissem Ausgang. Natürlich fragten sie, ob sich der Aufwand und die Mühe lohnen würden. Aber sie wollten es wagen. Die Aussicht zu finden, was sie suchten, war zu verlockend. Allen Zweifeln und Einwänden zum Trotz zogen sie los.

So könnte es gewesen sein, als sich die biblischen Weisen aus dem Morgenland auf den Weg ins Heilige Land machten. Der Legende nach handelte es sich um die drei Könige Melchior, Balthasar und Kaspar.

Bevor sie ankamen, werden sie wochenlang unterwegs gewesen sein. Da sie nichts Genaues wussten und nur den Stern und die Prophezeiung zur Orientierung hatten, mussten sie sich vor Ort durchfragen. Was mag ihnen da alles durch den Sinn gegangen sein? In Matthäus 2 wird berichtet, wie sie den neugeborenen Christus fanden, nach dem sie fleißig geforscht hatten.

Mich fasziniert ihre Geschichte, weil ich mich auch auf dem Weg weiß. Dabei handelt es sich bei mir weniger um eine Pilgerreise zur Geburtsgrotte als vielmehr um einen inneren Weg. Wie sie möchte ich ihm begegnen, der allein in der Lage ist, Weihnachten zum Christfest werden zu lassen.

Indem ich mir immer wieder bewusst mache, wohin meine weihnachtliche Reise gehen soll, verändern sich meine Vorbereitungen aufs Fest. Ich weiß: Wie ich mich aufs Fest vorbereite, so werde ich es dann auch feiern.

So bin ich auch in diesem Jahr dem Geheimnis der Weihnacht auf der Spur, erfüllt von dem Wunsch, dass mir am Ende der Vorbereitung und Einstimmung auf das Fest auch der begegnet, den die Weisen suchten und in der Krippe fanden.

Schwarzer Mann im Weißen Haus

Januar 2009

Während die Zeitung lese, sehe ich eine Karikatur. Zwei lesen, was die Welt bewegt. Sagt der eine: „Mein Husten ist weg." Sagt der andere: „Das macht Obama." Wenn es mal so einfach wäre. Und trotzdem muss ich schmunzeln.

Es mag viele Gründe dafür geben, dass alle Welt so voller Erwartungen auf den schwarzen Mann im weißen Haus schaut. Einer ist sicher seine unerschütterlich scheinende Zuversicht, die vielen fehlt und die er ausstrahlt, wenn er sagt: „Yes, we can. Ja, wir können."

Recht hat er. Natürlich kann er es nicht allein schaffen. Niemand kann das. Aber gemeinsam könnten wir die Welt zum Guten verändern. Sicher wird er nicht allen Erwartungen gerecht werden können. Und doch erwarten unendlich viele durch ihn eine Veränderung der Welt zum Guten.

Tritt er damit nun - zum Messias stilisiert - in Konkurrenz zu Jesus Christus? Nein. Jesus Christus sagte „Wer nicht gegen uns ist, der ist

für uns“ (Lukas 9, 40), als sie ihn fragten, was von einem zu halten wäre, der wie er böse Geister austrieb. Wer Gott und den Menschen dient, handelt also nicht gegen Christus, sondern in seinem Sinne. Als Christus öffentlich wirksam wurde, fragte man ihn einmal: „Bist du es, der da kommen soll oder sollen wir auf einen anderen warten?“ (Matthäus 11, 3) Jesus beantwortete diese Frage positiv mit einem Hinweis auf seine Taten.

Wir hoffen für den schwarzen Mann im weißen Haus, dass es ihm bald gelingt, seine Träume von einer besseren Welt zu verwirklichen. Wir wünschen ihm, dass er sich durch die diffusen Heilserwartungen nicht überfordern lässt. Und wir würden nur zu gern erleben, dass der ihn segnet, dessen Hilfe er bei seinem Amtseid erbeten hat mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe.“ Möge Gott ihm und uns allen helfen. Die Welt könnte es brauchen.

Berührt werden

Januar 2009

Berührt werden. Das klingt positiv. Aber will ich das? Eigentlich schon. Natürlich nicht von jedem. Und auch nicht von allem. Ich will natürlich auch keiner sein, der von allem unberührt bleibt.

Aber kann ich das steuern, was mich berührt? Kann ich bestimmen, was ich einfach abprallen lasse? Kann ich beeinflussen, was mir unter die Haut geht und was nicht?

Von dem, was mir gut tut, lasse ich mich körperlich und innerlich gern berühren: von den Farben beim Sonnenaufgang, vom Vogelgezwitscher im Morgengrauen, vom Duft der roten Rose, vom Abendhauch auf dem Heimweg, von denen, die es gut mit mir meinen.

Und Gott? Manchmal berührt es mich, wenn ich etwas von Gott höre, so höre, als wäre es mir gesagt: „Du bist mein geliebtes Kind.“ „Ich bin bei dir.“ „Fürchte dich nicht.“ „Ich will dich segnen.“ Das geht mir unter die Haut. Das tut gut. Da geht es mir wie jener Frau aus der Bibel (Lukas 8), die ihn berührte und eine Kraft verspürte, die sie innerlich und äußerlich heil werden ließ.

Das will ich auch, ihn berühren, von ihm berührt werden, seine Kraft spüren. Sie auch? Ich lade Sie ein, sich in Erwartung einer göttlichen Berührung Gott zu öffnen.

Nicht ins Stolpern geraten

Februar 2009

In der Schule sollte ich eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern in meinem Unterricht mit unterrichten, weil eine Kollegin krankheitsbedingt ausgefallen war. Im Prinzip kein Problem. Nur: Die Klasse war nicht da, wo ich sie unterrichten wollte. Aber da die Stunde beginnen sollte, dachte ich mir: „Ich laufe mal schnell rüber und hole sie her.“ Und dann bin ich so schnell gewesen, dass ich meine Brille überholt habe und den unteren Teil einer Treppe halb fliegend, halb springend hinter mich bringen wollte. Leider habe ich die letzte Stufe nicht ganz geschafft, mir den Fuß verdreht und … Bänderriss. Schöne Bescherung.

Mittlerweile geht es schon wieder. Aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich mich gefragt habe: „Warum bist du auch so gerannt?“ Antwort: Weil es ganz schnell gehen sollte. Hätte ich mal... wäre ich mal... doch zu spät. Während ich mit einem schmerzenden Fuß durch den Rest der Weihnachtszeit humpelte, formte sich mein Sinnspruch: „Lass dich nicht von anderen treiben, sonst kommt dein Leben ins Stolpern.“

Für den Fall nun, dass man Sie treibt, kann ich Ihnen nur raten: Rennen Sie nicht. Lassen Sie sich nicht treiben. Denn wie sagt man so schön: In der Ruhe liegt die Kraft. Dies gilt im Kleinen wie im Großen. Das mit meinem Stolpern und dem Bänderriss war nur ein kleiner Unfall. Es gibt größere, wenn es z.B. infolge von Stress und Hektik zu Verkehrsunfällen oder Herzinfarkten kommt.

Wenn wir uns zu guter Letzt so sehr treiben lassen, dass wir keine Zeit mehr für Gott finden, dann müssen wir uns nicht wundern, wenn wir in Stolpern geraten und mit uns die ganze Welt.

Und die Moral von der Geschicht

März 2009

Immer wieder kommen mir diese Worte Wilhelm Buschs in den Sinn, weil das mit der Moral so eine Sache geworden ist. Über Jahre, ja Jahrzehnte war es geradezu verpönt, jemandem mit Moral zu kommen. Vielleicht lag es daran, dass eine Zeit lang zu viel moralisiert wurde. So wurde darauf verzichtet.

Und nun, wo das mit der Moral weitgehend abgeschafft worden ist, haben wir die Bescherung. Nicht, dass ich mir die Zeiten mit Rohrstock und erhobenem Zeigefinger zurück wünschen würde. Aber da die abgeschaffte Moral durch nichts ersetzt wurde, geht es zu oft unmoralisch, geradezu unmenschlich zu. Der Mensch ist eben nicht nur edel und gut.

Wie sonst wäre zu erklären, was sich unserer Tage abspielt: Kinder machen einen Sport aus Ladendiebstählen. Erwachsene reichen den gelben Urlaubsschein ein. Steuern werden hinterzogen. Ehrliche Handwerker durch insolvente Auftraggeber in den Ruin getrieben. Hedgefonds legen schwarze Zahlen schreibende Unternehmen still, weil damit mehr Geld zu machen ist...

Und zu viele holen ohne schlechtes Gewissen raus, was rauszuholen ist – und das immer auf Kosten anderer, versteht sich. Man muss kein Moralist sein, um zu dem Schluss zu kommen: Das muss sich ändern.

Wenn diese Menschen sich nur für einen Moment in die Lage derer versetzen würden, denen sie derartig Unmoralisches antun? Deshalb hat Jesus in seiner Bergpredigt allen Menschen die Goldene Regel ans Herz gelegt: „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch." (Matthäusevangelium 7,12)

Was sähe die Welt anders aus, wenn sich alle daran halten würden? Vermutlich sähe sie schon anders aus, wenn ich mich immer daran halten würde.

Platz für alle

April 2009

Immer wieder kommt es vor, dass Menschen zunächst keinen Platz finden, sei es im Bus, in der Kirche oder im Terminkalender ihres Arztes..., weil schon irgendwie alles besetzt, vergeben, belegt oder reserviert ist. Aber dann geht es meistens doch.

In der Kirche gibt es ausreichend freie Plätze. Keiner muss also außen vor bleiben. Ganz im Gegenteil. Der freie Platz nötigt geradezu, herein zu kommen. Denn es ist Platz für alle da.

Mehr noch: Wer seinen Platz nicht ausfüllt, der sorgt für eine Lücke, die schmerzt. Es wäre schön, wenn alle ihren Platz finden könnten.

Plädoyer für den Vatertag

Mai 2009

Wenn ich sehe, wie manche Vatertag feiern, kann ich die verstehen, für die dieser Tag nur ärgerlich ist. Und doch will ich heute mal nicht, wie es von der Kirche her oft üblich ist, gegen den Vatertag wettern. Ganz im Gegenteil. Das hat zwei Gründe.

Zum einen bin ich der Meinung, dass es in Zeiten der Gleichberechtigung tatsächlich auch einen Vatertag geben sollte, wie es schon einen Muttertag gibt. Es ist für mich also nicht die Frage, ob wir Vatertag feiern, sondern wie wir es tun. Es ist an der Zeit, der fragwürdigen Art, Vatertag zu feiern, eine angemessene Art entgegen zu setzen. Dazu müsste meines Erachtens die Wertschätzung der richtigen Väter gehören, die beruflich wie privat einiges leisten für die, die ihnen anvertraut sind.

Und dann gibt es einen zweiten Grund. Haben Sie sich einmal gefragt, wem wir es zu verdanken haben, dass der Vatertag ausgerechnet an Christi Himmelfahrt gefeiert wird? Kaum zu glauben, aber wahr ist, dass wir es Christus selbst zu verdanken haben. Ganz vordergründig betrachtet gäbe es den Tag der Himmelfahrt Christi ja nicht, wenn Christus nicht gelebt hätte.

Aber viel wichtiger ist, dass der auferstandene Christus zu Maria Magdalena sagte: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater". Wenn doch der Vatertag dem diente, dass wir den himmlischen Vater mehr im Blick hätten, den Jesus im Blick hatte, dann bekäme der Vatertag doch einen ganz wunderbaren weiteren Sinn.

Es könnte also aus dem Vatertag noch ein richtig guter Tag werden, wenn die richtigen Väter die Aufmerksamkeit bekämen, die sie verdienen. Je früher sich diese Sicht des Vatertags einbürgerte, desto besser für die Väter – die irdischen wie den himmlischen.

Wenn Engel reisen lacht der Himmel

Juni 2009

Dieses geflügelte Wort wird dieser Tage immer dann zu hören sein, wenn jemand mit seinem Urlaubswetter Glück hatte und die Sonne am blauen Himmel strahlte.

So sehr wir allen gutes Wetter wünschen, müssen wir uns doch fragen, ob denn tatsächlich das Wetter darüber entscheidet, wer ein Engel ist und wer nicht. So wichtig ist das Wetter nun auch wieder nicht, auch wenn viel darüber gesprochen wird.

Für mich macht dieses Wort vom Reisen der Engel und vom Lachen des Himmels auch ohne das Wetter Sinn. Ich denke bei den Engeln zunächst an die himmlischen Boten, die guten Mächte. Ich kann die Engelsmächte, die mich begleiten und behüten, die mich umgeben wie die Luft, zwar nicht sehen, aber spüren möchte ich sie.

Ich wünsche mir mit Blick auf mich selbst und die, die mir lieb und teuer sind, dass Wirklichkeit wird, was der 91. Psalm verspricht: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen." Wenn diese Engel mit mir, mit uns unterwegs sind, lacht der göttliche Himmel.

Darüber hinaus denke ich an sehr irdische Engel, die so aussehen wie „du und ich", denen ich spontan sage: „Dich schickt der Himmel". Für mich werden sie zu Engeln, indem sie mir von Gott her vermitteln, was mir hilft und gut tut – ob ihnen das nun bewusst ist oder nicht.

Sicher freut sich der Himmel über die himmlischen Engel, die mit uns unterwegs sind. Aber noch mehr wird er sich über jeden irdischen Engel freuen, der andere auf ihren Reisen und Wegen begleitet, der ihnen Himmlisches erschließt und sie ein Stück Himmel auf Erden spüren lässt. Wohl wahr: Wenn Engel reisen - und andere auf ihren Reisen begleiten - lacht der Himmel.

Alles ist möglich

Juni 2009

Bei vielem wissen wir zunächst nicht, ob es möglich oder unmöglich ist. Wieso sollte anderen oder zu einem anderen Zeitpunkt nicht doch möglich sein, was ich mir eben einfach nicht als Möglichkeit vorstellen kann? Könnte es sein, dass man viel zu voreilig sagt: „Unmöglich!"

Ich muss mich also fragen: „Habe ich wirklich alles versucht, das unmöglich Scheinende doch noch möglich zu machen?" Das, was mir auf den ersten Blick unmöglich zu sein scheint, muss ja nicht unmöglich sein. Deshalb wäre es vernünftig, nie „unmöglich" zu sagen, selbst dann nicht, wenn es menschlich betrachtet ganz und gar unmöglich zu sein scheint.

Jesus sagt: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich." (Lukas 18,27) Diese Botschaft hält den Horizont und die Zukunft immer da offen, wo wir uns nicht vorstellen können, wie es weitergehen soll. Jesus hält fest: Wo wir am Ende mit unseren Möglichkeiten sind, ist Gott es noch lange nicht. Wo wir denken: „Das war's..." gibt er zu bedenken: „Von Gott her nicht. Da geht noch was – auch wenn es menschlich gesehen unmöglich scheint."

Und so ermutigt Jesus, es doch noch einmal zu versuchen, doch noch etwas zu erwarten. Und warum eigentlich nicht? Warum sollte etwas unmöglich sein, nur weil ich es mir zurzeit nicht vorstellen kann?

Dieser Gedanke, dass von Gott her möglich ist, was von uns aus betrachtet unmöglich erscheint, lässt ein göttliches Licht auf unsere Unmöglichkeiten fallen, sodass es für das uns unmöglich Scheinende neue Möglichkeiten gibt.

Mittragen statt Mitnehmen

August 2009

In weiten Teilen Afrikas ist der Weg zum Arzt oft eine kleine Weltreise. Ist jemand so krank, dass er nicht mehr allein hingehen kann, müssen ihn die anderen hintragen – auch wenn sie gerade weder Lust noch Zeit dazu haben. Denn: „Wer nicht trägt, wird nicht getragen." So lautet das ungeschriebene Gesetz. Solidargemeinschaft wird nicht blumig beschworen, sondern hart erarbeitet.

Von den Christen in jenen Gegenden sagt man, dass sie auch die tragen, die andere nicht getragen haben. Sie tun das aus Nächstenliebe, auch wenn einige das einfach nur ausnutzen und darüber eben nicht zur Besinnung kommen, wie man sich wünschen würde.

Das Verhalten dieser Christen verdeutlicht, was der Apostel Paulus in seinem Brief an die Galater schrieb: „Einer trage des andern Last." In diesem Sinne haben sich christliche Gemeinden immer wieder sehr bewusst als getragene Tragende verstanden. Von Gott und ihrer Gemeinde getragen tragen sie andere und deren Last.

Was aber passiert, wenn immer mehr Menschen nur noch getragen werden wollen? Was passiert, wenn immer weniger Menschen bereit sind, selbst mitzutragen?

Die Tragenden werden unter der immer größer werdenden Belastung zusammenbrechen. Am Ende wird niemand mehr da sein, der tragen

kann. Dieser Zusammenbruch hat kaum merklich begonnen. Er wird sich mit jedem, der sich – warum und wie auch immer - darum drückt, andere und deren Lasten solidarisch mitzutragen, beschleunigen.

Wir sind über das Stadium einer drohenden Gefahr längst hinaus. Wir sind mittendrin. Dies dürfte in allen Bereichen des privaten und öffentlichen Lebens, also in Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kirche usw. nur aufzuhalten sein, wenn auch die wieder konsequent mittragen, die vom Mitnahmeeffekt infiziert nur noch mitnehmen wollen.

Dich schickt der Himmel

August 2009

Überall finden sich Engel. Nichts scheint selbstverständlicher zu sein als die Existenz der Engel, selbst bei Menschen, die der Kirche und dem Glauben kritisch gegenüber stehen. Man fragt sich warum?

Liegt es daran, dass die Engel dogmatisch nicht vorbelastet sind? Liegt es daran, dass tief in jedem Menschen der Wunsch nach Geborgenheit steckt? Liegt es an der Vorstellung von den Schutzengeln? Ist es der Wunsch, nicht allein, sondern begleitet durchs Leben gehen zu können. Oder ist es die Hoffnung, trotz allem mit Gott in Verbindung zu bleiben?

Wenn ich mir Engel vorstelle, dann denke ich zunächst einmal an sehr irdische Engel, die aussehen wie du und ich. Und sagen wir nicht ein ums andere Mal „Dich schickt der Himmel“, wenn uns einer im richtigen Moment sagt und tut, was uns hilft. Auf diese Weise werden wir ein ums andere Mal aneinander zu Engeln, die sich gegenseitig etwas von dem erschließen, was geradezu himmlisch ist.

Neben diesen sehr irdischen Engeln gibt es aber auch noch die himmlischen Engel, die Dietrich Bonhoeffer gute Mächte nannte. Gute Mächte kann man zwar nicht sehen, aber spüren. Wenn wir allein sind, aber doch das Gefühl haben, nicht allein, sondern geborgen und begleitet zu sein, dann hat das seinen Grund in eben diesen Wegbegleitern der ganz besonderen Art. Wie die Luft uns von allen Seiten umgibt, so sind wir von diesen guten Engelsmächten umgeben.

Und was ist, wenn doch etwas passiert? Dann kann man die Erfahrung machen, was es heißt, von irdischen und himmlischen Engeln und guten Mächten durchgetragen, ja auf Händen getragen zu werden.

Immer und überall, gerade auch auf unseren alltäglichen Wegen, dürfen wir uns von diesen guten Engelsmächten begleitet und behütet wissen. „Denn der Herr hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ (Psalm 91,11)

Mögen wir durch die Hilfe unserer Engel die richtigen Wege finden und gehen, mögen es Gottes Wege sein, behütete Wege, Wege mit Gott, Wege zu Gott.

Unendlich sanft gehalten

Oktober 2009

Die Herbstferien gehen zu Ende. Letzte schöne Tage. Bunte Blätter leuchten in der Sonne. Kinder rascheln durchs trockene Laub. Ein Hauch von Melancholie liegt über allem. Denn trübe Tage mit ihrer nasskalten Stimmung liegen vor uns. Ich mag gar nicht dran denken.

Doch halt: Bevor Sie mit mir in ein Stimmungsloch fallen, lassen Sie uns – wenigstens in Gedanken - nach draußen gehen, an einem Ort, wo Blätter von den Bäumen fallen.

Angesichts der zu Boden schwebenden Blätter lassen Sie sich bitte Rainer Maria Rilkes Herbstgedicht durch den Sinn gehen: „Die Blätter fallen, fallen wie von weit, als welkten in den Himmeln ferne Gärten; sie fallen mit verneinender Gebärde. Wir alle fallen. Diese Hand da fällt. Und sieh dir andre an: es ist in allen. Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.“ Wirklich schöne Worte für das Schmerzliche und Unaufhaltsame.

Die Frage ist also nicht, ob wir fallen, fallen wollen, sondern nur, wie wir fallen, wenn wir fallen. Man kann sich ängsten in der Befürchtung, ins Nichts zu fallen.

Oder man kann sich wie Rilke bergen in der Gewissheit, unendlich sanft gehalten zu fallen. Am eigentlichen Fallen ändert es nichts. Aber an der Einstellung, mit der man fällt. Wer sich gehalten fühlt, wenn er fällt, fällt anders.

Im 3. Psalm ist die Rede von dem einen, der unser Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält: „Denn der Herr hält mich.“ Ob man es für sich glauben kann oder nicht: Er ist da, der uns unendlich sanft in seinen Händen hält - wie es uns auch geht, was auch mit uns geschieht, was auch auf uns zukommt.

Wir können nicht tiefer fallen, als in Gottes gute Hände. Wir sind und bleiben unendlich sanft gehalten.

Bitten, Suchen und Anklopfen

Oktober 2009

Was wäre es schön, wir würden uns trauen, ohne Voranmeldung anzuklopfen, wir könnten von Herzen „bitte“ sagen und wir wären nicht der irrigen Meinung, wir hätten schon alles und bräuchten nichts mehr. Solange wir bittend und nicht nur fordernd, suchend und nicht schon alles wissend, von uns aus anklopfend und nicht immer nur von anderen etwas erwartend leben, wird unser Leben gelingen. So stellt sich jedem von die Frage: Bitte ich noch? Bin ich noch auf der Suche? Und klopfe ich immer wieder mal bei anderen an?

Jesus lud ein: „Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt. Wer da sucht, der findet. Und wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ (Matthäus 7, 7-8)

Seine Aufforderung geht weit über das Zwischenmenschliche hinaus. Sie hat auch mit Gott zu tun. „Klopfet an!“ könnte ja auch als Aufforderung verstanden werden, bei Gott anzuklopfen. „Suchet!“ könnte ja auch als Aufforderung verstanden werden, Gott zu suchen. Und „Bittet!“ könnte auch als Aufforderung verstanden werden, sich im Gebet an Gott zu wenden.

So lädt Jesus uns ein, nicht nur einander, sondern auch Gott zu bitten, nicht nur einander, sondern auch Gott zu suchen, nicht nur beieinander, sondern auch bei Gott anzuklopfen.

Gleichzeitig verspricht er, dass solches Bitten, Suchen und Anklopfen eine überaus positive Reaktion nach sich zieht. Ich wünsche Ihnen, dass Sie finden und dem Ziel ihrer Sehnsucht näher kommen, dass sich Ihnen neue Räume auftun und dass Ihre offenen Hände mehr empfangen, als Sie erbeten haben.

Morgen, Kinder, wird’s was geben

Dezember 2009

„Morgen, Kinder, wird’s was geben, morgen werden wir uns freuen...“ ist ja nun kein Nikolauslied, sondern ein Weihnachtslied. Und doch: Es scheint zu passen. Denn morgen wird’s was geben. Da freut sich jedes Kind. Über Nacht werden sich die geputzten Schuhe mit mancherlei Köstlichkeiten füllen.

Weil der Nikolaus in den letzten Jahren auch schon mal Geschenke gebracht hat, fragte sich mancher: „Ist denn schon Weihnachten?“ Die Frage drängt sich auch deshalb auf, weil der Nikolaus und der Weihnachtsmann für viele die gleiche Person zu sein scheinen. Diese Verwechselung wurde dadurch begünstigt, dass aus St. Nikolaus der amerikanische Santa Claus wurde. Nun gut. Den Kindern dürfte der Name des Mannes mit dem weißem Bart und dem rotem Mantel, der ihnen etwas bringt, egal sein.

Aber würde es dem historischen Nikolaus gefallen, dass man ihn zum Weihnachtsmann macht? Würde es ihm gefallen, dass viele kaum noch etwas vom Christkind, aber anscheinend so viel von ihm erwarten? Wohl kaum.

Denn der historische Nikolaus war ein griechischer Bischof, ein Geistlicher also, dem jeglicher Rummel um seine Person fern gelegen haben dürfte. Offensichtlich war ihm viel mehr daran gelegen, sich zum Wohl anderer einzusetzen. Das wiederum veranlasste manche, über ihn und seine guten Taten die tollsten Sachen zu erzählen. So wurde er zum Heiligen.

Eine der Legenden berichtet nun, wie er während einer Seereise einen Mann aus Seenot rettete und die anderen Seeleute aufforderte: „Vertraut auf Gott, so wie ich, sein Diener, auf ihn vertraue, und ihr werdet gerettet werden.“

Ehren wir sein Andenken, indem wir versuchen, wie er Gott zu dienen und den Menschen zu helfen.

Suchen.de

Dezember 2009

Wer sich mit Computern auskennt, der weiss: Suchen.de sieht aus wie eine Adresse. Und tatsächlich. Gibt man es ein, erscheint für „Suchen.de“ eine Homepage: die Lokale Suchmaschine für Deutschland. Soll dafür hier Werbung gemacht werden? Nein, natürlich nicht.

Für „Suchen.de“ braucht man Suchende. Der Suchende? Die Suchende? Bin ich der Suchende? Und wenn ja, was suche ich? Wäre nicht schlecht, es gäbe eine Suchmaschine, die mir helfen könnte, meine ganz

kleinen, sehr persönlichen Fragen zu klären. Ja und dann hätte ich wirklich gern noch eine ganz große Suchmaschine, mit der ich in den Weiten des Universums Antworten auf die vielen Fragen dieser Zeit finden könnte.

Wer als Suchender unterwegs ist, um Gott zu finden, dem hat Gott vor Zeiten versprochen: „Suchet mich, so werdet ihr leben." (Amos 5,4) und „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen..." (Jeremia 29, 13f). Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes Suchen und ein fröhliches Finden – ein Leben lang.

Vitamin B

Januar 2010

Wer bräuchte es nicht, das berühmte Vitamin B, die guten Beziehungen. Damit geht es einfach besser – beruflich wie privat. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei..." heißt es in der Schöpfungsgeschichte. Wohl wahr. Wir brauchen einander. Und deshalb wollen und können die meisten nicht allein und ohne Beziehungen leben.

Im Laufe unseres Lebens ändern sich die Beziehungen, in denen wir leben. Manche Beziehungen schlafen ein oder werden abgebrochen. Andere entstehen oder werden vorsichtig wieder aufgenommen. Viele Beziehungen werden über Jahre gepflegt.

Nun ist das bekanntlich so eine Sache mit den „Beziehungskisten". Immer wieder kommen beruflich wie privat Beziehungen in die Krise. Je nachdem, wie wichtig sie uns sind, sind wir bereit, einiges zu investieren, um solche Beziehungskrisen zu überwinden. Spätestens dann ist eine Menge Beziehungsarbeit erforderlich.

Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, wie sehr das alles auch auf die Beziehungen zutrifft, die uns und Gott verbinden? Bei denen, die Gott glauben und vertrauen können, sind die Beziehungen in Ordnung. Bei denen, die sich nach einer Beziehung mit Gott sehnen, sind sie gerade im Werden.

Natürlich gibt es auch die, die keine Beziehung zu Gott aufbauen konnten oder wollten. Nicht vergessen werden sollen die, deren Beziehung zu Gott durch einen Schicksalsschlag stark belastet wurde oder sogar zerbrochen ist.

Und gerade dann, wenn es zu einer Krise in der Beziehung zu Gott gekommen ist, ist es gut, den Kontakt nicht abreißen und sich helfen zu lassen.

Wir stehen in einem Beziehungsgeflecht – nicht nur miteinander, sondern auch mit Gott. Es gibt mancherlei Möglichkeiten, wie wir uns gegenseitig helfen können – nicht nur was unsere zwischenmenschlichen Beziehungen angeht, sondern auch was unsere Beziehungen mit Gott angeht. Wir brauchen einander. Wir brauchen dieses Vitamin B.

Euer Herz erschrecke nicht

Februar 2010

Wer hätte sich nicht schon mal zu Tode erschreckt? Und wie oft waren wir froh, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein? Wie oft haben wir nicht einmal mehr sagen können „Schreck lass nach!", weil uns der Schreck in die Glieder gefahren war? Und wie oft denken wir mit Schrecken an das, was passieren könnte?

Mit Blick auf diese Erfahrungen und Fragen ist Jesu Aufforderung „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubt an Gott und glaubt an mich..." genau das Richtige. Jesus sagte das, als er ihnen eröffnete, dass er bald sterben würde. Auch uns überkommt angesichts solcher Hiobsbotschaften der Schrecken. Wen würde es nicht aufschrecken, wenn es um Leben und Tod geht?

In solchen Momenten tut ein Zuspruch gut. In diesem Sinne verstehe ich Jesus, als wollte er den Jüngern und damit ja auch uns sagen: „Hab keine Angst. Vertrau mir. Es wird alles gut."

Und so stellt sich uns die Frage, ob wir uns und unser Herz voller Vertrauen ihm und dem Vater anvertrauen wollen. Nicht dass damit alle Probleme aus der Welt wären, wenn wir uns ihm zuwenden. Nein, leider nicht. Die Probleme bleiben natürlich. Und die Menschen und die Umstände, die die Probleme machen, die bleiben ja auch. Und wir, wir bleiben auch.

Aber wenn wir uns und das, was uns Probleme macht, Gott hinhalten, dann verändert das alles, auch wenn es nicht alles aus der Welt schafft. Mit seiner Hilfe brauchen wir nichts verdrängen, sondern können uns getrost den Herausforderungen stellen, die auf uns zukommen und uns womöglich in Angst und Schrecken versetzen. Vertrauen wir uns ihm immer wieder an.

Versöhnung

März 2010

Er war geflohen, als sein Bruder drohte, ihn umzubringen. Kein Wunder. Hatte er ihn doch betrogen und belogen. Jahrelang war er in der Ferne bei Verwandten untergekommen. Mit Zittern und Bangen sah er dem Tag entgegen, wo er seinem Bruder erneut begegnen würde. Er rechnete mit dem Schlimmsten.

Aber dann kam alles ganz anders, als sie im wahrsten Sinne des Wortes aufeinander zugingen. Denn nicht nur er hatte sich über die Jahre verändert. Auch sein Bruder war ein anderer geworden. Der nämlich begegnete ihm mit Offenheit und Herzlichkeit. Erst fiel er ihm um den Hals, dann umarmte und küsste er ihn. Und schließlich lagen sich die beiden weinend in den Armen. Und alles ohne Worte, ohne die Schuldfrage auszudiskutieren.

So die unglaublich schöne Geschichte von der Versöhnung der beiden Brüder Jakob und Esau, die uns im 1. Buch Mose 33 berichtet wird. Es muss also nicht wie zwischen Kain und Abel zugehen, wo der eine den anderen Bruder erschlägt. Es geht auch anders. Für mich ist diese Geschichte ein Beispiel dafür, wie Konflikte auch versöhnlich enden könnten: Aufeinander zugehen, Gnade gewähren und finden in den Augen des Gegenübers, einander herzen und miteinander weinen über die Zeit, in der man sich böse war, und einen Neuanfang wagen.

Im biblischen Bericht von dieser wunderbaren Versöhnung heißt es: „Ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht – und du hast mich freundlich angesehen.“ Das verleiht dieser zutiefst menschlichen und anrührenden Begegnung eine geradezu göttliche Dimension. Das ist doch unfassbar: Da sieht einer nicht nur seinen Bruder. Es ist ihm, als würde er im Moment der Versöhnung Gott selbst zu Gesicht bekommen – wie er ihm gnädig ist, wie er ihm vergibt und wie er ihn freundlich anschaut. Welch grandiose Perspektive.

Ich bin die Sehnsucht in dir

April 2010

Nicht nur die Kinder suchen dieser Tage bunte Ostereier. Alle suchen nach Sinn, nach Leben, nach Liebe, nach Geborgenheit, nach Hoffnung... Und wer sucht und nicht findet, dem droht die Sucht. Nicht umsonst liegen beide Worte dicht beieinander: sucht und Sucht.

Nun sagt der Kirchenvater Augustin: „Mein Herz ruht nicht eher, als bis dass es ruht in dir, o Gott.“ Wie ein Arzt diagnostiziert er uns Suchenden nicht nur die Ursache unserer Unruhe. Er weist uns auf das hin, was uns helfen kann. Erst bei Gott, erst in Gott kommen wir wirklich zur Ruhe.

Tief in uns ahnen und wissen wir das. Deshalb suchen wir ihn, oft ohne uns klar darüber zu werden. Wir suchen und suchen. Und wenn wir nicht finden, ihn nicht finden, wenn es einfach nicht gelingt, zu ihm zu finden, dann sind wir anfällig für all die Süchte unserer Zeit, die uns vorgaukeln, sie könnten die Sehnsucht in uns stillen.

Ein Lied der Gruppe „Die Toten Hosen“ heißt: „Ich bin die Sehnsucht in dir“. Es ist natürlich ein Lied über die Liebe zu einem anderen Menschen. Aber man stelle sich vor, Gott würde das sagen: „Ich bin die Sehnsucht in dir...“, dann wäre er der Grund dafür, dass wir ihn suchen und uns nach ihm sehnen. Und so ist das doch: Jeder spürt: Da wohnt ein Sehnen, eine Sehnsucht tief in mir, die mich nicht in Ruhe lässt, es sei denn, sie findet, was sie eigentlich sucht, Gott selbst.

In der Bibel ist immer wieder die Rede davon, dass es Gott im Grunde ähnlich geht. Er hat Sehnsucht nach uns. Und so sucht er nach uns. Er versucht, uns zu gewinnen und zu erreichen.

Bei so viel Suchen und Sehnsucht auf allen Seiten müssten wir doch eigentlich zueinander kommen. So lade ich Sie ein, das Suchen niemals aufzugeben, damit Sie immer wieder zu dem finden, der Sie sucht.

Möge Gott die Sehnsucht in uns sein, die bewirkt, dass wir uns nach ihm sehnen und ihn suchen. Möge er sich finden lassen. Möge unsere Suche nach ihm bei ihm und in ihm zur Ruhe kommen.

Ein Tag für Mutter Erde

Mai 2010

Sonntag ist Muttertag. Manche werden das ganz vergessen haben. Andere können damit sowieso nichts anfangen. Und doch wird es viele große und kleine Kinder geben, die ihren Müttern liebevolle Zeichen der Aufmerksamkeit zukommen lassen: Einen Anruf, einen Blumenstrauß, einen Besuch, eine Einladung, ein kleines Geschenk... Und das ist gut so. Natürlich wäre es wünschenswert, wenn das nicht nur ein-

mal im Jahr stattfinden würde. Schließlich waren und sind Mütter ja auch nicht nur einmal im Jahr für ihre Kinder da.

Wie ist das eigentlich mit Mutter Erde? Sie ist doch auch unsere Mutter, unsere irdische Mutter, unser aller Mutter. Sie hat uns hervorgebracht und versorgt. Und sie tut es immer noch. Unser Leben ist unauflöslich mit ihr verbunden. Sie ist immer für uns da und wir nehmen es gern an.

Nun hat unser Verhältnis zu Mutter Erde etwas von „Hotel Mama". Wir nehmen gern und viel. Aber was geben wir? Wir lassen uns von ihr versorgen. Aber sind wir auch bereit, diese unsere Mutter zu pflegen? Na hoffentlich. Denn Mutter Erde verdient viel mehr Aufmerksamkeit als ihr zurzeit zuteil wird – und das das nicht nur um ihretwillen, sondern auch um unsertwillen. Sie könnte sehr wohl ohne uns auskommen. Aber wir nicht ohne sie. Ihr Leben ist ja auch unser Leben. Geht es ihr gut, geht es auch uns gut. Leidet sie, werden auch wir das früher oder später zu spüren bekommen.

Wie wäre es, wenn wir den Muttertag morgen nicht nur unseren leiblichen Müttern, sondern auch Mutter Erde widmen würden? Wie wäre es, wenn wir beim 4. Gebot auch an Mutter Erde denken würden? „Du sollst Mutter Erde ehren, auf dass du lange lebest und dir's wohlgehe".

Wir sollten Mutter Erde mehr Beachtung schenken, nicht nur am Muttertag, sondern jeden Tag, jeden Moment unseres Lebens. Denn ihr Leben ist auch unser Leben.

Bank

Mai 2010

Es gibt ein Kinderspiel: Teekesselchen. Das geht so: Den Ratenden werden zwei Dinge beschrieben, die aber gleich benannt werden, z.B. Birne, Schloss, Tor usw. Das Wort Bank ist so ein Teekesselchen, bezeichnet es doch gleichzeitig die Bank, bei der wir unser Geld haben, und die Bank, auf die wir uns setzen können.

Die Bankenkrise hat dazu geführt, dass wir allen Banken mit einem gewissen Misstrauen begegnen. Wer von uns würde sich nicht manchmal fragen: Ist mein Geld eigentlich noch sicher?

Das ist bei der Sorte Bank anders, auf der im Lönspark sitzen. Voller Vertrauen setzen wir uns auf eine dieser Bänke. Diese Bänke haben

etwas Besonderes: Man setzt sich mal nicht auseinander, sondern zusammen.

Und darum geht es: Sich zusammensetzen. Miteinander reden und hören. Anteil nehmen und geben. So verheißt jede Bank ein wenig Abwechslung und Geselligkeit.

Was hier natürlich nicht fehlen darf: Gott. Er ist eine Bank. Seit Anbeginn der Welt hält und trägt er, was sich ihm anvertraut. Er lässt niemanden fallen. Ihm dürfen wir uns getrost anvertrauen.

Gott jenseits unseres Horizonts

Juni 2010

Ab und zu, besonders dann, wenn man Zeit hat, wenn einen die alltäglichen Dinge nicht so in Beschlag nehmen, dann bedenkt man auch schon mal die großen Fragen des Lebens: Ist alles gut, wie es ist? Bin ich glücklich? Muss ich was ändern? Was wäre, wenn ich bald sterben müsste? Welchen Sinn hat mein Leben? Wie ist das mit den Menschen in meiner Nähe? Und wie ist das eigentlich mit Gott? Mit all diesen Fragen kommt man nie ans Ende. Manchmal geraten sie uns zwar aus dem Blick. Aber dann melden sie sich auch wieder zurück, um uns geradezu auf den Nägeln zu brennen.

Eher durch Zufall stieß ich dieser Tage auf einen Text von Erich Fromm, in dem er so inspirierend von Gott als dem Horizont spricht, dass ich bei mir dachte: Diese Gedanken möchte ich Ihnen ans Herz legen. Erich Fromm sagte: „Immer wieder gleicht Gott dem Horizont, der unserem Blick die Grenzen setzt. Dem naiven Gemüt erscheint dieser als etwas Greifbares, und doch erweist er sich als Fata Morgana, wenn wir ihn fassen wollen. Wenn wir uns fortbewegen, bewegt sich auch der Horizont. Sobald wir auch nur einen kleinen Hügel erklimmen, hat sich unser Gesichtskreis ein wenig erweitert, aber er bleibt eine Begrenzung und wird niemals zu einem Ding, das man zu greifen vermag."

Ich finde das Gesagte so anschaulich wie einleuchtend. Kann ich Gott begreifen? Nein. Natürlich nicht. Wie den Horizont habe ich ihn wohl vor Augen bzw. im Blick. Aber sobald ich mich oder meinen Standpunkt in der Welt verändere, verändert sich auch der Horizont, verändert sich auch mein Bild von Gott. Wie der Horizont bleibt er nicht

gleich. Er verändert sich. Aber auch als sich verändernder Horizont bleibt er Horizont, unser Horizont.

In diesem Falle stimmt die Redewendung „Das geht über meinen Horizont“ in besonderer Weise. Denn das mit dem Horizont ist natürlich auch nur ein Bild, eine sehr menschliche Vorstellung von etwas Unvorstellbarem, der unvollkommene Versuch etwas Vollkommenes zu begreifen. Auch wenn wir ja doch wissen, dass das nicht geht, versuchen wir es. Wie wir angesichts eines sich wandelnden Horizontes leben, leben wir angesichts eines sich wandelnden Gottesbildes – aber immer in der Gegenwart Gottes.

Unglaublich großzügig

August 2010

Das war endlich mal eine richtig gute Nachricht: „40 US-Milliardäre wollen die Hälfte ihres Vermögens für wohltätige Zwecke spenden.“ So jedenfalls das Spendenversprechen verschiedener sehr wohlhabender Menschen in den USA. Das ist sehr zu begrüßen. Denn welchen Sinn macht es, Geld ungenutzt zu horten? Und was bringt es, wenn man in der Liste der Reichen ganz oben steht? Da ist es doch bei weitem sinnvoller, das selbst nicht benötigte Geld für einen guten Zweck einzusetzen. So kann es wenigstens denen helfen, die arm sind und hungern, weil die Güter dieser Welt so ungleichmäßig verteilt sind.

Nun werden wir Normalverdienenden diesem exklusiven Club nicht beitreten können. Das sollte uns aber nicht dazu verleiten, unsererseits Geld zu horten und die Wohltätigkeit denen zu überlassen, die mehr haben als wir. Auch wir können im Rahmen unserer Möglichkeiten für Notleidende spenden. Es gibt genügend Hilfswerke, die unsere Spenden sammeln und dort verteilen, wo Hilfe nötig ist. Schon in der Bibel heißt es: „Euer Überfluss diene ihrem Mangel.“ Es könnte also auch das, was wir nicht selbst brauchen, denen helfen, die es brauchen.

Der Evangelist Lukas berichtet, wie Jesus eine arme Witwe lobte, die umgerechnet „nur“ einen Cent gab. Denn damit hatte sie – bezogen auf ihre Vermögensverhältnisse - mehr gegeben, als alle anderen. Diese Geschichte zeigt, dass es nicht so sehr auf die Höhe der Spende ankommt. Natürlich freuen wir uns über die, die Millionen oder gar Milliarden spenden. Aber genauso freuen wir uns über die, die von dem Wenigen, was sie haben, doch noch das eine oder andere für andere erübrigen. Hoffen wir mal für die Notleidenden, dass es zu den beabsichtigten großen und kleinen Spenden auch kommt. Denn jede Spende hilft Not zu lindern.

Fragment von etwas Größerem

August 2010

Ein Wortspiel hat mich neulich überrascht. Jemand erzählte davon, dass alles, was wir tun, Stückwerk sei. Das klang zunächst eher pessimistisch. Steht ja so auch in der Bibel: „Stückwerk ist alles, was wir tun.“ (1. Korinther 13).

Aber dann wurde auf einmal aus dem pessimistischen Stückwerk ein optimistisches Stück Werk, aus schwarz wurde weiß, aus der Enttäuschung ein Stück Hoffnung.

Und das alles nur durch ein kleines Wortspiel? Natürlich nicht. Aber das Wortspiel machte es deutlich, wie aus einem Stückwerk ein Stück Werk werden kann. Nun denn: Tun wir unser heutiges Stück Werk bzw. Werkstück.

In eine ähnliche Richtung lockten mich Gedanken zum Thema „Fragment“. Normalerweise hat das Wort Fragment ja einen eher negativen Klang. Da heißt es dann von einem zu früh zu Ende gegangen Leben, es sei fragmentarisch geblieben, eben nicht vollständig. Aber welches Leben ist das schon? Bleibt unser Leben nicht immer ein Fragment? Jeder Moment unseres Lebens ist ein Teil, zeitlich betrachtet ein Teil bzw. Fragment der Ewigkeit. Wir selbst sind ein Teil des Ganzen, ein Fragment des Universums. Auch unser Weltbild ist nur ein Ausschnitt, unsere ganz persönliche Sicht, unser Bild von dem, was ist, aber als solches nur ein Teilbild, ein Fragment des großen Bildes, das alles abbildet. Allem, was wir sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen haftet der Charakter des Fragmentarischen an.

Und ist das nun schlimm? Keineswegs. Ganz im Gegenteil. Wir sollten es nicht als Manko verstehen, dass so vieles, wenn nicht alles, nur ein Fragment von etwas Größerem ist. Denn jedem Fragmenten wohnt die Sehnsucht nach Ganzheit. Auch uns Fragmenten. Und das ist es, was uns letztlich voranbringt: unsere Sehnsucht nach dem Großen und Ganzem. Wir könnten auch sagen: Unsere Sehnsucht nach Gott.

Und wann hat das mit den Stückwerken, mit all dem Fragmentarischen und mit der Sehnsucht sein Ende? Im 1. Korintherbrief 13 heißt

dazu: „Wenn das Vollkommene kommen wird, dann wird das Stückwerk aufhören.“ Lassen wir uns überraschen.

Wie der Drachen im Wind

Oktober 2010

Die ersten Wildgänse ziehen gen Süden. Es riecht nach Herbst. Kindheitserinnerungen werden wach: die Kartoffeln aus dem Feuer, der Esskastanienwald, das Pilze-Suchen, der Drachen im Wind... Gibt’s eigentlich noch den Drachen, den ich mit meinem Sohn gebastelt habe? Ich gehe in den Keller. Und tatsächlich: Da hängt er. Ich zieh mich an und geh aufs Feld. Ich will ausprobieren, ob er noch fliegt. Und als wenn er all die Jahre nur darauf gewartet hätte, erhebt er sich wie eh und je zum fröhlichen Tanz im Wind.

Wie der Drachen im Wind in die Höhe steigt, so steigen Worte und Bilder längst vergangener Tage in meiner Erinnerung auf. Es ist, als würde längst Vergangenes wieder lebendig. Ich erinnere mich an die Gebete, die ich als Kind mit meiner Mutter sprach, wenn ich zu Bett ging.

Ich erinnere mich, wie ich beim Kindergottesdienst mit den anderen Kindern in der Dorfkneipe saß, dem einzigen halbwegs öffentlichen Raum des Dorfes, um den biblischen Geschichten des Dorfpfarrers zu lauschen.

Und auch an den Religionslehrer erinnere ich mich, der mich motivierte, doch in die Jugendgruppe zu kommen, wo wir uns fragten: „Was würde Jesus heutzutage sagen oder tun?“

Erinnern Sie sich, wie sich das mit dem Glauben in all den Jahren bei Ihnen veränderte? Was geriet in den Keller der Vergessenheit? Und was ist nach wie vor lebendig?

Der Apostel Paulus schrieb seinem Weggefährten Timotheus: „Ich erinnere mich an den aufrichtigen Glauben in dir, der zuvor schon in deiner Großmutter Lois und in deiner Mutter Eunike lebte und nun auch in dir lebt.“

Es ist gut, sich immer wieder an den Glauben zu erinnern und erinnern zu lassen, der tief in einem steckte und steckt. Lassen wir den Glauben in uns aufsteigen. Er will lebendig sein - wie der Drachen im Wind.

Ochs und Esel

Dezember 2010

Immer wieder tauchen Ochs und Esel auf den Weihnachtsbildern der großen Meister auf. Höchst selten fehlen sie unter den Figuren einer Krippenlandschaft. Wie selbstverständlich gehören sie für uns dazu. Dabei kommen sie in den biblischen Weihnachtsgeschichten bei Matthäus 1-2 sowie Lukas 2 gar nicht vor. Es ist dort weder von einem Stall noch von Tieren, geschweige denn von Ochs und Esel die Rede, nur von der Futterkrippe, in die das Kind gelegt wurde.

Dass Ochs und Esel das Geschehen der Weihnacht rahmen und nicht etwa Pferde, Kamele oder Ziegen, hat einen anderen Grund. Beim Propheten Jesaja heißt es im ersten Kapitel: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Aber mein Volk versteht’s nicht.“ Schon damals galten Ochs und Esel als dumm und einfältig. Immerhin: Sie wussten, wo es was zu Fressen gab. Nämlich in der Krippe, die ihr Herr füllte.

Ochs und Esel sind also nicht kitschiger Ausdruck einer heilen Welt, sondern künstlerische Umsetzung einer geradezu bissigen Botschaft: Leute, ihr seid ja noch dümmer als Ochs und Esel. Denn Ochs und Esel wissen, wo die Krippe ihres Herrn steht. Ihr nicht.

So mahnen Ochs und Esel, nicht dumm zu sein. Sie fordern dazu auf, im Kind den Heiland der Welt zu sehen. Sie laden ein, es ihnen nachzumachen und sich wie sie ganz nah an der Krippe des neugeborenen Christus zu platzieren und auf diese Weise ganz dicht dran zu sein.

Noch ist es nicht Weihnachten und noch ist die Krippe leer. Und doch laufen überall die Vorbereitungen. Von daher wäre es gut, sich wie Ochs und Esel zu verhalten und eine gute Ausgangsposition zu sichern, um dem Wunder der Weihnacht ganz nahe zu sein. So betrachtet sind Ochs und Esel doch alles andere als dumm und einfältig.

Wartend die Zeit nutzen

Dezember 2010

Ein älterer Herr, der mit mir auf dem Zimmer m Krankenhaus lag, sagte einmal: „Ist es nicht seltsam? Wir warten mal wieder. Wie so oft. Es ist doch so: Wir warten das ganze Leben. Erst warten wir auf das Ende der Schulzeit, dann auf die Liebe unseres Lebens, immer wieder

auf den Erfolg und das große Geld, irgendwann dann auf die Rente, zuletzt immer öfter auf den Arzt und zuletzt auf den Tod."

Das hat mich doch sehr nachdenklich gemacht. Denn er hatte ja Recht, der alte Mann. Wir warten immer wieder – und nicht nur da, wo es offensichtlich ist. Wir warten viel mehr, als uns oft bewusst ist. Recht betrachtet, warten wir eigentlich immer und überall – auf irgendetwas, auf irgendjemand.

Nehmen wir z. B. die uns allen bekannte Situation im Wartezimmer. Man wartet und wartet. Als wenn man sonst nichts zu tun hätte. Wer wäre nicht schon ungeduldig geworden angesichts des Eindrucks, dass es irgendwie nicht weiterzugehen schien? Wer hätte sich nicht schon mal darüber aufgeregt, wie einem dadurch kostbare Lebenszeit verloren geht? Und? Hat es geholfen, ungeduldig zu sein oder sich aufzuregen? Wohl kaum.

Auch wenn wir die Tatsache, dass wir warten müssen, nicht verhindern können, ist es uns doch möglich, die Art und Weise der Wartezeit zu verändern. Wie? Ganz einfach: Indem wir die Situation zunächst einmal nehmen, wie sie ist. Und nutzen als das, was sie ist: freie Zeit. Und auf einmal ist die gleiche Zeit, die eben noch lästige Wartezeit ist, kostbare Zeit für mich, Zeit, um in mich zu gehen. Finden sie nicht auch: So betrachtet hat das Warten auch sein Gutes.

Gerade im Advent und zum Jahreswechsel wird überall gewartet. Nutzen wir die uns geschenkte Zeit Moment für Moment, nicht nur, um zu warten, sondern um zu leben. Denn das Leben besteht aus lauter solchen Momenten, die man entweder wartend erleben oder vergeuden kann.

Es geht um mein Leben

Februar 2011

Gebannt schauen viele nach Nordafrika. Es wird bewundert, wie sich die Menschen dort friedlich für Freiheit und Demokratie einsetzen. Vor gut 20 Jahren ging mit dem Ruf „Wir sind das Volk!" ein ähnlicher Ruck durch den Osten unseres Landes. Das ist zwar lange her. Aber es gibt sie auch heute noch, die Menschen, die was verändern wollen zum Wohl der Allgemeinheit. Es gibt natürlich auch die anderen, die sich darauf beschränken, Missstände zu beklagen, und von anderen erwarten, dass sie etwas tun.

Das ist dann wie bei jener Geschichte von Jeder, Jemand, Irgendjemand und Niemand. Es ging darum, eine wichtige Arbeit zu erledigen und Jeder war sicher, dass sich Jemand darum kümmert. Irgendjemand hätte es ja tun können, aber Niemand tat es. Jeder dachte, Irgendjemand könnte es doch machen, aber Niemand wusste, dass Jeder es nicht tun würde. Schließlich beschuldigte Jeder Jemand, weil Niemand tat, was Irgendjemand hätte tun können.

Wie oft habe ich schon gehört, wie einer sagte: „Da könnte sich ja auch die Kirche mal drum kümmern!" Stimmt, sie könnte, wenn es einen Ruck durchs (Kirchen-)Volk gäbe und ganz viele mit Wort und Tat zeigen würden: „Wir sind die Kirche." Denn weglaufen und austreten, die Arbeit liegen lassen und sich selbst in die eigenen vier Wände zurückziehen, das kann auf Dauer nicht gut gehen.

Lebendiges Gemeindeleben und Gemeinwesen sind nur in dem Maße möglich, in dem wir erkennen, dass es ohne uns nicht geht. Im Wort Gemeindeleben steckt „mein" „Leben" und im Wort Gemeinwesen „mein" „Wesen". Wenn wir nicht wollen, dass uns andere leben, müssen wir schon selbst aktiv werden, unser Leben gemäß unserem Wesen leben, z.B. nach dem Leitspruch: „Das will ich mir schreiben in Herz und Sinn, dass ich nicht für mich auf Erden bin, dass ich die Liebe, von der ich lebe, liebend an andere weitergebe."

Halt finden

April 2011

Seit geraumer Zeit sieht man im Eingangsbereich unserer Kirche zwei Schilder. Manch einer mag sich gefragt haben: Was ist denn das? Seit wann ist denn St. Markus eine Haltestelle für die Busse? Und was ist denn das für ein blaues Schild?

Beginnen wir mit dem Haltestellenschild. Sie haben Recht: St. Markus ist keine offizielle Haltestelle. Und doch ist St. Markus ein Ort, wo man mal anhalten und Halt machen kann, ein Ort, der zum Verweilen einlädt, der einen mit seiner einzigartigen Stille und Atmosphäre zur Besinnung kommen lässt.

Manchmal braucht man das besonders. Gerade dann, wenn man den Halt verlorenen hat und neu nach Halt in dieser oft so orientierungslosen Zeit sucht. Und hat man die Zeit, kann man sich an dieser Halte-

stelle erinnern bzw. erinnern lassen, dass man ja von Gott und anderen gehalten wird – auch wenn das nicht immer zu spüren ist.

Sich daran zu halten, ja geradezu festzuklammern, trotz allem gehalten zu sein, schenkt neuen Halt. Und so eröffnet dieser Ort die Möglichkeit, sich festzuhalten an Gott und aneinander, ein erstes Mal oder eben immer wieder. Wer so gehalten zusammen und zueinander hält, der hält länger durch, gerade dann, wenn es nicht zum Aushalten scheint.

Und damit bin ich bei dem blauen Schild. Es handelt sich dabei um so etwas wie ein Schild für den Kirchenverkehr. Es zeigt jedem, der es kennt, dass diese Kirche offen ist.

Lassen Sie Ihre Kirche also nicht links liegen. Lassen Sie sich einladen anzuhalten, um allein oder mit anderen zusammen Halt zu finden bei dem, der uns alle hält, ob wir uns das nun gerade bewusst ist oder nicht. In der Bibel, die auf dem Altar liegt, heißt es im 6. Vers des dritten Psalms: „Gott hält mich." Im Wissen darum, gehalten zu sein, lässt sich der Weg anders gehen.

Geburt zu neuem Leben

April 2011

Zwillinge unterhalten sich im Bauch der Mutter. Fragt der eine den anderen: „Gibt es ein Leben nach der Geburt?" Für die beiden ist das eine wichtige Frage. Denn sie wissen ja nicht, dass das Ende der Schwangerschaft der Anfang ihres neuen Daseins ist?

Ist das nicht vergleichbar mit manchen unserer Gespräche, die wir über die Frage „Gibt es ein Leben nach dem Tod" führen? Während die einen aufgrund der Geschichte von der Auferweckung Christi an die Auferstehung der Toten am Ende der Tage glauben, sind andere der Überzeugung, dass der unsterbliche Wesenskern des Menschen im Moment des Todes zu Gott kommt. Wiederum andere glauben im Sinne der Reinkarnation an weitere Leben auf der Erde oder an das Aufgehen des vergehenden Menschen im großen Ganzen.

Und selbst viele von denen, die zunächst einmal davon ausgehen, dass mit dem Tod alles aus ist, schließen nicht aus, dass nach dem Tod doch noch etwas kommt. Alles scheint denkbar angesichts der Unmöglichkeit, diesseits vom Tod Beweisbares über das Jenseits zu sagen.

Das ist in der Bibel ähnlich. So gibt es z.B. beim Apostel Paulus neben der Vorstellung von der Auferstehung der Toten am Ende der Tage (1. Thessalonicher 4) auch die Vorstellung, sofort mit dem Moment des Ablebens bei Gott zu sein (2. Korinther 5). Alles läuft darauf hinaus, dass nicht entscheidend ist, wie es nach dem Tod weitergeht, sondern dass es – Gott sei Dank – weitergeht.

Wenn es zu Ostern „Der Herr ist auferstanden" heißt, dann erinnert das an den Grund christlicher Hoffnung: Wie Christus durch den Tod hindurch zu neuem Leben auferstanden ist, werden auch wir zu neuem Leben kommen. Wer darauf vertraut, dass der Tod so etwas wie eine Geburt zu neuem Leben ist, dem ist geholfen – und das nicht erst im Leben nach dem Tod, sondern schon jetzt, im Leben vor dem Tod.

Und was glaubst Du?

Juni 2011

Da Achmed, ein bekennender Muslim, von seinem deutschen Kollegen wusste, dass er sonntags zum Gottesdienst seiner Gemeinde ging, hatte er ihn einfach mal gefragt: „Und was glaubst du?" Kurz vorher hatte ihm Achmed von seinem Glauben erzählt, sogar Teile des Korans zitiert. Geradezu stolz hatte er davon erzählt, wie es bei den Freitagsgebeten in der Moschee zuging.

Was hätte er sagen sollen? Es schien ihm unmöglich, Achmed eine kurze Antwort zu geben. Das Hersagen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses oder der Verweis auf Luthers Kleinen Katechismus schienen ihm unpassend zu sein. Und doch hätte er es gern kurz und bündig sagen wollen, was seinen Glauben ausmachte. Aber genau das fiel ihm schwer. Er hatte es nie wirklich gelernt, über Glaubensdinge zu sprechen.

Die Konfirmanden unserer Gemeinde lernen während ihrer Konfirmandenzeit, darüber zu reden, was sie glauben können und was nicht. Kurz vor ihrer Konfirmation haben sie die Aufgabe, etwas davon zu Papier zu bringen. Daraus entsteht dann das Glaubensbekenntnis, das sie bei ihrer Konfirmation der Festgemeinde vortragen.

Leider ist es nicht möglich, all ihre Gedanken an dieser Stelle zu dokumentieren, wie z.B. diese: „Ich glaube, dass Gott mein Beten an sich nimmt wie ein Geschenk." Oder: „Ich glaube an Gott, die göttliche Kraft und Macht, die jedem hilft und jeden unterstützt – auch wenn

man es gar nicht denkt.“ Oder: „Ich glaube daran, dass Gott alle Menschen wichtig sind.“

Wäre es nicht für alle gut, immer wieder einmal in aller Ruhe der Frage nachzugehen: „Und was glaubst Du?“?

Sind wir noch zu retten?

August 2011

„Ihr könnt nicht gleichzeitig Gott und dem Geld dienen.“ Das sagte Jesus in einer Zeit, in der noch vieles ohne Geld ging. Das ist heute anders. Themen rund ums Geld beherrschen nicht nur die Schlagzeilen, sondern immer mehr auch die Gemüter. Viele haben zu wenig Geld und wenige haben zu viel Geld. Da sind die vielen Schulden und keine Idee, wer die Zeche bezahlen soll. Die Achterbahnfahrt der Aktienkurse hält die Welt in Atem, während die Gewissenlosen unanständige Gewinne durch Spekulation mit Lebensmitteln erzielen. Da müssen Regierungen Milliarden von Steuergeldern zur Verfügung stellen, um Schlimmeres zu verhindern, weil einige das Wort Bankräuber neu definiert haben. Mehr denn je scheint zu stimmen: „Geld regiert die Welt.“

Ich würde, wenn ich könnte, am liebsten aussteigen aus diesem Wahnsinn rund ums Geld. Leider geht das nicht. Sicher: Für viele der wirklich wichtigen und schönen Dinge im Leben brauchen wir kein Geld. Und doch kommen wir nicht ohne Geld aus.

Als Jesus sagte: „Ihr könnt nicht gleichzeitig Gott und dem Geld dienen“, hat er den Umgang mit Geld nicht verboten. Warum auch? Zum einen brauchen wir Geld, um uns zu kaufen, was es nicht umsonst gibt. Zum anderen können wir mit unserem Geld auch Gutes tun. Aber „Geld verdienen“, um das Lebensnotwendige kaufen zu können, sowie „Geld haben“ im Sinne der Vorsorge oder um es für andere einzusetzen, das ist etwas vollkommen anderes als „dem Geld dienen“ und „sich vom Geld beherrschen lassen“.

Jesus veranlasst uns mit seiner Bemerkung zu fragen, wer denn bei uns das letzte Wort hat, Gott oder das Geld, und wem wir dienen wollen. Meine Antwort lautet: Dem Geld will ich nicht dienen. Es soll mir dienen. Aber mit meinem Geld will ich Gott dienen und Gutes tun. So bekommt das Geld nicht mehr Einfluss, als ihm zusteht und für mich gut ist.

Wo ist dein Herz?

August 2011

Auf dem Kirchentag in Dresden ging es darum, wo unser Schatz und damit unser Herz ist. Das Motto lautete: „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ (Matthäus 6, 21).

Beworben wurde die Veranstaltung mit einem Bild, das den mit einem Kirchentagsschal dekorierten Martin Luther vor der Frauenkirche zeigt, wie er auf die Bibel pocht. In meiner Phantasie habe ich diesem Martin Luther drei Sätze in den Mund gelegt.

Erstens: „Dies ist mein Schatz.“ So betrachtet, wäre die ganze Bibel der Schatz, eine Kostbarkeit an sich. Da man Bibeln heute relativ kostengünstig kaufen kann, ist kaum noch nachvollziehbar, welch eine Kostbarkeit eine im Kloster über Jahre hergestellte Bibel-Handschrift war.

Zweitens: „Dieses Buch erzählt von meinem Schatz.“ Das erinnert mich daran, wie manche Ehepartner „Schatz“ sagen und ihren Mann bzw. ihre Frau als Schatz ihres Lebens bezeichnen. Warum nicht, wenn denn bei ihm bzw. ihr das ganze Herz ist.

Drittens: „Wer in diesem Buch liest, findet den Schatz.“ Dann wäre die Bibel so etwas wie eine Schatzkarte, die einem hilft, den verborgenen Schatz zu finden und zu heben. Denn nur wer den verborgenen Schatz hebt, hat auch etwas davon.

Suchen Sie sich die zu Ihnen passende aus oder finden Sie eine ganz eigene Möglichkeit des Verstehens. Nur: Geben Sie Ihrem Herz die Chance, bei seinem Schatz zu sein.

Auszeit

Oktober 2011

Niemand hat Zeit. Jeder hat etwas vor. Immer ist was los - sei es auf der Arbeit oder privat. Selbst in der Freizeit, wo wir eigentlich nichts tun bräuchten, können wir nicht ohne Beschäftigung. Freizeitbeschäftigung eben.

So sind wir rund um die Uhr ein ganzes Leben mit allem Möglichen beschäftigt. Wir schaffen es nicht, nichts zu tun, nichts zu denken, nichts zu wollen. Es scheint uns geradezu unmöglich, ganz gelassen alles zu lassen.

Mal angenommen, es würde uns doch gelingen, nichts zu tun und inne zu halten. Würden wir danach einfach weitermachen und zur Tagesordnung übergehen können? Wie würden die Antworten auf Fragen wie diese ausfallen: „Was machst du da eigentlich? Ist es das, was du wolltest? Und wenn nicht, warum hörst du nicht einfach auf damit und machst es anders?“

Der Prophet Jesaja hat im 30. Kapitel seines Buches festgehalten, dass Gott sagt: „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen. Durch Stillsein würdet ihr stark sein.“

Stimmt. Wir kämen immer wieder neu zur Besinnung. Wir blieben im Kontakt mit dem, was wir sind und eigentlich wollen. Wir würden ein Gespür dafür entwickeln, wie es weitergehen kann. Uns würde zu Bewusstsein kommen, dass wir nicht allein, sondern von Gott und vielen Menschen begleitet unterwegs durchs Leben sind.

Im Prinzip wissen wir darum, wie gut es uns täte, sich immer wieder eine Auszeit zu nehmen. Nur: Kommt es auch dazu? Nun gut: Manchmal ergibt sich so etwas wie eine Auszeit, wenn wir z.B. irgendwo warten müssen oder Musik hören oder einen Spaziergang machen. Aber was hält uns eigentlich davon ab, uns ganz bewusst immer wieder einmal eine Auszeit zu gönnen?

Es scheint ja nicht nur möglich und notwendig, sondern sogar von Gott gewollt zu sein, dass wir immer wieder innehalten und uns eine Auszeit gönnen. Je öfter desto besser. Es täte uns gut und würde uns helfen.

Schutz und Schirm

Oktober 2011

Als wir neulich in Bleckmar waren, fielen mir die vielen Eichen auf, die das Dorfbild prägten. Man sollte ja meinen, Eichen gehörten in den Wald, so groß und ausladend wie sie sind. Hier war es anders: Das Dorf stand in einem Wald.

Ich begann mich zu fragen, warum das wohl so ist. Ich dachte daran, dass die hohen Eichen früher vielleicht als Blitzfänger dienten („Eichen sollst du weichen“), damit es nicht etwa eine Scheune traf.

Und vielleicht ging es ja auch nur um die Eicheln, die von den Eichen fielen, die im Rahmen der Eichelmast als Schweinefutter dienten? Vielleicht liegt der Grund dafür aber auch so tief in der Vergangenheit, dass

ihn niemand mehr weiß. Ein alter Bauer, den ich nach den vielen Eichen fragte, sagte nur: „Tradition. Es war schon immer so.“

Da mir das ganze Dorf unter den Eichen Schutz zu suchen schien, dachte ich mir: Ist es nicht ganz ähnlich mit uns Christen. Wir suchen auch Schutz – nun nicht unter Eichen, sondern bei Gott. Und wenn es im Leben stürmt und blitzt, dann möge er uns beschützen, auf dass es uns nicht trifft.

Manch einer wird noch das alte Segenswort im Ohr haben: „Gott sei Schutz und Schirm vor allem Bösen...“ Und so zieht sich diese Bitte um Gottes Segen und Schutz durchs ganze Leben – und darüber hinaus. Denn selbst der Tod kann uns nicht scheiden vom Schutz und der Liebe Gottes.

Das Licht des Sterns

Dezember 2011

Den schönen Herrnhuter Stern, der die Advents- und Weihnachtszeit über im Eingangsbereich unserer Kirche hängt, hat sicher schon jeder einmal gesehen. Schaut man genau, sieht man nicht nur den Stern, sondern auch noch ein Spiegelbild im Hintergrund. Die Scheibe, die das Spiegelbild produziert, bleibt unsichtbar. Aber ohne sie gäbe es das Spiegelbild nicht. Welch ein wunderbares Gleichnis: Natürlich ist der Stern als Stern über Bethlehem der entscheidende Hinweis auf den, um den es zu Weihnachten geht. Von ihm geht das Licht aus. Aber wie gut, wenn wir uns wie die Scheibe unsichtbar im Hintergrund in seiner Nähe aufhalten. Denn dann kann sich sein Licht in uns widerspiegeln.

Dann kann sein Licht durch uns in diese Welt mit ihren Dunkelheiten hineinleuchten. Und darum geht es, dass wir das Licht der Weihnacht, das Licht des Christus, das Licht dieses Sterns in unsere Welt tragen.

In diesem Sinn ist Jochen Kleppers Adventslied zu verstehen: „Doch wandert nun mit allen der Stern der Gotteshuld. Beglänzt von seinem Lichte, hält euch kein Dunkel mehr, von Gottes Angesichte kam euch die Rettung her.“

Vom Werden der Welt

Februar 2012

Die Zeiten, in denen die Kirche das Sagen hatte, sind vorbei. Was die unredlichen Versuche der Kirche angeht, um der Macht willen andere

bevormunden zu wollen, ist das gut so. Jetzt ist das, was die Kirche zu sagen hat, eine Meinung unter vielen.

Das wird zum Beispiel daran deutlich, wie die einen von der Schöpfung und die anderen vom Werden der Welt reden. Ich selbst verfolge mit großem Interesse, was Wissenschaftler über die Anfänge unserer Welt herausbekommen. Vieles davon widerspricht meiner Meinung nach in keiner Weise dem Glauben an den Schöpfer. Warum sollte sich Gott bei der Schöpfung nicht des Urknalls und der Evolution bedient haben? Das ist vorstellbar.

Aber für alle unvorstellbar ist, was eigentlich war, bevor die Welt wurde. Weder mit den Mitteln der Theologie noch denen der Wissenschaft ist es uns möglich, vor den Anfang unserer Welt zu kommen. Wir wissen einfach nicht, was war, bevor in Raum und Zeit wurde, was ist. Und trotzdem fragen wir uns neugierig, wie wir nun einmal sind, immer wieder: Was war da? Und was hält die Welt im Innersten zusammen? Und warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Wenn wir schon auf all diese Fragen keine abschließenden Antworten bekommen, was ist dann erst mit der Frage nach Gott?

Manche meinen ja, man müsste als wissenschaftlich denkender Mensch Atheist sein. Muss man? Nein, muss man nicht. Albert Einstein zum Beispiel wollte, wie er sagte, einfach nur wissen, „wie Gott die Welt erschaffen hat." Auf die Frage „Glauben Sie an Gott?" gab er die Antwort: „Ich glaube an... Gott, der sich in der gesetzlichen Harmonie des Seienden offenbart..."

Man kann also offensichtlich durchaus beides, glauben und wissen. Es gibt also keinen Grund, warum man nicht fragen dürfte: Inwiefern verdankt sich das Dasein des Universums und damit ja auch mein Leben einer Kraft bzw. Intelligenz, die die Gläubigen Gott nennen?

Ein Wort voller Gott

Februar 2012

„Sprich zu mir ein Wort voller Gott" texte Christiane von Boehm. Ein wunderbarer Satz in dieser Zeit der Wort-Inflation. Sie formuliert ein Wort voller Sehnsucht.

Wenn doch in all den Worten, die uns tagtäglich überfluten, ein solches Wort dabei wäre, ein Wort voller Gott. Unsere Tage sähen anders aus. Das Gefühl der Gottverlassenheit und Gottlosigkeit würde

dem Gefühl der Nähe Gottes und der Geborgenheit bei ihm und in ihm weichen. Und für den Moment eines solches Wortes wäre er da, der Unverfügbare, der Unsichtbare, der Unbegreifliche. Er wäre da wie der Hauch des Windes, wie die Wärme der Sonnenstrahlen, wie das Geräusch der Dünung.

Dass unsere Worte solche Worte voller Gott werden, haben wir nicht in der Hand. Wir können es nicht machen. Und doch kann es sein, dass es passiert, uns passiert, durch uns passiert, in uns passiert – und dass Gott plötzlich in dem ist, was wir sagen.

Und so wünsche ich Ihnen, dass Gott Sie immer wieder durch eins der Worte erreicht, die man Ihnen sagt oder schreibt.

Sie haben gewonnen

April 2012

Stellen Sie sich vor, Sie haben bei einem Wettbewerb folgenden Preis gewonnen: Jeden Morgen stellt Ihnen die Bank 86400 Euro auf Ihrem Bankkonto zur Verfügung. Alles, was Sie im Laufe des Tages nicht ausgegeben haben, wird Ihnen wieder weggenommen. Sie können das Geld nicht einfach auf ein anderes Konto überweisen. Sie können es nur ausgeben. Aber jeden Morgen, wenn Sie erwachen, eröffnet Ihnen die Bank ein neues Konto mit neuen 86400 Euro für den kommenden Tag. Die Bank kann das Spiel ohne Vorwarnung beenden. Zu jeder Zeit kann sie sagen: Es ist vorbei. Das Spiel ist aus. Sie kann das Konto schließen und Sie bekommen kein neues mehr. Was würden Sie tun? Sie würden sich alles kaufen, was Sie möchten? Nicht nur für sich selbst, auch für alle Menschen, die Sie lieben, vielleicht sogar für die Menschen, die Sie nicht kennen, da Sie das nie alles nur für sich allein ausgeben könnten. Sie würden versuchen, jeden Cent auszugeben und ihn zu nutzen, oder?

Eigentlich ist das die Realität. Wir sehen das nur nicht. Die Bank ist die Zeit. Jeden Morgen, wenn wir aufwachen, bekommen wir 86400 Sekunden Leben für den Tag geschenkt und wenn wir am Abend einschlafen wird uns die übrige Zeit nicht gutgeschrieben. Was wir an diesem Tag nicht gelebt haben, ist verloren. Jeden Morgen beginnt sich das Konto neu zu füllen, aber die Bank kann das Konto jederzeit auflösen, ohne Vorwarnung. Was machen Sie also mit Ihren täglichen 86400 Sekunden?

Das Wunder

April 2012

Alle Welt sehnt sich nach guten Nachrichten. Kein Wunder bei all den schlechten Nachrichten, die uns erreichen. Das „Wunder von Braunschweig“ war eine Menge guter Nachrichten wert. Ich wünschte mir, es gäbe mehr gute Nachrichten über all die Wunder, die es gibt: Ein kleiner Junge teilt das Wenige, das er hat, mit einem, der gar nichts hat. Eine Frau setzt sich unauffällig und selbstlos über Jahre ehrenamtlich für andere ein. Hunderttausende sorgen mit ihren Spenden dafür, dass z.B. „Brot für die Welt“ Millionen von Menschen helfen kann. Es gibt sie, die kleinen und großen Wunder.

Das „Wunder von Braunschweig“ fasziniert nicht nur. Es macht auch nachdenklich: Ein Mensch trennt sich von einem Teil seines Geldes, um anderen zu helfen. Indem wir uns über diese Tat der Nächstenliebe wundern, machen wir sie zum „Wunder von Braunschweig“. Das ist nachvollziehbar, aber auch erschreckend. Denn wir wundern uns doch nur, weil es nicht üblich ist, sein Geld zu verschenken. Normal scheint den meisten das Gegenteil zu sein, nämlich sein Geld für sich und seine Lieben zu verwenden oder es eben zu horten.

In einem Lied aus dem evangelischen Gesangbuch heißt es: „Eine freudige Nachricht breitet sich aus, man erzählt sie weiter von Haus zu Haus...“ Besungen wird das „Wunder von Jerusalem“, diese wunderbare Geschichte von Jesus und seiner Auferstehung. Das war seinerzeit viele gute Nachrichten wert. Man findet sie in dem Buch gesammelt, das manche als Ganzes „Gute Nachricht“ nennen.

Im Staunen darüber, was das „Wunder von Braunschweig“ an Echo ausgelöst hat, wünschte ich mir: Wenn doch das „Wunder von Jerusalem“ die Menschen hierzulande und heutzutage genauso bewegen würde wie das „Wunder von Braunschweig“, dann sähe vieles anders aus.

Gedanken auf dem Weg

Juni 2012

Seit Jahren drehe ich meine Runden durch den Wald. Ich gehe immer nur den einen Weg – meinen Weg. Und doch: Nie scheint es derselbe Weg zu sein. Wie der Wald selbst verändert sich mein Weg mit seinen Farben, Gerüchen und Geräuschen je nach Wetter oder Tages- und Jahreszeit ständig.

Und auch ich verändere mich. Manchmal bin ich gedankenversunken allein unterwegs, nehme kaum etwas wahr von dem, was um mich herum ist. Geht mir anfangs noch alles Mögliche durch den Sinn, so kommen meine Gedanken so nach und nach zur Ruhe. Und dann ist es auf einmal da, das Gefühl, eins zu sein mit dem Wald und allem, was ist. Je nachdem, mit wem ich auf diesem Weg unterwegs bin, sieht vieles schon wieder anders aus. Manchmal ist es etwas aus dem Wald, das da vor mir, über mir, unter mir oder neben mir auftaucht und mich fasziniert. Und so sorgen in unterschiedlicher Zusammensetzung verschiedenste Faktoren dafür, dass es nie langweilig wird.

Bei einem meiner Wege dachte ich: Das alles ist genau wie im alltäglichen Leben. Manchmal bin ich allein und dann wieder mit anderen zusammen unterwegs. Manchmal lasse ich mir Gedanken versunken viel Zeit für den Weg und habe dann Zeit für alles und alle um mich herum. Ein anderes Mal eile ich konzentriert meinem Ziel entgegen in der Angst, es nicht mehr zu schaffen.

Und dann wird mir klar, dass alles seine Zeit haben kann und zusammengehört. Ich kann wissen, wo ich hin will, ohne mein Ziel verbissen verfolgen zu müssen. Ich kann mein Leben Moment für Moment erleben, ohne mich dabei in Details zu verlieren. Ich kann für Momente mit allen und allem eins sein, ohne die Fähigkeit zur kritischen Distanz zu verlieren. Es gibt so unendliche viele und unterschiedliche Möglichkeiten, unterwegs zu sein.

Wer wie ich nicht immer weiß, was gerade dran ist, der bete mit mir Worte des 27. Psalms: „Herr, weise mir deinen Weg.“ Das schließt eigenes Überlegen keineswegs aus. Ganz im Gegenteil. Es heißt, der Mensch würde des Weges geführt, den er wählt.

Hoffnung der Verlorenen

Juli 2012

Wer hätte nicht schon einmal etwas verloren, z. B. den Schlüssel? Wer hätte nicht schon einmal jemanden aus den Augen verloren, z.B. einen alten Bekannten. In seinem bekannten Gleichnis vom verlorenen Schaf (Lukas 15, 3-7) erzählt Jesus von einem Hirten, der eins seiner Schafe zunächst verliert, dann sucht und schließlich wiederfindet, wo-

rüber er sich verständlicherweise sehr freut. Am Ende des Gleichnisses heißt es: „Genauso freut sich Gott im Himmel...“, wenn er einen Menschen wieder hat, der verloren war oder zumindest verloren schien.

Sich verloren zu fühlen, ist einerseits alles andere als erstrebenswert. Andererseits beinhaltet die Erkenntnis „Ich bin verloren“ auch einen Funken Hoffnung. Denn wer sich im Sinne des verlorenen Sohns als verloren erkennt, der erinnert sich an den, dem er verloren ging und der ihn sucht. So seltsam wie es klingt: Es liegt im Schmerzlichen des Verloren-Seins auch eine Chance.

Nicht alles aus dem Gleichnis ist übertragbar: Wir sind keine Schafe. Wir können aktiv werden. Wir können unsererseits suchen und um Hilfe rufen. Wir können zu unserer Rettung beitragen, die durch den guten Hirten greifbar nahe ist.

Und so geht es Jesus nicht um die Frage der Schuld am Verlorengehen, sondern um die Freude, von Gott gefunden zu werden und ihn zu finden, einander zu finden und sich wieder einzufinden, Verlorenes und verloren Geglaubtes wiederzufinden. Diese Freude sollten wir uns nicht madig machen lassen.

Denn ich bin bei Dir

August 2012

„Sei mutig und entschlossen. Lass dich nicht einschüchtern und hab keine Angst. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin bei dir, wohin du auch gehst.“ (Josua 1) Wer bräuchte angesichts all dessen, was uns Angst und Bange macht, nicht hin und wieder so eine Ermutigung. Es tut unendlich gut,

Gott an seiner Seite zu wissen, der es gut mit einem meint, der bei einem ist und bleibt, egal wo man gerade ist und wo die Reise hingeht. Das Schöne daran ist, dass wir uns Worte wie dieses zu Eigen machen können, indem wir sie als Versprechen hören, das uns gilt.

Und wir können den Menschen, die wir lieb haben, die uns anvertraut sind, genau das nicht nur sagen, sondern sie auch spüren lassen: „Sei mutig und entschlossen. Lass dich nicht einschüchtern und hab keine Angst. Denn ich bin bei dir, wohin du auch gehst.“

Wer sein Leben mutig und entschlossen angeht, wird die sich stellenden Herausforderungen sicher besser meistern können als der, der schüchtern und ängstlich ist.

Gerade dann, wenn wir in Situationen kommen, in denen Neues und Ungewisses auf uns zukommt, in denen wir nicht wissen, wie es weitergeht, gerade dann, wenn es wieder einmal anders kommt, als wir es uns vorgestellt und erträumt hatten, gilt diese Zusage, die Gott ursprünglich Josua gemacht hat, wenn er sich mit seinem Tun und Lassen an Gottes Weisungen hält.

Stein des Anstoßes

Oktober 2012

Bei einem Ausflug zur Harzburg stieß ich auf einen Gedenkstein. Darauf stand: „Stein des Anstosses“. Ich kam aus zweierlei Gründen nicht an ihm vorbei. Zum einen war er einfach zu groß, um übersehen zu werden. Zum anderen war seine Inschrift anstößig falsch geschrieben. Es musste natürlich „Stein des Anstoßes“ heißen. Immerhin hatte er seinen Zweck erfüllt, indem er mich anstieß, mich mit ihm auseinander zu setzen.

Während des Fotografierens fiel mein Blick beim Einstellen des Bildausschnitts auf den Haufen der dahinter liegenden Steine. Doch auch damit noch nicht genug. Denn dann sah ich die Steine des Schotterweges. Die waren noch kleiner. Und dann war da ja auch noch der Sand – lauter kleinste Steinchen.

Wie groß muss so ein „Stein des Anstoßes“ eigentlich sein? Manchmal genügt schon das sprichwörtliche Sandkorn im Getriebe, um etwas zu stoppen. Meist ist so ein Stein, der etwas ins Rollen bringt, sehr viel kleiner und auch sehr viel unscheinbarer als dieser „Stein des Anstoßes“.

Auch wenn der Buß- und Bettag ja nun kein Feiertag mehr ist, könnte er uns wie jener „Stein des Anstoßes“ dazu anstoßen, mal wieder inne zu halten und über uns und unser Leben nachzudenken.

Um das Nachdenken ein wenig konkreter zu gestalten, erinnere ich an die Geschichte mit den Steinen aus dem 8. Kapitel des Johannesevangeliums. Eine aufgebrachte Menge lässt die Steine fallen, mit denen man eine überführte Sünderin schon steinigen wollte, weil Jesus sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Welch anstößig schöne Geschichte?

Auf den Spuren Jesu

Oktober 2012

Morgen ist es soweit. Wir gehen mit der Gemeinde auf große Reise: Auf den Spuren Jesu nach Israel. Endlich. Da wollte ich schon immer mal hin. Und ich sage mir: Wenn nicht jetzt, wann dann. Viele der Mitreisenden sind der gleichen Meinung. So machen wir uns voller Erwartung auf den Weg ins „Heilige Land“, getrieben von der Sehnsucht, innen drin berührt zu werden und etwas von der Aura des Heiligen zu spüren, die wir vor Ort vermuten.

Wie wird sich das anfühlen, da zu sein, wo er war? Wie wird es sein, Wege zu gehen, auf denen er gegangen ist, Berge zu sehen, die ihn gesehen haben, das Wasser des Sees zu berühren, das ihn berührte, im Garten zu beten, in dem er gefangen genommen wurde, die Stadt zu besuchen, in der sein großartiges irdisches Leben endete und etwas noch Großartigeres mit seiner Auferstehung begann? Nach all den Jahren mit den biblischen Geschichten von Jesus, die ich mir in meiner Phantasie ausgemalt habe, will ich sehen, wo sich alles abspielte.

Jemand sagte einmal: „Man muss die Geschichten von Jesus wie Muscheln ans Ohr halten. In jeder hört der Lauschende die himmlischen Meere rauschen.“ Es kommt also darauf an, ganz intensiv in die Geschichten hineinzuhören, offen zu sein für die Feinheiten, zwischen den Zeilen zu lesen und die Geschichte vor dem inneren Auge lebendig werden zu lassen. Das kann man natürlich überall, auch in Braunschweig. Und doch: Ich bin gespannt, wie sich dieses Rauschen der himmlischen Meere im „Heiligen Land“ anhören wird, wenn ich auf meiner Pilgereise nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich auf den Spuren Jesu wandeln werde.

Näher kommen

Dezember 2012

Unvermutet stand die Frage „Kann ich Gott näher kommen?“ im Raum. Spontan war ich versucht, „Ja“ zu sagen. Und ich dachte im Stillen: „Auch wenn man ihn nie erreichen wird, kann man ihm doch näher kommen, wenn man denn nur will.“ Wir werden in Jakobus 4 ja ermutigt: „Nähert euch Gott - und er wird sich euch nähern.“

Schneller als ich „Ja“ sagen konnte, brachen dann allerdings Fragen und Zweifel auf, die mich schweigen ließen: Wie können wir Gott näher kommen, wenn wir nicht wissen, wo er ist? Und auch im übertragenen Sinn, also gedanklich, kommen wir nicht wirklich weiter. Gott ist und bleibt für uns unfassbar, auch wenn wir es nicht lassen können, uns entgegen dem Bilderverbot Gedanken über ihn zu machen. Allem Anschein zufolge muss die Antwort auf die Frage „Kann ich Gott näher kommen?“ wohl mit „Nein“ beantwortet werden.

Unsere Lage wäre geradezu hoffnungslos, wären wir nur auf uns gestellt. Sind wir aber nicht. Dass wir uns ihm nicht nähern können, schließt ja nicht aus, dass er sich uns nähert. Von seiner Seite aus gibt es durchaus ein Näherkommen. Was für ein Glück, dass er uns entgegen und nahe kommt.

Genau darum geht es im Advent und zu Weihnachten. Weil wir ihm nicht näher kommen können, kommt er uns näher. Er ist uns näher als wir uns selbst nahe sind. Das mag sich vielen gefühlt ganz anders darstellen. Und doch heißt es in Apostelgeschichte 17 nicht ohne Grund: „Keinem von uns ist Gott fern.“ Positiv formuliert: „Jedem von uns ist er nah.“ Da stimmt man doch frohen Herzens in das Adventslied von Friedrich Walz ein: „Seht, die gute Zeit ist nah, Gott kommt auf die Erde, kommt und ist für alle da, kommt, dass Friede werde.“

Gottes Hände

Februar 2013

Da greift eine unanständige Hand dorthin, wo sie nicht hin fassen dürfte. Da schlägt eine gewalttätige Faust einem anderen mitten ins Gesicht. Da maßregelt ein erhobener Zeigefinger den gerade Gescheiterten. Da verführt eine große Hand die kleine Hand eines Anbefohlenen. Da drückt die gewissenlose Hand das Aufstrebende neben sich nieder... Lauter schlechte Erfahrungen mit Händen, deren Bekanntschaft man lieber nicht machen sollte.

In Psalm 139,5 kommt ein Mensch zu Wort, der andere Erfahrungen gemacht hat: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“ Er denkt dabei an Gott. Bei ihm fühlt er sich geborgen wie in einer großen Hand, die ihn von allen Seiten umgibt. Das macht ihm nicht etwa Angst. Im Gegenteil: Es beglückt ihn. Diese Hand erlebt er

positiv. Sie hält ihn. Sie trägt ihn. Sie beschützt ihn. Sie führt ihn. Sie umgibt ihn. Dieser Hand, diesem Gott vertraut er sich gern an.

Wenn doch alle Menschen solche Erfahrungen machen würden – und nicht nur mit Gott, sondern auch miteinander. Wäre es nicht wunderbar, alle hätten Menschen an ihrer Seite, die ihre Hand über sie halten - im wörtlichen wie im übertragenen Sinn?

So, wie Gott seine Hand über uns hält, könnten auch wir unsere Hände schützend über andere halten. Damit würden wir in seinem Sinne handeln. Von Gottes Hand gehalten könnten wir seine Hände sein. Unsere Hände könnten Gottes Hände sein.

Einer für alle und alle für einen

April 2013

Als die Verantwortlichen beschlossen, dass Jesus sterben sollte, da hieß es: „Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, als dass das ganze Volk verderbe." (Johannes 11,50) Man befürchtete durch ihn Unruhen, in deren Folge womöglich viele Menschen ihr Leben verlieren würden. So sah man sich gezwungen, den einen um der vielen willen zu opfern. Niemand konnte zu diesem Zeitpunkt ahnen, dass Gott aus der bösen Tat der Mächtigen etwas Gutes machen würde.

Und doch geschah es: Das politisch begründete „Einer für alle" wurde von Gott her interpretiert und neu verstanden. Seitdem heißt es in der Christenheit, dass Jesus für uns alle gestorben ist.

Viele werden das „Einer für alle" um die Worte „...und alle für einen" ergänzen. Denn so lautet das beherzigenswerte Motto der Musketiere im Roman von Alexandre Dumas. Und es stimmt ja: Jeder wünscht sich für sich selbst und die, mit denen er verbunden ist, dass sich jeder gemäß diesem Motto für die anderen einsetzt. Und alle hoffen, dass es die anderen auch tun. Es wäre ein Gewinn für jeden einzelnen, für uns alle und die Zusammenhänge, in denen wir leben.

Richtig spannend wird es dadurch, dass man dieses „Einer für alle und alle für einen" auf Christus und die Christen bezieht. Wenn er für uns alle starb, dann sollte es für uns doch keine Frage, sondern eine Ehrensache sein, für diesen einen – wenn schon nicht zu sterben – so doch zu leben. Das wäre echt stark, wenn es uns gelänge, dieses Motto „Einer für alle und alle für einen" nicht nur zwischenmenschlich zu leben,

sondern auch im christliche Sinne: „Christus für alle und alle für Christus".

Wie geht's?

April 2014

Oft sieht man es den Leuten an, wenn es ihnen nicht so gut geht. Und manchmal ahnen auch die anderen, wie es einem selbst geht, lange bevor man etwas sagt. Und trotzdem sagt man auf die Frage „Wie geht's?" einfach „Gut!". Warum sollte man auch mit jedem, der so fragt, über die eigenen Befindlichkeiten reden? Vermutlich ist die Frage meistens ja auch nur eine Form der Begrüßung.

Nun könnte die Frage den Beteiligten aber auch die Chance eröffnen, einander tatsächlich etwas von dem mitzuteilen, wie es einem geht und was so anliegt. Sicher: Man wird überlegen müssen, wem man was sagt. Aber warum eigentlich nicht? Geben wir einander doch die Chance, Anteil zu nehmen und Anteil zu geben. Das dürfte beiden Seiten gut tun.

Wir werden im Laufe unseres Lebens vielen Menschen begegnen und mancherlei Möglichkeiten haben, über dies und das ins Gespräch zu kommen. Sicher kann es nicht immer und überall zu tiefschürfenden Gesprächen kommen. Aber wenn es hin und wieder über den üblichen Smalltalk hinausgehen würde, wäre das ja auch nicht schlecht.

Und was soll schon groß passieren? Wir werden ja nicht gleich unser Gesicht verlieren, voreinander nicht und vor Gott schon gar nicht. Im Psalm 139 heißt es: „Du, Gott, kennst mich." Und obwohl das so ist, lässt Gott uns nicht fallen. Das hat Dietrich Bonhoeffer zu folgendem Gebet veranlasst: „Wer ich auch bin, dein bin ich, Gott."

Mit dieser Gewissheit lässt es sich leben und feiern – und gelegentlich auch auf die Frage „Wie geht's?" ehrlich antworten. Geben wir uns doch die Chance, einander so zu begegnen, wie wir sind.

Worthunger

Mai 2013

Immer und überall wird geredet. Endlos werden Worte aneinander gereiht. Oft sind es nur nichtssagende Worthülsen, die üblichen Floskeln oder unverdauliche Containerbegriffe. Viele haben das längst satt.

Besteht nicht die Gefahr, die wirklich wichtigen, uns verändernden und beglückenden Worte in der Masse der Worte zu überhören?

Angesichts dieser Situation habe ich immer öfter so etwas wie einen Hunger nach ganz anderen Worten. Und es gibt sie ja, diese Worte, die in der Lage sind, mich und die Welt zum Guten zu verändern. Ich spüre, welch ungeheure Kraft manchen Worten inne wohnt. Ich ahne, was möglich wäre. Gerade deshalb nerven mich all die Worte, die nichts weiter als heiße Luft sind.

Von Jesus sagten die Leute, er hätte mit Vollmacht gesprochen. Ich glaube, das ist es, wonach ich mich sehne: Worte voller Macht und Kraft. Wie wäre es, wenn wir nach solchen Worten Ausschau hielten, die anderen helfen, sie wertschätzen, ihnen Neues und Schönes eröffnen? Nutzen wir doch die sich uns bietenden Möglichkeiten, einander das zu sagen, was uns und die Welt zum Guten verändert. Teilen wir den Hunger nach Worten, die in der Lage sind, uns zu berühren und zu überzeugen.

Die drei Worte „Ich liebe dich“ mögen als Beispiel für die Art von Worten dienen, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen, die nicht nur etwas beschreiben, sondern es auch ermöglichen. Geben wir unserem Worthunger eine Chance. Dann bringt er uns nicht nur weiter, sondern auch zu Gott, von dem es im Johannesevangelium heißt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Sonnenanbeter

Juni 2013

Was wünschen sich alle, wenn es lange kalt und nass ist? Dass die Sonne scheint. Und wenn sie dann endlich scheint? Dass man Zeit hat, raus zu gehen, um die Sonne auch genießen zu können. Diejenigen unter uns, die es besonders lieben, sich durchwärmen, ja geradezu durchglühen zu lassen, nennen wir Sonnenanbeter. Sie denken nicht nur: „Ach, was wäre es herrlich, in der Sonne zu liegen.“ Nein: Sie tun‘s einfach. Sie nehmen sich die Zeit. Sie legen sich in die Sonne. Sie spüren deren Wärme und Kraft hautnah.

Das Wort Sonnenanbeter erinnert an längst vergangene Zeiten. Damals gab es Menschen, die die Sonne als göttliches Wesen angebetet haben. Sie verehrten die Sonne, weil sie ihnen Licht und Leben brachte.

Und es stimmt ja: Ohne die Sonne mit Ihrem Licht und ihrer Wärme gäbe es uns nicht. Wir leben in einer Zeit, in der nicht mehr die Sonne, sondern Gott als der Schöpfer der Sonne angebetet wird.

In einem Lied heißt es: „Gottes Liebe ist wie die Sonne, sie ist immer und überall da. Streck dich ihr entgegen, nimm sie in dich auf. Sie kann dich verändern...“ Ein wunderbares Gleichnis: Gott und seine Liebe sind wie die Sonne und ihre Wärme. Wie die Sonne ist Gott da, auch wenn wir es nicht wahrnehmen. Genüsslich können wir uns der Sonne zuwenden, um uns ihre Kraft und Wärme zuströmen zu lassen. Genüsslich können wir uns Gott entgegen strecken und öffnen, um ihn in uns aufzunehmen und in unser Leben einzulassen. Das eine wie das andere können wir immer und überall tun. Gönnen wir uns immer wieder, in der Sonne und in Gott zu sein.

Was ist wichtiger?

August 2013

Was ist Ihnen wichtig? Und was ist Ihnen wichtiger als...? Und was ist Ihnen eigentlich das Wichtigste? Vermutlich fällt es Ihnen schwer, diese Frage ganz spontan zu beantworten. Schließlich will man ja die richtige Antwort geben. Und das muss man, nicht nur einmal, sondern immer wieder.

Niemand kann einem die Beantwortung dieser Fragen abnehmen. Wir würden uns bedanken, wenn andere sich anmaßen würden, für uns zu entscheiden, was uns wichtig zu sein hat. Das geht ja gar nicht. Jeder will völlig zu Recht selbst bestimmen, was für einen selbst wichtig und wichtiger und am wichtigsten ist.

Man muss kein Prophet sein, um zu wissen, was dabei herauskommt, wenn man diese Frage einer Gruppe von Menschen stellt. Denn jeder und jede wird doch eine ganz persönliche Antwort geben. Und so wird es ganz viele, sehr verschiedene und im Idealfall sehr persönliche Antworten geben.

Im Austausch über all die persönlichen Wichtigkeiten werden sich unsere persönlichen Antworten verändern, manchmal kaum merklich nur ein wenig, manchmal aber auch so sehr, dass sich alle drum herum fragen, was denn plötzlich mit ihr oder mit ihm los sei. Und so befinden wir uns alle in einem Prozess der ständigen Gewichtung all der persönlichen und globalen Wichtigkeiten.

Denn natürlich wollen wir alles richtig machen und uns nicht am Unwichtigen verlieren. Die Frage ist halt, nach welchen Gesichtspunkten wir das Durcheinander der vielen Wichtigkeiten sortieren könnten?

Unter Umständen ertappen wir uns dabei, wie wir uns wünschen, es möge uns jemand sagen, was wirklich wichtig ist und was wir machen sollen. Aber genau das gibt es nicht. Und genau genommen darf es das auch nicht geben. Wo kämen wir denn da hin?

Es bleibt dabei: Das Nachdenken und Gewichten unserer Antworten nach dem wirklich Wichtigen kann uns niemand abnehmen. Deshalb wünsche ich Ihnen beim Überdenken Ihrer Wichtigkeiten einen kühlen Kopf und Gottes Segen.

Träume aus Licht

September 2013

Im Staatstheater wird in dieser Spielzeit erneut das Musical „Sunset Boulevard" dargeboten. Da singen der Butler Max und die in die Jahre gekommene Diva Norma Desmond: „Jeder Mensch braucht Träume aus Licht." Was für eine schöne Formulierung. Als ich anderen gegenüber davon erzählte, meinte einer: „Ist ja richtig. Aber vielleicht ein bisschen dicke..."

Da bin ich anderer Meinung. Gerade angesichts der allgegenwärtigen Schwarzseherei kann es gar nicht genug Träume aus Licht geben. In unserem Land, das weltweit für die „German Angst" bekannt ist, könnten wir die positive Wirkung solcher Träume gut brauchen. Ich kann nicht verhehlen, dass ich selbst ein ums andere Mal der Versuchung erliege, etwas schwärzer zu sehen, als es ist. Das ist gar nicht gut.

Es ginge mir besser, wenn ich das eine oder andere positiver sehen könnte und wenn ich die schwierigen Dinge nicht als unlösbare Probleme, sondern als zu schaffende Herausforderungen sehen könnte. Also weg mit der Schwarzseherei. Und her mit den Träumen aus Licht.

Ein Sprichwort sagt: „Es ist besser, ein Licht zu entzünden, als auf die Dunkelheit zu schimpfen." Stimmt. Es wäre viel besser, wenn ich nicht nur den Schatten, sondern auch das Licht sehen könnte, das den Schatten wirft. Träumen wir Träume aus Licht. Denn: „Jeder Mensch braucht Träume aus Licht." Nehmen Sie sich Zeit dafür.

Wenn es Träume aus Licht sind, sollte es Ihnen ein bisschen besser gehen. Und wenn nicht? Dann erinnere ich an den 27. Psalm, der mit

den Worten „Gott ist mein Licht..." beginnt. Könnten unsere Träume aus Licht nicht in ihm, der das Licht ist, ihre Quelle haben?

Du bist mein Leben

Oktober 2013

Wir sind es gewohnt, unseren Weg zu gehen. Wir nehmen uns vor, immer schön bei der Wahrheit zu bleiben. Wir versuchen, unser Leben zu genießen. Und dann sagt Jesus: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich."

Was er da sagt, entspricht nicht dem üblichen Gebrauch dieser Worte. Wer würde schon von sich sagen wollen, er sei der Weg oder die Wahrheit oder das Leben? Liebende vielleicht? Wenn zwei Menschen sich von Herzen lieben, dann kann es sein, dass der eine zum anderen sagt: „Du bist mein Leben."

Jesus will ganz offensichtlich unser Leben, unsere Wahrheit und unser Weg sein. Passt das – für uns? Soll er für uns sein können, was er sein will? Wünschen wir uns das? Können wir zu ihm wie zum geliebten Menschen sagen: „Du bist mein Leben. Du bist mein Weg. Du bist meine Wahrheit."

Nicht so leicht, das alles. Und doch: Sein Angebot steht. Nehmen wir es an? Lassen wir ihn eine Rolle bzw. die Rolle in unserem alltäglichen Leben spielen? Ich wünsche Ihnen, dass Sie mit Gottes Hilfe auf dem richtigen Weg bleiben, dass Sie mit Gottes Hilfe bei der Wahrheit bleiben und dass Sie ihr Leben mit Gott leben.

Was auch immer das Leben in der Zukunft für jeden und jede von uns mit sich bringt: Jesus möge unsere Wahrheit, unser Leben und unser Weg sein – zueinander und zu Gott. Dann wird alles gut.

Einsamkeit

November 2013

„Ich halte es nicht mehr aus. Die Einsamkeit macht mich kaputt. Niemand kommt einfach mal vorbei oder lädt mich ein. Keiner ruft an oder schreibt. Als wenn ich was Ansteckendes hätte..." Er hatte seine Frau verloren. Seitdem fühlte er sich einsam und verlassen. Ich hatte gedacht, die Freunde und Nachbarn, die es ja durchaus gab, hätten sich seiner nach dem Tod seiner Frau angenommen. Hatten sie aber nicht.

Sicher kein Einzelfall. Ich denke an die Hinterbliebenen, die liebe Menschen durch Tod verloren haben, und an die polnischen Pflegerinnen, die fern der Heimat Kranke umsorgen. Ich denke aber auch an die alleinstehenden Mütter und die unverheirateten jungen Männer. Viele sind einsam.

Nicht nur an den trüben Novembertagen, sondern auch zu Weihnachten und während der kalten Wintermonate fühlen sich viele einsam und vom Leben wie abgeschnitten. Das sieht man ihnen auf den ersten Blick nicht an. Tagsüber ist ja auch fast immer was los. Aber abends und morgens geht es ihnen nicht gut. Da ist dann niemand, mit dem sie einfach mal reden und zusammen sein können.

Mir fällt dazu eine Begebenheit aus dem Leben Jesu ein. Vom Kreuz herunter sagte der sterbende Jesus zu seiner Mutter: „Frau, das ist dein Sohn." Und zu dem danebenstehenden Jünger sagte er: „Das ist deine Mutter." Um einer möglichen Vereinsamung vorzubeugen, verwies er die beiden aneinander, als wollte er sagen: „Kümmert euch umeinander. Steht einander bei. Einer dem anderen." So könnte es gehen. Einsame könnten sich zusammenzutun und einander helfen. Jeder könnte sich um jemanden kümmern, von dem er weiß oder annimmt, dass er oder sie einsam ist. Niemand müsste einsam sein.

Christus segne dieses Haus

Dezember 2013

20 * C+M+B * 13 sind die Zeichen, die an den Besuch der Sternsinger erinnern. Traditionell sind das in Erinnerung an die Legende die drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar, die dem neugeborenen Christus ihren Besuch abstatteten. Sie bringen in Lied und Wort ihre Segensbitte für die Besuchte mit.

C+M+B steht nicht nur für die Namen der Könige, sondern auch für die lateinischen Worte „Christus mansionem benedicat", was übersetzt „Christus segne dieses Haus" heißt. Ein schöner Brauch. Wir freuen uns immer wieder auf diesen Besuch und den Segen.

Die Aktion der Sternsinger steht unter dem Motto „Segen bringen – Segen empfangen – Segen sein". Gott segnet uns. Gesegnet dürfen wir einander ein Segen sein. Und indem wir einander ein Segen sind, geben wir einer dem anderen nur weiter, wovon wir leben und was wir ja auch nur empfangen haben.

Auf diese Weise kommt es unter uns zu einem menschlich göttlichen Nehmen und Geben des Segens – und das nicht nur zur Weihnachtszeit. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen vor allem eins: Gottes Segen. Denn nicht zu Unrecht heißt es in einem alten Lied: „An Gottes Segen ist alles gelegen."

Welt ohne Gott

Januar 2014

Manche meinen ja, der Welt würde es ohne Gott und den Glauben an ihn besser gehen. Oft wird dann ins Feld geführt, was im Namen Gottes an Gräueltaten verübt wurde. Die kann man natürlich schon um Gottes willen nicht gutheißen.

Aber bei aller berechtigten Kritik am verwerflichen Missbrauch Gottes und des Glaubens an ihn sollte man sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Was sollte das für eine Welt sein, die meint, Gott los zu sein? Die unabsehbare Folge wäre eine Gottlosigkeit, an der niemand gelegen sein dürfte. Kurz gesagt: Es wäre ein Albtraum.

Würde alles, was mit Gott und dem Glauben an ihn zusammenhängt, über Bord geworfen, beraubte sich die Menschheit vieler ihrer kulturellen Wurzeln und der damit verbundenen Werte. Und das kann doch niemand ernsthaft wollen, dass es Werte wie z.B. Menschenwürde und Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung und Frieden, Gleichheit und Geschwisterlichkeit, Vertrauen und Hoffnung nicht mehr gibt.

Von einer anderen Welt war auch im Krippenspiel der Konfirmanden die Rede, das der Frage nachging: Wie würde eine Welt ohne Gott aussehen? Da hieß es: „Je länger in meinem Traum Gott fehlte, umso seltsamer, umso trost- und hoffnungsloser wurde alles... Am Ende meines Traumes war die ganze Welt grau und blass geworden, kalt und ohne Hoffnung... Ich wollte schon laut losschreien, als ich plötzlich einen Engel sah, der rief: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch eine große Freude."

Was ist gegen so eine Freude einzuwenden? Doch wohl nichts. Ganz im Gegenteil. Wer würde sich nicht für sich und seine Lieben diese unaussprechliche Freude wünschen?

Heilige und Verbrecher

Februar 2014

Immer wieder sind wir überrascht, wenn wir lesen, dass Menschen, die lange Zeit ganz unauffällig waren, auf einmal ein Verbrechen begehen. Neulich habe ich verwundert gelesen: „Es gibt keinen großen Unterschied zwischen einem Heiligen und einem Verbrecher."

Aus dem Zusammenhang wurde deutlich, dass es nicht darum ging, dass die Taten von Heiligen und die Taten von Verbrechern gleich sind, sondern dass sich die Angehörigen beider Gruppen lange Zeit völlig normal verhalten.

Aber dann, so jener Kriminalbeamte, komme es zu einem Ereignis, dass einer Weichenstellung gleichen würde, die dem bisherigen Leben eine ganz neue Richtung gäbe. So würde der eine auf die schiefe Bahn geraten und der andere ein geradezu heiliges Leben führen.

Gemeinsam wäre Heiligen und Verbrechern, dass sie ihre unterschiedlichen Wege mit großer Konsequenz verfolgen. Und was dabei herauskommen kann, erfahren wir dann durch die Medien.

Ein jeder frage sich, wie die eigenen Weichen gestellt sind. Ist da gegebenenfalls etwas zu korrigieren? Und was für uns persönlich gilt, gilt auch für berufliche und politische Zusammenhänge.

Sehnsuchtsvoll

Februar 2014

„Wie der Hirsch nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir." Mit diesen Worten kann nicht jeder auf Anhieb etwas anfangen. Und doch beginnt damit der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy seine Vertonung des 42. Psalms. Wer genauer hinschaut, der wird feststellen: Was für ein wunderbarer Psalm und was für eine wunderbare Musik. Text und Musik thematisieren die Not und Verzweiflung, aber auch die Hoffnung und Zuversicht, die den Beter bewegen. Dem kann und will man sich beim Hören nicht verschließen.

Im Gegenteil: Es berührt einen, wie innig sich da einer voller Sehnsucht an Gott wendet, ja zu ihm schreit und nach ihm dürstet. Man spürt, wie sehr er sich wünscht, er käme endlich raus aus dem Loch, in dem er sich befindet. Seine innere Unruhe und seine Tränen gehen zu

Herzen. Man bekommt Mitleid mit ihm, den sie dann auch noch verspotten, weil er nicht aufhört, auf Gottes Hilfe zu hoffen.

Und dann, mitten in seiner Not, wächst ihm die Zuversicht zu, dass alles gut wird, gut werden muss. Nicht ob es gut wird, ist ihm die Frage, sondern nur: Wann wird es soweit sein, dass Gott ihm hilft? Und so scheint er sich selbst Mut zuzusprechen, wenn er sich sagt: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?"

Mendelssohn-Bartholdy lässt die aufkeimende Zuversicht von seinem Schlusschor geradezu triumphierend besingen: „Harre auf Gott! Denn ich werde ihm noch danken." So ist er guter Dinge, dass Gott ihm und jedem helfen wird, der sich an ihn wendet und nach ihm sehnt. Wer sich etwas wirklich Gutes tun will, sollte sich dieser Vertonung aussetzen.

Auferstehung vor dem Tod

April 2014

Sie werden wie ich schon unzählige Male über die Auferstehung nachgedacht haben. Da ist zum einen die Auferstehung Jesu. Und dann ist da die Auferstehung der Toten. Paulus hat im 1. Brief an die Korinther den Glauben an die Auferstehung der Toten mit der Auferstehung Jesu von den Toten begründet. Damit wurde die Auferstehung Jesu für uns zum Grund unserer Auferstehungshoffnung. Wir haben also einen guten Grund, an die Auferstehung zu glauben.

Nun ist die Auferstehung so verstanden ein Ereignis, dass die Toten bzw. die in unseren Augen Toten betrifft. Es handelt sich genau genommen um ein Ereignis jenseits des Todes. Je nachdem, wie man es sich genau vorstellt, findet die Auferstehung der Toten mit dem Tod oder nach dem Tod statt.

Marie Luise Kaschnitz dichtete: „Manchmal stehen wir auf, stehen wir zur Auferstehung auf, mitten am Tage, mit unserem lebendigen Haar, mit unserer atmenden Haut."

Sie spricht von einer Auferstehung diesseits des Todes bzw. vor dem Tod. Damit erinnert sie uns daran, dass man schon vor dem Tod tot sein kann, lebendig tot, und dass man schon vor dem Tod auferstehen kann, eben mit unserem lebendigen Haar und mit unserer atmenden Haut.

Ich wünsche Ihnen beides, die Auferstehung vor dem Tod und die Auferstehung nach dem Tod. Ich wünsche Ihnen Leben vor dem Tod

und Leben nach dem Tod. Ich wünsche Ihnen einen Glauben, der die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten diesseits wie jenseits des Todes nicht aufgibt.

Und wenn es Ostern wird, dann freuen sie es sich dreifach: Freuen Sie sich der Auferstehung Jesu. Freuen Sie sich Ihrer Auferstehung von den Toten. Freuen Sie sich Ihrer Auferstehung zum Leben mitten im Leben.

Quellen in der Tiefe

Mai 2014

Unsere Pilgerreise durchs Heilige Land führte uns nach Nablus. Längs der Hauptstraße pulsierte das Leben. Autos hupten, Händler gestikulierten, Kinder rannten umher. Endlich erreichten wir unser Ziel. Der Bus hielt vor einer Mauer. In einer offenen Tür stand erwartungsvoll ein Priester. Er winkte uns herein. Ruhe umfing uns. Treppenstufen führten uns Meter um Meter hinab. Schon ging es durch die griechisch-orthodoxe Kirche. Ikonenglanz umfing uns. Vorn im Altarbereich ging es noch einmal viele Meter in die Tiefe. Da war er: der Jakobsbrunnen.

Der Priester demonstrierte uns, wie tief dieser Brunnen ist. Wir ließen einen Eimer in die Tiefe hinab. Es dauerte, bis er gefüllt wieder oben war. Und dann tranken wir das klare und frische Wasser von ganz weit unten. Es schmeckte. Und es machte noch etwas. Es schaffte eine Verbindung - nicht nur zur Wasserquelle in der Tiefe, sondern zur Geschichte von damals.

Der Überlieferung (Johannes 4) zufolge hatte sich Jesus hier von einer Frau Wasser geben lassen. Für einen Moment fühlte ich mich zurück versetzt in jene Zeit, als Jesus an diesem Brunnen saß.

Und ich hörte in mir, wie er sagte: „Wer vom Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten...“ Was für ein Angebot. Wer wünschte sich nicht etwas, das den Lebensdurst für immer stillt? Wer wollte da nicht wie jene Frau sagen: „Gib mir...“

Ich werde wohl noch öfter in Gedanken an diesen Brunnen zurückkehren. Es reicht nicht, an der Oberfläche zu bleiben. Man muss der Geschichte schon auf den Grund gehen. Nur so stößt man auf die Quellen in der Tiefe.

Entdecke die Möglichkeiten

Juni 2014

Im Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Matthäus 25) wird deutlich, dass alle etwas anvertraut bekommen. Manche können etwas damit anfangen. Andere leider nicht.

Und so ist es auch mit den Talenten, die Gott uns anvertraut hat. Nicht jedem wird das Gleiche anvertraut. Aber jedem von uns wird etwas anvertraut. Wir haben mancherlei Gaben, Begabungen, Fähigkeiten und Talente. Jede und jeder ist begabt. Alle könnten etwas aus ihren Gaben machen.

In diesem Sinne: Entdecke die Möglichkeiten, Deine Möglichkeiten. Entdecke das Potenzial, das in Dir steckt. Mach was aus Deinem Talent. Du bist begabt. Von Gott. Er hat Dir Talente in die Wiege gelegt. Die Frage ist nur: Was ist Dein Talent, aus dem Du etwas machen könntest?

Aber wie das so ist. Kaum denkst Du: Das kann ich. Da sagt schon irgend so eine Stimme in Dir: Ne, lass man lieber. Da hattest Du Dich schon fast aufgerafft. Und dann sinkst Du in den Sessel zurück und sagst Dir: Ich kann das nicht. Ich schaff' das nicht. Ich trau' mich nicht. Es gibt andere, die können das besser.

Was würde es in der Kirche lebendig, wenn es einen Ruck gäbe und sich alle Christen und Christinnen in der Kirche einbringen würden mit einem einzigen der ihnen anvertrauten Talente. Es würde zugehen wie in einem Bienenstock. Da wäre immer was los.

Entscheidend ist nicht, wie viele Talente wir haben. Entscheidend ist nicht, ob es ein vermeintlich großes oder kleines Talent ist. Entscheidend ist, das Talent zu nutzen und zum Wohle aller einzubringen. Damit ehren wir den, der uns unsere Talente anvertraut hat. Mach was auch Deinem Talent.

Fußballgott

Juli 2014

Auch ich habe Fußball gespielt, als Kind, als Jugendlicher und als Student, später dann mit meinen Kindern und sogar als Pfarrer für die Gemeinde. Und es hat Spaß gemacht. Als Lokalpatriot interessiere ich mich natürlich dafür, wie es „unserer“ Eintracht geht. Und wie so viele

sitze ich dieser Tage manche Stunde fasziniert vor dem Fernseher. Man will ja nichts verpassen von der Weltmeisterschaft.

Was mich zu diesem Zwischenruf in Sachen Fußball veranlasst, ist die Art und Weise, wie gedankenlos da zuweilen von Gott geredet wird. Als sich dieser Tage ein Reporter hinreißen ließ, mit Blick auf einen Spielmacher zu sagen, „sein Wille geschehe", konnte ich ihm innerlich dafür nur die rote Karte zeigen. Immer wieder muss der „liebe Gott" herhalten... Geradezu berühmt geworden ist Maradonas „Hand Gottes", die dafür sorgte, dass der Ball im Tor landete.

Wenn man denn von Gott und Fußball reden will, dann sollte man es wie der Bundesligatrainer Jürgen Klopp machen. Im Vorwort zum Buch „Fußballgott" von David Kadel spricht er über Fußballspieler, deren Leben sich durch ihre Beziehung zu Gott verändert hat. Und dann sagt er: „Es gibt zwar keinen Fußball-Gott, aber ich glaube, dass es einen Gott gibt, der uns Menschen liebt, wie wir sind, mit all unseren Macken, und deswegen glaube ich, dass er auch den Fußball liebt! Nur: Die Kiste müssen wir schon selber treffen." Und das haben die deutschen Spieler am Mittwoch ja auch reichlich getan.

Wünschen wir ihnen und uns für Sonntag erstens „Gut Sport", zweitens die Einsicht „Es ist nur ein Spiel" und drittens das Wissen „Gott liebt mich so, wie ich bin."

Nicht nur im Pfarrhaus

September 2014

In der St.-Ulrici-Kirche gab es im Sommer eine Ausstellung zur Geschichte des Pfarrhauses im Wandel der Zeiten. Das Interesse galt natürlich nicht nur den Pfarrhäusern als solchen, sondern auch denen, die darin wohnten: den Pfarrern und ihren Frauen bzw. den Pfarrerinnen und ihren Männern und auch den Pfarrerskindern. Seit jeher verbindet sich mit dem Pfarrhaus der Wunsch, es möge ein Ort sein, wo der Glaube beispielhaft Gestalt gewinnt.

Natürlich birgt das die Gefahr der Überforderung für die in sich, die diese Erwartung verinnerlichen. Denn was ist, wenn Wunsch und Wirklichkeit nicht zueinander passen. Dennoch haben viele Menschen - auch außerhalb der Pfarrhäuser - den aufrichtigen Wunsch, dass der Glaube in ihrem Leben Gestalt gewinnt und das Christsein gelingt.

Im Zuge dieser Überlegungen entdeckte ich, dass mein Pfarrhaus zufällig mein „Baujahr" ist. Mir kam Paulus in den Sinn, der in seinem 2. Brief an die Korinther unseren Körper mit einem Haus verglich: „Wenn unser irdisches Haus, nämlich dieser Körper, abgebrochen wird, so haben wir ein Haus, das ewig ist im Himmel." Das brachte mir neu zu Bewusstsein, dass wir all unsere Häuser eines Tages verlassen müssen, auch wenn wir noch so gern darin wohnen. Gleichzeitig erinnerte es mich, dass es für das, was von uns bleibt, ein Haus bei Gott gibt, das ewig ist im Himmel.

Und dann schloss sich für mich der Kreis, als ich mich an ein Lied von Manfred Siebald erinnerte, das mich seit meiner Jugend begleitet: „Mein ganzes Leben soll dein Haus sein, Vater, dein Haus, das du für dich nach deinen Plänen baust und nicht für mich. In diesem Haus sollst du bleiben, füll du es völlig aus, und nichts soll dich vertreiben, aus diesem Haus." Damit lässt es sich gut leben – nicht nur im Pfarrhaus.

Nach vorn schauen

Oktober 2014

Heute ist Reformationstag. Wir würdigen, was damals geschah. Über dem Rückblick auf das, was war, dürfen wir allerdings nicht den Ausblick auf das, was kommt, vergessen – auch wenn die Aussichten nicht gerade rosig scheinen.

Selma Lagerlöf meinte: „Man soll sich nicht ängstlich fragen: Was wird noch kommen? Man soll sagen: Ich bin gespannt, was Gott noch mit mir vorhat." Diese Zuversicht tut gut und kann uns helfen, nicht nur zurück, sondern auch nach vorn zu schauen – wie Jesus. Er ermutigte die Menschen, zuversichtlich nach vorn zu schauen, und lud sie ein: „Das Reich Gottes ist zum Greifen nah. Stellt euch darauf ein." Das haben unzählige Menschen seitdem getan.

Wer sich fragt, wie das geht, dem könnte weiterhelfen, was einer meiner Schüler sagte: „Jesus ist so etwas wie ein Trailer für das Reich Gottes." Ein genialer Gedanke. Denn so ein Trailer - früher sprach man von Vorschau - besteht ja aus Szenen, die dem Film entnommen sind, der erst noch kommt. Der Trailer vermittelt einen Vorgeschmack. Er macht Lust auf mehr. Man will alles sehen.

Der Vergleich passt. Mit Jesus wurde vorab ein Stück der neuen Welt Gottes sichtbar. Mit ihm hatte das Reich Gottes tatsächlich schon be-

gonnen. Auch wenn die Wirklichkeit oft anders aussieht, ist seine Vision vom Reich Gottes unsterblich in unseren Herzen verankert. Wer wünschte sich nicht eine Welt, die friedlicher ist, in der es gerechter zugeht, in der liebevoller und achtsamer miteinander umgegangen wird?

Wenn wir aus Anlass der Reformation zurückschauen, dann sollte sich der Rückblick nicht auf Luther, sondern mit Luther auf Jesus richten. Jesus wollte keine Reformation, sondern Antizipation des Reiches Gottes. Lassen wir uns von ihm inspirieren. Realisieren wir von der in Aussicht gestellten Welt, was uns möglich ist. Schauen wir mit Jesus nach vorn auf das Reich Gottes, das uns aus der Zukunft entgegen kommt.

Aus den Augen verloren

Dezember 2014

Eine Frau packt ihr Kind in ein Tragetuch und geht zum Fluss, um Wäsche zu waschen. Sie setzt ihr Kind ins Gras, wäscht am Fluss die einzelnen Wäschestücke und achtet nicht darauf, dass ihr Kind zum Fluss krabbelt. Plötzlich ein lauter Schrei. Das Kind ist ins Wasser gefallen und wird von der Strömung fortgetragen.

Aber die Mutter kann nicht schwimmen, und weit und breit ist keine Hilfe zu sehen. Keine Chance mehr, das Kind zu retten. Das Kind ist verloren. Schließlich geht die Mutter traurig nach Hause, und sie sagt zu ihrem Mann den erstaunlichen Satz: „Unser Kind ist im Fluss ertrunken, aber du musst nicht weinen, wir haben ja noch das Tragetuch."

Natürlich würde keine Mutter so handeln und reden wie in dieser afrikanischen Geschichte. Sie ist nur im übertragenen Sinn zu verstehen. Während viele mit Blick auf diese Geschichte vermutlich sagen würden: „Wie kann man nur?", würden sie vermutlich mit Blick auf Weihnachten fragen: „Welches Kind soll uns abhandengekommen sein?" Dass es immer mehr Leute gibt, die so fragen würden, zeigen die immer wieder durchgeführten Umfragen auf deutschen Straßen.

In der afrikanischen Geschichte sagt die Mutter dann ja: „Wir haben ja noch das Tragetuch." Auf der Straße würden viele in Sinne der Geschichte dann sagen: „Wir haben ja noch die Krippe und den Weihnachtsbaum, und den Weihnachtsmarkt und vor allem die vielen Weihnachtsgeschenke..."

Wir merken: Hier stimmt doch was nicht. Kann es sein, dass Eltern es einfach so hinnehmen würden, dass sie ihr Kind verloren haben? Nein.

Aber wie können viele dann Weihnachten feiern, wenn sie das Christkind (aus den Augen) verloren haben? Feiern sie Weihnachten mit dem Christkind.

Bleiben statt auszutreten

Februar 2015

Immer wieder sind Kirchenaustritte zu beklagen. Mein Kollege fragte mich dann, ob ich wie er die Ausgetretenen anschreiben würde, um zu zeigen, dass man es gemerkt hätte und darüber traurig sei. Ich erklärte ihm, dass ich bei den Ausgetretenen eine Zeitlang sogar persönlich nachgefragt hätte, warum und wieso.

Was dabei heraus gekommen sei, hätte mich veranlasst, nicht weiter nachzufragen. Denn egal, ob ich die Befragten kannte, weil es ehemalige Konfirmanden oder deren Eltern waren, oder ob es Menschen waren, die ich nicht weiter kannte, weil sie im Zusammenhang mit ihrem Umzug in die Südstadt ausgetreten waren - die Antworten ähnelten sich doch sehr: Es habe rein gar nichts mit mir als dem zuständigen Pfarrer und unserer Gemeinde zu tun.

Ganz im Gegenteil. Wir würden uns hier ja jede Menge Mühe geben. Der Austritt habe rein persönliche Gründe, die entweder inhaltlicher oder finanzieller Art wären...

Mit Blick auf die Austritte könnte man auch sagen: Die Kirche leidet unter jedem Austritt. Diese Feststellung hat nichts mit Wehleidigkeit zu tun. Im Gegenteil: Sollte es uns eines Tages nicht mehr weh bzw. Leid tun, dass Menschen die Kirche bzw. unsere Gemeinde verlassen, sollten wir sehr ernsthaft über unser Christsein nachdenken.

Mit dem, was ich hier zu den Kirchenaustritten sage, wende ich mich an alle Ausgetretenen: Sie sollen wissen, dass ich immer traurig zur Kenntnis genommen habe, dass Sie ausgetreten sind, ohne dies ändern zu können. Ich gebe allerdings die Hoffnung nicht auf, dass Sie eines Tages wie der verlorene Sohn bzw. die verlorene Tochter heimkehren.

Und gleichzeitig wende ich mich an alle Kirchenmitglieder mit der Bitte, der Kirche auch weiterhin treu zu bleiben und wankelmütige Brüder und Schwestern zu stärken und zu ermutigen, der Kirche nicht den Rücken zu kehren.

Niemanden übersehen

April 2015

Wussten Sie, dass in der Zeit, als die Evangelien und Briefe geschrieben wurden, die wir im Neuen Testament finden, auch noch andere christliche Schriften entstanden sind, wie z.B. 60 n.Chr. der Barnabasbrief? Hier einmal der dritte Vers aus dem dritten Kapitel: „Löse jede ungerechte Fessel, kündige Verträge, die Menschen vergewaltigen und knebeln, schenke Unterdrückten die Freiheit, zerreiße jede ungerechte Vereinbarung. Verteile dein Brot an die Hungernden, und wenn du einen siehst, der nackt ist, gib ihm Kleidung. Obdachlose führe in dein Haus, und wenn du einen siehst, der im Elend ist, übersieh ihn nicht, denn er ist dein Verwandter."

Finden Sie nicht auch, dass das nach wie vor sehr lesenswert und aktuell ist? Als wenn es damals auch schon diese Knebelverträge und ungerechten Vereinbarungen gegeben hätte, die andere über den Tisch ziehen und dafür sorgen, dass sie sich nicht frei und unabhängig entwickeln können.

Da sage mal einer, damit könnte man keine Politik machen. Oh doch. Könnte man schon. Nur müsste man bereit sein, auch den anderen zu lassen, was sie zu Leben brauchen.

Für mein Empfinden ist der Barnabasbrief dicht dran an dem, was Jesus wollte und unsere Zeit bräuchte: eine Welt, in der die Güter so verteilt werden, dass alle etwas abbekommen vom Kuchen, der verteilt wird – national und international.

Was das mit Ostern zu tun hat? Jede Menge. Das mit dem Tod und der Auferstehung bezieht sich ja nicht nur auf Jesus und das Jenseits, sondern auch auf uns und das Diesseits. Manche erleiden doch bei lebendigem Leib den Tod. Helfen wir ihnen, wo es uns möglich ist, zur Auferstehung und einem neuen, besseren Leben – hier und jetzt.

Was das zur Folge hat? Im Barnabasbrief 3, 4-5 heißt es dazu: „Dann wird dein Licht wie ein Morgenstern aufstrahlen, deine Kleider werden zu glänzen beginnen, deine Gerechtigkeit wird dir als Ehrengeleit vorangehen, und die Herrlichkeit Gottes wird dich wie ein Gewand umhüllen. Dann wirst du zu Gott rufen, und er wird dich erhören. Noch während du sprichst, wird er sagen: Ich bin da."

Win-Win-Situationen

Juni 2015

Im Juni letzten Jahres wurde unser zweites Enkelkind geboren. Meine Kinder hatten ihrem Kind den seltenen Namen Norwin gegeben. Wir haben als stolze Großeltern natürlich nachgeschlagen, was Norwin heißt. Es stellte sich heraus, dass Norwin „Freund des Nordens" bedeutet. Mir fiel auf, dass in Norwin - wie in Ortwin oder Erwin - die Silbe „win" steckt, was mich nicht ohne Grund an das englische „to win" erinnerte. Sprachlich gehören sie zusammen.

Nun hat das angelsächsische „to win" mancherlei Bedeutungen: man kann nicht nur etwas gewinnen, zum Beispiel den ersten Preis, sondern man kann auch jemanden gewinnen, zum Beispiel für sich oder für eine gute Sache.

Und dann fiel mir auf, dass das alles ja auch etwas mit unserem deutschen Wort „Gewinn" zu tun hat. Wie viele andere auch, hatte ich mir angewöhnt, das Wort „Gewinn" vor allem unter wirtschaftlichen oder sportlichen Gesichtspunkten zu verstehen. Im Sport will man gegen andere gewinnen. Und wirtschaftlich bemisst sich der Erfolg am Gewinn, am Zugewinn, an der Rendite...

Aber was eigentlich gewinnt man da? Macht der Sieg im Sport oder der wirtschaftliche Zugewinn wirklich glücklich oder nicht viel mehr einsam? Es ist doch so: Der Sieg ist schön für den Gewinner, aber bitter für den Verlierer. Was der eine wirtschaftlich hinzugewinnt, muss ein anderer vorher verloren haben. Ist es also wirklich ein Gewinn, wenn man auf Kosten anderer gewinnt? Natürlich nicht.

Soweit ich sehe, gibt es nur eine Alternative. In der Wirtschaft nennt man das eine „Win-Win-Situation". Beide Seiten gewinnen etwas und im weitesten Sinne einander als Freunde. Es gibt keine Sieger und Verlierer.

Nur auf solchen „Win-Win-Situationen", die für alle Beteiligten gut sind, liegt Segen, wirtschaftlich wie privat, politisch wie kirchlich, familiär wie öffentlich. Das alles passt zu Jesu Aufforderung in Matthäus 7,12: „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut Ihnen auch."

Geist der Kraft, Liebe und Besonnenheit

August 2015

Paulus schrieb seinem Mitarbeiter Timotheus: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ (2. Tim 1,7) Er warf ihm nicht vor, dass er sich fürchtete. Es kann eben immer wieder mal vorkommen, dass einen der Geist der Furcht wie ein Schnupfen befällt. Eh man sich versieht, hat es einen erwischt.

Das ist keine Schande. Es ist nur unnötig. Denn eigentlich bräuchten wir uns nicht zu fürchten. Warum nicht? Weil Gott uns mit seinem Geist so etwas wie ein Medikament gegen diesen Geist der Furcht geschenkt hat.

Wo wir uns auf diesen Geist besinnen, wird uns das helfen. Es wird uns helfen, uns von dem abzuwenden, was uns runterzieht. Und es wird uns helfen, uns dem zuzuwenden, was uns hochzieht und aufrichtet.

Ich weiß: Das klingt ganz einfach. „Zu schön, um wahr zu sein“, wird vielleicht mancher denken. In gewisser Weise stimmt das natürlich: Wenn wir uns fürchten, dann geraten wir meist in Panik. Womöglich steigern wir uns immer mehr in das hinein, was uns zu schaffen macht.

Gerade dann wäre es gut, wenn wir uns eines Besseren, eines besseren Geistes besinnen würden, wenn wir in unserer Panik zur Besinnung kämen. Oft kriegt man das nicht mehr alleine geregelt. Da ist es dann gut, wenn man jemanden hat, der einen zur Besinnung bringt.

Dieser Jemand könnte einer der Menschen sein, die Ihnen nahe stehen, aber auch einer, der Ihnen zufällig begegnet. Es könnte auch Gottes guter Geist sein, dem es gelingt, die Wogen der Panik zu glätten.

Und wenn es uns dann gelingt, uns neu auf das zu besinnen, was uns trägt und die Kraft gibt, allem zu trotzen, was uns beunruhigt, dann werden wir spüren, wie sich der Geist der Besonnenheit bemerkbar macht, von dem da die Rede ist.

Lassen Sie uns gerade dann, wenn es schwierig wird, nicht in Panik geraten, sondern dem Heiligen Geist vertrauen, der uns zur Besinnung bringt und uns hilft, uns auf das zu besinnen, was uns trägt und erhält.

Von Gott geschätzt

Dezember 2015

In der Weihnachtsgeschichte des Lukas heißt es: „Es begab sich aber, dass alle Welt geschätzt würde. Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe.“ Da ist von einer wenig erfreulichen Steuerschätzung die Rede. Man könnte geneigt sein, schnell darüber hinweg zu gehen, um zum Eigentlichen der frohen Botschaft zu gelangen. Das wäre schade.

Denn genauer betrachtet steckt in diesen Worten schon mehr als ein Hinweis auf das Eigentliche. Vordergründig betrachtet ist die Rede von der unerfreulichen Steuerschätzung durch die Römer der Versuch einer zeitlichen Einordnung des weihnachtlichen Geschehens.

Hat man sich das durchschaut, erkennt man, dass da zwischen den Zeilen noch von einer ganz anderen Schätzung die Rede ist. In der Weihnachtsgeschichte geht es ja nicht um die Steuerschätzung der Römer, sondern darum, dass alle Welt von Gott geschätzt wird. Gemeint ist eine grandiose Wertschätzung durch Gott. „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit alle, die ihm vertrauen, nicht verloren gehen.“ (Johannes 3,16) Man könnte auch sagen: So sehr hat Gott die Welt wertgeschätzt, dass er ihr und uns ein wirklich großes Weihnachtsgeschenk gemacht hat. Von daher darf sich alle Welt und jedermann wertgeschätzt fühlen bzw. glücklich schätzen.

Dass Gott uns wert schätzt, könnte dazu führen, dass wir uns selbst und einander wertschätzen. Und was machen wir? Oft genug reden wir von uns selbst und anderen abschätzig. Wie sehr einen vernichtende Fremd- oder Selbsteinschätzungen runterziehen können, hat wohl jeder schon erlitten.

Die Weihnachtsgeschichte lädt uns ein, die erfahrene Wertschätzung in Form von Wertschätzung weiterzugeben, nicht deshalb, weil wir uns alle auf einmal so mögen und Weihnachten das Fest der Liebe ist, sondern deshalb, weil uns diese Wertschätzung von Gott her zugeeignet wird.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie auf Weihnachten zugehen können in der Erwartung einer großen Wertschätzung. Seien Sie Jedermann. Denn „jedermann ging, dass er sich schätzen ließe...“ Möge es Ihnen immer öfter gelingen, sich selbst, einander und Gott zu schätzen.

Ich bin da

Februar 2016

Da saß ich in der Kirche mal nicht auf meinem Platz neben dem Pult und schaute durch die Kirche in südwestliche Richtung. Auf einmal stand sie vor mir, die farbige Glasfenster-Eins. Und wie das so ist, so weist jede eins mit ihrer Spitze gen Himmel.

Mir kam das erste Gebot in den Sinn, wie wir es kennen: „Ich bin der HERR, dein Gott." (2. Mose 20, 2). Mit den großen Buchstaben sieht es immer irgendwie falsch aus. Es ist aber absichtlich so geschrieben, um anzuzeigen, dass der, um den es hier geht, kein Herr im üblichen Sinn ist, sondern der HERR. Eigentlich steht da auch nicht HERR, sondern Jahwe, also der Eigenname Gottes.

Die Sprachwissenschaftler sind der Meinung, dass sich Gott mit seinem „Namen" nicht festlegt, und übersetzen Jahwe mit „Ich-bin-da". Und auf einmal ist das 1. Gebot keine Herrschaftsansage, sondern ein Versprechen: Der, der unser Gott ist, will für uns da sein, wie er immer schon für uns da gewesen ist und wie er immer für uns da sein wird.

Dieses Gebot steht nicht umsonst an erster Stelle. Das Wichtigste steht immer an erster Stelle. Wenn klar ist, dass Gott an erster Stelle steht und immer da, immer bei uns ist, ergibt sich alles andere fast wie von selbst.

In diesem Sinn sind auch die anderen Gebote nicht dazu da, um uns einzuschränken. Nein. Sie wollen uns helfen, dass es kein Chaos gibt und dass unser Leben gelingt. Lassen wir ihn das Wichtigste in unserem Leben sein. Dann wird es gut.

Lebensweise

Aug 2016

„Denn Weisheit wird in dein Herz eingehen, und Erkenntnis wird deiner Seele lieblich sein. Besonnenheit wird dich bewahren und Einsicht dich behüten." (Sprüche 2, 10f) Über Jahrhunderte war es das Ideal der Menschen, weise zu sein. Dieses Ideal ist so weit ins Hintertreffen geraten, dass das Wort „Weisheit" fast altertümlich anmutet. Weisheit an sich scheint nicht mehr erstrebenswert. Nur als Lebensweisheit wird sie wertgeschätzt.

Zu allen Zeiten strebte der Mensch nach Erkenntnis, besser noch nach vielen Erkenntnissen. Das Erkennen- und Begreifen-Wollen ist der Menschheit in die Wiege gelegt.

Das mit der Besonnenheit klingt wie eine Eigenschaft, die man eher bei den Großeltern verortet, die die Zeit des Sturm und Drangs hinter sich haben, die besonnen alles in Ruhe angehen. Junge Leute sind eher spontan und schnell. Gerade deshalb wäre es ja gut, nichts zu überstürzen.

Genauer betrachtet werden Weisheit, Erkenntnis, Besonnenheit und Einsicht hier nicht für sich und isoliert, sondern im Zusammenhang mit Gott gesehen: Weisheit ist göttliche Weisheit, Erkenntnis meint Kenntnis von Gott, Besonnenheit meint sich in allem auf ihn besinnen und bei Einsicht ist die Einsicht in die göttliche Ordnung der Schöpfung gemeint.

Leider ist uns die Einsicht in die Ordnung dessen, was ist, verloren gegangen. Mühsam versuchen wir die Reste zu retten, auf die wir noch Zugriff haben.

Wenn hier die Rede ist von „in dein Herz eingehen" oder von „deiner Seele lieblich sein", dann ist auch damit schon der ganze Mensch gemeint. Dementsprechend heißt es dann auch direkt „dich bewahren" und „dich behüten".

Gemeint ist also: Weisheit, Erkenntnis, Besonnenheit, Einsicht mögen dich begleiten und behüten und dafür sorgen, dass dein Leben gelingt. Kurz gesagt: Gott möge dich bewahren und behüten.

Hör auf die Stimme

Okt 2016

„Hör auf die Stimme, hör was sie sagt, sie war immer da, komm hör auf ihren Rat. Hör auf die Stimme, sie macht dich stark, sie will dass du's schaffst, also hör was sie dir sagt." So heißt es in einem Lied der Gruppe Eff (Mark Forster / Felix Jaehn). Diese innere Stimme, dieses wortlose Bauchgefühl, dass da besungen wird, kennen wir alle. Und wir tun gut daran, beides zu beachten. Denn wenn wir es nicht tun, haben wir meist ein schlechtes Gewissen, ein ungutes Gefühl.

In diesem Text ist die Stimme etwas Gutes. Natürlich gibt es auch andere Stimmen, solche nämlich, die uns verdummen und verführen wollen. Vor solchen Stimmen sollten wir uns in Acht nehmen.

Als ich den Song das erste Mal hörte, da hab ich sofort an Gottes Stimme gedacht, eben die Stimme. Immer wieder heißt es in der Bibel, dass die Menschen auf die Stimme Gottes hören sollen und wollen: „Wir wollen gehorchen der Stimme Gottes... auf dass es uns gut geht...“

Wenn wir seine Stimme hören wollen, werden wir sie auch hören – und zwar durch das hindurch, was wir hören, und durch das, was geschieht. Wir können Gottes Stimme gewissermaßen zwischen den Zeilen wahrnehmen.

Und woran erkennt man die Stimme Gottes unter den vielen Stimmen? Daran, dass sie irgendwie fromm klingt. Nicht wirklich. Aber woran dann? Wir erkennen sie daran, dass sie uns stark macht und hilft, indem sie uns z. B. Mut macht, tröstet, mahnt oder den Weg weist.

Denn Gott will, dass wir es schaffen. Deshalb bietet er uns Tag um Tag seine Hilfe an. Wir müssen uns nicht allein abmühen. Die Stimme, die Stimme Gottes, Gott selbst will uns helfen. Deshalb: „Hör auf die Stimme... die Stimme Gottes.“

Geburt des Christus in uns

Dez 2016

Es ist ein berührender Moment, wenn man in der Geburtskirche an der Stelle steht, wo Christus geboren sein soll. Natürlich fragt man sich als aufgeklärter, kritisch denkender Europäer sofort: War das wirklich hier? Und: Ist das mit der Geburt in Bethlehem nicht nur eine Legende?

Mag sein. Und doch wird dieser Ort zu einem Ort der Besinnung und des stillen Zwiegesprächs. Und das ist entscheidend: ins Gespräch kommen mit dem, von dem es heißt, er sei dort geboren. So verlieren Raum und Zeit an Bedeutung.

Angelus Silesius sagte völlig zu Recht: „Wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in dir: Du bliebest doch in alle Ewigkeit verloren.“ Diese Worte des Angelus Silesius stellen uns vor Fragen: Wie stehe ich zu dem, dessen Leben da vor über 2000 Jahren begann? Hat er in mir und meinem Leben Platz? Ist er in mir zur Welt gekommen?

Von der Beantwortung solcher Fragen hängt ab, wie christlich unser Weihnachtsfest wird. Nur da kann weihnachtliche Freude aufkommen, wo wir spüren, wie er in uns und durch uns zur Welt kommt.

Närrisch vernarrt

Februar 2017

Es macht Sinn während des Karnevals eine Zeitlang närrisch zu sein, wenn das zur Folge hat, dass man das restliche Jahr vernünftig ist. Es macht Sinn, sich für den guten Zweck ruhig auch mal zum Narren zu machen und andere zum Lachen zu bringen.

Damit rede ich keineswegs denen das Wort, die meinen, sie müssten jene Tage vor Aschermittwoch ohne Sinn und Verstand „die Sau rauslassen“. Damit rede ich keineswegs denen das Wort, die was Dummes oder Unvernünftiges machen.

Wünschen würde ich mir, dass wir wie die Hofnarren aus früheren Zeiten wären, die den Herrschenden mutig die Meinung sagten. Wünschen würde ich mir auch, dass wir ganz vernarrt wären - nicht in uns selbst, sondern in Gott.

Herzenssache

April 2017

Auf dem Festplatz gibt es immer diese hübsch verzierten Lebkuchenherzen. Und manch einer kauft sich so ein Herz, meist als Mitbringsel für einen lieben Menschen. Dementsprechend dann auch die Texte, zuweilen so süß wie der Zuckerguss, mit dem sie auf das Herz geschrieben wurden. Besser wäre, man würde selbst Worte der Liebe und Aufmerksamkeit finden, z.B. so: „Das Herz dem Herz.“

In der Kirche gibt es keine Lebkuchenherzen. Dafür aber zu Herzen gehende Worte, die es zudem oft auch noch mit dem Herzen zu tun haben, z.B.: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.“ (Hesekiel 36,26)

Das klingt so, als wäre das Herz, das drin war, nicht mehr in Ordnung gewesen. Und das scheint zu Zeiten des Propheten Hesekiel bei den Leuten das Problem gewesen zu sein. Von versteinerten Herzen war die Rede.

Das war natürlich nicht wörtlich, sondern im übertragenen Sinn gemeint. Die Leute litten an Hartherzigkeit bzw. – wie wir sagen würden – an Herzlosigkeit. Ihre Einstellung zum Leben stimmte nicht.

Es liegen zwar 2600 Jahre zwischen uns und den Menschen von damals. Aber große Teile der Menschheit scheinen auch heute unter dieser Herzkrankheit zu leiden.

Unserer Zeit würde ein Mehr an Barmherzigkeit, an Warmherzigkeit und an Herzlichkeit gut tun. Vielleicht würde das die Hartherzigkeit und den Egoismus überwinden helfen.

Machen wir uns das doch zur Herzenssache, einander herzlich zu begegnen. Öffnen wir unser Herz füreinander und für Gott, der uns dabei helfen will.

Vertrauen können

April 2017

Als Kinder haben wir die Geschichte geglaubt, die davon berichtet, wie Jesus übers Wasser ging. Wir haben ihn dafür bewundert und geliebt, dass er so was konnte. Und wir wollten so sein wie Jesus und dann ja auch Petrus. Denn für einen Moment konnte nicht nur Jesus das Unmögliche, sondern auch Petrus, weil er glaubte.

Und dann passierte, was die Geschichte im Grunde beschreibt. Nicht nur Petrus, auch uns beschlichen die Zweifel. Und nagt der Zweifel erst einmal am unerschütterlichen Glauben und hat er erst einmal das Vertrauen ins Wanken gebracht, versinkt man schnell in alledem, was einem Angst macht. Petrus wäre versunken, wenn Jesus ihn nicht gehalten hätte.

Wir erkennen uns wieder im versinkenden Petrus. Oft schaffen wir für einen Moment das Unmögliche, weil es uns jemand zutraut, weil wir es uns selbst zutrauen. Es ist geradezu unglaublich. Verwundert stellen wir fest: Für den, der vertraut, scheint nichts unmöglich zu sein.

Und dann kommen die Zweifel. Und nichts geht mehr. Wir versinken. Es sei denn, jemand reicht uns die Hand, zieht uns wieder raus, schenkt uns neuen Mut, traut uns etwas zu. Und dann entsteht es neu: das Vertrauen, das Selbstvertrauen – und ja – auch das Gottvertrauen.

Meine Zeit in seinen Händen

Jun 2017

In unserer schnelllebigen Zeit ist es besonders wichtig, auch mal loszulassen, auszuspannen und sich zu erholen. Theoretisch ist das allen klar. Praktisch haben damit viele ihre liebe Müh. Theoretisch könnte man ja täglich nach getaner Arbeit Feierabend machen, wöchentlich am Wochenende am Sonntag den Feiertag heiligen, im Urlaub über einen längeren Zeitraum zur Ruhe kommen.

Aber bevor das geschieht, wäre da ja noch dies und das zu machen, zu überlegen, zu putzen, einzukaufen, der lang versprochene Besuch zu machen, das Buch zu lesen, die anstrengende Reise anzugehen...

Und so füllen sich alle Freiräume im Kalender ganz schnell mit mehr oder weniger sinnvollen Aktivitäten. Nur ganz selten ist nichts. Immer ist etwas. Wie will man da zur Ruhe und zur Besinnung kommen? Dabei wissen wir, dass wir Ruhe brauchen, um neue Kraft zu schöpfen bzw. die Kraft zu entdecken, die in uns liegt.

Man muss dafür keine Fernreise machen. Das Gute liegt so nah. Da sind so viele Orte ganz in der Nähe, die uns einladen, mal runter zu kommen. Und? Gelingt uns das? Manchmal. Meistens nicht. Dabei wäre das für jeden von uns unendlich wichtig.

Manchmal komme ich mir vor wie am Strand. Kaum habe ich mir einen Freiraum geschaffen, spülen ihn die Wellen des ganz alltäglichen Wahnsinns auch schon wieder zu. Und so stellt sich mir die Frage, was helfen könnte, die durchaus möglichen Freiräume gegen Termin- und Reizüberflutungen abzusichern.

Gott könnte helfen. Im 31. Psalm betet einer: „Ich hoffe auf dich, Gott. Meine Zeit steht in deinen Händen."

Küsst einander

Okt 2017

„Grüßt euch untereinander mit dem heiligen Kuss." (2. Korinther 13, 12) Entgegen der Behauptung, die Bibel oder der christliche Glaube seien leibfeindlich, fordert Paulus die Gemeinde hier auf, das mit der Liebe konkret werden zu lassen und einander zu küssen.

Und warum machen wir das dann nicht? Weil wir der Meinung sind, dass sich das mit dem Küssen in der Kirche nicht gehört? Weil uns das mit wildfremden Leuten zu intim wäre? Weil wir es einfach komisch finden würden? Weil wir lieber auf Abstand bleiben wollen?

Nun mag mancher einwenden, dass bei Paulus ja auch vom heiligen Kuss die Rede ist. Stimmt. Aber wo liegt denn der Unterschied zwischen einem normalen Kuss und einem heiligen Kuss? Für Paulus

scheint ein Kuss dadurch heilig zu sein, wenn er die Liebe Gottes verkörpert.

Heißt das jetzt: „Nun küsst euch mal schön.“ Sicher nicht. Das würde manch einen überfordern. Und andere würde es vor den Kopf stoßen. Und doch: Es wäre richtig.

Diese Aufforderung zeigt die Richtung an, in die wir nicht nur denken sollten, sondern handeln müssten. Denn letztlich wird hier zu mehr Nähe aufgefordert.

Dabei geht es weder um Aufdringlichkeit noch um Anzüglichkeit oder gar sexuelle Belästigung. Nein: Es geht um die Liebe Gottes, die nicht nur gedacht und behauptet werden soll, sondern auch gefühlt und erfahren.

Spiegel für das Licht der Welt

Dezember 2017

In Norwegen gibt es ein kleines Dorf mit Namen Rjukan. Dieses Dorf liegt im Tal und ist umgeben von hohen Bergen. Wenn die Sonne nun tiefer steht, versinkt die Gemeinde in Dunkelheit. Die Sonne verschwindet hinter den Bergen. Sechs Monate im Jahr sehen die Bewohner dieses Dorfes die Sonne nicht.

Nun hatten die Bewohner vor kurzem eine großartige Idee: Oben auf dem Berg wurde ein riesiger Spiegel angebracht. Dieser Spiegel dreht sich mit der Sonne und reflektiert das Sonnenlicht. So gelangt jetzt auch im Winter das Licht der Sonne in das finstere Dorf. Tolle Idee, das mit dem Spiegel.

Mich erinnert das an die Verheißung durch den Propheten Jesaja, bei dem es heißt: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finsteren Lande, scheint es hell.“

Mit Weihnachten hat Gott so etwas wie einen Spiegel auf die Welt gebracht, durch den uns sein Licht erreicht. Dieser Spiegel hat einen Namen: Jesus Christus. In ihm erkennen wir etwas von Gott, von seinem Licht, seiner Wärme, seiner Liebe.

So wie Christus für uns der Spiegel Gottes ist, so können wir für andere der Spiegel Christi sein. Solange wir ihm, dem Licht der Welt zugewandt sind, solange wir ihn im Blick haben, können wir ein wenig von seinem Licht in die Welt bringen.

Möge uns sein Licht und seine Herrlichkeit durchdringen und erleuchten. Möge es durch uns hindurchleuchten: Möge es das Leben vieler Menschen erreichen und ein wenig heller machen.

Heiler sein und werden

August 2018

Jeder ist mal krank. Jeder kennt Menschen, die krank sind. Und alle sehnen sich nach Heilung, wollen wieder gesund werden. In der Hoffnung auf Heilung oder Linderung unserer Beschwerden gehen wir zum Arzt. Gott sei Dank verfügt die Medizin über unendliche viele Möglichkeiten, Menschen zu helfen und die Selbstheilungskräfte zu mobilisieren.

Früher war das anders. Der Gang zu einem Arzt, wenn es denn einen in der Nähe gab, war für die meisten unerschwinglich. Zum einen gab es bei vielen ein Wissen um die Wirkung von Heilpflanzen (z.B. Salbei für den Hals) und Behandlungsmethoden (z.B. Fieber senkende Wadenwickel). Zum anderen vertraute man sich seinem Gott an: „Heile du mich, Herr, so werde ich heil, hilf du mir, so ist mir geholfen“ (Jeremia 17,4).

Die Evangelien erzählen in eindrücklichen Bildern, wie Jesus heilte, indem er die Menschen nicht nur mit ihren Symptomen, sondern ganzheitlich wahrnahm. So bewirkte er, dass Menschen heil wurden, seelische Blockaden und Ängste loswurden, sich in der Gegenwart Gottes anders sehen konnten.

Das Wissen darum hat sich bis heute erhalten: Jesus, der Heiler, der Heiland, der nach Gottes Heilsplan Heil und Heilung den Heilsbedürftigen bringt. Und genau dazu beauftragte er seine Jünger, also die Menschen, die zu ihm gehören wollten (Lukas 9). Der Auftrag Jesu, heiler zu werden, Heiler zu sein und heilend tätig zu sein, meint jeden Christen.

Fragt sich nur: Wie konnte dieser Auftrag in Vergessenheit geraten? Weil man es sich in der Folgezeit nicht zutraute? Weil es sich als zu schwierig erwies? Weil man de facto nicht heilen konnte? Schien es deshalb angeraten, einen Gang zurückzuschalten, kleine Brötchen zu backen und erst einmal das zu tun, was man in jedem Fall tun konnte: für die Kranken beten.

Dazu passt folgende Anweisung, mit der niemand überfordert wird: „Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen... das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten“ (Jakobus 5, 13-16). Sich Gott anzubefehlen oder anbefohlen zu wissen, sich der göttlichen Kraft auszusetzen, hilft in jedem Fall, unabhängig von der Frage, ob man wieder ganz gesund wird oder ob man mit der Krankheit leben oder gar sterben muss.

Anne Höfler hat folgendes wohltuende Gebet formuliert, das ich Ihnen ans Herz legen möchte: „Möge die göttliche heilende Kraft durch uns fließen, uns reinigen, stärken, heilen, uns erfüllen mit Liebe, heilender Wärme und Licht, uns schützen und führen auf unserem Weg. Wir danken dafür, dass dies geschieht.“

Das Kreuz als Segenszeichen

Februar 2020

Eigentlich ist das Kreuz bei den Römern ein Hinrichtungswerkzeug gewesen. Tausende sind gekreuzigt und auf grausamste Weise am Kreuz umgebracht worden. Auch Jesus wurde gekreuzigt.

Man fragt sich, wie aus dem Hinrichtungswerkzeug der Römer das Glaubenssymbol der Christen wurde. Die Antwort liegt auf der Hand. Weil es nicht bei Karfreitag blieb, sondern Ostern wurde, weil auf den Tod des Gekreuzigten das Leben des Auferstandenen folgte, ist das Kreuz zum Glaubenssymbol der Christen geworden. Es wurde eben nicht zu einem Symbol des Scheiterns, sondern zu einem Symbol des Triumphs. Dementsprechend sieht der Gekreuzigte oft auch nicht wie ein Leidender aus, sondern wie ein Triumphator.

Nun ist der Segen am Ende eines Gottesdienstes ja meistens mit einem Kreuzzeichen verbunden. Damit wird den Anwesenden das Kreuz vor Augen gestellt. Manche Christen bekreuzigen sich auch selbst. Jedes Mal weist das Kreuz darauf hin, dass wir zum gekreuzigten Auferstandenen bzw. zum auferstandenen Gekreuzigten gehören.

Indem uns das Kreuz Vertikale und Horizontale vor Augen führt, zeigt es uns, dass für uns Christen beides unauflöslich zusammen gehört. Und so verbindet das Kreuzzeichen in der Vertikalen Himmel und Erde und in der Horizontalen Mensch und Mitmensch. Im Schnittpunkt von Horizontaler und Vertikaler, ereignet sich erfülltes Leben, wenn wir

Gott und einander begegnen. Möge Sie jedes Kreuz vergewissern, dass Gott bei Ihnen ist.

Simeon

April 2020

Simeon wohnte wohl in Jerusalem und war wahrscheinlich schon ziemlich betagt, als sich ereignete, was die Geschichte berichtet. Ihm wurde ein tadelloses Zeugnis ausgestellt. Da heißt es am Anfang der Geschichte: Simeon war fromm und gottesfürchtig. Er wartete auf den Christus und der Heilige Geist war mit ihm.

Was Simeon so auszeichnete, was seine Hoffnung, die er zeitlebens nicht aufgegeben hatte. Er war der Meinung, dass er den versprochenen Heiland noch sehe würde, bevor er sterben würde. Und so wartete er. Da stellt sich uns von der Geschichte her die Frage, wie es mit uns ausschaut, ob wir so wie Simeon Christus erwarten, geradezu herbeisehnen. Warten Sie auf Christus?

Wie wir nun aus der Geschichte des Simeon wissen, wurde sein Warten belohnt. Er war im richtigen Augenblick im Tempel, um Jesus zu sehen. Simeon sah ihn nicht nur so, wie man kleine Babys anschaut. Er sah ihn vor allem mit dem Herzen. Und dadurch sah er viel mehr, als andere sehen konnten.

Ich stelle mir vor, wie er das Kind zärtlich liebevoll und vorsichtig in den Händen hält und betrachtet. Seine Augen sehen mehr, sehen den Heiland. Mit sich und der Welt und seinem Gott zufrieden sagte er nach dieser Begegnung: „Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast. Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, den du bereitet hast vor allen Völkern.“

Durch dieses Sehen stellt sich uns eine weitere Frage: Haben mir den Heiland gesehen, haben wir ihn schon so gesehen, wie Simeon ihn sah?

Stille Nacht

Dez 2021

Natürlich wurde es auch letztes Jahr trotz aller Erschwernisse durch die Pandemie Heiligabend und Weihnachten. Es wurde für mein Empfinden mehr eine „stille Nacht“. Wo die Gottesdienste in den Kirchen nicht stattfanden, mussten die Menschen sehr individuelle Lösungen

finden. Viele haben einfach einen Fernsehgottesdienst angeschaut oder eine weihnachtliche Musik gehört. Andere haben die Weihnachtsgeschichte gelesen und Lieder gesungen. Vieles war aber auch fast wie immer: der Baum, die Geschenke, das Essen, die Besuche – wenn auch reduziert.

Und doch fehlte es vielen, einen Gottesdienst besuchen zu können – gerade an Heiligabend. Da stellt sich doch die Frage, was so besonders ist an den Heiligabend-Gottesdiensten. Sicher gibt es dafür mehrere, auch ganz praktische Gründe. Meiner Meinung nach besuchen so viele an Heiligabend einen Gottesdienst, weil ihnen gerade diese Gottesdienste ein Gefühl vermitteln, dass sie seit Kindertagen begleitet.

Dafür muss der Gottesdienst in etwa so sein, wie er an Heiligabend der Erinnerung nach immer war: Die Kirche ist warm und voll. Sie duftet herrlich nach dem Tannenbaum, der festlich geschmückt für alle sichtbar dasteht. Die Orgel spielt die bekannten Weihnachtslieder, von denen man viele mitsingen kann. Die Weihnachtsgeschichte beginnt mit den vertrauten Worten „Es begab sich aber...“ Dann das Krippenspiel und die Predigt, die feierlich und packend sein sollen. Zum Schluss muss natürlich „O du fröhliche...“ gesungen werden. Im Rausgehen noch ein Blick auf die Krippe – und es kann Weihnachten werden.

Kennen Sie das Gefühl, das Gefühl von Wärme und Geborgenheit, von Freude und Frieden? Wie auch immer das früher zu Hause war: Heiligabend versuchen bekanntermaßen alle für einen Abend so zu sein, wie sie eigentlich immer gern sein würden. Und so versuchen wir Jahr um Jahr an Heiligabend an dieses Gefühl von Frieden und Festlichkeit, von Geborgenheit und Wärme anzuknüpfen. Das ist ganz im Sinne der Weihnachtsbotschaft: „Fürchtet euch nicht! Siehe ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren... Ehre sei Gott und Frieden auf Erden.“

Ein Gott, der mich sieht

Februar 2023

Die Jahreslosung ist einer Geschichte entnommen, in der eine Frau namens Hagar in einer für sie schwierigen Phase eine Erfahrung mit Gott macht, die sie sagen lässt: „Du bist ein Gott, der mich sieht.“ (1. Mose 16, 13)

Andere hatten geringschätzig auf Hagar herabgesehen. Und so fühlte sie sich weder akzeptiert noch wertgeschätzt. Sie ging in die Wüste, um zu sterben, weil sie so nicht weiterleben wollte.

Aber dann war ihr einer begegnet, ein Engel. Und der ließ sie wissen: „Du bist nicht allein. Du bist von Gott erhört worden. Du bist von Gott gesegnet. Du darfst Dein Leben nicht wegwerfen.“ So ermutigt fand Hagar den Weg zurück ins Leben.

Diese Worte der Hagar „Du bist ein Gott, der mich sieht“ ermutigen uns: Sieh dich so, wie Gott Dich sieht. Du bist bei ihm angesehen – auch dann, wenn Du Dich von anderen weder wahrgenommen noch wertgeschätzt fühlst.

In dem Lied „Du bist ein Gott, der mich anschaut“ von Susanne Brandt, wird das Schicksal der Hagar so in Worte gefasst, dass es uns nicht schwerfallen dürfte, uns mit Hagar zu identifizieren: „Geflohen aus Not in die Einsamkeit, durchkreuzt sein Wort meine Wüstenzeit.“ Und dann geht einem auf: „Du bist nicht allein! Hoffnung keimt auf und Leben wird sein... Die Sorge bleibt, doch bedroht mich nicht.“ Und man stimmt nur zu gern ein in den immer wiederkehrenden Satz: „Du bist ein Gott, der mich anschaut. Du bist die Liebe, die Würde gibt.“

Wem würde das nicht guttun? Uns allen. Wir könnten diese Art des Ansehens doch übernehmen und die anderen so ansehen, wie Gott uns sieht. Unser Umgang miteinander könnte von dieser Liebe durchdrungen sein, die nicht nur uns unsere Würde, sondern auch den anderen ihre Würde gibt. Die Art und Weise, wie wir einander begegnen, könnte das Versprechen „Du bist nicht allein“ konkret werden lassen. Sehen wir nach den anderen, wie Gott nach uns sieht. Gehen wir einander nach, wie Gott uns nachgeht. Würdigen und achten wir einander, wie Gott uns würdigt und achtet.

Mein Glaube

GOTT

Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Warum ist überhaupt etwas und nicht nichts? Für eine Bestandsaufnahme dessen, was als Basics christlichen Glaubens gelten könnte, reicht der Blick in die (ferne) Vergangenheit nicht aus. Die historischen Dokumente, die in ihrem Kontext versucht haben, etwas vom Glauben der Altvorderen festzuhalten, sind oft nicht auf unsere Zeit übertragbar, von daher auch nicht verpflichtend. Es ist historisch-kritisch zu prüfen, was davon heute noch hilfreich ist. Es sind eigene Worte für das zu finden, was und wie wir glauben.

Die Theologie (Rede von Gott) wird nur dann Gehör finden, wenn sie Evangelium, also eine gute und frohmachende Botschaft ist und das Leben fördert, also nicht in Worten und Vorstellungen von vorvorgestern daher kommt, die ein schlechtes Gewissen machen oder gar unverständlich sind.

Dafür reicht es nicht, zurück zu schauen und von einer Re-Formation zu träumen. Es bräuchte den Blick nach vorn im Sinne einer Antizipation dessen, was wir in Anlehnung an Jesu Botschaft als Reich GOTTes ersehnen (vgl. „I habe a dream...“).

Das Wort GOTT wird im Folgenden absichtlich hervorgehoben geschrieben. Die Selbstverständlichkeit, mit der viel zu oft von Gott geredet wird, müsste grundsätzlich in Frage gestellt werden. Dabei sollte sich das Wort GOTT nicht wie eine Antwort, sondern wie eine Frage anhören. Denn wer oder was ist GOTT?
GOTTes Sein ist im Werden. GOTTesbilder wandeln sich (Polytheismus, Monotheismus, Deismus, Theismus, Pan(en)theismus, Atheismus, Holismus usw.) Dementsprechend gibt es so etwas wie eine Evolution des Glaubens. Theologie ist und bleibt ein lebendiger Prozess.

Auch die besten GOTTesbilder, die sich entwickelt haben und auch weiterhin entwickeln werden, sind nur Bilder von GOTT, nicht GOTT selbst. Grundlage der Neubesinnung müsste sein: „GOTT ist immer und überall gegenwärtig.“ Wenn GOTT der Schöpfer des Universums ist, wovon hier ausgegangen wird, musste das, was GOTT ist auch der Größe des Universums entsprechend groß gedacht werden. Weil wir uns nicht annähernd vorstellen können, wie groß die Schöpfung ist, bleibt GOTT schon von daher unfassbar.

Und doch stellen wir uns als Menschen, die auf ein Gegenüber und Kommunikation angelegt sind, GOTT als ein persönliches Gegenüber in Form eines DU vor, mit dem wir in Beziehung treten können, mit dem wir reden und auf das wir hören können, das uns führt und leitet, segnet und beschützt. Dieser theistischen Vorstellung eines GOTTES, der bzw. die in das Weltgeschehen eingreift, wird durch die Theodizée-Frage („Warum lässt GOTT das Leid in der Welt zu, wenn er doch gerecht, allmächtig und barmherzig ist?“) eine Grenze aufgezeigt, was schließlich zur Rede vom Tod (des theistischen) GOTTES führte. Mancher Atheismus beruht nur auf der Ablehnung des Theismus und fordert die Theologie heraus, angemessener von GOTT zu reden.

Weil uns die Worte fehlen, was Gott angeht, scheint es ratsam, auf missverständliche Worte zu verzichten und lieber zu schweigen, wie z.B. in der Meditation, wo man versucht, sich die Gegenwart GOTTes zu vergegenwärtigen.

Ausgehend von Aussagen wie: „In ihm leben, weben und sind wir“ (Apostelgeschichte 17,27) oder „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“ (Römer 11, 36) sehen viele in GOTT eine alles durchdringende und tragende Geist-Kraft. Und leben wir nicht in GOTT wie die Vögel in der Luft oder die Fische im Wasser.

So wird GOTT wie der Horizont erlebt: immer da und nah. Und gleichzeitig unendlich fern, sobald wir uns ihm nähern. Und doch gibt es trotz aller Fragen und Zweifel persönliche Glaubensgewissheit: GOTT in mir – Ich in GOTT. „Denn keinem ist GOTT fern. Jedem ist er nah.“ (Apostelgeschichte 17, 28) Jeder Mensch ist immer und überall als Teil des Ganzen mit allen und allem in GOTT verbunden - was immer geschieht. Im Anfang war GOTT und alles Sein in GOTT. Und am Ende wird GOTT sein und alles Sein in GOTT (Allversöhnung).

Wir leben in einer Zeit des Übergangs, die uns zwingt, theologisch „zweisprachig“ zu sein, theistisch und nicht-theistisch. Wir stehen vor der Herausforderung, unsere Erfahrungen mit GOTT für die einen so und für die anderen so ins Gespräch einzubringen.

Theismus	A-Theismus
theistische Interpretation biblischer Begriffe	a-theistische Interpretation biblischer Begriffe
theistisch an GOTT glauben	a-theistisch an GOTT glauben
persönlich	nicht persönlich
Du	Es

Gebet	Meditation
Rede von GOTT als Person	Rede von GOTT als Kraft
Der Herr segne Dich	Die Macht sei mit Dir
Engel	gute Mächte
Der Böse	Das Böse
Vertrauen	Geborgenheit
Begegnung	Eins-Sein
Von GOTT angesprochen	Von GOTT berührt
Sünde als Ungehorsam	Sünde als Entfremdung
Dualismus	Ganzheit
Worte	Schweigen,
Liebe	Erkenntnis

Jesus Christus

Nun ist christliche Theologie unauflöslich mit Jesus Christus verbunden. Auch wenn es nicht möglich ist, das Leben des historischen Jesus von Nazareth zu rekonstruieren, so hat es diesen Menschen doch gegeben, was wir an seiner Wirkungsgeschichte sehen.

Der historische Mensch Jesus v. Nazareth glaubte an GOTT, den er Vater nannte. Worum es ihm ging, hat er in seiner programmatischen Antrittspredigt so zusammengefasst: „Es ist soweit. Das Reich der Himmel ist zum Greifen nahe. Stellt euch darauf ein. Vertraut dieser frohen Botschaft." (Matthäus 4, 17) Das Reich GOTTES war für ihn Wirklichkeit. Deshalb sagte er: „Trachtet zuerst nach dem Reich GOTTes, so wird euch das alles zufallen." (Lukas 12, 31)

Und die Liebe war ihm wichtig. So machte er z.B. im Gleichnis von der Liebe eines Vaters (Lukas 15, 11-32) deutlich, dass er GOTT als einen unendlich Liebenden sah. Der Evangelist Lukas berichtet (Lukas 10, 27), dass Jesus alle Gebote im Liebesgebot zusammengefasst sah: „Du sollst den Herrn, deinen GOTT, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft" (5. Mose 6,5) und „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (3. Mose 19,18). Das führte später dazu, dass die Liebe und GOTT ganz dicht beieinander gedacht wurden. Im 1. Johannesbrief 4, 16 heißt es daher: „GOTT ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in GOTT und GOTT in ihm."

In Matthäus 7, 12 formulierte Jesus seinen ethischen Ansatz so: „Behandelt die Menschen so, wie ihr von ihnen behandelt werden wollt." Das richtet sich nicht an Einzelkämpfer, sondern an eine Gemeinschaft, die wie Jesus gesinnt ist. WWJD: Was würde Jesus denken, tun, lassen.

Mit der Kreuzigung schien Jesus gescheitert, wenn da nicht die Auferstehung gewesen wäre. Wenn die Christen davon sprachen, dass Jesus auferstanden war, dann aufgrund der Erfahrung seiner Nähe über seinen Tod hinaus. Sie erinnerten sich, wie er ihnen versprochen hatte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" (Matthäus 18, 20) und „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matthäus 28,20). Und so ging die Sache Jesu weiter. Was das Ende zu sein schien, wurde zum Anfang. Jesu Geist war unter ihnen zu spüren.

In der Folgezeit sahen seine Anhänger/innen im historischen, selbst verkündigenden Jesus v. Nazareth immer mehr den von GOTT auserwählten Christus. Der ihm zugeordnete Titel Christus wurde fälschlicherweise immer mehr als Name verstanden, sodass viele bis heute meinen, „Jesus Christus" sei ein Doppelname. Dabei ist Jesus Christus (Jesus = Christus) das kürzeste christliche Glaubensbekenntnis.

Dem Übergang des Glaubens an Jesus als dem Christus von der jüdischen (Gedanken-)Welt in die griechische (Gedanken-) Welt ist es zuzuschreiben, dass aus dem adoptierten Sohn GOTTes ein leiblicher, von einer Jungfrau geborener GOTTessohn wurde.

Das Kreuz wurde nicht nur zum Symbol für den Gekreuzigten und Auferstandenen, sondern auch dafür, dass seine Jünger in ihm Himmel und Erde, GOTT und Mensch, Mensch und Mitmensch verbunden sahen. Immer mehr geriet allerdings der historische, selbst verkündigende Jesus gegenüber dem kerygmatischen, von anderen verkündigten Christus, in den Hintergrund.

Dem versuchten die Evangelien entgegen zu wirken. Mal wurde vor allem der verkündigende, historische Jesus als guter Mensch verehrt, was die Gefahr in sich barg, dass er zu sehr vermenschlicht wurde und das ihn auszeichnende Außerordentliche verloren zu gehen drohte. Dann wieder stand der verkündigte, der Welt entrückte Christus als göttliches Wesen so sehr im Vordergrund, dass sein Menschsein und die Bodenhaftung verloren zu gehen drohten.

Paulus, der von sich sagte: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir" (Galater 2, 20), und dem Evangelisten Johannes, der Jesus mit den Worten „Bleibt in mir und ich in euch. Wie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun." (Johannes 15) wie-

dergab, ging es darum, „in Christus“ zu sein. Dieses „In-Christus-Sein“ war für sie der zentrale Ausdruck der alles bestimmenden Wirklichkeit christlicher Existenz. Inkarnation bzw. Menschwerdung GOTTes waren kein ausschließlich christologisches Thema. Sie waren der Meinung, dass GOTT in jedem Menschen zur Welt kommen, irdische Wirklichkeit werden wollte.

Die nun, die sich Jesus Christus zugehörig fühlten und sich an ihm orientierten, nannten sich selbst zunächst die „Anhänger des neuen Weges“ (Apostelgeschichte 9,2 und 19,9+23), was im Sinne eines „way of life“ verstanden auf ihren Lebensstil verwies. Die Urgemeinde verstand sich als eine Gemeinschaft von GOTT Geliebter und GOTT Liebender. Jesus hatte sie zu Lebzeiten angehalten: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“ Daran hielten sie sich. Sie redeten wie Jesus, sie handelten wie er, verhielten sich wie er, versuchten so zu sein, wie er war. Dazu fühlten sie sich aufgefordert: „Seid so untereinander gesinnt, wie es der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht.“ (Philipper 2,5) Weil sie sich in allem auf Christus beriefen und an ihm orientieren, begann man sie Christen zu nennen.

Heiliger Geist

Zum Glauben an GOTT als himmlischen Vater und zum Vertrauen zu Jesus als dem Christus kam die Erfahrung des Heiligen Geistes bzw. einer Geistkraft, die sie begeisterte und half, im Sinne bzw. Geiste Jesu geistesgegenwärtig zu leben. Geistesgegenwart bedeutet vom Heiligen Geist aus betrachtet, dass der Heilige Geist gegenwärtig ist. Geistesgegenwart bedeutet vom Menschen aus betrachtet, dass man sich der Gegenwart des Heiligen Geistes bewusst ist. Begeisterung und Geistesgegenwart sind Zeichen der in uns und unter anwesenden Geistkraft.

Durch das gemeinsame Lesen der heiligen Schriften entdeckten sie, wie der Geist GOTTes zwischen den Zeilen zu ihnen sprach und ihnen bei der Bewältigung des alltäglichen Lebens half. Der Heilige Geist hilft, das Miteinander und alltägliche Leben von Gott her und auf Gott hin zu thematisieren, eben von der Mitte allen Seins her und auf die Mitte allen Seins hin. Das Kreuz als Zeichen der Christen symbolisiert wie vertikal oben und unten, Himmel und Erde, Gott und Mensch, aber auch horizontal Du und ich, Mensch und Mitmensch miteinander verbunden sind.

Natürlich bleiben wir Menschen Sünder. Wir bleiben uns selbst, den anderen, der Welt und GOTT etwas schuldig, fühlten uns einerseits im Zustand der Entfremdung von uns selbst, den anderen, ja von GOTT selbst, eben GOTT los bzw. GOTT verloren gegangen, wie das berühmte verlorene Schaf.

Aber sie wussten sich andererseits von GOTT gesucht und geliebt, der die Versöhnung wollte. „Weißt du nicht, dass dich GOTTes Güte zur Umkehr treibt?“ (Römer 2, 4) Deshalb war Buße etwas Wunderbares und ein Mensch, der zu GOTT fand bzw. sich von GOTT finden ließ, nicht nur im Himmel Grund zur Freude.

Kein Mensch kann irgendetwas tun, um GOTT recht zu sein, um sich vor GOTT zu rechtfertigen. Aber alle dürfen davon ausgehen, dass sie von GOTT angenommen und geliebt sind. Das Wissen, geliebt und angenommen zu sein, verändert Menschen, nicht die Angst vor Strafe und Gericht. Die Liebe befreit, sich zum Lobe GOTTes für andere und die Welt einzusetzen. Insofern gehörten gute Werke schon immer dazu, allerdings nicht als Voraussetzung dafür, dass GOTT gnädig ist, sondern als Folge des bedingungslosen Angenommen-Seins.

Die Taufe ist keine Schutzimpfung gegen ein gelebtes Christentum, sondern dessen gesegneter Anfang. In der Taufe wird Menschen zugesprochen, dass sie als Kinder GOTTes geliebt und angenommen sind und zur Kirche Jesu Christi gehören.

Beim Abendmahl wird Christus verinnerlicht und vergegenwärtigt, sodass er geradezu leibhaftig für die Versammelten spürbar wird und sie vergewissert, mit ihm und miteinander verbunden zu sein – über seinen und ihren Tod hinaus. Das Abendmahl darf nicht auf eine liturgische Handlung beschränkt bleiben, sondern will uns ein Gleichnis sein für das Teilen aller mit allen am einen Tisch dieser Erde.

Die Aufforderung „Betet ohne Unterlass“ ist nur realisierbar, wenn Gebet nicht ausschließlich als Rede an Gott verstanden wird, sondern als Lebenshaltung coram deo (im Angesicht Gottes) im Sinne von „Du in mir – ich in Dir“. In diesem Sinne kann jeder Ort ein Bethel (Ort Gottes), ein Fenster zum Himmel werden, der die sichtbare Welt durchsichtig macht und transzendiert auf den allem innewohnenden GOTT.

Wir sind an jedem Ort und zu jeder Zeit Teil des Ganzen. Wir haben mit diesen Augenblick Anteil an der Ewigkeit. Wir sind immer und überall mit allen und allem verbunden. Wir bleiben, was immer geschieht, in GOTT.

Alles, was ist, ist und bleibt Teil vom Ganzen und verändert sich nur. Von daher ist mit dem Tod nicht alles aus. Nichts löst sich in diesem Universum in Nichts auf. Der Tod befördert uns nicht in die Ewigkeit. Wir leben schon in der Ewigkeit, weil jeder Moment ein Moment der Ewigkeit ist. Der befördert uns nur ins Jenseits dessen, was uns zugänglich ist.

Und doch: Wie Christus lebt, leben auch unsere Verstorbenen in uns und in GOTT weiter. Es gibt ein Leben nach dem Tod und - noch wichtiger - vor dem Tod. „Herr, lehre uns, dass wir sterben müssen, auf das wir klug leben." (Psalm 90, 12)

All das war noch nie leicht zu verstehen. Viele taten sich wie der ungläubige Thomas schwer damit, all das nur aufgrund vom Hören-Sagen zu glauben, ohne es selbst gesehen zu haben. Schon damals hieß es: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." (Johannes 20, 29) Seitdem haben sich unzählige Menschen mit der Bitte um Hilfe „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben" (Markus 9,23f) an Jesus gewandt. Wenn da nicht die gewesen wären, die schon als Christen mit Jesus auf dem Weg gewesen wären und andere auf diesen Weg mitgenommen hätten, hätte der kleine christliche Anfang wohl ein schnelles Ende gefunden. Aber im geschwisterlichen Miteinander wuchs der Glaube als Vertrauen zu GOTT, zueinander und zu sich selbst. Seitdem sind Menschen auf dem Weg in dem Wissen: Wir sind die Kirche. Solange das so ist, Menschen ihr Christ-Sein leben, wird es Gemeinde-Leben und Kirche Jesu Christi geben – in welcher Form auch immer. ecclesia semper reformanda – die Kirche ist eine immer wieder zu reformierende Kirche.

Immer wieder wurde in Glaubensbekenntnissen versucht, das für den Glauben Wesentliche festzuhalten. Hier ein Beispiel:

In GOTT bin ich.
Und GOTT ist in mir.
Ich glaube,
GOTT ist GEIST, KRAFT und MACHT,
unvorstellbare ENERGIE,
durch die wurde, was an Raum und Zeit wurde,
unsichtbar, mich und alles durchdringend und umgebend,
mehr und größer, als ich denken kann.
Ich öffne mich der göttlichen KRAFT,
die in Jesus Christus irdische Wirklichkeit geworden ist,
die in mir irdische Wirklichkeit werden will und mich befähigt,
wie Christus mit GOTT verbunden für andere da zu sein.

Als Teil von ALLEM bin ich nicht allein,
sondern Teil der Gemeinschaft,
die eins im GEIST ist mit allen, die dieses GEISTES Kinder sind,
EINS in der KRAFT, die alles durchdringt.
Der Glaube an GOTTES WIRKLICHKEIT
gibt mir Halt und Geborgenheit.
Die Hoffnung auf GOTTES DURCHBRUCH in dieser Welt
macht mich zuversichtlich.
Die Liebe GOTTES beseelt mich,
GOTT, meinen Mitmenschen und mich selbst zu lieben.
Ich glaube, dass ich des Weges geführt werde, den ich wähle,
und dass dieser Moment ein Teil der EWIGKEIT ist.

Christ sein

Wann ist ein Mensch ein Christ? Viele sind der Meinung, es würde reichen, ein „guter“ Mensch zu sein. Sie leben nach der Devise „Was du nicht willst, dass man dir tu', das füg' auch keinem anderen zu“. Dieses Sprichwort geht auf die sogenannte Goldene Regel zurück. Sie findet sich auch in der Bergpredigt, die Jesus gehalten hat: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun, dass tut ihr ihnen auch“ (Matthäus 7, 12). Jesus fordert damit positiv auf, mit gutem Beispiel voran zu gehen und den ersten Schritt zu machen.

Man hat festgestellt, dass den meisten Menschen dieser Welt vier Gebote wichtig sind: „Du sollst nicht töten! Oder positiv: Hab Ehrfurcht vor dem Leben!“ – „Du sollst nicht stehlen! Oder positiv: Handle gerecht und fair!“ – „Du sollst nicht lügen! Oder positiv: Rede und handle wahrhaftig!“ – „Du sollst nicht Unzucht treiben! Oder positiv: Achtet und liebet einander!“

Aber weder das durchaus zu befürwortende Leben im Sinne der Goldenen Regel noch das Befolgen der genannten Gebote macht Menschen zu Christen.

Ist es dann die Nächstenliebe, die einen Menschen zum Christen macht? Könnte man ja denken. Denn schließlich war es Jesus, der alle Gebote im Liebesgebot zusammengefasst sah. Beim Evangelisten Lukas (Lukas 10, 27) sagt Jesus: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft“ (5. Mose 6,5) und „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (3. Mose 19,18). Nun sind das jüdische Gebote, d.h. selbst wer entsprechend dieser wichtigen Gebote lebt, muss also nicht zwangsläufig Christ sein. Er könnte wie Jesus auch Jude sein.

Jesus war die Liebe so wichtig, dass er sie in den Mittelpunkt stellte. Im Gleichnis von der Liebe eines Vaters (Lukas 15, 11-32) machte er deutlich, dass er Gott als einen unendlich Liebenden sah. Das führte später dazu, dass Gottesliebe, Nächstenliebe und Selbstliebe ganz dicht beieinander gedacht wurden. Im 1. Johannesbrief (4, 16) heißt es schließlich: „Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“

Ein Blick in die Anfänge der Kirche hilft uns zu verstehen, wie aus dem Juden Jesus der christliche Christus wurde und wie aus den jüdischen Anhängern Jesu die ersten Christen wurden.

Es dauerte eine Weile, bis man in Jesus den Messias (hebräisch) bzw. den Christus (griechisch) sah, wobei Christus zu Anfang ein Titel und kein Name war. Das Bekenntnis, dass Jesus der Christus ist (Jesus = Christus), war das erste christliche Glaubensbekenntnis. Und es ist bis heute das kürzeste. Erst später wurde der Titel wie ein Name verwendet, sodass die Kombination Jesus Christus vielen ein Doppelname zu sein scheint.

Die nun, die zu ihm gehörten und die sich an ihm orientierten, nannten sich zunächst die Anhänger des neuen Weges (Apostelgeschichte 9,2). Im Sinne eines „way of life“ (Lebensstil) versuchten sich die Anhänger Jesu so zu verhalten wie Jesus. Sie redeten wie er, handelten wie er, verhielten sich wie er, waren wie er. Es war ihr Ziel, so wie Christus zu leben. WWJD: Was würde Jesus denken, tun, lassen. „Seid so untereinander gesinnt, wie es der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht“ (Philipper 2,5). Und so begann man sie als Christen zu bezeichnen, wie man Jesus als den Christus bezeichnete.

Damit dürfte die Frage nach dem Christsein geklärt sein. Wer nämlich ist ein Christ? Jesus sagte: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“ (Matthäus 12, 50)

Was also unterscheidet einen Christen von anderen sehr religiösen und frommen Menschen? Ganz einfach: Die Beziehung zu Jesus Christus. Wer ihm vertraute, wurde in Aussicht gestellt: „So wirst du selig.“ (Apostelgeschichte 16, 31)

Und mit Blick auf was sollte man ihm vertrauen? Das hat Jesus in seiner programmatischen Antrittspredigt so zusammengefasst: „Es ist soweit. Das Reich der Himmel ist zum Greifen nahe. Stellt euch darauf ein. Vertraut dieser frohen Botschaft.“ (Matthäus 4, 17) Und: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, so wird euch das alles zufallen.“ (Lukas 12, 31) Es ging Jesus also zuallererst um das Reich Gottes.

Jesus war den Eliten ein Dorn im Auge. Sie beschlossen, ihn zu beseitigen und brachten die Römer dazu, ihn zu kreuzigen. Mit seinem Tod schienen er und sein Anliegen erledigt.

Wenn die Christen davon sprachen, dass Jesus auferstanden war, dann aufgrund der Erfahrung seiner Nähe über seinen Tod hinaus. Sie erinnerten sich, wie er ihnen versprochen hatte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18, 20) und „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matthäus 28,20).

Paulus war der Meinung, dass ein Mensch durch die Begegnung mit Christus ein anderer Mensch wird, als wäre er neu geboren. Paulus hatte das am eigenen Leib erfahren und seine Erfahrung in die Worte gefasst: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Galater 2, 20). Auf einmal bekam alles alltägliche Tun nicht nur einen Bezug zu Gott, von dem er sagte: „In ihm leben, weben und sind wir“ (Apostelgeschichte 17,27) oder „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“ (Römer 11, 36), sondern auch zu Jesus Christus: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen“ (Kolosser 3,23).

Im Idealfall verband sich das, was der historische Jesus selbst verkündigt und gewollt hatte, mit dem, wie man ihn nach seinem Tod und seiner Auferstehung verkündigte. Jesus war nicht ohne Christus und Christus nicht ohne Jesus denkbar. Das gelang nicht immer. Mal wurde vor allem der verkündigende, historische Jesus als guter Mensch verehrt. Dann wieder stand der verkündigte, der Welt entrückte Christus als göttliches Wesen im Vordergrund.

Neben den Glauben an Gott als himmlischen Vater und neben den Glauben an Jesus Christus, durch den der Vater sichtbar wurde, trat die Erfahrung einer göttlichen Macht. Einige nannten diese göttliche Macht und Kraft den Heiligen Geist.

Wie Jesus den Menschen den himmlischen Vater vergegenwärtigte, so vergegenwärtigt der Heilige Geist – als die Kraft Gottes – Jesus. So hilft er den Christen im Sinne bzw. Geiste Jesu zu leben.

All das war noch nie leicht zu verstehen. Viele taten sich wie der ungläubige Thomas schwer damit, all vom Hören-Sagen zu glauben, ohne es selbst gesehen zu haben. Schon damals sagte Jesus: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Seitdem haben sich unzählige Menschen mit der Bitte um Hilfe in Glaubensdingen an Jesus gewandt: „Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.“ (Markus 9,23f)

Wenn da nicht die gewesen wären, die schon als Christen mit Jesus auf dem Weg gewesen wären und andere auf diesen Weg mitgenommen hätten, hätte der kleine christliche Anfang wohl ein schnelles Ende gefunden. Aber im geschwisterlichen Miteinander wuchs der Glaube als Gottvertrauen, Vertrauen zueinander und auch Selbstvertrauen.

Es bildeten sich vor Ort kleine Gemeinschaften bzw. Gemeinden. Die erste war wohl die in Jerusalem (Apostelgeschichte 2, 37-47). Die Taufe im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes wurde zum Ausdruck der neuen Verbindung untereinander und mit Gott.

Durch das gemeinsame Lesen der heiligen Schriften entdeckten sie, wie der Geist Gottes zwischen den Zeilen zu ihnen sprach und ihnen bei der Bewältigung des alltäglichen Lebens half. Als Gebet hatte ihnen Jesus das „Vater unser“ ans Herz gelegt (Matthäus 6, 9-13). Wo beim Abendmahl Brot und Wein miteinander geteilt wurden und man sich seiner erinnerte, da spürten die Christen ihren Herrn geradezu leibhaftig in ihrer Mitte. Das Christsein beschränkte sich nicht auf das Verstehen der neuen Lehre, sondern war eine Form alltäglichen Lebens, ein neues Sein – eben das Christ-Sein.

Bibel lesen

Wer nimmt sich schon die Zeit, die heiligen Schriften des Christentums zu lesen, die wir Neues bzw. Zweites Testament nennen? Ehrlich gesagt ist es aus verschiedenen Gründen auch nicht ratsam, diese 2000 Jahre alten Schriften ohne Anleitung und Erklärung zu lesen.
Und doch: Wer darin liest, findet mancherlei Bibelstelle, die für sich genommen wie ein kleiner Schatz ist. Im Folgenden finden Sie eine kleine Auswahl von Bibelworten aus der neuesten Lutherübersetzung, die ich hilfreich und bedenkenswert finde.

Zitate aus dem Alten Testament

Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde ... als Mann und Frau. (1. Mose 1, 27) Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. (1. Mose 1, 31) Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. (1 Mose 2, 18) Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. (1. Mose 12, 2) Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir und will dich segnen. (1. Mose 26, 24) Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und dich bringe an den Ort, den ich bestimmt habe. (2. Mose 23, 20) Sollte dem HERRN etwas unmöglich sein? (1. Mose 18, 14) Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht! ... Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. (1. Mose 28, 15-16) Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. (1. Mose 32, 27) Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. (1. Mose 50, 20) Ich bin der HERR, dein Arzt. (2. Mose 15, 26) HERR, Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue. (2. Mose 34, 6) Der HERR segne dich und behüte dich; der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der HERR hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden. (4. Mose 6, 24-26) Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR ist einer. Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft. (5. Mose 6, 4-5) Nun, Israel, was fordert der HERR, dein Gott, noch von dir, als dass du den HERRN, deinen Gott, fürchtest, dass du in allen seinen Wegen wandelst und ihn liebst und dem HERRN, deinem Gott, dienst von ganzem Herzen und von ganzer Seele, dass du die Gebote des HERRN hältst und seine Rechte, die ich dir heute gebiete, auf dass dir's wohlgehe? (5. Mose 10, 12-13) Siehe, der Himmel und

aller Himmel Himmel und die Erde und alles, was darinnen ist, das ist des HERRN, deines Gottes. (5. Mose 10, 14) Sei getrost und unverzagt? Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der HERR, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst. (Josua 1,9) Die Freude am HERRN ist eure Stärke. (Nehemia 8, 10) Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfst mir, dass ich sicher wohne. (Psalm 4, 9) Du tust mir kund den Weg zum Leben: Vor dir ist Freude die Fülle. (Psalm 16, 11) Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke! Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter; mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz. (Psalm 18, 2-3) Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. (Psalm 19, 2) Er erquicket meine Seele. Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir. (Psalm 23, 3-4) Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. (Psalm 23, 6) Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich! Denn du bist der Gott, der mir hilft; täglich harre ich auf dich. (Psalm 25, 5) Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen? (Psalm 27, 1) In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott. (Psalm 31, 6) Meine Zeit steht in deinen Händen. (Psalm 31, 16) Ich will den Herrn loben allezeit; sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein. (Psalm 34, 2) Da ich den Herrn suchte, antwortete er mir und errettete mich aus aller meiner Furcht. (Psalm 34, 5) Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen. (Psalm 36, 6) Denn bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte sehen wir das Licht. (Psalm 36,10) Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohlmachen. (Psalm 37, 5) Sei stille dem Herrn und warte auf ihn. (Psalm 37, 7) Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue? (Psalm 42, 2) Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. (Psalm 46, 2) Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. (Psalm 50, 15) Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, beständigen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir. Erfreue mich wieder mit deiner Hilfe, und mit einem willigen Geist rüste mich aus. (Psalm 51, 12-14) Wirf dein Anlie-

gen auf den Herrn; der wird dich versorgen und wird den Gerechten in Ewigkeit nicht wanken lassen. (Psalm 55, 23) Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Denn er ist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz. (Psalm 62, 2-3) Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, wenn ich wach liege, sinne ich über dich nach. (Psalm 63, 7) Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Aber das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf Gott den Herrn, dass ich verkündige all dein Tun. (Psalm 73, 23-26+28) Weise mir, Herr, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem einen, dass ich deinen Namen fürchte. (Psalm 86, 11) Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. (Psalm 90, 12) Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen. (Psalm 91, 11) Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. (Psalm 103, 2) Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. (Psalm 103, 8) Deine Gnade reicht, so weit der Himmel ist, und deine Treue, so weit die Wolken gehen. (Psalm 108, 5) Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. (Psalm 121, 2) Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasst uns freuen und fröhlich an ihm sein. (Psalm 118, 24) O Herr, hilf! O Herr, lass wohlgelingen! (Psalm 118, 25) Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. (Psalm 119, 105) Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! (Psalm 121, 7-8) Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wüsstest. Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. (Psalm 139, 1-5) Lehre mich tun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn. (Psalm 143, 10) Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen. (Psalm 145, 18) Ich liebe, die mich lieben, und die mich suchen, finden mich. (Sprüche 8, 17) Durch Stillesein und Vertrauen würdet ihr stark sein. (Jesaja 30, 15) Er gibt dem Müden

Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden ... die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. (Jesaja 40, 29-31) Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch. (Jesaja 41, 10) Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. (Jesaja 43, 1) Bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet. (Jesaja 46, 4) Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des HERRN geht auf über dir! (Jesaja 60, 1) Ich freue mich im HERRN, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott. (Jesaja 61, 10) Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. (Jesaja 66, 13) Heile du mich, HERR, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen. (Jeremia 17, 14) Suchet der Stadt Bestes... und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl. (Jeremia 29, 7) Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen. (Jeremia 29, 13-14) Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. (Jeremia 31, 3) Meinst du, dass ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht Gott der HERR, und nicht vielmehr daran, dass er sich bekehrt von seinen Wegen und am Leben bleibt? (Hesekiel 18, 23) Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben... und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach tun. (Hesekiel 36, 26-27) Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert: nichts als Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. (Micha 6,8)

Zitate aus dem Neuen Testament

Ändert Eure Einstellung, denn das Himmelreich ist zum Greifen nah. (Matthäus 4, 17) Ihr seid das Licht der Welt. (Matthäus 5, 13) Unser Vater im Himmel! Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. (Matthäus 6, 9-13) Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz. (Matthäus 6, 21) Trachtet zuerst nach dem Reich

Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen. (Matthäus 6, 33) Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan. (Matthäus 7, 7-8) Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch! (Matthäus 7, 12) Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. (Matthäus 11, 28) Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? (Matthäus 16, 26) Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. (Matthäus 28, 20) Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. (Markus 9, 23) Ich glaube; hilf meinem Unglauben. (Markus 9, 24) Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. (Lukas 1, 46-47) Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. (Lukas 2, 10) Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens. (Lukas 2, 14) Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen; segnet, die euch verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen. (Lukas 6, 27-28) Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. (Lukas 6, 36) Freut euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind. (Lukas 10, 20) Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst. (Lukas 10, 28) Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren. (Lukas 11, 28) Sehet, das Reich Gottes ist mitten unter euch. (Lukas 17, 20) Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden; denn ihm leben sie alle. (Lukas 20, 38) Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun. (Lukas 23, 34) Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. (Lukas 23, 46) Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Johannes 3, 16) Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Johannes 4, 24) Wer glaubt, der hat das ewige Leben. (Johannes 6, 46) Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. (Johannes 8, 12) Ich lebe, und ihr sollt auch leben. (Johannes 14, 19) Gott ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir. (Apostelgeschichte 17,27-28) Geben ist seliger als nehmen. (Apostelgeschichte 20, 35) Weißt du nicht, dass dich Gottes Güte zur Buße leitet? (Rö-

mer 2,4) Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsre Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist. (Römer 5, 5) Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Römer 8, 28) Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? (Römer 8, 31) Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. (Römer 11, 36) Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. (Römer 12, 12) Ist's möglich, soviel an euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden. (Römer 12, 18) Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. (Römer 12, 21) Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre. (Römer 15, 7) Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. (1. Korinther 13, 13) Wachet, steht im Glauben, seid mutig und seid stark! Alle eure Dinge lasst in der Liebe geschehen! (1. Korinther 16, 13) Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Bedrängnis, damit wir auch trösten können, die in allerlei Bedrängnis sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott. (2. Korinther 1, 3-4) Der Geist macht lebendig. (2. Korinther 3, 6) Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. (2. Korinther 3, 17) Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. (2. Korinther 4, 6) Wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert. (2. Korinther 4, 16) Lasst euch versöhnen mit Gott! (2. Korinther 5, 20) Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit. (2. Korinther 12, 9) Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. (2. Korinther 13, 13) Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. (Galater 1, 20) Zur Freiheit hat uns Christus befreit. (Galater 5, 1) Lasst uns Gutes tun an jedermann. (Galater 6, 10) Er ist unser Friede. (Epheser 2, 14) Ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen. (Epheser 4, 6) Lasst die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen. (Epheser 4, 26) Ich bin darin guter Zuversicht, dass der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollenden. (Philipper 1, 6) Gott ist's, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.

(Philipper 2, 13) Freuet euch in dem Herrn alle Wege, und abermals sage ich: Freuet euch. (Philipper 4, 4) Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus. (Philipper 4, 7) Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen. Prüft aber alles und das Gute behaltet. (1. Thessalonicher 5, 16-21) Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. (2. Timotheus 1, 7) Alle eure Sorge werft auf ihn; denn er sorgt für euch. (1. Petrus 5, 7) Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erwiesen, dass wir Gottes Kinder heißen sollen – und wir sind es auch. (1. Johannes 3, 1) Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. (1. Johannes 4, 16) Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht. (Hebräer 11, 1) Naht euch zu Gott, so naht er sich zu euch. (Jakobus 4, 8) Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich hineingehen. (Offenbarung 3, 20) Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein. (Offenbarung 21, 3-4)

Von der Mitte her und auf die Mitte hin

Die Krise der Kirche ist nicht nur eine Frage der Finanzen, der Verwaltung, der Gebäude, der Logistik. All dies wird in seiner Bedeutung für die Kirche überbewertet. Die Krise der Kirche ist eine innere Krise. Im Bemühen, „Kirche-für-andere“ zu sein, kommt das „Kirche-Sein“ zu kurz. Zu viel „labora“, also zu viel Arbeit, und zu wenig „ora“, also gelebte Spiritualität. Das Alleinstellungsmerkmal von Kirche kommt nur wenig zur Geltung. Stattdessen wird Kirche zu einem von vielen Anbietern in Freizeitbereich. Aber vieles von dem, was die Kirche zu vermitteln sucht, kommt bei den Adressaten eben nicht als frohe, begeisternde und attraktive Botschaft (Evangelium) an. Zu viele Predigten geben Antworten auf Fragen, die kaum noch jemand stellt.

Die innere Krise kann nur dadurch überwunden werden, dass wir uns dessen bewusst werden, dass Gott mitten unter uns ist. Von der so gefüllten Mitte her und auf diese so gefüllte Mitte hin werden im Folgenden Überlegungen zur Diskussion gestellt, die sich von Gedanken über den Verlust der Mitte ausgehend über deren Wiedergewinnung bis zu ersten Konkretionen erstrecken.

Verlust der Mitte

1. Wenn allen immer bewusst wäre, dass Gott mitten unter uns ist, gäbe es keine Krise. So ist die Krise Indikator für das tiefer liegende Problem.

2. Beschreibt die Feststellung „Das alles müssen wir erleiden, weil unser Gott nicht mehr in unserer Mitte ist“ (5. Mose 31, 17) zumindest teilweise auch unsere Wirklichkeit?

3. Wenn es stimmt, dass Gott für viele nicht mehr in der Mitte ist, wäre es an der Zeit, wieder neu von der Mitte her und auf die Mitte hin denken zu lernen, um die Krise zu überwinden.

4. Wäre nicht genau das eine der vordringlichsten Aufgaben der Theologie? Also: Das, was ist, von Gott her und auf Gott hin zu thematisieren.

5. Leider klingt das Wort Gott in vielen dieser Versuche, alles von Gott her und auf Gott hin zu thematisieren, zu oft wie eine abschlie-

ßende, alles erklärende Antwort - und eben nicht wie eine einladende Frage, die Entdeckerfreude aufkommen ließe.

6. Dennoch wird viel über Gott geredet und geschrieben. Die Frage ist, inwiefern er selbst dabei zu Wort kommt und inwiefern er durch all die Worte bei den Menschen ankommt. Es ist eben das Lesen oder Hören theologischer Gedanken nicht automatisch mit einer Gotteserfahrung verbunden. Gemalte Feuer wärmen nicht.

7. Dass oft nicht rüberkommt, was von Gott mit vielen Worten gepredigt wird, liegt u. a. an dem Welt- und Gottesbild, das vielen biblischen und kirchengeschichtlichen Glaubenszeugnissen zu Grunde liegt, aber die wenigsten modern denkenden Menschen teilen.

8. Auch wenn hier und da anders über Gott gedacht und geredet wird, bleibt das kirchliche Denken in seiner Gänze in den überkommenen Bildern befangen bzw. gefangen.

9. Obwohl auch für die Theologie das Gebot „Du sollst dir kein Gottesbild anfertigen." (5. Mose 5, 8) gilt, kommt sie natürlich nicht ohne solche Bilder von Gott aus.

10. Ein hausgemachtes Problem entsteht da, wo vergessen wird, dass sowohl die eigenen als auch die biblischen Gottesbilder und Vorstellungen, denn auch sie stammen von Menschen, nur menschliche Bilder und Vorstellungen sind, also subjektive Ergebnisse eines zeitgebundenen theologischen Nachdenkens über Gott.

11. Sollte man nicht annehmen, dass es mit der Evolution des Menschen und seines Denkens auch so etwas wie eine Evolution seines Glaubens und seines Gottesbildes gibt bzw. geben müsste.

12. Gott mag unwandelbar sein. Aber unsere Bilder von ihm sollten sich ändern (dürfen).

13. Die Bibel und andere kirchliche Dokumente können - ohne es zu wollen - falsch verstanden wie Bremsklötze der Evolution theologischen Denkens wirken.

14. Dabei ist unter anderem gerade das der Sinn biblischer Überlieferungen, dass sie uns helfen wollen, mit dem dort bezeugten Gott eigene Erfahrungen zu machen, die dann wiederum anderen bezeugt werden wollen.

15. Das theologische Denken innerhalb der Koordinaten des Welt- und Gottesbildes der antiken Welt hatte seine Zeit und Stärken. Wer dieses Denken wie eine der alten Sprachen erlernt hat, wird sich dessen bedienen und verantwortlich damit umgehen.

16. Aber wer spricht bzw. denkt heutzutage noch in der Sprache bzw. Denke des Altertums oder Mittelalters? Vieles in der Theologie lässt sich doch nur noch denen vermitteln, die sich gedanklich und sprachlich im Rahmen des alten Weltbildes bewegen können. Leider ist dieses Weltbild zum Teil so überholt, dass es selbst Insidern immer anachronistischer scheint und immer schwerer über die Lippen kommt.

17. Mit Blick auf die Völkerwelt wissen wir um Unterschiede in Sprache und Kultur. Mal vorausgesetzt, dass es dies auch mit Blick auf die Theologie gibt, muss es möglich sein, von Gott nicht nur im Rahmen des antiken Weltbildes zu reden.

18. Natürlich war und ist es gut und richtig, davon auszugehen, dass da ein göttliches Du, eben ein Gott ist, der es gut mit uns meint, dem wir uns anvertrauen können, der uns zuhört, der uns begleitet und beschützt, der uns sieht und dem wir alles sagen können. Dementsprechend hat Gott in den meisten Religionen personale Züge und wird z.B. als Retter, Hirte, Vater oder Herr beschrieben.

19. Aber dieses Denken hat auch seine unübersehbaren Schwächen. Nehmen wir z.B. die Theodizee-Frage, also angesichts des Leids die Frage „Warum lässt Gott das zu?" Wer von Gott das Bild hat, er sei ein allmächtiger Herrscher, verliert über der Frage nach Gott angesichts des millionenfachen Todes mit Sicherheit seinen Glauben. Denn was soll das für ein „lieber" Gott sein, der all das Leid in der Welt zulässt? Man merkt schnell, in welche Sackgassen so ein Gottesbild führt.

20. Versteht man Gott aber als eine dem Universum innewohnende Kraft, stellt sich die Frage nach einem für alles verantwortlichen Gott nicht, der so etwas zulässt. Damit ist das Leid zwar nicht aus der Welt. Aber die Existenz des Leids spricht auch nicht mehr gegen den Glauben an Gott, wenn man ihn denn als göttliche Kraft versteht.

21. Für immer mehr Menschen hat Gott nicht zuletzt deshalb nicht nur persönliche Züge. Dementsprechend wird Gott als Kraft, Macht und Energie erfahren, der man sich öffnen kann.

22. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn es gelänge, von Gott theologisch „zweisprachig" zu reden: Gott als „Person" und Gott als „Kraft". Das erinnert an das Phänomen Licht, das physikalisch einerseits als Welle und andererseits als Teilchen betrachtet werden kann.

23. Die Theologie bräuchte in Sachen Weltbild und dann eben auch in Sachen Gottesbild und Glauben ein „Upgrade".

Mitte

24. Grundkoordinate eines neuen theologischen Denkens könnte die Mitte sein, nicht im geometrischen Sinn, sondern im Sinn eines Kraftzentrums, vom dem man angezogen wird, das alles zusammenhält.

25. Die Mitte, von der hier die Rede ist, ist kein Vakuum. Sie steht für den, der die Welt im Innersten zusammenhält. Dabei ist Gott nicht die Mitte. Gott ist in der Mitte bzw. die Mitte der Mitte. Dieses Denken hat sich biblisch mannigfaltig manifestiert: „Ihr sollt erfahren, dass ich in eurer Mitte bin." (Joel 2,27) „Denn ich bin Gott, der Heilige in deiner Mitte." (Hosea 11,9 EÜ) „Gott in unserer Mitte." (Josua 22,31) „Freu dich und juble. Denn er wohnt in deiner Mitte, er, der große, heilige Gott!" (Jesaja 12, 6)

26. „Gott in der Mitte" wäre vereinbar mit dem, wie man sich zurzeit das Werden des Universums vorstellt. Im Anfang war alles in der Mitte des Universums verdichtet beieinander. Aus dieser Mitte heraus kam es mit dem so genannten Urknall zur Ausdifferenzierung alles Seienden.

27. Im Anfang war also weder ein schwarzes Loch noch ein Nichts, sondern Gott, der alles werden ließ. „Im Anfang schuf Gott..." (1. Mose 1). „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort... Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht." (Johannes 1) Das „Wie?" bleibt Gegenstand der wissenschaftlichen Erforschung.

28. Auf die Urexplosion könnte so etwas wie eine Urimplosion folgen, bei der alles wieder in sich zusammen fällt. Biblisch ist von einer Zeit der Wiederherstellung (Apostelgeschichte 3, 21) die Rede, die geschieht, „...damit Gott sei alles in allem." (1. Korinther 15,28)

29. In der Folge einer so verstandenen All-Versöhnung wäre wieder alles beieinander wie vor dem Urknall. „Es ist noch nicht offenbar, was wir sein werden. Wir wissen aber: Wenn es offenbar wird, werden wir ihm gleich sein." (1. Johannes 3,2)

30. Aber auch für die Zeit bis dahin gilt schon, dass Gott keinem von uns fern ist. „Denn in ihm leben, weben und sind wir." (Apostelgeschichte 17, 28). Gott ist immer und überall da. Wir sind unauflöslich mit Gott verbunden und durch ihn mittendrin im universalen Prozess der Ausdifferenzierung einerseits und gleichzeitig im universalen Prozess der All-Versöhnung.

31. Im Anfang war Gott und im Ende ist Gott. Gestern, heute und morgen ist alles Sein in Gott. Werden und Vergehen des Universums - ein gigantischer Herzschlag Gottes, sein Aus- und Einatmen – und wir sind ein Teil davon.

Mittler

32. Mitten in der Nacht hat Maria den zur Welt gebracht, der im christlichen Sinn der Mittler ist. Von ihm heißt es: „Es ist... ein Mittler zwischen Gott und den Menschen." (1. Timotheus 2,5)

33. Durch diesen Vermittler Jesus (Hebräer 8,6) ist Gott selbst mitten unter uns in unserer Mitte. Deshalb wird man ihn Immanuel nennen, „Das heißt übersetzt: Gott ist mit uns." (Matthäus 1,23). Etwas frei übersetzt könnte es ja auch heißen: Gott ist mitten unter uns.

34. Christus stellt uns in Aussicht: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen" (Matthäus 18, 20) und „Ich bin bei euch alle Tage." (Matthäus 28, 20)

35. Und Paulus beklagt, wenn es genau dazu (noch) nicht gekommen ist: „Meine Kinder, ich leide noch einmal Geburtswehen um euch, bis Christus in eurer Mitte Gestalt angenommen hat!" (Galater 4,19)

36. Der verkündigende und der verkündigte Jesus Christus ist der Mittler christlicher Theologie. „Jesus von Nazareth, von Gott unter euch ausgewiesen durch Taten und Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn in eurer Mitte getan hat." (Apostelgeschichte 2, 22)

37. Das, worauf es ankommt im Denken und Tun, wurde ganzheitlich in Wort und Tat mitgeteilt bzw. vermittelt. „Das Wort ward Fleisch" (Johannes 1) bzw. irdische Wirklichkeit in Jesus Christus. Das Wort wurde nicht Buch, sondern irdische Wirklichkeit in Jesus Christus.

38. Und das Wort will Fleisch werden, indem es irdische Wirklichkeit wird in denen, die als Christen zu Christus gehören.

Mitteilung

39. Der verkündigende Jesus Christus verkündete: „Ändert euren Sinn, eure Ausrichtung, eure Einstellung! Richtet euch neu aus! Denn das Reich der Himmel ist zum Greifen nahe" (Matthäus 4,17) bzw. „unter euch" (Lukas 17,21).

40. Das meint zunächst einmal tatsächlich: Seine fünf Sinne schärfen und sich ganz auf das Reich der Himmel einstellen, damit der Himmel auf Erden erlebbar wird, damit alltägliches Leben von Gottes Gegenwart durchwirkt erlebt werden kann. „Wer Ohren hat, der höre" (Matthäus 11, 15).

41. Inneres Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen schließt nicht aus, empfindsam und empfänglich zu sein für allen Sinn, den uns die Sinne erschließen wollen. Wer wollte verzichten auf Augenweiden, himmlische Klänge, Duftwolken, Gänsehaut oder das, was wir uns nur zu gern auf der Zunge zergehen lassen?

42. Über die Sinne erschließt sich, dass jeder Ort und auch die eigene Person, „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“ (Lukas 17, 21), als ein Ort der Gotteserfahrung, als Fenster in die göttliche Welt, als ein Haus Gottes bzw. Beth-El (1. Mose 28,10ff) und als Reich der Himmel entdeckt werden kann.

43. Denn das Reich der Himmel befindet sich nicht in unendlicher Ferne. Wir kommen nicht in den Himmel. Der Himmel kommt zu uns. Wir befinden uns im Himmel. Er ist zum Begreifen nahe. Luther war der Meinung, dass der Glaube so etwas wie ein sechster Sinn ist, der Sinn fürs Unendliche.

44. Es kommt darauf an, die Welt, in der wir leben, wie eine Ikone auf die dahinter liegende Wirklichkeit Gottes zu durchdringen.

45. Das alltägliche (Bewusst-) Sein und sich Finden in der Gegenwart Gottes, wie es Gerhard Tersteegen in seinem Lied „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten. Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge.“ (EG 165) beschrieben hat, geht dem „In-Gott-Sein-Wollen“ voraus.

46. Das Christ-Sein hat seinen Ursprung im „Sein-in-Christus“. Dieses Sein wird im Neuen Testament entfaltet als: für Jesus sein, in Jesus sein, durch Jesus sein, an Jesus sein, bei Jesus sein, Jesus gemäß sein.

47. So ein Sein wird im Gleichnis vom Weinstock und seinen Reben „Bleibt in mir und ich in euch“ (Johannes 15,4) ekklesiologisch (im Leib Christi sein) und mystisch (Du in mir – ich in dir) entfaltet.

48. Es ist ein durch Gott begründetes, Jesus Christus gemäßes und geistesgegenwärtiges, des Heiligen Geistes gewärtiges Sein, in dem die göttliche Wirklichkeit immer wieder neu so erfahren wird, wie sie sich selbst erschließt.

49. Es geht nicht nur darum, dass er bei ihnen ist. „Ich bin bei euch“ (Matthäus 28,20). Es wird näher beschrieben als ein Sein in ihrer Mitte. „Ich bin in eurer Mitte.“ (Lukas 22, 27) und „Während sie noch darüber redeten, trat er selbst in ihre Mitte.“ (Lukas 24, 36)

50. Wir verfehlen unsere Bestimmung, auf die Mitte hin und von der Mitte her zu leben. Das führt zu Verfehlungen. Genau das meint das

Wort Sünde, das aus der Welt des Bogenschießens kommt und so viel wie Fehlschuss bedeutet.

51. Wo wir das Ziel, im Einklang mit dem göttlichen Sein zu leben, verfehlen und uns von Gott entfremden, uns gottlos und vom Ganzen getrennt erleben, als wären wir Gott los, ist es notwendig, sich immer wieder neu auszurichten gemäß Jesu Einladung: „Richtet euch neu aus! Denn das Reich der Himmel ist zum Greifen nahe.“ (Matthäus 4,17)

52. Dabei sind wir ja nie wirklich getrennt von ihm. Es wirkt nur so, bei oberflächlicher Betrachtung. Unter Wasser sind auch die durch den großen und kleinen Sund (vgl. „Sünde“) getrennten Landmassen verbunden.

53. In der Ausrichtung ganz auf Gott findet der Mensch ganz zu sich selbst und ganz zum Nächsten.

54. Die an Jesus gerichtete Frage, was man tun muss, um wirklich zu leben (in der Qualität von ewigem Leben), findet ihre Antwort im Gebot der Liebe: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lukas 10,27)

55. Dementsprechend ist der Vers „Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1.Johannes 4,16) eine gewinnende und zudem in die Zeit passende Zusammenfassung christlicher Theologie und Ethik.

56. Mit Liebe wird Gottes Sein in unserer Mitte näher umschrieben. In Christus ist diese Liebe und göttliche Kraft in einzigartiger Weise offenbar geworden (Johannes 1, 14). Von der Mitte her und immer wieder auf die Mitte hin heißt dann auch, sich immer wieder neu lieben zu lassen, um geliebt sich und andere zu lieben.

57. Die Vermittlung der göttlichen Mitteilung in Christus ist die Aufgabe des Heiligen Geistes. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen.“ (Apostelgeschichte 1, 8)

Mitmensch

58. Von der Mitte her ergeben sich nicht nur Formen des Miteinanders, sondern auch Formen der Mitarbeit und der Mitmenschlichkeit. Die Worte Mitarbeit und Mitarbeiter bekommen von der theologisch verstandenen Mitte her einen besonderen Sinn. „Wir sind Mitarbeiter Gottes.“ (1. Korinther 3, 9).

59. „Wenn ihr seht, was ich in eurer Mitte tun werde, dann werdet ihr mich ehren, mich, den heiligen Gott Jakobs; ihr werdet alles tun, um

mir, dem Gott Israels, nicht zu missfallen.“ (Jesaja 29, 23) Wenn nicht der Mensch die Mitte der Schöpfung ist, sondern Gott, dann ist der Mensch mit allem, was lebt, Mitbewohner der Schöpfung.

Miteinander

60. Christliches Miteinander ist von der Mitte her geprägt. Es ist Mit(te)einander mit anderen und mit Gott. Gott sagt: „Ich werde mitten unter euch wohnen“ (3. Mose 26, 11) und es heißt: „Gott wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein.“ (Offenbarung 21, 3). Von Jesus heißt es: „Da kam Jesus und trat in ihre Mitte.“ (Johannes 20, 19)

61. Von der so verstandenen Mitte und der Orientierung an ihr kommt es zu einem echten Miteinander, nicht hierarchisch, sondern mittig, d.h. an der Mitte bzw. an Gott orientiert ist.

62. Im Miteinander wird theologisiert, eben von der Mitte allen Seins her und auf die Mitte allen Seins hin gedacht, einander geholfen, wie Philippus seinem Weggefährten hilft, zu verstehen, was er da in den heiligen Schriften vom lebendigen Gott liest (Apostelgeschichte 8, 26-40).

63. Für den Umgang miteinander gilt die Goldene Regel: „Behandelt die Menschen so, wie ihr selbst von ihnen behandelt werden wollt“ (Matthäus 7,12).

Mitglied

64. Die, die gottgegründet, christusgemäß und geistesgegenwärtig leben (möchten) sind Mitglied am Leib Christi, bilden Kirche und Gemeinde.

65. Die Gemeinde ist der Leib Christi: „Wir alle sind in der Taufe durch den denselben Geist in den einen Leib, in Christus, eingegliedert.“ (1. Korinther 12,13) Wo man im Neuen Testament hinschaut, stößt man auf die Formulierung „Sein in Christus“ bzw. „Sein im Herrn“.

66. Dietrich Bonhoeffer sprach in Anlehnung an 1. Korinther 12 vom „Christus als Gemeinde existierend“. Die Gemeinde ist der Ort, wo die göttliche Wirklichkeit konkret, also leibhaftig wird. „Wenn Menschen eine lebendige Mitte haben, dann entsteht Gemeinschaft zwischen ihnen.“ (Martin Buber)

67. Ausgangspunkt und Ziel christlichen Miteinanders ist das Eins-Sein mit ihm und untereinander, „Damit sie alle eins seien. So wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, sollen sie in uns sein.“ (Johannes 17, 21).

68. Dieses Eins-Sein in Christus, das Christus ermöglicht, ist ein Eins-Sein in der Liebe. Die Gemeinde ist eins in der Liebe, eine Gemeinschaft der von Gott Geliebten, einander und andere Liebenden.

69. Über der Liebe Gottes zu uns Menschen und der Liebe zum Nächsten darf die Liebe zu Gott nicht in Vergessenheit geraten. „Hast du mich lieb?“ (Johannes 21)

70. Aufgabe der Kirche und der in ihr Mitarbeitenden wäre: Aus dem Sein in Christus, in Gott, in der Liebe zu leben, mir und anderen die Gegenwart Gottes in Wort und Tat gefallen zu lassen und sich zu vergegenwärtigen, im Gottesdienst wie im gemeindlichen und alltäglichen Leben.

71. Denken und Leben müssen beieinander sein. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ (Matthäus 7, 16) Im Miteinander bzw. Gemeindeleben kommt es nicht nur gelegentlich, sondern immer darauf an, achtsam, alltäglich, ansprechbar, atmend, ausgerichtet, barmherzig, befreiend, begabt, begeistert, begeisternd, begreifbar, beflügelt, christusgemäß, engagiert, erfahrbar, erlebbar, ermutigend, erinnernd, ermöglichend, faszinierend, förderlich, fürsorglich, ganzheitlich, geistesgegenwärtig, geistlich, gelassen, global, gottgegründet, heilsam, herzlich, hilfreich, hoffend, interessant, konkret, kontextuell, kraftvoll, lebendig, leibhaftig, leidenschaftlich, liebevoll, meditativ, menschlich, miteinander, mutmachend, mystisch, nachspürend, offen, positiv, ruhig, sehnsüchtig, still, transzendent, vertrauend, vielfältig, visionär, vollmächtig, wesentlich und zeichenhaft zu sein.

Mittelpunkt

72. Die Orientierung an der Mitte rückt zudem in den Vordergrund, dass wir Gott nicht irgendwo in weiter Ferne suchen sollen, sondern mitten unter uns. „Er ist nicht fern, steht in der Mitten...“ (EG 371,5)

73. Von der Mitte her ergeben sich auch Fragen nach einer mittigen Struktur von Kirche insgesamt – bis hin in räumliche Gestaltung von Kirchräumen und darüber hinaus von Gottesdiensten und Gemeinden.

74. Die Raummitte wird so zu einem Zeichen für das, was wir mitten unter uns haben, was zur Mitte kommen lässt, was uns über alle Unter-

schiede hinweg um die Mitte versammelt: Gott. Gott ist mitten unter uns.

75. Von der Mitte her betrachtet gibt es kein oben und unten, vorn und hinten, kein links und rechts. Von der Mitte her gibt es nur ein nah und fern, ein „Sich-Nähern“ und ein „Sich-Entfernen“, wo und wie immer es geschieht.

76. Der Gottesdienst bringt die alle verbindende Mitte zu Bewusstsein und wehrt dem Zerfallen der Gemeinde in Gruppen und Kreise. Während des Gottesdienstes kommen Menschen mit Gott und miteinander generationenübergreifend in Kontakt.

77. Wo sich Menschen anbetend an Gott ausrichten, der in ihrer Mitte ist, finden sie über alle Unterschiede und über alles Trennende hinweg zueinander und von daher zum gemeinsamen Tun.

78. Die anbetende Gemeinde ist missionarische Gemeinde, weil sich aus der Mitte etwas auf die überträgt, die auf die Mitte ausgerichtet sind.

79. Je mehr Menschen mitmachen und je intensiver sie mitmachen, desto mehr breitet sich von der Mitte her eine neue Geisteshaltung aus. „Betet ohne Unterlass.“ (1. Thessalonicher 5, 17).

80. So kann der Kirchraum Ort der Begegnung der Gemeinde miteinander und mit Gott sein. Wo Gott sich uns nähert, wo wir uns ihm nähern, wo wir einander nahe kommen, da verdichtet sich, was uns im Tiefsten zusammenhält, da wird unser aller Mitte erfahrbar. „Du, Vater, bist in unsrer Mitte, machst deinem Wesen uns verwandt.“ (EG 427,5)

81. Wo es zu dieser Begegnung und Annäherung untereinander und mit Gott kommt, ereignet sich Gottesdienst. Und wo es zu solchem Gottesdienst kommt, da kann er der Mittelpunkt der Gemeinde und ihres Lebens sein.

82. Wo Kirchräume dabei helfen, die Mitte zu Bewusstsein zu bringen, stehen sie im übertragenen Sinn da, wo sie hingehören - mitten im Dorf. Friedrich Gottlieb Klopstock: „Sei mitten unter uns, o Gott!“ (EG 220)

Mittelmaß

83. Wir müssen nichts Besonderes leisten, brauchen nur diese Orientierung, die von der Mitte herkommt und auf die Mitte hinzielt. Wir brauchen in gutem Sinne Mittelmaß.

84. Denn die Frage nach der Mitte des Lebens stellt sich mit Blick auf jeden Menschen ganz persönlich genauso wie mit Blick auf die ganze Welt und das, was alles im Innersten zusammenhält.

85. Es kann im wahrsten Sinn zum Mit(te)einander kommen. Der Impuls aus der Mitte setzt sich in alle Bereiche des Lebens fort – vergleichbar einem Stein, der ins Wasser geworfen Kreise zieht.

86. Von der so verstandenen Mitte her ergibt sich ein neues Verstehen von: mitarbeiten, mitbestimmen, mitbewohnen, mitbringen, mitbekommen, mitmachen, mitwissen, mithören, mitempfinden, miterben, miterleben, mitgeben, mitgehen, mitschwingen, mitklingen, mitschreiben, mithelfen, mitkämpfen, mitlassen, mitleiden, mitfühlen, mithalten, mitlernen, mitlesen, mitnehmen, mitrechnen, mitreden, mitsingen, mitspielen, mitsprechen, mitteilen, mittragen, mittrauern, mitverantworten, mitwirken, mitziehen.

Mitverantwortung

87. Gott will, „dass allen Menschen geholfen werde.“ (1. Timotheus 2,4) So in der Liebe und im Eins-Sein ist Kirche für andere da. So hat sie Teil an Gottes Wirken, an der missio Dei.

88. Mitverantwortung verhindert die Betreuungs- und Versorgungsmentalität. Wer mitdenkt, der entdeckt den tieferen Sinn von Worten wie Gemeindezentrum, Gemeindehaus, Gemeindeleben oder Gemeindefest, in denen immer auch das Wörtchen „mein“ steckt.

Gottesdienst

1. Beim „Gottesdienst“ geht es hier nur um den Gottesdienst am Wochenende, nicht um den „Gottesdienst“ im Alltag der Welt im Sinne von Römer 12, 1.
2. Warum ein Projekt „Gottesdienst“? Weil es dem ureigensten Anliegen der Kirche zu der Bedeutung verhilft, die ihm zukommt. Es wehrt dem Traditionsabbruch, der u.a. zur Folge hat, dass die Gottesdienste immer leerer werden: Die ältere Generation stirbt weg, die mittlere Generation kommt nur vereinzelt, die jüngere Generation gar nicht mehr – mal abgesehen von den Konfirmanden, die kommen „müssen“.
3. Der Kirche und dem Glauben Nahestehende sowie der Kirche und dem Glauben Fernstehende kommen in den Kirchen und Kapellen bei den Gottesdiensten, zu denen auch die Amtshandlungen gehören, generationen- und milieuübergreifend in Kontakt miteinander und mit Gott. Das bedeutet Begegnung und Kontaktflächen ohne Ende.
4. Somit sind Gottesdienste und Amtshandlungen (einer) der Mittelpunkt(e) des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens, d.h. das Angebot, zu dem immer noch die meisten Menschen kommen.
5. Das ist längst nicht bei allen im Bewusstsein, weil die Gottesdienste als Einzelveranstaltungen und nicht in ihrer Gesamtheit bewertet werden.
6. Mit einem inhaltlich und zeitlich differenzierten Gottesdienstangebot in der Gemeinde bzw. in der Region käme man der Sehnsucht verschiedenster Menschen nach Sinnhaftigkeit, Gottesgegenwart, Segen, Stille, Kraft und Energie, aber auch nach Spaß, Geselligkeit, Emotion und Gemeinschaft entgegen.
7. Es gilt, das Projekt über viele Wege zu bewerben, z.B. Gemeindebriefe, Plakate, Mund-zu-Mund, Presse, Twitter, Instagramm … zu bewerben, um das angestaubte Image von Kirche und Gottesdienst aufzupolieren.
8. Ein Projekt „Gottesdienst“ könnte alle hauptamtlichen, nebenamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden sowie verschiedenste Menschen und Frömmigkeitstypen in einem gemeinsamen Vorhaben miteinander verbinden.
9. Es geht nicht darum, dass die schon Aktiven noch mehr machen, sondern es geht darum, die zu aktivieren, die bisher nicht kommen.
10. Dazu ist es erforderlich, in einem nie endenden Prozess auf die (Noch-)Nicht-Kommenden zuzugehen und sie einzubinden, was ihre Wünsche an die Gestaltung der Gottesdienste incl. der Rahmengestaltung angeht. Natürlich ist das zu fragen: Wie bezieht man die, die man gewinnen will, in die Planung dessen ein, für das man sie gewinnen will…
11. Die Frage könnte lauten: Wie würdest Du Dir den Gottesdienst und das Drumherum vorstellen, dass Du hingehst? Könntest Du Dir vorstellen, Dich einzubringen? Was hält Dich ab, zum Gottesdienst zu gehen? Welche Zeiten wären für dich besser umsetzbar?
12. Wichtig wäre, diese Fragen frei von allen existierenden Strukturen und Vorgaben vor allem denen zu stellen, die nicht kommen bzw. nicht in der Kirche sind. Wie gelingt es neben dem schon Vorhandenen Neues zu wagen bzw. wachsen zu lassen?
13. Es wäre wichtig, dann auch auf die Wünsche und Bedürfnisse der Befragten einzugehen. Deren Fragen und Anliegen müssen Raum bekommen. Das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage gilt auch hier. Denn: Wenn die Gottesdienste so, wie sie sind, denen nichts bringen, die wir einladen, kommen sie nicht, zumal dann nicht, wenn sie (schon) zu viel um die Ohren und keine Zeit bzw. keine Lust haben und für sie attraktivere Angebote wahrnehmen wollen.
14. Es könnten sich Interessengruppen (bilden und) eines Gottesdienstes annehmen, den sie gerne (mit)vorbereiten würden.
15. Indem stärker auf die Zielgruppe eingegangen wird bzw. weil die Zielgruppe in die Vorbereitung und Durchführung - wenn möglich - eingebunden wird, würden die Gottesdienste insgesamt zielgruppenorientierter.
16. Angebot und Nachfrage könnte auch thematisch zu mehr Zielgruppenorientiertheit bei den Gottesdiensten führen. Dafür müssten nicht nur kirchliche Themen und biblische Texte in den Gottesdiensten thematisiert werden, sondern auch Alltagsthemen.
17. Ein Projekt „Gottesdienst“ wäre in der Lage, die vorhandenen personellen, konzeptionellen, räumlichen Ressourcen der Gemeinden in ihrer ganzen Vielfalt miteinander zu vernetzen und zu

bündeln. Wir haben die Räume (Kirchen), die Zeit (vor allem den Sonntag), die Anlässe und die Leute.

18. Im gottesdienstlichen Bereich ist Kooperation in unterschiedlichster Form und auf Zeit möglich, zwischen Aktiven und Teilnehmenden, zwischen Einzelnen und Gemeindekreisen, zwischen benachbarten Gemeinden und innerhalb des Pfarrverbandes.
19. Ein Projekt „Gottesdienst“ würde kaum Kosten verursachen. Es wäre medienwirksam. Und es könnte alle Beteiligten beflügeln, sich gemeinsam zu engagieren und lustvoll einzubringen.
20. Hilfreich wäre ein Konzept, das nicht nur die Gottesdienste einer Gemeinde vor Ort zeitlich und inhaltlich aufeinander abstimmt, sondern alle Gottesdienstangebote des Pfarrverbandes.
21. Es wäre gut, wir würden nicht nur das beklagen, was uns Probleme macht und hinderlich ist (z.B. die schwierigen Strukturen, das fehlende Geld, die weniger werdenden Hauptamtlichen…), sondern uns auf das konzentrieren, was uns Spaß macht und erfüllt, was wir gut können und uns (hoffentlich) auch selbst etwas bringt. Dafür lohnt es sich, sich und anderen die schönen und positiven Erlebnisse und Erfahrungen mit Gottesdiensten bewusst zu machen.
22. Nicht nur um der Vielfältigkeit willen wäre es gut, immer wieder auch an anderen Orten Gottesdienste zu feiern: Sportplatz, Feuerwehrhaus, Wald, Feld, (Taufe am Heidberg-)See, öffentliche Plätze, Schützenfest, Wanderwege, open-air … Es kommen alle Orte in Betracht, wo Menschen sind.
23. Es könnten die Gottesdienste (mit den Nachbargemeinden abgestimmt) an unterschiedlichen Tagen und zu unterschiedlichen Zeiten stattfinden, z.B. Sonnabend um 18.00 Uhr oder sonntags um 8.00 Uhr oder 21.00 Uhr usw.
24. Es könnten sich die Gottesdienste an verschiedene Zielgruppen richten: Kinder, Senioren, Alleinstehende, Familien, Kindergarten, Kindergottesdienst, Gemeindegruppen, Konfirmanden, Jugendliche, Suchende, Außenstehende, Kerngemeinde, Traditionalisten, Musikliebhaber, Theaterfreunde, Event-Suchende, Unchurcheds…
25. Vielfalt in der Gestaltung könnte sich durch eine stärkere Berücksichtigung des Kirchenjahres ergeben, wie das schon der Fall ist an Heiligabend oder zum Erntedankfest. Ähnlich inspirierend für die Möglichkeiten der Gestaltung sind: Neujahr, Weltgebetstag, Gründonnerstag, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Reformationsfest, Martinstag, Volkstrauertag, Buß- und Bettag, Ewigkeitssonntag, Advent, Heiligabend, Weihnachten, Sylvester…
26. Es könnten die Gottesdienste auch musikalisch sehr unterschiedlich gestaltet und begleitet sein, z.B. Orgel, Band, Klavier, Posaunenchor, Flöten… aber auch durch DJ, Rap, Techno… Die Kooperation mit Musikern in Konzertgottesdiensten ist für alle eine win-win-Situation. (Die Liturgie macht semiprofessionellen Musikern große Probleme).
27. Segnungsgottesdienst, Abendmahlsgottesdienst, Festgottesdienst, Gesprächsgottesdienst, Lichterkirche, Pilgergottesdienst, Meditationsgottesdienst, Gebet für die Kranken (Heilungsgottesdienst), Segnungen, Handauflegen, Taizé-Gottesdienst, Kletterkirche, Bibliolog, Kreuzverhör nach der Predigt, Pro & Contra Gottesdienst, Abendspaziergang mit Abschlussandacht, Abendgottesdienst mit Abend(mahl)tafel, Talkrunde zur Predigt
28. Auch die Amtshandlungen (Taufen und Tauferinnerungsgottesdienste, Trauungen und Valentinstaggottesdienste, Ehejubiläen, Konfirmationen, Konfirmationsjubiläen, Bestattungen, Schul(anfänger)-gottesdienste, Verabschiedungsgottesdienste, Einführungsgottesdiente…) bieten vielfältige Anknüpfungspunkte, sofern sie nicht ausschließlich in separierten Gottesdiensten vorkommen.
29. In dem Maße, in dem es uns gelingt, mit den verschiedensten kirchlichen und außerkirchlichen Zielgruppen und Einrichtungen schöne, abwechselungsreiche Gottesdienste zu feiern, sollte es auch möglich sein, mit den Gottesdiensten mehr missionarische Strahlkraft zu entwickeln.
30. Und die werden wir haben, wenn wir uns einig sind: Es geht darum, in den Gottesdiensten einander und Gott zu begegnen, miteinander und mit Gott ins Gespräch zu kommen, aufeinander und auf Gott zu hören, Freud und Leid zu teilen.
31. Wo Menschen sich anbetend Gott zuwenden und sich des sie tragenden Grundes vergewissern, finden sie über alle Unterschiede und über alles Trennende hinweg zueinander.
32. Dadurch entsteht eine miteinander und mit Gott verbundene Gemeinschaft von Menschen, die im Alltag erstens Kirche und zweitens für andere da sein können.
33. Je mehr mitmachen und das Projekt „Gottesdienst“ auf ihre Weise unterstützen, innerhalb wie außerhalb der Gemeinden, unab-

hängig vom Umfang des Engagements und des Erfolgs, desto größer werden die Synergieeffekte und der „Erfolg“ sein.

34. Je besser das Umfeld der Gottesdienste organisiert ist, also das, was vor und nach den Gottesdiensten stattfindet (z.B. Brunch, Musik, Kirchcafé, Abendschoppen, Büchertisch, Weltladen, Mittagessen, Podiumsdiskussion, Party, Kinderbetreuung …) desto attraktiver wird es, zur Kirche bzw. zum Gottesdienst zu gehen. Was könnte für die Gewinnung Außenstehender interessant sein und in den Gottesdienst ziehen? Das Beiprogramm muss für Außenstehende so beschrieben werden, dass man weiß, was einen da erwartet.
35. Zu überlegen wäre auch ein Gottesdienstformat („Gottesdienst light“), das sich an Menschen (Seltengänger und unchurched people) richtet, die einen niedrigschwelligen Wiedereinstieg bräuchten.
36. Da in allen Gemeinden ohnehin Gottesdienste gefeiert werden und jede Gemeinde das auch weiterhin auf ihre Weise tun kann, ermöglicht das Projekt bei einem Minimum an Mehrarbeit ein Maximum an Zugewinn.
37. Ziel sollte nicht sein, in einzelnen Gottesdiensten mit viel Aufwand einmalig etwas ganz Besonderes zu machen. Ziel sollte sein, möglichst viele Gottesdienste mit ein wenig Mehraufwand langfristig für alle Beteiligten attraktiver zu gestalten.
38. Viele unterschiedliche Ideen ließen sich in das Projekt integrieren, sodass niemandem etwas aufgezwungen würde, aber alle von den Synergieeffekten profitieren könnten.
39. Wenn wir uns was vornehmen, dann sollte es **smart** sein: **s** wie spezifisch und konkret - **m** wie messbar (Wie?) - **a** wie attraktiv (Wodurch?) - **r** wie realistisch, erreichbar - **t** wie terminiert, z.B. eine Nacht der Kirchen im Braunschweiger Süden oder ein Pilgerweg (mit Rad) von einer Kirche des Braunschweiger Südens zur anderen oder Familiengottesdienste mit einer Kinder- oder Kitagruppe.
40. Man könnte auch sagen „Smart mit Hilfe von AIDA“ **AIDA** ist eine Werbeformel und hier vielleicht auch hilfreich.

    Attention: Die Aufmerksamkeit des Umworbenen wird geweckt.

    Interest: Der Umworbene interessiert sich, sein Interesse wird geweckt.

    Desire: Der Wunsch nach Gottesdienst wird ausgelöst.

    Action: Der Umworbene besucht den Gottesdienst.

Konzentrieren wir uns mit aller Kraft darauf, aus den zuweilen immer gleich ablaufenden Gottesdiensten mit rückläufigen Gottesdienstbesucherzahlen ganz besondere, attraktive und zielgruppenorientierte Gottesdienste werden zu lassen. So kämen wir zu einem in jeder Beziehung differenzierten Gottesdienstangebot vor Ort und in der Region.